laube

,2



№ 31. — 1881.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Mutter und Sohn.

Von A. Godin.

(Fortsetzung.)

„Wie heißest Du?“ fragte Fügen, nur um des Kindes Stimme zu hören.

„Siegmund Riedegg heiß’ ich. Und Dich kenn’ ich auch. Du bist ein Richard — hab’ Euch vorhin schwatzen hören. Kommst Du auf die Moosburg, Mann? Dann zeig’ ich Dir mein Schaukelpferd.“

„Ich komme,“ rief Fügen mit wunderlicher Inbrunst, drückte seine bärtige Wange gegen das weiche Gesichtchen des Kleinen und war im Begriff, ihn niedergleiten zu lassen, als er sein linkes Bein fest umklammert fühlte.

„Laß los! Laß mein’ Sigi los!“ rief es mit vollem Kinderzorn zu ihm auf. Das Dirnchen rüttelte so tapfer, als wollte es den Angegriffenen zu Falle bringen. Die schwarzen Augen blitzten.

„Maxi!“ mahnte Jana strafend.

„Ist das ein Unkräutchen!“ sagte die Müllerin und faltete ihr Strickzeug zusammen. „Die müßt Ihr besser ziehen, sonst kommt Das aus Rand und Band. Man merkt’s gut, daß hier wildes Blut sein Wesen treibt. Jetzt mag’s noch angehen, bald wird’s aber doch Zeit, sie anders zu halten, als wie ein Geschwister vom jungen Herrlein.“

„Ist sie denn das nicht?“ sagte Fügen, der lachend den Knaben niedergestellt hatte.

„I bewahre!“ eiferte die alte Frau. „Ein wilder Schoß ist’s, der in Wien der Gnädigen einmal vor die Thür gelegt worden ist und den sie da behalten hat und großziehen will, statt den Wurm im Findelhaus abzugeben, wohin so Was gehört. Kann mir schon vorstellen, daß unsere Jana dabei die Hand im Spiele gehabt hat — die war alleweil ein Kindernarr und weichmüthig wie Butter. Ich mein’ bald, ich hör’s, wie sie der Gnädigen vorgeredet haben mag, daß sie alle Müh’ auf sich nehmen wollte. Na, das hat sie freilich rechtschaffen gethan; man darf sagen, sie giebt auf Eins von den Kindeln so viel, wie auf’s Andere. Und Gotteslohn ist schon dabei — nur verziehen sollen sie das Ding nit. Ist so wie so an Unband. Aber da schauen’s nur wieder die Jana an! Roth wie ein Puthahn wird sie allemal, wenn Eins an ihrem Ziehkind ’was auszusetzen hat. Komm daher, Maxi!“

Die Gerufene schlüpfte wie eine Eidechse unter den Händen Jana’s durch, welche eben im Begriffe war, ihr das Strohhütchen festzubinden, lief blitzschnell zur Müllerin und funkelte sie mit erwartungsvollem Blicke an.

„Dem Herrn da sollst ein Patschhändchen geben, daß er sieht, Du kannst auch brav sein.“

Flink kletterte das Kind auf den Schooß der Frau, stellte sich dort kerzengrade aufwärts und streckte Fügen ein braunes Händchen entgegen, um es hurtig zurückzuziehen, als er Miene machte, es zu fassen. Im nächsten Momente rollte sie wie ein Knäuel auf den Boden.

„Ist das eine Art!“ schalt die Alte. „Woher das Kind nur all den Unfug lernt!“

„Den weiß ich auswendig,“ rief Maxi lustig.

„Komisches Ding!“ lachte Fügen ergötzt.

Die Kleine sah ihn bitterböse an. „Bin kein Ding — Ding ist was Garstiges — bin Maxi.“

„Darf ich Sie begleiten und meinen Frieden mit diesem Kampfhähnchen machen?“ fragte Fügen, zu Jana gewendet. „Wir haben gleiche Richtung, und wenn ich Ihnen nicht lästig falle —“

Sie nickte zustimmend, verabschiedete sich von der Mutter und rief ihrem Bruder Lois, welcher seine Schnitzarbeit nicht unterbrochen hatte, einen Gruß zu. Dann schlug sie den Heimweg ein, an jeder Hand ein Kind, wie sie Fügen stets gesehen. Als sie vor ihm her den Steg überschritt, ward ihm ihr leichter Gang und die fein aufgebaute Gestalt mit dem schweren Blondhaare als Krone zur wahren Augenweide. Alles an dieser Erscheinung war musikalisch, harmonisch. So auch fand er ihre Aeußerungen, während er, von Dem und Jenem plaudernd, neben ihr des Weges schritt. Gern hätte er sein Geleite bis nach der Moosburg angetragen, doch gehorchte er dem Tactgefühle, das ihn zurückbleiben hieß, als Jana in das Postbureau eintrat, um nach etwa vorliegenden Briefen zu fragen.

Der angeregte Wunsch ließ aber dem lebhaften Manne nicht länger Ruhe, als bis zum folgenden Nachmittage. Obgleich der Himmel schwer voll Wolken hing, mochte er den Gang nach der Moosburg nicht verschieben — wer weiß, morgen strömte vielleicht einer der unsterblichen Tiroler Regen nieder, welche ein mindestens achttägiges Regiment energisch durchzuführen pflegen. Also vorwärts! Jede Berührung seines empfänglichen Naturells wirkte unmittelbar auf den ganzen Menschen, so auch diese neue Regung von Freude. Nur ein Bedenken störte ihn. Welche Bewandtniß mochte es mit der Herrin des Hauses haben, in das er einzuziehen wünschte? Er wußte von ihr nichts, als daß sie Wittwe sei. Eine noch junge Wittwe ohne Zweifel, dem zarten Alter ihres Knaben nach, ebenso gewiß aber eine melancholische, ungesellige Natur. Er suchte sich die wenigen Aeußerungen Jana’s über ihre Herrin zusammen; sie hatte gerathen, Nachmittags hinauszukommen,

da während der Morgenstunden die gnädige Frau beschäftigt und nicht gern gestört sei. Am Ende gar eine Schriftstellerin? Dieser Gedanke war ihm unheimlich. Gleich den meisten naiven Männern schätzte er an der Frau nur das Unmittelbare; geistreiche Frauen „von Profession“ waren ihm unsympathisch. Was lag aber im Grunde hieran? Die Person der Burgherrin kümmerte ihn wenig. Mochte sie sich beschäftigen und geberden wie sie wollte. Die anheimelnde Burg, der gute Geist, welcher jedenfalls dort waltete und den er bereits mit Augen geschaut, die interessanten Kinder zogen ihn an.

Während er den moosigen Hügel erstieg, dessen Fläche die Ruinen und das Wohnhaus trug, kehrte volles Frohgefühl bei ihm ein, und es erschien ihm als gutes Omen, daß er schon von fern die beiden Kinder auf dem Rasenplatze vor dem eisenbeschlagenen Hausthor spielen sah. Kaum erblickten sie den Gast, als sie ihm zutraulich entgegenrannten. Ein riesiger Neufundländer, der auf der Schwelle gelagert, erhob sich majestätisch und richtete die klugen Augen auf den Fremden, als wolle er prüfen, ob solches Zutrauen auch verdient sei.

Im Geleite dieser Gesellschaft betrat Fügen wohlgemuth das Haus und vertraute sich ihrer Führung zur „Mutter“. Auf die Frage nach Mama hatte nämlich Siegmund den Kopf geschüttelt und energisch sein deutsch gewohntes Wort betont. Während der Gast Treppe und Flur überschritt, sah er sich nach Jana um, als sei es selbstverständlich, daß sie ihn einführe. Doch kam sie nicht zum Vorschein, und er mußte sich mit der Meldung begnügen, welche Maxi, während Siegmund, auf den Zehen erhoben, die Thür aufklinkte, unter dessen Arm im höchsten Discant ihrer hellen Stimme in's Zimmer hinein rief:

„Der Richard kommt.“

Sie faßte nun den Knaben am Röckchen und jagte mit ihm davon.

Die Herrin des Hauses erhob sich; sie trat Fügen entgegen. Ihre Schönheit überraschte ihn so sehr, daß er im ersten Moment vergaß, sich zu verbeugen, und als er dies alsdann nachholte, geschah es ein wenig linkisch.

In der Art vollkommen schöner Menschen liegt etwas von der Einfachheit hervorragender Geister. Sie sind so daran gewöhnt auf Andere zu wirken, daß sie selbst nie an Wirkung denken, und somit den ersten frappanten Eindruck, den sie hervorgerufen, in reines Wohlsein auflösen. Schönheit erfreut Jeden, auf den Künstler übt sie aber einen besonderen Zauber; es ist gleichsam, als würde sein auf das Ideal gerichtetes Bedürfniß momentan durch dessen Spiegelbild befriedigt; Fügen's Lebensgeister hoben sich sofort um einige Grade, und sobald dieser naive Mensch sich gehen ließ, ward er ungemein liebenswürdig, „durchsichtig“ könnte man sagen, durchsichtig bis in sein ehrliches Herz hinein.

Noch waren zwischen Gast und Hausfrau nur wenige Worte getauscht, und schon war man über alle Präliminarien des künftigen Vertrages im Reinen. Das Bedenken Frau von Riedegg's, daß man bei der isolirten Lage der Moosburg dort, was materielle Lebensbedürfnisse betrifft, sehr beschränkt und von Zufälligkeiten abhängig sei, machte Fügen wenig Sorge. Das seinige dagegen kam etwas zögernd zum Vorschein, und der Ausdruck seines Gesichts erhielt einen Anflug von Komik, während er sagte:

„Fräulein Jana wird nicht verschwiegen haben, daß ich zu Zweien einziehen würde?“

Die rasche Fingerbewegung, womit er sich deutlich zu machen suchte, war leicht in eine Cadenz zu übersetzen.

„Ein Flügel ist hier zur Disposition,“ sagte Genoveva, „und gern überlasse ich ihn einer Meisterhand. Es ist ein gutes Instrument, das unbenutzt steht. da ich selbst nur mit dem Ohr musikalisch bin. Betrachten Sie sich die Räumlichkeiten des zweiten Stockwerkes! Wenn sie Ihnen zusagen, Einsamkeit Sie nicht abschreckt und Sie mit ländlicher Bewirthung vorlieb nehmen wollen, sollen Sie willkommen sein. Für uns Frauen wäre es ein beruhigender Gedanke, für einige Zeit auf männlichen Schutz in dieser Abgeschiedenheit rechnen zu dürfen.“

Während sie sprach, horchte Fügen mehr auf das vollklingende Organ, als auf die Worte und betrachtete dabei den schönen Kopf vor ihm so arglos und anhaltend, als sei er ein plastisches Kunstwerk. Die classisch reinen Züge verschönerten sich noch im Sprechen, aber dennoch schien darin etwas zu leben, was deren Verwandtschaft mit den Gebilden der Antike gleichsam wieder aufhob.

Darüber verlor er sich in ein Grübeln, das ihn die Antwort vergessen ließ, und gerieth in Verwirrung, als er einem etwas erstaunten Blicke begegnete. Vergeblich besann er sich auf ein passendes Wort; er hatte das innere Gleichgewicht verloren und wünschte sich weit weg. Da ging die Thür auf und Jana trat ein. Das Unbehagen, welches den Gast so plötzlich ergriffen, verschwand auf der Stelle. Er bot der schlichten, hellen Gestalt die Hand entgegen, wie einer uralten Bekannten, die man in der Fremde wiederfindet.

„O du guter Hausgeist!“ dachte er.

8.

Wenige Tage später hatte der Musiker seine luftige Warte bezogen. Als er, von der Morgensonne geweckt, welche durch den herzförmigen Ausschnitt des Fensterladens in das nach Osten gelegene Schlafzimmer strömte, dort zum ersten Mal die Augen aufschlug, lachte er vor Behagen. Alles, worüber sein Auge hinschweifte, heimelte ihn an. Die großen bunten Blumen der Zitzvorhänge erschienen so farbig in der Sonnenbeleuchtung; die Ringe und Schlösser der alten ausgebauchten Kommoden und Schränke blitzten wie Gold. Selbst die aus Urgroßmutterzeiten stammende, aus allerlei Kattunstückchen zusammengesetzte Decke des fast viereckigen Bettes, in welchem sich der Erwachende behaglich dehnte, machte ihm Freude. Er drückte seinen buschigen Kopf in das Kissen zurück, staunte die Stukkaturen des Plafonds an und besann sich, ob es nicht wohlgethan sei, mit gleichen Füßen aus dem Bette zu springen, die Läden weit zu öffnen und all das Leuchten voll hereinströmen zu lassen — oder ob dies hindämmernde Wohlsein vorerst jeder Augenweide vorzuziehen sei. Er blinzelte mit den Augen und lachte lautlos in sich hinein, wie ein Kind, dem etwas gar Schönes gezeigt wird, wonach es nur die Hand auszustrecken braucht. Und doch stand dieser Mann bereits auf der Neige der dreißiger Jahre, war durch manche rauhe Schule des Lebens gegangen, nicht arm an Erfahrungen und Enttäuschungen. Das aber gehört zum Wesen des Künstlers, daß lebenslang etwas vom Kinde in ihm lauscht, eine Frische, die ihn bei dem leisesten Anstoße die Augen weit öffnen, alles Neue mit Hochgenuß erfassen läßt. Solchem Sinne ist es gegeben, jedes einzelne Erlebniß, das Anderen für bloße Zufälligkeit gilt, als ganz eigens für sich erfunden und vom Schicksal zubereitet aufzufassen. Nicht selten giebt auch die Zukunft diesem Sinne Recht, und aus dem Körnchen, welches achtlos gesäet worden, keimt ein Baum hervor, dem Jahresringe anwachsen und der endlich über ein Schicksal schattet.

Richard Fügen war von Geburt ein Wiener. Melodien hatten bereits seine Wiege geschaukelt. Sein Vater, ein begabter, wenngleich kein genialer Künstler, war Orchestermitglied der kaiserlichen Oper, seine Mutter zur Zeit eine gefeierte Zerline und Fanchon gewesen, hatte aber bald ihre Stimme verloren, und der brave Geigenstrich des Vaters gewann ihm auch im Laufe der Jahre keine bessere Stellung, als er schon in der Jugend errungen. Murrend und mit bitteren Klagen über erlittene Ungerechtigkeit verschwor sich Moritz Fügen hoch und theuer: sein Junge solle Kanzlist oder gar Handwerker werden, nur kein Künstler, der es lebenslang zu nichts bringen könne. Kaum hatten aber die Händchen des Knaben Kraft zu einer selbstständigen Bewegung, als sie sich schon nach der Geige ausstreckten. Es ging mit den Gelübden des Alten, wie mit allen in Liebesgrimm geschehenen Schwüren; sie schmolzen wie Schnee vor der Sonne, und so kam es denn auch, daß dem Vater das Künstlerherz in heller Freude zitterte, als er wahrnahm, daß die Träume seiner eigenen Jugend im Sohne Wirklichkeit zu werden versprachen. So viel hatten aber doch selbsterlittene Enttäuschungen vermocht, daß er darauf bestand, Richard müsse alle Schulclassen durchmachen, um nicht auf Musik als Broderwerb hingewiesen zu sein. Hörte er indessen, wie der Gymnasiast schon bei grauendem Morgen im Dachstübchen den Bogen ansetzte, um während der dem Schlafe entzogenen Stunde mit eisernem Fleiß zu üben, dann wurden dem alten Geiger die Augen feucht, ob er sich das gleich nicht merken ließ. Im Gegentheil ward der Vater von Jahr zu Jahr karger gegen den Sohn, nicht nur mit Lob, nein, mit Allem. Seit ihm die Frau bei Anlaß einer Epidemie rasch hinweg gestorben, wurde der alte Fügen fast zum Geizhals, begann Stunden zu geben und beschnitt seine Ausgaben

um so mehr, je mehr er erwarb. Ohne es Richard am Nothwendigen fehlen zu lassen, erhielt er ihn nach allen Richtungen hin bei strenger Diät. Der Sohn ertrug jede vom Vater getheilte Entbehrung als selbstverständlich, und war nicht wenig ergriffen, als Dieser ihm ganz unerwartet Freiheit und Mittel bot, seinen heißesten Wünschen zu folgen. Sobald Richard's Abiturientenexamen bestanden war, sandte der Alte ihn nach Rom und Paris, um Kirchen- und Opernmusik zu studiren und sich in der Compositionslehre zu vervollkommnen; er griff hierzu sogar sein kleines, wohlgehütetes Capitalvermögen an. Des Jünglings lange gebundene Flügel regten sich kräftig; wechselnde Affecte gingen durch seine Tage; seine Intelligenz fand vielfache Anregung, der Brennpunkt seines Daseins war und blieb aber die Musik.

Der Name des jungen Künstlers ward bekannt; Empfehlungen und Förderung boten sich ihm sowohl in der Fremde wie in der Heimath; sein originelles Compositionstalent fand Anerkennung und gewann ihm die Unabhängigkeit, welche seinem Naturell unentbehrlich war. Im Lauf der Jahre wurde ihm der Dirigentenstab derselben städtischen Capelle angeboten, welcher sein nun hingeschiedener Vater als Mitglied angehört hatte; er mochte sich aber nicht für lange Dauer binden und hatte vorgezogen, die weniger reichlich dotirte, aber unabhängigere Stellung als Capellmeister eines Musikvereins anzunehmen, dessen Kräfte immerhin gut waren, welcher aber nur einen Theil seiner Zeit in Beschlag nahm. Ein Sturm, der plötzlich durch die Welt brauste, hob diese Verpflichtung auf, indem er den Musikerverein, gleich manchen anderen, in alle Winde verwehte — das Jahr 1848.

Fügen war Idealist; arglos, leicht entzündbar, aber auch leicht abgestoßen, niemals fähig sich nach einer andern Decke zu strecken, als der seiner Individualität, würde er sich vielleicht in Leidenschaften verbraucht haben, hätte nicht die Kunst jede gefährliche Rivalität zurückgedrängt. Persönlichkeiten wirkten weniger stark auf ihn, als Ideen; was über dem Treiben gemeinen Lebens stand, riß ihn leicht hin. So kam es, daß ihn das Revolutionsjahr in seine Wirbel zog. Sein braves Herz hatte sich allzeit empört, wenn er das Elend Armer, Unterdrückter sah; feurig erfaßte er das drastische Heilmittel einer Weltverbesserung, die er im idealsten Sinne begriff und mitzugestalten ersehnte. Welch ein Schmerz aber ergriff ihn, als er den Giganten, an den er geglaubt, schon nach kurzer Zeit in schwache, verzerrte Linien zerfließen sah! In den Reihen, in die er sich gesellt, wurde es schwüler und schwüler; statt männlichen Wirkens kamen zügellose Phantasien zu Worte, und der Entschluß, sich alledem wie durch einen Ruck schnell zu entziehen, erwachte in ihm als Selbsterhaltungstrieb. Menschen und Dinge waren ihm verleidet; es litt ihn nicht mehr in der Hauptstadt, wo er sich täglich mehr ernüchtert und abgestoßen fühlte.

Diese Stimmung hatte den Meister nach Tirol geführt, wo er sich im Umgang mit schlichten Leuten, ein paar Lieblingsbüchern und seinen Gedanken wieder auf seine eigenen Ziele zu besinnen versuchte. Und nun fand er sich ganz unerwartet wohlgeborgen in fremder Häuslichkeit. Fast ohne sein Zuthun war ihm das geworden, wie im Märchen Wünsche ausgesprochen und durch gute Feeen sofort erfüllt werden. Es kam ihm vor, wie ein paradiesischer Traum nach unleidlichem Alpdruck. Der stets in einem Winkel seines inneren Menschen auf der Lauer stehende Enthusiasmus bemächtigte sich seiner Stimmung und bald wogten auch musikalische Gedanken vor ihm auf, noch unfaßbar wie ziehende Wolken, aber auch darin den Wolken gleich, daß sich Umrisse bildeten, farbige, goldbesäumte. Es ward ihm glückselig zu Muthe; Tage und Wochen glitten ihm so freudig dahin, daß er sich selbst zuweilen ein wenig närrisch vorkam, weil sich doch eigentlich gar nichts Besonderes mit ihm zugetragen.

Darin freilich irrte er; denn mit Einem, der nie ein wirkliches Hausleben gekannt und nun dessen wohlthuenden Hauch athmet, trägt sich wirklich Besonderes zu. Auf mutterlose Kinderjahre voll Entbehrung war sein achtloses Junggesellenleben gefolgt, das Leben eines Wandervogels, überall und nirgend daheim, selbst dort, wo sein Nest stand, weder kundig noch fähig, sich dieses Nest irgendwie weich auszufüttern. Zum ersten Mal im Leben fand er sich als Glied eines geordneten Haushaltes, in Frauenpflege, im Genuß eines Comforts, den er täglich, stündlich als unendliches Behagen empfand, wenn er ihn auch zuvor nie vermißt hatte. Kein Unberufener störte ihn bei all seinem Dichten und Trachten; nach überreichen Stunden einsamen Schaffens warteten Anregung und Ruhe zugleich auf ihn, und das Alles genoß er daheim. Wie köstlich war ihm das, wie neu und lebenswerth!

Die Tage gingen auf der Moosburg in rhythmischem Schritt, einfach und gleichmäßig. Zwei weibliche Dienstboten besorgten Haus und Feld in stiller Weise, und Jana traf dafür die Anordnungen. Tags über bekam der Gast die Hausfrau niemals, Jana nur vorübergehend zu sehen; diese war dann immer mit den Kindern oder mit Blumen beschäftigt. Von seinem Fenster aus sah er sie das im Herbstflor stehende dem Wiesenplan abgewonnene Gärtchen pflegen, auch die letzten Früchte des Jahres sammeln.

Das einfache, aber stets sorgsam bereitete Mittagsmahl wurde dem Gast auf seinem Zimmer servirt, aber das Abendbrod, überhaupt die Abendstunden, genoß er mit den Frauen. Dies hatte sich anfangs nur ab und zu, halb zufällig ergeben, ward aber bald zur stehenden Gewohnheit. Schon zur Zeit seines Einzuges begannen sich die Tage zu kürzen. Das Einbrechen der Dunkelheit bestimmte die Zeit, zu welcher Frau von Riedegg in ihrem Wohngemach, einem Eckzimmer, sicher zu treffen war und der Hausgenosse sich willkommen wußte, er mochte sich früher oder später einfinden.

Dieses Eckzimmer, zwischen dem an die Terrasse grenzenden Saal und der Kinderstube gelegen, fand er besonders warm und traulich. Es war bis zur halben Höhe getäfelt; den übrigen Theil der Wände deckten alte Gobelins, deren noch frische Farben verschiedene Jagdzüge darstellten, figurenreich und lebendig, und die Einrichtung stimmte zum Charakter dieser Wandbekleidung. Auf geschnitzten Schränken standen Gruppen von Majoliken, dazwischen schwere deutsche Krüge und schlanke Gläser aus Venedig. Jetzt, bei schon vorgerückter Jahreszeit, war der getäfelte Boden mit einem dichten Teppich belegt.

In der Nähe des riesenhaften Ofens, dessen blaßgrünen Kacheln Scenen aus dem alten Testament eingebrannt waren, stand der ovale schwere Tisch, auf welchem das Material für die Abendbeschäftigung der Frauen ausgebreitet lag. Fügen wußte nun, daß er der Schloßherrin „Unrecht gethan“, als er ihre zurückgezogenen Stunden schöngeistiger Thätigkeit gewidmet glaubte. Sie schriftstellerte nicht, nein, sie brachte diese Zeit damit hin, Fächer zu malen, welche einem Geschäftshause der Residenz zugingen. Als Fügen einmal Jana beim Einpacken einiger dieser zierlichen Kunstwerke betraf, zeigte sie ihm dieselben. Er verstand sich wenig auf Malerei, um so besser aber auf die Natur, und war entzückt von der Grazie dieser Blüthen und Phantasiegewinde, welche nur künstlerische Begabung so erdacht und ausgeführt haben konnte.

Obgleich Frau von Riedegg in seiner Gegenwart von dieser Uebung nicht sprach, wie sie sich denn überhaupt nicht über ihr Thun und Lassen zu äußern pflegte, so that sie doch auch nicht heimlich damit. Nicht selten nahm sie statt der Nadelarbeit des Abends eine ihrer Mappen zur Hand, um unter mancherlei Skizzen eine Wahl zu treffen, und zog Fügen's Geschmack dabei zu Rathe. Die Behaglichkeit, welche er im Hause genoß, erhöhte sich ihm, seit er wußte, daß er nicht der Kostgänger einer vornehmen Müßiggängerin sei. Genoveva's Persönlichkeit imponirte ihm nach wie vor, die Entdeckung aber, daß sich in dieser Juno eine den Anforderungen des Lebens tapfer gegenüberstehende Frau, eine Arbeiterin, gewissermaßen eine Künstlerin verberge, brachte sie ihm innerlich näher und machte sie ihm zugleich um Vieles interessanter, wie sie denn überhaupt seine Gedanken besonders dann oft beschäftigte, wenn er sich nicht in ihrer Gegenwart befand. Ihre Verhältnisse schienen ihm klar vor Augen zu liegen. Eine junge Wittwe, bei vornehmer Gewöhnung in ihren Mitteln beschränkt, und so darauf angewiesen, ein abgelegenes Eigenthum zu bewohnen, vielleicht weil Erinnerungen es ihr lieb machten, vielleicht auch weil es bei gegenwärtigen Zeitläuften nicht verkäuflich war, oder die alten Lebensgewohnheiten sich nur so durchführen ließen — was konnte ihm einleuchtender, wahrscheinlicher erscheinen? Daß sie mit ihrem Gatten hier gewohnt hatte, daß derselbe während einer Reise plötzlich auswärts verunglückt und die so hart Betroffene dann mit Kind und Gesinde aufgebrochen war, um erst nach einigen Jahren zurückzukehren, das war ihm schon früher erzählt worden. Wie kam es trotzdem, daß er das Gefühl nicht los werden konnte, in dieser Frau ein Räthsel vor sich zu haben? Vielleicht lag das aber nur in dem Contrast, der zwischen ihrer Lage und ihrer Persönlichkeit bestand. Genoveva gab sich zwar einfach, aber sie war es nicht. Ihr geistreiches Gespräch, das nicht selten zu feuriger Leb-

haftigkeit aufblitzte, bewies, wie viel sie von Welt und Menschen kannte, welchen weiten Horizont ihre Gedanken, selbst ihre Erfahrungen übersahen. Sie riß dann ihren Zuhörer hin und brachte in ihm selbst alles Feuer in Fluß; sein Auge hing bewundernd an dem unerforschlich schönen Gesicht, und doch fühlte er etwas wie eine unsichtbare Mauer zwischen sich und ihr. Alles, was er war, kam durch sie in Bewegung; den tiefsten Grundton seiner Seele schlug sie nicht an. Und doch hatte sie für ihn etwas Lockendes, als stünde er vor einem Waldwege, der sich in golddurchglühte Schatten verliert, wo man eindringen möchte, um zu schauen, wie es tief drinnen aussieht, ob auch da noch Sonnenfunken das Laub vergolden oder tiefes Schattendunkel vorherrscht.

Wenn Fügen an Genoveva dachte, wurde er ernst; dachte er an Jana, so lächelte er in sich hinein. Jana ward ihm zum Herzenstrost, wo und wie er sie immer sah. Der Instinct seiner Zusammengehörigkeit mit diesem harmonischen Wesen gestaltete sich ihm binnen wenigen Wochen zu einer Art Anrecht auf ihre Person. Zu diesem Gefühle in ihm mochte auch beigetragen haben, daß sie sich gleich anfangs sein „Fräulein“ verbeten und begehrt hatte, mit ihrem Taufnamen von ihm gerufen zu werden.

„Jeder nennt mich nur Jana,“ sagte sie, „ich bin und bleibe das Dorfkind, und mein Tirolerhütchen paßt für kein Fräulein.“

Das hatte ihm überaus gefallen, und seitdem trug er, wie er sich einmal scherzend äußerte, ein unsichtbares Halsband, auf dem der Name Jana stand. Der naive Vergleich war trotz seiner Kühnheit nicht ganz aus der Luft gegriffen; denn sobald der Musiker seine Zimmer verließ, folgte er Jana's Spur. Er hatte beständig etwas mit ihr zu theilen, irgend ein Anliegen, worüber er mit ihr verhandeln mußte. Bei ihr waren fast immer die Kinder, mit denen ihn eine große Freundschaft verband und die des „Richard“ habhaft zu werden suchten, sobald sie seiner ansichtig wurden. Durften sie mit Jana hinab in's Thal, zu nahen oder weiteren Gängen, dann entwischte zuvor gewiß eins oder das andere von ihnen und klopfte, allem Verbot zum Trotz, heimlich an seine Thür. Das hörte er immer gern, selbst wenn er mitten in der Arbeit war, und stand dann ganz unversehens mit seinem buschigen Kopfe, dessen Zustand sofort verrieth, daß er im Schaffen gestört worden, wanderlustig neben der sanft scheltenden Jana. Auf solchen Spaziergängen plauderte sich's am besten. Das kleine Volk schwärmte voraus und nebenher, von der Pflegerin nie einen Moment außer Augen gelassen, während Sinn und Ohr jedem Worte ihres Begleiters ebenso eifrig lauschte, als er ihre Reden hinnahm. Gerade die Mischung von Unerfahrenheit, ja Unwissenheit, mit feinstem Verständniß entzückte Fügen an ihr. Nicht umsonst hatte das kluge, von Natur gedankenvolle Mädchen seit Jahren in stetem Verkehr mit Genoveva gelebt; mit dem Instinct, welcher der weiblichen Natur so besonders eigen, hatte sie sich gerade nur das zugeeignet, was für sie paßte. Fügen meinte im Stillen, er sei nie zuvor so anziehender Mädchenhaftigkeit begegnet. Und wie hell und frei lag dieses junge Leben dem Auge offen! Ihr bis in den Grund der Seele zu schauen, schien ihm kinderleicht, und wenn plötzliches Erröthen oder Stocken verrieth, daß auch sie zuweilen etwas verschwieg, so wußte er, das galt der Herrin.

(Fortsetzung folgt.)

Um die Erde.*

Von Rudolf Cronau.

Erster Brief: Aus den Straßen New-Yorks.

New-York, im April 1881.

Gewiß haben Sie auf meine versprochenen Reisebriefe schon lange gewartet, aber, lieber Herr Doctor, wenn man eine Wanderung um die Erde macht, so geht nicht immer Alles so glatt, wie man denkt. Man reist heutzutage so rasch und die Eindrücke drängen und thürmen sich uns so massenhaft entgegen, daß es geradezu unmöglich ist, von Allem Rechenschaft zu geben, was uns begegnet, und dann bedenken Sie: eine große Schwierigkeit liegt darin, aus der Fülle des Interessanten das Interessanteste herauszugreifen. Meine Reisebriefe werden daher von vornherein einen aphoristischen Charakter tragen, auch wird man billiger Weise von einem Wanderer, der flüchtig die Länder durchstreift, der heut eine Negerhinrichtung, eine Kunstausstellung und ein Narrenhaus, morgen Präsidenteninauguration und Klimafieber, dann wieder Carnevalssitzungen, Tabaks- und Guanofabriken durchzukosten hat, der heut von eines Kirchthurms höchster Zinne seinen Blick über das Städtegewühl schweifen läßt, morgen hingegen in's Innerste der Erde hinabsteigt, um den Eigenthümlichkeiten irgend einer Höhle nachzuspüren — man wird von ihm die Schilderung tiefer liegender socialer Verhältnisse und politischer Zustände nicht verlangen.

Bunte Bilder sind's, die ich Ihnen bringe, vielleicht darum interessant, weil sie mit Maleraugen gesehen wurden, welche die Dinge ja in einer eigenen Beleuchtung sehen sollen. So sei es denn — hinein in's volle Menschenleben!

Der letzte Tag unserer Seereise war ein Feiertag, und die Erregung, die den Menschen befällt, sieht er der nahen Verwirklichung eines lang gehegten Wunsches entgegen, trieb mich aus der Enge meiner Cabine früh nach oben. Wir schwammen einsam auf weitem Meer; der Leuchtthurm von Fire Island, welcher uns in vergangener Nacht den ersten Gruß aus Neuer Welt geboten, war wieder im Spiel der Wellen versunken, oder er barg sich in der aschgrauen Dämmerung, die bleischwer im Norden und Westen herniederhing. Nur fern im Osten glimmte und glühte es; die einzelnen langgezogenen Wolkenstreifchen färbten sich mehr und mehr; bunter und bunter ward die Farbenscala des Himmels und durchlief alle Töne vom durchsichtigsten Grün bis zum tiefsten Blau, der Ocean aber wallte und wogte wie flüssiges Gold und spielte in tausend Schattirungen, durchwirkt mit allen Perlmuttertönen. Im Vorgrunde bäumten sich einzelne Riesenwogen; ihre Farben waren das tiefste Mineralblau; nur die Kämme zischten und sprühten wie geschmolzenes Metall. Unendlich wechselnd war das Schauspiel, am erhabensten, als sich das urälteste und größte Mysterium auf's Neue vollzog und die glühende Sonnenscheibe wie eine feurige Insel dem Ocean entquoll. Und jetzt, inmitten dieser feierlichen Morgenstille, erklingt der Ruf: „Land — Land —“ den Lippen von tausend Passagieren, die schon längst den Blick starr und unverwandt gen Westen gerichtet hielten. Land! — wahrhaftig, da liegt es vor uns — lange, schwankende Contouren am Horizonte!

Amerika! Wie oft haben wir in der alten Welt staunend die Kunde von deiner Pracht und Größe vernommen! Deine undurchdringlichen Urwälder, deine endlosen Prairien und die abenteuerlichen Erlebnisse deiner ersten Ansiedler beschäftigen dort lebhaft die Phantasie des Knaben; die Thaten deiner Helden, die für die heilige Freiheit stritten und ihr zum Siege verhalfen, wecken ein Echo der Begeisterung in den Herzen der Jugend; die Schöpfungen deines Genius auf dem ruhmvollen Gebiete friedlicher Arbeit zwingen die Männer zur Bewunderung und spornen sie zur Nachahmung an. Wie von einer edlen Sage verklärt stehst du noch, eine gewaltige, märchenhafte Erscheinung, vor meiner Seele! Bald soll ich dich mit eigenen leiblichen Augen schauen, die Züge deiner vielgepriesenen Schönheit mit eigener Hand zeichnen. Wirst du das halten, was du mit lockendem Sirenengesange dem fernher Nahenden versprochen?

So dachte ich, am Bugspriet stehend und in die Ferne hinausschauend, während das Schiff in eiligem Fluge sich dem Gestade näherte.

Zwischen den Inseln Long Island und Staten-Island rasch hindurchfahrend, unterscheiden wir jetzt Hügel und Abhänge, Wald und Wiesen; anmuthige Villen grüßen uns von dem hohen Ufer. Der Reiz des Bildes steigt immer mehr; wir passiren eine Reihe

* Es ist uns eine besondere Freude, die längst angekündigten und mit Spannung erwarteten Schilderungen „Um die Erde“ nunmehr mit dem obigen „Ersten Briefe“ unseres seit Monaten die verschiedensten Landstriche Amerikas durchstreifenden Specialartisten eröffnen zu können. Die Sorge für künstlerische Herstellung der erst vor Kurzem in unsere Hände gelangten Cronau'schen Zeichnungen verbot uns eine frühere Veröffentlichung der farbenfrischen Texte, mit denen wir, zumal die Illustrationen ihnen den Reiz besonderer Anschaulichkeit verleihen, unseren Lesern etwas ungewöhnlich Fesselndes bieten werden.



Straßenleben in New-York.

Nach der Natur gezeichnet von dem Specialartisten der „Gartenlaube“ Rudolf Cronau.

von gewaltigen Befestigungen und nähern uns allmählich in steigender Erwartung dem alle Herzen lockenden New-York.

Noch verhüllen uns die langgezogenen Hügelstreifen den Anblick der Metropole, aber von fernher tönt es wie leises Summen — es ist das Leben der Riesenstadt, der die „Oder", das prächtige Bremer Schiff, welches uns über den Ocean hierher getragen, im Schmucke aller Flaggen entgegenzieht.

Die Einfahrt in die Bai von New-York ist unvergleichlich schön. Aus der Ferne winken uns Masten, Essen und Thurmspitzen in buntem Durcheinander. Immer mehr werden der stolzen Dreimaster und Dampfer, die in Hunderten von Exemplaren an uns vorübergleiten und uns in ihrem bunten Flaggenschmucke in kurzer Zeit die Farben und Wappen fast aller Nationen des Erdballs entgegenführen. Zwischen den dunklen Kolossen der überseeischen Dampfer hindurch winden sich wie Wasserkäfer die zahlreichen Ferryboote, mit ihren über Deck befindlichen Maschinenwerken einen grotesken Anblick gewährend.

Sicher und gewandt setzt die „Oder" mitten durch das bunte Gewirr ihren Lauf fort, und wir dampfen an der äußersten Spitze von Manhattan-Eiland vorbei. Ein unscheinbarer bastionartiger Rundthurm fällt uns zunächst in die Augen: Castle Garden ist es, wo die Steerage-Passagiere, die Millionen von Auswanderern zum ersten Mal den Fuß auf den Boden der neuen Welt setzen. Ueber die Baumgruppen, die das ausschließlich dem Auswandererthum gewidmete Gebäude umgeben, ragt der schlanke Thurm der Trinity-Church, ferner zeigen sich uns die Paläste des Stadthauses, der Post, des Telegraphenamtes, der „New-Yorker Staatszeitung" und der „Tribüne". Zur Rechten, zu Füßen der mächtigen Säulenpfeiler der East-River-Brücke, lagern die unübersehbaren Häusermassen von Brooklyn, während zur Linken die Städte Jersey-City und Hoboken den ganzen Raum bis zum Horizonte füllen. Ringsum sind die Riesenstädte mit zahllosen Docks und Hafendämmen umgürtet, in denen die schwarzen Leiber der transatlantischen Dampfer rasten; hier wehen die Wimpel der Bremer und Hamburger, dort die der englischen und amerikanischen Nation. Gleich zwischen die Docks schieben sich die Ausläufer der großen nach Norden und Westen führenden Eisenbahnen, der Pennsylvania-, Erie- und Hudsonbahnen. Immer farbiger und lebendiger wird das Bild, immer schneller der Wechsel, bis wir endlich an dem Hafendamm des „Norddeutschen Lloyd" in Hoboken anlegen.

Wir sind in Amerika, in New-York; der Unterschied zwischen der Welt, die sich hier uns erschließt, und der Heimath ist überraschend; jeder Schritt, jede Straßenbiegung bringt uns Neues und Anregendes.

In New-York ist Alles interessant, wenn es uns auch nicht gleich in Allem befriedigt. Die Bauart der Häuser, das tiefe Roth der Backsteine, die Chocoladenfarbe der Braunsteinpaläste, die Unzahl der bunten Annoncentafeln geben dem Ganzen einen so besonderen Anstrich, daß man nicht müde wird, durch die Straßen zu flaniren, die unablässige, fieberhafte Thätigkeit von Broad- und Wallstreet zu beobachten oder in der fünften Avenue das Leben der eleganten Welt zu mustern.

New-York ist eine Stadt, die das Auge des Malers in hohem Maße befriedigt, ist entschieden interessanter als sämmtliche andere Großstädte des Ostens zusammengenommen, deren tödtliche Gleichförmigkeit sich von der dem Capitole zu Washington nachgeahmten City Hall an bis auf die unbedeutendsten Details, bis auf Straßennamen und Zimmerschlüssel erstreckt. New-York ist eine internationale Stadt; die Masse des Fremden-Zuflusses ist zu groß, zu mächtig, als daß ein einzelnes Element die Ueberhand zu gewinnen vermöchte; wir finden in New-York die Schablone der amerikanischen Großstädte nicht so scharf und unerbittlich ausgeprägt, wenn auch die ganze Anlage auf demselben Systeme beruht. Bekanntlich sind die meisten großen Städte der neuen Welt in Form eines Schachbrettes angelegt, der zufolge alle Straßen beiläufig dieselbe Breite, dasselbe Aussehen und auch dieselben Namen haben. Bezüglich der Regelmäßigkeit läßt also eine in solchen Häuservierecken erbaute Stadt nichts zu wünschen übrig. Freie Plätze (squares) wurden dadurch geschaffen, daß man an verschiedenen Stellen Häuservierecke (blocks) wegließ und den dadurch entstandenen Raum mit Anlagen, Springbrunnen und Monumenten versah.

Eine Eigenthümlichkeit, die uns ferner in die Augen fällt, ist der Umstand, daß öffentliche Gebäude, Kirchen, Theater, Museen und sonstwie hervorragende Prachtbauten, nicht wie in Europa mit großen freien Plätzen umgeben werden, um dieselben dadurch mehr hervortreten und auf das Auge wirken zu lassen. Es ist vielmehr ausschließlich üblich, dieselben in die Straßenfronten hineinzubauen und mit anderen Gebäuden zu umgeben. Dadurch werden die hervorragendsten Bauten erdrückt von der Last der sie umgebenden Alltäglichkeit und tragen trotz alles verschwenderischen Aufwandes, trotz der herrlichsten Materialien nicht eben viel zur Verschönerung bei. Nur die Straßenperspective gewinnt dadurch; die Häuserreihe erhält eine angenehme Unterbrechung; das Straßenbild wird malerischer, interessanter, zumal eine Mannigfaltigkeit bezüglich der Formen zu Tage tritt, die staunenerregend wirkt. Zwar den künstlerischen, den architektonischen Werth der Mehrzahl amerikanischer Prachtgebäude dürfen wir nicht kritisch untersuchen. Nirgend auf der Welt sind die Stilarten biegsamer als hier, und manchmal sind drei, vier Stilformen zu einer einzigen glücklich zusammengeschweißt.

Von einem eigentlichen Promeniren in den Straßen New-Yorks ist nicht die Rede; Alles drängt und schiebt sich durch einander; willenlos sieht sich der Wanderer von dem Strome fortgerissen, um ebenso willenlos in irgend einer anderen Straße an den Strand gesetzt zu werden. Die Trottoire sind erfüllt von einer unübersehbaren Menschenmenge; durch die Fahrwege ziehen endlose Processionen von Fuhrwerken aller Art; hier sucht die prächtige Carosse eines Eisenbahnkönigs sich durch das Gewühl der schwerbeladenen Frachtwagen zu winden; dort tragen Omnibusse und Pferdebahnen ihre Passagiere in tollem Jagen zu ihren entlegenen Zielen, über unseren Köpfen aber donnern und brausen die unzähligen Züge der Elevated Eisenbahn, alle besetzt mit eiligen Menschen, die von einem Ende der Riesenstadt zum andern hasten. Tausende und aber Tausende von Telegraphendrähten ziehen sich von einer Straßenseite zur andern, entweder von haushohen, mastbaumstarken oder von kleineren, auf den flachen Dächern der Häuser angebrachten Telegraphenstangen getragen. Quer über die Straßen sind Drahtseile gespannt, an denen in den ungeheuerlichsten, auffallendsten Darstellungen die Namen von Restaurants, Geschäftshäusern und Vergnügungslocalen baumeln. Die Häuser selbst sind mit Firmentafeln und Aufschriften über und über bis in die höchsten Stockwerke bedeckt, und jede Ecke, jeder Winkel ist mit einer Annonce versehen, was dem Straßenbilde ein eigenthümlich lebhaftes und geschäftiges Aussehen verleiht.

Alles, Alles ist Geschäft — wir, die wir nichts zu thun haben, sind in diesem Leben wie verloren. Tausende eilen in der Minute an uns vorüber; Keiner hat Zeit, uns anzusehen, und nur den Parasiten des Straßenlebens bilden wir einen Zielpunkt ihrer Aufmerksamkeit; der Fruchthändler kommt mit seinen Florida-Orangen und Bananen, mit seinen Feigen, Nüssen und californischen Trauben, der Zeitungsjunge mit seinem „New-York Herald", der schwarze Stiefelputzer, der keinen ungeputzten Stiefel in den Straßen New-Yorks leidet, mit seinem Wichskästchen. Ueberlassen wir unsere Fußbekleidung den Liebkosungen des Letzteren, so haben wir unterdeß Gelegenheit, auch das uns umgebende Publicum uns anzusehen, den Plakatenmann, der auf seinen vorn und hinten am Halse befestigten Anzeigetafeln der leidenden Menschheit Hühneraugentinctur und Frostbalsam, Brustthee und Insectenpulver empfiehlt. Kein Volk der Welt ist reclamesüchtiger, als das amerikanische; keine Zeitung der Welt, außer „New-York Herald", kann sich rühmen, 170 bis 180 Spalten Annoncen in einer Tagesnummer ihres tischtuchgroßen Blattes zu bringen. Alles, Alles ist Reclame in Amerika, und die Mittel und Wege dieser Reclamen sind wunderbar. Haben wir hier das 50 Fuß hohe Bauwerk einer Brooklyner Möbelfabrik angestaunt, welches auf einem mächtigen, mit riesengroßen Annoncen bedeckten Postamente eine große, sich beständig drehende sternenbesäete Kugel, auf dieser wieder eine die ewige Rundreise mitmachende, alle Concurrenz zusammenschießende Kanone trägt, haben wir ferner die häuserhohen Theaterplakate oder die Kühnheit eines Gondelfabrikanten angestaunt, der in seinen Schaufenstern ein halbes Dutzend fast nackter Kerle dazu anhält, dem draußen zahlreich versammelten Publicum durch tagelange Ruderübungen die Leichtbeweglichkeit seiner Gondeln plausibel zu machen, haben wir uns weiter über die ewige Wiederkehr von Fisher's „blue balls" auf jedem zweiten Schornsteine geärgert — so vermögen die zahlreichen, auf's Abenteuerlichste herausgekleideten Plakatenmänner uns kaum noch zu rühren.

Ein bedeutendes Verkehrshinderniß bilden in New-York, wie in fast jeder amerikanischen Großstadt, die an und auf dem Trottoire aufgethürmten Waarenballen, Kisten und Fässer, welche die Passage für Fußgänger oft genug versperren, während man in Europa der Ansicht ist, daß eine Stadt, die sich des größten Verkehres zu erfreuen hat, in erster Linie darauf bedacht sein müsse, ihre Verkehrswege offen zu halten. Ein fernerer Uebelstand ist es, daß in New-York hinsichtlich der Straßenreinigung absolut nichts geschieht.

Der Zustand der Straßen, namentlich im unteren belebtesten Theile New-Yorks, ist, wie man allgemein klagen hört, zur Winterszeit ein wahrhaft fluchwürdiger, und wer dazu verurtheilt gewesen, das erste Quartal dieses Jahres in New-York zu verleben, der hat auch sicherlich bezüglich des Zustandes der dortigen Straßen jeden ihm zu Gebote stehenden Kraftausdruck zur Anwendung gebracht. Man kann den Bürgern New-Yorks wahrhaftig nicht nachsagen, daß sie lahme Daumen haben, wo es sich um eine allgemeine wohlthätige Einführung handelt, und so ist auch in New-York zu dem Zwecke der Straßenreinigung eine Summe ausgeworfen, die hinreichen würde, ein Vierteldutzend europäischer Großstädte in passablem Zustande zu erhalten. Dem breiten Goldstrome aber ergeht es wie so manchem Strome: er zerfließt in unzählige Nebenarme, und nur ein armselig schleichendes Bächlein erreicht seine wahre Bestimmung. Und da also das hochlöbliche Straßenreinigungsbureau demnach in Wirklichkeit nicht viel auszugeben hat, so beschränkt man sich höchstens darauf, die Gossen und Cloaken offen zu halten; das Andere, die Zerkleinerung und Auflösung der Schnee- und Kothmassen, wird den Füßen der Passanten, den Lastwagen und — dem Thauwetter überlassen. Wen mag es da wundern, daß New-York, das sich, ringsum von Wasser umgeben, unter allen Großstädten der Erde der denkbar günstigsten Lage für Sanitätszwecke erfreut, doch mit größerer Sterblichkeit behaftet ist als die meisten anderen Großstädte.

Vor mir liegt „Harper's Weekly“ vom 2. April 1881. Ein doppelseitiges Bild entrollt ein schauerliches Nachtstück — an Stelle der Freiheitsstatue, die den Hafeneingang von New-York zieren soll, aber immer noch nicht fertig werden will, erhebt sich auf hohem Postamente ein gräßliches Knochengerüst, die Todtenrolle im Arm, eine umgekehrte Fackel, der die letzten Funken entfallen, hoch empor haltend. „Laßt alle Hoffnung hinter Euch, die Ihr hier eintretet,“ so lautet das fürchterliche Mahnwort des Postaments, hinter welchem in der Ferne die Lichter der Riesenstadt aus dunkler Nacht herüberglänzen. Und nur allzu wahr gezeichnet ist das schauderhafte Gespenst, welches, im Dunste und Kothe der Straßen geboren, ungesehen die Häuser der Menschen durchschleicht, um die Schuld und das Vergehen Einzelner an Tausenden zu rächen.

Hoffen wir, daß die Stadtverwaltung der schönen Metropole nunmehr in erster Linie es sich angelegen sein lasse, Mittel und Wege zu finden, um Leben und Gesundheit ihrer Bürger und vieler Tausender von Fremdlingen besser zu bewahren!

Nihilismus und russische Dichtung.

Studien von Wilhelm Goldbaum.

1. Ursprung und Wesen des Nihilismus.

Mit staunendem Interesse ist die Welt den schreckhaften Erscheinungen im heutigen Rußland zugewendet. Niemals und in keinem Staate wurde eine ähnliche revolutionäre Bewegung gesehen, und die historische Vergleichung, sonst so fruchtbar und anregend, erweist sich in diesem Falle als völlig unzureichend, das Werden und das Wesen des Nihilismus zu veranschaulichen, geschweige zu erklären. Eine ganze Literatur von Büchern und Flugschriften ist binnen drei Jahren über den Nihilismus entstanden. Vertheidiger und Ankläger, die Letzteren in der Mehrzahl, entwickelten ihre Gedanken über denselben bald an der Hand der Geschichte, bald im Anschlusse an die Thatsachen, welche wir selbst noch jüngst erlebt haben. Allein es ist aus vielen Gründen mißlich, die schauerlichen russischen Vorgänge mit früheren oder gleichzeitigen historischen Ereignissen oder Zuständen zu vergleichen, weil weder das römische Kaiserreich in seinem Verfalle, noch Frankreich vor der großen Revolution sich mit dem heutigen Rußland vergleichen lassen, weil ferner die Volksindividualität, mit welcher man es hier zu thun hat, ganz anders geartet ist als jede sonstige, an welcher die große Lehrmeisterin Geschichte sich bereits erprobte, weil endlich die Grenzen der nihilistischen Bewegung nur äußerst schwer zu ermitteln sind und Niemand zu sagen vermag, ob die Wurzeln des Nihilismus politischer, ob sie socialer, ob literarischer Art sind. Man hat bisher noch immer den Sinn aller Revolutionen aus dem Verhältnisse der regierenden und regierten Schichten zu einander construiren können; diese beiden Schichten lagen eine über der anderen, und es handelte sich darum, in gewaltsamer Drehung diese Lage zu verändern; was oben lag, sollte hinunter, das Untere hinauf. So in England, Frankreich, Deutschland, so auch im Alterthume, wo Aristokratie und Demokratie ganz besonders sichtlich um den Vorrang stritten.

Jedoch in dem heutigen Rußland hat die Bewegung nicht den Charakter der Auseinandersetzung zwischen den unteren und den oberen Schichten der Gesellschaft. Der Nihilist darf weder mit dem Plebejer im alten Rom, noch mit dem englischen Rundkopf, dem französischen Sansculotten oder dem deutschen Demokraten verglichen werden. Zum Nihilismus stehen in gleicher Weise die Mitglieder der höchsten Aristokratie wie die Söhne und Töchter des Popen, des befreiten Leibeigenen, des jüdischen Schänkwirths. Nicht die socialen Schichten ringen mit einander, sondern die Individuen erheben sich gegen die Institutionen; die Gesellschaft kämpft wider den Staat, und weil Aehnliches noch niemals gesehen worden, weil Niemand voraus zu sagen vermag, wohin es bei solchem Kampfe kommen soll, deshalb ist der Nihilismus eine so unheimliche, mysteriöse Erscheinung, die man völlig mißversteht, wenn man sie nach den bisherigen geschichtlichen Wahrnehmungen in eine bestimmte Kategorie verweist, welche vielmehr aus allen zugänglichen Gesichtspunkten, aus dem politischen, socialen, literarischen und nationalen gefaßt werden muß, wenn sie nicht in ihrem Wesen verkannt, in ihrer Tragweite, in ihren Ursachen und wahrscheinlichen Wirkungen unterschätzt werden soll.

Der Russe macht seine Revolution auf seine eigene Art, weil das Blut, das ihm in den Adern rollt, in ganz eminentem Sinne ein „gar besonderer Saft“ ist. Zu diesem Blute hat der Slave, der Normanne, der Tatar einen Tropfen hergegeben, und die Mischung, welche entstand, ist mit keiner anderen zu vergleichen. Im Russen liegt die Trägheit neben der Grausamkeit, der Fatalismus neben der Romantik, die Phantasie neben der Thatkraft, der denkbar roheste Realismus neben idealistischer Uebertreibung. Namentlich aber ist es der Nachahmungstrieb, welcher in dem Russen lebhaft entwickelt ist. Er lernt leicht, was sich Anderen absehen läßt; er besitzt ein unvergleichliches Sprachtalent, einen lüsternen Sinn für fremde Bräuche und Moden, ein Verständniß für Alles, was er zu seinem Vortheile der Fremde entlehnen kann. Wenn er nichtsdestoweniger sich geberdet, als bedürfe er keiner fremden Anregungen, so ist dies eine Prahlerei, welche ebenfalls zu den Grundzügen seines nationalen Wesens gehört. Seine großen Dichter haben nach fremden Mustern sich gebildet und nach ihnen geschaffen; seine Aristokraten sind in die französische Schule gegangen; seine Revolutionäre haben der Wissenschaft des Westens die fürchterlichen Behelfe abgeborgt, mit denen sie ihre Attentate verüben. Puschkin läßt sich auf Goethe und Lord Byron zurückführen wie der Adept auf den Meister; Petersburg ist ein nach Rußland verpflanztes Paris; den Dynamitattentaten von Moskau und im Winterpalaste diente die entsetzliche Thomas-Uhr von Bremerhaven zum Vorbilde und Muster. Ueber diese Thatsachen ist nicht hinwegzukommen, wenn man den russischen Nationalcharakter richtig beurtheilen will, und das Ergebniß, welches sie liefern, fällt nicht besonders günstig aus. Ist es nun den letzten Generationen in Rußland zum Bewußtsein gelangt, daß sie sich in dem Völkerreigen Europas so geringer Originalität zu berühmen haben, so sind sie bei der Abhülfe dieses Mangels auf den schlechtesten Weg gerathen, der sich ihnen jemals hätte darbieten können; denn statt sich an dem fremden Beispiele zu läutern, haben sie plötzlich dasselbe verpönt, um sich an dem Traume einer ureigenen nationalen Entwickelung

zu berauschen; die Lehrer wurden von den Schülern verlästert: der „verfaulte Westen" wurde zum Gegenstand nationaler Verachtung gemacht, die fremde Cultur, welche seit zwei Jahrhunderten und darüber die oberen Schichten der russischen Gesellschaft gesittigt und „europäisirt" hatte, für einen lästigen Eindringling erklärt, dessen Spuren von Grund aus getilgt werden müßten.

Das ist die nationale Wurzel des Nihilismus, welche er mit dem Panslavismus und dem sogenannten Altrussenthum gemein hat. Aus ihr entkeimt naturgemäß nicht blos die Oberflächlichkeit in Wissen und Denken, nicht blos die Selbstüberhebung, welche sich selbst genug sein zu können glaubt, sondern auch der Haß gegen die deutsche Dynastie, gegen Alles, was geordnete Entwickelung im Staate ist, gegen Kunst und Wissenschaft, welche den Menschen zur vornehmsten Lebensführung erziehen, gegen die Geschichte endlich, deren Lehren mehr auf eine erhaltende, als auf eine umstürzende Weltanschauung hinleiten. Der flaumbärtige Nihilist, die Nihilistin, welche sich von allen Banden der Sitte und des Familienlebens losgelöst hat, dünken sich stark und reif genug, nicht blos die Staatsordnung zu zerstören, sondern der gesammten Weltordnung den Krieg zu machen; sie jagen nach einem Martyrium, das keines ist; die Wollust der Rache, der Grausamkeit, der Tollkühnheit wird ihnen zur Inspiration; ein begreifliches Gefühl des Mißvergnügens wandelt sich in die Leidenschaft der Zerstörung, wobei jedes Mittel als das rechte erscheint.

Es ist indessen nur die Form der Revolution, welche sich aus der nationalen Beschaffenheit der Russen erklärt. Wie man auch ohne völkerpsychologische Tüftelei genau die unterscheidenden Merkmale zu finden vermag zwischen der Methode, welche der Engländer bei seiner großen Revolution gegen die Stuarts, und derjenigen, welche der Franzose bei der seinigen gegen die Bourbonen befolgte, so kann man auch mit Gewißheit sagen, daß nur in Rußland die nihilistische Bewegung möglich war mit diesen raffinirten Schrecken, diesen Orgien zügelloser Grausamkeit, dieser unerhörten Heimlichkeit, welche einen Bund von tausend Menschen stärker macht, als einen Staat mit einer Million von Bajonneten, dieser genialen Aneignung naturwissenschaftlicher Mittel zu mörderischen Zwecken.

Tiefer hinein in die Erkenntniß der russischen Revolution führt die historische Betrachtung.

Seit wann existiren der Name und die Sache des Nihilismus? Wie Alles wunderlich an dieser räthselhaften Erscheinung ist, so auch die Antwort auf diese Frage; denn der Name ist älter als die Sache; er findet sich schon in periodischen russischen Schriften vom Jahre 1831, und zwar nahezu in demselben Sinne, welcher ihm heute zukommt. Vom Nihilismus hat man in der Philosophie schon vorher gesprochen und als eine Form philosophischer Anschauung geht dieser Begriff schon auf das „Nil admirari" des Horaz zurück; allein in seiner Anwendung auf das politische und sociale Leben ist der Begriff des Nihilismus von specifisch russischer Herkunft. Nur ward im Jahre 1831 ein anderes seiner Merkmale betont als heute. Der Czarenautokratie gegenüber waren bereits mancherlei Palastrevolutionen und Militärcomplote ohnmächtig geblieben. Kaiser Paul war von adeligen Hofleuten erdrosselt worden; von Alexander dem Ersten raunte man sich zu, er sei beim Baden in Taganrog gewaltsam in die Wellen hinabgetaucht worden. Czar Nikolaus hatte den Aufstand der Decembristen blutig erstickt, und die große Insurrection der Polen war unbarmherzig niedergeworfen worden. Da ergab sich denn Alles, was in Rußland der Autokratie des Czaren feindlich gegenüberstand, der Resignation. Man fand sich in das Schicksal der Sclaverei; Puschkin selbst zerbrach die Feder, mit welcher er vordem Gedichte auf die Freiheit geschrieben hatte, um fortan die Gunst des Czaren und dessen persönliche Controlle zu ertragen. Die Autokratie behielt das Heft in den Händen, und alle Versuche, sie abzuschütteln, waren vergebens. Man hoffte nichts mehr; man wollte nichts (nihil) mehr. Das war der Nihilismus von damals. Und er hatte seine Zeit etwa zwanzig Jahre lang. Da tauchte der Kritiker Belinsky zuerst in Moskau, dann in Petersburg auf, um, ein „russischer Lessing", eine Schule von jungen Literaten um sich zu schaaren und bisher heilig gehaltene Begriffe in Kunst, Dichtung und Wissenschaft zu stürzen, sie durch neue zu ersetzen. Belinsky wies über die chinesische Mauer hinweg, mit welcher das autokratische Rußland umgeben war, nach Deutschland, dessen große Philosophen er studirt hatte. Einer von den revolutionären Sätzen, die er predigte, lockerte besonders kühn das Band der Bevormundung; Belinsky behauptete nämlich, das russische Volk habe keinen Sinn für die Religion. Von nun an war der Nihilismus als Zeichen der Resignation und Fügsamkeit überwunden; es konnte sich nur noch darum handeln, was an seine Stelle treten sollte. Ein schüchterner Versuch, sociale Umwälzungen herbeizuführen, von einem Staatsrathe Petraschewski und etwa dreißig Genossen geplant, scheiterte: die Neuerer wurden allesammt nach Sibirien „verschickt".

Ein gleiches Schicksal oder mindestens das Loos der Verbannung in's Ausland traf Alle, welche in Wort, Schrift oder Lebensführung einer freieren Denkweise verdächtig waren. Bakunin, Herzen, Turgenjew mußten in's Exil, und des Czars „höchsteigene dritte Kanzelley", die berüchtigte dritte Abtheilung, deren „hellblaue" Gensd'armen überall in dem weiten Reiche umherspionirten, verstand nicht blos Schuldige zu finden, sondern auch Schuldige zu machen. Die Wege nach Sibirien waren gleichsam besäet von Zügen Deportirter, hinter welchen der Kantschu des Kosaken sauste, nachdem die „dritte Abtheilung" sich ihrer ohne richterlichen Spruch und ohne Untersuchung, zumeist auf die Denunciation der „Hellblauen" hin, bemächtigt hatte.

Dabei ging etwas dem russischen Volke verloren, was anderswo als das heiligste menschliche Besitzthum gilt: das Recht der Persönlichkeit, die Individualität. Wer im Namen des Czars eines Amtes waltete — und mochte er auch das feilste Subject sein — war der Herr; alle Uebrigen waren Sclaven. Und ach, es gab vierzehn Rangclassen des Beamtenthums, des Tschin, vierzehn Schichten, welche unbarmherzig aufsaugten, was das Volk im Schweiße seines Angesichts erwarb. Ein Appell, eine Reclamation galt nur so viel, wie ihr Urheber an Bestechung zu ihrem Nachdrucke aufzuwenden hatte. In dieser Rechtsunsicherheit seufzte die gesammte Nation: „Der Himmel ist hoch, und der Czar ist weit."

Einem solchen Zustande konnte nur durch Ereignisse von außen her gesteuert werden, und als der Czar Nikolaus, besiegt und gedemüthigt in den Niederlagen des Krimkrieges, zusammenbrach, um den Platz auf dem Throne seinem Sohne Alexander zu räumen, schien es in der That, daß ein besserer Tag für Rußland angebrochen sei. Damals gründete Alexander Herzen in London sein berühmtes Blatt „Die Glocke", in welchem mit unerbittlicher Schärfe alle russischen Mißstände aufgedeckt wurden.

Die Palastcreaturen, welche den neuen Czar umgaben, thaten alles Mögliche, damit dieses Blatt nicht unter die Augen ihres Herrn komme, aber alle Verbote und Confiscationen blieben fruchtlos. Der Czar fand dennoch jede neue Nummer der „Glocke" in seinem Gemache, ohne daß Jemand zu sagen wußte, wie sie dorthin gelangt sei. Ob nun Herzen's Mahnungen oder andere Impulse es waren, welche den Czar bestimmten, neue Bahnen einzuschlagen, gleichviel, es geschah ein Schritt von großartiger reformatorischer Bedeutung: die Befreiung der Leibeigenen. Schade nur, daß er nicht sorgsam genug vorbereitet war und daß die Bahn, auf welche er führte, nicht festgehalten wurde. Der Muschik, dieser arme, unwissende, an dumpfes Dahinleben gewöhnte Bauer, war frei; er empfing auch einiges Land. Aber man nahm ihm Steuern ab, welche zwei Drittel seines Einkommens aufzehrten, und gab ihm nicht neue ehrliche Beamte zum Schutze auf dem Pfade, auf dem er wie ein Halbblinder in die Freiheit hineintaumeln sollte, sondern die nichtswürdigen Tschinowniks von ehedem blieben in ihren Aemtern und saugten an der Habe und dem Erwerb des Volkes. Das war die eine verhängnißvolle Lücke in der Reform, aber die andere war noch empfindlicher.

Das Recht der Persönlichkeit ward nicht gesetzlich verbürgt, das System der „administrativen Verschickung" nicht beseitigt. Zwar auf dem Papier wurden noch manche Justiz- und Verwaltungsreformen entworfen, aber das Beamtenthum blieb ungesäubert. So lange aber der Tschinownik nicht zum Menschen umgewandelt, der Bestechlichkeit, der Brutalität, der Liederlichkeit entwöhnt war, so lange mußte jede Reform im Reiche des Czaren ein frommer Wunsch sein. Wenn zwischen Staat und Gesellschaft, welche zusammengehören wie zwei verschiedene Erscheinungsformen desselben Inhaltes, nicht ein unnatürlicher Gegensatz entstehen soll, so muß der Staat der Gesellschaft mit dem Beispiele der Pflichterfüllung und des ernsten Bewußtseins der Verantwortlichkeit voranleuchten. In Rußland bot der Staat das entgegengesetzte Bild.

Die Gesellschaft ward durch ihn und seine Vertreter corrumpirt. Und so konnte es geschehen, daß fast gleichzeitig mit der

Aufhebung der Leibeigenschaft die ersten Spuren des Nihilismus in seiner heutigen Gestaltung zu Tage traten. Damals — etwa im Jahre 1861 — bildeten sich die ersten geheimen Gesellschaften und zwar selbstverständlich zumeist aus den Reihen der Jugend. Die „Glocke" Herzen's hatte nicht umsonst geläutet. Was diese Gesellschaften wollten, das war zunächst noch bescheiden genug: Beseitigung der administrativen Verschickung, Säuberung des Beamtenthums und — ein wenig Verfassung.

Man hatte nicht viel daheim gelernt, aber man hatte, was unter dem Czar Nikolaus nicht so leicht gewesen war, Pässe zu Reisen in's Ausland erhalten; da hatte man gelernt, wessen sich die übrige Welt an politischer Reife und persönlicher Freiheit erfreuen durfte. Man hatte auch popularisirte Naturwissenschaft zwar nicht „durchaus studirt", aber aus den Büchern eines Moleschott und Louis Büchner in sich aufgenommen, wobei eine Art von krausestem Materialismus sich der Seele bemächtigte. Da kam man sich denn daheim doppelt unselig vor, und weil der Russe zum „Weltschmerze" nicht disponirt ist, so übersprang man diese Stufe und kam zur Verzweiflung, welche, im Gegensatze zur Resignation des alten Nihilismus, den wesentlichen Inhalt des neuen Nihilismus bildet.

Das Unglück wollte, daß in dieser Zeit der Gährung die Polen sich erhoben und von einem Murawiew, dem feigsten Henker, zertreten wurden, daß die geheime Nationalregierung von Warschau der russischen Jugend als ein Ideal von Verschwörerorganisation erschien, daß endlich der Czar, mißtrauisch gemacht und durch schlechte Rathgeber irregeführt, auf der Bahn reformatorischen Wollens und Schaffens anhielt und nach dem Despotismus des Selbstherrscherthums sich zurücksehnte, der bekanntlich in Rußland „durch den Meuchelmord gemildert wird".

Nun hatte der Nihilismus leichte Arbeit. Von Hause aus war er etwas Unbestimmtes, ein politisches und sociales Mißvergnügen, das Bedürfniß nach persönlicher Freiheit, der Haß gegen feiles Beamtenthum gewesen; jetzt empfing er einen bestimmten Inhalt, ein Programm. Die Dynastie wurde proscribirt, die Anarchie als Sehnsuchtsideal dem Despotismus gegenübergestellt, die Vernichtung des Staates zum Berufe der Gesellschaft erklärt. Kleine Verschwörergesellschaften bildeten sich, denen von überallher Proselyten zuströmten — die Gesellschaft „Semlja i Wolja" (Land und Freiheit) stammt schon aus jenen Tagen — und die Reihe der Attentate auf Alexander den Zweiten begann mit demjenigen Karakasow's, um nach Jahrzehnten mit der furchtbaren Dynamittragödie am Petersburger Katharinen-Canal zu enden.

Ein Dunkel schwebt bis zum heutigen Tage über den Organisationen der nihilistischen Propaganda. Wo hat sie ihren Sitz, wo ihre Häupter? Ist jenes sogenannte Executivcomité, ein vervollkommnetes Abbild der polnischen Nationalregierung des Jahres 1863, ein fester Kern, um den sich bestimmte Kategorien von Zugehörigen gruppiren? Giebt es Statuten? Und wie stark mag die Zahl der beständigen Verschwörertruppe sein, über welche das Executivcomité verfügt?

Ja, auf alle diese Fragen fehlt eine verbürgte Antwort. Eine Unzahl von Personen, des Nihilismus verdächtig und geständig, ist seit zehn Jahren von allerhand Gerichten, von Schwur- und Militärgerichten, verurtheilt und dann nach Sibirien gesendet oder gehenkt worden. Immer wieder glaubte man, in einzelnen Schuldigen die Häupter der unheimlichen Revolution ergriffen und unschädlich gemacht zu haben. Aber es war wie mit den Köpfen der Hydra; einen Kopf hatte man abgeschlagen, hundert Köpfe wuchsen nach. Und dabei tauchte bald da, bald dort, bald im Süden, bald im Norden des ungeheuren Reiches, bald in den Städten, bald auf dem Lande dieses Schreckenshaupt der Revolution auf.

Vor zehn Jahren etwa begann der Nihilismus, „Blut zu lecken". Netschajew, ein Verschworener, erschlug einen Polizisten, der sich als Spion in eine nihilistische Versammlung geschlichen hatte. Netschajew entfloh in die Schweiz, ward ausgeliefert und ist seitdem verschwunden. Das war die Krise; denn bis dahin hatte der Nihilismus sich einer Bluthat noch nicht schuldig gemacht. Dann aber ging die schreckliche Erweiterung der Mittel mit reißender Schnelligkeit von statten. Es ist ein Unterschied zwischen dem Nihilismus vor und demjenigen seit Netschajew's Auslieferung, wie zwischen einem theoretischen Revolutionär und einem Barricadenkämpfer, zwischen dem blasirten Studenten Bazarow, den Turgenjew in dem Roman „Väter und Söhne", und dem verrückten Neschdanow, den er anderthalb Jahrzehnte darauf in dem Roman „Neuland" als nihilistischen Typus construirte. Es blitzt ein Pistolenschuß in Petersburg; die Nihilistin Wjera Sassulitsch hat den Polizeimeister Trepow in seinem eigenen Bureau schwer verwundet. Eine Heldin meint der russische Geschworene in ihr zu erblicken; denn er hat noch nie eine Revolutionärin an der Arbeit gesehen; er spricht sie los, und sie flüchtet in die Schweiz. Dann knallt es in Charkow, der südlichen Universitätsstadt; der Gouverneur Krapotkin, der von einem Balle heimkehrte, liegt als blutiges Opfer am Boden. Der Türkenkrieg hat das Antlitz des Nihilismus entsetzlich gewandelt, ihn vom leidenschaftlichen Widerstande gegen den Despotismus zum blutigen Angriffe auf denselben getrieben.

Wie harmlos, fast ein Spiel mit äußeren Formen, ist der Nihilismus noch in den sechsziger Jahren gewesen! Man lese nur jene berühmte Verordnung des Generalgouverneur Ogarew von Nischnei-Nowgorod, in welcher amtlich zum ersten Male die Nihilistinnen eine Rolle spielen. Da heißt es: „Es ist von mir bemerkt worden, daß auf den Straßen Nischnei-Nowgorods zuweilen Mädchen und Frauen sichtbar sind, welche sich in einem eigenthümlichen, gewöhnlich den sogenannten Nihilistinnen zugeschriebenen Anzuge zeigen, der aus einem runden Hute, abgeschnittenem Haar, blauer Brille und einer Kapuze (Baschlyk) zusammengesetzt und wegen des Mangels der Crinoline auffällig ist." Diese Verordnung datirt aus dem Jahre 1867. Und zehn Jahre später, nach dem Orientkriege, welcher die Revolution ablenken sollte, sie aber in Wahrheit an Mord und Blut gewöhnte — welche grauenhafte Wandlung! Jene maskirten Frauenspersonen von Nischnei-Nowgorod sind zu Hyänen geworden, nach Zürich und Genf gegangen, um unter dem Vorwande medicinischer Studien das Revolutionshandwerk zu erlernen. Wjera Sassulitsch ist eine Stümperin im Vergleiche mit Sophie Perowski, der Mitschuldigen an dem Czarenmorde vom 13. März.

Wenn zuerst die Hand der Nihilisten sich blos wider verhaßte Beamte, wider einen Trepow und Krapotkin erhoben hatte, so vergreift sie sich gar bald an dem Czar selber. Solowiew schießt auf den Monarchen, der arglos durch die Anlagen des Winterpalastes wandelt, und da der Schuß gefehlt hat, verfolgt er sein Opfer auf den schneebedeckten Wegen wie ein Wild, bis zwei Kosaken herbeieilen und die entsetzliche Jagd durch die Ergreifung des Verfolgers beenden. Bald darauf wird die Eisenbahn zwischen Moskau und Kursk unterminirt, um den Train in die Luft zu sprengen, welcher den Czar von Livadia nach Moskau bringen soll. Im Winterpalast selbst explodirt direct unter dem Speisesaale eine Dynamitladung, und nur ein glücklicher Zufall rettet den Czar. Bleicher Schrecken erfüllt ganz Rußland. Bis wohin reicht der Arm des Nihilismus? Hat er seine Werkzeuge im Kaiserpalaste selbst? Und giebt es kein Mittel, ihn zu bändigen? Ein Dictator wird bestellt in der Person des Generals Loris-Melikow. Die Polizei schläft weder Tag noch Nacht. Aber es ist wie ein Geisterspuk, der sich nicht verscheuchen läßt. Auf Loris-Melikow selbst richtet sich der Revolver des Nihilisten Mlodetzky. Revolutionäre Proclamationen schießen aus dem Boden. Eine geheime Druckerei wird entdeckt; zehn andere setzen die Arbeit fort. Der Nihilismus ist hier, da und allerorten. Und am 13. März ereilt den Czar das Verhängniß; Dynamitbomben platzen unter seinem Wagen, während er aus der Michaels-Manége heimkehrt, und zerreißen seinen Leib.

Und wie viele von den Schuldigen man auch hängt, der Nihilismus bleibt unversehrt in seiner gespensterhaften Schreckhaftigkeit. Es hat den Anschein, als ob ganz Rußland von ihm überzogen wäre, von der Hütte des Muschiks bis hinauf zu den Gemächern der kaiserlichen Schlösser, von dem Hause des Popen bis zu den Casernen. Sophie Perowski, welche auf dem Smolensker Felde in Petersburg zum Galgen geführt wurde, ist eine Gräfin, die Tochter eines Senators und ehemaligen Ministers; Isajew, der ihr Schicksal theilt, ist der Sohn eines vordem leibeigenen Bauers, Mlodetzky der Sohn eines jüdischen Uhrmachers.

Es kommt aber im Grunde wenig darauf an, die Grenzen festzustellen, innerhalb deren der Nihilismus seine Kreise zieht. Der Widerwille der Gesellschaft gegen das politische Regiment ist die Quelle der nihilistischen Bewegung; die Corruption des Beamtenthums hat jede Autorität untergraben. Anfangs hatte auch der Nihilist noch Ideale; er sprach von Freiheit, von Verfassung, von Menschenrechten. Aber man corrigirte seine Sehnsucht durch die

Knute; man schleppte ihn nach Sibirien, an dessen Eingang er als sicheres Opfer vom Tode begrüßt wurde. Da ward er blutdürstig wie ein wildes Thier, rachsüchtig bis zum Wahnwitz, ein Mörder, dem das eigene Leben nur noch dazu gut zu sein schien, um anderes Leben zu zerstören. Und die Verzweiflung ist ansteckend.

Der Nihilismus hat auf solche Weise in alle Schichten der Gesellschaft sich eingeschmuggelt, alle Behelfe, welche ihm Wissenschaft, Geschichte, Erfahrung gewähren konnten, sich angeeignet; er arbeitet nicht blos mit Dynamit und Revolver, unterminirt nicht blos ganze Straßen, er hat auch seine literarischen Sendlinge, welche mit raffinirter Bedachtsamkeit alle guten Instincte in der Seele des Volkes vergiften. Da wird geschmäht und verhöhnt, herabgesetzt und entwürdigt, was die Weltliteratur Großes hervorgebracht hat; ein Goethe, ein Shakespeare, ein Schiller, ein Puschkin — sie alle werden verlästert. Da wird ferner der Diebstahl als etwas Menschenwürdiges erklärt, dem Mörder eine Aureole um die Stirn gewunden. Der heutige Nihilist weiß nicht mehr, was er will; er weiß nur noch, was er nicht will. Seine Seele ist verthiert; seine Augen sind mit Blut unterlaufen. Er will nicht den Staat, nicht die Sitte, nicht die Religion, nicht einmal sich selbst. Da sich der Staat in seinen Werkzeugen ihm von der verächtlichen Seite zeigte, da sein Leben, seine Freiheit zum Spielballe in der Hand des Tschinownik wurden, da ein Kosak dem Czar mehr werth zu sein schien, als tausend nach politischem und geistigem Fortschritte lechzende Jünglinge, so verlor er den Respect vor den Institutionen, vor den Menschen, vor sich selbst.

Wo aber, fragt man, sind die besonneneren Elemente in Volk und Gesellschaft? Warum stehen sie nicht ein für die Erhaltung von Staat, Sitte, Religion?

Die besonneneren Elemente in Rußland sind nur die feigeren Elemente. Wer im Czarenstaate denken kann, ist allemal ein „unfreiwilliger Nihilist". Der Bauer zählt nicht; denn er ist in den zwanzig Jahren seit seiner Befreiung aus der Leibeigenschaft noch nicht zum politischen Menschen herangereift. Und wenn er dereinst mitzählen wird, so fragt es sich, ob er nicht ebenfalls, in der Erinnerung dessen, was er gelitten, zum Nihilismus schwören wird. Einen bürgerlichen Mittelstand hatte Rußland nicht bis zur Alexandrinischen Reform-Aera, seitdem aber haben die wechselnden Unterrichtssysteme unter der heranwachsenden Jugend unberechenbares Unheil angestiftet.

Bald war es ein Aufklärungsminister, der die Realien, bald ein anderer, der die classischen Unterrichtsgegenstände bevorzugte, bald einer, der den Studenten alle akademischen Freiheiten einräumte, den Studentinnen alle Zügellosigkeiten nachsah, bald ein anderer, der die Knaben militärisch erziehen, die Mädchen auf den Elementarunterricht beschränken wollte. Das vierzehnclassige Beamtenthum will an dem Staate sich bereichern; es betrügt diesen ebenso wie das Volk, je nachdem dort oder hier die Gelegenheit eine günstige ist. Justiz und Verwaltung sind nur dem Namen nach, nicht thatsächlich getrennt. Der Adel, einst durch die Leibeigenschaft reich, ist verarmt oder vergeudet die Reste seines Vermögens im Auslande; er drängt sich nicht, wie anderswo, zum Staatsdienste, oder wenigstens nur, wenn seine Existenz es gebieterisch von ihm fordert. Viel haben seit zwanzig Jahren die „privilegirten" Classen in Rußland gelernt; mitunter möchte man staunen über das Maß von wissenschaftlicher Aneignung, aber es ist immer nur die Arbeit des Autodidakten, des Sammlers auf fremdem Kornfelde. Nirgends erquickt der Anblick einer Originalität, es wäre denn, daß man dieselbe an jenen Schriftstellern rühmen wollte, welche kunstgerecht die Kritik des eigenen Volksthums und Gesellschaftswesens bis zur Selbstdenunciation treiben. Iwan Turgenjew, die leuchtende Ausnahme, gehört dieser Generation nicht an, er hat vor ihr begonnen, und steht himmelhoch über ihr, seitdem er sich im freiwilligen Exil von ihr losgelöst.

Es ist klar, daß eine aus solchen Bestandtheilen zusammengesetzte Gesellschaft jeder Thatkraft ermangeln muß, wenn ihr die Aufgabe zugemuthet wird, zur Rettung des Staates mitzuwirken. Zur Moralität ist sie vom Staate nicht erzogen worden und durch eigenes Bedürfniß nicht herangereift; der Patriotismus, der ihr gelehrt wurde, wechselte seine Ziele, je nachdem Herr Katkow, der einflußreiche Redacteur der „Moskauer Zeitung", dem „Westen" den Krieg erklärte, die Panslavisten das Gelüste nach den Süßen Wässern reizten, der Hof in Petersburg an der Freundschaft Deutschlands Gefallen fand. Nun steht diese Gesellschaft eingekeilt zwischen den beiden gewaltigen Gegensätzen, der Dynastie und dem Nihilismus, und wenn man erwägt, daß der politische Kern des Nihilismus, losgeschält von den Unthaten und Excessen der letzten Jahre, immerhin einem allgemeinen Bedürfnisse näher liegen muß als der Despotismus mit seiner Beamtencorruption, wenn man bedenkt, daß das System der „Verschickung" auf allen Bevölkerungsschichten in gleicher Weise lastete und die „dritte Abtheilung" keinen Unterschied zwischen Westlern und Altrussen machte, so hat man wohl ein Recht, zu glauben, daß die ungeheure Mehrheit der Denkenden in ihrem Inneren für den Nihilismus Partei nimmt, daß die Stärke des letzteren in der Abwendung der intelligenten Bevölkerung vom Staate wurzelt. Ist dies aber der Fall, so versteht man auch, warum es im Grunde müßig ist, zu fragen, über wie viele Hände der Nihilismus verfügt. Ganz Rußland ist ein einziger Herd der Revolution. Hier flackert sie auf und dort; ein Schuß lenkt die Aufmerksamkeit auf sie; ein Mord bezeichnet ihre Spur, eine Mine ihre unausgesetzte unterirdische Arbeit. „Verstand ist stets bei Wenigen nur gewesen," sagt unser großer Dichter, und dies gilt auch von den Nihilisten. Die energischen unter ihnen organisiren sich; die anderen folgen nach, verheimlichen, was sie wissen und sehen, lenken die Polizei von der richtigen Fährte ab. So erbt sich das Unheil einer allen billigen Forderungen trotzenden autokratischen Regierung fort; das Mißvergnügen nimmt ungeheure Formen an; die Ohnmacht der Persönlichkeit schlägt in Verzweiflung um, und Verwirrung erfaßt die Köpfe, sodaß ihnen die frevelhafteste That als die beste erscheint.

Der Nihilismus ist das Ergebniß einer dynastischen Politik, in deren Programm niemals die Volkserziehung stand. So lange vom Westen her sittigende Einflüsse in Rußland wirksam waren, enthielt er nichts, was nicht auch anderswo zu den Merkmalen der Revolution gehört hätte. Als aber die russische Gesellschaft diese Einflüsse abzuwehren begann, empfing der Nihilismus jene specifisch russische Signatur; er verwilderte bis zu solchem Grade, daß an ihm das demüthigende Wort sich bewahrheitete: „Kratze den Russen, und es kommt der Tatar zum Vorschein."

An politischen Weisen fehlt es nicht, welche ganz genau wissen, was geschehen muß, um den Nihilismus zu bändigen und Rußland vor einer Revolutions-Katastrophe zu bewahren. „Eine Verfassung, ein Parlament!" rufen die Einen, „Repression!" die Anderen. Die Frage ist nur, ob die Wurzel des Uebels eine politische und mit politischen Maßregeln auszurotten ist. Der Nihilismus dünkt uns aber eine volkspädagogische Krankheit zu sein, und zwar eine solche, deren Heilung zugleich von der nationalen, von der politischen und von der socialen Seite in's Werk gesetzt werden muß. Fünfzig Jahre und darüber zehrt diese Krankheit bereits an dem Leibe Rußlands; Puschkin und Gogol sind an ihr zu Grunde gegangen wie die Czaren Nikolaus und Alexander der Zweite. Am deutlichsten lassen sich die Zerstörungen, die sie angerichtet, an dem Verlaufe der russischen Literatur aufzeigen, in welcher sich die einzelnen Stadien getreulich widerspiegelten, und deshalb mag es uns vergönnt sein, in einigen weiteren Betrachtungen Alexander Puschkin als den literarischen Vorläufer, Nikolaus Gogol als den Propheten und Iwan Turgenjew als den Psychologen des Nihilismus dem Leser vorzuführen.

Der Ammersee.

Von Karl Stieler.

Es ist ein Zauber uralten Lebens, der über den Gauen des baierischen Vorlandes liegt. Schon in der Römerzeit erhoben sich hier gewaltige Castelle, welche die Straße beschirmten; noch zeigt der Boden die Spur Derjenigen, die ihn damals gepflügt, und jene stillen Gräberreihen, in denen Lust und Mühsal ihres Lebens zur Ruhe kam.

Dann wurden sie verdrängt von der jugendlichen Kraft der Germanen, und auch deren Spur haftet noch in tausendjährigen

Zeichen an Mauer und Erde; bis in die Merowinger- und Karolingerzeit reicht die Geschichte jener Ortschaften zurück. Das Mittelalter beginnt, und überall begegnen uns die großen Träger seiner Cultur: gewaltige Grafengeschlechter gründen ihre Burg am See; der Mönch baut seine stille Zelle, und singend pflügt der Bauer daneben das alte immergrünende Feld. Doch über dem Waffenlärm und dem Waidruf der einen, wie über dem Glockenschall und Allelujah der anderen, schwebt noch tiefe waldgrüne Einsamkeit.

Diese Einsamkeit ist bis in die letzten Jahre dem Ammersee geblieben. Sein Gebiet ist eines der herrlichsten im baierischen Vorland; glänzend spiegelt sich die lange Bergeskette in seiner Fluth; Hochwald umkränzt die Ufer, aber eine seltsame Fügung hat es gewollt, daß er vergessen blieb von den Tausenden, die allsommerlich hinausziehen und sich jeden Winkel schöner Erde erobern. Obwohl nur etwa sechs Stunden von München entfernt, lag er doch lange Zeit weitab „vom Wege"; denn keine Bahn führt an diese stillen Gelände, und kein Dampfboot durchmaß bisher die blaue Fluth. So blieb denn dieses Fischervolk allein, und die Sonne, die am Abend hinter den Waldbergen versank, sah niemals in's Gewühl drängender Menschenmassen. Erst seit Kurzem hat das Dampfboot, das von Grafrath die Amper hinauffährt und dann den ganzen See durchschneidet, auch diese Pfade erschlossen; der Ammersee ist jetzt erst gleichsam entdeckt worden.

Hoch über uns liegt das Blau eines Junimorgens; die Buchen zeigen das erste Grün, und der Vogelsang klingt rings aus dem Gehölze. Hinter der Bahnstation wartet der kleine Dampfer, der eigens für den schmalen Lauf des Flusses gebaut ward. Das Wasser desselben, das durch seine milde Heilkraft berühmt ist, schimmert uns klar entgegen; weißer Schaum zischt um die Flanken des Schiffes, sowie sich das Steuer regt, und die Fahrt beginnt. Es ist ein wundersamer Wasserpfad — zu beiden Seiten nickt uns das schlanke hellgrüne Schilf mannshoch entgegen und neigt sich unter den drängenden Wogen; ein Wasservogel fliegt kreischend aus dem Röhricht; ein Weidenbaum senkt seine Zweige hernieder. Doch bald genug grüßt unser Auge schon die blaue Fläche und die leuchtenden Berge.

Das kleine Dorf, wo wir landen, heißt Stegen; es liegt am nördlichen Ende des Sees und durch die schattigen Bäume des Ufers hat man den herrlichsten Ausblick. Ueberall heben sich traute Dörflein aus dem Grünen, Idyllen voll Sonnenglanz und Buchenschatten, wir aber lassen den Dampfer von hinnen ziehen, und dann erst löst unser Fährmann den leichten Kahn, der uns hinausträgt auf die schweigsamen Fluthen.

So schweigsam und doch so beredt! — Um unser Schiff kreist die flüchtige Möve; aber alles, was uns umgiebt, steht so uralt eingewachsen in diesem Boden, daß Gegenwart und Vergangenheit fast in einander fließen.

Der Kirchthurm, der zur Rechten herüberwinkt, gehört dem Dorfe Eching; ein altes Edelgeschlecht im zwölften Jahrhundert trug von ihm den Namen, und in Römerzeiten war es ein Angelpunkt der Straßen, die hier das Land durchkreuzten. In den Gräbern, die man dort aufgedeckt, lagen die Leichen im Kreise, mit den Füßen gegen einander gewendet, und mancher Schmuck ward damals unter grünem Wiesengrunde an's Licht gezogen.

Noch weiter drüben, wo die Fenster eines Schlosses glänzen, hausten die „Greifen", auch ein Edelgeschlecht, das bereits um das Jahr 1400 ausstarb. Damals hieß es wohl jubilirend:

„Von Greifenberg die Greiffen
Die kummen mit Singen und Pfeiffen —"

aber der letzte des Stammes ward in der Türkenschlacht bei Nikopolis gefangen und Sultan Bajazid ließ ihm das Haupt abschlagen — wie mochte sein Herz in letzter Stunde sich sehnen nach den grünen Geländen der Heimath! Jetzt ist der Ort ein bekanntes und wohlverdientes Stahlbad geworden, wo junge Frauen und bleiche Mägdlein ihr Heil suchen — mir aber klang im Ohre das Singen und Pfeifen der lustigen Ritterzeit, dieweil der einsame Kahn hinaustrieb.

Da schaut mit einmal eine grauverwitterte Kirche herüber, ganz im romanischen Stil; am Ufer liegen zerfallene Fischerhütten, und in der Sonne trocknen ausgespannte Netze.

„Wie heißt das Dorf hier mit seiner merkwürdigen Kirche?" fragte ich den stillen Fährmann.

„Dös Dorf da?" erwiderte er zögernd; „dös Dorf heißt eigentlich Unterschondorf, aber wir heißen's ‚See'. Und die Kirchen? Gelt, da müßt' man sich schier schamen!"

Und dann erzählte er gelassen weiter, daß die Gemeinde zu dürftig gewesen, um, wie die übrigen Orte am See, ihre Kirche zu restauriren; auf diese Weise blieb das reizende romanische Bauwerk unversehrt erhalten. Es ist aus Tuffstein errichtet und mag etwa aus dem zwölften Jahrhundert stammen; weitum im ganzen Gau ist es das einzige Gebäude, das noch ganz seine einstige Gestalt bewahrte. Selbst wenn wir inmitten großer historischer Städte stehen, muthet uns solch' altes Gemäuer gar köstlich an, um wie viel mächtiger wirkt es hier — mitten im grünen Laube und in der Einsamkeit des Dorfes!

Aber auch die Fluth, nicht nur das Land, erzählt von alten Zeiten; denn wenn die Luft und das Wasser stille sind, dann zeigen sich unter dem Spiegel des Sees noch die Reste von Bauten, die aus römischen Bädern stammen; ja die Sage erhielt sich lange Zeit, die Römer hätten einst über den ganzen See eine Brücke geschlagen. Noch Westenrieder, der große Meister baierischer Volkskunde, huldigte dieser Ansicht, die allerdings dadurch einen gewissen Halt fand, daß die Felsen des Seegrundes an der vermeinten Stelle besonders nahe hervortreten.

Der Hauptort auf dem linken Ufer ist Diessen; drüben beherrscht Berg Andechs die Gegend. Aber auch in historischer Beziehung dominiren diese Orte; denn nach ihnen waren die Grafen von Diessen-Andechs genannt, eines der gewaltigsten Dynastengeschlechter aus der Zeit der salischen und staufischen Kaiser.

Von Franken bis nach Tirol und Istrien reichten ihre Güter; Schloß Amras war ihr Eigen, und Innsbruck ward von ihnen begründet; mit allen Großen des Reiches und mit allen Thronen Europas standen sie in enger Verbindung. Adelheid, die Schwiegermutter des deutschen Kaisers Conrad und des griechischen Kaisers Manuel, war eine Gräfin von Diessen, die Söhne des Hauses aber begegnen uns in allen Landen als mächtige Degen. Wir finden sie auf dem Bischofsstuhle von Bamberg und Regensburg und als Patriarchen von Aquileja, und Berthold der Vierte ward sogar Herzog von Dalmatien und Kroatien, allein noch glänzender waren, wie gesagt, die Wege der Töchter. Die eine vermählte sich mit dem König von Frankreich, die andere mit dem König von Ungarn, und wieder andere nach Burgund und Savoyen, nach Mähren und Schlesien, nach Oesterreich und in das Haus der Burggrafen von Nürnberg. So lebt noch heute in dem Kaiserstamm der Habsburger und Hohenzollern, und in den Königsfamilien von Baiern, von Bourbon und von Italien ihr Blut, ihr eigenes Haus aber brach nur allzu schnell zusammen. Fehde und Zwist zersplitterte den Besitz, der allenthalben willige Erben fand, als im Jahre 1248 der Mannsstamm erlosch.

So war denn mit jähem Verfall eines der mächtigsten und ältesten Geschlechter Deutschlands geschwunden, die Güter um den Ammersee aber fielen an das Wittelsbachische Haus und theilen nun seit mehr als sechshundert Jahren die Geschicke Baierns.

Wer jetzt in das grüne seeumspülte Oertlein kommt, merkt wenig mehr von jener stolzen Vergangenheit; nur das geistige Auge fühlt ihren stummen Zauber. Wohl aber gemahnt uns noch so manches in der Anlage und Architektur, ja fast möchten wir sagen, in der Stimmung des ganzen Ortes an das stattliche Kloster, das die Grafen von Diessen hier gegründet. Es stammt aus dem zwölften Jahrhundert und war anfangs sowohl für Männer wie für Frauen zugänglich, bis die letzteren allmählich „ausstarben". Das Herrenstift indessen, welches die Besitzungen derselben gewann, erfreute sich allzeit mächtiger Gönner und hatte reichen Besitz an Land und Leuten, an „Wunn und Weide", an Fischrecht und Mühlen; vor allem war ihm Kaiser Ludwig der Baier hold, der den Ort zum Bannmarkte erhob und dessen Bildniß noch jetzt an dem ehemaligen Rathhaus prangt. Schon die langgestreckten weiträumigen Mauern haben etwas historisch-klösterliches; grünes Laubwerk umgiebt uns, und weithin herrscht der Blick über die Fluren des Landes und über die Hütten der Menschen.

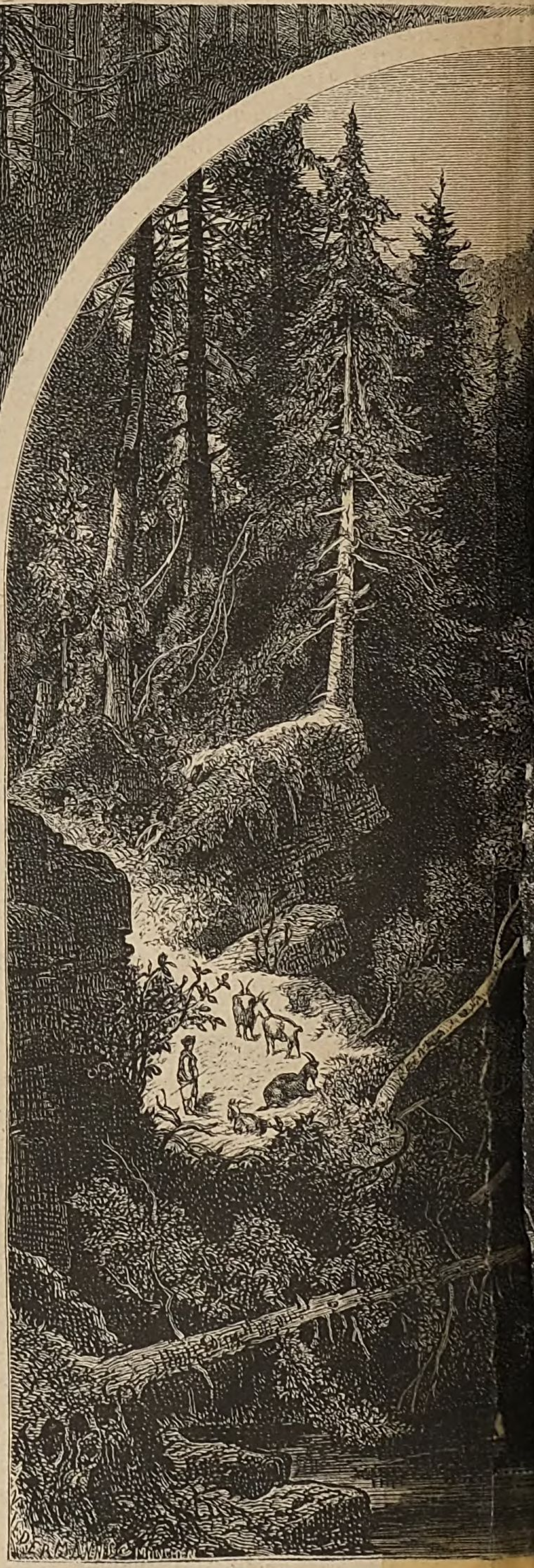
Obwohl die Kirche im Barockstil verunziert ist, birgt doch ihr Inneres noch manches Wahrzeichen aus großer Zeit; denn allenthalben sehen wir die Grabsteine jener gewaltigen Dynasten, die hier „schlafen in steinernen Särgen", wie das Wort des Dichters sagt, und im Kuppelgewölbe prangen die Bilder der Heiligen, die aus ihrem Geschlechte hervorgegangen oder mit demselben verwandt

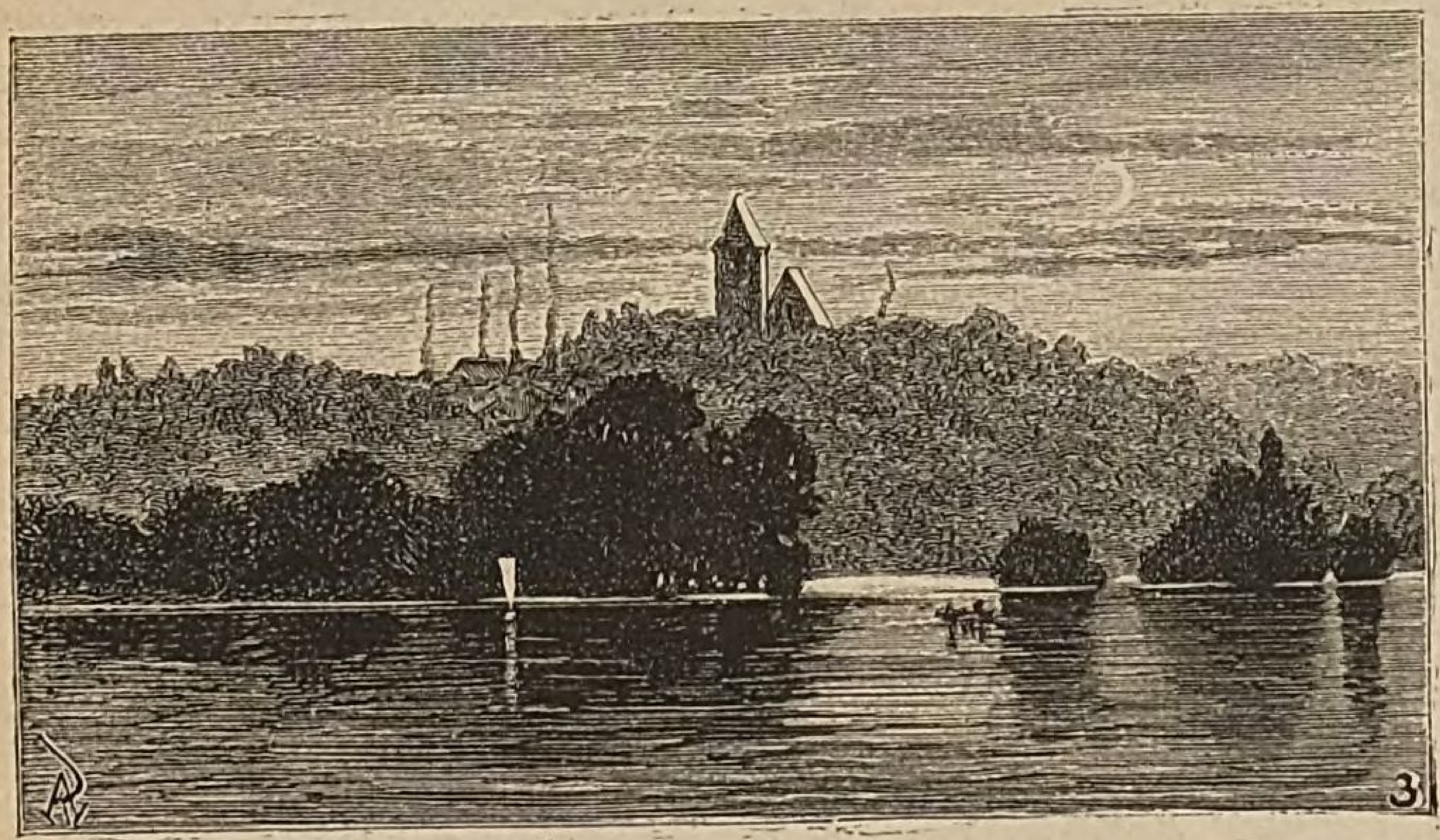


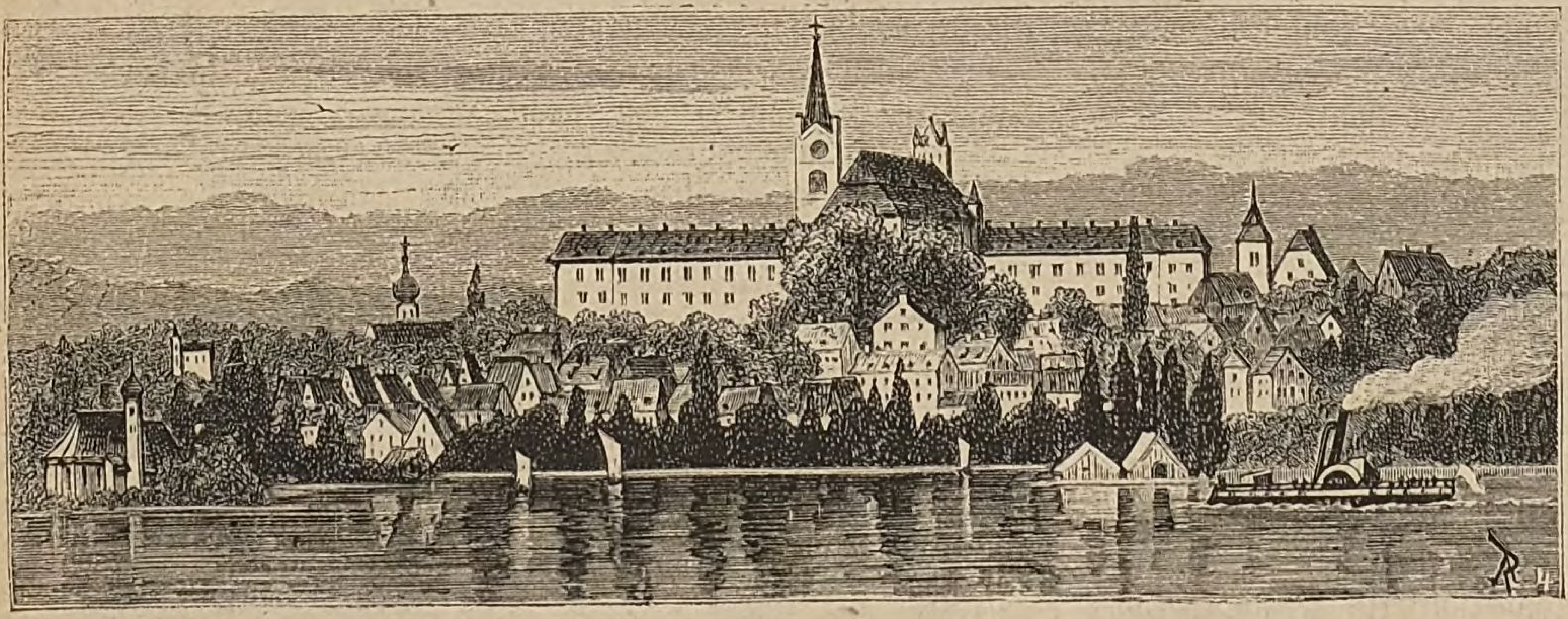












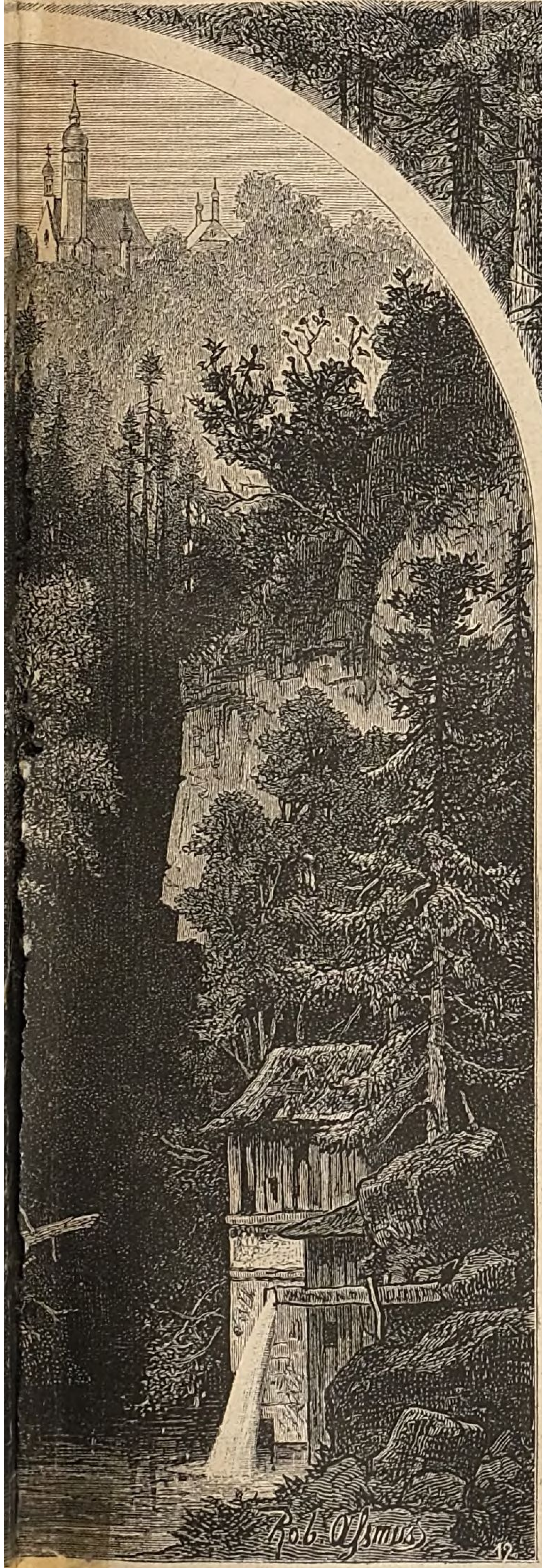
Am A

Nach der Natur aufgenom

1. Grafrath. — 2. Inning. — 3. Breitbrunn. — 4. Diessen. — 5. Römergrab bei Wartaweil. — 6. Klosterbräustübel von Ande

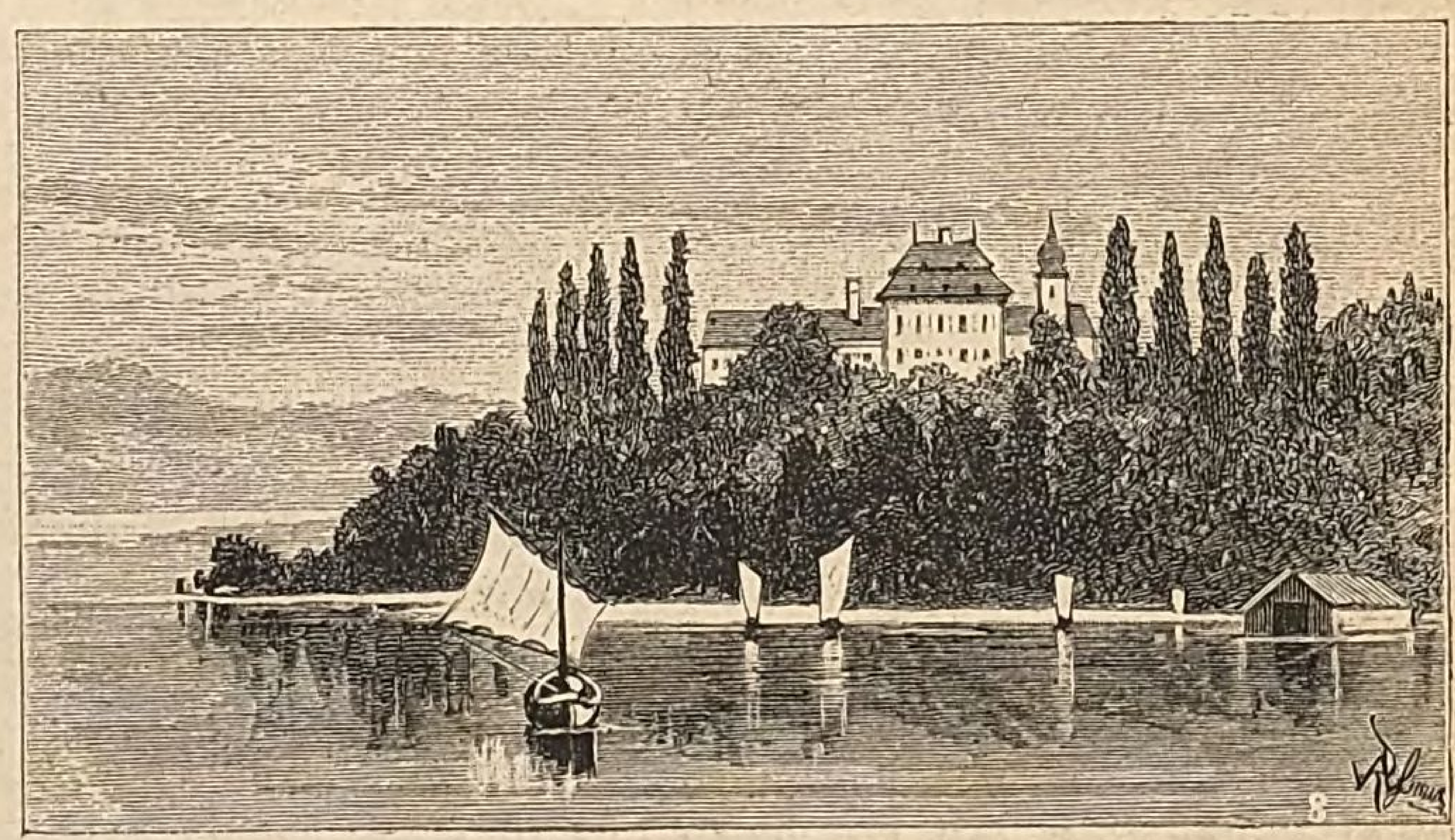


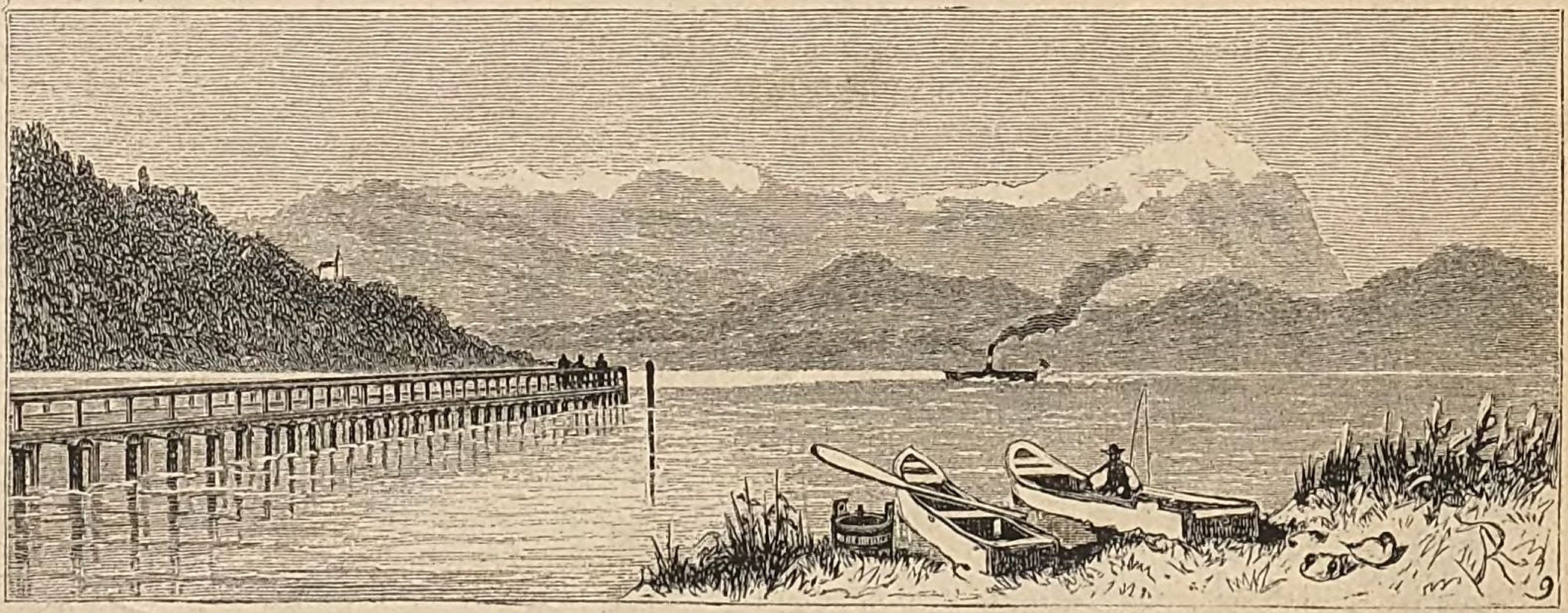












merſee.

nen von Robert Aßmus.

ß. — 7. Herrſching. — 8. Schloß Ried. — 9. Panorama von Stegen aus. — 10. und 11, Im Kienthal. — 12. Kloſter Andechs.

sind. Es ist ein Frescogemälde in fünf Gruppen; Kaiser Heinrich der Zweite und seine Gemahlin Kunigunde, König Stephan von Ungarn und die Landgräfin Elisabeth von Thüringen begegnen uns darunter.

Durch den Garten des Klosters aber rauscht mit kühlen Wellen der Weinbach und stürzt sich schäumend über hohes Felswerk; nach der Sage führte von der Kirche einst ein unterirdischer Gang nach Andechs und von dort bis an den Untersberg im Salzburgerlande.

Trotz des Verkehres, den das Dampfboot auf den See gebracht, ist Diessen übrigens noch heute ein stiller Ort, dessen Wohlstand durch die zahllosen Kriege schwer gelitten hat, in die das oberbaierische Land jahrhundertelang verwickelt war. Sein Hauptbetrieb ist die Fischerei, die am Ammersee von jeher besonders blühte; denn schon in uralter Zeit lieferten die Fischer von Diessen ihre Edelwaare auf den Markt von Augsburg, besonders wenn dort Reichstag gehalten ward. In frohen Gelagen versammelte sich ihre Zunft, so oft ein neuer Genosse darin aufgenommen wurde, oder an den alten Jahresfesten der Innung, und dann klang wohl froher Zecherlärm im Gaden unter dem wetterbraunen Völklein, das sonst so schweigsam scheint. Da der See vier Stunden lang und mehr als eine Stunde breit ist, war die „Fischwaid" auf demselben nicht wenig ergiebig, und vor Allem gilt das sogenannte „Amaul" (der Zander norddeutscher Gewässer) als eine Specialität des Sees.

Um das Gebiet der einzelnen Berechtigten abzugrenzen, dienten eichene Säulen mit dem entsprechenden Zeichen, oft aber war auch nur in einen mächtigen Baum am Ufer die Gestalt eines Fisches eingeschnitzt und so die Grenze bestimmt; schon im fünfzehnten Jahrhundert begegnet uns eine strenge und bis in's einzelnste gehende See-Ordnung.

Wenn wir von Diessen aus zu Lande unsern Rundgang weiterführen, kommen wir zunächst an die Martinskirche, die für das älteste Gotteshaus in Oberbaiern gilt; denn nach der Augsburger Chronik von Welser soll sie bereits im Jahre 303 erbaut worden sein. Von dort geht es nach Fischen, dem einstigen gefreiten Herrensitze, und überall sehen wir Gräberspuren, die auf die früheste Besiedlung weisen; nur ein einsames Schifferhaus begegnet uns, wo die Fähre über den See führt. „Wartaweil" heißt der geduldig-sinnvolle Name des Ortes.

Wir ziehen weiter und haben bald die herrliche Bucht erreicht, die der See hier bildet, auf der einen Seite umschlossen von dem Dörflein Mühlfeld, auf der andern von dem stattlichen Schlosse Ried. Hinter dem Strande aber liegt, von Nußbäumen umschattet, Herrsching.

Im ganzen Seegebiet ist dieser Winkel vielleicht die vollendetste Idylle. Einsam liegt das Ufer mit seinen weißen Kieseln; kein Haus, kein Menschenlärm stört diese Ruhe — nur badende Kinder plätschern im Wasser, das weithinein flach und lichtgrün ist. Ueber den Spiegel zieht eine Möve, die mit dem Fittich das Wasser streift und wieder emporschwebt in die Lüfte; im Westen ballt sich der schwarze Gewitterhimmel und thürmt sich hoch über der langen Bergeskette, deren Gipfel schneeblank herüberschauen. Eine stumme, sommerwürzige Schwüle liegt über Land und See — in solcher Stunde steigen wir empor zu dem alten weitberühmten Kloster Andechs.

Es ist herrlich gelegen, auf der Höhe eines Bergkegels, den hochgewachsener Wald, tiefe Schluchten und rauschendes Gewässer fast dem Hochgebirge gleich machen. Wir wählen den Weg durch's Kienthal; eine einsame Mühle steht beinahe überhängend am Bache; wuchtige Felsentrümmer liegen hier und dort verstreut, und nur bisweilen sehen wir hinab durch gelichtete Zweige auf den Spiegel des Sees. So geht es höher und höher empor, bis wir endlich das Freie gewinnen, und da liegt nun inmitten von Wald und Feld das stolze Kloster, oder „der heilige Berg", wie ihn das Volk kurzweg bezeichnet.

Schon im frühesten Mittelalter erstand dort eine gewaltige Burg, die dann der Hauptsitz der Grafen von Diessen wurde, nachdem sie drüben das Chorstift gleichen Namens gegründet. Hier wurden dereinst die Schätze des heiligen Rasso geborgen, als im zehnten Jahrhundert die Ungarn in's Land fielen, doch als in Folge der Reichsacht (1208) auch diese Burg „zerbrochen" ward, da vergruben die Mönche von Seeon, welche den Gottesdienst daselbst versahen, die Schätze und Reliquien auf dem tiefsten Grunde der Kirche. Erst zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts hat man dieselben wieder entdeckt, und die Sage will, daß ein Mäuslein die Stätte verrathen habe, wo sie ruhten. Eine Reihe von wunderthätigen Heilungen soll alsbald geschehen sein, und da Hunderttausende von Pilgern aller Länder herbeikamen, ward eine neue Kirche und ein Stift für sechs Chorherren errichtet, welches 1455 in ein Benedictinerkloster verwandelt wurde. Die Schätze, welche dort verwahrt und von den Gläubigen noch heute andächtig verehrt werden, sind zwar überwiegend religiöser Art — es sind Reliquien vom „Leiden unseres Herrn", von Maria und den Aposteln — aber manche der kostbaren Gefäße und Gewänder haben auch hohen kunsthistorischen Werth und reichen zurück in frühe romanische Zeit.

Wir ehren die Andacht Derer, die sich daran erbauen, doch auch wer draußen durch den burgartigen Hof und durch die grünen Gelände schweift, fühlt sein Herz gehoben durch Gottes schöne Welt. Der Ausblick (vor Allem vom Thurm der Kirche) ist bezaubernd: dieses Hügelland mit seinen grünen Wellen, diese tiefschwarzen Wälder, und zwischen wogenden Saaten die kleinen Dörflein mit ihren braunen Dächern und ihrem tiefen Frieden! Wer könnte sie alle nennen, wie sie hier den See umkränzen, das schöne Breitbrunn und das uralte Inning und Erling — von der Benedictenwand über Karwendel und Wetterstein schweift unser Auge hin bis an den Säuling bei Schwangau.

Allein selbst wenn uns nach minder luftiger Labung gelüstet, sind wir hier an eine gute Stätte gerathen; denn die würdigen Jünger des heiligen Benedict, die soviel gethan für Kunst, Wissenschaft und Landescultur, sie gönnen auch dem müden Wanderer gern ein frohes Stündlein der Rast, und willig öffnet sich das Braustüblein im Erdgeschosse dem wohlerworbenen Durste. Es ist so behaglich und heiter dort; am Fenster stehen die Blumen, und Bilder aller Art schmücken die Wand; lustig singt der Vogel im Bauer und freundlich reicht uns der dienende Bruder den Steinkrug. So wird es uns denn von Herzen wohl an dieser uralten Stätte, und während wir uns auf der Holzbank strecken, geht es uns sinnend durch die Seele, wie reich das Leben ist und wie viele Wege doch zum Ziele alles Lebens führen — zum Glück!

Man muß es nur erst verstehen lernen, was im Lande und im Herzen Derer lebt, die man heimsucht; man muß nur auch erleben können, was man sieht! Das ist die beste Frucht aller Wanderschaft.*

* Genauere Details über den „Ammersee und seine Umgebung" bietet das vortreffliche Büchlein dieses Titels von Hauptmann Arnold, das jedem Besucher jener Gegend auf's Beste empfohlen werden darf. Verlag von G. Verza, Landsberg am Lech, 1878.

Der Kampf um die älteste deutsche Hochschule.

Eine zeitgemäße Betrachtung von **Friedrich Schütz**.

Düster blickt in die engen und winkeligen Straßen von Prag das schwarze Gemäuer eines Gebäudes, dessen lauschige Giebel, dessen steinerne Erker und kräftige Friese bekunden, daß die Hand eines deutschen Meisters hier gewaltet hat. Ursprünglich war das Haus Eigenthum eines Juden — Lazarus mit Namen — gewesen; dann erwarb es der deutsche Kaiser Karl der Vierte, auf daß die Lehrer der Prager Hochschule von der Last befreit würden, in ihren eigenen Wohnungen die Vorlesungen für ihre Hörer halten zu müssen. Das düstere Gebäude wurde Deutschlands erste Universität. Das war um das Jahr 1348. Prag war in jenen Tagen Mittelpunkt des deutschen Lebens, und das Hradschiner Schloß Sitz des deutschen Kaisers, der die deutsche und böhmische Krone auf seinem Haupte vereinte.

Allenthalben in Böhmen fluthete damals deutsches Leben. Kein Chronist, der nicht bestätigen würde, daß das nationale Wesen jener Tage ein durchaus deutsches war. Als die Braut Karl's, Bianca von Frankreich, ihre Heimath verließ und nach Böhmen reiste, lernte sie die deutsche Sprache, „denn die böhmische war völlig

außer Gebrauch im Lande". Um jene Zeit wurde der Grundstein der Universität gelegt.

Man schrieb den 7. April 1348. Karl theilte dem Papste — denn der Kaiser anerkannte die kirchliche Oberhoheit und nicht ohne Recht nannte man ihn den Pfaffenkaiser — seine Pläne für die neue Hochschule mit. Nicht für Böhmen sollte sie gegründet werden, sondern für die benachbarten Nationen, in erster Reihe für das deutsche Reich; denn ihre Stiftungsurkunde trägt die Zeichen und Siegel desselben; ihre Bulle ist vom römischen Könige gefertiget, und ihr Statut, das Grundgesetz für ihre Entwickelung, hat nicht der König entworfen; deutsche Männer, die Karl aus dem Reiche berief, haben es ausgearbeitet.

Fünf Jahrhunderte sind seitdem vorübergerauscht. Wiederholt umwogte die Hochschule der wilde Kampf, den in Böhmen germanischer und slavischer Geist zu führen bestimmt erscheinen. Nicht selten glückte es aufgewiegelten Massen eines halbgebildeten Volkes, den Zerstörungskeim in die deutsche Hochschule zu werfen, niemals jedoch hatten sie damit dauernden Erfolg; denn heute verdrängt, hielt morgen der deutsche Geist wieder triumphirend seinen Einzug. So war es bis heute, wo die Czechen Anspruch auf die deutsche Schöpfung Karl's erheben und eines ihrer „Postulate" die Auslieferung der deutschen Universität fordert.

Das ist eines der Symptome der heftigen Kämpfe, die Oesterreich durchwühlen. Wieder streitet das slavische gegen das germanische Element, und im Widerspruch mit dem geistigen Ursprunge Oesterreichs, mit seiner Aufgabe, Träger der Cultur zu sein, fördert im Augenblicke eine slavische Regierung die den Deutschen feindlichen Pläne. Ueberall wird das slavische Streben ermuntert und gekräftigt: unter dem Schutze der Regierung wallfahrten Deputirte der österreichischen Slaven nach Rom, um dem Papste eine Huldigung Namens ihres Vaterlandes zu Füßen zu legen; in Böhmen, Steiermark, Kärnthen, Krain, Galizien sieht man die Slaven unter höherem Schutze gegen die Nachwirkung deutschen Wesens anstürmen, und fast scheint es, als sei eine Umwandelung Oesterreichs geplant, jener ähnlich, die mit roher Gewalt vor zwei Jahrhunderten die Protestanten in den deutsch-österreichischen Erbländern katholisch gemacht — als sei ein Proceß beabsichtigt, der das deutsch-ungarische Oesterreich in ein slavisches umgestalten möchte.

Wie dereinst der protestantische Geist niedergehalten worden, so unterdrückt jetzt eine gewaltthätige Faust jede Regung deutschen Geistes. Die Staatsanwälte werden zu Profosen. Kein Tag, an dem nicht ihre papierne Guillotine arbeitet und Tausende von deutschen Zeitungsblättern verstummen läßt! Den Abgeordneten, die außerhalb des Parlamentes ihre Stimme erheben, wird das Wort jäh abgeschnitten. Als jüngst siebenundachtzig deutsch-böhmische Deputirte ein Manifest an die Deutschen in Böhmen erlassen wollten, fand ein strenger Richter in dem Schriftstücke, welches conservative Elemente, auch ein geheimer Rath des Kaisers redigirt, das Verbrechen des Aufruhrs, und eine an die bulgarischen Wahlkünste mahnende Energie confiscirte das Manifest. Anlaß zu demselben hat die Prager Hochschule gegeben.

Der czechische Wunsch, eine selbstständige Universität zu erhalten, ist in der letzten Session des Reichsrathes nicht in Erfüllung gegangen. Im Abgeordnetenhause von der Mehrheit acceptirt — man beschloß zunächst die Trennung der Universität, und die völlige Czechisirung sollte folgen — scheiterte er am Herrenhause. Hier wurden besonnene Stimmen laut, welche die czechische Universität als Einleitung eines czechischen Staates erklärten; Mahnungen erhoben sich, welche daran erinnerten, wie einer slavischen Hochschule in Prag die Vorbedingung einer entwickelten Literatur, der sogenannten wissenschaftlichen czechischen Welt aber jede höhere Bedeutung, die Möglichkeit aller geistigen Concurrenz zur Erhöhung ihrer Leistung fehle. Im Herrenhause hat auch ein czechischer Mann der Wissenschaft, der sein Fach deutsch an der Prager Hochschule vorträgt, Sitz und Stimme, und dieser czechische Mann suchte, bevor die Debatte über die Hochschule begonnen hatte, für dieselbe Propaganda zu machen.

„Müssen Sie nicht zugeben," fragte man ihn, „daß Sie Namen und Bedeutung dem Umstande danken, daß Sie zu Füßen deutscher Lehrer gesessen und deutsche wissenschaftliche Bildung genossen?"

„Ja!" lautete seine Antwort.

„Und können Sie glauben machen," tönte als weitere Frage, „daß es nicht ein Unding wäre, zu verlangen, ein Baum solle Schatten geben und Früchte tragen, ehe seine Wurzeln sich in die Tiefe gesenkt, daß es nicht thöricht sei, eine Hochschule zu begründen, ehe die Vorbedingungen für dieselbe gegeben sind? Als die deutschen Hochschulen eine nationale Gestaltung annahmen und Werkstätten deutschen Geistes wurden, hatten große Dichter die Sprache auf die Höhe der entwickeltsten Idiome gehoben. Und Sie, die Czechen, fordern eine Universität und müssen erst die Vocabeln erfinden, um wissenschaftliche Werke in Ihre Sprache übersetzen zu können? Ihrer Jugend, die an der slavischen Hochschule ihren Studien obläge, wären die Werke der größten Denker, der größten Gelehrten verschlossen; denn unsere Philosophen Kant, Fichte, Hegel sind heute noch nicht in Ihre Sprache übersetzt. Sie fordern die Universität nur als Mittel für die Agitation. Ihre Zwecke gelten im günstigsten Falle der Absicht, Ihre kaum entwickelte Sprache auszubilden."

Diese Worte sprach ein im Dienste Oesterreichs ergrauter Staatsmann, und das czechische Mitglied des Herrenhauses blieb ihm die Antwort schuldig. Die Prager Anhänger desselben aber haben sie bekanntlich in den letzten Tagen des Monates Juni durch die Kuchelbader Excesse gegeben, ohne daß die Regierung diesen aus den Zeitungen allbekannten schmählichen Angriffen gegen die Deutschen Einhalt gethan hätte.

Drei Tage währten die Excesse. Alles, was an deutsches Wesen in Prag gemahnte, das deutsche Haus, welches Sitz der deutschen Vereine ist, das deutsche Theater, wurde bedroht, und wer deutsch sprach in den Straßen, war seines Lebens nicht sicher. Die städtischen Behörden, die czechischen Koryphäen erließen scheinbar Mahnungen zur Ruhe. In Wahrheit aber bargen dieselben die Aufforderung, dem verhaßten deutschen Wesen neue Gefahren zu bereiten.

So wurde denn jenes jüngst von der Behörde mit Beschlag belegte Manifest erlassen. Die Abgeordneten des deutschen Volkes in Böhmen hatten sich unter Vorsitz ihres wackeren Führers Dr. Franz Schmeikal versammelt, weil fanatische Pöbelhaufen sie gefährden durften, unbehelligt von dem Einschreiten der Behörden, die erst dann den Deutschen Schutz zu bieten wagten, als ein Zornesruf in allen deutschen Ländern Oesterreichs ertönte.

Wie die deutschen Abgeordneten erhoben auch die Studirenden der Prager Hochschule ihre Stimme. Sie erklärten,ausharren und die Universität nicht verlassen zu wollen, wie es vor fünfhundert Jahren die Deutschen gethan; sie baten, von allen Seiten möchten deutsche Hörer herbeiströmen, um ihnen Stütze im Kampfe für die Rechte der ältesten deutschen Hochschule zu sein.

In der That erfolgte, wie dieser Aufruf besagt, genau vor einem halben Jahrtausend der erste Ansturm gegen das deutsche Wesen der Prager Universität. Sie stand damals in üppiger Blüthe, und farbiges buntes Studententreiben belebte ihre Räume. Die Zahl ihrer Doctoren und Magister betrug zweihundert, die ihrer Baccalaureen fünfhundert; Studenten waren an dreißigtausend eingeschrieben, von denen kaum ein Zehntel auf die Czechen fiel. Lehr- und Lernfreiheit hoben das Ansehen der Hochschule; die Studenten genossen weitgehende Vorrechte bei der Wahl ihrer Vertreter, wie ihrer Richter, und mancher Kaufmann ließ sich als Hörer der Hochschule eintragen, um einen Theil dieser Privilegien zu gewinnen. Die Wissenschaft blühte.

Die Hochschule war nach Nationen eingetheilt. Die baierische umfaßte die Hörer aus Oesterreich, Schwaben, Franken, den Rheinlanden, die polnische die aus Schlesien und Polen, die sächsische die aus Meißen, Thüringen, Ober- und Niedersachsen, die böhmische endlich die Studirenden aus der Lausitz, Böhmen und Mähren. Ueberall trat das Uebergewicht der Deutschen hervor. Aber nicht lange, und das Czechenthum hob an, sich gegen das deutsche Wesen zu stemmen. Von der Kanzel herab fallen die ersten Drohworte: „Sie vergiften unsere Zunge. Diese deutschen Hunde machen ein Sclavenvolk aus uns," hieß es. Dann suchte der Zorn des czechischen Pöbels — seine Art, politische Meinung zu äußern, hat sich nicht verändert seit fünfhundert Jahren — Kühlung in einer Judenhetze. Ab und zu fielen Vermummte die Studenten oder den deutschen Rector an, und die czechischen Professoren, neidisch, mißgünnisch, erfüllt von kleinlicher Eifersucht, denuncirten ihre deutschen Collegen beim Papste als Feinde Roms.

Unterdeß war eine mächtige Wandlung der geistigen Bewegung erfolgt. In allen edler Denkenden dämmerte die Erkenntniß auf, daß Rom ein Feind der Menschheit sei, und in Prag warf

ein deutscher Prediger, Konrad Waldhauser, dieses zündende Wort in die Massen. Ein Czeche, Johannes Huß, übertrug es in's Slavische. In seiner Rede zitterte eine Vorahnung der Reformation. Aber groß in allen religiösen, war Huß kleinlich, niedrig in allen nationalen Fragen; er vermochte sich nicht zur Entäußerung nationaler Einseitigkeit aufzuschwingen. Er suchte Roms Autorität zu stürzen, aber er setzte einen andern Götzen auf den Thron: den nationalen Terrorismus. Er predigte Haß gegen alles Deutsche im Lande, und an der Universität entfesselte er wilde Stürme. Vergeblich boten die Deutschen einen Ausgleich an — der Adel, das niedere Volk, der König, dieser schwächliche Wenzel, ein deutscher Kaiser, mit dem die czechische Aristokratie Fangball spielte, waren wider sie.

Neun Zehntel der Besucher der Hochschule waren Deutsche, und die Czechen verlangten die Herrschaft über dieselben; sie forderten drei Viertel aller Stimmen in den die Geschicke der Universität entscheidenden Collegien. Da eilten deutsche Professoren in die Gemächer des Königs. Umsonst! Er hatte seine Unterschrift bereits den czechischen Wortführern verpfändet, und schon waren die Deutschen als „Fremde“ erklärt, denen „kein Recht zustehe in Böhmen zu herrschen“.

Die Deutschen schworen Widerstand. Noch ein Vorschlag wurde zum Ausgleiche gemacht: die Deutschen empfahlen die Trennung der Universität, aber damals, wie heute, wollten die Czechen die Gleichberechtigung der Deutschen nicht zulassen. Sie verlangten die Alleinherrschaft.

Eines Tages, am 9. Mai 1409, rasselte das Universitätsthor und fiel knarrend nieder in's Schloß. Bewaffnete waren eingedrungen. Dem alten Rector Henning von Baltenhagen wurden die Universitätskleinodien abgenommen, das Siegel, die Matrikel, die Schlüssel, die Bibliothek, die Cassen. Wilde Rufe ertönten, und die Schergen der königlichen Gewalt schritten ein. Nicht lange darauf wurde den Pragern ein eigenthümliches Schauspiel.

Zu Pferd, zu Wagen, zu Fuß wallten singend die Studenten vor die Thore, an ihrer Spitze die Magister Vincenz Gruner, Otto von Münsterberg und Johann Hofmann. Die Deutschen ließen die Hochschule im Stiche. Die Mehrzahl zog nach Leipzig, wo bald eine neue Stätte für das Wort der Wissenschaft erstand.

So wurde die Prager Universität czechisch. Als erstes Zeichen des Triumphes flackerten die Acten in Flammen auf, welche den deutschen Charakter der Hochschule verbrieft hatten — aber die Lehrsäle verödeten. Man riß sie ein, um die Erinnerung zu bannen, daß hier einst Tausende von Hörern den Lehren Plato's und Aristoteles' gelauscht hatten. Das Land wurde von den blutigen Schauern des Hussitenkrieges geschüttelt, während die Hochschule das Gespötte aller Denkenden wurde. Da war nun allerdings Rath, wie die verfallene Anstalt wieder emporzuheben sei, theuer. „Laßt die Deutschen wiederkommen!“ verlangten später selbst czechische Fanatiker. Aber Jahre mußten in's Land gehen, ehe der germanische Geist wieder Besitz nahm von der Universität.

Deutsche Männer lehrten von den Kanzeln das Wort der Reformation, und an ihrem glühenden Eifer entzündete sich jener fürchterliche dreißig Jahre währende Krieg, der Deutschland in Nacht und Elend senkte. Die Sturmglocke der Prager Universität hatte ihn eingeläutet. In den Sälen der Aula versammelten sich zu Beginn des Jahres 1618 die deutschen Prediger, sowie der Adel des Landes unter Führung deutscher Cavaliere, um den Widerstand bis auf's Messer zu beschließen, und die studirende Jugend assistirte. Aufrührerische Schaaren wogten zum Schlosse empor, um hier die Statthalter des Kaisers dem Tode zu weihen, aber drei Jahre später zog der Kaiser als Sieger und Rächer in die Stadt. Etwa hundert Schritte von der Universität fielen die Häupter der Führer des Aufstandes — unter ihnen mancher deutsche Lehrer der Hochschule. Nun wurden die Jesuiten Herren der Hochschule, und jede geistige Regung wurde unterdrückt, aber in Joseph dem Zweiten erstand ein Befreier, so daß der gebannte deutsche Geist wieder seine Einkehr halten konnte. Erzürnt verließen die Jesuiten die Hochschule, und in einem der Höfe der Universität loderte ein Scheiterhaufen auf — er verzehrte den Schatz einer Bibliothek von Ordensbüchern. Kein profanes Auge sollte in ihnen die Mittel kennen lernen, mit denen der flüchtige Orden Jesu die Geister der Menschen in Nacht und Nebel zu halten verstand.

Bis in unsere Tage ist sodann die Hochschule deutsch geblieben. Glänzende Namen sind in ihre Ehrenbücher eingegraben, und die hervorragendsten Kämpfer für deutsches Recht in Oesterreich, Herbst, Haßler, Braiz, gehören zu ihren Zierden. Heute, ähnlich wie vor fünf Jahrhunderten, bildet der Kampf um die Prager deutsche Hochschule nur die Einleitung zu einem Vernichtungsschlage gegen alles deutsche Wesen in Böhmen, aber diesmal gefährdet der Schlag auch das Deutschthum in ganz Oesterreich.

Wahrlich, nicht selten fehlten Mittel und Gelegenheit, in dieser langen Epoche dem Deutschthum auf österreichischem Boden zu dauerndem Siege zu verhelfen, aber wie ein Verhängniß schwebt über diesen Landen der Mangel jeglicher Erkenntniß für das, was in entscheidenden Wendepunkten Land und Volk noth thut. Seit Joseph der Zweite im Glanze männlicher Tüchtigkeit erlegen, hat der Gedanke eines geschlossenen, einheitlichen Oesterreich wohl eine Schaar getreuer, deutschfühlender Anhänger begeistert, nie aber den „ererbten Uebelstand“ eines Regierungssystems zu besiegen vermocht, das mit kleinlichen Mitteln um den Erfolg des Augenblicks streitet. So ist der Jammer des römisch-deutschen Reiches, das in Deutschland vernichtet worden, in Oesterreich zu neuem Leben erwacht. Die Theile erstarken auf Kosten des Ganzen, und gemeinsam ist ihnen schließlich nur Unglück und Niederlage. In den Kämpfen, welche die Deutschen um ihre Hochschule führen, tritt der volle Gegensatz germanischer und slavischer Welt auf die Bühne. Aber die Deutschen werden ihre Waffen nicht in feiger Verzweiflung senken. Was auch immer die Zukunft bringen möge, eingedenk ihrer Pflicht werden sie Wacht halten überall in Oesterreich, wo sie eine Stätte gefunden, Wacht für den nationalen Gedanken, Wacht für die edlen Bestrebungen von Bildung und Freiheit. Nicht darum ist die deutsche Einheit erstritten worden, damit Millionen Deutscher in Oesterreich der ihnen gebührenden Stellung verlustig würden — nicht darum wurde das Bündniß zwischen Oesterreich und Deutschland eingegangen, damit Deutschlands treueste und einzige Freunde in Oesterreich einen verzweifelten Kampf um ihre nationale Existenz führen sollen. Nein! Hoch und Niedrig in Deutschland begleiten mit ihren die Sicherheit des Erfolges verbürgenden Sympathien den Kampf, welchen die deutschen Stammesgenossen in Oesterreich führen; sie gedenken der Sorge, des Kummers ihrer Brüder und theilen mit ihnen die Hoffnung, daß der umwölkte Horizont weichen und heiterem Himmel, Zeiten des Glückes wieder Raum geben werde.

Blätter und Blüthen.

Was sind Narren auf Bäumen? Zur Beantwortung dieser vielfach an uns gerichteten Frage geben wir im Nachstehenden unserm langjährigen Mitarbeiter Herrn Hofgärtner J. Jäger das Wort. Derselbe schreibt uns: „Die sogenannten Narren oder Taschen der Pflaumen- oder Zwetschenbäume, welche in manchen Jahren statt genießbarer Früchte wachsen und die erhoffte Ernte vernichten, sind Gebilde von 25 bis 40 Millimeter Länge und 25 Millimeter Breite, zusammengedrückt, gleichsam gepreßt, wachsartig von Ansehen, gelblich mit rostfarbigen Flecken. Ueber die Entstehung derselben giebt es verschiedene Ansichten. Früher nahm man an, daß die Taschen Zellenbildungen wären, wie Galläpfel, durch den Stich eines gewissen Insects hervorgebracht. Man meinte ferner, daß die Insectenbrut den sich ausbildenden Fruchtknoten verzehrte, sodaß nur die Fleischumhüllung, welche im normalen Verlaufe den eßbaren Theil der Frucht bildet, fortwachse, aber, weil die eigentliche Frucht (der Kern) fehlt, jene abnorme Form annehme. Gewiß ist indessen, daß in den Taschen nur ein verkümmerter Ansatz vom Kerne vorhanden ist. Neuerdings nimmt man nun aber an, daß diese Mißbildung in Folge einer Pilzart (Exoascus Pruni) entstehe, in derselben Weise wie das bekannte Mutterkorn. Wir leben nun einmal in dem Zeitalter der Pilze, in welchem die ansteckenden Krankheiten und fast alle organischen abnormen Wucherungen winzig kleinen Pilzen zugeschrieben werden. Hat man doch in neuester Zeit selbst die Entstehung der ‚Hexenbesen‘ auf Kirschen, Birken und Weißbuchen auf einen Pilz (Exoascus Wiesneri) zurückgeführt.

Die Streitfrage, ob die Pilze Ursache oder nur Folge der Erkrankung sind, wird wohl nie sicher entschieden werden. Andere meinen, die Pilze stellen sich erst ein, wenn das Zerstörungswerk durch die Krankheit ihnen vorgearbeitet hat. Kinder naschen gern von den Pflaumentaschen, aber es bekommt ihnen in der Regel schlecht, wenn auch der Genuß nicht tödtlich ist, wie der des Mutterkorns. Mittel zur Verhütung der Taschen giebt es nicht. Man kann jedoch die Wiederkehr erschweren, wenn man alle abgefallenen Taschen sammelt und tief in die Erde vergräbt. Es müßte dann aber von allen Baumgartenbesitzern der betreffenden Gegend geschehen.“

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Nº 32. 1881.



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von **Ernst Keil** 1853.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis **2** Bogen. Vierteljährlich **1** Mark **60** Pfennig. — In Heften à **50** Pfennig.

Mutter und Sohn.

Von **A. Godin.**

(Fortsetzung.)

Es konnte nicht ausbleiben, daß sich die Gespräche, welche Fügen mit Jana zu führen pflegte, manchmal auf Genoveva richteten; ganz abgesehen von den stillen Betrachtungen, die er über seine Schloßherrin in sich ausspann, machte es ihm auch immer Freude, Jana's ruhig-heiteres Wesen zur Lebendigkeit erhöht zu sehen, und das geschah leicht, sobald sie von ihrer Dame sprach, welche sie zu vergöttern schien. Auch das Verhältniß dieser beiden Frauen zu einander interessirte Fügen. Zwischen Frau von Riedegg und dem jungen Mädchen bestand eine feine Grenzlinie; mochte dieselbe im Willen der Herrin oder im natürlichen Tactgefühle der Untergebenen beruhen, genug, sie wurde nie überschritten und schloß Vertraulichkeit ein- für allemal aus. Daß aber Jana das Vertrauen Genoveva's im höheren Sinne besaß, ersah Fügen daraus, daß in die Hände des Mädchens die ganze Gestaltung des äußeren Lebens unbeschränkt gelegt war; auch blieb ihm kein Zweifel darüber, daß Jana in Dinge eingeweiht sein mußte, welche den Kern jenes Räthselhaften ausmachten, das er ahnte, wenn auch nicht sah. Sie war eine zu einfache Natur, um sich zu verbergen; sie konnte nur schweigen. In unüberwindlicher Verwirrung brach sie stets ab, wenn auf das erste Jahr ihres Zusammenlebens mit Frau von Riedegg die Rede kam. Fügen wußte nur, daß Jana derselben als Wärterin des Kindes gefolgt war, nachdem die Unglücksbotschaft, daß sie Wittwe geworden, sie erreicht. Wo und wie die zunächst darauf folgende Zeit hingebracht worden, erfuhr er nicht, und hier mußte der Knoten von Genoveva's Schicksal liegen; denn an dieses Jahr zu rühren, erregte Jana offenbar Pein, und so vermied er dies denn auf das Aengstlichste.

Gab es doch übrigens des Stoffes genug! Von sich selbst zu sprechen, was Details des eigenes Lebens und Treibens betraf, war Fügen nie zuvor eingefallen; dies wird nur einem ganz sympathischen, persönlich interessirten Zweiten gegenüber zum Reiz und Vergnügen. Mit Jana aber sprach er von jedem Zeitpunkte seines Lebens — er that es mit einem ihm nur halbbewußten inneren Behagen; in solchen Momenten besann er sich bis auf die halbvergessenen, unter mütterlichem Flügel verlebten Kinderjahre zurück und gewann plötzlich an seinem eigenen Dasein ein naives Interesse, wenn es ihm so Bild nach Bild aus der Erinnerung auf die Lippen trat. Wie verstand Jana das aber auch hervorzulocken, wie folgte sie ihm verständnißinnig auf jedem Wege, den er sie mit sich wandern ließ, oft recht in die Kreuz und die Quere! Sie selbst gab sich keine Rechenschaft über ihre Hingabe, war sich derselben in keiner anderen Weise bewußt, als durch ein innerliches Wohlsein, das ihr ganzes Wesen erfüllte. Unmerklich fanden in ihrem Herzen zwei Götter neben einander Platz — Fügen neben Genoveva; denn wie ihre Herrin, so sah sie auch ihn hoch über sich. Seines Gleichen war ihr zuvor nie begegnet; das Träumerische und doch zugleich Thatkräftige seines Geistes, den sie trotz ihrer Einfachheit verstand, weil Alles in ihm auf Wahrheit beruhte, erhob ihn vor ihr; seine Fähigkeit, durch alles Schöne, durch dessen geringste Annehmlichkeiten beglückt zu werden, brachte ihn ihr ganz nahe; denn auch ihr, dem schlichten Landmädchen, war es in die Wiege gelegt worden, Alles schön zu sehen und selbst zu verschönen. Das kam ihm jetzt zu Gute; Jana war es, die persönlich für des Burggastes Behagen sorgte, und wie sorgte! Sympathisch errieth sie Alles, was dem Alltäglichen Anmuth verleiht, und wußte im Stillen das Hausleben, so weit es ihn berührte, nach seinem Behagen zu gestalten.

„Guter Hausgeist!“ hatte sein Gedanke sie schon am Tage seines Einzuges genannt; jetzt gab er ihr den Namen laut. Aber auch ein anderer Name, den sie früher getragen, gefiel ihm sehr, und er ward allabendlich an denselben erinnert.

Die „Kränzewinderin“ übte zu dieser Stunde ihre alte Kunstfertigkeit; denn wenn die an schweren Ketten hängende Ampel ihr Licht über den Tisch ausgoß und Fügen mit der Hausfrau über mancherlei tiefsinnige Dinge oder gar über Welthändel sprach, dann waren neben ihnen Jana's schlanke Mädchenhände eifrig bemüht, grüne Blätter aus Taffet oder Battist zierlich an einander zu fügen oder hier ein paar auf Draht gezogene Wachsperlen, dort ein leichtes Büschel von Silberlahn zwischen das Grün zu flechten; sie that es immer mit sicherem Geschmack und wies jedem die Stelle an, wo es am besten wirken mußte; so entstand denn manch ein Hutsträußchen für den Hochzeiter oder ein Feiertags-, ein Brautkranz — wohl auch ein Todtenkranz. Das auf großem Theebrette ausgebreitete Geflimmer war auch eine nie erschöpfte Verlockung für die Kinder, namentlich für Maxi, die oft herangelaufen kam und, auf ihre Zehen erhoben, etwas von all dem Glänzenden fortzustibitzen versuchte. Die Thür zum Kinderzimmer stand Abends immer offen, und das kleine Paar trieb sein Wesen unbeschränkt bald dort, bald um die Großen her bis zur Schlafenszeit. Darnach wurde von den drei Hausgenossen das leichte Nachtmahl eingenommen, nach welchem sie sich häufig hinauf in das Musikzimmer begaben. Jana hatte zu den Kirchensängerinnen gehört, war als solche fest im Tact und vertraut mit den Noten gewesen, ehe sie in das Haus Genoveva's eintrat. Sie besaß eine nicht besonders

starke, aber herzbewegende Stimme und hatte auf Veranlassung ihrer Herrin während des Aufenthaltes in der Hauptstadt einige Zeit über guten Unterricht genossen, der sie zur Liedersängerin heranbildete. Doch verstand sie nicht, sich zu begleiten. Nun erklang die sympathische Altstimme bei der Begleitung des Capellmeisters zu Aller Freude. Schon in der Residenz hatte Jana einzelne Lieder Fügen's mit Vorliebe gesungen; ihm war es große Freude, als er fand, wie richtig ihr feiner Instinct den musikalischen Gedanken zu erfassen und wiederzugeben wußte. Wenn er dann selbst spielte, wehte ein wunderbarer Geist über alle hin. Besonders nach solchen Tagen, wo ihm das Componiren recht nach Wunsch gelungen, strömte es wie electrisches Feuer aus seinen Fingerspitzen über die Tasten; gab er der alten Meister Schöpfungen wieder, so klang das wie Befreiung und Erlösung von aller Erdennoth; ergoß er sich in freien Phantasien, dann brauste sein individuelles, ausdrucksmächtiges Spiel in einer Kraft dahin, welche über ihn selbst hinauszuwachsen schien.

Das wirkte seltsamer Weise auf Genoveva stets verdüsternd, und wenn es verklungen war, pflegte sie mit stummem Gruß hinabzugehen und mit Keinem mehr zu sprechen. Empfand Fügen gleich an der ganzen Art ihrer Haltung gegen ihn, wie der Mensch, der Künstler in ihrer Schätzung wuchs, so konnte ihn das doch nicht abhalten, ihr Gebahren wunderlich zu finden. Ihm blühte gerade dann die heiterste Stimmung auf, wenn er sich zuvor auf dem Instrument so recht ausgetönt hatte. Sogar eine gewisse Schalkhaftigkeit regte sich dann leicht in ihm und würzte die kurzen Wechselreden, welche er noch mit Jana tauschte, während der Flügel geschlossen, die Lichter gelöscht wurden.

Jana aber ging wie beschwingt in ihr Schlafzimmer, erhellt und gestärkt im Gemüth.

9.

Die Weihnachtskerzen, welche auf der Moosburg von einer Riesentanne gestrahlt hatten, waren erloschen. Nachdem die Kinder in Aufregung und Glückseligkeit weit über die gewohnte Zeit wach geblieben, lagen sie nun friedlich schlummernd in ihren Bettchen. Es war bereits spät; noch saßen aber die Großen im Gespräch, in Erwartung der Mitternacht. Sie hielten sich nicht im gewohnten Raume auf, sondern hatten sich im wohldurchwärmten Terrassenzimmer, wo der Kinder Bescheerung aufgebaut worden und das noch ganz mit Harzgeruch und Wachsdüften angefüllt war, vor dem großen, dreitheiligen Fenster niedergelassen, welches den Ausblick in das Innthal bot.

Es war eine Vollmondnacht; der in großen Massen gefallene Schnee flimmerte weit und breit wie Silber; träumerisch stand das im Lichte des Tages so majestätische Gebirge; seine scharfen Spitzen und Kanten hatten sich unter dem weichen, weißen Flaume gesänftigt, und zwischen beglänzten Kuppen zeichneten sich bläuliche Schluchten, an deren Rand stolze Tannen silbern aufragten. Die Welt erschien so still in der Einsamkeit der weiten, weiten Schneegefilde; der Inn allein durchrauschte als ein Lebendiges das Thal; alle seine Quellen und Nebenflüsse lagen gefesselt unter starrer Eisfläche. Gleich dunklen Adern liefen schmale Wege thalwärts, und auf diesen Pfaden begann es sich zu regen, als die Mitternachtsstunde näher kam. Hat es in der Christnacht zwölf geschlagen, dann wird in allen Tiroler Kirchen feierliche Mette gehalten; jeder Bauernhof entsendet dann einen Theil seiner Insassen, um vor dem neugeborenen Heiland das Knie zu beugen.

Seltsam war es, von dieser hohen Warte aus auf die Wallfahrer niederzublicken; denn von hier aus erschienen ihre Gestalten nur wie dunkle Pünktchen; wie Funken erglänzten die Kienfackeln, welche sie trotz des Mondlichtes in den Händen trugen, während sie hier von den Höhen niederstiegen, dort das Thal durchzogen, Alle dem gleichen Ziele zupilgernd, wenn auch nach verschiedenen Richtungen. Scharf zeichneten sich gegen den sternhellen Himmel die schlanken dunklen Thürme der zahlreichen Kirchen und Capellen ab, welche in der Thalbucht zerstreut oder von einzelnen Hügelvorsprüngen aufragten. Die hohen Kirchenfenster schimmerten allerwärts in blassem Goldglanze; fast in einem und demselben Augenblicke schwang sich vielstimmiges Glockengeläute empor. Diese hallenden, schwellenden Töne verliehen der feierlich stillen Schneelandschaft etwas Prächtiges und entführten die Geister, welche ihnen lauschten, in weltentfremdete Regionen.

Lange schon waren die Glocken verhallt, als Fügen das Schweigen brach:

„Wie stimmt diese schneeweiße Welt doch so schön mit dem Christkindgedanken! Der Heiland sollte inmitten einer Schneelandschaft geboren sein — so rein ist nicht einmal ein Frühlingsmorgen."

„An einem Frühlingsmorgen ward er dann gekreuzigt," sagte Genoveva.

Fügen wandte jäh den Kopf und sah sie fragend an. Die langsam gesprochenen Worte hatten ihn herbe berührt — nun begegnete er einem gleich herben Zug um die gewölbten Lippen. Ihre Meinung war ihm räthselhaft, und er brütete dem Sinne der eben gehörten Worte schweigend nach. Seltsam! all das Lichte, wovon seine Seele eben noch erfüllt gewesen, löschte auf einmal vor ihm aus.

„Sie sprechen gläubig vom Heiland," fuhr Genoveva fort, indem ihre unergründlichen Augen fest auf ihm hafteten. „Glauben Sie auch an einen Gott, an den Gott, meine ich, welchem in all diesen Kirchen und Capellen täglich so viel irdische Angelegenheiten vorgetragen werden, in der zuversichtlichen Erwartung, daß er sich darein mischen und sie schlichten werde?"

Fügen zögerte einen Moment.

„Habe ich nicht mißverstanden, so fragen Sie mich, ob ich an einen Gott der Gerechtigkeit glaube?" sagte er nachdrücklich. „Ja! Aussaat und Ernte folgen sich auf Erden."

„Vorausgesetzt, daß der Lauf der Welt eine Ernte reifen läßt," entgegnete die schöne Frau bitter. „Gerechtigkeit! Wo sind Sie der begegnet? Etwa dort, als Sie selbst mit Feuer und Schwert für die Sache der Unterdrückten eintreten wollten? Gottes Gerechtigkeit! Ja, sie sollte das Recht des Schwachen sein, und menschliche Gewalt ist es, die Alles regelt."

Er schüttelte energisch den Kopf.

„Keiner darf die Gottheit anklagen. Was ist uns denn der Himmel schuldig? Es ist wahrhaftig kein Wahn beschränkter Seelen, an die Einmischung einer höheren Macht in unsere Angelegenheiten zu glauben. Mir wenigstens zeigte bis heute jede Existenz, deren intimer Gang mir bekannt geworden, meine eigene mit eingerechnet, einen geheimnißvollen Zusammenhang, der die entferntesten Fäden immer wieder rückwärts spinnt und verknüpft. Es ist mit dem Leben nicht anders wie mit einer Ouvertüre; kein Motiv, das einmal aufgeklungen, verhallt zusammenhanglos. Wie oft wird der Ton, den man in der Jugend angeschlagen, erst im Alter zum Accord; in das, was wir gewollt, mischt sich Unberechenbares und giebt ihm veränderte Gestalt; das, wonach wir streben, wird uns nicht — das Köstlichste fällt uns aber oft ungesucht in den Schooß. In allen dem erkenne ich einen Plan, dessen durchlaufende Linie sich nur von einem Punkte aus überschauen läßt. Dieser Punkt existirt. Und für Jeden tagt der Moment, wo er einmal dort stehen wird, sollte es damit auch währen bis zu seiner letzten Stunde. Eins aber müssen wir Alle schon auf halbem Wege begreifen, daß aus jeder Verschuldung ganz unmittelbar die Buße aufkeimt."

„Für Jeden? Wahrlich nicht! Haben Sie so wenig Menschenkenntniß oder sind Sie so optimistisch, um nicht zu sehen, wie das Schicksal, dem Sie einen Lenker zuerkennen, gar viele Schuldige straflos hindurchschlüpfen läßt, ohne Buße, ohne Selbstkritik sogar? Einer büßt dann für diese Alle, und vielleicht war gerade dieser Eine weitaus der Bessere unter ihnen, dessen inneres Sein kerngesund blieb, auch wo er getaumelt. Dennoch — wer sich mit Schuld beladen, mehr oder minder, möge die Folgen tragen! Wenn Ihr Gott aber müßig zusieht, wie dem Unschuldigen Gewalt gegen Recht geschieht, daß er wehrlos schreiende Unbill erleiden muß, welches Wort erfinden Sie dann statt des tönenden Wortes: Gerechtigkeit? — ‚Schicksal'! werden Sie sagen, und so stoßen wir wieder zusammen."

Er sah betroffen in ihre flammenden Augen. „Sie vergessen das heilige Richteramt der Zeit," sagte er in tiefem Ernst; „diese Macht geht mitunter langsam, aber sie kommt — —"

„Wenn man Zeit behält auf die Zeit zu warten, vielleicht. Ich kenne nur Eines, dem sich Jeder unterwerfen muß, ohne Kampf und Murren, weil es die Welt beherrscht — das ist der Tod. Allem Anderen gegenüber heißt es: hilf dir selber, und kannst du's nicht, so geh zu Grunde!"

Sie brach ab und erhob sich, als wolle sie Weiteres weder hören noch äußern. Die Arme leicht in einander verschlungen, ging sie in der Tiefe des großen, schwach beleuchteten Saales auf

und nieder. In dem schwarzen Tuchkleide, eine Spitzenhülle leicht über den Kopf geworfen, glich sie einem Schatten, dunkel und geräuschlos.

Fügen's Augen und Gedanken folgten ihr nach; so oft sie während ihres Wanderns in den Bereich der einzigen Lampe trat, die noch brannte, erschien ihm die herrliche Gestalt imposanter als je; zu keiner Stunde hatte ihre dunkle Schönheit einen so übermächtigen Eindruck auf ihn geübt, während ihn zugleich der scharfe Gegensatz überschauerte, der sich zwischen ihrem Denken und Empfinden und dem seinigen fühlbar machte. Eine Fülle widersprechender Gedanken quoll in ihm auf; all das Ungesagte lag schwer wie eine Bürde auf seinem beunruhigten Geiste. Während er so stumm saß, dem Fenster abgekehrt, erinnerte ihn eine leichte Berührung seines Armes an die vergessene Nähe Jana's, welche sich die ganze Zeit über schweigend verhalten hatte. Auch jetzt sprach sie nichts, sondern deutete nur hinab.

Die hellen Kirchenfenster erloschen hier und dort; dafür sammelten sich dicht neben den Gotteshäusern eine Menge zitternder Lichtfunken, schwebten eine Weile auf und nieder wie Glühwürmchen um Johanni und bewegten sich dann, gleich goldenen Linien, vorwärts. Die Fackeln waren auf den Kirchhöfen neu entzündet worden, und nun zogen die vereinzelt Gekommenen in Processionen nach Hause. Wandernde Wolken verhüllten den Mond, doch blieb die Nacht durchsichtig — jeder einzelne der funkelnden Sterne schien zu beben. Eindringlicher noch als zuvor ergriff die keusche Ruhe dieser klaren Winternacht Fügen's Gemüth; gleich allen Musikern hatte er instinctives Landschaftsgefühl, welches sich leicht seiner Stimmung, nicht selten seinen Compositionen einprägte. Die eben empfundene Dissonanz zerfloß vollends in Harmonie, als Jana mit ihrer sanften, innigen Stimme halblaut sagte:

„Ich danke Ihnen.“

„Wofür?“ fragte er ohne Erstaunen im liebreichsten Ton.

„Für Ihre Worte vorhin! Es ist so wahr, daß der Himmel tausendmal mehr schenkt, als er Einem schuldig wäre, und — es macht mich so froh, daß Sie, klug und gelehrt, doch auch getreu an Gottes Walten glauben. Sie haben Religion — wie viel lieb ist das!“

Jana hatte sich, während sie sprach, ein wenig vorgebeugt; ihr feines Gesicht sah im blassen Sternenlicht wie von Freude durchgeistigt aus. Er nahm ihre Hand in die seine und sagte etwas hastig, wenn auch in gleich gedämpftem Tone:

„Wer weiß, ob Sie mit mir zufrieden bleiben, wenn wir einmal mehr hierüber sprechen! Eins aber ist wahr: gewiß, gewiß, ich habe Religion. Und so, wie ich sie verstehe, ist sie mir, was dem Menschen sein Vaterland, dem Kinde seine Wärterin. Man kann sich davon zeitweise entfernen, dann aber sehnt man sich darnach.“ Er brach ab und wandte den Kopf der Tiefe des Saales zu. „Sie geht in die Fremde,“ sagte er. „Ob sie sich aber sehnt? Mir scheint eher, sie will noch weiter fort.“

„Sie ist nur verschiedenen Glaubens,“ sagte Jana traurig. „Ich kenne davon nicht viel, aber es giebt dabei Manches, was anders ist als bei uns und nicht so tröstlich. Seit ich mit ihr lebe, weiß ich ja, daß es nichts Schlimmes ist um die Protestanten, aber sie dauern mich. Denken Sie nur Eins — sie kennen es nicht, daß man für seine Todten betet, was doch Christenpflicht ist. Da mein' ich, müßt es sich noch viel bitterlicher weinen, weil man gar nichts mehr thun kann, als eben weinen.“

„Haben Sie denn für einen lieben Todten zu beten, Jana, weil Sie das so gut wissen?“ fragte er treuherzig.

Sie fuhr zusammen und löste ihre Hand plötzlich aus der seinen. Ohne zu antworten, stand auch sie nun auf, drückte einen Moment ihre Stirn gegen die kalten Scheiben, ging dann mit ihrem gewohnten leisen Schritt nach dem Tische, wo etliche Leuchter standen, und zündete die Kerzen an. Eben schlug es auf der alten Stutzuhr Eins.

Genoveva, von dem Klang und zugleich vom helleren Lichte berührt, näherte sich.

„Gute Nacht,“ sagte sie im gewohnten melodischen Ton. Jede Spur der leidenschaftlichen Regung, welche zuvor in ihren Zügen aufgeloht, war daraus verschwunden. Als sie Fügen die Hand bot und ihr Auge seinem ernst forschenden Blicke begegnete, irrte ein Lächeln um ihre Lippen. Es schien ihm ironisch — das verdroß ihn. Er wandte sich etwas rasch ab, und war im Begriff, während Genoveva vorausging, noch ein Wort an Jana zu richten. Als er aber aus ihrer Hand den Leuchter nahm, sah er große Tropfen an ihren gesenkten Wimpern hängen. Nun blieb er einen Moment vor ihr stehen, sagte aber nur: „Gute Nacht!“ und ging nach seinem Zimmer, ohne sich weiter umzuschauen.

„Wer mag aus Frauen klug werden!“ dachte er und sann sich erst spät in den Schlaf hinein.

10.

Die Tage wurden länger, und schon lockten einzelne milde Stunden in's Freie. Weiden und Erlen blühten als Verkünder des nahen Frühlings; zwar schlüpfte noch kein grüner Keim aus dem Boden, aber dennoch begann es sich im Schooß der Erde zu regen. Im Thale quollen allerwärts lang gefesselte Wasser dem Inn entgegen, und wenn andere ihres Gleichen auch in der Klamm, den Schluchten der Berge noch seufzten, verrieth schwaches Glucksen doch schon, wie bald auch sie den Schnee überwältigt haben würden, der sie bändigte; schon tropfte es leise von Stein zu Stein.

Fügen weilte noch immer auf der Moosburg. Seit er die Composition eines großen Musikwerkes begonnen, galt es als selbstverständlich, daß diese Aufgabe hier vollendet werde. Er ward längst nicht mehr als Gast, sondern als zum Hause gehörig betrachtet; man hatte sich nicht nur in einander eingelebt; es waren auch allerlei Beziehungen und Aufgaben entstanden.

Fügen's Erbieten, den unterbrochenen Clavierunterricht Jana's seinerseits wieder aufzunehmen, wurde von Dieser mit heimlicher Freude, von Genoveva mit aufrichtiger Dankbarkeit ergriffen. Niemand hätte gewagt, an den Meister selbst solches Ansinnen zu stellen, da es aber von ihm ausging, wurde die erfreuliche Gelegenheit, Jana so weit vorwärts zu bringen, daß sie künftig ihre Lieder sich selbst begleiten könnte, als große Annehmlichkeit geschätzt. Fügen brachte damit kein Opfer, weil Jana ihm nicht nur sympathisch, sondern auch durch und durch musikalisch war. Bestimmte Stunden wurden festgesetzt und pünktlich eingehalten.

Im Verlaufe der Zeit nahm der Meister noch einen zweiten Schüler an. Jana's jüngster Bruder Lois kam jeden Sonntag Nachmittags sie zu besuchen — nicht blos der Schwester, sondern auch der Kinder wegen, welche dem schweigsamen Knaben sehr anhingen, und denen er ein unermüdlicher Spielgefährte war. Von Maxi ließ er sich sogar tyrannisiren. Sein ernstes, nachdenkliches Gesicht war Fügen schon beim ersten Zusammentreffen an der Mühle aufgefallen, und im Laufe der Zeit, als Lois seine Scheu etwas überwunden hatte, ward der Mann durch die künstlerischen Instincte des Knaben wiederholt frappirt. Als ihn Fügen einmal des Sonntags, nachdem Jana's Uebungsstunde beendet war, vor dem Flügel ertappte, wo Lois sich ein eben gehörtes Mozart'sches Thema mit merkwürdigem Gedächtniß auf den Tasten zusammensuchte, warf er die Frage hin, ob er wohl auch Lust hätte, Clavierspielen zu lernen? Ein leidenschaftlicher Freudenblitz, der aus des Knaben meist so dämmernden Augen brach, war Antwort genug.

Seitdem besaß der Meister einen regelmäßigen Sonntagsschüler. Nicht die Lernenden waren es aber, denen sein höchstes Künstlerinteresse zugehörte — dies galt einem kaum erst erwachenden Ohre. Sobald der Flügel erklang, ließ Fügen's Liebling, der kleine Siegmund, vom liebsten Spiele, schlich sich in das Musikzimmer und blieb dort regungslos in einer Ecke sitzen, bis er plötzlich, gleichsam überwältigt, hinweglief oder gar in Schluchzen ausbrach; das geschah ihm namentlich bei großer Musik. Jana strebte das Kind fern zu halten; seine Mutter war anderer Meinung. Sie that ihm niemals Zwang an, diesen Nervenreiz zu überwinden, verbot aber, ihn zurückzuhalten, wenn er in stets wiederkehrendem Drange den Tönen zustrebte, welche ihn doch zu foltern schienen, sobald sie ausdrucksmächtig wurden. In diesem Punkte stimmte Fügen mit ihr überein, was sonst nicht oft der Fall war, wenn es sich um Siegmund handelte. Zu Allem, was er an Frau von Riedegg ungewöhnlich fand, gehörte auch ihr Verhalten dem kleinen Sohne gegenüber. Mit welcher Leidenschaft sie ihn liebte, verrieth jeder unbewachte Augenblick; er war offenbar der Mittelpunkt, der Brennpunkt ihres Daseins. Diese Liebe war aber von einer Strenge durchwoben, welche bei Siegmund's zartem Alter fast übermäßig erschien. Unverkennbar strebte Genoveva, ihn auf alle Weise körperlich und geistig zu stählen. Nie gab sie ihm gegenüber einem Impulse nach; nie

duldete sie dies von Andern, und doch war kaum je ein Kind so geschaffen, Impulse hervorzurufen. Keine Welle konnte beweglicher sein. Eben noch sprühend vor Lust, nach Sonnenstrahlen haschend, in deren Gefunkel er tanzte, war Siegmund im Stande, schon im nächsten Augenblicke mit kummervollem Vorwurfe in den großen Augen zum Himmel aufzusehen, weil dort eine Wolke zerfloß, die er gebeten hatte, zu verweilen. Dann wieder sah man ihn mit dem Wildfange Maxi um die Wette toben; jubelnd vor Uebermuth rannten die Kinder einander nach, bis ihnen der Athem ausging, schauten sich bis in den Grund der Augen, wenn Eins das Andere erhascht hatte, und brachen dann in unauslöschliches Gelächter aus, ohne zu wissen worüber. Mitten in der glühendsten Spielfreude genügte aber stets ein Ruf der Mutter, um das Kind augenblicklich an ihrer Seite zu haben.

Fügen, der den Knaben insgeheim vergötterte, war stets entrüstet, wenn dieser irgendwie in seiner Freiheit beschränkt wurde. „Wäre der Bub' ein Prinz und die gnädige Frau seine Aja, dann ließe ich mir solches Einschränken gefallen," sagte er mitunter im Unmuthe zu Jana, wenn er eben Zeuge gewesen war, wie dem Kleinen schon so früh Selbstüberwindung in jeder Form auferlegt wurde. „Solch ein armes, stets auf hoher Warte sichtbares Fürstenkind muß freilich bei Zeiten dahin abgerichtet werden, überall Schranken zu sehen, sei's nun für die Andern oder für sich selbst. Auch für Alltagsnaturen möcht' es gelten, weil Die geborene Subalterne sind. Ist aber unter Hunderttausenden einmal eine Natur wie diese aus dem Ei geschlüpft, wozu sie einengen? Gewähren lassen ist Alles bei den Kleinen wie bei den Großen. Laßt doch das Kind frei sein! Es wird schon von selber ausfindig machen, was ihm nützlich ist; es findet überhaupt Alles von selbst aus durch den Engelsinstinct. Laßt ihn doch nach Gefallen lärmen oder auch in sich hineinsinnen! Wenn er so dasteht, wie ein verzückter Heiliger, und seine Sternaugen das ganze Gesicht erhellen, dann weiß und sieht er mehr als wir Alle — das dürft Ihr mir glauben. Jetzt schon weiß das kleine Gemüth sich unsere Stimmungen von unserer Stirn abzulesen, und auf seinem Gesichtchen spielt unser Leid und unsere Freud' wieder, wie Sonnenlicht und Schatten auf dem Laub. Trotz alledem — nun, mein Trost ist, daß noch Keiner aus einem Sonntagskinde eine Alltagsfigur zurechtgemodelt hat — sonst könnte Einem angst und bange werden."

Jana lachte zu solchen Ausfällen, machte wohl auch einen schwachen Versuch ihrer Herrin straffe Zucht zu vertheidigen, doch merkte Fügen bald genug, daß sie heimlich seiner Meinung sei. Sie war überhaupt immer seiner Meinung, nicht weil sie ihn damit unbewußt hätte bestechen wollen, sondern weil Alles, was er sprach und that, ihr als das Beste vorkam. Es konnte ihm nicht verborgen bleiben, wie so ganz das liebe Mädchen in ihm aufging, und ebenso wenig verhehlte er sich, wie sehr ihn das beglückte. Gedanken, die er früher nie gehegt, oder als nicht gemäß für sich und seine Ziele abgewiesen hatte, klopften jetzt oft und öfter bei ihm an. Die Vorstellung, später von hier fort zu müssen, all das Behagen zu entbehren, das ihm nicht mehr neu, aber noch ebenso köstlich erschien, wie zu Anfang, war ihm überhaupt sehr unerfreulich; ein Zukunftsbild ungemüthlicher Häuslichkeit, vielmehr des Mangels jeder wirklichen Häuslichkeit, wobei er früher seine Tage hingebracht, erschien ihm Grau in Grau. Ewig konnte er nicht auf der Moosburg bleiben. Warum nicht thun gleich Andern, sich ein Heim gründen, das ihm eigen blieb, er mochte sich nun aufhalten, wo immer? Der gute Hausgeist für solches Heim war ja gefunden.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus deutschen Parlamentssälen.

4. Die deutsche Fortschrittspartei.*

„Das Wort hat der Herr Abgeordnete Richter (Hagen)."

Und wenn das „hohe Haus" auch matt und müde oder — durch die vorhergehenden Redner der Aufmerksamkeit entwöhnt — in lebhafte Privatgespräche vertieft ist, so ist es doch schnell wieder bei der Sache; die Flüchtlinge kehren aus Foyer und Restauration zurück; die Commissarien des Bundesrathes nähern sich der linken Seite, und auf der Rechten schließen sich die Reihen, wie zum Carré, das mit gefälltem Bajonnet den feindlichen Ansturm kampfesfroh erwartet. Zuweilen bleibt es bei einem kurzen raschen Vorstoß, einigen scharfen Hieben, einem flüchtigen Plänkeln — nicht selten aber erfolgt ein mehrstündiger Vormarsch nach allen Regeln der Strategie, mit ausgezeichneter Munition und tiraillirendem Ausschwärmen nach allen Seiten; genau markiren sich die Punkte, wo es eingeschlagen, überall lebhaftes Feldgeschrei für und wider, und das Gefecht entbrennt auf der ganzen Linie. Nur klein ist das Häuflein, das um den muthigen Führer sich schaart, zur Hälfte mindestens alte Garde, darunter ehrwürdige Veteranen, die treu und beständig das Banner der deutschen Fortschrittspartei hochgehalten in allem Wechsel der Ereignisse und der Meinungen, das Banner der ältesten unserer parlamentarischen Parteien.

Als im October 1858 der Prinz von Preußen die Regentschaft übernommen und seine Ansprache mit ihrer vernichtenden Verurtheilung der Heuchelei und Scheinheiligkeit, „alles Kirchenwesens als Mittel zu egoistischen Zwecken", veröffentlicht hatte, begann das Volk endlich wieder freier zu athmen und glaubte die lange Nacht der Reaction gewichen. Die „Landrathskammer" wurde bei den Wahlen gesprengt, und im neuen Abgeordnetenhause gebot das liberale Ministerium über eine gewaltige Mehrheit. Der italienische Krieg und der Friede von Villafranca im nächsten Jahre zeigten mit einem Male wieder den Jammer deutscher Zerrissenheit in grellster Beleuchtung, Oesterreich und die Mittelstaaten in erbitterter Feindschaft gegen Preußen, alle alten Gegensätze — zwischen Norden und Süden, Katholiken und Protestanten, Demokraten und Constitutionellen — jäh geweckt und neu verstärkt. Aufgerüttelt durch des Vaterlandes Noth, fanden sich in Eisenach und Hannover patriotische Männer zusammen und beriefen eine größere Versammlung Gleichgesinnter auf den 15. und 16. September 1859 nach Frankfurt am Main. Das Mißtrauen gegen Preußen verhinderte die Einigung über ein bestimmtes Programm, aber statt dessen ward auf den mit einer begeisterten Rede begründeten Vorschlag von Schulze-Delitzsch das Statut eines programmlosen Vereins angenommen, der es sich zur Aufgabe stellte, „zum Zwecke der Einigung und einheitlichen Entwickelung des großen gemeinsamen Vaterlandes" mit allen gesetzlichen Mitteln zu wirken. So entstand der „deutsche Nationalverein", der die Bewegung rasch in Fluß brachte und unter großer Theilnahme des Volkes überall eine rührige Agitation entwickelte.

Das Ministerium der „neuen Aera" in Preußen erwies sich in der deutschen Frage sehr bald unentschieden und ohne Muth, nach innen, gegenüber dem vollständig conservirten Beamtenbestand der Reactionsperiode, kraft- und machtlos, und die Mehrheit des Abgeordnetenhauses drängte es nicht vorwärts, sondern stimmte, um die „liberale" Regierung nicht zu gefährden, sich selbst immer mehr herab. Das preußische Volk gab nicht mißzuverstehende Zeichen seines wachsenden Unmuthes: bei drei Nachwahlen wählte es den alten Kammergerichtsrath Taddel, den mannhaften Präsidenten des abscheulichen Waldeck'schen Hochverrathsprocesses, Waldeck selbst und Schulze-Delitzsch, die bis dahin mit den andern demokratischen Führern eine weise Zurückhaltung beobachtet hatten. Auch innerhalb der maßgebenden, 150 Mitglieder zählenden parlamentarischen Fraction Vincke steigerte sich die Unzufriedenheit mit dem stets herrischer sich geberdenden, nach rechts treibenden Führer, und es erstand in

* Nicht ohne Absicht bringen wir gerade jetzt, in dem kritischen Momente des beginnenden Wahlkampfes, mit obigem Artikel unsere objectiven Würdigungen der drei liberalen Hauptparteien des deutschen Reichstags (vergl. Nr. 48, Jahrg. 1880 und Nr. 14 d. J.) zum Abschlusse. Bald werden die Wähler auf's Neue an die Urne herantreten, aus welcher das Schicksal der inneren Lage Deutschlands für die nächste Legislaturperiode hervorgehen wird. Das ist ein Moment, der uns Alle an die Pflichten mahnt, die wir dem Vaterlande, seiner freien Entwickelung nach innen, seiner Sicherung nach außen hin schuldig sind. Angesichts der immer mehr erstarkenden Reaction ist das Zusammengehen aller Liberalen ein zwingendes Gebot, und im Hinblick auf die bevorstehenden Neuwahlen rufen wir unsern Lesern zu: Jeder freie Mann thue seine Pflicht — und wähle liberal!
D. Red.



Ludwig Loewe. Rudolf Virchow. Albert Hänel.

Albert Traeger. Eugen Richter.

Die Führer der Fortschrittspartei.

Nach Photographien auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

ihr eine Linke, an ihrer Spitze der ostpreußische Freiherr Leopold von Hoverbeck, dessen schneidige Entschiedenheit dem westfälischen Baron sehr bald eine widerwillige Achtung abzwang.

Am 7. Februar 1861 kam es zum Bruch. Bei der Adreßdebatte wurde ein von Hoverbeck dahin gestelltes Amendement, daß dem Könige die Führung des deutschen Heeres übertragen und Preußen die ihm gebührende Stellung „an der Spitze des deutschen Bundesstaates" eingeräumt werde, von der Mehrheit der Fraction verworfen, und es schied nun eine Anzahl Mitglieder, darunter auch von Forckenbeck, aus. Sie traten mit Taddel, Waldeck und einigen anderen „Wilden" vorläufig zu einem parlamentarischen Verein zusammen, der aus neunzehn Abgeordneten bestand und den ihm von Vincke angehängten Spottnamen „Junglitthauen" selbst acceptirte.

Angesichts der Neuwahlen galt es nun, eine Vereinigung aller entschiedenen Liberalen, wie sie im Nationalverein für das Volk sich vollzogen hatte, auch im Parlamente herzustellen. Sie glückte. In einer Versammlung zu Berlin am 6. Juni 1861 unter dem Vorsitze des Professor Virchow wurde das Programm einstimmig festgestellt, das dann die Zeitungen vom 9. Juni 1861 veröffentlichten. Unterzeichnet war es von den bekannten Parlamentariern und fünfzehn Berlinern, darunter von späteren Abgeordneten die Professoren Mommsen und Virchow, Dr. Langerhans, Franz Duncker, von Unruh, sowie die Redacteure der „Vossischen Zeitung", der „Volkszeitung" und der „Nationalzeitung".

An diesem Programm hält die deutsche Fortschrittspartei noch heute fest; es ist unter dem 24. März 1877 nur neu formulirt und auf Grund der veränderten Verhältnisse hier und da bestimmter gefaßt und erweitert worden. Bemerkenswerthe Sätze sind insbesondere folgende:

> „Wir sind einig in der Treue für den König und in der festen Ueberzeugung, daß die Verfassung das unlösbare Band ist, welches Fürst und Volk zusammenhält.
>
> Für unsere inneren Einrichtungen verlangen wir eine feste liberale Regierung, welche ihre Stärke in der Achtung der verfassungsmäßigen Rechte der Bürger sieht und es versteht, ihren Grundsätzen in allen Schichten der Beamtenwelt unnachsichtlich Geltung zu verschaffen.
>
> In der Gesetzgebung scheint uns die strenge und consequente Verwirklichung des verfassungsmäßigen Rechtsstaats eine erste und unbedingte Nothwendigkeit.
>
> Für die Ehre und die Machtstellung unseres Vaterlandes, wenn diese Güter durch einen Krieg gewahrt oder erlangt werden müssen, wird uns niemals ein Opfer zu groß sein; im Interesse einer nachhaltigen Kriegführung aber erscheint uns die größte Sparsamkeit für den Militär-Etat im Frieden geboten."

Die neue Partei, welche zuerst den Muth hatte, in dem Parlamente eines Einzelstaates die Einigung Deutschlands auf ihr Banner zu schreiben, und als deutsche Fortschrittspartei in das preußische Abgeordnetenhaus zu einer Zeit einzog, wo die Reichsfreundlichkeit durchaus noch nicht unbedingt populär und nach oben zweifellos nicht „opportun" war, errang am Wahltage, dem 6. December 1861, trotz aller gegnerischen Anstrengungen einen glänzenden Sieg. Doppelt und dreifach wurden die namhaftesten Fortschrittsmänner gewählt, darunter der durch sein Duell mit dem General von Manteuffel schnell berühmt gewordene Berliner Stadtrichter Karl Twesten; zweiundachtzig Mitglieder zählte die officielle, zwanzig die sogenannte „stille Fortschrittspartei" in dem am 14. Januar 1862 zusammentretenden Abgeordnetenhaus, das schon am 11. März auf Grund des Hagen'schen Antrages wieder aufgelöst wurde. Das neue Haus zählte hunderteinundvierzig Fortschrittsmänner. Es befand sich einem streng conservativen Ministerium gegenüber; die „neue Aera" hatte abgewirthschaftet, der Kriegsminister von Roon die Armeereorganisation durchgeführt, ohne die erforderlichen Mittel bewilligen zu lassen. Am 16. September 1862 ward der erste Antrag der Budgetcommission auf Sonderung und Streichung der Kosten für die ungesetzlichen Maßnahmen angenommen, und drei Tage später traf Herr von Bismarck-Schönhausen aus Paris ein, um seinen Botschafterposten mit dem des Ministerpräsidenten zu vertauschen. Er hatte sich in den Anfängen des preußischen Parlamentarismus 1847 und 1848 als einen der schneidigsten und rücksichtslosesten Vorfechter der äußersten Rechten bemerklich gemacht, war beim Bundestag nicht minder streitbar gegen das österreichische Uebergewicht aufgetreten und alsdann in Petersburg, zuletzt am französischen Hofe gewesen, wo er den Kaiser Napoleon und den Cäsarismus auf das Schärfste beobachtet und eingehend studirt hatte. Mit seiner Berufung erreichte der Militärconflict sofort den Höhepunkt. Nicht um die Sache, um die Form handelte es sich, und der Kampf wurde geführt um die grundlegenden verfassungsmäßigen Rechte der Volksvertretung.

Die Regierung scheute kein Mittel; denn es erfolgten Auflösung über Auflösung, Maßregelung der liberalen Beamten, Knebelung der Presse durch die berüchtigten Ordonnanzen, Eingriffe in das Versammlungsrecht, sogar in die Redefreiheit der Abgeordneten. Fest und unerschütterlich stand das Parlament und treu zu ihm das Volk, das, durch nichts entmuthigt oder irregeführt, immer wieder die tapfern Streiter für Recht und Verfassung wählte.

Ein neuer Feind war dem liberalen Bürgerthum erstanden: Ferdinand Lassalle hatte die Socialdemokratie begründet und drohte den „Bourgeois" mit dem aus der Ferne tönenden Schritt der heranziehenden Arbeiterbataillone. Herr von Bismarck schien eine zeitlang an die Möglichkeit einer Bundesgenossenschaft zu glauben; er hatte Berührungen mit dem genialen Agitator und ermöglichte durch königliche Unterstützung den sehr bald kläglich gescheiterten Versuch einer Fabrik auf socialistischer Grundlage. Die Liberalen dagegen nahmen sofort den Kampf auf, und bis heute noch giebt es keine unversöhnlicheren Gegensätze und Gegner, als Fortschrittspartei und Socialdemokratie, die Partei des auf Selbsthülfe und Selbstverantwortlichkeit beruhenden Rechtsstaates und die Anhänger einer jeden Einzelwillen und alle Selbstbestimmung vernichtenden Staatsallmacht.

Nur in einem Punkte hatte das Ministerium Bismarck der unbedingten Unterstützung der Abgeordnetenhausmehrheit sich erfreut, bei Verfolgung der gesunden preußischen Freihandelspolitik, welche den durch die Mittelstaaten abgelehnten französischen Handelsvertrag wieder zu Stande brachte und selbst Oesterreich zu einer liberalen Tarifreform nöthigte.

Inzwischen — nach siegreicher Beendigung des dänischen Krieges — waren die eroberten Herzogthümer an die beiden deutschen Großmächte abgetreten; der Nationalverein protestirte gegen die Annexion und agitirte auf das Lebhafteste für das Selbstbestimmungsrecht der Schleswig-Holsteiner und die Einsetzung des Augustenburgers. Das preußische Abgeordnetenhaus schwieg in dieser Frage, und dadurch wurde das Mißtrauen der mittel- und süddeutschen Liberalen wieder rege. Der vierjährige Conflict mit seinen vielfachen Rechts- und Verfassungsverletzungen und dem budgetlosen Regiment hatte Preußen um alles Vertrauen und jede Zuneigung gebracht, und als es plötzlich am 9. April 1866 bei dem Bundestage einen constitutionellen Antrag stellte, erklärte der Ausschuß des deutschen Nationalvereins unter lauter Zustimmung, das deutsche Volk werde niemals an eine ihm von Preußen in Aussicht gestellte Verfassung glauben, „so lange die preußische Verfassung ein todter Buchstabe ist".

Der schon im Februar entlassene Landtag ward im Mai aufgelöst, als der Krieg Deutscher gegen Deutsche unvermeidlich geworden. Das Budget war wiederum nicht zu Stande gekommen; Gelder zur Kriegführung hatte die Regierung, welche das Bewilligungsrecht des Abgeordnetenhauses grundsätzlich bestritt, gar nicht verlangt, das Parlament daher niemals in der Möglichkeit sich befunden, durch Gewährung oder Versagung der Mittel seine Stimmung auszudrücken. Die deutsche Fortschrittspartei erklärte in ihrem Wahlaufruf vom 20. Juni, daß nach Lage der Dinge und Mangels jedes Einflusses der Volksvertretung der nun einmal entstandene Krieg geführt werden müsse, sein Ziel aber kein anderes sein könne und dürfe, „als die Wiederherstellung Deutschlands, geeinigt auf dem Boden der Freiheit und des Volkswohls durch eine Verfassung".

Wenn die Partei im norddeutschen Reichstage mit vierunddreißig anderen Abgeordneten gegen die Bundesverfassung stimmte und im preußischen Landtage gleichfalls die Ablehnung votirte, so geschah dies nicht aus Widerstreben gegen die deutsche Einheit, sondern wegen ungenügender Ausdehnung und Sicherstellung der Volksrechte in dem vorgelegten Entwurf. Waldeck betonte nachdrücklich, daß Bündniß wie Einheit an sich vollständig feststehen und durch die Ablehnung dieser Verfassung die Sache, für welche die Partei einstehe, nicht im mindesten gefährdet sei, sondern nur gewinnen könne.

Im preußischen Volke hatte während des Krieges eine rückläufige Bewegung begonnen, und bei den am Schlachttage von Königgrätz stattfindenden Wahlen verloren Fortschrittspartei und

linkes Centrum fast die Hälfte ihrer Mitglieder. Dagegen ward der früheren Conflicts-Mehrheit die nachträgliche Genugthuung, daß die siegreich aus dem Kampfe heimkehrende Regierung sofort Indemnität bei dem Abgeordnetenhause nachsuchte und so dessen verfassungsmäßige Rechte anerkannte.

Am 15. October wurde das Wahlgesetz für den Reichstag des Norddeutschen Bundes und am 12. November noch ein gemeinschaftlicher Wahlaufruf der Fortschrittspartei und des linken Centrums veröffentlicht. Allein schon in den nächsten Tagen veranlaßten heftige Debatten in den Fractionssitzungen den Austritt verschiedener Mitglieder — darunter namentlich Lasker, Twesten und von Forckenbeck — und die Bildung der „nationalliberalen" Partei, die bald einen entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung und Entwickelung unserer inneren Verhältnisse gewann und geraume Zeit behielt. Grund der Meinungsverschiedenheit war das größere oder geringere Vertrauen zu dem leitenden Staatsmanne. Die Wahlen am 12. Februar 1867 ergaben in den alten preußischen Provinzen einen glänzenden Sieg der conservativen Regierungspartei, während in den neuen die Nationalliberalen, welche neunundsiebenzig Sitze errangen, überwogen. In Folge des allgemeinen Stimmrechts erschienen auch die Socialdemokraten zum ersten Mal geschlossen auf dem Plane und gaben in Elberfeld bei der engeren Wahl den Ausschlag für Bismarck gegen Forckenbeck. Nordhausen wählte Eugen Richter und eröffnete so dem Achtundzwanzigjährigen die parlamentarische Laufbahn.

Drei Jahre vorher war der zum Bürgermeister von Neuwied gewählte Regierungsassessor wegen notorischer Freisinnigkeit nicht bestätigt worden, hatte den Staatsdienst aufgegeben und in Berlin als politischer und volkswirthschaftlicher Schriftsteller sich niedergelassen. Er zählt zu den hervorragendsten Parlamentariern unserer Zeit und führt seit des großen Waldeck und des unvergeßlichen Hoverbeck Tode die Partei. Staunenswerth, wie seine Arbeitskraft, ist die Fülle des Materials, das er auf allen Gebieten, insbesondere dem finanziellen und militärischen, bis in das kleinste Detail beherrscht und stets im rechten Augenblick zu verwenden weiß. Auch als Redner steht er jetzt auf der Höhe und wirkt durch die Form nicht weniger, wie durch die Sache, während eine gewisse Rücksichtslosigkeit, die zuweilen verletzte, jetzt der Ruhe des reiferen Alters zu weichen beginnt. Dem Vielbewunderten und Vielgehaßten hören die Gegner fast noch aufmerksamer zu, als die Freunde.

Die nächsten Wahlen fielen für die Fortschrittspartei etwas günstiger aus. Berlin blieb ihr treu, ließ für den Reichstag Lasker fallen und beseitigte im Landtage diejenigen fünf seiner neun Abgeordneten, welche nationalliberal geworden waren. In drei parlamentarischen Körperschaften, im Reichstage, im Zollparlament und im preußischen Abgeordnetenhause, hat die Partei während der nächsten Jahre auf das Eifrigste an der Gesetzgebung mitgearbeitet, deren Fortschritte in wirthschaftlichen Fragen, dank dem einsichtsvollen Minister Delbrück und dem einmüthigen Zusammenhalten aller Liberalen, verhältnißmäßig bedeutende und bahnbrechende waren. Auch wo es sich um politische Freiheit handelte, blieb die Mehrheit der nationalliberalen Partei den alten Grundsätzen noch treu, während die Mitglieder aus Hannover und Hessen zumeist der Regierung zum Siege verhalfen. Am 19. Juli 1870 bewilligte der Reichstag in außerordentlicher Sitzung einstimmig die zur Kriegführung gegen Frankreich verlangten Geldmittel, und am 24. November ward er zum letzten Mal eröffnet. Niemand grämte sich darob.

Alle Liberalen hatten die norddeutsche Bundesverfassung von vornherein nur als einen mangelhaften Anfang, einen traurigen Nothbehelf betrachtet und selbst die Nationalliberalen stets erklärt, bei erster Gelegenheit, namentlich beim Hinzutritt der süddeutschen Staaten, die Mängel beseitigen zu wollen. Alle Liberalen hofften von Beginn des Krieges an auf ein einiges deutsches Reich und eine freiheitliche Reichsverfassung. Das Werk von Versailles sollte sie bitter enttäuschen — particularistisch verschlechtert, freiheitlich nicht verbessert, war es im Wesentlichen die norddeutsche Bundesverfassung geblieben, unter der nun das Reich geeinigt ward. In dem Wahlaufrufe vom 21. Januar 1871 erklärte die deutsche Fortschrittspartei, ‚ihr an der Spitze des Programms vom 9. Juni 1861 ausgesprochenes und in der Verfassung des deutschen Reiches nur theilweise erreichtes Ziel sei „nach wie vor die Freiheit im geeinigten Deutschland".

Im ersten deutschen Reichstage erschien sie sechsundvierzig Mann stark, darunter sechs Baiern und fünf Schleswig-Holsteiner. Diese, in den früheren Parlamenten als „Landespartei" durch Augustenburgische Tendenzen vereinigt, traten jetzt in die Fortschrittspartei ein, voran Albert Hänel, Professor in Kiel, der feingebildete Stiefsohn Heinrich Laube's. Seine Bedeutung sicherte ihm schnell eine maßgebende Stellung in der Partei wie im Parlamente; er ist Vicepräsident des deutschen Reichstages und des preußischen Abgeordnetenhauses gewesen, als die Liberalen über diesen Platz verfügten. Eine Autorität auf dem Gebiete des Staatsrechtes, tiefsittlichen Ernstes und bei aller Entschiedenheit der Gesinnung voll Ruhe und Mäßigung, wirkt er vor Allem durch seine edle Erscheinung und das überzeugende Pathos seiner formvollendeten Beredsamkeit; er genießt besonderer vertrauensvoller Beliebtheit bei den Mittelparteien.

Am 3. März, dem Tage der Friedensverkündigung, inmitten des allgemeinen Festjubels und Freudenrausches, wurde gewählt. Die beiden liberalen Parteien bildeten zusammen noch nicht die Mehrheit, diese war vielmehr wechselnd und von Fall zu Fall den verschiedensten Umständen und besonderen Verhältnissen, nicht selten bloßen Zufälligkeiten unterworfen, wie sie es bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Unter Führung des früheren hannöver'schen Staatsministers Windthorst hatte sich zunächst im preußischen Abgeordnetenhause eine besondere Partei für die Interessen der katholischen Kirche gebildet, welche nun auch im Reichstage auftrat und durch ihre Mitgliederzahl wie durch die Geschicklichkeit ihrer Leitung immer mehr in den Vordergrund rückte. Lange Zeit in erbittertem Kampfe mit der Regierung, bildete sie die schärfste Opposition und verhielt sich in allen politischen Fragen entschieden liberal, seit aber der kirchliche Streit friedlicher Beilegung immer näher gerückt, hat sich das „Centrum" zu einer gewissen Regierungsfreundlichkeit bekehrt und nicht selten mit den Conservativen gegen die Liberalen vereinigt. Die Fortschrittspartei ist überall für die berechtigten Ansprüche des Staates gegenüber der Kirche voll und ganz eingetreten und hat den Cultusminister Falk, welcher die damalige Richtung der Staatsregierung vertrat, mit aller Kraft unterstützt. Führer der Partei im „Culturkampfe" ist Virchow, dem auch dieses jetzt allgemein gebräuchliche Wort entstammt. Der berühmte Professor und Gelehrte, dessen Name in der ganzen gebildeten Welt bekannt und gefeiert, gehört zu den Begründern der Fortschrittspartei und zu ihren stolzesten Zierden; ein Bahnbrecher auch in der Wissenschaft, ist er für die geistige und sittliche Befreiung des Volkes nicht minder thätig, als für die politische.

Der Reichstag eröffnete am 5. Februar 1874 seine zweite Legislaturperiode unter scheinbar günstigeren Anzeichen für die Liberalen, welche zusammen fünf Stimmen über die absolute Mehrheit hatten. Er begann mit der Berathung des Reichsmilitärgesetzes, dessen erster Paragraph den brennenden Punkt langer Zwistigkeiten zwischen Regierung und Volksvertretung bezeichnete. Wiederum ward dauernde Feststellung der Friedenspräsenzstärke des Heeres durch das Gesetz verlangt, während die Liberalen, nach dem Muster aller übrigen Verfassungsstaaten, auf der budgetmäßigen Bewilligung von jeher bestanden. Noch im constituirenden Reichstage von 1867 hatten die nationalliberalen Führer, vor Allen Forckenbeck, Lasker und Twesten, unumwunden ausgesprochen, daß hier die Frage zur Entscheidung stehe, ob fürder die constitutionelle Staatsform in Deutschland aufrecht erhalten oder der Absolutismus wiederhergestellt werden solle. Man hatte damals aber den Austrag vermieden und einen vorübergehenden Zustand geschaffen, der noch für die ersten drei Jahre nach Gründung des deutschen Reiches verlängert wurde.

Jetzt schien ein ferneres Ausweichen unmöglich, und in der vorbereitenden Commission, deren Vorsitzender von Bennigsen, deren bedeutendstes, seiner militärwissenschaftlichen Kenntnisse wegen selbst von den ersten Fachautoritäten bewundertes Mitglied Eugen Richter war, fiel der bestrittene Paragraph, während im Uebrigen Annahme des Gesetzes beantragt wurde. Unter dem Feldgeschrei, es gelte die Wehrlosmachung des deutschen Reiches zu verhüten, wurde das Volk aufgeboten und ein Sturm entfesselt, vor dem die meisten der liberalen Abgeordneten zurückwichen. Ein neuer Ausgleich auf sieben Jahre, das sogenannte „Septennat", kam mit dem Gesetze zu Stande. Er brachte die Nationalliberalen der Forschrittspartei ferner, sie selbst aber verlor elf Mitglieder, welche der

zu Tage gekommenen Meinungsverschiedenheiten wegen austraten. Dieser Erfolg der Regierung und die Art, wie sie ihn erreicht, wurde verhängnißvoll. Zwar suchte sich Bismarck zu Anfang des Winters in vertraulichen Gesprächen mit angesehenen Abgeordneten der Fortschrittspartei wieder zu nähern, als aber anläßlich der Verhaftung des Reichstagsabgeordneten Majunke der Reichstag auf Antrag Hoverbeck's dafür Sorge zu tragen beschloß, daß ohne seine Genehmigung während der Sitzungsperiode kein Abgeordneter verhaftet werde, reichte Bismarck seine Entlassung ein. Er zog sie zwar schleunigst wieder zurück, aber der Vorgang hatte auf die Nationalliberalen einen so tiefen Eindruck gemacht, daß sie den gelegentlich wiederkehrenden Rücktritts-Androhungen des Reichskanzlers gegenüber zu vergleichsweiser Beilegung von Streitpunkten immer geneigter sich erwiesen.

Mit dem Compromiß im Militärgesetz hatte der Reichstag drei Jahre zuvor begonnen; mit dem Compromiß über die Justizgesetze schloß er. Die deutsche Fortschrittspartei hatte sich diesen Abmachungen auf das Entschiedenste widersetzt und rechtfertigte sich in ihrem Wahlaufrufe vom 23. December 1876 vor allem Volke.

Im Wahlkampf selbst ward sie von sämmtlichen Parteien auf das Heftigste angegriffen und galt schon für vernichtet, als am 10. Januar nur 15 Mitglieder endgültig gewählt waren, siegte aber bei den Stichwahlen achtzehnmal und gewann so die alte Stärke wieder, während die Nationalliberalen einen beträchtlichen Verlust erlitten. Die Fortschrittspartei verhielt sich während der nächsten Zeit vorwiegend abwartend und bemühte sich, gewisse im Abgeordnetenhause und Reichstage immer deutlicher hervortretende Pläne des Fürsten Bismarck zu enthüllen und schon in den ersten sichtbaren Anfängen zu bekämpfen, während die Nationalliberalen noch vertrauensselig genug waren, an ein liberales Regiment unter dem Fürsten Bismarck zu glauben.



Ungarin aus dem Banat.

Nach den „Oesterreichisch-Ungarischen Nationaltrachten" (R. Lechner's Verlag, Wien) auf Holz übertragen.

Nach dem Hödel'schen Attentat und der Ablehnung des Socialistengesetzes wurde der Reichstag geschlossen, und als der zweite fluchwürdige Mordversuch auf den greisen Herrscher das ganze deutsche Volk in schmerzliche Aufregung und tiefe Trauer versetzt, am 13. Juni 1878 aufgelöst. Jetzt schien der Augenblick gekommen, die Nationalliberalen „an die Wand zu drücken" und eine große, dem Reichskanzler unbedingt ergebene Partei zu schaffen. Schon zwei Jahre vorher hatten die Conservativen die „Vereinigung der Steuer- und Wirthschaftsreformer" in's Leben gerufen, bei der sich auch die früheren „Kreuzzeitungsdeclaranten" zahlreich betheiligten. Sie hatten ihre Furcht vor dem Bismarck'schen Liberalismus überwunden und drängten sich zur Unterstützung des früher so grimmig Befehdeten und mit seiner Hülfe wieder in die Parlamente. Bei dem letzten Reichstage hat der Reichskanzler seine wirthschaftlichen, in der Vermehrung der Steuern und Zölle gipfelnden Projecte durchgesetzt; sein früherer treuer Mitarbeiter Delbrück, der sich um die Anfänge des Deutschen Reiches unsterbliche Verdienste erworben, hat unmittelbar vom Regierungstische aus Platz auf den Bänken der parlamentarischen Opposition genommen. Für andere mit der beabsichtigten Volksbeglückung und Unterstützung des „armen Mannes" zusammenhängende Versuche hat sich eine Mehrheit noch nicht gefunden.

Die Fortschrittspartei, welche von ihrem alten Standpunkt und Programm aus diesen Neuerungen auf das Hartnäckigste entgegen getreten, hat den erbitterten Haß des unerbittlichen Machthabers sich zugezogen, der sie überall und mit allen Waffen bekämpft und immer neue, zum Theil recht absonderliche Bundesgenossen findet. Im letzten Reichstage zählte sie 28 Mitglieder, darunter viele allbekannte Männer mit klangvollen Namen: Schulze-Delitzsch, der Begründer der Genossenschaften, ein wahrer Freund und Wohlthäter des Volks, für das er Großes und Dauerndes geschaffen, Klotz, ein altpreußischer Richter von echtem Schrot und Korn, Moritz Wiggers, der bewährte Kämpfer und Dulder, dem das mecklenburgische Zuchthaus die kindliche Offenheit und Liebenswürdigkeit nicht zu verbittern vermocht, von Saucken-Tarputschen, der Landesdirector der Provinz Preußen, kein Junker, sondern ein wahrer Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle, Albert Traeger, der gemüthvolle Dichter, bekannte Vertheidiger und hinreißende Volksredner, und Ludwig Loewe, ein selbstgemachter Mann, der, seit seinem fünfundzwanzigsten Jahr Stadtverordneter von Berlin, in der Reichshauptstadt unbegrenzter Beliebtheit und Volksthümlichkeit sich erfreut, und dessen schlagfertige Schärfe nicht minder groß, wie die Verbindlichkeit seines Wesens. Rastlos sind diese Männer und ihre Freunde thätig im Dienste ihrer Partei, der an Organisation und Agitation keine andere gleichkommt. Erst vor Kurzem eroberte sie bei Nachwahlen vier Sitze, die sie noch niemals inne gehabt, wie im Sturme. Eigennützige Bestrebungen zu verfolgen, gewährt sie ihren Anhängern keinen Raum, wohl aber verlangt sie von ihnen unbedingte Hingebung und Opferfreudigkeit. Mag man darum ihre Ansichten und Bestrebungen theilen oder bekämpfen, diejenige Anerkennung wird man den Männern der Fortschrittspartei nicht versagen dürfen, welche Ueberzeugungstreue und Beständigkeit von jedem Billigdenkenden zu fordern berechtigt sind.

Der Humor in der Musik.

Wie verhält es sich mit dem Humor in der Musik?

Ist überhaupt anzunehmen, daß er in der Tonkunst sich geltend machen könne, oder widerstreitet er dem Wesen dieser letztern?

Die Musik ist eine eigenthümliche Sprache, die eines eingehenden Studiums bedarf, will sie als solche erkannt, verstanden und gelernt werden. Wie die Erfahrung beweist, steht sie an Ausdrucksfähigkeit hinter keiner der großen Literatursprachen zurück — und an der Hand des (gesungenen) Wortes kann sie sogar mit der allergrößten, unzweifelhaftesten Deutlichkeit sich vernehmen lassen. Für keinen Gemüthsaffect fehlt ihr der Ausdruck; sollte er ihr nur für den Humor versagt sein? Gewiß nicht — dies um so weniger, als der Humor dem Gemüthe weit näher steht, als der Witz oder die Satire.

Wer übrigens glauben sollte, zur Erzielung von allgemein verständlichen humoristischen Wirkungen sei das gesungene Wort unerläßlich, der würde einem schweren Irrthume verfallen; denn bekanntermaßen müssen die großen Instrumentalisten Haydn und Beethoven unter die glücklichsten Vertreter des Humors in der Tonkunst gerechnet werden.

Daß dem Humor in der Gesangsmusik und speciell in der Oper eine prächtige Entfaltung beschieden war, erscheint bei alledem selbstverständlich, aber ungeachtet der dichterischen Beihülfe ist es nicht etwa die Poesie, welche uns den humoristischen Effect vermittelt, sondern die Musik selbst, da die betreffenden Wirkungen fast immer durch rein musikalische Mittel hervorgebracht werden.

Als einen der größten Humoristen auf dem Gebiete des musikalischen Dramas haben wir den so staunenswerth vielseitigen, in Bezug auf Charakterisirungskunst bis jetzt unerreichten Mozart vor Allem zu nennen.

Man vergleiche nur den dicken faulen, aber fanatischen Osmin mit einem Leporello, Papageno, Figaro! Man denke an Blondchen, Zerline, Susanne, Despina mit ihren grundverschiedenen Schelmengesichtern!

Es versteht sich, daß ein alter fauler Türke, der aber, wie recht und billig, verliebt ist, seine Gefühle in einer andern Weise vernehmen läßt, als ein mit allen Wassern gewaschenes Sevillaner Factotum. Aber solch trauriges Lied mit solch unendlich behäbigem Trallala als Refrain zu erfinden, wie das bekannte

„Wer ein Liebchen hat gefunden" —

wäre vielleicht keinem andern großen Meister geglückt.



Gailthalerin aus Kärnten.
Nach den „Oesterreichisch-Ungarischen Nationaltrachten" (R. Lechner's Verlag, Wien) auf Holz übertragen.

Und wie hält Mozart die Charakterzeichnung fest! Der fanatische Türke in seiner Tobwuth verleugnet doch nicht den behaglich auf dem Baume sitzenden trällernden Faulpelz. Das „Erst gespießt und dann gehangen", so fanatisch durchglüht es erscheint, das „Vivat Bacchus, Bacchus lebe", so übermüthig lustig es hervorsprudelt — zeigt uns trotz alledem den schwerfälligen Türken des Anfangs und würde keinem Leporello oder Papageno zu Gesichte stehen.

Im Allgemeinen hat außer Mozart nur die spätere italienische Schule (Rossini und Donizetti), sowie in Frankreich Auber die eigenthümliche Gestaltung des Gesanges selbst zur Erzielung humoristischer Effecte verwendet, während bei den Deutschen sich der Humor mehr auf die Instrumentalmusik warf und in der Oper nur noch vereinzelte Blüthen zeitigte.

Des ergötzlichen Geplappers in den bekannten Finales vom „Barbier" und der „Cenerentola" müssen wir gleichwohl mit einigen Worten gedenken. Wie ein Feuerwerk erscheint uns diese blitzschnelle Folge von Noten, die auf uns bedächtige Deutsche fast den Eindruck eines Geschnatters hervorruft, ihres fremdartigen Charakters halber aber nur um so komischer und lachreizender wirkt. Meisterwerke dieser Schnellzüngigkeit erkennen wir in der weltbekannten Hauptarie des „Figaro" von Rossini, in der Marktscene aus der „Stummen" und in Auber's unvergleichlichem Zank-Duett aus „Maurer und Schlosser".

Auch Mozart hat sich dieser Schnellzüngigkeit als eines wirksamen Mittels bedient und läßt Leporello wie Papageno (in dem berühmten Duette mit Papagena) hiervon den glücklichsten Gebrauch machen. Aber beide kostbaren komischen Figuren werden doch vielfach auch in anderer Weise und nicht weniger ergötzlich charakterisirt.

„Ach, zur Strafe meiner Sünden" — diese klägliche Melodie wirkt durch die Wahrheit des Ausdrucks so zwingend, daß bei guter Darstellung der erheiternde Effect nie ausbleiben wird. Und wie komisch erscheint (ein Gegenspiel aller Schnellzüngigkeit) der mit dem Verbote des Plauderns bedrohte, schließlich gar mit einem Maulkorb bestrafte Papageno!

Humoristisch berühren uns oftmals die Gesangstimmen, insofern sie in beträchtlicher Höhe oder Tiefe vom Componisten verwendet werden. Wer kennt nicht Lortzing's „Bürgermeister von Saardam"? Wer erinnert sich nicht der köstlichen Stelle, an welcher der abgeschmackte Hohlkopf mit salbungsvoll prahlerischer Gemächlichkeit immer weiter abwärts singt, bis ihm die Stimme versagt und ein mitleidiger

Fagottist den Schlußton erschallen läßt? — In Dittersdorf's mit Unrecht fast vergessenem „Doctor und Apotheker“ bietet das zornige Herausstoßen einer sehr hohen Note von Seiten einer würdigen alten Dame, der man so hohe Töne nicht zugetraut hätte und die sich wohl auch nur im höchsten Aerger solchen Luxus gestatten durfte, ein ergötzliches Gegenstück zu dem oben erwähnten tiefen Ton des edlen Bürgermeisters.

Von sehr erheiternder Wirkung können sich ferner geschickt angebrachte Coloraturen erweisen. Die Tabulatur in den „Meistersingern“ und das Ständchen des Beckmesser sollen, als allgemein bekannt, hier nur kurz angeführt werden. Sehr amüsant wirkt bei letzterem bekanntlich der Umstand, daß Vocale oder Diphthonge, die bei langem Hinausziehen einen lächerlichen Effect hervorbringen müssen, wie u—u—u—u, au—au—au—au, zu diesem Behufe am jedesmaligen Ende einer Strophe angebracht sind.

Ueberhaupt ist die Verspottung des Zopfstiles nicht selten mit Glück versucht worden. Am bekanntesten wird sich unseren Lesern wohl die Cantate des „Bürgermeisters von Saardam“ erweisen: „Heil sei dem Tag, an welchem du bei uns erschienen!“

Uebrigens ist der Contrapunkt, da er, mit dem freien Satze verglichen, besonders in der Opernmusik immer einen leicht-pedantisch angehauchten Charakter bekunden wird, an und für sich, und ohne zu Stilverspottungszwecken verwandt zu werden, als ein sehr brauchbares humoristisches Effectmittel zu bezeichnen. Leider haben die Componisten nicht den Nutzen daraus gezogen, welcher sich ihnen dargeboten, und zwar, weil die meisten der auf diesem Gebiete arbeitenden Künstler der contrapunktistischen Technik in zu geringem Grade Herr waren.

Darum wollen wir noch einer rasch verschollenen Oper des ehemaligen Leipziger Concertmeisters Ferdinand David gedenken, „Hans Wacht“ betitelt, in der eine höchst ergötzliche Scene dem Contrapunkt ihre charmante Wirkung verdankt. Eine Stadt wird während des Dreißigjährigen Krieges vom Feinde bedroht und die Rathsherren, welche singen sollen „Wir deliberiren hin und her“, stimmen natürlich eine Fuge an, die zu der steifen mittelalterlichen Tracht vortrefflich paßt und in der That durch keine anders geartete Musik besser hätte ersetzt werden können.

Zu Zeiten Mozart's, auf den wir hiermit noch einmal zurückkommen müssen, nahm man den Contrapunkt noch sehr ernst, und so erklärt sich, daß der große Meister zur Erzielung scherzhafter Wirkungen sich seiner nur selten bedient hat.

Was Mozart speciell eigenthümlich ist, das sind die gehäuften Wiederholungen gewisser Phrasen. Für gewöhnlich soll, musikalischen Gesetzen zufolge, eine solche thunlichst vermieden und, wenn aus gewissen Gründen beliebt, nicht mehr als drei Mal zur Anwendung gebracht werden. In der großen Leporello-Arie, welche Don Juan's würdigem Diener Gelegenheit giebt, sich über die unverbesserliche Lasterhaftigkeit seines Herrn in redseligster Weise zu vergessen, findet sich Mozart jedoch bewogen, eine an mehreren Punkten des Musikstückes benutzte Phrase bei jedesmaligem Auftreten fünf Mal zu wiederholen. Der lasterhafte Ritter ist eben nicht zu bekehren; er treibt sein Spiel, wie er's getrieben, und wird es so treiben bis an's Ende seiner Tage — dies der Inhalt des zu Grunde liegenden Textes.

Rossini macht dagegen sehr glücklichen Gebrauch von dem überraschenden Wiedereintritt eines Motives. So im zweiten Finale des „Barbier“. Drastischer dagegen gestaltet sich der Effect, wenn eine ganz unerwartete Harmonie oder ein plötzliches Fortissimo vom Componisten zur Erzielung seiner Absicht aufgeboten wird. Das glänzendste Beispiel findet sich hier ebenfalls im „Barbier“, und zwar in der Verleumdungs-Arie des Don Basilio. Der plötzliche Eintritt der neuen Tonart mit gewaltigem Tutti des Orchesters bezeichnet in so genialer Weise das plötzliche Großwerden der Verleumdung, daß wir nur bedauern müssen, daß der Meister durch mehrfache Wiederholung desselben Mittels dieses später in seiner Wirkung wesentlich geschwächt hat.

Auch der charakteristischen Verwendung einzelner Instrumente möge kurz gedacht werden. Als sehr komisch wirkend hat sich von jeher, besonders wenn es ganz isolirt auftritt, das Fagot erwiesen. Von den Hörnern, die an einer gewissen Stelle im „Figaro“ eine höchst komische Rolle spielen, wollen wir nicht weiter reden, auch des bekannten Nachtwächterhornes aus den „Meistersingern“, das nach dem F der Gesänge in Fis einsetzt, weil „noch nie ein Nachtwächterhorn richtig gestimmt gewesen“,* nur im Vorbeigehen gedenken und schließlich an den hübschen Effect erinnern, den das Zusammentreffen der beiden Nachtwächterhörner in Mendelssohn's Liederspiel „Die Heimkehr aus der Fremde“ hervorruft.

Derselbe Meister erzielt eine reizende, durchaus originelle Wirkung in seiner „Sommernachtstraum“-Musik durch Hoboen, welche, Trompeten ersetzend, kleine Fanfaren zu blasen haben, und mit ihrem spitzen, sozusagen durchsichtigen Ton den Elfencharakter in höchst drastischer Weise zur Anschauung bringen.

Allerliebst wirkt auch in der prachtvollen Arie Boieldieu's „O welche Lust, Soldat zu sein!“ ein kleines Flötensolo, welches sich ganz discret, aber bezeichnend vernehmen läßt, als der liebenswürdige Lieutenant zu den Worten gekommen ist: „Aber eine Liebste hatte ich, wo ist sie?“ Diese Antwort aus dem Orchester heraus, dieses unzweifelhafte Bedeuten, „die Liebste sei flöten gegangen“, verdient als ein ebenso feiner wie origineller Zug eine auszeichnende Erwähnung.

Sehr günstig zu komischen Zwecken erweist sich die Tuba, die mit ihrem stierstimmigen Klange in der ernsten Musik gar oft brutal wirkt, vom Humor in Dienst genommen aber höchst brauchbare Eigenschaften entwickelt. Wir erinnern nur an den Mittelsatz der „Sommernachtstraum“-Ouvertüre, in welchem dem elfenhaften Violingeschwirr allerhand tiefe, langsam ausklingende Töne beigemischt werden, die, ursprünglich für das Serpent bestimmt, aber jetzt der Tuba überlassen, an die in den Elfenwald verirrten Tölpel gemahnen.

Früher schon haben die Pauken sich einer liebevollen Berücksichtigung zu erfreuen gehabt. Insbesondere fallen uns hier Beispiele aus Beethoven'schen Symphonien ein, die ihres drastischen Charakters halber wohl in allgemeinster Erinnerung leben werden.

Mit der Erwähnung von Beethoven sind wir auf das Gebiet der Instrumentalmusik gelangt, in welcher, wie schon früher erwähnt, dem Humor keine geringere Entfaltung vergönnt gewesen ist, als in der Oper. Als Großmeister ist hier vor Allem neben Beethoven auch Haydn zu nennen, während Mozart in Sonaten und Symphonien eher geistreich und vornehm, als speciell humoristisch sich zu zeigen pflegt.

Haydn ist bekanntlich vorzugsweise naiv. Während Witz und Satire ihm ganz fremd sind, steckt er doch voll Schalkhaftigkeit und weiß so köstlich und mit so einfachen Mitteln zu amüsiren, wie kaum ein Anderer. Seine Themen selbst sind oft so glücklich humoristisch erfunden, daß es weiterer Zuthaten gar nicht bedarf, um den gewünschten Eindruck hervorzuzaubern. Wer hätte sich nicht vergnügt an dem köstlichen Finale der B-dur Symphonie!

Auch wirkt er oft ganz überraschend durch den Rhythmus. Unvermuthet wird in die symmetrische Periodenfolge ein einzelner überzähliger Tact hineingeworfen, der, obwohl verblüffend, doch in Folge des Vorausgegangenen logisch berechtigt erscheint. Oder eine Fermate, hereingeschneit, man weiß nicht wie, gebietet plötzlich Halt, um nachher desto übermüthiger den Lauf wieder aufnehmen zu lassen. Ein plötzliches Tutti schlägt in die lieblichen Töne der Flöten und Hoboen wie ein Gewitter herein und droht den Satz in's Tragische zu verkehren, aber es war blos ein Spaß des jovialen Meisters, und das Hauptthema lächelt uns unversehens wieder entgegen.

Bei Beethoven können wir oft nicht anders als uns zu der Annahme bequemen, er habe drollige Vorgänge aus dem alltäglichen Leben in Musik gesetzt, wenn er gleich, und mit sehr viel Recht, im Großen und Ganzen die Programme bis auf die Ueberschriften verschmähte. Am allgemeinsten bekannt ist die Deutung des Hauptthemas aus dem Finale der achten Symphonie, welchem die Worte zu Grunde liegen sollen: „Komm zu Beneke, Beneke, Beneke“ mit der darauf folgenden Antwort: „Gott bewahre, Gott bewahre“ (von der Clarinette geblasen), durch welche Antwort Beethoven sich der verführenden Freunde erwehren wollte. Mag es sich so verhalten oder nicht, gewiß ist, daß, wer die Worte kennt, von der Naturwahrheit der Declamation und Instrumentation dermaßen gepackt wird, daß er sich ihrer nolens volens beim jedesmaligen Anhören wieder erinnern muß. Auch die Deutung des zweiten Satzes, in welchem ein häuslicher Zwist zwischen dem Meister und seiner Zimmerwirthin dargestellt sein soll, will mir äußerst acceptabel erscheinen; so naturgetreu ist das Trippeln der Matrone, ihr Ueberredungseifer und das wüthende Dazwischenfahren des gestörten Meisters dargestellt.

* Wagner's eigene Worte.

Es ist ein eigenthümliches Studium, was Beethoven, den Instrumentalisten, wie Mozart, den Dramatiker, befähigte zu solch unmittelbar packenden Wirkungen zu kommen, ein Studium, von dem in der allgemeinen Musiklehre bisher kaum noch die Rede gewesen, das den werdenden Kunstjüngern kaum noch an's Herz gelegt worden und dem doch alle großen Meister, in neuerer Zeit insbesondere Wagner, ihre bedeutendsten Erfolge verdanken.

Auch der Musiker kann nämlich, wenn es ihm auch nicht zur Pflicht gemacht worden wie dem bildenden Künstler, dem Romanschriftsteller und dem dramatischen Dichter, des Naturstudiums, der liebevollen Beobachtung des um ihn treibenden Lebens und Webens nicht entrathen, will er realistisch lebendige Kunstwerke erzeugen und nicht der Phrase verfallen. Vollends ist ein Humorist gar nicht zu denken ohne eine solche Beobachtungsgabe, ein solches Ablauschungsvermögen, da er ja auf realem Grunde stehen und die Realität demgemäß vollständig in sich aufgenommen haben muß.

Eine andere Eigenschaft befähigte außerdem Beethoven, sowie in gleicher Weise Haydn, humoristisch zu wirken, eine Eigenschaft, die auch bei Fritz Reuter auf's Ausgesprochenste sich bemerkbar macht und deren Vorhandensein ganz vorzüglich dazu befähigt, den Humor gesund und rein zu erhalten und vor einer Berührung mit Witz und Satire zu bewahren: In den Werken dieser drei Genannten spricht sich eine angeborene Herzensgüte so unverkennbar aus, daß sie durch deren realistisch komische, wie ideal pathetische Aeußerungen hindurchleuchtet und bei Beethoven oft eine ergreifende Aehnlichkeit mit Jean Paul aufdeckt, der ja auch „unter Thränen zu lächeln" weiß.

Uebrigens haben wir mehrere Arten des Humors bei Beethoven zu unterscheiden. Herrscht in der achten Symphonie der von Haydn gepflegte naive vor, so lehrt uns das Finale der siebenten den bacchantischen Humor kennen, der vor Beethoven in der Musik noch keinen Ausdruck gefunden und in seinen Wirkungen nicht selten an die Tragik streift. Im Scherzo der neunten sehen wir endlich den dämonischen oder mephistophelischen Humor zur Herrschaft gelangen. Ihre glanzvollste Documentation hat diese Art von Humor wohl in Liszt's genialem Mephistosatze seiner „Faust"-Symphonie gefunden.

Weber und Marschner pflegen vorzugsweise den naiven Humor, während bei Schubert auch von diesem kaum viel zu bemerken, eigentlich mehr eine überquellende, echt Wienerische Lustigkeit zu constatiren ist. Mendelssohn's gedachten wir schon bei Gelegenheit der „Sommernachtstraum"-Musik und haben hier noch seiner Scherzi zu erwähnen, die allerdings ihrer Zeit durch originelle Gestaltung auffielen, sich aber alle etwas gleichen und ihrem eigentlichen Wesen nach auf den Elfenspuk im „Sommernachtstraum" zurückführen lassen.

Schumann hat dagegen, besonders in seinen ersten Clavierwerken, eine neue Art des Humors entfaltet, die nicht wenig an E. T. A. Hoffmann gemahnt, durch ein unvermitteltes Nebeneinandersetzen starker Contraste zu reizen weiß und vielleicht mit dem Namen des Phantastischen am treffendsten zu bezeichnen ist. Uebrigens wollen wir nicht verschweigen, daß Schumann in der Charakteristik Treffliches geleistet hat und Bilder aus seinem „Carneval", z. B. Pierrot, Harlequin 2c., ihrer naturgetreuen Zeichnung halber mit Auszeichnung zu nennen sind. Berlioz' Humor berührt uns Deutsche mehr oder minder grotesk und schlägt nicht selten, wie in der „Symphonie fantastique", sogar in's Fratzenhafte um. Doch finden sich in seiner prächtigen Oper „Benvenuto Cellini" höchst originell wirkende humoristische Effecte.

Da von Wagner's „Meistersingern" bereits mehrfach die Rede gewesen, so soll hier noch bemerkt werden, daß auch im Siegfried, besonders in den beiden ersten Acten desselben, reizende humoristische Züge verborgen liegen.

Im Uebrigen können wir aber nicht verhehlen, daß von der Masse der heutigen Componisten der Humor wenig gepflegt wird, und daß auch die Empfänglichkeit für seine Wirkungen durch ein gewisses Streben nach langweiliger Wohlanständigkeit in bedrohlicher Weise gefährdet scheint. — Humoristische Verwendungen einzelner Instrumente werden oft von allzu vorsichtigen Dirigenten durch Abschwächung um ihre drastische Wirkung gebracht; Rohheit wird gewittert, wo wir nur einen gesunden kräftigen Realismus erkennen können, und ein dem Humor verderbliches Streben nach Glätte und Abgeschliffenheit nicht allein der Form, sondern auch der Empfindung, macht sich mehr und mehr geltend.

So ist es mir denn eine Freude, hier schließlich auf einen neueren Componisten hinweisen zu können, der von Berlioz seine Anregung empfangen, aber nichtsdestoweniger als fertiger und selbstständiger Künstler uns entgegentritt — ich meine den leider zu früh verstorbenen Peter Cornelius. Seine dem deutschen Publicum noch nicht genügend bekannte komische Oper „Der Barbier von Bagdad" birgt eine Fülle des feinsten Humors in sich und wird bei gewissenhafter Einstudirung und entsprechender Aufführung ganz sicher zu allgemeiner Anerkennung gelangen.

Möge sie viele Nachfolger finden und die Pflege des Humors für die Componisten unserer Zeit als angenehme Pflicht sich ausweisen!

F. D.

Großstädtische Fernsprechnetze.

Von Franz Mehring.

Pessimistische Philosophen und Socialpolitiker haben sich vielfach mit der Frage beschäftigt, ob die glänzenden Erfindungen des gegenwärtigen Zeitalters wirklich gleich glänzende geistige und sittliche Fortschritte der Menschheit bewirkt und ihr Gedeihen und Wohlbehagen in irgend nennenswerther Weise erhöht haben. Sie sind dabei häufig zu dem Ergebnisse gelangt, daß das lebende Geschlecht im Großen und Ganzen nicht ein größeres, sondern vielmehr ein weit geringeres Maß von irdischem Glücke besäße, als seine Väter und Vorväter besessen haben. Die Frage an sich ist ebenso schwierig wie weitläufig und soll hier nicht näher untersucht werden; nur auf einen Umstand mag hingewiesen werden, welcher es wenigstens erklärt, weshalb im Kopfe von klugen Leuten so düstere Sonderlingsmeinungen entstehen können; es ist die undankbare Geringschätzung, mit welcher die lebenden Menschen heute schon vergessen, welch ungeheueren Fortschritt sie erst gestern in ihrem geschäftlichen Verkehre, in ihrer häuslichen Bequemlichkeit gemacht haben. Wir, denen aus selbsterlebten Tagen noch die langsam rädernde Folter der Postschnecke in den Gliedern liegen sollte, klagen bitterlich über die Langeweile der Eisenbahnfahrten, und wenn sich eine über hunderte von Meilen entsandte Depesche ebenso viele Stunden verspätet, wie sie vor fünfzig Jahren Wochen gebrauchte, um an ihr Ziel zu gelangen, so sind wir untröstlich über einen unersetzlichen Verlust an Zeit. Aber auch in diesem „Uebel wohnt ein Geist des Guten"; der schnelle Ueberdruß an den alten Erfolgen erzeugt eine unersättliche Gier nach neuen, und aus ihr entspringen unaufhörlich die großen Entdeckungen und Erfindungen.

Die noch so junge Geschichte des Telephons (vergl. über die Entwickelung des Fernsprechers „Gartenlaube" 1877, Nr. 47) bietet dafür schlagende Beweise. Es sind erst fünf Jahre verflossen, seitdem der Professor Graham Bell aus Boston auf der Weltausstellung in Philadelphia die ersten Versuche mit seinem Fernsprecher öffentlich anstellte; damals sah eine halb staunende, halb ungläubige Welt in der Entdeckung, sich auf viele Meilen von Mund zu Mund zu verständigen, fast mehr eine geistreich-theoretische Spielerei, als eine praktische Erfindung von unabsehbarer Tragweite; heute ist schon das Telephon ein unentbehrliches Verkehrsmittel in der gesammten Culturwelt geworden. In gleichem Maße dient es öffentlichen, wie privaten Zwecken. Einerseits wird es benutzt, das „weltkugelumspinnende" Telegraphennetz durch feinere und schmälere Adern fester zu schürzen — allein im deutschen Reiche sind durch Fernsprecher weit über tausend Ortschaften, die wegen der ungleich kostspieligeren Herstellung und Bedienung eigentlicher Telegraphen sonst noch lange abseits des allgemeinen Verkehrs geblieben wären, an die großen Drahtleitungen gekettet — andererseits vermittelt der Fernsprecher in großen Geschäftsbetrieben und Haushaltungen den mündlichen Verkehr vom Comptoir zum Fabriksaale, vom Boudoir zur Küche, von Flügel zu Flügel, von Stockwerk zu Stockwerk, von Zimmer zu Zimmer. Eine dritte, weittragende Benutzung des Telephons, die in eigenthümlicher Weise den öffentlichen und privaten Verkehr verbindet, sind die großstädtischen Fernsprechnetze, die in der nordamerikanischen Union, in England, Frankreich, Belgien, Holland zahlreich bestehen, auch im

deutschen Reiche schon eingerichtet sind, wie in Berlin, Hamburg, Mühlhausen im Elsaß, oder in nächster Zukunft eingerichtet werden sollen, wie in Breslau, Köln, Frankfurt, Bremen, Leipzig rc.

Der Nutzen und Zweck dieses neuen Verkehrsmittels bedarf keiner langen Begründung. Dasselbe ist nichts Anderes, als eine neue, siegreich vorgeschobene Etappe in dem glänzenden Kampfe des Menschengeistes gegen die so lange für unüberwindlich gehaltenen Mächte des Raumes und der Zeit. Soviel durch Stadtpost, Stadtbahnen, Stadttelegraphen gethan worden ist, um die Unbequemlichkeiten und Weitläufigkeiten zu beseitigen, die den Bewohnern einer großen Stadt durch die weiten Entfernungen im täglichen Verkehre erwachsen — immer blieb ein „Rest, zu tragen peinlich", eine nutzlose Vergeudung von kostbarer Kraft und Zeit übrig; sie zu beseitigen, den Blutumlauf des großstädtischen Verkehrs dichter, schneller und damit fruchtbarer zu machen, dazu sind und werden die allgemeinen Fernsprecheinrichtungen geschaffen. Wer sich diesen millionenfältigen Verkehr lebhaft vergegenwärtigt, wird ohne Weiteres ihre weittragende Bedeutung erkennen; es mag deshalb genügen, diese nur an einigen wenigen Beispielen praktisch zu veranschaulichen.

Großstädtische Fernsprechnetze befähigen einen Fabrikanten, jeden Augenblick aus dem Schooße seiner Familie heraus mit seiner vielleicht meilenweit entlegenen Fabrik in Verbindung zu treten, ohne jeden Verzug eilige Mittheilungen über außergewöhnliche Vorkommnisse, unaufschiebbare Geschäfte rc. anzuhören, sofort, ohne sich vom Platze rühren zu müssen, die nöthigen Anordnungen zu erlassen und sich zugleich ihrer alsbaldigen Ausführung zu versichern. Sie ermöglichen Geschäftsleuten jeder Art, dringende Angelegenheiten zwischen ihren Haupt- und Zweiggeschäften augenblicklich mündlich zu erledigen, Aufträge von ihren Kunden entgegenzunehmen und sie ungleich rascher zu besorgen, als sonst irgend möglich ist. Sie erleichtern in unberechenbarer Weise den Verkehr zwischen den einzelnen Bankhäusern und der Börse, den Bahnhöfen und den Speditionsgeschäften, den Druckereien und den Redactionen der Zeitungen. Ja, in letztgedachter Beziehung mögen sie fast eine kleine Revolution in dem großstädtischen Preßwesen hervorrufen.

Es ist bei geeigneten Einrichtungen leicht thunlich, Reden in öffentlichen Versammlungen sofort mittelst Fernsprechers den Zeitungsdruckereien zu übermitteln; werden, wie es beispielsweise bei den Zeitungen „Times" und „Indépendance belge" schon geschehen ist, die Arbeitsräume der parlamentarischen Berichterstatter mit den Setzerräumen durch telephonische Leitungen verbunden, so kann der Bericht über eine Parlamentssitzung fast unmittelbar nach ihrem Schlusse schon dem Setzer übergeben werden.

Genug der Beispiele! Man könnte sie noch bogenlang weiter aufführen, ohne entfernt alle Möglichkeiten zu erschöpfen, in denen der Fernsprecher im großstädtischen Verkehr eine unabsehbare Masse von Kraft und Zeit sparen kann. Einer allgemeinen Verbreitung dieses wohlthätigen Verkehrsmittels scheint sich nun aber insofern ein Hinderniß entgegen zu stellen, als zwar wohl der einzelne große Fabrikbesitzer von seiner Villa zu seiner Fabrik, die einzelne große Zeitung von ihren Setzersälen zu der parlamentarischen Journalistentribüne eine besondere Leitung in nutzbringender Weise herstellen kann, aber unmöglich jedes einzelne Geschäft sich mit jedem einzelnen Kunden oder auch nur mit jedem andern Geschäft, mit dem es verkehrt, zu verbinden vermag, ohne durch die Höhe der Kosten den Gewinn der Kraft- und Zeitersparniß wieder aufzuheben, abgesehen von den technischen Schwierigkeiten, welche die Legung solcher Unzahl von Drähten verursachen würde.

Indeß dieses Hinderniß wird beseitigt durch die **Centralisation** des großstädtischen Fernsprechverkehrs. Solche Centralisation aber wird in der Weise hergestellt, daß von einer Centralstelle aus die einzelnen Leitungen sich strahlenförmig nach den Häusern der Personen verbreiten, welche sich an der allgemeinen Fernsprechanlage zu betheiligen wünschen. Jeder Theilnehmer erhält eine numerirte Liste der mit der Centralstelle verbundenen Personen; wünscht er mit einer von dieser zu sprechen, so benachrichtigt er mittelst des Fernsprechers die Centralstelle, welche an einem ebenso einfach wie zweckmäßig eingerichteten Umschalter die unmittelbare Verbindung zwischen beiden bewirkt.

Solche Centralstellen (Central Offices) entstanden zuerst in den Vereinigten Staaten durch Actienunternehmungen, denen die Ausbeutung dieses Verkehrs auch bis heute verblieben ist. Die europäischen Staaten haben dagegen an ihrem Anspruche auf Vereinigung des allgemeinen Nachrichtenwesens in ihrer Hand oder mindestens seiner Beaufsichtigung festgehalten; ein Versuch mehrerer englischer Actiengesellschaften, sich des großstädtischen Fernsprechverkehrs auf eigene Faust zu bemächtigen, ist in einem Processe, den das General-Postoffice von London gegen sie angestrengt hat, gerichtlich vereitelt worden. In Frankreich haben ähnliche Gesellschaften von selbst um die staatliche Concession angehalten und sie auch gegen Zahlung einer Abgabe erhalten. Deutschland endlich hat von vornherein die ganze Einrichtung von Reichswegen betrieben. Die Vortheile des Staatsbetriebs sind in der That klar; die Bevorzugung einzelner Personen ist ausgeschlossen; die Bediensteten der Centralstellen sind Beamte, welche der Staat in Eid und Pflicht nimmt, wodurch die denkbar stärkste Bürgschaft gegen etwaige Mißbräuche gegeben wird, und endlich ist in diesem Falle der Staatsbetrieb entgegen weit verbreiteten Vorurtheilen auch billiger. Während der Jahresabonnementspreis für jeden einzelnen Anschluß und für die geringste Entfernung in England 20 Pfund Sterling, in Frankreich 500 bis 600 Franken beträgt, beläuft er sich im deutschen Reiche nur auf 200 Mark; bei Leitungen, die länger als zwei Kilometer sind, erhöht sich die Gebühr für jeden Kilometer oder einen Theil desselben um 50 Mark.

Die technische Einrichtung der großstädtischen Fernsprechnetze ist verhältnißmäßig einfach und leicht verständlich, wenn man, wie die Leser der „Gartenlaube", über das Telephon selbst unterrichtet ist. Die Führung der Drähte erfolgt an eisernen Tragestangen über die Dächer der Häuser hinweg. Kabelleitungen, bei denen mehrere Drähte in ein Bündel vereinigt sind, können bei den bisher bekannten Fernsprechapparaten nicht angewandt werden, weil die Inductionsströme, die bei dem Gebrauche einer Leitung in dem Nachbardrahte entstehen, dem Besitzer des letzteren gleichfalls die geschehene Mittheilung zugänglich machen, also das Telephongeheimniß aufheben würden. Auch würden unterirdische Leitungen verhältnißmäßig zu theuer werden, nicht zum wenigsten durch das Aufreißen des Pflasters bei den natürlich unausbleiblichen Erweiterungen des ursprünglichen Leitungsnetzes.

Bisher hat die Leitung über die Dächer hinweg keine erheblichen Hindernisse gefunden; die Hausbesitzer sind der Reichspostverwaltung bereitwillig entgegengekommen, nicht nur aus Einsicht und Gemeinsinn, sondern auch im eigenen, wohlverstandenen Interesse; denn der Werth der Grundstücke wird nicht unwesentlich dadurch erhöht, daß die Wohnungen solcher Häuser, über welche Telephonlinien geführt sind, sofort an das Fernsprechnetz angeschlossen werden können. Die Behauptung, daß die Drähte leicht den Blitz herabzögen, ist eine von dem hämischen Neide getäuschter Speculanten erfundene Unwahrheit; wissenschaftlich ist vielmehr im Gegentheil nachgewiesen, daß sie eher als Blitzableiter dienen; die starken Gewitter, die sich in diesem Sommer über Berlin entluden, haben nicht die geringste Einwirkung auf die ganze Anlage ausgeübt.

Jeder Theilnehmer an der Einrichtung erhält zwei Fernsprechapparate, einen zum Geben und einen zum Hören, sowie zwei Weckvorrichtungen, von denen die eine (Taste) ihm ermöglicht, die Centralstelle anzurufen, während durch die andere (Klingelwecker) er selbst angerufen wird. Ein Druck auf die Taste setzt einen Elektromagneten in Bewegung, der, ähnlich wie bei der allgemein bekannten Hôteleinrichtung, an der Centralstelle eine Klappe mit der Nummer fallen läßt, welche der Anrufer im Register der Abonnenten führt. Der dienstthuende Beamte setzt eines seiner Fernsprechsysteme mit der betreffenden Leitung in Verbindung und ruft: „Hier Amt — was beliebt?" Worauf etwa die Antwort kommt: „Wünsche mit Nummer siebenundzwanzig zu sprechen." Ist die entsprechende Leitung frei, so giebt der Beamte zurück: „Bitte rufen," stellt die gewünschte Verbindung her und schließt die herabgefallene Klappe wieder. Ist der angerufene Theilnehmer bereits anderweitig beansprucht, so ruft der Beamte: „Schon besetzt, werde melden, wenn frei" und handelt demgemäß. Sobald die Verbindung hergestellt ist, unterhalten sich die beiden Theilnehmer, indem jeder den einen Sprechapparat zum Hören, den andern zum Geben benutzt, so deutlich, glatt und schnell, wie bei örtlichem Zusammensein. Nach Schluß der Unterredung meldet der Anrufer der Centralstelle durch einen neuen Druck auf die Taste, daß die gewöhnliche Verbindung seiner Leitung mit den Apparaten der Centralstelle wieder hergestellt werden könne. Gestattet ist die Benutzung den Theilnehmern im Sommer von sieben Uhr, im



Vogeldiebe im Verhör.
Nach dem Gemälde von C. H. Böker.

Winter von acht Uhr Vormittags an bis Abends neun Uhr. Ob und unter welchen Bedingungen die Möglichkeit des Verkehrs auch während der Nacht gewährt werden soll, darüber hat sich das Reichspostamt spätere Bestimmung vorbehalten.

Da die großstädtischen Fernsprechnetze des deutschen Reichs sich noch in vollem Flusse der ersten Entwickelung befinden, so würden statistische Angaben über ihren augenblicklichen Umfang verfrüht sein und keinerlei zuverlässigen Maßstab für ihre Bedeutung bieten. Es mag deshalb schließlich nur noch darauf hingewiesen werden, daß sie nicht nur den geschäftlichen Verkehr der Großstadt zu erleichtern, sondern auch ihr gesellschaftliches Leben ungemein zu schmücken und zu verschönern geeignet sind. Wenn hier vorzugsweise der erstere Gesichtspunkt berücksichtigt wurde, so geschah es aus dem einfachen Grunde, weil der verhältnißmäßig hohe Abonnementspreis einstweilen nur sehr reichen Leuten gestattet, auch in letzterer Beziehung die neue Einrichtung zu verwerthen. Indessen kann es keinem ernstlichen Zweifel unterliegen, daß weitere Verbesserungen des großstädtischen Fernsprechbetriebes ihn auch billiger machen und damit auch größeren Kreisen den Genuß seiner Vortheile zuwenden werden. In der vielleicht letzten Arbeit, welche der allzu früh verewigte und vielbeklagte Max Maria von Weber durch deutsche Blätter veröffentlichte, schilderte er mit liebenswürdiger Laune eine Scene aus dem Leben einer amerikanischen Hausfrau, die, früh morgens in ihrem Boudoir durch einen lieben Besuch überrascht, sofort telephonisch ihren abwesenden Gatten benachrichtigt, Mittagsgäste einladet, beim Fleischer, Gärtner, Conditor, Weinhändler ein leckeres Mahl bestellt, für einen Nachmittagsausflug einen Dampfer miethet, dem Verwalter ihrer ländlichen Villa für ein abendliches Gartenfest die nöthigen Befehle ertheilt, kurzum innerhalb einer halben Stunde nicht nur ein glänzendes Festprogramm entwirft, sondern sich auch durch sofortige Rückantworten seiner pünktlichen Ausführung versichert. Es kann ruhig dahingestellt bleiben, ob der geniale Techniker hierbei schon wirkliche Zustände schilderte oder nur mit lebhafter Phantasie ein buntes Gewebe entwarf, dessen besten Theil erst die Zukunft spinnen wird; soviel ist sicher, daß er keine unmögliche Utopie schilderte. Die Zeit wird kommen, in welcher zum Comfort jedes großstädtischen Hauses ebenso die Telephonleitung gehört, wie jetzt die Gas- und Wasserleitung; dafür bürgt, wenn nichts anderes, so doch der rast- und ruhelos vorwärts stürmende Entdecker- und Erfindergeist des modernen Menschen, von welchem im Eingange dieser Zeilen gesprochen wurde.

Frauen als Entdeckungsreisende und Geographen.

III.*

Lady Barker, Leben einer Hausfrau in Südafrika.

Lady Barker gehört zu der großen Zahl jener englischen Damen, welche, in Folge der amtlichen Stellung ihrer Männer, Gelegenheit haben, die außereuropäischen Besitzungen Englands aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Sie ist ein Urbild einer kosmopolitischen Engländerin in des Wortes bestem Sinne. Sie hat als Kind sich in den Wäldern und Fluren Jamaicas herumgetummelt, später am Fuß des Himalaja gewohnt, über ihr liebes Neuseeland ein sehr beifällig aufgenommenes Buch („Stationsleben in Neuseeland“) verfaßt und plaudert mit so viel Offenheit und herzlicher Lust von ihrem „Zigeunerleben“, ihrem fleißigen Schaffen in Küche und Kinderstube wie von den wunderbaren Eindrücken des noch so wenig bekannten fremden Landes, daß man ihr gern lauscht. Wohin sie kam, schaute Lady Barker offenen Auges um sich, beurtheilte die fremdartigen Eindrücke sehr sachgemäß und gab dieselben in anschaulichster Weise wieder.

In ihrem letzten Werke „Ein Jahr aus dem Leben einer Hausfrau in Südafrika“ gewährt die echt englische Hausfrau oft sehr ergötzliche Einblicke in das Haus-, Gesellschafts- und Naturleben des „schönen Natal“.

Die Schilderungen der Lady bieten ein eigenartiges Bild von dem sonst stillen Lande, das seit wenigen Jahren von blutigen Kriegen bald mit Zulus, bald mit Basutos, bald mit Boers heimgesucht wird.

Nach schwieriger Landung bei furchtbar brandender See betritt Lady Barker mit ihren beiden Knaben, deren einer noch ein ganz kleines Baby ist, Natal. Es ist November, in jenem Lande ein herrlicher Frühlingsmonat nach entsetzlich trockenem Winter voll unendlichen rothen Staubes. Die Natur prangt in Blüthenschmelz, im Saftgrün der hochgrasigen Matten, die sich über sanftwelliges Gelände hinziehen. Nur Eins vermißt man, ehe man die fernen Drakensberge, das heißt die hohen Felsstirnen der westlichen Hochlandmasse des afrikanischen Innern, berührt — den Wald. Einzig die aus Australien eingeführten, schnell aufschießenden, aber schmächtig und prosaisch sich ausnehmenden Blaugummibäume sieht man in häufigen Gruppen gepflanzt, ferner wohl noch einige niedrige Eichen wie in ihrem Schutz und an den Flußufern tief herniederhängende Trauerweiden. Die im Binnenlande auf mäßiger Hochstufe gelegene Hauptstadt Maritzburg macht den Eindruck einer (bis auf die auctionsartig abgehaltenen Wochenmärkte) geschäftsstillen Kleinstadt.

Ein ziemlich ärmlicher Haufen von Häusern, jetzt etwas über vierzig Jahre alt, besteht sie aus wenigen breiten, geraden, mit Gras bewachsenen Straßen, die nur aus der Entfernung und weil sie an beiden Seiten von Bäumen beschattet sind, sich malerisch ausnehmen. Maritzburg hat nicht ein einziges hübsches Gebäude, aber die fast öden, wie im Halbdunkel liegenden Straßen gewinnen dennoch ein gewisses eigenthümliches Interesse und ein belebtes Ansehen durch die vielen Gruppen von Kaffern und Lastwagen, welche auf Fracht nach dem Innern des Landes warten. Im Winter ist dieser Verkehr beinahe ganz unterbrochen; denn man hat kein Gras für die Ochsen; jetzt sind die knarrenden Wagen wieder da, gewichtige Fortbewegungsmaschinen, von je zwanzig Ochsen gezogen, deren Magerkeit es räthselhaft erscheinen läßt, wie sie im Stande sind, ihre weitgeschwungenen Hörner aufrecht zu tragen, und deren Halsstarrigkeit und Stupidität in der Naturgeschichte des Hornviehs nicht ihresgleichen hat. Vor ihnen her geht der Kaffer, der sogenannte „Vorläufer“.

Die Kaffern machen den Eindruck eines schönen Menschenschlags. Sie gehen mit aufrecht getragenem Körper und leichten Schritten, aber in der trägen, bequemen Weise des Wilden. „Ich habe die Schwarzen,“ erzählt Lady Barker, „in vier verschiedenen Welttheilen gesehen, habe aber nicht ein einziges Individuum gefunden, das sich aus eigenem freiem Antriebe schnell bewegt hätte. Indessen darf man nicht aus den Augen lassen, daß es für den Kaffer ein ganz neuer und zugleich revolutionärer Gedanke ist, überhaupt irgend eine Arbeit verrichten zu sollen. Die Arbeit ist für die Frauen — für den Mann nur der Krieg oder das Nichtsthun. Demgemäß geht sein ganzes Bestreben dahin, so wenig wie möglich zu arbeiten, und keinem Kaffer fällt es ein, nur noch die Hand zu rühren, sobald er Geld genug verdient hat, die nöthige Anzahl von menschlichen Lastthieren, von Frauen, zu kaufen, die für ihn arbeiten. Ein Kaffernweib ist stolz darauf, wenn es viel gekostet hat, und denkt in dieser Beziehung mit einem gewissen geringschätzenden Bedauern an seine weißen Schwestern, die oft nur mittelst reicher Mitgift Männer bekommen.“

Lady Barker, welche mit zwei noch sehr kleinen Kindern nach Maritzburg kam, hatte nur eine französische Köchin und einen französischen Diener mitgebracht. Alle andern Arbeiten mußten von Kaffern verrichtet werden; daher trugen Kutscher und Stallknecht, Küchenjunge, Jungfer und der sogenannte nurse-boy, das männliche Kindermädchen, die „schattige Livrée der heißen Sonne“. Es war nicht leicht, diese dienstbaren Geister zu beherrschen. Die gutmüthigen Menschen waren alle langsam, träge und ungeschickt, und oft klagten sie: „O, warum ist die Inkosa-Casa (die Frau des Herrn) mit ihren beiden Picanninies (Kindern) und ihrem Gefolge in unser Land gekommen!“

Der Kobold und böse Geist des Hauswesens der Lady Barker war indeß das männliche Kindermädchen, der nurse-boy Tom. Diesen hergelaufenen Kaffernjüngling, der zu jedem Unfug bereit war, durfte Lady Barker nie aus den Augen lassen, wenn sie ihm ihr Baby anvertraute. Tom schnupfte und rauchte mit großer

* Vergl. Nr. 10 und Nr. 16, Jahrgang 1880.

Leidenschaft und bemühte sich, seinem zarten Pfleglinge dasselbe Vergnügen zu bereiten. Seine mit starken Einschnitten versehenen Ohrläppchen dienten als Taschen für die zolllange blecherne Tabaksdose, und Baby ruhte nicht, bis es die Dose erhascht hatte und nieste, bis es Krämpfe bekam.

Eines Abends fuhr das männliche Kindermädchen den Kleinen im Garten umher. In banger Ahnung, daß Tom einen dummen Streich ausführen werde, eilte Frau Barker dem Wagen nach, und siehe da, der schwarze Unhold war auf einen Baum geklettert, hatte ein junges Vögelchen aus dem Neste genommen und es dem Kinde in die Hand gegeben. Dieses hatte das zappelnde Thierchen denn auch sofort in den Mund gesteckt und war eben im Begriff, es mit seinen spitzen Zähnen übel zuzurichten, als Lady Barker herbeikam und der Scene ein Ende machte.

Nach langem Suchen ward endlich eine passende Stellvertreterin für Tom gefunden. Malia, das ist Maria (die Kaffern können das „r" nicht aussprechen), wird als wißbegieriges Wesen geschildert. Sie sprach und las Englisch, Holländisch und Kaffrisch ziemlich geläufig, obwohl ihr manche Buchstaben die Aussprache sehr erschwerten. Auch benutzte sie jeden freien Augenblick, um zu schreiben. „Das arme Ding ist so eifrig, etwas zu lernen, daß sie jede Gelegenheit dazu ergreift. Während ich sitze und mir die Haare kämme oder mir die Stiefel zuschnüre, kniet sie neben mir nieder, zieht ihr Buch aus der Tasche und fragt im schmeichelndsten Tone: ‚Darf ich Inkosa-Casa etwas vorlesen?' Wer sollte das Herz haben, Nein zu sagen!"

Malia war Christin und strahlte vor Freude, wenn sie Sonntags im turbanartigen himmelblauen Kopftuche, sauberer weißer Schürze und recht kurzem und weitem blaßrothem Kattunkleide nach Maritzburg zur Kirche gehen durfte.

Lady Barker äußert sich unter Anderen über die Zulus wie folgt: „Je mehr ich die Kaffern kennen lerne, je mehr schätze und liebe ich sie. Man nennt sie unzuverlässig, aber ich finde sie nur heiter, gutwillig, folgsam und höflich. Jeder Kuhhirt auf der Weide wünscht mir einen ‚sako bono' (‚Guten Morgen'), wenn er mir bei meinen Streifzügen nach Farrnkräutern oder Grassamenrispen am frühen Morgen begegnet, und aus der Küche und vom Stalle herauf höre ich unaufhörliches Lachen. Freilich hält man dieses Lachen für Faulheit, aber ich gewinne es nicht über mich, immer hinzugehen und die Leute an ihre Pflicht zu erinnern, wie ich vielleicht sollte. Uebrigens ist ihre Fröhlichkeit ganz anderer Art, als die meiner alten Freunde, der westindischen Neger, die fortwährend schwatzen und lachen. Die Kaffern tragen öffentlich die größte Ernsthaftigkeit zur Schau und sind nicht leicht zu einer Aeußerung des Erstaunens oder der Freude zu bringen; in ihren Häusern, den Kraals, dagegen sind sie ein lustiges, geselliges Völkchen."

Unsere Lady schildert verschiedene dieser Kraals. Besuchen wir in ihrer Gesellschaft einen solchen!

Viel zu sehen gab es nicht. Er bestand aus etwa zwanzig großen bequemen, bienenkorbartigen Hütten, die halbmondförmig aufgestellt waren. Die größte, die in der Mitte stand, gehörte Mazimbulu, dem Häuptling, und vor ihr hockte auf den Fersen seine neueste Frau und schnitt Kürbisse in kleine Stücke, um eine Art Suppe, „Scoff" genannt, daraus zu kochen. „Ich glaube, diese junge Madam Mazimbulu war die hübscheste und zugleich unfreundlichste Kafferfrau, die mir je vorgekommen," berichtet Lady Barker, „sie trug schöne Ketten und andern Tand; ihre Frisur war kunstvoll geordnet und roth gefärbt; ihre Decke, sowie ihr Rock waren bunt, neu und warm, und doch sah sie aus wie das leibhaftige Bild schlechter Laune."

Auf der äußersten Spitze von Mazimbulu's Hütte befand sich ein vollständiges Raritätenlager von Gegenständen, die als Zaubermittel zur Abwehr des Blitzes gelten: alte Wurfspießspitzen, Muscheln, der zerbrochene Henkel eines Porcellankruges, ein bunt angestrichenes Stückchen von einem Kinderspielzeug 2c. Alles, was den Kaffern unbekannt ist oder geheimnißvoll vorkommt, muß ein Wetterzauber sein. Blitzableiter würden sie unter keiner Bedingung brauchen; denn sie erklären triumphirend, daß unsere Häuser, trotz aller Feuerdrähte, viel öfter vom Blitz getroffen würden, als ihre Hütten.

Ein Zufall ließ unsere Lady zwei Kaffern-Hochzeiten kurz nach einander beobachten. Die Extreme roher Barbarei und der Flitter der Civilisation begegneten sich.

„Es war an einem sonnigen, hellen Wintermorgen, als die Hochzeitsgesellschaft aus der Kirche kam; sie ordnete sich paarweise und zog in Procession die sehr staubige Straße hinab. Das Brautpaar war von einer Menge theilnehmender und einer noch größeren Menge mehr oder weniger spottlustiger Zuschauer begleitet — aber nichts konnte die ernste Würde der Braut und des Bräutigams stören, die mit glückstrahlenden Gesichtern an der Spitze des Zuges einherschritten. Uniformen waren streng ausgeschlossen. Der Bräutigam und seine Freunde — offenbar stolz darauf, ihre verschiedenartigen rothen Militärröcke bei Seite gelegt zu haben — waren in fertig gekaufte Anzüge von grauem Sommerstoff gekleidet, in dem sie unbeschreiblich komisch aussahen. Zu ihrer größten Unbequemlichkeit hatten sie sogar Stiefel an. Auf ihren kunstvoll gekämmten Wollschädeln trugen sie, mehr oder minder unternehmend, weiße, weiche Filzhüte.

Die Braut schritt mit kaffrischem Anstand und Grazie in ihrem weißen Kleide dahin, dessen Schleppe sie im Staube nachzog. Ein Tüllschleier, den sie über einem Kranze von Orangenblüthen trug, hing bis zur Erde. Es hielt schwer, zu glauben, daß wahrscheinlich vor Kurzem noch ein Sack oder ein grobes Stück Zeug ihre einzige Bekleidung gewesen. Sie trug ihren Anzug, der schneeweiß und nach der neuesten Mode gemacht war, als sei sie ihr Leben lang nicht anders als in langen Kleidern gegangen, und hielt ihren Kopf, als wäre er nie mit rother Erde oder mit einem schweren Korbe voll Mealies in Berührung gekommen. Ihre Züge konnte ich nicht deutlich erkennen, aber Gesicht, Hals und Arme waren schwarz wie Ebenholz, was von den weißen Mousselingarnirungen und Falbeln noch mehr hervorgehoben wurde. Hinter dem Brautpaare folgte ein halbes Dutzend ebenfalls weiß gekleideter Jungfrauen, die mit vielen prachtvollen blauen Schleifen geschmückt waren. Jedes dieser Mädchen wurde von einem Brautführer geleitet. Die Nachhut, die aus geladenen Gästen bestand, war in bunten Kattun und farbige Röcke gekleidet. — Jeder und Jede von der Gesellschaft schien aber ganz außerordentlich zufrieden mit sich selber. Ich verlor den Zug in den Staubwolken, die er aufwirbelte, bald aus dem Gesichte."

Diese erste civilisirte Hochzeit machte unter den Kaffern in Maritzburg großes Aufsehen. Aber noch lebhafteres Interesse nahm Lady Barker an einer echten Kaffernhochzeit.

Da kamen sie — voran ein Trupp robuster Krieger, in Thierfelle gekleidet und mit ungeheueren Federbüschen auf dem Kopfe. Ihre geschmeidigen, sehnigen Körper glänzten wie Ebenholz, als sie schnell vorübereilten, nicht so schnell indessen, daß sie sich nicht zu der Höflichkeit eines Grußes Zeit genommen hätten. „Inkosi!" riefen sie, indem sie Schild und Speer erhoben. Dies war die Avantgarde, die Blüthe der Kaffern-Cavaliere, welche die Tochter eines Häuptlings nach dem Kraal jenseits der Berge begleitete, der ihre neue Heimath werden soll. Sie betrachten es als einen Ehrenpunkt, so schnell wie möglich zu laufen; denn sie geben dadurch für die ganze Procession den Tact an. Nach ihnen kamen die männlichen Verwandten der Braut; ein buntscheckiger Haufen, der sehr zahlreich war, aber in stolzer Haltung weit hinter den Kriegern zurückblieb. Auch ihr Anzug war ein elendes Gemisch, ein Mittelding zwischen Kleidern und Nacktheit. Aber Alle trugen Schnupftabaksdosen aus jedem erdenklichen Material in den Ohren.

Dann folgte ein größerer und würdiger aussehender Trupp von Männern, welche sämmtlich Ringe, das Zeichen der Wohlhabenheit, auf dem Kopfe trugen. Sie hatten Alle nackte Beine, um den Oberkörper aber bunte wollene Decken geschlagen. Die Braut war ein hübsches großes Mädchen und ihr Gesichtsausdruck, trotz ihres ermüdeten und abgehetzten Aussehens, ein angenehmer. Bekleidet war sie nur mit einem Streifen groben braunen Zeuges, den sie anmuthig und decent um den Leib geschlagen hatte, der aber ihre schlanken, schöngeformten Beine zum Laufen frei ließ. Ihr Gesicht war an Stirn und Wangen mit rother Erde bemalt und ihr Haar roth gefärbt.

Die Liebe hat bei den Kaffern mit der ehelichen Verbindung selten etwas zu thun. Wir wissen, daß in Südafrika das Loos der Frauen nur ein schweres Joch ehelicher Sclaverei ist. Aber nicht alle Kaffernfrauen haben es zu tragen. Die Isinyangas oder Hexensucherinnen nehmen eine Ausnahmestellung ein. Sie sind die Priesterinnen des Aberglaubens, die Aerzte der Kaffern und besitzen alle Rechte der Männer; sie tragen Waffen, gehen auf die Jagd und

schmücken sich mit den Trophäen ihres Sieges: Schlangenhäuten, Leopardenfellen, Sakabutafedern &c. In den englischen Besitzungen ist zwar von der Regierung Alles geschehen, um ihre Autorität aufzuheben, allein nichtsdestoweniger stehen sie bei ihren Landsleuten, nach wie vor, in hohem Ansehen und werden, so lange noch der Glaube an Hexen und Zauberer im Volke mächtig ist, ihren Platz behaupten. Man schreibt ihnen eine prophetische Kraft und die Fähigkeit zu, alle verborgenen Missethaten an's Licht zu ziehen. Auf Anstiften der Hexensucherinnen ist in früheren Zeiten gar manches Blutbad angerichtet; es ist sogar vorgekommen, daß auf ihre Veranlassung ein ganzer Kraal ausgerottet worden ist. Das Capitel, in welchem Lady Barker dieses Thema behandelt und von den verschiedensten Seiten beleuchtet, ist äußerst interessant.

Wie diese, sind auch die übrigen Capitel des Buches ungemein fesselnd. Lady Barker hat die Zeit ihres Aufenthaltes in Südafrika fleißig ausgenutzt, um Land und Leute kennen zu lernen. Sie hat verschiedene Ausflüge in die Umgegend von Maritzburg unternommen und Schulen und Missionsanstalten besucht. Die Station Edendale, wo sie lebte, zählte 4 Schulen mit 200 Schülern und außerdem 3 Sonntagsschulen mit 280 Kindern. Das Alles haben allein die Eingeborenen aufzubringen gewußt, deren Zahl im Orte selbst nur 800 beträgt.

Blätter und Blüthen.

Oesterreichisch-ungarische Nationaltrachten. (Abbildungen S. 528 und 529.) Wenn es heute, wo die Mode ihr allgewaltiges Scepter schwingt, wo alles Altüberlieferte mehr und mehr schwindet, noch ein Ländergebiet giebt, auf dem die Volkstrachten sich in einigermaßen bunter Mannigfaltigkeit erhalten haben, so ist es gewiß Oesterreich-Ungarn.

Hier, zwischen Deutschland und dem Orient, ist der jahrtausendalte Grund, auf dem sich die Reste alter Nationalitäten versammelt, gerettet oder bewahrt haben. Aus diesem reichen Schatze läßt sich noch Vieles heben, und ein dem malerischen Sinne unserer Zeit entgegenkommendes Bilderwerk ist der Wirkung auf die weitesten Kreise sicher. Ein solches Werk liegt uns in der oben genannten artistischen Publication der R. Lechner'schen Universitätsbuchhandlung in Wien vor. Es ist ein photographisches Werk oder vielmehr Album, das auf einzelnen Blättern, entweder im einfachen Lichtdrucke oder mittelst Handcolorites auf dem Lichtdrucke reizende weibliche Gestalten im typischen Nationalgewande zur Anschauung bringt. Das Arrangement der Figuren hat der Costümmaler der Wiener Hofoper, Herr F. Gaul übernommen; die Photographien liefert Herr Hofphotograph Löwy in Wien, dessen Anstalt auch die Lichtdrucke besorgt. Drei Lieferungen des vorläufig auf sechs berechneten Werkes sind erschienen, und aus ihnen wählen wir zwei Gestalten, die Gailthalerin aus Kärnten und die Ungarin aus dem Banat, welche darthun, daß hier eine vortreffliche Schönheitengallerie beabsichtigt und reizend verwirklicht worden ist.

Das Gailthal liegt am Ausgange der Villacher Ebene, und die steil abfallenden Wände des Rigi von Kärnten, der wegen ihrer prachtvollen Aussicht bekannten Villacher Alpe, bilden eine Seite der Eingangsthore. Es ist von 7- bis 8- und 9000 Fuß hohen Alpen umstellt und wird in ein Ober- und Untergailthal getheilt; die Slovenen bilden einen großen Theil der Bevölkerung neben der deutschen. Die dargestellte Schöne ist eine Slovenin, doch glaube man ja nicht ein Muster aller Mädchen im Lande, sondern nur der dortigen Bräute; einzig eine solche trägt die faltenreiche weiße Haube aus Leinen oder Musselin über dem Kopftuche, das gebunden wird, wie es die Mädchen in Oesterreich, Steiermark und Tirol alltäglich tragen. Beachtenswerth ist der Brustschmuck, welchen man leicht für ein Mieder halten könnte, der aber nur ein geschickt im Dreieck zusammengelegtes buntes Tüchlein ist, dessen breiteste Basis um die Hüfte gelegt und dessen mittlere Spitze oben an dem Hemde befestigt wird, und zwar mittelst einer Nadel oder Brosche, im Volksmunde „Brefele“ oder „Brevele“ geheißen.

Mit dem kurzen dunklen Rocke, welcher einen hellfarbigen Saum hat, der um so wirksamer von den weißen, plastisch gemusterten Ringelstrümpfen absticht, und jenen Zierlichkeiten, zu welchen noch bauschige weiße Aermel gehören, erscheint die Dorfschöne am Sonntage unter der Linde, unter welcher getanzt wird. Alte mächtige Linden sind in den Dörfern häufig; vor dem Tanze wird — eine eigenthümliche Sitte! — ein kurzes Gebet gesprochen, und die Lustbarkeit geht los. Mit solcher Zier geht auch die Braut an der Seite des Bräutigams und hinter dem vorantretenden „Hochzeitslader“ von Haus zu Haus, um die Gäste zur Hochzeit zu bitten. Kurz, es erfüllt sich mit der Schönen, die zu einem wesentlich Alpenwirthschaft und Pferdezucht betreibenden Völklein gehört, all das, was uns die Poeten des Volkslebens in neuerer Zeit so lebhaft vorgestellt, und wer beim nächsten Besuche im Gailthale die Braut von Reitern umritten auf einem Wagen sieht, der wundere sich nicht!

Die Magyarin aus dem Banat macht ein ernsteres Gesicht; ihr Stamm ist nicht so heiter; sie kann nicht so leichtfüßig über den steinigen Grund hinwegschreiten, und der dichte Humus, welcher meilenweit üppig daliegt und in welchen selbst das Wagenrad tief einschneidet, bedarf als stärkeres Gegenmittel den hochreichenden Stiefel. Aber ihre Augengluth, ihr üppiges Schwarzhaar, selbst ihr Ohrenschmuck zeigen nach dem Oriente; die sehr nahen Türken haben mit ihren Großvätern und Urgroßvätern noch gerauft, und die Mütter entstammten vielleicht einer mohamedanischen Verwandtschaft. Jene trüben Zeiten haben das düstere Lied gepflegt, dessen Molltöne noch heute die Lustbarkeit der Magyaren bilden und das nur zum Schlusse in einem raschen lustigen Aufschlagen endet. Der Gürtel mit seinen bunten wechselnden Farben und das Käppchen, welches noch an den Fez gemahnt, haben etwas Orientalisches, aber der lederne pelzverbrämte Koller über dem dunklen Rocke ist total ländlich-sittlich. Hier kann man die Brust nur kurze Zeit den weichen linden Lüften preisgeben; denn die hohen Ausläufer der Karpathen haben frühen Schnee und lassen eisige Winde durch die Thäler wehen. Das matte Gelbweiß des Lederkollers ist aber verschönt von großen Blumen, in buntesten Farben aus Wolle und Seide gestickt; auch Buntleder findet sich dazwischen mit einer Verschlingung der Stengel oder Arabesken, welche eifrige Sucher nach „charakteristischen“ und „historischen“ Gewebemustern in Erstaunen setzen. Und trotz aller scheinbaren Düsterheit — wenn die Zigeuner auf das Cymbal klopfen, die Geige streichen . . . kurz da sind Magyaren und Deutsche einig . . . und wir darüber, daß es aus Anlaß solcher Schönheitsbilder noch viel zu sagen gäbe. S.

Vogeldiebe im Verhör. (Zur Abbildung, S. 533.) Eine Episode aus dem Kinderleben, die uns heute der Maler mit dem Tacte eines feinen Naturbeobachters vorführt! Große Freude gab es wohl in der Gesellschaft der Kleinen, als sie im niedrigen Buschwerk ein Nest mit jungen Vögeln fanden. Sofort machte der älteste Knabe von dem Recht des Stärkeren Gebrauch, und ohne Rücksicht auf das klagende Geschrei des aufgescheuchten Elternpaares ließen sich die kleinen Räuber auf dem umgestürzten Baumstamm nieder, um gar interessante Naturstudien zu machen. Aber keine Schuld auf Erden bleibt ungesühnt, und „das Verhängniß schreitet schnell“. Noch waren sie in die Betrachtung der nackthalsigen Geschöpfe vertieft, als der Herr Jäger mit seinen grimmigen Hunden, die bald nach den Kindern, bald nach dem Neste schnoberten, zornmüthig daherkam, und was da weiter erfolgte, das lehrt uns das wohlgelungene Bild Böker's: Das Vogelnest wurde an seinen ursprünglichen Ort gebracht, und die gemaßregelten Kinder trabten eiligst nach Hause, mit dem festen Vorsatz, das Familienglück der befiederten Sänger nie wieder zu stören. So wird seltsamer Weise der Jäger, der Erzfeind der Thiere, oft zu ihrem Beschützer.

Kleiner Briefkasten.

S. M. in W. Sie wünschten, daß auch die „Gartenlaube“ wie andere Journale eine stehende Rubrik der neuen „Erfindungen und Entdeckungen“ in der Wissenschaft und auf gewerblichem Gebiete brächte? Geehrter Herr, in unserer Zeit der Laboratorien und Patentbureaus wird zu jeder Tages- und Nachtstunde so viel entdeckt und erfunden, daß Sie in den Tageszeitungen, die auch das Ephemere registriren müssen, jeden Tag von einer neuen und meist „epochemachenden Erfindung“ lesen können, sodaß es ein Leichtes wäre, davon eine Wochenübersicht zu geben. Wenn Sie aber wüßten, wie viele als höchst unpraktisch erkannte hundertjährige „Jubilare“, ganz überflüssige und längst bekannte Dinge, dazu ganz unsinnige und unmögliche Projecte in diesen Curiositäten-Sammlungen figuriren, wie wenig endlich von dem wirklich Neuen sich bewährt, dann würden Sie unsere Praxis, nur das offenbar Werthvolle und nicht blos für den Fachmann, sondern für alle Leserkreise Interessante zu berücksichtigen, als die bei unseren Raumverhältnissen einzig mögliche und zweckmäßige anerkennen.

E. K. Photographien von Hameln sind im Verlage von Schmidt und Suckert in Hameln in Cabinet à 75 Pfennig und Visites à 40 Pfennig erschienen. Das auch von uns (in Nr. 23) abgebildete Rattenfängerhaus, der Lachsfang &c. sind auf diesen Photographien naturgetreu wiedergegeben, und können wir Ihnen dieselben aus eigener Anschauung empfehlen. Schmidt und Suckert senden Ihnen auch gern auf Verlangen eine Auswahl zur Ansicht.

L. L. in R. Warum denn nicht? Ein Besuch der Württembergischen Hauptstadt ist gerade heute sehr lohnend. Die Schwaben, die einst das Reichsbanner dem Kaiser vortrugen, sie halten es wieder hoch auf dem Felde der Arbeit — das zeigt ihre Landes-Industrie-Ausstellung zu Stuttgart. Als Glanzpunkte derselben erweisen sich die Abtheilungen, welche sich mit dem inneren Ausbaue des Hauses und der Zimmereinrichtung beschäftigen. Hier zeigt sich im Anschluß an München und Nürnberg eine Innigkeit und Sinnigkeit in Form und Farbe, die oft geradezu bestrickend wirkt. Aber auch auf anderen Gebieten der Industrie, wenngleich nicht auf allen, leistet Württemberg Vorzügliches; wir wollen da nur noch einer Messing- und Metallwaarenfabrik Erwähnung thun, die, ohne Beeinträchtigung des einzelnen Gegenstandes, die übergroße Menge ihrer Erzeugnisse zu einem überraschenden Tableau aufbaut. Aber genug davon! Machen Sie sich auf, und sehen Sie mit eigenen Augen!

R. A. in Hannover. Militärisches Auskunftsbureau des Premierlieutenants a. D. G. Pavel in Leipzig.

G. B. in Olmütz. Der Verfasser des Artikels „Karoline Bauer als Gräfin Plater“ (vergl. Nr. 27) ist Herr F. Emil Leo Pierre in Wien.

Olga Br. in L. Kammerforst. Pfrdrf. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Nº 33. Die Gartenlaube. 1881.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Mutter und Sohn.

Von A. Godin.

(Fortsetzung.)

Es giebt kein wohlthuenderes Gefühl, als sich von einer Seele, zu der die eigene neigt, so recht aus Herzensgrunde erfaßt zu wissen. Einfach, wie Jana war, hatte Fügen an ihrem Geiste und dessen Aeußerungen vollständiges Genüge; sie war klug und sah mit hellem Auge auf Menschen und Dinge; vor Allem war sie herzensgut und immer die Gleiche. Mit ihr das Leben hinzubringen ward gewiß niemals zur bedenklichen Sache. Ihr weißes Gesicht, die sanften etwas verschleierten Augen, das Musikalische, was in jeder ihrer Bewegungen lag — all dies schien Fügen geschaffen zur dauernden Augenweide. In ihr lebte etwas, das den Künstler bestechen konnte; wie treu würde sie den Mann hegen und pflegen! Er wußte, daß er nur die Hand auszustrecken brauchte nach diesem Gute, um es zu besitzen, und daß es ein werthvolles Gut sei. Dennoch zögerte er von Woche zu Woche, von Monat zu Monat, das, was bereits sein Vorsatz war, durch ein ausgesprochenes Wort zur That zu gestalten. Warb er um Jana, verlobte er sich mit ihr, dann konnte er für's Erste nicht mehr hier bleiben, und so oft er daran dachte, von der Moosburg fort zu müssen, empfand er unüberwindliche Unlust.

Es war ja noch Zeit. Zuvor sollte seine Symphonie beendet sein; bis er mit dem Werke zur Instrumentirung vorgeschritten, ging noch mancher Tag in's Land.

Heute hatte der Meister sein Andante beendet und die Frauen auf den Abend in das Musikzimmer geladen, wo er es ihnen vorspielte. Das Hauptmotiv desselben war von so treuherziger Innigkeit, daß es tief in's Gemüth drang — schlicht im Beginn, voll Wehmuth, bis es unerwartet zu einer Hymne ausklang.

„Wie schön und so ganz Ihr eigen!“ sagte Genoveva wärmer, als sie pflegte, nachdem Fügen den Flügel geschlossen, als wolle er sagen: Für heute Basta!

„Ja,“ entgegnete er etwas verschämt; „mit Ausnahme von Geld habe ich mein Lebtage nichts von Andern borgen können.“

Genoveva sah ihn liebenswürdig an:

„Und doch ist dieses Motiv entlehnt.“

„Was?!“

Seine Brauen rückten zornig an einander.

„Diese gehaltenen, schwellenden Töne haben Alles verrathen; Ihr Andante ist einer Nachtigall abgelauscht — leugnen Sie nur nicht!“

Er wurde roth vor Freude und sah mit strahlenden Augen in das schöne Gesicht, welches so selten durch ein Lächeln erhellt ward, dessen Lächeln aber entzückte wie alles Seltene.

„Im Ernst? Nun, das Wort ist eine Krone werth. Alles, was wir fassen, zieht ja so unglaublich rasch vorüber — glückt es ein Echo vernehmen zu lassen, so ist das ein halbes Wunder.“

„Musik ist immer ein ganzes Wunder. Mir, die nur andächtig horcht, ohne selbst einen Ton zu haben, ist sie es vielleicht in weit höherem Maße als ihrem Priester. Wie sehr sind Sie zu beneiden! Alle Künste haben es mit schon Vorhandenem zu thun; Musik quillt aus der eigenen Seele ihres Schöpfers.“

Er sah sie nachdenklich an.

„Und was könnte unsere Seele geben, das sie nicht zuvor empfangen hätte? Was wir mit der einen Hand vollführen, muß die andere zuerst erfaßt haben; je nachdem der Mensch beschaffen ist, wird der Künstler in sich betrachten und wiedergeben, nicht wahr? Wir wissen, daß Beethoven es liebte im Wandern zu componiren — hört man nicht in seiner Musik oft die Wälder rauschen, gab er uns nicht die Pastorale? Bei Schubert und Haydn ist's nicht anders; manches Schubert'sche Quartett erzählt die Lebensgeschichte eines Charakters. Und doch behalten Sie Recht, es bleibt das Idealste jede tiefste Empfindung in Tönen ausströmen zu lassen — was Erhabenheit betrifft, steht Musik noch über der Poesie; denn sie dringt in Tiefen, wohin das Wort nicht reicht, weiß zum Ausdruck zu bringen, was nicht von dieser Welt ist.“

„Aber in diese Welt hinausgeht und Kunde bringt,“ sagte Genoveva belebt.

Der Funke im Auge des Meisters verwandelte sich; um seinen Mund traten die kleinen Falten, welche so leicht seinen eigenen Humor verriethen oder auch wohl den der Andern weckten. Und doch war es ihm bitterer Ernst, als er kläglich sagte: „In die Welt hinaus? O gnädige Frau! in dem Punkt sind wir tausendmal übler daran als die Andern. Sehen Sie, der Bildhauer, der Maler bringt, was er in sich schaute, ganz und völlig zum Ausdruck, so weit eben seine Kraft reicht. Was er geschaffen, steht fertig da; Keiner kann's ihm hinterdrein verpfuschen. Je unabhängiger aber die Kunst vom Stoff ist, was Sie vorhin der Musik nachrühmten, desto schlimmer ergeht es dem Himmelskind, wenn es über die Erde wandern will. Jeder verständnißlose oder eigensinnige Capellmeister bringt es zu Stande, einen Beethoven zu entstellen. Giebt man Neues hinaus, so möchte man verzweifeln; beim eigenen Dirigiren ist nicht einmal viel gewonnen. Nehmen Sie zum Beispiel mein Andante — da soll das Cello, das Fagott wie ein Hauch hintönen und die Seele mit schwermüthigem

Erinnern füllen, wie Dämmerzeit oder Mondlicht, und dann, wenn die Violinen einfallen, soll es wie Morgenröthe aufblitzen, wie Lichtstrahlen voll Klarheit, die Alles frei macht. Bis das begriffen ist, möchte man vor Schmerz und Aengsten aus der Haut fahren. Und nun gar erst draußen, irgendwo — was wird da aus unserem Stil, wenn's ein individueller ist!"

„Wie mag Ihnen zu Muthe gewesen sein, Herr Fügen, als Sie zum ersten Male selbst eine Melodie erfanden!" sagte Jana schüchtern. „Wissen Sie noch, wann das gewesen ist?"

Er schüttelte lächelnd den Kopf.

„Weiß nicht! Vielleicht, als ich drei Käse hoch war, wie unser Sigi. Der componirt ja auch schon. Neulich knirschte die Thür, ja wirklich sie miaute, daß ich mir die Ohren zuhielt, er aber hatte eine Melodie herausgewittert und sang ihr nach, bis mir auf einmal selbst ein Licht darüber aufging, daß in dem Geknirsch ein Ton steckt. So fangen wir an, vielleicht mit der halbvergessenen Melodie eines Ammenliedchens, die man sucht und nun anders herausbringt."

Er sann heiter in sich hinein.

„Ich hätte wohl Lust, einmal wieder ein paar Lieder zu componiren, gerade jetzt," sagte er, nach Genoveva blickend. „Das Allegretto steht mir noch nicht fertig da; bis das reif wird, ließen sich etliche Weisen einfangen, die mir schon lange durch den Kopf summen. Aber wo den Text hernehmen? Unter all dem poetischen Kram findet sich gar selten Sangbares. Stecken hier in der Burg vielleicht ein paar alte Gedichtbände oder dergleichen, worin man blättern könnte?"

„Ich fürchte, nein," sagte Genoveva; „doch wollen wir morgen nachsehen."

„O gnädige Frau, möchten Sie nicht —" rief Jana hastig, brach aber, wie mit Blut übergossen, mitten im Satze ab.

„Nun?" fragte Fügen gespannt, und blickte von Einer zur Andern.

„Ich weiß nicht," stammelte das Mädchen mit befangenem Blick auf ihre Herrin.

„Weshalb sprichst Du nicht frei heraus?" fragte Genoveva gelassen. „Es braucht kein Geheimniß für unseren Freund zu sein, daß ich zuweilen eine Strophe aufschreibe — aufgeschrieben habe. Jetzt kommen mir keine Lieder mehr. Wollen Sie das Heft durchblättern, welches Jana meint, so stelle ich es Ihnen frei. Nur dürfen Sie keinen Anspruch auf kunstreiche Formen oder geistvollen Inhalt mitbringen. Es sind Tagebuchblätter, ganz persönlicher Art, deshalb kaum von Werth."

„Also lyrisch!" sagte er mit leuchtendem Blicke. „Nun, lyrisch und ganz persönlich sind auch Lerche und Nachtigall. Wollen Sie mir so hohes Vertrauen gönnen, wie dankbar werde ich sein!"

Genoveva sah ihn mit den dunklen Augen seltsam an.

„Vertrauen?" wiederholte sie mit leichter Bewegung der Schultern. „Vor Zeiten hätte ich Ihnen so wenig wie sonst Einem preisgegeben, was nur mich angeht. Heute geht Vergangenes mich nichts mehr an. Was vorüber ist, gleicht abgefallenem Laub — wer sollte sich's noch zu Herzen nehmen? Sentimental sein ist wahrlich nicht der Mühe werth. Ich glaube, die Lieder, von denen wir sprechen, sind ziemlich sentimental; doch sagen sie Ihnen nichts Neues; daß ich einst besessen und verloren habe, wissen Sie ja."

Fügen forschte, während sie sprach, umsonst mit einem dringlichen Blick in ihren unbewegten Zügen; er hätte in diesem Augenblick ein Stück seines Lebens dahingegeben, um zu wissen, ob, was sie sagte, ihre wahre Meinung sei oder nur schmerzliche Ironie. Das Peinliche, was ihre ersten Aeußerungen für ihn gehabt, löschte an ihren letzten Worten wieder aus.

„Anderes sagt Keinem das Leben," rief er lebhaft. „Wer überhaupt besessen hat, ist glücklich zu preisen, was auch folgen mag; denn er hat auskosten dürfen, was lebenswerth gewesen, und kann mit Wünschen abschließen. Die leer ausgingen, können das nie."

„Abschließen?"

Eine jähe Blutwelle stieg ihr bis in die Schläfen.

„Wie trüge sich das Leben ohne Wunsch?"

„Und was ist der Ihre?" rief er hastig, die Frage bereuend, sobald sie ihm entschlüpft war.

„Reichthum," sagte Genoveva mit plötzlicher Kälte, indem sie aufstand, langsam über das Zimmer schritt und durch einen Druck auf einen Knopf im Getäfel das Gefach eines Wandschränkchens aufspringen ließ.

Fügen starrte ihr nach, ohne ein Wort hervorzubringen. Ihm war, als sei er aus farbiger Abendbeleuchtung unerwartet in's Dunkle gerathen, wo man umhertappt und sich nicht zurecht finden kann. Wozu wünschte diese Frau Reichthümer, sie, für welche die selbsterwählte stolze Einsamkeit so gemäß schien — was sollten ihr Schätze? Sich ihr dunkles, vornehmes Bild in goldgleißendem Rahmen zu denken, mißfiel ihm. Doch behielt er jetzt nicht Zeit zum Grübeln. Genoveva hatte dem Gefach eine Mappe entnommen, und drückte nun die Feder wieder ein.

„Hier," sagte sie, und reichte ihm die dunkle Mappe. Ihr schönes Gesicht war marmorblaß. „Sehen Sie nach, ob sich unter den halb vergilbten Blättern Sangbares findet! Sie lagen lange vergessen."

Sie blickte sinnend auf Jana.

„Wie kamst Du doch darauf?"

„Haben Sie vergessen, gnädige Frau, daß Sie mich damals, als wir für lange Zeit fortgingen, Alles, was im Schranke liegt, hier herauf tragen ließen, und daß dann ein Blättchen aus der Mappe glitt, das Sie mir zu lesen erlaubten, ehe Sie abschlossen? Ich hab's nie vergessen können; es war ein Lied vom Scheiden. Und ich weiß es heut noch auswendig."

Sie zögerte einen Moment — dann, als die Beiden fortfuhren zu schweigen, sprach sie in ebenso leisem Tone wie zuvor:

„Leb' wohl, leb' wohl! Kurz ist das Wort,
Der Inhalt aber tief —
Lang' tönt es noch im Herzen fort,
Nachdem der Mund es rief.

Auf Wiedersehn! Melodisch Wort
Voll Trug und Süßigkeit,
Du ruhst als tief verhüllter Hort
Im Schooß der Ewigkeit."

Genoveva, die aufrecht stehen geblieben war, sah unverwandt auf das junge Mädchen, während es die Verse sprach. Langsam wendete sie die sinnenden Augen von Jana auf Fügen hinüber; ein schwer zu deutendes Lächeln flog um ihre Lippen.

„Ewigkeit!" wiederholte sie nach kurzer Pause in seltsamem Tone. „Um zu erfahren, wie sanft es ist, die Todten zu beweinen, muß man erst um Lebende geweint haben und um Geschicke. Irre ich nicht, Jana, so hast Du damals über dieses Gedicht viele Thränen vergossen. Heute weinst auch Du nicht mehr."

Der Behauptung zum Trotz stürzten unaufhaltsam Thränen über des Mädchens zartes Gesicht.

Genoveva lächelte kühl.

„Sie werden das eben Citirte zwischen dem Uebrigen finden," sagte sie zu Fügen; „vielleicht componiren Sie es. Nun aber, gute Nacht!"

11.

Längst waren auf der Moosburg alle übrigen Lichter erloschen, als Richard Fügen noch bei seiner Lampe saß. Die ihm unbegreifliche Aufregung, mit der er sein Schlafzimmer betreten, wollte nicht weichen, verscheuchte jeden Gedanken von Schlaf und Ruhe. Er kam sich wie im Fieber vor, wo man sieht, was nicht da ist, während alles Feste, Vorhandene in's Schwanken geräth. Sein Zimmer schien ihm behext; aus jedem Winkel trat dieselbe Gestalt auf ihn zu, sahen ihn dieselben magnetischen Augen an. Er wollte sich zwingen, nicht an Genoveva zu denken — umsonst, ihre ernst leidenschaftlichen Züge standen vor ihm, wie in die Luft gezeichnet; in seinem Ohre klangen immer dieselben Worte, von melodischer, den tiefsten Nerv berührender Stimme gesprochen. Wo war denn Jana? Er rief sie, die sonst so leicht und rasch vor sein inneres Auge trat, aber nur wie durch Nebel, undeutlich sah er das liebe Gesicht, die unschuldigen Augen. Genoveva war da, sie allein — aber was ging ihn diese an? „Alles!" rief jede Fiber in ihm, „Alles!"

Jeder erlebt den Augenblick, wo er plötzlich erfährt, wie es in seinem Herzen aussieht. Seltsam, daß gerade dieses Herz, welches sich so oft mit dem Kopfe beräth, das der Kopf so genau zu kennen meint, unerwartet seine eigenen, fremden Wege geht, gefährliche Wege mitunter, wie Nachtwandler thun. Lange, lange kann es sich auf schwindelnder Höhe sicher vorwärts bewegen, so gut verhüllt, daß es ungesehen bleibt, so träumerisch, daß es nichts

von sich selber weiß. Da unterbricht irgend ein Laut den Schlaf und Traum, und nun kann ihm geschehen, daß es in grundlose Tiefen sinkt, so tief wie der Tod, aus dem man nicht mehr erwacht. Etwas von den Schauern des Todes lag für Richard Fügen im Erkennen der Macht, welche längst Besitz von ihm genommen, ohne daß er davon wußte. Er wehrte sich heftig gegen den Bann, wie er sich von je gegen jeden Druck, jede Unfreiheit gewehrt. Nie hatte er sich auch nur zu einer Berufsfessel entschließen mögen, und doch bleibt, wenn man solche Fessel trägt, bei äußerlicher Abhängigkeit die Seele frei, die Liebe aber macht sie zum Sclaven. Liebe zu dieser Frau drohte Schlimmeres noch; denn in demselben Moment, als er sich der übermächtigen Gewalt bewußt wurde, sagte er sich auch, wie gänzlich hoffnungslos diese Leidenschaft sei. Nichts spricht eine so furchtbar deutliche Sprache, wie Gleichgültigkeit. Und — hätte er das Gegentheil auch nur wünschen mögen? Nein, tausendmal nein! Was ihn hier bezwang, widersprach Allem, was ihn jemals angezogen. In Kunst und Leben erkannte er nur eine Göttin an: Harmonie. Was auch Genoveva besaß, harmonisch war sie nicht. Er liebte alles Helle, und was konnte dunkler sein als diese Gestalt, dunkel freilich wie eine gestirnte Nacht —?

Oft hatte er sie gütig gesehen, freundlich nie; immer blieb zwischen ihr und Denen, welchen sie Güte erwies, eine unsichtbare Grenze bestehen. Was er lange an ihr bewundert, das stolze Maß ihrer Erscheinung, war nur eine Hülle — keine Maske; denn es gehörte untrennbar zu ihrer Vornehmheit, die sich nie verleugnete; er wußte nun aber, daß leidenschaftliches Wollen und Bedürfen dieser Hülle Kern sei. Was wollte, was bedurfte sie? Dem grübelte er selbst in diesem Tumulte seiner Gedanken nach, ohne etwas ergrübeln zu können, das auch nur den Schimmer von Wahrscheinlichkeit bot. Das Geheimniß dieses Lebens brannte ihm jetzt in's Herz. Aus manchem Worte Jana's wußte er, daß Genoveva's kurze Ehe eine glückliche, daß sie eine Liebesehe gewesen sei. Lag hier der Knoten des Räthsels? Hatte sie, was der Tod so früh hinweggenommen, zuvor schon durch das Leben verloren? Das hätte wenigstens die Bitterkeit erklärt, welche zuweilen so herb zu Tage trat, hätte erklärt, weshalb sie nimmer rückwärts zu schauen begehrte, nur vorwärts. Träumende, Liebende fliehen nicht, was vergangen; sie hegen es als letzten Besitz.

Er zog die Hand von seinen brennenden Augen hinweg und schlug Genoveva's Mappe auf. Als wollte er aus deren Inhalt die ihm unbekannte Seele herauslesen, so tief versenkte er die seinige hinein. Und wahrlich, es kam ihm vor, als hätte dieses Weib zwei Seelen. Während er Blatt nach Blatt wandte, ging die eine Seele, welche ihn so sehr befremdet und doch bezwungen, fort aus seiner Erinnerung; eine andere war an ihre Stelle getreten, die er nicht kannte, die ihn mit sympathischem Blicke ansah, zu Allem, was weich und warm in ihm war, wie mit Glockentönen sprach. Wenige, tieferschütternde Klagelaute zwischen Liebes- und Wiegenliedern — kunstlosen Liedern, oft zart wie ein Hauch, reinsten Klanges, nur hin und wieder leidenschaftlich durchglüht, alle wahr, wie das Lächeln und die Thränen der Einsamkeit wahr sind.

So viel Sonnenschein hatte also dieses Herz erfüllt? — und heute! — Die Stunden der Nacht folgten sich; der Träumer merkte es nicht. Plötzlich stand er auf, verließ sein Schlafgemach und öffnete im daran stoßenden Musikzimmer den Flügel. Die Lampe warf ihren matten Schein nur bis auf die Schwelle. Im Dunkeln reihten sich Accord an Accord, während die Lippen ein Thema murmelten. Der Meister componirte. Es war aber keines der zarten gemüthstiefen Lieder, die ihn so sehr entzückt hatten, welches sich ihm zu Tönen gestaltete — er componirte das Lied vom Gewitter, welches der alte Graf Riedegg in der Brusttasche seines todten Sohnes gefunden.

12.

„Sie bekommen Besuch," sagte Fügen, der am Fenster stand und in den kühlen Märztag hinaus schaute. „Ein Wagen! der bald oben sein wird!"

„Heute schon?" erwiderte Genoveva, ohne sich zu erheben.

„Sie erwarten also Jemand!" rief der Musiker bestürzt. „Wohl gar Logirbesuch, und für längere Zeit?"

„Nicht so schlimm! Es handelt sich nur um einen Passanten, dessen Vorsprechen im Laufe dieser Tage mir allerdings brieflich gemeldet worden ist. Ich gab im vorigen Jahre einem Wiener Agenten Auftrag wegen Vermiethung der Moosburg und habe versäumt, das zurückzunehmen. Wie es scheint, sucht ein Fremder jetzt dergleichen und will sich, da ihn sein Weg nach Süden führt, die Gelegenheit ansehen. Namen nennen ihn nicht — der Geschäftsmann schreibt mir von einem vornehmen Ausländer, der auf das ganze Haus und für den ganzen nächsten Sommer reflectiren würde. Dies wäre im vorigen Jahre erwünscht gewesen, nun habe ich mich aber hier eingelebt und zunächst durchaus keine Lust, mich in einer Stadt niederzulassen. So handelt es sich für den Herrn also um eine überflüssige Fahrt, für welche ihn unsere Aussicht entschädigen muß. Du sorgst wohl für eine passende Erfrischung, liebe Jana?"

„Und ich entrinne," sagte Fügen eilig. „Ein fremdes Gesicht hier auf der Moosburg kommt mir schon von Weitem vor wie eine Dissonanz. Sie brauchen mich ja nicht — also ade!"

Ehe die Hausfrau noch zu einer Entgegnung Zeit gefunden, befand er sich bereits auf der Flucht nach seinen Zimmern. Genoveva trat an das Fenster, welches Ausblick nach dem Fahrwege bot, der sich, selten benützt, in leichter Krümmung hügelaufwärts zog. Die langsam näher kommende geschlossene Kalesche war offenbar kein mit Extrapostpferden bespannter Privatwagen, sondern stammte aus der Lahnegger Posthalterei. Das Lächeln, mit dem Genoveva beim Anblick dieser höchst bürgerlichen Auffahrt des gemeldeten „Vornehmen" gedachte, erstarb in demselben Augenblicke, als der Wagen hielt und ein nicht mehr junger, aber sehr beweglicher Mann vom geöffneten Schlage niedersprang. Sie trat mit unwillkürlicher, jäher Bewegung erblassend vom Fenster zurück, preßte die Lippen auf einander, näherte sich dann mit einigen hastigen Schritten der Klingelschnur, berührte sie aber nicht, sondern blieb regungslos davor stehen.

Wenige Minuten nachher trat das Dienstmädchen ein und reichte der Herrin eine Karte. Genoveva warf kaum einen Blick darauf und gab schweigend ein Zeichen, den Fremden einzuführen.

Ein schlanker, eleganter Mann von etwa fünfzig Jahren trat ein. Das Zwinkern der Augen verrieth Kurzsichtigkeit, die degagirte Haltung den ci-devant jeune homme. Mit der Leichtigkeit des Weltmannes näherte er sich der Dame des Hauses, welche ihm keinen Schritt entgegen kam, kaum hatte er aber die Hälfte des Raumes durchmessen, der ihn von ihr trennte, als er, plötzlich stutzend, den Kopf zurückwarf und dann vorwärts eilte, indem er in namenlosem Staunen ausrief: „Geneviève!"

Genoveva neigte mit der gewohnten vornehmen Ruhe den Kopf und bot ihre Hand zur Begrüßung.

„Willkommen, mon cousin!" sagte sie in französischer Sprache. „Dies ist wirklich eine Ueberraschung, und täuscht mich Ihre Miene nicht, so überrascht unser Begegnen nicht mich allein."

„Ma foi, gewiß nicht! Ich hatte keine Ahnung — sollten Sie hier engagirt sein, Geneviève?"

„Sie befinden sich in meinem Hause, Cousin. Wollen Sie Platz nehmen?"

Während ihre Handbewegung ihn einlud, hatte sie selbst sich bereits niedergelassen.

„In Ihrem Hause? — hm — man gab mir die Adresse einer verwittweten Madame Riedegg."

„Mein Name!" sagte Genoveva gelassen.

Der Gast, welcher neben ihr Platz genommen, sprang, wie elektrisirt, wieder auf.

„Sie haben sich verheirathet, sind Wittwe, und wir erfuhren nichts von alledem! Vraiment, Geneviève, Sie sind von einer Originalität —"

Nach kaum merklicher Pause sagte sie in leicht ironischem Ton:

„Originell wäre meinerseits nur die Voraussetzung gewesen, daß man sich in Paris für dergleichen interessirte, nachdem —"

„Nachdem Sie französischen Abschied genommen," ergänzte der Andere. „Mein Gott, wenn Ihnen das auch von mancher Seite etwas übel genommen worden, so denken hierüber nicht Alle gleich. Ich zum Beispiel fand Sie durchaus in Ihrem Rechte und erlaubte mir auch, mich in diesem Sinne zu äußern. Offen gesagt, stand ich freilich mit meiner Ansicht ziemlich allein; meine Frau schlug sich zur Gegenpartei, aber Sie wissen, Geneviève, daß ich stets zu Ihren Bewunderern zählte, und es that mir unendlich leid, nichts mehr über Ihr Ergehen erfahren zu können. Nun

uns ein günstiges Ungefähr zusammengeführt, hoffe ich, Sie erzählen mir, welche Wendung Ihr Geschick nahm, nachdem Sie uns verließen."

„Was gäbe es noch zu erzählen?" fragte die junge Frau in der kühlen Weise, die sie unnahbar machte, sobald sie das wollte; „ich habe mich mit einem Deutschen verheirathet und bin Wittwe geworden, wie Sie vorhin richtig bemerkten. Nun lebe ich hier in Zurückgezogenheit und erziehe meinen Knaben."

Der Gast betrachtete sie interessirt. „Aber jetzt denken Sie daran, diese Zurückgezogenheit aufzugeben?" fragte er; „Ihre Absicht, dieses Schlößchen zu vermiethen oder zu verkaufen, war es ja, die mich hierher geführt."

„Einen Verkauf der Moosburg beabsichtigte ich nie; der Gedanke, das Haus zu vermiethen, entsprang dem vorigen, unruhigen Jahre und ist bereits aufgegeben. Lassen Sie sich's also gefallen, nur Gast dieses Hauses zu sein! Uebrigens — wenn auch Sie mir eine Frage gestatten wollen — ich bin überrascht, Cousin Clairmont, Ihnen als Aspiranten für eine abgelegene Gebirgswohnung zu begegnen. Einsiedlerische Neigungen schienen Ihnen früher fern zu liegen."

Ein Zug leichter Verlegenheit glitt über das feine Gesicht des Cousins.

„Ich suchte nicht für mich. Sie wohnen übrigens vortrefflich — stilvolle Einrichtung — ein ganz passender Rahmen für die Schloßfrau. Ein Erbgut etwa des verstorbenen Gemahls?"

Während er sich, das Lorgnon vor die Augen gedrückt, prüfend umschaute, fesselte Jana's Eintritt seine Aufmerksamkeit und ließ ihn das Ausbleiben einer Antwort auf seine letzte Frage vergessen. Er ließ die leichte Gestalt, welche das Cabaret so anmuthig trug und die zierlich geordneten Erfrischungen schweigend auf den Tisch niedersetzte, nicht aus den Augen; kaum hatte sich Jana so geräuschlos entfernt, als sie gekommen war, als schon die Frage auf Herrn von Clairmont's Lippen sprang:

„Wen haben Sie da? Das ist ja ein reizendes Gesichtchen! Warum stellten Sie mich nicht vor?"

„Das würde Jana, die mein Hauswesen führt, nur in Verlegenheit gesetzt haben; gesellschaftliche Formen zu üben, wird uns hier kaum je Gelegenheit. Wollen Sie sich die Gastfreundschaft der Moosburg länger gefallen lassen, so findet sich schon der Anlaß, Sie mit der Gefährtin meiner Einsamkeit bekannt zu machen."

„Leider unmöglich! Ich werde noch heute Abend in Innsbruck erwartet und darf hier nur im Fluge verweilen. Voraussichtlich kehre ich aber im nächsten Jahre nach Deutschland zurück und suche Sie dann, wenn Sie es gestatten, zu günstigerer Zeit hier auf — lieber noch anderswo; denn so reizend Ihr Wittwensitz auch ist, Geneviève, erscheint es mir doch unverantwortlich, Ihre Schönheit, Ihren Geist für die Dauer hier zu begraben. Der bloße Gedanke hat etwas Absurdes —"

Genoveva unterbrach ihn:

„Sie sagten mir noch nichts über Frau von Clairmont's Ergehen?"

„Meine Frau? Ah, toujours petite santé, Sie wissen! Die Aerzte verordnen Bäder, bald das eine, bald das andere, und haben die Arme neuerdings ängstlich gemacht. Sicher ohne Grund! Sobald diese Herren kleine Uebel nicht zu heben verstehen, deuten sie geheimnißvoll auf große Schäden. Mon dieu! Nerven, nichts als Nerven! Kinderlose Frauen langweilen sich; ihr Dasein gestaltet sich zu sorgenfrei, dabei gedeihen Launen und Grillen."

Ein eigenthümlicher Blick Genoveva's, der den Lächelnden streifte, schien ihn zu geniren; er setzte das Weinglas nieder und sagte leichthin:

„Sie erwähnten eines Söhnchens, Geneviève? Lassen Sie mich seine Bekanntschaft machen, ehe ich wieder aufbreche, woran ich jetzt denken muß!" Er blickte auf seine Uhr und sprang auf. „Wirklich die höchste Zeit, ma belle! Zum Glück befahl ich, nicht auszuspannen, sonst wäre die in Ihrer liebenswürdigen Nähe vergessene Zeit kaum noch einzuholen."

Er küßte flüchtig ihre Hand und ergriff seinen Hut.

„A revoir! Und werden Sie mir gestatten, Ihnen zu schreiben? Darf ich hoffen, von Ihnen zu hören, Geneviève? Sie schweigen? Aber wirklich, das ist nicht — Warum noch heute so ablehnend? Ich weiß, daß Sie stolz sind wie Lucifer, hier befinden wir uns aber auf Ihrem eigenen Terrain; ich sehe Sie allem Anschein nach in sorgenfreier Lage, Sie haben nicht zu befürchten, daß man Ihnen aufzunöthigen sucht, was Sie verschmähen — und wirklich, Geneviève, ich verehre Sie."

Er hatte eifrig, sogar warm gesprochen; das feine, aristokratische Gesicht erhielt dabei einen angenehmen Ausdruck; auch Genoveva's kühler Blick milderte sich.

„Es wird mich freuen, von Ihnen zu hören, Cousin," sagte sie, indem sie ihm das Geleite gab.

Als Beide aus dem Thore in den Vorhof traten, begrüßte sie das helle Jauchzen einer Kinderstimme. Siegmund saß, vom Postillon gehalten, auf einem der Kutschenpferde und schwenkte die kleine improvisirte Peitsche.

„Voilà!" sagte der Gast lebhaft, indem er herantrat und das Kind neugierig betrachtete. „Ein reizender kleiner Bursche — Ihnen gleicht er aber nicht, Geneviève! Uebrigens ganz geschaffen zur Tröst-Einsamkeit!"

Während der Postillon im Begriff war, Siegmund auf einen Wink Frau von Riedegg's herabzuheben, warf dieser den lockigen Kopf zurück und rief, seinen Platz behauptend, in hellem Tone:

„Richard, Richard, ich reite."

Herr von Clairmont folgte erstaunt dem aufwärts gerichteten Blicke des Kindes; der seinige streifte noch eben den Kopf Fügen's, der bereits wieder vom Fenster verschwand. Der Gast unterdrückte ein Wort, das mit dem leicht ironischen Lächeln identisch sein mochte, welches nur einen Moment um seine Lippen spielte. Dann wurde der Knabe wirklich vom Pferde genommen, und der Cousin sprang in den Wagen.

„A revoir, ma belle!" Und langweilen Sie sich nicht allzu sehr!" rief er in liebenswürdigem Tone und lüftete den Hut.

Genoveva's Auge war seinem forschenden, etwas schalkhaften Blicke mit stolzer Ruhe begegnet. Ihren Sohn an der Hand, stand sie, ehe sie in das Haus zurückgekehrt, einen Moment und blickte dem abwärts rollenden Wagen nach. Ein Schatten ging über ihre Stirn — ein Schatten der Vergangenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Sonnabend vor „Kirtag" in Tirol.

Ich hatte die Krimmler Wasserfälle, die bedeutendsten und großartigsten der deutschen Alpen, gesehen und war über den ziemlich beschwerlich zu überschreitenden Krimmler Tauern bis Kasern gegangen; andern Morgens — es war Samstag, der 11. September vorigen Sommers — wanderte ich dann in dem schön bewaldeten Thale hinab bis Steinhaus und hörte hier, daß am folgenden Tage der Kirtag (das Kirchweihfest) gefeiert würde. Diese Kunde bestimmte mich zu bleiben. Ein Beamter des Kupferbergwerks, das schon viele hundert Jahre im Thale betrieben wird, erzählte mir im Laufe des Mittags, daß Sonnabend Nacht gleich nach Beginn der Dunkelheit zur Feier des Kirtages sich fast sämmtliche „Bueben"* des oberen Thales in Steinhaus einzufinden pflegten, um an einem bestimmten Platz des Dörfchens zu ranken.

* Bueb wird jedes unverheirathete männliche Wesen ohne Unterschied des Alters genannt.

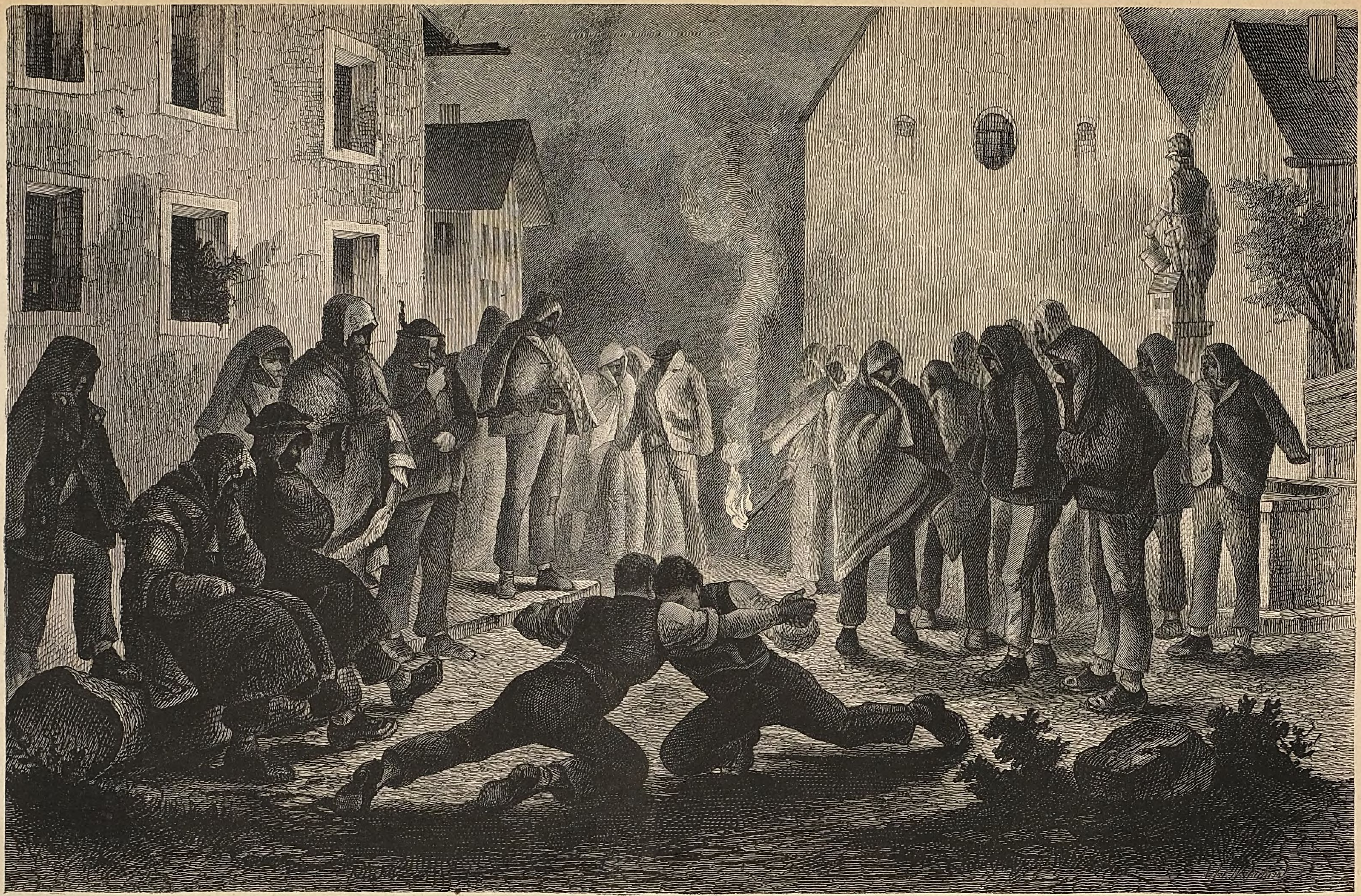
„Ranken?" fragte ich, „was ist ranken?"

Die Antwort lautete: Das Ranken ist ein Kampf zweier Bueben, in welchem der eine den anderen, ohne Gewaltthätigkeit anzuwenden, nur durch seine größere Gewandtheit zum Liegen auf den Rücken zu bringen sucht. Wer das erreicht, ist Sieger, und wer den ganzen Abend und am Kirtag selbst von keinem besiegt wird, ist „Haglmaor"* für dieses Jahr.

Die Gelegenheit, eine so interessante Volkssitte, welche hauptsächlich im Pinzgau, im Ahrner- und Zillerthal gepflegt wird, kennen zu lernen, durfte ich nicht versäumen — ich beschloß, das Ranken mit anzusehen.

Um neun Uhr brach ich vom Wirthshause allein auf; der Abend war finster; kein Stern leuchtete am Himmel. Als ich an

* Haglmaor gleich Haglmajor, der im kleinen Hag der Größte, Beste ist.



Das „Rankeln“ in Tirol.
Originalzeichnung von G. Sundblad.

die Stelle kam, die mir als Kampfplatz angegeben worden war, konnte ich nichts sehen; ich glaubte schon zu spät gekommen oder falsch gegangen zu sein und war bereits im Begriffe, umzukehren, als ich, etwa vierzig Schritt von meinem Standpunkte entfernt, ein Licht aufleuchten und um dasselbe eine große Menge schwarzer Gestalten gespenstig hin und her huschen sah. Ich ging näher und erblickte nun viele Burschen mit über den Kopf gezogenen Jacken (hier Janker genannt), sodaß ich nicht im Stande war, einem in das Gesicht zu sehen; einige waren sogar in Betttücher gehüllt. Ueber den vermummten Gestalten erhob sich in eigenartiger Weise das Bildniß des heiligen Florian, welcher als Schutzpatron des Löschwesens mit den Attributen eines Feuerwehrmannes über dem Brunnen aufgestellt war. Das Ganze machte einen unheimlichen Eindruck, da Alle, schweigend und nur von einem brennenden Spahne beleuchtet, nach etwas auf der Erde zu suchen schienen. Als sie mich, der allein unverhüllten Hauptes war, gewahrten, erlosch der Spahn. Die Burschen bildeten Gruppen und sprachen leise mit einander. Nachdem ich eine Weile beobachtend dagestanden hatte und Niemand Anstalt traf, zu ringen, trat ich zur größten Gruppe und fragte, ob sie meiner Anwesenheit wegen aufhörten zu rankeln. Wenn sie das thäten, würde ich mich lieber entfernen. Nein, riefen Alle, und es dauerte nicht lange, da ertönte aus der Gruppe ein Geräusch, das durch rasches Herausziehen eines Fingers aus dem Munde bei aufgeblasenen Wangen hervorgebracht wurde, dann ein Schnalzen mit den Fingern, was beides als Herausforderung zum Rankeln gilt, wie der neben mir stehende Bueb bereitwillig erklärte. Als sich immer noch Niemand meldete, erscholl, von frischer Stimme gesungen, folgendes „Liedl“:

„Bin gaor ä kloans Büberl,
Bin zag (zäh) wie ä Wid (Weide);
Wenn Einer will rankeln,
Nur außa damit!“

„Wo ist ä frischer (strammer) Bueb?“ rief es nach Schluß desselben von einem andern Punkte.

Als Sänger und Frager sich gefunden hatten, bildeten alle Anwesenden einen weiten Kreis um die Beiden; diese traten einander gegenüber und warfen die Röcke, die bis jetzt ihre Häupter verhüllt hatten, in die Höhe; die Umstehenden fingen diese auf. Nun standen die Kämpfer da, vorwärts gebeugt und mit gebogenen Beinen, der Eine lauernd auf den Andern, ob er nicht beim Zusammenspringen einen Vortheil erhaschen könne, und dabei immer das Schnalzen mit den Fingern hören lassend, um dadurch den Andern zum Angriffe zu reizen; endlich fuhren sie zusammen, und in demselben Augenblicke lagen sie auch schon auf der Erde, Beide auf dem Leibe und mit in einander verschränkten Armen und Händen, scheinbar regungslos; nur das Keuchen deutete an, wie sehr sich Jeder anstrengte, den einen Arm wenigstens zu befreien und mit dem befreiten seinen Gegner auf den Rücken zu bringen. Dabei ertönten aus dem Kreise der Zuschauer ermunternde, mit verstellter Stimme gesprochene Worte wie: „Packt's fest, Bueben! brav, Bueben!“ u. dergl. m. Plötzlich machte der eine Ringer den einen Arm frei und packte in demselben Augenblicke den Gegner bei einem Beine, schleuderte ihn in die Höhe und warf ihn auf den Rücken.

Nun stoben Beide aus einander; der Sieger ließ einen Jauchzer ertönen; Beide verlangten nach ihren Jankern, verhüllten wieder die Köpfe und verschwanden in der Menge. Während noch über die letzte Partie gesprochen wurde, sang schon wieder Einer:

„'S Federl am Hüterl,
Z' öberst a Gras;
I' möcht' gern wissen,
Wie der Haglmaor hoaßt.“

Alle strömten hin, wo diese Stimme ertönte, und es dauerte auch nicht lange, so stellte sich dem Sänger, einem untersetzten Burschen von etwa zwanzig Jahren, von den Umstehenden mir als Weberfriedl genannt, ein großer ungeschlachter Mensch von etwa dreißig Jahren gegenüber. Weberfriedl hatte, wie mir erzählt wurde, den Abend schon viermal gerankelt und war immer Sieger geblieben, hatte also auch Aussicht für dieses Jahr zum Haglmaor erklärt zu werden. Der Beginn des Kampfes war derselbe wie vorhin. Wieder lagen die Ringer plötzlich auf der Erde mit in einander geschlungenen Händen und Armen. Aber obwohl Beide sich außerordentlich anstrengten, konnte keiner des anderen Herr werden. Die Zuschauer riefen zuletzt: „Laßt's Bueben, gebt's auf!“ u. dergl. m., aber keiner der Kämpfer wollte nachgeben. Endlich als Friedl einsah, daß er in dieser Partie wohl zu einem Resultate nicht gelangen würde, sagte er: „Geb' mer a Busserl, Bueb! Geben mer's auf!“ Und als sie sich geküßt hatten und von einander ließen, rief Friedl: „Aber aus machen mer's döcht.“

Gesagt, gethan. Sie standen sich nun wieder gegenüber, trotz der kurz vorhergegangenen großen Anstrengung, aber diesmal gewann Friedl bald den Sieg. Auch andern Mittags, als er mit demselben rankelte, blieb er Sieger. Ich sah noch verschiedene Partien an; jede war von der anderen verschieden.

Die Kämpfer waren wegen der Dunkelheit von den Zuschauern nur schwer, ja zuweilen gar nicht zu erkennen, und es kam sogar einmal vor, daß die Rankler selbst, die doch einander so nahe waren, sich nicht erkannten. Im Ganzen ging es mit einem bewundernswerthen Anstand zu; denn es kam kein einziger Fall vor, bei dem sich ein Bursche unerlaubter Mittel bedient hätte, und auch die Zuschauer benahmen sich immer gut. Ich konnte nicht umhin, im Stillen eine Parallele mit unseren Studentenmensuren, mit denen das Ganze so viel Aehnlichkeit hat, zu ziehen.

Gegen zwölf Uhr entfernten sich die Burschen nach und nach immer mehr und krochen in die auf den Wiesen zerstreut stehenden Heustadl, um hier zu schlafen und von der gehabten Anstrengung auszuruhen. Anderen Morgens, den Kirtag, kamen sie dann von allen Seiten herbei; keinem sah man an, daß er gestern vielleicht auf dem Rasen und in Pfützen sich herumgewälzt hatte. Vor der Kirche hielten Händler Boznaer Birnen und Aepfel feil, welche die Burschen kaufen, um sie in der kommenden Nacht, wie es Sitte ist, ihrer Gitsche (Mädchen) an's Fenster zu bringen. Die Händler machen sehr gute Geschäfte; denn ohne fünfzig bis achtzig Birnen oder Aepfel geht kein Bueb zu seinem Mädchen. Wenn ich aber erwartete, am Kirchtag selbst etwas Besonderes zu sehen, etwa Tänze und Spiele, so täuschte ich mich sehr. Außer ein paar Rankelpartien, nunmehr bei Tag, und dem schwachen Versuch einiger Bueben, bei den Tönen einer Mundharmonika mit einander zu tanzen, bot dieser Tag keinen Unterschied von anderen Sonntagen.

Arm- und Beinbrüche, Leibschäden ꝛc. sind nicht selten die Folge des Rankelns, und wenn die Behörde diese Volksbelustigung trotzdem duldet, so geschieht es, weil eine frühere Unterdrückung derselben Schlägereien und Raufereien der schlimmsten Art hervorrief. Der Ueberschuß von Kraft, welcher im gesunden Volke lebt, will sich nun einmal bethätigen — es kommt nur darauf an, daß es in geordneten und gesitteten Formen geschieht. Die Pflege altüberlieferter Volksspiele, wie das Rankeln eines ist, muß daher überall, wo man ihr begegnet, freudig begrüßt werden. Möchten unsere Leser, wenn sie im September dieses Jahres das herrliche Tirol bereisen, das Rankeln in frischer Blüthe finden!

G. Hs.

Die Beutepolitik in der nordamerikanischen Union.

Auf die Feier des 4. Juli, dieses großen nationalen Gedenktages der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Nordamerika, fiel in diesem Jahre ein tiefer Schatten: Eines ruchlosen Mörders Hand hatte sich zwei Tage zuvor gegen das freigewählte Oberhaupt der amerikanischen Nation erhoben; bange Sorge lag über dem „Weißen Hause“ in Washington-City; Trauer und Betrübniß herrschten in dem Herzen des Volkes der Vereinigten Staaten, und das Ausland fühlte den Schmerz mit, der jeden braven Amerikaner bewegte.

Präsident Garfield zählt zu den Edelsten und Besten seiner Nation, und die große Mehrzahl seines Volkes blickte auf ihn mit Vertrauen und freudiger Hoffnung. Nicht in einer Zeit gewaltiger Aufregung, wie am 14. April 1865, wo eine mörderische Kugel dem Leben des edlen Lincoln ein allzu frühes Ende setzte, nicht in einer Zeit, wo nach einem vierjährigen blutigen Bürgerkriege in der nordamerikanischen Union die Gemüther noch leidenschaftlich bewegt und erschüttert waren und die neue Ordnung der Dinge eine blutig-rothe Verschwörung zeitigte, sondern in einer

Aera des tiefsten Friedens zwischen den Einzelstaaten und den großen Staatengruppen der Republik, in einer Aera des schönsten Gedeihens und der frischesten Entwickelung traf dieser schwere Schicksalsschlag ein Land und ein Volk, das unter der erst vor wenigen Monaten begonnenen neuen Administration den Segnungen einer weisen und gerechten Reformpolitik entgegensehen durfte. So bewahrheitet sich auch hier das Dichterwort: „Nicht Roß, nicht Reisige sichern die steile Höh', wo Fürsten stehn"; denn Fürst in des Wortes eigentlicher Bedeutung ist auch der von einem ganzen Volke erwählte Präsident der Vereinigten Staaten.

Diesmal waren es weder Nihilisten noch Revolutionäre, weder politische noch religiöse Fanatiker, welche die Unthat planten und die Richtung der mörderischen Kugel bestimmten, sondern die an Wahnsinn grenzende Sucht nach dem Glanze einer politischen Rolle, verbunden mit zügelloser Aemtergier, trieb einen physisch und moralisch verkommenen Verbrecher, Charles Jules Guiteau, dazu, den Präsidenten aus dem Wege zu räumen, um dem Vice-Präsidenten Charles A. Arthur Platz zu machen, der jener Classe von amerikanischen Politikern angehört, die bei der Verleihung der öffentlichen Aemter dem verderblichen, die niedrigsten Leidenschaften erregenden Beutesysteme huldigen.

Sie ist nicht klein, die Zahl der Anhänger dieser Partei, zu ihren einflußreichsten Vertretern aber — um hier gleich mitten in das Parteigetriebe hineinzuspringen — gehören der Ex-Präsident Grant und dessen intimster Freund, der frühere Bundessenator von New-York, Roscoe Conkling. Der eigentliche Gründer der Beutepolitik ist allerdings kein Anhänger der republikanischen Partei gewesen, die erst im Jahre 1856 in John C. Fremont, dem Durchforscher der Felsengebirge, ihren ersten Präsidentschafts-Candidaten aufstellte; es war vielmehr der von der demokratischen Partei zum Präsidenten der Union gewählte General Andrew Jackson, der schon im Jahre 1829 den bekannten Ausspruch that: „Dem Sieger gehört die Beute," und der damit den verhängnißvollen Grundsatz aufstellte, welcher, seitdem stets weiterwuchernd, tief in den staatlichen Körper der Union eingedrungen ist und trotz aller Bemühungen edeldenkender und hervorragender Staatsmänner bisher nicht daraus entfernt werden konnte.

Wir Deutsche können stolz darauf sein, daß der schärfste und schneidigste Gegner der demoralisirenden Aemterjägerpolitik ein Deutsch-Amerikaner ist, nämlich Karl Schurz. Schon in den siebenziger Jahren war er es, der im Bunde mit seinem edlen Freunde, Charles Sumner aus Massachusetts, im Bundessenate zu Washington-City die Grant-Administration wegen der selbstsüchtigen Benutzung der Beutepolitik angriff und eine neue, auf einer mehr sittlichen Basis beruhende Parteibildung anstrebte. Schon damals trat Conkling als der Hauptrepräsentant der Grant-Politik auf, und Schurz hatte heiße parlamentarische Kämpfe mit ihm zu bestehen. Im Anfang der siebenziger Jahre prophezeite unser scharfsichtiger Landsmann, es werde im Bundessenate das öffentliche Gewissen wiedererwachen, und eine sittliche Reaction werde eintreten gegen die leichtsinnige politische Moral und den Schachergeist, welcher emporgeschossen sei und sich entwickelt habe in den wilden Zeiten des Bürgerkrieges und großer politischer Aufregung. Bald, erklärte er, werde das amerikanische Volk sich mit Ernst und Entschlossenheit aufraffen, um sich eine ehrliche und lautere Regierung zu sichern.

Zwar ging diese Prophezeiung bei der Präsidentenwahl des Jahres 1872, wo Grant über seinen von Schurz unterstützten republikanischen Gegner Horace Greeley siegte, noch nicht in Erfüllung, aber vier Jahre später triumphirte der „Reform-Präsident" Rutherford B. Hayes, welcher Schurz in Ansehung seiner Verdienste um die Union zum Minister des Innern ernannte. Wie umsichtig, erfolgreich und ehrlich unser Landsmann sein Ministerium verwaltete, wie er namentlich in seiner Politik den Indianern gegenüber die schönsten Erfolge erzielte, das ist selbst von seinen heftigsten Gegnern schließlich anerkannt worden.

Den Politikern aller Nationen dürfte der Ausspruch des Präsidenten Hayes zu empfehlen sein:

„Derjenige dient seiner Partei am besten, der seinem Vaterlande am besten dient."

Wie aber Hayes über das Aemterwesen und die dabei befolgte Beutepolitik dachte, das geht aus seiner letzten Congreßbotschaft vom 6. December 1880 hervor; es heißt dort unter Anderem:

„In früheren Botschaften habe ich wiederholt auf die Nothwendigkeit der Civildienstreform aufmerksam gemacht. Ich bin darin durch meine Amtserfahrungen bestärkt und zu der Ueberzeugung gelangt, daß mit dem Wachsthum des Landes und seiner Bevölkerung bei der nothwendig vermehrten Anzahl der Beamten uns eine immer drohendere Gefahr erwächst. Eine feste Regel sollte für Anstellungen, Beförderungen und Absetzungen aufgestellt werden, um die beste Befähigung für jedes Amt möglichst zu sichern."

Der Präsident Hayes wies dann darauf hin, wie die bei der Vertheilung von gewissen Aemtern, z. B. bei Zoll- und Postämtern, vorgenommenen Prüfungen zufriedenstellende Resultate ergeben hätten, während früher solche und andere Aemter nur nach persönlicher Gunst oder Abneigung und für geleistete Parteidienste vergeben worden seien; auch bemerkte er, daß die öffentliche Meinung immer mehr und immer dringender eine Reform im Aemterwesen verlange.

„Es giebt kein größeres Hinderniß einer Verbesserung des Civildienstes," sagte er, „als das Beutesystem, unter dessen Herrschaft die Anstellungsgewalt in die Hände der Congreßmitglieder gefallen ist. Die verderbliche Lehre, daß dem Sieger die Beute gehöre, führt direct zur Congreßpatronage, während die Verfassung dem Präsidenten die Ernennung der Bundesbeamten und dem Bundessenate deren Bestätigung, dem Repräsentantenhause aber das Recht der Anklage im gegebenen Falle zusteht. Diese Bestimmungen sollten im Interesse des Gemeinwohls aufrecht erhalten werden."

Als nun Präsident Garfield am 4. März 1881 sein hohes und schwieriges Amt antrat, erklärte auch er, in Uebereinstimmung mit seinem Amtsvorgänger Hayes, die Civildienstreform für eine der allerdringendsten staatsmännischen Pflichten, die nur in einem die Sache und nicht die Person in's Auge fassenden harmonischen Zusammenwirken der Gesetzgebung und der Regierung erfüllt werden könne. Man müsse das Aemterwesen durch ein Gesetz regeln, nicht sowohl zum Schutz Derer, die mit dem Anstellungsrecht betraut seien, als vielmehr zum Schutze der ehrlichen und fähigen Inhaber von Staatsämtern gegen Intriguen und Unrecht.

Wie aber dem Präsidenten Hayes der Bundessenator Conkling und die übrigen Grant-Anhänger bei der Vertheilung der Bundesämter feindlich gegenüber traten, indem sie für ihre Parteifreunde, ohne Rücksicht auf deren Fähigkeit, Aemter verlangten, so geschah dies auch in der Executivsitzung des Senates, die unmittelbar auf die Inauguration Garfield's folgte. Zumeist war der stolze und herrschsüchtige Conkling, der den Staat New-York mit seinem Collegen Platt im Bundessenate vertrat, gegen die Bestätigung des Herrn Robertson, eines politischen Gegners von Grant, dem Garfield das einträgliche und einflußreiche Amt eines Zollhauscollectors in der Stadt New-York übertragen hatte. Conkling gab sich zunächst alle erdenkliche Mühe, den Präsidenten zur Zurückziehung der betreffenden Ernennung zu drängen. Dies gelang ihm nicht. Darauf versuchte er vermittelst einer im republikanischen „Caucus", das heißt in einer geheimen Parteiversammlung der republikanischen Senatoren, wo die Minderheit sich unbedingt der Mehrheit gegen besseres Wissen und Wollen fügen muß, durchgesetzten Geschäftsordnung die Erwägung von Robertson's Amtsernennung zu hintertreiben. Aber auch dies war umsonst. Ebenso vergeblich waren Conkling's Bemühungen, eine Mehrheit aller Senatoren, die Mitglieder der demokratischen Partei mit eingeschlossen, für die Verwerfung der in Rede stehenden Ernennung zu organisiren. Als nun der eitle Senator und Grant-Mann endlich erkannte, daß Garfield's Einfluß zu mächtig, daß alle seine Kunstgriffe und Intriguen nichts helfen wollten und daß der Senat gewiß die Nomination Robertson's in Erwägung ziehen und bestätigen würde, da reichte er seine Resignation als Bundessenator ein und begründete dieselbe in einem pomphaften, die wirkliche Sachlage auf den Kopf stellenden Briefe an den Gouverneur von New-York; sein ihm blind gehorsamer College Patt folgte seinem Beispiele. Die beiden Senatoren von New-York, Conkling und Patt, resignirten also nicht nach einem gerechten, aber unglücklichen Kampfe für ein das Wohl der amerikanischen Nation berührendes Gesetz, nicht wegen eines die internationalen Beziehungen der Union bestimmenden Vertrages, sondern wegen eines Zollhausamtes, wegen eines Beutestückes. Etwas Aehnliches hatte noch niemals zuvor ein amerikanischer Bundessenator gethan. Sicherlich war dies ein unwürdiges Schauspiel; es entflammte die bösen Leidenschaften der „Stalwarts", das heißt der blinden, ämter- und herrschsüchtigen Grant-Anhänger, und zwar umsomehr, als Conkling sich

nach der schlecht motivirten Niederlegung seines Senatorenamtes nach der Stadt Albany begab, um bei der dort gerade tagenden Gesetzgebung des Staates New-York seine und seines Collegen Wiedererwählung, wenn auch wahrscheinlich umsonst, zu betreiben.

Als Conkling wegen der Zollcollectorsstelle den Kampf mit Garfield begann, da ließ er sich in seiner zornigen Wuth zu der Aeußerung hinreißen, er habe jetzt zwischen „Todtschlag“ und „Selbstmord“ zu wählen, und er wähle den „Todtschlag“. Das sollte vermuthlich nichts Anderes bedeuten, als daß er entweder den Kampf um das New-Yorker Zollhaus aufnehmen und das Ansehen von Garfield's Administration vernichten oder sich die Ernennung Robertson's gefallen lassen und damit in seine eigene politische Vernichtung willigen müsse. Hätte Conkling die Ernennung Robertson's aus principiellen Gründen, aus Rücksichten auf den öffentlichen Dienst bekämpft, so hätte er sich ruhig im Bundessenate überstimmen lassen dürfen, ohne dadurch an Ansehen zu verlieren, aber der Beute wegen riskirte er den „Todtschlag“ von Garfield's Administration oder seine eigene Vernichtung.

Die Reden und Handlungen Conkling's wurden in allen Tagesblättern besprochen und verbreitet; man nahm gegen und für ihn Partei und selbst der Ex-Präsident Grant trat wiederholt in Wort und Schrift für ihn ein. Unter solchen Umständen war es nicht zu verwundern, daß ein exaltirter und überspannter Kopf, daß Charles J. Guiteau, ein getäuschter Aemterjäger und enragirter Anhänger Grant's, der sich in einem Briefe selbst als den „Stalwart der Stalwarts“ bezeichnete, den von Conkling figürlich gebrauchten Ausdruck „Todtschlag“ im wirklichen Sinne des Wortes verstand und Garfield, mit der Waffe in der Hand, aus dem Wege zu räumen suchte, um persönliche Rache zu kühlen und zugleich dem Beutesystem zum Siege zu verhelfen.

Seit dem Ausscheiden Conklings aus dem Bundessenate, wo er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die Garfield-Administration zu discreditiren und zu schwächen bemüht war, wurde in der amerikanischen Presse und in politischen Kreisen wiederholt die Ansicht laut, daß Conkling und Grant auf dem Punkte ständen, „sich an die Spitze einer neuen Partei zu stellen“; namentlich hatte Grant zu diesem Gerüchte durch verschiedene unüberlegte Aeußerungen Veranlassung gegeben. Daß der Ex-Präsident Grant, der ursprünglich der demokratischen Partei angehörte, nur so lange in der republikanischen einen ihm zusagenden Platz suchte und fand, als er hoffen durfte, von ihr wieder zum Präsidenten erwählt zu werden, und daß der Ex-Senator Conkling mit der republikanischen Partei sehr unzufrieden wurde, als dieselbe ihn nicht länger als „Boß“, das heißt als alleingebietenden, infallibeln Rathgeber und Leiter, anerkennen wollte, mag begreiflich sein; wenn aber diese beiden Männer es unternehmen wollten, in den Vereinigten Staaten eine neue, lebenskräftige Partei zu bilden, so würde dies doch schwerlich möglich sein. Zu der Bildung einer neuen Partei gehört, wie überall, so namentlich in Amerika, die Aufstellung, Begründung und Vertheidigung von Grundsätzen, die sich von denen der alten Parteien unterscheiden und um welche sich die Massen des Volkes zu einer neuen politischen Organisation schaaren können.

Welche Grundsätze würden nun von Grant und Conkling zu dem erwähnten Zwecke aufgestellt werden können? Die Finanzfrage ist in der Union in der Hauptsache in zufriedenstellender Weise gelöst worden, namentlich durch die unter Garfield's Billigung vorgenommenen neuesten Finanzoperationen des Finanzministers Windom; auch dürften sich die genannten beiden Herren in Bezug auf die Finanzfrage am wenigsten von der republikanischen Partei trennen, ganz abgesehen davon, daß Conkling dieser Frage nie viel Interesse entgegengebracht hat. Auch in der so wichtigen und noch nicht gelösten Zoll- und Tariffrage nahmen Grant und Conkling keine Sonderstellung ein; noch während des letzten Präsidentenwahlkampfes waren beide entschiedene Schutzzöllner und wußten nichts Neues vorzubringen.

Eine Versöhnung mit dem Süden der Union auf freiheitlicher und nationaler Basis könnten sie ebenso wenig mit größerm Erfolge und besserm Willen in's Werk setzen, als dies von Hayes geschah und von Garfield geschehen wird. Oder sollte es möglich sein, daß sie die Monopolfrage und die Verwaltungsreform bei der projectirten Bildung einer neuen Partei als Aushängeschild nehmen würden? Es würde doch sicherlich nur wie ein schlechter Scherz aussehen, wenn General Grant, der kühne Eisenbahn- und Canalbau-Unternehmer, und Herr Conkling, der in mehreren Fällen der Anwalt der größten Monopolisten der Vereinigten Staaten gewesen und im Bundessenate Gesetzen opponirt hat, welche gegen die gemeinschädlichen Anmaßungen des Monopolwesens gerichtet waren, sich nun plötzlich als die großen uneigennützigen Anti-Monopol-Führer aufspielen wollten.

Noch wunderbarer und als eine Selbstironie müßte es aber erscheinen, wenn General Grant, der als Präsident die corrupteste Administration geführt, und Herr Conkling, der ihm getreulich und nach Kräften hierin beigestanden hat, sich an die Spitze einer Reformbewegung zu stellen versuchten. Darauf hin aber, daß Grant und Conkling sich von dem Präsidenten Garfield beleidigt und zurückgesetzt fühlen, kann eine gefährliche Spaltung oder gar eine Revolution in der republikanischen Partei doch wohl kaum durchgeführt werden. Andererseits ist es vielleicht nicht zu leugnen, ja sogar wünschenswerth, daß in dem bisherigen Parteiwesen der Vereinigten Staaten ein Umschwung stattfindet. Das allmähliche Verschwinden der großen principiellen Streitfragen, welche die alten politischen Parteien in's Leben rief, würde jetzt möglicher Weise eine Neubildung der Parteien leichter erscheinen lassen, aber die persönlichen Beschwerden eines Grant und eines Conkling sind gewiß nicht hinreichend, einen genügenden Anstoß dazu zu geben. Am allerwenigsten ist dies unter den gegenwärtigen Verhältnissen der Fall, wo das ruchlose Attentat auf Garfield diesem die vollste Sympathie des weitaus größten und besten Theiles des amerikanischen Volkes sichert.

Man ist sich in Amerika sehr wohl bewußt, wo die eigentliche Ursache des Verbrechens vom 2. Juli dieses Jahres zu suchen ist; so sagte z. B. die weitverbreitete „New-York-Tribune“ kürzlich:

„Präsident Lincoln wurde nicht von der Rebellion gemordet, aber von dem Geiste, welcher der Rebellion Leben und Kraft gab. Präsident Garfield ist nicht durch eine politische Partei, aber durch den Geist, den eine politische Fraction erzeugt und groß gezogen hat, auf den Tod verwundet worden. Ohne diesen Fractionsgeist wäre kaum ein Mensch in der ganzen Union sicherer vor einem mörderischen Angriffe gewesen, als Garfield. Haben die betreffenden Parteiführer jemals all das Unglück beabsichtigt, welches aus dem wilden, rücksichtslosen Geiste hervorwächst, den sie schaffen und Woche für Woche aufstacheln? Ist es nicht ihr beständiges Vergehen gegen die Freiheit und die Selbstregierung, daß sie einen solchen Geist entzünden und dadurch schwache oder rücksichtslose Menschen über die Grenze von Recht und Vernunft hinaustreiben? Der Mörder Guiteau war sich wohl bewußt, daß er einen Präsidenten tödten und einen neuen schaffen wollte. Seine Sprache und seine Briefe beweisen nur zu sehr, daß er recht gut wußte, was er that.“

Und in ähnlichem Sinne äußerte sich die einflußreiche „New-York-Times“:

„Präsident Garfield brachte zu dem höchsten Amte der Union Gaben des Geistes und des Charakters mit, welche das Amt ehrten, und schon im Anfang seiner Administration wird sein Leben von einem Elenden angetastet, der genau so das Böse in unserem Regierungssystem repräsentirt, wie Garfield das Gute. Der Mörder war ein enttäuschter Aemterjäger, und er verband die Verbitterung persönlicher Enttäuschung mit der leidenschaftlichen Gehässigkeit des Parteicliquenwesens. Sein Geist war durch die Angriffe auf den Präsidenten, die in manchen Kreisen nur allzu sehr an der Tagesordnung waren, aufgereizt. Gewiß, wir wollen keine Partei für die Mordthat verantwortlich machen, aber wir halten es für unsere Pflicht, anzudeuten, daß die That ein übertriebener Ausdruck eines Gefühls von engherzigem und bitterem Hasse war.“

Hoffentlich wird Präsident Garfield seinem Lande und seinem Volke erhalten bleiben. Die einzig gute Frucht aber, welche der Mordthat Guiteau's entwachsen könnte, wäre die so oft und so heiß von allen guten Bürgern der Union ersehnte gründliche Reform im Civildienste, eine vollständige Abschaffung des entsittlichenden Beutesystems. Demoralisation ist die gefährlichste Klippe jedes Staatswesens, namentlich aber der Republik, und das Wort des Dichters gilt nicht nur für den einzelnen Menschen, sondern auch für den Staat:

„Und allein durch seine Sitte
Kann er frei und mächtig sein.“

Rudolf Doehn.

Die Glasmalerei — eine deutsche Erfindung.

„Wie einer, der da blickt
Durch's Fenster, so gemalt,
Vom Glanze wird entzückt,
Der ihm entgegenstrahlt,
So ist mein Herz erfüllt
Von Süßigkeit, o Frau,
Wenn blendend ich dein Bild
In voller Schönheit schau."

„Troubadour" Peire Vidal.

Die altbaierische Benedictiner-Abtei *Tegernsee*, nach ihrer Säcularisirung 1803 in den Besitz der baierischen Dynastie übergegangen und in eine königliche Residenz umgewandelt, gehörte zu den berühmtesten mittelalterlichen Pflegstätten für Kunst, Wissenschaft und jede Art Culturleben. In der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts in reizender Lage am See begründet und mit Sanct-Galler Mönchen besiedelt, gelangte die Abtei rasch zu fürstlichem Besitz, erfuhr zwar um 918 durch Herzog Arnulf völlige Aufhebung, nahm aber seit dem Jahre 979, durch Kaiser Otto den Zweiten von St. Emeran in Regensburg aus neu aufgerichtet, sofort einen außerordentlichen Aufschwung. Im zwölften Jahrhundert waren die Aebte Reichsfürsten mit großem Hofstaat und dem Recht, die bischöfliche Mitra zu tragen. Ein Freiheitenbrief Friedrich Barbarossa's von 1183 zählt neunzehn von Tegernsee abhängige Kirchen auf; über 11,000 Höfe bestritten den Unterhalt der Conventualen. 1012 zählte man schon zweihundert gebildeter Mönche. Das Schulwesen entwickelte sich glänzend; stattlich wuchs die Bibliothek — im Jahre 1573 schaffte Abt Quirin eine eigene Druckerei an. Schönschreibekunst, Malerei, Baukunst, Erz- und Glockengießerei und andere Kunstzweige entfalteten sich zu stolzer Blüthe; Dichter- und Künstlernamen: Froumund, die beiden Werinher, von denen der ältere ein Allerweltskünstler, der zweite im zwölften Jahrhundert zugleich Gelehrter, Dichter, Kartenzeichner und Begründer eines botanischen Gartens war, ferner Metellus, der Dichter der „Quirinalia", und Andere, gehen wie glänzende Sterne am Himmel von Tegernsee auf.

Uns interessirt hier besonders eine der Künste, welche in der Abtei ihr Heim hatte: die *Glasmalerei*.



Gedenkfenster in der Stiftskirche zu Tegernsee.
(Graf Arnold von Vohburg, Erfinder der Glas-Emailmalerei.)

Am 28. September 1879 beging das altberühmte Tegernsee ein glänzendes Fest: die neunhundertjährige Jubelfeier der ältesten Anstalt für Glasmalerei, die in Deutschland begründet wurde. König Albert von Sachsen, Herzog Theodor von Baiern mit seiner anmuthigen und kunstverständigen Gattin, der Prinzessin Josepha von Braganza, auch der Münchener Erzbischof waren zugegen. Vier Gedenkfenster, Graf Arnold von Vogaburg oder Vohburg, Abt Gozbert von Tegernsee, ferner Froumund und den älteren Werinher in Glasmalerei darstellend, wurden in den sich gegenüberstehenden Capellen der Stiftskirche eingesetzt, und Professor Sepp aus München, der Veranstalter und Mitstifter, hielt die Festrede. Die darauf folgende Festtafel, durch Gedichte und Reden belebt, bot als ganz besondern Schmaus einen wie für diese Gelegenheit eigens aus der Weissach aufgetauchten zweiundzwanzigpfündigen Silberlachs von vier Fuß Länge, und ein kühner Einfall Professor Sepp's, im Namen der vier alten in Glas verherrlichten Herren die Pathenschaft über die nächstkünftigen vier Söhne Tegernsees zu übernehmen, traf mit der seltsamen Fügung zusammen, daß schon bis zum dritten Tage ein Gozbert, Werner und Froumund das Licht der Welt erblickten.

Diese historische Feier, von welcher nur Altbaiern, nicht das große Deutschland Notiz genommen, war gleichwohl eine recht nationale; denn die Thatsache, daß die Glasmalerei eine deutsche Erfindung, hatte vor Professor Sepp keinen eigentlich sieghaften Vertheidiger gefunden.* Wenn auch die Entscheidung in der Sache urkundlich nicht über jede Anfechtbarkeit erhaben ist, so erscheint Sepp's Ansicht doch in einer Weise gestützt, wie keine der entgegenstehenden, und darum werth, daß an dieser Stelle Notiz von ihr genommen wird. Sie kehrt ihre Spitze der Hauptsache nach gegen französische Ansprüche. Wie von dieser Seite her 1840 das vierte Säcularfest der Erfindung der Buchdruckerkunst für das „französische" Straßburg reclamirt wurde, welches Ansinnens sich Mainz seiner Zeit mit Glück erwehrt hat, so kämpft hier ein Altbaier für die Ehre Deutschlands und seiner engeren Heimath namentlich gegen des berühmten und verdienstvollen Grafen Lasteyrie de Saillant „Geschichte der Glasmalerei nach französischen Denkmälern" (Paris 1857), ein von der Akademie, welcher der Graf angehörte, preisgekröntes Prachtwerk, sowie gegen eine Reihe anderer Kunstforscher Frankreichs.

Die eigentliche Glasmalerei, wie der Begriff heute verstanden wird, hat zwei Vorstufen, welche in keiner Weise mit ihr verwechselt werden dürfen. Zuvörderst kommt die *Glasmosaik* in Betracht, die durch Zusammenstellung farbiger Gläser erzielt wurde. Buntglas ergiebt sich in der Schmelze von selbst; das reine weiße lernte man erst nach und nach erzielen — und es kam zu theuer. Schon der altchristliche Dichter Prudentius (gestorben 413) gedenkt der mit mehrfarbigen Scheiben gefüllten Bogenfenster in der Basilika des heiligen Paulus in Rom. Sanct Peter erhielt erst bei der Krönung Karl's des Großen seinen Gläserschmuck; danach ließ Papst Leo der Dritte die Fenster der Apsis im Lateran mit Glas von verschiedenen Farben verschließen. Der Sophien-Dom empfing das Licht durch farbige Fenstergläser bereits 534, und in Paris stattete der Merowinger Childebert um dieselbe Zeit zuerst eine Kirche mit diesem Reichthume aus. Auch die kunstliebenden Chalifen verwandten Glasmosaik in ihren Moscheen; wenn der weltbekannte Geograph Karl Ritter schreibt: „Gemalte Glasscheiben bilden die Fenster im Grabdom Mohammed's zu Medina", so ist das ungenau gesagt, es sollte „farbige Gläser" heißen.

Die zweite Phase stellt sich als wirkliche *Bemalung der Fenster* dar. Und hier liegt der Punkt, wo mangelhafte Deutung alter Nachrichten die Franzosen zu unberechtigten Ansprüchen verleitet. Die Nachricht, daß bereits Heribald, der frühere Caplan

* Vergleiche dessen lehrreiche „Festschrift zur Stiftung der Gedächtnißfenster am Orte der Erfindung der Glasmalerei, zu Tegernsee." München und Leipzig 1878. (Verlag von G. Hirth.)

Karl's des Dicken, nachmals seine Kathedrale zu Auxerre „mit Glasfenstern und schönen Malereien restaurirt“ habe, redet freilich nicht einmal von Glasbemalungen, geschweige denn von Glasmalerei im modernen Sinne. Nicht besser gehört hierher, und wiederum nicht nach französischer Auslegung in das Capitel „Glasmalerei“, die Meldung des Mönches Ratpert von St. Gallen an seinen gelehrten Mitbruder Notker in dichterischer Schilderung der Einweihung des Frauenmünsters zu Zürich, welches Münster Ludwig der Deutsche 853 für seine Töchter Hildegarde und Bertha, als erste Abtissen, gestiftet hatte: „Bertha malte die Fensterfläche mit Pigmentfarben, dazu den Plafond“ ꝛc. Wie man sieht, ist hier von Fensterbemalung die Rede; die Zusammenstellung der Farbenzier von Fenstern und Plafond läßt an kein Einbrennen der Farben denken.

Auch die Darstellungen aus dem Leben der heiligen Paschasia, welche zur Verwunderung des Chronisten von St. Bénigne zu Dijon sich bis 1052 erhalten hatten, können der angestaunten Erhaltung willen nicht dauerhaft eingebrannt, sondern müssen aufgemalt gewesen sein. Es handelt sich um Harzmalerei mit aufgetragenen Kopal-, Bernsteinlack- oder sonstigen Gummifarben, wie sie schon in Pompeji vorkommt, den Byzantinern jedoch unbekannt blieb. Die mangelhafte Dauer dieser Malerei lernte man durch Anwendung von Zinksilicaten zur Aufleimung der Farben erhöhen. Auch Oelfarben verwandte man, indem man sie durch ein zweites schützendes Glas deckte, bis sich zuletzt Borax vorübergehend den Malern als Flußmittel zum Löthen oder zur Bereitung von Metallfarben und feinen Glasflüssen empfahl. Man bediente sich noch lange nach Erfindung der eigentlichen Glasmalerei, welche als Geheimniß bewahrt wurde und deshalb bei quantitativ geringer Leistung verblieb, der älteren Technik des Farbenauftrags, auch mit Rücksicht auf ihre Billigkeit.

Die dritte, vollkommenste Art ist nun die Kunst, *Buntmalerei in Glas zu schmelzen*, oder eigentliche Glasmalerei, und hierfür ist Tegernsee die erste blühende Anstalt. Erfinder oder wenigstens Begründer der Kunst ist, in Verbindung mit Abt Gozbert von Tegernsee, des letztern Jugendfreund *Graf Arnold von Vohburg*.

Die Stiftungsurkunde der Kunst, wenn man so sagen will, bildet ein noch erhaltenes lateinisches Schreiben des Abtes Gozbert, der von 983 bis 1001 regierte, an den Grafen Arnold, das in deutscher Uebersetzung lautet: „Ihr habt unseren Ort mit Werken von solchen Ehren in die Höhe gebracht, *dergleichen weder vorige Zeiten kannten, noch wir je besitzen zu sollen ahnten.* Die Fenster unserer Kirche waren bisher mit alten Tüchern verschlossen. In Euren glücklichen Zeiten wirft die *goldhaarige Sonne zum ersten Male durch buntfarbige Glasgemälde* (auricomus Sol primus infulsit per discoloria picturarum vitra) ihren Schimmer auf die Platten unserer Basilika. Die Herzen aller Beschauer durchzucken tausendfältige Freuden, wenn sie die Mannigfaltigkeit der ungewohnten Kunstarbeit anstaunen. *Oder wo in aller Welt umher ist eine Stätte mit solchem Schmuck geziert?* Euer Name soll dafür im Gebete bei Tag und Nacht celebrirt werden, und damit auch die Namen aller Eurer nächsten Verwandten zum Gedächtniß verzeichnet werden, wollet sie, auf Pergament eingetragen, durch gegenwärtigen Boten uns zukommen lassen. Wir stellen noch Eurer Ueberlegung anheim, jene Jünger zu erproben, ob sie in dieser Arbeit genügend unterrichtet sind, wie es für Euch ehrenvoll, für uns nöthig ist, oder, wenn ich einen Mangel bei ihnen entdecke, so sei es erlaubt, *sie zur besseren Ausbildung Euch zurückzuschicken.*“

Es ergiebt sich aus dieser Urkunde, daß, mag die Erfindung von Graf Arnold selbst, wie Sepp will, oder von Jemand in seiner Nähe gemacht worden sein, durch den dafür interessirten Grafen jedenfalls Tegernseer Klosterzöglinge mit der Technik vertraut gemacht wurden, zum Zweck der Entwickelung der neuen Kunstübung in Tegernsee selbst. Graf Arnold oder Arnolf der Zweite, der Gemahl einer Adelheid, Tochter des Markgrafen Perthold von Ammerthal, und Bruder jenes Poppo, welcher nach Wiederaufrichtung der zuvor bis zu völliger Auflösung heruntergekommenen Abtei deren erster Schirmvogt wurde, muß nach Sepp's Ausführungen Jugendfreund und einstiger Gutsnachbar Gozbert's gewesen sein, indem Letzterer als geborener Graf von Kelheim und Essing an der Altmühl vorkommt. Eine weitere Beziehung der Beiden zu einander ergiebt sich aus der Thatsache, daß Arnold in einer Urkunde de St. Emerano der Schirmvogt von Münchsmünster bei Weltenburg heißt, Gozbert aber von St. Emeran zu Regensburg aus als Abt nach Tegernsee berufen worden ist.

Nun erkundigt sich Gozbert noch um den Tod der edlen Adelheid, um deren Gedächtniß kirchlich zu begehen. Alle dachten bisher an die Kaiserin, Wittwe Otto's des Ersten, welche im December 999 zu Selz im Elsaß starb. Im Laufe des Federkrieges erklärt sie aber Sepp für die obige Gemahlin Arnold's, und gewinnt damit einen neuen Beweis für den gräflichen Stifter von Vohburg. Noch mehr! Ihr Tod und folglich die Fensterstiftung und *Begründung der Glasmalerei kann füglich ein Jahrzehnt vor 999 fallen.*

Viollet le Duc* reiste von Paris eigens nach Tegernsee, um die neunhundertjährigen Wiegenbilder der Kunst zu sehen. Doch die ersten Tegernseer Fenster gingen schon 1035 beim Kirchen- und Klosterbrande zu Grunde, und Werinher ward 1068 mit der Herstellung von fünf neuen beauftragt. Aber eine andere Erstlingsarbeit der jungen Kunst ist uns erhalten: Im Dome zu Augsburg, der 996 in Angriff genommen wurde, blicken noch heute über der östlichen Hochwand, statuarisch gehalten, aus fünf Fenstern Moses, David, Hosea, Daniel und Jonas ernst und streng hernieder, in einer Haltung und Ausstattung, welche für die Kunstforschung auf die Zeit Heinrich's des Zweiten, 1002 bis 1024, hinweisen; die übrigen dreizehn — mit Hinzunahme der Ostwand — fehlenden Figuren scheinen früh zu Grunde gegangen zu sein. Hier haben wir die Incunabeln der Glasmalerei, die ältesten erhaltenen Tegernseer Producte, wenn auch nicht zweifellos, so doch so gut wie sicher vor uns.

Daß die neue Kunst nicht fertig wie vom Himmel fiel, leuchtet Jedem ein, der die Schwierigkeit des ganzen Verfahrens kennt. Nur nach vielem Probiren konnte ein befriedigendes Resultat erreicht worden sein. Die ältesten Glasbilder waren allerdings in Holzschnittmanier ausgeführt und einfach mit scharfen Contouren umrissen. Aber schon die Bereitung des Glases erforderte Vorsicht; denn Natronglas verwittert leicht; nur Kaliglas bürgt für die Dauer. Und nun erst die chemischen Versuche mit der Farbenbereitung! Metalloxyde verbinden sich mit Kieselerde zu Silicaten, die durch Lösung in der Glasmasse ihr die Färbung mittheilen. Man verwandte anfangs in der Fritte gefärbtes oder massives Hüttenglas, zeichnete Umriß und Schattirung mit Schwarzloth und schliff Partien heraus, um Sternchen, Gewänder und allerlei Muster von mehr oder minder satter Farbe zu gewinnen. Die Hauptsache aber war, den Focus oder die Farbenstrahlung, die Tragweite jeder einzelnen Farbe, zu ermessen; damit die grellen die minder hellen Farben nicht ausstachen, mußte z. B. die Fleischfarbe eingeschränkt werden. Weitaus beherrscht, wie Sepp ausführt, die blaue Glasfarbe die Nachbarfarben, sodaß das Roth violett, Weiß bläulich erscheint, während Gelb und Weiß trennend und Roth auf beiden Seiten schwarz wirken. Die richtige Farbenzusammenstellung, sei es Isolirung mittelst Randstreifens, ist die Hauptsache. Dunkel auf Hell wirkt weniger als Hell auf Dunkel; so ist dieselbe Inschrift schwarz auf weiß zehn Meter weit leserlich, weiß auf schwarz dagegen fünfzehn. Ein schwarzer Flügel auf gelbem Grunde muß um ein Zehntel größer als ein gelber auf schwarzem Grunde sein, wenn er ebenso groß wie letzterer aussehen soll. Aus der Rücksicht auf die Wirkung erklären sich die durchweg zu klein gezeichneten Hände, die Auflösung des Weiß in Perlenketten, die Brechung des Roth durch schwarze Schraffirungen und so manche eigenthümliche Erscheinung der alten Glasbildnerkunst. Uebrigens bedienten sich die Alten des Bleiflusses zum Auftragen und Einschmelzen von Metallfarben; ihr Schwarzloth ist eben Kupferoxyd mit Bleifluß versetzt. Die metallischen Farben jener früheren Zeit sind tiefer, kräftiger und körperhafter, die Atome mehr krystallinisch gefügt, als bei den neueren; die Lichtstrahlen oscilliren im Inneren des Glases. Gerade die mangelhafte Ausscheidung der Eisentheile gab den alten Fenstern ihren gesättigten Ton. Außer der schwierigen optischen Frage hatten die ersten Künstler die Wirkung des Brennens auf die verschiedenen Farben zu erproben: Welche änderte sich sofort? Welches Blau wurde allmählich schwarz? Und Alles: Zeichnung, Zuschnitt, Malen, Brennen — die ganze Bereitung lag dem einzigen Künstler ob!

* Lettres adressées d'Allemagne à M. Adolphe Lance architecte par Viollet le Duc p. 77.

Aber die ganze Erfindung muß als solche auch geschichtlich vorbereitet sein. Sepp giebt in dieser Beziehung zwei Fingerzeige. Er macht einen kühnen Griff, indem er auf eine Notiz in des alten Philostratus „Bildern" verweist: „Die im Ocean lebenden Barbaren gießen die Farbe auf erhitzte Bronze (zum Pferdegeschirr), sofort haftet sie daran, verhärtet wie Stein und bewahrt die erhaltene Form." Es ist von der Insel Britannien die Rede. Septimius Severus hatte zur Verwunderung Roms aus Caledonien Proben einer gar nicht barbarischen Kunst, Schmelzornamente auf Bronze mitgebracht: da sah man Schilde mit edelsteinartigem, farbigem Email, glasemaillirte Schwertscheiden, Beschläge und Scheiben.

Gregor der Große schickte den Angelsachsen den Glaubensboten Augustinus; empfing er vielleicht auf diesem Wege die emaillirten Schmuckwerke und das Gefäßzeug, welche er der baierischen Fürstentochter und Longobardenkönigin Theodelinde überwies? Jedenfalls mußte das transparente Glasemail auf Metall schließlich auf die Glasmalerei führen. Nun aber waren die Glaubensboten der deutschen und nordschweizer Alpen und Baierns, die Gallus und Columban, Alto und St. Alban, Kilian und Sola und wie sie heißen, fast alle von den britischen Inseln gekommen.

Und in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts traten die Schottenklöster hinzu, die sich rasch ausbreiteten. Sollte nicht durch diese Beziehungen etwas von der Kunstfertigkeit des Insellandes mit in das baierische Klosterwesen gekommen sein und etwa über St. Gallen, wie Professor Lübke will, oder St. Emeran, wie wir mit Professor Sepp vorzögen, die Entwickelung der Emaillirkunst zur Begründung der Tegernseer Glasmalerei geführt haben? — Ein anderer Weg wäre etwa von der gleichzeitigen griechischen Cultur her denkbar, welche jene sehr entwickelte Buntglastechnik bewahrt hatte, von der die pompejanische Sammlung und die Katakombenfunde schon sehr fortgeschrittene Proben zeigen: Bilder auf Dickglas gemalt und mit Gold und subtilerem Glase überzogen. Goldene und über der Vergoldung wieder verglaste Perlen und Edelsteintropfen fertigten nach Froumund auch die Tegernseer Herren. Mit solchen Versuchen konnte man wohl auf das Einbrennen von Gemälden auf Glas in Farbenfluß kommen. Aus Griechenland hatte schon Otto der Erste buntgearbeitete Glasgefäße empfangen, und Otto der Zweite, der Wiederaufrichter von Tegernsee, war Gemahl der byzantinischen Prinzessin Theophania.

Doch kehren wir zu der jungen Tegernseer Anstalt zurück, die, kaum gegründet, schnelle Fortschritte machte! Der erstgenannte Glasmaler ist hier der ältere Werinher. Was die beiden in Tegernsee errichteten Glashütten betrifft, so lud der feinkörnige Quarzsand, den die Weissach absetzt, zur Anlage der bekannten Glashütte bei Kreut ein, wo man noch farbige Glasstücke auf der Halde findet. Aelter aber scheint die Glashütte in Winssee, dem Kloster gegenüber, nun beim Bauer „in der Au" geheißen. Hierzu kommt noch ein Glashüttenberg auf der anderen Bergseite am Sulforstein oder Längrieß. Das Bemalen der Scheiben und das Einbrennen der Farben im Brennofen wurde jedenfalls im Klosterbezirk selbst vorgenommen. Bald trafen die Bestellungen so zahlreich ein, daß der Bedarf nicht gedeckt werden konnte und Entschuldigungen aushelfen mußten.

Das Geheimniß, wenn auch in den Künstlerkreisen bewahrt, blieb nicht lange ausschließlich an Tegernsee haften. Nach 1029 finden wir einen ehemaligen Tegernseer, den Taufpathen des St. Gotthard-Passes, als Bischof Gotthard auf dem Stuhle von Hildesheim, und dieser überaus geistvolle und kunstsinnige Mann hatte Glaskünstler aus Tegernsee um sich. So wanderte die neue Kunst durch die Mönche der altbaierischen Abtei nach Norddeutschland, Schwaben und Niederösterreich, und an der Wende des elften zum zwölften Jahrhundert legte der „Priester Theophilus" — ein Pseudonym für den Mönch Roger Rutkerus oder Rüdiger — das Geheimniß der Technik in der Reichsabtei Helmarshausen an der fränkischen Nordgrenze urkundlich nieder.

Es würde zu weit führen, die Entwickelung dieser Kunst hier im Einzelnen zu verfolgen: den gewaltigen technischen Fortschritt durch die Wiederentdeckung des Ueberfangglases im dreizehnten Jahrhundert, wodurch man zwei Farben über einander anbringen lernte, deren eine man ausschleifen konnte, die mächtige Förderung derselben durch die Gothik, ihre Fortschritte in künstlerischer Beziehung, Hand in Hand mit der Malerei, ihre Ueberleitung von der monumentalen zur Cabinetsmalerei, bis zum endlichen Verfall, ja bis zum völligen Verschwinden jeder Kenntniß von der alten Technik des Glasmalens. Nur als Curiosum möge erwähnt sein, daß ein Ulmer Griesinger, welcher als Kriegsknecht nach Italien kam, dort Laienbruder bei den Dominikanern von Bologna wurde und die Glasmalerei nach Italien verpflanzte, dafür als Jacobus Alemannus oder da Ulmo nach seinem Tode 1491 selig gesprochen und Patron der Glasmaler wurde.

Der letzte Name in der Reihe der Glasmaler aus der alten Schule ist derjenige des Baselers Wannenwetsch, dessen Familie zweihundert Jahre vor ihm aus Eßlingen eingewandert war. Eine Nachricht über ihn aus dem Jahre 1765 besagt: „Es hat diese Kunst (die Glasmalerei) und nach abgenommen, sodaß man keine gewisse Zeit bestimmen kann, als ungefähr zu Ende des siebenzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Vor etwa dreißig Jahren ist der Letzte allhier, ein Bürger der Stadt, Wannenwetsch, verstorben, welcher noch einige kleine Sachen artig auf Glas gemalt und eingebrannt hat (die Thurneiserischen Fenster). Aber seine Farben waren gegen die alten wie todt und verdorben, und wurde die Kunst schon zu seiner Zeit für verloren gehalten, nämlich in Ansehung ihrer Vollkommenheit."

Bis zu dieser Zeit hatten sich auch die aufgestapelten Schätze der Glasmalerkunst sehr erheblich gelichtet. Der Puritanismus und die Bilderstürmerei der Reformationszeit, Kriege und Revolutionen, die Zerstörungswuth der Elemente, endlich die Nüchternheit der Aufklärungsperiode, welcher die Glasgemälde nur als widerwärtige Hemmnisse für das Eindringen des Tageslichts galten, hatten das Ihrige dazu beigetragen.

Die moderne Glasmalerei beruht auf einer praktischen Wiederentdeckung der verlorenen Kunst, welche mit dem Anfang dieses Jahrhunderts zusammenfällt. Ein Dosenlackirer in Nürnberg, Siegmund Frank, traf im Laden eines Glasers mit einem Engländer zusammen, der um Scherben alter Glasgemälde feilschte und die Aeußerung that: der könne sich ein großes Verdienst erwerben, der die einst so hoch entwickelte Kunst der Glasmalerei wieder in's Leben riefe. Frank griff den Gedanken mit Energie auf und kam über die Porcellanmalerei zum Ziele. Ein Wappenbild, das er 1800 fertig hatte, war die erste Probe, und der nachmalige Premier Wallerstein gründete auf seinem Stammgute gleichen Namens die erste Anstalt für Frank, bis der baierische Hof diesen an sich zog und die Utzschneider'sche Glashütte im aufgehobenen Kloster Benedictbeuren, sieben Stunden von Tegernsee, als Arbeitsstätte Frank's und seines jungen Gehülfen Ainmüller, die eigentliche Wiege der wiederentdeckten Kunst ward. Als 1845 die Gebäude für eine Anstalt in München fertig waren, übernahm Ainmüller dort das Institut, welches 1876 zum Fortbildungsinstitut für das Kunstgewerbe erweitert wurde. Eine Reaction gegen die malerische Richtung Münchens ging von England aus, wo man mit Erfolg zu der Technik der Alten umlenkte, und das farbensatte, dicke und wellige Kathedralglas der Engländer ohne zu viel Tafelmalerei hat sich heute auch bis München hin Bahn gebrochen.

Jetzt dürfte die schöne Kunst dauernd unverloren bleiben, und Baiern mag stolz darauf sein, dieselbe zwei Mal der Welt geschenkt zu haben.

Nihilismus und russische Dichtung.

Studien von Wilhelm Goldbaum.

2. Alexander Puschkin.

In die Weltpolitik ist Rußland durch Peter den Großen, in die Weltliteratur durch Alexander Puschkin eingeführt worden. Beiden ward dieses Verdienst lange genug nicht blos in Rußland selbst, sondern auch außerhalb der russischen Grenzen nach Gebühr angerechnet, aber Beiden wird es in der Gegenwart von undankbaren Nachkommen verkleinert, welche in ihrer Verwilderung und Einseitigkeit weder für das Genie auf dem Thron noch für dasjenige in der Dichtung ein Verständniß haben. Daß Peter der

Große die Cultur des Westens nach Rußland verpflanzte, beklagen die bornirten Stockrussen, welche die Wiederherstellung des asiatischen Czarenthums und die Erneuerung der Residenz in Moskau ersehnen; daß Alexander Puschkin sich an fremde Vorbilder, an Lord Byron und Walter Scott, anlehnte, verdammen die Nihilisten, deren dreistester literarischer Wortführer, der halbverkommene Pisarew, den traurigen Muth besaß, den „kleinen lieben Puschkin" einen „leichtsinnigen Versemacher", einen „kolossal unentwickelten Menschen" zu nennen.

In einem seiner Gedichte hat Puschkin, dichterischen Selbstbewußtseins voll, der Zukunft seinen Ruhm übermacht; er sang:

„Und lange wird mein Volk sich liebend mein erinnern,
Weil ich es oft erfreut durch meines Sanges Macht,
Für alles Gute Sinn erweckt in seinem Innern
Und den Gefall'nen Trost gebracht."

Und im verflossenen Jahre haben sie ihm in Moskau in der That ein Denkmal gesetzt, aber es ist blos von Stein. In dem Herzen der heutigen russischen Jugend hat Puschkin keine Stelle; da wühlt der Nihilismus mit seinen Krallen und vernichtet alle Poesie, alle Empfindsamkeit, alle Pietät. Nur die Alten hegen noch Puschkin's Andenken, und sie wissen auch noch, was er um die Freiheit gelitten. Er war kein Revolutionär, aber als echter Poet stand er auf der Seite des Volkes und vertheidigte dessen gerechte Sache dem Czarenthum gegenüber. Dafür ward er verbannt, dafür von der aristokratischen Gesellschaft Petersburgs gepeinigt, bis er blutdürstend sich einem Gegner zum Zweikampfe stellte und jung an Jahren sein Leben verlor. Ihn mit dem Nihilismus in eine Beziehung zu bringen, könnte gewagt erscheinen; dennoch muß er als ein Vorläufer desselben gelten; denn in seiner Seele keimten bereits die Gedanken, welche allmählich zu dem ungeheuren Mißvergnügen anwuchsen, das heute Rußland untergräbt; in seinen Gedichten lebten bereits die Urbilder jener blasirten, todesverachtenden Generation, die, unselig fortschreitend, zur Armee des Nihilismus sich entwickelte. Der Dichter ist ein Seher.

Die seltsamsten Widersprüche waren in Puschkin's Charakter vereinigt. Er jagte nicht nach der Gunst der Großen, aber auf seinen Adel war er fast in possenhafter Weise stolz; daß er mütterlicherseits von den spanischen Grafen Lerma abstamme, hätte ihm nur bestreiten dürfen, wer ihn beleidigen wollte. Daß ein Puschkin das Manifest, welches die Erhebung der Romanows auf den Czarenthron verkündete, mit einem Kreuze unterzeichnet hatte, erzählte er leuchtenden Auges, so oft sich nur in den Petersburger Salons Gelegenheit dazu bot. Sein Urahn Hannibal aber, ein Mohr, welchen Peter der Große ausbilden ließ und in der Folge zum General ernannte, war ihm allezeit ein Gegenstand kindischer Erinnerungsfreude; die Sehnsucht zog ihn immerdar nach Afrika, dem Mohrenlande, dessen Sonne das Blut seiner Vorfahren gekocht hatte.

Seine Natur beherbergte noch andere Räthsel. Er hatte auf dem Lyceum in Zarskoje-Selo wenig gelernt, so wenig, daß der berühmte polnische Dichter Adam Mickiewicz, der ihm in einer Petersburger Gesellschaft begegnete, über seine Unwissenheit nicht genug staunen konnte. Nachdem er aber zum Hofhistoriographen ernannt worden war, entwickelte er als Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber eine Thätigkeit, um die ihn ergraute Historiker offen beneideten. Er besaß nicht blos die Gewohnheiten, sondern auch die Bedürfnisse eines Cavaliers; er spielte hoch, ritt, focht und machte mit seinem Aeußeren Staat, obgleich er nicht gerade von imposanter Figur war. Als er bereits in ganz Rußland wie ein Heiliger verehrt wurde, vermochte er den Dämon des Spiels noch immer nicht von sich fernzuhalten. Fünf Rubel zahlte ihm sein Verleger für jede Zeile; wenn er am Spieltische alles Geld verloren hatte, warf er mit Bleistift Verse auf das Papier und machte mit ihnen seinen Einsatz. Aber dieser Cavalier hatte zugleich ein tiefes Verständniß für die Volksseele, und kein russischer Poet vor oder nach ihm hat mit gleich feinem Gehör dem Volksliede seinen Zauber abgelauscht. Er hat sich selbst ein Unrecht zugefügt, indem er, in der Gestalt des vornehmen Schriftstellers Tscharsky seine eigene Person dichterisch verkörpernd, von sich sagte, er wolle lieber als trivialer Weltmann denn als Literat erscheinen; er verliere sich in Kleinlichkeiten, an die bei einem begabten Manne kaum zu glauben sei; er stelle aus Eitelkeit den Spieler, Gastronomen und Sportsman vor, obgleich er sich nie der Trümpfe erinnere, insgeheim gebratene Kartoffeln allen Erfindungen der französischen Küche vorziehe und Gebirgsklepper gar nicht von arabischen Vollblutpferden zu unterscheiden vermöge. Das Gegentheil von alledem ist wahr, wie seine besten Zeitgenossen es bezeugen. Er hat sich wie ein Kind gefreut, als er während der Flitterwochen seiner verhängnißvollen Ehe so nahe bei Petersburg sich einnisten konnte, daß ihm der Gebrauch einer Equipage entbehrlich wurde, und was seine Vorliebe für die Franzosen betrifft, so ist es zwar gewiß und wiederholt von ihm bekannt worden, daß es ihm leichter war, Französisch als Russisch zu schreiben, aber es ist auch sicher, daß er starker nationaler Gefühle fähig war, wie jenes merkwürdige Gedicht „An Rußlands Verleumder" beweist, in welchem er den Parteigängern Polens in Europa zurief:

„O schweigt! Für euch sind nicht geschrieben
Die blut'gen Tafeln der Geschichte;
Ihr seid dem Streite ferngeblieben
Und unbefähigt zum Gerichte.
Für euch sind Kremlin, Praga stumm;
Nach neuem Kampf seht ihr euch um —
Tollkühnes Wagen ist euch Lust;
Haß gegen uns füllt eure Brust."

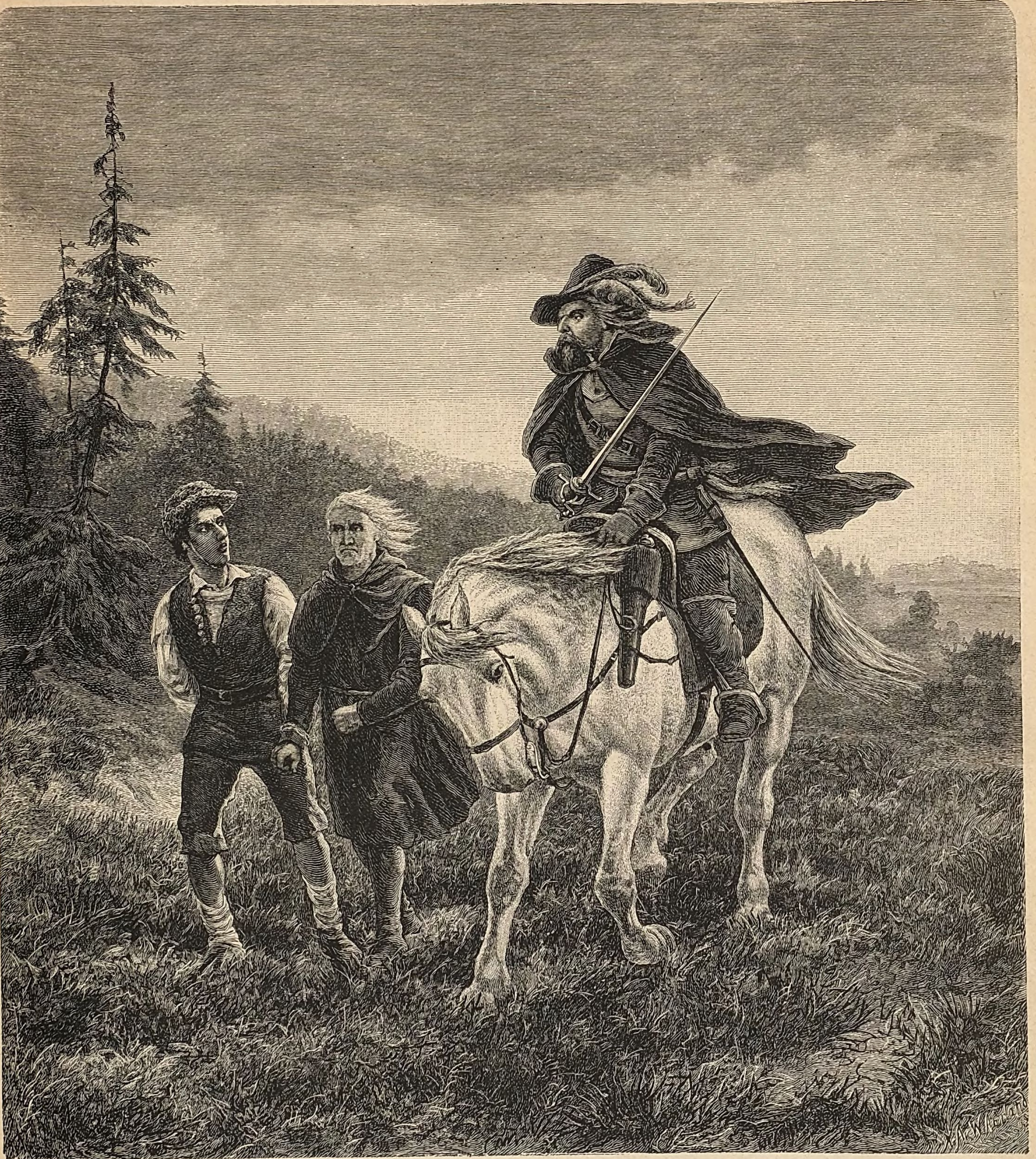
Hätten in seiner Seele nicht Widersprüche gewohnt, so wäre er auch kein Dichter gewesen. So parador es klingen mag, es ist dennoch wahr, daß der Widerspruch in der Seele, die Dissonanz, welche zur harmonischen Auflösung drängt, das Geheimniß aller Poesie ist. Daß dieses Geheimniß in dem damaligen Rußland ein fürchterliches war, daß fast Alle, welche es besaßen, daran zu Grunde gingen, darin liegt eine Tragik von erschütternder Gewalt. Puschkin, der den Herbst liebte und vor dem jungen Frühlingsleben in der Natur sich scheu verhüllte, hat am 10. Februar 1837, im Alter von kaum achtunddreißig Jahren, mit seinem Blute bezahlt, was Rußland an seinen Dichtern sündigte; seine Freunde und Dichtergenossen, Lermontow, Kolzow, Gribojedow, starben wie er, fast bevor sie auf der Höhe des Mannesalters angelangt waren, in Noth, Verbannung, Zweikampf. Ihm schien ein besseres Loos beschieden zu sein; der Czar hielt seine wohlwollende Hand über ihm, und der Ruhm drängte sich zu ihm, wie ein Weib zu seinem Geliebten. Die ersten Gesänge seines Versromanes „Eugen Onägin" wurden wie eine Offenbarung begrüßt; Hunderte von armen Teufeln fristeten ihr Leben damit, daß sie das Gedicht abschrieben, weil der Druck der ungeheuren Nachfrage nicht zu genügen vermochte. Aber das Elend faßte ihn an einer anderen, der verwundbarsten Stelle. Anonyme Briefe kamen ihm in's Haus, deren niederträchtige Absender ihm zuraunten, daß sein Weib ihn betrüge. Die Eifersucht ging mit ihm straßauf und straßab; er vermochte vor peinigendem Argwohn nicht mehr zu essen, zu trinken, zu schlafen, und als er dem Zerstörer seines Glückes, dem französischen Gecken Dantès, auf die Spur gekommen zu sein glaubte, als er denselben vor die Mündung seiner Pistole citirte, war er es selbst, den der Tod von dannen rief. Rußland weinte bei dieser Kunde, und der Czar, ein eiserner Mann, war tief erschüttert. Der Familie des Dichters ward auf des Czars Befehl eine Jahrespension von elftausend Rubeln zugewiesen und zur Herstellung einer Gesammtausgabe der Werke Puschkin's ein Betrag von dreißigtausend Rubeln bewilligt. Aber ausgelöscht ward dadurch die Schmach nicht, daß Rußland seinen besten Dichter nicht vor Elend und jähem Untergange hatte bewahren können, wie es fast alle seine Poeten vorund seitdem selbst vernichtete, weil es sie allein und vereinsamt auf ihren Posten ließ, nicht zu ihrer Höhe emporzuklimmen und in ihrem Glanze sich zu sonnen trachtete, sondern sie vielmehr herabzuzerren bemüht war in das dumpfe Elend, das der Staat über die Gesellschaft brachte und die Gesellschaft dem Staate mit stumpfer Apathie oder verzweifelter Auflehnung heimzahlte.

Und hier ist der Punkt, wo Puschkin's Genie mit dem Nihilismus zusammenhängt, wenn auch nur mit jenem resignirten Nihilismus, der zunächst nichts war als ein nagendes Bewußtsein der Ohnmacht, der Unfreiheit in Haus, Staat und Gesellschaft.

Als Puschkin noch auf dem Lyceum war, schrieb er mit Vorliebe französische Gedichte. In einem derselben entwarf er sein eigenes Portrait, und dabei entschlüpfte ihm folgendes Bekenntniß:

„Die bunten Feste liebe ich,
Schauspiele gleichfalls sehr;
Was noch ich lieb', das schriebe ich,
Wenn ich nicht im Lyceum wär'."

Wenn ich nicht im Lyceum wär'! . . . Vielleicht hätte es richtiger heißen sollen: wenn ich nicht in Rußland wäre! Denn



Gefangene Spione.

Nach dem Gemälde von Professor Schuch.

darauf kam die Sache hinaus, daß Niemand in Rußland sagen oder schreiben durfte, was er liebe. An Bildung und Erkenntniß mangelte es nicht; die Franzosen waren im Lande gewesen, und bald darauf die Russen in Frankreich; auf dem Wiener Congresse hatten die Repräsentanten der vornehmen russischen Welt Alles gekostet, was die Civilisation des Westens zu bieten vermochte. Der Czar selbst — Alexander der Erste — coquettirte mit dem Liberalismus, schwärmte für englische Verfassungszustände und spielte den Freisinnigen, bis die deutsche Russin Juliane von Krüdener ihn in ihren Netzen fing und mit den Nebeln einer mystischen Anschauung umgab. Damals hatte es einen Augenblick geschienen, als ob über Rußland die Sonne besserer Tage ihr Licht verbreiten wolle. Aber es war nur ein kurzer Traum; die ihn geträumt hatten, mußten es bitterlich büßen. Der Bund der Decabristen, welcher sich empörte, als Czar Nicolaus die Erbschaft Alexander's übernahm, ward blutig zertreten. Hat Puschkin diesem Decabristenbunde angehört? Es ist darüber viel gestritten worden, und der Verdacht, daß er im entscheidenden Momente von dem Bunde abgefallen, ward allerdings dadurch bestärkt, daß man ihn geraume Zeit in den revolutionären russischen Kreisen als Renegaten achtete. Allein es liegt keine Thatsache vor, aus welcher die Ueberzeugung geschöpft werden könnte, daß er in die Pläne und Absichten der Pastel, Bestuschew und Murawiew eingeweiht gewesen. Man rechnete eben nur auf ihn, wie man aller Orten auf

den Beistand der Dichter rechnet, wo um die Freiheit gegen den Despotismus gekämpft wird. Und dazu konnte man sich berechtigt erachten, da Puschkin kein Hehl daraus gemacht hatte, daß seine Seele von Freiheitssehnsucht erfüllt war.

Als achtzehnjähriger Jüngling war er aus dem Lyceum nach Petersburg gekommen, um dem Ministerium des Aeußeren zugetheilt zu werden. Er tanzte, schwärmte, flatterte wie ein Schmetterling um die Frauen her; man bewunderte seine gesellschaftlichen Talente, aber durch Arbeitssinn fiel er Niemandem auf. Um so mehr war man überrascht, als er sein Epos „Rußlan und Ludmilla“ veröffentlichte, welches sofort die hohe dichterische Begabung Puschkin's außer Zweifel stellte. Noch größer aber wurde der Respect, als Epigramme voll Witz und Schärfe, Gedichte voll tiefer Empfindung, Freiheitslieder voll Gluth und Energie unter seinem Namen im Manuscripte von Hand zu Hand wanderten.

„Dieser Puschkin ist Einer von den Unseren,“ flüsterten die Revolutionäre einander zu; „er ist ein gefährliches Subject,“ decretirte der Czar, als ihm Puschkin's „Ode an die Freiheit“ von höfischen Angebern zugetragen worden war. Und da derartige gefährliche Subjecte unter allen Umständen aus Petersburg entfernt wurden, so konnte auch Puschkin dem Schicksale der Verbannung nicht entgehen; man internirte ihn auf seinem Gute Michailowsk. Während er aber fern von der Hauptstadt im Exil lebte, erhoben sich die Decabristen und wurden niedergeschlagen, und als Nicolaus im Jahre 1826 zur Krönung nach Moskau kam, ließ er den Dichter durch einen Feldjäger zu sich entbieten, um ihm die Freiheit wiederzugeben. Das war Puschkin's Antheil an der damaligen revolutionären Bewegung; er hatte durch seine Gedichte geholfen, sie vorzubereiten, aber der Verschwörung war er fern geblieben. Nun leuchtete die Gunst des Czars über seinem Haupte, aber ihn vollends zum Sclaven zu machen, war sie nicht im Stande. Er schwieg, da er nicht sagen durfte, was ihm das Herz bewegte. Der Czar berief ihn zu sich in den Winterpalast, um ihn zu fragen, was das beharrliche Stillschweigen seiner Muse bedeute.

„Sire,“ antwortete der Dichter nach einigem Zögern, „ich will mit der Censur nichts zu schaffen haben.“

„Ist's das, Alexander Sergejewitsch,“ sprach der Czar, „so werde fortan ich selbst Dein Censor sein.“

Und in der That gingen von dieser Zeit alle Manuscripte Puschkin's durch die Hände des Czars.

Freilich war damals Alexander Puschkin kein Poet mehr, der dem Czarenthume gefährlich zu werden irgend eine Neigung in sich verspürte. Er hatte es aufgegeben, einen Kampf zu führen, in welchem rohe Gewalt ideale Forderungen niederhalten sollte. Aber die Thatsache, daß der Czar selbst seine Muse beaufsichtigte, hatte eine doppelte Wirkung: sie brachte ihn bei den Einen in den Ruf eines Abtrünnigen und erhöhte in den Augen der Anderen seinen Werth. Der Dichter ging mit dem König, aber als Geisel, nicht als freier Mann. Wer Augen hatte, um zu sehen, dem blieb die wahre Bedeutung dieses Schauspieles nicht verborgen: Nicolaus war zum Censor geworden, um die Poesie zu unterjochen; er wollte sie nicht zu fürchten haben; deshalb fesselte er sie unter dem Vorwande, sie versöhnen zu wollen.

Fürchtete er sie aber wirklich, dieser eherne Autokrat, dem niemals eine Anwandlung von Milde die Seele rührte? Nun, was Nicolaus empfand, das war nicht jene Furcht, welche eine Schwester der Feigheit ist, sondern die andere, mit der die Schlauheit ihre Wiege theilt. Auch hieß dasjenige, wovon Puschkin's Muse eine Weile gesungen hatte, nicht Freiheitsdurst, sondern Weltschmerz. Von England war das Gespenst herübergekommen; es hatte trotz aller Wachsamkeit der Kosaken die Grenzen Rußlands überschritten. Wenn man es sich verkörperte, so glich es einem wunderschönen, leidenschaftlichen, in allen Tiefen und auf allen Höhen der Menschheit bewanderten Manne, der den Despoten und den Philistern trotzte, einem Manne, der, halb Faust und halb Don Juan, nicht einmal seinen hinkenden Fuß zu verbergen brauchte, um die Frauen an sich zu fesseln, der eiligst da war, wo Völker um ihre Freiheit stritten — dieses Gespenst war mit Einem Worte Lord Byron. Und Nicolaus sah ein, daß auch ein Czar ohnmächtig war, zu verhüten, daß die Jugend sich von dem britischen Lord verzaubern ließ, daß sie ihm trunken folgte auf den Pfaden seiner unerhörten Phantasie und in Verzückung nachlallte, was er ihr vorsang.

Auch war damals noch die russische Jugend empfindsam, den Eindrücken der Schönheit zugänglich; sie hatte, freilich nur innerhalb des Kreises, den als ungeheuerer äußerer Ring die stumpfe Masse der Leibeigenen umgab, an deutschen und französischen Dichtungen ihre geistigen Neigungen genährt. Heute ist diese Jugend roh, verkommen, mit unverdautem Wissensstoffe angefüllt. Damals schwur sie auf Voltaire, Rousseau, Schiller; heute kniet sie vor Bakunin, Lassalle. Damals erfuhr sie in den Lyceen die Wirkung classischer Studien, und wenn sie auch für Tacitus sich nicht begeistern durfte, so konnte sie an Ovid und Horaz sich unbehindert ergötzen. Heute wird sie durch eine Realschule gejagt, der es entweder an den unteren oder an den oberen Classen gebricht und die kein Recht besitzt, ihre Zöglinge der Hochschule zu übergeben; wenn sie diese Realschule absolvirt hat, so steht sie rathlos da, ohne Aussicht auf Amt und Beschäftigung, und als ein Glück muß es dieser ausgediente Realschüler ansehen, wenn er irgendwo in Dorf oder Stadt bei einem Friedensrichter als Schreiber ein Unterkommen findet. Damals war der Gebildete in Rußland zumeist auch der Reiche; heute ist der halbgebildete Arme in der ungeheueren Mehrzahl. Und der Staat, der diese Halbbildung befördert, sorgt nicht einmal dafür, daß der Student bewahrt bleibe vor verfrühter Noth und Sorge; er erlaubt ihm, zu heirathen, noch bevor er die Universität verlassen — so reißt er mit sich auch ein Weib in Elend und Entbehrung.

Damals also flüchtete das Mißvergnügen sich in die Hülle des Weltschmerzes; es rang nach einem poetischen Ausdrucke. Heute nennt es sich Nihilismus, und durch dreiste politische oder socialistische Formeln hindurch grinst sein verzweifelter Blick den Staat, die Gesellschaft, die Familie an. Dieses Mißvergnügen war schüchtern, resignirt, als es dem Staate gegenüber keine andere Waffe zu schwingen vermochte, außer derjenigen des Verses oder der Philosophie; es ist herausfordernd und kühn geworden, seitdem es auf der Eisenbahn dahinbraust, mittelst des elektrischen Drahtes die Welt durchblitzen, auf dem Rücken des gedruckten Wortes in drei Tagen die Grenzen des gewaltigen Czarenreiches durchmessen darf.

Will man nun das Verhältniß Alexander Puschkin's zum Nihilismus bestimmen, so darf man wohl sagen, er repräsentire in der Entwickelungsgeschichte desselben das ästhetische Stadium, jenes nämlich, wo die Bewegung schlummert und ohne alle Tendenz, zwecklos, gleichsam um ihrer selbst willen sich bemerkbar macht, ja wo sie noch demjenigen, den sie erfaßt, nicht einmal zu vollem Bewußtsein kommt. Es muß als feststehend angesehen bleiben, daß der Kampf in Rußland sich, ganz wie anderswo, zunächst um das Recht der Persönlichkeit entspann und daß er in der Folge nur in dem Maße einen specifischen Charakter erhielt, in welchem die Art des Kampfes eine andere, dem slavischen Naturell der Kämpfer entsprechende wurde. Das Ringen um die persönlichen Berechtigungen hat aber von vornherein in seiner allgemein menschlichen Bedeutung etwas, das dem Poeten näher geht, als dem Politiker und Staatsökonomen. Je mehr Gewalt der Czar für sich in Anspruch nimmt und je brutaler seine Werkzeuge das Berechtigungsgebiet des Einzelnen — angeblich im Namen des Staates — verengern, desto eifersüchtiger trachten diejenigen, welche auf ihre Individualität nicht verzichten wollen, ihr „Menschenrecht“ zu wahren. Czar Nicolaus ist unter allen Czaren der größte Verächter des persönlichen Rechtes gewesen: er hat Iwan Turgenjew verbannt, weil dieser in einem Nachrufe von dem „großen“ Gogol gesprochen hatte. Als „groß“ sollte in Rußland nur der Czar zu gelten haben. Unter der nikolaitischen Regierung ist daher auch der Keim des Nihilismus gelegt worden.

Aber wo waren damals die Individualitäten in Rußland, welche sich zu wehren den Muth haben konnten? Unter dem Adel, der seitdem niemals aufgehört hat, an den Nihilismus sein Contingent abzugeben. Es war doch für einen Edelmann, der sich einen höheren Stammbaum als die Romanows vindicirte, auf die Dauer kaum erträglich, des Morgens über dem Voltaire, dem Byron, dem Schiller zu sitzen und des Nachmittags sich von einem Tschinownik „in des Czars Namen“ irgend ein persönliches Recht cassiren zu lassen. Es gab Niemanden unterhalb des Czars, der in irgend einem Augenblicke vor der Knute, vor der Deportation sicher war, und eine Sage erzählt, daß sogar Puschkin geknutet worden sei, als es sich darum handelte, ihm revolutionäre Neigungen auszutreiben. Zunächst also war die Bewegung eine wesentlich aristokratische, ihr Ziel, dem Czar und seinen Creaturen

gegenüber das Recht der Persönlichkeit zu wahren. Und zugleich war es eine Bewegung, die von der Jugend ausging; denn die Alten, in dem Rußland Katharina's geboren und erzogen, hatten frühzeitig verzichten gelernt, wenn sie überhaupt jemals Etwas zu wünschen sich erdreistet hatten.

Karamsin, der Historiker, Derschawin und Schukowski, die Poeten der Vor-Puschkin'schen Generation, sprachen niemals von Freiheit, und Schukowski, der Hofpoet, wurde thatsächlich geistesirr, als er, von Deutschland heimkehrend, die daselbst empfangenen Eindrücke in sich zu verarbeiten suchte. Puschkin dagegen beruft sich nicht ohne Stolz auf den Dichter Lomonossow, welcher dem Grafen Schuwalow, als dieser sich mit ihm einen Scherz erlaubte, rund heraus erklärt hatte:

„Excellenz, ich will nicht blos keines irdischen Machthabers, sondern selbst nicht meines Herrgottes Narr sein."

Da ist der Ursprung des Kampfes. Und Puschkin selbst sagt dem Czar in's Gesicht, er wolle lieber das Schreiben unterlassen, als die Censur dulden. Da ist die Resignation.

Und aussichtslos war bis auf Weiteres allerdings jede Auflehnung. Was konnte der Einzelne gegen die Macht des Czars aufbieten, hinter dem ein Wald von „todten Seelen" in stummem Gehorsam stand? Mußte aber darum ein Puschkin nothwendig zum Sclaven werden? Nein, der Dichter ist allemal frei, zum mindesten in dem Reiche, das er sich selbst mit seiner Phantasie aufrichtet: die Gestalten, die er schafft, sind ihm mehr unterthan, als die Leibeigenen dem Czar, und er darf zum mächtigsten Herrscher sagen:

„Mußt mir meine Hütte doch lassen stehn, die du nicht gebaut."

So blieb Puschkin trotzalledem der Stärkere von den Beiden; die Lücken, welche Nicolaus mit dem Rothstift in seine Dichtungen riß, haben nur gezeigt, wo der Kaiser schwächer war als der Dichter. Und der Dichter hinwiederum bewies an seinen Gestalten, um wieviel besser er Rußland kannte als der Czar. Denn diese Gestalten sind lebendig, weil ihre Urbilder es ebenfalls waren. Puschkin ging dem nationalen Bedürfnisse nach, indem er die Sage und Geschichte seines Volkes mit seiner Phantasie durchdrang, von Boris Godunow, Pugatschew, dem Czar Saltan und von Pultawa erzählte; er achtete den Geschmack seiner russischen Zeitgenossen, indem er ihnen in der Novelle „die Capitainsbraut", und in den Gedichten „das Räuberbrüderpaar", „Graf Nulin", „der Gefangene im Kaukasus" Früchte seines Genius darbot, welche ihnen wie Leckerbissen munden mußten. Doch auch das Elend der Zeit fand seine Verkörperung in dem bereits erwähnten „Eugen Onägin", diesem Muster aller problematischen Existenzen, diesem echten Repräsentanten des resignirten Nihilismus, der das Leben erschöpft, ohne seinen Werth zu erkennen, der den Tod sich wünscht, weil er neugierig ist, ob es auch in einer anderen Welt „so schal, ekel und unersprießlich" ist.

Wie müßig ist es doch, darüber zu grübeln, welchen Antheil Lord Byron's Einfluß an diesem „Eugen Onägin" hat, ob er ein echter Russe oder eine Composition von westlichen und heimischen Substanzen sei! Leser von Literaturkenntniß denken, wenn sie diesen Onägin kennen lernen, gleichsam mechanisch an Don Juan, an Faust, an Hamlet und an Manfred. Aber er ist von alledem etwas, außerdem jedoch ein vornehmer Russe aus der nikolaitischen Zeit. Das aber bedeutet, daß er ein unnützer, ein überflüssiger Mensch ist, der lebt, weil er geboren wurde, lernt, weil er neugierig ist, den Frauen nachstellt, weil dies der Czar erlaubt, spielt, weil er sich die Langeweile vertreiben will, und im Duell einen Freund tödtet, obgleich ihm die Empfindlichkeit des in seiner Ehre verletzten Freundes eine sehr problematische Sache zu sein scheint. „Er lebt zu rasch und fühlt zu früh", dieses Motto hat Puschkin seinem „Eugen Onägin" mitgegeben. Ja wohl, Onägin ist längst ausgelebt, da noch in seinem Leibe die Lebenskraft eines Riesen steckt; die Frage ist nur, warum er sich so früh ausgelebt hat. Warum? Hätte ihm der Staat erlaubt, seinem Leben einen ernsten Inhalt zu geben, es nach seiner eigenen Weise zu gestalten und mit einem dankenswerthen öffentlichen Wirken auszufüllen, so wäre ihm sein Lebenstag langsamer dahingeflossen und fruchtbarer. Aber der Staat hatte eine offene Pforte nur für diejenigen, die an sclavischem Gehorsam Gefallen fanden, und dazu war „Eugen Onägin" nicht gemacht. Er zählte zu der Masse von Leuten, welche sich für zu gut hielten, dem Staate bedingungslos ihre Persönlichkeit dahinzugeben, und dann zu schlecht wurden, um ihrer Persönlichkeit ein freies Stück Dasein zu erobern. Was er um sich her mit seinen Augen schaute, war Elend, Knechtschaft, Corruption; er mochte zuerst glauben, es werde besser werden, vielleicht morgen, übermorgen, in einem Jahre. Und er wartete, die Zeit bei dem Knalle von Champagnerpfropfen, in den Armen lüsterner Weiber sich verkürzend, philosophirend, dichtend, am Kartentische sich in Leidenschaft verzehrend. Aber es ward nicht besser.

„Sagt mir, ihr friedlichen Gewalten,
Wo meine gold'ne Jugend blieb!
Was wird der nächste Tag mir bringen?
Mein Auge, ach! kann nicht durchdringen,
Was sich verhüllt im Graun der Nacht."

Er konnte sogar tugendhaft sein, dieser Eugen Onägin; er konnte die schöne Tatjana, die sich ihm an den Hals warf, moralisirend zurückweisen und sich des poetischen Freundes Wladimir Lansky erfreuen, der ein echter Schwärmer war.

„Wladimir Lansky, von Gemüthe
Göttinger Bursch', der in der Blüthe
Der Hoffnung und des Lebens steht,
Verehrer Kant's ist und Poet.
Aus Deutschlands Nebeln kam er wieder
Mit Früchten der Gelehrsamkeit,
Freiheitsideen unsrer Zeit."

Aber es änderte sich nichts um ihn her, und es dünkte ihm zuletzt, daß es sehr gleichgültig sei, ob man gut oder schlecht ist, ein honettes Leben führt oder sein Vermögen verlottert.

Und so wird Onägin, nach Puschkin's eigenen Worten, zum „Product der Gesellschaft und der Sitten seiner Zeit, zerfressen von der Moralkrankheit, an der sein Geschlecht dahinsiecht". Der Dichter selbst aber entläßt ihn mit einem traurigen Bekenntniß, das er zum Schlusse dem Leser macht:

„Das Leben nahm mir viel, ja viel!
Heil dem, der früh sich abgewendet
Vom Lebensfest und, klug belehrt,
Das Glas nicht bis zum Grunde leert,
Seinen Roman nicht ganz beendet,
Den rechten Augenblick ersehn
Zum Schluß, wie ich mit Freund Eugen."

Der schauerliche Roman des Nihilismus war noch nicht über die ersten Capitel hinaus gediehen, als Puschkin seinem Volke diesen „Eugen Onägin" vorführte. Die Blasirtheit ist nicht gefährlich, die Resignation nicht bedrohlich. Aber es werden sich weitere Capitel anfügen und „Eugen Onägin" wird aufhören, sich mit Wein, Würfeln und Weibern zu bescheiden; er wird den Staat fragen: Was hast du aus mir gemacht? Und die Antwort wird ein Faustschlag sein, der sein Gesicht entstellt. Dann wird Eugen Onägin's Seele sich mit Wuth und Tücke erfüllen; er wird zuerst insgeheim knirschen und auf Rache sinnen, wenn aber die Zeit gekommen ist, wie ein Rasender an dem Staate rütteln. So wird der resignirte Nihilist sich in einen nihilistischen Mörder verwandeln, verhärtet in seinem Gemüthe durch das Gefühl einer fünfzig Jahre lang empfundenen Schmach. Und dann wird der Czar umsonst Censor sein wollen; denn „Eugen Onägin" wird Solowiew, Scheliabow, Kibaltschitsch heißen, und neben ihm wird nicht mehr die sanfte, schöne Tatjana schreiten, sondern ein Weib von ganz anderer Art, eine Wjera Sassulitsch, eine Sophie Perowski.

Nicht künstlich hergestellt, sondern geschichtlich geworden ist dieser Zusammenhang; nicht ohne Bedacht ist Alexander Sergejewitsch Puschkin als der Vorläufer des Nihilismus bezeichnet worden. Käme es darauf an, die Geschichte des Nihilismus in fortlaufender Darstellung von Ursache und Folge zu erzählen, so müßte es ein Kleines sein, bei jedem hervorragenden Dichter nach Puschkin einen „Eugen Onägin" nachzuweisen; freilich würde man ihn fortgeschritten finden in dem Willen und der Fähigkeit, dem Staate seine Sünden heimzuzahlen; denn das ist das Vorrecht der Dichtung, daß sie die Wirklichkeit begleitet, bisweilen wie ein Commentar, öfter aber noch wie ein Spiegel.

Hätte Czar Nicolaus, anstatt sich als Censor über den Dichter zu setzen, in den Spiegel geschaut, den ihm Puschkin vorhielt, so wäre seinem Sohne das furchtbare Schicksal, das ihn am Katharina-Canal ereilte, vielleicht erspart geblieben. Mit dem „Eugen Onägin" von damals hätte sich eine Versöhnung finden lassen; ob sie mit

den Nihilisten von heute noch zu erreichen ist, wird Manchem zweifelhaft erscheinen.

Das aber ist gewiß, daß jener despotische Czar, welcher der Dichtung Fesseln anlegen wollte, indem er den Dichter mit seiner Huld überschüttete, sich über die Dauer seines Werkes ebenso gröblich getäuscht hat, wie über die tiefere Bedeutung der Gedichte Puschkin's; denn als wäre er auf ihn gewendet, so klingt noch heute der Vers Puschkin's:

„Ein Denkmal hab' ich mir in meinem Volk gegründet;
Nicht Menschenhand erschuf's; kein Gras bewächst den Pfad;
Doch stolzer ragt es auf als jenes, das verkündet
Napoleon'sche Ruhmesthat."

Blätter und Blüthen.

Die Körperhaltung unserer Schüler beim Lesen und Schreiben. In den öffentlichen Vereinen, in der Presse und im täglichen Leben vernehmen wir heute immer häufiger die Klage, daß unsere Schuljugend mit geistigen Arbeiten überbürdet sei und daß das heranwachsende Geschlecht in Folge der verderblichen frühzeitigen Ueberanstrengung an seiner körperlichen Gesundheit geschädigt werde. Dringend verlangt man hier und dort eine Reform unseres Schulunterrichts in sanitärer Beziehung, wiewohl es nicht zu verkennen ist, daß wir in den letzten Jahrzehnten auf dem hygienischen Gebiete, was z. B. Luft, Licht und Wärme in der Schulstube anbelangt, nicht zu unterschätzende, ja wahrhaft große Fortschritte zu verzeichnen haben. Es ist nicht unsere Aufgabe, hier die Schulreformforderungen auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen; wir möchten nur auf Eines aufmerksam machen: daß bei der Behandlung dieser hochwichtigen Fragen scheinbar unwichtige, weil tagtäglich wiederkehrende und daher gewohnheitsgemäß übersehene Uebel fast ganz aus dem Auge gelassen werden.

Indem man mit Recht über das Uebermaß der Schularbeiten sich beschwert und Verringerung der Schulstunden und Unterrichtsgegenstände verlangt, scheint man zu vergessen, daß auch die Art, in welcher der Körper bei der geistigen Arbeit thätig ist, für die Gesundheit von der allergrößten Bedeutung ist; denn bekanntlich empfängt unsere Schuljugend nicht etwa, wie die philosophischen Jünger der altgriechischen peripatetischen Schule, den Unterricht im Spazierengehen, unter freier körperlicher Bewegung, sondern sie ist durch die nothwendige Schuldisciplin an die Bank gefesselt und so zum stundenlangen Sitzen an einer und derselben Stelle verurtheilt. Ist nun während des Sitzens die Körperhaltung des Schülers fehlerhaft, so wirken die sich daraus ergebenden schädlichen Einflüsse von Tag zu Tag und von Jahr zu Jahr, bis sie schließlich mit der unwiderstehlichen Macht aller consequent und lang andauernder Ursachen der kindlichen Gesundheit schweren Schaden zufügen. So kann z. B. die Kurzsichtigkeit eine Folge der schlechten Körperhaltung sein.

Aehnlich verhält es sich auch mit der Verkrümmung der Wirbelsäule, der Hemmung des Blutumlaufs und der Schwächung der Lungenthätigkeit bei unserer Schuljugend. Schule und Haus begehen in dieser Beziehung dieselben Fehler, und aus diesem gemeinsamen Schuldbewußtsein heraus erklärt es sich vielleicht, daß im Vergleich mit der Ueberbürdungsfrage von der schlechten Körperhaltung so wenig gesprochen wird. Umsomehr ist es anzuerkennen, wenn tüchtige Fachleute die Eltern über die Frage aufklären und die Aufmerksamkeit der Lehrer auf das alte Uebel von Neuem lenken. — Auf unserem Büchertische finden wir ein Werk, betitelt: „Körperhaltung und Schule, oder Schreiben und Zeichnen als körperliche Thätigkeit. Der vaterländischen Schule gewidmet von J. Daiber, Professor am königlichen Katharinen-Stift zu Stuttgart" (Stuttgart, Metzler'sche Buchhandlung, 1881), welches ausschließlich diesen Zweck verfolgt und das wir der besonderen Aufmerksamkeit unserer Leser, namentlich der Eltern unter ihnen, empfehlen.

In lichtvoller und sehr anschaulicher Weise behandelt der Verfasser zunächst die schlechte Körperhaltung unserer Schüler, belehrt uns über ihre Ursachen und Folgen und entwirft alsdann bestimmte Regeln für die Sitzstellung, Haltung der Beine und Arme, Lage der Hand, Führung des Stifts etc. und wendet sich schließlich der Besprechung der Aufgaben zu, welche in dieser Beziehung dem Hause und den Behörden zufallen. Leider gestattet uns der engbemessene Raum nicht, ausführlicher auf das genannte Werkchen einzugehen; wir hielten es aber für unsere Pflicht, in Anbetracht der gegenwärtig so lebhaft erörterten Unterrichtsfrage die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die Körperhaltung der Schuljugend während der geistigen Arbeit hinzulenken, und hoffen, daß diese Anregung genügen wird, um in vielen Fällen gewissenhafte Lehrer und Eltern zur Abhülfe mancher Uebelstände zu veranlassen. Das Daiber'sche Buch würde ihnen bei der Erfüllung dieser Aufgaben ein nicht zu unterschätzender Rathgeber sein.

Johann Christian Lobe. Wiederum liegt uns die traurige Pflicht ob, unsere Leser an ein frisches Grab zu führen, in welchem ein treuer und allbeliebter Mitarbeiter der „Gartenlaube" Ruhe gefunden. Johann Christian Lobe ist todt. Er starb am 27. Juli d. J. in hohem Greisenalter, zwei Monate nach seinem vierundachtzigsten Geburtstage. Im Jahrgange 1873 (Seite 337 ff.) haben wir den wackern Künstler und Gelehrten unseren Lesern im wohlgetroffenen Bildniß vorgestellt und seinen Lebensgang geschildert; als „Einer von den Alten Weimars" war er ihnen freilich kein Fremder mehr; denn er hatte durch seine zahl- und inhaltreichen Beiträge zu unserm Blatte sich in den Herzen Aller längst einen Platz erobert. Da sich der Jahrgang 1873 der „Gartenlaube" in Hunderttausenden von Händen befindet, so brauchen wir heute nur auf den dort enthüllten stillen Gang der Bildung dieses dreifachen Meisters hinzuweisen: Lobe war als Musiker Meister auf der Flöte; er war Meister in der musikalischen Composition und vor Allem Meister mit der Feder. Nur wer, wie er, vom armen Jungen, welcher der damaligen Volksschule seine ganzen Kenntnisse verdankte, durch eisernen Willen und Fleiß sich heraufgearbeitet, nur wer auf diesem Wege sich seine gelehrte Bildung in modernen Sprachen, in Philosophie und Geschichte anzueignen vermochte, nur der konnte auf Grund eigener Erfahrung ein so scharfdenkender und so klar darstellender Lehrer Anderer werden, und mit diesen Vorzügen verband Lobe noch die des Künstlergeistes und -Herzens, welche ihn dazu befähigten, jederzeit Schönheit und Anmuth der Form zu beachten und nie den warmen Hauch der Empfindung vermissen zu lassen, wo er zur Wirkung des Ganzen erforderlich war. Unser Artikel nennt auch Lobe's sämmtliche Werke, über die außerdem ja jedes Conversationslexicon berichtet. Wir können aber nicht unterlassen, hier noch einmal auf ein kleines Buch hinzuweisen, in welchem Lobe sich selbst malt. „Aus dem Leben eines Musikers" heißt es und ist 1859 bei J. J. Weber in Leipzig erschienen. Wir stehen nicht an, dasselbe als eines der liebenswürdigsten Bücher unserer Literatur zu bezeichnen, das der strebenden Jugend als ein Volksbuch in die Hand gelegt werden sollte. Durch dieses Buch allein wird das kommende Geschlecht Lobe, den seelenvollen Menschen und Künstler, kennen lernen und sein Gedächtniß um so treuer bewahren.

Spione auf ihrem letzten Gang. (Mit Abbildung S. 549.) Der Krieg, wie hoch auch immer seine Meister ihn preisen mögen, gehört zu den menschlichen Leistungen, vor deren Ausübung die Herzen aller wirklich gebildeten Völker zittern, bis die hohen Ideen von Vaterland und Freiheit die Waffen weihen und den Kampfmuth zur Mannespflicht erheben. Wie mit dem Krieg das Grausigste im Großen verbunden ist, so stellt er auch im Kleinen an seine Dienstverpflichteten Forderungen eigener, oft grausamer Art. Der Mann, der mit der Waffe dem Feind entgegengeht, wird selbst als Besiegter oder Gefangener noch ehrenhaft behandelt, derjenige aber, welchen die Kriegswissenschaft als unentbehrlich für die Vorbereitung des Krieges erklärt, der Kundschafter, der mit dem Muthe des Soldaten ungewöhnliche List und Klugheit verbinden muß, wird, wenn sein Unternehmen gelingt, oft sogar vom Freunde trotz alledem mit Geringschätzung, wenn es mißlingt, vom Feinde mit dem Tode belohnt. Selbst wenn der Kundschafter nicht zu den „gekauften Subjecten" gehört, wenn er, ein Mann der Waffen, aus den edelsten Beweggründen das Amt des Kundschafters übernimmt, so schützt ihn dies nicht vor dem Schicksal des „Spions", sobald er in Feindeshand fällt. Warum verfolgt das Kriegsurtheil nur diesen Kriegsdienst mit so unerbittlicher Strenge? Das Geheime, Hinterlistige desselben allein kann der Grund dafür nicht sein; denn darin steht der Minenkriegsdienst ihm gleich. Ist's der Charakter des Nichtmilitärs, der ihn dem Franctireur gleichstellt? Auch diesen kann die edelste Vaterlandsliebe in den Kampf treiben, und er wird wie der Spion behandelt. Dieser seltsame Gegenstand verdiente wohl eine Besprechung von Seiten eines gerechten und sachkundigen Richters. Jedenfalls haben wir unserem Bilde gegenüber keine Ursache, die beiden Gefangenen als Strafwürdige, als Verbrecher zu betrachten. Sie sind ihrem Schicksal verfallen und dem unheimlichen Gesetze der Kriegsgewalt.

Kleiner Briefkasten.

E. v. M. in Reval. Für den Unterricht im Pianofortespiel haben in den letzten Jahrzehnten auch hervorragende Componisten in der That werthvolle und praktische Werke geliefert. — Anton Krause in Barmen, der bekanntlich den dortigen Gesangverein zu einem der höchst stehenden gemischen Chöre Westdeutschlands emporgehoben hat, gilt mit Recht als einer der vorzüglichsten musikpädagogischen Autoren. Seine mannigfaltigen Etüden, seine ganz vortrefflichen, instructiven Sonaten (mit opus 1 beginnend) sind darum so rühmenswerth, weil sie in Erfindung und Haltung nicht nur stets das zu treffen wissen, was die Jugend anmuthet, sondern weil sie damit auch die Fortschritte der Schüler wesentlich fördern. Zugleich ist die compositorische Ausführung eine so gewandte und geschmackvolle, daß auch die Lehrer an diesen Unterrichtswerken eine persönliche Freude haben. Man kann sagen, daß Krause für dergleichen pädagogische Compositionen, wie sie sein sollen, den Typus hingestellt habe. Wenn nun von ihm ein neues Werk in Aussicht steht, die bei Breitkopf und Härtel erscheinende „Jugendbibliothek für Pianoforte zu vier Händen", so können Sie im Voraus annehmen, geehrtes Fräulein, daß Krause damit den lernbegierigen Clavierspielern wiederum einen außergewöhnlichen Genuß bereiten wird. Wir können Ihnen nur rathen, das neue Opus Ihrer Familien-Musikbibliothek einzureihen! Es umfaßt einen zum Gebrauch beim Unterricht bearbeiteten „Melodienschatz" aus Werken alter und neuer Meister und soll in acht Heften die Jugend mit einer sorgfältigen Blumenlese aus den Gärten eines Beethoven, C. Maria von Weber, Haydn, Schumann, Schubert, Bach, Händel, Mozart, Mendelssohn erfreuen. Die Unterrichtsliteratur für Pianofortespiel schuldet sicherlich Anton Krause ganz besonderen Dank.

W. in Riga. Absoluter Schwindel!

Hedwig K. in Teplitz. Die gewünschten Adressen lauten: Frau Professor Fanny Lewald-Stahr in Berlin und Herrn Professor Georg Ebers in Leipzig.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Mutter und Sohn.

Von A. Godin.

(Fortsetzung.)

13.

Der April brachte ungewöhnlich warme Tage, und schon lockte die seit länger als einer Woche stets unbewölkte Sonne junges Laub und Knospen hervor. Kirschen und Aprikosen standen in voller Blüthe. Die von Genoveva mit Vorliebe gezogenen Zierpflanzen, welche im Verandazimmer überwintert hatten, waren bereits draußen, zu dem grünen Winkel geordnet, welcher den Ausblick freiließ, während er die dort Sitzenden verbarg.

Es war Sonntag Nachmittag. Fügen saß, ein Buch in der Hand, hinter den breiten Palmenblättern, auf deren glänzender Fläche die bereits auf der Heimreise begriffene Sonne funkelnd spielte. Der Meister las aber nicht in dem Buche; er sah träumerisch hinab in's grüne Thal, auf den blitzenden Strom. Drunten läutete es hier und dort von den Glockenthürmen; es war um die Vesperzeit. Ganz nahe tönte das Frühlingslied einer Grasmücke in die Feierklänge hinein, zuweilen auch eine Kinderstimme.

Auf der mit Obstbäumen bestandenen Wiese, welche die innere Eingangspforte begrenzte, saßen Siegmund und Maxi einträchtig beisammen auf einem über das noch lichte Gras gebreiteten Teppich, dessen einen Zipfel der Neufundländer so gravitätisch inne hatte, als habe er das Amt übernommen, die zuweilen von einem Windhauche gelüftete Schutzdecke festzuhalten, eine um so großmüthigere Leistung, als die Kinder heute keinerlei Notiz von ihrem geduldigen Spielgefährten nahmen. Sie waren eifrig mit einer gezähmten Jochdohle beschäftigt, die zwischen ihnen hin und her hüpfte und sie mit den klugen Augen abwechselnd ansah. Maxi hatte ihr ein scharlachrothes Band um den Hals geschlungen, und auf dem schwerfällig beweglichen Kopfe saß ein Käppchen von Goldpapier; dieser seltsame Aufputz, zusammen mit dem tiefschwarzen, glänzenden Gefieder und dem rothen Schnabel verliehen dem Vogel etwas besonders Phantastisches. Vor Siegmund, der auf der dem Hunde gegenüberliegenden Teppichecke kniete, lag ein Haufen bunter, glitzernder Steine und Schieferstücke, woraus er einen Bau aufthürmte. Der Eifer, mit dem er sich dem Geschäfte hingab, ward höchstens von der Lebhaftigkeit Maxi's übertroffen, welche mit der Dohle sprach, fest überzeugt, von ihr verstanden zu werden, und daß der Vogel jetzt ein Prinz und der entstehende Prachtbau sein Palast sei. Die Kinderphantasie schwang ihren Zauberstab, der alle Dinge sicherer verwandelt, als das Gebot einer Märchenfee.

Hinter der Gruppe, wenige Schritte von ihr entfernt, saß Jana mit ihrem Bruder Lois unter einem blühenden Birnbaum im Gespräch. Der gedämpfte Klang ihrer Stimme ließ Fügen den Kopf wenden und niederschauen; sein zerstreutes Ohr und Auge nahm erst jetzt das stille Leben auf der Wiese wahr. Jana's dem Bruder zugewandtes Profil hob sich klar von dem dunklen Stamme ab, gegen den sie gelehnt saß; so oft der Wind sich regte, taumelten einzelne Blüthen nieder und hingen sich ihr in das Haar. Die reiche Flechte schien heute besonders schwer über dem feinen Köpfchen zu lasten, vielleicht weil das Gesicht zarter noch als sonst aussah; es war farblos wie die fallenden Blüthen. Fügen sah unverwandt auf sie hinab und seufzte; er lehnte sich ein wenig vor, um ihre sympathische Stimme besser zu hören, sie sprach aber zu leise, um von hier aus verstanden zu werden. Dafür hörte er Sigi's klares Stimmchen ernsthaft sagen:

„Wie ich noch ein Vogel war, hab' ich droben auf der Heitern Bahn gewohnt, bin immer rundum geflogen, und hab' ganz tief in den Himmel hineingucken dürfen."

Es war nicht zum ersten Male, daß Fügen Aehnliches aus dem Munde des kleinen Poeten vernommen; warum trafen ihn diese Worte so tief?

„Als Du noch ein Vogel warst —" murmelte er, und die Gedanken irrten um das Wort, weiter und weiter. „Ich war auch einmal einer — ein Singvogel, ein Wandervogel. Da hab' ich auch in den klaren Himmel hineingeschaut, oft und tief. Was bin ich denn heute?"

Es überlief ihn. Alles, was er je erlebt, kam ihm vor, als sei unermeßliche Zeit inzwischen vergangen; es war ihm, als wäre er gar nicht derjenige gewesen, an den sich jene Erlebnisse knüpften, sondern als wäre es ein Anderer, von dem man ihm erzählt hatte. Dieser Andere hatte nichts von dem Druck gewußt, der jetzt so schwer auf ihm lag. Er besann sich im halben Traum, wann doch das angefangen habe, und da glitt ein lichter Morgen vor seinem Geiste vorbei, wo er die Augen geöffnet und gesehen hatte, wie die Sonne auf der bunten Decke seines Bettes spielte. Ganz deutlich erinnerte er sich, wie das ihm so wohl gethan, da ihm war, als hätte er einen Alpdruck überstanden und dürfe sich jetzt freuen, weil das vorbei und weil es Tag war. Aber er konnte sich nicht freuen. Wie frisch war er dann auf seine Füße gesprungen, und wie fröhlich hatte er den Laden zurückgeschlagen! Da war die Sonne voll hereingeströmt, so licht, so gesund, daß ihm tröstlich zu Muth geworden. Damals, ja, da hatte es angefangen. Seitdem war er den fremden Druck nicht mehr los geworden; seitdem zog seine Symphonie so fern über ihm dahin, wie Wolken am Himmel; seitdem hatte er sich wie ein abgerissenes Blatt, das vom Baum

in den Strom gefallen, dahintreiben lassen durch fruchtlos gelebte Tage. Darauf besann er sich heute zum ersten Male. Wie ein plötzliches Zürnen über seine eigene Schwäche kam es nun über ihn, da er so scharf in sich hineinsah. Niemand wirft sich Schwäche so bitter vor, wie ein starker Mensch. Sich in Arbeit und Genuß an das Leben hinzugeben — das war das Ideal des Mannes in Fügen. Und daß nur in der größten Ruhe, im ungestörten Streben nach dem Unendlichen, die Kunst gedeihen kann — das war in ihm das Glaubensbekenntniß des Künstlers. War das Alles auf einmal Nichts? Warum blieb er hier, wo Kraft und Stolz und Manneswerth in jeder Stunde gefährdet wurden? Das mußte ein Ende nehmen. Der Entschluß zu gehen, und bald zu gehen, stand auf einmal so fertig vor ihm da, daß er es wie einen heimlichen Trost empfand, dieser Gedanke müsse doch schon lange in ihm gewesen sein, nur verschüttet, sodaß er nicht früher hatte zu Worte kommen können.

Mit letztem Hall zog ferner Glockenton durch die Luft. War es die hierauf folgende Stille, oder hatte sich der Wind gewendet — genug, die vorhin nur in einzelnen Lauten vernehmliche Stimme Jana's und ihres Bruders berührten jetzt Fügen's Ohr klar und deutlich; vielleicht hatte sie sich auch im Eifer des Gesprächs etwas erhoben. Mit seinen eigenen Gedanken vollauf beschäftigt, dachte er nicht daran, darauf hinzuhören, hörte aber dennoch.

„Wenn Du mir helfen könntest, Jana!“ sagte Lois eben eindringlich. „Es wär' mein Höchstes. Aber sie wollen daheim nichts davon wissen, der Vater nicht, und die Mutter noch weniger.“

„Meinst Du denn wirklich, daß es sein muß?“ wendete Jana in sanftem Tone ein. „Bedenk' nur, wer soll einmal auf der Mühle hausen? Der Florian, den unsere Theres' heirathet, bekömmt sein väterlich Hofgut; ich geh' nie von meiner Gnädigen; übrigens gehört dort auch ein Mann hin. Wer also soll's übernehmen? Das Mühlwerk ist unserem Geschlechte so lang schon eigen gewesen — bedenk's doch, Lois! Wie kommst Du nur darauf, daß Du jetzt auf einmal geistlich werden willst?“

„Wie ich darauf komme? Weißt noch den Tag, Du warst noch nicht lang wieder hier, wo der Bartelmä Pichler dazumal sein Primiz gefeiert hat? — Da ist's über mich 'kommen. Wie er im Priestergewand so dagestanden hat, vor dem nämlichen Altar, wo ihm die erste heilige Communion ausgetheilt worden ist, und wie er unter dem großen Glockenläuten seiner eigenen Gemeind' den Segen hat geben dürfen, und ihm vor Freud' die hellen Tropfen über's Gesicht gelaufen sind, da hab' ich auch anfangen müssen zu weinen, und da hat mir mein Schutzpatron den Gedanken ein'geben, geistlich zu werden. Ich hab' zur Muttergottes aufgeschaut; die hat zwischen lauter goldigem Sonnenstaub geflimmert über dem Altar. Da bin ich glückselig gewesen, wie ich mein Lebtage nicht war, und hätt' ihr gleich das Gelöbniß gethan, wenn ich gedurft hätt'. Weil aber doch Vater und Mutter erst Ja sagen müssen, hab' ich mich nicht wirklich verlobt; nur vorgenommen hab' ich mir's so fest, wie man sich vornimmt, in den Himmel zu kommen.“

„Mit dem Vater wird's schwer halten, die Mutter wär' schon eher herum zu bringen. Und Du bist halt noch so viel jung und müßtest dann ja schon zu Pfingsten nach Hall auf die Schulen, und später könnt's Dich reuen, Lois. Das Mühlgut ist fein. Manch Einer gäb' den Finger gern von der Hand, wenn's das seine wär'.“

„Gerade das freut mich,“ sagte Lois. „Ist's nicht noch feiner, dem lieben Gott recht was Großes als Opfer schenken zu können?“

Ein braunes Händchen zupfte an seinem Aermel; in seinem Eifer hatte der Knabe nicht bemerkt, daß Maxi herangelaufen war und mit großen Augen zuhorchte.

„Was will der Lois dem lieben Dott schenken?“ fragte sie begierig. „Thu lieber Maxi was schenken, lieber Dott is gar nis da.“

Der Knabe wandte dem Kinde sein glühendes Gesicht mit einem Blicke der tiefliegenden Augen zu, der wie aus weiter Ferne zurückzukehren schien.

„Der liebe Gott ist immer da, Maxi; Du siehst ihn nur nicht,“ sagte er, indem er das Kind auf seinen Schooß hob.

„Warum sieht ihn Maxi nit? Siehst ihn Du?“

„Nicht ich, und Keiner kann ihn schauen.“

Des Kindes dunkle Augensterne vergrößerten sich. Offenbar machte das Problem dem klugen Köpfchen zu schaffen; auf einmal erhellte sich das gespannte kleine Gesicht, und mit einem schelmischen Blitz in den Augen rief sie triumphirend mit dem hellsten Tone ihrer hellen Stimme:

„Wenn der liebe Dott in Spiegel buckt, kann er sich doch sehen.“

Ein kurzes Lachen unmittelbar hinter ihm machte Fügen zusammenfahren. Als er jäh den Kopf wandte, ließ Frau von Riedegg sich eben auf dem zweiten Sitze nieder. Er nahm sich zusammen; er that sich immer Gewalt an, wenn er in ihre Nähe kam; heute ward ihm das nicht schwerer, als sonst, eher leichter. Ein gefaßter Entschluß ist wie ein Damm; er hält die brausende Strömung auf.

„Sie hat das letzte Wort behalten, wie gewöhnlich,“ sagte Genoveva. „Dinge der Welt, oder Dinge des Himmels, der Instinct dieses originellen Geschöpfes erfaßt blitzartig jede Möglichkeit.“

„Gefährliches Talent für ein Mädchen! Doppelt gefährlich vielleicht für Diese,“ erwiderte er. Dann, nach einer Pause: „Wenn ich fragen darf, gnädige Frau, was haben Sie in Zukunft mit dem Kinde vor?“

Frau von Riedegg sah ihn erstaunt an.

„Was ich vorhabe mit dem vierjährigen Mädchen? Nun, sie wird leben, um zu lernen, wie alle Menschen. Was sie aber lernen, was aus ihr werden mag, wer sagt das heute? Vielleicht eine Dorfschullehrerin, vielleicht eine Kränzewinderin, wie ihre — wie Jana.“

„Nun bin ich befriedigt. Mir war, offen gesagt, bange, daß Ihr Interesse an dem aparten Naturell Sie daran denken ließe, Maxi als Kind des Hauses zu erziehen. Und das fällt selten gut aus! Ich weiß, daß sie Ihnen zugeweht ist wie eine Schneeflocke von irgendwo her. Sie gaben dem Findelkind eine Heimath — das war ein Werk der Barmherzigkeit; nur dann kann es aber ein solches bleiben, wenn Sie den Pflegling einzig für Pflichten erziehen. Wollten Sie ihr Rechte geben, oder nur irgend einen Anspruch darauf wecken, so würde die rechtlos Geborene dem gegenüber wahrlich nicht das letzte Wort behalten.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Genoveva.

„Ich meine, daß ein Wesen, welches im bürgerlichen Sinne keinen festen Boden unter sich hat, nur auf bescheidener Stelle leisten und genießen kann, was dem Leben Werth giebt — auf untergeordneter Stelle, wenn ich mich klar ausdrücken soll. Wollten Sie Maxi geschwisterlich neben Ihrem Sohne heranwachsen lassen, so hieße das nicht nur Siegmund beeinträchtigen — ihr selbst müßte solche Zwitterstellung verderblich werden. Sie wollen eine Arbeiterin aus ihr machen — gut und recht!“

Genoveva antwortete nicht. Ihr Auge hing an den Kindern, die wieder dicht neben einander spielten.

„Wie sagten Sie doch?“ sprach sie endlich in bedecktem Tone. „Ein Wesen, das keinen festen Boden unter sich hat, könne nur auf untergeordneter Stelle gedeihen? Ein seltsamer Satz im Munde eines so eifrigen Verfechters der Menschenrechte! Aber wahr — wahr! Und eben darum, damit es mir nie geschehen mag, dies zu vergessen, soll das rechtlos geborene Kind neben meinem Sohne aufwachsen.“

Fügen sah betroffen in ihr marmorstarres Gesicht; ein plötzliches Hellsehen durchzuckte ihn. Zugleich entwich jeder Gedanke an sein eigenes Selbst in weite Fernen; es war einzig sein braves, menschenfreundliches, jeder Noth zugewandtes Manneshherz, was jetzt zu Worte kam:

„Ich bin Ihnen längst kein Fremder mehr, Frau von Riedegg; Sie haben mich wiederholt mit dem Namen eines Freundes geehrt, und ein Freund verdient Vertrauen. Nicht erst heute ahne ich, daß Sie Sorgen um Siegmund's Zukunft tragen. Darf ich davon erfahren? Ich stehe vor Ihnen, ein Mann, der jeden Augenblick bereit ist, Alles, was er vermag, für das Kind einzusetzen, welches auch sein Kleinod geworden.“

Genoveva sah ihn unverwandt an: sein treuherziger Blick, der redliche, männliche Ausdruck seiner Züge ergriffen sie mit der vollen Macht der Wahrheit. Sie faßte und hielt einen Augenblick die ihr dargebotene Hand; dann antwortete sie ernst:

„Ich danke Ihnen. Vielleicht kommt wirklich der Tag, an dem ich Sie fragen werde, ob Sie Ihr Wort einlösen wollen.

Zunächst kann uns Keiner beistehen, wir müßten uns denn selbst helfen können. Mein Sohn ist zu großen Ansprüchen berechtigt — jeder Anspruch wird ihm bestritten. Lassen Sie sich hierin genügen! Es giebt Dinge, welche nur Schweigen behütet. Ich war kühn genug, zu glauben, daß es blos der Energie bedürfe, um dorthin zu dringen, wo man das Recht hat, zu stehen — inzwischen bin ich weiser geworden und habe begriffen, daß ich an fremder Gewalt scheitern mußte, weil ich nur ein Weib bin und — allein."

Wie eine Fluth brach des Mannes lang zurückgedämmte Empfindung bei diesem Worte zu Tage:

„Nicht allein, nie wieder allein, sobald —"

Sie hob leicht die Hand. Es war nur eine leise abwehrende Bewegung, doch verstummte er davor augenblicklich, während ihm das erregte Blut zurück zum Herzen trat. Schon einmal hatte ihm diese fast unmerkliche Geberde das Wort auf der Lippe, fast den Gedanken in der Seele erstickt; das war vor Wochen gewesen; seitdem lag es wie ein Riegel vor seinem Innersten — was hatte diesen zurückgleiten lassen in einem Moment, wo jeder Wunsch, sich zu äußern, ferner von ihm gelegen als je?

Genoveva's kühle Hand berührte flüchtig die des Verstummten.

„Irre ich nicht, so sprachen Sie mir einst vom Richteramte der Zeit," sagte sie gelassen, „sie mag unsere Bundesgenossin werden. Warten ist auch eine Kraft. Die meisten Menschen wollen und suchen Vieles; Einiges davon wird ihnen dann auch wohl zu Theil. Ich will nur Eines; es giebt für mich nur Eines zwischen Himmel und Erde: meinen Sohn!"

Sie schwieg, wie erschöpft; ein tiefer Athemzug hob ihre Brust. Dann erhob sie sich und stand vor Fügen, der aufgesprungen war, als ihm zuvor die leidenschaftlich erregten Worte entschlüpften; etwas gegen ihn vorgeneigt, sagte sie mit großer Anmuth:

„Sie forderten Vertrauen, lieber Freund — ich gab es. Sie kennen nun den Grundton meiner Gegenwart und Zukunft."

Ihre dunklen Augen forschten einen Moment in seinem abgewandten Gesicht und senkten dann den Blick auf die Baumwiese, über welche Jana's leichte Gestalt eben dem Hause zuschritt.

„Vertrauen fordert Vertrauen," sagte Genoveva immer noch mit dem halben Lächeln, welches ihre letzten Worte begleitet hatte; „auch mir ahnte vor Kurzem noch etwas, das Sie betrifft; hätte ich nur geträumt?"

Er wendete sich rasch; sein Blick folgte ihrem auf Jana gerichteten Auge.

„Geträumt!" sagte er schroff mit dicht an einander gerückten Brauen. „Oder sagen wir lieber wie im Märchen: es war einmal. Uebrigens habe ich Ihnen wirklich etwas mitzutheilen, gnädigste Frau. Briefe — Sie wissen, ich erhielt heute Morgen Briefe — rufen mich ab, früher als ich dachte. Man hat mir die Stelle als Capellmeister des P . . .'schen Conservatoriums angeboten; ich bin nicht entschlossen, will aber zunächst an Ort und Stelle. So stehe ich unerwartet vor raschem Abschied. Sie entlassen einen Dankbaren, Ihnen tief Verschuldeten."

Er hatte dies hastig, fast athemlos gesprochen. Als er nun doch Genoveva ansah, blickte er in ein seltsam befremdetes Gesicht. Während er sich längst von ihr errathen glaubte, selbst ihre Abwehr zu empfinden gemeint, war sie himmelweit davon entfernt gewesen, ihn zu sich in irgend einer Beziehung zu denken. Ihre frappirte Miene gab ihm sofort Stolz und Maß zurück.

„So plötzlich?" fragte sie. „Und Ihre Symphonie?"

„Sie hören das Finale wohl einmal vom Orchester. Statt dessen, gnädige Frau, gestatten Sie mir, ein Heft Lieder auf Ihre Schwelle zu legen, ehe der wandernde Musikant morgen darüber hinausschreitet."

„Morgen schon? Wahrlich, ‚ein kurzer Abschied für die lange Freundschaft'."

„Ist es nicht genug am Abschied — sollte er auch noch lange währen? Zwischen heute und morgen giebt es viele Stunden."

Er trat ein paar Schritte vor und blickte nun, die Hand auf dem Geländer, in den leuchtenden Abend hinaus. Ja, mit Abschiedsaugen sah er auf Berg und Thal. Die Sonne stand schon hinter dem Gebirge und jeder Gipfel begann sich zu färben; röthliche Flöckchen irrten am Gestein entlang und zerflossen. Hoch darüber standen die goldbesäumten Wolken, als spiegelte sich das Gebirge am Firmamente wie in einem See. Er hätte die Arme ausbreiten mögen; tief innen sprach eine Stimme mit vollem, süßem Klang: „Es war doch eine schöne Zeit."

Ob das Wort wirklich auf die Lippen getreten, ob Genoveva es in seinen schimmernden Augen gelesen? Sie stand an seiner Seite; ihr herrlicher Kopf war von Licht umflossen; nie hatte er in ihren Augen diesen hinreißenden Ausdruck gesehen.

„Eine schöne Zeit!" sprach auch sie. „Viel brachten Sie uns; viel nehmen Sie mit sich, wenn Sie uns verlassen. Ich habe auf der Welt keine große Summe von Freunden zu verlieren. Haben Sie Dank! Und Sie wissen, Dank ist neue Bitte. Ich zähle auf Ihre Wiederkehr, zähle darauf, von Ihnen zu hören."

Ehe er geantwortet, trat Jana auf die Terrasse. Hatte sie diese letzten Worte vernommen? Vielleicht; vielleicht auch hatte es einen anderen Grund, warum das Theebret, welches sie in den Händen trug, so erzitterte, daß die darauf stehenden, mit Erfrischungen gefüllten Glasschalen leise an einander klirrten. Genoveva sah sie nachdenklich an. Als Jana die leichte Last auf dem Tische niedergestellt hatte, ging Frau von Riedegg an ihr vorüber, dem Zimmer zu.

„Ich bin gleich zurück," sagte sie, auf der Schwelle den Kopf nach ihr gewendet; „laß Dir inzwischen erzählen, daß unser Hausgenosse von uns gehen will in die weite Welt hinaus! Darum nehme ich Dir für heute Dein Amt; der letzte Abend soll festlich sein — das will ich selbst anordnen."

Sie nickte und verschwand in der Thür.

Jana blieb, wie angewurzelt, stumm dort stehen, wo sie die unerwartete Kunde vernommen. Aus ihren bang auf Fügen gerichteten Augen sprach so unverhülltes, tiefes Leid, daß sein ohnehin zum Aeußersten angespanntes Fühlen überwallte. Mit zwei Schritten war er neben ihr, faßte ihre beiden Hände und sah ihr mit dem treuesten Blick in das bebende Gesicht.

„Jana, liebe Jana!" rief er innig, „es ist wahr: ich will, ich muß fort. Wie viel hätte ich Ihnen zu sagen und kann doch Nichts sagen, Nichts. Kann Sie nur um Verzeihung bitten tausendmal, wenn ich mich an Ihrem goldenen Herzen versündigt habe — nicht zu meinem Heil, o, nicht zu meinem Heil."

Er war in diesem Moment fassungslos; während er ihre kalten Hände zu seinen Augen emporhob und diese dagegen drückte, vernahm er des Mädchens sanfte, zitternde Stimme:

„Ich verstehe Sie nicht, lieber Herr Fügen. Das heißt, ich weiß ja Alles, was Sie mir nicht sagen; ich habe es ja schon lange gesehen, und es ist so natürlich. Wer könnte mit ihr zusammen sein, und sie nicht — auch hat es mich wohl bekümmern müssen, da ich weiß, wie sie einzig nur trauert, wenn sie das auch nicht zugiebt, trauert, und einzig um Sigi sorgt. So mag's denn gut sein, wenn Sie fortgehen. Sie waren längst nicht mehr froh, nicht mehr wie sonst — es wird also gut sein. Was Sie aber von Verzeihung sagten, das verstehe ich nicht. Mir — ich — ich habe nur zu danken."

Dies Alles war stockend, allmählich zu Worte gekommen. Er ließ ihre Hände los und sagte traurig, ohne sie anzusehen:

„Es war eine Zeit, Jana, da habe ich einen schönen Traum geträumt. Da sah ich ein liebes Mädchen, ein treues Herz an meiner Seite, lebenslang, als mein gutes Weib, mit dem der Weg eben und sonnig wäre, oder doch leichter zu gehen, falls er einmal steil würde. Jana, zuweilen spricht man aus dem Traume heraus, und vielleicht ist mir das auch geschehen, mit und ohne Wissen und Wollen — das möcht' ich mir von Ihrem guten Herzen verzeihen lassen. Denn — Sie haben recht gesehen — und mein schöner Traum ist aus."

Ihr zartes Gesicht glühte. Seliges Lächeln theilte ihre Lippen, ging in den lieben Augen auf.

„Jetzt träum' ich selber wohl," sagte sie ganz, ganz leise. „Oder könnt' es wahr sein, hätten Sie wirklich je, auch nur einen Augenblick lang, so an mich gedacht, mich werth gehalten —? Ich bin es gar nicht werth, aber ich dank Ihnen tausendmal dafür, wie für Alles, Alles, was Sie mir jemals gönnten. Nie — Gott ist mein Zeuge — nie hatt' ich so hohe, so unmögliche Gedanken; nie hätte das auch sein können, lieber Herr Fügen; denn ich hab' ein heiliges Gelöbniß gethan, bei meiner Herrin und den Kindern zu bleiben, so lang ich lebe. Das dürft' ich nicht brechen, auch nicht um den höchsten Preis. Was Sie mir da sagten, hat mir Armen, Geringen aber eine Krone aufgesetzt, die Keiner jemals sehen wird, die ich nur allein weiß, und daran gedenken werde ich bei Tag und bei Nacht, um ihrer werth zu sein, so weit ich's vermag. Seit Sie bei uns sind, bin ich viel besser geworden — das ist gewiß;

bei jedem heimlichsten Gedanken steht gleich der zweite, was Sie darüber denken würden, und das macht so gut."

Dem Manne gingen die Augen über. Ihm war, als sähe er auf einem Strom all sein reichliches Hab und Gut an sich vorüberschiffen in's Weite. Es anzuhalten war aber unmöglich.

„Ja, wir wollen versuchen, gut zu sein, Jana," sagte er weich. „Und Freundschaft halten, ob nun so und so viel Meilen dazwischen stehen oder nicht. Versprechen Sie mir Eins in die Hand: Sie rufen mich, wenn Sie je meines Beistandes bedürfen, Sie oder die Andern. Verlassen Sie sich darauf — ich komme."

Vor Vesperläuten des folgenden Tages hatte der Wintergast die Moosburg verlassen. Es ist seltsam, wie still und leer plötzlich alle Räume erscheinen, wenn ein Genosse des täglichen Lebens daraus verschwindet. Eine Stimmung geht durch das Haus, wie sie Einen überkommt, wenn Glocken aufhören zu läuten — die Welt steht und geht wie zuvor, aber sie scheint auf einmal stumm geworden. Genoveva hatte sich in ihr Zimmer zurückgezogen; die Kinder spielten auf der Wiese. Jana ging lautlos im Hause umher und besorgte pünktlich die täglichen Abendgeschäfte. Dann stieg sie still hinauf in die verlassenen Zimmer — auch hier zu ordnen, war ihr Amt. Als sie die Thür öffnete, überkam sie ein Abschiedsweh, das sie nur einmal ähnlich empfunden — damals galt es dem Tode. Ist Scheiden, Verschwinden nicht auch ein Sterben? Ihr war es so — in diesem Augenblick schwand Alles dahin, was sie getröstet; sie wußte nur Eins: es war vorbei. Still, mit überströmenden Augen, ging sie umher, ordnete, glättete hier und dort, berührte, wie liebkosend, jedes Geräth. Kaum wagte sie zu athmen, als ob ein Seufzer schon den Hauch von Gegenwart verscheuchen könnte, der hier noch zögerte und für ihr Empfinden noch Alles füllte, wie der Odem der Natur die Welt füllt. Auf dem Tische des Schlafzimmers, wo Fügen mit Vorliebe zu arbeiten pflegte, obgleich ihm andere anstoßende Räume zu Gebote standen, lag neben dem Schreibzeug eine Feder; es war ein Kiel, wie ihn der Meister stets zum Notenschreiben benützte. Wie manchesmal, wenn sie ihm eine Erfrischung in das Zimmer getragen, hatte sie solchen Kiel in der Hand gesehen, die Melodien festbannte. Feines Roth stieg ihr bis unter die Haare; sie streckte fast scheu die Hand aus und barg die Feder in ihrem Gewande. Als sie dann in das Musikzimmer hinaustrat, lag auf dem Pult des geöffneten Flügels ein Heft. Sie beugte sich hinab; ihr ahnte schon, was das sei. Ja wohl zögerte hier noch seine Seele. Genoveva's durchcomponirte Lieder füllten die Blätter, welche des Mädchens Hand jetzt langsam umwendete. Seltsam zwiespältiges Empfinden ergriff sie. Zwei Seelen zugleich blickten ihr entgegen, die der Herrin und die seine; diese Gemeinsamkeit that ihr wehe. Während sie vor dem Flügel saß und, die Linke auf den Tasten ruhend, Seite um Seite durchblätterte, flog ihr Auge über die Textesworte, welche er gewählt. Das Meiste war ihr unbekannt; die letzte Seite trug die Ueberschrift: Scheiden.

Auch die Rechte sank nun auf die Tasten nieder; halb unbewußt schlug Jana die einfachen Accorde der Begleitung an, und mit leiser, durch das heftige Klopfen ihres Herzens halb erstickter Stimme intonirte sie die schlichte, innige Weise:

„Leb' wohl, leb' wohl! kurz ist das Wort,
Der Inhalt aber tief —
Lang tönt es noch im Herzen fort,
Nachdem der Mund es rief.

Auf Wiederseh'n! melodisch Wort,
Voll Trug und Süßigkeit,
Du ruhst als tief verhüllter Hort
Im Schooß der Ewigkeit."

Ihre Stimme brach in Schluchzen. Um wen weinte sie so trostlos? Um den Lebenden, oder um einen Todten?

(Fortsetzung folgt.)

Max Bruch.

Ein musikalisches Charakterbild.

Wer in der ersten Hälfte der sechsziger Jahre einem der größeren deutschen Männergesangvereine angehörte, der wird sich des tiefgehenden Interesses erinnern, welches damals in jenen Kreisen ein die Phantasie mächtig ergreifendes Opernwerk hervorrief: Max Bruch's „Frithjof". Der Componist hatte sich mit einem Schlage einen gewaltigen Respect und große Liebe erworben, und obgleich er den meisten Sängern ein Neuling war, so hieß er doch sehr bald allgemein „unser" Bruch.

Als Max Bruch seinen „Frithjof" schrieb, war er noch ein ziemlich junger Mann (er ist am 6. Januar 1838 zu Köln am Rhein geboren). Seine Fähigkeiten hatten sich aber frühzeitig bemerkbar gemacht und waren — zum Theil von der eigenen Mutter — so eifrig und sorgfältig gepflegt worden, daß der Knabe in seinem vierzehnten Jahre bereits an siebenzig Compositionen geschrieben hatte, darunter eine Symphonie, welche in Köln im Jahre 1852 zur Aufführung kam. Von da ab studirte er einige Jahre als Stipendiat der Mozart-Stiftung bei Ferdinand Hiller und fing nun auch an, einige Compositionen drucken zu lassen. Den Winter von 1857 zu 1858 verbrachte er in Leipzig; dann lebte er wieder in seiner Heimath, wo immer weitere und weitere Kreise sich mit den veröffentlichten Werken des Componisten befaßten.

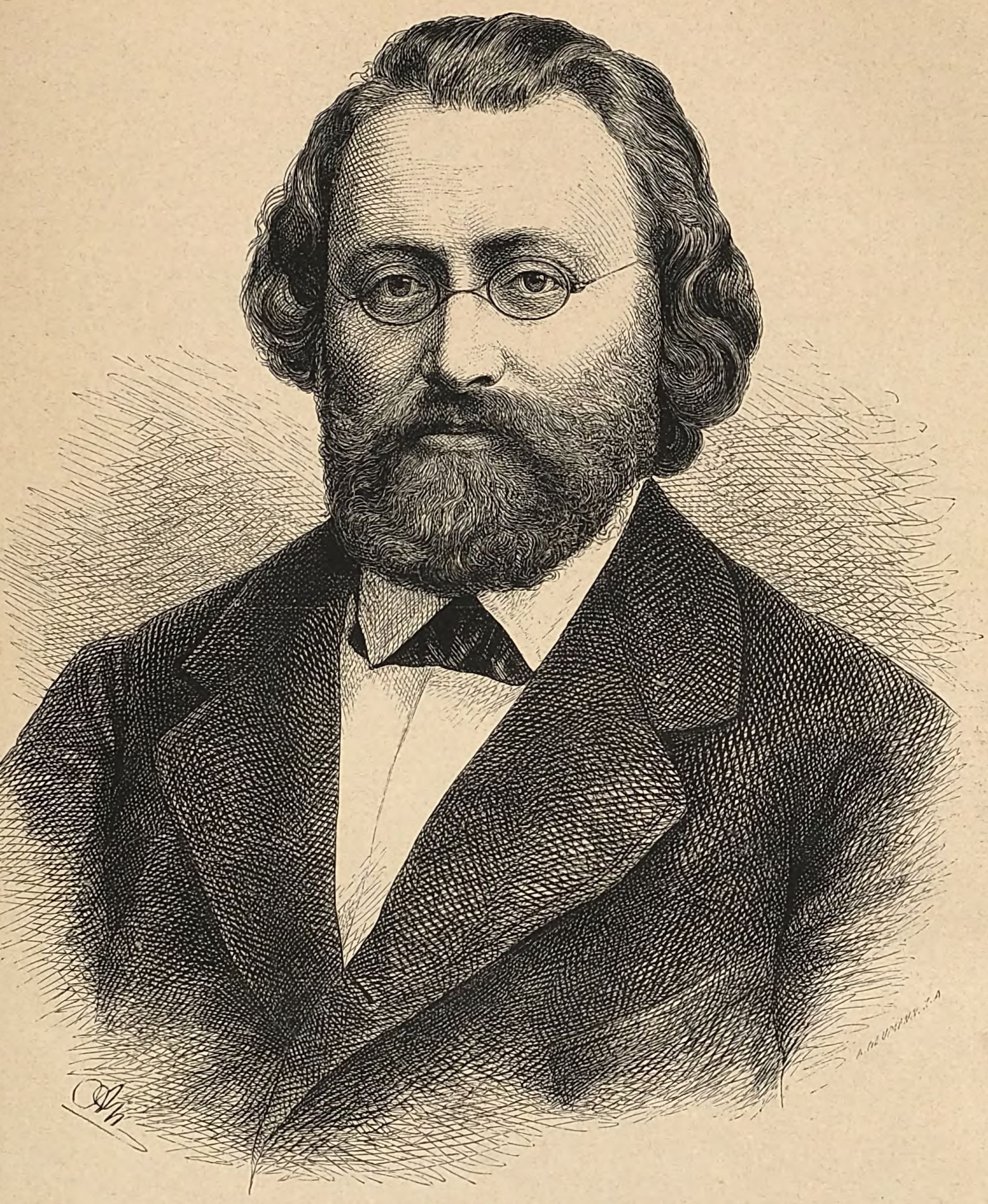
Neben manchen Artigkeiten, welche er der Hausmusik erwies — er componirte Clavierstücke, Lieder für eine und zwei Stimmen — waren es namentlich zwei kleine Chorwerke, durch welche sich der junge Bruch als einen begabten Componisten documentirte. Sie hießen „Birken und Erlen" und „Jubilate, Amen". Die letztere, sein Op. 3, zeigt ihn zum ersten Male in jener Virtuosität des Klanges, der die Mehrzahl seiner Compositionen, die Chorwerke voran, so viele blendende Wirkungen verdanken. Hier hat er einen Solosopran mit einem vierstimmigen Chor gemischt, dessen feierliche Weise bald wie aus der Luft, ganz aus der Ferne herüberklingt, bald schwebend näher rauscht wie mit Wettermacht — und darüber der Solisten süß schwelgende Melodien! Und das ist kein bloßer Ohrgenuß, sondern der innere Zusammenhang mit dem Texte macht die Musik poetisch und führt sie in die Seele.

Das erste größere Werk, welches Max Bruch in die weite Welt schickte, war die Oper „Loreley". Das Textbuch zu derselben hat Emanuel Geibel geschrieben und zwar für Felix Mendelssohn-Bartholdy, der aus demselben jenes Fragment componirt hat, das man in Concerten oft genug hören kann. Geibel schildert in dieser Dichtung, wie aus einem jungen anmuthigen Kinde, mit Namen Leonore, die arge Rheinhexe Loreley wird. Betrogene Liebe ist das Motiv, welches das gutherzige Landmädchen im Augenblicke der Verzweiflung den Teufeln des Stromes in die Arme treibt und den Bund mit ihnen schließen läßt.

Wie von einem so feinen und geschmackvollen Dichter zu erwarten, hat Geibel sein Hauptinteresse darauf verwendet, bei der Darstellung dieser Metamorphose uns sehen zu lassen, was dabei in der Seele der Heldin vorging, nebenbei aber auch die Handlung mit vielerlei Aeußerlichkeiten ausgestattet, wie sie nach einer älteren Auffassung für eine Oper wünschenswerth erschienen. Gerade für diesen Theil der Oper bewährte sich Bruch's Talent nun sehr glänzend. Da, wo die Geister triumphiren oder klagen, wo das Volk ein Weinfest feiert, wo die Fluthen des Rheines rauschen, hat der Componist starke und eindringliche Töne.

Das Werk wurde zuerst in Mannheim aufgeführt (im Jahre 1863), und fand von dort aus den Weg auf viele andere Bühnen; auch größere wie Hamburg, Leipzig führten die „Loreley" wiederholt unter vielem Beifall auf. Daß sie vom Repertoire verschwunden ist, bleibt zu bedauern — es hat aber seinen guten Grund darin, daß das Werk wohl einen theatralischen, aber keinen eigentlich dramatischen Geist besitzt. Die seelischen Momente sind matter ausgeführt als die scenischen. Die Phantasie des Componisten hat sich in Aufzüge und andere Bilder äußerer Natur viel lebhafter vertieft, als in den Gemüthszustand einer betrogenen Geliebten; die nebensächlichen Gefühle der Massen sind breit und in Naturtreue wiedergegeben, die Stimmungskrisen der Hauptpersonen meist mit dem gleichen Nachdruck und zuweilen conventionell.

Ungefähr ein Jahrzehnt später schrieb Bruch wieder eine große Oper „Hermione". Sie ist nach dem Shakespeare'schen „Wintermärchen" bearbeitet. In Berlin und Dresden errang sie einen sogenannten Achtungserfolg — im Ganzen ist sie sehr wenig gegeben



Max Bruch.

Nach einer Photographie auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

worden. Schade um den schönen zweiten Act, der uns Hermione im Gefängniß und vor Gericht sehen läßt! Die Musik spricht dort das Traurige wie das Gespannte der Situation im vollen Strome aus und gehört zum Besten, was die neuere Zeit aufweisen kann. Mit diesen Werken ist die Thätigkeit Bruch's als Operncomponist bisher abgeschlossen; denn die kleine einactige komische Oper „Scherz, List, Rache", das Op. 1 des Componisten, darf wohl nicht mitzählen. Es ist möglich, daß er in der Zukunft das Feld der Oper nochmals betritt. Man sieht es den Recitativen seiner zweiten Oper, der „Hermione" an, daß er gestrebt hat sich nach dieser Richtung zu vervollkommnen.

Bruch's Eigenthümlichkeit besteht nun in der Frische und Wärme, mit welcher er allgemein menschliche Gefühle, wie die Elternliebe, das Heimweh, die Freude an Gottes schöner Sonne, trotz der Abgebrauchtheit derselben, wohlthuend und frisch zu äußern weiß, und dies namentlich, wenn sie freudiger Art sind.

Es ist in Bruch eine schöne reine Naivetät. Darin liegt ein starker Zug von Ursprünglichkeit, der um so höher zu schätzen bleibt, als er in unserer Zeit so selten ist. Diese Naivetät giebt den Bruch'schen Werken etwas Jugendliches, und so ist es denn auch namentlich die Jugend, aus der dem Componisten seine begeistertsten Bewunderer zuströmen. Die jungen frischen Studenten, die seinen „Normannenzug", seine „Waldpsalmen", seinen „Frithjof", sein „Lied der Städte" singen, erblicken in ihm einen von der Muse Gekrönten, zu dem sie selbst in einer Art geistiger Vetterschaft stehen. Aber auch die Alten haben ihn gern; denn er läßt ihnen die Tage der Jugend wieder aufleben und macht, daß ihr Blut heftiger pulsirt beim Anblick der Freuden, die der gütige Schöpfer Allen ohne persönliches Entgelt gespendet hat.

Das erste Werk nun, in welchem dieses specifische Talent Bruch's in den Vordergrund treten und voll zur Geltung kommen konnte, das war eben der oben genannte „Frithjof", welchen der Componist nach der Oper „Loreley" schrieb und im Jahre 1864 in Aachen zur ersten Aufführung brachte. Der große Erfolg, welchen das Werk in allen namhaften Städten Deutschlands, ja auch in England, Amerika und Rußland errang, ist bekannt. Gewiß haben ihn äußere Umstände stark gefördert: In der Literatur des Männergesangs war gerade damals das Bedürfniß nach einem neuen größeren Werke sehr fühlbar; auch der dichterische Stoff, wie er in der herrlichen schwedischen Dichtung Esaias Tegnér's zum Ausdruck kommt, war an sich schon sehr fesselnd, und die Neuheit der gebrauchten musikalischen Mittel, die Zuziehung der Frauenstimme namentlich, mag die Reize des Werkes sehr erhöht haben. Aber der letzte Grund der großen Wirkung, den die Scenen aus „Frithjof" übten, lag in der eigenen Natur des Componisten: in seiner starken Gabe — von Heimath und von Freiheit zu singen. Das war ein ungekünsteltes,

gesundes Empfinden, das waren kräftige Töne, ein langer Athem und ein frisches Leben. Eine blühende Phantasie sprach sich in fest gefaßten Bildern aus: furchtbar und majestätisch grauenvoll stand die Scene da mit dem brennenden Göttertempel, groß belebt von Mannesmuth und von Wellengewalt durchweht, die Meeresfahrt, mit der das Werk endet. Und die Melodieen und Formen, in denen das ausgesprochen, waren nahezu volksthümlich, einfach. Denn fast gleich stark wie im Ausdrucke der uralten, edlen Menschen- und Massengefühle, ist Bruch's Talent in der Andeutung äußerer Naturbilder: in jener Art von Malerei, durch welche die Meister von jeher den geheimen Zusammenhang zwischen der sichtbaren Welt und dem Tonleben bestätigt haben.

Auch der „Frithjof“ hat in den psychologischen Partien seine Schwächen, aber mehr als in anderen Werken half eben hier der kräftige, herrliche Text über solche Mängel hinweg. — Wenn Tegnér's Held ruft: „Still, Priester mit dem Opferstahl, bleiche Mondscheinfürsten!“ — was braucht's da noch der Musik?

Aber trotzalledem hat der „Frithjof“ Schule gemacht; er ist oft nachgeahmt worden. Sicherlich wird er und Bruch's Name mit ihm in der Geschichte des Männergesangs unvergessen bleiben.

Daß der junge Componist durch dieses Werk einer der populärsten Künstler wurde, liegt in der Natur der Sache; denn ein gelungenes Werk auf diesem Gebiete erwirbt sich Freunde und Kenner in denjenigen Kreisen des Volkes, welche der Kunst im Uebrigen ferner stehen.

Die außerordentliche Gunst, die man dem Componisten jetzt entgegentrug, kam auch seinen früheren Werken zu Gute. Namentlich war es ein Männerchor, der von nun an auf den Repertoiren der Vereine erscheint, der „Römische Triumphgesang“ (Op. 19). Er bietet ein stark realistisches und kräftiges Bild von einem Einzug jener Prätorianerhorden, vor denen die Welt zitterte. Aus diesen Rhythmen klingt ihr fester, wuchtiger Tritt, aus diesen schweren Harmoniemassen ihr unwiderstehlicher Ansturm, und aus den jauchzenden Melodien sprüht jener halbverwilderte Geist, der die unglücklichen Gefangenen den Bestien preisgab.

Bruch wird unstreitig von den kräftigen Gestalten und Ereignissen der Historie besonders angezogen. Er begegnet sich hierin mit Hermann Lingg und Victor Scheffel, zwei Dichtern seiner Wahl und seiner Art. Ich wüßte keinen von unseren Componisten, der den frischen, herbkurzen Ton des „Normannenzuges“ besser getroffen hätte, als Bruch in seiner Composition. Wenn man das: „O Kreuz und Buch und Mönchsgebet! — wir müssen Alle von dannen,“ und ähnliche kernige Worte des Dichters nur einmal in dieser knappen, stahlfesten Melodie gehört hat, so steht sie fest im Gedächtniß für immer. Der „Normannenzug“ (Op. 32) gehört der Zeit nach dem „Frithjof“ an, jener reichen, fruchtbaren Periode, welche der Componist in angenehmen Dirigentenstellungen zu Coblenz und Sondershausen verbrachte und in der seine frischesten Werke entstanden sind: sein „Salamis“, „Schön Ellen“, „Frithjof auf seines Vaters Grabhügel“, „Die Flucht nach Aegypten“, das erste Violinconcert und die beiden Symphonien, sowie die werthvollen Lieder „Biterolf im Lager vor Akkon“ und „Altdeutscher Herbstzeitreigen“.

Bei der obigen kurzen Aufzählung sind zwei Werke Bruch's nur gestreift worden, die ausdrücklich betont werden müssen. Es sind dies das Violinconcert in G-moll (Nr. 5) und die erste Symphonie in Es-dur. Der Erfolg dieser Compositionen berechtigte Max Bruch nun auch zu einem ehrenvollen Platze unter den Instrumentalcomponisten. Das Violinconcert war für die Violinvirtuosen fast eine ähnliche willkommene Ueberraschung, wie seiner Zeit der „Frithjof“ für die Männerchöre. Man kann wohl sagen, daß seit dem Mendelssohn'schen Geigenconcert kein anderes Werk dieser Gattung wieder eine so allgemein freundliche Aufnahme gefunden und verdient hat. Der Hauptvorzug des Violinconcertes ist die möglichst enge Verbindung von Mensch und Virtuos, die dieser Composition zu Grunde liegt. Dieses Geigenspiel gleicht dem Lerchengesang; es erscheint durch und durch wie der unwillkürliche und natürliche Erguß einer Seele, die in Tönen spricht. Wiederholt steigt beim Anhören und Studiren des Werkes vor Einem das Bild des einsamen Pußtensohnes auf, dem die treue Fiedel den nächsten Freund, das andere Ich bedeutet. Es liegt etwas ungewöhnlich Poetisches, etwas Ursprüngliches und Elementares in der Art, wie Bruch hier den Geigenton verwendet. Unwiderstehlich zwingen diese männlichen tiefen Töne zum Lauschen. Sie klingen wie in die Nacht hinaus, lang und ernst. Der Spieler versucht das Instrument bald in tändelnden, bald in wild jagenden Klängen. Es gehorcht, und nun beginnt eine geordnete Erzählung in ihren drei Theilen: Klage und Leidenschaft, sodann weiches Sehnen und endlich kräftig trotziges Aufraffen. In diesem letzten Satze strecken sich Glieder, schnellen Muskeln von Riesenanlage; im zweiten Satze schweben wunderbar milde Melodien, das Schönste des ganzen Werkes bleibt aber doch das kurze freie Stückchen Präludium vor dem Beginn des ersten Satzes — ein wirklich genialer, echt Bruch'scher Zug!

Bruch hat für die Violine später noch mehrere Werke geschrieben, auch ein zweites Concert, das aber die Sympathien der Virtuosen nicht in gleicher Weise wie das erste erhalten hat. Das zweite Concert Bruch's ist jedenfalls bedeutend, wenn auch ohne Spuren jener glücklichen Naivetät, welche seinen Vorgänger auszeichnen, und nach der Seite des melancholischen Ausdrucks sogar ein Fortschritt. Ein frischer Erstling steht aber den nachfolgenden Geschwistern oft im Wege. Das bekannte Beispiel, welches hierfür die Geschichte der Weber'schen Opern bietet, hat sich bei Bruch nicht nur bei seinen Concerten, sondern auch bei seinen Symphonien mehrfach wiederholt. Die erste schlug durch, bei den Musikern wegen der Durchführung und Anlage des ersten Satzes, beim allgemeinen Publicum namentlich wegen des urwüchsigen, volksthümlich lustigen Trios im Scherzosatze.

Es ist doch ein großer Unterschied zwischen dem gewöhnlichen Leben und der Kunst. Dort ist es eine Herzenssache, auch an den schweren Stunden eines Menschen Theil zu nehmen, dem wir angenehme Erinnerungen verdanken. Von den Freunden eines Componisten aber gehen in der Regel „tausend auf ein Loth“, sobald er zum ersten Male mit düsteren und traurigen Mienen auftritt. So ist auch Bruch von den Verehrern und Bewunderern seines ersten Violinconcertes und seiner Es-dur-Symphonie einfach im Stich gelassen worden, als er mit seiner zweiten Symphonie (F-moll) erschien. Sie ist ein durchaus pathetisches Werk und zeigt uns den Componisten zum ersten Male ernstlich im Kampfe mit jenen finsteren Mächten begriffen, mit welchen der Dramatiker umzugehen verstehen muß. In Folge dieser Eigenschaft wiegt die zweite Symphonie unseres Künstlers schwer und ist für dessen Beurtheilung eines der interessantesten Werke. Sie beweist, daß es dem Componisten darum zu thun war, seine Begabung zu ergänzen und sich mit der Handhabung tieferer subjectiver Stimmungen und seelischer Conflicte vertrauter zu machen.

In seinen späteren und letzten Werken hat Bruch diesen Weg der Entwickelung wieder verlassen. Während es ihm bei diesem augenscheinlich um Vertiefung und Erweiterung seines Talentes zu thun war, hat der Componist in seinem „Odysseus“ und der „Glocke“ den Versuch gemacht, die ihm von jeher eignen alten Gaben an breiteren und imposanteren Gebilden zu bethätigen. „Odysseus“ und die „Glocke“ sind Compositionen größeren Stiles und größeren Umfanges für gemischten Chor, Soli und Orchester. Das Schiller'sche Gedicht für einen solchen Zweck zu wählen, war wohl ein Mißgriff, der in derselben Verlegenheit um Stoff seine Entschuldigung finden muß, an welcher alle Oratoriencomponisten des neunzehnten Jahrhunderts gelitten haben. Der „Odysseus“ — der Text ist von dem talentvollen Paul Wilhelm Graff — steht dichterisch auf besseren Füßen und imponirt durch den Glanz und Reichthum derjenigen Partien, welche sich auf die Scene beziehen; Einzelbilder, welche Jeder beim Lesen des Homer geträumt hat; der Nymphenhain der Kalypso, das Ballspiel der Nausikaa, die stürmische Meerfahrt, erstehen hier in der vollen Lebendigkeit ihrer Wonnen und Schauer. Ueber die früheren Werke erhebt sich Bruch, um dies noch zu erwähnen, in dem „Odysseus“ durch die Instrumentation. Seine von jeher glückliche Anlage für diesen Theil des musikalischen Ausdrucks zeigt sich hier in ganz frappantem Lichte, und ein Haupteffect ist namentlich das große Pizzicato sämmtlicher Geigen im Rhapsodenchor. Eine so naheliegende Idee, den Chor der Streichinstrumente wie eine Riesenharfe zu gebrauchen, und doch so neu! — Schließlich weisen wir noch auf seine Werke für gemischten Chor, Rorate coeli und die Meßsätze, hin.

Zu verwundern ist, daß Bruch nichts auf dem Gebiete der Programm-Ouverture veröffentlicht hat. Sie entspricht seinem Talente doch so augenscheinlich. Von dem fruchtbaren Componisten steht nicht nur noch vieles zu erwarten, sondern — wenn in seiner weiteren Entwickelung die Frische seines „Frithjof“ eine Verbindung mit der Tiefe seiner zweiten Symphonie eingeht — auch Monumentales.

Hermann Kretzschmar.

Nihilismus und russische Dichtung.

Studien von Wilhelm Goldbaum.

3. Nicolaus Gogol.

Von dem Tode Alexander Puschkin's bis zur Blüthe Nicolaus Gogol's ist eine kurze Zeit. Aeußerlich hat sich während derselben nichts in Rußland verändert. Der herrschgewaltige Czar hat seinen Machtkreis erweitert; das Beamtenthum, dieser alte Vampyr, saugt mit gesteigerter Gier an dem Blute des russischen Volkes. Aber eine mächtige Wandlung ist dennoch vor sich gegangen; der Statistiker, der Politiker, der Ethnograph vermag sie nicht zu ermessen, der Poet aber, welcher ein Seelenkundiger ist, giebt ihr in seinen Dichtungen den entsprechenden Ausdruck. Puschkin hat das Elend seines Volkes nur gespürt bei dem Anblicke der zahlreichen gebrochenen und entwaffneten Existenzen, die ihm begegneten, bei der Betrachtung seines eigenen Lebens, dem die schönsten Ziele grausam entrückt worden waren. Gogol dagegen enthüllt die Ursachen dieses allgemeinen Elends; er zerrt unbarmherzig das Beamtenthum hervor, um es in seiner ganzen Verworfenheit dem Volke zu zeigen; er erfindet das fürchterliche Wort von den „todten Seelen", mit welchem er das Wesen des russischen Staates und die Lage des russischen Volkes treffender bezeichnet, als es die redseligsten Betrachtungen zu Stande brächten.

Alexander Puschkin ist der Dulder, der fatalistisch sein Leid erträgt; Nicolaus Gogol ist der Angreifer, der den Urhebern seines Leids schonungslos den Krieg macht. Das Mißvergnügen ist es müde geworden, nur sich selbst zu beschauen; es sucht nach Opfern, um sich auf dieselben zu entladen — und es findet sie.

Merkwürdig ist es, mit welcher Schnelligkeit sich dieser Uebergang von der Defensive zur Offensive vollzogen hat, fast merkwürdiger noch, wie er sich in der Dichtung äußert. Der Humorist mußte kommen, um den Geist der Zeit zu bezeugen, und zwar nicht der Humorist, dem das Vergnügen an der Satire aus dem Antlitz grinst, nicht ein Juvenal, sondern der Humorist, der zugleich weint und lacht, wie Dickens. Vielleicht niemals ist ein Russe patriotischer gewesen als Nicolaus Gogol. War Puschkin von echt nationaler Gesinnung erfüllt, so lebte in Gogol ein nationaler Fanatismus, und allen Ernstes hielt er Rußland für berufen, die ganze Welt zu beherrschen.

Auch darin liegt ein Zeichen der folgerichtigen Entwickelung, welche zum Nihilismus geführt hat: Puschkin hat die äußeren Einflüsse noch zu würdigen vermocht, und wenn er z. B. von den Deutschen sprach, so zeigte er immerhin einen gewissen Respect vor ihnen wie in dem Drama „Boris Godunow", wo der falsche Demetrius von ihnen sagt:

„'s sind wackre Burschen, wahrlich wackre Burschen.
So hab ich's gern. Ich will in kurzer Zeit
Aus ihnen eine Ehrentruppe bilden."

Wo Gogol aber von den Deutschen redet, fliegt ihm ein Zug von Geringschätzung über das Antlitz; er schildert ein „auf deutsche Manier" eingerichtetes Gasthaus mit cynischem Wohlgefallen an den Lappen und Fetzen, die er demselben als charakteristische Merkmale andichtet; heute, dreißig Jahre später, hat diese Abgunst gegen das Deutschthum sich in offenen Haß verwandelt und ist zu einem Programmpunkte des Nihilismus geworden. —

Will man nun Nicolaus Gogol nicht aus dem beschränkten Gesichtspunkte literar-historischer Kritik, sondern aus dem weiteren der nationalen Entwickelung beurtheilen, so darf man nicht davor zurückschrecken, ihn als den Propheten des Nihilismus zu bezeichnen; denn er hat zu jener unerbittlichen Literatur der Selbstvernichtung den Anstoß gegeben, welche in der Folge darauf verzichtete, an dem eigenen Volke auch nur die leiseste Schonung zu üben, welche vielmehr mit unerhörter Grausamkeit die wunden Punkte des russischen Staats- und Nationalwesens bloßlegte. Eine beneidenswerthe Mission ist das nicht; wem sie auf die Schulter gelegt ist, der habe Acht darauf, daß er selbst nicht tragisch ende! Und Gogol hat tragisch geendet, tragischer als Puschkin, Lermontow, Kolzow. Der die „todten Seelen" der Welt gezeigt hatte, ward am Ende selbst zur „todten Seele".

Er war aus Kleinrußland nach Petersburg gekommen, aus jenem südlichen Striche, wo es wie schwermüthige Poesie über der weiten Steppe liegt. Einen „Chachol" nennt der Großrusse seinen kleinrussischen Mitbürger von den Ufern der Wolga, der Kama, der Oka und des unteren Dniepr, und ein „Chachol" — das Wort bedeutet einen Tannenzapfen — ist nicht viel mehr als ein Narr. Der großrussische Moskal schaut auf den kleinrussischen „Chachol" fast mit Verachtung herab. Zwei Chachols, erzählt er, gingen einst im Mondenschein spazieren.

„Was ist das?" fragte der eine, auf den Mond zeigend.

„Ich weiß nicht," erwiderte der andere, „ich bin nicht von hier."

Für solchen Spott rächt sich seinerseits der „Chachol". Wie bei den Römern Hannibal ungezogenen Kindern von ihren Müttern als Schreckbild vorgehalten wurde, so drohen kleinrussische Mütter ihren Kindern mit dem Rufe: „Der Moskal kommt."

Eine Empfehlung war also der kleinrussische Geburtsschein für Gogol nicht. Und es erging ihm anfangs auch recht traurig in Petersburg. Er bewarb sich um eine Schreiberstelle in einem Ministerium — man bedeutete ihm, daß er nicht russisch schreiben könne. Er versuchte sich als Schauspieler — man lachte ihn aus. Er zog in die Fremde — die Wegzehrung war bereits in Hamburg zu Ende, und unter Noth und Kümmerniß mußte er sich in die Heimath zurückschlagen. Da griff er zur Feder und schrieb. Und Gogol erschrieb sich Ruhm, Stellung und Ansehen mit seinen „Abenden auf dem Meierhof von Dikanka", welche ihm wie Gedichte aus der Seele geströmt waren; er ergötzte sich selbst beim Schreiben an dem Klange und las die Sätze laut vor sich hin. Die Ehrenrettung des „Chachol" war also auf das Glänzendste vollbracht; denn wer diese Novellen, wer die wunderbare Geschichte von „Taras Bulba, dem Kosakenhetman" kennen lernte, dem mußte es wohl gewagt erscheinen, den „Chachol" noch ferner für einen Narren zu halten.

Jedoch mit etlichen Novellen, wären dieselben auch noch so trefflich, kann das Schaffensbedürfniß eines Nicolaus Gogol sich nicht bescheiden. Dem Trieb und der Lust des Erzählens vermögen auch andere Poeten genug zu thun, denen künstlerische Vollendung als das höchste Ziel vorschwebt, aber dieser Kleinrusse sollte mehr vollbringen: er sollte eine weltgeschichtliche Sendung erfüllen unter seinem Volke. Hatte Puschkin nur gesagt, was Rußland zu leiden habe, so sollte Gogol sagen, woran es leide.

Und das ist der ungeheure Fortschritt der Entwickelung, daß die Selbsterkenntniß, welche in Puschkin's „Eugen Onägin" noch das Gut einzelner Individuen war, durch Gogol zu einem russischen Gemeingute wurde.

Gogol ist, wie alle Humoristen, sich selbst der Quellen nicht bewußt, aus denen seine hinreißende Beredsamkeit, seine fast unglaubliche Anschauungskraft stammt; denn diese Quellen verlieren sich in jenen dunklen, geheimnißvollen Schacht, den man die Volksseele nennt; doch gleichviel — nicht darauf kommt es an, daß das Instrument wisse, wozu es von der Hand, der es gehört, verwendet wird. Gogol ist in Wahrheit der Schicksalspoet Rußlands; er hält fürchterliches Gericht über Alles, was faul, ungesund, verderblich in seinem unglücklichen Vaterlande ist. Seine Kunst ist nicht graziös, seine Sprache nicht fein oder sorgsam berechnet — wozu auch? Die Hauptsache war ihm, daß dem russischen Volke seine Peiniger mit Fingern gezeigt werden, unerbittlich, in all ihrer schamlosen Blöße, mit der herzlosen Gier in den Augen, der fürchterlichen Leere im Herzen und Kopf und in der ganzen Niederträchtigkeit ihres sclavischen Gehorsams. Nicolaus Gogol entwarf ein Bild dieser Verkommenheit in dem Lustspiel „Der Revisor", in dem Roman „Todte Seelen".

Ach, es ist ein verhängnißvolles Amt, der Ankläger zu sein, dessen sich die Weltgeschichte bedient; wer dieses Amtes waltet, ohne es zu wissen, wandelt an dem Rande eines ihm verborgenen Abgrundes, wer sich aber des Ungeheuren bewußt wird, das ihm aufgetragen, mag leicht davon wahnwitzig werden oder sterben wie der Reiter vom Bodensee. Der arme unwissende Gogol, kein Philosoph, kein Historiker, sondern Poet, nichts als Poet, ist auch darüber wahnwitzig geworden und daran gestorben. Er sagte seinen Landsleuten die blutige Wahrheit, sie aber glotzten ihn blöde an und verstanden ihn nicht; er schnitt und riß und zerrte an dem Leibe seines Volkes, der ja schließlich sein eigener Leib war, und je tiefer sein Messer schnitt, desto mehr schnitt es in Gift und Fäulniß. Nach

der ersten Aufführung des „Revisor" ließ der Czar Nicolaus den Dichter zu sich in die Loge bescheiden.

„So," rief er dem Eintretenden entgegen, „habe ich noch nie gelacht, wie heute Abend."

Und der Dichter, blaß, stotternd, erwiderte:

„Majestät, ich habe eine andere Wirkung beabsichtigt."

Armer, armer Gogol, Du mußtest in Wahnsinn enden. Wo ist ein Gleichniß dieses Schicksals? Nicolaus Lenau ist ebenfalls wahnwitzig geworden, und zwar genau in demselben Lebensjahre wie Nicolaus Gogol. Aber auf Lenau's Hirn lastete nicht das Unglück eines ganzen großen Volkes; an Lenau's Seele nagte nicht der Schrecken vor der eigenen That, nicht die Reue über das Große, das er vollbracht. Gogol war ein Slave; ihm war noch nicht alles barbarische Blut aus den Adern entronnen; dem Kleinrussen betäubte die mystische Poesie der Steppe das Gewissen, diese unfaßbare, geheimnißvolle Poesie, von der ein Dichter gesungen:

„Ewig hört man Weisen klingen
Wie der Cither Melodien;
Niemand weiß, woher sie dringen —
Scheinen Gräbern zu entflieh'n."

Lenau und Gogol — es ist so müßig, nach Vergleichen zu suchen. Wenn der Poet nicht eine Individualität für sich, eine unvergleichbare und schlechthin eigenthümliche ist, so verdient er überhaupt nicht, daß man ihn nenne. Und wenn Rußland unter den Staaten nicht eine Individualität für sich wäre, mit seinem eigenen trostlosen Entwickelungsgange, seinem eigenen unvergleichbaren Schicksale, so hätte es eben auch keinen Puschkin und keinen Gogol hervorgebracht. Wo anders als in Rußland konnte denn das Verhängniß Puschkin's, dasjenige Gogol's reifen? Puschkin wollte ein Mensch und mußte ein Sclave sein; Gogol gar wagte es zu richten und er hatte nicht den Muth, die Knechtschaft abzustreifen. Er, der den russischen Despotismus aus den Angeln hob, indem er die Werkzeuge desselben brandmarkte, er, der das russische Volk lehrte, sich aufzubäumen gegen seine Peiniger, indem er zuerst es wagte, hell und breit zu lachen über diese Blutsauger, die von Unterschleif und Bestechung sich mästeten — dieser nämliche Gogol erschrickt feige, als er merkt, was er angerichtet; er schlägt sich wie ein Sünder an die Brust und jammert zerknirscht sein „Mea culpa — meine Schuld!", obgleich diese Schuld, mit der er sich belastet wähnt, seinen Namen unsterblich gemacht hat.

Todte Seelen!

Durch jene „Abende auf dem Meierhof von Dikanka" war Gogol rasch zu einem vielgelesenen Autor geworden, obgleich dieselben nichts darboten als getreue Zeichnungen des kleinrussischen Lebens. Literarische Kreise glaubten sich ihm verpflichtet und vermittelten ihm die Stelle eines Lehrers der Geschichte an dem Patriotischen Institute. Dann erschien die Novellensammlung „Mirgorod", in welcher die Kosakengeschichte von „Taraß Bulba" enthalten war, und ihre Wirkung war so bedeutend, daß die Kritiker von „wahrhaft homerischer Kraft" sprachen und der Staat sich bemüßigt fühlte, dem ruhmreichen Dichter eine Geschichtsprofessur an der Petersburger Universität zu übertragen. Aber das gab einen wunderbaren Professor. Seine Schüler fanden, daß die Muse der Geschichte ihn spröde von sich fern halte, und er selbst fand es auch. Es war ihm nicht wohl auf dem Katheder, und er mied diesen erhabenen Sitz der Gelehrsamkeit, so oft er konnte. Iwan Turgenjew hat ihn in seiner Lehrthätigkeit geschildert, wie er auch Puschkin, den er kurz vor dessen Tode bei einem Concerte sah, mit einigen Strichen gezeichnet hat.

„Neben der Thür," erzählt Turgenjew von Puschkin, „stand er an einem Pfeiler, die Arme über die breite Brust gekreuzt, mit unzufriedenem Blicke im Kreise umherschauend. Er warf auch mir einen flüchtigen Blick zu; die Ungenirtheit, mit der ich ihn anstarrte, mochte ihm mißfallen, da er ohnehin bei schlechtem Humor zu sein schien; er zuckte verdrießlich die Achseln und trat bei Seite. Einige Tage später sah ich ihn auf der Bahre liegen."

Und Gogol's akademische Thätigkeit war nach Turgenjew's launiger Mittheilung etwa folgende:

„Betrat er das Katheder, so brummte er etliche unverständliche Sätze vor sich hin, um dann mit Stahlstichen von Palästina und sonstigen schönen Ländern sein Auditorium zu unterhalten, wobei er zwischendurch die verblüffendsten geographischen Böcke schoß. Die Prüfung seiner Studenten überließ er Herrn Schulzin, einem Collegen von der Facultät, während er selbst lautlos in einem Sessel lehnte, das Gesicht mit einem großen schwarzen Tuche verbunden, ein Bild komischester Verlegenheit."

War nun schon Puschkin nicht übermäßig mit Wissensstoff überladen — er sprach einst den Satz aus: „Nur zufällig lernen wir irgendwo und irgendwas" — so hatte Gogol fast gar nichts in seinem Schulsacke. Er blieb auch nicht lange Professor, sondern wendete sich, vom Czar mit einer Jahrespension ausgestattet, von Neuem dichterischer Thätigkeit zu, welche nun erst seine beiden epochemachenden Werke zu Tage förderte. Aber dann kam ein Tag — wie gesagt, er bereute, ein Dichter gewesen zu sein, und zur Buße warf er sich der religiösen Heuchelei in die Arme. Mit Schukowski, dem gealterten Hofpoeten, machte er gemeinsam mystische Exercitien; nur noch für den Beifall des Czars und der Hofkreise schien er zu leben; in Rom, in Jerusalem, wohin er sich einen sogenannten Auslandspaß verschafft hatte, suchte er Sühne, und schließlich wand er sich Tage lang vor Heiligenbildern auf den Knieen, ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen, ließ seine alten Freunde im Stiche, jammerte über den Abfall und die Verderbniß der Jugend, bis man ihn eines Tages verhungert, buchstäblich verhungert zu Füßen eines Muttergottesbildes fand.

Nach solchem Schaffen ein solcher Tod!

Und es ist nichts damit gethan, dieses tragische Menschenschicksal aus dem beliebten Gegensatze von Realismus und Idealismus zu erklären; denn Nicolaus Gogol war weder ein Realist noch ein Idealist. Ihm blutete das Herz, wenn er das diebische Beamtengesindel zeichnete, und wenn er den kleinen unwissenden Provinzadel verspottete, so lachte ihm die Seele. Er war gerecht und tapfer, streng und lustig, weil er ein Humorist war. Kein Zucken in dem automatischen Antlitz des untergeordnetsten Beamten war seiner Beobachtung entgangen, und mit kräftigem Behagen zeigte er auf die kupferrothe Nase in dem verschwommenen Gesichte eines herabgekommenen Edelmannes.

Er war der Schicksalsdichter Rußlands; die Zeit war gekommen, da Rußlands Verhängniß es forderte, daß über die Peiniger des Volkes Gericht gehalten, daß die Autorität dieses feilen Beamtenthums, die ahnungslose Apathie dieses Volkes erschüttert werde, und Gogol war dazu ausersehen, das furchtbare Werk zu beginnen. Der Dichter warnt zur rechten Stunde; verhallt sein Ruf, kommt nach ihm der Rächer. Der Dichter Gogol ist kläglich zu Grunde gegangen, als er seine Schicksalsmission überlebt hatte; ihn verschlang der Abgrund, den er geöffnet hatte, als er kaum sein vierundvierzigstes Lebensjahr erreicht hatte; aber seine Werke sind geblieben, diese beiden fürchterlichen Anklagen in Komödien- und Romanform — das Lustspiel „Der Revisor" und die Erzählung „Todte Seelen" — in denen zum ersten Mal der streitbare Nihilismus das Wort führt. Der Czar, der einst selbst über Puschkin die Censur geübt hatte, gewährte Gogol einen Jahresgehalt; er ahnte nicht, daß er den gefährlichsten Revolutionär belohnte, den jemals eine russische Mutter genährt hat.

Wäre hier ein banales Wortspiel am Platze, so könnte man wohl sagen, es sei nicht zufällig, daß das fünfactige Lustspiel Gogol's den Titel „Der Revisor" führte; denn hier wird in der That eine Revision der russischen Zustände vollzogen, die sich jeder Nachsicht und jeder Duldung entschlägt. Es geht der Polizei und Bureaukratie aller Grade an's Leben, dieser rostigen, zerfressenen Maschine, welche sich beständig selber ölt, indem sie erbarmungslos das Volk auspreßt. Fünftausend Paragraphen enthält der Swod, dieses Monstrum einer Gesetzsammlung, für jeden spitzbübischen Beamten genug, um seine Beute mit dem Schein der Gesetzlichkeit zu decken.

Der Gouverneur — nennen wir ihn mit Gogol Anton Antonowitsch Skwosnik-Dmuchanowski — hilft dem Schulrector Luka Lukitsch Chlopow mit dem entsprechenden Paragraphen aus, wenn es gilt, mit demselben ein gestohlenes Gut zu theilen, und der Kreisrichter Ammas Fedorowitsch Lapkin-Tapkin, der Hospitalverwalter Artemi Philippowitsch Semljanka, der Postmeister Iwan Kusmitsch Schpekin sind ebenfalls mit Freuden von der Partie.

Gogol selbst fügt für die Schauspieler die Personenbeschreibungen dem Verzeichnisse bei, und da heißt es von dem Gouverneur:

„Obgleich bestechlich hat er doch viel Haltung. Der Uebergang vom Schrecken zur Freude, von hündischer Unterwürfigkeit zum Hochmuth vollzieht sich bei ihm ziemlich schnell wie bei einem Menschen, der unedle, rohe Neigungen hat."

Der Kreisrichter ist „ein Mann, der fünf oder sechs Bücher gelesen hat und daher ein wenig den Freigeist spielt, im Baßton spricht, wobei er die Worte in die Länge zieht und gleichsam gurgelt und röchelt wie eine alte Wanduhr, welche pfeift und zischt, bevor sie schlägt“.

Der Hospitalinspector ist „sehr dick, schwerfällig und linkisch, dabei aber ein durchtriebener, abgefeimter Gauner“.

Diese Bande nun stiehlt und raubt gemeinsam im Namen des Gesetzes, und wenn es noth thut, so denuncirt auch einer den andern. Und da kommt eines Tages ein nichtsnutziges Subject, schwunden, der wirkliche „Revisor“ aber ist soeben eingetroffen, und ein Gensd'arm erscheint bei dem Gouverneur, um ihm zu melden:

„Sie werden ersucht, sich sofort zu dem Herrn Revisor zu verfügen, der vor einer Stunde in außerordentlicher Mission aus Petersburg angekommen und im Hôtel abgestiegen ist.“

Dieses merkwürdige Stück ward von der Censur sonderbarer Weise durchgelassen, und das Volk jubelte dazu seinen ungestümsten Beifall; denn es sah zum ersten Male, wie auch seine Peiniger die züchtigende Ruthe erreicht hatte.



Auch eine „Wahlwühlerei“.

Nach seinem Gemälde auf Holz gezeichnet von Karl Kronberger.

Namens Chlestakow, ein ausgemachter Vagabund mit äußerlich feinen Manieren und anspruchsvollem Wesen, in die entlegene Stadt. Man vermuthet in ihm einen „Revisor“; alle Beamten bekennen ihm in ihrer Angst der Reihe nach ihre Schurkenstreiche, indem sie ihn zugleich durch Bestechung zum Schweigen zu veranlassen suchen. Der Schulrector leiht ihm dreihundert, der Hospitalverwalter vierhundert Rubel, und der Gouverneur winselt:

„Geruhen Sie doch selbst zu urtheilen! Der Gehalt reicht nicht einmal hin für Thee und Zucker. Und habe ich auch einige Geschenke nicht zurückgewiesen, so handelt es sich doch nur um ganz unbedeutende Kleinigkeiten, etwas für den Tisch oder vielleicht so ein paar Anzüge.“

Am andern Morgen ist Chlestakow aus der Stadt ver-

Gleichen Erfolg hatte das in Rom begonnene satirische Sittenbild „Die todten Seelen“, welches der Dichter selbst als sein gelungenstes Werk bezeichnete.

Von zehn zu zehn Jahren mußten in den Tagen der Leibeigenschaft alle steuerpflichtigen Individuen in Rußland gezählt werden. Wenn innerhalb einer solchen Zählungsperiode Leibeigene gestorben, so zahlte der Gutsbesitzer bis zum Ablaufe derselben die Steuern für sie fort, während die inzwischen geborenen Kinder nicht gezählt wurden und steuerfrei blieben. Nebstbei hatte der Gutsbesitzer das Recht, seine Leibeigenen bei der Bank zu verpfänden; er erhielt für jede männliche „Seele“ dreihundert Rubel. Collegienrath Tschitschagow, der Held des Romans, geht nun darauf aus, diese beiden gesetzlichen Einrichtungen für sich aus-

zubeuten; er reist bei dem Landadel umher, um von demselben „todte Seelen“ zu kaufen. Die Ernte ist ergiebig; denn viele, für die, obgleich sie todt sind, noch Steuern gezahlt werden, notirt er als käuflich erworben in sein Taschenbuch, läßt sie auf das werthloseste seiner Grundstücke überschreiben und verpfändet letzteres bei der Bank.

Dies ist das Thema der wunderbaren Dichtung, über deren Blätter das Blut eines Patrioten rinnt, indessen zwischen den Zeilen mit anscheinend lachendem Zurufe die blanke Revolution gepredigt wird. Gestorben für sich, für den Staat aber auch nach dem Tode noch ein Steuerobject und zwar ein von einem Schwindler gemißbrauchtes Steuerobject — das ist nach Gogol eine „todte Seele“. Das ganze russische Volk ist erstarrt, todt, unbeweglich; das ganze russische Volk ist ein gemißbrauchtes Steuerobject, das ganze russische Volk eine einzige „todte Seele“. Der Poet erfaßt nur den allgemein gültigen Typus und leiht ihm Dauer in der dichterischen Nachbildung. Das ist die furchtbare Macht des dichterischen Genies, welches gewaltiger ist als der Czar sammt allen seinen Garden und allen seinen Kosaken. Das Mißvergnügen, das Jahrzehnte sich scheu verbarg, braucht oft nur ein Wort, einen Namen, um jählings aufzuflackern und dann, trotz aller Löschversuche, fortzuglimmen. Gogol fand dieses Wort; es war das Wort von der „todten Seele“.

Man würde aber ein Unrecht begehen, wenn man es an diesen allgemeinen Andeutungen über den denkwürdigen Roman Gogol's genügen ließe. Er gehört nicht nur als der erste Plan und Grundriß der nihilistischen Bewegung der Geschichte an, sondern ist auch ein kostbares Besitzthum der erzählenden Kunst, die hier vielleicht, von Walter Scott's Romanen abgesehen, in der culturhistorischen Kleinmalerei ihre größten Triumphe gefeiert hat. Derb sind die Farben; robust ist die Pinselführung, wie es von dem Kleinrussen nicht anders erwartet werden kann. Aber die Wahrheit liegt über diesen Bildern mit verklärendem Zauber. Und diese Wahrheit thut sich insbesondere auch darin kund, daß nicht blos das Beamtenthum, der Gouverneur, der Procurator, der Polizeimeister, der Branntweinpächter und der Inspector der Kornfabriken, nein, daß auch alle Schichten des verkommenen Provinzialadels von dem Dichter unter die Geißel genommen werden. Es ist ein Werk von großartiger poetischer Gerechtigkeit Nicht in jenem Sinne zwar, daß jedweder Schuld eine Sühne folgen muß, jedoch in dem anderen, daß das gleiche Maß an Alle gelegt wird, auch an diejenigen, welche der Dichter liebt. Hätte Gogol lediglich das Beamtenthum dem Spotte preisgegeben, so hätte man ihn zweifellos einen Pamphletisten heißen dürfen. Aber das Elend fällt nicht allein, wenn auch vorwiegend, dem Beamtenthum zur Last, welches in seiner trostlosen Verworfenheit eben nur vorhanden sein kann, wo solche Volkselemente ihm gegenüberstehen. Und der Humorist thut dann das Seinige; er geißelt auch diese Volkselemente, wenngleich ihm dabei das Herz vor Weh zu springen droht.

Wie mannigfaltig sind in den „Todten Seelen“ die Figuren, an denen der Fluch ihrer eigenen Geringfügigkeit nagt! Der Gutsbesitzer Manilow, der jener Gattung von Leuten angehört, „die zu gar keiner Gattung gehören“ — die Bäuerin Anastasia Petrowna, welche nichts kann und nichts will, als Silberrubel zusammenthun — der Bonvivant Nosdrew, der auf die Märkte fährt, mit aller Welt Duzbrüderschaft schließt, sein Geld verspielt und schließlich die auf sein Gut eingeladenen Freunde zu seiner eigenen Erquickung durchprügeln läßt — endlich Puschkin, der Geizhals aller Geizhälse. Man muß davon nothwendiger Weise Act nehmen, daß der Dichter in diesen Figuren dem russischen Volke dessen eigenes Zerrbild vorhält; denn nur so versteht man, was Gogol gewollt. Einseitige Reform verschärfte sein Verlangen nicht. Dieses großrussische Volk — man hat doch bisweilen bei der Lectüre der „Todten Seelen“ die Empfindung, als ob der „Chachol“ aus Kleinrußland über die Fehler der Großrussen in seinem Inneren kichere — verdient nicht, daß es ihm besser ergehe, wenn es sich nicht emporrafft, nicht arbeitet, lernt und zu dem Bewußtsein seiner Menschenwürde gelangt. Das ist die Moral, so weit sie das Volk angeht. Es ist ein ehrliches, ein gutmüthiges, ein leichtgläubiges Volk, das aber trinkt, spielt, entsetzlich schlecht wirthschaftet und trotz seiner angeborenen Ehrlichkeit lügt.

Und so lange das russische Volk sich nicht aufrafft, so lange verdient es, daß das Ungeziefer des Tschin an seinem Blute sauge. Wenn das Volk sich selbst belügt, so hat es keine andere Beamtenschaft zu begehren, als diese Rotte von Dieben und Beutelschneidern, welche den Rock des Czars tragen. Der Dichter kann seinem Volke nur mit gutem Beispiele vorangehen, indem er diese Bande unsanft beim Knopfe nimmt, gleichviel, ob es des Kaisers Knopf ist. Und dies thut er, wie kaum jemals ein russischer Schriftsteller es zu thun gewagt hat.

Einen Bureauchef schildert er folgendermaßen: „Er konnte als Muster einer steinernen Gefühllosigkeit und Unerschütterlichkeit gelten, immer derselbe, unzugänglich, niemals ein Lächeln auf dem Gesicht, Niemanden grüßend, kein einziges Mal nach dem Befinden fragend. Niemand hatte ihn jemals anders gesehen, weder auf der Straße noch in seinem Hause; er hatte nie an etwas Theilnahme gezeigt, sich nie betrunken, um auch nicht im Rausche zu lächeln oder ein wildes Lachen aufzuschlagen, wie es doch selbst der Räuber thut, wenn er betrunken ist — nicht ein Schatten von alledem war bei ihm zu finden. Er war weder ein Bösewicht noch ein guter Mensch; er hatte weder eine starke noch eine schwache Seite, und nur der Mangel von alledem machte ihn schrecklich. Sein hartes Marmorgesicht zeigte gar keine Aehnlichkeit, zeichnete sich nicht einmal durch auffallende Unregelmäßigkeit aus; die Züge waren alle in einem ärgerlichen Verhältnisse mit einander.“

Damit jedoch kein Zweifel darüber obwalte, daß jede andere menschliche Schwäche bei dem russischen Beamtenstande nur beiläufige Kritik verdiene neben der ungeheuren Neigung zum Diebstahle, vergißt Gogol nie, die berüchtigten Douanenchefs, welche Leiter und Hehler von Schmugglerbanden sind, die schlauen Commissionen, welche Jahrzehnte den Bau von Kronshäusern berathen und dabei, ohne zum Ende zu kommen, die Baugelder aufzehren, mit humoristischem Nachdrucke der Erzählung einzufügen. Und ist es nicht ein Tschinownik, so ist es doch ein Glöckner, der, wie in der Novelle „Der König der Erdgeister“, erst dann vom Schenktische aufsteht, wenn sich ihm die Zunge nicht mehr im Munde bewegt, der aber dann doch „seiner steten Gewohnheit treu, nicht vergißt, eine alte Stiefelsohle zu stehlen, die auf der Bank des Wirthshauses liegt.“

Will man Nicolaus Gogol, wie es geschehen, als den Begründer einer realistischen Dichterschule in Rußland bezeichnen, so mag es dabei sein Bewenden haben. Wenn es Realismus ist, die Wahrheit zu sagen, so mögen die Kritiker, welche in Gogol nur den Dichter würdigen, Recht behalten. Aber was bedeuten hier die Formalitäten, Kunstausdrücke, ästhetische Kategorien? So wenig in aller völkerpsychologischen oder staatsgeschichtlichen Terminologie bis jetzt der Nihilismus eine passende Stelle gefunden hat, so wenig ist Gogol, der Prophet des Nihilismus, literargeschichtlich zu classificiren. Er hat der revolutionären Bewegung in Rußland ihre Ziele gegeben — das ist seine ungeheure That; daß er es als Poet gethan, beweist nur, wie Recht das deutsche Dichterwort hatte, das da meinte, es sei dem Dichter vorbehalten, zu sagen, was er — und mit ihm sein Volk — leide. Weit hinaus ist inzwischen der Nihilismus über das Maß dessen gegangen, was Gogol für erstrebenswerth hielt. Gogol war national; der Nihilismus von heute ist es nicht; Gogol konnte weinen, indem er zerstörte, der Nihilismus weint nicht; Gogol hat Unsterbliches geschaffen, weil er sein Volk trotz aller Schwächen und Fehler liebte; der Nihilismus schafft nichts, weil er nichts liebt, nicht einmal sich selbst.

Drei Jahre nach Gogol starb der Czar Nicolaus; im Wahnsinn war der Dichter hingegangen, und mit gebrochenem Herzen sank die Riesengestalt des unerbittlichen Autokraten zusammen. Was der Dichter als seine Irrung betrachtete, das war in Wahrheit ein gewaltiges Werk; was der Czar als seinen Ruhm angesehen, das zerrann ihm wesenlos vor seinen brechenden Augen. Es scheint noch immer, daß die mächtigen Individualitäten in Rußland nicht friedlich sterben können. Das aber ist der Fluch, aus dessen fürchterlicher Saat der Nihilismus emporwucherte, daß das Recht der Persönlichkeit in Rußland noch immer nicht zur Geltung kommen darf. Es gehen darüber Poeten und Herrscher zu Grunde, aber dem Poeten bewahrt die Nachwelt pietätvolle Erinnerung; die Völker zahlen redlich und dankbar Denen, welche sich um sie verdient gemacht haben.

König Roger.

Als König Roger, der Normann, noch jüngst vertrieben von Lothar,
Sein altes Reich zurückgewann, gestützt auf eine tapfre Schaar,
Da zog er stolz mit seinem Heer und triumphirend über's Land,
Bis er zuletzt in voller Wehr dem Städtchen Troja nahe stand.
Es ward von eis'gem Schreck gerührt die schuldbewußte Bürgerschaft,
Weil gegen ihn in's Feld geführt die Stadt gehässig Muth und Kraft,
Und weil sie einst mit Rainulf sich, mit Roger's Feind, verbündete,
Dem hier, wo jählings er verblich, ein Grabgewölb sich ründete.
Deßwegen wider Roger's Zorn ward eine Schaar hinausgesandt,
Zu flehen um der Gnade Born und abzuwehren Mord und Brand.

Der König ließ die Botschaft vor; da fluchte sie dem alten Bund
Und zeigt' ihm das bekränzte Thor, verzagt und winselnd wie ein Hund.
Doch Roger sprach hinweggekehrt: „Nicht lieben kann ich diese Stadt,
Die meinen ärgsten Feind geehrt und Lorbeern ihm gewunden hat."
Und würdevoll entlassen, schleicht die Schaar zurück in Scham und Schmerz
Und kündet laut, daß unerweicht geblieben König Roger's Herz.

Kaum hat das Volk sein Loos gehört, so tobt es wild Straß' auf, Straß' ab,
Das Schlimmste fürchtend, sinnverstört und wälzt sich hin vor Rainulf's Grab.
Die Gruft, die kaum die Leiche barg, wird aufgestoßen mit Gewalt
Und fluchend zerrt man aus dem Sarg des Helden friedliche Gestalt.
„Es gilt des neuen Königs Huld, die unsre Stadt im Krieg verlor;
Dem danken wir's; der trägt die Schuld. Auf, stürzt den Schurken über's Thor!"
Die blinde Wuth vollführt den Plan, und eine zweite Botschaft eilt
Zu König Roger's Heer, im Wahn, jetzt sei der böse Riß geheilt.
Man fragt ihn keck und hoffnungsvoll, ob er die That der Treue sah
Und einziehn werde sonder Groll — da nickt der Fürst ein schweigend: „Ja!"

Dies Wort erfährt die Stadt im Flug; bald herrscht Frohlocken überall;
In Prachtgewanden strömt ein Zug zur Mauer mit Drommetenschall —
Da spaltet sich das Eisenthor, und langsam, langsam zieht herein
Ein schwermuthvoller Priesterchor mit Kerzenglanz und Litanein.
Zu beiden Seiten staunend schaart verstummend sich das Volksgewühl:
Denn heldenmäßig aufgebahrt, auf schwarzem Tuch und sammtnem Pfühl,
In seidnem Fürstenpomp erscheint der ausgegrab'ne Rainulf jetzt
Und wird von seinem ärgsten Feind, von König Roger, beigesetzt.
Zur Kirche geht der fromme Held; die Menge folgt mit stumpfem Sinn;
Die Bahre wird in's Grab gestellt, und betend kniet der König hin.
Er denkt des menschlichen Geschicks und lauscht der Priester ernstem Chor
Und würdigt jene keines Blicks und zieht hinaus zum andern Thor.

Wilhelm Henzen.

Vom siebenten deutschen Bundesschießen.

Kaum irgendwo ist das Schützenwesen volksthümlicher, als im südlichen Baiern, wo sich Jeder als einen geborenen Schützen betrachtet. Bis in die neueste Zeit, welche der Wehrkraft des Volkes ganz andere Formen gegeben hat, überwachten der Staat und die Gemeinden selbst das Schützenwesen als ein für die Landesvertheidigung unentbehrliches Institut, indem es gesetzlich geregelt und durch verschiedene Vortheile begünstigt ward. Kein Wunder also, daß der stolze Satz: „Ein Schütz' bin ich" — den Ehrgeiz des Landmannes wie des Städters in gleicher Weise weckte und der Gang zur Schießstätte von jeher als ein ehrenvolles Privilegium des freien Mannes galt.

Unter solchen Verhältnissen erregte schon die Kunde, das siebente deutsche Bundesschießen werde in der baierischen Landeshauptstadt abgehalten werden, überall freudige Sensation.

In München selbst wurden die Vorbereitungen zu dem Feste mit wahrer Begeisterung betrieben; die Garantiefonds waren bald aufgebracht, und es schien auch die Beschaffung eines passenden Platzes nicht schwer; man dachte von vornherein an die „Wiese". Was die so kurzweg „Wiese" benannte Fläche dem Münchener ist, muß erst erklärt werden. Auf dem westlich der Stadt gelegenen großen Plane, welcher durch die Ruhmeshalle mit dem Kolossalbilde der Bavaria abgeschlossen wird, feiert die baierische Landwirthschaft ihr jährliches Hauptfest, welches zugleich ein großartiges Volksfest darstellt, an dem die Bewohner des ganzen Landes und fast ausnahmslos die Einwohner Münchens theilnehmen. Dieser Platz, den die Tradition bereits geheiligt hat, ist jedem Münchener werth und theuer; denn Erinnerungen, die bis in die fernsten Tage der Kindheit zurückgehen, verleihen ihm eine Art historischen Ranges, und deshalb glaubte man den Gästen nichts Schöneres bieten zu können, als die „Wiese", vollständiger ausgedrückt: die Theresien-Wiese. Nach einigen mühsamen Unterhandlungen mit den dortigen Grundbesitzern ward das nöthige Areal dem großen Zwecke gewonnen, und nun begann eine eigenartige Arbeit. Man begnügte sich nicht damit, nach Muster der obligaten Volksfeste für die Unterkunft der Theilnehmer zu sorgen, sondern trachtete, dem Charakter Münchens als Kunststadt entsprechend, das Aeußere des großartigen Werkes durch die Weihe der Kunst zu veredeln.

Die Künstlerschaft nahm sich mit Eifer und Liebe der Sache an, und bald lagen die Entwürfe für die Bauten nach Angaben des Malers Rudolph Seitz und des Architekten Gabriel Seidl vor, deren Namen in den weitesten Kunstkreisen wohl bekannt sind. Im Frühjahre wurde mit den Arbeiten begonnen, und am 22. Juli, einen Tag vor der Eröffnung des Festes, stand die kleine Schützenstadt fertig da.

Der frühe Morgen des nächsten Tages sah die Münchener geschäftig, ihre Häuser zum würdigem Empfange der Gäste zu schmücken. In bunten Wellen wogten die mächtigen Flaggen des Reiches, des Landes und der Stadt durch die Lüfte, und was an Blumen, Kränzen und Guirlanden aufzutreiben war, wurde dem frohen Beginnen geopfert. Auf dem festlich geschmückten Bahnhof wurde jede neu ankommende Schützenabtheilung von einem Comitémitgliede begrüßt; hierauf erschienen zwölf wahrhaftige Münchener Kindeln — in die Tracht des bekannten Mönchleins gekleidete Kellnerinnen — und kredenzten den schäumenden Pokal. Das mundete den von der Fahrt und durch die Hitze mitgenommenen Schützen, und neugestärkt folgten sie dann der Schützenmusik, welche sie nach dem alten Rathhause geleitete, woselbst die Fahnen aufbewahrt wurden.

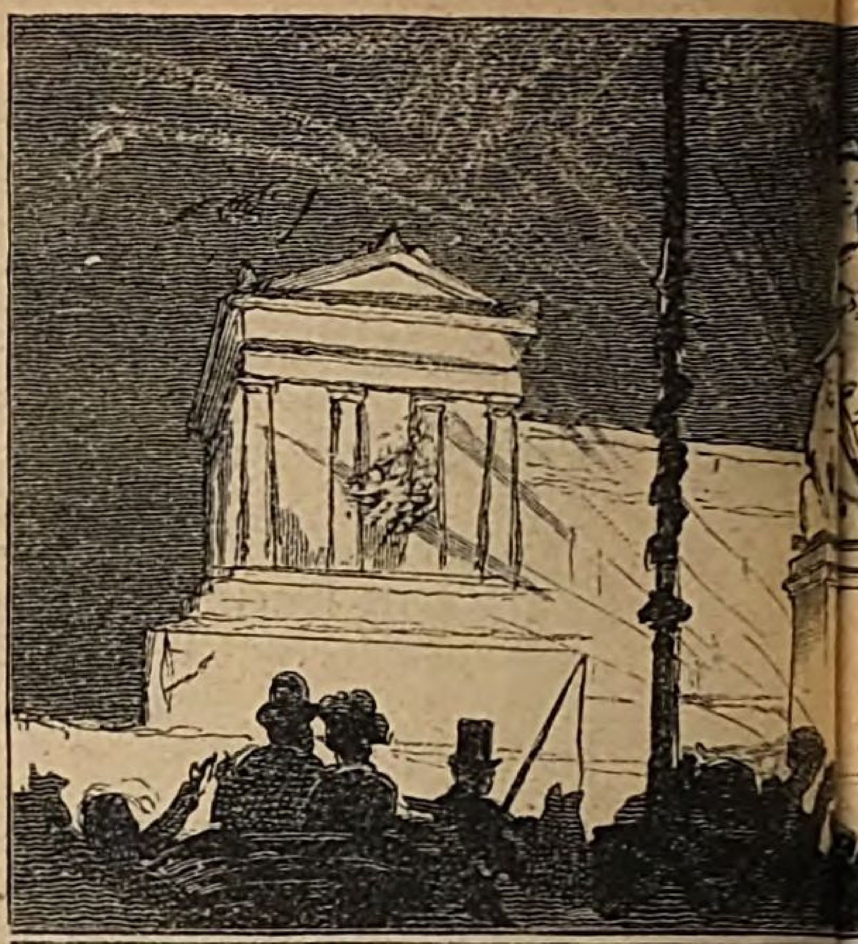
Auf den Straßen entwickelte sich reges Leben und Treiben. Tausende von Münchnern bildeten förmlich Spalier, um die Ankommenden zu sehen und zu begrüßen, und es war, als ob mit den Gästen die eigentliche Festesbegeisterung ihren Einzug in der Isarstadt gehalten hätte. Die in mehreren Schulhäusern errichteten Massenquartiere waren zwar einfach, aber reinlich und freundlich ausgestattet; eine in launigen Versen abgefaßte Hausordnung machte den Gast mit der Hauspolizei bekannt, und ein Wunsch- und Beschwerdebuch gab ihm Gelegenheit, sein Herz, wenn es sich durch etwas beengt fühlen sollte, zu erleichtern.

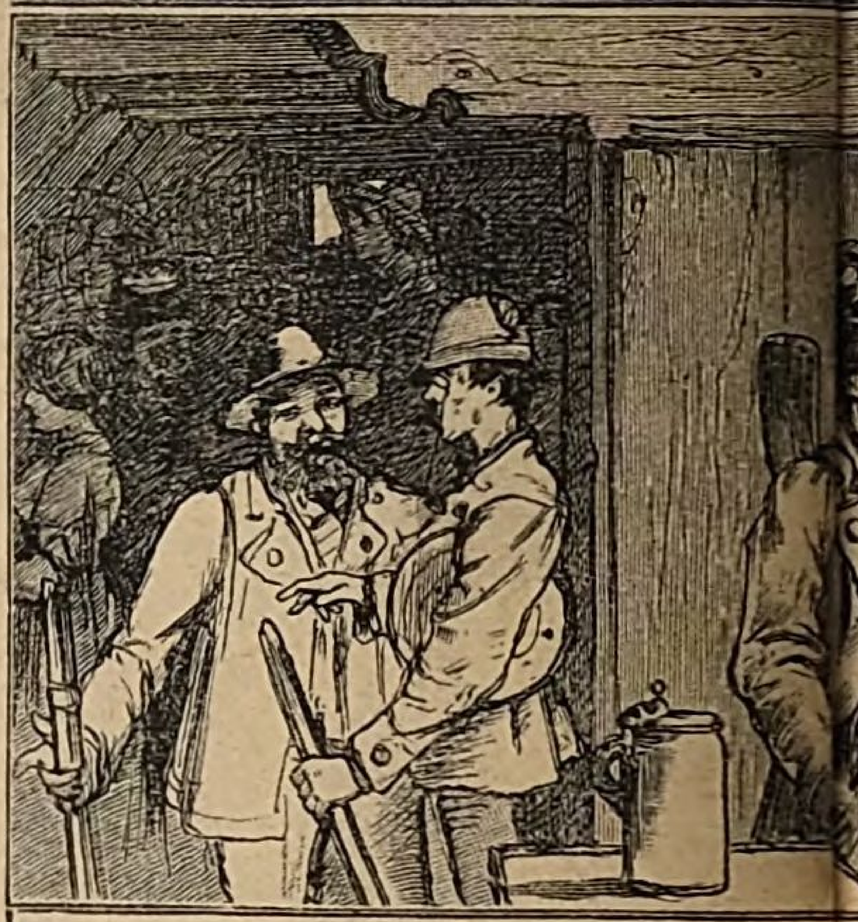
Der folgende Tag, wohl der glanzvollste und schönste der ganzen Festperiode, sah mit hellen Augen gar freundlich in die Stadt herein, und schon in früher Morgenstunde rüstete sich alle Welt zum Festzuge. Wer selbst nicht activ betheiligt war, eilte einen passenden Zuschauerplatz zu finden, zu erhaschen, zu erkämpfen. Gegen Mittag war der riesige Körper des Festzuges zusammengefügt, und langsam setzte er sich in Bewegung.

Nach der Absicht der Arrangeure sollte die Eintönigkeit eines aus gleichen Elementen zusammengesetzten Zuges durch stellenweise Einschiebung einer historischen Abtheilung unterbrochen werden, und ein Erfolg sonder Gleichen lohnte diese glückliche Idee, deren Ausführung allerdings erst durch die Aufopferung der Arrangeure und Theilnehmer möglich wurde. Wochenlang war unter der Direction der Maler Flüggen, Schraudolph und Hierl geschneidert, gemalt, cachirt, gezeichnet und gestickt worden, und einzelne Theilnehmer scheuten die Kosten zur vollkommen getreuen Nachahmung der Originalcostüme nicht. Es waren vier solcher historischen Gruppen, und eine errang immer mehr Beifall als die andere.

Den Zug eröffneten Bannerträger und Turnerabtheilungen; sodann folgte die Gruppe des Scheibenschießens; da zogen Pfeifer, lustige Märsche blasend, und scheibentragende Zieler, in schwarzgelb — die Münchener Stadtfarbe — gekleidet, vorüber; in ihrer Mitte wurde eine kolossale reichverzierte Ehrenscheibe mit dem Bildnisse der Fortuna getragen; dann rollte der Festwagen, von pomphaft geschirrten Rossen gezogen, heran; auf diesem boten sich zwei mächtige vergoldete Löwen, welche Scheiben hielten, den Blicken dar, der weithin schauende Aar aber schwebte mit ausgespannten Flügeln darüber.







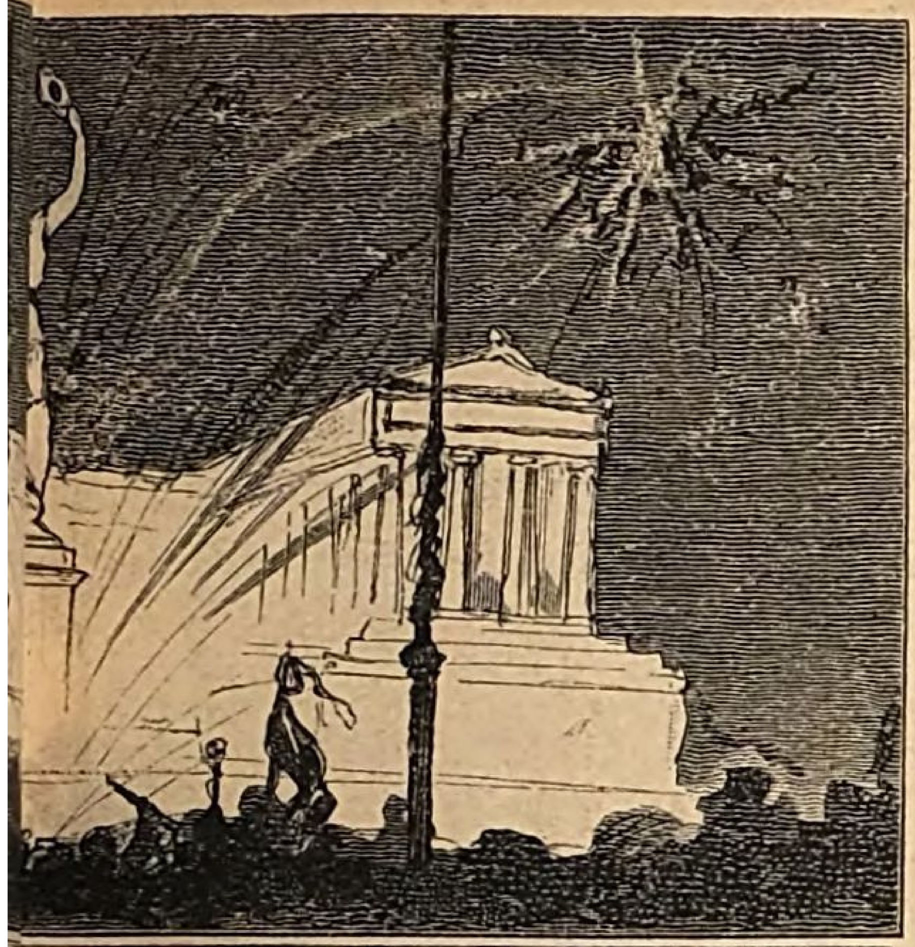


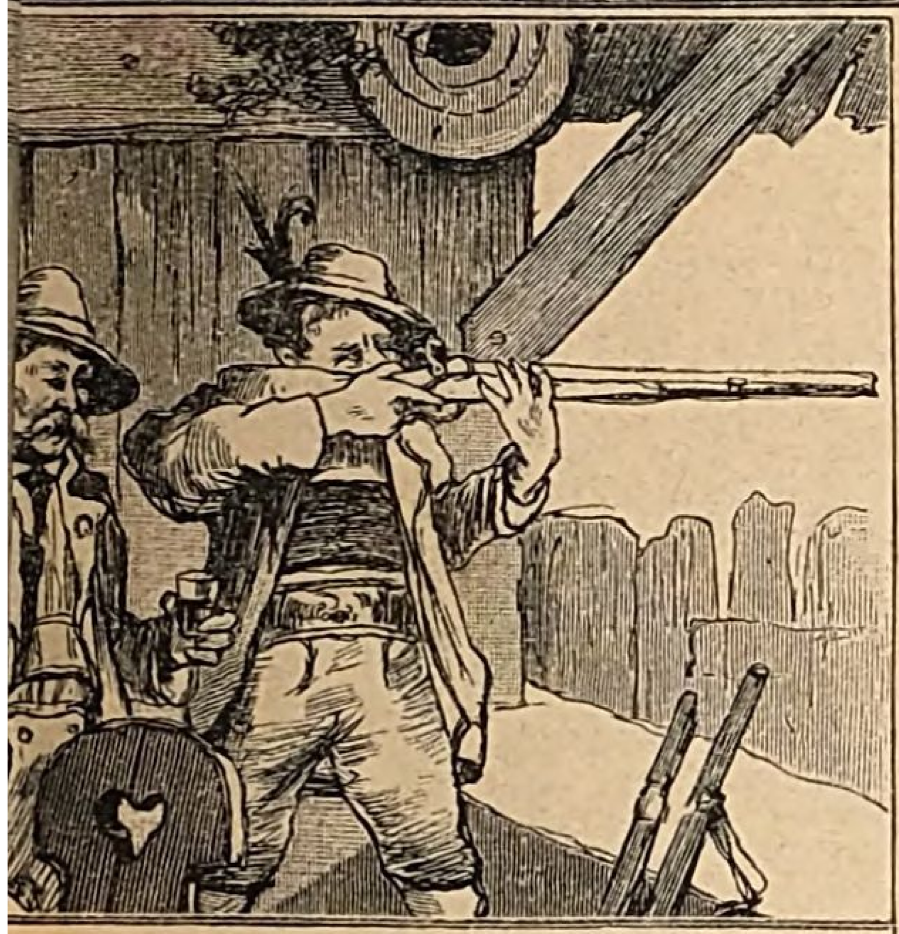
Das siebente deutsche Bundesschießen i…

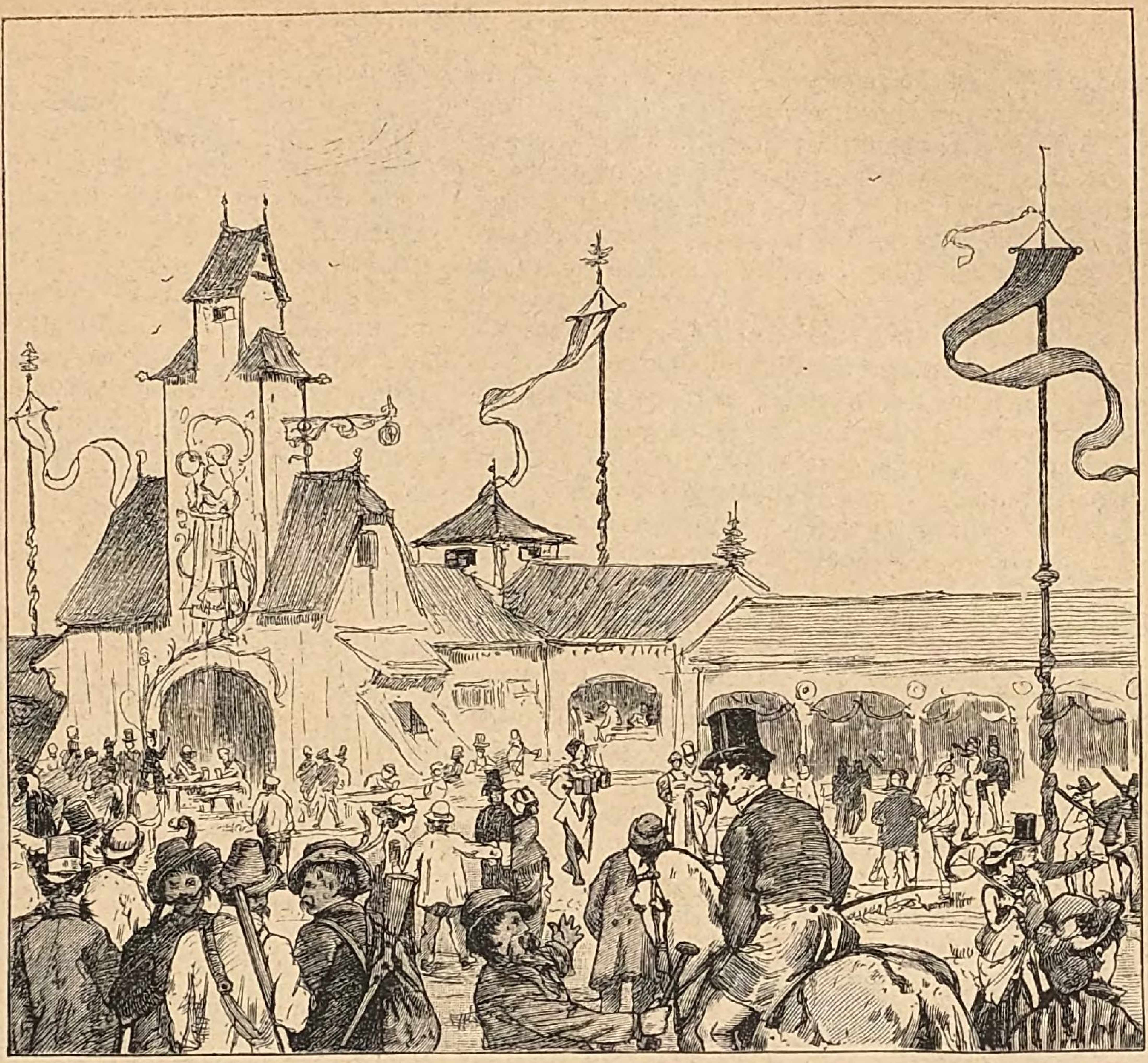
Wirthschaft „Zum blinden Mann“.

Beleuchtung der „Bavari…

Festzug: Gruppe …









ünchen. Originalzeichnung von Karl Voß.

Am Scheibenstande.

Scheibenwagens.

Wirthschaft „Zur Schützenliesl“.

Nun erschien die erste Schützengruppe, und an ihrer Spitze schritten die von weither herzugeeilten Gäste aus der Türkei, aus Manilla und Nord-Amerika, unmittelbar darauf in langem Zuge die Schweizer, dann die außerbaierischen Landeskinder in alphabetischer Ordnung. Wunderschön präsentirte sich die zweite historische Gruppe, die Jagd. Gestalten aus längst vergangenen romantischen Zeiten zogen nun an den staunenden Blicken vorüber: Fanfarenbläser mit mächtigen gebogenen Jagdhörnern, Jagdgesinde mit Armbrust und Speer, die Hatzrüden an der Leine führend, eine glänzende Cavalcade von Rittern, Junkern und Damen, darunter Falkoniere mit lebenden Falken, Wildträger mit Beute beladen und eine roth bezogene Kutsche mit Edelfrauen; herrlich war der Festwagen zu schauen; darauf stand unter einer großen Eiche der ritterliche St. Hubertus und der verhoffte Hirsch; in dem Gezweige des Baumes saßen Vögel und allerlei Gethier trieb sich darin umher. Jubelnd empfing man allerorts dieses Prachtstück der künstlerischen Gestaltungsgabe.

Die dritte Gruppe brachte die Wehrkraft; markige Gestalten zu Fuß und zu Roß, theils dem Volk aus der Zeit des Bauernkriegs, theils den Kriegsläufern aus der Landsknechtperiode angehörend, zogen heran; manch eisengeharnischter Ritter, manch junger Fant mit dem Flamberg in der Hand erntete reichen Dank aus schönen Augen; auch die in diese Gruppe eingereihten baierischen Oberländer Schützen in ihrer nationalen Tracht wurden lebhaft begrüßt. Nun nahte das herrlichste Bild, dessen sich ein deutsches Herz freuen konnte: der von acht prächtig geschirrten Rossen gezogene goldstrahlende Triumphwagen der Germania, mit Krone, Schild, Mantel und Schwert; sie war eine edle, schöne Frauengestalt, diese Germania, und mit stolzem, brausendem Jubelgeschrei wurde sie empfangen, sodaß sich das Gesicht der holden Frau immer und immer wieder mit flammendem Roth bedeckte. Eine nicht minder anmuthige Gefährtin stand als Lenkerin des Gespanns in antiker Gewandung auf dem vordern Theile des Wagens.

Die vierte Gruppe endlich, welcher Fanfarenbläser und Edelfräuleins zu Pferd mit den Standarten der früheren Feststädte voranritten, enthielt die auf einem Wagen thronende und von Pagen umgebene Munichia.

Wo der Zug erschien, wurde es im Volke und in den Häusern lebendig; jubelnde Zurufe, Tücherschwenken und Blumenregen aus allen Fenstern begrüßten denselben. Besonders stürmisch wurden die Oesterreicher willkommen geheißen — und mit Recht; denn sind sie nicht die außer Hause weilenden Söhne unserer nationalen Familie, und haben sie nicht als solche Anspruch auf besondere Freudenbezeigung? Denkt man bei solchen Auszeichnungen nicht auch an den Kampf, den Deutsch-Oesterreich gegen seine Widersacher im Innern auszutragen hat? Ich habe mir Mühe gegeben, in dieser Sache Erkundigungen einzuziehen, und habe nur freudige Anerkennung, nirgends die Spur einer Verstimmung unter den Festgästen gefunden.

Vor der Feldherrnhalle erfolgte der feierliche Act der Uebergabe der Bundesfahne durch die Herren Rechtsanwalt Reinartz und Dr. Bausch Namens der Stadt Düsseldorf an den ersten Bürgermeister der Stadt München, Dr. von Erhard. Diesem Acte wohnten die Mitglieder des königlichen Hauses, die Minister und andere hohe Staatsbeamte, die Stadtvertretung und das Festcomité an; die Sängervereinigung trug das von Professor Schönchen componirte und von Hermann Lingg verfaßte Lied „Gruß den Schützen" vor, worauf sich der Zug wieder in Bewegung setzte und nach zwei Uhr am Festplatze anlangte.

Werfen wir nunmehr einen flüchtigen Blick auf den feenhaft ausgeschmückten Platz, ehe das wimmelnde Treiben davon Besitz genommen hat! Unmittelbar hinter dem Haupteingange befand sich ein weitgedehnter Vorplatz, der, für das fahrende Volk von Händlern, Raritätenbesitzern u. dergl. bestimmt, den sogenannten „Wurstelprater" darstellte. Hier waren die obligaten Schaubuden untergebracht; die Mitte des Platzes durchschnitt eine breite Straße, welche, mit einer Flaggenallee geziert, direct zum Hauptportale führte. Beim Anblicke dieses Thores regte es sich traumähnlich im Beschauer. „Wo habe ich dies gesehen?" fragte er sich, „in irgend einer Stadt, als Bild oder gar nur in der Phantasie auf Grund einer Lectüre?" Es ist ein Stadtthor, wie es die ehrwürdigen, prächtigen Städte des Mittelalters geziert hat. Von zwei Thürmen flankirt, dehnt sich das niedere Portal so in die Weite, daß die Kaufleute mit ihrem Gute einziehen und auch ein Fähnlein Stadtknechte gut einreiten mag. Die Bemalung dieses reizenden Bauwerkes mit Rauten und Wappenthieren und die Verzierung mit alten, echten Fahnen trug wesentlich dazu bei, die Illusion zu erhöhen; schräg aufsteigende Löwen schmückten die Wandflächen der Thürme; über dem Thore war das Stadtwappen Münchens angebracht, und eine massige Holzgallerie verband die Thürme unter sich.

Statt des gestrengen und griesgrämigen Thorschreibers saß in dem Stübchen des linkseitigen Thurmes ein Kind der Neuzeit, das die Welt mit Neuigkeiten in Form von Tagesblättern versorgte, während die Thorwache gegenüber von der freiwilligen Feuerwehr gebildet wurde. Nach dem Eintritt durch dieses Thor fesselte den Beschauer sofort der Anblick der Festhalle, welche die östliche Seite des Festraumes einnahm. Dieselbe zeigte einen mächtigen Mittelbau mit hohem Dachstuhl und zwei sich in stumpfem Winkel gegen den Platz hereindrängende Langhallen, die wieder durch Erkerthürmchen abgeschlossen waren.

Eine Reihe von Portalen erleichterte den Zugang der Massen und für den controllirbaren Verkehr waren besondere Schrankenvorrichtungen hergestellt. Die äußere Ausstattung der Festhalle zeigte ebenso viel Reichthum, wie künstlerischen Geschmack, und das Dach war mit grünem Tannenreisig überdeckt, was einen ungemein freundlichen Anblick bot. Hoch am Giebel des Mittelbaues sah man St. Hubertus und den Hirsch angebracht; die kleinen Erker desselben aber waren mit Elchschädeln, die vergoldete Geweihe trugen, geziert, und über dem Hauptthor breitete ein riesiger deutscher Adler seine mächtigen Schwingen aus. Zwei prächtige Kolossalfiguren, cachirt und bemalt, hergestellt von Meister Gedon, ein stattlicher Jäger und eine Jägerin, bewachten den Zugang in das Innere, das gleichfalls entsprechend decorirt war. Das Balkenwerk des Oberbaues verhüllten mächtige Eichenlaubbögen, während die im Mittelschiff befindliche Musiktribüne mit Gobelins und musikalischen Trophäen verkleidet war; über derselben prangten Bilderwerke, welche die von Hermann Lingg in seinem Gedichte so prächtig gezeichneten vier Stämme: Sachsen, Franken, Schwaben und Baiern, in hübscher, entsprechender Gestaltung versinnbildlichen.

Grün und goldig schimmerte der Festhalle gegenüber der Gabentempel, ein auf breitem Unterbau ruhender Kiosk mit Kuppeldach, das durch eine mit Hirschköpfen verzierte Pyramide gekrönt war. Vier hochstämmige Föhren überschatteten den ganzen Bau, und aus dem Geäste der prächtigen Bäume blinkten verlockend die großen goldenen Aepfel der Hesperiden. Die den westlichen Abschluß bildende Schießhalle bestand gleichfalls aus einem Mittelbau und zwei Hallenflügeln in der Gesammtlänge von beinahe zweihundert Meter. In derselben befanden sich die Schießstände, die Plätze der Warner und Schreiber, die Ladetische und Ruheplätze für die Schützen.

An diese Hauptbauten schloß sich nun eine Reihe von Nebengebäuden, namentlich Stätten der Erholung und Erfrischung. Außer der Wirthschaft in der Festhalle waren nur noch vier Wirthschaften in Betrieb gesetzt worden; jede derselben zeigte einen anderen Charakter. Da war einmal „Der wilde Jäger", ein phantastischer Bau mit doppeltem Thurmaufsatz, das Dach mit alten Hohlziegeln gedeckt; eine Eule mit großen Augen bildete die Windfahne; vom Thurme herab hing als Firma am eisernen Arm der einladende Krug, und an der Façade prangte Hackelberg's, des wilden Jägers Bild zu Roß, in Sturm und Nacht dahinfliegend.

Nicht weit vom wilden Jäger erblickte man das Wirthshaus „Zum goldenen Hirsch", dem äußeren Ansehen nach ein Gebirgsgasthaus älterer Ordnung, mit tiefliegenden kleinen Fenstern und einem Altan unter dem vorspringenden Dach; auch der Maibaum vor dem Hause war nicht vergessen; das hübsche Häuschen erinnerte an irgend ein am Waldsaum liegendes als Wirthshaus installirtes Forsthaus.

Auf der südlichen Seite zunächst der Schießhalle stand die Wirthschaft „Zum blinden Mann", doch war mit dieser Firma keinerlei Anzüglichkeit auf unglückliche Schützen beabsichtigt; o, nein — dieser blinde Schütze ist überall bekannt; es ist der kleine Herzensjäger Amor. Welche Geschäfte derselbe während des Schützenfestes gemacht hat, konnte statistisch leider nicht nachgewiesen werden; bei dem großen Verkehr der schönen Welt auf dem Festplatze ist jedoch anzunehmen, daß er erkleckliches Unheil angerichtet habe.

Dicht neben dem kleinen, nackten Schlingel befand sich die „Schützenliesl", welcher unter den vier Gasthäusern unbedingt der

Preis zugesprochen werden muß. Zwischen einem Walde von jungen Fichten und Föhren erhob sich hoch in die Luft ein einfacher Sattelthurm, wie man ihn vielleicht in den von allen großen Verkehrsstraßen abseits liegenden Orten des Flachlandes noch sieht. Das Dach war mit Binsenstroh gedeckt, und ein gravitätisch vor dem Neste stehender Storch hielt dort seine Wacht, während aus dem obersten Fensterlein eine auf einer Stange hängende, mit Blumen und Bändern verzierte Schleifkanne als Handwerkszeichen herauslugte; die Façade endlich zeigte das Bild der Schützenliesl, eines drallen, auf einem in den Wolken rollenden Bierfasse dahintanzenden und dabei Bier und Rettige servirenden Landmädchens; als Kopfbedeckung dient der gluthäugigen Schönen eine Scheibe und ihre ganze Haltung ist so keck, so verführerisch, daß alte und junge Sünder unmöglich anders konnten, als für die Liesl schwärmen. Das genial ausgeführte Bild entstammt dem Atelier unseres berühmten Landsmannes Fritz August Kaulbach, welchem auch am letzten Tage vor Abbruch der „Schützenliesl" eine Ovation dargebracht wurde.

Der ganze Festplatz stellte sich den Blicken der Besucher überhaupt in einer so günstigen Weise dar, daß wohl Keiner denselben betrat, ohne seiner freudigen Ueberraschung Ausdruck zu geben. Unter solchen Auspicien konnte man dem Beginne des Festes getrost entgegen sehen, zumal die Leitung des Ganzen in bewährten Händen von Bürgern und Künstlern lag. Als erster Präsident fungirte der Erzgießer und Bildhauer Ferd. von Miller, als Stellvertreter der Großbräuer Gabriel Sedelmayer; das Ehrenpräsidium hatte Prinz Ludwig von Baiern übernommen, und hat derselbe sein Amt in liebenswürdigster Weise und mit großer Ausdauer versehen; er war bei allen Festlichkeiten zugegen und bewährte sich auch als eifriger und vortrefflicher Schütze.

Sofort nach dem Eintreffen des Zuges in dieser improvisirten kleinen Schützenstadt nahm in der Halle das Festbankett seinen Anfang, an welchem sich über zweitausend Personen betheiligten. Begeisterte Reden würzten das frohe Mahl; Prinz Ludwig selbst begrüßte die Gäste mit warmen Worten, und mancher seiner Sätze erntete stürmisches Bravo. Mittlerweile hatte das Schießen begonnen, und mitrailleusenartig krachten die Büchsen von den Ständen her; gegen Abend wurden die ersten Becher vertheilt; der erste Sieger war auch in München der bekannte Schütze Heinr. Knecht aus St. Gallen.

Auf dem Festplatze aber wogten Tausende durch einander, welche gekommen waren, die Herrlichkeiten zu besehen und mit den Gästen fröhlich zu sein. In den Wirthsbuden war bald kein Platz, kein Krug mehr aufzutreiben; überall tönte Musik, Gesang und fröhliches Jauchzen; man lagerte sich in Gruppen auf dem Grasboden, und das herrliche Wetter gestattete, das Gelage bis nach Mitternacht auszudehnen; elektrisches Licht goß über die Scene den Zauber einer Vollmondsnacht, und ohne nach der raschen Flucht der Stunden zu fragen, sang, trank und tanzte das glückliche Völklein weiter.

Der nächste Abend vereinigte die Gäste zum Festball in der Halle, und ein reicher Flor von Damen verherrlichte die der leichtfüßigen Terpsichore geweihten Stunden; wohl drückte eine Glühhitze auf die wogende Menge, allein wann hätte dies den Eifer tanzlustiger Paare zu dämpfen vermocht? — Die am Dienstag veranstaltete Herrenkneipe wurde durch ein launiges Festspiel „Die Enthüllung des Monumentes Münchhausen's" eingeleitet, und am Nachmittag dieses Tages war zur Belustigung des Volkes, alter Sitte zufolge, „ein Ochsenbraten" in Scene gesetzt worden; unter Anwendung einer eigens hierzu construirten Vorrichtung gelang es denn auch, einen ganzen Ochsen kunstgerecht am Spieße zu braten, und in kurzer Zeit war derselbe von den appetitreichen Zuschauern bis auf die Knochen verspeist.

Am stärksten war der Festplatz am Freitag Abend besucht, an welchem Tage die Monstre-Musikaufführung — sechs Militärcapellen mit 250 Mann — unter Direction des königlichen Obermusikmeisters Hüne stattfand; man hat die Menge der Anwesenden auf 80,000 bis 100,000 Personen geschätzt. In Bezug auf die Tonwirkung hat dieses Concert den Erwartungen nicht ganz entsprochen, aber hinsichtlich der musikalischen Leistung erfuhr es einstimmiges Lob; denn trotz der Masse Mitwirkender gelang es doch, ein Ensemble zu erzielen, das auch die feinsten Nüancirungen zur Geltung brachte. Ein dem Münchener ungewohntes Schauspiel bot die an diesem Tage von dem in Norddeutschland wohlbekannten Aëronauten Securius unternommene Luftschifffahrt.

Der Sonnabend zeigte sich endlich dem schon früher geplanten Unternehmen eines Ausfluges an den Starnbergersee günstig. Ein Extrazug brachte die etwa 800 Köpfe zählenden Theilnehmer nach Starnberg, wo der festlich geschmückte Salondampfer schon ihrer Aufnahme harrte. Die Villenbesitzer längs des westlichen Ufers hatten zum feierlichen Empfang beflaggt, und von allen Häuschen her wehten den Gästen Grüße entgegen. In Possenhofen wurde ausgestiegen; durch den herrlichen Park wanderte man nach Feldafing, um dort ein Frühstück einzunehmen, und dann ging es fort nach dem eigentlichen Ziele, dem reizend gelegenen Tutzingkeller. Die wackern Tutzinger hatten Alles aufgeboten, ihre Gäste zu ehren; es waren Triumphpforten errichtet, eine geschmückte Rednerbühne aufgestellt, ein Feuerwerk und eine Beleuchtung vorgesehen, kurz Alles bedacht, was sich bei einem Kellerfeste arrangiren läßt.

Endlich brach der letzte Tag an, der den kunstfertigen Schützen die Gaben Fortuna's bringen sollte. Es waren in der That herrliche Preise, welche im Gabentempel aufgeschichtet lagen; denn die Städte, die Fürsten und Privaten hatten gewetteifert, denselben reichlich auszustatten — da funkelte es von goldenen und silbernen Pokalen, von Bechern und Uhren und anderen Kleinodien. Der kostbarste auf 4000 Mark Werth geschätzte Preis, ein silberner Hirsch mit einem Thurm auf dem Rücken, ward einem Landshuter Bürger zu Theil; berechtigt hierzu waren drei Schützen — das Loos entschied für den Glücklichen. Abends erstrahlte zum Abschiede die nächst dem Schießplatze gelegene Bavaria in der herrlichsten Beleuchtung; ein grandioses Feuerwerk entzückte die Menge — und dann hatte das siebente deutsche Bundesschießen — eines der gelungensten seiner Art — sein Ende erreicht. Ueber den Verlauf desselben herrscht nur eine Stimme: die Münchener haben gethan, was menschenmöglich war, und der Himmel hat mit Sonnenschein und freundlichem Wetter seinen Segen dazu gegeben.

Blätter und Blüthen.

Eine schreckliche Eisenbahnfahrt. Nach des Tages Last und Mühen versammelten wir uns des Abends um das lodernde Prairiefeuer, um welches wir unsere Wigwams errichtet hatten. Der Platz war zwischen zwei ehemaligen Ansiedlungen, Boonesville und Julesburg gelegen, welche alsdann beide verlassen sind und erst durch die Vollendung der Union-Pacific-Bahn wieder aufblüheten. Unser Camp war in der Nähe einer ganz kleinen unbedeutenden Station der Union-Pacific-Bahn, deren Name mir sogar wieder entfallen ist, die aber nur deshalb errichtet worden war, weil sich auf diesem Punkte täglich die von Osten nach Westen und umgekehrt gehenden Züge kreuzten. Dieser Umstand war Veranlassung, daß wir häufig Besuch von den Maschinenführern erhielten, denen wir eine Menge aufregender Erzählungen aus dem Eisenbahnleben im fernen Westen verdankten. Eine dieser Erzählungen gebe ich in den folgenden Zeilen wieder, weil sie eine Art von Gefahren betrifft, die man in Europa kaum kennt.

James Mc. Barron, ein Mann von etwa fünfzig Jahren, Maschinist der Union-Pacific-Eisenbahn erzählte uns eines Abends wie folgt:

Als junger Mann von etwa fünfunddreißig Jahren war ich Locomotivführer auf der Buffalo-, Corry- und Pittsburg-Eisenbahn, welche bei Brocton Junction im Staate Pennsylvanien die Lake-Shore-Bahn kreuzt und dann direct in die Oelregionen Pennsylvaniens führt. Von Mayville Summit bis Brocton Junction beträgt die Entfernung in der Luftlinie kaum zehn Meilen, aber, da die Bahn zahlreiche Curven beschreibt, so ist die richtige Entfernung vierzehn Meilen; die Steigung ist nahe an 15 Meter pro Kilometer.

Im Jahre 1869 wurden mit der Corry-Bahn ungeheure Massen von Petroleum verfrachtet, und in der Nacht vom 17. August 1869 war ich mit einem Lastzuge von einem Pferdewagen und sechs mit Petroleum gefüllten Oelwagen unterwegs bei Summit. Diese Oelwagen sind große eiserne Kasten, sogenannte Tanks, in welche das Oel hineingepumpt wird, wie es noch heute vielfach in den Pennsylvanischen Oelregionen geschieht. Der Pferdewagen war direct hinter dem Tender der Locomotive, und ich hatte den Zug in Bewegung gesetzt, der auch schon rasch ging, als ich zu meinem Schrecken bemerkte, daß aus einem der Oelwagen Flammen aufschlugen.

Sofort gab ich das Signal zum Bremsen, und es gelang, die Oelwagen von dem Pferdewagen zu entkuppeln.

Dann fuhr ich mit Locomotive, Tender und Pferdewagen unter einem Dampfdrucke die Steigung hinab, welchen die Maschine bisher noch nicht gekannt hatte, um nur außer dem Bereich der brennenden Wagen zu kommen und den Pferdewagen zu retten, in welchem sich zwei werthvolle Rennpferde mit ihren Aufsehern befanden. Natürlich dachte ich, daß die Bremser die Bremsapparate an den Oelwagen angezogen hätten, aber in

ihrer Angst waren die Leute von den brennenden Wagen herabgesprungen, sobald die Entkuppelung gelungen war, und hatten die Apparate weiter nicht angerührt, sodaß die Oelwagen mit immer zunehmender Geschwindigkeit hinter uns dreindonnerten. Bevor ich mich dessen versah, saßen mir die Oelwagen, von denen jeder einzelne nunmehr einen Flammensee bildete, auf dem Nacken, und als ich gerade wieder um eine Curve flog, zerschmetterten sie die Rückwand des Pferdewagens. Merkwürdiger Weise blieben sowohl die brennenden Wagen wie der Rest des Zuges trotz der Collision im Geleise.

Mein Heizer und ich, wir hätten ganz gut den Zug verlassen und uns durch einen Sprung retten können, aber die Eisenbahncompagnie hatte uns für 20,000 Dollars Werth anvertraut, welchen wir derselben erhalten wollten, wenn es nur halbwegs thunlich war.

Ich sah, daß es sich um eine Fahrt auf Leben und Tod handelte, und riß daher den Regulator so weit auf, wie es nur möglich war. Wir flogen mit solcher Geschwindigkeit die Steigung hinab, daß die Maschine gar nicht pumpen konnte. In dem Momente, als die Oelwagen die Rückenwand des Pferdewagens eindrückten, schrieen die Pferde buchstäblich vor Angst; die Hitze wurde unerträglich, und die Aufseher, die im Pferdewagen waren und deren Gesichter die Farbe des Todes trugen, baten mich um Gotteswillen, „mehr Dampf zu geben“.

Bei der Blitzesgeschwindigkeit, mit welcher wir um die scharfen Curven flogen, erwartete ich jeden Augenblick, daß die Maschine aus dem Geleise springen und über den Bergabhang geschleudert werden würde.

Die Nacht war sehr finster. Die Maschine donnerte vorwärts mit einer Geschwindigkeit, wie in diesem Lande wohl noch nie eine Maschine gegangen ist, durch Waldungen, tiefe Felseneinschnitte und am Rande von unermeßlichen Abgründen vorbei. Die armen Pferde stampften und wieherten vor Schrecken, und nur wenige Fuß hinter denselben kam die flammende Masse den Hügel hinabgeflogen, wie ein schreckliches Meteor. Die Flammen von den Tausenden Gallonen von brennendem Oel waren wohl sechszig Fuß hoch und beleuchteten die Gegend auf eine Meile in der Runde. Der ganze Horizont war erleuchtet, und der Anblick der großen Feuersbrunst, die durch die Luft zu fliegen schien, war, wie man mir später sagte, von Brocton aus überwältigend.

Meine Idee war, den Leuten in Brocton das Signal zu geben, die Weiche der Lake Shore-Strecke zu öffnen, wo die Bahn sanft aufstieg und wo dann die brennenden Wagen die vorwärtsbewegende Kraft verlieren und zurückbleiben würden. Aber der Expreßzug von Cincinnati mußte um diese Zeit auf der Lake Shore-Strecke in Brocton Junction eintreffen und, um die Schrecken meiner Lage noch zu vergrößern, war gerade jetzt ein nach dem Westen gehender Lastzug auf der Lake Shore-Strecke daran, dem jede Minute erwarteten Expreßzuge aus dem Wege zu fahren. Mir blieb nur das Eine zu thun, das Signal für „offene Weiche“ zu geben, zu riskiren, ob der Lastzug rechtzeitig ausweichen könnte, und zu hoffen, daß der Expreßzug sich um die eine Minute verspäten würde.

Ich wußte, daß man mich von Brocton Junction aus gesehen und die Ursache der merkwürdigen Erscheinung erkannt hatte und daß man nicht zögern würde, auf mein Signal hin zu handeln. Ich pfiff daher das Signal für „offene Weiche“. Dem Lastzug gelang es, ein Seitengeleise zu erreichen, und in diesem Momente flogen wir auf das Lake Shore-Geleise, an der Station vorbei, durch das Städtchen hindurch und die sanft aufsteigende Strecke hinan. Die brennenden Oelwagen kamen allmählich zum Stehen und konnten unschädlich gemacht werden. Die Maschine mit ihrem Gefolge von Tender und Pferdewagen stand hundert Yards vor dem Expreßzug, der sowohl verspätet wie auch signalisirt war.

Als mein Heizer und ich sahen, daß wir gerettet waren, sanken wir ohnmächtig auf die Maschine. Die Pferde waren ruinirt, und ihre Aufseher wurden besinnungslos aus dem Wagen gehoben. Die Oelwagen brannten noch drei Stunden, nachdem sie zum Stehen gebracht.

Als man uns von der Maschine nahm, waren erst 12 Minuten seit unsrer Abfahrt von Mayville Summit verflossen, sodaß wir mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 145 Kilometer per Stunde gefahren waren.

H. H.

Zum Capitel der „Wahlwühlerei“. (Mit Abbildung S. 561.) Das Schicksal der Völker wird nicht allein auf blutigen Schlachtfeldern entschieden. Schwerer für das Wohl und Wehe einer Nation wiegen die Beschlüsse, welche in den parlamentarischen Versammlungen gefaßt werden; denn durch dieselben wird sowohl die Wehrkraft des Staates geregelt, wie der materielle Wohlstand und die geistige Entwickelung seiner Bürger beeinflußt. Daher wurde auch bei allen Culturvölkern die Zeit, welche den Wahlen vorausging, durch eine fieberhafte Thätigkeit der politischen Parteien gekennzeichnet. Und wie einst um die Gunst des römischen Volkes die Tribunen und die Patrizier auf den Straßen und auf dem Forum warben, so geschieht es auch heute bei uns nach Tausenden von Jahren. Der politischen Agitation der Neuzeit stehen zwar gewaltige, früher unbekannte Mittel zur Verfügung, wie die Macht des gedruckten Wortes in der Gestalt der Flugschriften und der Zeitungspresse, aber trotzalledem kann auch sie des ältesten Hebels der mündlichen Agitation nicht entbehren. So sehen wir, daß auch jetzt während der Wahlcampagne nicht allein die Führer der Parteien durch öffentliche Reden das Volk unter ihre Fahnen zu bringen suchen, sondern daß in dieser Zeit das Land mit politischen Agenten überfluthet wird, welche in Privatgesprächen den einfachen Mann für ihre Zwecke bearbeiten. Die Wichtigkeit des letzteren Agitationsmittels darf nicht unterschätzt werden; denn die Geschichte hat gelehrt, daß Parteien, deren Presse von der Regierung mundtodt gemacht wurde, einzig und allein mit Hülfe dieser stillen Agitation bei den Neuwahlen in alter Stärke und sogar manchmal in größerer Zahl aus der Urne hervorgingen.

Eine Scene aus dieser halbgeheimen politischen Agitation stellt unser heutiges Bild dar — eine Scene, wie sie sich wohl gegenwärtig im deutschen Vaterlande tausendfach abspielt. Die Bürgerstunde hat längst geschlagen; die fröhlichen Gäste des Wirthshauses sind verschwunden; sogar das Schänkmädchen ist in Anbetracht der außergewöhnlich langen Sitzung eingeschlafen; nur zwei hervorragende Persönlichkeiten der kleinen Gemeinde, der reichste Bauer und der bei seinen Mitbürgern beliebte Bäcker, haben Stand gehalten. Mit ihnen bespricht nun der am Tische sitzende Agent einer politischen Partei die Bedeutung der bevorstehenden Wahlen. Er hält das Manifest der Gegenpartei in der Hand und unterwirft es einer scharfen, vernichtenden Kritik. Ja, es spricht sich gut in diesem kleinen Kreise. Hier darf gesagt werden, was sonst in der öffentlichen, von der Polizei bewachten Versammlung verschwiegen werden mußte, was aus Rücksicht auf den Staatsanwalt in der Presse nicht gedruckt wurde. Hier kommt das Alles zu Tage — Wahres und leider auch Falsches, Lob und Verleumdung. „Wahlwühlerei“ ist der technische Ausdruck, mit welchem die officiöse Presse diese Thätigkeit mit sittlicher Entrüstung bezeichnet. Aber wozu die Scheinheiligkeit? Welche Partei in der Welt wird auf dieses Agitationsmittel verzichten? Oder wäre da nicht ein langes Lied zu singen von der „Wahlwühlerei“ der Herren Landräthe und Gensd'armen, der hohen und gar niedrigen Staatsbeamten?

Was nun der „Wühler“ auf unserem Bilde den beiden Philistern vorträgt, das dürfte schwer zu errathen sein. Vom socialdemokratischen Zukunftsstaate mit allen seinen verlockenden Paradiesbildern wird er ihnen schwerlich etwas erzählen. Dazu paßt die Gesellschaft nicht. Vielleicht aber erklärt er dem Bauer, wie viel mehr harte Thaler er jahraus jahrein in Folge der segensreichen Kornzölle in seine Tasche stecken wird, und rechnet dem Bäcker vor, wie viel weniger directe Steuern von Haus und Grundstück und von daliegendem zinsentragendem Vermögen von da ab bezahlt werden, da man indirecte Steuern, bei denen „die Masse es bringen muß“, eingeführt hat. Vielleicht predigt er das Gegentheil und überzeugt Beide davon, daß der Handel und Wandel frei bleiben, die Lasten auf alle Stände, je nach ihrer Zahlungsfähigkeit, gleich und gerecht vertheilt werden müssen, wenn das Reich bestehen, wenn der Einzelne gedeihen, wenn das Volk groß und stark werden soll.

Aus den Augen des Agitators auf unserem Bilde leuchtet, wiewohl versteckt, siegesfrohe Zuversicht hervor. Er hat die Beiden überzeugt, und nun weiß er, daß sie an dem nahe bevorstehenden Tage der allgemeinen Wahlen, an welchem die Stimme des schlichtesten Tagelöhners ebenso viel gilt, wie die des eisernen Kanzlers, für seine Partei einstehen und in geschlossener Colonne ihren nicht unbedeutenden Anhang zur Wahlurne führen werden.

Das Mikrophon als Wasserauffinder und Quellensucher. Im unteren Innthale, zwischen Innsbruck und Kufstein, hatte sich in den letztverflossenen Jahrzehnten, wahrscheinlich in Folge von Waldausrottung, ein fühlbarer Wassermangel eingestellt, der in den Umgebungen der bekannten Bergstadt Hall besonders unangenehm hervortrat. Die Formationen der dem Innstrome parallel laufenden Hügelketten ließen aber mit Wahrscheinlichkeit der Vermuthung Raum, daß unterirdische Wasserläufe in genügender Mächtigkeit vorhanden seien, um, wenn sie zu Tage gebracht würden, die darüber befindliche Oberfläche zu bewässern. Dieser locale Uebelstand brachte den Besitzer des Schlosses Tratzburg, nächst der Saline Hall, auf die Idee, auf diesen Alpenabhängen in Blechkapseln eingeschlossene Mikrophone in den Boden zu senken und dieselben jedesmal mit einem Telephon und einer kleinen Batterie zu verbinden.

In dem gegenwärtigen Falle galt es also, das Rieseln der unterirdischen Wasseradern vernehmbarer zu machen. Der in der Natur herrschenden größeren Ruhe halber wurden die Beobachtungen mit dem Apparate bei Nachtzeit angestellt, wo die Vibrationen des Bodens geringer als bei Tage sind und derartige Wahrnehmungen sorgfältiger ausgeführt werden können. In der That gelang es vollständig, die Bewegung in den zum Theil tief unter der Erdoberfläche fließenden Wasseradern zu hören und so deren Vorhandensein und Lauf festzustellen, sodaß die Zutageförderung der Quellen bewerkstelligt werden konnte.

Ohne Zweifel wird dieser erste gelungene Versuch Nachahmung finden und eine erweiterte praktische Anwendung des Telephons, insbesondere in wasserarmen Gegenden, zur Folge haben.

Erklärung. In Nummer 27 der „Gartenlaube“ erzählt der Verfasser eines anonymen Artikels „Karoline Bauer als Gräfin Plater“, daß er auf ihrem Wohnsitze Broëlberg (welcher, beiläufig gesagt, nicht bei Horgen am Zürichsee, sondern zwei Stunden weiter abwärts in Kilchberg liegt) neben anderen Personen auch öfter den Unterzeichneten in Gesellschaft der Verstorbenen getroffen habe. Es ist dies ein Gedächtnißfehler des mir unbekannten Verfassers; ich bin in dem erwähnten Hause niemals gewesen und habe mich auch sonst keinerlei Verkehres mit der Dame erfreut.

Zürich, im August 1881. Gottfried Keller.

Kleiner Briefkasten.

W. D. in Schwetz. Die beste und zuverlässigste Auskunft in Ihrer Angelegenheit finden Sie in dem Reichs-Coursbuch, welches im Coursbureau des Reichspostamtes bearbeitet wird und eine lichtvolle Uebersicht der sämmtlichen Eisenbahn-, Post- und Dampfschiffverbindungen in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und der Schweiz enthält, wie es auch über die bedeutenderen Routen der übrigen Theile Europas und der Dampfschiffverbindungen mit außereuropäischen Ländern orientirt. Die nächste (vierte Sommer-) Ausgabe erscheint am 1. September d. J.; Preis 2 Mark. (Berlin, Springer.)

Leserin in Posen. Wir haben weder Beruf noch Raum zur Erfüllung Ihres Wunsches.

Naturfreund in Leipzig. Besuchen Sie uns gütigst einmal!

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 35. 1881.

Die Gartenlaube.



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Mutter und Sohn.

Von A. Godin.

(Fortsetzung.)

14.

Seit einem Jahre hatte Richard Fügen die Stellung in Prag, welche ihn nach seinem Scheiden von der Moosburg längere Zeit fesselte, mit einer andern, ihm mehr zusagenden vertauscht. Er war einem Rufe nach S. als Director eines dort unlängst gegründeten Musikinstitutes gefolgt, und waren auch weder Gehalt noch Wirkungskreis ersten Ranges, so bot sich doch gerade das, was ihm zusagte: Frei von jeder andern Aufgabe, als der, eine Musikschule und den Domchor zu leiten, fand er Muße genug zu ungestörtem künstlerischem Schaffen.

Als er aus dem weiten, von großartigen Schneehäuptern begrenzten Thalgrunde in den malerischen Bergpaß einfuhr, in dessen Schooße die schöne Stadt so vornehm ruht, wallten und sprühten seine Lebensgeister in die Wette mit dem grünen Gebirgsstrome, welcher plätschernd vor ihm hereilte. Wer je den Alpen nahe gelebt hat, wird den Zug nach ihnen nicht wieder bannen. Der erste Eindruck, dessen sich Richard Fügen bewußt wurde, glich einem Heimathsgefühle und bestätigte sich ihm bald in erfreulicher Weise; denn alle Verhältnisse, in denen sich sein Leben hier bewegte, gestalteten sich befriedigend; er fühlte sich in seinem neugewonnenen Berufe wohl. In der Stellung eines Capellmeisters liegt für den Musiker ein großer Reiz; stellt sie doch Kräfte zu seiner Verfügung, über die er im vollen Sinne des Wortes nur den magischen Stab zu schwingen braucht, um den ihm werthvollsten Inhalt des Lebens zum Ausdrucke zu bringen.

Aber nicht nur in seinem Wirken nach außen hin fand Fügen Befriedigung, er hatte sich auch sein häusliches Leben schon seit Jahren behaglich eingerichtet. Seine Haushälterin, die alte, noch flinke Resi, hielt zwar ihren Herrn in gewissen Punkten etwas unter dem Pantoffel, wäre aber für ihn durch alle Feuer gegangen und verstand sich vollkommen auf seine Art und Weise. Daß sie ihm von Prag nach S. folgte, erschien Beiden als selbstverständlich; sie hatte die von ihm hier gewählte Wohnung so gefällig und behaglich einzurichten gewußt, daß er sich nicht ohne eine Art naiven Stolzes „daheim“ umschaute.

Aber heute fühlte sich der Herr Capellmeister in seiner freundlichen Wohnung nicht recht wohl. Obgleich erst der September zur Rüste ging, stürmte es doch draußen schon herbstlich, und zum ersten Male fiel es Fügen auf, wie rasch die Tage abnahmen. Draußen plätscherte der Regen, leise, unermüdlich; im Zimmer über ihm wurde Clavier gespielt — das zog ihm die Stirn kraus und verbesserte keineswegs seinen Humor. Er streckte die Hand nach der Klingelschnur aus, ohne dieselbe jedoch zu ziehen, und griff dann plötzlich nach Hut und Ueberzieher, um seine schlechte Laune spazieren zu führen.

Dieses probate Mittel, das fast etwas von homöopathischem Beigeschmack hat, versagte auch heute seine Wirkung nicht; denn Sturm und Regen, welche den Menschen zum Kampf herausfordern, sei es auch nur zu dem zwischen seinem Schirm und dem Winde, schlagen die gewöhnliche Species üblen Humors meist in die Flucht — so auch hier! Während Fügen auf seinem Gange durch die Straßen an St. Peter vorbeikam, drangen durch die schwach erleuchteten Fenster der Basilika langgezogene Orgeltöne. Die vereinzelten Klänge mischten sich mit dem Plätschern des Regens und des Petrus-Brunnens, und plötzlich trat dem Capellmeister ein Motiv klar vor die Seele, das seit Tagen schon immer vor ihm her in den Lüften geschwebt hatte, ohne sich ergreifen zu lassen.

Eilig machte er sich auf den Heimweg und kam triefend und durchfroren, aber seelenvergnügt in seiner Clause an, wo bereits die brennende Lampe seiner harrte. Es gehörte zu Fügen's Eigenthümlichkeiten, daß er es nicht leiden konnte, in ein finsteres Zimmer zu treten; bis seine sparsamkeitsbeflissene alte Köchin sich dieser „Verschwendung“ gefügt, hatte es manchen Kampf gekostet, und noch jetzt erlebte der Hausherr zuweilen, daß er, von der Straße aufblickend, oben alles dunkel fand und die Sünderin überführen konnte, heimtückisch auf der Lauer gestanden, und sich erst des Gehorsams befleißigt zu haben, während er bereits die Treppen erstieg.

Als er, aus den nassen Hüllen geschält, jetzt in sein Zimmer trat, schimmerte ihm zur Erhöhung der glücklich gewendeten Laune von einem Tischchen her etwas Weißes entgegen. Heimzukommen und einen Brief vorzufinden gehörte für Fügen zu den guten Dingen einer Welt, die ihm überhaupt in keiner Weise als schlechte erschien. Er hatte noch niemals Anlaß gehabt, sich vor verschlossenen Briefen zu fürchten, correspondirte überhaupt nur mit Befreundeten oder den Verlegern seiner Compositionen, und durfte von Beiden meist Günstiges erwarten. Dennoch grüßte er den stummen Gast vorläufig nur mit einem Augenzwinkern, setzte sich sogleich an den mit rastrirtem Papier bedeckten riesengroßen Schreibtisch und zeichnete sein Motiv auf.

Als nach geraumer Zeit die Wirthschafterin eintrat, um für das Abendbrod zu decken, und nun den Brief sachte auf den Schreibtisch legte, streifte sein Blick zerstreut die Adresse, blieb aber sofort daran hängen. Eilig streckte er die Hand aus, den Brief

zu ergreifen, während er aber sonst jedes Couvert aufzureißen pflegte, prüfte er dieses so genau, als wäre noch etwas anderes viel Bedeutsameres darauf verzeichnet als sein eigener Name; er griff dann nach der Scheere, um es behutsam am Rande zu durchschneiden. Seine Brauen bewegten sich, indem er das dichtbeschriebene Blatt entfaltete. Lange, lange hatte er die Züge dieser Hand nicht mehr erschaut.

Gleichsam in Uebereinstimmung mit seinen Gedanken begann Genoveva's Brief in gleichem Sinne:

„Auf der Moosburg, October 1857.

Jahre sind vergangen, seit wir zuletzt von einander gehört, lieber Freund. Sicher gab es Gründe, welche Ihnen versagten, uns durch ein Wiedersehen zu erfreuen, obgleich Sie uns seit einiger Zeit nahe leben. Ihrer Gesinnung bin ich so sicher, daß ich Sie heute unbedenklich frage, ob Sie sich des Wortes noch entsinnen, welches Sie einst zu mir gesprochen: Sie wären bereit, Alles für meinen Siegmund zu thun? Damals antwortete ich Ihnen, daß ich Sie vielleicht einmal hieran erinnern würde. Es ist lange her, acht Jahre — aber Raum und Zeit ist keine Schranke zwischen Freunden, und ich spreche darum ohne Rückhalt.

Siegmund hat sein dreizehntes Jahr zurückgelegt, bis jetzt an meiner Seite. Ernste Gründe gebieten mir nun, ihn von mir zu geben. Ich wünsche nicht nur ihn eines weiteren, freieren Athemzuges theilhaftig werden zu lassen, sondern habe für die nächsten Jahre selbst einen Weg vor mir, auf dem mein Sohn mich nicht begleiten kann. Während dieser Zeit möchte ich ihn der Leitung eines Mannes anvertrauen, auf den ich mich in jedem Sinne verlassen darf, und ich kenne einen solchen Mann. Würden Sie, mein Freund, sich entschließen, Siegmund bis nach seiner vollendeten Berufsausbildung in Ihr Haus zu nehmen, ihm Schutz und Führung zu gönnen, als sei er Ihr eigener Sohn? Ich wäre dann ruhig.

Ich blieb nie ohne Kenntniß Ihres Aufenthaltsortes und Ergehens. Ich weiß, daß Sie unverheirathet geblieben; doch haben Sie sich ein Heimwesen gestaltet, genießen einer festbegründeten bürgerlichen Stellung und haben bleibende Stätte. Unter solchen Verhältnissen steht die Aufnahme eines jugendlichen Haus- und Lebensgenossen nicht außer Frage.

Sollte mein Vorschlag Ihnen dennoch störend sein, so rechne ich auf die Offenheit, welche Freunde einander schuldig sind. Siegmund folgt in diesem Falle seinem bisherigen Hofmeister nach Wien. Stimmen Sie zu, so wünsche ich Ihnen meinen Sohn selbst vorzustellen; erst dann, wenn Sie sich überzeugt, ob der Knabe Ihnen dieselbe Sympathie weckt, welche das Kind Ihnen abgewann, verabreden wir Weiteres.

Ich stelle 'es in Ihre Entscheidung, ob Sie uns in S. erwarten oder uns auf der Moosburg besuchen wollen.

Auch in dem Falle, daß Sie Gründe wider meinen Vorschlag haben, wäre es mir, wie uns Allen, sehr erwünscht, Sie hier zu sehen. Sie finden Menschen und Dinge so unverändert, wie dies nach Verlauf von Jahren überhaupt möglich ist, unverändert vor Allem das herzliche Gedenken an gemeinschaftlich verlebte Zeit.

Genoveva Riedegg."

Fügen saß eine ganze Weile regungslos da; er hatte den Kopf auf die linke Hand gestützt, während die rechte durch den Haarbusch fuhr und dort, als Signalement für ein scharfes Gefecht hinter der Stirn, das übliche Chaos anrichtete.

Resi, die vorhin zu ihrem Schrecken den Hausherrn über den Notenblättern gefunden, welche ihren fertigen Mahlzeiten oft genug verderbliche Concurrenz machten, hatte eiligst ihre Schüsseln aufgetragen, als sie sah, daß er den Brief zur Hand nahm. Zweimal war aber die Meldung: „Es ist angerichtet, Herr Capellmeister," an dem achtlosen Ohre verhallt. Jetzt räusperte sie sich kräftig und sagte, als auch diese Mahnung erfolglos blieb, im Ton einer schwer gekränkten Seele: „Das Gebachene wird kalt. Es ist angerichtet, gnä' Herr."

Er wendete den Kopf. Ein Freudenblitz schoß aus seinen Augen; wie ein Jüngling sprang er auf, faßte die alte Person an beiden Schultern und drehte sich um und um. „Hurrah, Resi! Wir kriegen einen Sohn."

„Was wär denn das?" rief die Alte mit weit aufgerissenen Augen und vergaß nun selbst auch ihr „Gebachenes".

„Einen Sohn!" wiederholte Fügen, und all die kleinen Fältchen um seinen Mund regten und rührten sich. „Bring' Sie mir meinen Ueberzieher! Ich will gleich um Urlaub nachsuchen — morgen oder längstens übermorgen geht's fort."

„Urlaub nachsuchen? Jetzt? Bei nachtschlafender Zeit? Den Rock hab' ich zum Trocknen aufgehängt; der tropft wie eine Dachrinne, und 's Essen steht auf dem Tisch, und die Herren sind um diese Zeit allesammt beim Wein."

Das leuchtete dem Eifrigen ein; richtig, bis morgen früh mußte man warten. Er setzte sich an den Eßtisch und sprach lebhaft weiter, während Resi die Schüsseln abdeckelte.

„Ich verreise also nächster Tage, so für eine Woche denke ich. Dann wird Sie schon sehen, wen ich mit heimbringe."

„Ist's wirklich und wahrhaftig Ihr Sohn?" fragte sie mißtrauisch. „Hab' doch nie vernommen, daß der Herr Capellmeister ein Wittiber wäre."

Er schüttelte lachend den Kopf.

„Das grüne Gastzimmer thut's, aber es muß noch allerhand hinein! Morgen geht Sie einkaufen — ein nettes Bücherschränkel und ein Schreibpult und was sonst fehlen möchte. Und daß Sie mir alles schön aufputzt! Es muß ganz schmuck ausschauen und so recht behaglich. Keine Sparerei, wie Sie das gern prakticirt, alles Nummer Eins!"

„Na, na, nur stat! Das ist mir ja ein absonderlicher Gast, für den so mit allen Glocken geläutet werden soll," staunte die Alte und füllte das mit einem Zuge geleerte Kelchglas des Herrn auf's Neue mit rothem Tiroler.

„Kein Gast!" Er ward plötzlich schweigsam und versank in heiteres Sinnen. Das süße, sinnige Kindergesicht tauchte wie leibhaftig vor ihm auf, und zugleich Bild nach Bild aus unvergeßlichen Zeiten. Nichts Störendes mischte sich in die Freude, welche ihm die Adern durchströmte wie feuriger Wein. Ist es doch eines der größten Geschenke, welche die Zeit dem Menschen gönnt, daß sie alles Dunkle verzehrt, jedes Fünkchen Licht aber hell entfacht und verklärt. Das Vergangene glänzt. Was an Trübem, Leidenschaftlichem darin gährte, verrinnt in jenen Strom, welcher all unser Erlebtes aufnimmt, wie Bäche, die ihn verstärken. Es ward Fügen zu Muthe, als sei er plötzlich mit einer großen Gabe beschenkt worden; seine Zusammengehörigkeit mit den Menschen, welche ihm unter Allen, denen er je begegnet, die Bedeutendsten geworden, kam ihm stark zum Bewußtsein. Seit er von ihnen geschieden, war eine Reihe von reich ausgefüllten Jahren an ihm vorübergegangen, aber keines derselben hatte ihm Stunden gebracht, wie er sie auf der Moosburg verlebt. Das stand einzeln, mit nichts vergleichbar in seiner Erinnerung. Lange hatte er sich mit dem heftigen Zuge, dorthin zurückzukehren, herumgeschlagen. Auch dies kam zur Ruhe, doch blieb eine Lücke übrig, deren er sich endlich kaum mehr bewußt gewesen, die ihm erst heute, als sie sich füllte, deutlich fühlbar ward. Acht Jahre! Zeit genug, jeden Rausch zu beschwichtigen; weit mehr Zeit, als nöthig, ihn bis zum letzten Hauche verfliegen zu machen, wenn es nur ein Rausch gewesen. Jede wahre Leidenschaft birgt aber Besseres, als nur den Hang nach Befriedigung; etwas von dem Mitgefühl, welches sich der gesammten Menschheit gegenüber Erbarmen nennt, wächst sich im Herzen fest und läßt den Funken nicht sterben. War Genoveva's ferne Gestalt neuerdings vor ihm aufgestiegen, so sprach sein Empfinden nur noch das eine Wort: Könnte ich Dir helfen!

Daß sie seiner jetzt wirklich bedurfte, sich ihm zuwandte, als es solches Bedürfen galt, erfüllte ihn mit Stolz und Freude. Voll Spannung dachte er, wie Siegmund sich entwickelt haben würde; aus dem interessanten Kinde mußte ein Knabe erwachsen sein, mit dem zu leben sich's verlohnte. Bei dieser Vorstellung ward dem Einsamen warm und wohl. Die freudig angeregten Gedanken schweiften den nächsten Tagen voraus. Wie er wohl Alles auf der Moosburg finden würde? Unverändert — schrieb Genoveva. Kaum denkbar! „Die Kinder sind doch älter, und wir Andern wahrhaftig nicht jünger geworden — Jana?" Er lächelte dem feinen Blumengesichte in Gedanken zu. Das war inzwischen wohl verblüht; sie mußte nun beinahe Dreißig zählen, wesentlich verändert konnte er sie sich aber wirklich nicht vorstellen — auch Lois, ihren Bruder, nicht. Maxi aber und vor Allem Siegmund! An diesem blieben seine Gedanken haften, die ihn bereits als Eigenthum ergriffen hatten; die sonnigen blauen Augen folgten ihm bis in die Träume der Nacht.

15.

Der Postillon schmetterte sein „Gott erhalte Franz den Kaiser!“ in den hellen Octobermorgen hinein, während die alte, gelbe Karriole durch die Fahrstraße von Lahnegg rasselte. Nur ein Passagier saß im Innern, doch konnte er für zwei gelten, da sein buschiger Kopf bald zum rechten, bald zum linken Wagenfenster hinausfuhr, als wollte er jedes Haus und jeden Steig zu gleicher Zeit in's Auge fassen. So kam es, daß er schon von Weitem dem schlanken Jünglinge sichtbar wurde, der einige Schritte vom Posthause entfernt stand und sich demselben rasch näherte, als der Wagen still hielt. Sein schmales Gesicht färbte sich leicht, und die grauen Augen blickten dem Ankömmling so beredt entgegen, daß Fügen keinen Moment in Zweifel darüber blieb, wer ihn hier erwartete.

„Lois!“ rief er froh, indem er niedersprang und dem jungen Menschen beide Hände entgegenstreckte. „Das ist ja schön.“

„Grüß Gott, Herr Fügen!“ sagte Lois mit wohlklingender, tiefliegender Stimme, welche Fügen mehr noch als seine Erscheinung an die Reihe von Jahren mahnte, welche seit dem Verkehr Beider als Lehrer und Schüler verflossen waren. Der hochaufgeschossene Seminarist erschien in der langen Soutane noch größer, als er wirklich war. Schon beschattete dunkler Flaum seine Lippen, und in dem intelligenten Gesichte trat ein prägnanter Ausdruck von Kraft hervor. Doch wölbte sich die entschlossene Stirn auch jetzt noch über dämmernden, etwas verschleierten Augen, deren rascher Freudenblitz sich nach der ersten Begrüßung in Stille verlor.

„Ich kam im Auftrage der gnädigen Frau mit dem Einspänner des Auwirthes,“ sagte er, während er dem Reisenden seinen Mantelsack aus der Hand nahm.

„Fahren? Nicht doch!“ sagte Fügen. „Ich habe mich seit einer Stunde schon darauf gefreut, durch den Ort und über die Wiesen zu gehen. Der Reisesack mag sich kutschiren lassen; wir Zwei wollen wandern.“

Während Lois dem vor der Thür des Judenwirthes harrenden Kutscher das leichte Gepäck übergab, ließ Fügen seine Augen über den wohlvertrauten Platz schweifen, auf dem sich nichts verändert hatte. Dort der Brunnen mit den verwitterten Umfassungsmauern, drüben das alte von der Straße etwas zurückweichende Wirthshaus, daneben dessen tiefschattiger Garten, wenige Schritte weiter der rothe Spitzthurm des hochgelegenen Pfarrkirchleins! Das Rauschen des Alpbaches drang Fügen in's Ohr, und der Ton klang wie Heimathslaut. Nun lief der Postexpeditor aus seiner Bude, ihn zu begrüßen — dasselbe treuherzige, nur etwas faltiger gewordene Gesicht von einst! Die Judenwirthin kam über die Straße und bot ihm schon von Weitem die Hand entgegen. Ein Gefühl von Heimkehr überwallte ihn so warm und wohlig, wie seit seiner Knabenzeit nicht mehr, und wuchs, während er nun durch den Ort schritt, wo die Leute feiernd auf den Bänken vor ihren Häusern saßen. Alles erschien ihm geschmückt und festlich. Rothblühendes Bohnengeranke, purpurfarbiges Weinlaub spann sich über die Wände; vom First der steinbeschwerten Dächer hingen goldige auf Schnuren gereihte Maiskolben in Guirlanden nieder und berührten fast die blaßrosa Hortensien, welche auf dem Sims der „Lauben“ gereiht standen. In dem kleinen Garten erhoben sich hochstämmige Malven in buntem Flor. Das Alles hatte er ganz ebenso gesehen vor langen Jahren, und die Menschen schienen ihm auch ganz dieselben zu sein wie damals. Er wunderte sich durchaus nicht, von allen Seiten erkannt und begrüßt zu werden, als sei er gestern erst von hier fortgegangen; der Gedanke, daß seine Ankunft durch Lois und den wartenden Wagen angekündigt worden, kam ihm nicht einmal in den Sinn; er nickte nur und warf fröhliche Worte nach rechts und links.

Erst als Lois das Pförtchen zurückschlug, welches durch leichte Umzäunung in Wiesen- und Waldrevier führte, verstummte der Wanderer. Wie oft war er in Gesellschaft Jana's und der Kinder diesen seinen Lieblingsweg gegangen! Die Sonne stand bereits hinter den Bergen, welche ihre zackigen Schatten weithin über noch frischleuchtenden Wiesengrund warfen; dieser führte, langsam aufsteigend, durch ein kleines, vom Herbst über und über vergoldetes Gehölz.

Auf der Höhe, wo sich der Blick auf die Flußebene öffnete und die Burg in das Bild trat, stand Fügen stille. In alter Schöne prangte das Gebirge; hoch mit Schnee bedeckt glänzten seine Häupter über dem blitzenden Strom; das Womperjoch stand im Purpurschein. Nur für kurze Momente hing das Auge des Wiederkehrenden an der lauteren Herrlichkeit des Bildes; dann kam es über ihn, als sei jeder Augenblick des Zögerns eine Verschwendung, und Fuß und Sinn drängten dem Ziele um so eifriger zu. Der junge Begleiter vermochte nur eben Schritt mit ihm zu halten.

„Es ist doch schön, daß Sie mich einholen kamen, Lois,“ sagte er fröhlich. „Hatte nicht auch Siegmund Lust, von der Partie zu sein?“

„Lust genug,“ entgegnete der junge Mensch mit einem Lächeln, das seinem festgezeichneten Munde besonders gut stand. „Seine Mutter bat ihn aber zu Hause zu bleiben, und wenn die bittet, dann thut oder läßt er Alles, so brennend er auch darnach verlangen möchte. Ich glaube, die gnädige Frau hält darauf, dabei zu sein, wenn Sie unsern Siegmund treffen. Und sie hat Recht. Uebrigens — was ich schon vorhin bitten wollte, Herr Fügen: sprechen Sie doch nicht so fremd zu mir! Noch bin ich Schüler, wie zur Zeit, als Sie sich meiner annahmen, und ich hörte so gern wieder das alte Du.“

Fügen schüttelte den Kopf und streifte mit der Hand leicht über das Gewand, welches des Jünglings künftigen Stand bezeichnete. Der ehrliche Blick, welcher ihm begegnete, gewann es ihm dennoch ab.

„Na, für die paar Tage, für diesmal mag's noch gelten, lieber Geselle,“ sagte er. „Jetzt erzähl' mir aber von der jungen Gesellschaft, von Siegmund, aber auch von der Maxi! Im Briefe, der mich herbeschied, stand von ihr kein Wort; sie ist doch noch auf der Moosburg? Ich bin neugierig, was aus dem Blitzmädel für ein Kräutlein geworden ist. Was treibt sie, was hat sie gelernt? Ist sie noch immer Dein Verzug?“

Lois' freie Stirne trübte sich.

„Was hätten wir viel mit einander zu theilen!“ sagte er herb. „Spielzeit ist vorbei, und die Maxi hört nicht. Seit sie aus der Schule ist, hat sie von meiner Jana gelernt, Blumen und Kränze zu winden; darin ist sie geschickt, und verdient sich ihr Gewand damit.“

„Schau, schau! ist das Sprühteufelchen so seßhaft geworden? Dann hat sie Jana auch wohl noch mehr abgesehen, als Kränze winden?“

„Ist nicht weit her,“ sagte Lois rasch und brach dann ab. Seine ernsten Augen wurden weich. „Meiner Jana ließe sich freilich viel absehen, gleich sehen wird ihr aber nicht leicht irgend wer. Ich möcht Ihnen lieber nichts von ihnen Allen berichten, Herr Fügen. Sie sind ja bald mitten drinnen — es dünkt mich gar sonderbar über die eigenen Leute zu reden, und — die auf der Moosburg kommen mir eben vor wie meine Leute, wenn mir auch Keiner verwandt ist, außer der Jana.“

„Dann erzähle mir vom Lois!“ lächelte Fügen; „dagegen wirst Du wohl nichts einzuwenden haben — wie? Daß Du Deine geistlichen Gedanken festgehalten hast, sehe ich. Nun möcht ich auch erfahren, wie es mit der Musik steht, und ob es Dir im Seminar behagt?“

Der junge Mensch antwortete nicht gleich.

„Von Musik kann nur wenig die Rede sein,“ sagte er mit einem leichten Seufzer. „Das ist der Regel unterworfen, wie alles Andere. In den Ferien aber — ganz verlernt hab' ich's nicht; ich übte, wo und wie es möglich ward, und Jana läßt sich gern von mir begleiten. Im Uebrigen — jeder Beruf legt seine Opfer auf.“

„Wie alt bist Du jetzt?“ fragte Fügen nachdenklich. „Siebenzehn, wenn ich mich recht entsinne? Richtig! Hm! Weltentsagung ist ein großes Wort. Du wirst darüber mit Dir im Reinen sein. Manch ein Ding, was jeder Andere darf, muß Hochwürden der Herr Curat bleiben lassen.“

Lois' Wangen färbten sich tief.

„Das gerade ist schön. Wenn der Geistliche nicht wie jeder Andere darf, so zeigt das nur, wie hoch ein Priester steht. Er muß in der Gemeinde sein, wie die Kirche unter den Häusern, fester aufgebaut und höher als Alles, was um ihn her ist. Und was dürfte man denn nicht? Ich möchte kein Mönch werden, der sich lossagen soll von jeder Liebe und jedem Umgang, aber thun möchte ich, wie unser Herr Jesus, der auch der Welt entsagt hat und doch mitten unter den Menschen wohnen geblieben ist und Theil genommen hat an all ihrem Leid und Freud' und für sich selber nichts begehrt hat, als die Menschen in's Himmelreich zu führen — das kann nicht allzu schwer sein — und Schöneres giebt es nirgends.“

Fügen drückte des Jünglings Hand, ohne ein Wort zu entgegnen. Er wußte kaum, ob es Befriedigung oder Trauer war, was er ihm gegenüber empfand. So viel edles Feuer in seinem jungen Freunde! Aber wäre ihm nur Raum gegeben zu freierem geistigen Fluge! Die Ueberzeugung, daß große Enttäuschungen dieser jungen Seele bevorstünden, drängte sich ihm schmerzlich auf. „Stoff zu etwas Großem!" dachte er, „allzu großartiger Stoff für einen Dorfpriester!" Und wieder hielt sein Gedanke still; Schilderungen, die er vom Leben der Gebirgspfarrer vernommen, stiegen seiner Erinnerung auf. Wie konnte so ein Pfarrer menschlich schön und groß wirken! Welcher Hingabe bedurfte es, im Hochgebirge, inmitten armer, weit zerstreuter Gemeinden, in tiefer geistiger Einsamkeit auszudauern, arm an Genuß, reich an Opfern und Entsagung, selbst an Gefahren! In solchem Beruf war Kraft und Feuer nicht verschwendet; es bedurfte dessen in seltenem Maße, um nicht zu erlöschen, das karge Leben von innen heraus zu nähren und zu erwärmen. Die bewegliche Phantasie Fügen's gestaltete ein Zukunftsbild, das sein Denken so erfüllte, daß er die Scenerie um sich her vergaß und im Geiste zwischen jäh niederfallenden Alpenwänden steile, schneebedeckte Pfade wanderte. Und doch schritt sein achtloser Fuß bereits den Hügel zur Moosburg hinan. Auf überraschende Weise ward er hieran erinnert; aus dem Buschwerk zur Rechten des aufsteigenden Weges brach mit freudigem Gebell der Neufundländer, stürzte dem Ankömmling entgegen, hob sich wie zum Sprunge und ließ, als Zeichen des Wiedererkennens, die beiden Vordertatzen auf Fügen's Schultern nieder. Ehe sich dieser so recht auf die Situation besonnen hatte, klang helles Lachen auf.

Unwillkürlich wendete er den Kopf und erblickte zwischen dem goldigen Laub der Büsche einen dunklen Mädchenkopf, dessen große Augen ihn anleuchteten; das glühende, blühende Gesicht lachte über und über. Halb verlegen, halb ärgerlich strebte er sich der Zärtlichkeiten des vierfüßigen alten Freundes schleunigst zu entledigen, ehe dies ihm aber gelungen, war die Erscheinung schon verschwunden. Endlich frei geworden, wandte er sich lebhaft gegen Lois:

„Wer ist das gewesen?"

„Das fragen Sie, Herr Fügen? Natürlich die Maxi!"

„Warum nicht gar! Die ist ja noch ein Kind — dieses bildschöne Geschöpf aber —"

„Sie war's," murmelte der junge Mensch.

Ehe Fügen hierauf erwiderte, hatte sein der flüchtigen Erscheinung nachspähender Blick das Haus gestreift und haftete nun an einem der Fenster. Mutter und Sohn standen innerhalb desselben, und ein weißes Tuch flatterte zum Willkommgruß. Fügen's Herz begann rascher zu schlagen. Eine starke Aufregung ergriff ihn plötzlich; ohne ein weiteres Wort, ohne um sich zu schauen eilte er vorwärts durch die wohlbekannte Pforte, die Treppen hinauf, dem Terrassenzimmer zu, wo ihm die beiden Gestalten erschienen waren. Als er die Schwelle überschritten hatte, sah er im ersten Moment nur Genoveva. Ja, sie war es, in ihrer ganzen Macht. Als sie auf ihn zutrat und ihm die Hand bot, traf es ihn wie mit einem elektrischen Schlage. Der dunkle, magnetische Blick setzte sein Innerstes in jähe Bewegung, als sei ein Pendel, der lange stillgestanden, plötzlich berührt, und die Uhr schlüge nun den alten Tact, nachdem sie Jahre hindurch tief geschwiegen. Aber nicht umsonst geht ein Mann in kräftigem Wirken und Schaffen durch eine Reihe von Jahren. Richard Fügen empfand die Gewalt Genoveva's, gleichzeitig blieb er sich aber des Willens bewußt. Mit festem Händedruck erwiderte er die Begrüßung der edlen Frau, und schon im nächsten Moment leuchtete ihm wieder schöne Freude aus den Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Frauen der französischen Revolution.

Von Rudolf von Gottschall.

4. Charlotte Corday.

Wohl keine der Heldinnen der Revolutionszeit hat größere Sympathien erweckt, als Charlotte Corday, welcher selbst ein Autor von so sittlichem Hochgefühl wie Jean Paul einen begeisterten Dithyrambus widmete. Charlotte Corday erscheint als die idealste Frauengestalt jener Zeit; ihre Jugend und Schönheit trugen nicht wenig dazu bei, sie zum Gegenstande schwärmerischer Verehrung zu machen; der Abscheu, den man gegen den blutdürstigen Marat hegte, umgab seine beherzte Mörderin mit einem Heiligenschein.

Charlotte de Corday und d'Armans, aus einem altadeligen Hause, war am 27. Juli 1768 im Kirchspiele von Ligneries geboren; sie stammte mütterlicherseits von dem großen Dichter Corneille, dessen Verse sie oft zu citiren pflegte und dessen schwunghafter Heldenmuth in ihrer Seele lebendig war. Ihre Eltern lebten in den allerbescheidensten Verhältnissen, und ihr Vater verfügte nur über eine Jahresrente von 1500 Franken. Charlotte wurde anfangs in einem Benedictinernonnenkloster erzogen und von den schwarzgekleideten, weißverschleierten Nonnen im Schreiben, Sticken und Zeichnen unterrichtet; das ernste, schöne Mädchen gewann namentlich in der letzteren Kunst eine große Fertigkeit.

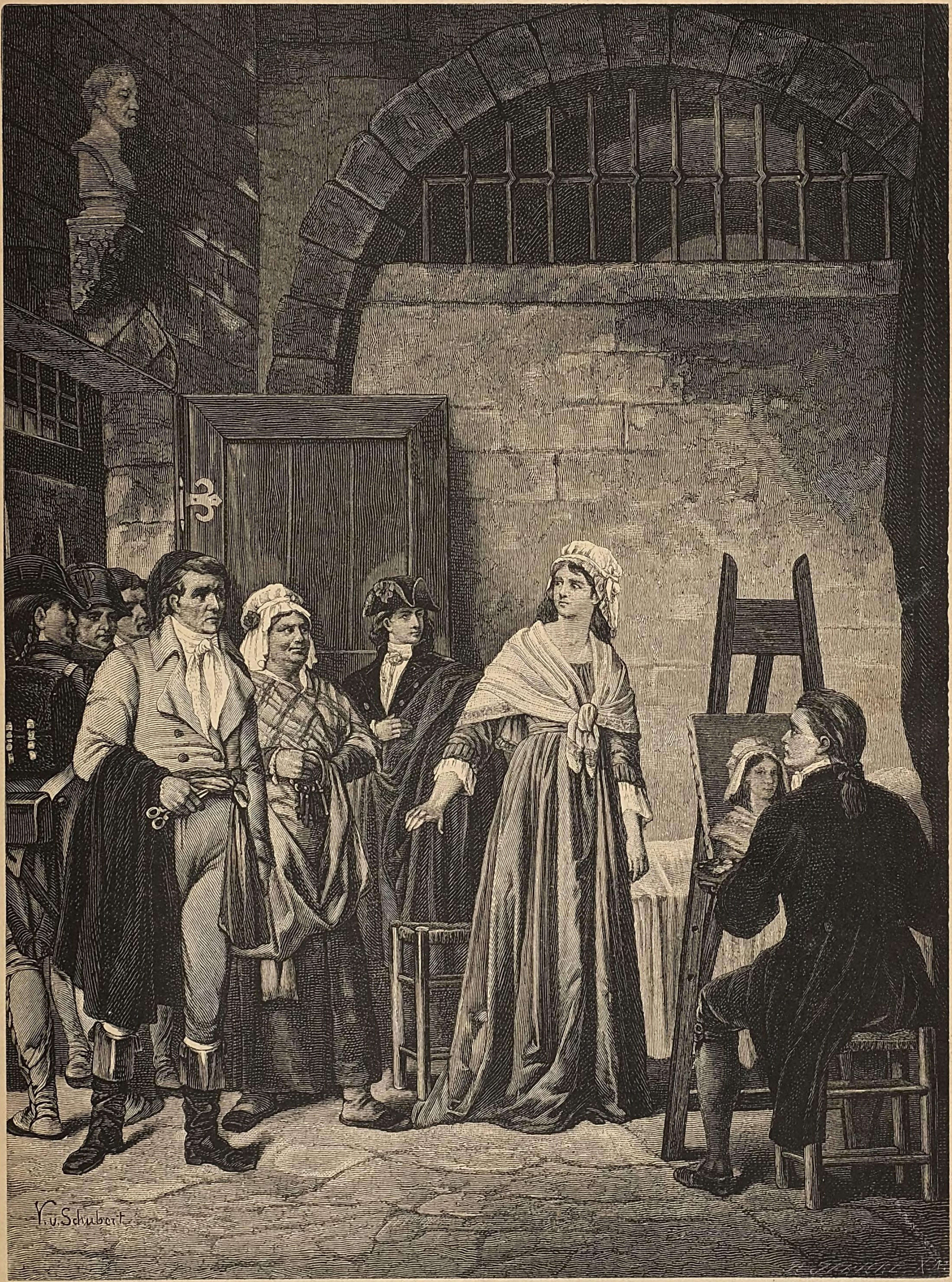
Als die Revolution die Klöster aufhob, wurde Charlottens Erziehung der ältesten Schwester ihres Vaters, einer Frau von Bretteville, anvertraut, die als sechszigjährige Wittwe in Caen ein düsteres, melancholisches Haus bewohnte. In enger Freundschaft mit Eleonore von Faudors verbunden, mit der zusammen sie die ersten Gesellschaften der Stadt besuchte, wuchs Charlotte hier auf. Ihre Lieblingsbeschäftigung war eine ernste Lectüre, und schon damals las sie mit großem Interesse die Zeitungen. Die Freiheitsgedanken der Revolution fanden in ihr ein lebhaftes Echo.

Charlotte Corday war mit zweiundzwanzig Jahren eine Schönheit geworden; wenigstens schildern sie ihre Lobredner als eine solche. Sie rühmen an ihr eine regelmäßige und kräftige Figur, die doch zugleich zierlich und elegant war; jede ihrer Bewegungen athmete Anmuth und Ehrbarkeit; ihr Mund und ihre Zähne waren schön, ihre Haare kastanienbraun, ihre Augen blau mit langen Wimpern. Ihre tadellosen, etwas strengen Gesichtszüge, ihre edel geformte Nase, Hände und Arme hätten dem Bildhauer zum Modell dienen können. Ihre Sprache hatte Klarheit, Gemessenheit, einfache und edle Natürlichkeit und verführerischen Wohllaut, der durch ausnehmende Modulationsfähigkeit unterstützt wurde.

Doch das Lob der Schönheit ist nie ein unbestrittenes gewesen; nicht nur ist der Geschmack ein verschiedener, auch die politische oder sonstige Voreingenommenheit bestimmt unser Urtheil. So erging es auch Charlotte Corday; die jakobinischen Blätter jener Zeit entwerfen durchaus nicht ein so schmeichelhaftes Bild von der jungen Heldin, die ihnen nur als eine verruchte Mörderin erschien. Die „Gazette Nationale" brachte folgende officielle Photographie, welche die Provinzialblätter der Regierung nachdrucken mußten: „Jenes Weib besaß keine Spur von Schönheit; sie war ein Mannweib, mehr fett als frisch, mit männlichem Wesen, ohne Grazie und schlampig, wie es ja die weiblichen Philosophinnen zu sein pflegen. Ihr Gesichtsausdruck war bäuerisch, anmaßend, ihre Farbe knallroth, und doch genügte ein weißer Teint, Jugend und ein berüchtigter Name, um sie in einem Verhör für eine Schönheit gelten zu lassen. Charlotte Corday hatte bei ihrem Tode ein Alter von fünfundzwanzig Jahren; sie war im Grunde bereits eine ‚passirte' Schönheit."

Aber die Nachwelt ist im Stande nach Bildern und Büsten sich ein selbstständiges Urtheil über die todesmuthige Schwärmerin zu bilden, das nur zu Gunsten ihrer Schönheit ausfallen kann und jene Schilderung der jakobinischen Regierungsblätter als tendenziöse Carricaturzeichnung erscheinen läßt.

Es sind durchaus innerliche Vorgänge, welche in dem heroischen Mädchen den Entschluß zur Reife brachten, den Führer der blutrothen Demagogenpartei, Marat, zu ermorden; eine äußere Anregung dazu gab die Anwesenheit der flüchtigen Girondisten in Caen, welche das Volk zur Empörung gegen die Pariser Schreckensherrschaft aufriefen. In Marat sah sie den blutigen Verfolger dieser jungen hochbegabten Männer, von denen sich einige, wie Barbaroux, auch durch äußere Schönheit auszeichneten. Charlotte Corday wohnte oft den Sitzungen des Insurrectionscomités bei, begeisterte sich für Buzot's glänzende Reden, für Barbaroux' feurige Beredsamkeit und sah in ihnen die Märtyrer der edlen Republik; sie



Charlotte Corday vor ihrem letzten Gange.

Oelgemälde von Victor v. Schubert.

Nach einer Photographie von F. Köbke in Dresden.

vernahm von den neuen Proscriptionen, welche die Schreckensmänner in allen Provinzstädten Frankreichs vorbereiteten. Marat war der giftigste Gegner einer Partei, zu der sich Charlotte begeistert bekannte; er stand damals im Zenith seines Ruhmes und mochte bedeutender scheinen, als er in Wirklichkeit war; denn die eigentlichen Regierungsmänner hielten ihn doch nur für einen blutdürstigen Bajazzo. Charlotte Corday aber sah sein widerwärtiges Bild in diesem Vergrößerungsspiegel; sie sah in ihm ein Scheusal, welches den Untergang der besten Männer und den drohenden Bürgerkrieg allein verschuldete; denn der Aufstand war durchaus nicht aussichtslos; General Wimpfen, der in der Bretagne stand, hatte sich für ihn erklärt, und der Marsch nach Paris war die große Losung des Augenblickes. Da hielt sich Charlotte für berufen, mit einer einzigen That ein großes Blutvergießen zu hindern oder mindestens dem Sieg der Girondisten den Weg zu bahnen.

Unter heißen Thränen rang sie mit dem Entschlusse. Man hat behauptet, sie sei von den Girondisten zu der Blutthat angestachelt worden, aber sie hat dies im Verhör geleugnet, und man muß ihr glauben; denn hätte sie einem Buzot und Barbaroux ihren Entschluß mitgetheilt: keiner würde ihn gebilligt haben. Was half ihnen Marat's Tod? Er war ein Götze, aber kein Führer des vielköpfigen Jakobinerthums; es gab keinen Einzelnen, der damals die Bewegung leitete, jedenfalls aber waren Robespierre und Saint-Just bedeutender und einflußreicher, als der Feuilletonist des rothen Schreckens, der im Keller seine Brandbriefe schmiedete. Andere behaupten, aus Liebe zu dem schönen Barbaroux habe Charlotte Corday zum Dolche gegriffen. Nun verkehrte sie zwar in Caen mit ihm wie mit den anderen Girondisten; wahrscheinlich hegte sie auch eine stille Neigung für den begabten, feurigen Volksvertreter, aber nichts spricht dafür, daß diese Liebe zu einer Erklärung geführt habe oder erwiedert worden sei. Ganz im Stillen reifte der Plan des kühnen Mädchens; sie wollte ihre Freunde überraschen mit der vollbrachten That, mit dem Opfer des eigenen Lebens, das sie ihnen und dem Vaterlande darbrachte.

Ihre Verwandten bemerkten doch, daß etwas Außerordentliches mit dem Mädchen vorging. Madame de Bretteville fand des Nachts auf Charlottens Tisch eine alte, offene Bibel, in welcher die Worte mit Bleistift unterstrichen waren, welche Judith's Aufbruch aus der Stadt erzählten, als sie sich zu Holofernes begab:

„Da steigt sie auf in fliegendem Gewand,
Ein Schwert, ein blutend Haupt in ihrer Hand,
Die Heldenjungfrau aus der Vorzeit Tagen,
Die ihres Volkes wüsten Feind erschlagen.
Als des Gelages wilde Lust verklungen,
Als nun der Mond durch die Gardinen lauscht,
Hat sie mit nackten Armen ihn umschlungen,
Hat sie mit süßen Küssen ihn berauscht.

Bethulien's Tochter kennt die Schande nicht —
Die Schmach wird Ehre, das Verbrechen Pflicht;
Haß darf sich auf der Liebe Lager betten,
Gilt es die Rettung aus Tyrannenketten;
Ist Marat nicht der neue Holofernes,
Der Blut des Volks aus Todtenschädeln zecht?
Auf, Judith, folg' der Führung Deines Sternes
Und greif' zum Schwert für Deines Volkes Recht!" *

Um ihre Absicht zu verheimlichen, spiegelte sie ihren Verwandten vor, daß sie sich nach England begeben wolle, weil sie die Schrecken des Bürgerkrieges fürchte, und nach einem Besuch bei ihrem Vater in Argentan, reiste sie am 9. Juli 1793 mit der Diligence von Caen nach Paris:

„Auf nach Paris! Unheimlich hier umfängt
Die Menge sie, die rastlos wogt und drängt.
Hier steht das Volk und schaut mit stumpfen Mienen
Das blut'ge Tagewerk der Guillotinen.
Dort rothe Mützen an den Klosterpforten,
Wo der Zerstörung wilde Fackel brennt;
Hier Wiederhall von jenen Donnerworten,
Womit Europa richtet der Convent.

Hier Marat's Bild, mit Blumen reich geziert —
Wie unter düstern Brau'n das Auge stiert!
Die Lippe lacht, wie Nero's Lippe lachte,
Als rings ein brennend Rom sein Lied entfachte.
In dem Verstecke dieser Züge lauert,
Zum Sprung bereit, die Schlange Tyrannei,
Und auf der Stirne düstrem Teppich kauert
Des Wahnsinns Sclavin — wilde Schwärmerei.

Im Laden neben diesem Bilde blinkt
Ein blanker Dolch, der freundlich lockt und winkt.
Sie eilt, mit ihm bewehrt, zu Marat's Schwelle;
Man läßt sie ein in des Tribunen Zelle —
Krank liegt und schwach der fiebernde Titane;
Ist es ein gotterleuchteter Prophet?
Ist es ein wüster trunkener Schamane,
Der sich im Kreis mit wirren Sprüchen dreht?

Er schreibt und schreibt — das durstige Papier
Schlürft Blut und Tinte ein mit gleicher Gier.
Des Todes Schlange zischt in jeder Zeile;
Die Worte sind geschwungne Henkerbeile.
Der schwache Hauch, so nahe dem Ersterben,
Der kaum die Brust mit schweren Zügen hebt,
Bläst aus der Asche noch ein neu Verderben,
Das in den Flammen Volk und Land begräbt.

Die Lichterscheinung, die in's Zimmer tritt,
Bringt eines fremden Himmels Schimmer mit.
Ja, so besucht ein Strahl der ew'gen Sonne
Den schmutz'gen Cyniker in seiner Tonne.
Ein Abendroth, um lichte Höh'n geschwungen,
Wirft so in trübe Fluth den Widerschein,
Besucht die Sümpfe in den Niederungen
Und kehrt bei ekeln Schlammgeburten ein.

Schön war das Weib . . . wie Sabbathstille lag
Auf ihrer Stirn der Seele heitrer Tag;
Es war der bleiche Marmor ihrer Wangen
Von einem seidnen Lockennetz umfangen.
Ob auf der Stirn des Geistes Hoheit thronte,
Die Wange trug der Liebesgötter Kuß,
Und auf den festgeschloss'nen Lippen wohnte
Ein grausam unerbittlicher Entschluß.

Und Marat spricht von Opfern ohne Zahl;
Da zückt sie rasch den mörderischen Stahl.
Sie trifft in's Herz — ein letztes Hülferufen,
Schon drängt das Volk sich an des Hauses Stufen.
Es stürzen von den Straßen die Trabanten;
Geschrei und Säbelklirren füllt das Haus.
Den sie verehrten, ihren Gottgesandten,
Er röchelt hier sein letztes Leben aus.

Du bleich Madonnabild, befleckt mit Blut,
Schon reißt dich lärmend fort die Volkeswuth.
An Marat's Leiche knie'n sie mit Gebeten,
Indeß sie wüthend dich mit Füßen treten.
Du thöricht Weib — Du willst den Frieden bringen
Mit blut'gem Stahl — Du heilst mit Mord den Mord —
So schließt sich That an That in blut'gen Ringen
Zu einer unheilvollen Kette fort.

Auf das Schaffot! Der Regenbogen steht
Am Himmel hell — der Geist des Friedens weht.
Die schönen reizumfloss'nen Formen klagen
Der schönen Welt ihr schmerzliches Entsagen.
Die Jugend pocht mit ungestümem Bangen
Im stolzen Busen, der sich wallend hebt;
Die Liebe folgt und stürmisches Verlangen,
Das mit der schönen Leiche sich begräbt.

Das Guillotinenmesser zuckt mit Gier
Nach dieses Leibes, dieser Reize Zier;
Dort an der Grube lauern schon die Raben —
Doch Marat wird im Pantheon begraben.
Es branden unten wild der Menge Fluthen,
Und rastlos nimmt Vernichtung ihren Lauf.
Am Himmel flammen Abendsonnengluthen;
Er schließt des Friedens gold'ne Pforten auf."

Charlotte Corday ging entschlossen zum Schaffot. Unser Bild veranschaulicht uns die jugendliche Heldin kurz vor ihrem letzten Gange. Ueber ihr Ende berichtet Lamartine in seiner „Histoire des Girondins" etwa Folgendes:

„Der Künstler, der die Züge Charlotte Corday's vor dem Tribunal flüchtig entworfen hatte, war Hauer, Maler und Officier der Nationalgarde der Section des Théâtre Français. Bei ihrer Rückkehr in den Kerker bat sie den Schließer, den Künstler eintreten zu lassen, damit er seine Arbeit vollenden könne. Hauer

* Diese Verse wie die folgenden hat der Verfasser unseres Essays seinem Gedichte „Charlotte Corday" entnommen. Unsere Leser finden dasselbe in der größeren Dichtung „Die Göttin", welche den zweiten Band von Rudolf v. Gottschall's poetischen Erzählungen bildet. (3 Bogen. Breslau, Trewendt.) Wir benutzen diese Gelegenheit, um auf das durch bedeutenden Gedankeninhalt, glänzendes Colorit der poetischen Schilderung und dramatische Kraft der Charakterzeichnung hervorragende Poem so warm wie nachdrücklich hinzuweisen und es der allgemeinen Beachtung zu empfehlen. D. Red.

wurde hereingeführt. Charlotte dankte ihm für das Interesse, das er an ihr zu nehmen scheine, und saß ihm mit Heiterkeit. Sie unterhielt sich mit Hauer über seine Kunst und den Frieden, den ihr die vollbrachte That ließ. Sie sprach von den Freundinnen ihrer Kindheit und bat ihn, das Portrait, welches er im Großen ausführte, im Kleinen zu copiren und dieses Miniaturbild ihrer Familie zu schicken. Während der Unterhaltung wurde leise an der Thür des Kerkers geklopft. Man öffnete — es war der Henker mit der Scheere und dem rothen Hemd. Charlotte erbleichte und schauderte über diese Zurüstungen.

‚Wie, schon jetzt?‘ rief sie aus. Sie faßte sich aber bald.

‚Mein Herr,‘ sagte sie zu dem jungen Künstler, ‚ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll; ich habe Ihnen nichts zu bieten, als dies; bewahren Sie es als ein Andenken an meine Dankbarkeit!‘

Mit diesen Worten nahm sie dem Henker die Scheere aus der Hand, schnitt eine Locke von ihrem langen Haar und überreichte sie Hauer. Die Familie Hauer's besitzt noch das Portrait, dessen Vollendung durch den Tod unterbrochen wurde. Nur der Kopf war gemalt; die Büste war kaum skizzirt. Der Maler stellte Charlotte später im rothen Hemde dar, das sie auf dem Schaffote trug.

In dem Augenblicke, als sie auf den Karren stieg, um zum Schaffot zu fahren, brach ein Gewitter über Paris los. Schaaren wüthender Weiber verfolgten den Karren mit ihren Verwünschungen, aber Charlotte ließ ihren glänzenden Blick voll Heiterkeit und Mitleid über das Volk gleiten."

Ja, sie fühlte sich wie eine Rachegöttin, die für hundert unglückliche Opfer das Gericht an ihrem Henker vollzog. Scheidend gewann sie noch einen begeisterten Verehrer, den Mainzer Lux, der in leidenschaftlicher Bewunderung ausrief: „Seht, sie stirbt würdiger als Brutus!“ Er büßte seine Begeisterung mit dem Tode. Zur Feier der jugendlichen Heldin aber stimmte André Chénier seine Leier. Und jenseits des Rheins entflammte sie den Sänger der „Messiade“ und den Dichter des „Titan“ zu Oden in Vers und Prosa, die dem Schatze unserer Nationalliteratur angehören.

Die Veredelung der Getreidearten.

Stellen wir an unsere heutigen Landwirthe die Frage, ob sie sich jemals bemüht haben, aus den bereits vorhandenen und von ihnen cultivirten Getreidevarietäten neue und bessere zu ziehen, so werden sie in den meisten Fällen über ein derartiges gelehrtes Ansinnen bedenklich die Köpfe schütteln. Sie unterlassen es zwar nicht, ihre Pferde und Hunde, ihre Rindvieh- und Schafheerden durch rationelle Zuchtmethoden zu veredeln; sie thun dasselbe mit ihren Obstbäumen und wissen auch zu ihrem Vergnügen aus den alten Rosenstöcken im Blumengarten neue Arten zu ziehen; daß sie aber die wichtigste Frucht, welche sie bauen, züchten, daß sie Getreide veredeln könnten, daran haben sie in der Regel gar nicht gedacht. Und doch ist die Veredelung der Pflanzen eine längst bekannte Thatsache. Wir brauchen nur in eine Kunstgärtnerei zu gehen, um uns zu überzeugen, daß man aus bereits vorhandenen Pflanzenarten neue Varietäten ziehen kann, welche uns durch buntere Farbenpracht, sonderbare Blätter- und Blüthenformen erfreuen.

Schon in der Schule wird uns übrigens gelehrt, daß die Gärtner neue Varietäten der Blumenpflanzen zu bilden vermögen, indem sie den Pollen der einen Varietät auf die Narbe des Blüthenstempels der andern übertragen, den Fruchtknoten hierdurch befruchten und auf diese Weise Samen einer neuen „Bastardpflanze“ erhalten. Dieser Zweig der Kunstgärtnerei ist so bekannt, daß wir Näheres darüber nicht zu berichten brauchen.

Aber wir haben dennoch auf dieses Beispiel hingewiesen, weil die Zucht einer einzigen neuen, für unser Klima besser passenden und reichlicheren Ertrag liefernden Roggen- und Weizenvarietät in der That für die Menschheit von weit bedeutenderem Nutzen wäre, als alle die bis jetzt neu gezogenen, noch so farbenprächtigen Blumen. Leider herrscht in den landwirthschaftlichen Kreisen gegen diese wichtigen Arbeiten eine unerklärliche Abneigung, und so kam es, daß die uralte, für die Völker unentbehrliche Landwirthschaft in dieser Hinsicht von der jüngeren Luxusindustrie der Gärtner weit überflügelt wurde.

Betrachtet man überhaupt die Geschichte der Getreidearten, so kommt man unwillkürlich auf den Gedanken, daß sich auch ihnen gegenüber das alte Sprüchwort von der menschlichen Undankbarkeit bewahrheitet habe. Wissen wir denn genau, weß Landes Kinder die vier Hauptenährer der Menschheit, die vier Grasarten, Roggen, Weizen, Hafer und Gerste sind? Nur dunkle Vermuthungen, keinen Aufschluß, giebt hierüber die Wissenschaft. Und würde man den gebildeten Städter nach dem Aussehen der Brodfrüchte, welche er täglich genießt, befragen, wie oft würde man alsdann eine falsche und wie oft gar keine Antwort erhalten!

Unsere städtischen Leser, welche das einst in der Schule gewonnene Bild vom Bau der Getreidepflanzen nunmehr wieder aus dem Gedächtnisse verloren haben, bitten wir daher, zunächst die auf der Rückseite befindliche Abbildung zu betrachten. Die einzelnen Theile unserer Getreidearten werden dort so genau veranschaulicht, daß wir uns ein weiteres Eingehen auf diesen Gegenstand füglich ersparen können. Nur auf den Bau der Grasblüthe müssen wir ganz besonders die Aufmerksamkeit lenken. Die inneren Theile der Blüthe bei den hier in Frage kommenden Getreidearten, die drei Staubgefäße und der Stempel, sind in der Regel von je zwei Klappen oder Spelzen, den Kelch- und den Blüthenspelzen, eingeschlossen. Diese öffnen sich nur bei schönem Wetter und nach erfolgter Befruchtung der Stempelnarbe durch den reifgewordenen Pollen, wobei an der Aehre die grüngelben Staubbeutel zum Vorschein kommen. Im gewöhnlichen Leben pflegt man diesen Zustand gerade für die Getreideblüthe zu halten, wiewohl er nur zeitweise eintritt und die Getreidearten blühen und befruchtet werden können, ohne daß die Klappen sich öffnen.

Kehren wir jedoch zu unserm Hauptthema zurück, und betrachten wir die in unserem Jahrhunderte angestellten Versuche über die Veredelung der Getreidearten, welche in der Geschichte des Ackerbaues einen wichtigen Markstein für alle Zeiten bilden werden!*

Neue Varietäten der Getreidearten können aus zwei Quellen gewonnen werden: man findet sie auf angebauten Feldern unter anderen Pflanzen als sogenannte Naturspiele oder man züchtet sie durch Kreuzung verschiedener Sorten mit einander.

Der vor wenigen Jahren verstorbene, um die Landwirthschaft hochverdiente Schotte Patrick Shirreff hat bei seinen Versuchen zunächst den ersten Weg betreten. Als er im Frühling des Jahres 1819 über ein Weizenfeld der Farm Mungoswells ging, bemerkte er eine sich ausbreitende grüne Pflanze, welche in Folge des strengen Winters sehr gelitten hatte. Shirreff suchte sofort durch Hinzubringung von Dünger ihr Wachsthum zu kräftigen, und die Pflanze ergab schließlich eine Ernte von 63 Aehren mit 2473 Körnern, welche im nächsten Herbste ausgesäet wurden. Das Korn dieses Weizens zeigte im Vergleich zu den anderen bekannten Varietäten besondere Eigenschaften, und nach vier Jahren brachte es Shirreff unter dem Namen „Mungoswells wheat“ in den Handel. Dieser Weizen wird nun bis auf den heutigen Tag in England cultivirt, wiewohl ihm vielfach ein anderer Name beigelegt wurde.

In dieser Weise entdeckte später Shirreff andere Varietäten, und als seine Bemühungen allgemeiner bekannt wurden, sandte man ihm von verschiedenen Orten Englands Aehren, welche sich durch ein ungewöhnliches Aussehen kennzeichneten und aus welchen neue Varietäten von Weizen, Gerste und Hafer gezüchtet wurden.

Shirreff begnügte sich aber nicht mit dem Aufsuchen und Aufziehen dieser zufällig auftretenden Naturspiele, sondern betrat seit 1856 den allein richtigen Weg, indem er zur künstlichen Erzeugung neuer Varietäten überging.

Die Thatsache, daß man die Weizenarten mit einander kreuzen könne, war übrigens schon damals nicht unbekannt. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts hatte nämlich der durch seine Erbsenkreuzungen berühmte englische Gärtner Knight verschiedene Sorten Weizen unter einander gesäet und dadurch, daß der Blüthenstaub der einen Pflanze durch Wind und durch Insecten auf die Blüthen der anderen übertragen wurde, neue Varietäten erhalten. Knight constatirte jedoch nur die Thatsache, die weder von ihm noch von Anderen praktisch verwerthet wurde. Mit Knight's Ver-

* Vergl. auch: „Die Verbesserung der Getreidearten.“ Von Patrick Shirreff, deutsch von Dr. R. Hesse. (Halle, Hofftetter.)

fahren würde man außerdem nicht weit vorwärts kommen, da in demselben die Kreuzung vom Zufall abhängt.

Anders verhält sich die Sache bei Shirreff, welcher bei seinen Operationen die nothwendigen Sicherheitsmaßregeln, unter denen die bestimmt beabsichtigte Kreuzung allein gelingen kann, einführte. Nachdem er die entsprechenden Varietäten gewählt hatte, begann er die Operation mit Verkürzung der Mutterähre, das heißt derjenigen, welche mit dem Pollen der andern Varietät befruchtet werden sollte.

Er entfernte von den einzelnen Aehrchen eins um's andere und ließ nur die beiden an der Außenseite befindlichen Kapseln an einem Knoten stehen. „Eine so präparirte Aehre," schreibt er, „dürfte dann aus vier oder sechs Knoten mit acht oder zwölf Kapseln bestehen, und die Verstümmelungen, welche die Aehre erlitten, erleichtern die späteren Manipulationen und hindern die oberen Blüthen am Ausschütten ihres Pollens auf die in Operation befindlichen. Dann öffne man die Klappen der Mutterähre, und nach Entfernung der Staubbeutel aus der Kapsel ersetze man sie durch der männlichen Aehre entnommene Staubbeutel; endlich schließe man die Klappen durch einen leisen Druck mit den Fingern." Selbstverständlich empfiehlt ferner Shirreff, daß man bei der Entfernung der Staubbeutel der Mutterähre dieselben nicht verletze, weil sonst ihr Pollen auf die Narbe fallen und dieselbe befruchten könnte und der gewonnene Samen alsdann keine Bastardpflanze hervorbringen würde. Diese Operation wird am zweckmäßigsten von zwei gemeinschaftlich arbeitenden Personen ausgeführt, von denen die eine die Klappen offen hält, während die andere mit kleinen Zangen die Staubbeutel der Mutterähre entfernt und sie durch die Staubbeutel der Vaterähre ersetzt. Gleich nach der Kreuzung wird die operirte Aehre an einem Pfahl befestigt und vor Wind und Vögeln durch eine Hülle aus Drahtgaze geschützt.

Die auf diese Art gezogenen Samenkörner sehen freilich sehr schwächlich aus, und erst in zweiter oder dritter Generation zeigen sie ihre durch die Kreuzung neugewonnenen Eigenschaften. Dem allgemein bekannten Naturgesetz zufolge können nur Varietäten derselben Art, also Weizen mit Weizen, Roggen mit Roggen 2c. gekreuzt werden. Auch wird man stets nur eine gewisse Anzahl von Pflanzen der Operation unterwerfen können, und durch wiederholte Aussaat die nöthige Quantität des Saatguts gewinnen müssen.

Gleichzeitig mit Shirreff versuchte nun ein anderer englischer Saatzüchter, Hallet in Brighton, die bereits vorhandenen Varietäten zu verbessern. Die Grundlage seiner Arbeiten bilden folgende Sätze, welche bisjetzt wenig angefochten wurden:

„1) Jede entwickelte Getreidepflanze zeigt eine Aehre, die eine höhere Productionskraft hat (das heißt stärker und schöner entwickelt ist) als alle anderen an dieser Pflanze. 2) Jede solche Pflanze enthält ein Korn, welches sich productiver erweist als jedes andere von derselben Pflanze und 3) das beste Korn einer Pflanze liegt in der besten Aehre."

Hallet folgerte nun daraus, daß durch fortgesetzte Auswahl der besten Körner in der Nachzucht die Productionskraft der Pflanze verstärkt werden müsse, bis sie schließlich das Maximum erreiche. Es gelang ihm auch in der That, überraschende Resultate zu erzielen. In vier Jahren erhielt er aus einer Aehre von $4^{3}/_{4}$ Zoll Länge mit 47 Körnern durch fortgesetzte Aussaat des besten Kornes eine Aehre von $8^{3}/_{4}$ Zoll mit 123 Körnern.

Zu Shirreff und Hallet gesellte sich in letzterer Zeit noch ein dritter englischer Saatzüchter, Delf, der im Großen und Ganzen die Hallet'schen Principien annahm, aber nicht das größte, sondern das schwerste Korn zur Nachzucht auszuwählen rieth. Er hat auch eine Maschine ersonnen, auf welcher die schweren Körner von den leichteren sortirt werden.



Die vier Hauptrernährer der Menschheit.

1. Zweizeilige Gerste, Hordeum distichon L., a ein Aehrchen, daneben links ein Stück Granne vergr., b c Samenkorn, vordere und hintere Seite. — 2. Gemeiner Weizen, Triticum vulgare L., d ein einzelnes Aehrchen mit dem zugehörigen Spindelgliede, e dasselbe auseinander gebreitet; man unterscheidet daran die beiden Kelchklappen * * und die fünf Blüthchen: 1, 2, 3, 4, 5, von denen 4 und 5 verkümmert sind; f ein Samenkorn von der innern gefurchten Seite, darüber 3 andere von der Rückenseite, das mittelste kräftigste ist aus dem 2. Blüthchen. — 3. Gemeiner Roggen, Secale cereale L., g wie d; i h Samenkorn von beiden Seiten, an h unten die Keimstelle. — 4. Der gemeine Rispenhafer, Avena sativa L., und zwar nur ein Theil einer Rispe; l k wie i h. (Alle Figuren sind natürliche Größe.)

Die neueren Saatzüchter, wie Graf zu Lippe, empfehlen nunmehr eine Vereinigung der beiden Methoden, indem ihrer Ansicht nach bei den Kreuzungsversuchen die obersten und untersten Blüthen einer Aehre entfernt werden und nur die mittelsten zur Befruchtung gelangen müßten.

In den jüngsten Jahren wurden diese englischen Neuerungen auch auf deutschen Boden verpflanzt, und vor Allem verdienen hier die Arbeiten des Herrn Rimpau-Schlanstädt hervorgehoben zu werden, welcher seit dem Jahre 1875 Kreuzungen zwischen dem englischen und deutschen Weizen unternimmt, um eine Art zu erhalten, welche neben der Ertragsfähigkeit der englischen die Winterhärte der einheimischen besäße.

Die große Bedeutung der Bildung neuer Getreidevarietäten je nach den jeweiligen Bedürfnissen des Landwirthes brauchen wir hier wohl nicht ausführlich zu besprechen. Manche Getreideart, die eine reiche und schöne Ernte liefert, kann gegenwärtig in unserem Lande nicht gebaut werden, weil sie sich zu rasch entwickelt und durch die Nachtfröste des Frühjahrs geschädigt wird; kreuzen wir aber dieselbe mit den winterharten einheimischen Arten, so ist die Möglichkeit geboten, eine neue Varietät zu schaffen, welche die ursprüngliche Ertragsfähigkeit beibehält und außerdem die unserem Klima entsprechende langsamere Entwickelung annimmt. Solcher Gesichtspunkte giebt es freilich unzählig viele, und von jedem derselben aus bietet sich dem Landwirthe eine verlockende Aussicht. Aber so leicht die Operation der Kreuzung erscheinen mag, ebenso schwierig ist die Wahl der zu kreuzenden Arten. Wie Alles in der Landwirthschaft, so erfordert auch diese Arbeit, wenn sie gelingen soll, viel Mühe und eiserne Energie. Aber die Bahn zur Veredelung der Getreidearten ist gebrochen, und der Unternehmungsgeist unseres Jahrhunderts bürgt uns dafür, daß wir auf derselben zum allgemeinen Nutzen rüstig vorwärts schreiten werden.

Um die Erde.

Von Rudolf Cronau.

Zweiter Brief: Auf dem Greenwood Cemetery zu Brooklyn.

Brooklyn, N.-Y., Frühling 1881.

Im Sommer des vergangenen Jahres saß ich in träumerischer Ruhe auf dem Friedhofe des Oybin in Sachsen; als im Herbste die Blätter fielen, wandelte ich einsam unter den düsteren Hollunderbäumen des alten Judenfriedhofes in Prag; jetzt, wo junges Grün den Zweigen entsprießt, lehne ich an einem Grabmale des Greenwood Cemetery in Brooklyn. Drei Plätze, denselben Zwecken dienend, derselben Bestimmung geweiht, und doch — wie verschieden ist ihr Charakter, wie verschieden die Sprache, die aus ihrer Anlage, ihrem Pflanzenwuchs und ihren Monumenten zu uns redet!

Süßer, heimlicher Friede umfächelt uns auf den Höhen des Oybin; das Herz hat innerhalb dieser Idylle kaum einen anderen Wunsch, als auch dereinst unter diesen alten Wallnußbäumen zu Füßen der verfallenen Klosterruinen schlafen zu dürfen. Weltentrückt, schlägt das Herz ruhiger in stillem Entsagen.

Unter dem mauerumschlossenen Hollunderdickicht in Prag aber ist's finster und schauerlich. Die verloschenen Schriftzüge, die fremdartig durch Gestrüpp und Unkraut von den zerborstenen Tafeln uns entgegenstarren, sie kälten das Herz; kein freundlicher Strahl der Hoffnung steigt aus dem über einander gethürmten Schutte der Gräber empor; unheimlich schüttelt's uns, als fühlten wir die Nähe des Judengottes, der furchtbar und unerbittlich richtet und keine Gnade kennt.

Nichts von dem empfinden wir, wenn wir über die Hügel des Greenwood wandern; kaum bemerken wir die traurige Bestimmung dieser paradiesischen Ruhestätte; sie breitet sich über eine Reihe wohlbewachsener Hügel aus, die allenthalben liebliche Plätze und reizende Ansichten bieten. Wunderbar schöne Baumgruppen neigen sich da und dort über einen stillen See, dem zur Sommerszeit ein Springbrunnen sprudelnd entsteigt, oder sie ziehen sich einen Hügel hinan, dessen Gipfel von einem prächtigen Denkmal geziert wird. Nirgends streiten die Todten sich um den Raum; der Freigebigkeit, mit welcher der Boden zugemessen wurde, entspricht der Reichthum und die Vornehmheit der Marmormonumente, die in schneeweißer Pracht dem Blumendickicht entsteigen.

Sie bekunden zwar nicht die unendliche Mannigfaltigkeit, den architektonischen Reichthum und die künstlerische Reinheit, die wir auf europäischen Friedhöfen zu finden gewohnt sind, dagegen überrascht uns eine seltene, an Verschwendung grenzende Benutzung der kostbarsten Materialien, sodaß sich wohl kaum ein Friedhof der Welt in dieser Hinsicht mit dem Greenwood messen dürfte. Der Gesammteindruck der zahllosen, schlanken Marmorobelisken, die neben Kreuz und Sarkophag vorherrschen und in allen erdenklichen Varianten erscheinen, ist ein ungemein edler und erhabener und kommt etwa dem gleich, den wir bei Betrachtung einer der edelsten Architekturblüthen des alten Griechenthums empfinden.

Greenwood Cemetery ist eine fashionable Ruhestätte mit



Greenwood Cemetery in Brooklyn.

Nach der Natur gezeichnet von dem Specialartisten der „Gartenlaube" Rudolf Cronau.

classischem Anstriche; es fehlt ihm ganz und gar der erkältende Hauch, der gar zu leicht derartige Anlagen zu einer gern gemiedenen Schauerstätte macht. Was ihn aber erst recht zu einem Juwel von höchstem Glanze erhebt, das ist der wunderbar schöne Ausblick, der sich von seinen höher gelegenen Punkten dem Auge bietet. Weit, weit hinaus schweift der Blick über das herrlichste Panorama, über die langausgedehnten, wechselreichen Häuserlinien von Brooklyn, über das Häusermeer von Manhattaneiland, dem allenthalben reiche Paläste, stolze Thürme und kühne Brücken entsteigen. In majestätischer Ruhe liegt die Herrscherin der Neuen Welt vor uns da wie ein Zauberbild, umrahmt in blauer Ferne von den Höhenzügen der Staaten New-York, New-Jersey und Pennsylvania — zur Linken aber dehnen sich breit und gewaltig die dunkelblauen Fluthen der mächtigen Hudsonmündung, die, schon halb dem Meere zugehörig, einen der stolzesten und schönsten Häfen der Welt bildet. Und nichts ist da, was die tiefe Ruhe stört; wir hören kaum den Lärm der Riesenstadt, kaum das Rollen eines den Friedhof durcheilenden Wagens, kaum den Signallaut der Schiffe, welche in weiter Ferne mit weißschimmernden Segeln durch die blaue Meeresbucht ihre stillen Bahnen ziehen.

Nihilismus und russische Dichtung.

Studien von Wilhelm Goldbaum.

4. Iwan Turgenjew.

Wie Raketen im Kriege die feindliche Stellung anzeigen, so hatten die Dichtungen Nicolaus Gogol's den Punkt offenbart, auf den das Mißvergnügen, das in den einsichtigen Volksschichten angehäuft lag, sich entladen sollte. Der Leibeigene, die „todte Seele“, mußte zu menschlichem Dasein emporgehoben, der Beamte, dieser Vampyr, ausgerottet werden. Aber damit war noch nicht viel gethan. Zu einem Angriffe gehört ein Plan, eine Aufstellung, eine Recognoscirung; es ist nicht genug, daß man den Feind kenne; man muß auch wissen, wie ihm beizukommen ist. Das aber liegt außerhalb der Grenzen, welche der Dichtung gesetzt sind. Hier muß der Agitator, der Publicist an's Werk gehen. Und zwei Männer, Alexander Herzen und Michael Bakunin, traten auf den Schauplatz, um das Mißvergnügen aus der literarischen Sphäre hinüberzutragen auf den Boden des wirklichen Lebens. Herzen war ein großer Publicist und nur in sehr beschränktem Sinne auch ein Dichter. Er hatte an sich selbst erfahren, was der russische Despotismus und die russische Mißwirthschaft bedeuteten; denn man hatte ihn umhergehetzt von einem Ende des Reiches zum andern, ihn in Nischnei-Nowgorod internirt, wo er, im Range eines Hofrathes stehend, die wegen mißliebiger politischer Gesinnungen der polizeilichen Aufsicht verfallenen Leute, also auch sich selbst, zu überwachen hatte und in jedem Wochenrapport neben seinem eigenen Namen die Worte „gut aufgeführt“ schrieb. Dem Exil war er auf die Dauer doch nicht entgangen, und von London aus schleuderte er mit jedem neuen Hefte des von ihm gegründeten Blattes „Die Glocke“ einen neuen Funken unter das russische Volk. Er war es, der zuerst den Ruf nach Reformen erhob. Gleichzeitig wühlte Bakunin, ein kraftvoller, aber roher Agitator, aus dem Mißvergnügen die socialistischen Elemente heraus.

Verlangte Herzen nur Reformen, so predigte und betrieb Bakunin schlechtweg die Revolution, die Anarchie. Waren bis dahin das Unbehagen, die Unzufriedenheit, die Auflehnung nur in der Dichtung zum Ausdrucke gelangt, so wurden sie durch Herzen zu politischen, durch Bakunin zu socialistischen Factoren. Und damit war die strategische Aufstellung gegenüber dem Feinde vollendet. Nicht die Urheber des Nihilismus, wie man wohl gemeint hat, sind Herzen und Bakunin gewesen, sondern sie haben ihn kampffähig gemacht.

Wenn man verstehen will, wie merkwürdig zwischen Dichtung und Leben die Fäden hin- und herüberlaufen, so muß man das Bekenntniß Iwan Turgenjew's lesen, das er noch lange vor dem Ausbruche des Kampfes in dem „Tagebuch eines Jägers“ abgelegt hat. Da dreht sich — es ist im Todesjahre Gogol's — Alles noch um die Leibeigenschaft.

„Ich konnte,“ sagt er, „nicht mehr die gleiche Luft athmen, noch in einer Atmosphäre leben, die ich verabscheute. Ich mußte mich von meinem Feinde entfernen, um mit mehr Gewalt über ihn herzufallen. Dieser Feind hatte eine genau bestimmte Form und trug einen bekannten Namen: es war die Leibeigenschaft. Ich beschloß, bis zu meinem Ende gegen ihn anzukämpfen, und schwor, mich nie mit ihm auszusöhnen. Das war für mich der Schwur des Hannibal.“

In dem „Tagebuch“, dieser originellsten aller novellistischen Skizzensammlungen, steht Turgenjew noch unmittelbar unter dem Einflusse Gogol's; sein volles und eigenes Besitzthum ist nur eine durch Wehmuth gedämpfte pessimistische Weltanschauung. Die „todte Seele“ wandelt ihm gespensterhaft nach auf Schritt und Tritt. Sie heißt bald so und bald anders, aber es ist immer herzerschütternd, sie zu sehen. „Dieser Mensch,“ lautet es von dem Leibeigenen Stiopuscha, „hatte nicht einmal eine Vergangenheit; man sprach gar nicht von ihm; bei der Seelenrevision war er sicherlich niemals gerechnet worden.“ Auch früher schon, vor dem „Tagebuch“, in den beiden Erzählungen „Mumu“ und „Das Wirthshaus an der Landstraße“, macht Turgenjew den Leibeigenen zum Mittelpunkt der Erzählung. Der arme taubstumme „Mumu“ kommt um seine Geliebte, eine Magd, ohne daß er sich beklagen darf, und da er sein trauriges Herz an ein Hündchen gehängt hat, befiehlt ihm die Herrin, daß er dieses mit eigener Hand ertränke. Aber wenn der Leibeigene das gepeinigte Opfer des Edelmanns ist, so stellt dieser hinwiederum doch auch nur einen Leibeigenen des Staates vor. Und das ist die fürchterliche Kette von Ursache und Wirkung: Wer Andere knechtet, ist zumeist selbst ein Knecht.

Dieser kleine russische Edelmann thut nichts, kann und weiß nichts, erstrebt nichts, kurzum, es ist ein Geheimniß, wozu und wofür er lebt, und wenn er just in seinen Knabenjahren denken gelernt hat, so fühlt er selbst, daß er eine zweck- und sinnlose Existenz führt. Ein solcher kleiner Tyrann, der bereits in Paris und Berlin gewesen, sagt:

„Sie halten mich für einen Steppenbewohner, für einen rohen Menschen, aber ich bin durchaus nicht, was Sie denken. Erlauben Sie! Erstens spreche ich Französisch nicht schlechter wie Sie und das Deutsche sogar besser. Zweitens habe ich drei Jahre im Auslande zugebracht; in Berlin war ich acht Monate. Ich habe den Hegel studirt, mein Herr, und kann Goethe auswendig; überdies bin ich lange in die Tochter eines deutschen Professors verliebt gewesen und heirathete hier in der Heimath ein schwindsüchtiges Fräulein, eine kahlköpfige, aber sehr bemerkenswerthe Persönlichkeit. Ich bin also eines Geistes mit Ihnen; ich bin kein Steppensohn. Auch ich bin reflexions-wurmstichig, und es ist nichts Unmittelbares an mir.“

Auch Nicolaus Gogol hat zeigen wollen, daß in Rußland nichts vorhanden sei, was nicht in Sclaverei verschmachte, daß der Leibeigene der Sclave des Edelmannes, der Edelmann der Sclave des Beamten, der Beamte der Sclave der Despotie sei, und insofern stellt Turgenjew bis zum Jahre 1852 — dem dreiunddreißigsten seines Lebens — keinen Fortschritt der Entwickelung dar. Er ist auch darin durchaus der Schüler Gogol's, daß er nicht über die nationale Beschränkung hinauskommt, sondern innerhalb des engen Kreises specifisch russischer Anschauung festgebannt bleibt. Was er von sich aus hinzubringt, ist die tiefere Bildung und das feinere Naturgefühl. Als der Sohn eines Gutsbesitzers, hat er der Landschaft ihre intimsten Reize abgelauscht, als Student in Berlin sich ernstliche Kenntnisse angeeignet. Aber vorerst arbeitet das Kunstbewußtsein in ihm noch sozusagen unausgesprochen; es ist nur Instinct. Der Zweck bleibt die Hauptsache; er besteht in dem Kampfe gegen das Institut der Leibeigenschaft.

Turgenjew wird von dem Einflusse Gogol's durch einen Zwischenfall losgelöst, welcher auch wieder auf Gogol zurückführt. Er hat dem verstorbenen Meister einen Nachruf gewidmet und ihn darin einen „großen Mann“ geheißen. Dafür soll er auf Befehl des Czaren für vier Wochen in Arrest gesteckt, dann für zwei Jahre in's Innere Rußlands verbannt werden, und nur vermöge einflußreicher Fürsprache wird die Strafe in Verbannung nach dem Auslande verwandelt. Da geht er nach Baden-Baden, sinnend und

beobachtend, an unverfänglichen Stoffen sein Kunstgefühl und seine Schaffenskraft übend, aus der Ferne mit gesteigerter historischer Einsicht die Entwickelung des Vaterlandes verfolgend, diese Entwickelung, die keine war, bis Puschkin laut an der Oedigkeit dieses Staats- und Volkslebens verzweifelte, Nicolaus Gogol sie mit grellen Farben malte, bis es über das im Starrkrampf liegende Volk wie schauernde Ahnung besserer Schicksalsfügung kam und hier, da, dort der revolutionäre Funke aufsprang, welcher die künftige verheerende Feuersbrunst voraus verkündete.

In dieser Zwischenzeit, während welcher Herzen und Bakunin fast dämonisch an der Unterwühlung des russischen Selbstherrscherthums arbeiten, ist Iwan Turgenjew nicht mehr der Tendenzpoet; er hat, wie er selbst sagt, in Deutschland eine „zweite Heimath“ gefunden, und bei Allem, was er da drunten in dem wundersamen Oosthale schafft, hat man das Gefühl, als sei es die pure blinkende Schönheit, welche über seine Seele herrscht, als kümmere er sich nicht um das, was drüben im Vaterlande vorgeht. Und doch bleibt er bis in die letzten Fasern seines Seins der Russe von ehedem, aber der Russe, dem nur wie ganz von fern, wie verhallendes Echo, die Stimmen von der mütterlichen Erde das Herz zu bewegen scheinen. Der unheimlich eindringende Blick, vor dem sich Menschengeschicke wie Visionen enthüllen, der wehmüthig in bezaubernden Naturlauten verklingende Weltschmerz, die fast barbarisch ungezügelte Sinnlichkeit sind nach wie vor in ihm vorhanden, aber es ist Alles neutralen Stoffen zugewendet, welche der Künstler meistert, ohne den tief verwundeten Patrioten zu verrathen. Seine Gestalten sind oft von großer Eigenart: Diese herbe Märtyrerin der Liebe, Helene, dieser Dämon sinnberückender Herrschsucht, Auguste Polosow, sind Weiber, die nur slavischer Boden zu erzeugen, nur eine slavische Künstlerhand zu gestalten vermag. Aber ob bewußt oder kraft der Intuition des Genies, das ist die Frage. Oder vielmehr, es ist eine recht alberne Frage, die gleichwohl aufgeworfen wurde; denn wer Iwan Turgenjew's dichterische Größe nur nach dem Maße des beabsichtigten Könnens, der kalten Vorbedachtsamkeit beurtheilt, der hat für sein Wesen überhaupt kein Verständniß. Er ist weder Realist noch Idealist, weder „Romantiker des Realismus“, noch sonst das schattenhafte Gespenst irgend einer ästhetischen Kategorie; er ist der Sohn der Steppe, dem zu dem seltsam tiefen Natursinn der Heimath sich die Weisheit des Westens aufgethan.

Ein historischer Zug beherrscht seine schriftstellerische Physiognomie, deren Anblick daran erinnert, daß er an der Scheide zweier Welten geboren ward, der europäischen und der asiatischen, welche fremd, unvermittelt einander gegenüberstehen und doch noch in einander werden aufgehen müssen, nicht vielleicht unter den Schrecken des Krieges, wie einst die asiatische sich auf die europäische stürzte, sondern unter den Zeichen der Cultur und Civilisation, deren Mittelpunkt und Träger die europäische Welt ist. Der Mensch, dem auf solcher Scholle die Wiege stand, hat schärfere Sinne; er sieht mit den Augen des Luchses und hört mit den Ohren des Wildes. Und wenn er gesättigt an dem Besten, was unser Wissen und Forschen zu bieten hat, zur künstlerischen Production schreitet, wenn er Gestalten formt und Schicksale nachschafft, so vereinigt sich dabei der Naturalismus mit der ergründenden Kraft; er braucht nur zu sagen, was er geschaut, nur zu erzählen, wie er es geschaut, und der Zauber ist von selbst da, der von einer bewältigenden, eigenartigen Individualität allezeit ausgeht.

Von diesem Iwan Turgenjew bleibt nur hübsch fort mit euren Kategorien, euren Reflexionen, euren Vergleichungen! Er ist, was er ist, und das Höchste, was der Dichter, der Künstler, was der gottbegnadete Mensch von sich sagen kann, ist dieses stolze: „Ich bin Ich.“ Turgenjew selbst äußert sich in einem mir freundlichst zur Verfügung gestellten Briefe über diese Unmittelbarkeit seines Schaffens wie folgt:

„Sie selbst wissen besser, als ich es sagen kann, daß der Schriftsteller keine vorgefaßten Ideen in Bilder kleidet. Das Alles wächst aus ihm heraus, halb bewußtlos. Sollte ich den wahren Grund meiner Thätigkeit angeben, so würde ich möglicher Weise sagen, ich habe es geschrieben, weil es mich selbst ergötzt hat. Das eigene Volk, das menschliche Leben, die menschliche Physiognomie — das ist das Bestimmende. Der Schriftsteller macht daraus, was er kann und was er nicht anders kann. Das ist eine sehr vage Theorie; für mich ist es die einzige . . .“

Und er schreibt das „Ich“ in seinen Briefen durchgehends mit großem Anfangsbuchstaben.

Jedoch nicht um die allgemeine kritische Würdigung Iwan Turgenjew's, sondern nur um die Darlegung seines Verhältnisses zum Nihilismus kann es sich in dieser Betrachtung handeln, und wenn man den Punkt, auf welchen es dabei ankommt, mit einiger Sicherheit treffen will, so thut man wohl am besten, zu sagen, daß ihm zuerst der Nihilismus zum Kunstobject geworden.

Während Herzen und Bakunin von außen her das Mißvergnügen des russischen Volkes organisirten und nach der revolutionären Richtung lenkten, saß Turgenjew abseits in Baden-Baden. Sein Vergnügen war die Musikübung in der Nachbarvilla der befreundeten Familie Viardot, seine Kurzweil die Jagd. Wenn er, die Büchse auf der Schulter, durch den Wald schweifte, drängten sich Erinnerungen aus der Heimath an ihn heran, Gestalten, die von ihm reproducirt zu werden begehrten, wie sehr er sich auch sträubte. So ward der künstlerische Schaffenstrieb in ihm zum Herrn über die Tendenz von ehedem.

Dann stürzte Rußland, der Koloß mit den thönernen Füßen, krachend zusammen und begrub den Czar Nicolaus unter seinen Trümmern; Alexander, eine weichere Herrschernatur, bestieg den Thron der Romanows. Herzen und Bakunin wendeten sich direct an ihn, jener in einem offenen Briefe, welcher ihm die Verwandlung in einen constitutionellen Monarchen zumuthete, dieser, indem er ihn aufforderte, ein „Bauernczar“ zu werden. Die Antwort war jenes epochemachende Decret, das die Leibeigenen freigab.

Aber ach! an der halben Arbeit haftet immer ein Fluch. Die Befreiung der Leibeigenen war nichts, wenn der Beamtenstand nach wie vor in seiner Corruption verharren durfte. Die Freiheit ist eine Illusion, wo nicht das Recht an ihrer Seite wandelt. Einen Augenblick stutzten Herzen und Bakunin; sie schwankten, was angesichts des Emancipationsdecretes zu thun sei. Aber bald trieb der revolutionäre Geist sie vorwärts; schroffer, dreister als bisher ward der Unwille, den die halbe Erfüllung erweckte, und der Nihilismus trat im Sinne des offenen Widerstandes, wenn auch noch nicht mit seinem Namen, zu Tage; bald auch schrieb ihm einer der Seinen, Tschernyschewsky, eine Art Katechismus in der Form des Romans „Was sollen wir thun?“

Iwan Turgenjew beschied sich mehr als zehn Jahre mit tendenzlosem künstlerischem Schaffen; er bevölkerte deutsches Land, den Rheingau, den Schwarzwald, mit den Gestalten seiner Phantasie — oder vielmehr nicht seiner Phantasie; denn als unter Alexander's Regiment die Auslandsreisen den Russen erleichtert wurden, zogen sie ihm nach und machten Baden-Baden zu ihrem Hauptquartier. Und dort konnte er ihnen, wie sehr er es auch wollte, nicht immer aus dem Wege gehen. Er hat sie dafür — und insbesondere ihre Frauen — mit seinem Roman „Rauch“ unbarmherzig gestraft. Jene Stelle von den drei Fürstinnen ist eine classische Satire; diese drei Fürstinnen sind: „Fürstin Babette, dieselbe, in deren Armen Chopin seinen Geist aufgab; dann Fürstin Annette, die ganz gewiß Effect machen würde, wenn nicht, wie Ambra- und Sauerkohlgeruch, bei ihr zuweilen das liebe Bauerndorf zum Vorschein käme; endlich Fürstin Pachette, deren Mann das Unglück hatte, in seiner hohen Stellung einen Kaufmann durchzuprügeln und 20,000 Rubel Regierungsgelder zu stehlen.“

Man darf aber daraus nicht etwa schließen, daß Turgenjew im Auslande der nationale Sinn abhanden gekommen wäre; im Gegentheil, seine Liebe zur Heimath und zu dem russischen Volke hatte sich vertieft; nur jenen hohlen Abenteurern und Abenteurerinnen, welche in der Fremde nutz- und ziellos, unter unerhörter Verschwendung umherflatterten, hatte er kein anderes Interesse zuzuwenden als das des Satirikers.

Zu kämpfen in jener Weise, wie er es im „Tagebuch eines Jägers“ gethan, hatte er kaum noch ein Recht. Die Leibeigenen waren ja frei, wie er es gefordert, und die Gesellschaft hätte sich selbst corrigiren müssen, um eines freien Lebens im Staate werth zu sein. Diese nichtsnutzigen Laffen und Koketten, welche die Spielsäle von Baden-Baden und Homburg bevölkerten — nach einer von diesen russischen Spielerinnen hat das dankbare Homburg eine Straße benannt — besaßen keinen Anspruch auf ein menschenwürdigeres Dasein, als es ihnen die russischen Verhältnisse gestatteten. Aber war das „Rußland auf Reisen“ denn das russische Volk? O nein, diejenigen, welche daheim mit Puschkin resignirt über ihr Schicksal geseufzt, mit Gogol schneidend über dasselbe gelacht hatten,

waren die russische Nation, und unter der Führung Herzen's und Bakunin's, deren Commando sie auf hunderte von Meilen vernahmen, hatten sie sich inzwischen zu einer furchtbaren Armee gesammelt, welche, unfaßbar, insgeheim dem Staate den Krieg machte, die Gesellschaft mit revolutionären Elementen durchsetzte, die Jugend unwiderstehlich an sich zog. Das neue Rußland stand kampfbereit dem alten gegenüber — „das achtzehnte Jahrhundert," schrieb der Dichter Bestuschew, „zieht uns an den Knieen zur Erde, das neunzehnte an den Ohren in die Höh'."

Den Augen des Poeten enthüllte sich dieses Schauspiel des Kampfes zwischen „Vätern und Söhnen" in seiner ganzen schauerlichen Größe; die künstlerische Hand, des Gestaltens froh, griff unwillkürlich nach diesem Stoffe, und der Roman „Väter und Söhne" war nicht blos ein Ergebniß der Beobachtung, sondern die erste plastische Verlebendigung des revolutionären Geistes, der Rußland aufwühlt. In diesem Roman ist der Nihilismus zum ersten Male beim Namen genannt und nach seinem innersten Wesen erklärt worden.

Unter den feingezeichneten dichterischen Gestalten Turgenjew's hat in „Väter und Söhne" als Vertreter des alten Rußland Paul Kirsanow, der Edelmann, als derjenige des jungen Rußland aber Bazarow, der Student der Medicin, eine Rolle zuertheilt erhalten. Auf dem Gute, auf welchem Paul bei seinem Bruder lebt, gerathen sie zusammen, da Bazarow als Freund des jungen Arkad Kirsanow seine Ferien auf diesem Gute verbringt.

Und zwischen ihnen werden die berühmten Dialoge geführt, durch welche Europa zuerst von dem Nihilismus genauere Kunde erhielt. So zwischen Paul und Arkad.

Paul: „Was ist denn eigentlich Herr Bazarow, Sohn?"

Arkad: „Was er ist? Soll ich Ihnen, lieber Onkel, sagen, was er eigentlich ist?"

Paul: „Thu' mir diesen Gefallen, mein theurer Neffe."

Arkad: „Er ist ein Nihilist."

Paul: „Ein Nihilist? Das Wort muß von dem lateinischen nihil = nichts abstammen, so weit ich es beurtheilen kann, und bedeutet mithin einen Menschen, der — nichts anerkennen will."

Arkad: „Ein Nihilist ist ein Mensch, der sich vor keiner Autorität beugt, der ohne vorherige Prüfung kein Princip annimmt, und wenn es auch noch so sehr im Ansehen steht."

Dann ein Dialog zwischen Paul und Bazarow:

Paul: „Die Deutschen sind nicht mein Geschmack. Vormals waren sie noch erträglich; sie hatten bekannte Namen, einen Schiller und Goethe zum Beispiel. Jetzt aber gewahre ich unter ihnen nur Chemiker und Materialisten."

Bazarow: „Ein guter Chemiker ist zwanzigmal nützlicher, als der beste Poet."

Paul: „Wirklich? Die Kunst scheint also für Sie eine gänzlich werthlose Sache?"

Bazarow: „Die Kunst Geld zu gewinnen und die Hühneraugen gründlich zu vertreiben — —"

Paul: „Vortrefflich! Wie Sie zu scherzen belieben! Das kommt auf eine verständige Negation hinaus. Sie glauben also nicht an die Wissenschaft?"

Bazarow: „Ich habe schon die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, daß ich an gar nichts glaube. Was verstehen Sie unter dem Worte Wissenschaft im generellen Sinne? Es giebt Wissenschaften, wie es Handwerke, wie es Professionen giebt. Eine Wissenschaft in dem Sinne, den Sie ihr beilegen, giebt es nicht."

Ein anderes Mal:

Paul: „Ich begreife nicht, wie es möglich ist, keine Principien, keine Regeln anzuerkennen. Wodurch lassen denn Sie sich im Leben leiten?"

Bazarow: „Unser Handeln bestimmt nur die Rücksicht auf das Nützliche. Heutzutage scheint es uns nützlich, zu verneinen — und wir verneinen."

Paul: „Alles?"

Bazarow: „Durchaus Alles!"

Paul: „Wie? Nicht nur die Kunst, die Poesie, sondern . . ."

Bazarow: „Sondern Alles."

Paul: „Erlaubt, Ihr verneint Alles, oder um mich genauer auszudrücken, Ihr reißt Alles ein, aber man muß auch wieder aufbauen."

Bazarow: „Das geht uns nichts an; vor allen Dingen muß der Platz abgeräumt werden."

Hier ist das Wesen des Nihilismus unbarmherzig aufgedeckt in seiner ganzen jammervollen Unfruchtbarkeit, aber der Poet, der sein Vaterland liebt, weint über diese Verirrung der russischen Jugend. Noch kann er nicht glauben, daß es mehr als Worte sind; denn dieser Bazarow ist ja sonst ein sympathischer Mensch. Oder wäre es nicht eine Blasphemie, wenn er ausruft: „Ich meinestheils gebe nicht einen Groschen für Rafael!" — Wäre es Ahnung einer entsetzlichen Zukunft, wenn der Dichter seinem Helden das Wort in den Mund legt: „Ein Kreuzerlicht genügte, um die ganze Stadt Moskau in Brand zu stecken"?

Turgenjew hat es mit diesem Romane Niemandem recht gemacht; denn die Gegner des Nihilismus verargten es ihm, daß er für Bazarow Partei nahm, die Nihilisten, daß er ihre Nichtigkeit so rücksichtslos preisgegeben. Und doch hat er gezeigt, wie scharf sein Blick nicht blos die Gegenwart durchdrang, nein, wie prophetisch er auch die Zukunft vorwegnahm. In dem Romane „Väter und Söhne" führt uns Turgenjew auch zu einer Nihilistin, Eudoxia Nikitischna Kukschin, welche Champagner trinkt, Cigaretten raucht, George Sand für eine „abgethane Sache" hält, Liebig zu consultiren und nach Heidelberg zu gehen gedenkt, weil daselbst Bunsen docirt. Doch Bazarow erkennt sie nicht an; er will überhaupt von der Mitwirkung der Frauen an der Arbeit der Nihilisten nichts wissen.

Das ist vorerst noch der theoretische Nihilismus vom Jahre 1861. Worte sind's, mit welchen gekämpft wird. Und Bazarow endet nicht aus Verzweiflung an Rußland, nicht am Galgen, sondern an einer Blutvergiftung. Damals hätte der Abgrund noch geschlossen werden können. Turgenjew zeigte ihn, damit man sich mühe, dem nahenden Verderben rechtzeitig zu wehren. Er fragte nicht nach Gunst oder Ungunst; er konnte nur hinuntergreifen auf den Grund der Erscheinungen und darthun, daß, so lange ein Bazarow mit der Section von Fröschen sich begnüge, dem Nihilismus durch Zugeständnisse noch beizukommen sei.

Aber man hörte den Dichter nicht, sondern ließ das Uebel ungehindert weitergreifen. Und bald wurde jene Eudoxia zu einer Maschurina, jener Bazarow zu einem Neschdanow. Das Messer, das Frösche secirt hatte, wurde gegen Menschen gezückt; das Weib, welches von Bunsen und Liebig gefaselt, wurde politische Complotirerin, Agentin und Zuhälterin ihrer nihilistischen Cumpane.

Das ist die „neue Generation".

Es knallen die Revolver; es explodiren die Dynamitbomben; es ist eine regelrechte Verschwörung über ganz Rußland verbreitet, und zahllose Opfer fordert dieselbe von Staat und Volk.

Der Dichter ist ein Idealist; er wähnt noch immer, daß edlere Triebe in den Nihilisten stecken, welche nur leider nicht emporkeimen durften; es ist bezeichnend, daß Neschdanow, der Held des letzten Romans, in dem Briefe, den er vor seinem Tode schreibt, auf Puschkin zurückkommt und auf den poetischen Lensky in dessen „Eugen Onägin". O hätten doch diese Jünglinge nicht das Ideal der Freiheit befleckt durch den Mord!

Aber der Unmuth ist in die Seele Turgenjew's eingezogen, und er nennt das russische Volk das „verlogenste der Erde".

Hat er Recht? Durch ihn lernte Europa das russische Volk kennen; er ist ein Weiser und zugleich der Bote, welcher den Einen von den Anderen Kunde bringt. Ein solcher Bote war auch Goethe. Wenn Turgenjew's Zorn berechtigt wäre, so hätte Rußland nichts verdient als den Nihilismus, das russische Volk nichts, als auch vom Nihilismus vergiftet zu werden. Aber Völker werden nicht leicht vergiftet, selbst nicht durch eine Regierung, welche den Nihilismus aus der Tiefe emportrieb.

Bazarow, Neschdanow — sie fallen unter den Tisch, das russische Volk bleibt. Wenn Knaben gegen den Despotismus streiten, so behält die schlechte Sache immer den Sieg. Aber es kommt ein Tag, da das Volk selbst sich zum Kampfe rüstet, und dann ist ihm der Triumph gewiß. Dann aber giebt es keinen Nihilismus mehr; dann wird nicht blos eingerissen, sondern auch aufgebaut. Dann aber lebt vielleicht auch Iwan Turgenjew nicht mehr, um die dritte Revolution in Rußland zu schildern. Die erste hat er in dem Roman „Väter und Söhne", die zweite in dem Roman „Neuland" dargestellt, jene künstlerisch, objectiv, weil er noch mit ihr sympathisiren durfte, die andere chronistisch, ohne Gleichmaß, weil er sie verabscheuen mußte.

Wenn der Roman, ohne es zu wollen, zur Weltgeschichte wird, so hat er das Beste erlangt, was er als poetisches Kunstwerk an Ruhm und Bewunderung nur immer erstreben mag. Die beiden Nihilistenromane Turgenjew's sind aber Weltgeschichte



Esel-Siesta am Strande von Scheveningen.

Nach der Natur gezeichnet von J. Weinberger.

geworden. Ihr Verfasser hat sich auf einen Punkt der Betrachtung zu schwingen vermocht, welcher oberhalb aller nationalen Beschränktheit liegt.

Es giebt auf der Erde Stellen, wo die Gebiete großer Ströme knapp an einander stoßen. Dort wehen die Winde heftiger, entsprießen die Pflanzen üppiger dem Boden. Auf einer solchen Stelle muß man sich Iwan Turgenjew denken. In ihm vereinigen sich französisches Formgefühl, deutscher Tiefsinn und russische Unmittelbarkeit. Die russische Volksseele hat Niemand so gründlich erkannt wie er; sie seufzte hülflos in Puschkin's Dichtungen; sie verspottete sich selbst in den Schöpfungen Gogol's, aber in den Romanen und Novellen Turgenjew's enthüllte sie, was sie als guten und schlechten Inhalt birgt. Ihr schlechter Inhalt ist die Corruption, welche im Staate den heutigen russischen Beamten, in der Gesellschaft den Nihilisten erzeugt hat. Der Despotismus mit seinen niederträchtigen Werkzeugen hat diesen schlechten Inhalt gehegt und gepflegt, und er ist es, den Turgenjew brandmarkte, indem er die Geschichte des Nihilismus mit der Tiefe eines Dichters und der Erkenntniß eines Weisen schrieb. Wann hätte ein Czar sich einer gleichen That zu rühmen gehabt?

Hiermit mögen die Betrachtungen über „Nihilismus und russische Dichtung" ihren Abschluß finden.

Spandau.

Ein Städtebild von Dr. Otto Kuntzemüller.

Von der Stadt Spandau bilden sich Leute, welche den Ort nicht aus eigener Anschauung kennen, vielfach gar wunderliche Vorstellungen. Aus der Geschichte wissen sie, daß in der Citadelle Spandaus mancher Staatsverbrecher büßen mußte; auch von dem Zuchthause zu Spandau haben sie gehört, ferner von Hinrichtungen, die in der Stadt vorgenommen wurden, und endlich gar noch von bösen Fiebern, welche dort jeden bedrohen. Ein Zug tiefsten Bedauerns erscheint daher auf den Gesichtern dieser Leute, wenn man sich ihnen als „Spandauer" vorstellt, als ob man dort seine Tage bei Wasser und Brod hinter kleinen Gitterfenstern zubringen müßte. Besuchen solche Leute aber einmal die Stadt, so sagen sie einem in der Regel: „Bei euch ist es wirklich gar nicht so schrecklich, wie wir es uns vorgestellt haben." Und in der That: Spandau ist besser als sein Ruf. Es ist nicht die schlechteste von den Städten der Mark, und von allen den ihr angedichteten Schrecknissen existirt in Wahrheit kein einziges.

Von den Höhen der Umgegend aus gesehen, gewährt Spandau, wie es sich in der Niederung am Zusammenflusse von Spree und Havel ausbreitet, einen überaus freundlichen Anblick. Die Havel läßt nur an einzelnen Stellen ihre Fluthen durch die zum größeren Theile den Fluß verdeckenden Gebäude hindurchschimmern. Die Spree aber wälzt ihre dunklen Wogen am Fuße des Spandauer Berges, des sogenannten Bockes, vorbei in mächtiger Krümmung der Havel zu; sie bespült lachende Wiesen. Und nicht blos die Spree, auch die beiden Eisenbahnen, die Hamburger und die Lehrter Bahn, welche in divergirenden Linien vom Bocke aus der Stadt zulaufen, tragen mit ihren häufigen Zügen wesentlich zur Belebung des Vordergrundes bei. Dunkle Föhrenwälder, hin und wieder durchsetzt von Laubholz, heben sich mit welligen Formen vom Horizonte ab und geben dem ganzen Bilde einen freundlichen Rahmen.

Die Stadt Spandau selbst mit dem Alles überragenden Thurm von St. Nicolai ist zum größten Theile auf dem rechten Ufer der Havel gelegen. Hier breitet sich die Altstadt aus, welche erst jetzt ihrer beengenden Mauern und Wälle entkleidet wird, umgeben von ausgedehnten Vorstädten: der Potsdamer Vorstadt, Klosterfelde und der Oranienburger Vorstadt. Auf dem linken Havelufer liegt südlich der Spree: der Stresow mit dem Hamburger Bahnhofe, den beiden Casernen des vierten Garde-Regiments, der königlichen Geschützgießerei und der königlichen Artilleriewerkstatt, während sich nördlich der Spree die Citadelle mit dem jetzt weltbekannten Julius-Thurm (vergl. „Gartenlaube" 1880, Nr. 47), die königliche Gewehrfabrik und die königliche Pulverfabrik dem Blicke darbietet. Eine fünfte fiscalische Fabrik, das königliche Feuerwerkslaboratorium, befindet sich auf dem Eiswerder, einer großen schönen baumreichen Insel in der seeartigen Havelerweiterung nördlich der Citadelle. Trotz ihrer vielen rauchenden Essen geben diese großartigen Fabrikanlagen der Stadt dennoch kein schwarzes düsteres Aussehen.

Die Hauptstraßen der Altstadt sind breit und sauber, eingefaßt von zum Theil recht stattlichen Häusern, unter denen die sogenannte „Schloßcaserne", das ehemalige Zuchthaus — heute existirt in den Straßen Spandaus kein Zuchthaus mehr — besonders hervorragt.

Von den übrigen Gebäuden sind zu nennen: das Rathhaus am Markte, das Gymnasium, das in keiner Weise den heutigen Anforderungen genügt — es ist in Bezug auf seine bauliche Einrichtung vielleicht das jammervollste im ganzen preußischen Staate — die Töchterschule, die katholische Kirche, das Garnisonlazareth und endlich die evangelische Kirche St. Nicolai, welche berufen war, in der Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates eine hervorragende Rolle zu spielen.

Die Oranienburger Vorstadt kann schon jetzt als zur inneren Stadt gehörig betrachtet werden, da sie von der bedeutend erweiterten Stadtbefestigung, der neuen Enceinte, gänzlich umschlossen wird, und da der Wall, welcher sie bisher von der Altstadt trennte, zum Theil schon gefallen, bald gänzlich verschwinden soll; mit ihm wird hoffentlich auch der letzte Rest der alten Stadtmauer fallen. Sind aber Wall und Mauer erst geschwunden, dann bildet die Oranienburger Vorstadt den Stadttheil, in welchem die Zukunft Spandaus liegt; denn das Terrain, welches sie einnimmt, ist ungefähr sechsmal so groß, wie die ganze Altstadt, bietet also reichlich Gelegenheit zu allen möglichen Anlagen.

Wie die Oranienburger Vorstadt, so ist auch der durch stattliche Gebäude ausgezeichnete Stresow, nachdem die alte Stadtmauer längs der Havel von der Charlottenburger Brücke bis zum Garnisonlazareth gefallen, als zur innern Stadt gehörig anzusehen.

Zu den besonderen Reizen Spandaus gehört die prächtige Umgegend: der Tegeler-See mit seinen waldreichen, malerisch schönen Ufern, der Spandauer Bock, durch Natur und Kunst eines der anmuthigsten Vergnügungslocale in der ganzen Umgebung Berlins, der Grunewald mit seinem Wildreichthum und vor allem die lieblichen Havelufer zwischen Spandau und Potsdam.

Spandau ist eine der ältesten Städte der Mark Brandenburg. Sie verdankt ihre Entstehung der Burg „Spandow", welche Markgraf Albrecht der Bär um's Jahr 1160 gründete, um das Havelland, in dessen vollen Besitz er nach der Eroberung Brandenburg's im Jahre 1157 gekommen war, gegen Angriffe der noch nicht unterworfenen Wenden des Barnim und Teltow zu sichern. Diese Burg lag auf dem Terrain, welches heute die Citadelle der Festung Spandau einnimmt, und ihren Namen erhielt sie ohne Zweifel von einer Ansiedlung wendischer Fischer, neben welcher sie erbaut wurde. Die Reste dieser vorgermanischen Ansiedler am Zusammenflusse von Spree und Havel finden wir vermuthlich in den Wenden auf dem Kietze, welche bis zum Jahre 1560 neben der Burg oder dem Schlosse „Spandow" wohnten und eine schloßunterthänige Dorfgemeinde bildeten.

Nach Gründung der Burg, welche auf einer Insel in der Havel gelegen war, siedelten sich auf dem rechten Havelufer der Burg gegenüber deutsche Kriegsknechte und Handwerker an, und es entstand so allmählich der Marktflecken Spandow, dessen Bewohnern die Markgrafen Johann der Erste und Otto der Dritte 1232 brandenburgisches Stadtrecht ertheilten. Seit 1231 giebt es also eine deutsche Stadt „Spandow", oder wie sie heute genannt wird, „Spandau". In den Jahren 1319 bis 1386 wurde sie durch eine Mauer befestigt, die auf der Westseite und zum Theil auf der Ostseite noch erhalten ist. Von den sechs Thürmen, welche dieselbe ehemals schmückten, steht nur noch der des alten Stresowthores, der als „der Rundthurm am Charlottenburgerthore zu Spandau" in jüngster Zeit viel von sich reden gemacht hat; sogar die preußische Landesvertretung hat sich mit ihm beschäftigt. Einige sanguinische, um nicht zu sagen fanatische, Verehrer mittelalterlicher Befestigungsbauten wollen denselben durchaus erhalten sehen und brachten es zuwege, seinen bereits beschlossenen Abbruch noch in letzter Stunde zu verhindern, indem sie vorgaben, der

Thurm habe großen historischen und architektonischen Werth. Historischen Werth hat er nur insofern, als er der letzte von den sechs Thürmen ist, welche ehedem die Stadtmauer Spandaus krönten; alles, was man ihm sonst andichtet, ist eitel Erfindung. Keine Sage knüpft sich an diesen Thurm, und in der Geschichte der Stadt spielt er nur die untergeordnete Rolle eines Statisten. Ein architektonischer Werth kommt ihm ebenfalls nicht zu; denn die Mark hat viel besser erhaltene Befestigungsthürme zu Dutzenden. Er ist nichts, als ein hinderlicher, die Stadt verunzierender Backsteincylinder, keine sagenumwobene Säule, die da zeugt „von entschwundener Pracht". Möge er bald das Schicksal seiner in Schutt gesunkenen Genossen theilen!

In den Wirren, welche das Auftreten des sogenannten falschen Waldemar über die Marken brachte, stand Spandau zuerst auf Seiten der Anhaltiner, nachdem aber die Aussöhnung zwischen den Luxemburgern und Wittelsbachern erfolgt war, hielt die Stadt als eine der ersten wieder treu zu ihrem rechtmäßigen Landesherrn, Markgraf Ludwig dem Aelteren.

Der Reformation zeigten sich die Bürger Spandaus früh geneigt, und als die verwittwete Kurfürstin Elisabeth 1535 nach dem Tode ihres Gemahls, Kurfürst Joachim's des Ersten, in dem Schlosse Spandau, das ihr bereits 1508 als Wittwensitz verschrieben worden war, Wohnung nahm, scheint in der Stadt lutherischer Gottesdienst abgehalten worden zu sein. Der förmliche Uebertritt zur Reformation erfolgte am Allerheiligentage 1539, wo es geschah, daß Kurfürst Joachim der Zweite in der Nicolaikirche zu Spandau aus den Händen des Bischofs Matthias von Jagow das Abendmahl in beiderlei Gestalt empfing und damit öffentlich der Reformation beitrat. Nach dem im Jahre 1555 erfolgten Tode seiner Mutter faßte der Kurfürst den Entschluß, neben der Stadt Spandau eine Festung zu erbauen, die so angelegt werden sollte, daß sie das ganze alte Schloß umgab, und schon 1560 begann der Baumeister Christof Römer den Bau. Der Italiener Giaramella de Gandino setzte denselben 1572 bis 1578 fort, und Graf Rochus Guerini zu Lynar vollendete ihn 1594. Im Jahre 1580 erhielt die Festung, die jetzige Citadelle, die erste Besatzung von drei Rotten Landsknechte, im Ganzen vierundzwanzig Mann mit einem Guardihauptmann. Der Julius-Thurm, vermuthlich erbaut in der Zeit Kaiser Karl's des Vierten, ist der letzte Rest des alten Schlosses „Spandau".

Ob der Entschluß Joachim's des Zweiten für die Stadt Spandau heilbringend gewesen ist? Schwerlich! Spandau, am Zusammenflusse zweier schiffbarer Ströme gelegen, erfüllte alle Bedingungen, um sich zu einer Industriestadt zu entwickeln, aber die Citadelle, welche die Befestigung der Stadt nach sich zog, hat die industrielle Entwickelung Spandaus lahm gelegt.

Im Dreißigjährigen Kriege brachten die immer drückender werdenden Contributionen und Materiallieferungen, die zu wiederholten Malen mit Heftigkeit auftretende Pest, die häufigen Einquartierungen einer mehr als anspruchsvollen Soldateska die Stadt, welche auf Grund der Capitulation vom 4. Mai 1631 von den Schweden besetzt wurde und bis zum Mai 1634 in deren Händen blieb, an den Rand des Verderbens. Die aus jener trüben Zeit zu uns herübertönenden Klagerufe sind so herz- und markerschütternd, daß wir uns das Elend nicht groß genug vorstellen können. Am Ende des Krieges lag die Hälfte der Häuser Spandaus in Trümmern; die Einwohnerzahl war auf ein Dritttheil herabgesunken, und dieses Dritttheil bestand aus verarmten, geistig und moralisch heruntergekommenen Menschen. Es bedurfte langer Jahre, ehe die Wunden, welche der schreckliche Krieg geschlagen hatte, wieder geheilt waren.

In die Zeit des Dreißigjährigen Krieges fällt auch die Umwandelung der bisher nur durch Mauer, Wall und Graben geschützten Stadt in eine den Anforderungen der Zeit entsprechende Festung. Nachdem im Jahre 1626 durch Kurfürst Georg Wilhelm verordnet worden war: „die Stadt Spandau solle also fortificirt werden, daß man bei sich ereignendem feindlichem Angriffe in dieselbe retiriren und sich schützen könne", begannen die Arbeiten, und besonders energisch wurden sie betrieben, als Graf Adam von Schwarzenberg als Statthalter der Mark auf der Citadelle Wohnung genommen hatte. Damals wurden sämmtliche Vorstädte und mit ihnen die Heiligegeistkirche sowie die Gertraudenkirche auf dem Stresow zerstört.

Das achtzehnte Jahrhundert bietet in der Geschichte Spandaus mit Ausnahme der im Jahre 1722 erfolgten Anlage der Gewehrfabrik keine Ereignisse von allgemeinem Interesse. Trübe Zeiten brachen im Anfange dieses Jahrhunderts über die Stadt herein. Der Unglückstag von Jena und Auerstädt führte die Franzosen nach Spandau. Ohne einen Schuß gethan zu haben, überlieferte der kopf- und energielose Commandant am Nachmittage des 25. October 1806 die Festung dem Feinde, und bis zum 3. December 1808 hatte Spandau die Franzmänner in seinen Mauern. Der Ausbruch des Krieges gegen Rußland im Jahre 1812, in welchem Preußen der Verbündete Napoleon's war, gab der Stadt wiederum eine französische Besatzung, und als dann im folgenden Jahre Preußen ein Bündniß mit Rußland geschlossen hatte, wurde Spandau am 24. Februar 1813 von den Franzosen in Belagerungszustand versetzt. In Folge dessen ereignete sich das furchtbare Schauspiel, daß sämmtliche Vorstädte niedergebrannt wurden.

Die Belagerung der Festung begannen im März die Russen, die aber bald von den Preußen abgelöst wurden. Am 17. April eröffneten die Belagerer das Bombardement auf die Citadelle und die Batterien am Berliner Thore und setzten es in den folgenden Tagen mit großer Heftigkeit fort. Dabei fielen einige Bomben in die hinter der Batterie am Berliner Thore liegenden Häuser und verursachten eine Feuersbrunst, welche mehr als sechszig Häuser in Asche legte. Nach Abschluß der Capitulation übergaben die Franzosen die Festung am 27. April den Preußen, die mit unermeßlichem Jubel von der schwergeprüften, nun aber wieder frei athmenden Bevölkerung empfangen wurden.

In eine neue Entwickelungsphase ist Spandau in den letzten fünfundzwanzig Jahren durch Anlage der königlichen Fabriken und Erweiterung der Stadtbefestigung getreten. Die 1722 gegründete Gewehrfabrik ging 1855 in den Alleinbesitz des Staates über; 1839 wurde die Pulverfabrik, 1853 auf 1854 die Geschützgießerei, 1867 auf 1868 die Militärwerkstatt gegründet. Alle diese Fabriken besorgen den Betrieb durch Civilarbeiter, seit 1870 auch das königliche Feuerwerkslaboratorium, weshalb die Arbeiterbevölkerung Spandaus nach Tausenden zählt. Dennoch ist die Stadt kein Industrie-Ort im eigentlichen Sinne; denn größere Privatindustrie ist dort nicht vorhanden. Abgesehen von drei Schneidemühlen, einer Mahlmühle und zwei größeren Brauereien, beschränkt sich die gewerbliche Thätigkeit der Einwohner auf das Kleingewerbe, und der Handel ist im Wesentlichen auch nur Kleinhandel.

Die königlichen Fabriken und namentlich der Julius-Thurm haben der Stadt Spandau einen Weltruf verschafft. Seit 1875 birgt der Julius-Thurm in seinem obersten Theile den Reichskriegsschatz, hundertzwanzig Millionen Mark in wohlgeprägten Kronen und Doppelkronen, in hölzernen Kisten verpackt, nur den Herren der Reichskriegsschatzcommission zugänglich, den Schlüsselbewahrern.

Möge dieser Schatz noch lange unangetastet liegen als ein Hort des Friedens, Deutschland zum Heile!

Blätter und Blüthen.

Gefunden! Von den in den letzten Vermißtenlisten Aufgeführten sind folgende Nachrichten eingelaufen:

1) Jacob Schwarz kehrte am 14. März nach Hause (M.-Gladbach) zurück.

2) Holzhändler Lages in Wolfenbüttel hat von uns Mittheilungen über den Aufenthalt seines Sohnes erhalten.

3) Karl Raab conditionirt, wie wir den Seinigen mittheilen konnten, als Apothekergehülfe in M.-Gladbach.

4) Ueber die von ihrem Bruder, einem Schauspieler, lange vergeblich gesuchten Schwestern sind bei uns von fünf Seiten zugleich Nachrichten eingegangen.

5) Die über den vermißten Frömmig aus Amerika eingelaufenen Nachrichten haben wir den Angehörigen mitgetheilt.

6) Ueber Ernst von Malßka sind Spuren entdeckt, die seine Auffindung ziemlich sicher stellen.

7) Der Tapeziermeister Jul. Harnisch zu Großwardein in Ungarn hat seine Brüder (in Leipzig) gefunden.

8) Der Menageriebesitzer Kriesel ist als Hausbesitzer in Herford erkundschaftet.

9) Max Linus Hoppe ist in Südamerika entdeckt worden, und zwar als Redacteur einer Zeitschrift „Die Germania“ auf der Colonie Esperanza (Provinz Santa Fé, Argentinische Republik).

10) Ueber den verschollenen Schlossermeister und Ehemann K. E. Mustwitz erhalten wir „actenmäßige“ Nachrichten, welche ausführlich über ihn verhandeln.

11) E. Höhne, den wir in Australien suchten, ist, nach einer Nachricht aus Hamburg, eben als er nach Amerika reisen wollte, 1869, in Sydney erkrankt und gestorben. — — —

Vermißte. (Fortsetzung von Nr. 8 dieses Jahrgangs):

59) Im 79. Jahre noch voll Sorge nach seinem verschollenen Sohne auszuschauen, das ist das Loos eines Vaters in Kellenbach (Hunsrück). Sein Sohn, der Schreiner Peter Schneberger, 1845 geboren, klein, schwächlich und blond, war in Kreuznach verheirathet. Als 1879 seine Frau kinderlos starb, schnürte er wieder den Wanderbündel, wollte über Lahnstein an der Lahn und Wiesbaden sich in's Badische begeben, ist aber seitdem verschollen.

60) Der Chemiker William Sparker, bekannt durch seine Mittel, sich vor Verbrennen zu schützen, hat 1879 aus Ostende zum letzten Male an die Seinen geschrieben. Diese bitten ihn, Nachricht von sich zu geben.

61) Ein am Rothen Meer verschollener Schweizer wird von Mutter, Bruder, Schwestern und Oheim (J. Haeberlin-Schaltegger in Frauenfeld) gesucht. Er heißt Conrad Emil Tuchschmid, wurde zu Thundorf im Canton Thurgau 1852 geboren, ist ein großer kräftiger Bursche mit ovalem Gesicht, braunen Augen und Haaren und guten Zähnen und beabsichtigte im März 1873 als Mechaniker von Alexandria über den Suezcanal nach Ostindien zu reisen, schrieb auch noch im Herbst jenes Jahres von Massaua am Rothen Meer an die Huber'sche Buchhandlung in Frauenfeld um Zusendung einiger Bücher, hat aber von diesem Augenblick an nichts mehr von sich hören lassen.

62) Karl Ludwig Voelker in Jersey City (St. N.-J.). 35 Oakland Av., sucht seinen Bruder Christian Friedrich Voelker, in den 60er Jahren Wirthschafter beim Grafen von Bodelschwingh, und seine Schwester, die bis zum Tode des Vaters (vor 1866) in Königsberg i. Pr., Vorstädtische Borchertsgasse Nr. 50 wohnte.

63) Dem Riemermeister Fritz Vollrath aus Coburg, eine Zeitlang in Wilsdruff bei Dresden, oder dessen Familie die Nachricht, daß seine Mutter, nun achtzig Jahre alt, noch lebt.

64) Ein Zeichen außerordentlichen Vertrauens auf die Aufspürkraft der „Gartenlaube“ ist das Ansuchen, einen Verschollenen im Birmanischen Reiche zu suchen. Es ist dies Isaak Frank Vouant aus Genf, der, 1843 geboren, längere Zeit in der britischen Marine, später bei Herrn Gratien, Vice-Consul in Rangoon, Britisch Burma, India, zuletzt bei den Herren F. Bidrot u. Comp. angestellt, 1865 sich in Ava niedergelassen. Geschildert wird Vouant als ein Mann von mittlerer Größe, ovalem Gesicht, blondem Haar und blauen, sehr lebhaften Augen, der französisch, englisch und spanisch spricht.

65) Ein Sohn, der von den Seinen nicht gefunden sein will, ist Hermann (Herz) Weinreich, um 1843 zu Dubno, russ. Gouvernement Volhynien, geboren; er verließ, in Folge eines Zerwürfnisses, 1861, achtzehn Jahre alt, das Elternhaus, schrieb von Paris an seine Eltern, gab aber, auf die Nachricht, daß seine Mutter ihn in Paris aufsuchen wolle, sofort eine falsche Adresse an, meldete, daß er als Dolmetscher nach Spanien zu gehen gedenke, und ist seitdem für die Seinen verschollen.

66) Eine arme 67 Jahre alte Wittwe sucht in ihrem letzten Sohne die einzige Stütze für ihren Lebensrest: Friedrich Georg Zander, 1849 zu Königsberg in Pr. geboren; er wurde in London, wo er, obwohl eigentlich Kellner, in einer Stockfabrik gearbeitet, 1872 durch einen Agenten zur Auswanderung nach Paraguay verleitet und hat seitdem keine Nachricht mehr von sich gegeben.

67) Zu Graz in Steiermark ist am 12. August 1875 die Gattin des Schuhmachermeisters Joseph Závora, Johanne Závora, aus dem Hause mit der Drohung verschwunden, ihrem Leben ein Ende machen zu wollen. Seitdem war in und um Graz keine Spur mehr von ihr zu finden. Dennoch kann sie noch am Leben sein. Sie ist zu Untervillach in Kärnten, wo ihr Vater Fedelius Schmied Schmelzmeister war, 1841 geboren, hatte kleine Statur, langes hellblondes Haar, hohe Stirn, blaue Augen, spitze Nase, großen Mund und einen dicken Hals; beim Verschwinden trug sie einen carrirten Rock und eine schwarze Joppe. Für ihre Angehörigen ist's zugleich von rechtlicher Wichtigkeit, daß man über ihr Schicksal bald entschiedene Auskunft erhalte, einerlei ob dieselbe an die „Gartenlaube“ oder an den Advocaten Dr. J. B. Holzinger in Graz gerichtet wird.

68) Der zu Wernsdorf bei Forchheim im Erzgebirg 1851 geborene Otto Richard Zischang, der in der Militäranstalt zu Struppen erzogen und 1865 zu einem Hutmacher in Bautzen in die Lehre gegeben wurde, ist von dort, wohl am Ende seiner vierjährigen Lehrzeit, „in die Welt“ gegangen, ob über's Meer? wer weiß es! Sein in Chemnitz lebender Bruder hätte gern Nachricht über ihn.

69) Der Brauergeselle August Zucker aus Ottmachau bei Grottkau in Preußisch-Schlesien, geboren 1852, ging 1871 „in die Fremde“, von welcher er noch bis heute nicht wieder heimgekehrt ist. Er war zuerst bei und in Zeitz und in Weißenfels, von wo er noch bis Ostern 1875 die Briefe der Angehörigen beantwortete. Im Herbst desselben Jahres verließ er Weißenfels angeblich in der Richtung nach Leipzig und Torgau zu und wurde 1877 wieder in Weißenfels gesehen. Vielleicht erinnert Jemand oder dieser Aufruf ihn daran, daß er auch Pflichten als Sohn und Bruder hat.

70) Aus Nordamerika geht uns von Mrs. Anna Rhaesa Ames in Camden, Knox County, Maine, die Bitte zu, über den Vater derselben Erkundigungen einzuziehen. Derselbe hieß Theodor Rhaesa, wanderte angeblich über Hamburg 1843 nach Pennsylvanien aus, wo er sich verheirathete. Etwa zwei Jahre später ging er nach Californien, um Gold zu graben, und ist seitdem für seine Familie verschollen. Die Tochter vermuthet nun, daß ihr Vater, der eine Schwester, Amelia, in Deutschland zurückgelassen, in die alte Heimath zurückgekehrt sei. Ist das wirklich der Fall gewesen, so kann der Wunsch der Tochter (deren Mutter noch lebt), von dem Vater Kunde zu empfangen, vielleicht doch erfüllt werden.

Geschichte der deutschen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts von Ludwig Salomon (Stuttgart, Levy und Müller). Auf allen Gebieten der Interpretation geistiger Erzeugnisse macht sich seit lange das Bestreben fühlbar, die einzelnen Schaffensperioden, ja die einzelnen Producte selbst aus dem Geiste der Zeit heraus zu erklären und sie im Zusammenhange mit demselben zu betrachten. Die Beurtheilung künstlerischer oder literarischer Hervorbringungen lediglich vom Standpunkte ihrer selbst aus und ohne den Wurzeln nachzuspüren, die sie mit dem Boden der Zeit verbinden, gehört heute gottlob! so ziemlich zu den überwundenen Gewohnheiten. Dies gilt namentlich auch von der Literaturgeschichte. Der moderne Literarhistoriker pflegt die geistigen Einzelproducte auf ihren Zusammenhang mit dem Geiste der Zeit, die sie geschaffen, zu prüfen. In diesem Sinne darf Ludwig Salomon's „Geschichte der deutschen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts“ ein echtes Kind der Gegenwart genannt werden; sie geht in der Besprechung der verschiedenen Zeitabschnitte wie der einzelnen Werke, durch welche diese Zeitabschnitte gekennzeichnet werden, den Fäden nach, welche diese mit den allgemeinen Strömungen der Culturbewegung verbinden, und bestrebt sich so, die Wechselwirkung zwischen Literatur und Zeitgeist im Rahmen des gegenwärtigen Jahrhunderts klarzulegen.

Was uns Salomon bietet, ist keine Literaturgeschichte in jenem engen Sinne kurzsichtiger Historiographen, welche den Kreis literarischen Schaffens geschlossen glauben in den drei Poesiegattungen: Lyrik, Epik, Dramatik, unter Hinzunahme der Prosadichtung als vierter Abtheilung; wir haben es hier vielmehr mit einem Werke zu thun, welches neben einer verständnißvollen Einführung in die schöne Literatur uns auch ein umfassendes Gemälde von jenen Disciplinen eines mehr abstracten Schaffens entrollt, wie sie in Philosophie und Geschichte, in Politik und Naturgeschichte, in der Aesthetik und den übrigen aus den Grenzen der reinen Fachwissenschaften sich erhebenden Bethätigung geistigen Lebens sich uns darthun. Wenn Salomon dabei die Dichtung im engeren Sinne in den Vordergrund der Betrachtung rückt, so geschieht dies stets im Zusammenhange mit der geistigen Bewegung der Zeit überhaupt, und dieser universelle Standpunkt ist es, welcher dem auf umfassenden Studien beruhenden Werke seinen eigentlichen Werth verleiht.

Die Salomon'sche „Nationalliteratur“, ein auch äußerlich sehr geschmackvoll ausgestattetes und mit vierundzwanzig Portraits hervorragender Dichter geschmücktes Buch, führt uns nach einer kurzgefaßten Einleitung zu den Epigonen Weimars, das heißt zu denjenigen Dichtern, die noch unter dem unmittelbaren Einflusse der Schiller-Goethe'schen Zeit schufen, und geleitet uns von da durch die lange Entwickelungsreihe der nachclassischen Literatur bis zu dem Schriftthum der Gegenwart, bis zur Kriegslyrik von 1870/71 und der Literatur „im neuen Reich“; sie entrollt uns in übersichtlicher und klarer Darstellung ein nahezu erschöpfendes, wenn auch nur in den Grundlinien gezeichnetes Bild dieser acht Decennien deutscher Literatur und verdient daher als ein schätzenswerthes Handbuch die Beachtung aller Gebildeten.

Esel-Siesta. (Mit Abbildung S. 581.) Das ist ein frisches Bild aus dem Badeleben — der Strand des eleganten Nordseebades Scheveningen, wo gerade jetzt das vornehme Leben der Saison in höchster Blüthe steht. Die Esel-Siesta, welche uns der Künstler mit feinem Humor vor's Auge führt, versetzt uns mitten in das bunte Treiben des Dünenlebens. „Jeder Strich meines Bildes,“ schreibt uns Herr Weinberger, „ist dem Leben abgelauscht. Es ist ein trauriges Loos, das diesen armen Vierbeinern, Eseln und Pferden, beschieden ist — zumal den Eseln. Unter harten Stockschlägen werden sie an den Strand getrieben und den Badegästen zum Spazierreiten vermiethet, und zwar unter der zudringlichen Empfehlung der Besitzer: das Reiten auf der Düne gehöre zu den gesundesten Bewegungen, die man haben könne. Du lieber Gott — so ein Ritt auf dem eckigen Rücken eines geduldigen Esels soll Herz, Lungen und Nieren stärken? Das begreife wer kann! Ein Vergnügen ist es jedenfalls nicht, von so einem störrischen und unberechenbar hinterlistigen Thiere bald in den Sand, bald aber in's Wasser geworfen zu werden — Letzteres gehört gar nicht zu den Seltenheiten; denn die Herren Esel von Scheveningen sind ganz besonders übellaunig, und ich glaube, das hat seinen guten Grund; sie scheinen dem geduldigen Badepublicum die stündlich von ihren Besitzern zu erleidenden Mißhandlungen heimzahlen zu wollen. So ein Esel hat auch ein Herz, und allzu viel Prügel machen bitter und störrisch. Auf meinem Bilde ist nun freilich nichts zu schauen von solchen Rache-Acten einer verbissenen und — wenn ich mich des bezeichnenden Ausdrucks bedienen darf — verknurrten Eselsseele — nein, müde wie sie nach den Strapatzen eines heißen Morgens sind, halten sie alle ihre Mittagsruhe, die Esel, der Führer und — der Prügel. Nur Einer wacht über Alle, der getreue, nimmer ruhende Phylax. Ist es nicht ein Bild der Milde und Versöhnung?“

Kleiner Briefkasten.

H. St. in Dresden. Zur Beurtheilung lyrischer Gedichte fehlt uns alle Zeit.

Gustav Gr. in Breslau. Wiederholen Sie gütigst Ihre Anfrage unter Angabe Ihrer vollen Adresse!

Julie in B. Wir bedauern, Ihnen nicht dienen zu können.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 36. 1881.



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Mutter und Sohn.

Von A. Godin.

(Fortsetzung.)

„Mein Sohn!“ sagte Genoveva mit einem Blick auf den im halben Wege stehen gebliebenen Knaben und wich etwas zurück. Fügen streckte beide Hände nach Siegmund aus und betrachtete ihn, während er ihn festhielt, mit so spähender Liebe, als stünde sein eigener Sohn vor ihm. Wie hatte sich Siegmund verändert! Vergebens forschte Fügen nach einer Spur der seiner Erinnerung so lebhaft eingeprägten kindlichen Züge. Selbst die Augen blickten ihn anders an; noch hatten sie ihr feuriges Blau, aber das Träumerische, welches einst mit so sprühendem Glanze abgewechselt, war einem bewußteren Ausdrucke gewichen. Fein, etwas zurückhaltend erschien der Ausdruck des festen Gesichtes, trotz der offnen Stirn, dem Lächeln, welches eben jetzt um den Mund des Knaben spielte. Der zartgebaute Körper verrieth ein Vorherrschen des Nervensystems, ohne doch von Schwäche zu zeugen. Leichte, wenn auch selten nur rasche Bewegungen und eine stolze Haltung des Kopfes verliehen der ganzen Erscheinung etwas Ausgezeichnetes.

„Und das wäre also der kleine Sigi,“ sagte Fügen. „Schon jetzt mir beinahe über den Kopf gewachsen; was soll das geben, wenn wir zusammen hausen!“

„Sie bringen uns Ihr Ja!“ rief Genoveva erfreut. „Doppelt willkommen mit so guter Botschaft!“

„Wenn Telemach einstimmt — Mentor ist's zufrieden.“

„Ich hätte Sie überall erkannt,“ sagte Siegmund freundlich, „und weiß noch gut, wie viel Sie mir zu Liebe thaten. Wohin könnte ich lieber gehen, als zu Ihnen, dem Freunde meiner Mutter, dem — Meister,“ setzte er mit leisem Nachdruck hinzu.

Fügen verstand ihn sogleich.

„Du liebst die Musik noch?“ rief er voll Freude.

„Sie ist mein Leben,“ sagte Siegmund mit flüchtigem Seitenblick auf seine Mutter.

Der leicht bewegliche Mann war bezaubert. In raschem Impuls umfaßte er die Schultern des Knaben.

„Wir werden uns verstehen,“ sagte er und mit lebhaftem Blick auf Genoveva: „Ich danke Ihnen.“

Es entstand eine kurze Pause des Schweigens, in deren Stille leises Klirren aus dem anstoßenden Zimmer hineintönte.

„Maxi rumort, und Jana — wartet,“ sagte Frau von Riedegg lächelnd. „Uebrigens muß unser Reisender hungrig sein. Zu Tische also! Morgen verhandeln wir Ernsthaftes, heute aber wollen wir vor Allem der Freude leben, Sie wieder zu haben. Wir behalten Sie doch einige Zeit?“

„Ich habe acht Tage Urlaub,“ sagte Fügen. „Spätestens am Ersten muß ich wieder in die Pflicht. Acht Tage aber! da gehen viele gute Stunden hinein, vorausgesetzt, daß Sie mich so lange beherbergen wollen.“

Er folgte Genoveva, welche schon die Thür zum Eckzimmer geöffnet hatte, aus welchem heller Lichtschein drang. Da inzwischen Dämmerung eingefallen, waren dort bereits die Läden geschlossen und die Ampel entzündet worden. O, wie es ihn anheimelte, dieses dunkelgetäfelte, wohlvertraute Gemach, über dessen unveränderte Einrichtung sich das weiße Licht ergoß! Sein Blick streifte wie liebkosend darüber hin, während er auf der Schwelle zögerte, vor Freude gebannt, wie das Kind beim ersten Anblick seiner Weihnachtsbescherung.

Elastischen Schrittes eilte ihm eine helle Frauengestalt entgegen — Jana's sympathisches Gesicht erhob sich zu ihm.

„Endlich,“ rief sie innig, „endlich suchen Sie uns heim!“

Wie das in ihm nachhallte — „Endlich!“ dachte auch er und staunte heimlich, wie er doch so lang hatte fortbleiben mögen. Stilles, freudevolles Staunen beherrschte überhaupt sein Empfinden, während sich Minuten zu Stunden reihten. War ihm doch, als wäre die Zeit stille gestanden, seit er zuletzt an diesem runden Eßtische gesessen, der auch damals, als die ersten herbstkühlen Tage kamen, im Wohnzimmer gerüstet worden. Die Majoliken blickten vom Schranke, und drüben auf dem Eichentische am Ofen schimmerten silberne Flitter. Alles wie sonst — nur der Kreis war vergrößert, Jugend an Stelle der Kindheit getreten, mit ihrem eigenen Leben und Streben daran mahnend, wie manches Jahr vergangen, und daß Jahre auch um die Menschen Ringe ziehen, wie um Bäume.

Das Gespräch floß leicht und heiter dahin, an Vergangenes anknüpfend, zu Gegenwärtigem überspringend. Obgleich es nur Thatsachen berührte und Fügen voll und ganz dem glücklichen Augenblick lebte, ohne an Prüfen und Vergleichen zu denken, fiel ihm doch schon in dieser ersten Stunde auf, welche bestimmten, von einander gesonderten Individualitäten hier mit und durch einander lebten. Dies galt wesentlich für die junge Generation.

In Lois schien der künstlerische Hang, welcher sein frühes Knabenalter bezeichnet, erloschen oder bezwungen; nichts Unmittelbares kam zu Tage, während er mit freier, bescheidener Sicherheit am Gespräch Antheil nahm; Alles erschien überlegt, gewollt. Siegmund, der, im engsten Umkreis aufgewachsen, kaum mehr vom Leben wissen konnte, als er gesehen hatte, setzte Fügen durch manche hingeworfene Aeußerung in Erstaunen; er sprach nicht oft, in jedem seiner Worte lag aber etwas Frisches und Bedeutendes, dessen Kern seinem Alter voraus eilte und dennoch selbst im Munde eines Kindes einfach geklungen hätte. Am schweigsamsten erwies sich

Maxi, welche während der Mahlzeit ein und aus huschte, die Speisen auftrug und die Gäste mit flinker Gewandtheit bediente. Erst nach beendeter Mahlzeit, als die kleine Gesellschaft nach dem Eichentische übersiedelte, setzte sie sich dort zwischen die Anderen und begann an ihren Blumen zu arbeiten. Bei jedem flüchtigen Blick auf das Mädchen war Fügen von Neuem frappirt. Kein Wunder, daß er sie nicht erkannt hatte — wer hätte in diesem reinen Oval, der warmen, aber klaren Färbung dieses schönen Gesichtes wohl des Wildfangs rundes, dunkles Köpfchen wiedergefunden? Klein von Wuchs, auch heute noch geschmeidig wie ein Kätzchen, war Maxi nach Formen und Bewegungen ein Kind; nichts Kindliches lag aber im Ausdruck ihrer fast übergroßen schwarzen Augen, deren eigenthümlich rascher Aufschlag um so mehr etwas Blendendes hatte, als die gebogenen Wimpern sich ebenso plötzlich wieder senkten. Während sie, mit ihren Flittern und grünen Blättern beschäftigt, dem Gaste gegenüber saß, richtete er neugierig öfters das Wort an sie, erhielt aber zur Erwiderung nur einen Blitz der schwarzen Augen oder ein Lächeln, das die schimmernden Zähnchen enthüllte. Statt zu antworten, warf Maxi jedesmal einen schnellen Blick auf Lois, als solle dieser das Wort für sie führen. Nicht er war es aber, der das scheue Kind vertrat, welches sich doch bei Fügen's Ankunft so keck gezeigt — es war Jana, wie es ihm denn überhaupt nicht entging, daß sie in kaum merklicher Weise Maxi stets im Auge behielt. Zu Jana aber kehrten seine eigenen Augen am häufigsten, am liebsten zurück. Sie gefiel ihm mehr als je; ihm schien, als habe sie während dieser Jahre nur gewonnen. Heitere Ruhe lag auf dem weißen, angenehmen Gesicht; ihre klaren Augen leuchteten in so wohlthuender Güte, daß sie Anderer Blicke immer wieder zu sich zurückriefen, wie eine sanfte Melodie, welche man oft zu hören begehrt. So anspruchslos ihre Haltung war, erschien sie neben Genoveva jetzt als deren Gleichen. Fügen empfand, daß sie die Stelle, auf welcher ihr Dasein wurzelte, als ihr Recht betrachtete und für immer eingenommen hatte. Bestand noch eine Abhängigkeit für sie, dann war es jedenfalls eine freiwillige.

16.

„Es bedarf keiner Versicherung, daß ich bereit bin, dem großen Vertrauen zu entsprechen, welches Sie mir gönnen," sagte Fügen, als er am nächsten Morgen Genoveva gegenüber saß. „Ob ich es kann, wird davon abhängen, was Sie von mir erwarten. So weit ich Sie verstand, übertragen Sie mir auf Jahre hinaus, also bis Siegmund als erwachsen zu betrachten ist, alle moralischen Pflichten und Rechte eines Vormundes. Für Aufmerksamkeit und Zuneigung, auch für sorgfältige körperliche Pflege vermag ich zu bürgen, die Erfahrung eines Erziehers fehlt mir aber durchaus, und ich bin sogar in Zweifel, ob ich die dazu nöthigen Eigenschaften besitze. Wohl traue ich mir zu, einem jungen Geiste die Richtung zu geben; auf Charakter und Temperament einzuwirken erscheint mir jedoch überaus schwierig, fast unmöglich. Strenge zu üben, liegt nicht in meiner Natur, und was ich sonst bieten kann, ist mehr Moralisches als Belehrendes."

Genoveva neigte zustimmend den Kopf.

„Ihr Charakter, lieber Freund, bürgt für Alles, was mir als das Wichtigste erscheint. Siegmund ist am richtigen Platze neben einem rechtschaffenen Manne, welcher alle Dinge des Lebens frei von Nüchternheit, doch mit Ernst betrachtet. Was ich unter Erziehung verstehe, liegt vor Allem in der Richtung der Willenskraft. Ihn alle Bedingungen menschlicher Existenz in großer Auffassung sehen zu lehren, ist für seine Zukunft das Nothwendigste. Diese Zukunft wird vielleicht einen glänzenden Rahmen haben — sorgen wir, daß sich dafür ein im edelsten Sinne vornehmes Bild vollende!"

Fügen's nachdenkliche Miene wurde fest.

„Sie haben ein bestimmtes Ziel im Auge," sagte er mit Nachdruck, „und bestimmte Verhältnisse. Soll ich Siegmund in Ihrem Sinne leiten, muß ich auch erfahren, wohin sein Weg geht."

„Ohne Zweifel," sagte sie gelassen. „Das Recht, über unsere Verhältnisse Aufklärung zu empfangen, steht Ihnen von jetzt an zu. Ich bin bereit, Ihnen vollen Aufschluß zu geben; um des Zusammenhanges willen ist es sogar nothwendig, Sie mit Erlebnissen bekannt zu machen, die viel älter sind als Siegmund. Die Geschichte, welche Sie hören werden, könnte in manchem Sinne als eine ungewöhnliche gelten — im Grunde berichtet sie nichts, als die alte Geschichte von Macht gegen Recht."

Während sie sich schweigend zurücklehnte und mit gesenktem Blick in sich hineinzusinnen schien, betrachtete Fügen das schöne, blasse Gesicht, in dem sich keine Spur von Erregung zeigte. Um so aufgeregter war er selbst — das Wort des Räthsels, welches ihn vor Jahren so viel hatte grübeln lassen, sollte ausgesprochen werden. Um seine Unruhe zu verbergen, entgegnete er kein Wort.

„Meine Familie," begann Genoveva, „ein altes Geschlecht, verließ Frankreich nach Aufhebung des Edictes von Nantes. Meine Großeltern, deren ich mich noch entsinne, lebten in Berlin auf glänzendem Fuße, auf allzu glänzendem; denn meinem Vater fiel nach ihrem Tode ein im Verhältniß zu seinen Gewöhnungen geringes Erbe zu. Er verheirathete sich frühe mit einer Bürgerlichen, die als reich galt. Von dieser Mutter, von meiner ersten Kindheit überhaupt sind mir nur schwache Erinnerungen geblieben; denn meine Eltern wechselten so oft den Aufenthaltsort, daß wir nirgends daheim waren, und als ich kaum das achte Jahr erreicht hatte, wurde ich einem adeligen Erziehungsstift in Berlin übergeben, das ich erst mit achtzehn Jahren verließ. Mein Vater führte mich nun nach Wien, wo er sich seit dem schon vor geraumer Zeit erfolgten Tode meiner Mutter häuslich eingerichtet hatte und in der ersten Gesellschaft verkehrte. Unter dem Schutze der Gemahlin des französischen Gesandten trat auch ich in diese Kreise ein. Ein paar glänzende Jahre rauschten im Fluge vorüber; dann kam ein Abend —"

Sie erblaßte bis in die Lippen hinein. Aber nur einen Moment lang weigerten sich diese blassen Lippen, weiter zu sprechen. Mit einem Tone, der so fest war, daß ihre melodische Stimme fast hart klang, fuhr sie fort:

„Während einer Soirée in unserem eigenen Hause, die von ausgezeichneten Persönlichkeiten besucht war, beschuldigte ein diesem Kreise Zugehöriger meinen Vater, mit dem er am L'hombretische saß, mit lauter Stimme des falschen Spieles, und fast in demselben Augenblicke erklärte ein eben bei uns eingeführter Fremder gleich nachdrücklich, in Herrn von Meillerie den Croupier der Spielbank des Bades M. wieder erkannt zu haben. In derselben Nacht erschoß sich mein Vater."

„Um Gotteswillen!" rief Fügen.

„Sie erschrecken schon beim Anfang," sagte Genoveva mit einem Lächeln, das ihm wehe that. „Allerdings geht auch dies Siegmund an, sonst würde ich mir erspart haben, es zu erzählen. Hören Sie weiter! Einige Zeilen fanden sich, aus denen erhellte, daß tolle Börsenspeculationen meines Vaters die Summen, welche er durch die Spielbank erworben, rasch verschlungen hatten — ich war eine Bettlerin; man zwang mich, im Hause des französischen Gesandten Gastfreundschaft hinzunehmen, während meine Seele nach Einsamkeit dürstete, nach Selbstständigkeit rang. Man schrieb und petitionirte wider mein Wissen und Wollen bei den Pariser Verwandten — ich fand bei ihnen ein Asyl. Hochmüthige Menschen voll grausamer Höflichkeit, ohne Herzlichkeit — dort dauerte ich nicht aus. Nach etwa einem Jahre glückte es mir, als Gesellschafterin nach Italien engagirt zu werden. In Neapel begegnete ich meinem künftigen Gatten."

Sie hielt inne; ihre Hand beschattete die dunklen Augen.

„Graf Riedegg," nahm sie nach kurzer Pause wieder das Wort, „erfuhr Alles, was gegen seine Wahl sprach, durch mich selbst. Es bedurfte nicht seiner Offenheit, mich zu überzeugen, daß ich seiner Familie nicht willkommen sein konnte, er aber war Herr seiner Entschlüsse. Wir verbanden uns in der Stille und lebten in glücklicher Verborgenheit hier auf der Moosburg, aber nach Siegmund's Geburt wünschte ich um des Kindes willen freies Auftreten. Mein Gatte begab sich zu den Seinen, um mit ihnen die nöthigen Einleitungen zu treffen — dort ereilte ihn ein jäher Tod. Ich trat für das Recht meines Sohnes ein. Es ward bestritten. Im Grabe noch wurde Meinhard durch die Behauptung beschimpft, er hätte sich nicht zu uns bekannt. Die Zeugnisse unserer Trauung und Siegmund's Taufschein, welche mein Gatte mit sich genommen, wie ich aus seinem Munde wußte, wurden vom alten Grafen Riedegg verleugnet, meinem Kinde und mir selbst die Ehre genommen, das Recht verhöhnt, den uns gebührenden Namen zu führen.

„Unerhört! Und Sie duldeten —? Es giebt doch Kirchenbücher —"

„Auf die ich mich verließ,“ sagte Genoveva bitter. „Empört, wahrlich nicht verzagt, kehrte ich zurück, entschlossen unser Recht zu erstreiten. Natürlich war, sobald ich hierher zurückgekehrt, mein erster Gang nach dem Servitenkloster und dem Pater, welcher Trauung wie Taufe eingesegnet hatte. Da sagte man mir, Pater Alois sei vor etwa vierzehn Tagen an einem Schlagflusse verstorben. Nun, der Herr Prior erklärte sich sofort bereit, die Bücher des Klosters nachzuschlagen und beglaubigte Duplicate der beiden Acte ausfertigen zu lassen. Es fand sich nichts. Der geistliche Herr ließ mich selbst Einsicht in das Kirchenbuch nehmen, während er bemerkte, daß mein Anliegen ihn überhaupt befremdet habe, da Trauungen und Taufhandlungen Angelegenheiten der Pfarrgemeinden, aber nicht einer Klostergenossenschaft seien; überdies habe Pater Alois ihm keine hierauf bezügliche Meldung gemacht. Er begann ein Examen anzustellen, dem ich mich in der Bestürzung dieses Momentes ohne Rückhalt unterwarf. Als der Prior erfuhr, daß es sich um eine gemischte Ehe handle, verwandelte sich sein Ton; er äußerte mit Schärfe, daß sich der Pater, falls er eine solche wirklich eingesegnet, der höchsten Pflichtverletzung schuldig gemacht und hierüber selbstverständlich kein amtlicher Act hätte eingetragen werden können, da jede Ehe dieser Art null und nichtig sei.

Das war für mich ein Donnerschlag. Noch lebte aber ein Zeuge: der Eremit auf dem Hilariberge, zugleich Küster der Capelle, in der unsere Verbindung stattgefunden, hatte als Trauzeuge gedient und den Act der Trauung mit unterschrieben. Dieser Mann, welchen ich sofort aufsuchte, erklärte sich bereit zur Bestätigung, aber am nächsten Morgen erschien er nicht zur verabredeten Stunde und bald erfuhr ich, daß er anderen Sinnes geworden. Man hatte ihn vom Kloster aus über den Zusammenhang belehrt, und er verschwor sich hoch und theuer, daß er mit einer Ketzerin nichts zu schaffen haben wolle.

Nun blieb nur ein Weg: offene Anklage! Dieser Mensch mußte gezwungen werden, die Wahrheit zu bestätigen, der alte Graf Riedegg zur Herausgabe der schriftlichen Zeugnisse genöthigt werden, die er — noch heute will ich es beschwören — widerrechtlich unterschlagen. — Ich begab mich mit Jana und dem Kinde nach Wien, suchte dort einen berühmten Rechtsanwalt auf und legte ihm die Lage der Dinge dar. Er rieth mir, jenes Zeugen guten Willen zu erkaufen, so hoch es sei, den Tod meines Schwiegervaters abzuwarten und erst dann, auf jenes Zeugniß gestützt, meine Klage zu erheben. Er begründete mit scharfer Klarheit seine Ueberzeugung, daß gegenwärtig jedes Vorgehen meiner Sache verderblich werden müsse und daß späterer, auf das Erbrecht erhobener Anspruch mehr Aussichten und weniger Gefahren böte, als eine Beschuldigung des Lebenden, für die jeder rechtliche Beweis fehle.

So beschloß ich denn zu warten. Der Graf war bei Jahren, ein hoher Sechsziger. Er lebt noch heute. Auch der Eremit lebt und weigert sich noch heute. Was habe ich nicht aufgeboten, diesen Menschen zu gewinnen! Der Armselige fürchtet sich — daran prallt jedes Bemühen ab. Ich aber warte. Der ganze Plan meines Lebens drängt einzig nur diesem Ziele zu. Auf des Grafen Erbe hat Niemand directen Anspruch als die Tochter meines Gatten aus erster Ehe. Sie ist seit Jahren verheirathet und lebt dem Großvater fern. In der Stille ist Alles vorbereitet, Siegmund's Anspruch zu erheben, sobald sich zwei Augen schließen. Wie es auch ende, ohne Kampf, ohne äußersten Kampf soll Siegmund's heiliges Recht nicht aufgegeben werden. Daß es hierzu großer Mittel bedürfen wird, hat mir der Rechtsanwalt dargelegt. Nun, wir blieben nicht entblößt zurück; mein Gatte hielt eine namhafte Summe zur Disposition; er hatte mich mit der Moosburg, mit kostbaren Juwelen beschenkt. Die Zukunft im Auge, beschränkte ich unsere Form zu leben; Sie sahen mich arbeiten — dies geschah Jahre hindurch. Jetzt handelt es sich um Siegmund's Ausbildung, und von Beschränkung darf hierbei keine Rede sein. Ich werde Genügendes in Ihre Hände legen, lieber Freund; die gleiche Summe trifft in regelmäßigen Raten bei Ihnen ein. Ich selbst folge Aussichten, welche — einerlei! Diese äußerlichen Punkte bedürfen keiner weiteren Erörterung.“

Sie schwieg, wie erschöpft, als aber Fügen beginnen wollte zu sprechen, hielt sie ihn durch eine Geberde zurück und sagte lebhafter: „Ein Wort noch! Siegmund ist in all Das nicht eingeweiht. Es ist mein Wille, daß er in der Voraussetzung aufwächst, bürgerlichen Herkommens zu sein, sich den Weg durch das Leben selbst bahnen, Wohlstand und Ansehen sich selbst gewinnen zu müssen.“

Fügen stützte den Kopf nachdenklich auf die Hand.

„Und wenn nun in ihm ein Grundton wäre, der sich künstlerisch ausklingen wollte? Er ließ gestern Worte fallen, die solchen Hang betonten. Was dann? Haben Sie hieran gedacht, bei der Absicht, ihn dem Hause eines Künstlers zu übergeben, wo er in Musik leben und athmen wird, vom ersten Tage bis zum letzten?“

„Ich widerspreche,“ sagte Genoveva ruhig, „seinem Hange zur Musik so wenig, daß ich bei der Wahl des Hofmeisters, welcher ihn bisher unterrichtet hat, ausdrücklich auf gediegene musikalische Kenntniß desselben bedacht war. Siegmund weiß, daß ihm Freiheit für dereinstige Berufswahl gewährt wird, zugleich aber weiß er, daß ich zunächst den Erwerb allgemeiner Bildung von ihm fordere. Bis zur Vollendung seiner Studienjahre muß sich unser Loos entschieden haben; denn Graf Riedegg zählt achtzig Jahre. Lassen wir Siegmund gewähren! Sie verstehen, daß bis dahin von jedem Heraustreten in die Oeffentlichkeit abgesehen bleibt. Im Uebrigen — Musik erhebt die Gedanken — selbst in Gefahren.“

Sie ergriff Fügen's Rechte und hielt sie mit starkem Druck, während ihre unerforschlichen Augen dunkel auf ihm ruhten.

„Ich übergebe Ihnen mein Alles,“ sagte sie mit unsicherer Stimme. „Bisher waren mein Sohn und ich nie getrennt, auch nicht für einen Tag; jetzt lasse ich ihn für Jahre von mir, aber es muß sein. Oede ist der Weg ohne ihn — nie besaß ich, nie werde ich ein anderes Glück besitzen als meinen Sohn.“

Er blickte sie mit eigenthümlichem Ausdruck an.

„Jetzt, in Zukunft — nun ja!“ sagte er hastig. „In der Vergangenheit aber? Sie besaßen seines Vaters Liebe.“

Ein finsterer Blick begegnete dem seinen.

„Liebe?“ wiederholte sie herb. „Er hat Weib und Kind verleugnet.“

17.

Wenige Vorkommnisse des täglichen Lebens bringen den Betheiligten nahe bevorstehendes Scheiden so zum Bewußtsein, als die letzten gemeinschaftlichen Mahlzeiten. Wer von dannen zieht, nimmt den langgewohnten Platz bei Tische mit der stillen Betrachtung ein, wie fern er sein wird, wenn die Andern das nächste Mal zu gleicher Stunde hier beisammen sein werden: wer zurückbleibt, sieht im Geiste seinen Platz schon leer. Wider Willen schleicht sich ein Schweigen ein — Schwermuth sitzt mit zu Gaste. Unter solchem Banne lag heute die kleine Mittagsgesellschaft auf der Moosburg. Mit diesem Tage war Fügen's Zeit um. Morgen in der Frühe stand seine Abreise mit Siegmund bevor, welche der Beginn allgemeiner Zerstreuung der heute noch so traulich vereinten Tafelrunde war. Für Genoveva's Reise, als deren Ziel sie Paris bezeichnete, war schon alles vorbereitet. Lois, dessen Eltern ihm gestattet, seine diesjährigen Ferien auf der Moosburg zu verleben, kehrte im Lauf derselben Woche nach dem Seminar zurück. Nur Jana und Maxi blieben hier.

Der geheime Bann, welcher sich Allen fühlbar machte, schien Siegmund am meisten zu bedrücken; er gab sich heute unruhiger, als in seiner Art lag, und nachdem man vom Tische aufgestanden und in das Terrassenzimmer übergesiedelt war, überkam den Knaben großes Unbehagen bei dem Gedanken an alle die Stunden, welche noch bis zum späten Abend zu überdauern waren. Er stand am Fenster und blickte hinab auf das herbstlich farbige Thal. Plötzlich wandte er den Kopf:

„Mutter! weißt Du, was ich möchte?“

„Nun?“

„Ich möchte noch einmal drüben vom Hilariberg die Sonne untergehen sehen. Natürlich nur, wenn Du mitkämest. Es ist ja so schönes Wetter; alle Wege sind trocken — gewiß, der Spaziergang würde Dir gut thun. Alle gingen wohl gerne mit, nicht wahr?“

„Warum nicht?“ sagte Genoveva. „Dann laßt uns aber keine Zeit verlieren! Die Octobersonne geht frühzeitig nieder, und der Weg ist weit.“

Bald wanderte die kleine Gesellschaft hinab zum Inn, ließ sich auf das linke Ufer übersetzen und schlug dann, das schmale offene Thal verlassend, den Weg durch den Forst ein, welcher,

dicht an die Höhen gedrängt, zu denselben aufstieg und ein hochragendes Joch bis zum Gipfel bewaldete. Die Sonne stahl sich nur in einzelnen Funken durch den düstern Föhrenwald, auf dessen Moosgrunde schwere Felsblöcke verstreut umherlagen. Das ernste Dunkelgrün der Tannen, nirgends von buntgefärbtem Laube belebt, das mächtige Gestein, welches so fremd, wie nicht hierher gehörig, grauweiß erschimmerte, verlieh dieser Waldstrecke wilden Reiz. Der schmale, wenig betretene Fußpfad war mit grauem Geflechte dicht übersponnen; trotzdem hallte jeder Schritt der Spaziergänger in der tiefen Einsamkeit wieder. Nur je Zwei konnten neben einander bleiben. In stiller Uebereinstimmung hatten die Andern Frau von Riedegg und ihrem Sohne einen Vorsprung gelassen, der sie isolirte. Lois, welcher mit Maxi zunächst folgte, hielt den Schritt an, so oft das Mädchen zwischen die Bäume huschte, um die späten Waldblumen zu sammeln, die noch vereinzelt zwischen bunten Pilzen und riesigen Farrnkrautbüscheln gediehen. Der junge Mensch war schweigsam und schien ganz mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, während des Kindes funkelnder Blick verrieth, wie viel Mühe es kostete, die Aeußerungen zu unterdrücken, welche sich am liebsten alle zugleich an den Tag gedrängt hätten. Aber schon bei Maxi's auf ihn gerichtetem Blick runzelte Lois die Stirn wie vor etwas Störendem; dann warf sie trotzig die rothen Lippen auf und schwirrte wieder seitwärts zwischen die Bäume. So war und blieb Alles still im Bereiche der Strecke, welche Fügen und Jana in geringer Entfernung von Jenen durchschritten; sie sprachen mit einander in so gedämpftem Tone, daß der einzige schwache Naturlaut, das noch ferne Brausen der Ache, fast vernehmlicher klang als ihre Stimmen.

„Mir bangt für Sie, liebe Jana'" sagte Fügen; „Sie werden allzu einsam sein. Der ewig lange Winter — was wollen Sie da mit sich anfangen, wenn Sie ihn hinbringen sollen wie eine Märchenprinzessin auf dem verwünschten Schlosse?"

„Halten Sie mich zum Besten?" lachte sie. „Im Märchen werden allerdings aus Hirtinnen manchmal Prinzessinnen, um die es sehr schade wäre, blieben sie im verwünschten Schlosse. Die sind aber jung und haben nichts auf der Welt zu thun, als wunderschön zu sein und sich erlösen zu lassen. Ich dagegen bin ein altes Mädchen und habe zu thun vollauf. Sie brauchen wahrlich nicht zu sorgen, daß mir die Zeit lang würde. Zur Schloßverwalterin, Schulvorsteherin, Kirchensängerin und Armenpflegerin bestellt — und Sie fragen, was ich mit mir anfangen werde?"

Ihre klaren Augen blickten ihn so heiter an, daß all ihre sanfte Wärme auf ihn überging.

„Ja, ich weiß," sagte er innig; „wohl hab' ich's gesehen in diesen wenigen Tagen, daß die ganze kleine Welt ringsum Sie wie eine gütige Vorsehung betrachtet. Und was ich nicht selbst gesehen, das ist mir erzählt worden: wie die Betrübten zu Ihnen heraufkommen und Sie zu den Kranken hinabsteigen, und daß Ihnen bei alledem Zeit bleibt, sich mit den Fröhlichen zu freuen, mit Ihren hülfreichen Händen und liebreichem Herzen auch am Glücke eines Jeden mitzuarbeiten, der um Sie her lebt. Gut für all diese braven Leute! Aber Sie, Jana, Sie selbst? Unmöglich können Sie mich im Verdachte haben, Ihnen Complimente machen zu wollen, wenn ich es ausspreche, wie sehr Sie gewonnen haben, seit wir uns zuletzt trafen. Nicht an Güte und Vortrefflichkeit — da war nichts Besseres zu gewinnen — aber Sie müssen diese Jahre über neben Alledem, was Sie den Andern leisten, doch auch viel Zeit gefunden haben, Ihr eigenes Können und Wissen auszubilden. Ihr Gespräch, Ihr Gesang verrathen es — ja gewiß, Sie haben gelernt und geübt. Was so erworben worden, trägt auch den Anspruch in sich, genährt und befriedigt zu werden. Es ist wiederholt, es ist ausdrücklich die Rede davon gewesen, daß Frau von Riedegg Jahre hindurch abwesend sein wird. Denken Sie im Ernste daran, diese Jahre ganz allein auf der Moosburg zu verleben — mit keiner andern Aussicht auf Unterbrechung Ihrer Oede, als die für einige Herbstwochen hier verabredeten Zusammenkünfte von Mutter und Sohn? Nein, Jana, ich müßte nicht Ihr Freund sein, wenn ich mich scheuen wollte, dagegen zu sprechen! Sie sind zu jung, zu strebsam und begabt für solches Leben absoluter geistiger Einsamkeit. Das ertragen vielleicht Träumer oder Menschen, welche schweres Unglück ganz erschöpft hat — Sie müßten dabei verkümmern, und so sehr ich Frau von Riedegg verehre — das könnte ich ihr nicht verzeihen, solchen verkehrten Lebensplan zu unterstützen oder gar von Ihnen zu fordern. Längst schon brannte mir auf der Seele, hierüber mit Ihnen zu reden, und ich bin der Gelegenheit froh, die sich endlich findet. Ich habe kein Recht, mich in Ihre Verhältnisse zu mischen, wenn Sie mir aber nicht verbieten, in meinem Sinne mit Frau von Riedegg zu sprechen, so möchte ich dies heute noch thun; ich bin überzeugt, nur das momentane Uebergewicht ihrer eigenen Angelegenheiten läßt sie übersehen, daß sie ihrer treuesten, allzu selbstlosen Freundin Unrecht anzuthun im Begriffe steht."

Jana hatte ihn ausreden lassen, ohne die sanften, leuchtenden Augen von ihm zu wenden.

„Ich danke Ihnen für Ihren Eifer," sagte sie jetzt lächelnd; „er zeigt mir, daß Sie mein Freund geblieben. Aber Sie irren ganz und gar. Auf der Moosburg zurückzubleiben, an meinen Verhältnissen nichts geändert zu wissen, war und ist mein eigener Wunsch. Ich fürchte mich weder vor der Welt noch vor den Menschen, aber ich kenne keinen anderen Kreis als den der Wenigen, denen ich ganz und gar angehöre, und würde auch schwerlich in einen anderen hineinpassen. Wünschte Frau von Riedegg mich mit sich zu nehmen, so wäre mir dadurch das höchste Opfer auferlegt, welches ich mir vorstellen kann — und wohin, zu wem sollte ich sonst gehen wollen, wenn ich von hier ginge? O nein, Einsamkeit erschreckt mich nicht — ich liebe sie. Und was ich mir etwa erwerben konnte an geringem Wissen und Können, das bereichert ja nur mein Leben. Ja, es war mir lieb, als Siegmund einen Hofmeister bekam und ich so Gelegenheit fand, meine große Unwissenheit ein wenig zu vermindern. Es ist schade, daß Herr Steuber uns schon vor Ihrem Eintreffen verlassen mußte. Ich verdanke ihm viel."

„Und nun werden Sie für Jahre hinaus auf den Verkehr mit Bauern und Gesinde angewiesen," grollte Fügen.

„Sie vergessen Maxi." Ihr Blick spann gleichsam einen Faden zu der kleinen behenden Gestalt hin, welche leichten Fußes vor ihnen hin und wieder huschte. Der warme Ton, in dem sie sprach, fiel ihrem Begleiter auf.

„Ein Kind! Und dem Sie nicht einmal weiter geben sollen, was Sie sich angeeignet," sagte er. „Oder ist der Plan geändert, sie zu bescheidener Stellung zu erziehen?"

„Gewiß nicht! Sie sahen doch, daß sie uns Allen dient, und in irgend einem Sinne soll das stets geschehen. Nur, daß sie es nicht nöthig haben wird, Fremden anders als freiwillig zu dienen, und —" sie hob das helle, lächelnde Gesicht zu ihm auf. „Ich habe ‚Hermann und Dorothea' gelesen! In diesem herrlichen Gedicht kommt eine Stelle vor, die ich nicht wieder vergessen werde. Sie wissen doch: ‚Dienen lerne das Weib!'. So will ich es unserer Maxi lehren, wenn ich das vermag. Und hat sie es so begriffen, was könnte es ihr dann schaden, wenn ich an sie weiter gebe, was ich selbst gelernt habe? Bedenken Sie auch, daß ich hier in der Nähe meiner eigenen Familie bleibe. Der Mutter würde es schwer fallen, zöge ich fort. Sie hängt auch an der Maxi, obgleich sie das nicht Wort haben will und immer auf sie schilt. Das Kind thut's doch Jedem an."

„Hm," sagte Fügen nach kurzer Pause; „Sie mögen Recht haben. Die Kleine hält bei Ihnen noch das alte warme Herzplätzchen inne, wie ich sehe. Sagen Sie mir doch, von welchem Schlage sie eigentlich ist? Recht dahinter gekommen bin ich noch nicht, obgleich ich auf sie Acht gab. Das Gesicht thut es Einem an; da werden Sie mit der Zeit zu hüten bekommen. Sie hat ja ein paar Augen, um damit die Welt in Brand zu stecken. Und wissen Sie, mir scheint, daß sie dem Kobold, der früher in ihr hauste, heute noch Herberge giebt, so sachte sie sich auch geberdet. Sie allein sind es, welche das Sprühteufelchen am Bande halten."

Jana erröthete; noch immer war ihr der mädchenhafte Reiz dieses leicht erregten Aufsteigens des Blutes geblieben.

„Vielleicht," sagte sie; „mehr als ich vermag aber der alte Spielcamerad über Maxi. Es ist nicht Ihre Gegenwart, welche jetzt den sonstigen Muthwillen dämpft — sie nimmt sich immer zusammen, wenn Lois in der Nähe ist. Ja, Maxi's Naturell ist stürmisch; wetterwendisch ist sie aber nicht. Nur wo sie sich freiwillig unterwirft, ist ihr etwas abzugewinnen, dann aber auch Alles, denn sie kann nichts halb thun oder sein."

„Und Siegmund? Wie stellt er sich zu Maxi?" warf Fügen ein.

Jana schüttelte den Kopf.

„Die Beiden haben nichts gemeinsam, als ihr Alter. Ihr ungestümes Temperament stört ihn; die Wege dieser Kinder gehen



Die Erdpyramiden des Finsterbachthales in Tirol.
Originalzeichnung von H. Heubner.

weit aus einander.“ Sie schwieg und blickte sinnend vor sich nieder; dann sagte sie in warmem Tone: „Beide sind mir an's Herz gewachsen. Und daß Sie jetzt den Einen zu sich nehmen, während mir die Andere bleibt, ist so viel lieb.“

Die Innigkeit der letzten Worte rief Fügen ganz und gar alte Zeiten zurück. Er sah liebreich auf Jana nieder, und während sie leichten Fußes neben ihm herschritt, regten sich halb vergessene Wünsche und Gedanken in seinem Innern — nicht laut genug, um zu Worte zu kommen, aber bewußt genug, um die Anziehungskraft, welche das liebe Mädchen stets auf ihn geübt, in sanfter Macht wirken zu lassen. Beide empfanden kein Bedürfniß weiterzusprechen, nachdem Wort und Blick so wohlthuend getauscht worden; still wandelten sie neben einander her, Fügen im Vollgefühl eines innerlichen Ausruhens nach Tagen, die ihm ewig wechselnde Stimmungen aufgedrängt.

Inzwischen hatten Mutter und Sohn einen ziemlichen Vorsprung gewonnen und waren im Begriffe die Höhe zu ersteigen, welche zum Aussichtspunkte führte. Vom höchsten schmalen Plateau ragte die Thurmspitze des Kirchleins über dunklen Föhren auf.

Genoveva, etwas ermüdet vom weiten Gange, ließ sich auf einen Block zum Sitzen nieder und blickte hinab zum nahen heiteren Thalgrunde, der mit vereinzelten Häusern und Höfen übersäet war. Die rothen Eckthürmchen eines schönen Edelsitzes inmitten dieser zerstreuten Gehöfte verliehen dem Bilde besondere Frische; am Saume des Waldgebietes drängte sich die lichtgrüne Ache mit Schäumen und Brausen durch ein enges Felsenbett dem Inn entgegen, und gleich einem Wall ragten westwärts die Wilden Kaiser in golddurchflimmertem Blau. Die Sonne stand bereits so niedrig, daß jeder Grashalm glitzerte und gleißte; ein Funkeln ging über die in Farben erglühende Welt.

„Die Sonne ist Dir hold,“ sagte Genoveva, indem sie den Kopf nach Siegmund wendete, der ihr zur Seite stand. Sein Blick war aber nicht auf das in Gold und Purpur niedergehende Tagesgestirn gerichtet; er stand abgekehrt, der vom Inn durchflossenen Thalseite zugewendet; dort dämmerten die unter tiefblauen Schatten schon beinahe verschwindenden Umrisse der Moosburg. Als der Mutter Auge ihn traf, füllte sich das seine mit blitzenden Tropfen. Er warf sich plötzlich vor ihr auf die Kniee, umschlang sie mit beiden Armen und rief in leidenschaftlicher Inbrunst:

„Meine herrliche Mutter!“

Beider Blicke tauchten in einander mit einem Ausdruck heißer, tiefer Zärtlichkeit, für die es keine Sprache in Worten giebt.

Erst als nahende Stimmen und Tritte zwischen den Tannen vernehmlich wurden, ließ er die Mutter aus seinen Armen.

„Wir sehen uns wieder!“ sagte Genoveva in einem Tone, welcher den Knaben durchschauerte. „Bis dahin laß' uns an Einem fest halten: Mein Leben gehört Deinem Glück, das Deinige — der Ehre!“

„Der Ehre!“ wiederholte er stark, indem seine schlanke Gestalt sich hoch aufrichtete. „Ich gelobe Dir, Mutter, daß Du auf mich stolz werden sollst.“

Er stand von Licht umflossen. Alle Höhen ringsum entzündeten sich im Purpur der glorreich niedergegangenen Sonne. Schweigend hatten sich die Uebrigen den Beiden zugesellt, und auch nachher, als die vereinte Gruppe die kleine Wegstrecke nach dem höchsten Plateau gemeinsam zurücklegte, wurden nur wenige Worte laut.

Als Genoveva, der Fügen nun zur Seite ging, um die Capelle bog, um den hier jäh abfallenden Berghang zu erreichen, bezeichnete sie ihrem Begleiter durch einen Wink der Augen einen Mann, welcher mit Hacke und Spaten in dem zu einer Art von Garten abgesteckten Viereck arbeitete, welches spärlich mit Feldfrüchten angebaut war. Der schon ziemlich bejahrte, aber noch rüstige Mensch trug eine braune Kutte aus grobem Loden und richtete den barhäuptigen kahlen Scheitel auf, als er nahende Schritte vernahm. Sobald er Genoveva ansichtig wurde, warf er sein Arbeitsgeräth aus den Händen und lief mit weiten Schritten in das der Capelle angebaute kleine Küsterhaus.

Genoveva hob den stolzen Kopf und sah Fügen an.

„Nun,“ sagte sie mit bitterem Lächeln, „mein Anblick versteinert wenigstens nicht, gleich dem der Medusa.“

(Fortsetzung folgt.)

Schule und Haus.

Von Waldemar Sonntag.

Die Erziehung der heutigen Jugend hat eine gewisse Aehnlichkeit mit der Pädagogik des Alterthums, insofern sie die engen Grenzen einer häuslichen Angelegenheit überschritten hat und zu einem Gegenstande der öffentlichen Aufmerksamkeit und Fürsorge geworden ist. Demgemäß wird unter den Erziehungsfactoren derjenige am meisten genannt und am eifrigsten der Beurtheilung unterzogen, dessen Bedeutung am weitesten in die öffentlichen Dinge hineinragt: die Schule.

Beinahe in allen Volksvertretungen der deutschen Staaten macht sich der Kampf um die Selbstständigkeit der Schule geltend. Auf der einen Seite wiederholt die Kirche ihre grundsätzlich niemals aufgegebene Forderung, der Schule Plan und Richtung auch in solchen Lehrgegenständen vorzuschreiben, die nicht unmittelbar mit dem Religionsunterrichte zusammenhängen; auf der andern Seite bemühen sich freisinnige Männer, denen der Clerus ein wenig geeigneter Führer zu edler Bildung zu sein scheint, die Unterrichtsstätten dem Schatten der Kirche zu entziehen.

Dem aufmerksamen Beobachter will es aber scheinen, als ob über die Frage: wie haben sich Schule und Kirche aus einander zu setzen? die Bedeutung einer anderen Erziehungsfrage allzu gering geschätzt werde, der Frage: wie haben Schule und Haus sich in ihrer gemeinsamen Erziehungsarbeit zu ergänzen? Es thut Noth, daß neben der Schule auch das Haus seine unerschrockenen Fürsprecher und besonnenen Hüter finde. Darum seien im Bewußtsein redlicher Absicht einige Bemerkungen über das normale Verhältniß der Schule zum Hause, des Hauses zur Schule hier gewagt — Bemerkungen, die keinen andern Anspruch machen als den, flüchtige und wohlmeinende Andeutungen zu sein.

Daß die öffentliche Schule zu einer gedeihlichen Entwickelung der Geistesgaben, wie zur wirksamen Ausbildung des Charakters so gut wie unentbehrlich sei, wird heute allgemein zugestanden, und nur mit verschwindenden Ausnahmen der öffentliche Unterricht dem privaten vorgezogen. Hat doch die Erkenntniß, daß der öffentliche Schulunterricht die unvergleichlich zweckmäßigste Grundlage tüchtiger Mannesbildung sei, sich sogar in solchen Kreisen Bahn gebrochen, welche dieser Einsicht bisher zu widerstreben schienen. In ganz Deutschland ist es mit Genugthuung bemerkt worden, daß der Kronprinz von Preußen seine beiden ältesten Söhne dem Gymnasium in Kassel zum regulären Unterricht anvertraut hat.

Also in die Schule müssen nun einmal unsere Kinder. Der Tag, an welchem wir sie zum ersten Mal in das große Haus mit der weiten Thür führen, pflegt als ein festlicher vom Hause begangen zu werden. Es schmeichelt unserer Eitelkeit mit Recht, den Beziehungen unseres Lebens diejenige zur Schule hinzufügen zu dürfen, und die Kleinen kommen sich wichtig genug vor, wenn sie mit dem nagelneuen Ranzen und der neugierig beschauten Fibel, die ihnen noch ein Buch mit mehr als sieben Siegeln ist, freudig die große Reise in die Schule antreten. Allein schon der zweite Tag belehrt sie, daß die Sache nicht so lustig weiter geht, wie sie anfing, sondern daß des Stillsitzens und Aufmerkens kein Ende mehr ist. Wie groß muß das Vertrauen sein, das der Staat von den Eltern für die Schule in Anspruch nimmt, indem er fordert, daß sie ihre Lieblinge Tag für Tag stundenlang der Obhut derselben in einem Alter übergeben, in welchem die Unmündigen noch der gewissenhaftesten leiblichen Pflege und sittlichen Führung bedürfen! Neben das Wort des Vaters tritt nun als ebenbürtig das Geheiß des Lehrers, und die Hand der Mutter wird durch die der Lehrerin abgelöst. In dieser ersten Zeit des Schulbesuchs kommt es vor allen Dingen darauf an, daß die Schüler zu den Personen der Lehrer ein annähernd ähnliches Verhältniß des Vertrauens und der Hingebung gewinnen, wie es den Kindern ihren Eltern gegenüber angeboren ist, und daß sie in den ohnehin meist schmuckarmen und

poesielosen Schulstuben nicht alles dasjenige vermissen, was man ihnen in den Räumen des Elternhauses sorgsam zu Theil werden ließ.

Andererseits hat die Schule das Recht, zu verlangen, daß ihre Einrichtungen und Anordnungen seitens der Eltern, welche derselben ihre Kinder übergeben haben, genau und unweigerlich respectirt werden. Sie kann sich nicht gefallen lassen, daß die Tochter zu spät zum Frühunterrichte erscheint, weil die Frau Mama nicht zur rechten Zeit aufgestanden ist; sie darf nicht dulden, daß der Sohn die Nachmittagslectionen versäumt, weil der Herr Papa einen guten Freund zu Tisch bei sich sah. Verständige Eltern werden derartige Unzulänglichkeiten thunlichst vermeiden und für möglichsten Einklang des Lebens im Hause mit dem in der Schule kräftig eintreten. Sie werden namentlich Werth darauf legen, mit den Lehrern ihrer Kinder persönlich bekannt zu werden.

Zwar sind derartige Annäherungen eine Sache des Tactes und der Rücksichten der gesellschaftlichen Sitte. Nichts ist den gewöhnlich in ihrer Zeit sehr beschränkten Lehrern unerwünschter, als die unablässig wiederholten Besuche zudringlicher Väter und sentimentaler Mütter, die in jeder Schulstrafe, die ihren Sprößlingen zudictirt worden ist, ein ganz besonderes Unrecht wittern und sich mit Bitten und Thränen bemühen, die gestrengen Herren zur Zurücknahme verfügter Maßregeln oder zur Nachversetzung zurückgebliebener Söhne und Töchter zu bewegen. Nichts ist für gerechte Männer widerwärtiger, als fortwährend mit Kleinigkeiten behelligt, mit unbegründeten Klagen überlaufen, mit Zumuthungen, deren Gewährung gegen Pflicht und Gesetz ist, beunruhigt zu werden. Allein andererseits kann den Lehrern nichts willkommener sein, als von Zeit zu Zeit, insbesondere aus Anlaß wichtiger Fälle, Fühlung mit den Eltern derjenigen Kinder zu gewinnen, die täglich zu ihren Füßen sitzen. Einerseits genügt oft eine Andeutung des Vaters, dem Lehrer Aufschluß über eine Charakter-Eigenthümlichkeit des Sohnes zu geben, deren richtige Beurtheilung demselben bisher entgangen war. Nicht selten reicht andererseits ein Wink des erfahrenen Lehrers aus, den Eltern Auskunft über die besonderen Fähigkeiten ihrer Kinder und Rath über die darauf zu bauenden Lebenspläne zu ertheilen.

Unbedingt ist zu erwarten, daß verständige Eltern auf regelmäßigen Schulbesuch der Kinder und möglichst uneingeschränkte Theilnahme an allen von der Schule dargebotenen Unterrichtsgegenständen halten. In beiden Beziehungen wird namentlich in solchen Häusern gesündigt, wo die Töchter es verstehen, das leicht bewegte Herz der Mutter zu übertriebener Nachsicht und Aengstlichkeit zu rühren. Bald ist es zu warm, bald ist es zu kalt; heute sind Kopfschmerzen da und morgen Zahnschmerzen im Anzuge; einmal wurde ein bedenklicher Husten gehört; ein andermal sollte die Schwester einer Mitschülerin an den Masern erkrankt sein. Die Begünstigung einer derartigen Verweichlichung des jugendlichen Körpers rächt sich oft für das ganze Leben. Außerdem aber behaupten mißtrauische Mitschülerinnen, und nicht jedesmal mit Unrecht, daß die Zahnschmerzen ihrer kleinen Freundin sich mit einer gewissen Regelmäßigkeit einstellen, so oft Repetitionen in der Geschichte bevorstehen, und daß die nervösen Kopfschmerzen, wegen welcher die Mama schon den Arzt bemüht hat, fast immer mit der Ablieferung eines französischen Exercitiums zusammenfallen. Man glaubt gar nicht, bis man es bei den eigenen Kindern erlebt hat, wie erfinderisch die Jugend in Schulnöthen ist und wie muthig selbst niedliche kleine Mädchen der Wahrhaftigkeit ein Schnippchen schlagen, zum Entsetzen der Mutter, die noch vor Kurzem in Gesellschaft mit erhobener Stimme versichert hatte, daß „ihre Helene niemals die Unwahrheit sage“. Mit der Befürwortung der Dispensation von einzelnen Schulstunden sollte man ebenfalls zurückhaltend sein. Allerdings kann der Fall eintreten, daß Kinder in gewissen Lectionen, z. B. im Singen, durchaus leistungsunfähig sind, oder daß die Rücksicht auf den Gesundheitszustand wünschenswerth macht, schwächliche und in schnellem Wachsthum begriffene Mädchen von sitzenden Beschäftigungen, wie Handarbeiten und Zeichnen zu befreien. Allein der Gewinn solcher Erleichterungen, die ebenso häufig von der Bequemlichkeit wie von der Nothwendigkeit gefordert werden, pflegt ein problematischer zu sein. Nur selten gestattet der Lectionsplan, daß die dispensirten Schüler die freien Stunden zur Muße und Erholung ausnutzen. Entweder sie müssen stumme Zuhörer der singenden Classe sein, oder sie gehen nach Hause, um nach kaum einer Stunde wieder zur Stelle zu sein. Wer hätte noch nicht beobachtet, daß muntere Quartaner, deren belegte Stimme sie angeblich am Mitsingen verhinderte, auf dem Schulwege durch kniehohen Schnee wateten, und daß zarte Schülerinnen, deren „Augenschwäche“ ihnen Nähen und Häkeln verbot, in später Abendstunde über heimliche Perlenstickereien gebückt saßen? Hier sollte der Rath gefälliger Hausärzte den Wünschen schwacher Mütter nicht allzu weit entgegen kommen.

Doch fordern wir Strenge in der Behandlung der Kinder der Schule gegenüber, so heischen wir auch von der Schule peinliche Pflichterfüllung und zarte Rücksichtnahme den Kindern gegenüber. Niemand wird im Ernste behaupten wollen, daß alle Einrichtungen unserer Schulen das körperliche Gedeihen der ihnen anvertrauten Kinder in jeder Weise begünstigen oder auch nur ermöglichen. Die Classenzimmer sind vielfach zu eng und zu niedrig, als daß eine große Schaar von Schülern einen zuträglichen Aufenthalt darin fände. Die Ventilationsvorrichtungen sind an vielen Stellen so mangelhaft, daß die Luft nach wenigen Unterrichtsstunden total verdorben ist. Die Heizung ist hier und da so unzweckmäßig, daß die Lungen der Kinder dadurch Schaden leiden müssen, und mit der Einführung von technischen Neuerungen hat man es selbst in großen Städten kaum über das Stadium des Experimentirens hinausgebracht. Die Beleuchtung läßt zuweilen zu wünschen übrig; die Bänke und Tische entsprechen nicht überall ihrem Zwecke. Solche unleugbar vorhandenen Uebelstände sollten überall mit unerbittlicher Energie beseitigt werden; denn ihre Abhülfe gehört in der That zu den wichtigsten Aufgaben der öffentlichen Wohlfahrtspflege.

Eine brennende Schulfrage ist die der Ueberbürdung der Schüler und Schülerinnen mit häuslichen Arbeiten;* sie beschäftigt nicht erst seit heute oder gestern die Welt. Seit Jahrzehnten wird sie im Familienkreise und am Biertische, in Volksversammlungen und in der Presse, in Directorenconferenzen und Parlamenten immer und immer wieder aufgeworfen, um von den Einen eifrig bejaht, von den Anderen heftig verneint zu werden. Der diese Zeilen schreibt, stellt sich unbedingt und rückhaltlos auf die Seite Derjenigen, welche die Frage: ob Ueberbürdung oder nicht? bejahen. Er beruft sich dabei nicht nur auf Wahrnehmungen an seinen eigenen Kindern, sondern auch auf die Erfahrungen, die er als Gymnasiallehrer und Lehrer an einer höheren Töchterschule eine Reihe von Jahren hindurch gesammelt hat.

Die Anforderungen der Lehrpläne, vorzüglich der höheren Schulen, zu denen wir auch die sogenannten Töchterschulen rechnen, obgleich uns nicht unbekannt ist, daß dieselben wenigstens im Sinne der preußischen Verwaltung keine „höheren“ Schulen sind, wurden in den letzten Jahrzehnten so rapid gesteigert, daß die Schulen dieselben nur durch eine theilweise Abwälzung auf die dem Hause gehörigen Stunden bewältigen zu können glauben. Zwar fehlt es weder an gesetzlichen Untersagungen der Behörden noch an Warnungen der Directoren, vor einer Ueberschreitung des zulässigen Maßes. Allein über dieses Maß gehen eben die Meinungen weit aus einander.

Ein zehnjähriges Mädchen hat sechs Stunden in der Schule gesessen und ist in Folge dessen abgespannt. Die Puppe winkt; der Garten lockt; die Mutter ruft zum Spaziergang — das Kind muß arbeiten. Da ist ein Aufsatz oder eine Abschrift anzufertigen, eine Uebersetzung zu machen; da sind Liederverse zu lernen, Vocabeln einzuschreiben, Exempel zu rechnen. Die schönsten Tagesstunden gehen hin, ohne daß das Kind eine tüchtige Bewegung im Freien, ein zerstreuendes Spiel im Hause vornehmen könnte.

In den mittleren und oberen Classen der Gymnasien sind die Ansprüche noch ungleich höher geschraubt: Halbwüchsige Jungen plagen sich bei der Studirlampe bis in die Nacht hinein mit lateinischen und griechischen Autoren herum. Es steht fest, daß das Familienleben durch die Uebermasse der Schularbeiten durchlöchert, getrübt, in gewisser Beziehung geradezu aufgehoben wird. Selbst die berühmten und hochgelobten freien Nachmittage am Mittwoch und Sonnabend werden durch Extra-Arbeiten beschnitten. Und wo bleiben die Musikstunden, zu denen der Geschmack der Gegenwart alle Mädchen und viele Knaben der gebildeten Stände verpflichtet? Es thäte Noth, daß man die schulfreien Sonntage dazu zu Hülfe nähme.

* Wir gedenken der wiederholt von uns zur Sprache gebrachten Frage der Ueberbürdung der Schüler demnächst in einer ausführlichen Darlegung aus fachmännischer Feder abermals näher zu treten. Man vergleiche übrigens unseren Artikel „Schule und Nervosität“ in Nr. 1 dieses Jahrgangs! D. Red.

Wie ist diesem Uebelstande abzuhelfen?

Immerhin wird eine genaue Controlle der aufgegebenen Arbeiten seitens der Directoren, sowie eine Verständigung der Classenlehrer unter einander über die häuslichen Arbeiten der Schule ersprießliche Dienste leisten. Wirksamer aber versprechen zwei andere Mittel zu werden, deren Anwendung nicht dringend genug empfohlen werden kann: Zunächst mögen die leitenden Stellen darauf bedacht sein, anstatt den Lehrplan von Jahr zu Jahr mehr zu belasten, denselben von allen Gegenständen, die nicht unbedingt zur Schulbildung gehören, frei zu machen. Auf unseren Gymnasien wird durchschnittlich viel zu viel Philologie getrieben; die Feinheiten der griechischen Grammatik z. B. gehören schlechterdings nicht in die Schule, auch nicht nach Prima. Philosophische Propädeutik und Logik mit Gymnasiasten zu treiben, will uns als purer Humbug erscheinen, und das massenhafte Einpauken von Jahreszahlen und Namen in den Geschichtsstunden ist fruchtlose Danaidenarbeit.

Sodann möge man dafür sorgen, daß die Schulstunden selbst eifriger und nutzbringender ausgebeutet werden! Fern sei es von uns, die Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue unseres Lehrerstandes auch nur mit einem Worte in Zweifel ziehen zu wollen. Allein die jetzt übliche Methode nöthigt ja die Lehrer geradezu, einen großen Theil fast jeder Stunde mit dem Durchsehen, Abfragen und Controlliren der häuslichen Arbeiten hinzubringen, während doch die Hauptarbeit in den Stunden, nicht aber zu Hause gemacht werden sollte. Jeder wackere Lehrer weiß, daß er eine lateinische Declination in einer einzigen Stunde mündlich sicherer einübt, als wenn er seinen Schülern zehn Beispiele zur häuslichen schriftlichen Ausarbeitung aufgiebt, die ohnehin meist gedankenlos und liederlich ausfällt. Zwanzig Homer-Verse, in der Stunde unter Anleitung des Lehrers geschmackvoll übersetzt, führen die Jünglinge in das Verständniß der griechischen Dichtung leichter und besser ein, als die bei vielfältiger Wälzung des Lexicons vorgenommene sogenannte Präparation eines halben Gesanges der Odyssee.

Wir behaupten mit gutem Bedacht, daß bei einer anderweitigen sehr wohl durchführbaren Vertheilung des Lehrstoffes zwischen Schule und Haus reichlich die Hälfte der Aufgaben, die durchschnittlich dem Hause aufgebürdet werden, den Kindern erlassen werden könnte, ohne daß die Leistungen irgend einer Schule darunter leiden würden.

Willkommene Unterbrechungen des täglichen Unterrichtes bilden die Ferien. Ferien — süßer Laut für jedes Knaben- und Mädchenherz, erlösendes Wort nach langer Plage und Haft! Welch eine Welt der Freiheit und Ungebundenheit thut sich in den Ferien für unsere Kinder auf! Auf alle Berge klettern die frei gewordenen Kleinen; in alle Höhlen kriechen sie; durch alle Büsche streifen sie.

Aber selbst in die herrlichen Ferien hinein verfolgt Schüler und Schülerinnen das Gespenst der Arbeit. Es mag zugegeben werden, daß unter gewissen Umständen Ferienaufgaben nothwendig und nützlich seien. Eine Repetition für Zurückgebliebene, eine Uebersetzung für einen Regentag mögen Eltern und Kindern zugute kommen. Aber Ferienarbeiten um jeden Preis, für Ostern so gut wie für Weihnachten und die Hundstage, scheinen zu den größten Verkehrtheiten zu gehören. Die Ferien sind nicht zur Arbeit, sondern zur Erholung und Zerstreuung bestimmt, und wenn die Kinder vom frühen Morgen bis zum späten Abend in der freien Natur sich bewegen, ohne auch nur an Grammatik und Katechismus zu denken, so haben sie dazu ihr gutes Recht. Verständige Lehrer verzichten schon deshalb auf alle Ferienarbeiten, weil sie wissen, daß dieselben von der Sonne der Freiheit zu grell beleuchtet, vom Sturmwinde der Ungebundenheit zu unbarmherzig zerzaust werden, als daß das Auge seine Freude daran haben könnte.

Eine andere Frage ist die nach der passendsten Zeit für die Ferien, in erster Linie für die in die Sommermonate fallenden. Es dürfte nicht leicht sein, in dieser Beziehung alle Wünsche unter einen Hut zu bringen; denn während diejenigen Eltern, die es auf einen mehrwöchentlichen Familienaufenthalt in einem Bade-Orte oder einer Sommerfrische abgesehen haben, der bequemeren und wohlfeileren Miethen wegen den Juli vom ersten bis zum dreißigsten vorziehen würden, dürften Andere, denen diese Rücksicht fern liegt, die Ferien von Mitte Juli bis Mitte August wünschen, noch Andere die in der Rheinprovinz üblichen sechswöchentlichen von Mitte August bis Ende September mit Freuden begrüßen. Ob eine allgemeine, für das ganze Land oder wenigstens eine ganze Provinz gültige Ferienordnung durchführbar wäre, ist nur nach sorgfältiger Prüfung mannigfacher, zum Theil einander widersprechender Interessen zu entscheiden. Die Rücksicht aber sollte überall auf häusliche Verhältnisse genommen werden, daß wenigstens in einer und derselben Stadt alle Schulen gleichen Ranges dieselbe Ferienzeit inne hielten. Zu welchen Unzuträglichkeiten muß es führen, wenn die Söhne und Töchter eines und desselben Hauses zu verschiedenen Terminen ihre Sommerferien beginnen, weil vielleicht Gymnasium, Realschule und höhere Töchterschule unter verschiedener Verwaltung stehen oder die Dirigenten dieser Anstalten nicht den guten Willen haben, sich unter einander zu verständigen! Eine fatale Zersprengung des Familienzusammenhanges ist die unausbleibliche Folge eines derartigen Particularismus.

Nicht minder lästig ist die an etlichen Orten außerordentlich weit aus einander gehende Zeitfolge der Lectionen. Uns sind Städte bekannt, wo das Gymnasium seine Unterrichtsstunden selbst im Sommersemester um 8 Uhr beginnen und ununterbrochen bis 1 Uhr fortdauern läßt, während Realschule und Töchterschule von 7 bis 11 und von 2 bis 4 Uhr unterrichten. Nicht wenige Eltern haben gleichzeitig einen Sohn auf dem Gymnasium, einen andern auf der Realschule oder eine Tochter auf der Töchterschule. Der Gymnasiast kommt nicht vor $1\frac{1}{4}$ Uhr zu Tisch nach Hause; Bruder und Schwester müssen bereits $1\frac{3}{4}$ Uhr wieder zur Schule gehen — wie in aller Welt soll da die Hausfrau eine geordnete und ungestörte Mittagsmahlzeit herrichten? Die Augen der Behörden sehen doch sonst Manches — warum nicht solche offenbare Willkürlichkeiten?

Der Reform bedürftig ist heute an vielen Schulen auch der Turnunterricht. Glücklicher Weise sind die gymnastischen Uebungen, die einst bei wackeren Männern — unglaublich zu hören! — staatsgefährlich erschienen, in ihrer heilsamen Nothwendigkeit für die Jugend längst anerkannt. Aber was wollen zwei wöchentliche Turnstunden bedeuten gegenüber den dreißig und mehr Lectionen, die auf geistige Uebungen verwendet werden? Jeden Tag eine den Leibesübungen gewidmete Stunde dürfte kaum eine übertriebene Forderung genannt werden. Nur lege man sie nicht in die schulfreie Nachmittagszeit, sondern gliedere sie dem anderen Unterrichte als gleichberechtigt ein! — „Das ist nicht möglich," rufen viele Lehrer, „woher sollte die Zeit kommen? Welchen Fächern sollten die Stunden abgenommen werden?" — Es ist doch möglich, und wenn es heute befohlen wird, sehen wir es morgen ausgeführt, und übermorgen leuchtet Manchem ein, wie gut es geht. Ein Quintaner lernt in acht wöchentlichen lateinischen Stunden gerade so viel wie in zehn, und die beiden gewonnenen Stunden sind seinen Muskeln und Lungen zugute gekommen.

Eines der stärksten Bindemittel zwischen Schule und Haus bilden die schriftlichen Censuren. Das ist ein Freudentag für Klein und Groß, wenn die Unterschrift der Classenlehrer bezeugt, daß des Schülers Betragen gut, seine Aufmerksamkeit lobenswerth, sein Fleiß vorzüglich befunden worden sind. Dagegen Wehklagen und ärgerliche Scenen pflegen nicht auszubleiben, wenn das verhängnißvolle Blatt in ganzen Colonnen das entsetzliche „ungenügend" bei alten und neuen Sprachen, Wissenschaften und Künsten wiederholt und die gefürchtete „besondere Bemerkung" versichert, daß Max viel tüchtigere Leistungen aufzuweisen gehabt haben würde, wenn er nicht durch sträflichen Leichtsinn und unüberwindliche Trägheit sich und seine Lehrer um die Früchte seiner erfreulichen Anlagen betrogen hätte. In Bezug auf die Abfassung der Schulzeugnisse dürfte ein Wunsch am Platze sein, den sicherlich schon manche Eltern bei der Durchsicht dieser bedeutungsvollen Urkunden gehegt haben. Häufig werden die Prädicate ausschließlich durch Zifferbezeichnungen ertheilt: Religion zwei, Deutscher Aufsatz drei, Schreiben eins &c. Diese rein formale Censirung mag für die Kenntnisse und Fertigkeiten genügen, umsomehr, als das Zeugniß in der Regel ein erläuterndes Schema der Ziffern und ihres Werthes enthält. Minder angemessen erscheint diese Numerirung da, wo es sich um das Betragen der Kinder handelt. Betragen: drei — was heißt das im Grunde genommen? Hier wäre sehr zu wünschen, daß die Schule sich zu einer kurzen Aeußerung über die charakteristischen Eigenschaften ihrer Schüler: z. B. „vorlaut und empfindlich", „bescheiden, aber nicht lebhaft genug", herbeiließe. Einige Anstalten sind in diesem Punkte mit einem nachahmungswerthen Beispiele vorangegangen.

Wer über das Wechselverhältniß, in welchem Schule und Haus stehen oder stehen sollten, seine Meinung ausspricht, der kommt

Der Trompeter vom Invalidenhause.

Ballade von **Fedor von Köppen** zu der Originalzeichnung von H. Lüders.



Der Trompeter am Invalidenhaus
Tritt vor mit dem Glockenschlage;
Einst blies er zum Sturme beim Schlachtengebraus,
Heut klingt's zur Retraite wie Klage. —

So Mancher, der mit ihm einst Ehren gewann,
Ist lange vor ihm geschieden
Zur großen Armee — nun kommen daran
Die letzten der Invaliden.

„Da bin ich auch in ihrer Zahl
Zur Reserve aufgehoben;
Bald blas' ich Retraite zum letzten Mal,
Muß selbst mich stellen dort oben.

Und seh' ich — o Freude! — Euch wieder da,
Ihr alten, liebwerthen Helden,
Dann will ich Euch, was hienieden geschah,
Getreu und redlich vermelden.

Denn Vieles hat sich verändert hier
Im Laufe von sechszig Jahren;
Die Alten werden sich wundern schier,
Wenn sie durch mich es erfahren.

Das Kreuz von Eisen, so hochgeschätzt,
Es ging nicht mit uns zu Grabe;
Es tragen's blutjunge Burschen jetzt —
Sie achten's als theuerste Habe.

Es reden von unsrer Victoria
Bei Leipzig nicht viel mehr die Jungen —
Sie reden von Sedan und Saint Privat
Und wie sie Paris bezwungen.

Und Eines noch — Cameraden, kommt her! —
Dies wird Euch noch besser gefallen —
Gebt Achtung, präsentirt das Gewehr!
Jetzt kommt das Beste von allen:

Prinz Wilhelm, der Cam'rad von Bar sur Aube,
Hat den Kaiserthron jetzt bestiegen,
Und unsere Jungen — ja wahrlich, Gott Lob!
Sie können noch kämpfen und siegen."

Der Trompeter stützt' auf die Krücke sich,
Ließ seine Trompete hangen;
Er lauschte, wie ferne so feierlich
Der Retraite Töne verklangen. — —

Drei Tage darauf an demselben Ort
Antreten die Alten wieder.
Es rief sie kein Horn, kein Commandowort —
Still ordnen sich Reihen und Glieder.

Man trägt einen Sarg zur Pforte hinaus
Bei gedämpftem Trommelschlagen:
Der Trompeter vom Invalidenhaus
Wird nach dem Friedhof getragen.

---

leicht in die Versuchung eines Kindes, dem der Wunschzettel zur Weihnachtsbescheerung unter den Händen länger und immer länger geräth. Die Leser und vielleicht noch mehr die Leserinnen würden kaum in Verlegenheit kommen, wenn die Aufforderung an sie gerichtet würde, die obigen Bemerkungen auf Grund ihrer eigenen Beobachtungen und Erfahrungen zu ergänzen und zu vervollständigen. Allein das Gegebene möge genügen, um hauptsächlich einen Gedanken in möglichst helle Beleuchtung zu setzen, der zu guter Letzt mit um so größerer Unbefangenheit ausgesprochen werden möge, als er Vielen, die amtlich oder privatim mit Schulen zu thun haben, nicht fremd und unsympathisch sein wird.

Durch unsere Zeit geht das Bestreben, für die Bildung der Jugend nicht weniger als Alles von der Schule zu erwarten. Diese in allen Tonarten wiederholte Verherrlichung der allein selig machenden Schule hat eine frappante Aehnlichkeit mit dem auf politischem Gebiete gegenwärtig stärker als je hervortretenden Bemühen, alles Heil des Volkes ausschließlich vom Staate zu begehren. Der Staat soll nicht nur die Sicherheit des Lebens und Eigenthums verbürgen, nicht nur die Unabhängigkeit des Vaterlandes schützen und den öffentlichen Verkehr vermitteln, sondern er soll womöglich auch das Versicherungswesen in die Hand nehmen, die wirthschaftlichen Angelegenheiten vom grünen Tische aus regeln und jedem Bürger die Richtschnur seiner religiösen Ueberzeugungen vorschreiben. In ähnlicher Weise soll die Schule nicht blos auf Verbreitung nützlicher Kenntnisse und Fertigkeiten bedacht sein, sondern auch das ganze Erziehungswerk als ihr Monopol in Anspruch nehmen, den Unmündigen das eigene Denken ersparen und durch ihren alles beherrschenden Einfluß das gesammte Volksleben nach Gefallen lenken. Wenn diese Bestrebungen die Oberhand gewännen, so würden wir bald zu einer Schulallmacht gelangen, die nicht weniger bedenklich wäre, als die von bekannter Seite sehnlichst herbeigewünschte Staatsallmacht. Insbesondere würde dadurch die erziehende Mitwirkung des Hauses in beklagenswerther Weise beeinträchtigt werden. Schlimm genug, daß durch die socialen Zustände der Gegenwart das Haus ohnehin einen Theil seiner pädagogischen Macht eingebüßt hat! Ihm den Rest seiner Befugnisse schmälern, hieße die Wurzeln des nationalen Wohles an einer ihrer empfindlichsten Stellen beschädigen. Welche Schule, und sei sie die vortrefflichste, will sich anheischig machen, das Haus zu ersetzen, das Haus mit seiner Vatertreue und seiner Mutterliebe, seiner wohlthuenden Wärme, seinen heiligen Ueberlieferungen, seiner unbeschreiblichen Poesie, seiner Hingebung der Einzelnen an das Ganze und seiner Fürsorge des Ganzen für die Einzelnen? Was will die Schule leisten ohne die hülfreiche Unterstützung des Hauses?

Darum sollte sie sich wohl hüten, durch pietätlose Ausdehnung ihrer Macht auf die Competenzen des Hauses und willkürliche Uebergriffe in das Recht der Familie die freudige Mitwirkung der häuslichen Factoren zur leiblichen, geistigen und sittlichen Ausbildung der Jugend zu verscherzen und muthwillig den Haß auf sich zu laden, den jede Tyrannei unweigerlich nach sich zieht.

Wer die Bildersprache liebt, der mag das nahe Verhältniß, in welchem die Schule zum Hause und das Haus zur Schule steht, mit einer glücklichen Ehe vergleichen, in welcher die Schule die Rolle des ernsten, strengen, weitschauenden Vaters, das Haus die der milden, zärtlichen, selbstverleugnenden Mutter vertritt; beiden soll gleichermaßen das Wohl ihrer gemeinsamen Pflegebefohlenen am Herzen liegen, das Wohl der Stütze unseres Alters, der Hoffnung unseres Todes: das Wohl unserer Kinder.

Die Schätze der Rumpelkammer.

Von **Victor Blüthgen.**

Es gewährt einen eigenen Reiz, die Schätze eines Antiquitätenhändlers zu besichtigen. Der Duft einer oft viele Jahrhunderte weit zurückliegenden Vergangenheit umweht sie; die Phantasie des Geschichtskundigen belebt sich an ihnen, und der Geist einer Zeitepoche, den er in sich aufgenommen hat, gewinnt in tausend kleinen Formen Leib und Blut. Die Physiognomie des täglichen Lebens, wie sie diese Kannen, Krüge, Möbel, Spiegel, Nippsachen, Kleider- und Wäschestücke andeuten, führt dem Gefühle eine Zeit viel unmittelbarer nahe, als die Ueberlieferung ihrer Staatsactionen und großen Kriege; denn an den letzteren sind nur Einzelne betheiligt gewesen, vielfach solche, welche ihre Zeit überragten; dort spiegelt sich dagegen die große Masse wieder, mit ihrem Geschmacke, ihren Sitten und Gewohnheiten, ihrer Arbeit und ihrem Vergnügen.

Ein Gang durch Museen bringt zwar Aehnliches vor Augen, wie der Antiquitätenladen, allein da ist alles so glatt und der unmittelbaren Berührung entrückt. Hier darf ich anfassen und sogar für meinen Gebrauch kaufen, was mir beliebt; die Dinge stehen noch sozusagen mitten im Leben, und die Erde, der Staub, die geheimnißvolle Dunkelheit des Fundortes, die ganze Atmosphäre der armseligen Hütte oder des alten Schlosses haften noch an denselben. Und dazu der Reiz des Wechsels: heute ist etwas da, morgen nicht mehr; dafür ist anderes eingetroffen, frisch entdeckt oder auf eine interessante Weise, oft auf fein diplomatischen Umwegen, erworben. Das hört nie auf, belebt und fesselnd zu sein.

Die meisten Gegenstände, welche das Lager des Antiquitätenhändlers birgt, haben einen größeren oder geringeren Kunstwerth; nur ein mäßiger Theil fällt ausschließlich in die Kategorie der Raritäten und Curiosa. Naturgemäß sind ja diejenigen Bestandtheile der Häuslichkeit mit der größten Sorgfalt geschont worden und haben deshalb vorzugsweise den Wechsel der Zeiten überstanden, welche einen besonderen Werth hatten, und man muß sich dessen erinnern, wenn man sich auf Grund des Erhaltenen in das Aussehen einer bürgerlichen Wirthschaft früherer Zeit hineindenken will. Die geringwerthigen Sachen werden immer die verbreiteteren gewesen sein.

Gerade das aber, was an Kunstformen in Zeichnung, Malerei, Schnitzerei, getriebener Arbeit, Guß, Töpferei u. dergl. m. übrig ist, verleiht jenen Gegenständen einen allgemeineren Werth für das Leben der Gegenwart. Es ist bekannt, daß die Blüthe des deutschen Kunstgewerbes durch den dreißigjährigen Krieg ruinirt worden ist. Nicht nur, daß alles fremde Volk, das sich damals auf deutschem Boden tummelte, raubte und fortschleppte, verdarb und vernichtete, was kunstfrohe Jahrhunderte zuvor geschaffen, nicht nur, daß Deutsche selbst zur Gewinnung von Geldmitteln vielfach Kunstwerke aus Edelmetall auf den Metallwerth reducirten: vor allen Dingen wurde wenig Neues geschaffen, und der Sinn für die alte Kunst und die Ueberlieferung der Technik gingen allgemach verloren. Bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein dauerte der Todeskampf des altdeutschen Kunststils.

Eben weil die Ueberreste der Renaissance Deutschlands in Schmuck und Geräth, welche aus jener Zeit vor dem Unglückskriege stammen, uns so spärlich erhalten geblieben sind und zugleich doch den Höhepunkt der älteren deutschen Kunst bezeichnen, eben deshalb ist jeder Fund aus dieser Zeit so werthvoll. Jede noch unbekannte Form, und wäre sie nur an einem vereinzelt erhaltenen Stuhlbein erkennbar, bereichert unsern Vorrath an originalen Kunstideen und Kunstmustern, durch welche wir allmählich Kunst und Geschmack wieder in die Eintönigkeit unserer Wohnungen einzuführen vermögen.

Denn das achtzehnte Jahrhundert bringt uns keine deutsche Kunst wieder, sondern importirt nur den Kunstverfall Frankreichs nach Deutschland, vom Rococo bis zur Verwilderung im Barock, und nach der kurzlebigen Episode des antikisirenden französischen Imperialstils hört mit den Freiheitskriegen jedes künstlerische Schaffen im Gewerbe auf. Da beginnt jene dürftige Nüchternheit im Häuserbau wie in der Beschaffung der Möbel, Geräthe, Wäsche, des Schmuckes, welche mit der Dutzendfabrikation und der Thatsache endigte, daß man überall, vom äußersten Westen bis zum äußersten Osten Deutschlands, beim Mittelstande dieselben dürftigen, kunst- und geschmacklosen Stühle, Tische, Kommoden, Schränke, Spiegel, Papiertapeten, Rückenkissen und gehäkelten, gestärkten und gebläuten Schutzdeckchen finden konnte.

Die Uebung der Gewerbe vor zwanzig Jahren konnte füglich der Meister entbehren; dieselben durften ruhig spazieren gehen und irgendwo einkehren — die Gesellen, ja die Lehrjungen daheim waren für die Leistungen der Zeit genügend. Jetzt ist da Wandel geschafft und rasch fortschreitende Besserung unverkennbar; denn es ist — und diesmal dem Himmel sei Dank! — „Mode“ unter Gebildeten geworden, sich „stilgerecht“ einzurichten.

Weit zahlreicher, als die Renaissancesachen, sind die französirenden Formen des vorigen Jahrhunderts erhalten. Die besseren sind nicht ohne Reiz, wenn auch vieles nur um des Materials willen, wie die Porcellane und Schmucksachen; anderes ist wegen der sorgfältigen und feinen Arbeit kostbar. Jedenfalls ist der Reichthum an Formen außerordentlich. Manchen mag es reizen, neben Renaissancezimmern auch ein Zimmer à la Rococo auszustatten, dessen spielende, leichte und graziöse Art doch auch unsere Maler gern in Bildern wiedergeben, und man kann sich ein solches Zimmer unschwer in überkommenen, geschickt reparirten Originalbestandtheilen einrichten, welche an Preis den guten Renaissance-Arbeiten beträchtlich nachstehen und ebenso zum Theil den werthvollen Leistungen unserer neu aufblühenden Kunstindustrie.

Nicht diese Erwägungen aber sind es, die mich veranlaßten, dem Leser die Thür einer Antiquitätenhandlung aufzuschließen, sondern zwei andere Gesichtspunkte. Es handelt sich erstens darum, auf Geldwerthe aufmerksam zu machen, welche in so manchem Haushalt, bis in die ärmste Gebirgshütte hinein, als todtes Capital lagern und zum Theil ein Vermögen repräsentiren, das der Antiquitätenhändler unter Berechnung seines Profites mit Vergnügen flüssig macht; es handelt sich zweitens darum, zu verhüten, daß diese Capitalien, und mit ihnen unersetzliche Reste der Kunst unserer Vorfahren, aus Unkenntniß ihres Werthes zerstört werden.

Da steht irgendwo in einem einsamen Häuschen ein alter Krug, mit Figuren dran und bunt bemalt; es ist einer jener „Apostelkrüge“, von denen Kortüm's „Jobsiade“ singt:

„Apostel nennt man große Krüge;
Darein geht Wein und Bier zur Genüge.“

Der Besitzer findet ihn ganz hübsch, aber welche freudige Ueberraschung würde es in einer Nothlage für ihn sein, plötzlich zu erfahren, daß man diese Krüge mit ein- bis dreihundert Mark bezahlt! Bei einer Hökerin steht ein alter Tisch mit eigenthümlich geformtem Fuß; der Tisch ist wurmstichig, zerbrochen; er soll zerhackt werden. Vielleicht kann diese Frau mit dem Erlös aus dem einzigen Tischfuß sich die Heizung für ein paar Monate kaufen. Irgendwo befindet sich ein alter bunter Porcellanofen mit Figuren dran; er taugt für seinen Zweck nicht mehr, und der Ofensetzer sagt: er sei nur zum Wegwerfen gut. So wird er denn ohne Umstände abgetragen, zerschlagen, auf dem Kehrichthaufen untergebracht. Und für ein paar dieser Figurenkacheln hätte der Antiquitätenhändler soviel bezahlt, daß die Besitzer sich den neuen Ofen davon hätten bauen lassen können. Die Bauern eines thüringer Dorfes fanden bei Verlegung einer Gruft auf dem Gottesacker eine alte kunstvoll gearbeitete Gnadenkette in Goldemail. Mein

Gewährsmann bekam sie zum Kauf angetragen, ließ aber den Leuten Zeit, sich über den Werth zu informiren; schließlich forderten sie fünfzehnhundert Mark. Er erwarb sie; sie repräsentirte das Zehnfache und mehr ihres Goldwerthes. Wie unvorsichtig oft Leute mit diesen Werthobjecten umgehen, davon bekam mein Gewährsmann ein drastisches Beispiel in die Hand. Er gab sich Mühe, aus einem Nachlasse etwas zu erwerben, der einer Wirthschafterin geworden, fand aber wenig Geneigtheit. „Hier, diese Dose will ich Ihnen schenken," rief endlich die Ungeduldige, „unter der Bedingung, daß Sie die Hand von dem Uebrigen thun!" Und der Werth dieser Dose? — Tausend Mark.

Wenn nun auch die Ueberbleibsel aus früheren Jahrhunderten sämmtlich Werth haben, selbst zum großen Theil beschädigte Sachen, ja spärliche Reste, wie die Fetzen von gemusterten Zeugen, Spitzen, einzelne Möbeltheile, Beschläge u. dergl. m., welche Spuren von Kunst zeigen, so beabsichtige ich doch nicht, die Illusion zu erwecken, als wären mit jedem Stück Unsummen zu lösen. Der Werth ist ein sehr relativer und oft in kurzer Zeit wechselnder, je nach Angebot und Nachfrage. Gewöhnlichere und häufigere Sachen sind überhaupt billiger; so werden einfache Krüge und Gläser nur mit einer Mark bis zu einem Thaler bezahlt, die kostbaren, wie die genannten Apostelkrüge, Wappengläser, Kurfürstenkrüge und -gläser, die Kölner Pinten und andere mit hunderten. Die einfachsten alten Handtücher gelten vier bis zehn, die alten schönen Leinenhandtücher mit Spitzenbesatz bis fünfzig und mehr Mark.

Selbst der Antiquitätenhändler ist nicht immer sicher über den Werth einzelner Objecte; mein Gewährsmann verkaufte ein paar Gläser für fünfzig Mark und sah sie kurz darauf für zweihundert versteigern. Alte Portraits hatten früher wenig Werth; neuerdings hat sich derselbe durch einen sehr lustigen Umstand auffällig gesteigert: In Amerika ist es seit einiger Zeit bei einigen reichen Sonderlingen Mode geworden, sich — Ahnenbilder anzuschaffen. Natürlich weiß von diesen rasch reichgewordenen Ahnenlustigen ein großer Theil kaum etwas von seinem Großvater, aber der Amerikaner ist praktisch. Er kauft sich eine Anzahl alter Portraits zusammen, hängt sie auf — und die Ahnen sind da. Seine erfinderische Phantasie wird sich unschwer die Geschichte der einzelnen Personen und ihre Namen zurechtstellen, und schon der Enkel wird, die „Familientradition" im Kopfe, ehrfurchtsvoll zu diesen altergebräunten „Vorfahren" aufsehen. Große Mengen solcher alter Portraits werden von Hamburg aus nach Amerika exportirt.

Hoch im Preise stehen Metallarbeiten. So machen sich alte Rüstungen und Waffen, auch andere Eisenarbeiten, wie Gitter, sehr gut bezahlt, und reich gearbeitete Zinn- und Kupfersachen aus der Renaissance, namentlich Innungsgegenstände, werden zum Theil mit Silber aufgewogen. Weit kostbarer noch sind im Verhältniß die besseren Sachen in Edelmetall, besonders wenn sie Steinbesatz haben. Auch die guten alten Porcellane, das Meißner, Alt-Wiener, die von Sèvres und Wedgwood, das alte chinesische, sind sehr kostbar, vor allem Vasen, Figuren, Gruppen, Flacons; je älter sie sind, desto werthvoller schätzt man sie.

Es ist schwer, mit einem Blick über die Antiquitätenvorräthe einer bedeutenderen Handlung sich in der Mannigfaltigkeit der Gegenstände zurecht zu finden, die hier in Frage kommen.

Eine leicht unterscheidbare Gruppe bilden die Porcellane in Geschirren, Vasen, Figuren, die parallelen Arbeiten in Steingut, Majoliken, Fayencen. Den Löwenantheil in Steingut haben die Krüge, welche oft ihre Bestimmung als Hochzeits-, Trauerkrüge u. dergl. m. verrathen; das Uebrige sind zumeist urnenartige Sachen, Kannen, Schüsseln, unter welch letzteren die sonnenblumenartigen Taufschüsseln auffallen.

Von Glassachen sind besonders werthvoll die Gläser mit alter Emailmalerei, alte Fenstermalerei und gut geschliffene Sachen; sehr zahlreich treten die buntgemalten Gläser des vorigen Jahrhunderts auf, deren Farben aber nicht dauerhaft sind. Letztere Epoche zeichnet sich auf dem Gebiete der Uhren durch ungemeine Mannigfaltigkeit und oft durch die barockften Formen aus, aber auch durch zuweilen äußerst künstliche Arbeit mit theurem Material; ebenso bietet diese Zeit die mannigfachsten Bijouteriewaaren, darunter Spielereien der wunderlichsten Art in Elfenbein, Silber- und Goldfiligran, geschnittenen Steinen u. dergl. m.

An Papiersachen fallen die zahlreichen Fächer aus dem vorigen Jahrhundert in's Auge; daneben Bilderbogen mit Caricaturen. Von Büchern nehmen natürlich die geschriebenen, durch farbige Initialen oder gar bunte Handzeichnungen geschmückten aus der Zeit vor der Erfindung der Druckerkunst die erste Stelle ein.

Nun kommen Stoffe daran, Erbstücke an Taufkleidern, Hochzeits- und Festgewändern, die zuweilen durch Jahrhunderte von einer Generation der Familie zur andern gewandert sind, zum Theil wunderschöne Arbeiten der Handstickerei, auch andere durch die kunstvolle weibliche Hand geschmückte Gegenstände, ferner Gobelins, Spitzen, letztere unter Umständen enorm bezahlt, wie die Brabanter und Brüsseler.

Eine ganz eigene Kategorie bilden die Kirchensachen, in Metallgegenständen, Gewändern, Decken, Spitzen u. dergl. m., und sie liefern oftmals künstlerische Cabinetstücke von höchstem Werth.

An Möbeln sind aus der Renaissancezeit große Wäscheschränke, Holzstühle, vielfach mit schöner Schnitzerei an der Lehne, auch beschlagene Truhen und Laden, namentlich Innungsladen, reichlicher erhalten, seltener die zierlicheren Schränke mit Malerei oder eingelegter Arbeit und Schnitzwerk. Zahlreicher sind die Möbel des vorigen Jahrhunderts mit ihren geschweiften und gerundeten Formen und den Bronzebeschlägen vertreten. Die gerundete Linie, ferner in der Verzierung die Muschel und das die Natur nachahmende, nicht stilisirte Blumenornament, sowie der Bronzebeschlag sind für diese Zeit charakteristisch. Beschädigte und nur in Bruchstücken erhaltene Exemplare lassen sich ergänzen und brauchbar gestalten, wie ich bei meinem Gewährsmann sah, der auch die Bronzebeschläge nachgießen läßt, und der Umstand, daß er an letzteren alljährlich für zwei- bis dreitausend Mark verbraucht, bezeugt, daß die Liebhaberei an diesen Möbeln ziemliche Verbreitung erlangt hat, ebenso, daß von Zeit zu Zeit veranstaltete Auctionen von für den Gebrauch hergerichteten Ueberresten des vorigen Jahrhunderts stets ein gutes Resultat erzielen.

Interessante Ergebnisse liefert ein Blick auf die Fundorte dieser Reste einer vergangenen Zeit; der Antiquitätenhändler auf der Suche operirt, indem er sich diese Ergebnisse zu Nutze macht, mit einem gewissen Plane. Am meisten versprechen Gegenden, welche von den großen Kriegen der beiden letzten Jahrhunderte verschont geblieben sind; so die höher gelegenen Gebirgsgegenden, Fichtelgebirge, Harz und andere, ferner diejenigen Striche, welche in der Nähe ehemaliger Stätten der Wohlhabenheit und Kunstpflege liegen, und hier wieder besonders Orte, welche mit denselben durch belebte Verkehrswege, namentlich Wasserstraßen, verbunden waren. Ziemlich häufig quellen die Schätze aus verborgenen Wandschränken alter Häuser und Schlösser, deren gar manche noch heute der Entdeckung harren. Mein Gewährsmann hat selbst mehrere solcher Verstecke aufgespürt, so einen überklebten Wandschrank mit zahlreichen Bronzesachen von Werth. Alte Münzen wurden mit Vorliebe in der Nähe von Feuerstätten, um Oefen, Kamine vergraben, wie noch heute die Goldgräber der Minen ihren Fund gern unter den Feuerstätten vor den Augen habsüchtiger Genossen schützen. Alten Hausrath, Kleidung, Wäsche u. dergl. bergen Rumpelkammern und Böden, letztere vorzugsweise — es ist sonderbar — in der Gegend der Schornsteine. Sehr bedeutsam als Fundorte sind die Sacristeien alter Kirchen, und noch manches arme Kirchspiel besitzt da ein Vermögen, ohne es zu wissen. Die kostbarsten Sachen aber liegen in Grüften verschlossen, und die Ueberführung von Särgen und Resten aus Erbbegräbnissen und Kirchengewölben sollten nie ohne Bewachung vorgenommen werden; denn massenhaft wird hier verschleppt, gestohlen und durch heimliches Einschmelzen ruinirt. In einem thüringischen Orte fand man vor einiger Zeit ein paar der theuersten Perlen, wahre Prachtstücke, auf Gräbern verstreut, welche bei einer solchen Gelegenheit verschleppt worden waren.

Doch genug! Die vorstehenden Mittheilungen werden genügen, um die Aufmerksamkeit in weiten Kreisen auf die Schätze der Rumpelkammer zu lenken. Nur möchte ich im Interesse der Volksmoral und Unkundiger, welche ich gern vor Schaden bewahrt sähe, hinzufügen, daß eine freie Verfügung über solche Antiquitäten nur Denjenigen zusteht, welche ein directes Eigenthumsrecht an denselben, durch Erbschaft u. dergl., haben. Leider sind vielfach die Gesetze über „Funde" im engeren Sinne für den Finder und den billigen Wunsch einer baldigen Verwerthung des Gefundenen so ungünstig, daß in ihnen für den armen Mann die Versuchung liegt, solche Sachen, die ihm ein Glückszufall in den Schooß wirft, heimlich zu veräußern und, was für die Kunst das Schlimmste ist, sie zuvor durch Einschmelzen unkenntlich zu machen.

Zur Poesie unserer Cavallerie-Attacken.

Eine Manöver-Plauderei zum Sedan-Tage.

Von **Fedor von Köppen.**

Mit Originalzeichnungen von **Otto Fikentscher.**

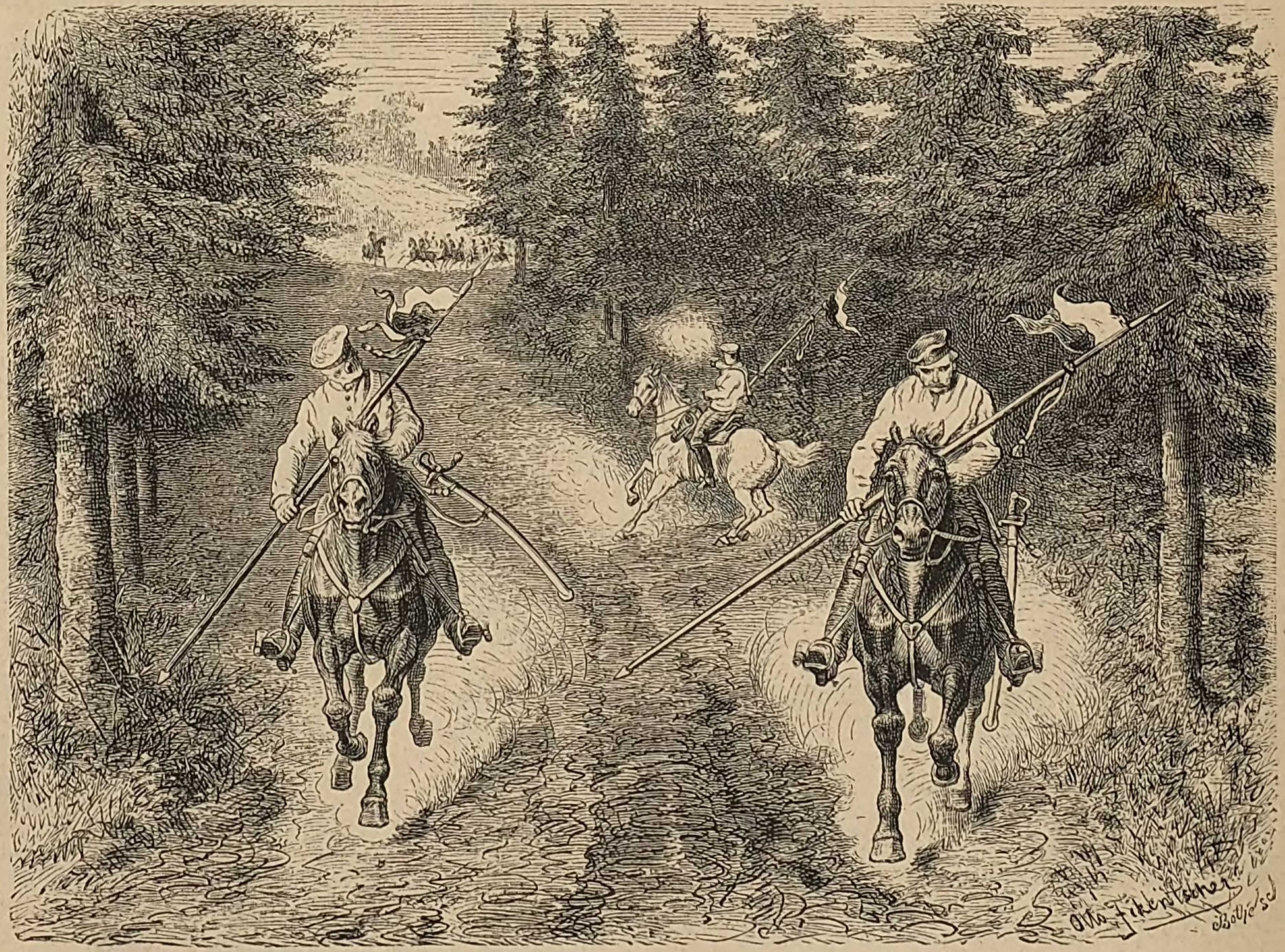
Es liegt doch viel Poesie in dem Soldatenleben. Man suche sie nur nicht auf den Casernenhöfen, wo das ABC des Gamaschen-Exercitiums gedrillt wird, nicht auf der Reitbahn, wo die jungen Recruten zum ersten Male ein Roß besteigen lernen! — aber schon die Feldmanöver, welche die Probe für die Kriegstüchtigkeit und Leistungsfähigkeit der Truppen bilden sollen, leiten in die Poesie des Kriegslebens hinüber.



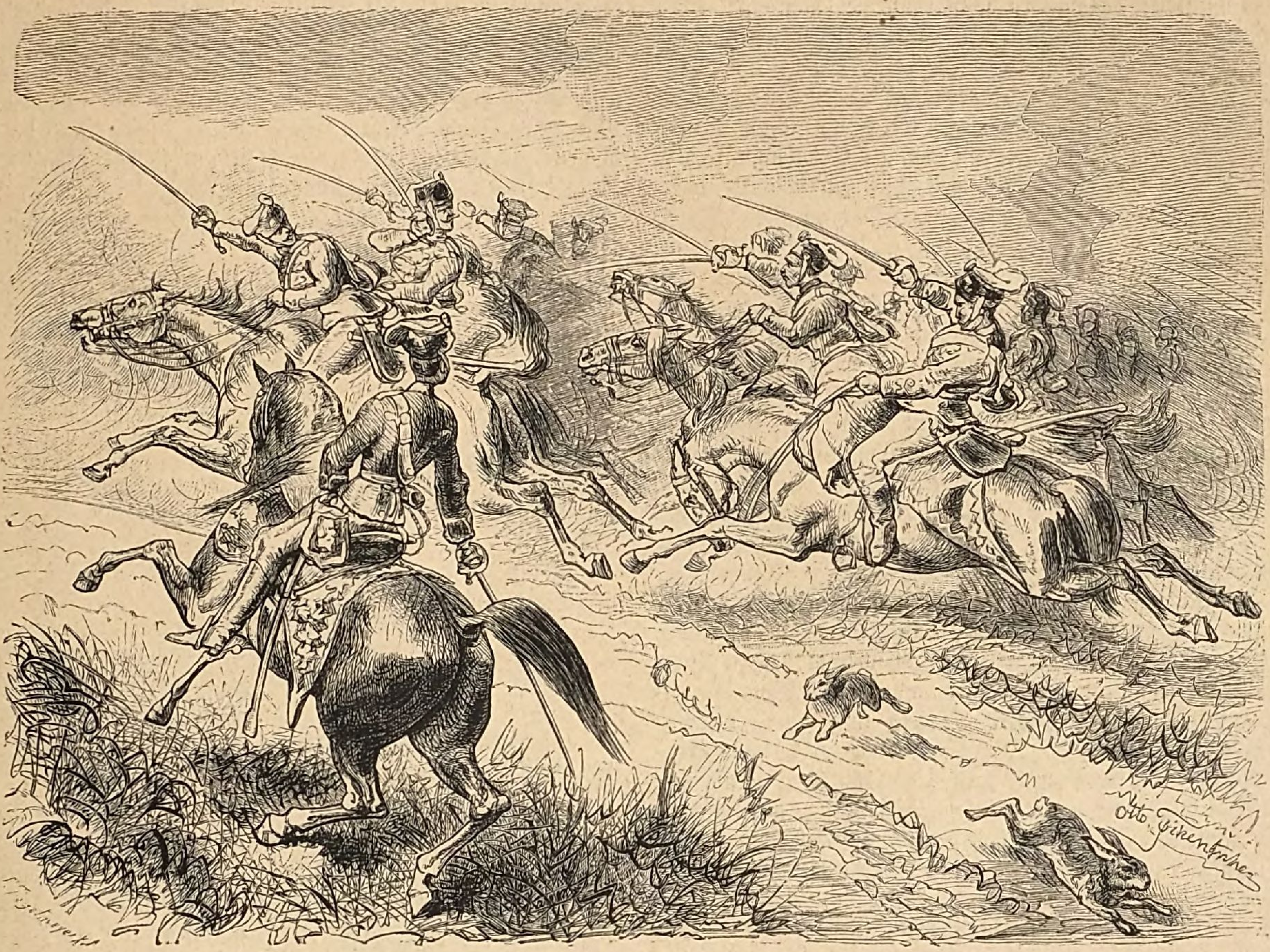
Ulanen-Attacke beim Manöver.

„Früh Morgens um vier, eh' die Hähne noch kräh'n, da sattelt sein Roß der Ulan," um in der Vorhut dem ganzen Corps voranzureiten, das Terrain aufzuklären und den Feind aufzusuchen. Zwei Reiter, welche die vorderste „Spitze" bilden, sprengen voran; ein dritter folgt als sogenannter „Verbindungsmann" zwischen jenen und dem Vortrupp, und wenn die Reiter an der Spitze etwas Wichtiges vom Feinde entdecken, sprengt er sofort zurück und rapportirt dem Führer der Vorhut. In überraschenden Fällen — wie ein solcher auf unserer untenstehenden Abbildung vorliegt — benachrichtigt er auch wohl den Führer durch einen Signalschuß. Die beiden Reiter der Spitze sprengen muthigen Herzens und scharfen spähenden Blickes nach allen Seiten lugend, auf der Landstraße voran durch Forst und Flur. „Nichts vom Feinde gesehen?" ist die immer wiederkehrende Frage, mit welcher sie jeden Vorübergehenden anhalten oder auch den Bauer hinter dem Pfluge ausforschen, und der biedere Landmann, der in seinem Leben noch keinen kriegerischen Feind in seinen Fluren erblickt hat, schüttelt, fast verwundert über die merkwürdige Frage, das Haupt. Ist er doch gewohnt, in jedem Soldaten — gleichviel ob er die Mütze oder die Czapka, die Drilljacke oder den Tuchrock trägt — einen Landsmann oder „Gutfreund" zu begrüßen.

„Nee, Fründschaff," antwortet er, „keenen Feind hab' ich nich zu sehn gekriegt, blos die Hulaner. Wenn Ehr die meent, da stecken noch 'ne ganze Menge hinter dem Walde, die seind nich weit weg von hier." Und in der That, zwischen den Föhren hindurch sieht man es



Die erste Begegnung mit dem Feinde.



Husaren-Attacke in Linie.



Ankunft im Quartier.

schimmern und blinken; da flattern schwarz-weiße Fähnlein. Auch dort sind Ulanen, aber nicht von den Unseren; der verschiedene Anzug macht sie als Feinde kenntlich. Die beiden Reiter der Spitze halten die Rosse an, um schärfer zu beobachten; der Verbindungsmann feuert sein Pistol* ab; der Vortrupp im Hintergrunde schließt sich zusammen und macht sich gefechtsbereit. Aber noch kommt es zu nichts. Auch dem Feinde drüben kommt es vorläufig mehr darauf an, zu beobachten und zu erkennen, als zu fechten. Auch er hat sich, wie die Unseren, vorsichtig mit Spitze und Eclaireurs umgeben.

Von beiden Seiten bemüht man sich, diesen Schleier des Gegners zu lüften und dahinter zu schauen oder auch, wo dies nicht angeht, ihn gewaltsam zu zerreißen. So gleicht die erste Begegnung mit dem Feinde einem Zeckspiele. Hier taucht plötzlich ein Reitertrupp auf und verschwindet dann ebenso plötzlich, um sogleich darauf an anderer Stelle wieder zu erscheinen; hier vorsichtiges Ausweichen, dort trotziges Stirnbieten! Hier und da kommt es auch wohl schon zu vereinzelten kleinen Attacken. Da jauchzt das Ulanenherz auf, wenn die lustigen Schaaren mit eingelegter Lanze, mit verhängten Zügeln, stiebenden Hufes über das Blachfeld dahinbrausen. Ja, wenn die bekannten Signale ertönen, die zum Uebergang aus dem Galopp in die schnellere Gangart, den Fanfaro und die Carrière, auffordern, dann spitzt wohl auch der alte Gaul die Ohren, der vom königlichen Dienstpferde längst zum Philister degradirt ist und nun an Sonntagsreiter vermiethet wird; wenn die Reiterlinie dann zur Attacke übergeht, wird Reiter und Roß mit fortgerissen in den sausenden Wirbelwind der Cavallerie-Attacke — ein Schicksal, das auf unserem ersten Bilde (vergl. Abbildung S. 596) dem wohlbeleibten Handlungsreisenden auf dem linken Flügel der attackirenden Ulanen bereitet ist.

„Wie, was?“ fragt der Ulan neben ihm in Reih und Glied, verwundert über die unerwartete Verstärkung durch den spießbürgerlichen, bügellosen Reiter in carrirten Kattunbeinkleidern, ohne Lanze, ohne Säbel, „was? ein Commis-Volontöhr? Nur Muth, Männeken! Es wird gleich Appell geblasen.“

Und so ist es auch. Unser Ulan weiß wohl, daß die Friedens-Attacken nach den Manöverbestimmungen nicht weiter geführt werden dürfen, als bis auf fünfzig Schritt vom Feinde. Da wird auch unser geängsteter „Commis-Volontär“ wieder zum Athmen kommen.

Der weitere Verlauf des Manövertages bringt noch öfters Gelegenheit zu Cavallerie-Attacken in größerem Maßstabe, in Linie und en échelons, in geschlossener Colonne und in Schwärm-Attacken. Wer möchte sich dem imponirenden Eindrucke einer Cavallerie-Attacke verschließen, wenn die lange, schimmernde Linie der Reiter auf muthigen Rossen in vollem gestrecktem Laufe über die dampfende Ebene dahinstürmt zum sausenden, brausenden Choc! —

Auch unsere Dichter haben der Poesie der Cavallerie-Attacken sich nicht verschlossen; das beweist vor allen Schiller in der schönen Schilderung, welche der schwedische Hauptmann von dem Angriffe der Pappenheimer bei Neustadt und dem Tode ihres Führers, des Obersten Piccolomini, entwirft (10. Auftritt des 5. Actes von „Wallenstein's Tod“), sowie in der begeisterten Rede des ersten Kürassiers in „Wallenstein's Lager“:

„Die Pferde schnauben und setzen an;
Liege wer will mitten in der Bahn,
Sei's mein Bruder, mein leiblicher Sohn,
Zerriß mir die Seele sein Jammerton,
Ueber seinen Leib weg muß ich jagen“ —

Aber sachte, sachte, hochverehrter Dichter-Kürassier! Hier scheint Ihr classischer Pegasus mit Ihnen durchzugehen und über die Formen der damaligen Cavallerietaktik hinwegzusetzen. Von einer solchen wilden Jagd konnte bei den Reiterangriffen zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges gar nicht die Rede sein. Damals war die Hauptwaffe der Reiterei nicht — wie heute — die blanke Waffe, sondern das Feuergewehr. Das Hauptgewicht des Reiterangriffs beruhte nicht — wie gegenwärtig — auf der gewaltigen, niederschmetternden Kraft des Anritts in vollster Geschwindigkeit und dem wuchtigen Einhauen mit der blanken Waffe, sondern wenn die Cavallerie attackirte, sei es gegen Reiterei oder Fußvolk, so ritt sie gewöhnlich höchstens im trägen Mittelgalopp — denn mehr konnten ihre schwerfälligen Pferde selten leisten — bis auf vierzig, fünfzig Schritt gegen den Feind heran. Dann wurde gehalten; die Carabiner wurden losgehakt, und es wurde Feuer gegeben. Erst einem Zieten und Seydlitz war es vorbehalten, der Cavallerie durch naturgemäße Verwendung die ihr gebührende bedeutende Stelle wieder zu erobern.

Der preußische Schlachtendichter C. F. Scherenberg schildert uns in seinem „Leuthen“ eine preußische Attacke aus dem siebenjährigen Kriege:

„Und über die schlanken Flanken, Schenkel an Schenkel geklebt,
Helfend mit allen Hülfen der leichte Reiter schwebt,
Schmächtigend sich und spitzend schier bis zum Verschwind,
Sich in sich verkriechend, zu schneiden den Wind,
Gangart aus Gangart, Schritt, Trab, Galopp, Carrière,
Bis weg von der Erde in's Ventre à terre.

Und Alles, was d'runter, muß über den Ritt;
Die Straßen steigen, verwolken und fliegen mit,
Bis Reiter, Roß und Straße eine Wolke, nichts mehr,
Ziehend über die Erde, ein Wetter tief und schwer,
Drinnen ein Brausen, Rauschen, wie strömend Wasser und Wind,
Bis wieder die brausenden Wetter die sausenden Reiter sind.“

So Scherenberg; wenn aber der Dichter seine Schilderung mit den gewagten Versen einleitet:

„Und es beginnt ein Reiten, so bei Roßbach erst begann,
Von dem wir nichts mehr kennen, als daß man's nicht mehr kann —“

so erinnert sich der Verfasser dieses Aufsatzes, dagegen schon bei dem ersten Erscheinen des Scherenberg'schen Schlachtgedichtes „Leuthen“ (1852) Widerspruch erhoben und — obgleich damals selbst junger Officier bei der Infanterie — die Lanze für seine Cameraden zu Rosse eingelegt zu haben, indem er kühnlich behauptete, daß diese heute noch könnten, was ihre Vorfahren bei Roßbach und Leuthen geleistet.

Unsere Reiterführer, der alte Wrangel, Prinz Friedrich Karl, der „rothe Prinz“ — wie er nach der Uniform seines Zieten-Husarenregiments, die er mit Vorliebe trägt, genannt wurde — sorgten auch bei den Friedensübungen dafür, daß der alte, frische Reitergeist und mit ihm die Poesie im Reiterleben nicht einschliefe. Vor Allem pflegte der Prinz von Preußen, unser jetziger Kaiser, den alten ritterlichen Geist bei der Cavallerie und hielt bei den Feldmanövern stets auf ein schneidiges Reiten. Verfasser erinnert sich, wie der Prinz an einem Manövertage einmal in der Kritik nachdrücklich hervorhob: „Man legt vielen Werth darauf, wohlgenährte und runde Pferde in der Schwadron zu haben und bei der Parade vorzuführen, aber, meine Herren, was helfen die runden Pferde, wenn sie bei der Attacke lahm gehen?“

Mit der „Kritik“, welche der älteste Officier oder bei seiner Anwesenheit auch der Kaiser selbst zu geben pflegt, sind die Feldmanöver des Tages geschlossen, nicht aber haben damit die Anstrengungen der Truppen, welche oft noch einen weiten und beschwerlichen Marsch bis in ihre Quartiere zurückzulegen haben, ihr Ende erreicht. Da die Cavallerie gewöhnlich die entfernteren Cantonnements angewiesen erhält und zur Schonung der Pferde auch nur im Schritte nach dem Quartiere reitet, während die Infanterie rüstigen Schrittes unter Sang und Klang die nächsten Wege einschlägt, so kommt es oft vor, daß die letztere der ersteren den Vortritt abgewinnt. Zuweilen passiren da auch kleine Mißverständnisse, wie ein solches das Motiv zu einem unserer Manöverbilder gegeben hat (vergl. S. 597):

Das Infanteriedetachement ist soeben angekommen, die Quartierbillets sind ausgetheilt und die Mannschaften schicken sich an, die ihnen zugewiesenen Quartiere zu beziehen; da erscheint plötzlich noch ein Trupp Ulanen am Orte. Der Unterofficier springt vom Pferde und meldet sich stramm und pflichtschuldigst bei dem Lieutenant des Infanteriedetachements mit so und so vielen Ulanen und Pferden als Einquartierung.

„Lieber Freund, das muß ein Irrthum sein. Hier liegen ja schon meine Mannschaften; hier werden Sie schwerlich noch Unterkommen für Ihre Leute und Stallung für Ihre Pferde finden. Zeigen Sie doch einmal Ihre Ordre!“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“

* Gegenwärtig führt die gesammte deutsche Cavallerie mit Ausnahme der Kürassiere den Carabiner als Schußwaffe; die Kürassiere und von der übrigen Cavallerie sämmtliche Unterofficiere tragen Revolverpistolen. Otto Fikentscher, unser kürzlich verstorbener Freund, dessen letzte Zeichnungen wir heute unsern Lesern bieten, hat wohl von dieser veränderten Bewaffnung noch nichts gewußt, als er dem feuernden Ulanen auf unserem Bilde statt des Carabiners die Pistole in die Hand zeichnete. D. Red.

„Ja, hier steht ja doch aber, daß Sie nach Glubberat sollen; das liegt ja noch eine Meile weiter von hier in jener Richtung. Dieses Dorf hier heißt ja Habbelrat."

„Verzeihen der Herr Lieutenant: In Glubberat liegt unser Stab mit der ersten Schwadron. Ich selbst komme soeben von dort und bin von meinem Rittmeister hierher geschickt worden."

„Unmöglich! Ich habe ja Ihren Stab mit der ersten Schwadron abbiegen sehen nach Gierat. Sie sollen nach Glubberat; glauben Sie mir nur!"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!"

Der Ulanenunterofficier schwingt sich wieder zu Rosse und reitet mit seiner Truppe von dannen, so wie er gekommen. Glubberat, Habbelrat, Gierat — so schwirrt es in seinem Kopfe wie ein Hummelschwarm. Ob er endlich das richtige von den drei verfänglichen Dörfern errathen und getroffen habe, das wissen wir nicht mehr. Unser Lieutenant richtet sich indessen mit seinen Mannschaften so bequem wie möglich in Habbelrat ein und wird bis zum Aufbruche am anderen Morgen nicht mehr in seinen Quartieren behelligt.

Die Schuld an dem kleinen Mißverständnisse traf übrigens, wie wir später erfuhren, nicht unseren wackeren Ulanenunterofficier, sondern einen Vorgesetzten, welcher in Namensverwechselungen allerdings das Mögliche leistete und welchem die benachbarte Lage der drei namensverwandten Dörfer Glubberat, Habbelrat und Gierat auf dem Manöverplan die größten Verlegenheiten bereitete. Er führte nach diesem Manöver unter seinen Cameraden den Beinamen „Herzog von Gierabbel".

Unser Maler bringt uns noch das Bild (S. 597) einer forschen preußischen Husaren-Attacke in Linie, und wir erlauben uns, als Commentar dazu und zugleich als einen kleinen Beitrag zur Poesie der Cavallerie-Attacken im Frieden die nachfolgenden Verse zu geben. Dieselben beziehen sich eigentlich auf die große Cavallerie-Attacke, welche Wrangel zum Schlusse des für seine Zeit epochemachenden Exercirens einer großen Cavalleriemasse (56 Escadrons mit 32 reitenden Geschützen) auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin (im Herbst 1843) ausführen ließ.

„— — Es folgte der Choc; im Schritt fing er an, dann Trab, Galopp und Carrière,
Noch etwas verhalten den Hügel hinan, dann im sausenden Ventre à terre,
Die sprühenden Nüstern vorgestreckt, ein Strich vom Schweif zu den Mähnen;
Die Erde dröhnte; es wirbelt der Staub hoch auf von den sandigen Plainen —
Die Säbel hoch über den Häuptern gezückt, daß sie pfeifend die Lüfte durchschnitten —
Es war, als wäre des Zieten Geist in jeden Reiter geritten,
Je weiter, je wilder, die Zügel verhängt, um jetzt mit der höchsten Gewalt,
Mit den vollen Kräften von Mann und Roß auf den Feind zu stoßen, und — H—a—l—t!
Erschallt das Signal, und festgebannt, eine Mauer, steht das Ganze.
‚Präsentirt das Gewehr!' — die Hymne tönt: ‚Heil dir im Siegerkranze!'"

Ja, sie haben's auch in der langen Friedensperiode nicht verlernt, unsere Reiter, gleichviel ob sie den blanken Küraß tragen oder den blauen Waffenrock, ob sie den Säbel schwingen oder die Lanze einlegen, und sie können's heute noch — das haben die Tage von Mars la Tour, Sedan und Orleans bewiesen. Der Geist der Zieten und Seydlitz ist nicht gestorben; er ist nur tiefer und weiter eingedrungen in unser Volk, welches bei aller Friedfertigkeit und Verträglichkeit doch die altgermanischen Tugenden der Wehrhaftigkeit und Waffentüchtigkeit bewahrt und bewährt.

Blätter und Blüthen.

Die Erdpyramiden des Finsterbachthales. (Mit Abbildung Seite 589.) Im südlichen Tirol zwischen Bozen, dem rhätischen Florenz, und Kastelrut, der einstigen römischen Burg, liegt die eigenthümliche Landschaft, welche unser heutiges Bild dem Leser vorführt. Dort, wo der Finsterbach seine schäumenden Wellen dem Eisack zutreibt, erhebt sich an seinem rechten Ufer der große Wald der Erdpyramiden: mächtige Säulen aus thonigem Porphyr, welche, in buntem Gewirr an einander gereiht, dastehen. Jeder dieser thönernen Kolosse trägt einen Felsblock als riesigen Steinhelm auf seinem Haupte, und manchen von ihnen krönt eine einsame Fichte, einem gewaltigen Federbusch vergleichbar. So lange nun ein solcher Riese mit dieser steinernen Sturmhaube geschützt ist, kann er sicher dem tobenden Unwetter trotzen. Gelingt es aber der Macht der Elemente, den Felsblock von der Spitze der Erdpyramide herunterzuwälzen, so erliegt sie bald dem zerstörenden Einflusse der Gewitter und stürzt krachend zusammen. Also besteht auch hier unaufhörlich seit Jahrtausenden der großartige Kampf, welchen Berge und Wolken gegen einander führen, und mächtiges, wild zerklüftetes Gerölle bezeichnet den fortschreitenden Sieg der „himmlischen Mächte".

Dieser steinerne, stille Wald, der unsere Bewunderung erregt, sproß indessen nicht aus der Erde hervor, wie sein grüner, rauschender Nachbar; er wuchs vielmehr von oben nach unten. Einfach ist seine Entstehungsgeschichte. Die Wasser des schmelzenden Gebirgsschnees und der brausenden Gewitter lösen das thonige Gestein, aus dem hier die Hauptmasse des Berges besteht, allmählich auf, und nur dort, wo zerstreut feste Felsblöcke daliegen, wird die Unterlage derselben vor dem zerbröckelnden Einfluß der Witterung bewahrt. Jahraus jahrein wiederholt sich dieses Schauspiel, und der unermüdlich herabfallende Wassertropfen durchwühlt den Berg, bis an der Stelle desselben nur ein Wald der felsgekrönten Erdpyramiden in die Lüfte ragt.

Aehnliche Wundergestalten zaubert ja in höheren Alpenregionen der sengende Strahl der Sonne vor unsere Augen. Auch auf den Eisfeldern der Gletscher liegen zerstreut gewaltige Felsblöcke, welche dem Tagesgestirn wehren, daß es die unter ihnen liegenden Eismassen schmelze, und ehe der Sommer vergeht, entstehen dort oben die bekannten Gletschertische, die zu ihren Schwestern, den Erdpyramiden im Thale, grüßend hinabschauen.

Aber lassen wir unsern Blick weiter über die Landschaft des Finsterbaches schweifen! Hinter dem kleinen Dorfe auf der Höhe, mit dem schlanken Kirchthurm — es ist Mittelberg, ein beliebter Ausflugsort der Bozener — ragen gewaltige Felsmassen empor, die berühmte Dolomitgruppe des Schlern. Wüst und öde erscheint uns das steinige Hochplateau, einen grellen Gegensatz zu der benachbarten grünenden, von zahlreichen Heerden und munterem Sennervolke belebten Seisseralpe bildend. Und doch, wie oft weiß sich der nackte Berg in erhabene Schönheit zu kleiden! Wenn auf seine gegen Bozen steil abstürzende, zackig zerklüftete Wand die rothen Strahlen der Abendsonne fallen, dann entrollt sich ein purpurfarbenes, zauberhaftes Bild vor unseren Augen, und wir sehen entzückt, wovon wir in der Jugend gehört, nunmehr in Wirklichkeit — „König Laurin's wunderbaren Rosengarten". Da wird es lebendig in dem kahlen Berge; die alte deutsche Sage webt buntfarbig da drinnen. Wunderbare Bilder ziehen an unserem geistigen Auge vorüber. Aus den Spalten der glühenden Alpe tritt der Zwergkönig Laurin hervor und raubt die ritterliche Jungfrau. Da ziehen die Helden gegen den Berg, und die Rosen des Zwerges werden zertreten. Streit und Kampf, List und Verrath, Rache und Versöhnung klingen schließlich in gewaltigen Accorden zu einem epischen Gesang zusammen.

Glücklich, wer diese Wunder der heimischen Berge, wer diese sagenumwobenen Stätten sehen kann! Das Bild des Künstlers ist der schönen Wirklichkeit nicht ähnlicher als das Echo dem über den Bergen rollenden Donner; niemals vermag der Stift des Zeichners die Majestät der Alpenwelt vollständig wiederzugeben.

Noch einmal etwas vom Blumendünger. Im Verlauf der letzten zwanzig Jahre haben die deutschen Versuchsstationen durch ununterbrochene Verbesserung der Untersuchungsmethoden festgestellt, daß alle grünen Pflanzen, von der einfachsten einzelligen Alge an bis zu den höchst entwickelten Dikotyledonen, in freier Natur von den vollständig desorganisirten Stoffen leben, welche die Atmosphäre, die Gewässer und der Boden ihnen darbieten. Die chlorophyllhaltige Pflanzenzelle steht zwischen den Gebilden der unorganischen Natur und denen des Thierreichs in einem wahrhaft wunderbaren Lichte, insofern sie in ihrem Inneren alle organische Materie erzeugt, aus welcher der Pflanzenkörper und auch der Thierkörper besteht: denn die Substanz des Pflanzenkörpers dient dem pflanzenfressenden Thiere zur Nahrung und dieses dem Fleischfresser. Alle die in dieses Gebiet einschlagenden Fragen wurden im Laufe der angegebenen Zeit experimentell erledigt, in der Absicht, durch Feststellung der materiellen Bedürfnisse der höher organisirten Pflanze, den praktischen Feldbau mit Sicherheit lehren zu können, was Dünger sei, und dahin präcisirt, daß im großen Ganzen zur Ernährung der höher organisirten Pflanze nothwendig sind die vier Basen: Kali, Kalkerde, Talkerde, Eisenoxyd, ferner die vier Säuren: Kohlensäure, welche die Blätter ohne weiteres Zuthun von Menschenhand aus der Atmosphäre aufnehmen, Salpetersäure, Phosphorsäure und Schwefelsäure, welche die Pflanzen mit Hülfe der Wurzeln dem Boden und der Bodenflüssigkeit entziehen und für deren Wiederersatz der Landwirth ebenso sehr Sorge tragen muß, wie für den der genannten Basen; dazu noch das indifferente Wasser — im Ganzen also neun Oxyde. Vorausgesetzt, daß den Blättern behufs Aufnahme der Kohlensäure frische Luft genug zu Gebote gestellt wird, kann man alle übrigen noch erforderlichen Oxyde durch Auflösen von fünf Salzen im Wasser zu einer vollständigen Nährstofflösung vereinigen, in welcher die Landpflanze ohne jeden Boden fortwächst und gedeiht. Die relativen Verhältnisse unter den einzelnen Salzen bleiben für alle Pflanzen dieselben, ertragen aber auch innerhalb gewisser Grenzen Abänderungen, ohne Vortheil und Nachtheil für die Pflanze.

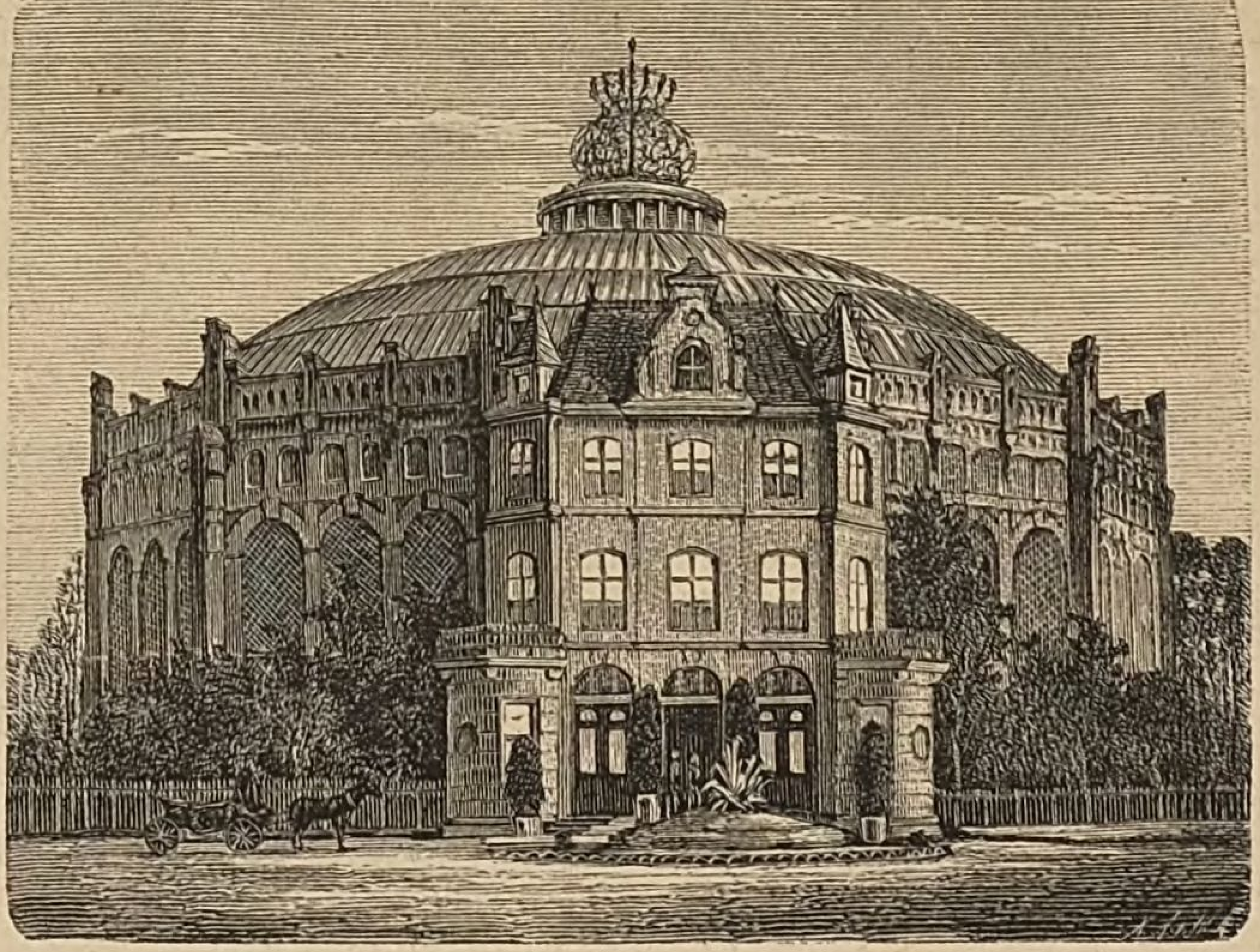
Die Untersuchungen, von welchen hier die Rede ist, sind, wie man ersieht, bis zur neuesten Zeit Eigenthum der Fachjournale geblieben; sie finden sich vorzugsweise in der deutschen Zeitschrift „Die landwirthschaft-

lichen Versuchsstationen". Erst in den letzten Jahren sind Blumenzüchter darauf aufmerksam geworden, und es wird manchem derselben willkommen sein, die Vorschrift zur Mischung dieser Salze zu besitzen, um das Salzgemisch in jedem Droguengeschäft sich herstellen zu lassen. Diese Vorschrift ist folgende: Man mischt das Pulver von vier Gewichtstheilen salpetersaurem Kalke mit einem Gewichtstheile salpetersaurem Kali, einem Gewichtstheile phosphorsaurem Kali, einem Gewichtstheile Bittersalz und einer äußerst geringen Menge eines Eisenoxydsalzes, am besten von phosphorsaurem Eisenoxyd.

Bei der Blumenzucht in Erde fällt dieses Eisensalz ganz weg, weil jede Erde viel mehr Eisenoxyd enthält, als die Pflanze bedarf; nur wenn die Pflanzen, ohne jeden Boden, in der wässerigen Lösung der Salze gezogen werden, ist der Zusatz des Eisensalzes geboten. Die Concentration der Lösung soll bei der Blumenzucht so beschaffen sein, daß ein Gewichtstheil von dem ganzen Salzgemisch in 2000 Gewichtstheilen Flußwasser enthalten ist. Auf 1000 Liter Wasser kommen also 500 Gramm oder 1 Pfund Salzgemisch.

Es besteht somit, wie in der Notiz Seite 56, „Gartenlaube" Nr. 3, 1881, schon richtig angegeben, dieses Salzgemisch der Hauptsache nach in salpetersauren Salzen, wenn man blos die Gewichtsmengen in's Auge faßt. Dabei aber ist zu bemerken, daß bezüglich der Ernährung der Pflanze jedes der anderen Salze ebenso nothwendig ist, wie der Kali- und Kalksalpeter. Bei Benutzung der Pflanzensalze in größerem Maßstabe ist daher zu rathen, Proben davon an einen Chemiker zur Analyse einzusenden und namentlich ermitteln zu lassen, ob die richtige Menge an saurem phosphorsaurem Kali und statt dessen nicht das gewöhnliche viel billigere phosphorsaure Natron vom Verkäufer benutzt worden ist.

Das Sedan-Panorama in Frankfurt am Main. (Mit Abbildung). Unter dieser Bezeichnung ist am 2. September v. J. in dem Palmengarten zu Frankfurt am Main ein Kunstinstitut eröffnet worden, welches in einem 1800 Quadratmeter großen Rundgemälde die denkwürdige Schlacht bei Sedan historisch-treu wiedergiebt. Das großartige Bild ist von Professor Louis Braun, München, in Verbindung mit dem Architekturmaler Frosch und Landschaftsmaler Biberbach mit künstlerischem Geschmack gemalt worden und nimmt unter den derartigen Kunstwerken Deutschlands vielleicht den ersten Rang ein.



Das Sedan-Panorama in Frankfurt am Main.

Beim Eintritt in den großen Rundbau, dessen Aeußeres den Lesern das nebenstehende Bildchen vorführt, befinden wir uns zunächst in einer Casematte, in der sich unseren Blicken ein Diorama darbietet. Es stellt am Ende des dunklen Ganges die Ruinen von Bazeilles, vom Mondlicht erhellt, dar. Von hier aus betreten wir das Podium des großen Panoramas, in welchem unter dem vollen Effecte des Sonnenlichtes das große Rundgemälde sich befindet. Wir stehen auf einem zwischen Frénois und Sedan gedachten, erhöhten Punkte und haben den Stand der Schlacht etwa um die vierte Nachmittagsstunde vor uns. Was in nächster Nähe an Erdreich, Bäumen, Sträuchern rc. zu erblicken ist, sind natürliche Gegenstände; wir können jedoch auch mit bewaffnetem Auge kaum unterscheiden, wo die Natur aufhört und das Gemälde beginnt. Im Vordergrunde erblicken wir die Vorstadt Tarcy, die Häusermassen von Sedan und hinter denselben am Horizont den Wald von Garenne, von dem sich, vertrieben durch die Abtheilungen des fünften und elften preußischen Armeecorps, französische Truppen auf die Festung zurückziehen. Auf der rechten Seite des Bildes sehen wir Balan, in welchem der Kampf noch in vollem Gange ist, die gegen Moncelle vorrückenden Reserven der Garde und der Sachsen, das brennende Bazeilles und die Dörfer Remilly und Port Maugy. Hinter den Batterien des zweiten baierischen Corps, welche ihre Feuerschlünde gegen Sedan richten, steht das deutsche Hauptquartier. Deutlich erkennt man hier den König von Preußen, Moltke und Bismarck, während der Kronprinz mit seinem Stabe, von einer kleinen Ulanenabtheilung begleitet, auf der Straße nach Cheviègne der Stelle zureitet, auf welcher der König steht. Moltke weist mit der Hand gegen Floing hin; hier, jenseits der Maas, stürmen gerade die Schwadronen der französischen Cavalleriedivision Marguerite über die Höhe herab; schon ist beim ersten Anreiten ihr Führer gefallen, und General Gallifet hat sich an die Spitze gestellt. Aber in einer halben Stunde wird sich die Bravour der Verzweifelten an den sicher feuernden Linien der preußischen und hessischen Schützen brechen und bald hierauf auf der Citadelle von Sedan die weiße Fahne erscheinen.

Das Gemälde giebt diese wichtigen Kämpfe, welche den Aufgang von Deutschlands neuer Größe bezeichnen, so wahrheitsgetreu wieder, daß, um ein Beispiel anzuführen, gelegentlich eines Besuches des Panoramas am 20. October vorigen Jahres Kaiser Wilhelm beim Anblick der Scenerie sich sofort zu orientiren wußte. — So möge denn dieses Institut Alle, die es besuchen, an die schweren Stunden des heiligen Krieges und an Diejenigen erinnern, die auf jenen Gefilden für Deutschlands Ruhm und Ehre ihr Blut vergossen!

Oeffentliche Danksagung. In Folge unseres Artikels „Die deutsche Nähmaschine" (Nr. 42, 1880), in dem einer unserer Mitarbeiter für diesen Zweig der inländischen Industrie eintritt, sah sich der neubegründete Verein der deutschen Nähmaschinen-Industriellen „Concordia" in der liebenswürdigsten Weise veranlaßt, uns mehr als fünfzig Nähmaschinen zur Vertheilung an unterstützungswürdige und -bedürftige Familien zur Verfügung zu stellen. Es waren namentlich Angehörige des Standes der Presse, also Schriftsteller-, Buchhändler- und Buchdruckerfamilien, welchen der obengenannte Verein seine Spende zugedacht hatte, und so haben wir denn diese von uns dankbarst angenommene menschenfreundliche und hochherzige Gabe nach bestem Wissen und Gewissen im Sinne der „Concordia" zur Vertheilung gebracht. Manches Haus des Elends und der verzweifelnden Armuth wurde durch das werthvolle Geschenk zu einer Stätte der Freude und der neuaufblühenden Hoffnung. Leider aber war die Zahl der Bittsteller größer, als unser Vorrath an Nähmaschinen es trotz der Liberalität der freundlichen Geber sein konnte, und wir sehen uns daher genöthigt, allen Denjenigen, welche auf ein Bittgesuch bis jetzt unsere Antwort nicht erhalten haben, zu erklären, daß ihr Anliegen zu unserem aufrichtigen Bedauern unberücksichtigt bleiben mußte.

Die Redaction der „Gartenlaube".

Die wohlfeile Lieferungsausgabe von Johannes Scherr's „Germania" (Stuttgart, Spemann), welche nunmehr seit Monaten vollendet vorliegt, giebt uns willkommene Gelegenheit, wiederholt auf dieses mit Recht so glänzend aufgenommene Werk zurückzukommen. Was übersichtliche Gliederung im Aufbau des interessanten Stoffes, lebendige Frische und Farbe in der Darstellung, vor Allem aber eigenartige Bedeutsamkeit des Gedankeninhalts betrifft, hat die Culturgeschichte wohl kaum ein Werk aufzuweisen, welches sich mit dieser Scherr'schen Schilderung zweier Jahrtausende deutschen Lebens messen könnte. Ausgehend von der Schilderung der dämmernden Ur- und Vorzeit, von den poesiedurchwebten Tagen unserer heidnisch-germanischen Vorfahren, führt uns das Scherr'sche Werk durch alle Entwickelungsstufen unserer Geschichte bis hinein in die ruhmreiche Gegenwart des auf den Feldern von Mars-la-Tour und Sedan erstandenen neuen deutschen Reiches und entrollt uns so ein farbenreiches Bild des geistigen und nationalen Werdens unseres Volkes. Ist es schon an und für sich ein volkspädagogisches Verdienst, einer Nation zur bessern Erkenntniß ihrer selbst den Spiegel ihrer Geschichte, zumal ihrer Culturgeschichte, vorzuhalten, so ist es ein doppeltes Verdienst, wenn es in einer Zeit geschieht, die sich von der idealen Beschäftigung ernster und verständnißvoller Geschichtsbetrachtung mehr und mehr ab- und der Lösung materieller Aufgaben fast ausschließlich zugewandt hat. Im Kampf und Lärm des täglichen Lebens, im unausgesetzten Ringen nach den Zielen, welche unsere Zeit uns vorgesteckt hat, sollten wir niemals vergessen, daß es gut, ja nothwendig ist, dann und wann im Streite zu ruhen und lernend und forschend zurückzublicken auf den Weg, den unser Volk bis heute, bis zu der Culturstufe, auf der wir es gegenwärtig finden, zurückgelegt hat. Diesem heilsamen Zurückschauen auf den bisher vollendeten Entwickelungsgang des deutschen Lebens dient, wie kaum ein anderes Werk, Johannes Scherr's „Germania". Kräftig und schneidig und doch anheimelnd und warm in Sprache und Ton, ist das Scherr'sche Werk ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes, und darum mag es auch an dieser Stelle dem deutschen Volke als eine gesunde Kost für Herz und Geist wiederholt empfohlen werden.

Kleiner Briefkasten.

J. Sch. in Lübeck. Folgende Mittheilung wird Sie interessiiren. „Der gewesene Assistent der Wiener Universitätssternwarte, Herr Eduard Glaser, wird demnächst in Mission des ‚Institut de France' eine Forschungsreise nach Arabien antreten. Die Reise wird sich über ganz Inner-Arabien von Hadramaut bis zum Lande der Wahabi erstrecken und rein geographischen Studien, archäologischen und linguistischen Forschungen dienen. Herr Glaser lebt seit November 1880 in Tunis, wo er sich vollständig acclimatisirt und die Kenntniß der arabischen Sprache angeeignet hat."

O. von M. in H—s. Wenn Sie dem Vereine für „Fremde in Noth" in London (vergleiche Nr. 15, 1881) eine Spende zuwenden wollen, thun Sie ohne Frage ein gutes Werk. Adressiren Sie: Herrn W. C. Laurie, 10, Finsbury Chambers, London Wall E. C.! Wollen Sie aber zugleich Ihre Bibliothek um ein stattliches Buch vermehren, so kaufen Sie das mit guten Photographien reich geschmückte „Tagebuch auf Reisen", herausgegeben zu Gunsten des Bazars für „The Foreigners in distress" von einem „Foreigner not in distress" (London, Kloßmann, Preis 20 Mark)! Das anspruchslos plaudernde Buch bildet eine Art Wegweiser durch die Sehenswürdigkeiten von Sicilien, Athen und Constantinopel und darf der guten Sache wegen, der es dienen will, immerhin der Beachtung empfohlen werden.

H. L. in Gk. Alles Schwindel, Buch und Mittel!

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Mutter und Sohn.

Von A. Godin.

(Fortsetzung.)

18.

Im Hause des Oberst Friesack, welcher das in S. garnisonirende Artillerie-Regiment commandirte, ward heute ein Familienfest gefeiert, als dessen Hauptpersonen zwei schlanke junge Männer galten. Nachdem der Champagner entkorkt, schenkte der Oberst ein und hob dann sein Glas, um mit dem älteren Gaste anzustoßen, der zwischen ihm und der stillvergnügten Hausfrau saß.

„Auf das Wohl unserer Absolventen, Herr Capellmeister!" sagte er und winkte den jungen Leuten zu.

Fügen warf einen stolzen Blick auf seinen Mündel. Etwas wie Vaterfreude schwellte ihm das Herz. Ein erstes, festes Ziel war mit Auszeichnung gewonnen worden, und wie sich auch die Zukunft gestalten mochte, das Bild des Jünglings paßte in den stolzesten Rahmen. Er dachte an Genoveva und freute sich des nahe bevorstehenden Wiedersehens mit doppelt frohem Bewußtsein. Während angeregtes Geplauder wie Funken hin und wieder flog, schweiften seine Augen immer wieder zu den neben einander sitzenden Freunden. Nun lag das weite, weite Leben offen vor dieser Jugend — dieser Jugend, die Flügel hatte. An Wind, sie zu tragen, würde es nicht fehlen, hoffte er — und gab es auch einmal Gegenwind, je nun, die Beiden waren stark und jung; sie erreichten dennoch ihre Ziele. Während Fügen's Optimismus solche Gedanken spann, war der Kaffee gebracht worden, und die Hausfrau zog sich zurück, nachdem sie die Tassen gefüllt und die Herren ihre Cigarren angeraucht hatten.

„Wir bitten um Urlaub, Papa," sagte Max Friesack. „Siegmund möchte in's Freie —"

„Sie werden es mir nicht übel nehmen, Herr Oberst, wenn ich jetzt schon aufbreche," warf Siegmund dazwischen. „Sie wissen ja, ich soll heute Abend spielen. Da möchte ich zuvor noch ein Stündchen wandern."

„Ist ja wahr," stimmte der Oberst zu. „Eigentlich ein starkes Stück, sich Morgens als Zögling der Schulweisheit und Abends als Adept der divina musica zu bewähren. Mußte denn die Aufführung Ihres neuen Opus gerade auf diesen Abend angesetzt werden, Herr Capellmeister?"

„Morgen beginnen unsere Ferien," antwortete Fügen, „es ist Vorschrift, das Prüfungsconcert am Vorabend zu geben. Soll mein Trio also heraus, so muß es heute geschehen, und das Zusammentreffen des Tages mit dem des Absolutoriums ist ein Zufall, nicht gerade erwünscht, aber auch nicht unüberwindlich. Ich habe nicht zugeredet —" schloß er mit lächelndem Blick auf Siegmund; „er ist ja durch keinerlei Verpflichtung gebunden, wollte aber von Aufschub nichts hören. Nun muß er zeigen, wie er sich aus der Sache zieht."

Ein flüchtiges Lächeln Siegmund's antwortete.

„So lob ich's mir," meinte der Oberst, als sich die Freunde verabschiedet hatten. „Wer wagt, gewinnt. Und daß Sie uns unter diesen Umständen heute keinen Korb gaben, lob' ich auch! Es hätte uns das einen gewaltigen Strich durch die Rechnung gemacht; Sie und Ihr Mündel durften uns doch bei der Feier dieser glücklich zurückgelegten Etappe unseres Max nicht fehlen. Er würde sie — davon bin ich überzeugt — keinesfalls so glorios erreicht haben, hätte er sich nicht während der letzten Jahre mit Ihrem Siegmund zusammengespannt. Jammerschade, daß die jungen Leute sich schon so bald trennen müssen. Aber vorerst bleibt Max wohl noch hier und tritt in das Regiment; bis er zur Kriegsschule abgeht, dauert es noch ein rundes Jahr; wie ich höre, soll Ihr Mündel aber jetzt nach Wien oder Paris zur weiteren Ausbildung?"

Ein leichter Schatten ging über Fügen's Gesicht.

„Darüber soll erst beschlossen werden, wenn wir mit Frau von Riedegg nächstens Concil halten."

„Apropos," fiel der Oberst ein; „Frau von Riedegg! Da möcht' ich Sie etwas fragen. Siegmund zeigte mir heute sein Absolutorium, und ich wunderte mich, ihn dort als Siegmund Riedegg vermerkt zu finden. Ich dachte immer, er sei von Adel? Es giebt bei uns eine alte Familie des Namens — freilich auf halbem Aussterbe-Etat, so viel ich mich entsinne, und weil es immer hieß: Frau von Riedegg, wenn dann und wann von der Mutter die Rede war —"

„Nur in Folge der landesüblichen Gewohnheit," sagte Fügen. „Aber entschuldigen Sie meinen Aufbruch, Herr Oberst!" fügte er, indem er sich erhob, schnell hinzu. „Ich vergaß in Ihrer angenehmen Gesellschaft die Zeit; es giebt noch mancherlei für den Abend zu ordnen." — —

Die jungen Männer waren inzwischen durch die Anlagen bergaufwärts gewandert. Es war herbstlich kühl; die Sonne neigte sich zum Untergang. Sie ließen sich auf einer in halber Höhe angebrachten Bank nieder und blickten hinab auf die vom Abendschein beglänzte Stadt. Die goldenen Spitzen der Thürme flammten, und der wilde, lichtgrüne Gebirgsstrom blitzte zwischen den Häuserreihen auf. Stolz und leuchtend lag die alte Fürstenstadt inmitten herrlicher Berge und Wälder, die der Herbst vergoldete.

„Ich bin doch froh, noch hier zu bleiben," sagte Max Friesack, „bliebst Du nur auch! Weißt Du, ich freue mich auch so auf

Alles, was jetzt kommt. Nichts Schöneres als solch ein frisches, fröhliches Soldatenleben, und früher oder später giebt's gewiß auch einen Krieg. Da müßtest Du dabei sein, Siegmund! Wenn ich Dich so ansehe, den Prächtigsten auf der ganzen Welt, will es mir nicht in den Kopf, daß Du nichts weiter verrichten sollst, als Clavierspielen und Noten kritzeln. Nimm's mir nicht übel — ich höre Dir ja für mein Leben gerne zu, aber so Einer wie Du müßte Soldat werden!"

„Du meinst?" sagte Siegmund, indem er seinen Freund einen Augenblick ernsthaft ansah. Dann stand er auf. Die hohe, fest aufgebaute Gestalt, der edel schöne Kopf gaben seiner Erscheinung trotz ihrer Jugendlichkeit etwas Imposantes, Etwas, dem der von Max gebrauchte Ausdruck entsprach: er sei „der Prächtigste".

Noch heute war der elastische Körper fein und schlank, aber die Nervosität des Knaben war geschmeidiger Kraft gewichen. In den geistreichen, bald scharf, bald mild blickenden Augen lag viel Festigkeit.

Er blickte schweigend hinab in's Thal.

„Dazu könnte Rath werden," sagte er.

„Was sprichst Du da!" rief Max, der nun auch aufsprang. „Habe ich recht verstanden? Du wolltest — Du würdest — so sage doch!"

„Ich kann Dir nichts sagen, als daß wir möglicher Weise beisammen bleiben."

Plötzlich erklangen Stimmen von der Höhe. Unwillkürlich blickten beide Freunde gleichzeitig aufwärts. Dann ein leises, silberhelles Lachen, und im nächsten Moment flog eine leichte Gestalt wie ein Vögelchen niederwärts, dem Vorsprung entgegen, der die Ruhebank trug. Die kleinen Füße schienen den Boden kaum zu berühren, bis ein unter ihnen fortgleitender Stein ihren Lauf plötzlich hemmte und das Mädchen auf die Kniee sank.

Siegmund, der nahe stand, sprang hinzu und half der in erster Bestürzung regungslos gebliebenen Kleinen sich zu erheben. Kaum hatte er aber das zarte Figürchen berührt, als es schon federleicht aufgesprungen war. Goldig braune, noch ein wenig erschrockene Augen blickten ihm entgegen. Der allzu rasche Lauf mochte das etwa zwölfjährige Mädchen wohl ein wenig betäubt haben; denn als es wieder aufrecht stand, entglitt der kleinen Hand zuerst ein Genzianensträuß, dann das Strohhütchen, welches der Kleinen am Arme gehangen. Als Siegmund ihr Beides reichte, sagte sie freundlich:

„O danke! wie ungeschickt ich bin! wenn das Mama gesehen hat!" Sie warf einen bestürzten Blick hinter sich. „Es war so prächtig, von ganz oben her in einem Zuge herunterzulaufen — wir haben daheim keine Berge. Nur wußt' ich nicht, daß es hier auf einmal rechtsum geht; wir sind von der Festung her nach dem Aussichtsplatze gekommen — da ist Mama."

Das zutrauliche Geplauder verstummte, als ein Herr und eine Dame auf dem niederwärts führenden Pfade sichtbar wurden; die Haltung des kleinen Mädchens ward plötzlich eine andere, und die kindliche Grazie verwandelte sich in die Grazie guter Manieren.

„Margarita," sagte die Näherkommende, ohne im Geringsten die Stimme zu erheben, doch lag etwas in dem Tone, was das Mädchen, sichtlich verschüchtert, dicht an die Seite der Mutter huschen ließ.

Siegmund trat einen Schritt zurück, neben Max, um den Weg frei zu lassen, und beide junge Männer lüfteten den Hut. Während der mit einem Officierspaletot bekleidete Fremde den Gruß durch flüchtige Berührung seiner Mütze gleichgültig erwiderte, hatte der Blick, mit dem die Dame Siegmund gestreift, plötzlich einen eigenthümlich forschenden Ausdruck angenommen, der ihn zu befragen schien: wer bist Du?

Seine Augen hafteten während der kurzen Zeit des Vorübergehens auf diesem ihm völlig fremden, nicht jugendlichen, aber schönen Gesichte, das so kalt aussah und ihm doch etwas zu sagen schien, das er nicht verstand.

„Kennst Du diese stolze Semiramis?" fragte Max sehr erstaunt, nachdem die Gruppe der Fremden aus dem Gesichtskreise der jungen Leute verschwunden war.

„Nein," erwiderte Siegmund, dessen ernste Augen noch immer in die gleiche Richtung hinausträumten.

„Um so sicherer kennt sie Dich. Wie sie Dich betrachtete! Mir schien, sie wechselte sogar die Farbe."

„Ich kenne sie nicht," wiederholte Siegmund und warf den Kopf zurück, wie es seine Art war, wenn er Störendes abschütteln wollte. „Hoffentlich ist es kein böser Blick gewesen!" fügte er lächelnd hinzu.

„Oder das kleine holde Ding hat für den bösen Zauber einen Gegenzauber gestiftet," scherzte Max; „er hängt Dir in sichtbarer Gestalt ganz dicht am Herzen."

Siegmund's Blick folgte demjenigen des Freundes und — siehe da! eine tiefblaue Genziane, die sich aus dem Strauße des Kindes gelöst hatte, war an einem Knopfe seines Ueberziehers hängen geblieben.

„Die blaue Blume!" sagte er heiter, indem er das Zweiglein im Knopfloche befestigte. „Sie soll mir Glück bringen, wenigstens für den heutigen Abend." — — —

Der heutige Abend — es wäre schwer zu sagen, wer ihm mit größerer Erregung entgegensah: Meister oder Schüler. Obgleich guter Erfolg für den sorgfältig vorbereiteten, sehr talentirten Debütanten in ziemlich sicherer Aussicht stand, war und blieb doch Siegmund ein Neuling und sollte sich vor einem Publicum bewähren, das nicht nur gewohnt war, feine und scharfe Kritik zu üben, sondern voraussichtlich an den außer der Competenz des Institutes Stehenden besonders strengen Maßstab anlegen würde; denn Siegmund gehörte nicht zu den eingereihten Schülern des Instituts und hatte nur dann und wann, bei Anlaß der intimen Aufführungen, einen kleinen Part durchgeführt. Der Beschluß, daß er vor Ende seiner Gymnasialjahre nicht öffentlich auftreten solle, war streng aufrecht erhalten worden.

Fügen nahm heute seinen Tactstock mit innerlicher Unruhe zur Hand und bedurfte einer gewissen Willensanstrengung, um den ersten Theil des Programms, an dem Siegmund keinen Antheil hatte, mit gewohnter Sicherheit zu dirigiren; denn seine Gedanken eilten diesem Theile voraus, dem Momente entgegen, wo Siegmund's Debüt beginnen sollte.

Der junge Künstler begab sich erst spät, als die Zeit seines Auftretens heranrückte, in das Nebenzimmer des Saales, welches für die Musiker reservirt war. Die Pause war beinahe zu Ende. Fügen eilte dem jungen Manne hastig entgegen.

„Wo bleibst Du?" rief er vorwurfsvoll.

„Was soll ich hier?" sagte Siegmund. „Zuhören?"

„Bist Du in Stimmung? Gieb mir einmal Deine Hand! Keine kalten Finger — gut!"

Der junge Mann lächelte, trat an die Verbindungsthür und warf einen Blick in den bis zum letzten Platz gefüllten Saal. Sein scharfes Auge durchforschte die ersten Sitzreihen links; dort pflegte auswärtigen Gästen von Rang der Platz angewiesen zu werden. Ein Schatten von Enttäuschung ging über sein ausdrucksvolles Gesicht; fast in demselben Moment empfand er aber, wie sonderbar es sei, daß er in dieser Stunde, welche er zu den wichtigsten Perioden seines Lebens rechnete, nach Fremden ausgeschaut. Und nun erschien es ihm als unbegreifliche Kinderei, daß er dem Scherzworte des Freundes Folge gegeben und die Genziane des Nachmittags wirklich gleich einem Talisman bei sich trug. Im Begriff die halbwelke Blume abzustreifen, erfaßte ihn plötzliche Zerstreuung. Er wähnte zwei Augen auf sich gerichtet zu sehen — das waren aber nicht die braunen lachenden Augen des Kindes, sondern die forschenden tiefblauen Augen der Frau, welche ihm heute begegnet.

Das Anklingen einer Saite hinter ihm rief alle Träumereien zur Ordnung. Siegmund's Partner, der Violonist, gab sich das „La" an.

„Vorwärts!" sagte Fügen, im Begriff, an sein Pult zurückzukehren, um das sich die Orchestermitglieder schon geschaart.

Die drei Solisten folgten ihm auf dem Fuße. Als Siegmund sich vor dem Publicum verbeugte, fühlte er sich merkwürdig ruhig und erwartete ganz gelassen den Moment, wo der erste Accord des Flügels einzugreifen hatte. Seine Augen schweiften noch einmal über den Saal hin; er fühlte sich vollkommen Herr seiner selbst, und die Fähigkeit, sich zu concentriren, welche eine seiner individuellsten Eigenschaften war, verbannte jeden Rest von Aufregung. So begann er also muthig die ihm für heute Abend gestellte Aufgabe, und sobald er die Tasten berührt hatte, vertiefte er sich ganz und gar in sein Spiel.

Fügen's neues Werk brachte die ihm eigene Begabung entschiedener zum Ausdruck, als irgend eine seiner früheren Compositionen. Schon die romanzenartige Melodie des ersten Satzes, in

welchem die Saiteninstrumente, von ausdrucksmächtigen Accorden des Flügels begleitet, wie Gesang hintönten, weckte großen Beifall. Das lieblich beginnende, feierlich prächtige Andante, welches Siegmund die erste Stimme gab, riß die Zuhörer noch lebhafter hin, und die wetterleuchtende Gewalt des Finale weckte einen wahren Sturm von Applaus.

Dreimal zurückgerufen, ward Siegmund, nachdem er in das Zimmer der Musiker zurückgekehrt, von Glückwünschenden umringt. Gönner und Neider — Alle äußerten sich lebhaft über den großen Erfolg, welchen der Debütant gewonnen. Er athmete hoch auf, als der Beginn der nächsten Nummer Alles in den Saal zurückeilen ließ und er sich allein fand. Seine klopfenden Pulse ließen ihn nicht ruhig auf einer Stelle weilen; er ging erregt auf und nieder, warf sich aber endlich doch in einen Sessel, in welchem er, tief in Gedanken, das Ende des Concertes erwartete, um dann mit Fügen nach Hause zu gehen.

Das Programm näherte sich seinem Schluß. Während der zwischen die beiden letzten Nummern fallenden Pause ließ nahes Stimmengemurmel Siegmund aufblicken. Zwei Herren standen mit dem Rücken gegen das Zimmer unter der halboffenen Saalthür und unterhielten sich. Beide waren Siegmund als Musikfreunde bekannt, namentlich der Aeltere, welcher bei Fügen häufig aus und ein ging. Obgleich die beiden Herren ihre Stimmen dämpften, vernahm Siegmund in der tiefen Stille, die ihn umgab, doch jedes Wort. Sie sprachen über sein Spiel. Er wurde dunkelroth und änderte seine Stellung.

„Ganz vortrefflich!" sagte der Eine enthusiastisch. „Nicht wahr? Wie zart kam jede Feinheit heraus; nicht die leiseste Nüance ging verloren. Dieser junge Mensch wird noch einmal von sich reden machen."

„Hm," warf der Aeltere hin, „fanden Sie nicht bei alledem den Vortrag ein wenig conventionell? Das heutige Ensemble kann nicht als Maßstab gelten; ich hörte den jungen Riedegg aber wiederholt im Fügen'schen Hause spielen — Beethoven, auch Chopin, und jedesmal hatte ich gleichen Eindruck wie heute: mir wäre bei solcher Jugend ein weniger geschmackvoller Vortrag lieber; spürte man statt dessen nur etwas von dem Ungestüm, von dem dunklen Vorwärtsdringen, das den Anfänger vom beginnenden Virtuosen unterscheidet!"

„Aber ich bitte Sie —"

„Sie haben Recht in Allem, was Sie sagen wollen — ich habe aber auch Recht. Wir hörten einen trefflichen, einen ganz vorzüglichen Schüler des Meisters — diesen Meister wird er aber nie erreichen."

Der vorgeneigte Kopf des im Schatten sitzenden Lauschers senkte sich tiefer, als der eben einfallende Schlußchor das Gespräch abschnitt. Einige Minuten nachher stand Siegmund rasch auf, nahm seine Noten unter den Arm und verließ das Haus.

Das schwache milde Licht des Neumondes begegnete seinen heißen Augen; hell und still lag die Straße vor ihm, welche von hier in gerader Richtung nach Fügen's Wohnung führte. Auf dem Platze vor dem Conservatorium zeichneten sich die dunklen Silhouetten wartender Wagen ab, von schwatzender Dienerschaft umgeben. Siegmund wandte sich nach links und ging raschen Schrittes dem Quai zu. Dort war es tief einsam, und vom Strome her wehte scharfe Luft. Der späte Wanderer nahm den Hut ab und ließ den kühlen Wind durch seine Haare spielen, während er zwischen den schlanken jungen Bäumen der Uferanlagen auf- und niederging. Das that ihm wohl, ebenso das Schäumen und Brausen, mit dem das Wildwasser unaufhörlich gegen die Pfeiler der Bogenbrücke schlug.

Das wie Silber und Perlen auf dem Wasser zitternde Licht, so hold es war, sagte ihm nichts in dieser Stunde; sie war ihm keine Stunde der Träume. Jenes starke, wilde und dennoch rhythmische Brausen stimmte aber mit den Schlägen seines Herzens überein. Was er seit Monaten schweigend in sich getragen und durchgekämpft, forderte heute feste Gestaltung von ihm, und er war auch schon mit sich einig. Loszulassen, was als heißer Kämpfe werth erfunden worden, ist aber furchtbar schwer, bleibt selbst dann ein Schmerz, wenn es um des erkannten Besseren willen aufgegeben wird. Der alte Hang, zu dem er seit frühester Kindheit geneigt, packte Siegmund eben jetzt wieder mit so leidenschaftlicher Gewalt, daß er empfand, er müsse das beschlossene Loslassen ohne längeres Zögern zur That beschleunigen. Er hob plötzlich den Kopf. Sein Auge traf die gewaltigen Contouren des Gebirges, das sich, scheinbar näher gerückt, geheimnißvoll und majestätisch gegen den blassen Himmel abzeichnete. Wie anders dessen Formen, als die seiner heimathlichen Gipfel! Und doch mahnten ihn die dämmerigen Riesenhäupter an seine geliebte Heimath, an die theure Gestalt, welche höher und herrlicher in seiner Seele stand, als Alles, was auf Erden aufragte, höher sogar, als sein Ideal, die Kunst!

19.

„Endlich!" rief Fügen dem Eintretenden etwas unwirsch entgegen. „Wo um Alles in der Welt hast Du gesteckt, Junge? So durchzubrennen — mir nichts dir nichts! Und der Max hat Dich gesucht wie eine Stecknadel und war sehr üblen Humors, daß Du nirgends auszumitteln warst. Die Resi gar, sammt ihren gebratenen Enten! Willst Du von der in den nächsten acht Tagen ein gutes Gesicht schauen, dann mußt Du mindestens eine doppelte Portion aufspeisen. Gelt, Resi?"

Das runzlige Gesicht der Alten, welche eben mit der duftenden Schüssel eintrat, trug wirklich einen verdächtigen Ausdruck, doch schmolz der harte Blick, mit dem sie ihren jungen Herrn begrüßte, bei seinem Anblick sofort dahin. Er war ja ihr Herzblatt.

„Ist's denn erhört?" murrte sie vorwurfsvoll, „so erhitzt, und damit herum rennen bei dem Wind! Wenn der Herr Siegmund morgen stockheiser sind, kann er sich dafür bei sich selber bedanken, und wenn er jetzt halb verbrogelte Enten kriegt — na, meine Schuld ist's nit."

Der Gescholtene nickte ihr begütigend zu und setzte sich schweigend an seinen gewohnten Platz. Fügen warf einen kurzen, festen Blick auf ihn und begann in seiner lebendigen Weise von Diesem und Jenem zu plaudern, bis die kleine Mahlzeit erledigt war und Resi eine Bowle heißen Glühweines auf den Tisch gestellt hatte. Der Hausherr füllte die Gläser.

„Ziert gleich Bescheidenheit den Mann wie den Jüngling," sagte er, „so laß uns doch unter vier Augen anstoßen — auf unser heutiges gutes Glück!"

Siegmund erröthete lebhaft.

„Ich bin beschämt," sagte er, während die Gläser zusammenklangen; „verzeihen Sie mir, lieber Meister, daß ich Ihnen nicht eher Glück wünschte zur glänzenden Aufnahme Ihres Werkes!"

„Das namentlich Dein Spiel zu dem schuf, was es bedeuten soll und kann."

„Sie waren zufrieden?" fragte der junge Mann zögernd.

„Das fragst Du? Wenn unser Publicum zufrieden ist und das so nachdrücklich äußert, sollte ich meinen, auch Du dürftest befriedigt auf den Erfolg blicken, den Dir der Abend gebracht."

Siegmund's Augen verschleierten sich einen Moment; dann wurden sie weit.

„Dieser Abend hat mir Anderes gebracht," sagte er fest. „Wollte ich sagen: Erkenntniß, so wäre das falsch; denn diese kam mir längst, aber er hat mir einen Entschluß gebracht."

Fügen's gespannter Blick begegnete dem des Jünglings, doch äußerte er kein Wort, bis Siegmund langsam, nachdenklich hinzusetzte:

„Meine Zukunft kann nicht der Musik gehören —"

Des Meisters Brauen rückten dicht an einander.

„Und weshalb nicht?" sagte er in einem Tone, dem anzuhören war, wie sehr er sich zusammennahm.

„Weil ich begriffen habe, was ich mich lange sträubte zu begreifen: daß mir Grenzen gesteckt sind, über die ich nicht hinaus kann, wenn ich auch jeden Blutstropfen, jeden Nerv einsetze. Musik ist mir ja der Gipfel des Lebens, aber meine Kraft trägt mich nicht dort hinauf, und doch habe ich Kraft und Willen und Muth gleich Anderen, mehr vielleicht als Viele. Das ist es gerade. Alles Herrliche, was Sie, Meister, wollen und erreichen, das vollbringen Sie doch auch nur als ein Mensch — ich sehe das und kann mich daneben des eigenen Thuns nicht freuen. Was ich je componirt, es ist vielleicht correct, vielleicht melodisch; Sie lobten Manches — die eigenste Kraft, die ich in mir spüre, die kommt nicht darin zum Ausdruck. Unter der Linie dessen zu bleiben, was meine Zeitgenossen bei gleichem Streben vermögen — damit mag und kann ich mich nicht begnügen; es genügt mir nicht, ewig nur ein Virtuose zu sein."

„Virtuose!" unterbrach ihn Fügen unwillig, „welches Wort, und wie Du es aussprichst! Hab' ich Dich etwa zum Virtuosen erzogen? In Einem hast Du Recht: ich leugne Dir nicht, daß wirkliche Schaffenskraft Dir fehlen mag. Giebt es aber keine anderen Ziele für Dich als die Composition? Liebtest Du die Musik so, wie Du sagst, dann könntest Du nicht ohne Weiteres hinfahren lassen, was bisher die Angel Deines Lebens schien. Gerade heraus: was Dich abtrünnig macht, ist nichts und aber nichts, als Dein Ehrgeiz. Du magst Dich nicht begnügen, ein Theil des großen Ganzen zu sein, wenn dies auch Deinem eigenen Bewußtsein das Ideal repräsentirt. Die Mission, dem Großen, was Andere geschaffen, zur herrlichen Entfaltung zu verhelfen, dünkt Dir zu gering für Deine persönlichen Ansprüche. Ob ich das gut heißen kann, steht aber hier nicht in Frage; ich möchte Keinen zu einem Priesteramte überreden, am letzten einen Deines Gleichen."

Er sprang auf und ging, die Hände auf dem Rücken, eiligen Schrittes hin und wieder. Plötzlich stand er vor Siegmund still, der unbeweglich geblieben, und sagte schroff:

„Nachdem Du, so ganz auf Dich gestellt, Deine bisherigen Zukunftspläne aufgegeben, möcht' ich Dich fragen, ob Du vielleicht schon einen anderen im Sinne hast?"

„Ja," sagte der junge Mann; „ich möchte Officier werden."

„Was?!" rief Fügen in entrüstetem Tone.

Siegmund erhob sich. Er war bleich geworden; sein geistvolles Auge blickte fest.

„Wollen Sie mich anhören, lieber Meister?" sagte er mit etwas bewegter Stimme. „Ich vermuthete wohl, daß Sie zürnen würden; nur deshalb mochte ich nicht voreilig über Gedanken reden, die mir seit langer Zeit im Kopfe herumgehen. Ja! ich bin ehrgeizig, wenn auch nicht in dem Sinne, wie Sie das Wort nehmen, und ich verdiene darum nicht, von Ihnen geringer geachtet zu werden. Nicht um meinetwillen sehne ich mich hoch zu steigen. Als ich mich zum ersten Mal von meiner Mutter trennen mußte, habe ich ihr das Gelübde gethan, sie solle dereinst stolz auf mich werden. Und so weit meine Kräfte reichen, soll sie es werden in jedem Sinne! Sie wissen, wie groß meine Mutter denkt. Gleich einer Fürstin steht sie unter den Menschen, und welchen Platz nimmt sie ein? Ich habe, seit ich bei Ihnen lebe, manche Frau gesehen — ihres Gleichen sah ich nicht. Und sie lebt in Abhängigkeit. Wenn Ihr mir das auch nicht sagt, ich weiß es längst. Um meinetwillen, um reichlicher für mich sorgen zu können, hat sie ihre Freiheit aufgegeben; denn besäße sie Freiheit, zu thun oder zu lassen, was sie wünscht, dann blieben wir nicht getrennt, wir, die einander über Alles lieben, über Alles auf der Erde. Ich soll nicht mit eigenen Augen sehen, was Alles sie erträgt, vielleicht in Aussicht auf ein Erbtheil, das auch wieder mir zu Gute kommen soll. Oder wissen Sie es anders?"

„Ich weiß nichts, am wenigsten, wohin Du mit Alledem hinaus willst," sagte Fügen voll mühsam bekämpfter Ungeduld.

„Ja," nickte Siegmund gedankenvoll, „wer wagte auch, sie um etwas zu fragen, das sie verschweigen will? Wie oft hingen mir Fragen und Bitten schon auf der Lippe und durften doch nicht zu Worte kommen! Was hätte es auch geholfen! Ich war und bin ja nichts. Aber die Zukunft ist mein. Ich will und werde ihr den Platz schaffen, der ihr gebührt — das ist mein Ehrgeiz. Und deshalb will ich Officier werden."

(Fortsetzung folgt.)

Seelöwen.

Ein Thierbild von G. Mützel.

Die Seelöwen* und ihre Vettern, die Seebären, gehören zu denjenigen Thieren, die seit lange sprüchwörtlich im Volksmunde leben; ihre gerüchtweise bekannt gewordenen Eigenschaften gaben mannigfache Veranlassung zu bildlichen Redensarten, aber wir kannten diese Könige der See eben nur von Hörensagen, und erst seit einigen Jahren haben wir in Berlin Gelegenheit, uns einerseits von der Richtigkeit der Redensarten „er brüllt" und „er plantscht (im Wasser) wie ein Seelöwe" zu überzeugen und andererseits die wohlwollend-schmollende Bezeichnung für nicht ganz leichtumgängliche Freunde „alter Seebär" als wohlbegründet zu erkennen, eine Bezeichnung, die man bekanntlich an manchen Orten einem tölpelhaft-polternden, rasch und gern opponirenden, aber zuletzt doch nachgiebigen gutherzigen Menschen anzuhängen liebt. Seit dem Jahre 1876 bewohnt nämlich ein Seelöwe unseren zoologischen Garten und läßt uns seine Brüll-, Schwimm- und Kletterkünste bewundern.

Wie er sich nun hier, in seiner neuen Heimath, unter Director Bodinus' sorgsamer Obhut benimmt, davon hat die „Gartenlaube" schon früher (Jahrg. 1876, S. 881) ihren Lesern berichtet; auch hat sie eine Beschreibung der äußeren Erscheinung der Thiere nach den in dem Hamburger zoologischen Garten untergebrachten californischen Seelöwen gegeben. (Vergl. Jahrg. 1875, S. 506.) Unser heutiges Bild zeigt nun Seelöwen in verschiedenen Bewegungen und Körperlagen, die sorgfältig gewählt sind, um eine Vorstellung von dem gesellschaftlichen Zusammenleben dieser Thiere in der Freiheit zu geben. Ich kann mich im Hinblick auf jene früheren Schilderungen heute bei der Aufzählung der besonderen Merkmale derselben kurz fassen.

Die Seelöwen gehören bekanntlich zu der Familie der Ohrenrobben, die sich durch das Vorhandensein freier Ohrmuscheln von den beiden andern Familien der großen Ordnung der Robben, den Seehunden und den Walrossen, unterscheidet.

Neben dem Vorhandensein der Ohren ist es, bei der Vergleichung mit dem Seehunde, vorzüglich der abweichende Bau der Füße, der auch dem Laien sofort auffällt, und die ungemeine Beweglichkeit des Seelöwen, die auf ein vom Seehunde ganz verschiedenes Thier schließen lassen. Während bei dem Letzteren die Vorderfüße völlig freie, bis an die starken Krallen dicht behaarte Zehen zeigen, die nur unter einander durch kurze Schwimmhäute verbunden sind, sehen wir an den Ohrenrobben die Zehen des ganzen Vorderfußes, deren erste bei weitem die längste ist, von einer gemeinschaftlich alle bedeckenden schwarzen Haut überwachsen, welche die Zehenspitzen weit überragt und auf der man kaum die Spuren der ganz verkümmerten Krallen bemerkt. Der Haarwuchs erstreckt sich wenig über die Mittelhand. Es bilden so die Vorderfüße große dreieckige Flossen. Die Thiere vermögen ihre Hinterfüße nach allen Richtungen hin zu bewegen, sie beim Ruhen unter den Leib zu schlagen und beim Erklettern der Uferfelsen ihrer Wohngebiete als höchst praktische Werkzeuge auf das Ausgiebigste in jeder Weise zu verwenden. Auch an ihnen reichen die Flossenhäute und -Lappen weit über die Zehen hinaus. Ebenso charakteristisch wie die Füße ist bei der Erscheinung des Seelöwen der Hals. Er ragt weit zwischen den Schultern hervor und erscheint, wenn ausgestreckt, schlank und unendlich bewegungsfähig. In der Ruhe jedoch liebt es das Thier, den Kopf bis dicht an die Schultern heranzuziehen. Die Halswirbelsäule nimmt dadurch eine schwanenhalsartige Form an, die sich jedoch in den zusammengezogenen mächtigen Speckmassen verbirgt, welche sie und ihre Muskulatur umgeben und eine kolossale faltige Wulst bilden.

Das Ohr, von dem die Familie ihren Namen trägt, bildet eine kleine, walzenförmige Düte, deren Spitze eine Viertelsdrehung nach außen macht. Die Ränder, der innere und äußere, liegen dicht auf einander und werden durch das Thier beim Tauchen wasserdicht geschlossen. Die Ohren sind sehr klein, messen beispielsweise bei einem zwei Meter langen Thiere nur drei Centimeter. Schöne große Augen zieren den Kopf, und ein mächtiger Schnurrbart, von dicken Borsten gebildet, schmückt die Oberlippe; ein gefahrdrohendes Raubthiergebiß bewehrt die kräftigen Kiefer, und kurzes ungeflecktes, graubraunes, an Hals, Bauch und Gliedmaßen schwarzes Haar bedeckt den Körper, welcher in einen kurzen Schwanz endigt.

Die Körpergröße ist sowohl bei den Arten wie auch bei den Geschlechtern verschieden. Während die Männchen der von Steller beobachteten Seelöwen bis zu 5 Meter Länge bei einem Gewicht von 10 Centnern erreichen, überschreiten andere Arten, sowohl die

* Der Name des Seelöwen rührt von der südlichpolaren Art dieser Thiere, der Mähnenrobbe, her. Nicht nur ein helles, gelbbraunes Fell zeichnet dieselben aus, sondern die alten Männchen haben auch wirklich vom Kopfe bis zur Rückenmitte einen breiten mähnenartigen Haarkamm, der jedoch mit der Mähne des Königs der Thiere nur eine äußerst schwache Aehnlichkeit hat.



Die Seelöwen.

Originalzeichnung von G. Mützel.

im Norden lebenden, wie die den Süden bevölkernden, das Maß von $2^1/_2$ Meter nur um ein Geringes.

Die Weibchen hingegen haben nur in seltenen Fällen mehr als die Hälfte der Länge und den vierten Theil des Gewichts der Männchen. Das Wohngebiet der Seelöwen begreift den ganzen stillen Ocean ein. An allen Küsten und auf den Inseln sowohl denen des südlichen und nördlichen Eismeeres, wie denen der Aequatorländer finden sie sich vor. Meist halten sie ständig dieselben Wohnplätze ein, und nur zu bestimmten Zeiten werden Massenwanderungen nach ihnen angenehmeren, weit abgelegenen Inseln unternommen.

Für gewöhnlich lebt eine größere nach Hunderten zählende Gesellschaft, die aus einzelnen Familien besteht, nachbarlich bei einander. Der Familienvater, das große alte Männchen, hält mit Strenge darauf, daß nicht fremde Eindringlinge ihm seine Familienruhe und sein Fischereigebiet beeinträchtigen. Wie ein Sultan lebt er unter seinen Frauen und Kindern, und der von ihm gewählte Wohnplatz bildet den Harem, in welchem eine Anzahl Sultaninnen sich ihres Daseins freuen. In friedlicher Ruhe und unter den täglichen Beschäftigungen des Nahrungserwerbes fließt der Gesellschaft der größere Theil des Jahres dahin.

Bei den Massen von Nahrung, die so große Thiere bedürfen, finden die bei einander wohnenden Hunderte nicht immer in der Nähe der Küste eine genügende Menge ihnen zusagender Beute, sondern müssen oft die hohe See zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse aufsuchen. Nicht nur sind es Krebse, Fische und Muschelthiere, welche das tägliche Brod der Ohrenrobben bilden, selbst Wasservögel gehören zu ihren gewöhnlichen Speisen. Vorzugsweise sind es Pinguine und Möven, deren sie sich, so unglaublich dies scheint, leicht bemächtigen. Die Freßgier der letzteren wird ihr Verderben, und als Opfer einer besonderen List fallen sie den Seelöwen zu.

Scammon beobachtete nämlich, wie Seelöwen, um fliegende Möven anzuködern, vorsichtig an einer Stelle der Oberfläche des Wassers erschienen, jedoch nur die Nasenspitze herausstreckten und, durch geschickte Anwendung ihrer Schnurrhaare das Wasser kräuselnd, die Begehrlichkeit der fliegenden Vögel reizten. Diese Möven, hoffend eine angenehme Beute erhaschen zu können, werfen sich mit Macht herab, um sich ihrer zu bemächtigen — einen Augenblick später fühlen sie die Zähne des Listigen; sie sind ergriffen, werden unter das Wasser gezogen und verspeist. Neben der großen Menge von Nahrung, die täglich auf zwanzig Kilogramm pro Kopf zu veranschlagen ist, halten unsere Seelöwen es immerhin für nöthig, eine Anzahl Steinchen bis zu Pfundschwere zwischendurch zu verschlucken. Auch der Seelöwe will sein Compot zum Fleisch, welches ihm wohl die Verdauung befördern hilft.

Mit diesen gemeinschaftlichen Jagden, an denen Alt und Jung gleichmäßig theilnehmen, verbinden sich auf's Natürlichste die harmlosen Spiele der Jungen, sowohl unter einander, wie mit ihren Eltern. Da giebt es kein Hinderniß, das die Fröhlichkeit auch nur im Mindesten stören könnte; denn Wetter und Wind, Sonnenschein und Regen, Sturm und Windstille, Frost und Hitze, glatte See und Meeresbrausen sind diesen Thieren vertraute Sachen. Sie, deren natürliches Element das Wasser ist, welches sie in vollendetster Weise beherrschen, die wenige Monate alt schon eine lange Seereise gemacht haben, sie bewegen sich mit einer Leichtigkeit in den Wellen, in welcher sie wohl kaum von anderen Thieren übertroffen werden, da sie im Stande sind, zwei Minuten lang sich unter Wasser zu bewegen, ohne neuen Athems zu bedürfen. Je toller das Wogengebraus, desto höher die Lust, desto mehr werden ihre Bewegungen durch das schäumende Element unterstützt. Wie Pfeile durchschneiden sie das Wasser; mit weit vorgestrecktem Kopfe und langem Halse, hartanliegenden Vorderflossen, nur mit den Hinterfüßen rudernd, schießen sie mit schwach schlängelnden Bewegungen des Leibes durch die Fluthen.

Langsam entsteigen sie, nachdem sie ihre Lust an tollem Spiel gesättigt, dem Wasser; das Haar, durch die Feuchtigkeit dicht an den Leib gedrückt und dunkler gefärbt, giebt dem Körper ein glattes, wie polirtes Aussehen. Großen Landschnecken gleichend, bewegen sie sich schwerfällig den Lagerplätzen zu, wo sie, nachdem sie sich mehrfach geschüttelt, um das Wasser aus dem Felle zu entfernen, sich niederthun und es nun dem Winde und der Sonne überlassen, sie völlig zu trocknen.

Nachdem das Kriechen und Klettern über und zwischen einander zum großen Theil sein Ende erreicht hat — ganz hört es ja nie auf — sucht jeder sich die Lage zu verschaffen, die seinem augenblicklichen Wunsche angemessen ist und den räumlichen Verhältnissen entspricht. Die alten Männchen halten auf hervorragenden Punkten Wache, und in ihrem Schutze genießt die Heerde der begehrten Ruhe. Diese Ruhe ist jedoch keine lautlose; im Gegentheil tönt aus der großen Masse unausgesetzt ein scharfes, kalbartiges Blöken, welches von den einzelnen in kurz abgesetzten Stößen schnell hinter einander wiederholt wird. Es sind die in aufgerichteter Stellung ruhenden, welche diese Töne ausstoßen, während die auf Rücken oder Seite daliegenden sich ruhig verhalten. Das Geblök nimmt bei der großen Menge musikalisch thätiger riesige Dimensionen an, sodaß es bei ruhiger See mehrere Meilen weit von der Mannschaft eines vorbeifahrenden Schiffes gehört wurde.

Ist nun der Frühling in's Land gekommen, so treten unsere unternehmungslustigen Helden die Brautfahrt nach den oben erwähnten Sammelplätzen auf einsamen Inseln an. Die Männchen eröffnen den Zug; von allen Seiten strömen ungezählte Schaaren den lang gewohnten traulichen Revieren zu. Hier bewegen sie sich scheu oder gleichgültig gegen einander, bis die Weibchen mehrere Tage nach ihnen angekommen sind, und da diese mit den jüngeren Thieren die große Menge ausmachen, so beleben sich die Inseln in staunenerregender Weise. Tausende und aber Tausende sind hier versammelt und bedecken dicht gedrängt weite Flächen der schlammigen, felsigen oder mit grobem Steingeröll bedeckten Seeküsten. Es handelt sich jetzt für die Männchen darum, aus der Zahl der Zugereisten ihren Hausstand zu erweitern und zu diesem Zwecke neue Familienverbindungen anzuknüpfen. Hierin kreuzen sich aber die Pläne und Absichten der zahlreichen Männchen oft in der mannigfaltigsten und störendsten Weise. Da gilt es, daß jeder sein Recht selbst suche. Die Verhandlungen und Auseinandersetzungen nehmen einen äußerst stürmischen Charakter an; das Faustrecht steht in vollster Blüthe, und tagelange blutige Kämpfe werden unter betäubendem Gebrüll, welches selbst die stärkste Brandung übertönt, von den erregten Thieren um die Herrschaft über die Heerden der Weibchen gekämpft. Im Herzen geknickt, schmerzbewegt zieht sich schließlich der Schwächere zurück, dem glücklichen, mächtigen Sieger den Preis lassend.

In den jetzt folgenden vier Monaten — denn so lange dauert der Aufenthalt in den Sammelplätzen — entwickelt sich das wohligste Familienleben. Die Jungen sind zur Welt gekommen — jede Mutter hat eines, höchstens zwei — und die Eltern sind gemeinschaftlich um ihre standesgemäße Erziehung bemüht; einträchtlich bewacht und belehrt man sie. Die kleinen schwarzen Gesellen müssen lernen auf dem Sande wie auf dem weichen Schlamme zu kriechen, Rollsteine zu überwinden und Felsen zu erklimmen — immer sind die Alten zur Hand, um ihre Jungen vor Fall und Mißgeschick zu hüten. Besondere Ueberwindung kostet es den Kleinen, sich mit dem Wasser bekannt zu machen — doch es hilft nichts. Wie Steller erzählt, nehmen die Mütter ihre Kinder auf den Rücken, begeben sich in's Meer und werfen sie dort durch Drehung ihres Körpers ab, sodaß sie nothgedrungen schwimmen müssen. Am Ende des Sommeraufenthaltes, wenn die Rückreise in die engere Heimath angetreten wird, sind dann die Jungen auch vollauf befähigt, die Reise mitzumachen.

So ausgezeichnete Speckthiere, wie unsere Seelöwen, die noch dazu in unzählbaren Heerden vorhanden und leicht und verhältnißmäßig gefahrlos zu jagen sind, forderten natürlich die ausgedehntesten Verfolgungen sowohl durch die Eingeborenen ihrer Heimath, wie auch durch die civilisirten Handelsvölker heraus. Mit Keule und Lanze gehen die Ersteren ihnen zu Leibe, treiben eine Anzahl von sechs bis acht Stück durch Scheuchen mittelst einer Fahne vom Seeufer in's Innere des Landes, ihren Dörfern zu und tödten die der Bangigkeit fast erliegenden Rathlosen, ihrer Kraft Unbewußten durch Keulenschläge auf den Kopf. Den Bewohnern der Inseln, welche das Behringsmeer im Süden begrenzen, sowie der Nordwestspitze Amerikas, sind die Seelöwen ungemein nützliche Thiere: Nachdem die abgezogenen Felle eine Zeitlang zum Zwecke der die Enthaarung erleichternden Gährung auf einander geschichtet gelegen, werden sie zum Hüttenbau und zu Kahnbezügen verwendet, das in Streifen geschnittene Fleisch auf Gerüsten getrocknet und zum Winterproviant aufbewahrt, das Fett und der Thran als Feuerungs- und Beleuchtungsmaterial benutzt, die Eingeweide gegessen, die Gedärme aufgeschnitten und zu wasserdichten Kleidern verarbeitet, der Magen jedoch, ebenfalls gegerbt, als Vorrathsfaß angewendet.

Die weißen Robbenjäger verfahren in ähnlicher summarischer

Weise bei der Jagd, nur daß sie sich gleichzeitig größerer Mengen der Thiere zu bemächtigen suchen, die nun, von einer Postenkette umzingelt, in geregelter Arbeit mit Kugelschüssen durch den Kopf getödtet werden. Fell und Fett entnimmt man den Cadavern, ersteres, um es zur Leimbereitung zu verwenden, letzteres, um es zu Thran auszukochen.

Die massenhafte Abschlachtung der Robben hat übrigens ein merkliches Zurückgehen des Bestandes zur Folge gehabt, daher denn jetzt meist nur noch die Männchen aus den Heerden abgeschossen werden. Früher war der Jagdertrag des Robbenschlages an den californischen Küsten allein ein so ungeheurer, daß man jährlich Tausende von Fässern mit dem Thrane der Thiere füllte, und man kann auf die Zahl der Getödteten schließen, wenn man bedenkt, wie selten so große Robben erlegt werden, daß vier genügen, um ein Faß mit Thran zu füllen.

Die Gefangenschaft ertragen die Seelöwen ausgezeichnet und werden außerordentlich zahm, wovon sowohl das Londoner südamerikanische, wie unser Berliner californisches Exemplar Beweise geben. Vorzüglich das erste nach England gekommene Thier stand zu seinem freundlichen Pfleger, dem Matrosen Lecomte, in wahrhaft rührendem Verhältnisse. Das Anziehende der Thiere hat sogar bei der californischen Regierung so viel Anerkennung gefunden, daß sie eine Heerde derselben, gegen achtzig Stück, unter ihren besonderen Schutz genommen hat. Diese Heerde wohnt auf einer steilen Felsgruppe am Eingange der Bucht von San Francisco, wo ihnen keine verderbliche Kugel nahen darf. Aus der Zahl ihrer Brüder auf den benachbarten vogelfreien Ufergebieten stammt auch der Berliner Seelöwe (Arctophoca Gilliespii) her, und seine eingehende Beobachtung hat die Anregung zu unserem Bilde gegeben.

Die deutsche Seewarte in Hamburg.

Zum Einzug in ihre neue Heimathsstätte.

Von A. Woldt.

Der malerische Höhenzug, welcher die prächtigen Villenanlagen der reichen Hamburger Kaufmannswelt am rechten Elbufer bei Blankenese trägt und über Altona bis nach Hamburg hineinreicht, wird an seinem Südende, dem sogenannten „Stintfang", von einem monumentalen Gebäude mit vier Eckthürmen gekrönt, dem stolzen neuen Heim der deutschen Seewarte, dem architektonischen Meisterwerke der Hamburger Architekten Kirchenpauer und Philippi. Die feierliche Einweihung dieses großartigen Institutes soll am 14. September dieses Jahres in Kaiser Wilhelm's Gegenwart stattfinden, und an diesem Tage wird auch die Seewarte endgültig die gastfreundliche Stätte verlassen haben, welche ihr seit ihrer Begründung im Jahre 1875 das benachbarte Seemannshaus gewährt hat. Wohl steht es dem verdienstvollen Director der Seewarte, Professor Dr. Neumayer, und seinem Stabe von Gelehrten und Praktikern an, diesen Tag auch für sich als einen Ehrentag zu betrachten, da es ihnen gelungen ist, die Aufgaben des Institutes der Vollendung nahe zu bringen; denn der Name der deutschen Seewarte hat in wissenschaftlichen Kreisen wie auf allen Meeren einen guten Klang, wo immer die deutsche Flagge weht. Für den Laien aber hat das Institut einen täglich in ganzem Umfange empfundenen Werth: es ist uns die größte Wetterprophetin, die uns stets am besten mit Nachrichten über die Witterung des nächstkommenden Tages versieht, da nicht weniger als 80 Procent ihrer täglich ausgegebenen Wetterprognosen eintreffen. Es giebt im ganzen deutschen Reiche vielleicht keine Zeitung und kein Blättchen, die nicht die Wetterberichte der Seewarte ihren Lesern verkündeten. Vermöge seiner sonstigen zahlreichen wissenschaftlichen Publicationen nimmt außerdem dieses Institut einen hohen internationalen Rang unter den ähnlichen Einrichtungen anderer Nationen ein.

Als die „Gartenlaube" zum ersten Mal (vergl. Nr. 12, 1875) über dieses dem Chef der kaiserlichen Admiralität unterstellte Reichsinstitut Mittheilung machte, hatte dasselbe seine weitgreifende Thätigkeit noch nicht begonnen, und es wurde daher nur in großen Zügen der Arbeitsplan der Anstalt dem Leser angedeutet.

Indem wir heute das Bild der neuen Seewarte nach einer meisterhaft ausgeführten Medaille bringen, welche die Direction zum Tage der Einweihung, dem 14. September 1881, für ihre „Mitarbeiter zur See" gestiftet hat, geben wir eine kurze Beschreibung der Einrichtung der Innenräume des Gebäudes und ihrer Bestimmung. Das stattliche quadratische Gebäude ist von dem Seemannshause etwa hundertdreißig Meter entfernt und nimmt mit dem dazu gehörenden Terrain den oberen Theil des Stintfanges, welcher sich durchschnittlich dreißig bis zweiunddreißig Meter über den Nullpunkt des Elbpegels erhebt, ein. Die ganze Anlage ist, so weit man dies in der Nähe einer großen Stadt überhaupt beanspruchen kann, zu klimatologischen und wissenschaftlichen Beobachtungen sehr geeignet; denn die Isolirtheit des Stintfanges gewährt genügende Sicherheit für die nothwendigen Beobachtungen über die Elemente des Erdmagnetismus, sowie für Compaßuntersuchungen, da größere Eisenmassen in der Umgebung nicht vorhanden sind; sie bietet ferner, Dank ihrer freien Lage, einen günstigen Beobachtungspunkt für die Messung der Windstärke und Windrichtung, sowie eine weite Rundsicht zur Prüfung von Sextanten, endlich aber gestattet die Nähe des Hafens stets den Verkehr der Schifffahrttreibenden mit dem Institute.

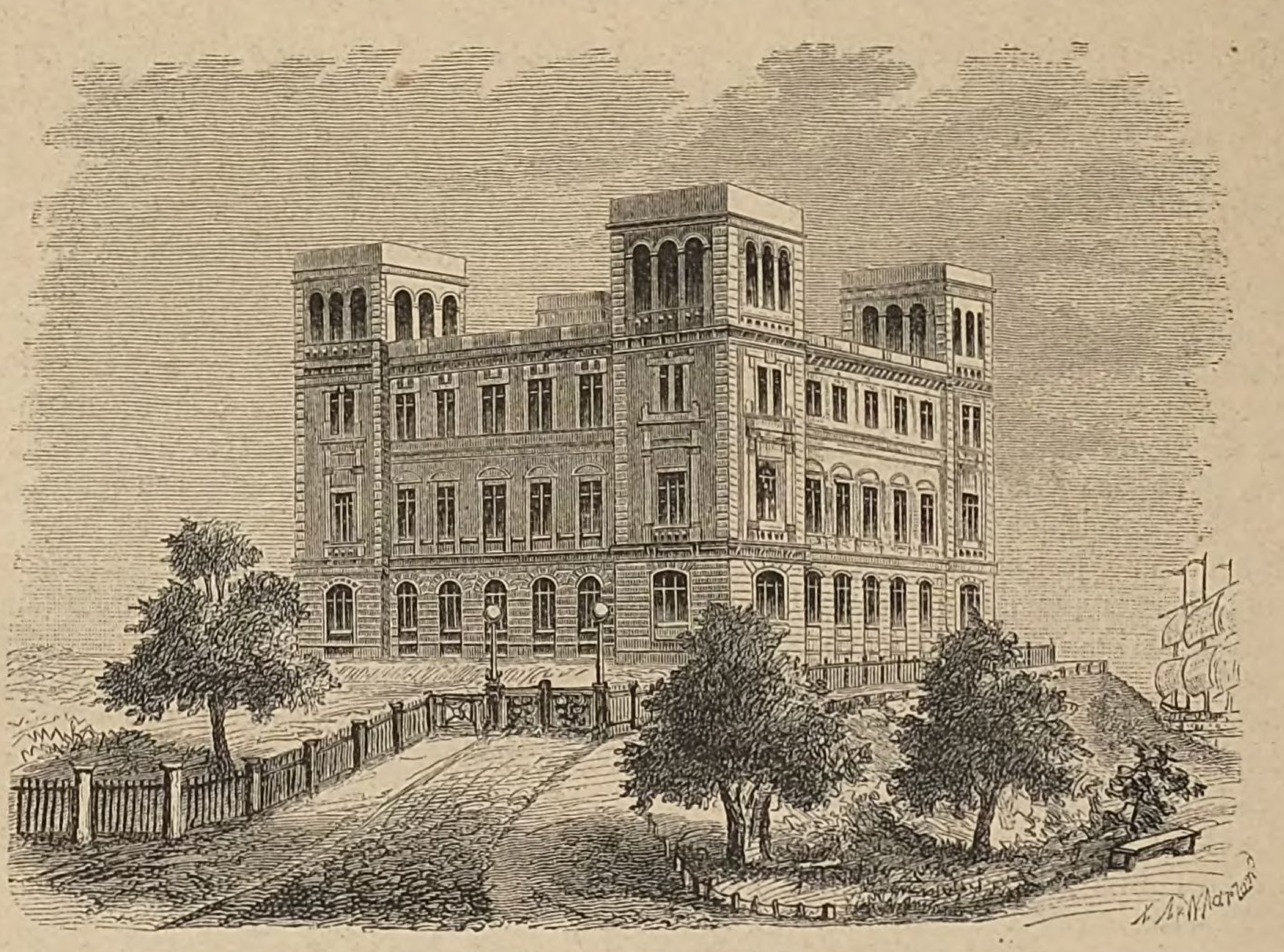
Treten wir durch den Haupteingang an der Südwestseite des Gebäudes ein, so überblicken wir vom Erdgeschosse aus fast die ganze innere Anlage. Sämmtliche Räume der drei Stockwerke laufen um einen mittleren, quadratischen, mit Glas gedeckten Hof und sind mit einander durch Corridore verbunden, die sich wiederum gegen den Hof in Arcaden öffnen. Das Erdgeschoß enthält die Wohnung des Directors Neumayer und die unter dem bekannten Nordpolfahrer, Capitain Koldewey, stehende zweite Abtheilung der Seewarte mit der dazu gehörenden Sammlung von Instrumenten und Modellen. Es ist bekannt, welche Wichtigkeit die nautischen Instrumente für den Schiffer auf hoher See haben, wie er den Compaß nöthig hat, um die Richtung der Fahrt, den Sextanten, um den Stand der Gestirne und dadurch den Ort des Schiffes, Baro- und Thermometer, um die Veränderung des Wetters zu erkennen &c. Da nun schon ein kleiner Fehler des Meßinstrumentes bei den ungeheuren Entfernungen, die auf See vorkommen, große Irrthümer über die Lage des Schiffes hervorbringen kann, so hat die zweite Abtheilung der Seewarte die Aufgabe der Beschaffung und Prüfung der nautischen, meteorologischen und magnetischen Instrumente übertragen erhalten. Vom ersten Momente an, wo diese Thätigkeit begann, haben die Mechaniker, welche sich mit Anfertigung derartiger Apparate beschäftigen, die Bedeutung der wissenschaftlichen Prüfung erkannt und von Jahr zu Jahr immer mehr davon Gebrauch gemacht. Bis zum Schlusse des Jahres 1879 sind mehr als dreitausend derartige Untersuchungen durch Herrn Koldewey mit Hülfe seiner Assistenten H. Eylert und A. Lauenstein ausgeführt worden.

Eine ganz besondere Thätigkeit entfaltet die Abtheilung in Bezug auf die Deviationsbestimmung, das heißt die Untersuchung der Ablenkung, welche die Nadel des Compasses an Bord eiserner Schiffe erfährt. Was die Sammlung von Modellen und Instrumenten betrifft, so ist dieselbe in acht Gruppen geordnet und umfaßt Alles, was zur wissenschaftlichen Schifffahrtskunde in Beziehung steht. Es ist hier leider nicht der Raum vorhanden, auf die einzelnen Gegenstände einzugehen, deren specielle Instandhaltung dem Mechaniker der Seewarte, Herrn Frank von Liechtenstein, übertragen ist, das Eine darf aber hervorgehoben werden, daß die Beschaffung der Instrumente einen außerordentlichen Aufwand von Arbeit und Erfindungskraft gekostet hat. In erster Linie vertrat hierbei die Direction den Standpunkt, daß sie nach Möglichkeit deutsche Mechaniker und Fabrikanten zur Lieferung heranzog, wie dies überhaupt jetzt unsere staatlichen wissenschaftlichen Institute thun, und es kann gar nicht genug betont werden, welchen Aufschwung seitdem die Präcisionsmechanik bei uns genommen hat.

Das erste Stockwerk enthält die Directorialräume und die erste Abtheilung der Seewarte. Zu den ersteren gehört unter Anderem ein Conferenzsaal, ein Zimmer für den Meteorologen des Instituts, Dr. W. Köppen, welcher, unabhängig von den einzelnen Abtheilungen, sich wissenschaftlichen Specialuntersuchungen ein-

schlägiger Art hingiebt und schon eine Reihe werthvoller Abhandlungen publicirt hat, ferner ein Zimmer für die persönlichen Assistenten des Directors, Dr. R. Kleemann rc. Vorsteher der ersten Abtheilung ist Capitain Dinklage, seine Assistenten Capitain Haltermann, Capitain Hegemann, der Nordpolfahrer, und Capitain Pust. Der Arbeitskreis dieser Abtheilung umfaßt die maritime Meteorologie, und bedarf die Seewarte hierzu der Unterstützung von Mitarbeitern zur See. Die Schiffsführer, welche sich aus der Handelsmarine hierzu bereit erklären, erhalten die Vortheile der Benutzung aller Einrichtungen der Seewarte unentgeltlich. Ihre Chronometer, Compasse, Sextanten und meteorologischen Instrumente werden geprüft; die Benutzung der Bibliothek und Kartensammlung der Anstalt ist ihnen freigestellt, und bereitwilligst wird ihnen schriftlich und mündlich Rath ertheilt über die Ausführung der zu machenden Reisen und in sonstigen nautischen Angelegenheiten. Die Unterstützung, welche die Schiffscapitaine dafür der Seewarte zu leisten verpflichtet sind, besteht nun darin, daß sie alle sechs Stunden während der Fahrt die gemachten Beobachtungen in meteorologische, von der Seewarte ausgegebene Journale eintragen müssen.

Nach Schluß der Reise wird das Beobachtungsmaterial von der ersten Abtheilung systematisch verwerthet und zusammengestellt. Auch werden an die Mitarbeiter zur See die erforderlichen Instrumente leihweise ausgegeben, und solche Capitaine, die sich durch besonderen Eifer in der Förderung der Ziele des Instituts hervorthun, erhalten eine besondere Prämie. Während bisher als Geschenke für diesen Zweck Uhren, Atlanten, Bücherwerke rc. verwendet wurden, ist die jetzt gestiftete, oben genannte Medaille, welche nach Director Neumayer's Angaben von dem Medailleur der Hamburger Münze, Herrn Lorenz, ausgeführt wurde, in Gold, Silber oder Bronze nunmehr dazu bestimmt.



Das neue Heim der deutschen Seewarte in Hamburg.
Nach einer für ihre „Mitarbeiter zur See" gestifteten Medaille.

Die Verwerthung des eingegangenen Materials geschieht nach mehreren Seiten hin, indem auf Grund desselben erstens Publicationen über die Witerungsverhältnisse des Oceans veröffentlicht werden, zweitens aber das sehr großartige Unternehmen der Herausgabe der sogenannten synoptischen Karten ausgeführt wird. Man kann nämlich jedes Schiff auf See für den Moment, wo es Beobachtungen macht, als eine meteorologische Station betrachten, und da sich dies für jedes Schiff sehr oft wiederholt, so gewinnt man nach und nach für fast alle Punkte des Oceans eine Menge Material, welches gestattet, aus allen diesen Beobachtungen nachträglich die Witterungsverhältnisse für jeden Tag oder Monat zusammenzustellen und Karten über die Vertheilung des Luftdruckes rc. zu entwerfen. Indem man diese Verhältnisse alsdann später mit den damals auf dem Lande vorherrschenden, die gleichfalls registrirt sind und bekanntlich von einigen Zeitungen sogar täglich als Wetterkarten herausgegeben werden, vergleicht, wird man nach und nach in die Lage versetzt, den Gang der Witterung auf der Erde nachträglich zu verfolgen und die nöthigen Schlüsse daraus zu ziehen.

Da nun ein einziges Institut diese Riesenarbeit nicht bewältigen kann, so hat in Folge internationaler Vereinbarung die deutsche Seewarte als specielles Arbeitsgebiet einen Theil des Nordatlantischen Oceans übernommen, und zwar denjenigen, welcher sich zwischen dem dreißigsten und fünfzigsten Grad nördlicher Breite erstreckt. Dieses Gebiet wird wieder in Felder von zehn Grad Länge und zehn Grad Breite eingetheilt, und jedes Feld erhält eine besondere Nummer. Beispielsweise führt das Quadrat zwischen vierzig bis fünfzig Grad nördlicher Breite und zehn bis zwanzig Grad westlicher Länge die Bezeichnung: Nummer 146. Ueber dieses „Zehngradfeld 146" waren bis zum 1. April 1878 nicht weniger als 44,813 Beobachtungssätze von Schiffen eingegangen, welche klimatologisch verarbeitet und publicirt wurden. So wird ein Quadrat nach dem anderen bearbeitet, bis man quer über den Ocean gelangt ist, was etwa sieben bis zehn Jahre dauern wird.

Im zweiten Stockwerk befindet sich die **dritte Abtheilung** der Seewarte, welcher Dr. von Bebber mit seinen Assistenten Dr. A. Sprung und Capitain C. Felberg vorsteht; hier finden wir auch die Wohnung des Vorstehers, ein Zeichenzimmer, ein Telegraphenzimmer, ein Instrumentenzimmer rc. Die Arbeit dieser Abtheilung umfaßt die Pflege der Witterungskunde, und zwar besonders der Küstenmeteorologie und des Sturmwarnungswesens in Deutschland. Es ist ein weitverzweigter Mechanismus, der hier wirkt und arbeitet. Von allen Seiten strömen hier die telegraphischen Nachrichten zusammen, blitzschnell den Funken mit der Nachricht von den Wetterverhältnissen von Land zu Land, von Ort zu Ort tragend, und, zu einem übersichtlichen Ganzen geordnet, gehen sie von hier an die Häfen und in das Binnenland als Wetterberichte, Wetterkarten und Prognosen, oder sie gehen, wenn es nöthig ist, als Sturmwarnungen an die zahlreichen meteorologischen Stationen und Signalstellen, welche die deutsche Seewarte an den Küsten der Nord- und Ostsee besitzt. Im großen Publicum ist dieser Theil der Thätigkeit der Seewarte bisher am meisten bekannt geworden.

Die **vierte Abtheilung** der Seewarte, das Chronometer-Prüfungs-Institut, befindet sich nicht im Gebäude selbst, auch nicht auf dem Territorium des Stintfang, sondern vielmehr in einem selbstständigen, gleichfalls von den genannten Architekten erbauten eigenen Hause unmittelbar neben der Hamburger Sternwarte, weil der Director der letzteren, George Rümker, gleichzeitig Vorsteher dieser vierten Abtheilung ist. Zweck der Abtheilung ist die Hebung und Förderung der Chronometer-Industrie und die Anfertigung von Correctionen für die Chronometer der Handelsmarine.

Hiermit ist die Zahl der zur deutschen Seewarte gehörenden Gebäude noch nicht erschöpft; sie verfügt noch über ein Compaß-Observatorium, das etwa zwanzig Meter von der Südwestfront des Hauptgebäudes entfernt liegt und durch einen unterirdischen Gang mit dem Keller desselben verbunden ist. Auch fungirt in einiger Entfernung von der Nordostfront ein magnetisches Observatorium.

In wenigen Tagen wird nun die deutsche Seewarte unter der erfreulichen Zunahme des Interesses nicht nur des großen Publicums, sondern auch des direct am meisten betheiligten Seemannsstandes in ihre neue Centralstelle unter Beibehaltung ihres bisherigen Arbeitsplanes mit allen Kräften eintreten. Möge es ihr beschieden sein, auch in Zukunft der Mittelpunkt für die Pflege der wissenschaftlichen Nautik und der praktischen Witterungskunde zu bleiben!

Ein Hüter des Deutschthums im Elsaß.



Gustav Adolf Mühl.
Nach einer Photographie auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

Zehn Jahre sind in's Land gegangen, seit wir das Elsaß wieder unser nennen — eine lange Zeit, in der sich Manches vergißt. Unser Volk hat es fast vergessen, daß es einst sehnsüchtig über den Rhein nach den Vogesen blickte und den Straßburger Münsterthurm sich als das Wahrzeichen einer alten politischen Schuld ersah. Heute — über dem geräuschvollen Aufsuchen und Ausbauen nationaler Lebenswege — schweigt die Erinnerung an die schönen Tage, da wir das Reich noch in der Phantasie sahen, da das Elsaß nur noch ein Ziel unserer Sehnsucht war. Damals saß in dem entrissenen Lande ein Häuflein wackerer elsässischer Männer auf schwierigem, undankbarem Posten, unsere Statthalter, die das Deutschthum drüben über dem Rhein für uns verwalteten. Wer erinnert sich ihrer heute noch mit jenem innigen Gedenken, das ihnen gebührt? Und doch sind die Stoeber, Mühl, Otte, Hackenschmidt und Andere, diese elsässischen Dichter, Gelehrten und Pfarrer für alle Zeit vollgültiger Beweis, daß Deutschland nicht ein ihm entfremdetes Land gewaltsam annectirt, sondern einen ihm geistig unverbrüchlich angehörigen Gau sich wieder verbunden hat.

Das moderne Geschlecht hat für das, was Mitlebende gethan — Heroenarbeit vielleicht ausgenommen — ein schlechtes Gedächtniß, und erst wenn der Tod irgendwo anpocht, ein verdienstliches Leben hinwegzunehmen, pflegt auch die Erinnerung an dasselbe dauendere Formen zu gewinnen.

So mußte auch einer der obenerwähnten elsässischen Männer, Gustav Mühl, der liebenswürdige Dichter, von der Erde scheiden, bis seinen Verdiensten als deutscher Patriot im Elsaß unter französischer Hoheit und als elsässisch-deutscher Dichter Gerechtigkeit und Anerkennung wurde. Als sein lorbeerbekränzter Sarg am Sonntagnachmittag des 29. August 1880 aus dem Patrizierhaus der Düfergasse zu Straßburg nach dem Helenen-Kirchhof bei Schiltigheim getragen wurde, erst da dachte wohl Mancher der Leidtragenden daran, daß einer der getreuen Palatine deutschen Geistes im Elsaß, ein Hüter deutscher Sprache und Sitte dahingegangen. Der deutsche Statthalter fehlte im Trauerzug: — er wußte wohl nicht, daß Einer zur Ruhe getragen wurde, der ehedem auch ein Statthalter im Elsaß war, ein Statthalter des Deutsch-

thums, das er, so lange es seines Amtes war, mit Begeisterung und Ausdauer vertheidigte.

Gustav Adolf Mühl wurde zu Straßburg am 7. Mai 1819 als der dritte und jüngste Sohn des Rentners Andreas Mühl geboren. Seine beiden Brüder und eine Schwester leben heute noch in Straßburg. Das Elternhaus Mühl's war ein altelsässisches, echtstraßburgisches Bürgerhaus, und seine Jugenderziehung ging von dem Princip aus, daß er einst, wenn nicht französischer Beamter, so doch französischer Bürger werden sollte. Vielleicht war es ein deutsches Gedicht, ein deutsches Buch, das dem Knaben in die Hände fiel, das ihn alsdann so sehr für das Land Luther's, Lessing's, Schiller's und Goethe's begeisterte, daß diese Begeisterung zu seiner idealen Lebensarbeit werden konnte. Deutschland war seine erste Liebe, darf man füglich sagen, und was in dem Knaben schüchtern keimte, diese freudige Hinneigung zu einem damals von seinen Landsleuten wegen politischer Ohnmacht geringschätzig betrachteten Lande, das durchwogte seine Jünglingsseele mit Feuer und bewegte den Mann, bis der Tag der Erfüllung hereinbrach und er sich sagen durfte: „Ich hab' erlebt, was ich als schönsten Traum durch's ganze Leben trug."

In den Kreuzgängen des Straßburger Gymnasiums und im Garten desselben — einer alten Klosteranlage — wandelte oft in den dreißiger Jahren ein ergrauter Professor, an seiner Seite ein begeistert aufhorchender Jüngling. Ihr eifriges Gespräch galt dem Lande über'm Rhein, dem der beredte Lehrer eine glänzende Zukunft verhieß. Sie sprachen über deutsche Literatur, die vor Kurzem zum andern Mal sich einen Ehrenplatz im Schriftthum der Völker errungen. Die feurigen Worte des Lehrers weckten in der Brust des Schülers verborgene Kräfte. Da übergab der Schüler eines Tages dem Professor sein erstes deutsches Gedicht und trat damit in die Genossenschaft der elsässisch-deutschen Poeten ein. Schweighäuser hieß der Professor — Gustav Mühl hieß der Schüler. Und dieser Schüler hat seinem ehrwürdigen Lehrer, der von der französischen Regierung seiner deutschen Gesinnung wegen „kaltgestellt" wurde, zeitlebens ein dankbares Andenken bewahrt.

Die ersten Verse unseres Poeten veröffentlichte der Straßburger Buchdrucker Danbach in seinem „Anzeige- und Unterhaltungsblatt". Um den jungen Dichter schaarte sich ein Häuflein treugesinnter Freunde, die seine Begeisterung und Neigung für das alte Stammland mehr oder minder theilten. Zu diesen zählte Karl August Candidus, Mühl's nachmaliger Schwager, welcher, ein nicht genug geschätzter Dichter, anfangs der siebenziger Jahre als reformirter Pfarrer zu Odessa starb und dessen bedeutsamstes Werk sich „Der deutsche Christus" betitelt. Neben Candidus standen in diesem Kreise die Brüder Stoeber, der Theologe Ungerer, der treue Freund des Mühl'schen Hauses, jetzt Inspector der Neuen Kirche in Straßburg, dann der Dichter Jaeger, der heute noch in einer elsässischen Gemeinde als Pfarrer amtet, der Archivar Schneegans, der schon in den fünfziger Jahren starb und dessen Tod Mühl mit großem Schmerz erfüllte.

Diese jungen Männer haben nicht für ein „literarisches Deutschland" geschwärmt — im Gegentheil, sie wollten Deutschland politisch groß und mächtig, einig und frei — Gefühle, denen Mühl in einem größeren Gedicht, „Hambach", Ausdruck gegeben hat, das im Jahr 1842 in Separatdruck erschienen ist.

Zum äußeren Lebensberuf wählte sich Mühl die Heilkunde. Er studirte dieselbe in seiner Vaterstadt und promovirte im Jahr 1847 als doctor medicinae, doch hat er sich niemals der ärztlichen Praxis gewidmet. Nach Beendigung seiner Studienzeit verbrachte er mehrere Jahre auf Reisen. Er besuchte Deutschland wiederholt und lebte längere Zeit in Berlin und Stuttgart, wo er meistens in gelehrten und literarischen Kreisen verkehrte.

Im Jahre 1853 vermählte sich Mühl mit Wilhelmine Candidus, und nun begann für ihn nach der Zeit des Wanderns die der Rast in schöner Häuslichkeit. An der Seite der schönen und edlen Frau verlebte er glückliche Jahre. Im Winter wohnte er in Straßburg; den Sommer verlebte er gewöhnlich in Schiltigheim. Freudig wirkte er für sein Ideal: die Brücke für die geistigen Beziehungen nach Deutschland hinüber zu unterhalten, bei seinen Landsleuten geschichtliche Kenntnisse über das Elsaß früherer, und zwar deutscher Zeiten, zu verbreiten und in Deutschland selbst das Interesse für den nach seiner Anschauung nur zeitweise verlorenen Gau wach zu erhalten. In diesem Sinne hat er an deutschen und elsässischen Zeitschriften rege mitgearbeitet und für deutsche Zeitungen correspondirt. Als getreuer Mitarbeiter des von August Stoeber herausgegebenen „Elsässischen Sagenbuchs" half er den herrlichen Schatz an charakteristischen Sagen heben, den das Land am Wasgenwalde birgt. Er veröffentlichte ferner Gedichte in den „Elsässischen Neujahrsblättern" von August Stoeber und Friedrich Otte und lieferte historische Aufsätze für die „Alsatia", eine literarisch historische Zeitschrift, die August Stoeber von 1851 bis 1874 herausgab. Von früh auf hat er an deutschen belletristischen Unternehmungen mitgearbeitet, nicht von persönlichem Interesse geleitet, einzig um seiner Lebensaufgabe gerecht zu werden.

Gustav Mühl war ein thätiges Mitglied eines Comités für Volksvorlesungen, die in deutscher Sprache zu Straßburg Jahre hindurch abgehalten wurden und kurze Zeit vor dem Kriege erst eingingen, nachdem allmählich alle Mitglieder bis auf den Maire Küß und unsern Dichter ihre Theilnahme versagt hatten. In Vorlesungen suchte Mühl die geschichtlichen Kenntnisse über Deutschland bei seinen Landsleuten auf jede Art zu fördern, um so auf indirecte Weise sein Ideal zu predigen. Dabei hielt er mit seiner edlen Gattin darauf, daß das eigene Heim von französischen Einflüssen gesellschaftlicher Art allenthalben frei blieb: in seinem Hause wurde nur Deutsch gesprochen, und was er in dieser Beziehung für sich und bei den Seinigen that, dafür trat er jeder Zeit mit edlem Mannesmuth öffentlich ein, er, der im Leben fast ängstlich schüchterne Mann. Was er für alle diese Mühe und Arbeit bei seinen Landsleuten geerntet, das läßt sich leicht denken. Keine Lorbeeren, dagegen aber vielfach Haß und Mißachtung, und als die Zeit der Erfüllung seiner Träume kam, da hatte die aufgeregte Menge auch für ihn, gleichwie für den eindringenden Sieger, das brandmarkende Wort: „Schwob".

Mühl war ein tiefreligiöses Gemüth, das ehrfurchtsvoll allem Hohen und Heiligen gegenüberstand. Es war ihm als Dichter keine gluthvolle Phantasie eigen; seine Verse strömten nicht mit begeistertem Klange dahin; dagegen war ihm in hohem Grade Innigkeit und Sinnigkeit und eine edle Begeisterung verliehen, und wenn die Flamme, die er auf seinem Altar schürte, niemals grell aufloderte, so leuchtete sie um so mehr mit keuschem und heiligem Lichte. Er war lyrischer Dichter von leisem und innigem Empfinden, und seine Dichtung gleicht der Blume, die bei sinkender Sonne ihren Kelch dem geheimnißvolleren Lichte des Mondes und der Sterne erschließt. Ein Sehnen nach dem Ueberirdischen durchzitterte seine Seele, und nur das Gute war ihm heilig; nur das Heilige erschien ihm groß.

„Trink', Sokrates! — es wird ein And'rer nahen,
Ein heilig-stilles Wesen, liebeshehr —
Der wird noch einen größ'ren Kelch empfahen,
Gefüllet aus der Menschheit Thränenmeer —"

apostrophirt er in einem tiefempfundenen Gedichte den zum Giftbecher verurtheilten Weisen. Leise öffnet die Muse dieses elsässischen Sängers den Mund, gilt es seine innersten Gedanken in Verse umzusetzen, aber kraftvoll wird ihr Ton, lehnt der Dichter seine Empfindung an eine große Idee oder an eine weltgeschichtliche That an. So ruft er in seiner am 5. December 1870 gedichteten „Wacht auf den Vogesen" energisch aus:

„Hier schaut mein Blick, in Zorn entbrannt,
Hinüber dann in's welsche Land:
Im tiefsten Mark hat's dir gegraust,
Als du gefühlet meine Faust;
Nun hüt' dich ferner, hüt' dich fein
Vor meines Schwertes Blitzesschein!"

Erst kurz vor seinem Heimgange, im Jahre 1878, stellte Mühl eine Auswahl seiner Gedichte in einem Bande zusammen, der unter dem Titel „Aus dem Elsaß. Gedichte von Gustav Mühl" von K. J. Trübner in Straßburg verlegt wurde. Die Sammlung enthält unter Anderem Perlen von feinen Stimmungsbildern aus dem Leben der Seele wie der Natur. Manchen dieser Perlen fehlt ein Geringes: da und dort bleibt der poetische Ausdruck nicht auf seiner Höhe, aber man bedenke: Mühl war elsässischer Poet, dem in seiner engeren Umgebung lange Jahre hindurch das Hochdeutsche nicht aus lebendiger Quelle floß, wogegen ihm als einziger Sprachquell das Straßburgische Dialektdeutsch mit seiner allemannischen Schlichtheit des Ausdrucks zu Gehör kam.

Schlichtheit in Bild und Wort ist die Signatur der ganzen Gruppe elsässischer Dichter, die in den Brüdern Adolf und August Stoeber, unserem Mühl und dem leider auch zu früh dahingegangenen

Mühlhauser Georg Zetter (sein Dichtername ist Friedrich Otte) ihre vorzüglichsten Repräsentanten findet. Diese Dichtergruppe bildet gewissermaßen einen Anhang zur schwäbischen Dichterschule; wie die Schwaben sind auch die Elsässer schlicht und knapp im poetischen Ausdrucke; auch sie sind vorzugsweise bemüht, den Sagenschatz der Heimath zu heben und poetisch zu verwerthen sowie geschichtliche Vorgänge ihres Landes dichterisch zu gestalten. Nächst einem verwandtschaftlichen Zuge, der den allemannischen Elsässer zum benachbarten Schwaben führte, ist es auch die halb im Dialekte stecken gebliebene schlichte Ausdrucksweise, die den elsässischen Poeten nahezu ohne Ausnahme eigen ist und welche diese veranlaßt haben mag, die schwäbische Dichterschule zu Muster und Vorbild zu nehmen. Es ist bemerkenswerth, daß Keiner der Elsässer in den poetischen Spuren eines Heine oder Freiligrath, die doch Zeitgenossen von Uhland waren, gewandelt ist — das rührt wohl nur daher, daß diesen Poeten sprachbildnerische Voraussetzungen in gewissem Maße von Haus aus abgegangen sind.

Von dieser elsässischen Dichtergruppe wird in nicht allzu ferner Zeit kein Name mehr unter den Lebenden verzeichnet sein; wir werden dieselben nur noch in den Büchern finden — wie lange aber wird es dauern, bis unser nun heimgeholtes Elsaß Poeten zeitigt, die mit freudiger und von Herzen gehender Theilnahme an der deutschen Literatur wieder mit arbeiten, wie ein Mühl und seine Genossen? Aus dem heutigen Geschlechte werden sie schwerlich erstehen. Um so treuer möge die deutsche Nation den Männern elsässischer Dichterzunge ein ehrendes Andenken bewahren, den Männern, die in ruhmloser Zeit ihr Scherflein freudig in die deutsche Wage legten!

Als die französische Kriegserklärung vor elf Jahren über den Rhein herüber kam, da sprach es Gustav Mühl im Kreis intimer Freunde freudig aus, daß nun der Tag der Abrechnung kommen müsse. Er kam. Als die Kanonen ihre vernichtenden Geschosse in die alte Münsterstadt warfen, war seine Seele mit tiefer Trauer erfüllt; denn er liebte sein Straßburg und sein Elsaß mit treuem Herzen und empfand jede Wunde auf's Schmerzlichste, die dem Lande und den Mitbürgern geschlagen werden mußte. Sein Schmerz war aber ein verklärter: er wußte, daß eines Tages die weiße Fahne auf dem Münsterthurm das Ende der Leidenszeit verkünden und sein Straßburg zu einer deutschen Hauptstadt am Oberrhein machen müsse. Als die Deutschen in Straßburg eindrangen und von der Stadt Besitz nahmen, stellte unser Dichter den neuen Behörden, die zu amtiren begannen, seinen Rath und seine Unterstützung rückhaltslos und freudig zur Verfügung. Er war ja kein Besiegter.

Nicht immer haben die Herren, die zuerst in dem zurückeroberten Land das Regiment führten, des redlich deutsch denkenden Mannes Rath gebührend gewürdigt; manchmal wurde er übergangen, wo man ihn hätte rufen sollen; denn die neuen Herren erachteten es als ihre Aufgabe — und oft zu ihrem Nachtheil — auch das schmollende, ja das offenbar französisch gesinnte Element hätschelnd herbeizuziehen. Wenn bei solchen kleinpolitischen Schachzügen Gustav Mühl mancherlei Schmerzliches erfahren mußte, so erlebte er wieder Freudiges, das ihm Trost war für alle Unbill. Dahin gehört die Gründung der Universität Straßburg.

Wer ihn an jenem denkwürdigen 1. Mai 1872, dem Tage der Einweihung gesehen, als im Saale der „Réunion des arts" zu Straßburg sein Lied:

„Es kam heran der schöne Monat Mai;
Jetzt füllt das Glas! Des Elsaß Weine glühen —"

von Tausenden deutscher Studenten gesungen wurde, wie sein treues blaues Auge in innerer Seligkeit aufleuchtete, als Hunderte zu Gruß und Handschlag sich an ihn herandrängten, der sagte sich wohl: „Für diesen Mann hat der Tag eine tiefere Bedeutung" — Gustav Mühl war der einzige öffentliche Vertreter des Elsasses bei jenem herrlichen Feste.

Bisher hatte der Dichter als freier und unabhängiger Privatmann gelebt. Das französische Kaiserreich konnte dem deutschen Patrioten kein Amt bieten — er hätte es zurückgewiesen. Die deutsche Regierung bot ihm die Stelle eines Bibliothekars an der neugegründeten Universitätsbibliothek an, die der Dichter aus innerer Neigung für diesen Beruf übernahm. Er pflegte mit der ihm eigenen Treue und Gewissenhaftigkeit die elsässische Abtheilung, liebevoll die Schätze an Schriftwerken, Bildern und Blättern ordnend, die da zusammenströmten.

Es waren wieder glückliche Jahre, die Mühl verlebte. Er verfaßte um diese Zeit mit liebevoller Pietät die Biographie des elsässischen Bildhauers Andreas Friedrich, die als Broschüre erschien. Das Lebensbild dieses Meisters von altem Schrot und Korn zu entwerfen, das war so recht eine Aufgabe für unsern Mühl; denn der wackere Meister Friedrich, der aus Rappoltsweiler im Oberelsaß gebürtig war, ist in seiner Kunst ein Zeuge für die Zusammengehörigkeit der Lande links und rechts am Oberrhein — das beweisen die verschiedenen Denkmale, die in badischen Städten und Flecken, wie Offenburg, Achern, Baden, Steinbach und Oberachern stehen, und die größtentheils vom Künstler den betreffenden Orten ohne Entgelt überlassen wurden.

Doch es war, als erregte das Glück unseres Dichters den Neid dämonischer Mächte, die ihre Opfer am liebsten suchen, wo zufriedene Menschen wohnen. Vier liebliche Töchter waren dem Mühl'schen Hause herangeblüht. Die Aelteste folgte einem preußischen Ingenieurhauptmann zum Altar; die Zweite verlobte sich mit einem jungen deutschen Juristen. Auch für dieses Paar wurden schon die Kränze geflochten, die den hochzeitlichen Altar schmücken sollten — da riß der unerbittliche Tod im December 1879 die blühende Braut aus den Armen des Bräutigams. Der unerwartete Schlag traf den zärtlichen Vater in's tiefste Lebensmark. Wie oft wandelte er in düstersinnenden Gedanken hinaus auf den Helenen-Kirchhof bei Schiltigheim, wo man ihm ein theueres Kleinod unter die Erde gebettet. Am 26. August 1880 war er wieder am Grabe — sein letzter Gang Der Schmerz hatte seines Lebens Kraft gebrochen; der Dichter starb in derselben Nacht.

Am Sonntag den 29. August 1880 trug man ihn hinaus und bettete ihn neben der geliebten Tochter zur ewigen Ruhe. Nahe dem wuchtigen Denkmal, das Straßburg seinem letzten Maire Küß errichtet, ruht der deutsche Patriot und Dichter. Der Traum seiner Seele hat sich erfüllt: er hat das Grab gefunden in elsässischer Erde, die wieder deutsches Land ist. An der offenen Gruft sprach der Vorstand der Universitäts- und Landesbibliothek, Professor Euting; er pries die trefflichen Eigenschaften des Verewigten sowohl als Bürger wie als Beamter der Bibliothek und legte einen Kranz auf den Sarg nieder. Dann sprach der Verfasser dieses Aufsatzes einen poetischen Nachruf, dessen Schlußstrophen hier Platz finden mögen:

„Eins konntest du, o Tod, ihm nicht versagen,
Die Heimatherde, die ihn nun verhüllt.
Ihr galt sein Jubel einst; ihr galt sein Klagen;
Von ihr war seine Dichterbrust erfüllt.
Ja, Elsaß, treuer Söhne nennst du viele,
Und Manchem glänzt ein Mal in Erz und Stein —
Auch diesen Sänger, seine Saitenspiele
Schreib' in die Chronik deiner Ehren ein!

Er hat für dich, du schönes Land, gestritten,
Und sein Gewaffen war ein liebend Herz.
Er hat für dich, du schönes Land, gelitten,
Und doppelt trug um dich er heißen Schmerz.
Noch wenig Kränze hast du ihm gegeben,
Doch bist du reich, o Land, an Blüth' und Duft,
Und gabst du kärglich ihm den Preis im Leben,
Gieb um so reichern Schmuck nun seiner Gruft!"

Der Sprecher legte einen Kranz im eigenen wie im Namen seiner Freunde Ludwig Eichrodt und Ludwig Auerbach auf die düsteren Erdschollen.

Nicht nur das Elsaß, ganz Deutschland möge den Namen des Mannes in das Buch der Ehre schreiben, der sich als Lebensberuf das schwere Amt eines Hüters der deutschen Sache im damals französischen Elsaß erkoren hat! Er hat das Amt in Ehren verwaltet; er war als Mensch edel und liebevoll, als Freund treu, aufrichtig und ergeben.*

Friedrich Geßler.

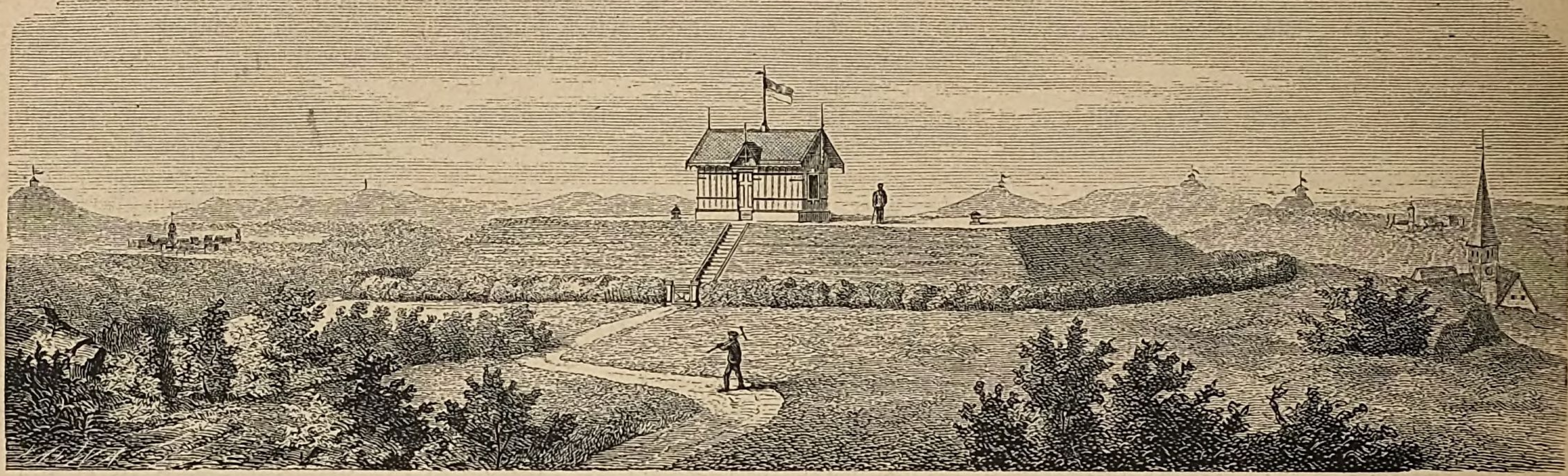
* In Straßburg hat sich bereits vor Monaten eine Vereinigung gebildet, welche für die Errichtung eines Mühl-Denkmals Sorge tragen will. Auch sind, wie man hört, in Berlin, Frankfurt am Main, Lahr und anderen Orten solche Vereinigungen in der Bildung begriffen. Der Schatzmeister des Straßburger Comités, Herr Hoff, (Blauwolkengasse 15, Straßburg) nimmt Beiträge zum Mühl-Denkmal gern entgegen.

D. Red.

Die Wasserversorgung der schwäbischen Alb.*

Ein Culturwerk ist in diesem Sommer vollendet worden, welches in seiner Art einzig dasteht und den berühmtesten Wasserwerken der Welt als ebenbürtig angereiht werden darf. Um es zu schauen, brauchen wir nicht in's Ausland oder über den Ocean zu fahren; denn es ist auf deutschem Boden entstanden und spendet einem Theile der deutschen Bevölkerung seine Wohlthaten.

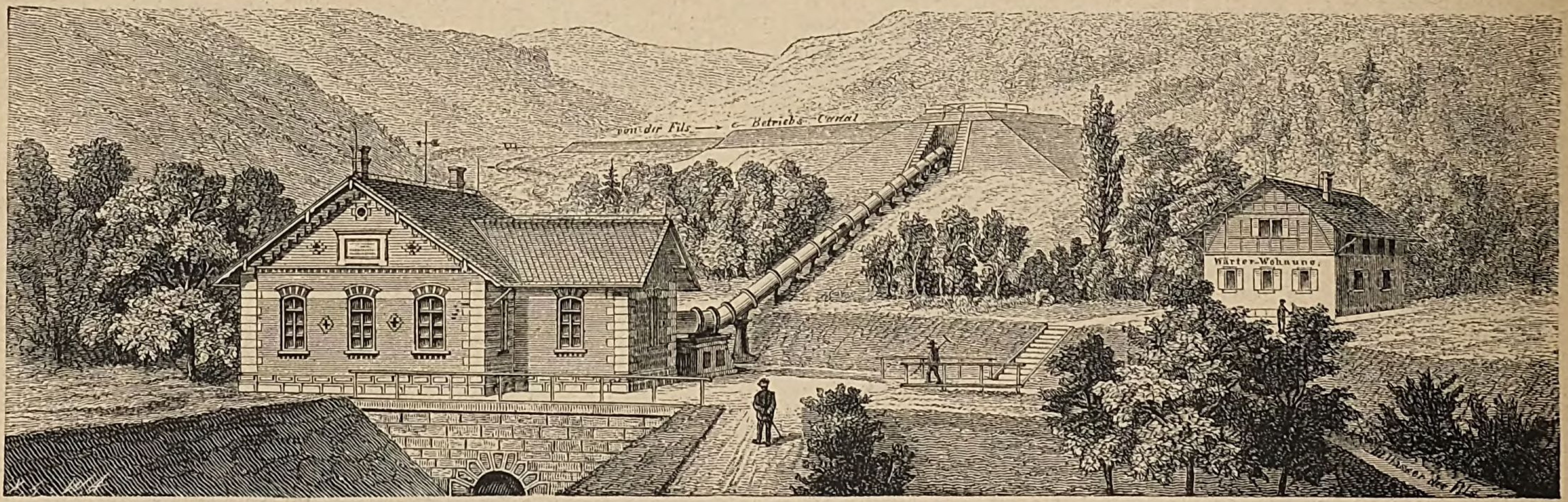
Wir führen heute unsere Leser in den südlichen Theil Württembergs, auf die schwäbische Alb, welche ihren Namen, mons albus, erhalten hat von „weißen steinen, so auff den äckern an manchen Orten so häuffig allda liegen, daß man kein erden sehen mag“.



1. Hochreservoirs auf der Alb.

Romantisch sind die Thäler der Donauniederung, welche tief in dieses Gebirge von der Südseite her einschneiden; hellgraue Felsen umragen die Ufer der vielfach geschlungenen Albflüsse; grüne Laubwaldungen und zahlreiche Ruinen alter Ritterburgen winken von ihren Rändern dem Wanderer entgegen. Da ist auch manches Wunder der Natur zu schauen, wie der berühmte Blautopf bei Blaubeuren, das merkwürdige Wasserbecken, aus dem der Blaufluß hervorfließt und in welchem die Wasser sich öfters so gewaltig heben und senken, daß, wie die Bevölkerung seit uralter Zeit zu sagen pflegt, der natürliche „Topf siedet“. Verlassen wir aber das schwäbische Unterland und steigen auf die Höhe der Alb, so begreifen wir bald, warum sie die „rauhe“ genannt wurde.

Die regelmäßigen Hügelzüge der Hochebene sind nur hier und dort von Waldungen bestanden, zwischen denen sich weite, mit gewürzhaften Pflanzen bewachsene, aber nicht sehr üppige Weiden hinziehen. Das Alpenvieh, welches in Heerden auf denselben graset, ist von Wuchs klein und unansehnlich. Ein Drittel des Gesammtbodens liegt unbebaut da; öde und verlassen erschien daher mit Recht die Alb allen ihren Besuchern. Aber sogar ein ungeübter Beobachter erkennt bald die Ursache dieser trostlosen Erscheinung. Es fehlt den Höhenzügen ein wichtiges Element, welches selbst der düsteren Landschaft des kahlen norwegischen Felsengebirges Leben verleiht: das aus den Spalten und Klüften der Berge hervorsprudelnde Wasser. Wohl ziehen sich Thaleinschnitte meilenweit durch die Alb, aber umsonst späht in denselben unser Auge nach einer rieselnden Quelle mit üppiger grüner Uferbekleidung. Selbst in den Dörfern erblicken wir kein laufendes Brunnenrohr, und dem durstigen Wanderer wird aus einer gemauerten Cisterne schmutziges Regenwasser zum Trunke dargereicht.



2. Pump-Station der Gruppe II im oberen Filsthale.

Diese auffallende Wasserarmuth der Landschaft wird nun nicht durch Mangel an atmosphärischen Niederschlägen, sondern durch eine eigenthümliche Lagerung und Beschaffenheit der Gebirgsschichten bedingt. Auf der Alb regnet es sogar mehr als im Unterlande; aber die spärliche Ackerkrume, welche der Aelbler bebaut, liegt auf Kalk- und Dolomitfelsen, welche durch zahllose Klüfte und Spalten das Meteorwasser in die Tiefe versinken lassen. Schon an der Oberfläche des Bodens bemerkt man hier große, oft zehn Meter tiefe Einsenkungen, die sogenannten „Erdfälle“ oder „Trichter“, in denen kurz nach einem Regenguß mächtige Gebirgsbäche spurlos verschwinden. Erst am Süd- oder am Nordfuß der Alb ergießen sich die gesunkenen Wasser in größeren Quellen, um den Stromgebieten

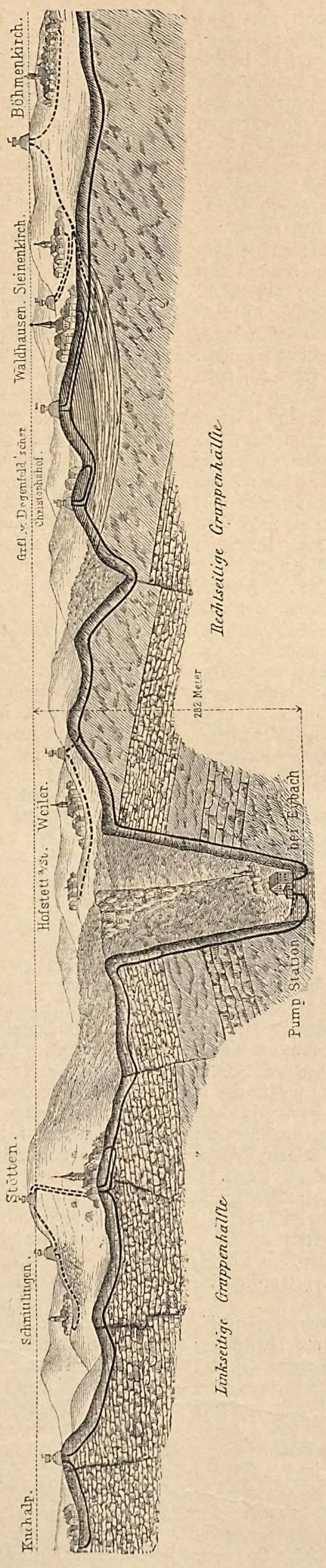
* Anläßlich der Württembergischen Landes-Gewerbe-Ausstellung zu Stuttgart 1881 hat das württembergische Ministerium des Innern eine Denkschrift „Die öffentliche Wasserversorgung im Königreich Württemberg unter der Regierung Sr. Majestät des Königs Karl“ herausgegeben, auf welche wir diejenigen, welche das hochentwickelte Wasserversorgungswesen dieses deutschen Staates kennen lernen möchten, ganz besonders aufmerksam machen. Das Werk, auf welches sich die obigen Mittheilungen der Hauptsache nach stützen, ist mit zahlreichen lithographischen Tafeln, die nach den Entwürfen des Oberbaurath Dr. von Ehmann ausgeführt sind, in sehr anschaulicher und gefälliger Form ausgestattet, und auch unsere heutigen Abbildungen sind nach diesen Vorlagen auf Holz übertragen und für die „Gartenlaube“ geschnitten worden. D. Red.

der Donau oder des Rheines zuzueilen. Diesen inneren Zusammenhang zwischen den Trichtern auf der Höhe und den Quellen im Thalgrunde hat man schon frühzeitig erkannt, und die abenteuerliche Volkssage ließ wohl Enten und Gänse jene unserm Auge für immer entrückten geheimnißvollen Wege durchschwimmen oder Spreu, welche Bauern in die Trichter auf der Alb geworfen hatten, in dem Blautopf zu Tage treten.

Da nun unter diesen ungünstigen Bedingungen auf der Alb stets ein fühlbarer Wassermangel herrscht, so sah sich die Bevölkerung seit uralter Zeit genöthigt, das Regenwasser vom Dache des Hauses und der Scheune in gemauerte Brunnen zu leiten und dasselbe aus diesen Cisternen für den täglichen Gebrauch mittelst Eimer zu schöpfen. Außerdem wurde an dem niedrigsten Orte des Dorfes eine Vertiefung gegraben und mit Letten nothdürftig ausgekleidet, in welcher sich das von den Anhöhen herabfließende Wasser ansammelte. Zu dieser „Hühle“ oder „Hülbe“ trieb man das Vieh im Sommer und Winter zur Tränke.

Doch wie war wohl diese mit Mühe gesammelte Flüssigkeit beschaffen!? „Wehe dem Fremden,“ lesen wir in der besagten Denkschrift des württembergischen Ministeriums, „den in einem der quellwasserarmen Dörfer das Bedürfniß nach Wasser anwandelt! Strohgelb bis kaffeebraun ist dessen Farbe; nur wer von Kindheit an sich an den Anblick des gefärbten Wassers gewöhnt hat, kann das Glas ohne Abscheu an die Lippen setzen oder wagt es, sich zu waschen. Ganz unsäglich vollends ist die Flüssigkeit, die in den Hühlen sich sammelt; eine grünbraune Jauche, verdient sie nicht mehr den Namen des Wassers.“

Oft jedoch ereignete es sich, daß sogar diese künstlich hergestellten Wasserbehälter in der trockenen Jahreszeit leer dastanden, und der Aelbler sah sich nun gezwungen, in das Thal niederzusteigen und von dort für seinen Haushalt und sein Vieh Wasser heraufzuholen. Es giebt Jahrgänge, in welchen diese Calamität Monate hindurch gedauert hat, während sie sich gewöhnlich doch wenigstens Wochen lang fühlbar macht. So kamen z. B. vom September 1865 bis zum Januar 1866 im Dorf Hütten täglich 190 Fuhren von der Alb herab, um dort an der Schmiedt Wasser zu schöpfen, und im Sommer 1870 fuhren aus den Orten Justingen und Ingstetten Tag für Tag 15 bis 20 Fuhrwerke zum Wasser zu Thal. Von Leuten, die keine Pferde hatten, wurde ein Hectoliter Wasser mit 50 Pfennig bezahlt, und da in Justingen allein 1000 Stück Pferde und Rinder gehalten werden, von denen jedes täglich circa 40 Liter Wasser braucht, so belief sich der tägliche Aufwand zur alleinigen Tränkung des Viehs auf 170 Mark. Daß an Waschen, Putzen und Scheuern in solchen Zeiten gar nicht zu denken war und daß ein derartiger Wassermangel für den Gesundheitszustand der Bevölkerung und das Gedeihen der Viehheerden äußerst nachtheilig wirkte, brauchen wir kaum besonders hervorzuheben. Außerdem ist das Wasserfahren auf den abschüssigen Stegen hauptsächlich im Winter äußerst gefährlich, sodaß dabei oft Menschen und Thiere verunglücken.



3. Ein Theil des Längen-Profils und der Terrain-Configuration der Eybgruppe.

Vergebens suchte man seit Jahrzehnten, um diesem Uebelstande abzuhelfen, auf der Alb Brunnen zu graben und Quellen aufzuschließen. Schon in der Tiefe von einem Meter stößt man hier meistens auf den Fels, welcher, einem durch tausend Sprünge und Klüfte gebildeten Siebe vergleichbar, kein Wasser birgt. Auch die Drainage der Felder und die Benutzung des Drainagewassers verboten sich von selbst, einerseits aus Rücksicht auf die Gesundheit, andererseits auf die Landwirthschaft; denn im Gegensatz zu dem Thalbewohner kann sich der Bauer auf der Alb seinen Boden nicht feucht genug wünschen, und er würde sich nie dazu verstehen, ihm die befruchtende Feuchtigkeit zu entziehen.

So blieb nur ein einziger Weg übrig, um dem Wassermangel abzuhelfen: man mußte versuchen, die in die Tiefe gesunkenen Wasser künstlich in die Höhe zu heben, die Quellen, welche am Fuße der Alb hervorsprudeln, in sinnreich angelegten Röhrennetzen wieder auf den Berg hinaufzuleiten. Aber die Lösung einer so großartigen Aufgabe konnte weder von Privaten noch von den wenig bevölkerten Gemeinden der Alb bewerkstelligt werden; es mußte vielmehr die württembergische Staatsregierung die Leitung derselben übernehmen, und es ist ihr auch, Dank dem lebhaften Interesse, welches sowohl König Karl wie der frühere Minister des Innern von Geßler und seit neun Jahren der jetzige Minister von Sick dem Werke entgegentrugen, gelungen, die wichtige Culturarbeit glücklich zu vollenden.

Schon gegen das Ende des Jahres 1866 wurde von dem ersten Staatstechniker für das öffentliche Wasserversorgungswesen Württembergs, Oberbaurath Dr. von Ehmann, die erste Idee zu einer rationellen Bewässerung der Alb kartographisch entworfen. Aber Jahre vergingen noch, bevor der erste Spatenstich gethan wurde; denn in Anbetracht der bedeutenden Höhen, auf welche die Thalwasser gefördert werden sollten, hielt man diesen Plan, der in der Geschichte der Wasserwerke einzig dasteht, für ein gewagtes Project.

Dazu kam, daß der conservative Sinn des Aelblers sich jeder Neuerung widersetzte und die Bauern vieler Ortschaften rundweg erklärten, es nicht besser haben zu wollen, als ehedem Väter und Großväter es gehabt. Den Hauptgrund des Widerstrebens der Bevölkerung bildete aber die Höhe der Kosten, welche die betreffenden Gemeinden tragen sollten und die als „rein unerschwinglich“ bezeichnet wurden. Da jedoch die Staatsregierung wohl voraussah, daß die rationelle Bewässerung dieses Landstrichs ein ökonomisches Aufblühen desselben herbeiführen würde, so beschloß sie, den Albgemeinden materielle Hülfe zu leisten, und erlangte auch von den Ständen die hierzu nöthige Zustimmung. Es wurden zu den Bau-Ausführungskosten des Alb-Wasserversorgungswerkes regelmäßige Staatsbeiträge bewilligt, und zwar im Betrage von je 25 Procent für die beiden Gruppen, die zuerst ausgeführt würden, und von 20 Procent der Gesammtkosten für jede folgende Gruppe. Auch hat die Regierung in anerkennenswerther Weise die Ausführung der technischen Vorarbeiten und die vollständige Bauleitung übernommen.

Der leitende Gedanke des Regierungsplanes war aber, reines Quellwasser aus den tiefeinschneidenden Thälern mittelst kräftiger Pumpwerke und ausgedehnter gußeiserner Röhren auf die wasserlosen Höhen der rauhen Alb zu heben. Zu diesem Zwecke wurde das gesammte Gebiet in neun Gruppen abgetheilt, von denen eine jede ihrer geographischen Lage nach ein für die Wasserversorgung natürliches Ganzes bildete. Jede Gruppe erhielt zunächst eine Pumpstation im Thale, wobei zum Betrieb der Pumpmaschinen grundsätzlich nur Wasserkräfte der kleinen Albflüßchen, der Eyb, der Fils, der Blau, der Schmiech, der Aach und der Lauter benutzt wurden. Bei der Anlage dieser Stationen traf man jedoch vorsorglicher Weise die Einrichtung, im Nothfalle die Wasserkraft jeden Augenblick auch durch Dampfmaschinen ersetzen zu können. Die Leistungsfähigkeit der Werke wurde dabei so normirt, daß sie für den Tag und den Kopf der Bevölkerung gewöhnlich 75 Liter Wasser in die Höhe fördern, bei außerordentlichen Anlässen jedoch für den Kopf 120 bis 130 Liter in 24 Stunden zu liefern vermögen.

Von diesen Stationen aus wird nun das Wasser durch weite gußeiserne Röhren in große Reservoirs, welche auf den Anhöhen der Alb erbaut wurden, gepumpt. Von den Reservoirs dagegen führen gußeiserne Röhren zu den tiefer gelegenen Ortschaften, und durch diese Leitungen fließt das Wasser, dem natürlichen Gefälle folgend, wie in den gewöhnlichen städtischen Wasserleitungen, den menschlichen Ansiedlungen zu. Unsere Abbildung Nr. 3 (Seite 613) veranschaulicht uns die Anlage einer derartigen Leitung; sie stellt einen Theil des Längenprofils der Eybgruppe dar. Unten im Thale sehen wir die Pumpstation bei Eybach; die schwarzen Linien, welche sich von derselben nach rechts und links in die Höhe ziehen, veranschaulichen den Weg der gußeisernen Leitungen, welche in den Hochreservoirs münden und ihnen das Quellwasser des Thales zuführen. Von den Reservoirs dagegen sehen wir punktirte Linien zu den einzelnen Dörfern sich senken; dieselben stellen wieder eiserne Röhren vor, welche die Brunnen und Hydranten (Feuerhähne) der Ortschaften mit Wasser speisen. Welche Förderhöhen dabei überwunden werden müssen, ersehen wir an den fein punktirten Linien, die den Höhenabstand der höchsten Reservoirs bei Böhmenkirch und Stötten von dem Wasserspiegel der Pumpstation bezeichnen: er beträgt genau 282 Meter.

Das war also in allgemeinen Zügen der von der Regierung entworfene Plan der Wasserversorgung der Alb, gegen dessen Ausführung sich die Bevölkerung jahrelang wehrte. Erst als der Staatszuschuß bewilligt wurde, beschlossen die Gemeinden von Justingen, Ingstetten und Hausen, den Bau der I. Section der Gruppe VIII des allgemeinen Planes in Angriff zu nehmen.

Der 11. Mai 1870, an welchem der erste Spatenstich zur Anlage der Wasserversorgung dieser Gemeinden unter Bauoberleitung des Staatstechnikers Oberbaurath Dr. von Ehmann gethan wurde, wird wohl noch lange Jahre hindurch in der Erinnerung der dankbaren Aelbler fortleben; denn er bezeichnet für dieselben den Beginn einer neuen Epoche, den Anfang eines menschenwürdigeren Daseins. Von da ab lebten die wetterharten Schwaben der Alb in gar fieberhafter Aufregung; die Cultur schickte sich ja an, die wüste Alb zu erobern; mit ihren lauten Hammerschlägen, mit dem weithin vernehmbaren Stöhnen der arbeitenden Maschinen rüttelte sie die Bevölkerung auf aus dem langen, langen Schlafe. Jetzt begriff man in der stillen Zurückgezogenheit der Berge die Wohlthaten des Fortschritts und das Elend der von Vätern und Großvätern überkommenen Zustände; jetzt hieß es wohl in gutgemeintem Sinne: „Ja, Bauer, das ist was Anderes."

Lassen wir jedoch über die große Umwälzung, welche die Ausführung der ersten Wasseranlagen auf der Alb hervorrief, die besagte Denkschrift selbst berichten:

„Mitten im Kriegsjahre wurden unter neuen Sorgen die Arbeiten mit äußerster Energie betrieben. Schon am 18. Februar 1871 bei fünfzehn Grad Kälte ergoß sich unter wahrem Festjubel der ganzen Bevölkerung erstmals das herrlichste Wasser aus einer Anzahl stattlicher Brunnen und Hydranten in Justingen, Ingstetten und Hausen, auf jeden Kopf der erstaunten Bevölkerung durchschnittlich siebenzig Liter des so lange auf ihren wasserlosen Höhen ersehnten Elementes weithin spendend. Obgleich in den Straßen und auf geeigneten Plätzen in genügender Zahl aufgestellte sogenannte ‚selbstschließende Ventilbrunnen' von einfacher, aber gefälliger und zweckmäßiger Form vorgesehen wurden und bequem zur Wasserentnahme dienen können, so begnügten sich die Bewohner der Gruppenorte doch keineswegs mit diesen öffentlichen Brunnen allein; es wurden vielmehr noch sogenannte ‚Privatwasserleitungen', besondere Haushaltungsbrunnen, mittelst zahlreicher Abzweigungen von den Straßenröhrennetzen hergestellt. Die mit gutem und frischem Wasser jetzt so reichlich versorgte Bevölkerung wünschte ihre Hahnen auch in den eigenen Häusern, Küchen und in den Stallungen zu haben, um in den letzteren unmittelbar das zahlreiche Vieh zu tränken, statt wie früher in jeder Jahreszeit dasselbe an die schmutzige Hülbe treiben zu müssen. Ueberall, in alle größeren Wirthschaften, Hofräume, Brauereien, sogar bis in die Gemeinde-Armenhäuser ist das Wasser in den Albgruppen eingeleitet, an Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit die Wasserbezugseinrichtungen manches Stadtbewohners weit überbietend.

Schon dem Baue selbst wurde die gespannteste Aufmerksamkeit der Albbewohner und manches Wort des vermuthlichen Gelingens oder Mißlingens gewidmet. Als aber dieses erste neue Werk einmal im besten und ungestörten Gange war, entstand eine Wallfahrt nach Theuringshofen zur Pumpstation, nach Justingen, Ingstetten und Hausen. ‚Voll Bewunderung für das geschaffene große Kunstwerk' kehrten die Albbewohner wieder in ihre Gemeinden zurück, von jetzt an wenig mehr befriedigt von den eigenen heimathlichen Cisternen, Hülben und ‚den Wasserställen' für Dachwasser."

Auf der Alb hauste früher in unbändiger Ausgelassenheit ein furchtbarer Feind, dem der Aelbler machtlos gegenüberstand. Wenn die rothe Feuersbrunst über den Strohdächern der Dorfhütten aufflackerte, dann war vom Löschen keine Rede; dann mußte man Hab und Gut dem zerstörenden Elemente wehrlos überlassen.

Nun geschah es, daß kurz nach der Vollendung der ersten Wasseranlage in dem Orte Justingen eine Feuersbrunst ausbrach, die sofort einen entschieden gefährlichen Charakter zeigte. Mittelst der in der Nähe befindlichen Hydranten konnte aber das Feuer in kürzester Frist gelöscht und das brennende Gebäude buchstäblich mit Wasser überschwemmt werden. Das wirkte überzeugend, und von da ab begann in den Albdörfern eine rührige Agitation für das Wasserversorgungswerk, bis der ursprüngliche Plan der Regierung in der glänzendsten Weise ausgeführt wurde.

Nun steht das große Culturwerk in seiner Vollendung da; es spendet das nöthigste aller Bedürfnisse, frisches fließendes Wasser, den 100 Ortschaften eines rund 1800 Quadratkilometer oder etwa 30 Quadratmeilen umfassenden Landestheiles und einer Bevölkerung von circa 40,000 Seelen. Ueber Berge und durch Thäler winden sich die gußeisernen Röhren in einer Gesammtlänge von 360 Kilometer, während sich von ihnen zahlreiche kleinere schmiedeeiserne Leitungen abzweigen, deren Länge etwa 140 Kilometer beträgt. Von den Höhen des steinernen Plateaus winken 62 schmucke Hochreservoirs und necken förmlich die sagenhaften Berggeister, welche das Regenwasser entführten, um die Alb unbewohnbar zu machen. In den Tiefen der Thäler arbeiten dagegen rastlos die 9 Pumpstationen, täglich 5 Millionen Liter Wasser bis zu einer Höhe von 310 Meter fördernd. Da lebt ja die felsige Alb in Wirklichkeit. Wir hören im Thale ihr eisernes Herz schlagen; es treibt die belebende Flüssigkeit in eisernen Schlagadern in die Höhe; es läßt dieselbe zerfließen in tausend kleinen Haargefäßen, und dieses Blut der Alb rinnt ja ausgenützt durch die zahlreichen Spalten und Klüfte des Bergkörpers wieder in's Thal hinab, um von Neuem den Kreislauf zu beginnen.

Aber unsägliche Mühe kostete es, ehe dieses stolze Friedenswerk des deutschen Geistes fertig dastand. Mancher Schweißtropfen rann über die sinnende Stirn des Gelehrten und über das sonnenverbrannte Antlitz des Arbeiters, bevor die lustig plätschernden Bäche und Flüßchen gezwungen wurden, die schwere Arbeit der Wasserförderung auf die Höhe zu übernehmen. Lassen wir uns einmal die Entstehungsgeschichte der auf unserem Bilde 2 veranschaulichten Pumpstation der Gruppe II im oberen Thale der Fils erzählen!

Zunächst wurde unmittelbar vor dem in reizender Umgebung gelegenen Stationshäuschen ein 3 Meter weiter Grundwasserschacht bis in die unteren reinen Kiesschichten des Thalgrundes abgeteuft, das reichlich demselben zufließende Quellwasser chemisch geprüft und als gutes Trinkwasser erkannt. Damit war eine ergiebige Quelle erschlossen, welche die Bedürfnisse von 10 Ortschaften mit einer Bevölkerung von 7720 Seelen vollauf befriedigen konnte.

Hierauf mußte der Lauf des jungen Filsflüßchens derartig geregelt werden, daß seine Strömung nunmehr im Stande wäre,

die Pumpmaschinen, deren Betriebskräfte 50 Pferdekräfte betragen, in Bewegung zu setzen. Zu diesem Zwecke wurde ein neues Nutzgefälle von 15 Meter geschaffen und das Filswasser in einem circa 0,9 Kilometer langen und 3 Meter weiten, offenen Betriebscanale, welchen unser Bild veranschaulicht, bis auf 85 Meter vor die Pumpstation geleitet. Hier endigt diese auf einem sehr schwierigen Terrain hoch aufgeführte Canalanlage in einem massiven, völlig wasserdichten und wohl verschlossenen Sammelschachte, von dem sich das Betriebswasser in die große, zur Pumpstation herabführende geschlossene Röhre ergießt. Diese gewaltige eiserne Leitung, welche bei niedrigen Wasserständen die ganze Fils in sich aufnimmt, ist circa 90 Meter lang und hat eine Lichtweite von 1 Meter. Unter starker Neigung stürzt durch dieselbe das Filswasser zur Station hinab, um hier direct das Tangentialrad der Pumpmaschinerie mit voller Wucht zu treffen. Da die Röhre vollständig frei zu Tage liegt, so wurden noch besondere Vorrichtungen getroffen, welche bei niedrigen Temperaturgraden das Einfrieren des Wassers verhüten und die sich bis jetzt vorzüglich bewährt haben. Die Fundirung des Pumpmaschinen- und Radhauses mußte meist unter dem Wasser vorgenommen werden; das nunmehr fertige, gefällige Backsteingebäude enthält außer den Werkstättenräumen noch ein Wohngelaß für Hülfswärter bei etwaigem Nachtdienste, während für den ersten Maschinenwärter ein besonderes, zweistöckiges Wärterhaus erbaut wurde.

In dem geräumigen Maschinensaale der Station arbeiten die mit zwei großen Druckwindkesseln versehenen vierfachen Pumpwerke unter dem normalen Drucke von 32 bis 33 Atmosphären und heben mittelst einer Druckröhrenfahrt das Quellwasser aus dem Schachte weit über den vom Thale sichtbaren Bergrand bis zu dem Hauptreservoir der Gruppe vor Westerheim in einer Höhe von 305 Meter.

Diese Pumpstation versorgt zur Zeit 6 Haupt- und Hülfsreservoirs mit 280 Hydranten und zusammen über 1500 Hauswasserleitungen nach den Wohngebäuden und Stallungen in den Gruppenorten.

Selbstverständlich ist die Anlage dieser Stationen nicht überall dieselbe; bei ihrem Aufbau mußte der Techniker vielmehr seinen Plan stets den von der Natur gegebenen Verhältnissen anpassen und fast in jedem Fall neue Hülfsmittel ersinnen. So ist z. B. bei der Pumpstation im Eybthale das Eybflüßchen durch die Errichtung eines massiv gebauten Wehres in ein neues Bett, das auf einem Schutterrain mit unsäglicher Mühe hergestellt wurde, geleitet worden.

Bevor wir aber von den Werken scheiden, wollen wir noch einmal die Alb besteigen und das Innere eines der Hochreservoirs (vergl. Bild 1) in Augenschein nehmen.

Auf besonders hergestellten Betonlagern von durchschnittlich 40 Centimeter Stärke erheben sich die Umfassungswände der Behälter, aus großen Kalksteinen in Cementmörtel gebaut. Um eine vollständige Wasserdichtigkeit zu erzielen, sind dieselben nach innen mit Backsteinvermauerungen bekleidet, welche mit einem spiegelglatten harten Cementverputze gegen die Wasserseite hin abgeschlossen werden. Jedes größere Reservoir ist außerdem durch massive Mauern in zwei besondere, zusammen oder getrennt von einander zu benutzende wasserdichte Hälften geschieden.

Um aber bei etwaigen Störungen an den Pumpmaschinen, welche bis jetzt, wie wir besonders hervorheben, nirgends vorgekommen sind, die Albbevölkerung vor einer plötzlichen Wassernoth zu bewahren, wurden in vorsorglicher Weise die Reservoirs so groß gebaut, daß der in ihnen vorhandene Wasservorrath, ohne frische Speisung aus dem Thale, die betreffenden Ortschaften je nach ihrer Lage acht bis zwanzig Tage reichlich mit Wasser versorgen kann. Schließlich hat man noch die Reservoirs mit Erdüberdeckungen versehen, wodurch das Wasser vor den Einflüssen der auf der Alb vielfach wechselnden Temperaturen bewahrt bleibt, im Winter niemals einfriert und im Sommer die erfrischende Kühle der Quellen beibehält.

Fragen wir nun nach den Baukosten des Gesammtwerkes, so erfahren wir nicht ohne Ueberraschung, daß der gesammte Aufwand rund 5,610,000 Mark beträgt, wovon etwa 4,335,000 Mark auf die Albgemeinden zur Bestreitung entfallen. Wie gering auch diese Summe an und für sich erscheinen mag, so ist sie dennoch für die wenig bevölkerten Gemeinden, welche sie aufbringen mußten, eine ziemlich bedeutende gewesen. Manche Gemeinden haben dadurch Lasten auf sich genommen, welche auf jeden Kopf die Summe von 200 Mark ergeben. Aber trotzdem stehen wahrlich diese Millionen in keinem Vergleich zu den segensreichen Wohlthaten, welche das Werk mit sich bringt, und es ist das Verdienst des Staatstechnikers um so mehr anzuerkennen, weil er mit so geringen Mitteln durch weise Benutzung der ursprünglich schwachen Triebkräfte der Albflüßchen so Großartiges geleistet.

Schon heute erntet man die Früchte dieser Culturarbeit; überall sprießt auf der Alb neues Leben hervor; die früher spärlichen Viehheerden wachsen in ungeahnten Verhältnissen, und allmählich verschwinden auch die noch vor Kurzem so häufigen Krankheitserscheinungen unter Menschen und Thieren. Weite Strecken ehemals unbebauten Landes werden vom Pfluge durchfurcht; Gewerbe und Handel lassen sich in den nunmehr wasserreichen Ortschaften nieder, und mit ihnen hält die städtische Bildung ihren Einzug, während die vortrefflich organisirten Feuerwehren der verheerenden Feuersbrunst ein- für allemal Halt gebieten.

So haben die Schöpfer des Wasserversorgungswerkes der württembergischen Alb sich in friedlicher Arbeit einen unverwelkbaren Lorbeerkranz errungen, der ihnen nicht minder zur Ehre gereicht, als der auf den Schlachtfeldern errungene Siegeskranz. Sie haben ein Werk geschaffen, das bahnbrechend wirken wird und muß und als ein leuchtendes Vorbild dienen kann für Alle, welche unter ähnlichen Verhältnissen die Cultur eines ganzen Landes zu heben suchen.

Valerius.

Blätter und Blüthen.

Zur praktischen Lösung der Frauenfrage. Die Statistik beweist, daß das weibliche Geschlecht in allen Gesammtbevölkerungen überwiegt. Daraus geht unwiderleglich hervor, daß nicht alle Mädchen durch die Ehe in den Wirkungskreis geführt werden können, welcher der natürlichste und angemessenste ist, daß nicht jede weibliche Kraft ihre Verwendung und ihre glückliche Sicherung gegen die Stürme des Lebens unter dem Schutze eines Gatten im eigenen Hause finden kann. Außerdem erschweren gegenwärtig andere Umstände die Schließung der Ehe. Viele, die einst mit geringen Mitteln einen eigenen Hausstand gründeten, dürften heute Anstand nehmen, selbst mit Mitteln, welche dem gesunkenen Geldwerthe entsprechen, diesen Schritt zu wagen. In England bleiben vierzig Procent aller Mädchen unverheirathet. So schlecht ist das Verhältniß in Deutschland nicht, aber dennoch haben auch wir in diesem Punkte Veranlassung genug zu ernster Aufmerksamkeit.

Die Forderung, daß man die Mädchen zu wirthschaftlicher Selbstständigkeit erziehen müsse, wird in immer größeren Kreisen als vollkommen berechtigt anerkannt und auch auf diejenigen Mädchen ausgedehnt, welche in die Ehe treten und die Führung des eigenen Hausstandes übernehmen; denn die Art und Weise, wie unsere Großmütter, rastlos schaffend, diese Aufgabe erfüllten, ist eben nicht mehr ausreichend.

Die erste Folge der größeren Aufmerksamkeit, welche man der Erziehung der weiblichen Jugend in den letzten dreißig Jahren zuwandte, war die Gründung einer großen Menge von höheren Mädchenschulen, und an öffentlichen Schulen dieser Art giebt es jetzt in Deutschland fast dreihundert, die Zahl der Privatschulen aber ist noch erheblich größer. Der Gedanke, den Mädchen eine bessere Schulbildung zu geben und sie dadurch in den Stand zu setzen, mit Erfolg einen zu wirthschaftlicher Selbstständigkeit führenden Bildungsgang zu betreten, ist gewiß ein vollkommen richtiger, und die Gemeinden, welche Mädchenschulen gründen, helfen ohne Zweifel die Wege zu einer gesicherten Zukunft der Frauen wesentlich ebnen. Aber auf dem so gelegten Grunde ist bisher nur in beschränkter Weise weiter gebaut worden. Leider sind wir noch ziemlich weit von der Anerkennung des Grundsatzes entfernt, daß jede ehrliche Arbeit adelt, und so glaubte man auch für gebildete Mädchen nur auf einen engen Kreis von Berufsarten Rücksicht nehmen zu dürfen. Wenn ein junges Mädchen zur Kunst, besonders zur Malerei und Musik, keinen Beruf in sich verspürte, so hielt man eigentlich nur zweierlei für passend: sie konnte Gesellschafterin, oder, wie man lieber sagt, Vertreterin der Hausfrau, und Lehrerin werden.

In rascher Aufeinanderfolge wurden, meistens im Anschlusse an die höheren Mädchenschulen, Lehrerinnenseminare gegründet, und die Staatsbehörden, welche sich bisher dem höheren Mädchenschulwesen gegenüber ziemlich ablehnend verhalten hatten, erließen Prüfungsordnungen und bestellten Prüfungscommissionen. Tausende von Mädchen gingen mit der ihnen eigenen Treue, die selbst das Kleinste wichtig erachtet, und oft mit Hintansetzung der schuldigen Rücksicht auf ihre Gesundheit an die Arbeit. So wurden der hohen Aufgabe der Volkserziehung Arbeiterinnen zugeführt, welche die bedenklichen Lücken, die während der Jahre des

Krieges und der Gründerperiode in den Reihen der Lehrer entstanden, würdig ausfüllten. Während der Zeit des Lehrermangels waren fast alle Hauslehrerstellen in weibliche Hände übergegangen, aber jetzt, wo eine rückläufige Bewegung dem Lehramte wieder viele männliche Kräfte zugeführt hat, zeigt sich die Ueberproduction unserer Lehrerinnenseminare. Zahlreich ziehen heute unsere Lehrerinnen in's Ausland, oft einem bedenklichen Loose entgegen.

Dringender als je ist es daher für Mädchen, die sich auf eigene Füße stellen wollen, geboten, sich nach anderen Fächern umzusehen, und mit Recht legte der Vertreter der preußischen Regierung, Geheimrath Dr. Schneider, es im vorigen Herbste den zu ihrer Hauptversammlung in Braunschweig vereinigten deutschen Mädchenlehrern an's Herz, nach solchen Fächern auch ihrerseits Umschau zu halten.

Kaum dürfte zur Lösung der Frage etwas näher liegen als die Berücksichtigung einzelner Zweige des Kunstgewerbes, bei welchen der dem weiblichen Geschlechte eigene Formen- und Farbensinn die schaffende Hand wesentlich unterstützt, und in der That sind an vielen Orten kunstgewerbliche Schulen für Mädchen eröffnet worden, die viel versprechen, die allereigenste Domäne der Frauen aber bilden doch die Nadelarbeiten. Es ist erfreulich, daß diese Arbeiten im deutschen Hause wieder zu Ehren kommen; denn lange Zeit mußte es geradezu beschämend wirken, wenn ein Stück altmütterlichen Hausrathes aus der Truhe hervorgezogen und mit den nüchternen und dürftigen Arbeiten der Gegenwart verglichen wurde.

Auf die im Vorstehenden angedeuteten Anschauungen gründete sich die Errichtung zahlreicher Lehranstalten. Die 1866 eröffnete Ecole professionelle in Paris, die weit verzweigten Anstalten des Lette-Vereins in Berlin, die württembergischen Industrieschulen, die Gewerbeschulen in München, Karlsruhe und Hamburg und andere sind zu gleichem Zwecke gegründet und wirken segensreich. Eine besonders gut eingerichtete Anstalt dieser Art, eine wahre Musterschule, besitzt Leipzig in der seit 1875 bestehenden höheren Fach- und weiblichen Gewerbeschule von Frau Auguste Busch.

Aus einer einfachen Nähschule, die Frau Busch jahrelang mit Erfolg geleitet hatte, ist ein alle Zweige weiblicher Nadelarbeit umfassendes Institut geworden. Dasselbe ist in dem neu erbauten, für die Zwecke der Schule auf's Angemessenste eingerichteten Hause der Leiterin untergebracht und mit den besten Lehrmitteln reichlich ausgestattet. Durch langjährige Erfahrungen und durch auf ausgedehnten Reisen erworbene Anschauungen hat sich Frau Busch in den Besitz der besten Methoden gesetzt und kein Opfer gescheut, um mittelst Einführung anderswo bewährter Einrichtungen ihre schnell emporblühende Schule zu vervollkommnen.

Die Anstalt zerfällt in drei Abtheilungen. Die erste umfaßt eine Reihe von selbstständigen Cursen. Hier wird eine Schaar jüngerer Schülerinnen in den Elementen der Nadelkünste unterwiesen; dort sind junge Mädchen mit den zierlichen Arbeiten der Putzmacherei beschäftigt. Sie werden von ähnlichen Gruppen abgelöst, die Wäsche- oder Kleiderconfection erlernen, in Flicken und Stopfen unterrichtet werden oder sich im Copiren und Entwerfen stilvoller Muster üben.

Dazwischen rauschen in geschäftigem Schwunge Nähmaschinen von verschiedener Bauart, ja selbst in der Waschküche ist noch ein Lehrstuhl für Waschen und Bügeln errichtet. Und überall herrscht derselbe Eifer, sodaß viele Mädchen, ja selbst junge Frauen von Cursus zu Cursus fortschreiten, oder dieselben Curse wiederholen, bis die in der Anstalt erstrebte Selbstständigkeit geschmackvollen Schaffens erreicht worden ist.

Die zweite Abtheilung enthält das Seminar für Handarbeiterinnen. Hier werden die einzelnen Fächer in einem Jahrescursus, bei mangelhafter Vorbildung in zweijährigem Lehrgange, in systematisch geordneter Reihenfolge gelehrt, wozu pädagogische und methodische Anweisungen kommen. Die Erfolge sind durch vielfache wohlbestandene Lehrerinnenprüfungen bezeugt.

Die dritte Abtheilung umfaßt die weibliche Gewerbeschule und soll ihre Schülerinnen, wie der Name sagt, zu gewerbmäßiger Verwendung der Nadelkünste ausrüsten, und in den Unterrichtskreis dieser Abtheilung sind alle zu diesem Zwecke erforderlichen Hülfsmittel eingereiht, Zeichnen von Schnitten und Mustern, Buchführung, Rechnen, Stoffkunde u. dergl.

Für die ganze Anstalt ist eine Schulsparcasse begründet.

Das allgemeine Interesse kommt der segensreich wirkenden Schule entgegen; denn die angesehensten Frauen der Stadt sind mit fach- und geschäftskundigen Herren zu einem Curatorium zusammengetreten, welches der Leiterin zur Seite steht. Die Stadt- und Staatsbehörden fördern das Unternehmen; Freistellen sind aus städtischen und aus Privatmitteln gegründet, und die Königin von Sachsen hat ihre Theilnahme für die Bestrebungen der Anstalt dadurch bekundet, daß sie alljährlich mehrere junge Mädchen auf ihre Kosten in derselben ausbilden läßt.

Zum Segen der weiblichen Jugend wünschen wir allen verwandten Unternehmungen gleiches Gedeihen. N.

Eine Vertheilung „deutscher Waffen" in Siebenbürgen. Die Bitte, welche Friedrich Hofmann's Artikel „Die Sachsen in Siebenbürgen" (vergl. Nr. 23 und 24 dieses Jahrgangs der „Gartenlaube") für die sächsische Bevölkerung Siebenbürgens ausspricht, hat zu unserer Freude schon jetzt einen hübschen Erfolg erzielt. Wie Dr. Karl Wolff, Chef-Redacteur des „Siebenbürgisch-deutschen Tageblattes" und Vertreter der Sachsen im nächsten ungarischen Reichstage, aus Hermannstadt berichtet, sind seit dem Erscheinen unseres Aufsatzes aus den verschiedensten Gegenden „deutsche Waffen" in Gestalt von Lesebüchern und Kinderschriften bei der Buchhandlung Franz Michaelis in Hermannstadt eingegangen.

Der Anfang ist gemacht worden, und wenn die Größe der Sendungen noch in keinem Verhältniß zu dem literarischen Reichthume Deutschlands steht, so sind wir doch fest überzeugt, daß diesem Mißverhältniß abgeholfen werden wird, wenn man erfährt, in welchem Geiste die Gaben in Siebenbürgen empfangen worden sind.

Wie Karl Wolff uns schreibt, hat sich eine Anzahl deutscher Männer in Hermannstadt zu einem Comité vereinigt, um die Vertheilung der Bücher in ärmeren sächsischen Landgemeinden vorzunehmen. Als die zuerst zu berücksichtigende Gemeinde wurde das Dorf Talmesch, der am weitesten nach Süden vorgeschobene, vor den Eingang in den Rothenthurmpaß gestellte Vorposten der sächsischen Ansiedelungen, auserſehen. Dort versammelten sich am Sonntag, den 10. Juli, Nachmittags achtzig Schulkinder in Gemeinschaft ihrer Eltern im Chor der von der Gemeinde bis zum letzten Platz gefüllten Kirche, wo neben dem Ortspfarrer und dem Schulmeister auch die Comitéherren von Hermannstadt Platz nahmen. Nach den einleitenden Worten des Pfarrherrn sprach der redegewandte Karl Wolff zu den Kindern, indem er sie in die Geschichte ihrer Heimath zurückführte und ihnen, trotz der Liebe zum alten Mutterlande, die Treue gegen das Vaterland, dem ihr Volk seit sieben Jahrhunderten angehört, als heilige Pflicht pries. Treu sollten die Kinder an ihrem deutschen Wesen, an den deutschen Mutterlauten festhalten. „Denn wäre der deutsche Laut in diesem Lande verstummt, dann würde die segensvolle Verbindung mit dem Mutterlande zerrissen sein und Trägheit und Rohheit würden sich über die gesegneten Gefilde ausbreiten, welche deutscher Fleiß hier an den Thoren des Morgenlandes geschaffen und mit sprechenden Zeugnissen der Bildung und Gesittung geschmückt hat."

Nach Wolff's Ansprache wurde eine Anzahl der gespendeten deutschen Bücher als Ehrengaben an die fleißigsten Kinder vertheilt; eine andere wurde der Schulbibliothek überwiesen. Feierliche Stimmung beherrschte Alles, und mit Freudenthränen in den Augen nahmen die Kleinen ihre Bücher entgegen.

Am Schlusse wies der Seminardirector Klein von Hermannstadt in einer Ansprache an die Erwachsenen noch darauf hin, daß der größte Werth dieses deutschen Bücherschatzes in der Gesinnung bestehe, welche die Spenden angeregt habe. Die edelste Wirkung werde darum auch in der Gesinnung hervortreten, die der Bücherschatz hier pflanze und erhalte.

Das war die erste deutsche Büchervertheilung bei unserem siebenbürgischen Bruderstamme. — Wer wird angesichts derselben nicht wünschen, daß eine solche von Dorf zu Dorf im siebenbürger Sachsenlande möglich werde? Brauchen wir noch einmal zu bitten und zu mahnen, daß die Vielen, welche in der Lage sind, hier zu spenden, von ihrem Ueberfluß im Bücherschranke einen so segensreichen Gebrauch machen möchten? Gegenüber der Umständlichkeit der Versendung in so weite Ferne wird die Mittheilung willkommen sein, daß die Buchhandlung von Franz Michaelis in Hermannstadt (Siebenbürgen) derartige Sendungen zwar gern vermittelt, sich dieselben aber zur Bequemlichkeit der gütigen Spender nicht direct, sondern durch ihren Commissionär am Centralsitz des deutschen Buchhandels, die Buchhandlung von Carl Cnobloch in Leipzig, erbittet.

Die Redaction.

„Die fremdländischen Stubenvögel" von Dr. Karl Ruß. (Verlag von Karl Rümpler in Hannover. Preis 30 Mark.) Von diesem vierbändigen Werke, das sich durch gründliche Sachkenntniß auszeichnet, hat soeben der dritte Band: „Die Papageien" die Presse verlassen. Karl Ruß hat die meisten der auf unserm Vogelmarkt auftauchenden Arten selbst gepflegt und ihre Lebensgewohnheiten erforscht; zudem bot ihm seine Zeitschrift „Die gefiederte Welt" ununterbrochen das werthvollste Material, wie auch sein Verkehr mit den bedeutendsten Vogelliebhabern, -Züchtern und -Händlern das Werk wesentlich förderte — Verhältnisse, welche das dankenswerthe literarische Unternehmen auf die Höhe der Zeit gehoben haben.

Ruß giebt nun in diesem dritten Bande seines Werkes zunächst eine eingehende Charakteristik der einzelnen Papageien-Arten. Er schildert das Freileben dieser Vögel, soweit es von Reisenden und anderen Beobachtern erforscht worden ist, ertheilt gründlichen Unterricht in der Pflege und Wartung, Züchtung und Abrichtung der Vögel, bespricht ihre Eigenthümlichkeiten, ihre Begabung und ihre Leidenschaften und giebt über die Heimath, den Fang, den Transport, die Einführung und den Marktpreis der Papageien genaue Auskunft. Einen ganz besonderen Werth erlangt aber das Ruß'sche Werk dadurch, daß über jede einzelne Art alles Bekannte und Wissenswerthe mitgetheilt ist, sodaß wir in demselben ein ganz vorzügliches Nachschlagebuch besitzen. Das elegant ausgestattete Werk enthält auf 10 Tafeln Abbildungen von 39 Arten im Buntdruck.

Im Anschluß hieran bemerken wir noch, daß der erste Band des Gesammtwerkes bereits im Jahre 1878 unter dem Titel „Die Körnerfresser" mit reicher illustrativer Ausstattung erschienen, der vierte Band dagegen, „Die Vogelpflege, -Abrichtung und -Zucht" behandelnd, gerade im Erscheinen begriffen ist, während die Herausgabe des zweiten Bandes „Die Kerbthierfresser" erst zu Ende dieses Jahres beginnen wird. Um jedoch die Resultate seiner Forschung auch den weitesten Kreisen zugänglich zu machen, hat Dr. Karl Ruß von dem Ganzen eine gedrängte Ausgabe „Handbuch für Vogelliebhaber" veranstaltet. Den Freunden der Vogelwelt sei auch dieses Buch hiermit auf das Beste empfohlen.

A. Frenzel.

Kleiner Briefkasten.

Eine Abonnentin. Muß der Consequenzen halber leider abgelehnt werden.

„O, forsche nicht!" Bitte, vergleichen Sie Nr. 6, Jahrg. 1880, der „Gartenlaube"!

A. L. in **Altona.** Sie finden das Gesuchte in der im Verlage von Ernst Keil in Leipzig erschienenen Schrift Scherr's „Goethe's Jugend", geb. Mk. 4,50.

Lehrerin aus dem Wupperthal. Ihrem Zwecke wird die „Pädagogische Vacanzen-Zeitung" (Berlin, S. Schwarz'sche Buchhandlung) dienen.

H. R. in Hbg. Wenden Sie sich an den Dr. med. Curschmann, Director des dortigen Hospitals!

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 38. 1881.



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Mutter und Sohn.

Von A. Godin.

(Fortsetzung.)

„Officier willst Du werden, um Deiner Mutter eine angesehene Stellung zu schaffen?" fragte Fügen. „Du träumst wohl? Der Umgang mit Friesack's hat Dir den Kopf verdreht. Ja, könntest Du damit anfangen, Oberst zu werden oder Major! Welche Reihe von Jahren muß aber vergehen, ehe Du nur über den Lieutenant hinaus bist!"

„Ich trage den Gedanken seit langer Zeit in mir und hielt die Augen offen. Der Oberst will mir wohl; er wird mir alles Formelle erleichtern, wenn ich als Avantageur in sein Regiment trete. Anfänge sind in jedem Berufe zu überwinden — dieser führt sicher meinem Ziele entgegen. Keine Willenskraft kann mir Genie geben, mit Studium und Ausdauer läßt sich aber in der militärischen Carrière Auszeichnung gewinnen. Das will ich um meiner Mutter willen."

Fügen antwortete nicht; ihm war, als sei der Knabe plötzlich nicht mehr derselbe, mit welchem er seit Jahren Haus und Herz, Freuden und Leiden seiner Künstlerseele getheilt hatte. Alles, was Fügen leidenschaftlich gehegt, seine Liebe zur Musik, zu Genoveva, zur Freiheit sogar, war ihm durch Siegmund zu einem Bilde verschmolzen, gleichsam verkörpert. Und nun sollte von diesem geliebten Menschen die Kunst fortan höchstens als eine Art von Luxus gepflegt, seine Freiheit in Fesseln geschlagen werden. Er kam über den Eindruck nicht hinweg, daß Siegmund sein göttliches Erbtheil um ein Linsengericht verkaufen wolle.

Während solche Gedanken sein Inneres bewegten, hatte Siegmund seinen Sitz am Tische schweigend wieder eingenommen; er stützte den Kopf in die Hand und hielt die Augen unverwandt auf seinen alten Freund gerichtet. Dieser blieb auf einmal vor ihm stehen; es wetterleuchtete in seinem Gesicht.

„Nun," sagte er, „Jeder mag thun, was er nicht lassen kann."

„Dank!" erwiderte Siegmund mit tiefem Athemzuge. „Und was, denken Sie, wird meine Mutter sagen?"

Der Meister bewegte unruhig seinen buschigen Kopf. Diese Frage war, seit Siegmund seine Eröffnungen begonnen, der Hintergrund aller seiner Gedanken gewesen.

„Deine Mutter," sagte er finster, „wird zustimmen."

„Sie glauben?" Ein Freudenblitz sprühte aus Siegmund's Augen.

„Ich weiß — ich weiß," murmelte Fügen und warf sich in die Sophaecke. In der That stand ihm außer Zweifel, daß Genoveva dem neuen Lebensplane zustimmen würde, welcher mehr als jeder andere ihren geheimen Erwartungen entsprach. Die Stellung des Officiers näherte Siegmund seinen angeborenen Standesrechten; gelang es ihm, diese zu gewinnen, so fand ihn ein solcher Moment bereits in entsprechenden Kreisen. Auch das vorhin flüchtig hingeworfene Wort: daß Oberst Friesack willig sein würde, dem Freunde seines Sohnes alles Formelle zu erleichtern, hatte für Fügen größere Bedeutung noch, als für den, welcher es ausgesprochen; denn er wußte sehr wohl, wie hoch der persönliche Einfluß eines Commandirenden in der österreichischen Armee anzuschlagen war, wie nöthig er gerade in diesem Falle sein würde. Das Fehlen aller Personalpapiere konnte durch den Oberst ausgeglichen werden. Fügen that sich Gewalt an und besprach mit seinem Mündel die zunächst nothwendigen Schritte, welche jedenfalls erst nach dem bevorstehenden Zusammentreffen mit Frau von Riedegg unternommen werden konnten. Er that sich Gewalt an — denn daß etwas wie Reif zwischen sie gefallen war, empfanden Beide deutlich. Als sie sich trennten und Siegmund sein gewohntes: „Gute Nacht, Meister," sprach, polterte Fügen's unterdrücktes Unbehagen in dem Worte heraus: „Bin ich nicht mehr!"

Siegmund athmete tief auf, als er in sein Schlafzimmer trat, aber so luftig das Gemach war, heute erschien es ihm dumpf. Er öffnete das Fenster, um die kühle Nachtluft hereinströmen zu lassen, und lehnte sich auf das Sims. Es war spät, die Straße menschenleer; die meisten Häuser standen in Dunkel und Schweigen. Nur hin und wieder flimmerte schwacher Lichtschein hinter einzelnen Scheiben. Der Mond war niedergegangen; Nebelmassen stiegen auf. Die hochgelegene Citadelle schien frei im Hintergrunde zu schweben. Siegmund hatte ein Gefühl, als müßten ihm hohe Geheimnisse aufgehen.

Die Schwere, welche er von den letzten Stunden mit hinweggenommen, lüftete sich plötzlich. Es war eine steile Stufe, die er heute erstiegen, sein Auge blickte aber von dort aus freier in die Weite. Während sich Fügen mit dem Gedanken quälte, daß er fruchtlos gestrebt, sein Eigenstes in die Seele des Zöglings zu pflanzen, wuchs diesem gerade aus der Basis innerer Harmonie, die er vom Meister empfangen, das Bewußtsein auf: jedem Conflict des Lebens gewachsen zu sein. Wie ein Gestirn stand das Bild der Mutter über ihm, und diesem Sterne zu folgen, konnte auf keinen Irrweg führen.

In gehobener Stimmung schloß er das Fenster. Als er die Kleider abstreifte, fiel etwas Leichtes, Kühles auf seine Hand. Sinnend betrachtete er im Sternenzwielichte die noch im Welken tiefblaue Blüthe und legte sie dann in ein Fach seines Notizbuches. Sie sollte ihm ein Zeichen des Tages bleiben, der über sein Geschick entschieden hatte.

20.

„Höher hinauf, Lois!“ sagte Jana zu ihrem Bruder, der auf der Trittleiter stand und schwere Laubguirlanden über dem Mittelfenster des Terrassenzimmers befestigte; „es macht sonst zu dunkel.“

Lois folgte der Weisung.

„Es sind nicht Deine Kränze, die das Zimmer verdunkeln,“ sagte er dann im Niedersteigen. „Sieh nur den Himmel an!“

Sie trat näher und blickte nach dem Gewölk, das in fliegender Eile einherzog. Fast in demselben Moment klappten die geöffneten Fensterflügel zu; unheimliches Rauschen ging durch die Luft, und ein feiner, gelblichgrauer Wolkenstreif fiel wie ein Schleier über den Gipfel des Heiteren Lahn.

„Gut, daß unsere Reisenden erst nach einigen Stunden eintreffen!“ meinte Jana. „Der Scirocco ist im Anzuge.“ Sie schloß eilig das wieder auffliegende Fenster, zu dem ein Gluthhauch hereindrang.

Lois schwieg. Sein Auge hing unverwandt am Himmel, der ein eigenthümliches Schauspiel bot. In Form und Farbe unaufhörlich wechselnd, jagte eine Heerschaar von Wolken vorüber, kupferfarbig, grünlichgrau, tiefschwarz, mitunter von weißlichen Punkten erhellt, die sich wie riesige Schneeflocken auf den schwer dahinwogenden Massen zu schaukeln schienen. Nebel flatterten über die Wälder, und hinter den Bergen drohten dunkle Gewalten, bis eines der Gebirgshäupter nach dem andern von den Wolken gleichsam verzehrt wurde.

Lois wendete plötzlich den Kopf.

„Wo ist Maxi?“ fragte er unruhig.

„In der Mühle. Keine Sorge! Sie bleibt dort bis zur Postzeit — das ist noch lange hin; die Mutter läßt sie auch nicht fort bei solchem Wetter.“

„Und wozu heut in der Mühle?“ fragte Lois ärgerlich. „Warum läuft sie weg, während Du alle Hände voll zu thun hast? Kann das Mädchen nie zur Stelle bleiben, wo man sie braucht? Du lässest ihr auch allen Eigenwillen.“

„Nun, nun!“ begütigte Jana lächelnd, „wozu ereiferst Du Dich? Vielleicht hab' ich sie nur deshalb gehen lassen, weil mir ahnte, daß Du kommen würdest. Ihr zankt Euch ja beständig — das ist nicht besonders angenehm für die Zuhörer, und ich möchte mir heut die Laune nicht gern verderben lassen. Scherz bei Seite: warum könnt Ihr Beide Euch denn gar nicht vertragen?“

Lois erglühte. Ohne zu antworten, ergriff er rasch die Trittleiter und trug sie hinaus. Er hatte während verschiedener häuslicher Hülfsleistungen vorhin die Soutane abgestreift und eine leichte Leinwandblouse übergeworfen, die seinen schlanken Wuchs trefflich zur Geltung brachte. Jana sah ihm wohlgefällig nach, war aber erstaunt, als er völlig angekleidet, den flachen runden Hut in der Hand, zu ihr zurückkehrte.

„Du willst doch jetzt nicht fort?“ sagte sie rasch. „Bis Du heimkommst, ist das Gewitter längst ausgebrochen; es wäre doch ein Unsinn, da unterwegs zu sein. Ich dachte überhaupt, Du wolltest Riedegg's hier erwarten — sagtest Du nicht so?“

„Heut ist mehr im Anzug als ein gewöhnliches Unwetter,“ sagte er und blickte wieder unruhig nach dem fahlen Wolkengetriebe. „Wenn daheim etwas passirte!“

„Was soll passiren?“ meinte Jana gelassen. „Gewitter sind doch keine Seltenheit bei uns; ich begreife nicht, warum Du Dir heute solche Gedanken machst. Nein, ich lasse Dich nicht fort, brauche Dich auch noch bei meinen schönen Einrichtungen, und Du hast ja nichts zu versäumen. Komm, setz' Dich, und laß uns ein wenig plaudern! Schau' mir vor Allem nicht gar so ernsthaft drein! Ich bin so freudig: meine Feiertage brechen an.“

Lois legte schweigend den Hut weg, setzte sich zu Jana und sah sie an. Ihr liebes Gesicht war wirklich von Freude wie beleuchtet. In plötzlicher Bewegung ergriff er ihre Hand und drückte sie warm:

„Gute, genügsame Seele!“

„Genügsam, während ich vollauf habe? O Lois, es giebt so viel Schönes auf der Welt, so viel Liebes zu thun alle Tage! Und dazu noch in jedem Jahr auf solche Festtagszeit warten, sie dann erleben zu dürfen, wie herrlich ist das! Um nichts gäb' ich schon die Vorfreude hin, und wenn sie dann Alle kommen und ich fühle, daß ich zu ihnen gehöre, mich an diesen drei Menschen erlaben darf, die ihres Gleichen nicht haben — sollt' ich da nicht glücklich sein? Und dieses Jahr hab' ich Dich dazu nach langer Entbehrung.“

„Mich —“ sagte Lois und sah zu Boden.

„Meinst Du, Dein Ernst könnte meine Freude stören? O nein! Ich möchte Dich nicht anders, jetzt, wo Deine Weihen so nahe sind. Dieses Warten auf ein Höchstes muß Dich ja von Menschen und Dingen abziehen; ich begreife Dein Innenleben und wie Du jetzt dahin zurückgezogen bist, wie in eine heilige Einsiedelei.“

Lois stand rasch auf und trat wieder an das Fenster. Schweres Dunkel überschattete plötzlich das große Zimmer; es krachte, als wolle das Haus einstürzen sammt dem Berge, der es trug. Der Horizont brannte von Blitzen, die meilenweit durch das schwarze Gewölk zuckten. Es heulte um die Waldecke — der Kampf der Gegenwinde begann.

„Wie sich's bei dem Sturme wohl drüben in der Einsiedelei hausen mag?“ warf Lois hin.

„Wie bist Du doch heute!“ sagte Jana und blickte besorgt nach dem Bruder. „Komm' — ich möchte mit Dir über etwas reden, das mir sehr am Herzen liegt. Es hätte früher geschehen sollen, aber ich kann mir schon denken, wie Du mir rathen wirst, und weil es mir schwer fällt, dem Rath dann zu folgen, und es doch wird sein müssen — darum verschob ich's immer. Jetzt ist es aber die höchste Zeit, denn man kommt so leicht nicht dazu, unter vier Augen zu sprechen, wenn die Andern da sind. Deshalb hab' ich eigentlich heut die Maxi fortgeschickt.“

Lois setzte sich seiner Schwester ganz nahe.

„Nun?“ fragte er gespannt, ohne sie dabei anzusehen.

„Es ist wegen der Maxi. Schau, ich wollt' es Dir nicht Wort haben, Du hast aber ganz Recht: das Kind hat nirgend Rast und Ruh', und ich mache mir Gedanken darüber, ob es gut ist, sie länger hier zu lassen. Launisch und ungestüm ist sie ja immer gewesen, so wie jetzt aber nie. Es mag ihr allzu einsam vorkommen — so allein mit mir das ganze Jahr. Was hat sie auch viel zu thun? Bei ihren Kränzen und Blumen läßt sie's an Eifer nicht fehlen, verdient sich auch manchen Gulden dabei; die alte Thresl, der wir den Verkauf lassen, rühmt immer, wie Jedes nur ein Kränzel von der Maxi haben will. Aber gerade das Stillesitzen ist nichts für sie, und kein Wunder, wenn sie jeden Vorwand benutzt, um sich davon zu machen. Weißt Du, es war vielleicht doch gefehlt, daß ich ihr alles beibrachte, was ich selber gelernt hab'; ist wenig genug, lauter Zusammengestoppeltes — ich meinte aber ihr damit das einsame Leben abwechselnder zu machen und hab' sie vielleicht nur unzufrieden damit gemacht. So dacht' ich denn, ob es nicht gerathener wäre, die gnädige Frau zu bitten, daß sie das Kind mitnimmt und zum Dienst für sich verwendet; sie muß ja doch in dem herrschaftlichen Hause Jemand der Art haben. Dann hab' ich aber auch wieder Bedenken; ich weiß wenig genug von der Welt draußen, kenne sie eigentlich nur aus den Geschichten, die in Büchern stehen, aber die Maxi ist jetzt achtzehn Jahr alt, und sie ist so schön, daß alle Leute sie darum berufen. Das könnte ihr Gefahren bringen, wenn ich sie fortgebe. Nun sprich, was meinst Du?“

Lois zuckte die Achseln.

„Welchen Rath verlangst Du? Geistlichen oder weltlichen? Darauf wird es ankommen,“ sagte er mit einer Schärfe, die seine Schwester befremdete.

„Ich verlange den Rath meines lieben Bruders, der uns kennt,“ erwiderte sie sanft.

„Dann laß sie, wo sie ist! Was wird aus Dir werden, wenn Du auch noch Dein Letztes fortgiebst? Daran hast Du natürlich bei der ganzen Frage nicht gedacht, wie gewöhnlich — die Andern, das ist Dein Dogma. Willst Du nun gar todteinsam hier sitzen bleiben in dem alten Gemäuer und auch dann noch in Heiterkeit auf die vier oder sechs Wochen warten, wo Du Mensch unter Menschen, Deines Gleichen sein darfst? Unsinn! Laß das Mädchen hier — sag' ich. Sie soll sich zusammennehmen, wie das Jeder muß; zwischen Fremde taugt sie ganz und gar nicht hinein, und — was Du zuletzt sagtest, Dein Bedenken, wiegt tausendmal schwerer, als ihre Langeweile.“

„Du meinst?“ rief Jana ganz glückselig. „O, wenn ihr damit kein Unrecht geschieht, so bleibt sie da. Wenn Du mir nur ein wenig helfen möchtest, Lois; ich hatte so viel von Deinem Einfluß, von der Zeit erwartet, wo sie die geistliche Autorität bei Dir erkennen würde, — auf die Art, wie Du mit ihr umgehst,

bringt man sie aber zugenichts. Du bist immer herb — da steift sie sich, statt nachzugeben, und es ist ja sonst auch gar nicht Deine Art. Wie gern hattest Du sie, so lange sie klein war!"

„Was giebt es?" rief Lois statt zu antworten und horchte gespannt auf Stimmen, die unten im Hause vernehmlich wurden. Zugleich drang der Laut ferner Glocken schwach durch die geschlossenen Fenster. Eilige Schritte liefen treppauf; das Hausmädchen stürzte athemlos herein und stammelte:

„Der Alpbach kommt."

„Herrgott!" rief Lois erblassend. „Ist's wahr?"

„Gerad' ist der Knecht mit dem Wasserfaß heraufgefahren, der sagt's. Drunten ist schon alle Welt unterwegs nach Lahnegg und dem Mühlthal — es soll arg sein."

Jana stützte sich zitternd an den Tisch.

„Maxi — die Mutter —" kein weiteres Wort kam aus der zusammengeschnürten Kehle.

Lois hatte sich schon den Hut auf den Kopf gedrückt.

„Ich schicke Nachricht," sagte er mit hastigem Händedruck. „Den Knecht nehme ich mit. Bleib' Du mit der Magd ruhig hier. Ich bitte Dich. Vielleicht bring' oder schicke ich Dir bald Einquartierung, die Deiner bedarf. An Ort und Stelle können Weiber vorerst nichts helfen."

Er war hinaus. Jana lief zum Treppenfenster, das nach der Landstraße ging. Nach so kurzer Zeit, daß sie nicht begriff, wie er inzwischen den Berg hinabgekommen, sah sie ihren Bruder mit wehender Soutane, den Hut in der Hand, davon eilen und dann, wie vom Winde vorwärts getrieben, ihren Augen entschwinden. Von allen Seiten her liefen Leute über die Felder der gleichen Richtung zu, ohne Regen und Sturm zu beachten. Es donnerte nicht mehr, durch die Luft ging es aber wie gespenstisches Stöhnen und Klagen, das mitunter zu wildem Getöse anschwoll, um endlich hohl und dumpf an den Felswänden zu ersterben. Die Glocken aller Kirchthürme der Thalbuchten wimmerten gleich bangen Hülferufen.

Lois fand sich in seinem Vordringen alle Augenblicke durch Leute aufgehalten, die Wagen und laut blökendes Vieh über den Weg trieben. Einzelne Anrufe, die er nur halb verstand, drangen erschreckend an sein betäubtes Ohr; scharfer Erdgeruch durchdrang die Luft. Dann erblickte sein Auge die schaurige Zerstörung, die er im Geiste vorhergesehen, in Wirklichkeit: Lawinengleich war der Wildbach vom Hochthale niedergetost, erst durch steile Felswände in enger Rinne festgeklemmt, dann in wüthender Freiheitsgier seine Ufer überfluthend, Furchen wühlend, Erdhaufen thürmend, Steine und Felsblöcke unaufhaltsam mit sich reißend.

Als Lois zwischen verheerten Feldern seinem Vaterhause zustrebte, sah er das ziemlich hochliegende Gebäude zwar unversehrt, die Mühle war aber zertrümmert — wo sie gestanden, hatte das Unwetter eine tiefe Schlucht aufgewühlt, die gleichsam ein Becken für die Gefälle bildete. Hoch schäumend brauste dort der Gischt, nicht schimmernd weiß, wie sonst. Das von all dem Schutt, den Erdklumpen, die es mit sich niedergerissen, in eine mißfarbige, breiartige Masse verwandelte Wasser wälzte sich schwerfällig und dennoch gewaltsam vorwärts und spielte Fangball mit Trümmern und riesigen Felsstücken, die es gleich Sandkörnern in die Höhe schleuderte. Trüber Dampf stieg daraus auf, hing darüber, als wären unterirdische Dämonen losgelassen und hätten den Brodem mit sich gebracht, in dem allein ihnen zu athmen möglich. Weinreben sammt ihrem Spalier, in der Mitte geborstene Bäume, Kreuze von den Gräbern des Friedhofes, Bauhölzer und Stroh — all das schoß wild durch einander. Zwei der Stege waren spurlos verschwunden; der dritte, entlegenste stand noch, da er nur einen zum Betrieb der Lahnegger Mühlen abgeleiteten Arm des Baches überdachte, dessen Hauptströmung sich mehr zur Linken fortgewühlt.

Lois erschrak, als er durch den Regenschleier, der auf fünfzig Schritte weit kaum etwas unterscheiden ließ, eine menschliche Gestalt auf dieser schwanken, durch jede nächste Secunde bedrohten Brücke zu erkennen glaubte. Unmöglich war es, sich von hier aus der Stelle direct zu nähern; es bedurfte dazu eines zeitraubenden Umweges. Vergebens blickte er nach dem Knecht aus, den er von der Moosburg mitgenommen, der aber weit hinter ihm zurückgeblieben war. An Thür und Fenster des Hauses zeigte sich keine Seele. Wollte er retten und helfen, wo es zunächst Noth that, so galt es keine Zeit zu verlieren. Den Hebungen und Senkungen des Thalbodens folgend, den er so genau kannte, eilte er, einen belaubten Hügel zu gewinnen, der fast parallel mit dem Stege stand. Und von diesem Hügel aus unterschied er Formen und Züge der von rettungslosem Untergange bedrohten Gestalt, unterschied Maxi's dunklen Kopf, ihre Arme, die das Geländer umklammert hielten.

Sie mußte betäubt oder ganz erschöpft sein; kein Laut, kein Hülferuf ging von ihr aus. Lois preßte die Lippen fest auf einander. Mit dem scharfen Blick eines Kindes der Gebirge überflog er das Terrain. Die von hier aus erwartete Verbindung mit dem Stege war zerstört; auch dieser sonst nur hinfädelnde Arm des Alpbaches weit über sein enges Bett getreten. Der fest eingerammte Pflock, welcher das diesseitige Ende des Brettes trug, stand unter Wasser, und bis die andere Seite gewonnen war, konnte es zu spät sein. Lois' Augen glühten; er lief plötzlich den Hügel hinab, kniete, vorn übergebeugt, auf die Gefahr hin, vom Wasser fortgespült zu werden, in Schlamm und Kies des schmalen Bodenstreifens nieder und erfaßte mit seinen nervigen Händen eine heranschwimmende Stange.

Nun erst, als er sich aufrichtete, rief er in starkem Ton: „Maxi!" Er sah, wie sie zusammenfuhr und sich jäh umwandte. „Laß das Geländer nicht los! Rege Dich nicht!" rief er ihr zu und schritt, den Grund mit der Stange prüfend, festen Fußes durch das ihm bis über die Schultern reichende schäumende Wasser dem Steg entgegen.

Sie regte sich nicht. Den Kopf zurückgeworfen, stand sie wie eine Säule, die leuchtenden Augen fest auf Lois geheftet, der sich nach wenigen Minuten kräftig zu ihr emporschwang.

„Du!" athmete sie nur und warf beide Arme um ihn. Er hob sie wie ein Kind auf seinen linken Arm und ging, die Stange in der Rechten, scharf aufmerkend, dem anderen Ende des Steges zu. Zwei, drei Schritte — da fühlte er das Brett unter seinen Füßen schwanken und krachen.

„Heiliger Gott!" Der Seufzer ging mehr gedacht als gesprochen über seine Lippen; zugleich klang es wie Frohlocken in sein Ohr: „Mit Dir!" Ein Kuß glühte auf seinem Munde. Da barst das Brett. Er umklammerte es im Sinken, auch Maxi erfaßte es instinctiv mit einem ihrer Arme, während der andere fest um Lois' Hals geschlungen blieb. So schwammen sie einher, mit rasender Eile vom tiefer gehenden Wasser getragen, stets in Gefahr von einem Wirbel erfaßt, von einem entwurzelt dahinschießenden Baumstamme zerschmettert zu werden — Beide willig und bereit zum Sterben, Lois vielleicht mehr noch als das Mädchen, dessen Arm seinen Nacken umschlang, dessen Kuß noch auf seinen Lippen brannte.

Der Tod will aber selten die, welche ihn willkommen heißen. Nicht der entfesselten Hauptströmung zu — rettendem Ufer entlang trieb das leichte Brett, das seine Bürde nicht hatte tragen wollen und sie nun doch dem Leben entgegentrug. Der Strand wimmelte weiter hin von Menschen, und von einer kleinen vorspringenden Landzunge aus zog ein Wurfhaken, an dem ein Seil befestigt war, die Gefährdeten glücklich an das Land.

Maxi hatte nicht einen Moment das Bewußtsein verloren, und als sich Beide, von theilnehmenden Leuten umdrängt, in ein nahes Wirthshaus bargen, um vor Allem trockene Kleider zu erhalten, da sagte Maxi: „Gelt, Lois, nachher gehen wir zur Mutter. Sie ist daheim, und es ist ihr nichts geschehen, aber der Schreck! Wir müssen gleich hin."

Lois nickte stumm. Ehe er die Schwelle betrat, gab er einem Buben den Auftrag, sogleich nach der Moosburg zu laufen und dort auszurichten, sie wären Alle geborgen.

Eine kurze Weile nachher traten die kaum Geretteten den verabredeten Weg an. Lois hatte keine Ruhe; es drängte ihn zu seiner Mutter, welche, nach schwerer Krankheit kaum in der Genesung, so großen Schrecken schwerlich ohne Schaden ertragen haben mochte. Maxi stand auch schon bereit, als er aus dem Wirthshause heraustrat. Sie hatte ein weißes Tuch über ihr zum Trocknen aufgelöstes Haar geworfen; die Hülle bedeckte nur den Scheitel, die blauschwarzen Strähne aber hingen schwer bis zu den Knieen nieder. Das Wirthstöchterchen hatte ihr einen Anzug gegeben. Lois trug die Sonntagskleider des Knechtes; so machten sich Beide auf den Weg.

Der grausige Wassersturz hatte kaum eine Stunde Dauer gehabt. Wohl brausten und zischten die Gewässer noch, in der Luft war es aber still geworden. Man schweigt zu keiner Zeit tiefer, als wenn man sich unermeßlich viel zu sagen hätte. So gingen Lois und Maxi stumm hinter einander auf dem schmalen hochgelegenen Pfade durch die vom Sturme beschädigten Felder. Etwa

in der Hälfte des zurückzulegenden Weges sah Lois die Maxi, welche vor ihm herging, plötzlich schwanken und fing die Sinkende auf. Ihre Augen hatten sich geschlossen; ihr Gesicht war so farblos, daß er erschrak. Voll Sorge sah er sich nach einem Rastorte um und trug die beinahe reglose Bürde nach einer Bank, welche etwa zwanzig Schritte von hier unter einem Nußbaume stand. Dort ließ er sie sanft nieder. Sie öffnete einen Moment die Augen, um sie gleich wieder zu schließen. Doch zeigte die Art, wie ihr Kopf sich gegen den Stamm lehnte, daß sie nicht ohne Bewußtsein war.

Lois' Blick hing wie gebannt an ihrem Gesichte. Wie schön sie war, wie verführerisch schön! In dieser Regungslosigkeit trat das reizende Ebenmaß der kleinen Gestalt noch fesselnder hervor als in der wilden Grazie ihrer Beweglichkeit.

Nun regte sie sich plötzlich und schlug die großen Augen weit auf; Lois fuhr zusammen. Sie sah aber nicht nach ihm — sie blickte nach oben.

„Schau!" sagte sie und berührte leicht seinen Arm. Er folgte ihrem Blicke. Ein doppelter Regenbogen stand farbig auf dunklem Wolkenhintergrunde, hoch über allem Graus des schauerlich verwüsteten Thales. Maxi wandte ihre Augen langsam auf Lois. „So kamst Du," sagte sie leise, „und tratest vor den Tod."

Ein Gedanke, der während des ganzen Weges in Lois gerungen hatte, zu Worte zu kommen, kam jetzt plötzlich zum Ausdruck.

„Wie ging es zu, daß Du dort warst?" fragte Lois mit kaum unterdrückter Heftigkeit. „Warum bliebst Du nicht im Hause?"

Sie wurde dunkelroth und antwortete nicht.

„Ich will das wissen," sagte er in starkem Tone und preßte die Hand auf ihren Arm. „Es war ja Tollheit!"

Maxi sah ihn an.

„Willst es wissen?" fragte sie zurück. „Nun," fuhr sie nach kurzem Bedenken in jenem trotzigen Tone fort, der so leicht bei ihr zu wecken war, „nun, ich blieb dort, weil es mir recht war, zu sterben, und weil dann Keiner erfahren hätte, daß es mir recht gewesen wäre."

„Sterben —" wiederholte er dumpf.

„Willst auch wissen warum?" fragte sie wieder. „Weil Du fortgehst, Lois — darum, und auch, weil ich glaubte, Du könntest mich nicht leiden —"

Er drückte plötzlich seine Hand auf ihre Lippen; diese Lippen brannten aber gegen die Hand, die sie schweigen machen wollte, und im nächsten Momente umschlangen des Mädchens beide Arme seinen Nacken.

„Es ist ja Alles nicht wahr," stammelte sie in sein Ohr. „Du hast mich ja gern — seit vorhin weiß ich's; als wir zu sterben meinten, hab' ich Dich geküßt, und Du hast mich wieder geküßt. Lois, Lois, Du hast mich ja gern."

Lois, der seit Jahren zurückgedrängten Leidenschaft nicht mehr mächtig, preßte das Mädchen stürmisch an sich; sein Mund glühte nun wirklich auf dem ihren, und abgebrochene Laute heißer Zärtlichkeit trafen ihr dürstendes Ohr. Sie schmiegte sich dicht, ganz dicht an seine Brust, zitternd vom Kopf bis zu den Füßen. Wie lange sie dort beisammen saßen, Haupt an Haupt und Herz an Herz, sie wußten es nicht — die Welt war vergessen und der Himmel auch.

Es war Maxi's Verhängniß, den Zauber selbst zu brechen. Sie warf plötzlich den Kopf zurück; ihr leises Lachen weckte in Lois, was ihm von Besinnung noch übrig geblieben, und als sie frohlockend, wenn auch ebenso leise, rief: „Du gehörst mir!" da sprang er, wie von elektrischem Schlage berührt, auf seine Füße.

„Nie!"

„Du gehörst mir," wiederholte sie zuversichtlich. „Meinst Du, jetzt ließe ich Dich noch? Meinst Du, jetzt könntest Du noch ein Pfarrer werden? Du hast mich geküßt."

„Gott steh' mir bei!" murmelte der junge Mann mit abgewendetem Gesicht.

„Der Xaver Lederer vom Bühelhofe war auch lange im Seminar," fuhr Maxi unbeirrt fort, „und ist nachher doch Lehrer geworden, als er sich den Fuß gebrochen hatte und davon lahm wurde. Der hat auch schon die ersten Weihen gehabt, wie Du, und hat trotzdem Lehrer werden und nachher heirathen dürfen. Das kann man also thun."

„Das kann man thun," sagte Lois tonlos.

In seinem Gesicht lag ein Ausdruck, der Maxi's drängende Rede mit einem Male durchschnitt. Sie blickte ängstlich auf ihn, während er mit tiefgesenktem Kopfe weitersprach, als würden seine Gedanken zu Worten, ohne daß er es nur wüßte.

„Drei Jahre lang hab' ich gestritten — umsonst, umsonst!" Er faßte Maxi's beide Hände und heftete seinen düsteren Blick auf sie. „Ja, gestritten! Ich weiß ja längst, wie es mit uns steht, bin darum in den letzten zwei Jahren nicht heimgekommen, trotz allem Bitten der Mutter. Da muß sie todtkrank werden und nach mir verlangen, da muß mich der Bischof selbst herschicken, wider die Regel, da muß gar der Alpbach stürzen, damit wir ganz elend werden alle Zwei."

„Elend?" wiederholte Maxi, „o nein, glückselig."

„Priester werden ist das Höchste. Aber Du magst Recht haben, daß ich kein Pfarrer mehr sein kann, seit ich Dich küßte."

Er versank in stummes Brüten.

Maxi glitt auf ihre Kniee, erfaßte seine niederhängende Hand und preßte sie zwischen ihre beiden kleinen Hände, während sie mit athemloser Inbrunst sprach:

„Bedenke, Lois, ich hab' vom Leben nichts mehr wissen wollen, weil ich's nicht aushalten kann ohne Dich! Was wird aus mir, wenn Du mich jetzt verstoßen willst? Lieber Lois — da muß ich ja doch sterben. Ich weiß, Du kannst mein Wildsein nicht leiden, aber sage nur, wie Du mich haben möchtest! Ich will folgsam sein in Allem. Nur verstoße mich jetzt nicht mehr!"

Ihre Augen flehten unwiderstehlicher als ihr Mund. Ein schwacher Seufzer rang sich aus Lois' Brust.

„Sei stille!" sagte er in sanftem, traurigem Ton. „Ich will thun, was Du begehrst, aber auch Du mußt Dein Wort halten und folgsam sein. Vor Allem fordere ich, daß Du schweigst — gegen jede menschliche Seele, ohne Ausnahme. Ein heiliger Beruf läßt sich nicht so leicht abstreifen, wie die Soutane."

Er brach ab — das Wort erinnerte ihn daran, daß er schon jetzt keine Soutane trug; es berührte ihn seltsam, daß er das geistliche Gewand heute zweimal abgelegt hatte. Mit der Blitzesschnelle, mit welcher Gedanken eilen, ging die ganze Kette dieser Nachmittagsstunden an seinem Geiste vorüber — Jana's Worte über Maxi, Alles. An wen hatte er seine Seele verkauft? Ein dunkler Blick traf das Mädchen, das ihm in strahlender Befriedigung gegenüber stand.

„Wie konntest Du meine kranke Mutter in ihrer Angst und Noth verlassen?" fragte er schroff.

„Du weißt warum. Und die Gundel ist ja bei ihr."

„Die Magd — das nennst Du Liebe?"

Sie antwortete nicht; aus den großen vorwurfsvollen Augen fielen helle Tropfen.

„Komm'!" sagte Lois auf einmal erweicht, „wir dürfen nicht länger säumen. Du versprichst mir also, Dich zusammenzunehmen. Nicht meine Mutter, nicht Jana dürfen erfahren, was ich Dir heut versprochen habe — erst muß ich mit meinen Oberen im Reinen sein. Wirst Du im Stande sein, Dich zu beherrschen?"

Maxi warf die vollen Lippen auf:

„Traust Du mir gar nichts zu?"

Ein halbes Lächeln zuckte, gleich erlöschend, um seinen ernsten Mund.

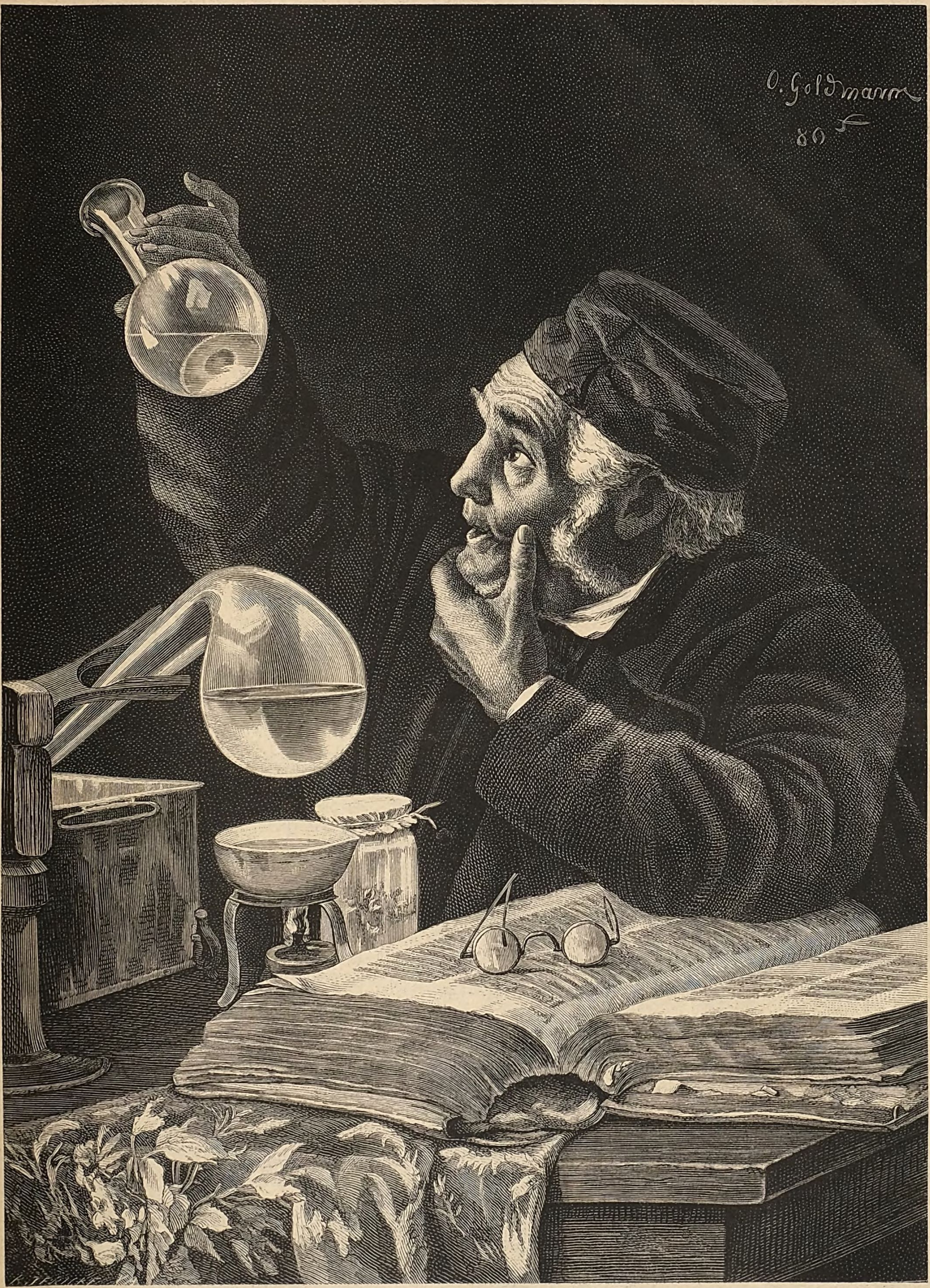
„An Deinem Schweigen, Maxi, hängt mein Reden — das bedenke!" sagte er dann in schwerem Tone.

Und schweigend wanderten die so unerwartet, so seltsam Verbundenen dem schon sichtbaren Vaterhause des zum Abfall entschlossenen Priesters zu.

21.

Der Abend war schon weit vorgerückt, als der Extrapostwagen mit den erwarteten Reisenden am Thore der Moosburg hielt. Siegmund und Fügen hatten, Frau von Riedegg's Weisung gemäß, deren Eintreffen in der Festungsstadt erwartet, von welcher Lahnegg nicht weit entlegen war, und der heftige Ausbruch des Gewitters veranlaßte die kleine Gesellschaft, nachdem sie vollzählig geworden, dasselbe erst vorübergehen zu lassen, ehe sie ihre Fahrt fortsetzten. Was Genoveva und Siegmund entging, weil sie ganz und gar nur mit einander beschäftigt waren, fiel Fügen gleich im ersten Moment auf: daß Jana's Empfang heute nicht weniger herzlich, aber offenbar weniger freudig war als sonst.

Bald erfuhr er, was heute Nachmittag vorgegangen. Jana's große Angst um Maxi und die Mutter war nun zwar beschwichtigt,



„Heureka! — Ich hab's gefunden!"

Nach seinem Oelgemälde auf Holz gezeichnet von Otto Goldmann.

aber doch nicht völlig gehoben; denn das Mädchen machte ihr Sorge. Maxi war spät und fiebernd heimgekehrt, und Jana hatte sie zu Bette gebracht, voll Besorgniß um sie wie um die Mutter, die den Schreck zwar momentan leiblich überstanden hatte, deren angegriffene Gesundheit aber schwer dadurch erschüttert sein mochte.

Während Fügen tröstlich zu ihr sprach und ihr zuredete, nach so viel Aufregung doch nun auch die Ruhe zu suchen, saß Genoveva mit ihrem Sohn am Fenster des Eßzimmers, ihrem alten Lieblingsplatze. Die kleine Mahlzeit, welche Jana vorbereitet hatte, war eingenommen worden; über dem Eßtische hing, wie von jeher, die Lampe, aber dort, wo Mutter und Sohn beisammen saßen, drang ihr Licht nicht hin; sie saßen im schwachen Zwielicht der Sterne, welche nun den frei gewordenen Himmel bedeckten. Von Jahr zu Jahr empfing Siegmund von seiner Mutter den gleichen Eindruck: daß sie herrlicher, unvergleichlicher sei als je zuvor. Sobald sie bei ihm weilte, verschwand ihm Alles; was nicht sie war, verlor Farbe und Nähe; er fühlte sich unwiderstehlich von ihr angezogen; ihre dunklen Augen, die nur für ihn den Ausdruck stolzer Ruhe in den der Zärtlichkeit veränderten, trafen sein innerstes Herz und öffneten es weit. Als sie heute Nachmittag in das kleine, dürftige Gasthofzimmer getreten war, schien ihm dieses plötzlich in einen vornehmen Raum verwandelt; seiner Mutter bloße Erscheinung beherrschte jede Sphäre. Und wie sie ihm nun hier gegenüber saß, den edlen Kopf leicht zu ihm vorgeneigt, und mit der leisen melodischen Stimme nach seinem Leben und Sein fragte, da strömte ihm alles, was zu sagen er sich so schwer gedacht, wie von selbst aus der entfesselten Seele. Alles, was er durchgekämpft, was er aufgab und begehrte, kam ihm zu neuem, tieferem Bewußtsein. Alle Schwere war gleichsam aus ihm hinweggezaubert; nur Hoffnung, Liebe und Freude beschwingten sein Gemüth.

Und Genoveva? Sie trank die Seele des Einzigen, den sie auf Erden liebte, wie nur die Kraftvollen zu lieben im Stande sind, dürstend in sich, und wenn auch ihr Entscheiden über alles, was er in ihren Willen legte, bis morgen verschoben blieb — Genoveva entschied seit langen Jahren nie unter dem Eindruck des Augenblickes — so fühlte Siegmund doch, daß sie ihm nicht entgegen war. — —

(Fortsetzung folgt.)

Das deutsche Reich und die öffentliche Gesundheitspflege.*

3. Die staatliche Hygiene im Kampfe mit dem Selbstbestimmungsrecht des Einzelnen und der Gemeinde.

Noch jetzt trägt in den europäischen Staaten — England allein ausgenommen — die auf die öffentliche Wohlfahrt abzielende Gesetzgebung den Stempel der Gelegenheitspolizei. Wo erst ein schreiender Uebelstand das allgemeine Aufsehen erregt und die Noth allein die Erfinderin hygienischer Maßregeln bleibt, da ringt nur Schritt für Schritt und mit äußerster Langsamkeit das Oberhoheitsrecht des Staates dem Eigenthums- und Verfügungsrecht des Einzelnen diese und jene gesetzliche Feststellung ab. Noch weniger kann uns der Widerstand der Gemeinden Wunder nehmen, den sie gegen kostspielige Neuerungen auf dem Gebiet der öffentlichen Gesundheitspflege stets in Bereitschaft haben. — Um die Anwendung der einzig erfolgreichen Waffen in diesem Kampfe, der Belehrung und der Hebung des allgemeineren Interesses für unseren Gegenstand, haben sich die zahlreichen hygienischen Vereine ein großes Verdienst erworben.

Allen voran zeichnet sich durch seine ganz Deutschland einmüthig umfassende Anregung der mehr als 1200 Mitglieder zählende „Deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege" aus, der seine jährlichen Wanderversammlungen von Frankfurt nach Dresden, von Nürnberg nach Hamburg, von Stuttgart nach Wien, kurz überall hin ausdehnt, wo Nachahmenswerthes an der Quelle zu studiren, ein wichtiger Zweifel zu lösen, eine gemeinnützige Anregung zu geben ist. Auf kleinere örtliche Kreise beschränkt, wirken in gleichem Sinne der niederrheinische Verein, derjenige für Elsaß-Lothringen, die Vereine zu Hannover, Nürnberg, Magdeburg, Erfurt, Bremen, Nordhausen, die Section für öffentliche Gesundheitspflege der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur und die deutsche Gesellschaft für öffentliche Gesundheitspflege zu Berlin. An Zeitschriften für Fachkreise bestehen zur Zeit acht, die jede Richtung zur Genüge vertreten.

Dagegen geschieht in jenen Theilen des Vaterlandes, wohin jene Bestrebungen nicht reichen, noch gar wenig für die Verbreitung richtiger Vorstellungen und hygienischer Kenntnisse unter dem größeren Publicum. In den Schulen wird die Gesundheitspflege nicht gelehrt; die Zeitungen bringen nur selten eingehende, noch seltener gute Artikel über Gegenstände derselben. Die sparsamen populären Schriften aber bewegen sich mit wenigen Ausnahmen einestheils im Kreise abgestandener Beweise für die Nützlichkeit der Lehre, zum anderen Theile auf dem gefährlichen Boden der „Volksbeglückung".

Für die besser situirten Gesellschaftsclassen liegt sogar eine bedenkliche Irrlehre in der Art, wie man häufig den privaten Comfort mit den wirklich wichtigen Interessen der Hygiene auf die gleiche Stufe gestellt hat. Es ist außerordentlich schwierig, eine scharfe Grenze zu ziehen zwischen dem für die Gesundheit Schädlichen und jenen Belästigungen, die unser Wohlbefinden und unseren Lebensgenuß stören. Namentlich fassen wir widerwärtige, mit unangenehmen Vorstellungen verknüpfte Geruchs-, Gesichts- und Geschmacks-Wahrnehmungen oft fälschlich als lebensgefährliche Bedrohungen auf.

Wir verlangen, daß man auf gesetzgeberischem Wege mit aller Energie und mit großen Kosten solche Einflüsse aus unserer Nähe entferne, und übersehen bei unserer Empfindlichkeit, daß sie nur durch die Civilisirung und durch die Verfeinerung des Lebensgenusses uns so gefährlich erscheinen, daß wir heute als dringendsten Gegenstand der staatlichen Ueberwachung betrachten, was unsere nächsten Vorfahren in ihren Häusern und Gassen noch mit Gleichmuth ertrugen. Hier wird also leicht zu weit gegangen: in Trockenheit oder Feuchtigkeit, in Reinlichkeit oder Schmutz, in Behagen oder Mißbehagen geht das Wesen der öffentlichen Gesundheitspflege nicht auf. Jeder, der aus seiner mit Peinlichkeit sauber und geruchfrei gehaltenen Stadtwohnung sich in gewisse eigenartige Verhältnisse mancher für besonders „gesund" geltenden Sommerfrischen begiebt, könnte zwischen liebgewordenen Gewohnheiten und dem zur Gesundheit schlechterdings Nothwendigen unterscheiden lernen. Es läßt die Urtheilsfähigkeit unserer Nation, auf welche wir gewohnt sind uns etwas zu Gute zu thun, in keinem günstigen Lichte erscheinen, daß es nicht die hygienisch nachweisbaren Unzuträglichkeiten sind, die den gebildeten Theil des deutschen Publicums am meisten empören und auf Abhülfe dringen lassen, sondern diejenigen, an welche eine ekelerregende Vorstellung geknüpft wird. Für den Credit und die wahren Erfolge der staatlichen Gesundheitspflege aber liegt eine gewisse Gefahr darin, daß sie Stützen ihrer Bestrebungen in der übermäßigen Verfeinerung und in der bis zur Verzärtelung gehenden Empfindlichkeit der Sinnesorgane suchen solle. Sie würde so zum Gegensatze dessen führen, was sie unter der Devise „ein starkes und widerstandsfähiges Volk" in Wahrheit erstrebt; sie würde den Vorwurf verdienen, die Gesellschaft zu einer Schaar hülfsbedürftiger Schwächlinge, die Welt zu einem großen Hospital zu machen.

„Auch ich meine allerdings," spottete bereits Goethe mit einem Seitenblicke auf gewisse schwärmerische Philanthropen des vorigen Jahrhunderts, „daß die Humanität einst siegen wird, aber ich besorge zugleich, daß alsdann der Eine nur noch des Andern humaner Krankenwärter sein werde."

Gleichzeitig kann nun aber nichts Nutzloseres gedacht werden, als dem darbenden und entbehrenden Theile der europäischen Menschheit lediglich wiederholt vorzupredigen, daß es gesundheitswidrig sei, sich Schädlichkeiten auszusetzen, die gewissen Erwerbszweigen untrennbar anhaften. Es klingt fast wie Ironie, wenn fortwährend davon die Rede ist, daß man luftig wohnen, viel baden, nur nahrhafte und auf etwaige Schädlichkeiten vorher untersuchte Nahrungsmittel genießen solle, wo Obdach und Nahrung an sich bereits den höchsten Preis des unbarmherzigen Lebenskampfes bilden. Wer

* Vergl. Nr. 25 und Nr. 29.

mitten in der Noth ist, verlangt Hülfeleistungen und keine guten Rathschläge, wenn diese auch unter Umständen sehr nützlich sein können.

So kommt die staatliche Gesundheitspflege, wenn sie als allgemeine Theorie auftritt, in die Verlegenheit, ein bedenkliches Agitationsmittel für unmögliche und maßlose Bestrebungen zu werden. „Schafft vor Allem das Elend und die Armuth aus der Welt!" — so lautet die Schlußfolgerung des natürlichen Verstandes, wenn die belehrenden Schriften ihm nichts weiter beweisen können, als daß es zur Sicherung der allgemeinen Wohlfahrt dient, wenn Jeder Schädlichkeiten vermeiden und gemächlich leben kann.

Schon lange hat sich für die hygienische Wissenschaft aus solchen Betrachtungen die Aufgabe entwickelt, die verschwommenen Grenzen des für die öffentliche Wohlfahrt Nothwendigen und des nur Angenehmen oder Nützlichen schärfer kennen zu lehren. Wo streitende Pflichten und Rechte auf diesem Gebiet in Frage kommen, hebt die allgemeine Belehrung bei dem Begreifen des Zeitgedankens an, daß alle menschlichen Interessen auf's Innigste unter einander verknüpft sind, daß keine menschliche Gemeinschaft mehr gedacht werden kann, sie mag sich Stadt, Dorf, Rittergut, Fabrikort oder anders nennen, in welcher sich nicht die am Einzelnen verschuldete Schmälerung der wirklich nothwendigen Lebensansprüche bitter rächt an der Gesammtheit.

Und diese Lehre ist es, in deren Sinn gerade bei uns in Deutschland die populären und die Fachzeitschriften nicht nachlassen dürfen zu wirken. Sie ist es zunächst, deren innere treibende Kraft einen so bedeutenden Theil des in England Erreichten zu Stande gebracht hat und die in Amerika in so kurzer Zeit Beneidenswerthes leistete. Nicht durch übereifrige bloße Nachahmungen einzelner in die Augen fallender anglo-amerikanischer Erfindungen auf diesem oder jenem Gebiete der Luft-, Wasser- und Bodenhygiene, noch weniger durch die rein polizeiliche Betreibung der Wohnungs- und Nahrungsmittelfragen werden wir es jemals erreichen, daß die Todesziffer unserer Städte von durchschnittlich 28 im Jahre auf jedes Tausend der Bewohner sich auf die weniger als 20 betragende der englischen und amerikanischen Großstädte erniedrige. Wir müssen nicht nur halb, sondern ganz aus dem specifisch deutschen Zustande herauszukommen suchen, den der warmherzige und für die Volksgesundheitspflege aufrichtig begeisterte Johann Peter Frank schon im vorigen Jahrhundert so anschaulich schildert:

„Kaum sieht man," sagt er, „daß irgend Jemand sich um das edle Kleinod der allgemeinen Gesundheit in vielen Gegenden bekümmert, bis eine tödtliche Seuche ihr Haupt in die Höhe hebt: dann schreit Alles, was sich nur ein weniges Ansehen geben will, über die Saumseligkeit der Polizei. Diese hingegen giebt sich jetzt, um Hülfe zu schaffen, mehr vergebliche Mühe und verwendet mehr Geld in einer Woche, als von beiden nöthig wäre, dem Uebel durch kluge Ordnung vorzubeugen. Es ist beinahe mit den Gesundheitsanstalten alsdann wie mit den Feuerspritzen beschaffen, die man, wenn es im Dorfe brennt, erst flicken und wieder zurecht richten lassen muß; das Feuer erlischt von selbsten, ehe sie ankommen, aber das Dorf liegt in Asche."

Jedoch ist auch in jenen Ländern, die uns in Bezug auf gleichmäßig thätigen Gemeinsinn zum Vorbilde dienen dürfen, die Frage erst zum Theil gelöst, wo die Gemeinde von ihrem Selbstbestimmungsrecht zurücktreten und wo das Eingreifen des Staates angerufen werden muß. Sicher erscheint nur, daß die öffentliche Wohlfahrt von der Fürsorge der einzelnen Gemeinde nicht losgelöst werden kann, so weit sie rein örtliche Bedürfnisse im Auge behalten muß und so weit sie auf's Engste mit dem Armenwesen und der Armenpflege zusammenhängt.

Wer so weit gehen wollte, alle Zweige des Gesundheitswesens in der Hand des Staates zusammenzufassen, könnte sich auch der Nothwendigkeit nicht entziehen, gleichzeitig das Armenwesen staatlich zu regeln. Wie solche Versuche in anderen Staaten ausgefallen sind, und wie sie bei uns ausfallen müßten, ist hier nicht der Ort zu untersuchen. — Aber auch für die Lösung der örtlichen Schwierigkeiten darf die Leistungsfähigkeit der Gemeinden durch allgemeine Vorschriften nicht lahmgelegt werden. Einmal in die Lage versetzt, eine als zweckmäßig anerkannte Maßregel schnell auszuführen, haben es die Ortsbehörden in ihrer Hand, der schwerfälligen Gesundheitsgesetzgebung des Landes vorauszueilen und — wie es in England und Nordamerika so oft zur Thatsache geworden ist — als Vorkämpfer in dem großen Ringen der Menschheit mit den ihr Vernichtung drohenden Gewalten aufzutreten, ihre Nation auf Bewährtes hinzuweisen und vor Verfehltem zu warnen. Auch der kühnste Experimentalpolitiker, wollte er alle möglichen localen Aufgaben unter allgemeine Gesichtspunkte bringen, müßte verzweifeln — und der Staat riebe sich am Unmöglichen auf, der den Kampf gegen das Selbstbestimmungsrecht der Gemeinden so weit treiben wollte, um die Beseitigung aller Schädlichkeiten nach derselben Formel zu verlangen. Hier glitte uns bald jeder Rechtsboden unter den Füßen fort, und keine Erfahrung wiese uns auf richtige Wege. Denn in ihrer Allgemeinheit ist die Frage, bis zu welchem Grade der Staat befugt sei, im Interesse der öffentlichen Gesundheitspflege in Privatrechte einzugreifen, auch in England noch eine bestrittene; in Deutschland ist sie in ihrer vollen Tragweite noch kaum zum Bewußtsein der gebildeten Kreise gekommen.

Von einigen unumgänglichen Aufgaben läßt sich allerdings auch Seitens der eifrigsten Vorkämpfer der Selbstregierung nicht mehr bestreiten, daß ihnen einzig die volle Autorität des Staates gewachsen ist, so für die Aufgaben der Statistik, die Reinhaltung der Flüsse, den Kinder- und Irrenschutz &c.

Am meisten aber geben nach dieser Richtung die Erfahrungen zu denken, welche man ganz neuerdings in England mit den auf eigene Kosten und eigene Verantwortung von den Gemeinden angestellten ärztlichen Gesundheitsbeamten (medical officers of health) gemacht hat. Die heutigen Klagen über die einst diesseits des Canals vielfach bewunderte Einrichtung treten so laut und begründet auf, daß an eine versuchsweise Nachahmung derselben wohl für lange Zeit nicht zu denken ist.

Schon bei der Anstellung durch die Gemeinde geben oft genug — wie wir mit Befremden hören müssen — nicht die Fähigkeiten des Bewerbers, sondern seine persönlichen und politischen Eigenschaften den Ausschlag. Viele Gemeinden betrachten die Anstellung dieser Beamten, zu welcher der Staat sie nöthigt, ohne sich um einen Fähigkeitsnachweis oder sonstige Einzelnheiten zu kümmern, als eine günstige Gelegenheit zu Ersparnissen; sie nehmen häufig nicht nur den Mindestfordernden an, sondern entlassen sogar den schon Angestellten, wenn ein Anderer die Dienstleistung für eine geringere Entschädigung anbietet. Ein solches Unterbietungswesen wuchert natürlich in denjenigen Gemeinden am meisten, welche eine strenge Beaufsichtigung durch einen gewissenhaften „medical officer" am wenigsten ertragen können. Sie stellen ihn in der Erwartung, ja unter der stillschweigenden Bedingung an, daß er die Gemeinde mit Anträgen und Ausgaben verschone und angesichts nicht gerade nach außen bemerkbarer, wenn auch noch so erheblicher Uebelstände sich blind stelle.

Oft werden mehrere kleine Districte zusammengelegt, um einen gemeinschaftlichen Gesundheitsbeamten zu besolden. Dann muß dieser sich hüten, irgend einem seiner Patrone durch eine Vorsichtsmaßregel oder einen Verbesserungsvorschlag zu nahe zu treten. Er verliert sonst sein Wohlwollen; der District wird ihm entzogen und an eine andere Gruppe angeschlossen. So büßt der durch seine Pflichttreue mißliebig Gewordene an Einnahmequellen ein und muß sich mehr und mehr darauf einlassen, Privatpraxis zu treiben. Letzteres nehmen aber die nicht angestellten freien Aerzte als eine unvorhergesehene Beeinträchtigung ihres Erwerbes auf — sie werden feindlich und suchen nach Gelegenheiten, dem unglücklichen Beamten seine schwierige Aufgabe noch unmöglicher zu machen, z. B. ihn, der für die rechtzeitige Anzeige von Epidemien verantwortlich ist, über die ersten Anfänge derselben im Dunkeln zu lassen &c. So fordert man jetzt jenseits des Canals die Prüfung der anzustellenden Gesundheitsbeamten und ihre Anstellung durch den Staat, Einrichtungen, wie wir sie, wenn auch mit etwas stiefmütterlicher Behandlung der öffentlichen Gesundheitsfragen, in Gestalt unserer Kreisphysikate längst haben.

Es ist aber höchst fraglich, ob auch durch die besten Gesundheitsbeamten allein die Schwierigkeiten und Rechtsstreitigkeiten auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege wesentlich gemindert werden. Sicherer würde zur Herbeiführung eines Einverständnisses die Mitwirkung aller ärztlichen Kreise herbeigezogen werden, und zwar in dem Sinne, wie 1873 die schweizer Aerztevereine es offen als ihre Hauptaufgabe bezeichneten, ihren Regierungen Vorschläge über zeit- und ortsgemäße Verbesserungen der öffentlichen Gesundheitspflege zu machen und die Ausführung derselben zu überwachen. „Freilich," so mußte noch im Jahre 1849 Virchow ausrufen, „von unseren Aerzten werden nicht viele den Beruf in sich fühlen, ihre

wunderthätige Stellung gegen eine wahre Culturstellung aufzugeben. Mancher Praktiker wird sein gewichtiges Haupt schütteln und es unbegreiflich, ja lächerlich finden, daß er, statt an den Puls zu fassen, an die Zunge zu tasten und auf seine Schnupftabaksdose zu klopfen, von den ewigen Gesetzen der Natur nicht blos Kenntniß nehmen, sondern sie auch Anderen überliefern und beweisen" — ja, wie wir jetzt fordern müssen, aus ihnen richtige Vorbeugungsmaßregeln ableiten — „soll."

Diese Verhältnisse haben sich innerhalb der verflossenen zweiunddreißig Jahre unverkennbar zum Besseren geändert: der Staat darf heute die Aerzte im Kampfe für die hygienischen Interessen sicher als seine Bundesgenossen betrachten.

Aus jedem Bündniß entstehen aber auch Verpflichtungen, und es fehlt nicht an Stimmen, welche für eine nachhaltige Belebung jener Interessen die Einrichtung staatlicher Unterrichtsinstitute für hygienische Zwecke fordern. In Deutschland wird jetzt die Hygiene zwar an den meisten Universitäten gelehrt; besondere Lehrstühle für dieselbe bestehen jedoch bis zur Stunde nur an den bairischen Universitäten, und mit allen nothwendigen Lehrmitteln ausgerüstete Institute nur drei: das altberühmte Pettenkofer'sche Institut zu München, in welchem von weit und breit besuchte Curse gehalten werden, die hygienische Universitätsanstalt zu Leipzig und die 1871 in's Leben getretene chemische Centralstelle für öffentliche Gesundheitspflege zu Dresden. Es kann nicht von der Hand gewiesen werden, daß die weitere Organisation solcher Fachanstalten mit zu den wesentlichsten Hülfsmitteln für die gedeihliche Entwickelung der Staatsgesundheitspflege gehört.

Wir dürfen hoffen, dem Leser eine annähernd richtige Auffassung angebahnt zu haben für die Schwierigkeiten, mit welchen die Einführung einer staatlichen Regelung der Hygiene bei uns in Deutschland zu rechnen hatte. Doch sind absichtlich nur diejenigen Punkte berührt worden, welche am leichtesten aus dem Gesichtskreise des allgemeinen Verständnisses entschwinden und am ehesten zu dem Mißverständniß führen, es handle sich bei Errichtung eines Reichsgesundheitsamtes um nichts anderes, als um die nöthigen Geldmittel und die Beachtung bereits gemachter technischer Erfahrungen. — Unser nächster und letzter Artikel wird von dem kaiserlichen Gesundheitsamt in Berlin handeln.

Ein Besuch der Goethe-Häuser zu Weimar.

Zugleich ein Mahnruf zur Tilgung einer alten Nationalschuld.

„Es ist ein Licht erloschen," waren die Worte, welche mir beständig auf den Lippen schwebten, als ich kürzlich Weimar besuchte, um die Stätten zu sehen, wo einst Goethe wandelte.

„Glücklicher Goethe!" wird wohl Jeder ausrufen, der in das heimliche und doch so ausgedehnte Paradies des Goethe'schen Gartens am Parke tritt. Da schmiegen sich die Rosen tausendfältig an der weißen Wand bis an das spitze Schindeldach empor; im frischen Grün strecken sich Plan, Wiese, Terrassen, Baumanlagen und Bergesabhang; die schmalen, wohlgesäuberten Wege schlängeln sich durch blumenreiche Beete hin; die Gardinen blicken hinter den kleinen Fenstern hervor, und die niedrige Hausthür mit der einfachen Eisenklinke sieht aus, als müßte sie sich eben öffnen, der Unsterbliche mit dem Siegerblick, dem festen Schritte, dem alles genießenden Lächeln, den von durchwachten Nächten und überwundenen Leidenschaften fein gemeißelten Zügen hervortreten und dich nach seiner Gewohnheit begrüßen.

Aber er kommt nicht, auch sonst Niemand. Einsam ist's. „Es ist ein Licht erloschen."

Man wird inne, daß diese Stätte dem Todten geweiht ist: die Wege sind nur für einen Promenirenden eingerichtet; auch die Plätze, welche sich hier im Schatten des Hauses ausweiten, fassen kaum eine traute kleine Gesellschaft von zehn oder zwölf intimen Bekannten. Unwillkürlich fühlt man sich versetzt in Goethe's glückliche Zeit. Da heißt es aus Christianens Munde:

„Lieber Wolfgang, Herder's sind da! Komm' doch ein wenig heraus!"

„Herder's, heute? Gleich, Christiane! Beschäftige sie einstweilen!"

Auch der Großherzog schreitet dort über die Brücke der Ilm, bei der Borkenhütte unter der künstlichen Burgruine, wo die hohen Pappeln und Fichten sich zu einer breiten Avenue ausdehnen. Es ist ein feierlicher Empfang.

Als ich so dastand, kamen mir Iphigeniens Worte in den Sinn:

„Ach wie beschämt gesteh' ich Dir, daß ich
Dir nur mit stillem Widerwillen diene."

Die ganze Scenerie ist die der „Iphigenia" und des „Tasso". In der That kann man diese beiden Dichtungen erst dann ganz und voll verstehen, wenn man den Ort besucht hat, wo Goethe's Geist sie mit sich herumtrug, bis er in ein Land ohne Pedanterie und Kleinlichkeit entwich, um sie zu gestalten, in das Land Alfieri's, wo selbst die Feder des Dichters zum Meißel wird.

Endlich entdeckte ich ein lebendes Wesen in dieser Todtenstille, wo die Erinnerungen lautlos weben. Es war ein alter Mann, der dort mit der Hacke den Weg säuberte; den fragte ich, ob einem wohl Jemand die Thüren öffnete.

„Ei, nee heren Sie. Der Herr Baron hat das streng verboten. Es is Sie och nichts nich im Stande."

„Sind Sie schon lange hier?"

„Nu, säh'n Sie, ich nich, aber Springer, der Gärtner, der da droben wohnen thut. Und der Großherzog war och egal hier. Es waren Sie zwei sehre gute Menschen, der Karl August und der Goethe. Sie haben viel für's Volk gethan und verachteten Keinen nich. Geh'n Sie mal 'nauf! Vielleicht, daß er jetzt da is, der Herr Springer."

Nun, der Herr Gärtner Springer war nicht da, und eine anmuthige junge Frau gab mir abschlägigen Bescheid.

„Ei ja," sagte nachher der alte Gartenarbeiter, „es is so, wie ich Sie sagte. Die Grundstücke gehören dem Herrn Baron. Der bewirthschaftet Sie hier die Gärten. 's kost Geld, viel Geld, Alles im Stande zu halten, und einbringen thun die Häuser och nichts nich, säh'n Sie. Wo soll's Alles herkumme?"

„Und darüber geht unserem Volke einer seiner größten Schätze verloren?" meinte ich.

Der Alte sah mich verdutzt an.

„Der Herr sind wohl gar ein Engländer?" fragte er; „wenn das is, na, heren Sie, dann kann's eher möglich sein, daß Sie 'nein kumme. Sie müssen sich mal in's Stadthaus bemüh'n. Das sind sehre freundliche Leute, die beiden alten Mädchens bei Geheimraths. Immer, wenn ich mal hinkumme und Salat bringe oder ein Körbchen junges Gemüse, na, dann geben sie mich ein Töppchen Suppe oder ein Schälchen Kaffee, ja, wenn's übrig is."

Ich wanderte also durch den Park zur nahen Stadt zurück — und welch eine entzückende Welt liegt zwischen diesen beiden Goethe-Häusern, dem sommerlichen und dem winterlichen! Der Park ist ein Juwel. Die Ilm schlängelt sich hindurch; zahlreiche Quellen springen ringsum theils aus dem Kalkfelsen, theils aus dem Boden hervor, und vom „Stern" aus gesehen, spiegeln sich die erleuchteten Fenster des großherzoglichen Schlosses Abends in dem Flusse, den hohe Pappeln halb verhüllen. Diese Pappeln und Fichten! Ein wahres Geheimniß von Poesie liegt zwischen ihnen. Da ist eine Avenue von so hohen Bäumen überragt, daß trotz der Breite des Raumes sich die immer regen Wipfel über demselben zu schließen scheinen. Sie mahnen an ihn, an den Dichter, der auch über alle Schranken hinausragt. Und dennoch ist Goethe ein nationaler Dichter, aus deutschem Holz, auf deutschem Boden stehend, wenn auch sein Angesicht von der Sonne fernster Zeiten und Zonen, gleich dem ewigen Alpenriesen, beleuchtet wird. Man muß nur im Auslande lange genug gelebt haben, um zu erfahren, wie sehr wir um diesen einen Mann beneidet werden, wie in ihm das Deutschthum zu Ehren kommt und wie man in ihm einen Geist erblickt, der viel zu praktisch war, um sogleich und schon damals von einer Nation verstanden zu werden, deren Wesen einen fanatischen Haß in Gemüthern wie Hölderlin, Grabbe, Heine erweckte. Ist dieser schonungsvolle, weltmännische Geist Goethe's erst in Fleisch und Blut des deutschen Volkes übergegangen, dann wird dieses Volk im edelsten Sinne des Wortes die Welt beherrschen, und das ist — so trüb die Aussichten auch zu sein scheinen, — doch nur eine Frage der Zeit, weil diese frühe Blüthe — die Poesie eines Goethe — auf eine spätere in politischem Sinne hinweist.

Das Goethe-Haus in der Stadt ist nun nicht dasjenige des Weltdichters, sondern des Geheimraths, des Ministers, und zwar eines kleinstaatlichen; es unterscheidet sich hierin wesentlich von dem Gartenhause. Hier schrieb der alte Goethe seine oft recht weitspurigen Recensionen und empfing die zahlreichen literarischen oder officiellen Besuche; hier trieb er Geheimniß-Verskünstelei; hier legte er seine naturwissenschaftlichen und Kunstsammlungen an.

Das Haus am Goethe-Platz ist zweistöckig mit einem Dachstockwerk darüber, hat, wenn ich mich recht erinnere, vierzehn Fenster Front und ist gelb getüncht. Die Façade liegt nicht in einer Flucht, sondern an beiden Flügeln in stumpfem Winkel eingezogen. Rechts und links ein breites, hohes Thor für Reisewagen und Kutsche, in der Mitte ein schmaleres Portal mit drei Steinstufen. Innen flache Steintreppen mit breiten Balustraden und weißgetünchte Wände. Ein paar antike Bronzen lehnen in einer Nische. Links steht die Thür auf; sie ist alt und echt, und läßt dich in ein kleinstädtisch möblirtes, weißgetünchtes Gemach schauen, wo die beiden Frauen sitzen, von denen der Alte im Garten sprach.

Dort trage ich mein Anliegen vor. Meine offenbare Verehrung für diese geweihte Stätte gewinnt mir das Herz der größeren, älteren Jungfer; sie sieht mich gutmüthig an. Braune beredte Augen versöhnen uns mit den Runzeln. Sie begegnete mir mit Wohlwollen, zeigte mir, was möglich war, und ging ein halbes Stündchen im Garten mit mir herum. Geheimrath selber hätte nicht besser, natürlicher, frohmüthiger sich benehmen können, als meine Führerin. Lebte sie doch in der Erinnerung an „das erloschene Licht“ ihre langen Jahre dahin. Es ist ein seltsames Leben, achtzig Jahre alt werden und vom „Geheimrath“ erzählen, als läge er während der ganzen Zeit da oben in seinem Stübchen und müßte sofort herunterkommen, uns zu begrüßen.

Viel konnte diese alte Dame nun freilich nicht zeigen. Die Mansarde bewohnen die Barone; die Hälfte des oberen Stocks ist an einen General vermiethet, und die Herrschaften benützen auch den Garten und die Wirthschaftsgelasse und können bei aller gerühmten Sorgfalt doch den unveränderten Zustand aus Goethe's Zeit nicht auf die Dauer heilig halten. Das anstoßende Hinterhaus mit dem Goethe-Zimmer, dessen mit Holzläden verbarricadirte Fenster auf den Garten hinaussehen, ist unbewohnt. Ich genirte durch meine Anwesenheit dort eine Dame, welche mit dem Kaffeebrett die alten Goethe-Stiegen herunterkam, und all meine Höflichkeit half mir nicht über einen Blick der Entrüstung hinweg, der mir so en passant zufiel. Was hatte Irgendwer im Goethe-Hause noch zu suchen! Somit begnügte ich mich denn mit einer Revision des hochummauerten Gartens, in welchen die Fenster des vis-à-vis von jenseits einer schmalen Straße hineinblickten. Ich stieg eine alte Treppe hinauf, die zu einem Anbau führt. Dort sah ich in einigen dunklen Ecken eine Mineraliensammlung und einige physikalische Instrumente, welche in einer Mauernische sich befanden. Ich erkannte unter Anderem eine einst sehr elegante, jetzt von Staub bedeckte Elektrisirmaschine ursprünglichster Construction, für welche allein jeder verehrende Engländer sofort hundert Pfund Sterling zahlen würde. Sie lag als Gerümpel da. An der Straße steht außerdem ein Gartenhaus, in welchem unter Anderem ein Mammuthszahn, in Sand gelegt, in einer Kiste sich meinem spähenden Blick durch das verstaubte Fenster offenbarte. Ueberall Spuren des Fleißes, des Forschungs- und Sammeleifers einer frühern Zeit, deren Licht nun in diesem Hause nicht mehr leuchtet. „Es ist ein Licht erloschen.“ Nur aus den Augen der Alten traf mich dessen matter Wiederschein.

Auch von ihr hörte ich nun dasselbe Lied: Das Haus in seinem Urzustande zu erhalten, ist eine Aufgabe, welche den beiden Kammerherren von Goethe, den Enkeln des Dichters, sehr viele Kosten verursacht. Vor Jahren einmal hat der Bundestag, wenn ich nicht irre, dem damaligen Vormund der Erben ein hübsches Sümmchen angeboten, aber ein in diesem Falle wohl nicht ganz berechtigter Familienstolz hat die Nachkommen des Dichters verhindert, auf die damaligen Propositionen einzugehen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß es kein leichtes Ding ist, die Weimarischen Goethe-Häuser und -Sammlungen ein halbes Jahrhundert lang im Urzustande zu erhalten, und eine Vernachlässigung dieser Aufgabe würde sofort die Verwünschungen der gesammten Goethe-Gemeinde aller Zeiten rings um die Erde gegen die unglücklichen Erben wachrufen. Abgesehen aber von der Last, welche diese Besitzthümer mit sich führen, repräsentiren dieselben auch zugleich einen großen Theil des Vermögens der jetzigen von Goethe's, und es kommt der Goethe-Gemeinde, jedenfalls dem deutschen Volke, zu, sich einmal zu fragen, ob es sich und den kommenden Geschlechtern die Goethe-Stätten erhalten will und welche Pflichten — wenn diese Absicht besteht — gegenüber den bisherigen aufopferungsvollen Hütern derselben zu erfüllen sind.

Unserer Ansicht nach wäre es Sache des Reichs, diese Stätten ein- für allemal unter seine Obhut zu nehmen. Die anzulegenden Capitalien würden sich reichlich verzinsen; die zahlreichen Fremden, welche nach Weimar pilgern, um ihrer Würdigung unseres größten Dichters Genüge zu thun, würden für den Besuch der Goethe-Häuser gern einen Obolus entrichten, der als Beitrag zu den Erhaltungskosten dieser Heiligthümer für Kinder und Enkel angesehen werden muß.

Goethe ist in unsern Augen der vornehmste Repräsentant des deutschen Geistes, weil er das deutsche Gemüth in Einklang mit den rauhen Wirklichkeiten des deutschen Daseins gebracht, weil er in einer Zeit tiefster nationaler Erniedrigung mit den Waffen des Genius der Welt Achtung für unsern Stamm abgezwungen. Er war ein Prophet und Kämpfer, so lange ihm die Jugendkraft Stand hielt, und im Alter ein liebevoller Lehrer und Berather, der selbst Mißlichem und Lästigem gegenüber Geduld und Nachsicht übte. Sein Wohlwollen nahm zu, je mehr er verketzert und angefeindet wurde, und nichts Gemeines hat über ihn Gewalt geübt, wenn er auch in mehr als einem Sinne Mensch und allen Anfechtungen einer zöpfigen Zeit ausgesetzt war.

Er war ein Mann, der lebenslange Treue und Freundschaft üben konnte und der bei allen Herrschergaben zu dienen verstand, der aller Phrase, Philisterei und Lüge gegenüber in seinen Werken einen Wall errichtet hat, den keine Fluth mehr hinwegspült, so sehr auch Schule, Doctrin und Partei-Eifer dagegen ankämpften. Er ist ein sich selbst und den Stoff bezwingender Geist und bietet als Sohn unseres Volkes seiner Nation die Gewähr endlichen Sieges. Je mehr die deutsche Nation heranreift und sich anderer als blos continental-particularistischer Aufgaben bewußt wird, umsomehr wird sie jene Stätten zu ehren das Bedürfniß fühlen, wo jener Geist seine Nahrung sog. Soll etwa das Wort unseres Goethe: „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht“ an ihm selbst zu Schanden werden? Es ist sehr hohe Zeit, daß in dieser Frage der Erhaltung der Goethe-Häuser in Weimar, dieser Denkmäler, die viel werthvoller und inhaltreicher sind als irgend ein Standbild mit verzweifelter Allegorik, die Initiative ergriffen werde. Wie mancher hat die Pilgerfahrt nach der Dichterstadt vergebens gemacht und sich mit der Antwort begnügen müssen: „Der Herr Baron hat's verboten.“

Reist man darum sechszig Meilen, um sich sagen lassen zu müssen: „Ja, wenn Sie ein Engländer wären, würde sich's vielleicht machen lassen!“ Wenn irgend jemand, so hat jeder Sohn Deutschlands ein Recht — oder sollte es haben — diese Stätten der Erbauung zu besuchen, auf ihnen zu weilen und nach jener Läuterung zu streben, die Goethe's Werke dem Strebenden in Fülle bieten. Und darum eben rufen wir die Reichsmacht an, der Nation dieses Recht zu sichern.

O. Beta.

Skizzen aus Niederdeutschland.

Von Ferdinand Lindner.

6. Das niederdeutsche Bauernhaus.

Wenn wir Reisepläne entwerfen, so pflegt die Anziehungskraft einer naturschönen Gegend noch eine Steigerung zu erfahren, sobald diese durch sogenannte „historische Punkte“ ausgezeichnet ist; mit Begierde suchen wir solche Gegenden auf, wo sich Ereignisse aus der Geschichte unseres Volkes abgespielt haben; mit lebhaftem Interesse durchwandern wir die Museen, in welchen wir die todten Zeugen dieser Vergangenheit angesammelt finden, und doch darf ich gegenüber diesem gerade in der Gegenwart besonders regen

Interesse behaupten, daß eines der interessantesten und ehrwürdigsten unserer Alterthümer, für die Mehrzahl wenigstens der Oberdeutschen, fast unbekannt ist, eines, welches den ganz einzigen Vorzug hat, daß es nicht vom Staube der Museen oder dem Schutt der Ruine bedeckt, sondern noch heute vom Leben der Gegenwart erfüllt ist — ich meine das niederdeutsche Bauernhaus.

Fast genau so, wie es vor nahezu zwei Jahrtausenden im Schatten seiner Eichen stand, erhebt sich das niederdeutsche Bauernhaus noch heute vor unseren Augen. Dasselbe bemooste Riedbach, in welches der siegreiche Krieger Karl's des Großen den Brand schleuderte, dasselbe zeichengeschmückte Hofthor, aus dem der Krieger des Hengist und Horsa schritt, um das britannische Land zu erobern, dieselbe düstere, raucherfüllte Diele, in welche der erstaunte Römer zaudernd den Fuß setzte, ja sogar noch dasselbe alte heidnische Zeichen des heiligen Rosses über Herd und Giebel!

Wenn ich so schlechthin vom niederdeutschen Bauernhause spreche, muß ich zuvor eine Scheidung vornehmen, welche auf der natürlichen Gestaltung des niederdeutschen Landes und seiner Eintheilung in Geest und Marsch beruht; denn zwischen der Bauart beider machen sich trotz bestehender Verwandtschaft wesentliche Verschiedenheiten geltend. Da sich aber das Marschhaus, wie wir sehen werden, als Sprößling des alten Geesthauses erweist und dieses den uralten Charakter auf das Treueste bewahrt, so muß zunächst die Darstellung diesem, als dem eigentlichen Typus, gelten.

Im Voraus sei jedoch bemerkt, daß, genau wie das Plattdeutsch von District zu District, oft in Zwischenräumen von wenigen Meilen, variirt, so auch bezüglich des Hauses in Einzelheiten Verschiedenheiten je nach der Landschaft hervortreten, daß also das im Folgenden ausgeführte Bild den Durchschnittstypus des gesammten niederdeutschen Landes bietet.

Will man die gegenwärtige Grenze des sächsischen niederdeutschen und des fränkischen oberdeutschen Bauernhauses markiren, so kann man wohl sagen, daß diese Grenze sich so ziemlich mit der der plattdeutschen Sprache deckt — freilich ganz bedeutende Ein- und Ausbuchtungen und auch die Districte der Uebergänge mit eingerechnet; denn steigen wir höher in's Land hinauf, so finden wir, daß sich die „Diele" verengt und zusammenschrumpft; das Vieh verschwindet daraus und kommt in Nebenräume, bis der rein fränkische Bau in sein Recht tritt.

Das niederdeutsche Bauernhaus hat zwar die primitive Stufe der Herstellung aus mit Lehm beworfenem Flechtwerk, die älteste Form des deutschen Hauses neben dem Blockhause, meist überwunden, ist aber anderntheils noch durchweg beim Fachwerk stehen geblieben. Vor Allem ist aber nun zu constatiren, daß es sich in seiner Gesammtheit wie in seinen Einzelheiten durchaus vom oberdeutschen unterscheidet, und dies zwar besonders in folgenden vier Punkten:

Erstens: Das Haus umfaßt das gesammte zur bäuerlichen Wirthschaft gehörige todte und lebende Inventar; es ist der Inbegriff des ganzen Hofes, des ganzen Besitzthums, und wie sehr dies auch von der Bevölkerung empfunden wird, darauf deutet eine Auffassung, der ich überall begegnet bin. Will nämlich Einer den Besitzstand eines Anderen bestimmen, so bemißt er denselben nach dem Längenmaße des Hauses; denn damit ist z. B., abgesehen von allem Anderen, der Viehstand, welcher die Längsseite der Diele einnimmt, zugleich mit angedeutet.

Die zweite charakteristische Eigenschaft ist der Bau zu ebener Erde — das niederdeutsche Bauernhaus hat fast nie ein Stockwerk, selbst in der sonst so vielfach abweichenden Marsch nicht; denn Abweichungen, welche ich gefunden, z. B. in den nach Abgrabung des Moores reich gewordenen Moordistricten, sind verschwindende Ausnahmen.

Ein Drittes, ganz Eigenartiges ist das offene Herdfeuer, der Mangel eines Rauchfanges, worauf ich bei der Einzelschilderung zurückzukommen gedenke.

Die vierte Eigenschaft endlich ist die isolirte Lage des Hofes. Es giebt in Niederdeutschland natürlich ebenso gut Dörfer und Flecken wie anderwärts, aber der Procentsatz der Einzelhöfe ist ein viel bedeutenderer als im oberen Deutschland. Und im Dorfe selbst macht sich unverkennbar das Streben des einzelnen Hauses und Hofes bemerkbar, sich den Nachbar etwas vom Halse zu halten. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß die Besitzer schlechte Nachbarschaft hielten — im Gegentheil, das nachbarliche Verhältniß ist durch ganz Niederdeutschland ein sehr gutes.

Deuten schon diese allgemeinen Eigenschaften auf einen ganz eigenartigen Charakter hin, so zeigt sich dies nun um so interessanter in den Einzelheiten des Hofes.

Während im übrigen Deutschland die Höfe meist aus einem einen Hofraum umgebenden Häusercomplex bestehen, concentrirt sich, wie ich eben schon andeutete, hier Alles auf das eine Gebäude — ein Umstand, durch welchen das Aussehen des Hofes an sich schon ein durchaus verschiedenes wird. Hierzu tritt aber nun, das Bild in einer ganz besonderen Weise vervollständigend, der Kamp. Unter diesem Ausdrucke versteht man einen Baumbestand von bald größerem, bald kleinerem Durchmesser, in dessen Mitte der Hof gleichsam geborgen liegt, und der Kamp erfüllt in der That die Aufgabe, als Windschutz gegen den Nordwest zu dienen. Daher sind denn auch Kamp und Hof unzertrennlich, und der mit der Gegend Vertraute erkennt an der isolirt und dicht gedrängt stehenden Baumgruppe schon aus der Ferne das Vorhandensein eines Hofes.

Diese Verbindung nun des alterthümlichen Bauwerks mit einer prächtigen Baumvegetation bietet etwas, was unsere Maler allenthalben in Deutschland, nur nicht in Niederdeutschland zu suchen pflegen — die ländliche Idylle nämlich in einer Vollkommenheit, daß ich dreist zu behaupten wage: das gesammte übrige Deutschland vermag sich in Bezug auf diese Bilder in keiner Weise mit dem niederdeutschen Gebiete zu messen. Es geht durch diese ländlichen Höfe-Bilder ein so packender kraftvoller Zug; sie zeigen eine solche Energie der Form und Farbe, des Lichtes und Schattens, ja in ihrer isolirten Lage oft ein solch künstlerisch in sich abgeschlossenes, fertiges und charaktervolles Bild, wie ich es nirgends anderswo in diesem Umfange und namentlich auch in dieser Reichhaltigkeit gefunden habe; sie wirkt oft geradezu überraschend, wenn man in kurzem Zeitraum an einer größeren Reihe solcher Höfe vorübereilt. Hier liegt der eine in einer wahren Schattennacht, von stolzen Buchen überwölbt, aus deren Mitte eine alte vom Blitz gefurchte kahlästige Eiche wie ein trotziger Wächter des Hausfriedens emporragt; dort ist das altehrwürdige Gebäude von lauter knorrigen Eichen ehrwürdigen Alters umstanden, wieder an einem anderen Hofe legen dunkle Tannen, von lichten Birken durchsetzt, ihre breiten Aeste wie schützend auf das dunkelgrün oder goldbraun schimmernde Riedbach — ringsum aber läuft bei allen in hellleuchtendem Grün die Hecke, zwischen deren Laub hier und dort die krummgebogenen Buchen- oder Birkenstämme, aus denen sie besteht, sich gleich ertappten Bösewichtern ducken, während wilde Rosen, Jelängerjelieber und Brombeerranken sich durch ihre Aeste und Blätter schlingen.

Die Hecke nun vervollständigt das Bild des Hofes als eines in sich abgeschlossenen Ganzen. Den Eingang durch die Hecke schließt der Baum, „Rön- oder Rünbaum", auch blos „Rön" genannt, der aus zwei durch Querhölzer verbundenen Balken besteht, deren oberster schwer in einer Gabel ruht und durch dessen Aus- und Einheben der Eingang geöffnet oder geschlossen wird.

Diese Pforte und den Kamp durchschreitend, stehen wir bald vor dem Hause, zu dessen Seite, meist in rechtwinkeliger Stellung zu demselben, sich ein oder zwei aus Flechtwerk mit Lehmbewurf hergestellte kleinere schuppenartige Gebäude befinden, welche theils als Aufbewahrungsort von Frucht, theils als eine Art Rumpelkammer Verwerthung finden. An die oft abgebröckelte Seitenwand eines dieser Gebäude stößt der Schweinestall, der sich natürlich nicht mit im Hause befindet.

Das Haus selbst stellt ein langes Parallelogramm dar, das in zwei respective drei ungleiche Theile zerfällt: in die den bei Weitem größten Raum beanspruchende Diele und in die Howand einerseits, in die Stube oder Dönse andererseits, und zwar derart, daß der als Howand bezeichnete Theil zwischen der Diele und Stube liegt. Namentlich macht sich hier ein Unterschied zwischen dem nieder- und oberdeutschen Begriffe in Bezug darauf geltend, was beim Hause „vorn" und „hinten" genannt wird. Während für das übrige Deutschland das „Vorn" sich mit der Fensterfront der als Wohnzimmer benutzten Räume deckt, ist dies hier gerade umgekehrt, indem der Theil, welcher die Wohnzimmer umschließt, das „Hinten" repräsentirt, während die Diele und ihre Thoröffnung nach vorn liegt.

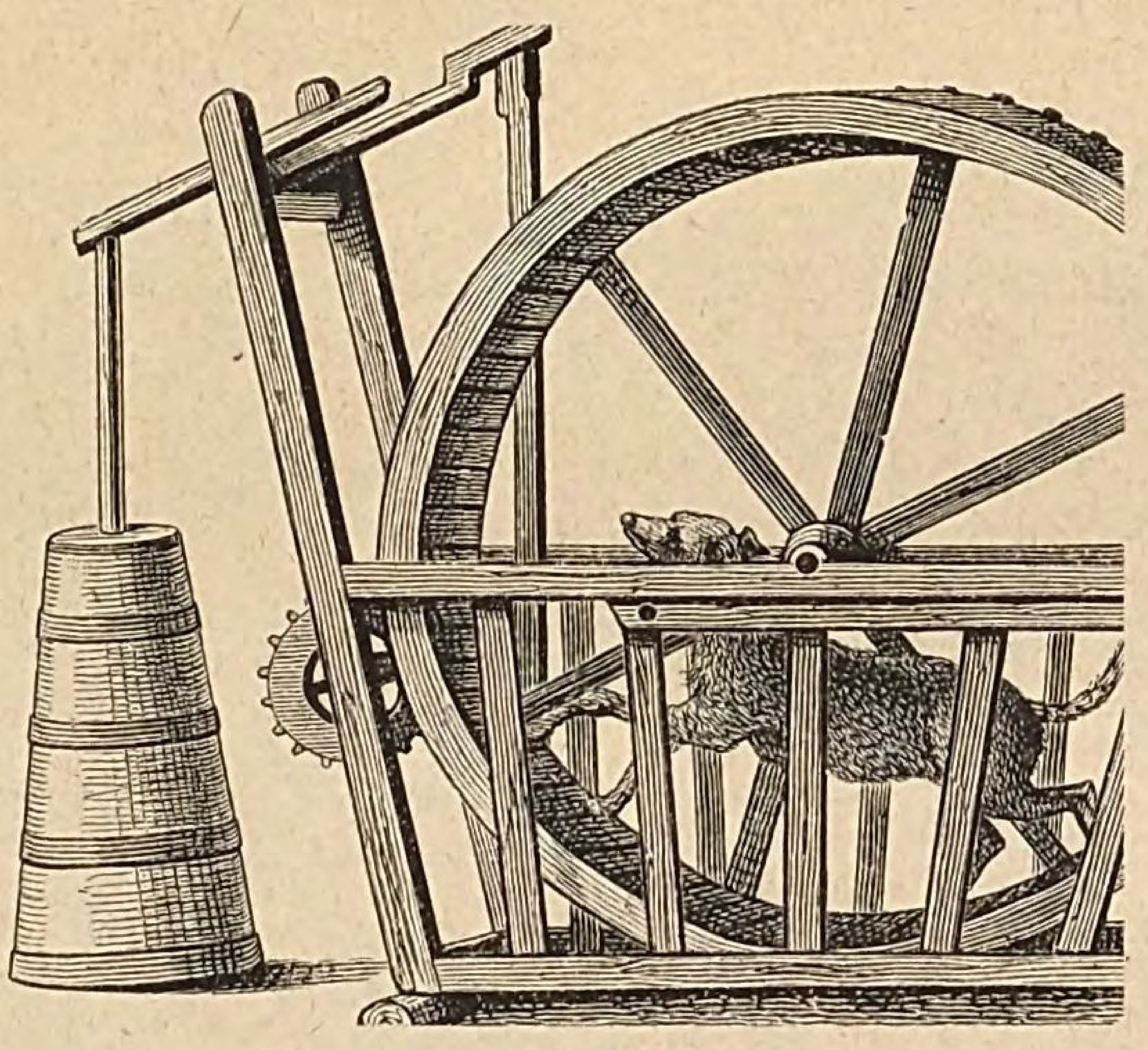
Beim Eintritte in das Haus empfängt uns ein hochgewölbtes breites Thor, über welchem in Holz eingeschnitten ein frommer Spruch steht — ab und zu originell, meist aber ein gewöhnlicher Bibelspruch — unter diesem in der einen Ecke der Name des

Erbauers, in der Mitte die Jahreszahl der Erbauung und in der andern Ecke Vor- und Zunamen der Eheleute. Doch ist auch hier oft eine verschiedene Anordnung eingehalten. In alten Häusern befinden sich unmittelbar neben dem Thore innerhalb des Hauses links und rechts schmale Räume, „de Wamm“ genannt, in denen Jungvieh gleich nach der Geburt untergebracht wird, weil es die wärmsten Theile der Diele sind; „Wamm“ ist daher wohl durch Zusammenziehung aus Warm entstanden.

In die Diele oder „Deele“ eintretend, befinden wir uns nun in einem weiten und hohen, aber so dunklen Raume, daß wir für den ersten Augenblick Nichts als die gegenüberliegende, matt herüberdämmernde Howand zu unterscheiden vermögen — ein Eindruck, der um so frappanter wirkt, aus je grellerem Sonnenlichte wir kommen. Der Grund dieser Dunkelheit ist der, daß die Diele ihr Licht nur durch das Thor und den Reflex der gegenüberliegenden seitlings erleuchteten Howand erhält. Einmal aber darin, verlieren wir den düstern Eindruck bald (im Sommer wirkt schon die stetige Kühle der Diele ungemein erquickend) und wir sind in der Lage, uns umzusehen. Der Boden besteht aus festgestampftem Lehm und wird zum Ausdreschen der Frucht 2c. benutzt. Die Decke ist aus starken, in Zwischenräumen querübergelegten Balken gebildet, die vom Rauche des Herdes vollständig schwarz, ja rußglänzend gefärbt sind; über dieser Decke befindet sich der Fruchtboden bis zu dem sogenannten Hahnenbalken oder Hahnenjoche hinauf, dem obersten längs dem Firste liegenden Balken, welcher die Sparren des Daches aufnimmt.

Blicken wir nun nach rechts und links, so stehen wir einer der hervorragendsten Eigenthümlichkeiten des niederdeutschen Hauses gegenüber: den Viehständen; dieselben laufen auf beiden Längsseiten des Hauses hin. Die Pferde befinden sich meist rechts, das Rindvieh dagegen links. Die einzelnen Räume sind durch starke, vom Reiben des Viehs glatt polirte Balken von einander abgetrennt, und diese in Zwischenräumen aufgestellten Balken gestatten dem Vieh das bequeme Hindurchstecken von Kopf und Hals und die Entgegennahme des Futters; einer der Balken kann ausgehoben werden und bildet die Thür in den Stand. Diese Verbindung des Stalles mit den Wohn- und Haushaltungsräumen hält man im oberen Deutschland geradezu für einen Mangel an Civilisation. In dem Zusammenleben mit den Hausthieren unter einem Dache liegt aber ein so gemüthlicher, mit dem Wesen bäuerlichen Lebens übereinstimmender Zug, daß auch der Fremde sich bald davon angeheimelt fühlt, und was der Niederdeutsche als besonderen Vorzug anführt, daß man das Vieh jederzeit unter dem Auge hat, ist so zutreffend, daß es zur Genüge für sich selbst spricht. (? Die Red.)

Zwischen dem Viehstande und der Balkendecke befindet sich ein Raum, „Hille“ oder „Helgen“, welcher zur Unterbringung theils von Futter, theils von Torf oder auch von Geräthen und Gerümpel benutzt wird, während ein anderer Raum, der Waschort, wo auch der Backtrog u. dergl. Aufstellung findet, am Ende des einen Standes liegt. Zwischen der Howand und den Viehständen liegen kleinere zimmerartige Räume, welche theils als Gesindestube, theils aber auch als Wohnstube dienen, wie sich überhaupt in der Anordnung dieser Räume vielfache Verschiedenheiten finden. Die Wände der Diele und die Hauptbalken des Viehstandes bis zur Howand hin sind mit Ackergeräthen, Geschirren für Pferde und Kühe 2c. behängt; auch stehen hier nach der Howand zu die alten Eichenschränke, oft mit außerordentlich schöner Schnitzerei von oben bis unten reich verziert, die mächtigen Truhen, in welche manchmal Jahreszahlen von hohem Alter eingeschnitten sind, die vielfach auf Rädern ruhen und zum Theil dieselbe geschmacklose Malerei zeigen, wie die anderen Bauerntruhen unseres gesammten Vaterlandes. Hier finden auch Geräthe größeren Calibers Aufstellung, wie z. B. die auf der Skizze rechts sichtbare Grützemaschine. Es ist hier nicht der Raum, um verschiedene dieser Geräthe aufzuführen, nur eines ganz absonderlichen sei noch Erwähnung gethan, nämlich einer Buttermaschine, welche nach Art des Bratspießes durch ein von einem Hunde getretenes Rad bewegt wird — die untenstehende Skizze erläutert das Uebrige. Ich habe diese Maschine ebenso in der Lüneburger Haide, wie in der Oldenburger Marsch gefunden, jedoch stets nur bei einem Hofe mit größerem Viehstande. Das Ding hat aber eine höchst humoristische Seite, die ich dem Leser nicht vorenthalten will; ist nämlich der Hund in der wirthschaftlichen Thätigkeit des Butterns begriffen, und betritt ein Fremder die Diele, so erwacht in dem Thiere zugleich die sicherheitspolizeiliche Natur, und wie eine Verquickung jener beiden Factoren oft genug vom Uebel zu sein pflegt, so auch hier; denn der Hund, welcher seinem Eifer keinen andern Ausdruck geben kann, fängt an im Rade derart zu strampeln, daß die Butter rings in der Diele herumzuspritzen beginnt — die Hausleute eilen in diesem Falle schleunigst herbei, um ihn aus dem Rade zu befreien und so die Butter zu retten.



Buttermaschine.

Mit unserer Schilderung sind wir nun bis zur Howand gediehen, welche an sich den Uebergang von der Diele zur Stube bildet, in ihrer Bedeutung aber die letztere vollständig in den Schatten stellt, da die Howand der eigentliche Wohnraum ist; denn hier nimmt der Bauer auf dem großen breiten Tische seine Mahlzeiten ein; hier kocht er; hier verrichtet er alle Geschäfte des täglichen Lebens. Die Howand ist aber nicht allein der Schauplatz der täglichen Geschäfte, sondern in Verbindung mit der Diele auch derjenige der außergewöhnlichen Ereignisse des Lebens — hier wird die Kindtaufe, die Hochzeit mit allen eingeladenen Nachbarn festlich und namentlich mit Tanz gefeiert, bei welcher die Diele den Tanzplatz abgiebt — hier aber steht auch der Sarg und wird die Trauerfeierlichkeit abgehalten.

Auf beiden Seiten hat die Howand Fenster nach außen, ebenso je eine Thür (Tegen — Sitelthür); außerdem aber befinden sich an der die Howand bildenden, der Diele zugewandten Seite der Dönse Fenster, aus denen man die ganze Diele übersehen kann. (Bei alten Häusern ist die Howand ab und zu durch ein niedriges hölzernes Gitter abgetrennt.) Der Lehmboden der Diele wird auf der Howand durch ein Pflaster meist verschiedenfarbiger, in regelmäßigen Vierecken wechselnder kleiner Kiesel abgelöst, und hier stehen die Torfkasten, ebenso alle Küchengeräthe, darunter manch werthvolles alterthümliches Stück.

Auf der Howand finden wir nun auch jene Stelle des Hauses, welche bei allen Völkern eine besondere Verehrung genießt — die Feuerstatt — und hier im niederdeutschen Bauernhause tritt sie uns noch in der alterthümlichsten Form entgegen; ohne irgend welche Vorrichtung, mitten auf dem Boden der Howand, brennt das Herdfeuer, und der Rauch zieht, langsam an der Decke der Diele emporsteigend, zum Thor hinaus.

Die Einrichtung des Herdes, auch „Herdkuhle“ genannt, ist folgende: Das Feuer selbst wird entweder unmittelbar auf den Steinen des Bodens oder auf einer kegelförmigen Aufschüttung von Sand oder endlich auf einer gemauerten Unterlage von Backsteinen hergerichtet, welche auch öfter hohl und an einer Seite mit einer Oeffnung versehen ist, um der Flamme Luftzug zuzuführen. Ueber diesem Herd befindet sich an einem in die Wand eingelassenen Balken ein nach links und rechts bewegliches galgenförmiges Holzstück, der Wendhaken, von welchem entweder eine einfache Kette oder ein sägeförmiger eiserner Halter, der Ketelhaken, herabhängt, an welch letzterem wiederum, soll er noch verlängert werden, ein eiserner Haken, der „Längholt“ befestigt wird; der Apparat dient dazu, den Kessel über dem Feuer aufzuhängen. Ueberragt wird das Ganze von einer Herddecke, die da, wo sie nicht einfach blos aus Brettern besteht, sondern mit roh aus Holz geschnitzten Pferdeköpfen auf lang geschweiften Hälsen (den Springern des Schachspiels sehr ähnlich) verziert ist, der ganzen Diele ein alterthümliches Aussehen verleiht. Ueber dem Herd hängen nun im Rauche an horizontalen Stangen (Speckwiem) die Schinken und Speckseiten.

Dieses Herdfeuer kann zwar noch vollständig als typisch gelten,



Das niederdeutsche Bauernhaus.

1. Das Geesthaus. — 2. Lüneburger Haide. — 3. Osterstade. — 4. Butjadingen (Berg). — 5. Das alte Land.



ɛichnung von Ferdinand Lindner.

peln. — 7. Wursten. — 8. Die Bettkästen. — 9. Die Howand mit der Herdkuhle und dem Blick in die Dönse.

aber es ist nicht zu verkennen, daß die Bevölkerung allmählich beginnt, zur Schlotfeuerung überzugehen. In engem Zusammenhang hiermit steht auch wohl das Verschwinden des Riedbaches, und haben wir hier ein drastisches Beispiel für jene wirthschaftliche Anpassung, welche die äußeren Formen umgestaltet: der Grund für das Verschwinden des Riedbaches mit der Herdkuhle ist einfach der, daß die Feuerversicherung bei der Einführung des Schornsteins für Häuser mit Riedbächern viel höhere Prämien fordert, als für solche mit Ziegeldach.

Wie die Feuerstatt, so hat auch der Brunnen — um denselben an dieser Stelle gleich zu erwähnen — eine eigenartige vom übrigen Deutschland abweichende Form, und wenn man sein Bild, aus dem Zusammenhang gehoben, einem Bewohner Oberdeutschlands vorlegte, so würde er denselben aller Wahrscheinlichkeit nach in die ungarische Pußta versetzen; denn es ist genau derselbe Ziehbrunnen mit dem mächtig hinausragenden Arm, den wir hier wiederfinden, meist, wie dort, roh aus einem unbehauenen Baumstamm angefertigt, von welchem an Stange, Seil oder Kette der Eimer herabhängt.

Die die Hotwand begrenzende Wohnstube oder „Dönse", auch „Achterdönse", theilt sich meist in zwei Zimmer. Die Möbel der Dönse sind auf das Allernothwendigste und Einfachste beschränkt. Vorhänge zieren meist die Fenster, und findet man da ab und zu eine wunderliche Färbung der im übrigen Deutschland nur in weißer Farbe üblichen Mullvorhänge in's Hochrothe. Von den Fensterscheiben hat man vielfach gelesen, daß sie sich besonderer Verzierungen, namentlich auch durch Inschriften erfreuten; gegenwärtig ist aber diese Sitte, solche Fensterscheiben zu benutzen, nicht nur ganz abgekommen, sondern man findet — mit Ausnahme allenfalls westfälischer Districte — auch diese alten Scheiben fast nirgend mehr.

Eine eigenthümliche Ausstattung der Stube bildet oft der Strohdeckel. Während das übrige Deutschland denselben nur zum niedrigsten Dienst vor der Schwelle der Wohnung kennt, erscheint er hier in veredelter Form, buntgeflochten als Zimmerzierde, und zwar dutzendweise in regelmäßigen Abständen über den Boden der Stube verstreut. Beim Beschreiten eines solchen Zimmers fühlt man die moralische Verpflichtung, storchbeinig jeden einzelnen Deckel zu „nehmen".

Das merkwürdigste und eigenartigste Institut der ganzen Wohnstube sind nun aber die Bettkästen. Soviel Poesie in der grotesken Alterthümlichkeit des Hauses liegt, hier hört sie absolut auf. Diese Bettkästen findet man zwar auch in einigen französischen und englischen Districten, ebenso in sehr alten Häusern des oberen Deutschland, namentlich noch auf Burgen, aber in solch weiter Ausdehnung sind sie nur in Niederdeutschland in Gebrauch. Entweder in dem todten Raume, welcher da entsteht, wo das schiefe Dach auf die Grundmauer stößt, oder in der Scheidewand zwischen den beiden Dönsen befindet sich eine Art dunkler Verschlag (die beigegebene Skizze, Nr. 8, illustrirt dies), oder auch zwei neben einander durch eine Scheidewand getrennte; der untere Theil desselben ist mit Stroh gefüllt und darauf liegen Berge von Federbetten, welche dem Raum entsprechend ein Lager für zwei bis drei, ja mehr Personen bilden. Macht das Ganze schon den Eindruck einer finstern Höhle, so kommt nun eine weitere verdunkelnde Einrichtung dazu: die „Schotten", Schiebthüren, welche der Bauer, sobald er mit seinen Bettgenossen in den Kasten gekrochen ist, wie der Staar in den seinigen, namentlich bei kälterer Witterung hinter sich zuschiebt.

Das ist nun zwar schauerlich, das Merkwürdigste ist es aber doch noch nicht; dieser Vorzug gebührt meiner Ansicht nach dem „Bettquast". Mitten über dem Bett hängt nämlich von der Decke des Bettkastens eine Schnur mit einer Quaste oder einem Knopf herab, so weit, daß der im Bett Liegende sie mit ausgestrecktem Arm erreichen kann. Das Ding heißt der Bettquast und soll, wie man uns sagt, zum Aufrichten dienen — eine wunderliche Aufgabe, welche fast den Verdacht erregen könnte, daß es dem niederdeutschen Bauer ganz besonders schwer falle, aus den Federn zu gelangen.

Ueber alle die geschilderten Einrichtungen, über Mensch und Thier, legt sich nun ein breites gewaltiges Dach, das ebensowohl mit Stroh, wie ganz besonders auch mit „Reid", unserem Ried, dem reichlich an den Deichen wachsenden Schilfe, gedeckt wird, welch letzteres ein sehr dauerhaftes Material liefert. Auf dem Dach wuchert eine starke Moosvegetation, und auf dieser haben wiederum oft Pflanzensamen Wurzel geschlagen und geben mit ihren hochgerichteten Stengeln dem Ganzen ein eigenthümliches und freundliches Aussehen.

Bei dem Dache selbst sind zwei Formen zu unterscheiden: die eine, bei welcher die Giebelwand des Hauses bis unter den Hahnenbalken reicht, die andere, welche ein nach der Giebelfront des Hauses schräg abfallendes Dach zeigt, welches meist nur bis zur Hälfte der Höhe des Daches hinabreicht, sodaß die Giebelfronten des Dach- oder Mauerwerkes eine größere Höhe haben, als die Seitenwände. Diese letztere Art hat noch am Giebel eine besondere Gestaltung, den Walm, einen mützenartigen, über den gekreuzten Hahnenhölzern gewölbten Aufsatz von Stroh oder Ried, in dessen Mitte sich das sogenannte Uhlenloch befindet (oft durch ein Thürchen verschlossen), welches dem Fruchtboden Licht gewährt; doch ist diese Oeffnung nicht überall vorhanden.

Was aber diese Stelle — den Giebel — zu einem der interessantesten Theile des ganzen Hauses, ja vom historischen Standpunkte vielleicht zum merkwürdigsten macht, ist das Giebelzeichen, die gekreuzten Pferdeköpfe — es ist hier jedoch nicht der Raum geboten, näher auf diese altehrwürdige Giebelzierde einzugehen, und behalte ich mir deren Besprechung für einen späteren Artikel vor. —

Wenn wir die Geest und ihr alterthümliches Haus verlassen und in die Marsch hinabsteigen, so tritt uns hier nicht allein eine große Mannigfaltigkeit der Bauarten entgegen, sondern für den ersten Blick scheint auch kein klarer Zusammenhang mit dem Typus des alten Geesthauses zu bestehen, doch ist in Wirklichkeit dieses als der Stammvater des Marschhauses anzusehen. Die scheinbar vollständige Verschiedenheit ist die Folge eines ähnlichen Vorganges, wie er in der organischen Welt zur weitesten Umgestaltung führt — die Folge der Anpassung an die umgebenden Verhältnisse, die in der Marsch total verschieden sind von denen in der Geest.

Für die Abstammung vom Geesthaus sprechen sowohl die Geschichte der Marsch, wie die im gegenwärtigen Bau der verschiedenen Marschhäuser noch erhaltenen Reminiscenzen an das alte Geesthaus; denn die Marsch ist trotz ihrer wirthschaftlichen Ueberlegenheit über die Geest doch immer vom historischen Standpunkte aus durch die Geest beeinflußt worden. Der Typus des friesischen Hauses, wie wir es noch in Nordfriesland finden, mußte da aufgegeben werden, wo der einwandernde Friese seinen Blick von der See und Schifffahrt ab- und dem Land- und Ackerbau zuwandte. Hier aber traf er natürlich lediglich auf die Vorbilder der umgrenzenden Geest. Aber ebenso zeigt die weitere Geschichte der Marschen, deren bewegteste Perioden durch den Kampf gegen die Geestbewohner charakterisirt werden, auf den weiteren Einfluß derselben hin, insofern bald schwächere bald stärkere Bevölkerungselemente der Geest unter diejenigen der Marsch gemischt wurden. Ja, dieser Einfluß der Geest hat heute noch nicht aufgehört, nur daß es nicht der blanke Stahl der Waffe, sondern das nicht weniger mächtige blanke Gold ist, welches hierbei eine Rolle spielt, indem sich bedeutende Massen Geestcapital zwischen den Besitzstand der Marschen schiebt.

In den westlichen Marschen ist der Einfluß Hollands sowohl in Bezug auf die Wirthschaft überhaupt, wie namentlich, was uns hier interessirt, in Einzelheiten der häuslichen Einrichtungen unverkennbar, während die östlichen wohl mit den Dithmarschen in Beziehung standen. In der neueren Zeit tritt nun die Beeinflussung durch das Hinterland, das obere Deutschland hinzu, welche sich namentlich von den Flußläufen aus geltend macht. Wie der Grund und Boden der Marschen durch Anschwemmung entstanden ist, so könnte man die geistigen und wirthschaftlichen Verhältnisse der Marschen in den letztvergangenen Decennien sowohl, wie noch in der Gegenwart, mit einem Schwemmlande vergleichen, indem die mit der Benutzung des Dampfes immer mächtiger angeschwollene Fluth des Verkehrs Schicht auf Schicht im Culturleben der Marschen absetzte, die freilich oft noch unvermittelt neben einander liegen, sich aber immer mehr zu einem neuen organischen Ganzen zusammenfügen.

Man kann allerdings wohl bei jeder Marsch im Allgemeinen von einem Typus ihres Häuserbaues sprechen, aber dieser Typus ist in Wirklichkeit keineswegs streng durchgeführt; denn theils drängen sich verschiedene Bauarten neben einander, theils weichen die einzelnen Gehöfte mehr oder weniger von der Norm ab, auf keinen Fall aber existirt ein allgemeingültiger, allen Marschen gemeinsamer Typus; das, was alle Marschen mit einander theilen, schließt sich an die Eigenthümlichkeit des Marschlandes selbst an.

Die Marsch ist ein vom Wasser geschaffenes, vom Wasser um-, ja überwogtes Land — das kommt zum prägnanten Ausdruck bei

der Anlage, speciell bei der Umgrenzung jedes Hofes: Was nämlich für das Geesthaus die Hecke, das ist für das Marschhaus der Wassergraben, die Graft, welcher jeden Marschhof rings umgiebt. Doch darf sich der binnenländische Leser darunter ja nicht einen jener Wassergräben vorstellen, wie sie noch theilweise alte Herrenhäuser unserer Güter im übrigen Deutschland zu umgeben pflegen, sondern diese Gräben sind nur Glieder eines die ganze Marsch durchziehenden und das ablaufende Wasser aufnehmenden, von Binnen- und Außensielen regulirten Grabensystems. Dieser von hohem nickendem Schilf durchwachsene Graben macht einen charakteristischen Eindruck, und derselbe steigert sich oft zu einem hochmalerischen, wenn die Graft sich unter den weit übergebogenen Bäumen des Gartens tiefbeschattet einherzieht.

So ist denn auch der Klubenstock der treue Begleiter des Marschbewohners (in der einen Marsch übrigens mehr als in der anderen), mit welchem er die Gräben gewandt überspringt, wenn er in seine Felder und Weidegründe hinausgeht.

Nächst dem Graben wäre nun noch die Warf zu nennen, ein künstlich gewölbter Hügel, auf welchem einst das Marschhaus errichtet wurde. Doch kann man dieselbe gegenwärtig nicht mehr als allgemeines Charakteristicum hinstellen, da sie mit den stärker werdenden Deichen allmählich mehr und mehr verschwunden ist und eigentlich nur noch in der Marsch Wursten sich im Profil der Landschaft hervorhebt.

Das dem Geesthause eigenthümliche Streben nach Isolirung findet sich in vollem Maße in der Marsch wieder. „Wie durch ein Sieb vom Himmel gestreut“ ist ein übliches, die Einzellage der Höfe bezeichnendes Bild. Doch gilt von der Marsch, was ich vom übrigen Niederdeutschland sagte, daß neben dem Einzelgehöft auch der Häusercomplex als Dorf, Flecken und Stadt vertreten ist, und zwar zeigen die einzelnen Marschen hier eine große Verschiedenheit.

In Hadeln und Kehdingen z. B. herrschen die Einzelgehöfte. In Osterstade dagegen drängen sich die Höfe von Köthnerwohnungen umgeben zu kleinen Dörfern zusammen, und zwar namentlich in der Nähe des Deiches, den endlosen Weideflächen freien Spielraum lassend. Im Butjadingerland wiederum finden wir ein Gemisch beider Arten, und zwar nach der Weser zu die Anhäufung zu Ortschaften, welche oft rein das Gepräge mitteldeutscher moderner Kleinstädte tragen, nach dem Jahdebusen zu das Vorherrschen des Einzelhofes.

Das Material beim Bau des Marschhauses ist schon längst kein gleichmäßiges mehr; denn während das Haus früher entsprechend dem Geesthause aus Fachwerk bestand, tritt jetzt bei jedem Neubau der massive Backsteinbau an dessen Stelle. Freilich — die Romantik muß auch hier wie anderwärts der praktischeren Neuerung weichen; denn so malerisch sich z. B. ein alter Butjadinger Berg dem Auge darbietet, einen so verzweifelt nüchternen Eindruck macht der moderne aus Backsteinen und Ziegeldach zusammengesetzte Kasten.

Durchaus gemeinsam allen Marschen ist der Bau zu ebener Erde. Dagegen ist das Herdfeuer auf der Diele nicht nur aus den neueren, sondern auch aus fast allen älteren Häusern verschwunden und meist nur da noch vorhanden, wo alte Leute die Sitten der „guten alten Zeit“ hartnäckig festhalten. Nicht in gleichem Maße hat aber mit der Entfernung des Herdfeuers und der Verwendung des Schornsteines ein Ersatz des Rieddaches durch ein Ziegeldach stattgefunden, und abgesehen von den Neubauten überwiegt noch das erstere.

Den größten Unterschied zwischen dem Marschhause und dem Urtypus des Geesthauses einerseits und den Marschen unter sich andererseits bietet das Verhältniß der Diele zur Wohnstube, der Dönse des Geesthauses. Während das Verhältniß in letzterem ein gleichmäßiges ist, herrscht in den Marschen große Verschiedenheit, sodaß es schwierig ist, Allgemeines festzustellen.

Die Diele an sich hat im Großen und Ganzen ihre Physiognomie bewahrt, theilweise hat sie aber starke Abänderungen erfahren. Vollständig verschwunden ist die Howand, an deren Stelle der sogenannte „Windfang“ getreten ist, welcher eine Art Flur vor dem Wohnzimmer darstellt, und durch eine Thür, meist Glasthür, mit der Diele in Verbindung steht, während die Seiteneingänge die Haupteingangsthür zu dieser Flur bilden. Der Grund für dieses Verschwinden der Howand liegt in der verschiedenen Bedeutung, welche die Wohnzimmer im Geest- und im Marschhause haben. Während sie im ersteren, wie wir sahen, für das eigentliche tägliche Wohnbedürfniß eine untergeordnete Rolle spielen und die Howand der Schauplatz des täglichen Lebens ist, treten die Wohnzimmer in der Marsch in ihr volles Recht, ja erfreuen sich einer sorgfältigen, oft sogar luxuriösen Ausstattung.

Daß freilich die Einheit einer solchen Einrichtung oft noch sehr zweifelhaft ist, läßt sich denken.

So findet man z. B. folgende Einrichtung: Die eine Seite weist die Ausstattung einer kleinbürgerlichen Stube auf, mit obligaten Häkeldecken auf Sopha, Tisch u. dergl. m. Die gegenüberliegende Wand aber wird von zwei der oben geschilderten Bettkästen eingenommen und zwischen den Schiebthüren dieser beiden steht ein kostbares Pianino, das jedem eleganten Salon zur Zierde gereichen würde.

Wie Howand und Wohnstube, so hat auch der Fruchtboden bedeutende Veränderungen erfahren, was bei dem großen wirthschaftlichen Abstand zwischen Geest und Marsch nahe liegt. Theils treten große Scheunen zum Hof hinzu, theils nehmen auch zwei, drei Stock hohe Fruchtböden innerhalb des hochgegiebelten Hauses die Frucht auf, theils wird sie sogar zu ebener Erde innerhalb der Diele aufgespeichert.

Von der Frucht zum Mist ist kein allzu weiter Sprung, und dieser wichtige Stoff der Landwirthschaft wird gleichfalls in sehr verschiedener Weise untergebracht — in der einen Marsch in hoch gewölbten Haufen, welche seitlings im Hofe untergebracht sind oder weit ausgebreitet, fast teichartig theilweise mit Geländer umgeben, sodaß sie den ganzen mittleren Raum des Hofes einnehmen.

Endlich sei noch mit einigen Worten des Blumen- und Gemüsegartens Erwähnung gethan, welcher beim niederdeutschen Bauernhause ebenso wenig fehlt wie beim oberdeutschen; er ist hier wie dort derselbe, wie er sich beim Geesthause auch fast durch nichts von dem oberdeutschen unterscheidet.

Anders dagegen in der Marsch! Theils macht sich hier auf das Deutlichste der holländische Einfluß in den verschnittenen Hecken, Bäumen und Laubgängen, sowie in der Anordnung der Blumenbeete geltend, theils nimmt er ganz im Gegensatze hierzu ein parkähnliches Aussehen an und bietet mit den breiten wasser- und schilferfüllten Gräben ein hochmalerisches Ensemble; hier tritt dann auch noch eine ganz absonderliche Eigenthümlichkeit der Marsch hervor, indem die Bäume und die Vegetation des Gartens auf der Seite, wo sie dem Ansturm des Nordwest ausgesetzt sind, in den wunderlichsten Windungen und Krümmungen auf dem Boden hinkriechen, während erst die nächsten Colonnen allmählich eine aufrechte und stattliche Haltung gewinnen.

Vor dem Marschhause findet man die sehr verbreitete Verwendung des Windschutzes — eine Reihe von Bäumen, welche in holländischer Manier, flach verschnitten wie ein breiter, grüner Schirm, vor der Giebelfront mit den Wohnzimmern sich hinzieht. Doch kommt man in der Neuzeit mehrfach davon ab, da dieser Laubschirm wohl gegen den Wind schützt, zugleich aber auch den trocknenden Einfluß der Sonne hemmt. Die trocknende Sonne ist aber von großer Wichtigkeit; denn so behaglich und freundlich der Eindruck ist, den das Marschhaus macht — eines wird dem Oberdeutschen immer störend und unangenehm auffallen: der leichte Modergeruch, der in allen, namentlich den geschlossenen Räumen, und hier besonders wieder in den Ecken, herrscht und der auch nicht zu entfernen ist, da er aus der Bodenbeschaffenheit der Marsch entspringt. Doch würde man sich täuschen, wenn man gerade diesen Umstand für besonders gesundheitsschädlich ansähe: die Marschfieber hängen meist mit anderen Erscheinungen zusammen und sind überdies in der neueren Zeit in stetiger Abnahme begriffen. Eine specielle Schilderung der Höfe in den einzelnen Marschen muß hier des Raumes wegen unterbleiben, und verweise ich den Leser auf das vortreffliche Marschenbuch von Hermann Allmers, in welchem er eine anziehende Schilderung des Lebens und Treibens auf einem Marschhofe findet. (Vergl. auch „Gartenlaube“ 1866, Nr. 22; 1864, Nr. 32 und 51.)

Wer in seinem Empfinden nicht tief von der Eigenart des niederdeutschen Bauernhauses berührt wird, der muß von allen Göttern verlassen sein. Wenn ich so des Abends am Herdfeuer saß, wenn der Rauch röthlich angeleuchtet in leichten Wolken zu den Balken hinaufklomm und wie ein Schatten im Dunkel der Diele verschwand, in der man kaum etwas Anderes als die im Widerschein des Feuers glänzenden Augen der Rinder

sah, wenn dann die Flamme heller aufzuckte und die alterthümlichen Formen und Geräthe der Howand flüchtig erglänzten, oben aber vom Rieddach die alten heidnischen Roßzeichen aus den Rauchwolken gespenstisch herauszuspringen schienen — in solchen Augenblicken hätte ich mich wahrhaftig nicht gewundert, wenn drüben aus der Thür der Dönse ein alter sächsischer Krieger getreten wäre und Speer und Schild an den dunkelglänzenden Balken gehängt hätte. Niemand wird sich dem Zauber der Poesie zu entziehen vermögen, welcher ein solches niederdeutsches Haus und seine uralten historischen Formen umgiebt.

Das niederdeutsche Gebiet wird einst ein durchaus anderes Gesicht zeigen — die Haide wird Wälder und Felder tragen lernen; das dunkle Moor wird verschwinden und lachenden grünen Fluren Platz machen; das Plattdeutsch wird trotz der momentanen Belebung durch die Literatur Jahr um Jahr mehr absterben, und so wird einst auch die Zeit kommen, wo die letzte Herdkuhle erlischt, das letzte Rieddach verschwindet — es wäre daher wohl der Mühe und Arbeit werth, wenn in einem umfassenden Werke diesem ältesten Zeugen aus der Geschichte unseres Volkes, dem niederdeutschen Bauernhause, ein wissenschaftliches Denkmal gesetzt würde.

Die Petroleum-Fundstätten Deutschlands.

Die Geschichte des Handels vermag kein anderes Product aufzuweisen, welches sich so schnell den Weltmarkt erobert hätte, wie dies mit dem amerikanischen Petroleum der Fall gewesen. Der Siegeszug, den es in den letzten zwanzig Jahren um die Erde hielt, lebt noch frisch in unserer Erinnerung. Auch die Thatsache ist allgemein bekannt, daß die Gewinnung des Erdöls in Amerika von den glänzendsten finanziellen Resultaten begleitet war und der Reinertrag der fünfzehntausend nunmehr im Betrieb befindlichen Bohrbrunnen bald die Summen überflügelte, welche in allen Gold- und Silberminen der nordamerikanischen Republik gewonnen werden. Kein Wunder also, daß man unter dem überwältigenden Eindruck dieser Thatsachen in allen den Ländern, in welchen merkliche Spuren von Petroleum an den Tag traten, hastig nach diesem kostbaren Material zu graben und zu bohren anfing. So entwickelte sich in den letzten Jahren an dem nördlichen Abhange des Karpathengebirges eine ziemlich bedeutende Petroleum-Industrie, und unternehmungslustige Capitalisten zogen selbst an das kaspische Meer, um in der Umgebung von Baku die seit uralter Zeit bekannten und von den parsischen Feueranbetern mit religiösem Cultus umgebenen Erdölquellen auszunützen und das gewonnene Product, wie dies bereits geschehen, sogar an die Küste der Ostsee zu versenden.

Unter solchen Umständen darf es uns also nicht wundern, daß vor wenigen Wochen, als in Deutschland die Kunde erscholl, eine Petroleum-Fontaine sprudele lustig in der Nähe von Braunschweig, auch einige deutsche Geldleute starke Anwandlungen des Oelfiebers bekamen und mit dem Ruf „Petroleumland! Petroleumland!“ an die Begründung einer Actiengesellschaft gingen, welche denn auch willige Theilnehmer fand.

Hurtig stiegen die frischgebackenen deutschen Petroleumactien auf der Börse, um von ihrer schwindelnden Höhe jählings unter den ausgegebenen Werth zu sinken und, wie es an der Börse die Sitte, wieder in die Höhe zu gehen. Es erhoben sich inzwischen Beschuldigungen gegen das junge Unternehmen, die bis zu dem Augenblick, wo wir diese Zeilen schreiben, noch nicht widerlegt worden sind, und im großen Publicum wurden traurige Erinnerungen aus der unseligen Gründerperiode lebendig.

Aber es kann nicht unsere Aufgabe sein, in diesem Streite mitzureden und über die Oelheimer Actiengeschichte ein entscheidendes Urtheil zu fällen. Vorläufig wollen wir noch abwarten, Thee trinken und dazu — leider! — amerikanisches Petroleum brennen.

Eines steht jedoch bereits heute fest: Was die lauten Ermahnungen gelehrter Bergingenieure bisher nicht vermocht haben, das ist in überraschend kurzer Zeit dem Oelheimer Petroleum-Bohrwerk gelungen — es hat die Aufmerksamkeit der großen Masse auf das Vorkommen des Petroleums in Deutschland gewendet und hierdurch das nationale Capital für diesen Industriezweig interessirt. Schon dieser einzige Umstand ist aber, wie wir weiter unten sehen werden, von der größten Bedeutung und sichert hoffentlich dem Oelheimer Unternehmen einen nicht unbedeutenden Platz in der künftigen Handels- und Industriegeschichte Deutschlands.

Während nun diese erste allgemein bekannt gewordene deutsche Petroleumquelle an einer anderen Stelle dieser Nummer den Lesern in Bild und Wort vorgeführt wird, haben wir uns in dem vorliegenden Aufsatze die Aufgabe gestellt, die für den Volkswohlstand äußerst wichtige Frage: „Wo kommt das Erdöl in unserem Lande vor?“ vom allgemeinen Standpunkte aus zu beleuchten.

Daß Erdöl in Deutschland zu finden sei, ist durchaus nichts Neues. Die Kenntniß dieser Thatsache läßt sich überhaupt soweit verfolgen, wie unsere geschichtliche Ueberlieferung zurückreicht. Ortsnamen, welche der ältesten Zeit angehören, wie „Theerberg, Pechgragen, Oelbach, Pechelbronn“ &c. zeugen wohl beredt für die Richtigkeit der Annahme, daß unsern Vorfahren das Vorkommen des Bergtheers und des Erdöls seit vielen Jahrhunderten bekannt war. In späteren Werken finden wir es sogar geschrieben und gedruckt, daß diese Producte an vielen Orten gewonnen und zu bestimmten Zwecken verwendet wurden. So quillt z. B. bei Tegernsee in Baiern seit undenklicher Zeit eine Oelquelle aus dem Boden, und die weisen Mönche, unter denen sich bekannter Weise auch die Begründer der Glasmalerei befanden (vergl. Nr. 33), benutzten die schmierige Flüssigkeit als Arzneimittel.

Ueber die älteste der bekannten Fund- und Gewinnungsstätten bei Hänigsen in der Nähe von Burgdorf berichtet dagegen schon Agricola, daß die Dorfbevölkerung Sachsens das Erdöl als Wagenschmiere verwendete, aus demselben Hochzeitsfackeln herstellte und mit dem Bergtheer Holzpfähle bestrich, um diese gegen Witterungseinflüsse zu schützen. Die ursprüngliche Gewinnung des werthvollen Productes geschah übrigens bis auf die neueste Zeit in einer höchst primitiven Weise. Wo der unmittelbare Oelaustritt versiegte, wurden flache Gruben von 2 bis 4 Meter Tiefe gegraben und aus denselben das Oel, welches mit Wasser vermengt zum Vorschein kam, abgeschöpft; wo dagegen oberflächliche Sandschichten mit Bergtheer durchdrungen waren, grub man in den Sommermonaten die Thonerde und wusch das Oel mit kochendem Wasser aus. So wurden an vielen Orten sogenannte „Theerkuhlen“ hergestellt, welche seit Jahrhunderten ihren Eigenthümern einen spärlichen Segen spendeten. Fast mühelos war die Production, und der sich ergebende Gewinn wurde gern in die Tasche gesteckt, aber an die Hebung und Erweiterung der Industrie dachte man nicht; nur im Elsaß entwickelte sich schon frühzeitig ein regelmäßiger Bergbaubetrieb.

Betrachten wir nun die Gruppirung der deutschen Petroleum-Fundstätten auf der Landkarte, so finden wir, daß in Deutschland vor allem zwei große Petroleumzonen vorhanden sind. Die wichtigste derselben liegt im nordwestlichen Deutschland, und ihre Grenze wird durch eine Linie gekennzeichnet, die von der Stadt Heide in Holstein östlich bis zu der Eider reicht, von dort in südöstlicher, gerader Richtung über Itzehoe, Altona, Lüneburg, Uelzen, Helmstedt bis nach Schöningen hinabsteigt, weiter nach Hildesheim und Wunsdorf läuft und von hier über Nienberg und Stade wiederum die Holsteinische Nordseeküste erreicht. Verbinden wir durch eine Linie die angedeuteten Orte mit einander, so erhalten wir ein ziemlich großes, längliches und gegen den Süden breiter werdendes Gebiet, welches einen Theil der Braunschweigischen, Hannöverischen und Holsteinischen Lande umfaßt und in welchem zahlreiche, von altersher bekannte Petroleum-Fundstätten sich befinden.

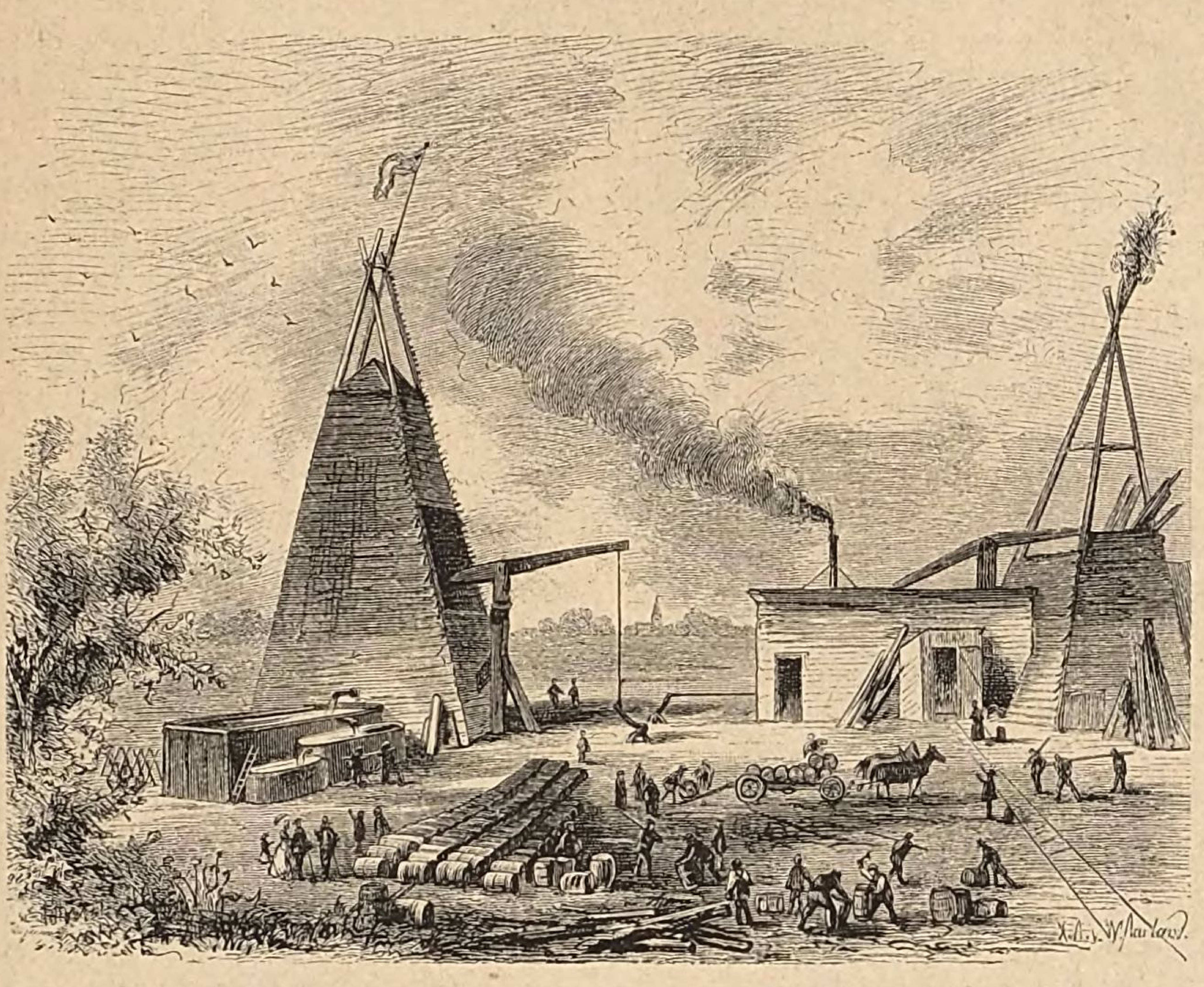
Die zweite Zone bildet einen schmalen Strich, welcher im Elsaß fast parallel mit dem Rheinstrome läuft und von Bergzabern bis über Altkirch sich erstreckt.

Außerdem finden sich Spuren von Erdöl bei Tegernsee in Baiern und in den Wettiner Kohlenwerken der Provinz Sachsen.

Als nun in den sechziger Jahren die Erfolge der amerikanischen Production bekannt wurden, lenkte sich die Aufmerksamkeit einiger Fachleute auf die vernachlässigten deutschen Fundstätten, und bald nach der Annexion Hannovers ließ die preußische Regierung in Folge der Vorstellungen des Herrn H. W. Kasten zu Hannover die dortigen Erdölgegenden untersuchen. Ein Berliner Geologe stattete bald einen ausführlichen Bericht über den geologischen Bau der nordwestlichen Petroleumzone ab, und auf

Grund der damals allgemein angenommenen Anschauung, daß das Petroleum in den oberflächlichen Formationen durch Zersetzung der Kohle entstehe, rieth er entschieden von Tiefbohrungen ab und empfahl, die Ausbeutung der öligen Massen nach der alten Methode fortzusetzen.

Ein derartiges Ergebniß der wissenschaftlichen Untersuchung vermochte selbstverständlich weder die Regierung noch Privatcapitalisten zu neuen Versuchen anzuregen. Erst als H. W. Kasten später mit Nachdruck gegen die oben angeführte Ansicht aufgetreten war, Professor Harper 1872 zu Brüssel seine Schrift: „Geognostischer Bericht über ein sehr bedeutendes Petroleumlager in der königlich preußischen Provinz Hannover“, herausgegeben, der Chemiker L. Meyn aus Uetersen für das deutsche Petroleum auf der Naturforscherversammlung zu Hamburg 1876 mit Wärme gesprochen hatte und L. Strippelmann mit seinem vortrefflichen Werke vor die Oeffentlichkeit getreten war, gelang es diesen Vorkämpfern der deutschen Petroleum-Industrie, das Capital für dieselbe, wenn auch in geringem Maße, zu interessiren.



Oelheim; Bohrloch Nr. 3. Originalzeichnung von Alfred Schütze.

Wir vermögen leider nicht, auf die Einzelheiten der in dieser Fachliteratur niedergelegten Untersuchungen näher einzugehen, und beschränken uns nur darauf, die neuere Ansicht über die Vertheilung und die Entstehung des Erdöls in allgemeinen Zügen wiederzugeben.

Zunächst ist es nunmehr sicher festgestellt, daß das Petroleum in den Tiefen und Schichten, in welchen wir es bisjetzt gefunden haben, nicht entstanden ist; was wir bis auf den heutigen Tag erbohrt und ergraben haben, sind nicht dessen Ursprungsstätten, sondern vielmehr seine Ablagerungsorte. Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß das Petroleum aus tieferen Regionen der Erde in gasförmiger Gestalt in die Höhe stieg, hier in den Klüften und Spalten verschiedener Gesteine sich zu einer Flüssigkeit verdichtete und die bekannten Petroleumbecken bildete, oder auch die Poren der Sand-, Kreide- und anderen Schichten ausfüllte und also Veranlassung zur Entstehung der Theererde und des Asphalts gegeben hat. Untersuchen wir aber weiter die Bildung dieses wichtigen Productes und stellen uns die Frage: woraus und



Oelheim; deutsche Petroleum-Bohrwerke bei Peine. Nach einer Skizze von Alfred Schütze.

in welchen Tiefen dasselbe entstanden ist, so sind wir nach dem heutigen Stand der Wissenschaft leider nur auf Vermuthungen angewiesen, die jedoch die größte Wahrscheinlichkeit für sich haben.

Die chemische Zusammensetzung des aus der Erde hervorquellenden Oeles beweist zunächst, daß es ein Zersetzungsproduct thierischer und pflanzlicher kohlehaltiger Ueberreste ist. Wir wissen auch ferner, daß in den ältesten geologischen Perioden, in welchen lebende Wesen zum ersten Male aufgetreten waren, zahllose Thierarten den Weltocean, aus dem nur wenige Inseln hervorragten, erfüllten, während die nachfolgende carbonische Zeitepoche sich durch üppiges Pflanzenleben auszeichnete. Alle diese lebenden Wesen sind den Naturgesetzen gemäß zu Grunde gegangen, und ihre massenhaften Ueberreste bedeckten in großen Schichten die damalige Oberfläche der dünnen Erdkruste. Damit wäre also auch ein genügendes pflanzliches und thierisches Material zur Bildung von Petroleum in den tiefsten Erdschichten als vorhanden nachgewiesen.

Allmählich wurden nun diese Ueberreste der ursprünglichen Thier- und Pflanzenwelt mit neuen Formationen bedeckt, die sich Hunderte von Metern hoch über denselben aufthürmten. Aber von Zeit zu Zeit wurde auch die Ruhe dieser Massengräber gestört. Der flüssige Erdkern schrumpfte zusammen, und die Erdkruste durfte nicht locker um ihn hängen. Die gewaltige Anziehungskraft zog sie unwiderstehlich nach unten; da brach die Rinde unseres Planeten an vielen Stellen durch, und tiefe Falten und hohe Bergzüge bildeten das Resultat dieser unter furchtbaren Erdbeben vor sich gehenden Naturerscheinungen.

Nun sanken an solchen Orten die verkohlten Ueberreste der Urahnen der heutigen Thiere und Pflanzen in die Tiefen hinab, in welchen die Gluth des Erdinnern ihre zersetzenden Mächte walten läßt. Hier wurden sie, gleich den Steinkohlen in den Retorten unserer Gasanstalten, in brennbare Gase verwandelt, die in den kälteren höheren Schichten die tropfbar flüssige Form annahmen.

Und in der That soll die nordwestliche Petroleumzone Deutschlands eine derartige eingesunkene Mulde, eine breite Falte der Erdrinde bilden; in der That sehen wir in der Regel dort Petroleum aus der Erde hervorquellen, wo Spuren derartiger gewaltsamer Durchbrüche deutlich vorhanden sind.

Der praktische Geschäftsmann fragt jedoch weniger nach der Entstehung des Petroleums, als vielmehr darnach, ob es wahrscheinlich ist, daß auf unserm Petroleumgebiet jemals größere Petroleumquellen aufgeschlossen werden. Darauf kann nun der Sachverständige mit ziemlicher Sicherheit antworten, daß dort, wo Petroleum zu Tage getreten ist, auch auf größere Ansammlungen desselben in beträchtlichen Tiefen von etwa 600 Meter zu schließen ist, und daß Tiefbohrungen nicht nur ihre Berechtigung haben, sondern daß hierauf eine umfangreiche Entwickelung der Petroleum-Industrie Nordwestdeutschlands ausdrücklich hinweist. Dabei aber muß vorläufig eine Oelgewinnung in kleinerem Maßstabe durch rationell eingerichteten Pumpenbetrieb vorgesehen werden, welche, wie Leo Strippelmann * nachweist, bereits bei einer Tageserzeugung von zwei bis drei Centnern mit befriedigenden finanziellen Ergebnissen verbunden ist, während eine Tiefbohrung von 600 Meter schon bei einer Tagesgewinnung von sechs Centnern den für sie ausgeworfenen Kostenbetrag von circa 60,000 Mark in fünf Jahren zu amortisiren vermag.

In der That erwies sich der rationell betriebene Petroleum-Bergbau in Deutschland auch dann lohnend, wenn man auf größere Quellen nicht gestoßen war. Ehe noch die neuesten Bohrwerke bei Oelheim und in Hölle bei Hemmingstedt errichtet wurden, producirten wir im Ganzen 20,000 Centner freiausfließendes Petroleum pro Jahr, welches auf dem heimischen Markte mit gutem Gewinne abgesetzt wurde. Denn während die Amerikaner mit einem Gewinne (ab Waggon-Grube) von 19 bis 22 Procent arbeiten, in Galizien der durchschnittliche Nutzen im Vergleiche zu den Rohölgestehungskosten etwa 45 Procent beträgt, haben die kleinen Werke der Provinz Hannover und Holsteins einen Nutzen von 21,5 Procent und der rationelle Bergbau im Elsaß sogar einen Gewinn von circa 60 Procent erzielt. Indem aber ferner die durchschnittliche Dauer eines Petroleumbrunnens in Amerika zwei bis drei Jahre beträgt und in Galizien in der Regel fünf Jahre übersteigt, währt diese Dauer der Ergiebigkeit in den deutschen Schachten der nordwestlichen Petroleumzone fünf Jahre und darüber und im Elsaß sogar zehn Jahre.

Alle diese Thatsachen müßten auf unsere Capitalisten durchaus ermuthigend wirken; nur sollte man nicht von der Meinung ausgehen, daß eine erschlossene Quelle Millionenwerthe repräsentire; denn kein Sachverständiger vermag zu sagen, wie lange ein anfangs noch so mächtiger Strahl fließen werde; nur sollte man nicht die junge Industrie, für welche alle Bedingungen einer künftigen Blüthe vorhanden sind, zum Gegenstand toller Speculation machen; denn dadurch wird dem Actionär in den seltensten Fällen genützt, wohl aber die gedeihliche Entwickelung des Petroleum-Bergbaues tief geschädigt und für lange Jahre aufgehalten; auch sollte man sich nicht durch amerikanische Trugbilder täuschen und verleiten lassen; denn wohl ist über den Ocean die Kunde von den glänzenden Erfolgen der Speculation zu uns gedrungen, während über das Elend der vielen beim Petroleumgraben zu Grunde gegangenen Existenzen nur selten etwas verlautet.

Wir meinen aber und betonen es nachdrücklich, daß auch ohne das berüchtigte Oelfieber diese Industrie aufblühen kann und daß sie sogar in ruhiger rationeller Weise bei uns sich überhaupt entwickeln muß; denn die alten Völker Europas können unmöglich die tieferschütternden finanziellen Krisen ertragen, welche die junge amerikanische Nation auf dem reichen Boden der Neuen Welt mit großer Leichtigkeit überwindet.

Andererseits darf aber der Entwickelungsgang der amerikanischen Petroleum-Industrie in uns berechtigte Hoffnungen erwecken. Auch jenseits des Oceans war das Petroleum seit uralter Zeit bekannt und in oberflächlicher Weise bewirthschaftet. Noch im Beginn dieses Jahrhunderts wurde das auf der Oberfläche der stehenden Gewässer schwimmende Oel in wollenen Decken gesammelt, welche man, sobald sie mit demselben getränkt waren, auswand, oder man grub auch dort die in Deutschland wohlbekannten Theerkuhlen, um aus ihnen Oel zu schöpfen.

Erst im Juni 1859 kam der Gedanke Georg Bisse's zur Verwirklichung, wiewohl der Leiter der ersten Bohrung, Drake, von den Einwohnern der Gegend allgemein verspottet wurde, zumal sein erster Versuch vollständig mißglückte. Wie schnell sich aber nach der Erschließung der ersten Quelle am 27. August 1859 die Ansichten änderten, brauchen wir an dieser Stelle nicht besonders hervorzuheben.

Von diesem allgemeinen Standpunkte aus betrachtet, bleibt die Petroleum-Industrie Deutschlands ein ernstes Problem der Zukunft, dessen Lösung uns von dem amerikanischen Monopol befreien würde. Die allgemeine Aufmerksamkeit ist nunmehr auf den Gegenstand gelenkt worden, und sie darf sich weder durch mißlungene Bohrungen, noch durch etwaiges Fiasco einer Actiengesellschaft von weiteren Versuchen abschrecken lassen; sie muß nur unterscheiden lernen zwischen waghalsiger Börsenspeculation und ernster, früchtetragender Arbeit.

Valerius.

* Vergleiche „Die Petroleum-Industrie Oesterreich-Deutschlands“ vom Berg- und Hüttendirector Leo Strippelmann (Leipzig 1878 und 1879, G. Knapp), sowie die Flugschrift „Petroleum und Asphalt in Deutschland“ von Freiherr von Dücker (Minden 1881, J. Cl. Bruns).

Die Petroleum-Bohrwerke in Oelheim.

Von **Alfred Schütze.**

Ein öder, unwirthlicher Landstrich durchzieht den nordwestlichen Theil Deutschlands. Bald sind es tiefe, unergründliche Moore; bald treffen wir trockenen, unfruchtbaren Sandboden, und nur mit Mühe und harter Arbeit vermag hier der Mensch der widerwilligen Erde einen schmalen Ertrag abzugewinnen. Vereinzelt finden wir wohl kleine Fichtenwaldungen, doch die Bäume bleiben niedrig und verkrüppeln; sonst ist, so weit wir schauen, nirgends ein schattiger Platz zu erspähen. Die Sonne sendet ihre heißen Strahlen herab; kein Windzug regt sich, und lautlose Stille herrscht ringsum. So ist das Bild der Lüneburger Haide. Kommt der Hochsommer, dann wird der Anblick wohl freundlicher für den Wanderer, den der Zufall einmal von dem lauten Treiben der großen Welt weit ab geführt hat, hier hinein in die Einsamkeit. Dann legen

die langgestreckten Hügel, die in sanfter Wellenform das Land durchziehen, ein festlich Gewand an; denn dann blüht die Erika und bedeckt die ganze Haide mit einem Purpurmantel. Geschäftige Bienen summen von Kelch zu Kelch und tragen emsig den Honig zusammen — die einzige Gabe vielleicht, die das Haideland freiwillig bietet. Aber nach kurzer Frist ist auch dieser poetische Hauch entschwunden; still und trübe liegen die verlassenen Fluren wieder da.

Jetzt nun kommt plötzlich eine überraschende Kunde aus jener öden, übel berufenen Haide; menschliche Kraft und Ausdauer schicken sich dort an, dem unfruchtbaren Boden Schätze abzuringen, deren Dasein man allerdings schon lange vermuthete, deren ergiebige Hebung aber der jüngsten Zeit vorbehalten blieb.

In dieser unwirthbaren Gegend, welche einen Theil der nordwestlichen Petroleumzone Deutschlands bildet, liegt, fünfunddreißig Kilometer von Hannover entfernt, an der Hannover-Braunschweigischen Eisenbahn das Städtchen Peine. Ein guter Weg, zum größeren Theil Chaussee, führt uns von dort aus in nördlicher Richtung nach dem etwa acht Kilometer entfernten Oelheim, einer neu gegründeten Ansiedelung, in deren Nähe in jüngster Zeit Bohrversuche auf Petroleum angestellt werden. Schlank gewachsene Birken beschatten die Fahrstraße; rechts und links haben wir saftige grüne Wiesen und wogende Getreidefelder zur Seite; aus dunklem Laube schauen die Häuser wohlhabender Dörfer hervor — nichts gemahnt daran, daß wir uns am Rande der unfruchtbaren Haide befinden. Plötzlich aber ändert sich das Bild; der Boden wird trocken und sandig; statt des Weizens und der Wiesengräser sehen wir Haidekraut, und an Stelle der Linden und Buchen finden wir niedriges Nadelholz.

Bald umgiebt uns die stille Einsamkeit der Haide; ringsum scheint alles Leben erstorben; nicht einmal ein Vogel durchkreist die Lüfte. Da schlagen Töne an unser Ohr; wir hören den Schlag des Hammers, das Getöse der Fallwerke, das Knarren der Winden und das gleichmäßige Stampfen der Dampfmaschinen. Nun haben wir die Höhe eines Hügels erreicht und sehen einen großen Complex von Bauten vor uns liegen. Da ragen schlanke, eiserne Thürme hoch empor; neben ihnen stehen Pyramiden aus Holz gefügt, niedrige Schuppen mit eisernen Schloten, aus denen dichter schwarzer Rauch zum Himmel steigt, und endlich kleine hölzerne Häuser, welche Comptoire, Wohnungen und Schenken enthalten. Das ist Oelheim, das vielbesprochene deutsche Petroleum-Dorado, das Ziel zahlreicher, von Neugier oder Gewinnsucht getriebener Fremden.

Ein reges Leben bekundet sich schon jetzt in der jungen Ansiedelung. Ueberall begegnen uns Arbeiter, in dunkle, öldurchtränkte Kleider gehüllt, welche die Maschinen und Pumpen bedienen, an den Fässern zimmern oder die Frachtwagen beladen; emsig hilft eine Hand der anderen. Die hauptsächlichsten Werke liegen auf einem Plateau von etwa einem Quadratkilometer Umfang. Hier wurden die Bohrungen anfänglich nach amerikanischem System betrieben, das heißt, man errichtete Thürme von 23 Meter Höhe aus zerlegbarem Schmiede-Eisen, und wandte dann die Seilbohrung mit sogenannter Rutschscheere an, indem man den Apparat entweder durch Dampfmaschinen oder durch Menschenkraft in Bewegung setzte. Später ging man dazu über, mit festem Gestänge und Fabian'schem Freifall zu bohren, wozu nur Holzthürme von 17 Meter Höhe erforderlich sind. Die Bohrlöcher wurden dann mit eisernen Röhren ausgefüttert; zuerst benutzte man geschweißte Röhren, nimmt jetzt aber als geeigneter genietete Eisenblechröhren von 3 Millimeter Wandstärke, welche oben einen Durchmesser von 40 Centimeter haben, der sich nach unten verhältnißmäßig verjüngt.

Bei den Bohrungen ergab sich nun folgende geologische Formation: Bis zu einer Tiefe von 10 Meter finden wir feine Sande, mit Findlingen (rothem Granit und Flintsteinen) durchsetzt. Dann folgen 7 Meter blaugraue diluviale Thone und 3 Meter blauer Thon mit Kalksteinschichten. Von 20 bis 35 Meter treffen wir Mergelthon, von 35 bis 40 Meter festes Gestein mit Quarzeinlagerungen, von 40 bis 48 Meter harten Sandsteinfelsen mit Schwefelkies. Hier zeigen sich auch die ersten Oelspuren. Von 48 bis 54 Meter waren in sandigem Thon bereits ansehnliche Quantitäten Petroleum vorhanden. In weiterer Tiefe weichen die Formationen sehr von einander ab, meistens aber stoßen wir auf porösen Sandstein, schwarzen und braunen Sand, sowie besonders eine Kiesschicht, welche im reichsten Maße ölhaltig ist und in Amerika als „pebbles“ bezeichnet wird.

Sechs verschiedene Unternehmungen beschäftigen sich gegenwärtig in Oelheim mit der Petroleumproduction. Davon sind zwei, eine deutsche und eine englische Gesellschaft, erst neu gebildet; ein Privatunternehmer Arnemann aus Hamburg hat ein Loch zu bohren angefangen, während ein Ingenieur Kleissen aus Bremen schon seit längerer Zeit arbeitet; er stieß vier Bohrlöcher, von denen zwei noch unvollendet, eins in Pumpbetrieb und eins außer Betrieb gesetzt sind. Die bedeutendsten Unternehmungen gehören aber der deutschen Petroleum-Bohrgesellschaft und der neugegründeten Oelheimer Actiengesellschaft, welche bekanntlich die dem Privatunternehmer A. M. Mohr gehörenden Werke übernahm. Die deutsche Petroleum-Bohrgesellschaft hat bisher zwanzig Bohrlöcher gestoßen, von denen gegenwärtig acht im Betrieb stehen, fünf noch in der Ausführung begriffen und sieben als verunglückt, beziehungsweise unbrauchbar zu betrachten sind. Außerdem besitzt die Gesellschaft ein Sammelbassin, welches 360,000 Liter (6000 Centner) Petroleum zu fassen vermag, eine Maschinen-Reparaturwerkstatt und einen großen Wasserthurm, der besonders zur Bekämpfung etwaiger Feuersgefahr dienen soll. Das gewonnene Petroleum wird vermittelst einer kräftigen Dampfpumpe in einer zehn Kilometer langen Röhrenleitung nach Peine direct in eine der Gesellschaft gehörige Raffinerie übergeführt. Die tägliche Production auf diesen Werken schwankt zwischen 55 und 60 Barrels.

Das meiste Interesse nehmen die Bohrungen auf dem ehemals Mohr'schen Terrain (vergl. Abbildung S. 633) in Anspruch; denn dort wurde, wie man behauptet, in den letzten Tagen des Juli die große sogenannte „Springquelle“ erschlossen und durch diese Nachricht zuerst die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die Unternehmungen in Oelheim hingelenkt. Mohr hat bisher vier Bohrlöcher angelegt; davon hat das erste eine Tiefe von 90 Metern; das zweite ist 70 Meter tief, das dritte 69 Meter und das vierte 68 Meter. Mit dem dritten Bohrloche wurde die Springquelle erschlossen, welche man deshalb so benannte, weil im Anfange die unterirdischen Gase einen so starken Druck ausübten, daß das mit Wasser vermengte Petroleum in einem dicken Strahle oben aus der Röhre herausgetrieben wurde.*

Die aus diesem Bohrloch (vergl. Abbildung S. 633) gewonnene Flüssigkeit wird zunächst in ein großes Bassin geleitet, in welchem das schwerere Wasser hinabsinkt und durch eine Oeffnung am Boden des Bassins abfließt, während das leichte Oel oben schwimmt und einem anderen Behälter zugeführt wird. Vom Wasser befreit zeigt das Oel nun eine glänzende grüne Farbe und geht, um sich von etwaigen Erdtheilen zu befreien, noch in ein drittes Bassin, aus welchem es vermittelst einer Handpumpe in die Fässer gefüllt und dann zur Raffinerie nach Hemelingen bei Bremen befördert wird.

Schließlich mag noch ein Wort über den Betrieb der Bohrwerke gesagt werden. Die Bohrungen selbst erfordern eine Mannschaft von einem Bohrmeister, einem Schlosser und sieben Arbeitern; dagegen besteht das Betriebspersonal für die Pumpe an jedem Werk nur aus zwei Mann. Als Antrieb der Pumpe genügen zwei Pferdekräfte, sodaß eine kleine Locomobile leicht zwei nicht zu entfernt von einander liegende Pumpen bewegen kann.

Hiermit können wir unsere Mittheilungen über die Unternehmungen in Oelheim schließen. Allerdings befindet sich die junge Industrie, welche sich dort entwickelt, noch auf den ersten Stufen des Werdens, aber die Forschungsversuche sind gelungen, und die Möglichkeit weiterer Erfolge ist keineswegs ausgeschlossen.

* Ueber die Menge und die Beschaffenheit des Petroleums, welches aus diesem Bohrloch Nr. 3 der Oelheimer Actiengesellschaft gewonnen wird, sind zwar vielfache Angaben in die Oeffentlichkeit gedrungen; die Glaubwürdigkeit derselben ist jedoch von den verschiedensten Seiten so scharf angegriffen worden, daß wir dieselben mit Stillschweigen übergehen müssen. Hoffentlich wird bald eine Sachverständigen-Commission, die sich nach Oelheim begeben soll, in das Dunkel, welches leider über dieser wichtigen Frage schwebt, das erwünschte Licht bringen. D. Red.

Blätter und Blüthen.

Der alte Gelehrte. (Mit Abbildung S. 621.) „Heureka! — Ich hab's gefunden!“ ruft soeben in gedämpftem Tone der alte Naturforscher auf unserem heutigen Bilde; mit Genugthuung betrachtet er den Inhalt der Kochflasche, in welcher nach langem Brühen und Sieden die verschiedenartigen Elemente endlich sich zu einer neuen chemischen Verbindung vermählten. „Heureka!“ murmelt er zum wiederholten Male und fühlt sich in diesem Augenblicke vielleicht ebenso stolz und selbstbefriedigt, wie der griechische Weise Archimedes, der dieses historisch gewordene Wort in freudiger Erregung ausgesprochen, als er im Bade an seinem eigenen Körper die Entdeckung von der Gewichtsabnahme fester Körper im Wasser gemacht und damit das lang gesuchte Mittel gefunden, die unehrlichen Goldarbeiter zu überführen, daß sie in die Krone des Tyrannen statt des ihnen übergebenen Goldes viel unedles Metall hineingearbeitet hatten. Die Hand unseres sinnenden Alten ruht noch auf dem dicken Folianten, in welchem über die Natur des von ihm nunmehr sicher festgestellten Stoffes nur dunkle Vermuthungen niedergeschrieben wurden, und ebenso hell und klar wie der Sonnenschein, der, durch das Fenster hereinfallend, sich in der Flüssigkeit des Fläschchens in bunten Farben bricht, strahlt der warme Schein edler innerer Freude über das vom Alter gefurchte Antlitz des glücklichen Gelehrten, als ob er sprechen wollte:

„So, nun hab' ich in diesem Punkte die Wissenschaft um einen Schritt vorwärts gebracht.“

Mit diesem Naturforscher hat Meister Goldmann einen glücklichen Griff gethan; er hat uns hier in lebenstreuer Situation eine Art von Gelehrten vorgeführt, deren Bekanntschaft wir jetzt nur noch in Bildern machen, einen Naturforscher aus der alten Schule, die heute so gut wie ausgestorben ist.

Ja, in unseren Tagen brüten die Erfinder und Entdecker nicht mehr in dunkeln Kammern oder in düstern, durch Knochengerippe und allerlei in Spiritusgläsern conservirtes Gethier ausgestatteten Laboratorien; heute führt man für die Naturwissenschaften palastartige Bauten auf, in deren hellen geräumigen Sälen der gelehrte Herr Professor, umringt von seinem Assistentenstabe und mit allen Hülfsmitteln der Wissenschaft ausgerüstet, seine Arbeiten vollendet. Und die Völker, welche zu der Errichtung dieser großartigen Anstalten das Geld hergaben, haben diese Aenderung der Dinge nicht zu bereuen. Das beweisen die Fortschritte der Neuzeit, die unzähligen, in sinnreichen Apparaten gebändigten Naturkräfte, die für den Menschen arbeiten und, ihn von physischer Arbeit immer mehr entlastend, die Lösung der Sclavenfrage im weitesten Sinne des Wortes vollziehen.

So etwa dachten wir bei Betrachtung des Bildes, welches heute die „Gartenlaube“ ihren Lesern vorführt; dann aber fragten wir uns auch noch: müssen wir die Verdienste jener Naturforscher vergangener Zeiten nicht um so höher ehren und schätzen, weil sie ihr wissenschaftliches Thun

und Treiben vor den Augen einer finsteren intoleranten Oeffentlichkeit verbergen mußten, und ohne Aussicht auf glänzende Erfolge in dieser Welt, oft in selbstentsagender harter Arbeit die Grundsteine schufen, auf denen sich der stolze Bau der heutigen Naturwissenschaft majestätisch erhebt?

Das deutsche Lagerbier in den Vereinigten Staaten. Vor nicht langer Zeit hielten die Brauer der nordamerikanischen Union ihre Jahresversammlung zu Chicago im Staate Illinois ab. Die Zusammenkunft war äußerst zahlreich besucht und gab nicht nur der deutschen, sondern auch der englisch-amerikanischen Presse zu recht erbaulichen Betrachtungen Anlaß.

Vor etwa einem Vierteljahrhundert hatte das Bier in den Vereinigten Staaten nur sehr wenige Freunde; es gab dort auch verhältnißmäßig nicht viele Brauereien; man importirte aber ziemlich stark schweres englisches Bier (Ale) und gab diesem entschieden den Vorzug vor dem einheimischen Gebräu. Bei alledem aber gehörte die nordamerikanische Union nicht zu den biertrinkenden Ländern; denn das nationale Getränk war dort der Whiskey. Jetzt ist dies wesentlich anders geworden; die Brauereien sind an Zahl und Größe so gewachsen, daß die Vereinigten Staaten nächst Großbritannien und Deutschland von allen Ländern der Welt das meiste Bier produciren. Dieser Umschwung datirt seit etwa 25 bis 30 Jahren, das heißt seit der Zeit, wo die Einwanderung aus Deutschland größere Dimensionen annahm.

Zunächst waren es allerdings vorzugsweise die Deutschen, welche gern und viel Bier tranken; bald aber gewöhnten sich auch die Amerikaner daran. Man überzeugte sich in Amerika davon, daß das deutsche Lagerbier nicht nur billig und wohlschmeckend, sondern, mäßig genossen, auch heilsam und nicht berauschend ist. Auch gewannen die eingeborenen Amerikaner den freundlich und gemüthlich eingerichteten Bierstuben und den schattigen Gärten, wo man sich bei einem Glase Bier niederlassen und einer leidlich guten Musik zuhören konnte, Geschmack ab; das Stehenbleiben an den Schenktischen und das schnelle Niedergießen des Whiskeys kam entschieden in Abnahme. In nicht zu langer Zeit wurde es denn auch von den unparteiischen Amerikanern anerkannt, daß die Einführung des Lagerbiers den übermäßigen Genuß des Whiskeys und des Branntweins überhaupt wesentlich eingeschränkt und die Nüchternheit gefördert habe. Die eingefleischten Mäßigkeitsapostel allerdings, deren Zahl jenseit des Oceans bekanntlich nicht gering ist und die in den Gesetzgebungen einzelner Unionsstaaten zeitweise sogar in der Mehrheit sind, zeigen sich auch als bittere Gegner des Lagerbieres und bekämpfen dessen Genuß mit aller Macht. Dafür mehren sich aber andauernd die Stimmen in der englisch-amerikanischen Presse, welche dem Lagerbier das Wort reden und dasselbe als ein angenehmes und gesundes Getränk dem Whiskey und jeder Branntweinsorte gegenüber empfehlen.

Ganz besonders fällt hier indeß auch der Umstand in's Gewicht, daß die officielle Statistik dargethan hat, daß die Einnahmen der Vereinigten Staaten durch das Anwachsen der Production und der Consumtion des Bieres bedeutend zugenommen haben. Im Jahre 1870 wurden in der Union 203,813,096 Gallonen gegohrner Getränke producirt, zehn Jahre später, 1880, aber schon 413,760,410 Gallonen; bei weitem das Meiste hiervon war einfaches Bier und Lagerbier. Trotz alledem stehen die Vereinigten Staaten bis jetzt hinsichtlich der Bierproduction noch weit hinter England und Deutschland zurück, senden doch diese Staaten noch immer massenhaft Bier über den Ocean, und zwar mehr als 1 Million Gallonen jährlich. Nachgelassen hat allerdings der Import fremder Biere bedeutend, sodaß 1880 zwei Drittel Bier weniger importirt wurde, als im Jahre 1873. Das amerikanische Bier ist auch der Qualität nach viel besser geworden, weshalb die Nachfrage nach fremdem geringer wurde. Im Jahre 1880 wurde nur noch für 683,485 Dollars Bier aus Europa importirt, und das meiste davon kam aus Baiern. Im Vergleich zu England ist aber die nordamerikanische Union noch immer kein starkes Biertrinkerland; denn die Engländer consumiren von ihrem schweren Biere jährlich die enorme Summe von 82 Gallonen per Kopf; dagegen kommen weder Deutschland noch Amerika auf. R. D.

Chinesische Zauberspiegel. Im Jahrgang 1877, Seite 487, brachte die „Gartenlaube“ einen Aufsatz über diese merkwürdigen Erzeugnisse des asiatischen Kunstfleißes. Damals war die Eigenschaft dieser Spiegel, in ihrem Widerschein auf der Wand Bilder zu zeigen, die wohl auf der Rückseite der Metallscheibe im gegossenen Relief, aber schlechterdings nicht auf der spiegelnden Fläche selbst zu erkennen sind, noch nicht zu allgemeiner Befriedigung erklärt worden. Die „Gartenlaube“ ist ein ungemein fruchtbares Feld, um geistigen Samen auszustreuen, und der Artikel hatte das Glück, in die Hände der englischen Physiker Ayrton und Perry zu fallen, welche damals an der Ingenieurschule zu Yeddo in Japan wirkten und sogleich beschlossen, den Eigenthümlichkeiten und der Fabrikation dieser mysteriösen Spiegel genauer nachzuspüren. Ihre Bemühungen waren denn auch von dem besten Erfolge gekrönt, und schon am 24. Januar 1879 konnte W. E. Ayrton der königlichen Gesellschaft zu London eine Arbeit über diese sogenannten Zauberspiegel vorlegen, in welcher alle dunklen Punkte aufgeklärt wurden. Aus dieser und einer ganzen Reihe weiterer Abhandlungen, die seitdem von Ayrton und verschiedenen anderen Physikern, wie Bertin und Duboscq, Laurent und Anderen den gelehrten Gesellschaften von London und Paris vorgelegt worden sind, geht hervor, daß es sich bei diesen Spiegeln um schwer wahrnehmbare Unregelmäßigkeiten der spiegelnden Oberfläche handelt, die den Reliefs der Rückseite genau entsprechen und durch eine eigenthümliche Behandlung bei der Politur erzeugt werden; die Spiegelfläche ist nämlich an den Stellen, welche den Reliefs der Rückseite entsprechen, weniger stark gewölbt, als an den übrigen Theilen. Diese weniger gewölbten Theile werfen daher mehr Sonnenlicht auf die Wand, als die mehr convexen Theile, und darum erscheinen sie im Wandbilde heller als die übrigen Punkte der runden Lichtscheibe. Die allgemeine Form und das Relief der Rückseite dieser Spiegel wird durch Guß hergestellt, wobei aber die Spiegelfläche zunächst nicht gewölbt ist. Erst indem man den Spiegel mit seiner durch einen erhabenen Rand geschützten Rückseite auf den Arbeitstisch legt und seine Oberseite unter starkem Drucke mit einem etwas zugespitzten Eisen, dem sogenannten Megebo, nach allen sich kreuzenden Richtungen gleichmäßig schrammt und dann polirt, bringt man die Wölbung hervor: der Spiegel wölbt sich dabei natürlich, weil er hohl liegt, zunächst nach rückwärts und wird concav, springt dann aber, vermuthlich in Folge des starken Kupfergehalts (76 bis 80 Procent) der Bronze, elastisch zurück und wird convex.

Die dickeren und nach hinten durch Reliefs verstärkten Theile geben dabei weniger dem Drucke des Megebo oder schrammenden Eisenstabes nach und werden deshalb schließlich auch weniger convex, und dies tritt natürlich umsomehr hervor, je dünner der Spiegel in seinen nicht verdickten Theilen ist. Die Spiegelfläche wird nachher mit einem Zinnamalgame überzogen und die Politur durch Tripel (eine Art Mineral) und Holzkohle vollendet. Nur einige Procente der japanischen Bronzespiegel zeigten die „magischen“ Eigenschaften in erheblichem Grade, aber Govi, Bertin und Duboscq haben gefunden, daß man auch diejenigen ostasiatischen Bronzespiegel, welche diese Eigenschaften in minderem Grade oder gar nicht zeigen, in Zauberspiegel verwandeln kann, indem man sie von hinten erhitzt, oder die Luft hinter ihnen comprimirt. In beiden Fällen dehnen sich die dünnern Theile stärker aus und wölben sich mehr als die mit Reliefs bedeckten, und das magische Lichtbild tritt dann scharf auf der Wand hervor — hell auf dunklem Grunde. Verdünnt man umgekehrt die Luft hinter dem in den Deckel einer luftdichten Büchse gekitteten Spiegel, so werden die dünneren Theile stärker rückwärts gewölbt als die dickeren, und das Wandbild erscheint jetzt umgekehrt, dunkel auf hellerem Grunde. Es ist nicht unmöglich, daß diese auffallenden Eigenschaften früher eine gewisse Rolle in dem alten Nationalcultus Japans, der Sinto-Religion, gespielt haben; denn als höchstes Symbol derselben gilt ein solcher runder Bronzespiegel, und das größte Nationalheiligthum des Sonnenreiches ist der im Palaste von Ise aufbewahrte älteste Bronzespiegel, den die Sonnengöttin dem ersten Herrscher Japans als Reichspalladium geschenkt haben soll. Einer dieser Tempelspiegel zeigt nach Ayrton's Bericht eine von den erwähnten verschiedene magische Eigenschaft. Steht man gerade davor, so sieht man nichts, als sein eigenes Abbild, blickt man aber unter einem sehr schiefen Winkel darauf, so erblickt man ein Buddhabildniß, welches aber wahrscheinlich auf einem anderen Wege, nämlich durch Einätzen und nachheriges Ueberpoliren, der Spiegeloberfläche mitgetheilt wurde.

Erklärung. Von Herrn Leo F. Emil Pierre, dem Verfasser unseres Artikels „Caroline Bauer als Gräfin Plater“ (Nr. 27 der „Gartenlaube“) geht uns unter Bezugnahme auf die „Erklärung“ des Herrn Gottfried Keller in Zürich (Nr. 34 der „Gartenlaube“) die Mittheilung zu, daß mit dem Namen „Gottfried Keller“ nicht der eben genannte ausgezeichnete Züricher Novellist und Lyriker, sondern der augenblicklich in Paris lebende geistreiche Essayist gleichen Namens (Pseudonym: Cave) habe bezeichnet werden sollen. D. Red.

Kleiner Briefkasten.

D. W. in Memel. Ihnen, Verehrter, und den übrigen lyrischen Heißspornen der deutschen Sängergilde geben wir den wohlgemeinten Rath, die Stromfluth Ihrer poetischen Sendungen, welche unsere Pulte schier zu überschwemmen droht, von uns freundlichst ab- und dem geschickt redigirten „Deutschen Dichterheim“ in Dresden-Striesen (Redacteur: Paul Heinze) zuzuwenden, das zu freundlichem Empfange lyrischer Gäste stets geöffnet ist. Unser Haus hat leider nicht Raum für so zahlreichen edlen Besuch aus dem grünen deutschen Dichterwalde.

H. K. in M. Ist eine vollständig correcte Wortbildung.

Erna. Sie vermutheten richtig. Es ist kein Pseudonym, sondern der wirkliche Name des Autors. Ueber den uns in Ihrem Briefe namhaft gemachten Schauspieler haben wir vor der Hand keine Veranlassung einen Artikel zu bringen.

K. L. in Berlin. Herr Maler Rudolf Cronau hat seine Reise auf dem Mississippi in Begleitung des Capitain Boyton längst glücklich beendet und gedenkt jetzt den vielbesprochenen Indianerhäuptling Sitting-Bull im Interesse der „Gartenlaube“ zu besuchen. Weitere trefflich gelungene Bilder von Cronau's Hand werden zum Druck vorbereitet.

Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das dritte Quartal des laufenden Jahrgangs. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das vierte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche **nach Beginn des Vierteljahrs** aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig statt 1 Mark 60 Pfennig). Auch wird bei derartigen verspäteten Bestellungen die Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern eine unsichere. **Die Verlagshandlung.**

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 39. Die Gartenlaube. 1881.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Mutter und Sohn.

Von A. Godin.

(Fortsetzung.)

Für Mutter und Sohn folgten nun köstliche Tage. Bloßes Beisammensein ist für die Liebe, welchen Charakter sie auch trage, schon die höchste Glückseligkeit, was Siegmund aber besonders das Herz leicht und froh machte, war die Wahrnehmung, daß seine Mutter nunmehr begann, den Schleier, der bisher auf allen ihren Lebensbedingungen gelegen, für ihn allmählich zu lüften. So empfing er denn aus ihrem Munde nicht nur eine Aufklärung über die Stellung, welche Genoveva in den letzten Jahren im Clairmont'schen Hause eingenommen, sondern auch Mittheilungen über eine Wendung, die für sein und seiner Mutter Leben von der größten Wichtigkeit war: Frau von Clairmont war gestorben; nach jahrelangem Kränkeln hatte sie endlich die Ruhe gefunden, die ihr zeitlebens nicht beschieden gewesen. Clairmont, ein Lebemann, stets daran gewöhnt, sich inmitten reicher äußerer Formen zu bewegen, hatte bei dem andauernden Leiden seiner Gattin einer Persönlichkeit bedurft, welche fähig war, an Stelle der Kranken das Haus zu repräsentiren und die ihn ermüdende Leidende zu beschwichtigen. In Genoveva war ihm geworden, was er gesucht, und sie selbst hatte es sich durch Uebernahme dieser Stellung zur Aufgabe gemacht, einerseits ihrem Sohne die nöthigen pecuniären Mittel zu schaffen, andererseits aber Frau von Clairmont eine freundschaftliche Stütze zu sein. Nun hatten sich die müden Augen der kranken Frau geschlossen. Herr von Clairmont hatte seiner Verwandten eine nahezu fürstliche Jahressumme als persönliches Einkommen gewährt und sich erboten, ihren Sohn zum künftigen Erben seiner ganzen Habe zu bestimmen, wenn Genoveva einwillige, sein Haus ferner zu führen. So war Mutter und Sohn mit einem Schlage eine sorgenlose Zukunft eröffnet worden.

Siegmund sah seine Mutter nicht im Banne einer demüthigenden Lage, wie er gewähnt hatte sie zu finden. O nein — vornehm und ruhig, wie sie ihm all das mitgetheilt, mußte ihre Stellung sein.

So flohen die Tage den glücklich Vereinten froh dahin. Inzwischen war Antwort auf die Briefe eingelaufen, welche Siegmund an den Oberst Friesack und Max gerichtet hatte, und zugleich auf ein Schreiben Fügen's, in welchem er im Auftrage Genoveva's das durch ein schon verjährtes Ungefähr veranlaßte Fehlen von Personalpapieren berührt hatte, wofür als Ersatz nur der in Genoveva's Besitz befindliche Kaufvertrag der Moosburg, welcher auf den Namen Riedegg lautete, als Identitätsbeleg angeboten werden konnte. Des Obersten Antwort lautete durchaus befriedigend, und er stellte Siegmund den Eintritt als Avantageur in sein Regiment frei, sobald dieser es wünsche. Max schrieb in hellem Jubel. Fügen theilte die zufriedene Stimmung, welche der Brief des Obersten hervorgerufen, nur zuweilen; denn kein Mensch, auch der Beste nicht, verwindet es leicht und schnell, sich da, wo er mit voller Hingabe geliebt, nicht nur äußerlich, sondern innerlich als fortan überflüssig zu empfinden. Es schmerzte ihn, daß Genoveva's Einwilligung in Siegmund's Berufswechsel ohne jeden Rückblick auf das kostbare Aufgegebene stattfand, und ein gewisses Gefühl des Gekränktseins gab ihm Siegmund gegenüber eine Zurückhaltung, einen fremderen Ton. In solcher Stimmung, welche Fügen mehr und mehr von den beiden Menschen entfernte, die er so herzlich liebte, suchte und fand er bei Jana Trost, obgleich er auch an dieser die gewohnte Heiterkeit, das ihm so wohlthuende innere Genügen vermißte.

Es mochten etwa acht Tage des auf sechs Wochen geplanten Zusammenlebens vergangen sein, als Fügen eines Abends, nachdem er Jana vergebens überall gesucht hatte, diese im Musikzimmer in Thränen fand. Sein theilnehmendes Fragen löste ihr das Herz, und sie schüttete ihm ihre heimliche, täglich wachsende Sorge um Maxi aus: Das Mädchen sei vom Tage des Alpbachsturzes an wie im Fieber und müsse sich irgend einen Schaden zugezogen haben. Krank sei sie sicher, sehr krank; nicht nur das Fieber deute darauf hin — ihr ganzes verändertes Wesen spreche dafür, und wer sie genauer beobachte, könne gar nicht verkennen, wie schlimm es um sie stehe. Dazu sei sie unstät und hastig geworden, wie nie zuvor; ihr ganzes Wesen habe etwas Fieberisches, Unruhiges, und das mit anzusehen, presse ihr, der Jana, schier das Herz vor Weh aus dem Leibe. Ach, wenn sie nur helfen könnte, daß das Mädchen ihr gesunde und wieder die Alte werde, aber damit sei es nichts; sie sei der Maxi gegenüber ohnmächtig; sie habe auf das Mädchen jeden Einfluß verloren; denn trotz Bittens und Befehlens daheim zu bleiben, verschwinde sie Tag für Tag in unbewachtem Augenblicke und laufe trotz ihres Hustens und Fieberns in die Mühle hinab, um sich nach der Kranken umzusehen.

„Niemand vermag mehr 'was über die Maxi," schloß Jana ihre Herzensergießung, „nicht ich und mein Bruder ebenso wenig. Denn daß sie sich, wenn sie drunten ist, jedesmal mit Lois zankt, merke ich alle Tage. Und obgleich Der davon abgerathen, bin ich doch jetzt der Ueberzeugung, daß es am besten ist, ich gebe die Maxi der gnädigen Frau mit. So wie sie sich jetzt anläßt, kann

ich ihr nichts Gutes mehr thun — ach! sie hat von jeher nur ihrem eigenen Sinne folgen mögen."

„Sie haben Recht, liebe Jana," stimmte Fügen zu, „da Sie selbst davon reden, will ich Ihnen nur ganz offenherzig gestehen, daß mir des Mädchens Art gar nicht gefällt. Es wird ihr sicher gut thun, unter fremde Leute zu kommen, wo sie merken wird, was dabei herauskommt, allen Launen nachzugeben. Führen Sie also getrost Ihren Vorsatz aus! Aber Sie, Jana?"

Ihr trotz der entflohenen Jugend immer noch lieblicher Kopf neigte sich tiefer.

„Es wird schon gehen —" sagte sie.

Fügen ergriff ihre Hand, die im Begriff war, die nassen Augen zu trocknen.

„Liebe, theure Jana, ich trage schon seit manchem Jahr einen Wunsch mit mir herum. Lassen Sie ihn mich endlich aussprechen! Wir werden nächstens alle Beide allein sein: der Siegmund geht unter die Soldaten und die Maxi hinaus in die weite Welt. Da wird es uns recht einsam werden, und das könnte so anders, so gut sein, wenn Sie sich entschließen möchten, als meine liebe Hausfrau zu mir zu ziehen —"

Jana wollte ihn unterbrechen, aber eine Bewegung seiner Hand drängte bittend ihr Wort zurück, indem er fortfuhr:

„Wir haben ja schon einmal, vor manchem Jahr, von Aehnlichem gesprochen, und damals — Sie meinen am Ende, diese Thorheit säße noch in irgend einem Winkel meines Kopfes oder Herzens? O nein, Jana, das müßten Sie eigentlich selbst ganz genau wissen. So oft ich herkam, saß mir die Frage auf den Lippen, die ich eben an Sie stellte, aber ich weiß nicht, in Ihrer ganzen Art lag immer etwas, das mich nicht damit hervorkommen ließ. Jetzt aber, scheint mir, wäre die rechte Zeit da. Wer braucht Sie hier noch? Und ich brauchte Sie gar nöthig — das kann ich Ihnen versichern."

Nun rollten die zurückgehaltenen Tropfen in rascher Folge aus Jana's lieben Augen nieder. Nur ein trauriges Kopfschütteln gab zuerst Antwort; endlich rang sich das Wort hervor:

„Es ist nicht möglich — o, fragen Sie mich nicht warum, aber glauben Sie mir: es ist niemals möglich — nie!"

Er blickte sie unter den buschigen Brauen hervor fast zürnend an, als er aber ihre flehend gegen die Brust gedrückten Hände sah und ihren angstvollen Augen begegnete, murmelte er nur ein paar undeutliche Worte in sich hinein und setzte sich mit raschem Abwenden an den Flügel, dessen stürmische Accorde noch hallten, als Jana schon das Zimmer verlassen hatte.

22.

Der Rückfall, den die Müllerin erlitten, war heftig aufgetreten, aber nur von kurzer Dauer gewesen; schon saß sie wieder im alten Großvaterstuhle, und der Doctor hatte heut erklärt, er brauchte nun nicht mehr zu kommen. Trotzdem war der Blick, mit dem sie Lois betrachtete, nicht ohne Sorge. Seit dem Ableben des Vaters war die Mutter sehr verfallen, ob nur aus Leid, oder weil es sie zu viel anstrengte, dem Anwesen nun allein vorzustehen, ließ sich kaum sagen. Während er neben der Schlummernden saß und dem nachsann, gingen ihm viele Gedanken durch den Kopf — sie spannen sich bis zu dem Nachmittage auf der Moosburg zurück, wo er seiner Schwester Jana zum ersten Male seine heiße Sehnsucht bekannt, Priester zu werden, und sie ihn so eindringlich daran mahnte, was er für sich und die Seinen aufgab, wenn er bei diesem Wunsch beharren wollte. „Aufgab!" Sein Kopf senkte sich, und die Gedanken flossen in einander, bis er von nichts mehr wußte als von schneidendem Weh. Die Mutter schlug die Augen auf und sah mit unbehaglichem Ausdruck um sich.

„Bist da, Lois?" fragte sie dann mit ihrer schwachen Stimme, „sonst Keines? Mir hat gerad' geträumt, die Maxi wär' wieder da."

Lois stand auf, um der Mutter den Trunk zu holen, der ihr noch verordnet war.

„Heute kommt sie nicht — sei ruhig!"

„Was hat sie mit Dir, Lois?" fragte die Kranke. „Mir gefällt das nicht — meinetwegen kommt sie nicht alle Tage daher — und schau nur, da ist sie doch wieder."

Er folgte dem unzufriedenen Blicke der Mutter durch das Fenster und sah in der That Maxi über den neu aufgerichteten Steg auf das Haus zukommen. Seine Stirn faltete sich; er stand rasch auf.

„Sie soll Dich nicht belästigen, Mutter; ich schicke sie heim," sagte er fest und hatte das Zimmer verlassen, ehe sie antworten konnte.

„Die Mutter möchte allein bleiben," sagte er draußen auf dem Stege zu dem Mädchen, „sie ist besser, muß aber Ruhe haben. Ich begleite Dich zurück. Heut wollt ich ohnehin hinauf zu Euch, um Ade zu sagen; denn morgen, spätestens übermorgen muß ich fort."

„Fort?" fragte Maxi erschrocken — „jetzt schon? Und das sagst Du so obenhin, als wär Dir's einerlei — als wär Dir's recht?"

Er sah sie fest an.

„Es ist mir recht, Maxi," sagte er traurig. „Der Boden brennt mir unter den Füßen, und Du weißt, wer schuld daran ist."

Sie warf die Lippen auf und wurde dunkelroth.

„Schiltst Du wieder? Wenn Du mich lieb hättest, so wärst Du froh, wenn ich zu Dir komme — Zwei, die einander lieb haben, halten es nicht aus, so hüben und drüben zu bleiben statt zusammen zu kommen, wenn's doch sein kann. Mich hält die ganze Welt nicht auf."

„Leider nicht," sagte Lois, und sein eben noch trauriger Ton war streng. „Nichts hält Dich auf Tag für Tag zu brechen, was Du mir versprochen hast. Du weißt, wie viel mir daran liegt, daß Keiner erfährt, was wir im Sinne haben, bis ich losgelöst bin von Dem, was mich bindet. Und doch magst Du meinem Gebot und allem Wohlanstand zum Trotz Deinen Willen nicht eine Woche lang bändigen. Schon sind meiner Mutter die Augen aufgegangen. Ich weiß mir keinen Rath als zu gehen, obwohl ich hier noch recht nöthig wäre."

„Und wann kommst Du wieder?" sagte Maxi mit unterdrückter Heftigkeit.

„Es ist mir unmöglich, Dir das heute schon zu sagen. Ich muß mit dem Bischof selbst sprechen, und dazu findet sich nicht immer Zeit und Gelegenheit. Ueberlasse mir das! Schweige indessen! Wenn ich mit Allem breche, was mir theuer und heilig ist, so darf ich wohl von Dir fordern, daß Du das Einzige übst, was an Dir ist — Geduld."

„Geduld!" brach Maxi aus, und ihre zürnenden Augen flammten. „Nein! Die hab' ich nicht; die üb' ich nicht. Wärst Du Einer, der sein Mädchen lieb hat, dann predigtest Du mir nicht fortwährend, dann wär' ich Dir recht so, wie ich bin, und Du freutest Dich, daß ich nicht so zahm warten und entbehren mag. Was geht mich Deine Mutter an sammt den Andern allen, was liegt daran, wenn sie merken, wie wir zusammen stehen? Aber ich merke das selbst nicht mehr bei Dir. Du kümmerst Dich beständig um die Andern, an mir aber ist Dir nichts gelegen! Geh — geh — und bleib' ganz und gar in Deinem Seminar, bei alledem, was Dir so theuer und heilig ist, wie Du eben sagtest — wir taugen nicht zusammen — geh nur, geh!"

Lois wurde todtenblaß und blickte stumm in ihr flammendes, trotziges Gesicht. Ihm war, als löste sich ein Theil seines innersten Lebens von ihm ab und sänke kalt und todt in ihm nieder. Einen Augenblick rang er nach Worten; dann, als er seiner Stimme Herr geworden, klang sie fremd und seltsam ruhig.

„Du hast es ausgesprochen, Maxi; wir taugen nicht für einander. Was Du sagtest, soll geschehen: ich kehre zurück an den Platz, dem ich nie hätte abtrünnig werden dürfen weder in Gedanken noch in Worten und Werken."

Maxi fuhr zusammen.

„Lois!" rief sie wie halb erstickt; „Dein Gelübde gehört mir!"

„Du selbst hast mich eben des Versprechens entbunden, das ich Dir gab," erwiderte er, „Du mußt fühlen, mußt wissen, daß es mehr ist, als augenblickliches Zürnen, was Dich so sprechen ließ. Ach, uns trennt Anderes, als nur das Seminar, Maxi; unsere Seelen sind sich fremd, und darum würden wir einander elend machen. So lang ich denken kann, verstehe ich kein Leben ohne Pflicht, und die kennst Du nicht."

Sie preßte die kleinen Zähne auf einander.

„Du wirst mich lehren — —?" murmelte sie.

„Dich lehren?" gab er ihr zurück. „Ja, könnte ich das! Aber was Du nicht lerntest im Zusammenleben mit meiner Jana,

nicht durch meine Bitten, das lehrt Dich Keiner mehr. Du forderst, und würdest ewig fordern, was ich nicht geben kann, willst neben Dir selbst nichts in meiner Seele dulden, weder Gott noch Menschen. O Maxi, Du hast es gesagt, wir Beide taugen nicht zu einander. Das bleibt. Laß uns in Frieden scheiden, nachdem wir ohne Frieden beisammen gewesen! Gott wird mir beistehen; unwerth, wie ich bin, gab ich mich ihm von Neuem — gieb Du Dich unserer Jana! Sie hilft Dir wohl gesund werden und verschmerzen, was nie hätte anfangen dürfen. Ich will für Dich beten, so lang ich lebe — und so leb' wohl!"

Er wollte gehen, aber Maxi deutete plötzlich mit stürmischer Geberde auf den Steg, welchen Beide noch nicht verlassen hatten, und dann auf das nahe schäumende Gefälle. Lois hatte sie verstanden. Seine blassen, eingefallenen Wangen rötheten sich.

„Thust Du das," sagte er in einem Tone, der sie erzittern ließ, „dann hab' ich keinen Gedanken mehr für Dich in Zeit und Ewigkeit."

Er wandte sich und ging langsam dem Hause zu. Ein leichter Windhauch bewegte sein unbedecktes Haar und seine dunkle Soutane; dann bückte sich die hohe Gestalt, um unter der Thür zu verschwinden.

Maxi stand einen Moment regungslos; nun aber warf sie den schönen Kopf zurück und heftete einen heißen Blick voll Trotz auf das Haus; sie machte eine jähe Handbewegung, als ließe sie etwas in das schäumende Wasser niederfallen, und ging dann im Sturmschritt vorwärts, ohne umzuschauen.

Als sie auf der Moosburg eintraf, war ihr Haar feucht vom Abendthau; ihre Hände glühten. Gegen ihre Gewohnheit widerstrebte sie nicht Jana's dringendem Zureden, sich sogleich zu Bette zu legen, fügte sich überhaupt von diesem Abend an gleichgültig jeder Forderung, die an sie gestellt wurde.

Diese Apathie, der sich andauernde Fieber gesellten, ängstigte Jana noch mehr, als des Mädchens rastlose Erregung zuvor, und die Abreise ihres Bruders, den sie nicht mehr gesprochen, fiel der armen Pflegerin gleichfalls schwer auf's Herz.

23.

Jede Kirchenfeier gestaltet sich in Tirol zum Volksfest. Der Primiztag eines Kindes der Gemeinde wird von dieser als eigener Ehrentag betrachtet und mit allem nur erdenklichen Pomp gefeiert. Heute — Wochen waren inzwischen in's Land gegangen — beging man in Lahnegg aber ein besonderes Fest: Lois feierte seine Primiz; für ihn, den einzigen Sohn aus der Mühle, wo seit Generationen ein angesehenes Geschlecht hauste, galt dieser Brauch als besonders wesentlich, und das ganze Dorf befand sich schon am Vorabend des Festes in Bewegung. Noch war die Sonne des nächsten Morgens nicht über die Berge gestiegen, als Sonntagsglocken den Festtag einläuteten. Lebhaftes Böllergeknall schloß sich ihnen an — kein Tiroler Festtag ohne Schießen.

Eine Stunde später begann sich allerwärts frisches Leben zu regen. Hier und dort wurden fliegende Verkaufsstellen aufgeschlagen; weiß=blaues Steingeschirr, Melonen und Trauben, Muschelwaaren aus Venedig lockten in zierlicher Anordnung zum Einkauf. Thresl, die alte Kränzeverkäuferin, hatte das wackelige Tischchen, das ihre leichte Waare trug, unter den Nußbaum gestellt, der nahe der Kirche auf grünem Hügel steht, und ihre künstlichen Kranzgewinde erschienen wir ein Zubehör des laubumkränzten Portals.

Immer lebendiger wogte es auf den Gassen; selbst die Walddörfer sandten ihre Vertreter zu Thale. Mann, Weib und Kind erschienen im Festschmuck, und selbst das älteste Weiblein hatte sich eine rothe Nelke hinter das Ohr gesteckt. Es gab ein frisches Bild, als die vereinigten Musikcapellen der nachbarlichen Ortschaften ihren wohleingeübten Marsch anstimmten, als sie dann, hinter sich die Schützengilde, auf den Sammelplatz zogen und die Gruppen des Gefolges sich ordneten.

Böllerschüsse krachten vom nahen Waldwege nieder; dann erhoben die schönen Glocken ihre mächtigen Stimmen und läuteten fort und fort, während der Festzug sich in Bewegung setzte, die Hauptstraße entlang, in weitem Bogen über Felder und Wiesen, bis er der in der Mitte des Dorfes gelegenen Kirche zustrebte.

Im Rahmen des schönen Thales bot der von goldgestickten Purpurfahnen überflatterte Zug ein lebens= und weihevolles Bild, dessen Hauptgruppe sich besonders malerisch hervorhob.

Inmitten der Vicare und Patres des nachbarlichen Klosters, denen das Musikcorps voranzog, schritt Lois und unmittelbar vor ihm die kleine „geistliche Braut" mit unschuldigen Engelsmanieren, als wüßte sie, daß sie das Ideal, die Kirche selbst, versinnlichen sollte. Lois' Gesicht leuchtete in Verklärung, während er hochaufgerichtet seinen Ehrenweg ging, der ihn zu den Stufen des Altars seiner Heimathkirche führte, in welcher ihm dereinst, als ein Anderer die gleiche Feier beging, der erste heiße Wunsch geistlichen Lebens aufgestiegen war, dessen Erreichen er sich „so fest vorgenommen hatte, wie man sich vornimmt, in den Himmel zu kommen". Nun stand er am Ziele.

Das Mysterium, welches zu begehen ihm heute zum ersten Male oblag, war vollzogen. Wieder erhoben die Glocken ihre feierlichen Stimmen, und Lois sprach aus erschüttertem Herzen, mit vergeistigtem Ausdrucke der feinen Züge den Segen über die Gemeinde, welche ihn hatte aufwachsen sehen, über seine Mutter, welche vor seligen Thränen das geliebteste ihrer Kinder nicht mehr sah.

Wenige Minuten nachher strömte der Zug aus der Kirche. Fügen, welcher mit Genoveva und Siegmund der Feier im Chor beigewohnt hatte, war voll heimlicher Sorge um Jana, welche die kranke Maxi nur ungern verlassen, um die mühsamen Schritte ihrer noch leidenden Mutter zu stützen. Fügen fand ihr Aussehen so angegriffen, daß er sie nicht aus den Augen verlieren mochte, schnell hinabeilte und zwischen der Volksmenge neben dem Zuge herschritt. Auf einmal sah er Jana den Arm ihrer Mutter loslassen. Ihr schreckensbleiches Gesicht war bestürzt seitwärts gewendet. Dort auf dem Hügel, an welchem sich der Zug eben vorüberwand, unter dem Nußbaume stand hinter dem Verkaufstische der alten Kränzelfrau nicht diese, sondern Maxi. Ihre Wangen, ihre Augen glühten. Sie trug ihre gewohnte, halb städtische, halb ländliche Kleidung; ein grüngoldener Kranz mit weißen Blüthen war auf ihr Haar gedrückt, dessen Zustand ein Zeugniß fieberischer Achtlosigkeit gab; es war nur theilweise aufgenestelt, und eine der schweren dunklen Flechten hing lose über die wogende Brust. Die weitgeöffneten Augen waren mit so intensiver Macht auf Lois geheftet, daß sie wohl Gewalt haben mochten, die seinen an sich zu ziehen. Wenigstens sah Fügen, als er der Richtung ihres Blickes folgte, den des jungen Priesters einen Moment auf der Erscheinung des Mädchens haften. Einen Moment nur — dann schritt er hochaufgerichtet vorüber.

Zugleich vernahm Fügen einen leisen, gebrochenen Laut; er wandte sich um und fing die inzwischen herbeigeeilte Jana halbohnmächtig in seinen Armen auf; er trug sie mehr als er sie führte aus dem einen Augenblick sich stauenden Gewühle. Unfähig zu sprechen, deutete sie nach dem Hügel, wo Maxi, nun aschfahl geworden, immer noch stand und dem Zuge nachstarrte.

24.

Als die Morgenglocken den nächsten Sonntag einläuteten, stand inmitten eines Parterrezimmers der Moosburg ein offener Sarg. Die junge Gestalt, welche darin ruhte, schien zu schlummern. Einen Kranz weißer Astern im dunklen, aufgelösten Haare, ein Sträußchen frischer Feldblumen zwischen den gefalteten Händen — so lag sie friedlich in dem engen Schrein.

Der Lufthauch, welcher durch das geöffnete Fenster eindrang und die Kerzen zu Häupten der Bahre dann und wann aufflackern ließ, war das Einzige, was sich hier regte, und doch athmete eine Menschenbrust in diesem todtenstillen Raume. So leise war aber der Hauch, so unbeweglich die Lebende, welche unverwandt auf das stumme Kind niederblickte, daß sie mehr einem Bilde glich, als einer Athmenden. Alles, was von Leben in Jana war, lag in ihren Augen.

Plötzlich schrak sie zusammen. Schritte und Stimmen, gedämpft und doch deutlich, wurden draußen vernehmlich. Jana beugte sich mit rascher, fast scheuer Bewegung und berührte die geschlossenen Lider der heißgeliebten Todten mit ihren Lippen. Beide Hände fest gegen die Brust gedrückt, ging sie dann mit gesenkten

Augen der Thür zu. Auf der Schwelle trat ihr Richard Fügen entgegen.

„Es ist Zeit, liebe Jana," sagte er beklommen.

„Ich weiß."

Sie ging mit stillem Neigen des Kopfes an den Männern und Frauen vorüber, die den Flur anfüllten, und stieg die Treppe hinauf. Fügen folgte ihr schweigend. Es wollte ihm fast das Herz brechen, sie so gelassen und doch den unaussprechlichen Gram in ihren Augen zu sehen. Als sie oben ihr Tuch umwarf, um sich zum schwersten Gange zu rüsten, nahm er sie mit einem Male in die Arme, wie ein Vater sein Kind. Ihre Stirn ruhte an seiner Brust, und die Fluth bisher versagter Thränen brach unaufhaltsam hervor.

„Jana, liebe Jana," stammelte der heftig ergriffene Mann. „Ich weiß ja nun Alles; Frau von Riedegg hat mir's vertraut — Du hast Dein Liebstes verloren, Dein Kind, Leid und Freud' Deiner armen Jugend."

Jana richtete sich auf und sah ihn an.

„Verloren," sagte sie matt. „Aber ich gönn' ihr die Ruhe. Sie ist wohl aufgehoben. Ich gönn' es, gönn' es ihr."

Drunten ertönten Hammerschläge. Die Hand, welche Fügen noch in der seinen hielt, wurde eiskalt. Genoveva erschien an der Thür und gab schweigend ein Zeichen.

Eine Stunde später bewegte sich aus der noch im grünen Festschmuck der Primiz-Feier prangenden Lahnegger Kirche ein Trauerzug nach der Südseite des Friedhofes. Sechs junge Mädchen, dieselben Kränze im Haar, mit denen sie sich zu jenem Feste geschmückt, trugen den auf schwarzverhangener Bahre ruhenden Sarg, und ein bekränztes Kind, dessen beide Händchen mühsam einen farbigen Riesenstrauß umschlossen, ging an der Spitze des Zuges. Ihm folgten zwei Mädchen, den Jungfrauenkranz zwischen sich auf rothem Kissen; ein Schleier, wie ihn Bräute tragen, knüpfte sich um das Myrthengeflecht und bauschte sich im Winde. Alle, die sich jüngst dem priesterlichen Festzuge angereiht, gaben Maxi heute die letzte Ehre; denn das schöne Kind, welches plötzlich hinweggeweht worden, wie ein Halm auf dem Felde, war weit und breit bekannt und alle hatten es lieb gehabt. Viele Blicke richteten sich auf die vornehme Frau, unter deren Obhut das Mädchen aufgewachsen, die heute als Leidtragende, Jana zur Seite, in Trauergewändern dem Sarge folgte.

Es war ein sonnenheller Tag. Frische Astern schmückten alle Gräber, und über den nahen tannendunklen Hügeln ragten die Gipfel der Alpen leuchtend und frei. Der Klang des Glockengeläutes schallte weit hinaus in die blaue Luft, während der neu geweihte Priester seines Amtes am offenen Grabe wartete. Kein Zug in Lois' Gesicht verrieth, was in ihm vorging, als er die Ruhestätte der Todten einweihte, deren Leben um ihn gebrochen war. Als die Schollen niederrollten, begegneten seine Augen den Augen Jana's. Da überlief ihn ein Zittern. Der Blick seiner Schwester verrieth ihm, daß sie wußte, was diesem jungen Herzen den Todesstoß gegeben.

25.

Die Geschichte verzeichnete inzwischen das inhaltschwere Kriegsjahr 1866. Tiefe Verstimmung der Armee, tiefe Trauer in allen Provinzen des österreichischen Vaterlandes blieben als Bodensatz der Ereignisse jenes verhängnißvollen Sommers zurück. Die Truppentheile bezogen, aus Italien oder von den böhmischen Schlachtfeldern heimgekehrt, nach und nach ihre alten Garnisonsorte oder wurden neuen zugetheilt, und schließlich begann Jeder sich im Alltagsleben wieder einzurichten.

Oberst Friesack's Regiment war seit September nach S. zurückbeordert, aber die Batterie, welcher Siegmund zugehörte, erwartete noch Ablösung von ihrem Standorte in Südtirol, wo sie zu den Truppentheilen zählte, welche zur Besetzung des von den Italienern geräumten Gebiets commandirt worden. Es war Siegmund nicht unlieb, daß ihm auf diese Weise Zeit gelassen wurde, sich zu einem inneren Gleichmaße zu stimmen, das ihm in jüngster Zeit abhanden gekommen war. Abgesehen von dem Ernst, welcher ihm aus den Eindrücken seiner kurzen Kriegsfahrt zurückgeblieben, verstimmte ihn ganz Persönliches: Die letzten Briefe, welche er mit seiner Mutter getauscht, hatten ihm nicht wohl gethan; zum ersten Male vermochte er sich weder in ihre Aeußerungen noch in ihre Beschlüsse zu finden; denn sein lebhaftes Bedürfniß, sich so bald wie möglich wiederzusehen, seine Bitte, ihn hier aufzusuchen, um die Frist einer Trennung abzukürzen, welche diesmal länger als ein Jahr gewährt hatte, traf auf bestimmte Ablehnung, und dieses kränkte und befremdete ihn um so mehr, als Genoveva ihren Besuch nicht nur versagte, sondern sogar das seit Jahren feststehende Zusammentreffen auf der Moosburg auch für diesen Herbst aufhob, wie sie das schon im vorigen gethan. Was sollte das bedeuten? Und weshalb gab sie nicht wenigstens bestimmte Gründe für dieses Versagen an, unter dem sie doch nicht weniger leiden mußte als er? Das war schwer zu begreifen, schwer zu überwinden.

Der junge Officier fühlte sich unter solchen Verhältnissen zu geselligem Verkehr gar nicht aufgelegt, begrub sich während seiner dienstfreien Stunden in allerlei Fachstudien, führte ein Tagebuch, das er während des Feldzuges begonnen, nun weiter aus und hätte nichts dagegen gehabt, das isolirte Leben, welches er jetzt führte, noch ein paar Monate länger fortzusetzen. Doch war die Zeit seines Commandos dem Abschlusse nahe. Um diese Zeit erhielt er einen Brief von Max Friesack aus S.

„Also Friede!" schrieb Max, „schade darum, wenn ich auch nicht leugnen will, daß mir die Fleischtöpfe meiner Mama wohl behagen. In der That, es lebt sich gar nicht übel hier im alten Neste, und mir fehlt nur Einer —: Du fehlst mir. Aber dem Uebel wird bald abgeholfen werden; denn der Vater sagte mir gestern, Dein Batteriechef solle nächstens hierher zurückcommandirt werden. Dann fangen wir das alte gute Leben wieder an — oder nein, nicht das alte — wir sind inzwischen ein Paar ganz andere Kerls geworden. Gestern Abend besuchte ich Fügen's; sie behielten mich zum Nachtessen, und ich muß sagen, Eure Jana, wie Ihr sie nennt (spaßiger Taufname!), gefällt mir ausnehmend gut. Die Frau ist doch gar nicht jung, aber man meint ein Fräulein vor sich zu haben, statt einer ehrsamen Hausfrau. Sie faßt Alles so eigen an, so sanft, Sachen wie Menschen — ihr zerbricht sicherlich nie etwas unter der Hand. Und Dein Herr Vormund ist als Hausvater förmlich jugendlich geworden — einen Humor hat er Dir, sage ich, daß man seine Freude daran haben muß. Es war ein herziger Abend, und sie freuen sich auf Dich, wie auf einen — Sack voll Geld. Nimm mir den Vergleich nicht übel! Ich mache Dir damit das größte Compliment; denn Geld — Du weißt ja, ich habe immer keins und bin trotz seiner Treulosigkeit doch sein guter Freund. Wer sich aber nächst den Fügen's und meiner Wenigkeit gleichfalls sehr auf Dich freut, oder wenigstens sehr neugierig auf Dich ist, würdest Du schwerlich errathen und wirst Dich wundern, wenn ich Dir melde, daß es keine geringere Person ist, als Frau Generalin von Seeon, Excellenz, die stolzere Hälfte unseres neuen Commandanten. Wie das zugeht? Erinnerst Du Dich noch unseres Spazierganges am Concert- und Absolvententage und wie uns da ein lustiges kleines Mädchen fast in die Arme lief — bergab? Du hobst sie auf, als sie am Boden lag, und die gestrenge Mama sah Dich nachher an, als wollte sie Dein Signalement aufnehmen. Die sind's. Ich kannte alle Zweie gleich wieder, als ich ihnen vorgestellt wurde. Die kleine Margarita ist freilich in diesen drei Jahren gewaltig in die Höhe geschossen, aber die Augen, weißt Du, mit der besonderen Farbe und dem hübschen Lachen im Blick, die sind noch die nämlichen. Ein herziges Kind so von sechszehn, siebenzehn Jahren, mit der es sich prächtig plaudert; denn sie hat einfache, natürliche Manieren — trotz der vornehmen Frau Mama. Als ich sie an damals erinnerte (nur um mein gutes Gedächtniß für ihre schönen Augen in richtiges Licht zu setzen), wurde sie freilich roth, lachte aber und gestand ihre Identität wie ihr Ungeschick zu. Obgleich die Frau Generalin gerade mit meinem Vater sprach, muß sie ihre Ohren doch auch bei uns gehabt haben — sehr überflüssiger Weise; denn sie wendete sich um und fragte zu meinem Erstaunen nach Dir, das heißt nach ‚dem andern jungen Mann, der damals bei mir gewesen wäre', und sah mich dabei ebenso scharf und gespannt an, wie sie Dich damals in Person angeschaut. Natürlich nannte ich gehorsamst Deinen Namen und Charakter, und mein Vater fiel mir in's Wort und lobte Dich über den Schellenkönig hinaus. Während ich nun mit der Kleinen weiter plauderte, hörte ich meinerseits den Andern zu und wunderte mich, wie genau die hohe Dame meinen Vater nach Dir ausfragte. Als sie Alles heraus hatte, was es irgend über Dich zu berichten giebt, sagte sie in sehr gnädigem Ton, daß sie



Eine Herzensfrage.
Nach dem Oelgemälde von W. v. Miller.

sich freuen würde, einen so begabten jungen Mann — ich citire — persönlich kennen zu lernen, und forderte mich dann geradezu auf, ihr meinen Freund recht bald nach dessen Rückkehr in die Garnison vorzustellen. Nun mache Deine Sachen gut, damit auch auf mich ein Wiederschein der Dir zugedachten Gunst fällt! O, ich käme gern öfters in dieses Haus.

Genug geschwatzt! Zwei Bogen — womit willst Du diese unerhörte Leistung abverdienen? Es ist Zeit, daß Du kommst; Briefe zu schreiben ist das schwerste Stück Arbeit, wenn man, wie ich, bei diesem Geschäft immer Mühe hat, Anfang und Ende zu finden.

Dein alter Max F."

(Fortsetzung folgt.)

Das deutsche Reich und die öffentliche Gesundheitspflege.

4. Das kaiserlich deutsche Gesundheitsamt zu Berlin.

„Heutigen Tages können wir weder unsere Fehler noch die Mittel gegen dieselben ertragen.“ An dieses Wort des Livius wird man unwillkürlich erinnert durch die Hergänge, welche der Errichtung unseres deutschen Gesundheitsamtes voraufgingen, und durch die so vielfachen Angriffe, welche diese Reichsschöpfung in der kurzen Zeit ihres Bestehens schon zu erdulden gehabt hat. In der Idee war man für diese neue Centralbehörde begeistert; praktisch in's Leben getreten, stieß sie auf Schwierigkeiten, die man eben erst durch die Praxis voll würdigen lernte.

Bereits im Februar 1870 war dem damaligen Norddeutschen Bundesrathe eine Petition von einigen Tausend deutscher Bürgermeister, Aerzte, Techniker ꝛc. vorgelegt worden, welche dringend eine centrale Organisation der öffentlichen Gesundheitspflege innerhalb des Norddeutschen Bundes erbat; mit ihr vereinigten sich mehrere gleichsinnige Petitionen einzelner Städte und Vereine. Man hatte auf ein freundliches Entgegenkommen gerechnet und war nicht wenig erstaunt, ja theilweise entrüstet darüber, daß die wissenschaftliche Deputation für das Medicinalwesen, die oberste begutachtende Fachbehörde Preußens — sich ablehnend aussprach. Die Petenten redeten vom Schutz der Fabrikarbeiter und der Schulkinder, von Baupolizei-Ordnungen, von der Entwässerung und Reinhaltung der oberen Bodenschichten in den Städten, von der Beschaffung guten Wassers, von der Einrichtung des hygienischen Unterrichtes an den Universitäten und noch von zahlreichen Einzeldingen, hinsichtlich deren die Gesundheitsbehörden tief in die Thätigkeit der Kreise und Gemeinden eingreifen sollten.

„Wir müssen es für unmöglich halten,“ heißt es sehr bezeichnend in dem Gutachten jener wissenschaftlichen Behörde, „diese Aufgabe so sehr zu schematisiren. Nicht einmal wissenschaftlich sind die einschlagenden Fragen so sehr geklärt, um der fortschreitenden Erfahrung der Einzelstaaten Schranken zu setzen: eine glückliche Erfahrung, die aus einer Gemeinde hervorgeht, wirkt hier mehr, als eine Schaar von Verordnungen, zu deren Durchführung es an geeigneten Localorganen gebricht.“

Für einzelne Aufgaben aber, lesen wir in dem Gutachten weiter, seien viel zweckmäßiger besondere Sachverständigen-Commissionen einzuberufen, z. B. wenn es sich um die Abwehr ansteckender Krankheiten handle. Selbst hinsichtlich des einzigen als wünschenswerth anerkannten Punktes, „eine wissenschaftliche Körperschaft für die Bearbeitung der medicinischen Statistik und der allgemeinen Gesundheitsberichte zu haben“, wird noch die Befürchtung laut, daß es für eine jeder executiven Gewalt entbehrende Behörde kaum möglich sein dürfte, in Bezug auf Erkrankungs- und Sterbeziffern eine zuverlässige Grundlage zu schaffen.

Der starke Wille des Reichskanzlers selbst aber war es, welcher — allerdings erst im October 1875 — eine Denkschrift zur Begründung einer Forderung von etwas über 20,000 Mark als Gehalt für vorläufig drei Mitglieder des Gesundheitsamtes — einen Arzt, einen Statistiker und einen Verwaltungsbeamten — einbrachte und begründete. Auch dieses Document spricht über die Schritte, die man zunächst im Auge hatte, sehr vorsichtig.

So gewann das Gesundheitsamt eine vorläufige concrete Gestalt, und durch die Bewilligung in der nächsten Sitzungsperiode auch die Mittel, sich in dem bis dahin nur miethweise innegehabten Hause ein eigenes Heim zu begründen. Es ist ein unscheinbares, nur sechs Fenster breites Haus, Nr. 57 in der Louisenstraße, und der Berliner Volkswitz hatte es wohlfeil, über einen Centralsitz der „Volksgesundheit“ zu spötteln, der unmittelbar an den Ufern der übelberüchtigten Panke liegt. Selbstverständlich hatten bei der Wahl des schmucklosen, auch jetzt noch durch keine Inschrift gezierten Gebäudes wichtigere, sogleich zu erwähnende Rücksichten den Ausschlag gegeben.

Treten wir ein. — Der saubere Oelfarbenanstrich des Fußbodens und der Wände allein zeichnet den Zugang des Amtes vor den überwiegend etwas unsauber gehaltenen Hausfluren benachbarter Häuser des Quartier latin aus; den kleinen gepflasterten Hof, den casernenartigen Seitenflügel, das niedrige Hintergebäude hat es mit ihnen gemein. Im Parterre finden wir einige Bureauzimmer und, nach hinten sich erstreckend, die Räume des chemischen Laboratoriums, im ersten Stock Conferenzsaal, Bibliothek, Arbeitszimmer der Räthe, im zweiten die Directorwohnung. Die Räume des Seiten- und Hinterbaues werden im ersten Stock vom mikroskopischen, im Parterre — neben dem chemischen — vom physikalischen Laboratorium ausgefüllt. Im Souterrain finden sich neben Heiz-, Gas-, Wasser- und Ventilationsanlagen Aufbewahrungsorte für die Chemikalien und einige Kellerräume zur Unterbringung der Affen, Hühner, Kaninchen ꝛc., welche für die mit Krankheitsstoffen anzustellenden Thierversuche bestimmt sind.

Die Einrichtung aller Aufenthaltsräume ist einfach, zweckentsprechend und nüchtern, die Ausstattung der Laboratorien zeitgemäß und ausreichend, ja was die Vorrichtungen zum Mikroskopiren und zur photographischen Abbildung der zu erforschenden Krankheitsstoffe anlangt, sogar reichlich und in ihrer Art einzig. Ein freundschaftliches Verhältniß zur unmittelbar angrenzenden Thierarzneischule, deren Director gleichzeitig Rath im Gesundheitsamte ist, ermöglicht die Ausführung umfangreicherer Experimente über Thierkrankheiten, animale Impfung ꝛc.

Das vornehme, fast mysteriöse Schweigen, welches über dem ganzen Bau und in allen Einzelräumen herrscht, ist einige Male im Lauf der Jahre wohl schon von lebhaftem Zu- und Abgang Fremder unterbrochen worden. Als die in fast allen größeren Städten Deutschlands ausfindig gemachten Hülfskräfte des Amtes sich zu Commissionsberathungen vereinigten, um sich über das neue „Deutsche Arzneibuch“, den „Schutz gegen Petroleumverfälschung und -gefahr“, das „Nahrungsmittelgesetz“ zu vervollständigen, pulsirte ein reges Leben im Amte, und an Gelegenheiten, solche Congresse auch künftig zu veranstalten, wird es bei der Zahl der noch zu erledigenden und sich immer neu gestaltenden Aufgaben nicht fehlen.

Inzwischen hat sich auch die Zahl der ununterbrochen an Ort und Stelle thätigen Kräfte wesentlich vermehrt, sodaß dem Director und vier Räthen (für chemische, physikalisch-hygienische, epidemiologische und veterinärärztliche Aufgaben) bereits sechs Hülfsarbeiter zur Seite stehen.

Es ist indeß — auch mit solcher Unterstützung — wahrlich eine Herculesarbeit, den von allen Seiten her sich aufdrängenden Anforderungen der Ungeduld und dem theilweise offen ausgesprochenen Uebelwollen Stand zu halten. Und wie es in der Natur der Sache lag, konnte auch der neuen Reichsschöpfung der Hauptfeind alles neuen Werdens nicht fern bleiben — der Dämon der übertriebenen Erwartungen.

Schon der gemeine Mann bildet sich von einem staatlichen Gesundheitsamte die Auffassung, daß in Folge seiner Wirksamkeit die Krankheiten bald aufhören und viele andere Uebel wesentlich gemindert werden müßten. Aber auch andere, wenn nicht wirklich gebildete, so doch sehr hochstehende Persönlichkeiten haben in diesem Falle erwartet, kraft einer solchen Einrichtung werde man nun nicht blos stets gutes Bier, echten Tabak, sondern auch reelle Kleiderstoffe u. dergl. m. haben. — Und wie übertrieben waren die Vorstellungen, welche man fast allgemein von einer Uebertragung englischer Gepflogenheiten auf unseren deutschen Boden hegte; wie leicht und schnell wurde auch hier das Selbstverständliche vergessen, daß Eines sich nicht für Alle schickt!

Durch eine höchst beachtenswerthe Denkschrift — vom Februar 1878 — suchte das Amt diesen Uebertreibungen entgegen zu arbeiten. Es begrenzte auf einundzwanzig Folioseiten seine Aufgaben auf einige dreißig, hob unter diesen einige als nächstliegende hervor und ordnete die übrigen nach ihrer Dringlichkeit und den bereits möglich gewesenen Vorarbeiten. So konnte man damals bereits mittheilen, daß eine systematische Klimabeobachtung im Gange war, daß man das Trinkwasser einer großen Anzahl deutscher Städte und Plätze untersucht habe, um die Ergebnisse beim etwaigen Ausbruch einer Epidemie zu verwerthen, daß die Gesetzesvorlagen „über die allgemeine obligatorische Impfung“, das „Reichsgesetz, betreffend die Abwehr und Unterdrückung der Viehseuchen“, ein Gutachten über die Einführung der Fleischschau und den Verkauf des Fleisches, sowie das besonders dringlich dargestellte „Gesetz gegen die Nahrungsmittelverfälschungen“ als vollkommen fertig gestellt gelten konnten.

Eine weitere Reihe von Aufgaben war in Vorbereitung, wie „Die Ertheilung technischen Rathes an Staats- und Gemeindebehörden“ und eine „Neue Prüfungsordnung für Aerzte und Thierärzte“.

Es liegt nicht im Zweck unserer Betrachtung, das Schicksal der zum Theil vortrefflich geplanten Entwürfe im Einzelnen zu verfolgen und jede Schwierigkeit, welche dieselben zu überwinden haben, zu prüfen. Beispiele geben hier das beste Bild. Für die Durchführung der Nahrungsfälschungs-Bestimmungen sind Untersuchungsstationen in Städten und Gemeinden die unerläßliche Vorbedingung, aber die wenigsten Gemeinwesen bringen die hierzu nöthigen Geldmittel auf. Selbst in einigen Regierungshauptstädten (wie Königsberg in Preußen) fehlt es noch ebenso sehr an der obligatorischen Trichinenschau, wie an öffentlichen Schlachthäusern.

Andere betheiligte Kreise ließen ihr anfangs lebhaftes Interesse gar zu schnell erkalten; so konnte eine mit großer Mühe begonnene und zum Theil durchgeführte Erhebung über die Krankheits- und Invaliditätsstatistik des deutschen Eisenbahnpersonals nicht vollkommen fertig gestellt und praktisch verwerthet werden, weil ein Theil der Eisenbahnverwaltungen den Nutzen derartiger Ermittelungen noch nicht einzusehen im Stande war. So blieb ferner die Prüfungsordnung der Aerzte bei den Einzelregierungen liegen, auch nachdem das Gesundheitsamt sein ausführliches Urtheil in dieser wichtigen Angelegenheit längst abgegeben hatte.

Man geht hier sicher nicht fehl, wenn man diese „unüberwindlichen Mächte“ für manche Anfeindungen der doch so nützlich wirkenden Behörde verantwortlich macht. Nothwendige Ergänzungen und Hülfskräfte wurden im Reichstage Gegenstände unfreundlicher Debatten, und im vorigen Jahre wurde ein unumgänglicher Bureaubeamter sogar direct vom Etat gestrichen. Und dabei beklagten sich, so oft von dem Reichsgesundheitsamte im Reichstage die Rede war, gerade die für öffentliche Gesundheitspflege am aufrichtigsten interessirten Abgeordnetenkreise, wie wenig weit man auf dem verheißenen Wege vorwärts gelangt sei. Man vergaß eben bei solchen Gelegenheiten gar zu leicht, daß Früchte nicht zu ernten sind, wo noch das Säen kaum vollendet war.

In sehr hervorragender Weise hat sich das kaiserliche Gesundheitsamt mit der Erforschung der Seuchengifte beschäftigt. Nicht nur daß es sich die Thätigkeit eines Mikroskopikers sicherte, der durch eigenen selbstständigen Fleiß, durch bis dahin unerreichte Exactheit der Methoden sich zu einer Autorität auf dem schwierigen Felde der Krankheitsparasiten heraufgeschwungen hatte — es hat auch keinen Theil seiner Arbeitsräume glänzender ausgestattet, als diesen. Es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß durch eine reiche staatliche Unterstützung ganz andere Untersuchungen zur Ausführung gebracht werden können, als sie der Privatgelehrte auf seinem beengten Laboratoriumsplatze, oder gar der mit Privatpraxis beschäftigte Arzt mitten unter zeitraubenden Berufsgeschäften zur Reife bringen kann. — Die Pariser Akademie und die französischen Fachjournale jubeln über die neuesten Entdeckungen Pasteur's, der im Laufe der letzten Jahre dem Geheimnisse immer näher kam, warum und wodurch die Krankheitsgifte so umgewandelt werden können, um sie zu Schutzstoffen zu benutzen. Man sehe aber auch, mit welchen Mitteln Pasteur ausgestattet wird, wie ihm von diesem Ministerium, von jener landwirthschaftlichen Akademie, aus allen für wissenschaftliche Zwecke gestifteten Fonds die unglaublichsten Summen zur weiteren Verfolgung seiner Entdeckungen zuströmen.

Man kann die sichere Hoffnung aussprechen, daß auch das Gesundheitsamt mit dem Aufwande, den es für die Erforschung der Seuchenursachen verwerthet, die erfreulichsten Resultate erreichen wird. Vielleicht läßt sich in der Folgezeit gerade dieser segensreichen Bestrebung noch eine Ausdehnung in anderer Richtung geben, indem man auch die auswärtigen Wanderseuchen in den Kreis der Forschung zieht. Denn für die Erkenntniß der einheimischen wird ja unverkennbar dadurch schon sehr Erhebliches geleistet, daß man die Ansteckungsstoffe sucht und ihnen durch Thierversuche ihre geheimen Verbreitunswege ablauscht, um diese vorkommendenfalls abschneiden zu können. Die von außen den europäischen Ländern drohenden Wanderseuchen jedoch, sowie die an gewissen Herden auftauchenden und einer schnellen Verbreitung fähigen, bedürfen zum Verständniß ihrer Entstehung und Verbreitung der Enträthselung jener großen Experimente, welche die Natur innerhalb der Entstehungsbezirke anstellt. Sie bedürfen mit anderen Worten eines Studiums an Ort und Stelle, ja sie bleiben unbegriffen und trotz aller Hypothesen ungemindert furchtbar, wenn man ihnen nicht mit Forscherkräften bis an ihre Ursprungsorte entgegengeht. Zu dieser geographischen Seite der Seuchenbekämpfung hat das Gesundheitsamt bis jetzt noch nicht Stellung genommen.

Als die von Rußland zurückgekehrten Pestdelegirten ihren Bericht erstattet hatten, wartete man auf eine Meinungsäußerung der centralen Gesundheitsbehörde vergebens, und auf ebenso wenig Widerhall traf eine wichtige Petition, welche von dem über ganz Deutschland verbreiteten „Verein für öffentliche Gesundheitspflege“ berathen worden war. Man hatte sich hier schlüssig gemacht, daß bei drohenden Wanderseuchen statt der wenig nützenden Absperrungen und Quarantänen die Einrichtung internationaler Sanitätscommissionen in den Europa fast unablässig bedrohenden Cholera- und Pestbezirken alle Beachtung verdiene, und dem Reichskanzler eine entsprechende Petition unterbreitet. Diese Anregungen lagen selbstverständlich den Zielen und Aufgaben unserer Behörde ganz nahe, doch läßt sich auch leicht ermessen, auf wie große diplomatische Schwierigkeiten derartige Bestrebungen stoßen, so lange es sich nicht um die dringendsten Nothlagen handelt.

In zwei wichtigen Punkten hat endlich das deutsche Gesundheitsamt seine Aufmerksamkeit auf jene beiden Staatenbunde gelenkt, welche wenigstens annähernd ihren Einzelstaaten gegenüber mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen haben, wie unser geeinigtes Vaterland — auf die Schweiz und auf Nordamerika. Zunächst erschien von Interesse jener einmüthige, lobenswerthe Entschluß der sämmtlichen schweizerischen Aerzte, an der Krankenstatistik besonders für die ansteckenden Krankheiten mitzuarbeiten; man hat nicht versäumt, von Seiten des Amtes eine ähnliche Anregung auch unter den deutschen Aerzten wachzurufen. Das nachahmenswerthe Beispiel Nordamerikas bezieht sich dagegen auf die „National-Board of health-Bulletins“ (Veröffentlichungen des National-Gesundheitsamtes), welche, in Washington herausgegeben, durch ganz ausgezeichnete und auch dem Laien verständliche Supplementhefte, die der einheitlichen Behandlung hervorragender hygienischer Fragen gewidmet sind, auch in weiteren Schichten der Bevölkerung ein dauerndes Interesse an unserem Gegenstande wacherhalten wollen.

Das deutsche Gesundheitsamt hatte an die Spitze seiner am 6. Januar 1877 begonnenen „Veröffentlichungen“ ein Programm gestellt, laut dessen es regelmäßig über die Erkrankungs- und Sterblichkeitsverhältnisse des In- und Auslandes berichten, den Gang der Epidemien verfolgen, den Witterungsverlauf in Deutschland nach Beobachtungen in acht Klimakreisen — mit Konitz, Bremen, Berlin, Breslau, Heiligenstadt, München, Karlsruhe, Köln als Mittelpunkten — darstellen, den Veränderungen der sanitarischen Gesetzgebung und den Erlassen über Fragen der öffentlichen Gesundheitspflege Beachtung schenken wollte. Wir finden denn auch seit jenem Datum in jeder wöchentlichen Nummer eine Zusammenstellung: Wochenschau im In- und Auslande; eine statistische Nachweisung über die Sterblichkeit in hundertachtundvierzig deutschen und fünfzig außerdeutschen Städten; einen schematischen Witterungsnachweis und eine Zahlentabelle über die Krankenbewegung in den Berliner Hospitälern. Jede dritte oder vierte Woche bringt noch eine Beilage: Thätigkeitsberichte aus anderen Gesundheitsämtern, Zahlentabellen aus statistischen Blättern, amtliche Verfügungen 2c. Sachgemäß aber trocken werden diese Gegenstände behandelt, und so ist es kaum auffallend, daß diese „Veröffentlichungen“ viel weniger im Publicum verbreitet sind, als es wünschenswerth wäre. Man hat sich indessen das nordamerikanische Vorgehen einsichtsvoll zum Muster genommen und beabsichtigt schon in der allernächsten Zeit die zusammenhängenden Arbeiten der Mitglieder des Gesundheitsamtes ebenfalls in zwanglosen Supplementheften im Publicum zu verbreiten.

So gedeiht, wenn auch langsam und nicht gerade in den Sonnenstrahlen der Popularität, unter bis jetzt wenig prunkhaften Aeußerlichkeiten hier ein wichtiges Stück deutscher Einigkeit. Möge es unserer Darstellung gelungen sein, dem Leser nahe zu führen, daß auch er, für sich selbst und im Verein mit Anderen, an dem begonnenen Werke gelegentlich, und wäre es nur durch die Beschränkung eines Sonderinteresses, mitarbeiten kann.

Norderney.

Eine Studie von der deutschen Nordseeküste.

Unter den Düneninseln, welche in geschlossener Kette sich an der hannöverischen Küste hinziehen und von denen die eine, Juist, dem „Gartenlauben"-Leser bereits früher (vergl. „Gartenlaube", Jahrgang 1880, Nr. 8) in Wort und Bild nahe gebracht wurde, ist Norderney die bekannteste, besuchteste, vornehmste. Sie war einmal „Hofnordseebad", Hoflieferantin für die Gesundheitsbedürfnisse der hannöverischen Welfendynastie verflossenen Angedenkens, und damit zugleich natürlich officielles Seebad des Adels. Allein es schwebt um diese Insel auch ein literarischer Nimbus. Wer seinen Heine gelesen hat, oder auch nur jene galgenhumoristisch-farbenreiche Skizze Spielhagen's in der Sammlung „Aus meinem Skizzenbuche", der wird das empfinden.

Norderney ist wohl auch die größte dieser Inseln, obschon Maßverhältnisse bei diesen Kindern des Seesandes immer etwas Problematisches haben. Man findet sie Morgens unter Umständen ein halb Mal kleiner, als Mittags; die Fluth macht sie abnehmen, die Ebbe wachsen. Man könnte sie Mondinseln nennen. Wer sich gewissenhaft über die Größe von Norderney zu unterrichten beabsichtigt, sieht sich voll Erstaunen vor die Thatsache gestellt, daß hier ein Buch die Länge der Insel auf fünf, dort eines auf sieben Viertelstunden, ja der getreue Eckart unserer reiselustigen Gegenwart, Bädeker, auf drei Stunden berechnet. Und während nach Letzterem die Insel zwei Stunden in der Breite mißt, schrumpft diese Breite in der Rieskohl'schen Monographie über Norderney auf „höchstens" eine Viertelstunde zusammen.

Ueberlassen wir die Ausgleichung dieser immerhin erheblichen Unterschiede dem Geographen von Fach, und versuchen wir vor allen Dingen, auf die Insel selbst zu gelangen! Das ist nun freilich nichts weniger als schwierig. Nur die Wahl macht die Qual.

Wollen wir den Dampfer von Geestemünde-Bremerhaven aus benutzen? Täglich, ausgenommen Sonntags, ist Gelegenheit dazu; in vier bis sieben Stunden sind wir da. Bequem ist die Fahrt auf dem stattlichen Dampfer; bei ruhiger See fährt das Fahrzeug des Norddeutschen Lloyd durch das offene Meer nördlich von der Inselreihe. Drohen dagegen Sturmwolken am Himmel, so arbeitet sich der Dampfer durch das seichte, stille Wattenmeer hin, links die festländische Küste, flach, oft wie mit dem Lineal gezogen, rechts blendendes Wasser, während am Horizont zuweilen die niederen Dünenreihen der Inseln auftauchen. Auch seekrank kann man werden, wenn ein tüchtiger Wind vom Jahdebusen her die nöthigen Wellen dazu liefert. Endlich, endlich —

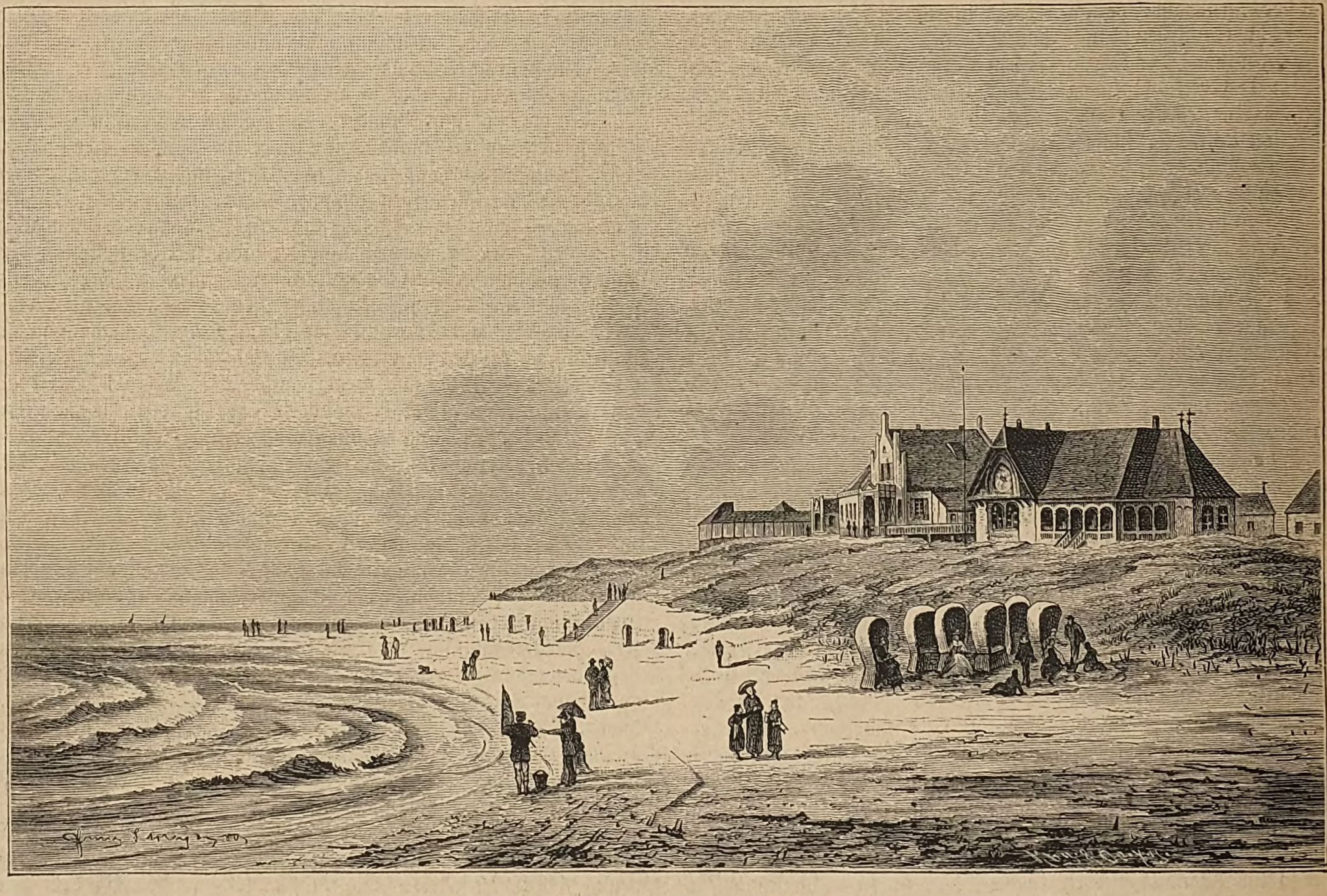
Aber wollen wir nicht lieber von Emden durch den Dollart fahren, jenen unheimlichen Meerbusen, welcher wie eine Riesenscylla an die vierzig Dörfer verschluckt haben soll?

Oder bequemer noch: fahren wir mit der Omnibusgelegenheit von Emden nach Norden und Norddeich. Dort harrt unser tagtäglich eine Ueberfahrtgelegenheit mit einem Dampfboot, welche uns nicht einmal eine Stunde, vielleicht nur eine halbe, auf der See hält.

Oder — wollen wir zu Wagen hinüber fahren?

Das ist eine einzige Fahrt. Von Norddeich geht es auf dem steinernen Damm hin nach dem Hilgenrieder Siel, durch von der Ebbe bloßgelegten Sand, durch Seewasser sogar, das bis über die Räder reicht und unheimlich und nervenerschütternd an den Wagenschlag plätschert, eine Viertelstunde lang, vielleicht eine ganze Stunde und mehr. Die Postpferde machen das so ruhig ab, als stammten sie aus dem Marstall des Heidengottes Neptun, und es giebt Leute genug, für welche das Gruseln zu den Reizen des Lebens gehört und die sich darum eine solche Fahrt loben werden. Indeß wir sind Landratten, welche gern etwas Langeweile in Kauf nehmen, wenn sie sich recht lange „auf See" fühlen können, eine Bezeichnung, welche freilich für das Wattenmeer eine Schmeichelei bedeutet. Zudem ist der Bremer Dampfer so comfortable —

Das ist Norderney.



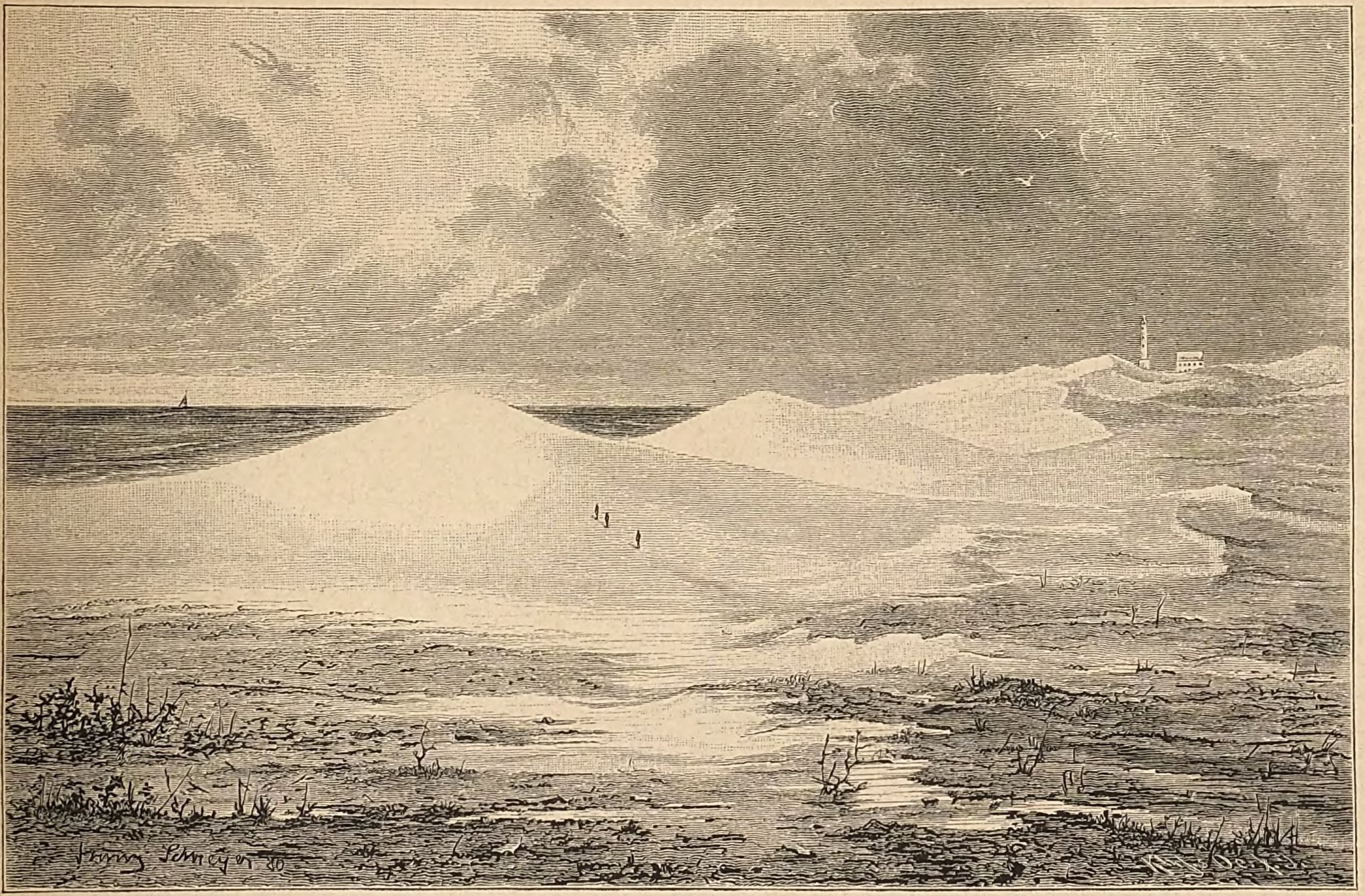
Norderney: Villa Knyphausen und Villa Fresena.

Originalzeichnung von F. Schreyer.

Am Horizont hebt sich eine Insel heraus, ein paar stattliche Gebäude, eine lange Straße niedriger Häuser, ein Landungsdamm, der sich weit in das Wasser hinein erstreckt; die Glocke läutet — wir sind da, verlassen das Schiff und besteigen einen der Wagen, welche bereit stehen, uns zum Conversationshause, dem Curhause von Norderney, zu fahren. Neugierige Augen von Curgästen, denen die Ankunft des Dampfers zu den Zerstreuungen des Badelebens gehört, wie die täglichen Concerte oder ein Feuerwerk, empfangen uns.

Da stehen wir nun mitten in dem Saisontrouble eines großen Bades — es giebt hier zwei „Saisons“, welche durch den Zeitraum von Mitte Juli bis Mitte August, die Zeit der Hitze, Windstille, des ruhigen Wassers getrennt sind. Der Ort selbst zählt über zweitausend Bewohner, und nach Tausenden zählen die jährlichen Besucher. Heuer haben hier gegen 9000 Gäste Stärkung ihrer Gesundheit gesucht. Das Conversationshaus weist alle Einrichtungen auf, welche die Curhäuser großer Bäder bieten; daneben finden sich das geboten wird, hängt der Ruf, der Besuch, die Preisstellung für die Theilnahme am Genusse ab.

Uebrigens ist der Ort unter den Inselbadeorten der Nordsee bevorzugt ausgestattet. Das Auge weilt hier zur Erholung von dem Blenden des Wassers und des Sandes gern auf dem Grün der Anlagen beim Conversationshause und dem großen Logirhause, und es giebt selbst etwas wie schattige Promenaden für die Sonnengluth. Nur denke man sich keinen imposanten Baumwuchs auf einer nordischen Düneninsel! Auch die festen Trottoirs, welche den Zwang aufheben, von Straße zu Straße bis an die Knöchel im Sande zu waten, empfindet man andern Seebädern gegenüber als eine Wohlthat. Von den drei Hauptstraßen von Norderney zieht sich die Marienstraße im Süden, an der Wattenmeerseite, hin, vom Conversationshause ostwärts nach der Schanze zu, die Victoriastraße am Weststrand entlang vom Conversationshause bis zur Strandhalle, weiterhin noch die Kaiserstraße, an deren Ende die Bremer Baugesellschaft Wohnungen „gegründet“ hat. Das Strand-



Norderney: Blick auf die „Weißen Dünen“.
Originalzeichnung von F. Schreyer.

zwei Warmbadehäuser, der nie fehlende Bazar mit den „Andenken an Norderney“, zahlreiche mehr oder minder gute und theure Hôtels und Logirhäuser, unter diesen das „große Logirhaus“ beim Conversationshaus, die ehemalige welfische Baderesidenz; da reihen sich jene einstöckigen, bescheiden möblirten Fischerhäuser aneinander, deren Bewohner den Sommer über in der Küche logiren, und sie haben ganz den obligaten Thran- und Räucherduft; da giebt es befrackte Kellner und Tables d'hôte und täglich dreimal Concerte der königlichen Badecapelle, die reichlich so gut spielt wie die Emser; da werden Ausflüge gemacht, Bootfahrten in die Watten, Landpartieen, zwei- und vierbeinig, zur Georgshöhe, zum Leuchtthurm, zur Schanze, zum Ruppertsburger Kamp mit dem kleinen Erlengehölz, zur weißen Düne im Osten der Insel. Da trinkt man Kaffee auf der Marienhöhe, zwischen Herren- und Damenbad, restaurirt sich in der „Giftbude“ über dem Herrenbade, und geht Abends zum Concert vor dem Strand-Etablissement. Aehnlich spielt sich eben der Tag in allen Seebädern ab; sie sind wie eine Mittagstafel; die äußere Physiognomie bleibt die nämliche; nur die Zahl der Gerichte und die Zubereitung sind verschieden, und von dem Mehr oder Weniger, Etablissement ist das elegantere Seitenstück zum Conversationshause. Hinter der Marien- und der Victoriastraße dehnt sich ein Gewirr von Häusern und Gärtchen mit zahllosen Wetterfahnen und Flaggenstangen aus. In der Nähe des Strandes dagegen erfreuen unter Anderm die heiter auf die See hinausblickenden Villen Knyphausen und Fresena (vergl. S. 644*) das Auge des Beschauers.

Von der Marienhöhe bei dem Strand-Etablissement schweift das Auge über den zu Füßen liegenden Strand hin, der sich links nach Südosten, rechts nach Nordosten zurücklegt; jener dient als Damen-, dieser als Herrenbadestrand, solange Badezeit ist, nämlich vom frühen Morgen bis zur zweiten Mittagsstunde. Zur Zeit der nun folgenden Ebbe wird alsdann der Strand zur Promenade, bis zu dreihundert Schritt Breite sich erweiternd. Da regt sich munteres Leben, wenn das zurückweichende Gewoge einen glatten Streifen

* Für einen Theil unserer Leser dürfte es nicht ohne Interesse sein, zu erfahren, daß die beiden obigen für die „Gartenlaube“ angefertigten Originalzeichnungen in einem gegen das Ende dieses Jahres erscheinenden Bildersammelwerke über Norderney (Braams' Verlag, Norden) Aufnahme finden werden. D. Red.

des bleichen, wasserharten Sandgrundes nach dem andern bloßlegt. Da promenirt Männlein und Fräulein in bunter Mannigfaltigkeit der Toilette oder sitzt in den wunderlichen geflochtenen Strandkörben vor Wind und Sonne gedeckt; da tummelt sich fröhliches Kindervolk, zum Entsetzen der unglücklichen Seesterne, Krabben, Taschen- und anderer Krebse, welche leichtsinnig und unvorsichtig genug waren, nicht rechtzeitig ihr eigenes Ebben bewerkstelligt zu haben, und welche nun hülflos, ausgesetzte Kinder des Meeres, im Sande krabbeln.

Völlig verändert ist die Scenerie während der Badestunden.

Dann stürzen die Fluthwellen weiter und weiter über die Sandfläche, immer mehr Terrain verschluckend. Auf der Promenade aber bewegen sich die vierräderigen Strandkarren, transportable Zellen, einst von kräftigen Fäusten geschoben und nun von einem Rößlein gezogen, und in diesen Zellen, welche zwei Schiebfenster zur Auswahl je nach der Windrichtung des Tages, wie die Eichhörnchennester, bieten, sitzt ein weibliches oder männliches Wesen und macht Badetoilette, wenn der Karren hält, und steigt dann hinaus, um an der schwieligen, nervigen Hand eines weiblichen oder männlichen Badewärters der nächsten sich überstürzenden Woge entgegenzugehen, falls es nicht vorgezogen wird, auf diese Führung zu verzichten. Wehe dem, der das in schnödem Leichtsinn thut, ohne die nöthige Standhaftigkeit der unteren Extremitäten und ohne von dem großen Geheimniß etwas zu wissen, daß man dem überlegenen Element wohl den gekrümmten Rücken, nicht aber die Brust bieten darf! Dann, Unglücklicher, spielt es nicht mit dir, in kräftigem Schwunge dich vorwärts hebend und niedersetzend, dann trifft ein Stoß des Zornes deine Brust, dessen du dich nicht versehen hast; taumelnd suchst du vergeblich dich zu halten, eine grünliche, Schaum speiende Undurchdringlichkeit fällt über dich her und nimmt dir den Athem, und kaum hast du Zeit gefunden, dich aufzuhaspeln, um deiner Lunge das dringend nöthige Quantum Luft vermittelst des geöffneten Mundes zuzuführen, so stopft dir ein zweites Sturzbad den letzteren, und zappelnd liegst du wieder dort, von wannen du aufgestanden bist. Das ist nichts weniger als gemüthlich, ist ohne Bewachung sogar eine gefährliche Sache, wenn die See hoch geht, und um gar hier ungestraft zu schwimmen, dazu gehört Ausdauer und eine zuverlässige Muskelkraft. Anders, wenn du geduldig dein Schicksal in jene Fäuste legst, welche dazu da sind, um es in richtigem Geleise zu lenken. Diese schweigsamen, schwerbeweglichen Männerkolosse, diese männerhaften, braunen, runzligen Jeskes, Nantjes, Jantjes, Jates, Tates oder wie sie sonst heißen, halten für dich unentwegt Stand, bis du den „zweiten Schauer“ in deinem inwendigen Menschen nahen spürst. Dann geht es wieder in das Gehäuse mit den vier Rädern; du klingelst; es wird eingespannt und mit den äußerlichen Erfordernissen des modernen Menschen versehen, entklimmst du drüben und suchst dich in sanfter Promenade zu beruhigen.

Vom Strande steigt die Dünenkette empor, hinter welcher der Ort so hart liegt, daß Jeden, der die Wirkung der Sturmfluthen kennt, von Rechtswegen ein Fürchten ankommen müßte, die Häuser möchten eines Tages mitsammt der Düne von der Fluth weggeleckt und verspeist werden.

Es gab eine Zeit, da die Gefahr nahe genug lag, und das war in den fünfziger Jahren. Ist es doch eine Thatsache, daß alle diese Inseln durch Fluth und Wind im Westen und Norden ab-, im Osten und Südosten zunehmen, sich sozusagen auf der Wanderschaft befinden. Eine Sturmfluth in der Sylvesternacht von 1854 auf 1855 riß die Dünen der West- und Nordwestseite der Insel bis zu achtzig, an einer Stelle sogar bis zu hundertsechszig Fuß Breite ab. Da war es klar: noch ein paar solche Elementarereignisse, und das Geschick des Ortes war besiegelt — wenn nicht gründlich für Schutz gesorgt wurde. Die hannöverische Regierung griff denn auch ein und half durch Küstenbefestigung ab. (Vergl. „Gartenlaube“, Jahrgang 1881, Nr. 21.)

Die schmale, langgestreckte Insel gleicht einem Kometen. Bad Norderney im Westen bildet den Kern, während der Schweif sich östlich nach der Nachbarinsel Baltrum zu in das Seegat Wichter Ee verliert. Die Küste im Westen und Norden ist wesentlich durch die Düne charakterisirt, deren Fuß sich als flacher, leichtgeneigter Strand in das Meer senkt. Ihr Grund ist Sand, der alte Urboden der Insel; dann kommt regelmäßig zwischen Sand gelagert eine dünne Schicht von Darg, einer torfartigen Masse, welche aus Blättern, Halmen und Wurzeln des gemeinen Rohrs, Resten einer uralten sumpfigen Schilf- und Binsenvegetation, verfilzt ist. Wehe dem Unseligen, welcher es versucht, diese Masse als Torf zu brennen! Er wird Düfte riechen, welche sonst nur die Hölle kennt. Als Perle unter den Inseldünen steht die weit östlich liegende „Weiße Düne“ (vergl. unsere Abbildung S. 645) da, eine kolossale, nahe an hundert Fuß hohe, in alpenartigen Contouren aufsteigende Pyramide feinkörnigen, fast weißen Sandes, von deren Spitze man einen weiten Rundblick hat: Sand, Luft, Wasser, eine Dreieinigkeit, welche hier in der unzerstückelten Massenhaftigkeit der einzelnen Factoren von gewaltiger Wirkung ist.

Düne ist im Grunde auch das Innere der Insel, Sand, Sand und wieder Sand, unregelmäßig an der Oberfläche sich hebend und senkend, mit dürftiger, kränklicher Vegetation: der Zwergweide, Halmgewächsen, Pimpinellröschen, Erika und sonstigen unscheinbaren Pflänzchen verschiedener Art. Einen eigenthümlichen Charakter trägt nur der Südstrand und der äußerste Osten.

Der Wattstrand im Süden ist nicht mehr reiner Sand. Die Binnenwässer, welche sich in das Wattenmeer ergießen, führen Kalk, Thon, animalische und vegetabilische Reste mit sich, welche sich, sobald salzige und süße Fluth zusammentreten, als feiner grauer Schlamm, „Schlick“ genannt, zu Boden schlagen, besonders in dem ruhigen Uferwasser. Die Zugabe dieses Schlicks ermöglicht das Auftreten einer eigenthümlichen und üppigen Vegetation, aber im Wirkungsbereiche der Fluth zieht der Mensch keinen Vortheil aus diesen günstigen Bodenverhältnissen. Durch Eindeichung ist indessen im Südwesten ein schöner Wiesenwuchs gewonnen, auf welchem viele ostfriesische Kühe sich wohl nähren. Auf dieser Seite der Insel befindet sich übrigens auch die Rhede für die Fischerboote.

Wo im Osten das Dünenland aufhört, bietet sich ein verwandtes Bild. Dort senkt sich das Sandterrain flach und flacher, anfangs von kleinen, mit Strandhafer bewachsenen Erhöhungen durchsetzt; dann kommt eine Strecke, wo das Wasser und der sandige Boden heimliche, gefährlich trügerische Verbindungen eingehen, „ein unheimlicher Bereich von superfeinem Sand, welcher dem Wanderer unter dem einen Fuße weggleitet, während der andere bereits in einem grünen Sumpfe versinkt, den man für ein Stück Wiesenland gehalten,“ wie Spielhagen diesen Theil der Insel schildert. „Und dann zischelt es in den Binsen, in die man plötzlich, man weiß nicht wie, gerathen ist, und die Binsen haben ein schmutziges, klebriges Aussehen, als ob sie alle schon einmal im Leben ertrunken gewesen wären, und das sind sie auch, und öfter als einmal; denn das Meer ergießt sich bei Springfluthen über das ganze Gebiet, wie eine Boa constrictor sich erst ihr Opfer zurechtleckt, bevor sie es verschlingt.“

Hier im Osten entfaltet sich auch das reichste Thierleben. Im Sande gräbt das wilde Kaninchen seinen Bau, vor Allem aber wimmelt es in und über dem seichten Wasser von Seegevögel aller Art, und die Nimrode unter den Inselbesuchern können es sich nicht leicht versagen, mit der gemietheten Schießwaffe im Arme einen Streifzug in dieses Gebiet zu unternehmen. Da schweben mit ihrem breiten Flügelschlage die Mantelmöven und Lachmöven, die Raubmöven und andere Genossen der Sippe, besonders häufig die graziösen Seeschwalben; da laufen und stelzen die Regenpfeifer, Säbelschnäbler, Austernfischer, Strandläufer; hoch in der Luft schwebt wohl ein See-Adler oder Wanderfalke. Es ist freilich leichter, diese Geschöpfe zu treffen, als der Beute beizukommen, es sei denn, daß man zu Kahn jagt, wobei etwa auch ein Seehund, ein Tümmler zum Schusse kommt. An Vögeln findet man übrigens auf dem festen Boden auch den und jenen Bekannten aus der Sängerwelt, welche unsere heimischen Gebüsche belebt.

Ungleich ergiebiger und mannigfaltiger an Beute ist die Jagd der Fischer in der Fluth, welche mit Netzen, vorzugsweise aber mit Grundangeln betrieben wird; aus dem Sande gegrabene Tobiasfische, Quappen oder Pierer bilden dabei die Köder. Der Schellfisch- und Kabeljaufang liegt freilich außerhalb der Saison. Allein die Schollenarten und mancher andere seltsam gestaltete Meeresbewohner bieten sich dem Netze, selten nur der in den Ostseebädern ständige Häring.

Ein hohes Interesse nehmen die krebsartigen Geschöpfe in Anspruch, die Krabben, Taschenkrebse, Einsiedlerkrebse, Garneelen, letztere im Juni in ungezählten Mengen vorhanden. Da sind Gliederwürmer, Schnecken und Muscheln, Seesterne und Seescheiden, See-

gurken, Quallen und Actinien — eine reiche Auswahl für neugierige Augen. Und einen wahren Aufruhr erzeugt es, wenn im Abenddunkel jene geheimnißvollen mikroskopischen Geschöpfe, deren Anblick so mancher Inselgast vergeblich ersehnt, wie ein phosphorescirendes Oel gelegentlich das Wellenspiel beleben.

Meeresleuchten! Ein Ruf, der jede Nachtruhe stört, jede andere Beschäftigung unmöglich macht, als die eine: mit weitgeöffnetem Auge auf den blassen grünlichen, mit den Wellen tanzenden und sich überschlagenden Glanz hinauszustarren.

Den Hauptreiz bietet doch immer das Meer selber, ob nun der Himmel blaut und die wie ein Chamäleon in Farben spielende Fluth melancholisch ruhige Wogen wälzt, ob die Schaumkämme trotziger aufzischen und lauter branden, oder ob sich der Himmel mit wüstem Braun, schmutzigem, röthlichem, schwefelig angehauchtem Wettergewölk verhängt, Dunkelheit am Tage über dem Wasser lagert, der Sturm seine schauerliche Stimme erschallen läßt in das Toben und Wüthen, das Schaumschleudern und Brüllen des Proteus-Okeanos, des ewig ungefesselten Titanen.

Nur eine Regenwoche ist fürchterlich hier: nichts sehen, als die geschäftigen Striche, welche dicht wie Notenlinien neben einander niederziehen, nichts hören, als den hohlen Ton der Brandung und das Rieseln und Klatschen, nichts fühlen, als die durch alle Kleider dringende Feuchtigkeit, welche Leib und Seele frösteln macht — puh! Doch, man muß auch darauf gefaßt sein. Und nirgendwo hat man besser Gelegenheit stoischen Gleichmuth zu lernen, als hier, von den schweigsamen, auf alle Wechselfälle des Geschickes gefaßten, ruhig und schwer ihres Weges wandelnden Inselbewohnern.

Es ist friesischer Schlag, mit der ganzen zähen Ausdauer und Arbeitskraft dieses Stammes ausgestattet. Im achtzehnten Jahrhundert zählte die Flotte von Norderney dreißig bis vierzig Kauffahrteischiffe. Die lutherischen Bewohner zahlten dem ostfriesischen Landesherrn ein geringes Schutzgeld, und in der Mitte des Jahrhunderts wurde die Insel preußisch. Aber erst als Lichtenberg und Hufeland das Gewicht ihrer Autorität in die Wagschale warfen, beschlossen die Stände, die Idee zu erwägen, ob man dort Bade-Einrichtungen in's Leben rufen solle. Mit dem Mai 1800 begann auf Norderney die erste „Saison“. Die Franzosenzeit — Norderney wurde königlich holländisch und dann sogar kaiserlich französisch — ließ alles stocken. Mit dem Jahre 1815 fiel die Insel an Hannover, 1866 an Preußen.

Der Uebergang an Preußen hat zwar dem Bade seinen aristokratischen Anstrich genommen, nicht aber seine Frequenz geschädigt, zudem allerlei gefördert — der Landungsdamm, der Leuchtthurm, die Sorge für den Dünenschutz, das große Strandetablissement und das neue Badehaus gehören hierher. In den Herzen der Bewohner hat der Uebergang keine Spuren zurückgelassen; wesentliche Bedeutung hat für sie nur die Physiognomie der Saison. Nach dem Ablauf des überaus milden Winters wird der Familienhammel in das Gärtchen beim Hause gebracht und festgebunden; die Stuben werden geweißt und hergerichtet — und nun kann der sehnlichst erwartete Gast kommen. Dann beginnt das lustige Saisonleben, um im September zu verregnen und zu verwehen, bis der letzte Fremde scheidet und Alles in die Lethargie der todten Jahreszeit zurücksinkt. So war es bis jetzt wenigstens; in der Zukunft dürfte auch während des Winters in Norderney reges Leben herrschen; denn zum ersten Male wird im laufenden Jahre unter Professor Beneke's Leitung auf dieser Insel eine Winterstation errichtet.

Man kann nicht von Norderney scheiden, ohne jener Hämmel zu gedenken, welche durch Spielhagen eine lustige Berühmtheit erlangt haben. Man höre seine Schilderung dieser Geschöpfe:

„Der Norderneyer Hammel ist ein hochbeiniges, breitbrustiges, langrückiges Thier von der Größe jenes berühmten Widders aus der Stammschäferei des Polyphem, und sein habitueller Gemüthszustand ein bis zur Melancholie des Wahnsinns sich vertiefender Ernst. Schon physiognomisch ist dieser Ernst deutlich erkennbar in dem Meer von Schmerz, das um die hohlen Augen herumliegt und sich in einem ununterbrochenen Strom die lange Nase herabgießt. So steht er, mit dem Einzug des Gastes tief in das Innere der Insel in eine Verbannung geführt, welche bis zum Wiederabzug dieses Gastes dauert, regungslos auf den Dünensand starrend. Endlich hebt er das Haupt zu den Wolken, die schwer über ihn dahinziehen und im nächsten Augenblick einen Schauer auf ihn herabschütten werden, den vierunddreißigsten heute Vormittag. In den Stapfen seiner Hufe sammelt sich der Regen, der eben losbricht — ein Zeichen, daß der Sand vollkommen getränkt ist. Und jetzt, jetzt! — über seinen breiten Rücken gleitet ein dünner, kalter Strahl — er kann, er will's nicht glauben, und doch, es ist nicht anders: der Regen hat sich einen Weg durch sein Fließ gebahnt! und die feuchten Wimpern auf die halbgebrochenen Augen senkend, erhebt er seine Stimme.

Es ist nur ein Ton, aber welch ein Ton! ein Ton, tief, wie das tiefste Register einer Orgel, stark, wie die Drommeten Jerichos; ein Ton, der eine Welt von Schmerzen nicht sowohl in sich schließt, als von sich giebt, ausgiebt, zu den Wolken schreit, die droben hangen, zu den Möven, die schweren Flugs vorbeischwingen — ein Ton absoluter Hoffnungslosigkeit auf jedes Glück hienieden und in einem zukünftigen Leben, an das jeder glauben mag, wer kann — ein Ton, der gewissermaßen das Band zwischen dem Hammel und seinem Schöpfer zerreißt und das Tischtuch zwischen ihm und den Menschen mitten durchschneidet. Dieser Ton, der, einmal ausgestoßen, zur Zertrümmerung und Vernichtung einer schönen Welt voll Licht und Frieden und Sonnenschein zu genügen scheint — er erdröhnt nun in regelmäßigen Pausen von fünf bis zehn Minuten wieder, Tag und Nacht, bis der Abgrund sich zu deinen Füßen aufthut und dein Herz in dir verzagt — —“

Ist das nicht lustig genug?

Glücklicher Hammel, der du einen solchen Sänger deiner Unsterblichkeit gefunden hast!

B.

Die Wandlungen des Jagdrechts.

Zur Geschichte des edlen Waidwerks.

In der geschichtlichen Wandlung und Entwickelung des deutschen Jagdrechts begegnen wir dem uralten Kampfe zwischen der Satzung des Naturrechts und des Menschenrechts, des Rechts, wie es im Bewußtsein des Volkes lebt, und des künstlich gewordenen Rechts, das berufen ist, das Interesse einer einzelnen Classe zu schützen, einer Classe, welche gleichzeitig auch das Privileg der Macht für sich hat. So wird die Geschichte des Jagdrechts gleichzeitig eine Geschichte der Revolution, des Classenhasses, der socialen Bewegung im engeren Sinne.

Mit dramatischer Schärfe und in packender Verkörperung hat der bekannte Historienmaler W. Räuber in seinem, diesem Artikel beigegebenen Bilde eine Phase der Entwickelungsgeschichte dieses Rechts zur Anschauung gebracht, in welcher die Gegensätze in höchster Steigerung neben einander gestellt sind. Die beiden äußersten Stände in der gesellschaftlichen Stufenleiter des späteren Mittelalters, zwischen denen jener Kampf ausgekämpft wird, der Stand des Bauern und der des Adels, treten hier in drastische Berührung, bei welcher die ganze Ohnmacht und Schutzlosigkeit des ersteren und die volle Macht und herrische Willkür des anderen körperlich zur Erscheinung kommen. Gnad- und schonungslos jagt in toller Parforcejagd die wilde Hunde- und Menschenmeute zerstörend über das Eigen des Landmannes dahin, das dieser durch harte Arbeit zu einem zinstragenden Capitale für sich und die Seinen gewandelt hat. Im Gefühle seiner Ohnmacht beugt er nicht nur den Rücken vor den Hufen des Rosses und vor der geschwungenen Reitgerte der vornehmen Herrin, sondern er verstärkt dieses Gefühl auch noch durch den unterthänigen Gruß mit der Mütze, zu dem er sich mitten in der Herbigkeit der Situation anschickt. Die Bäuerin aber hat gegen die gewaltsame Zerstörung ihres mit pflegender Hand großgezogenen Kleinodgärtchens nur Töne der Klage und des Jammers. Es ist, als ob inmitten dieser Flucht der Empfindung und des Mitleids nur Einem aus dieser Gruppe das Gefühl für das begangene Unrecht nicht abhanden gekommen sei: dem sich gegen den Niederritt des Zaunes wild aufbäumenden Rosse des einen der Reiter.

Gerade in jener Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege, auf

welchen die Costümirung der Figuren unseres Bildes hinweist, war der geschichtliche Moment eingetreten, wo das Recht der Ausübung des edlen Waidwerks zu einem Hoheitsrechte des Landesherrn gestempelt wurde, zu einem von diesem wieder an den höchsten Stand, den Stand des Adels, verliehenen Privileg. Es hatte lange gedauert, bis es dahin kam; denn das öffentliche Rechtsgefühl kämpfte beständig gegen diese Monopolisirung an. Im Rechtsbewußtsein des Volkes hat darum auch diese Auffassung nie Platz gegriffen. Dort galt ein anderes Gesetz.

Nach uralten germanischen Rechtsbegriffen war nämlich Wald, Weide und Wasser Gemeingut. „Jagd und Wasser," lehrte ein alter Rechtsspruch, „sind gemein." Jeder freie Mann, der da Waffen tragen durfte, sollte auch das Recht haben, diese zu gebrauchen im Kriege des Friedens, das heißt in der Jagd gegen alles, was da kreucht und fleucht. Die Jagd war gewissermaßen die Kriegsschule in der Zeit des Friedens. Mit ihr schloß in der germanischen Urzeit neben Spiel, Gelage und dem Rathe der Gemeinde der Kreis der Lebensthätigkeit des Mannes ab. „Es soll jedes Wild in dem Rechte desjenigen sein, in dessen Gewalt es ist — wer die Vögel fängt, deß sind sie." So lautete die Norm des alten Rechts.

Mit dem Uebergange von Grund und Boden aus dem Eigenthum der Gesammtgemeinde in das Eigenthum des Einzelnen wuchs die Ausübung und Pflege des Waidwerks naturgemäß zusammen mit dem Besitze des Revieres, auf dem das Wild lebte und sich bewegte. Bald aber begann die Umwandlung des Naturwaldes in den Culturwald, den Forst. Diese forstliche Pflege, welche der Staat in seine Hände nahm, erstreckte sich aber nicht blos auf die Bäume, auf die pflanzlichen Nutzungen des Waldes, sondern auch auf das Wild. Man umgab dasselbe mit einem gesetzlichen Banne, dem Wildbanne, und entzog es damit sowohl dem allgemeinen Angriffe, wie dem des einzelnen Grundbesitzers. So wurde das Jagdrecht aus dem Zusammenhange mit dem Grund und Boden wieder gewaltsam herausgerissen und zu einem besonders verleihbaren Rechte des Königs gestempelt, von dem es dann wieder an die kleineren Territorialherren, an geistliche Stifte, Klöster und Reichsritter vergeben wurde.

Selbst die Aufnahme des römischen Rechts, welches in dem Grundsatze, daß das wilde Thier dem gehöre, der sich seiner zuerst bemächtigt, auf die altgermanische Rechtsanschauung zurückging, vermochte den Gang der geschichtlichen Entwickelung nach jener Richtung hin nicht zu durchbrechen. Weil es nur der hohe Adel war, der mit dem Wildbanne belehnt wurde, so hieß es im Volke nicht ohne ironisirenden Beigeschmack: „Wo Edelleute sind, da sind auch Hasen."

Mit der Erstarkung der Landeshoheit wurde dagegen die hohe Jagd das alleinige Vorrecht des Landesherrn und damit der Wildbann des Adels wieder eingeschränkt. Man brachte das Recht der Ausübung der hohen Jagd gleichzeitig in Verbindung mit dem allein dem Landesherrn zustehenden Rechte der Ausübung der peinlichen Gerichtsbarkeit („an Hals und Hand").

„Wohin der Hirsch mit dem Fange,
Dahin gehört der Dieb mit dem Strange."

So gelangte das Leben des Edelwildes in dieselbe Werthclasse mit dem Leben des Menschen, und im Laufe der Zeit sollte sein Werth sich sogar noch darüber hinaus erhöhen.

Auch bei der niederen Jagd nahm der Landesfürst die Vor- und Mitjagd in Anspruch. So kam in die Rechtsbücher die Lehre von der Existenz eines landesherrlichen Jagdregals; das gemeine Rechtsgefühl des Volkes aber hielt mit altgermanischer Zähigkeit an dem Grundsatze fest, daß Jagd und Wald ein freies Eigen seien. Sobald nun in der Geschichte der socialen Entwickelung ein Druck von unten nach oben stattfand, trat auch der zurückgedrängte Gedanke der Jagdfreiheit wieder in den Vordergrund. Schon im dreizehnten Jahrhundert findet er einen Ausdruck in Freidank's Bescheidenheit, einem bekannten mittelalterlichen hochdeutschen Spruchgedichte, in dem es heißt:

„Die Fürsten zwingen mit Gewalt
Fels, Stein, Wasser und Wald;
Dazu nehmen sie die Thiere wild und zahm,
Und machten's auch so mit der Luft gern allsam,
Die muß uns aber doch gemeinsam sein.
Könnten sie uns auch den Sonnenschein
Verbieten, nicht minder Wind und Regen,
Man müßt ihnen den Zins auf Gold abwägen."

Als gegen das Ende des fünfzehnten und im Beginne des sechszehnten Jahrhunderts die Bauern sich überall gegen die Herren gewaltsam erhoben, bildete der auf ihnen lastende Jagddruck eines der Hauptmotive ihrer socialen Unzufriedenheit, und in den zwölf Artikeln, in denen sie ihre Forderungen zusammengestellt hatten, stand der Anspruch, daß sie wieder mit den Fürsten Wald und Wasser gemeinsam haben wollten, daß Wild, Vogel, Fisch und Holz frei sein sollten, obenan.

Je erbitterter aber der Kampf geführt wurde, um so mehr bewegte er sich auf beiden Seiten in's Maßlose. Auf der einen Seite wurde der Wildbann, die Jagdschranke, auf alles Wild, außer den Vögeln und Bienen, ausgedehnt, zuletzt aber auch der Vogelfang, die Anlegung eines Vogelherds, zu einem Vorrechte des Adels gemacht, und nur die Sorge um das lohnendere Wild schloß gemeinschädliche und werthlosere Thiere wie Füchse, Wölfe, Bären von dem Wildbanne aus. Als eine nothwendige Folge des Jagdrechts erschien dann auch das Recht des Hegens, der jagdmäßigen Pflege des Wilds. „Wer darf jagen, der darf auch hagen."

Damit aber gesellte sich zu dem verletzten Rechtsgefühle für den Bauer, den Proletarier des Mittelalters, noch die Zufügung eines materiellen Schadens. Man verbot ihm nicht blos die Vernichtung, die Abwehr des Wildes von und auf seinem Eigen; man verpflichtete ihn auch noch, sein Wirthschaftssystem zu Gunsten der Wildpflege einzurichten, verbot ihm z. B., um das Gedeihen der jungen Hasen- und Hühnerbrut nicht zu stören, das Jäten und Aufhacken des Ackers, das Heuen und Stoppeln, ja, damit der Wohlgeschmack der Rebhühner nicht leide, das Düngen der Aecker mit gemeinem Dünger; man zwang ihn endlich zu Frohndiensten bei der Hetze und Suche des Wildes.

In Folge dieser Hegung nahm auch der Wildstand eine ungewöhnliche Ausdehnung an. Man hat nachgezählt, daß unter der Regierung des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen unter Einrechnung der Bären und Wölfe allein 800,000 Stück Wild im Lande Sachsen erlegt worden sind, und nach den eigenen Jagdtagebüchern des Kurfürsten Johann Georg des Ersten von Sachsen wurden in den Jahren 1611 bis 1653 in Summa 113,629 Stück Wild erlegt, unter denen sich allein 28,000 wilde Schweine befunden haben. Gerade die Wildsau war aber das dem bestellten Felde gefährlichste Thier; denn der Einbruch eines einzigen Rudels in ein Saatfeld konnte in einer Nacht die Resultate der mühevollen Arbeit eines ganzen Sommers vernichten.

Unter solchen Umständen bildeten auch beim seligen Reichskammergericht die Processe wegen Wildschadens eine stehende Rubrik.

„Der Wohlstand des Wildes," heißt es in Weber's „Demokrit", „wurde höher geachtet, als der Wohlstand des Volkes. Menschen hatten," fährt der rücksichtslose Satiriker fort, „durch den fleißigen Anbau ihrer Erde Hirsche und Schweine verscheucht, den Ur, Eber, Bär und Wolf nach dem hohen Norden getrieben; jetzt vertreiben Hirsche und Schweine den Menschen in die freien Wälder Amerikas."

In der That, war gerade im achtzehnten Jahrhundert zu Zeiten jener Versailler Hofwirthschaft, wie sie auch an den kleinen deutschen Höfen nachgeäfft wurde, der Jagdsport, um ein modernes Wort zu gebrauchen, am stärksten in Uebung. Er wurde, wie aus der Schilderung der damaligen Jagdfeste hervorgeht, mit dem größten Luxus und oft mit einem Raffinement betrieben, von dem wir heute kaum noch eine Vorstellung haben. An jenem Feste, das der Herzog Karl von Württemberg im Jahre 1782 zu Ehren seines Gastes, des russischen Thronfolgers, Großfürst Paul, gab und das dem Regimentsmedicus Friedrich Schiller die Gelegenheit bot, den bedrückenden Banden der Karls-Schule und des Gamaschendienstes zu entfliehen — an diesem Feste wurden aus allen Forstrevieren des Landes gegen 6000 Hirsche nach dem herzoglichen Lustschloß Solitüde getrieben, wo ein lebendiger Zaun aufgebotener Bauern ihren Durchbruch verhinderte. Dort sollten sie, nach dem Festprogramm, alle auf eine Anhöhe getrieben und von da gezwungen werden, sich in einen See zu stürzen. Ein im See aufgebauter Pavillon aber bildete den Schießstand der fürstlichen Schützen.

So wurde das arme gehetzte Wild zwischen die Alternative des Feuer- oder des Wassertodes gestellt. Selbst russischer Nerven schien das zuviel; denn man sagt, der Großfürst habe sich unwillig abgewandt und keinen Schuß gethan.

Gegen diesen Druck von oben, in der maßlosen Ausbeutung des Jagdrechts, erfolgte nun ein Druck von unten. Da der in



Eine Herrenjagd im siebenzehnten Jahrhundert.
Nach dem Oelgemälde von W. Räuber.

seinem Eigenrechte gekränkte Landmann keinen gesetzlichen Schutz fand, so griff er zur Selbsthülfe und begann den Vernichtungskampf wider die Feinde und Schädiger seines Eigenthums auf eigene Faust. Er griff nach dem Gewehre und wurde unter dem Schutze des Waldes und der Nacht zum Wilderer.

Im Rechtsgefühl des Volkes hat das Verbrecherische der Wilddieberei nie Anerkennung gefunden. Ihm galt das Wildern immer nur als die Ausübung eines ureigenen, unrechtmäßiger Weise verkümmerten Rechts, als ein Act der Nothwehr wider einen rechtlosen Eingriff in die Sphäre des eigenen Rechts. Am schlagendsten wird dies documentirt durch die Geschichte des Meisters aller Wilddiebe, jenes zu einer historischen Berühmtheit aufgebauschten baierischen Hiesel (Matthias Klostermaier); denn er konnte nur deshalb allen Anstrengungen der Forst- und Polizeibehörden, seiner habhaft zu werden, Jahrzehnte lang trotzen, weil er im Schooße der Landbevölkerung die lebhafteste Unterstützung fand. Er galt als der heldenhafte Vollstrecker eines dem Volke selbst versagten Rechts; das Volk nahm auch keinen Anstand, diesen Wilderer in Wort und Lied zu feiern und ihm einen wahren Cultus der Verehrung zu weihen. Ein in ganz Altbaiern zu jener Zeit gesungenes Lied preist ihn als den „Fürst der Wälder, dessen Reich so weit gehe, als der Himmel blau ist"; denn das Wild „auf weiter Erde sei freies Eigenthum"; das Lied läßt ihn von sich sagen:

„Die Bauern geb'n mir z' essen,
Und wenn ich's brauch, noch Geld;
Drum thu ich d' Felder schützen
Mit meinen tapfern Leut."

Dieser gewaltthätige, auch hier in's Maßlose sich steigernde Widerstand rief nun wieder eine um so stärkere Reaction der staatlichen Macht hervor. Es entstanden die Strafgesetze gegen die Wilddieberei, aber längere Zeit hinderte noch die Scheu vor dem tiefgewurzelten Rechtsbegriffe im Volke ein peinliches Einschreiten. „Da Gott den Menschen schuf, da gab er ihm Gewalt über Fische und Vögel und alle wilde Thiere. Darum haben wir es von Gott beurkundet, daß Niemand seinen Leib und seine Gesundheit um dieser Dinge willen verwirken mag," hieß es noch im Rechtsbuche des Sachsenspiegels, und es erging dort noch ausdrücklich das Verbot, daß „Jemand während des Kornes Reife die Saat durch Jagen oder Hetzen betrete."

Auch die peinliche Halsgerichtsordnung Karl's des Fünften zählt den Wilddiebstahl nicht unter die Verbrechen. War es doch für den Rechtsgelehrten überhaupt schwierig, den Begriff des gemeinen Diebstahls auf das Wildern zu übertragen, da, solange das Wild frei im Walde lebte, ein Besitz oder Gewahrsam desselben juristisch nicht festzustellen war. Man mußte deshalb zu besondern Ausnahmegesetzen greifen, und daran ließen es die Herren der Particularstaaten nicht fehlen. Ja, sie griffen, z. B. wenn sie ertappte Wilderer auf Hirsche binden und den furchtbaren Todesritt reiten ließen, zu eigenmächtiger Selbsthülfe. Auch sonst ging durch diese Wilddiebgesetze der Zug erbitterter Grausamkeit.

So gebot Herzog Ulrich von Württemberg 1517, daß den Wilddieben beide Augen ausgestochen werden sollten. Von einem Erzbischof Michael in Salzburg heißt es ferner, daß er 1517 einen Bauern, der einen seinen Aeckern verderblichen Hirsch erlegt hatte, in die Haut des Thieres einnähen und auf offenem Markte von den Hunden habe zerreißen lassen, und noch im Jahre 1772 wurde in diesem vom geistlichen Jagdsport besonders heimgesuchten Ländchen das alte Gesetz erneuert: „Wer einen Steinbock tödtet oder verwundet, kommt zehn Jahre auf die Veste und erhält am Jahrestage der That fünfzig Prügel; im Wiederholungsfalle verliert er die rechte Hand und kommt zeitlebens um die Freiheit." Der im Waldreviere auf offener That ertappte Wilderer hatte vor dem Schusse des angestellten Jägers keinen größeren Schutz als das Wild selbst. Er war vogelfrei. So herrschte im Reviere des deutschen Waldes beständig das Standrecht.

In anderer Weise nahm die Phantasie des Volkes, da dieses keinen irdischen Richter für den ihm nach seinem Rechtsgefühle zugefügten Schaden fand, gleichsam Zuflucht zur überirdischen Gerechtigkeit. Sie heftete an den Leib des tollen unersättlichen Nimrod den Fluch des Ahasver, die peinvolle Strafe ewiger Ruhelosigkeit und versetzte den Peiniger des armen Bauern nach seinem Tode unter die finstere Schaar des wüthenden Heeres, der wilden Jagd, welche noch von Wuotan's Zeiten her rastlos mit furchtbarem Rüdenlärm durch die Wälder dahinbraust. Als der hervorragendsten Einer in der wilden Rotte galt der Oberjägermeister des Herzogs von Braunschweig, jener Hans von Hackelberg, von dem das Volk sich erzählte, er wäre der Lust des edlen Waidwerks so tief ergeben gewesen, daß er, von einem wüthenden Eber zu Tode getroffen, dem Priester, der ihn zu Gebet und Buße ermahnte, geantwortet habe:

„Wenn mir die Jagd nur bliebe, möchte unser Herrgott seinen Himmel schon behalten," wonach der fromme Mann sich entsetzt von ihm gewandt und ihm zugerufen habe:

„So jage denn, jage bis zum jüngsten Tage!"

Von einem Anderen, dem Wild- und Rauhgrafen, ging die Sage, er habe selbst am Sonntage, als die Glocken zur Kirche riefen, mit seinem wilden Trosse und der kläffenden Meute einen Hirsch gehetzt, habe in der tollen Hatz die Halme des Feldes, den Hirt und die Heerde und zuletzt selbst die Hütte des frommen Waldklausners zerstampft, bis ihm die Donnerstimme des Himmels ein mächtiges Halt geboten und ihn den Mächten der Hölle zur ewigen Pein überliefert habe. Nun rauscht ihm, wie es in Bürger's Ballade heißt, durch die ganze weite Welt bellend die Hölle nach:

„Bei Tag tief durch der Erde Klüfte,
Und Mitternachts hoch durch die Lüfte."

Es ist bekannt, wie in dem achtundvierziger Revolutionsjahre das alte Rechtsbewußtsein von der Freiheit des Waldes und der Jagd wieder zum gewaltsamen Durchbruche kam und dabei zu jener grausamen, planlosen Verwüstung des Wildstandes führte, von deren Folgen dieser sich nie wieder erholte. Es war dies eben nichts weiter, als der alte „Krieg um den Wald", wie ihn Riehl nennt, „der sich in allen Jahrhunderten unserer Geschichte wiederholt".

Diese gewaltsame Selbsthülfe führte indeß dahin, daß das Hoheitsrecht der Jagd verschwand und der alte erbitterte Streit insoweit eine naturgemäße Lösung fand, als das Jagdrecht nun wieder in Zusammenhang mit dem Eigenthumsrecht am Grund und Boden gebracht wurde; denn eine Rückkehr zu dem altgermanischen communistischen Gedanken des Gesammteigenthums an Wald, Wasser und Weide wäre heutzutage nicht durchzuführen; es setzt dies so einfache Verhältnisse voraus, wie sie heute nicht mehr bestehen.

Aber eine heilsame Wirkung hatte dennoch die Aufhebung des alten Rechts, durch welche der Mitgenuß des Einzelnen an Wald, Weide und Wasser geschmälert wurde; die neueste Regelung des Jagdrechts ließ den Gedanken der Besitzlosigkeit nicht aufkommen, und dieser ist es vor Allem, der unsern heutigen Socialismus erzeugt hat und ihm fort und fort neue Nahrung gab.

Fr. Helbig.

Ein Tag auf der Berliner Augustconferenz.*

Vom Prediger Dr. Kalthoff.

Am 24. und 25. August hat in Berlin wieder einmal die sogenannte evangelisch-lutherische Conferenz getagt, die sich seit einer Reihe von Jahren eine gewisse Berühmtheit in weiteren Kreisen erworben hat. Je weniger die Verhandlungen dieser Conferenz für die wissenschaftliche Theologie jemals etwas Neues zu bieten vermögen, desto interessanter pflegen sie als Symptome des allgemeinen Zustandes unserer Kirche zu sein. Die Augustconferenzen haben die Erbschaft der orthodoxen Kämpen einer früheren Zeit, der Herren Hengstenberg, Stahl und von Gerlach, angetreten. Auf ihnen wird regelmäßig vor aller Welt das Bündniß der reactionären Parteien erneuert; auf ihnen giebt der pommersche Landjunker dem märkischen Superintendenten den Bruderkuß. Was unsere Kirche an Orthodoxie und Pietismus aufzuweisen hat, ist auf der Augustconferenz vertreten.

Wer aus dem bunten Leben der Reichshauptstadt in eine solche Conferenz hineintritt, glaubt sich plötzlich in eine andere

* Unser Herr Referent war leider verhindert, den Verhandlungen des zweiten Tages beizuwohnen. D. Red.

Welt versetzt. Schon der äußere Eindruck der Versammlung läßt über den Charakter derselben keinen Zweifel: der lange schwarze, bis an die weiße Halsbinde zugeknöpfte Luther-Rock, mit dem man bekanntlich vor der Welt das Zeugniß unverfälschter Rechtgläubigkeit ablegen will, ist hier die vorherrschende Tracht. Scharfgeschnittene Gesichter mit unheimlich stechenden Augen verrathen den zelotischen Geist, der diese Eiferer für die reine Lehre beseelt. Dann wieder begegnen wir jenem süßlichen Gesichtsausdrucke, jenem himmelnden Blicke, der für einen natürlich organisirten Menschen zu dem Unangenehmsten gehört, was ihm geboten werden kann. Hier und dort begegnet man auch einer Physiognomie, der man es ansieht, daß ihr Besitzer sich eigentlich draußen am Büffet viel wohler fühlen würde, als bei den Berathungen seiner Gesinnungs- und Amtsgenossen.

In diesem Jahre war die Augustconferenz unter ganz besonders günstigen Auspicien zusammengetreten. Als vor zwei Jahren ein Redner der Versammlung das frivole Wort aussprach: „Gott segne die Reaction!" mochte er wohl selbst nicht gedacht haben, daß sein Herzenswunsch, dem er in diesem Worte Ausdruck verlieh, sobald in Erfüllung gehen würde. Noch vor einem Jahrzehnt wurde die Augustconferenz vom preußischen Kirchenregiment durchaus mit mißtrauischen Augen angesehen. Weil die Conferenz eine entschieden feindliche Stellung gegen die Union einnahm, bildete die Theilnahme an derselben ein Hinderniß der Ernennung zum Superintendenten. Heute nimmt der Präsident des Provinzialkirchenregiments Hegel neben dem Generalsuperintendenten Büchsel an der Versammlung Theil, und hervorragende Mitglieder eines unirten Kirchenregiments hören ruhig zu, wenn der erste Referent der diesjährigen Verhandlungen den Reformirten gegenüber das Wort erneuert: „Ihr habt einen anderen Geist als wir," oder wenn er als das Ziel der Versammlung die Umwandlung der Union in eine confessionell lutherische Kirche proclamirt. Heute wird den Theilnehmern der Augustconferenz von dem Minister freie Rückfahrt auf allen Staatsbahnen bewilligt! Die Vorkämpfer kirchlicher Reaction erhalten Unterstützung aus staatlichen Mitteln!

Der erste Tag der Verhandlungen begann früh Morgens um acht Uhr mit einem Gottesdienst in der Matthäi-Kirche, bei dem Generalsuperintendent Büchsel die Predigt hielt. Büchsel gehört bekanntlich nicht zu den oratorisch oder wissenschaftlich irgendwie bedeutenden Predigern der Berliner Orthodoxie. Den Grund für die Anziehungskraft, die er nichtsdestoweniger auf seine Zuhörer ausübt, möchte man vielmehr in der Kühnheit suchen, mit der sich Büchsel über die einfachsten kanzelrednerischen und logischen Regeln hinwegsetzt. Das Publicum seiner Predigten gehört fast durchweg der vornehmen Welt an, und wenn die vornehme Welt einmal anfängt „fromm" zu werden, so pflegt sie meistens in Folge ihres überreizten Gaumens einen ganz absonderlichen Geschmack zu haben. Indeß widerstrebt es dem Gefühl der Pietät, die wir einer der gemeinsamen Andacht geweihten Stunde gern entgegenbringen, diesen Theil der Augustconferenz näher zu beleuchten, wenn auch Büchsel selbst durch die Ausfälle gegen den Liberalismus, die er sich auch diesmal wieder von der Kanzel herab erlaubte, in keiner Weise Anspruch auf diese Pietät haben mag.

Gegen elf Uhr eröffnete Graf Krassow die Verhandlungen in der Berliner Flora. Am Vorstandstische hatten unter Anderem Platz genommen von Kleist-Retzow, vielleicht, der äußeren Erscheinung nach, die ansprechendste Persönlichkeit aus der ganzen Versammlung, Professor Grau aus Königsberg und der seiner Zeit zum Märtyrer der Augustconferenz gestempelte Superintendent Meinhold. Nach Erledigung einiger Formalien begann der erste Referent, Professor Sohm aus Straßburg, in weiteren Kreisen als Führer der Agitation gegen die Civilehe bekannt, seinen Vortrag über die Frage: „Was hat die Kirche vom Kirchenregiment zu verlangen?"

Schon die Wahl des Themas kann als ein Zeichen der Zeit gelten. Der Appetit kommt bekanntlich beim Essen. Hat das preußische Kirchenregiment einmal angefangen, den Gelüsten der Orthodoxie nachzugeben, so darf es sich auch nicht wundern, wenn von jener Seite immer ausschweifendere Forderungen an dasselbe gestellt werden. Man muß es dem Redner nachrühmen, daß seine Ausführungen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Das ist überhaupt immerhin das Sympathische an den Augustconferenzen, daß auf ihnen die theologischen Diplomaten noch nicht das große Wort führen, aber dafür ist auf denselben in der Regel dem Publicum die beste Gelegenheit geboten, einen Einblick in die ganze Unnatur der protestantischen Orthodoxie zu thun. Die lutherische Orthodoxie will eben ihre Stellung zwischen zwei absolut unvereinbaren Gegensätzen nehmen, zwischen dem kirchlichen Glaubenszwang und der protestantischen Glaubensfreiheit. Sie hat nicht den Muth, offen die Unfehlbarkeit der Kirche zum Dogma zu erheben, factisch aber bleibt ihr die Autorität der Kirche überall die letzte Instanz für die Fragen des Glaubens und Gewissens. Das Bekenntniß ist die rechtlich feststehende Norm des Glaubens — so belehrt uns Professor Sohm. Aber der Lutheraner, so werden wir weiter belehrt, glaubt nicht etwa, wie der Katholik, an das Bekenntniß, weil es die Kirche lehrt, sondern — weil es mit der Bibel übereinstimmt. Ja, wer controllirt denn diese Uebereinstimmung? Nicht die freie Kritik, sondern die Kirche. Sie hat behauptet, daß Bekenntniß und Bibel übereinstimmen, und wehe Dem, der diese Uebereinstimmung etwa einmal nicht finden sollte! Und wer hat denn bestimmt, daß alle Glaubensnormen der Kirche mit der Bibel übereinstimmen müssen? Doch eben wieder die Kirche, welche die Bibel nur aus denjenigen Büchern zusammengesetzt hat, von welchen sie annahm, daß sie mit den Anschauungen der schon bestehenden kirchlichen Glaubensregel übereinstimmten.

Ist nun aber das lutherische Bekenntniß die einzige Regel des öffentlichen kirchlichen Lebens, so ist es auch völlig consequent, wenn der Referent der diesjährigen Berliner Augustconferenz fordert, daß ein Jeder, auch der Laie, der ein Amt in der Kirche bekleidet, auf das Bekenntniß verpflichtet wird. Also jedes Mitglied eines Gemeindekirchenraths, jedes Mitglied einer Synode, jedes Mitglied des Kirchenregiments muß in seiner Wirksamkeit an das Bekenntniß des lutherischen Glaubens gebunden werden und hat einen Eid auf dasselbe abzulegen. Wenn das geschieht, dann ist die goldene Zeit für die Kirche gekommen, in der, wie der Referent sich ausdrückte, die geistliche Aristokratie das alleinige Regiment führt, und daß das geschehe, das ist die Forderung der Kirche an ihr Kirchenregiment! Nun ist aber doch in den deutschen protestantischen Nationalkirchen der Landesfürst oberster Träger des Kirchenregiments. Insbesondere ist in Preußen das Summepiskopat Vorrecht der Krone. Die allerdings kluger Weise unausgesprochene Forderung der Augustconferenz geht also in letzter Consequenz dahin, daß der Landesfürst nur dann in den Vollbesitz aller Rechte seiner Krone eintreten dürfe, wenn derselbe einen Eid auf das lutherische Bekenntniß ablege und sich zum Glauben an die Dreieinigkeit, die Erbsünde, an Christi Himmel- und Höllenfahrt bekenne, überhaupt wenn die Pastoren mit seiner Rechtgläubigkeit zufrieden sind.

Was hülfe es aber der Kirche, wenn auch Könige und Consistorien, Synoden und Presbyterien alle im rechten lutherischen Glauben ständen und sie nähme doch Schaden — am Kirchenvermögen! Noch ist ja das Kirchenregiment in Preußen, auch wenn es das gläubigste wäre, ohnmächtig, weil es nicht frei über die Millionen verfügen kann, die nach der Absicht der Augustconferenz zur Hebung gläubigen Sinnes nöthig sind. Das confessionslose Abgeordnetenhaus hat zum Aerger aller gutgesinnten Lutheraner das Budgetbewilligungsrecht für die Kirche. Das muß anders werden; denn die Geldfrage ist nach der Meinung des Professor Sohm das Herz der Kirche. Alles säcularisirte Kirchengut muß der Kirche zurückgegeben werden, damit Generalsynode und Oberkirchenrath über dasselbe frei zur größeren Ehre des lutherischen Glaubens verfügen können.

Das also ist das Kirchenideal dieser Herren: eine Kirche, in der das Bekenntniß das Kleid und das Kirchenvermögen das Herz ist! Um diesem Ideal zum Leben zu verhelfen, muß die Zeit ausgekauft werden, solange sie wie gegenwärtig so günstig ist — das war wiederum der kurze Sinn des langen Vortrags, den der zweite Referent Superintendent Holzheuer an das Referat des Professor Sohm anschloß.

Nachmittags gegen $4\frac{1}{2}$ Uhr beschäftigte sich ferner die Conferenz mit der Frage, wie den Gefahren zu begegnen sei, welche die Unkirchlichkeit und Sittenverderbniß der großen Städte für das Land bietet. Daß die großen Städte die eigentlichen Brutstätten des Lasters seien, daß die ländliche Einfalt nicht ängstlich genug vor jeder Berührung mit dem Leben der Großstädte bewahrt werden könne, ist ja schon längst eine Lieblingsbehauptung der ländlichen Pastoren. Wer freilich die Verhältnisse nicht durch die pastorale Brille ansieht, weiß, daß die Sittenverderbniß auf dem Lande auch ohne Einfluß der Städte groß genug ist, um den Landpastoren

den ernsten Rath zu geben, sie sollten zuerst einmal vor ihrer eigenen Thür kehren. Es handelt sich ja auch eigentlich für die orthodoxen Herren weniger um die Sittlichkeit als um die Gläubigkeit. Da ist allerdings der Einfluß der größeren Städte gefährlich. Das von denselben ausgehende geistige Leben klärt auch die Köpfe der Landbevölkerung auf, und der Bauer fängt allmählich an stolz darauf zu sein, daß er nicht mehr so dumm ist, alles zu glauben, was ihm vorgeredet wird. Natürlich wird das der Orthodoxie unbequem; sie klagt deshalb die großen Städte an, daß sie die Hauptschuld an der „Mißachtung der Autoritäten" tragen.

Besonders aber war es die Presse, über welche sich die ganze Schale des pastoralen Zornes ergoß, und bei dieser Gelegenheit wurde auch der „Gartenlaube" die Ehre zu Theil, vom Hofprediger Stöcker als Repräsentantin der „Schandpresse" bezeichnet zu werden. So sind ja jene Herren: die Begriffe von sittlich und unsittlich sind ihnen übergegangen in die Begriffe von gläubig und ungläubig. Man kann nach besten Kräften für die Verbreitung edler Gesittung, für die Förderung humaner Bestrebungen arbeiten — das rettet Niemand vor dem Bannfluche, sobald diesen Arbeiten der Stempel specifischer Kirchlichkeit fehlt. Wer erst gar wagt, dem Volke die Ketten zu zeigen, welche die Hierarchie dem Geist schmiedete, wer die Lüge und Heuchelei aufdeckt, welche die Orthodoxie im Gefolge hat, der ist unrettbar dem Verdammungsurtheil verfallen. Ein achtzigjähriger katholischer Bischof hat am Anfang dieses Jahrhunderts auf dem Sterbebett den Ausspruch gethan: es gäbe keinen unversöhnlicheren Haß als den der Sclavenhalter und — der Priester.

Es ist einmal die scherzhafte Bemerkung gemacht worden, das Beste wäre, wenn Stöcker zum preußischen Cultusminister erhoben würde; dann hätte er in vier Wochen abgewirthschaftet, und wir wären ihn für alle Zeiten los. Man könnte von der ganzen Augustconferenz sagen: das Beste wäre, wenn einmal alle ihre Forderungen erfüllt würden; dann könnten wir sicher sein, daß unser Volk sich nur um so mächtiger gegen den geistigen Druck empören würde, den es alsdann zu erdulden hätte. Indeß, wenn es auch ewig wahr bleibt, daß neues Leben aus den Ruinen erblüht, ist es darum nothwendig, daß stets erst Ruinen da sein müssen, wenn neues Leben entstehen soll? Müssen denn immer erst die stolzesten Errungenschaften unserer Cultur in Frage gestellt, die niedrigsten Leidenschaften der Menschen entfesselt werden, damit die träge Masse von brennender Sehnsucht nach Besserem erfaßt werde und ein neuer Aufschwung der Geister sich fühlbar mache?

Eine angesehene liberale Zeitung tröstete sich beim Rückblick auf die Augustconferenz damit, daß die von derselben beschlossenen Resolutionen ohne jede praktische Wirkung bleiben werden. Ist das aber nicht schon eine praktische Wirkung, wenn nun ein halbes Tausend Pastoren nach der Conferenz in ihre Gemeinden zurückkehren, um dort die neuen Schlagwörter, mit denen sie sich in Berlin durch ihre Führer haben ausrüsten lassen, weiter zu geben und die alte Minirarbeit gegen unser modernes Culturleben mit neuen Kräften wieder zu beginnen? Was haben wir denn jener Arbeit entgegenzusetzen? Als vor wenigen Wochen in Berlin der Protestantentag aus ganz Deutschland zusammentrat, betrug die Zahl der activen Theilnehmer an demselben etwa den vierten Theil derjenigen, die sich zur Augustconferenz allein aus Preußen eingefunden hatten. Man sieht: wenn es sich um die Arbeiten des kirchlichen Gemeindelebens handelt, bietet die confessionelle Partei ihre tüchtigsten und rührigsten Kräfte auf, aber unter den Freisinnigen hält es meistens schwer, nur nothdürftig die Zahl der erforderlichen Candidaten zusammenzubringen, während die einflußreichsten und leistungsfähigsten Kräfte von den Arbeiten der kirchlichen Reform sich zurückziehen. Dort Rührigkeit, Macht und Ansehen, hier Schlaffheit, Gleichgültigkeit, im besten Falle ein momentanes Aufflackern ohne Ausdauer — das ist im Großen und Ganzen die Signatur der Heerlager, die sich im kirchlichen Kampfe gegenüberstehen. Wenn diese Signatur sich nicht wesentlich ändert, werden wir bei jedem Schritt, den wir rückwärts machen, bekennen müssen: Nicht die Stärke der Gegner, sondern unsere eigene Schwäche ist die Ursache der Reaction.

Blätter und Blüthen.

Das Brockhaus'sche Conversations-Lexicon in neuer Auflage. Zu den ältesten literarischen Hausfreunden des deutschen Volkes gehört das Brockhaus'sche Conversations-Lexicon. Dem Lernbegierigen ein kenntnißreicher Lehrer, dem Gedächtnißschwachen ein stets bereiter Retter in der Noth, hat es sich in der deutschen Familie wohlverdiente Achtung und Liebe erworben — und heute erscheint der alte Freund, die Vortheile, welche die in Wissen und Technik fortgeschrittene Zeit ihm bietet, klug benutzend, in neuem Gewande. Aber nicht nur modischer und prächtiger am Kleide, er ist, wie an Jahren, so auch an geistigem Inhalte und an erfahrungsvoller Weisheit reicher geworden.

Es ist die dreizehnte Auflage, in der das Lexicon soeben zu erscheinen beginnt, nicht ein bloßer Neudruck, sondern eine vollständig umgearbeitete und wesentlich erweiterte Ausgabe des Werkes. Der hervorragendste Unterschied dieser Auflage besteht den früheren gegenüber in einer erheblichen Vermehrung der Artikel, ferner in der Beigabe von Abbildungen.

Bei der Vermehrung der Artikel ging die Verlagshandlung von dem Wunsche aus, durch Auskunftsertheilung über jede Frage des Wissens und des Lebens dem höchsten und letzten Ziele immer näher zu kommen, welches die lexicalische Literatur sich stellen kann. Die für so viele Wissensgebiete unentbehrliche Ergänzung des Wortes durch das Bild aber hielt sie für eine Forderung der Zeit, der sie sich nicht verschließen durfte, und so wird sie diese neue dem deutschen Volke auf's Wärmste zu empfehlende Auflage des Lexicons mit Abbildungen und Karten auf nicht weniger als vierhundert Tafeln schmücken; dieselben werden durch die verschiedensten graphischen Verfahren: Holzschnitt, Phototypie, Lithographie und Farbendruck hergestellt und auch einen vollständigen geographischen Atlas darbieten; außerdem werden Abbildungen in den Text gedruckt, wo dies zum besseren Verständnisse nöthig erscheint. Das Papier ist holzfrei, also dem Vergilben nicht ausgesetzt.

Wir geben dieser neuen Auflage des altbewährten trefflichen Conversations-Lexicons die besten Wünsche mit auf den Weg in das deutsche Heim.

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das dritte Quartal des laufenden Jahrgangs. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das vierte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche **nach Beginn des Vierteljahrs** aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig statt 1 Mark 60 Pfennig). Auch wird bei derartigen verspäteten Bestellungen die Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern eine unsichere.

Die Verlagshandlung.

Für das nächste Quartal liegt uns außer der nur noch wenige Nummern umfassenden Fortsetzung der Godin'schen Erzählung „Mutter und Sohn" die gehalt- und stimmungsvolle Novelle:

„Das Krüppelchen" von Karl Theodor Schultz,

dem allbeliebten Verfasser von „Felix", vor, und werden sich an dieses fein entworfene und spannende Seelengemälde einige kürzere Novelletten anschließen.

Unter den zahlreichen belehrend-unterhaltenden Beiträgen aus allen Gebieten des Wissens und Lebens seien hier nur genannt: instructive Artikel über die internationale elektrische Ausstellung in Paris von Ernst Hinkefuß, lebensvolle Schilderungen der Flottenmanöver bei Kiel von Harbert Harberts, interessante Mittheilungen aus der Jagd- und Hunde-Ausstellung zu Cleve von v. Hirschfeld sowie farbenfrische Bilder von den Dresden-Meißener Festen der deutschen Kunstgenossenschaft von A. Wernick, welche sämmtlichen Aufsätze durch hinzugefügte Illustrationen von Meisterhand (Woldemar Friedrich, Ludwig Beckmann u. A.) einen besonderen Reiz erhalten werden. Außerdem: die Fortsetzung unserer Rubrik „Um die Erde" von Rudolf Cronau nebst anderen Studien über Amerika, in erster Linie aber „Bilder aus dem Stillen Ocean" von dem bekannten Reisenden O. Finsch. Ein hervorragendes Interesse dürften endlich die uns von Dr. Kalthoff, dem tapferen Streiter für Religionsfreiheit und unabhängiges Denken, zugesagten Artikel „Zur Literaturgeschichte des Neuen Testaments" in Anspruch nehmen, in welchen sich der geistvolle Verfasser die Aufgabe gestellt hat, im Gegensatze zu einer mystisch-unklaren Auffassung der Entwickelungsgeschichte der Bibel die rein-menschliche und natürliche Entstehung der neutestamentlichen Schriften in großen Zügen kurz darzulegen.

Die Redaction der „Gartenlaube."

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No 40. Die Gartenlaube. 1881.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Das Krüppelchen.

Erzählung von Karl Theodor Schultz.

1.

Der schwere Verdeckwagen bog in die Chaussee ein und rollte nun leiser, bald auch langsamer die kleine Anhöhe vor Barten hinan. Die Insassen des Wagens, welche bisher, in ihre Ecken zurückgelehnt, geschwiegen, da die Erlebnisse des Abends sie noch beschäftigten, auch das Knirschen und Mahlen der Räder in dem frisch aufgeschütteten Kiese des Landweges jede Unterhaltung erschwert hätte, richteten sich jetzt auf, und eine der Damen, welche im Fond saßen, rief mit einem Seufzer der Erleichterung:

„Endlich die Chaussee!“

„Ja!“ bestätigte gleichsam der ihr gegenüber sitzende Herr, „selbst ein aufgebesserter ostpreußischer Landweg hat seine Mucken.“

„Dieser Burgsdorfer war doch stets einer unserer besten!“ vertheidigte die andere Dame im Fond den eben zurückgelegten Landweg.

„Erst kommen aber unsere Bartener, der nach Werkersheim allenfalls ausgenommen,“ erklärte die Dame, welche vorher den Seufzer ausgestoßen hatte. Der Herr verbeugte sich leicht. „Dann,“ fuhr dieselbe fort, „darf eine ganze Weile nichts kommen — und zum Schlusse meinetwegen diese Burgsdorfer Mole!“ Sie sah zum Fenster hinaus. „Das Licht muß in Försters Saale sein, nicht wahr?“

„Die schwarzen Massen links sind der Park? Gewiß!“ erwiderte der Herr sich verbeugend. „Uebrigens ein vortreffliches Orientirungsvermögen!“

„Das lernt sich beim Zeichnen,“ antwortete die Dame. „Aber seht nur die Weidenstümpfe längs des Weges! Hocken sie nicht wie Gespenster da?“

„Die Weide ist ein alter Unheilsbaum,“ sagte der Herr sinnend. „Denken Sie an Ophelia — Desdemona:

> ‚Heiß rollt ihr die Thrän' und erweicht das Gestein,
> Singt Weide, Weide, Weide!‘“

„Nun, sobald fahre ich ja den Weg nicht mehr.“

„Aber warum nicht?“ fiel der Herr ein, „der armen Weiden wegen?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Hat Dir etwa Frau Förster in ihrer Häuslichkeit weniger gefallen?“ fragte die andere Dame, sich ihr zuwendend.

„O nein!“ rief die Angeredete, indem sie sich so tief zurücklehnte, daß man ihr Gesicht kaum aus der Umrahmung des weiten Schwanpelzwerks hervorschimmern sah. „Ich ertrage das Krüppelchen nicht.“

„Wieder die ganze Else,“ sagte die Dame im Tone des Tadels zu ihrem Gegenüber.

„Nun, Hemmingen wenigstens wird mir nachfühlen —“

„Nein, beste Schwägerin!“ unterbrach dieser. „Neulich sprachen wir im halben Scherze darüber; wenn Sie jedoch im Ernste —“

„Im vollen Ernste!“ trotzte Else. „Für mich ist dieser vielgeliebte Rudi ein krüppliges Kind, wie unser Großpapachen zu sagen pflegte.“

„Vergeben Sie mir,“ entgegnete Herr von Hemmingen, „ich stehe hier aber vor etwas Unbegreiflichem. Sie machen Ihr Gouvernantenexamen, damit Sie sich, wenn es Ihnen einmal belieben sollte, sogar ganz der Erziehung widmen können, und nun erscheint Ihnen gerade ein Kind, welches Aller Mitleid in so hohem Grade —“

„Das ist es ja eben! Ich würde todtkrank, wenn ich dieses Stapfen seiner Krücke oft hören müßte: und das rückt immer an, tapp, tapp — wie ein kleiner Comthur. Außerdem hat man bei der grenzenlosen Verzogenheit des Kindes auch noch sonstige unangenehme Gefühle, kurz, mich bekommt Ihr nicht zu Försters.“

Hemmingen sah seine Gattin an und erwiderte mißbilligend: „Dann ist Mitleid doch wohl kaum einer Ihrer besonderen Vorzüge? Daß dieses unglückliche, seit Jahren leidende Geschöpfchen in gewissem Sinne verzogen ist, sollte bei einer Beurtheilung desselben wirklich nicht in's Gewicht fallen.“

„O, was einmal da ist, ist eben da,“ wehrte Else ab. „Ich mindestens kann an dem, was mir widrig, nie vorbei, ohne es zu bemerken — sehr zu bemerken. So plaudere ich mit Förster allerliebst über Königsberg; wir tauschen unsere Erinnerungen aus — und er will gerade etwas Interessantes erzählen, was in der Königshalle passirt ist, da stapft dieser kleine Unhold auf uns zu — ich hörte ihn schon durch drei Zimmer — und briselt und maut, bis der Vater schwach genug ist, mit ihm zu gehen. Dabei guckt mich das Kind ordentlich höhnisch an.“

„Könnte mich durchaus nicht wundern,“ versetzte Hemmingen. „Kinder wissen ja immer gleich, wer ein Herz für sie hat oder sie nur duldet, und nun gar Sie mit Ihrer ausgesprochenen Abneigung!“

„Heute war Förster übrigens besonders schwach,“ warf Hemmingen's Gattin hin, „und Rudi merkwürdig erregt. Daß er uns auch um des Vaters Singen brachte —“

„Nicht wahr, Doris?“ fiel Else ein. „Ganz unerträglich! Ich hatte um dieses einzige Lied gebeten, freute mich so darauf —

das Kind war und war nicht abzuschütteln. Und die Großmutter! Ihr ewiges Sorgen für Rudichen; sie werden den Jungen noch zu einem völlig unleidlichen Geschöpfe machen."

„Das Kind ist vierjährig und momentan so kränklich," entschuldigte Hemmingen, „darum wollte es Förster wohl nicht aufregen. Sonst — Du weißt es auch, Doris — gestattet er ihm keineswegs allen Willen. Zudem dürften hier mit der wachsenden Vernunft ganz andere Empfindungen in den Vordergrund treten, als unliebenswürdig-egoistische. Doctor Harder vermag eben keinerlei Hoffnung zu geben, daß die Krücke je wieder entbehrlich würde."

„Das ist durchaus ein schweres Geschick," erwiderte Else, „ich kann es aber trotzdem nicht billigen, seine Bekannten nun fortwährend in Mitleidenschaft zu ziehen. Von diesem reizenden Hans spricht Niemand; Rudi ist geradezu Alles geworden. Ich habe von der Großmutter schon an dem einen Nachmittag beinahe jede Phase seiner Leidensgeschichte vom Sturze an gehört; ja, zum Schluß, als wir uns anzogen und diese Frau Hannisch die Mäntel umgab, fing die sogar davon an. Ich beeilte mich natürlich, was ich konnte, und nun will meine Kapuze nicht sitzen."

Frau von Hemmingen half, und so bekam die nur im Eifer verschobene Kapuze wieder den richtigen Sitz.

Es wurde einige Augenblicke lang still im Wagen. Else wie Hemmingen sahen in die winterliche Landschaft hinaus, welche sich bei dem leichten Nebel wie umschleiert hinbreitete. Unabsehbar Acker an Acker, nur selten von der Silhouette eines Baumes oder Gehöftes unterbrochen. Die Oede der Gegend schien Else plötzlich anzufrösteln; sie lehnte sich wieder in ihre Ecke zurück und schloß die Augen.

Irgendwo in der Ferne schlugen Hunde an; Hemmingen sah zerstreut nach der Richtung, dann sagte er wie aus Gedanken heraus: „Ob man wirklich das Recht hätte, von seinen nächsten Bekannten zu fordern, daß sie uns mit ihren Leiden, großen wie kleinen, verschonten? Hieße das dem Egoismus nicht völlig Thür und Thor öffnen? Und was bliebe von aller Unterhaltung? Immerfort kann uns doch auch nicht das Metier beschäftigen — weder die Kunst noch die Wissenschaft, selbst im weitesten Sinne gefaßt. Wir wollen und müssen auch direct von uns und unseren Nächsten leben; da gilt dann freilich oft das alte Losungswort: Leben — Leiden."

Else hatte sich bald, nachdem er begonnen, lebhaft aufgerichtet und erwiderte nun:

„Sie wissen, darauf höre ich gar nicht. Das Leben ist zur Freude da, für mich nur zum Genießen, und zwar von meiner lieben Doris knusprigen Morgenbrödchen an bis zum letzten müden Blick, der an den Spitzen des Kopfkissens verdämmert. Nicht charmant gesagt? Bester Schwager, machen Sie nicht ein so finsteres Gesicht! Ja, ja!" fuhr sie auf eine lässige Handbewegung Hemmingen's fort, „es ist so. Nun, für das große Allgemeine muß ich es Ihnen ja so wie so zugeben — niemals aber für mich, wenigstens für jetzt — nein, niemals! Mir sind entre nous die beiden Jahre in Königsberg entsetzlich lang geworden, und hätte ich nicht damals meinen Kopf darauf gesetzt, ich wäre längst aus der Lehre gelaufen. Jetzt ist das aber vorüber; ich habe das Zeugniß der Reife in der Tasche, nein, im Koffer. Nun will ich auch meine Jugend — neunzehn Jahre und drei Monate nennen Sie hoffentlich noch jung? — genießen, ach, nichts als genießen."

Sie zog die Schwester an sich heran und küßte sie rasch auf Wange und Mund.

„Wildfang!" wehrte diese.

„Wir sind bereits wieder ehrbar," begann Else in so tiefen Tönen, wie sie ihr zu Gebote standen, „sonst wird Monsieur Hemmingen wirklich böse. Die Geschichte vom Krüppelchen lasse ich mir aber trotzdem nicht zum dritten Mal erzählen: ob man auch zu Egoismus und Hartherzigkeit verurtheilt wird, es bleibt dabei — nach Burgsdorf fahrt Ihr künftig allein. — O, da ist unsere Gartenmauer schon! Wie Brillant heute bellt! Und Bergmännchen, Waldine — das reine Concert!"

Der Wagen kam nun auf Steinpflaster; noch einige Minuten, dann hielt er vor der Hauptthür eines langen, einstöckigen Hauses, an welchem sich nur der Mittelvorsprung durch reicheren Schmuck von Sandstein-Ornamenten auszeichnete. Ein Diener und ein Mädchen, die bereits wartend auf der Rampe gestanden, halfen beim Aussteigen; Else begrüßte zärtlich die beiden Bracken, dann verabschiedete sie sich gleich für heute bei den Ihrigen, da sie von der schwierigen Vertheidigung angegriffen sei, wie sie dem Schwager auf's Ernsthafteste versicherte.

Dieser, welcher seinen Pelz dem Diener überlassen, warf sich im Wohnzimmer in einen Sessel und sah vor sich nieder. Als das Mädchen, mit Doris' Mantel und sonstigen Umhängen beladen, gegangen war, sagte er in einer Art verzweifelten Humors:

„Was soll das nun geben? Förster will morgen um Else anhalten?"

Doris, die sich am Spiegel ihr Haar ordnete, drehte sich erschrocken um, antwortete aber im ersten Moment nicht.

„Er glaubt ihrer Neigung bereits sicher zu sein," fuhr Hemmingen fort. „Ich konnte ja weder zu- noch abreden; was weiß ich, wie die Beiden mit einander stehen!"

„O, das ist schlimm," versetzte Doris.

„Hast Du denn in letzter Zeit bei ihr ein wärmeres Interesse für Förster bemerkt?"

„Jedenfalls ist er ihr nicht gleichgültig."

„Und dabei diese Lieblosigkeit, ja Härte gegen das Kind!"

Doris trat zu dem Gatten heran und legte ihre Hand wie besänftigend auf seinen Arm:

„Je strenger wir urtheilen, um so mehr fühlen wir mitunter. Es war ein unglücklicher Zufall, daß wir gerade heute hingefahren sind; selbst ich habe das Kind noch nie so unliebenswürdig gesehen."

Eine Pause entstand.

„Alles in Allem," fuhr dann Hemmingen auf, „wollen wir den Zufall jedoch eher einen glücklichen nennen. Nun ist keine Illusion möglich; sie weiß, was ihrer wartet, und kann sich also genau prüfen, ob für sie bei dem gebotenen Glück Licht oder Schatten überwiegt. Denn für ein Glück wäre dieser Antrag immerhin zu erachten, natürlich nach menschlichem Ermessen."

Doris nickte.

„Förster ist ein so durch und durch nobler Mensch. In so mancher delicaten Lage haben wir seinen Tact ja geradezu bewundert. Sein Reichthum dabei, die distinguirte Erscheinung —"

„O, viel mehr als distinguirt!" unterbrach ihn Doris, „wir rechnen Förster zu den schönen Männern."

„Meinetwegen auch zu den schönen! Um so mehr des Glückes also, wenn es ein Glück ist, einen schönen Mann zu besitzen. Das mußt Du doch am besten wissen?"

„Es ist ein Glück." Dabei beugte sich Doris zu ihm herab und küßte seine Stirn. Beide mußten lächeln.

„Ich habe morgen ja Termin," begann Hemmingen von Neuem, „kann Förster also nicht einmal einen Wink geben."

„Wäre das überhaupt richtig?" fragte Doris zweifelnd. „Einer von beiden Theilen muß da wohl unbefangen bleiben."

„So willst Du Else darauf vorbereiten?"

„Besonders nach dem, was wir eben von ihr gehört haben, halte ich es für Pflicht. Sie könnte bei ihrer Neigung, nur dem augenblicklichen Impuls zu folgen, etwas ablehnen, was sie später vielleicht lebenslang bedauerte. Else hat bei all ihrer Wärme und Lebhaftigkeit jetzt oft etwas Scheues, in sich Zurückgezogenes; auch scheint es mir Interesse zu beweisen, daß sie niemals mit mir über Förster spricht, ihm hier und da sogar aus dem Wege geht. Heute hat sie nur der Aerger über Rudi und Dein Widerspruch gereizt, so viel von jenem Hause zu sprechen."

„Nun, Förster kommt erst gegen Abend; so habt Ihr vollkommen Zeit, darüber einig zu werden. Ich werde bis Sechs zurück sein und Friedrich ein paar Fläschchen kalt stellen lassen?"

Doris zuckte leicht die Achseln. „Ich wage nichts Bestimmtes zu sagen — wie Du denkst," meinte sie.

„Schaden kann es ja nie. Kommt es zu Nichts, so trinken wir wenigstens Alle zusammen einen Kummertropfen. Weißt Du, wie es immer bei Euch eine Kummertorte gab, wenn Jemand fortreiste? Weigert sich Else übrigens entschieden, so müßte Förster wohl darauf vorbereitet werden? Dann heiße ihn mich nur erwarten — das wird er schon verstehen. Mache Deine Sache gut! Man wird sich doch zu etwas so Aeußerem, wie solchem Kinde stellen können! Das Geschöpfchen ist ja noch wie Wachs, jedem Einfluß zugänglich. Stelle ihr das nur richtig vor — die großen Vorzüge der Partie drängen sich schon von selbst auf. Ich hoffe nun eigentlich doch das Beste."

Damit erhob er sich, nahm die Lampe und ging seiner Gattin nach dem Schlafzimmer voran.

2.

Es war ein gar traulicher Raum, den Else von Düchau seit zwei Monaten wieder bewohnte. Eine ältere Cousine hatte sich denselben, da sie jahraus, jahrein auf längere Zeit nach Barten zu kommen pflegte, vollständig nach ihrem Geschmack eingerichtet, und von diesem war es in der ganzen Familie bekannt, daß er selbst mit einfachen Dingen die freundlichsten Wirkungen hervorbrachte. Hier konnte weder der purpurne Plüschbezug der Meubles, noch die birkenen Etagèren, Tische und Stühle auf irgend welche Eleganz mehr Anspruch machen, wohin sie aber gestellt waren, unter welchen Bildern sie standen, selbst durch welche der zahllosen Nippes sie geziert wurden — diese Anordnungen brachten ein reizvolles Ganzes hervor.

Else hatte sich nach der Verheirathung der Cousine für ihre Besuche in Barten ebenfalls diesen Raum zum Bewohnen ausgebeten; nur einige Kleinigkeiten waren hinzugefügt, nichts Wesentliches umgestellt, so war er geblieben, was er immer gewesen, der volle Ausdruck einer weichen, sinnigen Persönlichkeit. Obwohl gerade der Ausdruck für Else wenig paßte, fühlte sie sich doch in dieser Umgebung wohl und versicherte gern, daß sie das Zimmer nur gewählt habe, um so ihrer lieben Hertha rascher ähnlich zu werden. Natürlich trat dabei schon in der bloßen Art und Weise, wie sie dergleichen hinwarf, der tiefe Gegensatz zu Tage, der zwischen ihrem Wesen und dem ihres Ideals lag.

Eben freilich hätte Niemand, der sie nicht kannte, ihren Bewegungen, ihrer Haltung die sonstige Lebhaftigkeit zugetraut. Sie war immer wieder nachdenklich stehen geblieben, hatte nur einmal wie verstohlen gelacht, ja die Blätter der Fächerpalme in so schmeichelnd zarter Weise gestreichelt, daß diese unter der ganz ungewohnten Liebkosung gleichsam erschauern mußten. Und jetzt stand sie schon eine Weile vor den beiden kleinen Oelbildern, welche über dem Sopha hingen: rechts die Rosenlaube mit all den Sonnenfunken, die golden auf der Erde lagen, schien sie am meisten zu fesseln, obwohl sie auch dem Wasserfall im Mondschein dann und wann einen Blick gönnte. „Froloff“ las sie mechanisch auf einer Rosenranke und versuchte sich nun darauf zu besinnen, was ihr die Cousine von dem Maler erzählt hatte: war es nicht Eigenthümliches gewesen?

Doch was kümmerte sie im Grunde dieser Maler! Hatte sie nicht an so viel Anderes zu denken? Es wurde schon dunkler; die Sonne mußte im Untergehen sein — jede Minute konnte Förster kommen. Wie er eigentlich aussah? Und würde seine Liebe tief genug sein, um das Opfer zu bringen? Wenn nicht, wenn nicht? Wäre das aber denkbar?

Sie richtete sich hoch auf: so voll empfand sie ihren Werth, daß sich der kleine Mund zu einem spöttischen Lächeln verzog. Und damit schwand auch das bisherige Träumerische ihres Wesens. Unruhig begann sie von einem Zimmer in's andere zu gehen, trat hier an's Fenster — dann dort, schlug auch ein paar Accorde auf dem Pianino an, doch blos, um gleich wieder aufzuhören, und war schließlich bereits im Begriffe zur Schwester hinüberzugehen, als sie deutlich Schlittengeläute hörte. Da kam er: noch rasch in's Wohnzimmer, ihn dort an Doris' Seite zu empfangen.

Sie ließ jedoch die Thürklinke, welche sie schon gefaßt hatte, wieder los. Wie Absicht könnte das aussehen, beinahe als würde er erwartet, von ihr erwartet. Das durfte nicht sein.

Nachlässig ging sie von Neuem bis an's Fenster und sah scheinbar ruhig dem Tanze wirbelnder Flocken zu; dabei hörte sie aber genau, daß der Schlitten hielt und dann seitwärts nach der Remise fuhr. Recht lange dauerten die paar Minuten sogar, bis der Bediente „das gnädige Fräulein“ herüberbat.

Ganz als „Gnädige“ trat sie über die Schwelle des Wohnzimmers, doch flog sofort, ehe sie Förster recht angesehen, ein Rosenschimmer (es konnte allerdings noch ein Abglanz von ihrem vorherigen Studium der Rosenlaube sein) über ihre Wangen, und sie eilte nun in ihrer natürlichen Weise einem Stuhl in der Nähe von Doris zu, die eben von ihrem Mißfallen an dem eingetretenen Schneewetter gesprochen hatte.

Förster wandte sich gleich an Else:

„Schon Ihrer Frau Schwester drückte ich meine Freude aus, daß sich unser neuer Weg bei seiner gestrigen Einweihung so manierlich aufgeführt und selbst Ihrem schweren Wagen keine Schwierigkeiten bereitet hat. Wir waren recht in Sorge.“

„O, der Weg ist sogar alles Lobes würdig!“ scherzte Else. „So lange wir ihn passirten, vertrugen wir uns auf's Beste, da wir schweigen mußten; sobald die Chaussee erreicht war, ging auch der Streit los.“

„Du bist aber —“

„Nein — nein!“ unterbrach Else die Schwester, „glauben Sie mir nur — wir haben uns sehr ernstlich gezankt. Selbstverständlich Hemmingen und ich; Doris schlummerte sanft oder stand mir bei.“

„Und worüber — wenn die Frage nicht indiscret ist — waren die Meinungen so getheilt?“

Else hob ein wenig die Schultern und antwortete, Förster endlich voll ansehend:

„Diesmal kann ich Sie nicht zu meinem Ritter bekehren, wie neulich, wenigstens für jetzt nicht; ich muß noch über Alles schweigen — Familienangelegenheiten!“

„Verzeihen Sie!“

Doris machte eine Bewegung der Ungeduld und sagte:

„Else bemüht sich, den Kobold zu spielen; also —“

„Davon weiß ich nichts,“ fiel Förster ein.

„Danke schönstens!“ rief Else und fuhr zu Doris gewendet fort: „Siehst Du, so gehen Verleumdungen zu Schanden. Ihr allein habt blos immer Tausenderlei an mir auszusetzen — ja, die theure Familie! Doch nun wieder gut sein, Dorette! Auch ich vergebe Dir.“

Damit sprang sie auf und ging nach einem seitwärts stehenden Schränkchen.

„Wir haben die Photogramme, von denen wir gestern sprachen, hervorgesucht. Hier sind beide Bilder von meinem lieben, lieben Starnberger und da — der unheimliche Königssee!“

Sie legte die Blätter vor Förster auf den Tisch.

„Habe ich nun nicht Recht? Hier Alles — Leben, Glanz, gleichsam nichts als Glück; da finsterer Ernst, selbst bei Sonnenschein — ein Frösteln nahe.“

„Doch wie charaktervoll!“ versetzte Förster. „Leider habe ich beide nicht gesehen, würde aber nach dem Bilde glauben, daß der Königssee eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Urnersee haben müßte. Und ich kenne nichts, was mich so bis in das Innerste berührt, ja ergriffen hätte, als der erste Blick nach Flühen hinüber. Ganz unvergeßlich!“

„Gewiß!“ erwiderte Doris, „die beiden Seen gleichen sich. Der Urner liegt nur noch freier: man hat doch die Rütlipartie, das grüne Urier Thal; am Königssee — Felsen an Felsen; hier das Stückchen Land mit Sanct Bartholomae“ — sie zeigte auf die betreffende Stelle des Photogramms — „bemerkt man kaum.“

„Unvergeßlich, sagten Sie vorher?“ warf Else ein, „unsere Rückfahrt über den Königssee bleibt mir gleichfalls unvergeßlich. Es stieg ein Gewitter, hier über den Watzmann, auf, mit einer Schnelligkeit, in so schauerlichen Wolken — der Athem stockte uns. O, Doris auch, nicht blos mir! Die Schiffer mußten rudern, was in ihren Kräften stand; das Wasser kräuselte sich schon und sah wirklich aus wie König Watzmann's Blut.“

„Aber Else!“ sagte Doris lächelnd, indem sie aufstand und nach ihrem Nähtisch ging.

„Ich kann mir nicht helfen,“ rief diese. „Wie Blut sah es aus. Irgendwo mag noch eine rothe Wolke am Himmel gewesen sein — der Wiederschein! Damals dachte ich das schon. Was hat man nun an einer solchen Erinnerung? Noch heute empfinde ich ein Grauen, sobald ich mich da wieder hineindenke.“

„Ein Gewitter —“ meinte Förster.

„O für den See,“ unterbrach ihn Else, „ist Gewitter eine beinahe gleichgültige Zugabe. Herzbeklemmend bliebe er immer: und wenn man seine Felsen über und über mit Alpenrosen bestecken könnte, sie starrten doch wie das Unglück selbst drein. — Ich liebe nun einmal dergleichen Eindrücke nicht und suche sie noch viel weniger: überall Licht, Lachen und Freude! Nach unserem gestrigen Gespräch glaube ich übrigens, wäre das auch Ihr Geschmack — nicht wahr?“

„Für mein Haus, meine nächste Umgebung vermöchte ich mir nichts Reizenderes zu denken,“ erwiderte Förster warm. „Wie sich im Leben aber nicht Alles fortscherzen läßt, ja unser Herz, wenn auch vielleicht kaum bewußt, nach langer Helle wieder seine Schmerzen ersehnt, so möchte ich solche ernste Bilder nicht unter meinen Erinnerungen missen. Laube sagt einmal vom Drama: es solle nicht blos unterhalten, sondern auch schrecken und erschüttern,

weil Schreck vor dem Gewaltigen die gesunden Nerven der Seele kräftige und jene tiefsten Regungen belebe, die unter den Alltagseindrücken im Schlummer bleiben und so allmählich verkümmern. Was da vom Drama gefordert wird, legt uns das Leben ganz ungefordert auf, ob wir uns nun davor wehren oder nicht: und da dürfte es schon für das Ertragen gar nöthig sein, daß man auch von jenem Anderen, nicht blos vom Lachen weiß. Aber welcher Mensch wüßte nur davon, kaum ein Kind! Sie haben mit Absicht übertrieben, um Ihren Schauer vor dem See —"

„Sie irren durchaus!" fiel Else ein. „Vor der Hand mindestens habe ich keine Spur von Sinn für die Leiden der Welt. Ich habe in Königsberg genug gelitten, nicht wahr, Dorette?" Sie sah sich um — ihre Schwester war verschwunden. Sofort in tiefer Befangenheit aufstehend, rief sie nach der Thür des Nebenzimmers: „Doris!"

Förster trat rasch auf sie zu und bat, seine Hand auf die ihrige legend:

„Lassen Sie Ihre Schwester! Ich glaube Ihnen ja. Ob es überhaupt Etwas gäbe, was ich Ihnen nicht glauben würde, Fräulein Else? Wo mein Verstand selbst nicht mitwollte, dürfte das Herz sehr tyrannisch werden können. O, Sie ahnen nun schon, weshalb ich heute gekommen bin? Ich fühle es an dem Beben Ihrer Hand — und darf ich wirklich hoffen? Else! sprechen Sie ein Wort!"

Sie wandte den Kopf noch weiter ab: jetzt mußte gesagt werden, was so kalt war. Wohl bloßer Egoismus, wie es auch Doris genannt? Doch nein! Wollte sie bleiben, was er gestern als sein Höchstes hingestellt hatte, die Frohnatur, die an Allem, was ihn betraf, lebendig Theil nahm, ihm das Schwere erleichterte, das Schöne doppelt schön machte, so durfte sie nicht fortdauernd das Häßliche vor Augen haben — sein Kind. Und hatte sie nicht auch eben gehört, wie er ihr Alles glauben müßte? So trat sie einen Schritt zurück und sagte mit zitternder Stimme:

„Ihren Wunsch muß ich ahnen, weil Doris davon zu mir gesprochen hat, und —"

„Und —?"

„Sie hielt das für nothwendig, da ich gestern — behauptet hatte —"

„Was? — Was?"

„Ich könnte mit Rudi — niemals zusammenleben."

Sie hatte die letzten Worte heftig herausgestoßen, und stand nun da — bleich und leblos wie eine Statue.

Ueber Förster's Gesicht zuckte etwas hin: war es bloßes Weh oder ein Auflachen des Hohns? Dabei faßte er nach dem Tische und stützte sich auf denselben. Kein Laut unterbrach die Stille — für einen Moment lebte Nichts in dem Zimmer als die Blicke der Beiden, und die sprachen schon kaum noch von Liebe, nur von Trotz und Stolz. Else wuchs gleichsam unter diesen Blicken; Förster stützte sich nicht mehr und fragte nun sogar mit einer Art von Verbindlichkeit:

„Was Sie gestern behauptet haben, gilt natürlich auch heute noch?"

„Ja!"

„Und was verstehen Sie unter diesem Zusammenleben? Schon die bloße Anwesenheit des Kindes im Vaterhause? Vergeben Sie, wenn ich so ausführlich bin; das Gespräch scheint Sie zu quälen —"

„Ich fühle mich nur müde; gestatten Sie, daß ich mich setze!"

Sie nahm auf dem nächsten Stuhl Platz.

„Nur müde!" sagte Förster langsam. Dann fuhr er, starr auf Else blickend, fort: „Es ist wohl die Pflicht des älteren Mannes, keine Unklarheit bestehen zu lassen, wenn er so weit gegangen ist, wie ich. Sie haben mir noch nicht geantwortet."

Else sah zu ihm empor.

„Ob die bloße Anwesenheit des armen —"

„Bei meinem besten Willen," unterbrach sie hastig, „ich vermöchte es nicht, dieses immerwährende Leiden mit anzusehen. Ich würde selbst krank dabei; nichts von dem, was Ihnen an mir Freude machte, wie Sie gestern sagten — nichts könnte ja bleiben. Wie sollte ich in einem Hause lachen können, wo mich immerfort Etwas marterte?"

„Die Gewohnheit, das Muß ist eine grausame Lehrerin —"

„Nicht für mich!" rief Else. „Ich bin nicht zur Geduld geschaffen; ein Krankenzimmer macht mich schon leiden, und ich will nicht leiden. Jeden Augenblick brauche ich meine liebe Sonne: nur in ihr bin ich, wozu ich glaubte bestimmt zu sein. O, und es darf Frauen geben, die ihren Platz neben dem Manne suchen, mit ihm streben und vorwärts gehen, die nicht blos ihren kleinen Lebensberuf darin finden, für sein Haus zu sorgen. Dazu sind seine Dienstboten."

„Im Krankenzimmer — Dienstboten? Muß ich Sie an all die edlen Fürstinnen erinnern, die für ihr Liebstes —"

„Für ihr Liebstes!" fiel sie wie bestätigend ein.

„Sie haben ganz Recht," entgegnete er mit halber Verbeugung. „Das heißt darin Recht, einen unbegründeten Anspruch zurückzuweisen: nur mir ist das Kind etwas Liebstes."

„Ich glaube," flammte Else auf, „Sie können einfach sagen, überhaupt Ihr Lieb—" sie stockte und sah, glühend roth geworden, zu Boden.

„Else!" rief Förster in erschütterndem Tone. „Um Gotteswillen, Fräulein Else! Ich darf nichts von dem vergessen, was ich eben gehört habe: und das ist Schweres, läßt sich nicht beschwören wie irgend ein Vorurtheil, weil es mit uns verwachsen ist — tief, allzu tief!" Er strich sich über die Stirn; dann fuhr er wie in Selbstironie fort: „Früher gab man uns körperliche Thaten zu Ehren der Geliebten auf; heute werden seelische gefordert. Ob sie leichter zu vollbringen sind? Nun! Der Augenblick wenigstens soll über nichts entscheiden — dazu stehen wir wohl zu hoch: und vielleicht fänden Sie auch — nach einem Tage der Sammlung, meine ich — daß Sie zu Schweres gefordert?"

Sie blieb regungslos. So sagte er denn nur leise, indem er sie noch einmal schmerzlich ansah:

„Leben Sie wohl!"

Die Thür war bereits hinter ihm zugegangen, als Else mit einem krampfhaften Aufschluchzen ihren Kopf in den Händen verbarg.

(Fortsetzung folgt.)

Edelweiß.

Eine Betrachtung über die Natur als Straußbildnerin.

Von Carus Sterne.

Unter allen Blumen der Welt ist wohl keine zweite, an deren Erlangung soviel Muth und Kühnheit gesetzt würde und deren verlockender Reiz schon soviel Menschenleben vernichtet hätte, wie das viel umworbene, vielbesungene Edelweiß unserer Alpen. Allein in den Umgebungen von Berchtesgaden, an den herrlichen steilen Ufern des Königssees sind demselben 1879 bis 1880 binnen Jahresfrist vier Menschenleben zum Opfer gefallen, und zwar handelte es sich dabei in keinem Falle um im Klettern ungeübte, mit den Gefahren der Berge unbekannte Touristen, sondern um Einheimische, die das Edelweiß theils zum Verkauf, theils als Schmuck für ihren Hut suchten. Fremde würden dem nämlichen Geschick wahrscheinlich noch häufiger verfallen, wenn sie es nicht in der Regel vorzögen, dieses Wahrzeichen der höheren Regionen, das Abzeichen der Gipfelbezwinger, drunten im Thale zu kaufen.

In der Ebene bildet man sich nicht selten ein, daß diese Blume eine förmliche Liebhaberei besitze, nur an den gefährlichsten Orten, an den steilsten Abhängen und auf den schroffsten Klippen zu wachsen, sodaß sie, einer Loreley unter den Blumen vergleichbar, ihre Verehrer geradezu in's Verderben locke und überhaupt von Niemand anders als gemsengleich kletternden Hirtenbuben und gefeierten Steigern zu erlangen sei. Dies ist aber keineswegs der Fall. Das Edelweiß ist vielmehr in einer Höhe von über sechstausend Fuß auf Kalkunterlage eine sehr verbreitete Blume, und ich habe sie z. B. im Heuthal am Berninapaß und am Strehlapaß an Oertlichkeiten gesammelt, welche auch nicht die leiseste Gefahr darboten. Das Verhältniß ist vielmehr so, daß diese Blume, eine nahe Verwandte unserer Katzenpfötchen und Sand-Immortellen, an allen Orten, wo ein bedeutender Fremdenverkehr und demnach auch eine gesteigerte Nachfrage nach derselben ist, auf den zugänglicheren Plätzen gänzlich ausgerottet ist, sodaß sie sich eben nur noch an



Ein Alpenblumenstrauß.

Nach der Natur gezeichnet von C. L. Becker.

den gefährlicheren und nicht Jedermann erreichbaren Standorten behaupten kann.

Man muß die riesenhaften modischen Tellersträuße, in denen die Blume jeden poetischen Reiz verliert, und die Körbe voll, welche im Sommer an vielen Eisenbahnstationen zum Verkauf ausgeboten werden, gesehen haben, um das zu begreifen. Angesichts dieses Mißbrauches kann man es nur billigen, daß eine Reihe von Cantons-Regierungen, wie Bern, Graubünden und Obwalden, den Edelweißverkauf neuerdings durch Gesetze eingeschränkt haben. Dieselben verbieten zwar Niemandem das Abpflücken und Ausgraben des bedrohten Kleinods der Alpen, wohl aber das Feilbieten desselben auf Märkten und Straßen.

Obwohl die Gefahr einer Ausrottung bei der weiten Verbreitung und der großen Vermehrungsfähigkeit der Pflanze wirklich nicht so groß ist, wie sie erscheinen könnte, muß man diese Maßregel doch durchaus billigen, da es sich bei dem Verkauf und Versand der Wurzelpflanzen um den ziemlich verfehlten Versuch handelte, das Edelweiß in unseren Gärten und Zimmern einzubürgern. Es ist wahr, wir haben viele Alpenpflanzen an unsere Gärten und Töpfe gewöhnt, wir ziehen Eisenhut, Alpenveilchen, Alpenstiefmütterchen, Aurikel, Feuerlilien, Alpenrosen und andere von den Bergen stammende Blumen in unseren Gärten und Alpenanlagen, allein eine ziemliche Anzahl dieser Kinder der freiesten und herrlichsten Natur fügt sich durchaus nicht einer solchen Verpflanzung in tiefere Regionen, und weit entfernt, uns damit zu ärgern, vermehrt diese Freiheits- und Heimathsliebe nur die Bewunderung des echten Pflanzenfreundes für sie, geradeso wie derselbe die selteneren Orchideen seiner heimathlichen Wälder und Wiesen nur um so mehr schätzt, je schwerer sich dieselben im Garten einbürgern lassen. Das Edelweiß läßt sich ja, wenn man ihm einige Sorgfalt widmet, Jahre lang im Garten cultiviren, allein meist verliert es schon binnen kurzer Zeit den dichten weißen Filz, der das Gewächs so einzig schmückt, und statt, wie andere Gartengewächse, in der Pflege geschickter Hände an Schönheit zu gewinnen, erinnert es in seiner kümmerlichen Erscheinung dann meist an jene gefangenen Vögelchen, die der egoistische Mensch, ihres Freiheitsdurstes nicht achtend, mit unendlicher Gefühllosigkeit im Käfig dahinschmachten läßt. Auch dem Edelweiß kann keine Gartenkunst die reine dünne Luft und das intensive Licht seiner Heimath ersetzen.

Als ich vor einigen Jahren mit einem jungen Poeten mehrere Wochen in den Hochalpen umherzog, sprachen wir oft von der unvergleichlichen Schönheit der Alpenpflanzen, die ihre Schwestern in der Ebene an Größe sowohl, wie an Farbentiefe und Duft entschieden zu übertreffen scheinen. Ich sage: scheinen; denn die Größe der Blüthen wenigstens beruht im Wesentlichen auf einer Täuschung, die in vielen Fällen nur durch die geringe Stengelentwickelung in dem überaus kurzen Hochalpensommer und durch die Eigenthümlichkeit der Blätter hervorgebracht wird, sich zu dichten Polstern zusammenzudrängen, welche die Wurzeln vor Kälte schützen. Sie brauchen das Licht dort oben auch nicht mit langen Stengeln und weit umhervertheilten Blättern zu suchen; denn da oben giebt es keinen Schatten, außer dem unentrinnbaren der Bergeshäupter, der Wolken und Nebel, da der Wald viel tiefer liegt. Wer wollte den tiefen Azur der Enziane, das reine Carmin- und Purpurroth der Silenen, Nelken und Primeln der höhern Alpen übersehen? Selbst die gemeinen gelben Habichtskräuter und Löwenzahnarten entwickeln hier ein Goldgelb, das bis zu Orange und Mennigroth sich verdichtet, und die in der Ebene weißen Doldenblumen erscheinen hier rosa bis purpurn überhaucht. Ebenso verkünden die würzigen Düfte der Alpenblumen ihren Ruhm weithin.

Meinem Begleiter verschaffte es seiner Naturgabe gemäß größeren Genuß, diese in die Augen springenden Vorzüge vieler Alpenpflanzen als ein undurchdringliches Geheimniß der Natur zu bewundern; mir hinwiederum sagte es mehr zu, sie zu analysiren und das Verständniß ihrer Oberherrschaft in den natürlichen Bedingungen ihrer Existenz zu suchen. Es zerstört für mich die Poesie der Natur nicht, nach der neueren, den Lesern der „Gartenlaube“ in einem besondern Artikel (1878, S. 50 bis 52) vorgeführten Blumentheorie zu denken, daß die Blume alle ihre Anziehungskraft und ihre lockenden Reize zu ihrem eigenen Vortheile entfaltet, um dadurch Insecten anzulocken, die ihre Bestäubung und Fortpflanzung sichern; nein, diese Erkenntniß vertieft den Naturgenuß.

Natürlich müßte nach diesen Voraussetzungen ein Wettstreit unter den Blumen um die Entfaltung der höchsten Reize entbrennen, und so haben denn Nägeli und andere Botaniker für die Entfaltung höherer Schönheiten seitens der Alpenblumen schon vor Jahren die natürliche Erklärung darin gesucht, daß in den Hochalpen die Insecten sparsamer seien, sodaß immer nur die farbenprächtigsten und würzigsten Pflanzen-Abarten von ihnen zur Nachzucht ausgewählt und bevorzugt worden seien. Mein verehrter Freund, der Oberlehrer Dr. Hermann Müller, welcher die Beziehungen der Blumen zu den Insecten zu seinem Lebensstudium erwählt und seit einer Reihe von Jahren jeden Sommer seine Ferien in den Hochalpen zugebracht hat, um die Alpenblumen nach dieser Richtung zu untersuchen, auch kürzlich ein besonderes Werk über dieselben veröffentlichte,* will freilich diese Erklärung nicht als genügend ansehen. Er meint, es fehle an der Grenze des ewigen Schnees im Sommer durchaus nicht an Insecten, welche geeignet seien, die Fortpflanzung der Blumen daselbst zu sichern, namentlich nicht an den fleißigsten und geschicktesten derselben, an Bienen und an Schmetterlingen. Nun seien aber die Schmetterlinge jedenfalls die farbenfrohesten aller Insecten, wie schon ihr eigenes, oft in der höchsten Farbenpracht schillerndes Gewand bezeugt, und Dr. Müller schreibt ihrem Ueberwiegen dort oben im Besonderen die Züchtung der von ihnen bevorzugten herrlich carminrothen Alpenblumen zu. Aber die Schmetterlinge sind außerdem auch Duftverständige und verbreiten mittelst besonderer Duftpinsel oft selbst für unsere Nasen sehr angenehme Düfte, wie dies zuerst der ausgezeichnete deutsche Naturforscher Fritz Müller in Brasilien, ein Bruder des Vorgenannten, entdeckte. In einem Briefe über einen Ausflug in das Quellgebiet des Rio Negro schrieb mir derselbe vor einigen Jahren in Betreff eines dortigen Tagschmetterlings (Papilio Grayi), daß derselbe wie eine Blume dufte, weshalb er ihn, zum gelegentlichen Dranriechen, wie einen Strauß in der Hand getragen habe. Man kann sich deshalb kaum darüber wundern, daß die Tagfalter als Beherrscher der mittleren Alpenregionen dort eine Anzahl besonders würziger rother Blumen gezüchtet haben, wie z. B. das Herzbrändli (Nigritella angustifolia) und einige andere Orchideen (Gymnadenia odoratissima), die gestreifte Daphne und verschiedene Nelken und Primeln — im Gebirge Speik genannt — Blumen, deren Duft zwischen Vanille und Nelken schwankt.

„Halt da!“ rief eines Tages mein Begleiter, indem er sich bückte und ein prächtiges großes Edelweiß dicht an unserem Pfade pflückte; „erklärt man dieses farben- und duftlose Symbol der Hochalpen-Natur etwa auch durch den hochästhetischen Formensinn der Insecten? Reichen da die natürliche Zuchtwahl, das Ueberleben des Passendsten, und wie diese Schlagworte sonst noch heißen, auch zur Erklärung aus? Ist nicht diese herrliche Blume vielmehr in aller und jeder Beziehung ein Abbild der majestätischen Natur, in der sie erblüht? Ihre Farbe ist so rein, wie der Firnenschnee der zackigen Bergeshäupter im Sonnen- und Mondenglanz, der dichte schneeige Filz, der selbst die Blumenblätter bekleidet, ist der Nachbarschaft des ewigen Schnees angemessen und der Blumenstern selbst ein frappantes Abbild des Schneesterns, dem die Firnen, Gletscher und alle die Wunder der Hochalpen ihren Ursprung verdanken. Wahrhaftig, das Edelweiß ist ein echtes Miniaturbild der Hochalpen-Natur in ihrer ganzen erhabenen Reinheit und Schönheit, und ein solches, mit seiner Umgebung in vollster Harmonie stehendes Wunderwerk konnte nur die aus dem Ganzen schaffende Natur zu ihrer Selbstspiegelung vollenden.“

* „Alpenblumen, ihre Befruchtung durch Insecten und ihre Anpassungen an dieselben. Mit 173 Holzschnitten.“ Leipzig, Engelmann. 1881. — Diejenigen Leser, die sich auf eine bequeme Weise mit der zierlichen und farbenprächtigen Erscheinung der Alpenblumen bekannt machen wollen, möchten wir bei dieser Gelegenheit auf das schöne bei F. Tempsky in Prag lieferungsweise erscheinende Farbendruckwerk „Die Alpenpflanzen von Joh. Seboth nach der Natur gemalt“ aufmerksam machen. — Ferner wird der „Deutsche und Oesterreichische Alpenverein“ für seine Mitglieder eine „Anleitung zu botanischen Beobachtungen und zum Bestimmen von Alpenpflanzen“ im Frühjahre 1882 herausgeben. Um aber das Erkennen der einzelnen Arten dem Laien zu erleichtern, beschloß man, diesem von Professor Dr. K. W. von Dalla Torre in Innsbruck bearbeiteten Werke noch einen „Atlas der Alpenflora“ beizufügen. Die erste Lieferung desselben liegt uns bereits vor; die Kinder der Alpenflora sind in derselben auf hellgrauem Papier in ihren bunten natürlichen Farben von dem bekannten Künstler Anton Hartinger in Wien trefflich wiedergegeben, sodaß die Arbeit das ungetheilte Lob aller Blumenfreunde sich erringen dürfte. Da der Atlas, welcher im Ganzen fünfunddreißig Lieferungen enthalten soll, auch an Nichtmitglieder des Alpenvereins zu dem Preise von zwei Mark für die Lieferung abgegeben wird, so empfehlen wir denselben der Aufmerksamkeit unserer Leser auf das Wärmste. D. Red.

Es gelang mir nicht, den Poeten von dieser phantastischen Naturauffassung zu befreien; er hörte kaum darauf, als ich ihm sagte, die Aehnlichkeit mit der Schneeflocke sei eine blos eingebildete und die nüchterne Naturbetrachtung in diesem Falle poetischer, als die poetische, indem sie uns zeigt, daß diese Wunderblume thatsächlich ein Unicum und in gewissem Sinne die höchste Leistung der Flora ist, nämlich gar keine eigentliche Blume, sondern ein Strauß aus Sträußen, von einer geradezu einzigen und künstlerischen Composition. Versuchen wir es nun an dieser Stelle, die eigenartige Natur des Allerweltslieblings zu zergliedern!

Die neuere Blumenerklärung, welche Schopenhauer in die Worte kleidete: die Blumen seien nur um ihrer selbst willen und nicht für andere Wesen schön und anziehend, erklärt uns, warum kleinere Blumen, die für sich im Laube verschwinden würden, wie z. B. die unserer einheimischen Orchideen, des Klees, der Reseda, der Doldenblumen, Scabiosen und unzählige andere, sich zu dichten Aehren, Trauben, Köpfchen, Scheiben und Sträußchen zusammendrängen, um nach dem Principe: „Vereinigung macht stark“, ihre Duft- und Farbenwirkung zu erhöhen und von Weitem besser gesehen zu werden. Die Blume bietet sich in solchem Falle ihren Verehrern gleich als Strauß dar, und oft als ein Strauß von wunderbar zierlicher Composition. Das Straußwinden ist bekanntlich eine Kunst, welche viel natürlichen Geschmack erfordert, und es giebt dabei gewisse kleine Kunstgriffe, welche die Wirkung sehr erhöhen. Um mich nicht in ein Detail zu verlieren, dessen Verfolgung an dieser Stelle die Fülle des Stoffes verbietet, erinnere ich nur an die meist aus Papier oder zartem Stoff gefertigten, zierlich zerschlitzten Manschetten, die wir unseren Sträußen als effectvolle Unterlagen geben. Ich weiß nicht, ob die ersten Straußbildner diesen Kunstgriff der Natur abgesehen haben; jedenfalls verschmäht erstere denselben nicht, namentlich wenn es darauf ankommt, aus kleinen und unscheinbaren Blüthen ein effectvolles Ganzes zu componiren. In der Regel geht jede einzelne Blüthe aus der Achsel eines einzelnen meist grünen Blattes, des sogenannten Stützblattes oder der Bractee hervor, und bei der Vereinigung vieler Blüthen zu einem Strauße vereinigen sich nicht selten die Bracteen unter sich, um diesem Strauße eine geschmackvolle Manschette oder Unterlage zu gewähren. Wir finden solche Beispiele sehr schön bei einer Abtheilung der durch Mohrrübe, Fenchel, Petersilie, Schierling &c. auf unsern Wiesen und Gartenbeeten überall vertretenen Doldenblüthler, die sich durch Bildung kleiner und dichterer Blüthenstände auszeichnen, nämlich bei den Sterndolden und Mannstreu-Arten, denen sich die weniger bekannten Bupleurum- und Hacquetia-Arten anschließen. Es ist nun bemerkenswerth, daß sich die schönsten Beispiele von Manschettenbildung unter diesen zum Theil auch in der Ebene vertretenen Arten wiederum im Gebirge finden. Auf dem von Künstlerhand entworfenen Alpenblumenstrauße, der diese Skizze schmückt, sehen wir, die andern Blumen überragend, die beiden verbreitetsten Sterndolden (Astrantia major und minor) dargestellt, von denen Albrecht von Haller in seinem Gedichte über die Alpen sang:

> „Der Blumen zarten Schnee, den sanfter Purpur färbet,
> Schließt ein gestreifter Stern in weiße Strahlen ein.“

Blickt man diese Blumen in der Natur genauer an, so bemerkt man die zierlichste Zeichnung in dunkelgrüner und violetter Aderung auf weißer Sternrosette. Die Mannstreu-Arten der Ebene, welche Dürer auf seinen Bildern so häufig gezeichnet hat, werden weit übertroffen von der in der Mitte unseres Straußes und in zwei seitlichen Exemplaren dargestellten Alpen-Mannstreu (Eryngium alpinum), deren Blüthenköpfchen von einer bei großen Exemplaren über alle Beschreibung schönen, stahlblau schimmernden Stachelrosette umgeben ist. Mit Recht trägt man sie im Waadtlande als Chardon bleu überall statt Edelweiß oder Gemsbart am Hut, wozu sich der wie aus feinstem, glänzend polirtem und blau angelassenem Stahl gefertigte Strahlenstern prächtig eignet.

Offenbar haben die Straußmanschetten die Bedeutung von Anlockungsmitteln aus der Ferne, und dies tritt besonders hervor bei solchen Pflanzen, deren Blüthen klein und unscheinbar, womöglich grünlich gefärbt sind, wie bei vielen Arten des großen Wolfsmilch-(Euphorbia-)Geschlechts. Bei den gewöhnlichen Wolfsmilch-Arten unserer Gärten und Triften bilden die Bracteen verwachsene Hüllen, die am Rande mit goldgelben Halbmonden verziert sind, bei einigen andern Arten, die wir in unsern Gewächshäusern ziehen, der Euphorbia fulgens, splendens, punicea, pulcherrima &c. bilden sie, wie schon diese Beinamen besagen, herrliche, meist brennend scharlachrothe Einfassungen des an sich ganz unscheinbaren Blüthenstraußes, welche denselben auch für Menschenaugen so anziehend machen, daß die mexicanischen Damen diese Wolfsmilchsträuße als prächtigsten Schmuck ihres dunklen Haares verwenden, wo sie sich in der That wie keine anderen natürlichen Sträuße eignen, da sie selbst eine lange, heiße Ballnacht hindurch vollkommen frisch bleiben. Bei der letztgenannten Art, die auch als Poinsettia pulcherrima unterschieden wird — die Spanier nennen sie Osterblume, Flor de Pasqua — wird die zinnoberrothe Straußmanschette handgroß, und sticht von dem maigrünen Laube und den ebenso gefärbten Blüthenknospen prächtig ab.

Dieses Vereinigungsprincip erscheint auf die höchste Spitze getrieben bei derjenigen artenreichsten Pflanzenfamilie, die zugleich nach geologischen Forschungen die jüngste ist und somit als der höchste Ausdruck der pflanzlichen Entwickelung anzusehen wäre, bei den Korbblüthlern (Corymbiferae) oder Zusammengesetzten (Compositae), zu denen unsere Kornblumen, Kamillen, die Gänseblümchen, die Sonnenblumen, Astern, Georginen und auch unser Edelweiß gehören. Die Eigenthümlichkeit dieser Familie besteht darin, daß ähnlich, wie in den früher erwähnten Fällen, zahlreiche, oft Hunderte einzelner Blüthen in einer einzigen, von den äußeren Bracteen gebildeten manschetten- oder korbartigen Hülle zu einer höheren Einheit, gewissermaßen zu einer Blume der zweiten Potenz zusammengefaßt sind. Als die älteren Botaniker erkannt hatten, daß z. B. ein Gänseblümchen ein aus vielen einzelnen Blumen zusammengesetzter Strauß, eine Blüthengesellschaft sei, wehrten sie sich dagegen, diese Blüthenstaaten mit den einfachen Blumen auf eine gleiche Stufe zu stellen. Aber die geistvollen Botaniker Link und Schleiden nahmen die alte Anschauung, daß die Composite ein wirklich abgeschlossenes einheitliches Ganzes, eine Blume höherer Ordnung, die Vollendung des Blumenideals sei, gegen die Einsprüche Cassini's und Anderer in Schutz, lange bevor man wußte, daß sie zu den auf unserem Erdballe zuletzt aufgetretenen Kindern Flora's gehören. Jedenfalls sind sie die vollkommensten Blüthen in den Augen der Insecten; denn diese finden hier eine ganze Garbe, ja ein förmliches Erntefeld mit Honigröhren bei einander, welches sie, bequem auf der Scheibe umherspazierend, ausbeuten können, und daher hat auch die Ansicht ihre Berechtigung, daß sie solche Blumenformen gezüchtet haben.

Aber auch hier war der Züchtung immer auffallenderer Blumen höherer Ordnung ein weites Feld geöffnet, und daher erklärt sich eben der unermeßliche Formenreichthum der Korbblumen. In den einfachsten Fällen, wie z. B. bei den Disteln, dem Löwenzahn und vielen anderen, sind alle in einem solchen Körbchen zusammen eingeschlossenen Blumen unter sich gleichgestaltete und gleichwerthige Blüthen, das heißt regelmäßige und unregelmäßige Zwitterblüthen mit je fünf Staubgefäßen und einer zweitheiligen Narbe. Solche Blumen mußten entweder durch bedeutende Größe, wie die Disteln, oder durch einen weitgeöffneten Strauß, wie der Löwenzahn und seine Verwandten, Aufmerksamkeit erregen, um nicht vernächlässigt zu werden, bei manchen von ihnen, wie der Karls-Distel des Gebirges, sind, wie in den oben erwähnten Fällen, die Hüllblätter in's Mittel getreten und haben die Blumen mit einer silberglänzenden Strahlenglorie umgeben, und ähnlich übernahmen die Hüllblätter bei den Immortellen und Strohblumen durch unverwelkliche Farben das Anlockungsgeschäft.

In den meisten Fällen dagegen haben sich die Blüthen des Blumenkorbes zum Theil selbst dem Anlockungsgeschäft gewidmet und deshalb in zwei Classen getheilt, die man als Strahlblumen und Scheibenblumen unterscheidet. Schon bei weniger einheitlich zusammengefaßten Blüthenständen, z. B. bei den oben erwähnten Schirmblumen und Scabiosen, sieht man die Randblüthen eine unregelmäßige, auf der äußeren Seite ihres Saumes verlängerte Form annehmen; sie strahlen, vielleicht in Folge günstigerer Lebensbedingungen, aus und tragen dadurch erheblich zur Augenfälligkeit des Blüthenstraußes bei. Bei den Korbblüthen findet man alle möglichen Entwickelungsstufen dieses Vorganges. Der einfachste Fall ist derjenige, wenn die Randblüthen sich nur durch etwas gesteigerte Größe und verringerte Regelmäßigkeit von den inneren Blüthen des Körbchens unterscheiden, sonst aber in Farbe und allgemeiner Gestalt den inneren Blüthen gleichgeblieben sind, wie wir dies bei unserer gefeierten Kornblume und einer ebenso schön

blauen, aber doppelt so großen Schwester der Alpen (Centaurea montana) sehen, die der Künstler in unserem durchweg in verjüngter Gestalt gezeichneten Strauße mehrfach verwendet hat. Man kann nun nicht verkennen, daß dieses Ausstrahlen der Randblüthen die Auffälligkeit und Anziehungskraft der stillen Gemeinde vermehren mußte, und da dieser Vortheil der Gesammtheit zu Gute gekommen war, so bildete sich je länger je mehr eine vollständige Arbeitstheilung heraus, bei welcher die Strahlblüthen in erster Reihe für die Anlockung der Insecten zu sorgen haben und zu langen, andersfarbigen Fahnen und Zungen auswachsen, dafür aber keinen Blumenstaub erzeugen, gewissermaßen also nur die Blumenblätter dieser „Blumen höherer Ordnung“ darstellen. In den häufigsten Fällen sind diese, die meist gelbe Scheibe wie ein Heiligenschein umgebenden Strahlblüthen weiß oder gelb gefärbt, wie bei den Schaaren der Kamillen, Inula- oder Senecio-Arten, aber bei den auch in unserem Strauße vertretenen, weil im Gebirge heimischen Astern, den Cinerarien und anderen Gartenblumen, färbt sich der Strahl im schönsten Gegensatze zu der goldgelben Scheibe tiefblau, violett und roth.

Ein noch anderes Princip machte sich bei solchen Compositen geltend, deren einzelne Körbchen verhältnißmäßig klein und daher unscheinbar bleiben. Ebenso wie in den früher erwähnten Fällen die einzelnen Blumen, ordnen sich hier die Körbchen oder zusammengesetzten Blumen zu Blüthenständen zweiter Ordnung zusammen. Wir sehen dies z. B. bei den Beifußarten, welche lange zusammengesetzte Aehren bilden und von denen die (am Bändchen unseres Straußes dargestellte) ganz in Silberfilz gekleidete, an den Grenzen des ewigen Schnees wachsende Edelraute (Artemisia mutellina) von den Aelplern als ein ebenso ersehnter Hutschmuck angesehen wird, wie das Edelweiß, und im Ganzen kaum weniger Leben gefährden soll, als dieses.

Etwas Aehnliches findet man bei den Arten der Schafgarbe (Achillea), deren kleine Blüthenkörbchen sich zu Dolden vereinigen, von denen mehrere alpine Arten in dem Strauße erkennbar hervortreten. Es sind meist sehr aromatische und zum Theil, wie das Edelweiß und die Edelraute, in Silberfilz gekleidete Kräuter, die man in den Alpen als Wildfräulein oder Iva bezeichnet und zur Bereitung des geschätzten Iva-Bittern einsammelt.

Die höchste Stufe in der Richtung des Vereinigungsprincipes wird aber von dem Edelweiß erreicht, und damit auch die Bewunderung des Botanikers für diese Blume gerechtfertigt. Es handelt sich hier, wie man aus dem monströsen, aber deshalb doppelt lehrreichen obern Exemplare unseres Straußes deutlich erkennt, um einen aus vielen einzelnen Korbblumen gebildeten Strauß, der in der ungeheuren Mehrzahl der Fälle das Ansehen einer einfachen Blume angenommen hat, also nach Schleiden das höchste Ideal der Pflanzenwelt, eine Blume dritter Ordnung annähernd verwirklichen würde. In der Regel sind die vier bis acht äußeren Körbchen mit der größten Regelmäßigkeit um ein größeres Mittelkörbchen geordnet und zu einem natürlichen Kreise verbunden, als ob es sich wirklich um eine künstlerische Composition handelte. Und doch schließt jedes einzelne durch das schwarze Krönchen umgrenzte Körbchen zwanzig bis dreißig männliche und vierzig bis sechszig weibliche Blüthen ein, sodaß die scheinbar einfache Straußblume viele hundert Einzelblüthen enthält. Ihre charakteristische Schönheit gewinnt aber diese Blüthengemeinschaft erst durch die mit weißem Filz überzogene, einen mehr oder minder großen, vier- bis zwanzigzackigen Stern bildende Manschette, die aus den oberen Stengelblättern gebildet wird. Wie die Alpen-Mannstreu ihre Schwestern aus der Ebene, so überragt das Edelweiß seine Verwandten im Thale, und die Botaniker haben es deshalb in den Adelstand erhoben und von dem zierlichen Katzenpfötchen unserer Triften als Löwentatze (Leontopodium alpinum) unterschieden.

Ich denke, meine Leser (und der poetische Freund mit eingeschlossen) werden das Edelweiß darum nicht geringer schätzen, weil sie erfahren haben, daß man es im Sinne Schleiden's als Blume dritter Ordnung und somit als die höchste bekannte Leistung der natürlichen Blumenzüchtung ansehen kann. Mich dünkt, man könnte nach solcher Erkenntniß nur mit noch vertiefter Ueberzeugung beim Anblicke desselben ausrufen:

O, welche Pracht in dieser Einfachheit!

Um die Erde.

Von Rudolf Cronau.

Dritter Brief: Das amerikanische Mekka.

„Ein Besuch der Nationalhauptstadt ist nur halb gemacht, wird in denselben nicht das Heim und Grab Washington's eingeschlossen,“ sagt Edward Everett, der Biograph Washington's. Um mich dieser Unterlassungssünde nicht schuldig zu machen, verließ ich am Morgen des 8. April das Weichbild der „Stadt der wunderschönen Entfernungen“, mit welchem Namen der Amerikaner seine Landeshauptstadt treffend belegt. Mount Vernon, das Heim Washington's, ist im County Fairfax in Virginien, sechszehn Meilen südlich von Washington gelegen, und wer sich in den kühlen Schatten seiner herrlichen Baumgruppen flüchten will, den entführt der „Corcoran“, ein trefflicher, eigens dazu gebauter Dampfer, nach dem amerikanischen Mekka.

Es war Frühling, Frühling in Virginien. Das riesige Dampfboot keucht stromab, umschwärmt von zahlreichen kleineren Schaluppen und Segelbooten. Eine köstliche Fahrt! In den Fluthen des Potomac zeichnen sich die Umrisse der mehr und mehr zurückweichenden Hauptstadt zitternd ab. Ueber das Gewirr der hölzernen Baracken, die das Stromufer bekleiden, wo ganze Negerhorden mit den Fischern um den Betrag ihrer Beute feilschen, erheben sich die stolzen Paläste der Capitale, das „Weiße Haus“, die Residenz des Präsidenten, die classischen Giebel und Fronten der Treasure- und Interiordepartements, der verfehlte Bau des Kriegsministeriums und das halb kirchliche, halb schloßartige Smithsonian-Institut, der Centralpunkt des wissenschaftlichen Lebens in Amerika. Weit zur Rechten blinkt die schneeige Riesenkuppel des Capitols im Sonnenschein, doch all die stolzen Bauten, sie werden überragt von dem Marmorpfeiler des Washington-Monuments, das der amerikanischen Nation ihren größten und besten Mann in dankbarer Erinnerung halten soll.

Der ursprüngliche Entwurf des Denkmals, dessen Grundstein am 4. Juli 1848 gelegt wurde, beabsichtigte einen kreisförmigen Bau von 250 Fuß Durchmesser und 100 Fuß Höhe, und darauf einen Obelisk von 70 Fuß im Quadrat an der Basis und 500 Fuß Höhe. Die innere Mauerfläche des Denkmals war dazu bestimmt, Steinblöcke mit passenden Inschriften als Beiträge von fast allen Nationen und fast allen Volksclassen der Erde aufzunehmen, um die allgemeine Verehrung für den edlen Mann zu bezeugen. In dem Rumpfe des Denkmals und in dem anliegenden Bauschuppen begegnen wir Marmorblöcken aus Carrara und Paros, Granittafeln, bedeckt mit deutschen, chinesischen, türkischen, griechischen und malayischen Inschriften, und selbst fern entlegene Indianerhorden haben in Form roher Porphyr- und gepreßter Lehmbrocken ihr Scherflein beigetragen zu dem stolzen Bau.

Wie aber die Geschichte lehrt, daß derartige Werke durch freie Beiträge selten oder nie zu Stande gekommen — so auch hier. Hatten die ursprünglichen Beiträge hingereicht, das 1783 beschlossene, 1848 aber erst begonnene Monument zu einer Höhe von 184 Fuß zu bringen, so waren sie später kaum noch hinreichend, den Bau vor Verfall zu schützen, und gingen schließlich ganz ein. Erst nachdem der Staat die Sache in die Hand genommen und in einer der letzten Congreßsitzungen die nothwendige Summe bewilligt hat, ist Aussicht zur Vollendung des Monuments vorhanden.

Der erste Landungsplatz unseres Bootes ist Alexandria, der zweite Fort Foote, welchem bald darauf Fort Washington folgt. Von dort hat man den ersten Blick auf Mount Vernon; das Aufziehen der Flagge, das feierliche Klingen der Schiffsglocke, ein Geläute, das „tolling bell“ genannt wird, verkündet den Passagieren, daß sie sich dem Heim Washington's nähern.

Die „Tolling bell“ ertönt von jedem das Grab Washington's passirenden Dampfer; eine Sitte der Ehrerbietung für den edlen Todten, die man auf den Commodore einer englischen Flotte,

Gordon, zurückführt, welcher, als er am 24. August 1814 Mount Vernon passirte, anordnete, die Glocke des Flaggenschiffes in kurzen, gemessenen Schlägen zu läuten. Menschliche Größe erhielt niemals einen schöneren Zoll der Verehrung, als Washington ihn durch diesen Act seemännischer Begrüßung empfing.

Der Strom ist hier zwei Meilen breit und scheidet die Staaten Maryland und Virginien. Von der Hügelkette, die dem letzteren Staate zugetheilt wurde, blinkt zwischen hohen Baumgruppen das einfache Mount Vernon hernieder, einst der Wohnsitz, jetzt die Ruhestätte Washington's, von dem sein Volk sagte: „er war der Erste im Kriege, der Erste im Frieden und der Erste geschlossenen Eingang, über welchem eine einfache Marmortafel die Inschrift trägt:

„Within this enclosure rest the remains of
General George Washington."

(„Innerhalb dieser Umzäunung ruhen die Reste des
Generals Georg Washington.")

Die Vorhalle zu dem Gewölbe umfaßt zwölf Fuß im Geviert, und hier sind die beiden Sarkophage aufgestellt, welche die Ueberreste Washington's und seiner Gemahlin umschließen; während in dem Gewölbe im Hintergrunde etwa dreißig Anverwandte ruhen, Glieder der Familien Washington, Blackburn, Corbin, Bushrod,



Washington's Grab in Mount Vernon.

Nach der Natur gezeichnet von dem Specialartisten der „Gartenlaube" Rudolf Cronau.

im Herzen seiner Landsleute" — eine Sentenz, die auch das Motto bildet, welches die Statuen zu Ehren des Todten schmückt.

Sind wir an's Land gestiegen und haben wir die halbe Höhe unseres Weges hinter uns, so begegnen wir in einer kleinen Schlucht einigen Trauerweiden, die dem Grabe Napoleon des Ersten auf St. Helena entstammen. Wenige Schritte noch, und wir stehen vor dem Grabe Washington's. Heilige Stille herrscht rings umher; nur aus dem dunklen Nadelholze, das über das Grabmal seine Schatten webt, tönen des Spottvogels seltsame Laute. Das Grab besteht, dem testamentarisch ausgesprochenen Wunsche Washington's gemäß, aus einem schlichten Backsteinbau; die Frontseite ist anspruchslos und hat einen weiten bogenförmigen, durch ein eisernes Gitter Lewis und Custis. — Das ursprüngliche Grab, in welchem der General bis zum Jahre 1831 schlief, befindet sich etwa hundert Schritte zur Rechten, jenseits des zu dem Wohnhause führenden Weges und wurde aufgegeben, nicht nur weil es der tiefen Ruhe entbehrte, die das heutige Grabmal umgiebt, sondern vornehmlich auch darum, weil es zu wenig fest gebaut war, um die Gebeine des großen Todten vor räuberischen Eingriffen, die in der That vorgekommen waren, zu schützen.

So wurde denn in der Congreßsitzung des Winters 1832 der Vorschlag laut, die Leiche in die Krypta des Capitols zu übertragen, und der hundertjährige Geburtstag Washington's sollte zugleich der Tag dieses feierlichen Actes sein, aber die Bestimmung

des letzten Willens des Generals bezüglich dieses Punktes war so entschieden, daß der Vorschlag aufgegeben wurde. Die Uebertragung der Leiche in die neue Grabkammer geschah am 7. October 1837, und damit Niemand die Ruhe Washington's störe, ward das Thor des Gewölbes geschlossen und der Schlüssel in den Potomac versenkt. Die Marmorsarkophage, durch das Gitter den Besuchern sichtbar, sind ebenso einfach, wie die Aufschriften, die ihre Flächen zieren.

„Martha,
Consort of Washington.
Died May 21st, 1801; Aged 71 years —"

so lautet die Inschrift des einen Sarkophags, während die des anderen als einzigen Schmuck das Wappenschild der Vereinigten Staaten zeigt und darunter das einfache Wort:

„Washington".

Lenken wir nun unsere Schritte dem Hause zu, in welchem der Liebling der amerikanischen Nation lebte und starb, so führt unser Weg an einer mächtigen Eiche vorüber, unter welcher er häufig zu ruhen pflegte. Das Haus ist ein Holzbau und wurde im Jahre 1743 von Lawrence, dem Bruder Washington's, errichtet und von ihm zu Ehren des britischen Generals Vernon, mit welchem er während der Campagnen in Westindien 1741 bis 1742 sehr befreundet gewesen, Mount Vernon genannt. Georg, der große amerikanische Staatsmann und Patriot, ward nicht hier geboren, sondern in der alten Heimstätte seiner Vorfahren am Bridges Creek, nahe dem Punkte, wo derselbe in den Potomac mündet. Jenes Haus ist längst verschwunden, und nur ein mit einer Inschrift versehener Stein bezeichnet die Stelle, wo das alte Farmhaus gestanden. — Nach dem Tode seines Bruders erbte Georg das Gut auf Mount Vernon, und unter seiner Wirthschaft wurde das einfache Landhaus zu einem großen mit schönen Colonnaden und Balustraden verzierten Herrensitze, dessen Länge 96, dessen Tiefe 30 Fuß betrug.

Treten wir in die Haupthalle des Hauses, so finden wir die Wände mit allerhand Reliquien und Bildern bedeckt, die an den letzten Bewohner erinnern, und hier sehen wir auch als erstes Object von Interesse den in einem Glaskästchen hängenden „Schlüssel zur Bastille", welches Emblem der Unterdrückung nach Zerstörung der Bastille dem „großen Freunde der Freiheit" 1789 von Lafayette mit folgenden Worten zugesandt wurde: „Es ist ein Tribut, welchen ich schulde als Sohn meinem adoptirten Vater, als Adjutant meinem General, als Missionär der Freiheit meinem Patriarchen."

Thomas Paine, ein Republikaner in London, welchem der Schlüssel zur ersten Aufbewahrung übergeben war, schrieb an Washington erfreut: „daß die Principien von Amerika die Bastille geöffnet, ist nicht zu bezweifeln, und deshalb kommt der Schlüssel an seinen richtigen Platz."

An die Hausflur schließen sich verschiedene Räume; zunächst gelegen ist das Musikzimmer oder „East Parlor", im Stile der Revolutionszeit geschmackvoll ausgestattet, unter welchem wir unter Anderem ein Spinett, Washington's Brautgeschenk an Eleanor Custis, gewahren.

Weiter gelangen wir in das alte Eßzimmer, in dem die hervorragendsten Geister der Neuen Welt so oft beisammen gesessen. Decke und Wände sind mit Stuckornamenten geziert, der größte Schmuck aber besteht in einer Kaminbekleidung aus Carrarischem Marmor, dessen Ausführung Canova zugeschrieben wird. Dieses Kunstwerk, von einem Engländer Washington zum Geschenke gemacht, fiel während der Ueberfahrt von Italien nach Amerika in die Hände französischer Piraten, welche, als sie entdeckten, für wen das Werk bestimmt war, es unversehrt an den Ort seiner Bestimmung sandten. In der Mitte desselben Raumes fand auf einem Tische von Rosenholz ein aus dem Granit des zerstörten Gefängnisses gefertigtes Modell der Bastille seinen Platz, ebenfalls ein Geschenk Lafayette's.

Haben wir das sogenannte Westparlor und das Familienzimmer passirt, welche, wie die Mehrzahl der anderen Gemächer, mit Denkwürdigkeiten aus dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts ausgestattet wurden, so treten wir in die Bibliothek. In den Tagen Washington's war dieselbe der Lieblingsaufenthalt der Familie, und gar oft saß der große Staatsmann hier am Fenster oder in dem nahen Portico, um den Blick über den herrlichen Strom und die wunderbare Landschaft zu seinen Füßen gleiten zu lassen. Jetzt ist die Bibliothek wüst und leer; denn die Bücher gelangten in den Besitz des Bostoner Athenäums, und die Kostbarkeiten gingen in alle Winde.

Eine breite, dreimal getheilte Treppe führt uns nach oben, bis an das Gemach, welches Lafayette während seiner Besuche auf Mount Vernon inne zu haben pflegte. Haben wir ein zweites Zimmer passirt, in welchem zahlreiche Reliquien und Kleidungsstücke aufbewahrt werden, so stehen wir in dem Sterbezimmer Washington's. Es ist ein mittelgroßes Schlafzimmer, zur Rechten ein Feuerplatz, an welchem das Wappen des Hauses noch erhalten ist. Zur Linken schließen sich ein bescheidenes Ankleidegemach und ein zur Aufbewahrung von Wäschegegenständen dienendes Gelaß an, während zwei große Fenster genügend Licht spenden und zugleich eine wunderbar schöne Aussicht über den Fluß hinüber nach den blauen Hügeln des Staates Maryland eröffnen. Das zwischen beiden Fenstern aufgestellte Bett ist dasselbe, auf welchem Washington starb; es ist genau in derselben Weise ausgestattet, wie während der Lebenszeit des großen Generals. Ebenso sind die wenigen und bescheidenen Möbel im Gebrauch Washington's gewesen.

Eine interessante Erinnerung aus den schweren Tagen, in denen der Liebling der amerikanischen Nation zur Ruhe gegangen war, ist das an der Wand hängende handgroße Zeitungsblättchen des New-Yorker „Mercantile Advertiser" vom 21. December 1799, welcher in geradezu erschütternder Weise Washington's Hingang beklagt:

„Wir empfinden eine Trauer, die unsere Sprache nicht beschreiben kann, wenn wir zurückblicken auf die bedrückende Nachricht, daß am Sonnabend, den 14. dieses Monats, auf seinem Sitze Mount Vernon in Virginien plötzlich starb

Georg Washington,

Generallieutenant und Oberbefehlshaber der Armeen der Vereinigten Staaten von Amerika.

‚Eine korinthische Säule im Tempel der Unsterblichkeit.'

Reif an Jahren, bedeckt mit Ruhm, reich an Zuneigung des Amerikanischen Volkes.

Leser, wo immer du bist, in welchem Theile der Erde du wohnst, beweine mit uns den Tod des Freundes der Freiheit, des Erlösers unseres Landes, des Vertheidigers unserer Rechte, des Kriegers, des Staatsmannes und des bescheidenen Bürgers, welcher niemals in seiner Pflicht abwich vom Pfade der Wahrheit, niemals sich anmaßte ungebührende Macht in den Stellungen, die ihm gegeben waren, dessen Handlungen beabsichtet waren zum allgemeinen Wohle, von seinen frühesten Tagen bis zum Ende seiner Zeit. . . . Im Felde, im Cabinet, als einfaches Glied der Gemeinde — überall gebot er Achtung und Bewunderung; in jedem Sinne des Wortes war er ein Mann, wie ihn ähnlich wieder zu sehen uns niemals erlaubt sein wird, ein Mann, dessen Tugenden in immerwährender Erinnerung bleiben werden."

Endlich beschauen wir noch eine zweite Treppe höher das Kämmerlein, welches der hinterlassenen Wittwe zur Wohnung diente, jetzt aber in modernem Stile ausgeschmückt ist. Frau Martha war das Muster einer virginischen Hausfrau, schön, intelligent, ehrenhaft und praktisch. Die achtzehn Monate ihrer Wittwenschaft verbrachte sie zumeist am Fenster ihrer stillen Klause, vielfach ohne andere Gesellschaft als die ihrer Katze, zu deren bequemerem Zutritt die Thür an der Ecke einen Ausschnitt zeigte.

Haben wir noch einen Blick in den schönen Blumengarten und die das Herrenhaus umschließenden Anlagen geworfen, so verlassen wir Mount Vernon, das jetzt im Besitze des „Mount Vernon-Frauenvereins" ist, durch denselben Laubengang, durch welchen Washington dereinst seine Braut in sein Heim geführt, durch denselben Laubengang, durch den vierzig Jahre später der endlose Zug Leidtragender sich bewegte, die gekommen waren, den Liebling der Nation zur ewigen Ruhe zu betten.

Wir besteigen das Schiff — wieder flattert die Flagge am halben Mast; wieder tönt in gemessenen Schlägen die „tolling bell"; wieder stehen die Matrosen und alle Passagiere entblößten Hauptes — so ehrt das amerikanische Volk seinen größten Todten.

Heinrich der Achte und Anna Boleyn.

Eine historische Skizze.

Heinrich der Achte von England hat eine böse Rolle als Ehemann gespielt, und die Frauenwelt nennt seinen Namen nicht ohne Grund mit einem heimlichen Grauen. Von seiner ersten Gemahlin Katharina von Arragonien erzwang er die Ehescheidung; Anna Boleyn, ihre Nachfolgerin, ließ er hinrichten; Johanna Seymour, die dritte Frau, starb im ersten Wochenbett; Anna von Cleve, die nächste, entließ er kurzer Hand, sobald er sie näher kennen gelernt; die fünfte, Katharina Howard, überlieferte er wiederum dem Henker, und erst die sechste, Katharina Parr, wußte sich durch die gefährlichen Klippen dieses Ehestandes mit Glück hindurch zu winden und neben dem alternden Fürsten zu behaupten. So hat Heinrich in der That etwas von dem frauenmörderischen Blaubart des Märchens.

Es ist unmöglich, die Behandlung, welche Heinrich der Ehestandsfrage angedeihen ließ, zu rechtfertigen; eine mildere Beurtheilung, als die flüchtige Zusammenstellung der Thatsachen sie erlaubt, ergiebt sich allenfalls, wenn man die Figur des Mannes, seinen Charakter, seine Denk- und Handlungsweise im Zusammenhang mit der politischen Rolle, welche er spielte, geschichtlich werden und wachsen sieht. Nicht nur, daß die Politik direct das Geschick der einen und anderen jener Frauen bestimmte: der selbstherrliche, rücksichtslose und gewaltthätige Zug, der von vornherein im Wesen Heinrich's lag, wurde durch die Kämpfe, die er mit kirchlicher und weltlicher Macht zu bestehen hatte, gerade bezüglich der Ehescheidungsfrage fast bis zum krankhaften Eigensinn gesteigert.

Für Heinrich's Verhältniß zu seinen Frauen wirkte die Scheidung von Katharina von Arragonien grundlegend. Als Gattin des Prinzen Thronfolgers Arthur war sie an den englischen Hof gekommen und als jungfräuliche Wittwe dem Bruder ihres verstorbenen Gatten, Heinrich, angelobt worden, da er fünfzehn Jahre zählte; fromm wie eine spanische Infantin, ernst und gediegen, voll häuslicher Tugenden, eine in jeder Beziehung ansprechende Erscheinung, erzwingt sie die Achtung und Theilnahme des Geschichtsforschers. Der Papst hatte zu dieser uncanonischen Ehe mit des Bruders Weib den Dispens gegeben, aber der junge Heinrich protestirte vor dem Staatssecretär, dem Bischof von Winchester, wegen seiner zu großen Jugend; als er indeß zur Regierung gekommen und dem Lande eine Mutter geben sollte, war es doch Katharina, welche er zur Königin kürte.

Sie war noch jugendlich blühend, obschon älter als Heinrich; ihre vornehme geistige Art imponirte ihm; ihre Jugend reizte ihn noch, allein er liebte in starkem Kraftgefühl und jugendlicher Sinnlichkeit bunte, lebensvolle Feste, bei denen sich Schönheit, ritterliche Waffenspiele, bei denen sich Kraft entfaltete, und er war darum Katharina, welche aus den spanischen Stiefeln nie recht heraus kam und „jede Stunde für verloren hielt, welche sie am Putztisch zubrachte", wohl nie recht treu.

Sie gebar ihm eine Tochter, die am Leben blieb, zwei Söhne, welche starben; der Mangel eines männlichen Erben wurde als Gottesfluch gedeutet, weil die Ehe gegen das göttliche Gebot verstoße, und eines Tages hatte der allmächtige Lenker der Geschicke Englands, Cardinal Wolsey, den Plan, England, statt an Spanien, an Frankreich zu knüpfen und so Kaiser Karl den Fünften, den Neffen der Katharina, recht empfindlich dafür zu kränken, daß er ihm nicht auf den päpstlichen Stuhl verholfen. Zugleich sollte Katharina als Opfer seiner politischen Pläne fallen. Heinrich stimmte zu.

Lange zogen sich die Ehescheidungs-Verhandlungen mit Rom hin. Und nun trat Anna Boleyn in die Scene. Heinrich verliebte sich in diese jugendliche Schönheit, und da sie sich weigerte, seine Maitresse zu werden, versteifte er sich darauf, sie zur Königin zu machen. So bekamen mit einem Schlage alle bisher für die Scheidung geltend gemachten Gründe: der mangelnde Erbe, die uncanonische Ehe, die Lossagung von Spanien-Deutschland zu Gunsten fester Annäherung an Frankreich, eine zwingende Gewalt.

Die Boleyn's gehörten, wiewohl seit nicht langer Zeit, den vornehmsten Geschlechtern an. Die Familie stand unter Heinrich dem Achten in höchstem Ansehen: Herzog Thomas von Norfolk, der Oheim der Anna, war Großschatzmeister, der erste weltliche Minister Heinrich's und der vornehmste Magnat am Hofe. Anna hatte ihre Jugend fröhlich im Schlosse Rochford verlebt, und als im Spätsommer 1514 Heinrich's schöne Schwester Maria sich nach Frankreich einschiffte, um — ein Opfer der Politik — dem dreiundfünfzigjährigen Ludwig dem Zwölften angetraut zu werden, da befand sich in ihrem Gefolge auch die etwa dreizehnjährige Anna, die dann später am Hofe der edlen Claude de France, der „guten Königin" und der Margarethe von Valois Tage des Glanzes verlebte, bis sie von ihrem Vater nach England zurückgerufen und als Hofdame dem Hofstaate der Königin Katharina einverleibt wurde.

„Ein hübsches Geschöpf, schön gewachsen, artig, liebenswürdig, sehr angenehm und eine gute Musikerin," so schildert sie ein alter Schriftsteller, und ein anderer berichtet: sie habe alle anderen Hofdamen rasch durch ihr liebenswürdiges Wesen und musterhaftes Betragen weit hinter sich gelassen. Man rühmte den Adel ihrer Haltung und das Ausdrucksvolle ihrer Augen. Uebrigens galt sie für eine versteckte Reformirte, und sie hatte entschieden protestantische Neigungen aus der Umgebung Margarethen's mitgebracht.

Daß Heinrich sie mit heimlichem Wohlgefallen betrachtete, ward bald bemerkt.

Im Dienste des Cardinals Wolsey stand Lord Percy, der älteste Sohn des Herzogs von Northumberland. Nicht lange, so verband ihn glühende Neigung mit Anna, und die Beiden sahen nichts, was ihrer Vereinigung hätte im Wege stehen sollen. Allein sie hatten die Rechnung ohne den König gemacht.

Eines Tages hatte Percy Dienst beim Cardinal. Ganz unvermuthet fuhr ihn dieser an:

„Bist Du von Sinnen, daß Du wagst, ohne Einwilligung Deines Vaters und des Königs mit diesem Fräulein anzubändeln? Du wirst sofort mit ihr brechen."

Der bestürzte Liebhaber bat unter Thränen, der Cardinal möge seine Neigung unterstützen.

„Laß Dir nicht einfallen, sie je wieder zu sprechen," war die Antwort. Zugleich mußte Anna den Hof verlassen.

„Für diese Kränkung will ich Rache nehmen!" rief sie in ihrer Herzensnoth, da sie von London nach Schloß Hever ging. Wenige Tage später verlobte sich Percy mit Lady Mary Talbot. Anna weinte; dann verachtete sie den Ungetreuen, wie sie den Cardinal haßte.

Sir Thomas Boleyn aber nahm die Verbannung der Tochter vom Hofe sehr übel, und bald setzte er für sie die Erlaubniß zur Rückkehr durch. Percy war ja nun unschädlich, sie selbst rasch getröstet. Das hübsche schlanke Mädchen mit dem schwarzen Haar und den großen lebhaften Augen, welches sang wie eine Nachtigall, tanzte wie eine Elfe, ein wenig kokett und doch spröde dabei war und von liebenswürdigem Scherz und treffenden Antworten sprudelte, ohne je die gute Haltung zu verlieren oder den Grazien ungetreu zu werden, bezauberte Alles.

Sie war damals zwanzig, Katharina vierzig Jahre alt. Heinrich beschenkte sie mit Geschmeide — das war noch nicht auffällig. Aber einst war er mit ihr allein, und da gestand er ihr, daß er sie anbete. Sie stürzte ihm wie von einem Blitzschlag getroffen zu Füßen und rief unter Thränen:

„Sire, Ihr wollt mich nur auf die Probe stellen. Wo nicht: lieber mein Leben verlieren, als meine Ehre!"

Und als Heinrich meinte: sie möge ihm nicht alle Hoffnung nehmen, erhob sie sich und sagte mit Stolz:

„Ich begreife nicht, wie das möglich sein soll. Euer Weib kann ich nicht sein; denn Ihr seid verheirathet, und wenn dem auch nicht so wäre, ich wäre dieser Ehre nicht würdig. Eure Geliebte aber — seid versichert! — werde ich niemals sein."

Sechs Jahre lang widerstand sie seinen Verführungskünsten, trotzig, heftig abweisend. Niemand wagte an ihrer Ehrenhaftigkeit zu zweifeln; selbst die Königin behandelte sie nach wie vor mit Freundlichkeit und Achtung. Eines Tages aber gab ihr Katharina zu verstehen, daß sie Alles wisse. Sie spielte mit ihr Karte — Heinrich war zugegen. Anna hatte oft den König im Spiel.

„Ihr habt Glück mit dem König, Mylady," sagte Katharina laut; „Ihr macht es nicht wie die Anderen: Ihr wollt Alles oder Nichts."

Die Hofdame erröthete; von da ab wurden ihr die Gunstbezeigungen des Königs unerträglich, und sie verließ den Hof.



Heinrich der Achte von

Oelgemälde von Karl Piloty. Nach einem



verstößt Anna Boleyn.

im Verlage von J. Aumüller in München.

Heinrich war unglücklich. Er schrieb ihr einen Brief: er könne nicht glauben, daß sie nicht mehr an den Hof kommen wolle, aber Anna blieb fest — und Heinrich war nicht der Mann, auf etwas, was ihm am Herzen lag, in Resignation zu verzichten. Er setzte es endlich durch, daß Anna an den Hof zurückkehrte. Indessen sprach man bald bei Hofe von nichts, als den glänzenden Aussichten der Anna, und den Feinden des Cardinals lachte das Herz vor Vergnügen.

Aus der Liebelei, die der Cardinal begünstigt, war ein für ihn sehr bedenklicher Ernst geworden. Er beschwor den König kniefällig, „ein bis zwei Stunden", wie er selbst erzählt, den Gedanken aufzugeben. Umsonst! Mit Entsetzen berichtete er dem Papst, daß eine junge Dame, welche von der Königin von Navarra umgeben und folglich von der Luther'schen Ketzerei angesteckt sei, das Herz des Königs gewonnen habe. Es blieb ihm nur die Hoffnung auf Intriguen — denn die Scheidung mußte er mit Rom weiter verhandeln.

Inzwischen wurde Anna allmählich umgestimmt. Heinrich schrieb ihr einen rührenden Brief nach dem anderen, und einer derselben schließt:

„Auch bitte ich Euch, daß, wenn ich Euch jemals beleidigt habe, Ihr mir ebenso vergeben möget, wie Ihr mich darum bittet, und versichere Euch zugleich, daß mein Herz in Zukunft Euch allein gehören wird, und ich wünsche sehr, daß es auch mein Leib könnte, wie Gott es fügen kann, wenn es ihm gefällt, zu dem ich jeden Tag einmal darum flehe, in der Hoffnung, daß mein Gebet mit der Zeit Erhörung finden werde. Möchte es bald kommen! Die Zeit dünkt mich lange. Auf Wiedersehen! Geschrieben von der Hand des Schreibers, der mit Herz und Leib und Willen Euer ergebener und ganz getreuer Diener ist. H. T. rex."

Bei der Unterschrift steht die Zeichnung eines Herzens mit den Buchstaben A. B. darin, links die Worte: „Nichts als", rechts: „sucht H. T." — „Nichts als Anna Boleyn's Herz sucht Heinrich Tudor" heißt das Ganze.

Eines Tages erklärte Anna: „Sobald der König frei ist, will ich ihm meine Hand nicht mehr vorenthalten."

Damit war das Schicksal Katharinens besiegelt.

Um diese Zeit brach die furchtbare Schweißfieberseuche in England aus. Der König nahm in einem Anfall von Gewissensbissen die Königin zu sich und ging nach Waltham, Hemsden, von Ort zu Ort, jedesmal den Aufenthalt wechselnd, sobald der Tod in seine Umgebung hineingriff. Zuletzt schloß er sich in einen einzeln stehenden Thurm ein, mit der Königin versöhnt. Das geschah im Sommer 1528.

Die Seuche ließ endlich nach; der Hof sammelte sich wieder, und der wankelmüthige Heinrich brachte neues Feuer in die Scheidungsverhandlungen; er berief eine Notablenversammlung, welcher er die Scheidungsgründe plausibel zu machen suchte — er soll sogar mit Todesdrohungen geschlossen haben.

Inzwischen bezog Anna königlich eingerichtete Gemächer im Schlosse und erhielt ihren Hofstaat so gut wie die Königin. Dabei lebten die beiden Frauen äußerlich auf gutem Fuße zusammen. Anna's Einfluß machte sich in manchen Fragen geltend — die Alleinherrschaft Wolsey's begann zu schwanken. Sie führte in der That, wie dieser gefürchtet, reformatorische Elemente dem Könige nahe, wenngleich sie ein kirchliches Interesse nicht hatte, und die politischen Combinationen brachten es mit sich, daß bald auch die Volksstimmung sich dem Bruch mit dem Papstthum zuneigte.

Die Proceßverhandlungen wurden fortgesetzt, aber die Unklugheit des Papstes, welcher das Scheidungsgericht nach Rom verlegte und Heinrich zu einem Termine dorthin lud, widrigenfalls er zehntausend Ducaten Buße zu zahlen habe, schlug dem Fasse den Boden aus. Wolsey's Sturz war die nächste Folge — er starb bald darauf. Die weitere Folge war Heinrich's Entschluß, England von der geistlichen Jurisdiction Roms loszureißen.

Er hatte jetzt in der Ehescheidungsfrage freie Hand, legte die Gutachten, welche er längst von Theologen und Universitäten erhalten hatte und die sich gegen die Dispensbulle des Papstes Julius des Zweiten erklärten, dem erzbischöflichen Gerichte zu Canterbury vor und ließ seine erste Ehe annulliren. Für Katharina blieb nur der Titel einer Prinzessin-Wittwe.

Zu Anfang des Jahres 1533 fand in aller Stille die Vermählung Heinrich's mit Anna Boleyn statt, nach Fällung des Spruchs über Katharina auch die Krönung der neuen Königin. Es war am Donnerstag nach Pfingsten — da erschien der Lordmayor nebst den Gewerken von London, um sie abzuholen. Ein Prachtgeschwader von Barken geleitete sie; bunt wehten die Wimpel und Flaggen; die Musik spielte festliche Weisen. Die Kanonen des Tower begrüßten die junge Fürstin, der Alles huldigte. Am folgenden Sonnabend zog sie, von achtzehn neugebackenen Rittern des Bathordens in vollem Schmuck und einem großen Theile des Adels geleitet, durch die City nach Westminster. Zwischen Rossen edelster Art hing ein prachtvolles Ruhebett; darauf lag Anna Boleyn, unbedeckten Haares, liebreizend und glücklich, über sich einen Baldachin, welchen die Barone der fünf Häfen trugen. Am Sonntage läuteten die Glocken der alten Abtei; der Erzbischof von Canterbury, sechs Bischöfe und der Abt von Westminster mit zwölf andern Aebten führten die in Purpur Gekleidete zur Kirche; der Herzog von Suffolk trug die Krone vor ihr her; ihre Damen folgten in Scharlach. Als der Erzbischof ihr die Krone aufgesetzt, grüßte sie ein Sturm von Huldigungen.

Anna trug bereits ein Kind unter dem Herzen; nicht den Thronerben, auf den Alles wartete, sondern eine Tochter. Aber diese Tochter hieß nachmals Elisabeth, Königin von England.

Der Papst antwortete mit der Cassirung des erzbischöflichen Urtheils, und die Cardinäle erklärten in einer Gerichtssitzung die Ehe mit Katharina für rechtsbeständig. Das Parlament aber faßte den Beschluß, daß die Thronfolge der Anna Boleyn gebühren solle, selbst wenn sie eine Tochter gebären würde.

In kirchlichen Reformversuchen und der Bekämpfung der sich aus der entstehenden Gährung heraufhebenden Opposition vergingen zwei Jahre. — —

Das so glänzend aufgegangene Gestirn von Anna Boleyn neigte rasch zum Niedergange. Heinrich hatte seinen Willen durchgesetzt, wie er immer that, aber vielleicht gerade, weil es einer solchen Anspannung aller Kräfte bedurft hatte, Anna zu erringen, war die Ermattung, die in Heinrich's Verhältniß zu ihr eintrat, um so tiefer und plötzlicher. Schon bald nach ihrer Krönung, im November 1533, läßt er Unzufriedenheit mit ihr durchblicken. Es ist psychologisch begreiflich, daß der Verdruß über die Art, wie sie ihm den Weg zu sich erschwert, nachträglich die souveraine, sonst durch jedes Hinderniß in Wuth gebrachte Natur Heinrich's gegen sie verbittert hat.

Daß sie nicht fest blieb, daß sie auf die Heirath mit Heinrich einging, statt ihn dauernd abzuweisen, war ihre echt tragische Schuld, an welcher sie überraschend schnell zu Grunde gehen sollte. Ein gewisser Eigensinn, der sich neben dem autokratischen Gatten behaupten wollte, eine kokette Ader, die sich unbekümmert geltend machte, kam hinzu; haarsträubende Erfindungen der Eifersucht und neidisch-gehässiger Zuträgerei sind es, die Heinrich ihr nachher schuld gab. Vielleicht bot sie Veranlassung zu diesen Beschuldigungen der Untreue, indem sie absichtlich seine Eifersucht erregte, um ihn zu fesseln; denn sie selber war beständig von Eifersucht gequält, zuletzt im höchsten Maße jener Johanna Seymour gegenüber, welche ihre Nachfolgerin werden sollte. Schlimm für sie war es, daß sie mit einem Fuß im Parteigetriebe stand: ihre protestantischen Neigungen trugen ihr die Feindschaft einer ganzen Partei ein, und von dem, was Heinrich durch Anknüpfen an den Protestantismus Unangenehmes erfuhr, fiel wohl auch ein Schatten auf sie.

Es ist Thatsache, daß die Stimmung Heinrich's gegen Anna immer erbitterter ward, wie daß sie selbst endlich in einen Zustand der Aufregung gerieth, welcher an Wahnsinn streifte. Sie gebar noch einen Sohn — todt; ihrer Verzweiflung über Heinrich's Verhältniß zur Seymour gab sie die Schuld an diesem Ausgang ihrer Hoffnung.

Bei einem Turnier zu Greenwich, Anfangs Mai 1536, fiel das Taschentuch der Königin über die Logenbrüstung hinab. Heinrich, bei welchem das Maß eifersüchtigen Grolles voll war, wurde darauf aufmerksam gemacht. Bleich und finster verließ er den Platz und gab Befehl, drei Personen aus der Umgebung der Königin, Norris, Brereton und Smeton, sowie ihren Bruder, den Herzog von Rochford, gefänglich einzuziehen. Der König war überzeugt, daß Anna das Taschentuch geworfen, um einem ihrer Liebhaber ein Zeichen zu geben; die drei Vertrauten waren ihm längst als in sträflichem Umgang mit der Königin stehend verdächtigt, den Herzog aber hatte seine eigene nichtswürdige Gattin, welche mit Anna verfeindet war, verbotenen Umgangs mit ihr bezichtigt. Auf

dem Schlosse Forthringham übergab Heinrich in der größten Aufregung und Eifersucht seine Gemahlin dem Lieutenant der Wache, und Anna ahnte alsbald verzweiflungsvoll ihr blutiges Schicksal.

Das dieser Skizze im Holzschnitt beigegebene schöne Bild Piloty's, welches die Unglückliche ihrem feindlichen Gatten in so ergreifender Situation gegenüberbringt, stellt diese historische Scene dar: Heinrich weist jede Selbstvertheidigung Anna's zurück.

Im Gefängniß fiel sie auf die Kniee und betete: Gott möge sie nur so gewiß selig machen, wie sie unschuldig wäre.

Von dort schrieb sie an den König:

„Euer Majestät wolle nicht glauben, daß Ihre arme Gemahlin sich je werde dahin bringen lassen, einen Fehler zu bekennen, an welchen sie nicht einmal gedacht hat. Wahrlich: niemals hat ein Fürst eine Gemahlin gehabt, welche in aller Pflicht und wahrer Liebe treuer gewesen, als Sie solche in Anna Boleyn besessen haben. Mit diesem Namen und Stande hätte ich mich gern begnügen wollen, wenn es Gott und Euer Majestät so gefallen hätte. Seit meiner Erhebung zur königlichen Würde habe ich nicht daran gezweifelt, daß ich ein Schicksal, wie es mich jetzt trifft, gewärtigen müsse; denn da meiner Erhebung nichts zu Grunde lag, als ein Einfall Euer Majestät, so mußte ich gefaßt sein, daß die geringste Veränderung hinreichen werde, diesen Einfall auf einen anderen Gegenstand zu lenken. Sie haben mich aus niedrigem Stande gewählt, Ihre Königin und Genossin zu sein, weit mehr, als ich verdiente oder verlangte. Wenn Sie mich solcher Ehre für würdig fanden, theurer, gnädiger König, so geben Sie nicht zu, daß eine nichtige Erfindung und Aufhetzung meiner Feinde mir diese königliche Gnade entwende, und lassen Sie diesen Flecken der Untreue nicht Ihrer gehorsamsten Gemahlin und der unmündigen Prinzessin, Ihrer Tochter, zur Schande anhaften! Lassen Sie mich gerichtlich verhören, theurer König, aber lassen Sie mich ein gesetzmäßiges Verhör haben und meine geschworenen Feinde nicht meine Ankläger und Richter zugleich sein! Dann mögen Sie sehen, wie entweder meine Unschuld dargethan — oder meine Schuld öffentlich erklärt wird, sodaß in allem, was Gott oder Sie über mich bestimmen, Euer Majestät von allem öffentlichen Tadel befreit und, falls mein Unrecht gesetzlich bewiesen wird, Euer Majestät Freiheit hätten, vor Gott und Menschen, nicht nur mich zu strafen, sondern auch Ihrer Neigung zu folgen, welche bereits an diejenige Person geknüpft ist, um deren willen ich mich jetzt in diesen Umständen befinde und deren Namen ich bereits geraume Zeit hätte nennen können, wie denn auch Euer Majestät mein Argwohn in dieser Beziehung nicht unbekannt ist. Wenn Sie aber über mich schon etwas verhängt haben, wenn nicht nur mein Tod, sondern auch schmähliche Nachrede Ihnen zum Genuß Ihrer begehrten Glückseligkeit helfen muß, so bitte ich Gott, daß er Ihnen Ihre große Sünde vergebe, gleicherweis meinen Feinden, welche zu ihr mithelfen, und daß er von Ihnen für Ihre unkönigliche und grausame Behandlung meiner Person an seinem allgemeinen Gerichtstage, an welchem wir beide bald erscheinen müssen und in dessen Entscheidung, wie ich nicht zweifle (möge die Welt denken, wie sie wolle), meine Unschuld offenbar werden wird, nicht allzu strenge Rechenschaft fordern möge."

Zum Schluß bittet sie für die Unschuldigen, welche ihretwegen im Gefängniß schmachteten, in rührender Innigkeit, als des Königs „gehorsamste und ewig treue Gemahlin Anna Boleyn".

Man sieht: sie hat den Muth, dem Könige seinen Vorwurf der Untreue zurückzugeben.

Die drei Leute aus ihrem Gefolge wurden verhört. Nur Smeton, in der Hoffnung sich zu retten, log sträflichen Umgang mit Anna. Sie wurden nebst einem Vierten, Weston, hingerichtet, ohne Beweise für ihre Schuld. Die Königin selbst und ihr Bruder wurden vor ein Gericht gestellt, bestehend aus dem Herzog von Suffolk, dem Marquis von Exeter, dem Grafen von Arundel und dem Herzog von Norfolk als Vorsitzenden. Man fand nichts Begründetes gegen Anna, und als Schuld ihres Bruders ergab sich nur die Thatsache, daß er sich einst vor einer Anzahl Zeugen an das Bett der Schwester gelehnt habe — nichts Sonderliches, wenn man weiß, wie die Sitte fürstlicher Personen, im Bett zu empfangen, in Frankreich sich sogar zum Bestandtheil des Hofceremoniells ausbildete. Das Urtheil über Anna ward gefällt. Sie solle nach Gefallen des Königs entweder enthauptet oder verbrannt werden. Sie erhob die Hände und sprach mit nach oben gerichtetem Antlitz: „O Vater, o Schöpfer, der du der Weg, die Wahrheit und das Leben bist, du weißt, daß ich diesen Tod nicht verdient habe."

Heinrich wollte sie noch tiefer vernichten. Das jugendliche Liebesverhältniß zu Percy mußte herhalten. Ob zwischen ihm und Anna ein Ehecontract oder Eheversprechen bestanden? wurde er gefragt. Er leugnete es vor den beiden Erzbischöfen und nahm das Abendmahl darauf, in Gegenwart des Herzogs von Norfolk und anderer Räthe. Anna — es ist unsicher, ob mit besserem Gedächtniß als der Jugendgeliebte, oder in Folge der Drohung, im Leugnungsfalle die härtere Strafe leiden zu müssen — bekannte das Gegentheil. Ihres Todes war sie sicher. Noch einmal sandte sie eine Botschaft an den König, ihn ihrer Unschuld zu versichern, ihm ihre Tochter anzuempfehlen. Er habe sie aus einer adeligen Person zur Königin gemacht — höher habe er sie auf Erden nicht heben können; nun wolle er sie zu einer Heiligen im Himmel machen. Sie äußerte keine Furcht vor dem Tode. In einem Gemach des Towers fand die Hinrichtung statt. Zuvor betete sie für den König, den sie einen gnädigen und wohlwollenden Fürsten nannte, welcher gegen sie stets ein guter und gnädiger König gewesen wäre. Sollte Jemand ihre Sache untersuchen, so bäte sie ihn, das Beste zu denken.

Der Scharfrichter von Calais führte den Streich; man hatte ihn kommen lassen, da er den Ruf größerer Geschicklichkeit vor seinen englischen Collegen voraus hatte. Anna's Körper ward nachlässig in einen gemeinen Sarg von Ulmenholz gelegt und im Tower begraben. Dies geschah am 19. Mai 1536.

Am Tage nach der Hinrichtung vermählte sich Heinrich mit Johanna Seymour, und drei Wochen später erklärte das Parlament auf Grund ihres eigenen Bekenntnisses, die Ehe mit Anna sei nie rechtsgültig gewesen, ihr Kind außerehelicher Geburt und successionsunfähig. Es ist schmählich zu sehen, unter welchen speichelleckerischen Redewendungen und bombastischen Huldigungen gegen Heinrich dieser Beschluß gefaßt ward. Niemand bedachte, daß hiernach Anna des Ehebruchs gar nicht mehr beschuldigt werden konnte, daß Percy's von Northumberland Ehe damit gleichfalls für ungültig erklärt war.

So endete diese geistvolle, anmuthige, interessante Frau, als Opfer eines tragischen Geschicks. Ihr ward eine glänzende Genugthuung in dem von der Geschichte gefällten Urtheile wie in der Rolle, welche ihre Tochter Elisabeth auf dem englischen Throne gespielt hat.

B.

Aus vergangener Zeit.

Harmlose Plaudereien eines Alten.

Wir sind heutzutage ein schnelllebiges Geschlecht. Das zeigt sich unter Anderem auch darin, daß die Jetztlebenden so wenig selbst von einer unweit rückwärts liegenden Vergangenheit wissen. Kaum daß von den Aelteren Einige (weitaus nicht Alle) sich dessen erinnern, was sie selbst früher erlebt, gethan oder gelitten. Und doch ist so manches, das im Schooße der Vergangenheit schläft, werth, in unserem Gedächtniß fortzuleben, zumal, wenn es vom Hauche edler Freiheit und jenem hohen Unabhängigkeitssinne durchweht ist, an den zu erinnern in Tagen der Reaction, wie wir sie heute durchleben, doppelt Pflicht ist.

Lassen Sie mich in der leichten Form einer „Plauderei" ein paar lose Blätter dieser Vergangenheit wieder aufschlagen!

Ich versetze mich um fünfzig Jahre zurück. Ich war Student in dem romantischen Heidelberg, das damals noch viel romantischer war als jetzt, weil es noch nicht zu einer englischen Colonie geworden, sondern einen stillverstteckten Winkel, ganz im Horazischen Sinne, bildete, traulich hineingeschmiegt in die Ausläufer des Odenwaldes und doch von seiner stolzen Schloßruine, von seinem Kaiserstuhle aus weite Aus- und Umblicke gewährend auf die herrliche Rheinebene bis hinüber zu den Vogesen und bis hinauf zum Donnersberg und zu den Gebirgen des Rheingaus.

Es war eine bewegte Zeit. Ein frischer Hauch war kurz vorher, nach langer Grabesstille, durch die deutschen Lande gegangen. Das freie Wort, lange gefesselt oder doch gedämpft, war

wieder lebendig geworden in den süddeutschen Ständesälen und in der süddeutschen Presse. Selbst der kältere Norden war theilweise aus seinem Schlummer erwacht und regte sich. Der Geist, welcher freie, volksthümliche Verfassungen schafft, hielt seinen Siegeszug in Deutschland von Land zu Land und stand erst still vor den schwarz-weißen Grenzpfählen im Nordosten und den schwarz-gelben im Südosten. Aber schon machte sich die Gegenströmung geltend. Die Ueberschwenglichkeiten des Freiheitsfiebers drohten, wie so oft, die Freiheit selbst zu vernichten. Die lauernde Reaction ersah sich den Moment von Neuem hervorzubrechen. Auf der alten Feste zu Hambach (an deren Stelle jetzt die modern-mittelalterliche Maxburg steht) hatten im Mai 1832 neben deutschen Fahnen auch französische und polnische geweht. Das war schon nicht gut. Schlimmer war der wahnsinnige Frankfurter Putsch im April 1833, wo eine kleine Schaar Verwegener bei hellem Tage die Hauptwache am Sitze des Bundestags stürmte, um natürlich im nächsten Augenblicke von einer soldatischen Uebermacht zerstreut, in die Flucht gejagt oder gefangen genommen zu werden. Der Bundestag hatte nun alle seine Donner losgelassen. Censur, Paßwesen, Aufsicht auf die Universitäten, Alles war verschärft worden.

Trotzdem glaubte man, daß zu Pfingsten 1833 ein zweites Hambacher Fest stattfinden werde. Es war ein althergebrachtes Volksfest, welches alljährlich die lustigen Pfälzer auf der prächtigen Bergkuppe, diesem malerischen Luginsland, zu versammeln pflegte.

Ich hatte mich bis dahin wenig um Politik gekümmert; meine Gedanken schweiften nach anderen, idealeren Zielen hin. Aber wie hätte ich der Versuchung widerstehen sollen, auch einmal ein solches Fest und seine Erregungen in der Nähe mit anzusehen. Die Universitätsbehörde händigte mir auf mein Verlangen unbedenklich einen ordnungsmäßigen Paß aus, wie man einen solchen damals auf Schritt und Tritt benöthigte, zumal wenn man aus einem „souverainen“ deutschen Staate in den andern hinüber wandern wollte. Als harmloser Spaziergänger ohne Gepäck passirte ich glücklich die Schiffbrücke bei Mannheim und kam unangefochten, selbst ungefragt, bei der blau-weißen Schildwache vorüber, welche dort die königlich baierische Grenze vor gefährlichen Eindringlingen schützen sollte. So wandelte ich bei herrlichstem Frühsommerwetter durch die liebliche Pfalz hin, an Rebengeländen vorüber, das blauende Hardtgebirge vor mir; so klomm ich zu dem alten Hambachschlosse hinan und beschaute mir die Vorbereitungen zum morgenden Feste; dann stieg ich hinunter nach der baierischen Festung Landau, um dort zu übernachten und morgen nach Hambach zurückzukehren.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Ich ging gewissenhaft auf's Polizeiamt, um meinen Paß visiren zu lassen, und da dieses geschlossen war, zu dem hochmögenden Polizeicommissar in dessen Wohnung. Ich fand in ihm einen Typus des altbaierischen Beamten mit dem echt bajuvarischen verkniffenen, kleinen Schnurrbart und einer goldenen Brille über den argwöhnisch blickenden Augen. Bescheiden reichte ich ihm meinen Paß und stellte das übliche Begehr nach dessen Visirung. Beim ersten Blicke in den Paß entfiel dem guten Manne beinahe vor Schreck die Brille; sprachlos starrte er mich an. Ein Heidelberger Student mitten in der vermeintlich so wohlgehüteten Pfalz, nur eine Stunde entfernt von dem Hambacher Schlosse, jedenfalls entschlossen, morgen dort „mitzumachen“! Endlich sprach er gelassen das große Wort aus: „Auf diesen Paß kann ich Sie nur arretiren lassen.“

Nun ward ich belehrt, daß, weil mein Paß auf Mannheim, Speyer und zurück laute, ich aber auf einem Wege betroffen worden sei, der nicht zwischen Mannheim und Speyer, sondern abseits liege, ich mich straffällig und verdächtig gemacht habe und folglich arretirt werden müsse. Vergebens stellte ich vor, daß man bei solchen Erholungstouren in den Pfingstferien nicht die nächsten, sondern die schönsten Wege aufsuche und daß der schönere Weg unstreitig nicht am sandigen Rheinufer hin, vielmehr hier längs der Hardtberge laufe.

Der Hochmögende blieb beharrlich bei seinem Spruch. Er behauptete, die Universitätsbehörde zu Heidelberg hätte mir gar keinen Paß ertheilen dürfen; denn alle benachbarte Universitäten (hier schwatzte er aus der Schule) seien ersucht worden, während dieser Pfingstferien keine Pässe auszuliefern — natürlich damit kein Student den baierischen Boden betrete und dadurch das Vaterland vor Gefahr bewahrt bleibe! Das war nun aber doch geschehen, und unmöglich konnte ich für ein Versehen der Universitätsbehörde büßen. Aber der Mann ward immer ärgerlicher. „Sie haben in Hambach mit Revolution machen wollen,“ herrschte er mich an. Dagegen protestirte ich. Aber was half's? Er hatte die Macht, ich nur mein Bewußtsein der Harmlosigkeit.

So mochte ich wohl eine halbe Stunde oder länger mit ihm vergebens capitulirt haben — da erschien mir ein rettender Engel in Gestalt der Familie des Gestrengen. Frau, Tochter und, wie es schien, Schwiegersohn kehrten vom Spaziergange heim und fanden zu ihrer sichtlichen Ueberraschung den Gatten und Vater in lebhafter Aufregung und ihm gegenüber ein junges Blut, dessen bestürztes Gesicht — ein solches mochte ich wohl machen — ihr Mitleid erregte. Genug, ich bemerkte, wie eine der Frauen um die andere dem erzürnten Jupiter etwas in's Ohr flüsterte — fürbittende Worte, vermuthe ich; denn die Wogen seines Zornes legten sich; und er gab mir endlich den tröstlichen Bescheid: für diesmal wolle er es noch dabei bewenden lassen, mir — einen Zwangspaß nach Heidelberg zurück, auf dem geradesten Wege über Speyer, auszustellen: morgen früh neun Uhr müsse ich mich damit unfehlbar auf dem Polizeiamt zu Speyer melden. Auf meine Vorstellung, daß, da bis Speyer sechs Stunden Weges seien, ich früh drei Uhr würde ausrücken müssen, milderte er auch diese Sentenz auf elf Uhr. Was half's? Ich wanderte nach Speyer, meldete mich und hatte die Genugthuung, daß man dort über den allzu großen Eifer des Landauer Collegen lächelte.

Uebrigens konnte ich meinem guten Geschick und dem baierischen Commissar zu Landau danken, daß ich verhindert worden war, diesem sogenannten Hambacher Feste beizuwohnen. Denn kaum daß dort eine pfingstfestfrohe Volksmenge sich eingefunden und bevor nur irgend etwas Verdächtiges geschehen, hatte das baierische Militär auf die Wehrlosen eingehauen und Viele verwundet. (Vergl. über diese empörenden Vorgänge die „Gartenlaube“ Jahrgang 1872, S. 364.)

Das ist ein kleines Geschichtchen aus der guten alten bundestäglichen Zeit und aus der Blütheperiode des Polizei- und Paßwesens! Nun ein paar andere Erinnerungen erfreulicherer Art!

Die Neujahrsnacht von 1833 zu 1834 war denkwürdig durch einen Sturm von seltener Heftigkeit, denkwürdiger noch für Deutschland durch ein anderes, politisches Ereigniß. Der mächtig durch Deutschland dahinbrausende Geist einer neuen Zeit — auch ein Sturm, und ein gewaltiger — warf in dieser Nacht ein Dutzend oder mehr bunte Schlagbäume um, die ebenso viele Grenzsperren für den inneren deutschen Verkehr von Land zu Land bedeutet hatten; an ihrer Statt erstand eine gemeinsame Zolllinie, die ein Gebiet von beiläufig 24 bis 28 Millionen Einwohnern zu einem einigen, starken Handelskörper zusammenschloß. Der deutsche Zollverein war über Nacht entstanden, diese große, zukunftschwangere Schöpfung, von der damals ein deutscher Publicist prophetisch sagte: „Kaiser von Deutschland ist dermalen der deutsche Zollverein.“ Nun, er war mindestens die erste Stufe, oder besser gesagt, der Unterbau zu dem deutschen Kaiserthron, der freilich erst siebenunddreißig Jahre später errichtet werden sollte.

Und auf dieses erste hochwichtige Ereigniß des Jahres 1834, das die großen Industrieländer draußen, England und Frankreich, in lebhafte Erregung versetzte und ihre Sprachen mit einem neuen, bisher nicht gekannten Worte „Zollverein“ bereicherte, auf dieses erste folgte nicht lange nachher ein zweites — unscheinbar anfangs auf kleinen Raum beschränkt, und doch in seinen Wirkungen kaum weniger bedeutungsvoll, als jenes: Zwischen Dresden und Leipzig ward der erste Spatenstich zu der ersten größeren deutschen Eisenbahn gethan; das war die erste Masche jenes ungeheuren Netzes von Schienensträngen, das heutzutage Deutschland nach allen Richtungen durchzieht und alle deutschen Länder mit einander verkettet. Leipziger und Dresdener Kaufleute hatten, von Friedrich List angeregt und ermuthigt, den Gedanken erfaßt, die beiden Städte durch einen Schienenstrang zu verbinden. Kühn, sehr kühn war dieser Gedanke damals; denn man hatte, auf dem europäischen Festland wenigstens, noch so gut wie keine Erfahrungen in Bezug auf dieses ganz neue Verkehrsmittel. Nur in England waren einige Eisenbahnen in's Leben gerufen. Belgien begann sein großes Bahnnetz gerade erst in demselben Jahre; Frankreich war darin noch völlig zurück. Und da wollten einfache Private — nicht, wie in Belgien, der Staat — es wagen, einen solchen Bau und Betrieb zu unternehmen.

Der Zähigkeit des einen der Unternehmer, Harkort's, der ein Sohn der rothen Erde war, und der speculativen Phantasie eines



„Brüderchen schläft."

Nach dem Oelgemälde von J. G. Meyer von Bremen.

anderen derselben, Dufour's, in dessen Adern französisches Blut floß, war es hauptsächlich zu danken, daß das kühne Beginnen in Angriff genommen und glücklich durchgeführt ward.

Von den Gründern der Leipzig-Dresdener Bahn lebte bis ganz vor Kurzem noch einer, der Banquier W. Seyffarth in Leipzig. Auch er ist nun geschieden. Harkort ist an der Stätte seines Wirkens im Standbild verewigt; seine Büste, inmitten des grünen Baumwerkes am Rande des Parkes zu Leipzig auf hohem Sockel aufgestellt, blickt hinüber auf den glänzenden Bahnhof, der jetzt den Ausgangspunkt der Bahnlinie in Leipzig überdeckt. Ein zweites Denkmal, von Seyffarth an einer andern Stelle des Parkes gestiftet, verewigt das Unternehmen selbst, seine ersten und seine jetzigen Leiter.

Heutzutage, wo der Staat den Privaten eine dieser großen Unternehmungen — der Eisenbahnen — nach der anderen aus der Hand nimmt und sich aneignet, wirft man vielfach nur übelwollende oder höchstens mitleidige Seitenblicke auf die Privatindustrie, die, meint man, zur Schaffung und Leitung so großartiger Verkehrsmittel weder befähigt noch berechtigt sei. Aber man sollte nicht vergessen, daß ohne die wagende Kühnheit eben dieser Privatindustrie und des sie unterstützenden Associationsgeistes Deutschland wahrscheinlich noch lange ohne Eisenbahnen und hinter anderen Ländern zurückgeblieben wäre; denn die Regierungen, weit entfernt, das vorhandene Bedürfniß einer so tiefeinschneidenden Reform des ganzen Verkehrswesens zu erkennen und zu seiner Befriedigung die Hand zu bieten, verhielten sich damals meist sehr kühl dagegen, ja hinderten vielfach das Zustandekommen zweckmäßiger, dem Interesse des großen Verkehrs wirklich dienender Bahnlinien durch allerlei Rücksichten. Gerade in unserer Zeit, die so geneigt ist, den hohen wirthschaftlichen, politischen, ja sittlichen Werth des Princips der Selbstthätigkeit des Volkes zu unterschätzen und zu mißachten, kann es nicht schaden, daran zu erinnern, wie die bedeutendsten, großartigsten Unternehmungen auf jenem Gebiete in den dreißiger und vierziger Jahren fast ausschließlich und jedenfalls zuerst auf dem Wege eben dieser Selbstthätigkeit der Privaten zu Stande gekommen sind.

Noch ein anderes Bild aus jener Vergangenheit!

Das denkwürdige Jahr 1840 war fast zur Hälfte verflossen und hatte bereits Ereignisse von unberechenbarer Tragweite aus seinem Schooße geboren: in Preußen einen Thronwechsel; an der westlichen Grenze Deutschlands, in Frankreich, eine künstliche Heraufbeschwörung des Schattens Napoleon's des Ersten und eine neue Auflage des Rufes nach dem „linken Rheinufer". In der Metropole des deutschen Buchhandels aber, in Leipzig, feierte man in ungetrübter, voller Festesfreude das vierhundertjährige Jubiläum der Buchdruckerkunst, dieser echtdeutschen Erfindung. In Berlin hatte die Polizei das Fest verboten, oder sie hatte wenigstens alle die öffentlichen Kundgebungen verboten, die erst ein solches Fest zu einem rechten Volks- oder Nationalfeste machen. In Leipzig dagegen war die Polizei — Ehr' ihr dafür! — so frei von Angst und so voll Vertrauen auf den guten Geist der Bevölkerung, daß sie ein wirkliches „Volksfest" (auf dem großen Exercirplatze bei Gohlis) mit allen möglichen Lustbarkeiten nicht blos gestattete, sondern daß sie auch jeder sichtbaren Ueberwachung der wohl 30,000 bis 40,000 Köpfe starken Menge sich streng enthielt, die Wahrung der Ordnung lediglich dem Festcomité überlassend. Und sie hatte sich nicht getäuscht. Nicht Ein Fall von Unordnung, von Trunkenheit oder Lärmen trübte das schöne Fest: das Volk bewies durch die That, daß, wenn man ihm vertraut, es dieses Vertrauen rechtfertigt.

Tags vorher hatte die geistige Feier stattgefunden. Auf dem Marktplatze war eine Tribüne errichtet, von der aus Raimund Härtel, der Vorstand der Buchdruckerzunft, die Festrede hielt. Am Schlusse dieser ward eine dort aufgestellte Buchdruckerpresse enthüllt, die sofort ein Festgedicht druckte, das unter die Kopf an Kopf gedrängten Zuhörer vertheilt ward. Als die Masse gegen die Tribüne hin wogte, um die von da herabflatternden losen Blätter aufzufangen, sah ich neben mir einen langen, hagern Mann, ernsten, fast sauren, aber bedeutenden Gesichts und sichtlich voll lebhaftesten Interesses, halb vorwärts drängend, halb gedrängt. Es war Dahlmann, das Haupt der berühmten „Göttinger Sieben", deren tapfere Gewissensthat kurz vorher das fast in politischen Schlummer versunkene Deutschland so mächtig aufgerüttelt hatte. Mit seinen Freunden, den Grimm's und Albrecht, war er nach Leipzig gekommen, um das Fest mitzufeiern, zugleich um sich persönlich für die warme Theilnahme zu bedanken, die Leipzig dem Schicksal der Sieben gewidmet; denn Leipzig war der Ausgangspunkt und Sitz jenes „Göttinger Comité" gewesen, das Ehrensammlungen veranstaltete für die Männer, die ihrer Stellen entsetzt worden waren, weil sie ihren Verfassungseid nicht brechen wollten, der Ausgangspunkt jener Bewegung, welche nicht blos Adressen und Dankesworte, sondern auch klingende Beweise dafür geliefert, daß, wenn ein deutscher Fürst strenge Gewissenhaftigkeit mit Entziehung von Amt und Gehalt straft, das deutsche Volk bereit sei, aus seinen Mitteln solche Ehrenmänner zu entschädigen.

So trat mitten in die Festesfreude der Leipziger Jubelfeier der volle Ernst des Lebens hinein, gleichsam verkörpert in der edlen Gestalt Dahlmann's: die Erinnerung an die traurige politische Misère unserer rechtlosen deutschen Zustände, glücklicher Weise aber auch zugleich das erhebende Gefühl, daß es noch Männer gäbe, die solchem Unrecht muthig die Stirn böten.

Damals war dies der erste und einzige Staatsstreich in Deutschland. Seitdem sind wir — namentlich in den fünfziger Jahren — überreich mit Staatsstreichen aller Art gesegnet gewesen. Aber, Gott sei Dank, auch da hat es nicht an Solchen gefehlt, die dem von den „Göttinger Sieben" gegebenen schönen Beispiel von „Männerstolz vor Königsthronen" nacheiferten — freilich auch nicht an Solchen, die schwächlich oder charakterlos genug waren, ihre Ueberzeugungen zu wechseln mit dem Wandel der herrschenden Systeme. Immerhin wird das deutsche Volk gut thun, jene tapfere Mannesthat der Sieben auch jetzt und für alle Zeit als ein leuchtendes Vorbild unvergessen sein zu lassen.

Mutter und Sohn.

Von A. Godin.

(Fortsetzung.)

26.

Ottilie, Gräfin Secon, hatte sich, seit sie uns als jugendliche Comtesse Riedegg aus den Augen schwand, in den vornehmen Lebensformen ihres Standes bewegt. Ihr Großvater selbst hatte sie in die große Welt eingeführt.

Das Wiederauftreten dieses seiner Zeit so hervorragenden, seit Jahrzehnten in Einsamkeit vergrabenen Magnaten erregte Aufsehen; er ward von Seite des Hofes wie der Gesellschaft mit Auszeichnung empfangen, und diese Auszeichnung übertrug sich auch auf das schöne Mädchen, seine einzige Erbin.

Ottilie sah sich umworben, gefeiert, beneidet, und ihre kühle, etwas hochfahrende Art, diese Huldigungen aufzunehmen, steigerte nur den Eifer Derer, welche nach ihrer Hand strebten — ein vermögensloser Officier aus altem Hause, Major Secon, welcher den Jahren nach ihr Vater sein konnte, führte sie heim. Die Haltung, mit welcher Major Graf Secon von seinem Glücke Besitz nahm, bewies jedoch, daß er solcher Auszeichnung werth sei; seine gediegene Persönlichkeit erschien überall an ihrem richtigen Platze und erwarb sich die Liebe Aller; nur mit seinem Schwiegervater, dem Grafen Riedegg, harmonirte der Major wenig, und die Jahre änderten nichts an dieser Kühle der gegenseitigen Beziehungen. Daß Ottiliens einziges Kind ein Mädchen war, bestärkte noch Graf Raimund's Gleichgültigkeit. Mehr als je auf sich selbst zurückgezogen, grollend gegen Menschen und Schicksal, den öffentlichen Ereignissen gegenüber völlig theilnahmlos, verzehrte der Greis in tiefster Einsamkeit sein Dasein, für dessen Ziele ihm dereinst die Erde kaum weit genug erschienen war.

Ottilie war glücklich, wenn dieses Wort auf leidenschaftsloses Zufriedensein Anwendung finden darf. Seit dem gewaltsamen Tode ihres über Alles geliebten Vaters, des einzigen Menschen, der ihr junges Herz erwärmt hatte, waren die Elemente des Stolzes, der Kälte, welche in ihr lagen, vorherrschender geworden, aber was

auch das Leben aus dem Menschen macht, in jedem schlummert ein Theil seiner eigenen frühen Jugend, gleichsam deren Seele, ihr besserer Theil, welcher nur auf den Moment wartet, um zu erwachen.

Die Wärme, welche Ottilie dereinst für ihren Vater empfunden, gehörte jetzt ihrem Kinde. Es war eine von Strenge durchwobene Liebe. Trotz mancher Beschränkung genoß aber Margarita die glückseligsten Kinderjahre. Gleich einem Sonnenstrahl glitt die holde Kleine durch das Vaterhaus, stets in beflügeltem Schritte, immer bereit zum Lieben und Freuen, als wären ihre Füßchen nur geschaffen, einher zu tänzeln, ihre weichen Arme nur da, um sich nach Jemand auszustrecken. Der Ton freundschaftlicher Einigkeit zwischen den Eltern, der vornehme, aber nicht luxuriöse Zuschnitt des häuslichen wie gesellschaftlichen Lebens, die sorgsam ausgewählten Persönlichkeiten des intimeren Umgangs — Alles, was diese frische Menschenknospe umgab, trug einen harmonischen Charakter.

Inzwischen war Graf Seeon zum General avancirt und wurde als Commandant nach S. versetzt. Für die Generalin knüpfte sich bald ein persönliches Interesse an diese Garnisonstadt. Die flüchtige Begegnung Siegmund's vor drei Jahren war ihrem Gedächtnisse nach und nach entschwunden, obgleich die auffallende Aehnlichkeit des jungen Mannes mit ihrem verstorbenen Vater sie damals nicht wenig frappirt und ihre Gedanken zu alten Zeiten und Fragen zurückgeführt hatte. Als nun aber Lieutenant Friesack ihr gegenüber diese Begegnung berührte, stieg die merkwürdige Aehnlichkeit auf's Neue und so fragwürdig in ihrem Gedächtnisse auf, daß sie nicht zögern mochte, Näheres über den jungen Mann zu erforschen. Was sie erfuhr, ließ ihr kaum einen Zweifel, daß es sich um keinen Anderen handelte, als um Den, dessen Existenz lange Zeit hindurch ihre Gedanken beschäftigt hatte. Wie aus weiter Ferne und doch so unvergessen schmerzlich erwachte in ihrem Ohre das geheimnißvolle, ihr nie entschleierte Wort des sterbenden Vaters: „Du hast einen Bruder."

Oberst Friesack hatte ihr gesagt, Siegmund Riedegg's Herkunft sei einigermaßen dunkel — „keinerlei Papiere seien vorhanden". Dies bestärkte Ottilie in der Ueberzeugung, daß sie in der Voraussetzung nicht irre, der junge Officier müsse ihr Halbbruder sein.

So ward ihr der Moment, in welchem ihr Max Friesack seinen in die Garnison zurückgekehrten Freund vorstellte, zu einem hochbedeutsamen; sie fand in seinen Zügen, in dem edelgeschnittenen Auge, dem weichen blonden Haar ihren Vater wieder — freilich war diese Aehnlichkeit damals, als sie ihn zuerst sah, im Augenblick flüchtiger Begegnung, wo momentanes Schwanken den energischen Charakter des Gesichtes gleichsam aufhob, rascher erkennbar als heute, wo das anders geartete Naturell ihm bereits seine volle Signatur aufgeprägt hatte. Je öfter Ottilie mit dem jungen Officier zusammentraf, desto unverkennbarer drängte sich ihr jene Aehnlichkeit auf, welche die Natur so geheimnißvoll weiter spinnt — geheimnißvoll! denn oft wiederholt sie eine Bewegung, einen Klang der Stimme, einen raschen Blick sogar da, wo die Zusammengehörigen einander nie gekannt.

Die Beachtung, welche eine so hochgestellte Frau ihm gönnte, setzte Siegmund um so mehr in Erstaunen, als er auf die darauf bezüglichen Aeußerungen seines stets zur Uebertreibung geneigten Freundes gar kein Gewicht gelegt hatte. Aber es konnte ihm selbst so wenig entgehen, als es Anderen entging, daß Generalin Seeon ihn auszeichnete, und obgleich dies in der Ottilie eigenen maßvollen Weise geschah, ward ihre sichtliche Bevorzugung eines noch so jungen bürgerlichen Officiers um so mehr bemerkt, als ihr der Ruf größter Exclusivität vorausgegangen war. Dieses Bemerken kam seiner Aufnahme in den geselligen Kreisen zugute. Siegmund's natürliche Zurückhaltung, welche weit davon entfernt war, je anspruchsvoll zu sein, erhielt das einmal angeregte Interesse wach. Stolz ist nicht, wer es möchte, zurückhaltend ebensowenig; diese Eigenschaften gehören dem Einzelnen zu wie die Farbe seiner Augen, und drücken ihrem Eigner ein vornehmes Gepräge auf; wer sich nicht ausgiebt, bleibt überdies stets interessant.

Wöchentlich einmal, an jedem Donnerstage, fand sich im Salon des Commandanten ein intimer Kreis zusammen. Der eigentliche Inhalt dieser Zusammenkünfte war gute Hausmusik, aber auch die Nichtmusikalischen fanden ihre volle Rechnung während der Plauderstunden vor und bei Tische, da erst nach dem Souper musicirt zu werden pflegte. Gräfin Seeon hatte diese Abende hauptsächlich im Hinblick auf Margarita eingerichtet, welche sie in diesem Winter noch nicht in die große Gesellschaft einzuführen und doch auch nicht mehr auf die Schulstube und den kleinen Familienkreis allein zu beschränken wünschte. Das junge Mädchen, bei dessen Erziehung jede Anlage berücksichtigt worden war, besaß eine sympathische, wohlgeschulte Stimme, spielte auch mit seelenvollem Vortrag Clavier. Hätte die Generalin eines Vorwandes bedurft, um Siegmund häufig bei sich zu sehen, so war ein solcher durch seine hervorragende musikalische Ausbildung geboten.

Es gestaltete sich wie von selbst, daß dem Lieutenant Riedegg die Leitung dieses Theiles der Donnerstagabende zufiel, und seine Beziehungen zum Musikdirector Fügen erleichterten manche Zusammenstellung von Ensembles. Die jungen Leute spielten vierhändig; Siegmund begleitete Margarita's Gesang und gerieth auf die natürlichste Weise den Damen Seeon gegenüber in die Stellung, ihnen auch außer dem Hause durch kleine Dienstleistungen gefällig zu sein, sie begleiten zu dürfen, wenn der General daran verhindert war, kurz, ihnen häufig zur Seite zu bleiben. Graf Seeon sanctionirte die Auszeichnung, welche seine Frau dem jungen Officier zu Theil werden ließ, indem auch er ihm sein persönliches Interesse zuwandte.

Ottilie hatte ihrem Gatten schon vor Jahren alles mitgetheilt, was sich auf die Sterbestunde ihres Vaters bezog, und hielt nur kurze Zeit mit der Entdeckung zurück, die sie neuerdings gemacht. Der nun eingeweihte General beobachtete Siegmund scharf und war bald ebenso überzeugt, wie seine Frau, daß der junge Mann ganz ahnungslos über die Beziehung sei, welche ihn mit der Familie verband. Er richtete sein Augenmerk auf Siegmund's militärische Tüchtigkeit und erfuhr mit Vergnügen, sowohl durch dessen Regimentscommandeur wie durch manches gesprächsweise Examen, das er mit ihm vornahm, welchen eisernen Fleiß Siegmund seiner wissenschaftlichen Fachausbildung zuwendete.

Graf Seeon freute sich des begabten, strebsamen Officiers, der durch manche am Arbeitstisch verlebte Nachtstunde die Zeit einzubringen wußte, welche er dem Frauendienst gewidmet, und war entschlossen, das Seine dazu zu thun, um diesen ihm, wie er sich scherzend gegen seine Frau äußerte, au naturel Verschwägerten nach Möglichkeit zu fördern, sobald sich dazu Zeit und passende Gelegenheit ergeben würde.

Der naiven Grazie Margarita's gegenüber, die aus der Gewohnheit des Glücklichseins entsprang und eben darum wärmte wie die Sommersonne, ward sich Siegmund erst bewußt, wie fern seine eigene Kindheit und Jugend von solcher Helle geblieben und daß immer irgend ein Schatten auf seinen Weg gefallen sei. Spät war ihm das Bewußtsein aufgegangen, wie düster doch seine geliebte Mutter während seiner Kinderjahre dahin gelebt, wenn ihre Zärtlichkeit auch ihn selbst nichts hatte vermissen lassen, als vielleicht ein Licht, welches er nur deshalb nicht entbehrte, weil er es nicht kannte. Und dann die Trennung, die anfangs herben Schuljahre, die eigenen Seelenkämpfe, endlich der Krieg — immer ein ernster, ein hemmender Zug, woraus sein Wesen allmählich diese Beimischung von Schwere erhalten, welche ihm unmöglich machte, ohne Prüfung zu ergreifen und zu genießen, was die Stunde bot. Die beschwingte Natur Margarita's erhob ihn aber gleichsam mit sich in eine leichtere Sphäre, in eine Sonnennähe, wo es sich ganz von selbst verstand, daß dort nur Himmelblau und Wärme zu finden sei. Es war vor Allem dieses Kindes Herzensgüte, was ihn anzog; ihre unschuldigen Augen trübten sich nur, wenn sie von Mangel oder Kummer hörte, und sie ruhte dann nicht, bis sie ausfindig gemacht, womit Trost und Hülfe wenigstens zu versuchen sei; ihr Vater pflegte sie damit zu necken, daß sie schon als kleines Kind stets erblaßt wäre, wenn ihre Puppe unvorsichtig gestoßen ward.

Margarita verkehrte in harmlosester Zutraulichkeit mit dem jungen Hausfreunde, der stets zur Stelle war, wenn etwas Schönes in Aussicht stand, und der ihr nach und nach mit ihrer geliebten Musik in Eins verwuchs. Trotz ihrer reizenden Natürlichkeit bestand eine kleine Nüance zwischen dem Ton, welchen sie ihm oder Anderen, z. B. Max Friesack gegenüber anschlug. Obgleich dieser gutherzige Mensch, der mit rührender Liebe an dem ihm geistig überlegenen Siegmund hing, meinte, dem Freunde Alles zu gönnen, was zwischen Himmel und Erde zu erreichen war, fing er nun doch an, sich innerlich mit einigem Neid herumzuschlagen; denn er hatte sich in kürzester Frist bis über die Ohren in Margarita verliebt und hätte seinen kleinen Finger darum gegeben, wäre ihm vergönnt gewesen, so oft um sie zu sein, wie sein glücklicherer Freund. Dennoch war er nicht eifersüchtig auf ihn. So oft Max

die Beiden zusammen sah, überzeugte er sich auf's Neue, daß Siegmund seinen eigenen, noch sehr geheimen Hoffnungen gewiß nicht im Wege stand; denn eigentlich war es doch nur das gemeinschaftliche Musiciren, das Siegmund mit Margarita verband. Saß sie zu vierhändigem Spiel neben ihm am Flügel oder sang sie zu seiner Begleitung eines der schwermüthigen Lieder, die sie seltsamer Weise am meisten liebte, dann war freilich die tanzende Elfe auf einmal wie vertauscht und das liebliche Gesicht glich dem einer Muse. Dann trat ein fremder, geheimnißvoller Zug um die braunen Augen, den feinen Mund. Kaum aber war das Notenblatt niedergelegt, so sah Max voll Befriedigung, wie schnell Margarita zur Gruppe der jungen Welt zurückflog und wie häufig sein Freund sich neben die Generalin setzte, um sich mit ihr in allerlei Gespräch zu vertiefen.

Siegmund fühlte sich in der That von der Mutter fast ebenso sehr angezogen wie von der Tochter. Die tactvolle, gütige Weise, mit der Ottilie ihre persönliche Theilnahme für ihn durchblicken ließ, hatten ihm manche offene Aeußerung über sein bisheriges Leben und Sein abgewonnen. Sie legte so viel Interesse für seinen Entwickelungsgang, seine Kindheits- und ersten Jugendjahre an den Tag, daß seine angeborene Scheu, über sich selbst zu sprechen, davor wich. Außerdem fand er in dieser Frau etwas seinem eigenen Wesen Verwandtes; ihre unbestechlich rechtschaffene Gesinnung, ihr Bedürfniß der Wahrheit und Klarheit stimmten mit seiner Lebensanschauung überein.

Gewöhnt, seiner Mutter von Allem, was ihn anging, Mittheilung zu machen, hatte er ihr in seinen Briefen wiederholt von dieser neuen, ihm so erfreulichen Beziehung gesprochen; er war aber nicht wenig befremdet, diesen Punkt in ihren Antworten stets mit einer gewissen Consequenz übergangen zu sehen. Ueberhaupt bot ihm die Correspondenz mit ihr nicht mehr den früheren Genuß voller Befriedigung. Unstät wie ihr Leben, das sie beständig in der weiten Welt umherführte, erschien ihm auch die Stimmung, welche aus ihren immer seltener gewordenen Mittheilungen sprach. Seine Briefe gelangten nur auf dem Umwege über Paris an sie, und zwar durch einen Banquier, der Herrn von Clairmont's Geschäfte führte und die Anweisungen an Siegmund übermittelte.

Diese Umständlichkeiten verstimmten ihn und trugen dazu bei, seine Lust an einem Briefwechsel zu dämpfen, der eigentlich kaum mehr eine solche Bezeichnung verdiente. Siegmund empfand die Unzulänglichkeit solcher Verbindung mit seiner theuern Mutter schmerzlich, ohne sich darüber zu äußern, nicht einmal gegen Fügen, dessen Hausgenosse er auch dann geblieben, als der Meister sich Jana nach neuem Werben zur Hausfrau gewonnen hatte.

Es konnte nichts Behaglicheres geben, als die Häuslichkeit des Fügen'schen Ehepaares. Der glückliche Gatte war wie verjüngt, Jana vielleicht noch etwas stiller geworden als früher. Herzenskundige mochten in ihrem Gesicht den leisen Zug erkennen, welchen großes Herzeleid unverwischbar einprägt, aber ihre liebreichen Augen, ihr ruhiges Lächeln sprachen von Trost, sogar von Glück.

Das Ehepaar lebte zurückgezogen, aber nicht vereinsamt; denn Befreundete gingen gern in ihrem Hause aus und ein, wo man die Wirthe stets daheim traf und die Gäste so herzlich empfangen wurden. Hier fühlte sich Siegmund durchaus heimisch. Je mehr Gemeinschaftliches aber diese drei Menschen verband, um so bewußter ward Jedem von ihnen die unsichtbare und doch so fühlbare Veränderung, welche in ihrem Verhältnisse zu Genoveva eingetreten war. Frau von Riedegg hatte neuerdings keinen Brief aus dem Fügen'schen Hause mehr anders als durch Grüße beantwortet, die Siegmund bestellte. Dieser verweilte nicht gern bei Gesprächen, die seine Mutter betrafen, und so hielten auch die Gatten ihre Fragen und die unbestimmte Unruhe zurück, welche sie unter vier Augen gegen einander äußerten. War Fügen hierin discret, so fiel es Siegmund dagegen auf, wie eingehend er sich nach den Beziehungen des jungen Officiers zu der Secon'schen Familie erkundigte. Für den in die näheren Verhältnisse eingeweihten Capellmeister war es ja längst kein Geheimniß mehr, daß Gräfin Secon jene Tochter erster Ehe sei, deren Genoveva erwähnt hatte, als sie ihm die Geschichte ihres bestrittenen Rechtes erzählte. Die hochstehende, im Aussterben begriffene Familie Riedegg im Auge zu behalten, war nicht schwierig; Fügen hatte also längst erfahren, mit wem sich diese Halbschwester seines Mündels vermählt hatte, und auch Genoveva war durch den Freund von Allem unterrichtet. Als General Secon jetzt nach S. versetzt worden und Siegmund's Rückkehr in Aussicht stand, schrieb er ihr auch dies, ohne einen Augenblick zu zögern. Ihre Antwort hierauf war der letzte Brief, den Fügen von ihr erhalten; er beschränkte sich auf die kurze Weisung: den Dingen ihren Lauf zu lassen und das bisherige Schweigen Siegmund gegenüber streng zu bewahren. Gut und schön, soweit das ihn und Genoveva betraf! Wie stand es nun aber mit dieser Gräfin Secon? Wußte sie, die damals noch ein Kind gewesen, von ihres Halbbruders Existenz, von den Ansprüchen, welche dessen Mutter erhoben? Weshalb sie ihn in ihr Haus gezogen, was aus alledem werden sollte, vermochte Fügen nicht zu überschauen und ließ es sich nicht wenig im Kopfe herumgehen. Siegmund, der unter all diesen Wissenden stand und doch von nichts wußte, empfand nach und nach eine Rückwirkung dieser ganz besonderen Lage. Mehr als einmal ward er durch einen Blick, eine Miene, eine flüchtige Frage betroffen, die ihn Verborgenes, ihn Angehendes ahnen ließ, und gerieth nach und nach in ein Grübeln, das er umsonst zu verscheuchen strebte. Ein Bedürfniß glücklich zu sein, sich des schönen Lebens, seiner reichen Jugendtage zu freuen, wehrte instinctiv alles Störende ab und behielt vollends den Sieg, wenn Margarita ihm nahe war. Bei ihr gab es nichts Verhülltes; sie brauchte ihn nur anzusehen oder mit dem freien, frischen Lächeln ein Wort an ihn zu richten — und Alles in ihm wurde licht und klar.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

„Brüderchen schläft.“ Wie unser heutiges Bild (S. 669), so sind auch die übrigen künstlerischen Producte Joh. Georg Meyer's von Bremen durch seltene Naturtreue ausgezeichnet, welche, mit echt künstlerischer Auffassung gepaart, den Gestalten des Meisters den Reiz bestrickender Anmuth und Lieblichkeit verleiht.

Meyer von Bremen, der in den Jahren 1833 bis 1842 in Düsseldorf auf der Akademie seine Ausbildung empfing, legte seinen Gemälden anfänglich mit Vorliebe biblische Stoffe unter, wie „Abraham und Sarah“ &c. Bald jedoch erkannte er, daß das Genrebild sein eigenthümliches Gebiet sei, und schuf nun in rascher Aufeinanderfolge trefflich gelungene Oelgemälde aus der Kinderwelt. Im Jahre 1853 siedelte er nach Berlin über, wo er sich noch jetzt aufhält; er ist Mitglied mehrerer Akademien. Auch gehört er zu denjenigen deutschen Künstlern, die sich großer Anerkennung im Auslande erfreuen; seine Arbeiten wurden größtentheils von Engländern erworben, gingen aber auch zum Theil nach Paris und Amerika. Durch den Kupferstich sind seine besten Gemälde schon früher weiteren Kreisen bekannt geworden, wie z. B.: „Die Wittwe, Abendandacht haltend mit ihren Kindern“, „Die Heimkehr des Landwehrmannes“, „Das jüngste Brüderchen“, „Blindekuhspiel“ und „Das erste Gebet“.

Etwas von den Sinnen der Ameisen. Seit uralter Zeit fesselte den Naturforscher das Leben und Treiben der Ameisen, jener geschäftigen Republikanerinnen des Thierreiches, welche, so winzig auch ihr Körperbau erscheinen mag, mit so großen Geistesgaben ausgestattet sind, daß ihnen, was die Verstandesthätigkeit betrifft, auf dieser Erde nach dem Menschen der erste Platz gebührt. Im Allgemeinen ist die Ansicht verbreitet, daß dieses interessante Gebiet des Thierlebens vollständig erforscht sei und daß man nur in einem größeren Handbuch der Thierkunde nachzuschlagen brauche, um einen Blick zu gewinnen in alle Geheimnisse dieser kleinen verständigen Wesen. Diese Meinung ist aber durchaus irrthümlich. Wir kennen zwar einige Hauptzüge aus dem gesellschaftlichen Leben der Ameisenarten, fremd sind uns dagegen die seelischen Eigenschaften der einzelnen Individuen geblieben. Erst in jüngster Zeit hat ein englischer Gelehrter, L. Lubbock, sich der Mühe unterzogen, Ameisennester in seiner Wohnung zu cultiviren und in jahrelangen Beobachtungen ihre Eigenschaften genauer kennen zu lernen. Ihm verdanken wir auch einige Aufschlüsse über die Sinne der Ameisen, also die wichtigen Organe des Seelenlebens dieser Insecten.

Der geniale Forscher belehrt uns, daß die Ameisen in der Hauptsache nur auf den Geruchssinn angewiesen sind; sie haben zwar fünf Augen, die aus unzähligen Facetten zusammengesetzt sind, aber die Sehkraft derselben ist äußerst gering; denn nach sinnreichen Experimenten Lubbock's vermögen die Ameisen nur auf wenige Centimeter die Gegenstände deutlich zu unterscheiden. Im Allgemeinen lassen sie sich nur durch den Geruchssinn leiten, und wenn die Fährte, auf welcher sie sich befunden, plötzlich aufhört, bleiben sie rathlos in unmittelbarer Nähe des gesuchten Gegenstandes stehen. Dagegen sind die Ameisen gegen Farben sehr empfindlich; in den von Lubbock theilweise aufgedeckten Nestern mieden sie beharrlich die Stellen, welche mit rothen oder violetten Gläsern bedeckt wurden, während sie sich durch gelbe oder grüne Lichtstrahlen angezogen fühlten. — Die Untersuchungen des englischen Gelehrten bilden die ersten Anfänge zur Psychologie unserer nächsten Geistesverwandten; sie haben zunächst die Dürftigkeit unserer Kenntniß nach dieser Richtung hin dargethan und dadurch hoffentlich zu neuen Forschungen auf diesem dankbaren Gebiete angeregt.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 41. Die Gartenlaube. 1881.



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Das Krüppelchen.

Erzählung von Karl Theodor Schultz.

(Fortsetzung.)

3.

Wie die Trakehner jagten und der leichte Schlitten flog! Schneegeflock darüber und ringsum und hinterher; dann und wann auch ein lustiger Peitschenknall von der Pritsche nieder, wenn Ludwig dachte, die Braunen könnten scheuen oder gar ausbiegen wollen. Förster selbst fuhr: er starrte nur vor sich hin und hielt die Zügel mechanisch fest.

Mit welchem Träumen im Herzen er hier noch vor einer Stunde gefahren war, nur auf Weichstes, Bestes sinnend für Else und Rudi, für sich wie — die Mutter! Wie würde es die kränken, die immer so für Else gesprochen hatte! Wie schön diese aber gewesen! Bestrickend schön! Und als sie sich verrathen! Wenn ihr ganzes Widerstreben nichts wäre, als das eifersüchtige Gefühl, Niemand neben sich dulden zu können, auch das Kind nicht?

Er lachte auf und sah um sich. Da stand die vom Blitz getroffene Pappel. Mit dieser hatte sich Rudi, als sie kürzlich hier spazieren gefahren, auf's kindlich Lebhafteste beschäftigt: das fiel dem Vater natürlich ein, und seine Gedanken erhielten damit eine andere Richtung. Nicht mehr dem, was gewesen — allein der Zukunft wandten sie sich zu. Und da löste sich nach und nach aus einem Gewoge von Gefühlen, ja Qualen, etwas unerbittlich los, vor dem jedes selbstsüchtige Hoffen schwinden mußte — die Nothwendigkeit, sein Glück der Pflicht zum Opfer zu bringen. Der Vater gehörte zuerst dem Kinde, gerade diesem Kinde, das so ganz auf seine Liebe angewiesen, dessen Leben sich überhaupt nur im Bereiche des Vaterhauses leidlich gestalten ließ. Welche Herbigkeit, welche Härte des Charakters also, etwas an sich schon so Unglückseliges von da, wo sich sein kümmerliches Dasein noch am leichtesten trug, vertrieben wissen zu wollen! Und weshalb vertrieben? Weil der Anblick von Leiden die gute Laune trüben könnte! — Zwar meinte sie, dabei nur an ihn zu denken. Wie lebensgern hätte er aber auf alle Laune und Geist verzichtet, hätte sie nur nach der einfachen Stellung in seinem Hause getrachtet, die sie so verachtungsvoll einem Dienstboten zugewiesen! Konnte er ihr wirklich etwas sein, von Herzen sein? Ihr offenbares Kämpfen mit sich, selbst ihr jähes Erröthen, als ihre Eifersucht hervorgebrochen — schienen sie nicht auch nur Beweise dafür zu sein? War sie nicht eine durch und durch egoistische Natur? Es war also zu seinem Glücke, daß sie sich in ihrer Herzensarmuth schon jetzt gezeigt, wo er noch zurücktreten konnte. Und das hätte er gleich thun müssen. Warum noch der Aufschub? Würde sie bei ihrem Fordern bleiben, dann gäbe es keine Lösung. Was sollte sie aber davon abbringen? Daß sie nun vielleicht ahnte, welch eine Entsagung sie ihm auferlegen wolle? Dieses kalte, eigenwillige Naturell verhärtete sich wohl eher und erstickte noch das Wenige von Interesse, das er ihr eingeflößt hatte.

Er hob den Kopf, als ob er Luft entbehre. Ein paar tiefe Athemzüge brachten ihn dann auch völlig zu sich, und als er bald darauf die erleuchteten Fenster seines Hauses sah, überkam ihn sogar das warme, sichere Gefühl, wie Großes ihm noch geblieben sei. Die Mutter — seine Kinder! Und Else hatte recht gesehen: ob er Hans auch väterlich liebte, dem armen Rudi gehörte ein Stück seines Herzens.

Als der Schlitten hielt, warf Förster dem Kutscher die Zügel zu, besichtigte aber nicht die Pferde, wie gewöhnlich nach einer Ausfahrt, sondern eilte gleich die Freitreppe empor. An der geöffneten Hausthür stand, wie immer, sobald der Vater zurückkam, Rudi und stapfte ihm nun in seiner unbeholfenen Weise entgegen. Mit einem Schmerzenslaut nahm Förster das Kind in die Arme und drückte es so heftig an sich, daß es seine Krücke fallen ließ, die polternd auf den Fliesen aufschlug. Hans, der eben kam, sah den Vater erschrocken an; dieser achtete jedoch auf nichts und preßte Rudi nur immer wieder an sich. Mit ganz großen Augen, die sich nach und nach mit Thränen füllten — ob vor Schmerz über die stürmische Zärtlichkeit, oder schon in dem Ahnen, daß seinem „Vaterchen“ etwas fehlen müsse, — sah das Kind unverwandt auf den erregten Heimgekehrten.

Im Hausflur trat ihnen Frau Förster entgegen und suchte gespannt die Blicke ihres Sohnes; als dieser nur flüchtig winkte und mit Rudi nach seinem Zimmer, nicht dem Wohnzimmer ging, wußte sie, daß etwas Anderes gekommen wäre, als sie gedacht hatten. Nur nicht abgewiesen! Ihr Bernhard abgewiesen! Es war ja undenkbar: was konnte aber sonst dazwischen getreten sein?

Doch kein Grübeln half. So öffnete sie nach einer Weile die Thür zu ihres Sohnes Zimmer und fragte hinein:

„Bist Du noch nicht umgezogen? Ich ängstige mich.“

„Komme nur!“ antwortete dieser.

Während sie hereintrat, ließ er Rudi mit einem letzten Kuß von den Knieen nieder und brachte ihn bis auf den Flur, wo er von Frau Hannisch in Empfang genommen wurde.

Die Mutter hatte sich wie erschöpft auf dem Sopha niedergelassen; Förster setzte sich zu ihr und sagte, indem er ihre Hände in die seinigen nahm:

„Du brauchst Dich nicht zu ängstigen. Ich hoffe bereits überwunden zu haben."

„Sie konnte Dich wirklich —"

„Nicht mir gerade," fiel er ein, „galt die Absage — unserm Kleinen."

„Das verstehe ich nicht," versetzte Frau Förster, rathlos zum Sohne aufblickend.

„Ist im Grunde auch nicht so einfach!" erwiderte derselbe bitter. „Besonders von einem Weibe nicht! Sie glaubt, Rudi nicht ertragen zu können."

„Bernhard!"

Dieser war bei seinen letzten Worten aufgestanden und ging nun im Zimmer auf und nieder:

„Ja, ja! Das habe ich hören müssen: Dieses Kind nicht zu ertragen! Und wüßte sie, welche Fülle von Liebe trotz all seiner Leiden gerade in dem kleinen Herzen Raum hat! Nicht wahr? — Aber es ist wohl besser, gar nicht mehr darüber zu sprechen; die Thatsache ändert sich doch nicht."

„Noch weiß ich ja von gar nichts," klagte die Mutter.

„Verzeihe!" rief Förster, vor ihr stehen bleibend. „Mit ihren eigenen Worten denn: sie vermöchte nie mit Rudi zusammen zu leben. Denke es nur: ich müßte das Kind aus dem Hause stoßen, Margarethe's Kind. Nein! Wir bleiben zusammen. Wer weiß, ob sie sich überhaupt in unseren einfachen Verhältnissen je glücklich gefühlt hätte; ihr Kopf ist von allen möglichen Ideen erfüllt."

Frau Förster hatte die Hände im Schooße gefaltet und sagte nur, vor sich hinnickend:

„Es war mir schon gestern so, als hätte sie kein Herz für Rudi."

„Und er nicht für sie. Ich konnte ihn gar nicht in's Zimmer bekommen."

Die Mutter sah den Sohn an, schien dabei aber auch irgend einen Gedanken zu verfolgen. Er strich ihr über den weißen Scheitel und sagte mit herzlichem Vorwurf:

„Sieh mich doch nicht so erbarmungsvoll an! Zu helfen ist nichts; da heißt es darüber eben fortzukommen: das wird Einem aber viel leichter, wenn man die gewohnte resolute Mutti vor sich sieht. Habe heute mit lauter verkehrter Welt zu thun! Statt daß ich gleich beide Hände bereit fände, wie Du so bestimmt wußtest, gab es eine Bedingung, ja statt wenigstens von Bedenkzeit gesprochen zu bekommen, mußte ich davon sprechen, und nun —"

„O, dann ist es also noch nicht ganz zu Ende?" rief Frau Förster mit einem Ausdruck der Freude, welcher etwas Rührendes hatte.

Der Sohn vermochte sich dieser Empfindung am wenigsten zu entziehen und sagte in demselben weichen Tone wie bisher:

„Bedenkzeit hatte ich freilich genommen: es kam Alles so unerwartet, und lieb, sehr lieb war sie mir einmal. Ob es auch wohl bloße Schwäche gewesen — ich konnte ihr trotz der Grausamkeit nicht hart, oder wenn Du willst, nur gerecht begegnen. Nun liegt Alles hinter mir — ich werde gleich schreiben."

Die Mutter erhob sich hastig und bat, seine Hände ergreifend:

„Nein, Bernhard, das thust Du mir nicht an! Ich weiß am besten, was Dir geschehen: Else ist aber jung, und Jugend ist selbstsüchtig. Wenn Tage darüber vergehen, so kommt sie wohl zur Erkenntniß."

Er schüttelte den Kopf.

Die Mutter ließ jedoch nicht davon ab:

„Glaube mir, wenn wir Frauen erst wissen, daß uns Einer so recht lieb hat, da ändert sich gar Manches in uns. Du hast es ihr doch offen gezeigt? Bist nicht zu scheu gewesen? Du sprichst eben nicht gern von —"

„Ich habe Alles gesagt, was nöthig war."

„Nur was nöthig war?" wiederholte sie vorwurfsvoll.

„Sollte ich betteln? Sollte sie mich noch verachten lernen?"

„Nicht doch, mein Sohn, wie könnte ich das fordern! Eins mußt Du mir aber versprechen, nur das Eine: nicht heute zu schreiben, auch nicht morgen — wir wollen damit bis nach meinem Geburtstage warten. Du brauchst mir dann auch nichts weiter zu schenken."

Er konnte nicht mitlächeln.

„Das wären noch über vierzehn Tage."

„Eine anständige Bedenkzeit, wie sie hier in meiner Jugend allgemein im Gebrauch war, darf nicht viel kürzer sein. Auch Deine Mutti hat sich fast so lange bedacht, obgleich sie mit Freuden sofort ‚Ja' gesagt hätte. Du sagst nun auch ‚Ja'?"

Förster kämpfte mit sich; endlich erwiderte er, die Stirn runzelnd:

„Wir thun etwas Falsches."

„Ich übernehme alle Verantwortung," beschwichtigte die Mutter. „Durchaus möchte ich Else nicht blos vertheidigen, die Wahrheitsliebe und Offenheit des Charakters aber, die sie heute gezeigt hat, nimmt mich, je mehr ich darüber nachdenke, nur mehr für sie ein. Und nach der Art, in welcher sie sich an den beiden Tagen, wo ich sie längere Zeit gesehen habe, gab — danach möchte ich an ein wirkliches Nichtkönnen glauben. Auch daß ihr Reichthum gleichgültig ist, gefällt mir. Sie hat nur eine sehr bescheidene Rente; hundert andere Mädchen in ihren Verhältnissen würden viel schlimmere Dinge als Rudi in den Kauf nehmen, um sich in's Burgsdorfer Schloß zu setzen. Das müssen wir mindestens ehren, und also verdiente sie's schon, um Bedenkzeit angegangen zu werden. Einen Tag aber nennt man keine Bedenkzeit — darum! Ist es nicht recht häßlich von Dir, die alte Mutti so bitten zu lassen? Du hast Niemand etwas vorzuwerfen — auch das ist verkehrte Welt." Sie wandte sich schmollend ab, und ihre schwere Seidenrobe rauschte und wogte gleichsam mitentrüstet hinter ihr her.

Alles, was sie eben betont hatte, war Förster so noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen, und doch mußte er der Mutter im Grunde Recht geben, es sogar in einer Art von Freude thun, welche ihm das Blut in's Gesicht trieb. Oder war das Scham über seine Schwäche? Trotzdem ging er ihr nach und gab das Versprechen, jede Antwort bis nach ihrem Geburtstag hinauszuschieben. — — —

Wenn Frau Förster wirklich gehofft hatte, daß bei so langer Frist von Barten her irgend eine Annäherung ausgehen würde, so hatte sie den Eigenwillen Else's unterschätzt. Alles blieb stumm; nicht einmal zufällig, wie sonst in der Regel, waren sich die beiden Männer begegnet. Darüber schien das Mutterherz endlich zu zürnen; gelegentliche Bemerkungen über Else wurden schärfer, und Förster nahm im Stillen an, daß die Mutter es wohl schon bedauerte, seinem anfänglichen Entschluß entgegen gewesen zu sein. Aber das schien nur so, lag nur wie ein verhüllender Reif über dem, was nach und nach in Frau Förster keimte. Zu solchem Ausbruch von Unzufriedenheit kam es eben blos, wenn ihr bei irgend einer Gelegenheit das Aussehen ihres Sohnes, sein offenbares Leiden Sorgen wachrief, welche dieser Zustand der Ungewißheit doch allein verschuldete.

So waren die beiden Wochen fast vergangen. Die Mutter hatte gerade in den letzten Tagen dem Sohn gegenüber mit keiner Silbe mehr das Kommende erwähnt, wurde von ihm aber in steten Unterredungen mit Rudi's Kinderfrau betroffen. Das fiel ihm allerdings auf; da sich Frau Hannisch jedoch zu einer halben Freundin des Hauses herangedient hatte, so nahm er einfach an, daß sich seine Mutter, um ihn nicht noch mehr zu erregen, zu dieser aussprach. Das war auch der Fall; Frau Förster war eine zu resolute Natur, um blos unthätig klagen zu mögen und die Hülfe vom lieben Gott ohne eigenes Zuthun zu erwarten.

Heute hatte sie, wie stets vor ihrem Geburtstage, Einkäufe in Königsberg gemacht, und diesmal auch Rudi nebst Frau Hannisch mitgenommen; theils, wie sie gestern zum Sohne gemeint, um dem Kinde eine Freude zu machen, theils um es gleich wieder dem Doctor vorzustellen, der ja längere Zeit nicht zu ihnen herausgekommen wäre.

Eben fuhr der Schlitten in den Hof; Förster half seinen Lieben selbst aus den Fußsäcken und Pelzen heraus und schritt nun mit Rudi auf einem Arme, der Mutter am anderen, zum ersten Male seit der ganzen bösen Zeit wieder lachend dem Wohnzimmer zu. Rudi plauderte ununterbrochen, hatte Hans wie Vaterchen immer noch Neues zu erzählen und mußte schließlich beinahe mit Gewalt zur Ruhe gebracht werden.

Als die Kinder gegangen, rückte sich Frau Förster einen Stuhl dicht an den ihres Sohnes und sagte ohne weitere Vorrede:

„Ich habe mir in Königsberg eine Wohnung gemiethet."

Erstaunt drehte sich der Sohn um, sie fuhr aber, scheinbar ohne ihn zu beachten, fort:

„Eine recht hübsche Wohnung in der Münzstraße; zwei Treppen, drei Zimmer nach der Fronte, zwei nach hinten. Und wir können schon am ersten März einziehen."

„Wir? Jetzt wolltest Du nach der Stadt? Ich bin freilich — — Aber habe ein wenig Geduld, es soll nun wieder besser werden."

„Das hoffe ich — viel besser! Unter dem ‚wir' verstand ich übrigens nur mich, die Hannisch und Rudi."

Förster sah sie mit weit offenen Augen an.

Sie begann unbeirrt von Neuem:

„Entschuldige, daß ich so auf eigene Faust gehandelt, doch Dr. Harder ist auch sehr dafür, das Kind eine Weile beobachten zu können. Die Hüfte ist wieder geschwollen — es muß endlich was Ernstliches geschehen."

„Mutter!"

Ein Zittern war in seiner Stimme, sprechender als die beredtesten Worte. Sie nahm seine Hand und sagte blos, indem sie dieselbe streichelte:

„Das ist also abgemacht."

„Nein!" rief Förster aufspringend. „Ist Rudi hier auch nicht unter den Augen eines Arztes, so sind wir doch um ihn, und Dr. Harder versicherte mir selbst, das Kind könnte sich in keiner besseren Pflege befinden. Ich danke Dir ja zu tausend Malen: Deine große Güte! Glaube nicht, daß ich nicht Alles begriffe, nicht glücklich bin, solch eine Mutter mein zu nennen!" Er beugte sich über ihre Hände. „Das Opfer aber nehme ich nicht an, weil sie dessen nicht würdig —"

„Bernhard," flehte sie, „mein Sohn, nie mehr ein solches Wort! Du dachtest nur an mich — deshalb überlegtest Du nicht. Jedes Opfers ist Else würdig; denn sie hat Charakter. Und heute, wo nirgends von einem Festhalten an seiner Ueberzeugung die Rede ist, wo sich die Liebe verkauft wie alle andere Waare, da ist jeder Charakter doppelter Ehre werth. Ich muß Else achten, darum gönne ich ihr meinen Bernhard, und Dein Gemüth, Dein liebes Gemüth wird ihr mit der Zeit geben, was ihr noch fehlt. Auch um das Opfer, das ich etwa bringe, sorge nicht! Man gewöhnt sich an Vieles, und außerdem, wenn eine Mutter etwas für ihr Kind thun kann — das verstehst Du trotz Deiner Vaterschaft nicht — so bedeutet selbst das Schwerste gar nichts für sie. In die Stadt zu ziehen und dabei Rudi um sich zu haben, ist aber noch lange, lange nicht das Schwerste."

„Was willst Du aus mir machen?"

„Etwas sehr Schönes, woran Gott und die Menschen Freude haben — einen so recht glücklichen Ehemann. Und sieh, wäre die alte Mutti nicht immer zur Hinterthür hinausgegangen, wenn vorn das junge Frauchen einzog? Sogar früher, damit die Junge hier Alles auch jung und hübsch fände. Muß ich Dir darum nicht eigentlich danken, wenn Du Dich von etwas so Liebem trennst, um es mir zur Gesellschaft mitzugeben? Fass' es doch so! Es kommt gar viel darauf an, wie man sich etwas zurecht legt. Ein Dutzend Jährchen, denke ich, stehen Einem wohl noch zu. Und wenn mir nicht, so doch wohl der Hannisch — dann ist Rudi erwachsen. Wollte mich aber Schwester Anna bei sich haben — das Kleeblatt ist unzertrennlich."

Er sah der Mutter tief in die Augen — da zog es ihn mit Allgewalt vor ihr nieder. Und sie legte die Hand wie segnend auf sein Haupt, und ihre Lippen bewegten sich leise — im Gebete.

4.

Auch über Barten hatte in all der Zeit Schwüle gelegen. Zwar sprach Hemmingen über das Vergangene nicht; gerade sein Schweigen aber und ein leicht hervorbrechender Ton von Gereiztheit bei an sich geringfügigen Veranlassungen bewiesen seiner Gattin, wie wenig er mit dieser Wendung der Dinge einverstanden sei. Die Schwester hatte Else gegenüber kein Geheimniß daraus gemacht; auch fühlte diese bald selbst, welche andere Aufnahme jetzt ihr scheinbar sich immer gleich gebliebener Uebermuth fand. Früher stimmten Schwager wie Schwester in Alles gern ein, erhöhten eher noch durch lauten Beifall die Temperatur der Unterhaltung; nun schien der Ernst besonders von Hemmingen's Gesicht nicht fortzuscherzen. So hatte auch sie nach einigen Tagen vergeblichen Bemühens, die gewohnte Art und Weise festzuhalten, ihrem Wesen Zwang aufgelegt, wodurch vor Allem die Abende in Barten kaum mehr den Abglanz ihres bisherigen Reizes boten. Man war plötzlich daran gewöhnt, sich früh zu trennen, las auch selten noch zusammen oder hörte wenigstens bald wieder auf; kurz, es existirte eigentlich nichts mehr von dem sonstigen harmlosen und doch immer von Neuem anregenden Verkehr.

Else litt am meisten darunter: von den Gatten hatte jeder seine Geschäfte und müßigte sich eben nicht wie früher ganze Stunden der Erholung ab. Dennoch war Else gerecht genug, Niemand als sich die Schuld beizumessen — wenn es Schuld heißen konnte, seiner innersten Ueberzeugung zu folgen. Sie vermochte es einmal nicht, das Ganze anders anzusehen, hatte noch immer denselben Widerwillen davor, jene schwere Pflicht auf sich zu nehmen — so trug sie lieber, was daraus auch entstehen sollte, und wäre das, wenn ihr Hemmingen nicht vergeben konnte, selbst ein Verlassen ihres Asyls. Viel eher in die Fremde, als an eine Stelle, welcher sie sich nicht gewachsen wußte!

Der Kampf wurde ihr nicht leicht. Ihr Zimmer sah manches ruhelose Auf- und Niedergehen bis in die Nacht hinein, ein gleichsam ewiges Erwarten und ein Stillwerden, erst wenn der Tag zur Rüste ging.

Einer Jagd wegen war eines Tages wieder später gegessen worden; man aß noch mit mehreren benachbarten Gutsbesitzern beim Nachtisch, als Else bemerkte, daß Hemmingen etwas gemeldet wurde. Mit einem, wie es ihr schien, freudigen Blick nach ihr hinüber stand er auf und eilte hinaus. Sie hörte nun doch nicht, welche besondere Fährlichkeit ihr Nachbar als Johanniter in Frankreich bestanden hatte, obgleich sie gefällig lächelte — ihre Blicke blieben unverwandt auf die offene Thür gerichtet. Das Pochen des Herzens schien ja zu wissen, es wäre eine Botschaft von Förster oder er selber.

Und da winkte Hemmingen aus dem Nebenzimmer. Sie vermochte vor Erregung kaum ihm zuzunicken — hörte aber noch die Geschichte des Nachbars zu Ende: fassen mußte sie sich erst, bevor sich ihr Schicksal entschied — so oder so.

Nach ein paar Minuten verließ sie den Tisch und ging in ihr Zimmer; da stand sie dann mitten in dem Raum, die Hand an die Brust gedrückt, und erwartete, daß es an der Thür klopfe. Schon? Nein! Doch jetzt — ruhig und fest!

Ebenso ruhig klang ihr „Herein."

Mit dem ersten Blick auf Förster erkannte sie, daß Veränderungen an demselben vorgegangen waren. Die Augen schienen wie umrändert; ein unruhiges Feuer lohte darin; um die Lippen hatten sich Züge von Schärfe eingefunden. Dennoch kam er ihr schöner vor — noch männlicher als sonst.

In seiner angenehmen Würde trat er auf sie zu und sagte mit nur leichtem Vibriren der Stimme:

„Hoffentlich zeihen Sie mich ein wenig der Ungalanterie, die mir gewährte Bedenkzeit so hinausgedehnt zu haben?"

Else hatte Alles eher, als solchen halben Scherz erwartet; so fand sie augenblicklich kein passendes Wort der Erwiderung und schlug verwirrt die Augen nieder. Diese bei ihr seltene Hülflosigkeit machte auf Förster den Eindruck, als fühle sie sich gekränkt. Er fügte darum rasch hinzu:

„Sie mißverstehen mich nicht? Was Sie mir aufgegeben hatten, forderte die ganze Kraft des Mannes heraus — und allein wäre die Probe auch kaum bestanden worden, wenigstens von mir nicht."

Sie sah zu ihm auf. Er nickte leicht und fuhr fort:

„Ich habe eine Mutter."

Nochmals hielt er inne, während er vor sich hin, doch gleichsam in die Weite blickte.

„Hätten Sie die Liebe solcher Mutter gekannt, Sie hätten es mir wohl nie so schwer gemacht, an Ihre Neigung zu glauben. Ich wage nicht von Liebe — — Fräulein Else! Sie werden heute schon vergeben müssen, wenn Liebe mit Schmerz wechseln; noch vermag ich beide kaum zu trennen. Doch nein! Nun ich Sie wieder vor mir sehe, deren Anblick ich entbehrt, entbehrt wie noch nie etwas auf Erden, nun glaube ich dennoch, wenn Sie mir ein wenig Zeit ließen, dürften Sie wahrlich nicht fürchten, je das Geringste zu vermissen — denn ich muß Sie ja lieben, und was hätte vor der Liebe Bestand? Die Mutter nimmt Rudi zu sich — so ist mein Haus gerüstet, Sie zu empfangen. Else, habe ich genug gethan? Darf ich nun sagen — meine Else?"

Sie überließ ihm ihre Hände; er zog sie leidenschaftlich an die Brust, und ihr seit Wochen gequältes Herz entlud sich in einem Thränenstrom. Glückselig sah er auf sie nieder, küßte ihr immer von Neuem die Stirn, das Haar: bald auch ein Stammeln von

Liebeslauten — ganz Hingebung, kein Hauch der Reue mehr, nur voller, süßester Besitz.

Else löste sich endlich aus der Umarmung und sagte mit glücklichem Lächeln:

„Sie böser Mann!"

„Noch immer ‚Sie'? Habe ich mir denn die reine Walküre erkoren?" rief er mit komischem Pathos. „Am Ende ist auf das liebe, ehrliche, holde ‚Du' auch noch eine Bedingung gesetzt? Sprich, sprich! Ich bin auf Alles gefaßt. Wenn der Mann einmal angefangen hat sich zu ergeben, findet er so leicht keine Grenze darin."

„Und Sie glauben — Du könntest glauben," verbesserte sich Else leise, „daß ich nach solchem grenzenlosen Manne Verlangen trüge? O nein! Nur das, wovon ich tief innen fühlte, daß es mir nicht gegeben — das mußte ich Dir doch vorher eingestehen. Du hättest ja eine ganz Andere in Dein Haus geführt, als die Du erwähltest. Täuschen kann ich nicht, aber fügen, nun mich in Alles fügen, was Du über uns bestimmst, das kann ich, weil — weil ich Dich grenzenlos liebe, und Dir heute und immer nur vergelten will, was Du mir zum Opfer gebracht hast."

Eine Wahrhaftigkeit, eine Hoheit war in ihrer Haltung, daß Förster nur ihre Hände an die Lippen führen und ihr mit stummem Blick danken konnte. Der Blick legte ihr freilich sein Herz zu Füßen.

5.

Die nächsten Wochen brachten für die jungen Brautleute nichts als jenes Glück, das schier so alt wie die Menschheit ist — mindestens die deutsche Menschheit. Förster fuhr beinahe an jedem Nachmittage nach Barten hinüber, und Else überschüttete ihn mit Allem, was ihr von Laune und Zärtlichkeit und sinnigen Capricen zu eigen war. Sie blühte in dieser neuen, nun jedes Zwanges freien Atmosphäre, gleich einer Blume über Nacht — auf einmal auf; ihr Wesen schien oft wie verkörperter Duft: dann schwer, dann nur von Hauches Stärke, jetzt war sie ganz Seele, gleich darauf trotzte sie auf ihr Recht, ihren Willen. Förster nahm Alles mit Entzücken hin und hatte selbst fern von ihr kaum einen andern Gedanken als sie, kaum einen andern Wunsch, als daß die Stunden beflügelt würden, die ihn täglich von ihr trennten.

Auch seine Mutter theilte voll, natürlich in weniger erregter Weise, sein Glück und fand nun das tiefste Genügen darin, die Liebe des Sohnes so richtig beurtheilt zu haben. Bei ihrer Herzensgüte quälte sie momentan eigentlich nur die eine Sorge, wie sie ihn am leichtesten über die Trennung hinwegzuführen vermöchte: dieses Scheiden mit seinen unerbittlichen Consequenzen fürchtete sie seit Tagen.

Doch ob in Glück, ob in Sorge — die Stunden gehen und gehen; so wurde es denn auch im Burgsdorfer Schlosse einmal sehr früh lebendig; der erste März war da, und der mächtige Möbelwagen, der bereits am Abend vorher aus Königsberg angekommen, fuhr an der Freitreppe vor.

Förster erwachte dadurch aus einem Traume, der ihm Else am blauen Meere der Adria gezeigt hatte. Anfangs, da es im Zimmer noch dämmerig war, vermochte er sich durchaus nicht klar zu werden, was das viele Gehen bedeutete. Das Oeffnen von Thüren so früh am Morgen? Dann fiel es ihm plötzlich auf's Herz: sie geht ja heute, die Mutter — Rudi.

Wie wenig er den Kleinen in letzter Zeit gesehen! Wenn er heimgekommen, hatte er allerdings schon geschlafen: doch den Vormittag über? War es wirklich möglich gewesen — hatte er des Kindes bereits vergessen können? jetzt schon? Und Rudi? Ob er das nicht empfunden?

Mit seltsam gemischten Gefühlen, ganz anderen als in den jüngsten Tagen, stand er rasch auf, zog sich ebenso hastig an und ging nach dem Wohnzimmer. Die Mutter empfing ihn mit ihrem wärmsten Blicke und machte ihm sogar scherzhafte Vorwürfe, warum er so früh aufgestanden wäre, da er ja nirgends helfen sollte. Er kam sich trotzdem wie ein Schuldiger vor; sonst hatte er der Mutter schon bei der einfachsten Packerei für einen Bade-Aufenthalt oder irgend einen Besuch geholfen — gerade dabei waren sie stets so heiter gewesen, und diesmal, wo es eine Umwälzung des ganzen Hausstandes galt, hatte er sie völlig sich selbst überlassen?

„Wie schnell ist dieser Erste herangekommen!" sagte er gleichsam zur Entschuldigung.

„Das findest Du!" lachte die Mutter herzlich auf. „Wir Uebrigen unterschrieben es kaum. Das ist aber immer so; wirst es auch dereinst erleben, wenn der Hans den Kopf von gewissem Anderem voll haben wird; da sehen eben die Alten nach dem Rechten. Wozu wären die sonst noch da? Hier!" sie stellte eine Tasse Kaffee vor ihn hin. „Werde Dir lange keine mehr einschenken."

Ihre Stimme war auf einmal sehr weich geworden, bekam jedoch beim Fortfahren wieder ihren Polterton, den sie immer hatte, wenn Frau Förster gerührt war und es nicht zeigen wollte.

(Schluß folgt.)

Aus der Zeit August's des Dritten.

Unter Kanonendonner und Glockengeläute hielt im Jahre 1697 der Kurfürst Friedrich August von Sachsen seinen feierlichen Einzug in die polnischen Lande, zu deren Kronenträger er nach dem Tode des heldenmüthigen Johann Sobieski erwählt wurde. Wohl staunten die zu seiner Begrüßung an der schlesischen Grenze erschienenen adeligen Deputationen über die ritterliche Erscheinung des Mannes, der später in der Geschichte den Beinamen des Starken tragen sollte, und über die verschwenderische Pracht seines königlichen Gefolges. Von Ohr zu Ohr pflanzte sich rasch die verwunderliche Nachricht fort, daß die Kleidung, welche der neue König trug, als er zum ersten Mal den polnischen Boden betrat, allein auf eine Million Thaler geschätzt wurde. Und bezeichnend war diese erste Erscheinung des Fürsten sowohl für seine eigene Regierung, wie für die seines Sohnes, der nach ihm als August der Dritte den polnischen Thron bestieg; denn Verschwendung ist das charakteristische Merkmal, welches sich diesen beiden Herrschern gegenüber dem Geschichtsforscher aufdrängt.

Dem sächsischen Volke kostete die Königscaprice seines ehrgeizigen Fürsten, welcher wegen des fraglichen Machtzuwachses zum Katholicismus übergetreten war, Millionen, und auch Polen mußte dieselbe theuer bezahlen; denn seine inneren Angelegenheiten versanken unter jenen sächsischen Königen immer tiefer in Anarchie, und nach außen hin gerieth es in eine vollständige Abhängigkeit von seinem östlichen russischen Rivalen.

Nach einem kurzen fruchtlosen Versuch, den polnischen Adel durch Gewalt der Botmäßigkeit der Krone zu unterwerfen, beschloß August der Starke, die Nation durch Sittenverderbniß und höfischen Prunk einzuschläfern und seinen Plänen gefügig zu machen. Dasselbe System befolgten auch später die Minister und Rathgeber, welche im Namen seines Nachfolgers das Land regierten, und so lebte der polnische Adel trotz der kostspieligen Kriege, welche das Land verwüsteten und Sachsen allein gegen 100 Millionen Thaler kosteten, Jahrzehnte lang in einem unaufhörlichen Festjubel, zu dem der elende Zustand des polnischen Bauers und die Hungersnoth im Erzgebirge einen grellen Gegensatz bildeten.

Für die beiden sächsischen Könige und ihre Minister war es überhaupt keine schwierige Aufgabe, die ihrer Natur nach leichtlebigen Polen auf die abschüssige Bahn der Ausschweifung und der Prunksucht zu führen. Das damalige Königreich Polen durfte wohl gegen 10 Millionen Einwohner zählen, von denen sich nur eine halbe Million, der Adel, im Genuß staatsbürgerlicher Rechte befand. Der in früheren Jahrhunderten geführte Kampf zwischen dem Adel und der Krone artete schon vor August dem Starken in einen völligen Sieg der unter einander gleichberechtigten Adeligen aus, und es begann nunmehr eine neue Entwickelungsphase der polnischen Geschichte, in welcher nicht der Reichstag und die einzelnen Landtage, sondern mächtige Magnaten thatsächlich im Lande die Herrscherrechte ausübten.

Ein Blick in das persönliche Leben dieser Potentaten dürfte nicht uninteressant sein. Die stolzesten und angesehensten polnischen Adelsgeschlechter hatten in dem damaligen südlichen Polen, in dem eigentlichen Ruthenenlande, ihre viele Quadratmeilen umfassenden



Herrschaften auf Reisen zur Zeit August's des Dritten von Polen.
Nach dem Oelgemälde von J. Chelminski.

Besitzthümer. Auf den üppigen Weiden von Podolien, Wolhynien und der Ukraine tummelten sich unzählige Rinderheerden, die seiner Zeit vielgepriesenen polnischen Ochsen, und jeder Magnat hielt etwas darauf, ein großes Gestüt edler Rosse zu halten, um die ihn noch heute mancher europäische Fürst beneiden würde.

Der Wohnsitz des Edelmanns wurde im Gegensatz zu dem bäuerlichen Gehöfte der „adelige Hof" genannt. In früherer Zeit zeichnete sich derselbe durch Einfachheit aus, wurde aber später zu einem Abbilde des in Warschau residirenden königlichen Hofes; war doch nach den im Lande üblichen Begriffen der König nur der Erste unter den gleichgestellten Adeligen (primus inter pares), und was später der Dichter Slowacki in einem seiner epischen Gedichte sagte, das fühlte und befolgte man wohl zu August's des Dritten Zeit:

„Was der König von Polen hat, das kann sich auch der Edelmann leisten."

Zu der großen Machtentfaltung der einzelnen Magnatenhöfe trugen auch die politischen Verhältnisse des Landes Vieles bei. Die Ukraine, welche der Verfasser von „Schloß Krakau und das letzte Turnier" so treffend mit dem Namen „das Scheideland" in's Deutsche übertrug, lag ja dicht vor dem damaligen Ausfallsthor der asiatischen Horden; sie bildete die erste Station, auf welcher die plündernden und sengenden Tataren, wenn sie gegen Europa aufbrachen, ihre Rast hielten.

So ward jahrein jahraus der Horizont dieses Scheidelandes zwischen der europäischen und asiatischen Welt von der blutigen Lohe brennender Dörfer erhellt, und jahraus jahrein wurden die Einwohner des von der Natur reichgesegneten Landes in ihren Hütten und Höfen von den wilden Reiterschaaren der Mongolen überrumpelt und in den „Jassyr", in die tatarische Gefangenschaft, getrieben.

Wer sollte da diese äußersten Grenzmarken des Landes hüten? Das sogenannte polnische Kronheer war nicht besonders stark und nicht immer zur Hand, bevor aber das bunte Aufgebot der adeligen Streiter aus allen Woiwodschaften des Königreichs an der Grenze erschien, waren die tatarischen Horden mit ihrer Kriegsbeute längst in der nogaischen Steppe verschwunden. Unter solchen Umständen galt es, an diesen Ostmarken sich selbst zu helfen, und so wurden die adeligen Höfe zu kleinen Burgen, auf welchen stets eine Anzahl waffentüchtiger Männer lag.

Es ist nun leicht begreiflich, daß, je größer der Besitzstand eines Magnaten war, er auch desto mehr schützende Hände bedurfte, und so erwuchsen dort kleine Herren, die ihre eigenen Truppen besaßen, im Kriege mit denselben dem Feinde trotzten, im Frieden aber ihre Mannen nicht selten zu ihren Privatzwecken auf den Landtagen verwendeten.

Bald ahmte auch der reichere Adel Westpolens diese Hofhaltung seiner „Herren Brüder" im Osten nach, und so wimmelten die adeligen Schlösser von einer Menge kleinerer Beamten, die im Dienste der Magnaten standen. Die arme Adelsclasse, die nur wenige Morgen Land ihr Eigen nannte, lieferte zu diesen Diensten ein unerschöpfliches Contingent, und während der reiche Adelige als Kämmerer oder Truchseß beim Könige fungirte, hatte er in seinem Hause gleichfalls seinen kleinen Kämmerer oder Hofmarschall.

Dieses Personal, welches sich in der Sonne des Reichthums wärmte, wurde noch durch den gemeinen Troß der Kosaken, Haiduken, oder wie diese Leute sonst hießen, verstärkt.

Ging nun ein solcher Herr auf Reisen, so zog wenigstens ein Theil des Hofes in seiner Begleitung mit. Das figurenreiche Bild (S. 677), welches dieser flüchtigen Skizze beigegeben, stellt uns eine solche Herrschaftsreise zur Zeit August's des Dritten trefflich dar. Die damals modischen sächsischen Trachten zeigen uns freilich nur die Dienstleute; denn die beiden jungen Herren, welche neben dem Wagenschlage reiten, tragen die altpolnische Kleidung, welche der Edelmann allen Modewandlungen zum Trotz niemals ablegte. Wir sehen ferner einen Wagen, den sogenannten Küchen- oder Bagagewagen, und einige Diener der Herrschaft folgen. Der Vorreiter dagegen, mit einer Laterne in der Hand, giebt das Zeichen, daß soeben eine Fuhrt zu passiren sei.

Die großen Herren von Lithauen und Klein-Rußland reisten oft mit noch größerem Gefolge. Einem Radziwill, Sapieha, Potocki oder Lubomirski folgten förmliche Wagenkarawanen von Ort zu Ort, und zogen erst die Herren auf den Reichstag oder gar zur Königswahl nach Warschau, so begleitete sie ein förmliches Heer ihrer Clienten und der gewaltige Troß, der für die leiblichen Bedürfnisse eines solchen kleinen Hofes zu sorgen hatte.

Auf diesem gesellschaftlichen Boden mußte das vom Hofe aus gegebene Beispiel der Verschwendung eine unbeschreibbare Nachahmungslust erwecken, und, im fortwährenden Rausche des Genusses befangen, ging Polen unter den Königen aus dem sächsischen Hause mit rascheren Schritten, denn jemals, seinem Untergange entgegen; wir brauchen nicht daran zu erinnern, daß dieser äußere Prunk die tiefsten inneren Schäden überall durchblicken ließ.

Die religiöse Toleranz, deren sich Polen früher rühmen durfte, machte einem religiösen Fanatismus Platz, da der größte Theil des Adels von dem Jesuitenorden mit dem todbringenden Netze der geistigen Stumpfheit umgarnt wurde. Die Verkäuflichkeit der Aemter, das Zerreißen der Reichstage durch den Einspruch eines einzigen Landboten (das berüchtigte liberum veto) wurden zur Regel. Die kriegerische Tüchtigkeit und der staatsmännische Sinn der Nation waren im Erlöschen begriffen, während dem Lande ein Bürgerstand fehlte, um den überlebten Adel als Führer des Volkes zu ersetzen. Außerdem war Polen schon in jener Zeit, bevor es seinen Gegnern auf dem Schlachtfelde erlag, zum Spielball der Intriguen des im Osten heranwachsenden russischen Riesen geworden.

Mit dem Untergang des Reiches verschwand auch die äußere Pracht des Magnatenthums, von dem wir in den vorstehenden Zeilen ein flüchtiges Bild entworfen haben.

Die Wisbyfahrt des Hansischen Geschichtsvereins.

Reisefertig und seetüchtig lag am 23. Juli dieses Jahres der schmucke dänische Dampfer „Heimdal" in dem Hafen der alten Hansastadt Lübeck vor Anker. Er trug ein prächtiges Festkleid, einen vielfarbigen Flaggenschmuck; denn diesmal galt es nicht, eine prosaische Geschäftsreise zu machen; das Ziel seiner Fahrt bildete vielmehr die einstige Beherrscherin der Ostsee, die halbvergessene Hansastadt Wisby auf Gottland, und die Passagiere, auf die er wartete, waren Künstler, Gelehrte und Schriftsteller, geladene Gäste des Hansischen Geschichtsvereins.

Die von diesem Verein angeregte Idee, unter hanseatischer Flagge eine Fahrt über's Meer zu den alten deutschen Culturstätten in der Ostsee zu unternehmen, wurde mit Recht von allen Seiten mit aufrichtiger Freude begrüßt. War doch die Aufmerksamkeit der deutschen Leserwelt erst vor nicht langer Zeit durch das vortreffliche, preisgekrönte Werk des Professor Schäfer „König Waldemar und die Hansastädte" auf die großartigen Städteruinen im Norden gelenkt worden, welche ein beredtes Zeugniß von der Größe der Kämpfe ablegen, die einst der deutsche Kaufmann um die Herrschaft über die Ostsee zu bestehen hatte.

So geschah es auch, daß am 23. Juli mehr Reisegefährten in Lübeck erschienen waren, als man ursprünglich erwartet hatte; es herrschte bei der Einschiffung ein buntes, verworrenes Treiben in den Räumen des „Heimdal", der die Schaar der Gäste kaum zu beherbergen vermochte. Aber bald legte sich die Aufregung; Jeder hatte sich ein Plätzchen erobert und sich behaglich eingerichtet. Das Comité der Fahrt ging dabei hülfebietend und energisch zugleich vor. Die zahlreichen eisenbeschlagenen Koffer, Kisten und Kasten verschwanden aus dem Gesichtskreis an Deck; es klärte sich die Unordnung; die Hauptsorge um die Ruhe der Nacht war beseitigt, und Jeder erquickte zunächst seinen ermüdeten Körper an der geschmackvoll servirten Tafel unter dem luftigen Sonnenzelt, während sich die Anker aus der Tiefe hoben und das schöne Schiff uns langsam an den traumhaft an uns vorüber gleitenden Uferanlagen die Trave hinuntertrug. Man

freute sich der schönen Rundschau; die Stimmung an der Tafel wurde eine gehobene; das anmuthige Bild des Flusses erheiterte die Gemüther und so dampften wir unter günstigen Vorzeichen für einen angenehmen Verlauf der Wisbyfahrt an der mecklenburgischen Küste entlang, Stralsund zu.

Heiter und durch nichts getrübt verging der erste Tag in See. Beim anbrechenden Morgen sahen wir in unmittelbarer Nähe vor uns die so überaus malerisch, schroff und steil dem Meere entsteigende Küste von Rügen, die unter der aufgehenden Sonne in wundervoller Beleuchtung strahlte. Wir nahmen directen Curs auf Stralsund und passirten um neuneinhalb Uhr das unverkennbare Spuren eines würdevollen Alters tragende Rammpfahlwerk seines Hafens.

Die alte Hansastadt trug ein Festkleid; Fahnen und Flaggen sah man allerwärts wehen, und die Straßen waren mit frischem Laub und Blumen bestreut. Von den ehrwürdig auf uns herniederschauenden Thürmen der St. Nicolai- und Marien-Kirche verkündete Geläute erhebende Freude und feierliche Feststimmung. Es war gerade der Wallensteins-Tag, welchen die Stralsunder jedes Jahr zu feiern pflegen, zum Andenken des am 24. Juli 1628 erfolgten Abmarsches der Wallenstein'schen Belagerungsarmee. Dem stolzen Friedländer, welcher unverrichteter Dinge abziehen mußte, blies damals der Stadttrompeter von dem Thurme des Rathhauses ein höhnisches Marschlied nach, und auch heute erklingen an genanntem Tage dieselben höhnenden Töne vom Thurme.*

Eine sternenhelle Nacht hatte uns hinüber nach dem felsigen Wikinger-Eilande, Bornholm, geführt, dessen hohe zerklüftete Ufer mit ihren phantastischen Formen die Monotonie der Meeresfläche unterbrachen und uns zuerst den Zauber der nordischen Natur erschlossen. Es war früh am Morgen, als wir uns dem Hafen des Hauptstädtchens Rönne näherten, wo bereits eine Reihe von siebenzehn Wagen, mit kleinen muthigen Pferden bespannt, unser zu einer Fahrt über die Insel Bornholm harrte. Männer von Rönne boten uns zu der Uebersiedelung auf die Wagen hülfreiche Hand. Was waren das für Gestalten, welche Nacken und Arme! In der That, die Nachkommen der alten Wikinger sind immer noch ihrer Vorfahren würdig, und man muß selbst in ihrem Lande gewesen sein, um ihre milden Augen, ihren sanften und doch wieder so urmännlichen, entschlossenen Gesichtsausdruck verstehen zu können. Unser Weg führte uns mitten durch das Städtchen. Ein wahres Bild des Friedens stellte Rönne dar mit seinen langen wohlgepflegten Straßen, seinen schmucklosen, von einfachem aber biederem Sinne ihrer Bewohner sprechenden Häusern, mit den hübschen Anpflanzungen schöner Linden und Ebereschen und mit seinen alten, ehrwürdigen Marktplätzen. Aber nicht immer hatte in diesen Straßen solche friedliche Stille geherrscht. Es gab auch Zeiten, wo Rönnes und ganz Bornholms Schicksal nur blutig entschieden werden konnte; die Geschichte des freundlichen Eilands erzählt herzerschütternde Gräuel.

An reichen Gemüsegärten und Obstbaumanlagen vorbei, wie mitten durch üppige Wiesen und wogende Kornfelder fuhren wir in westlicher Richtung unserem Ziele, dem Jons-Dorfe, zu. Wir erreichten es nach einer dreistündigen genußreichen Fahrt und wanderten zu Fuße nach der sogenannten Jons-Capelle, auf welcher der Sage nach ein Mönch Jon vor den heidnischen Bornholmern gepredigt haben soll. Sie bildet den Endpunkt eines mächtigen Amphitheaters von steilen Klippen, welche den nördlichen Theil von Bornholm begrenzen. Ein fast senkrechtes Treppengewinde führte uns an mächtigen uralten Sandstein- und Schieferfelsen hinab zu einem vorspringenden Felsen, der sogenannten „Kanzel".

Bis zur schwindelnden Höhe erhoben sich um dieselbe herum die gewaltigsten Felsmassen, von den schäumenden Wogen umbrandet, lothrecht aus dem Meere. Wilde Rosen und Kreuzdorngestrüpp wucherten in üppiger Fülle zwischen den tiefen Spalten des Jahrtausende alten Gesteins; ein Teppich reichen Epheugeranks bedeckte zum Theil seine schlüpfrigen Flächen, während über die Rinnen Wasser hinab in die Brandung tröpfelte, die zischend den gewaltigen Grundbau dieses Sinn und Gefühl befangenden Naturwerkes bespülte. Ein höchst anmuthig freundliches Bild bot hier unsere Gesellschaft selbst dar, die sich behufs einer photographischen Aufnahme seitens eines fahrenden Künstlers in Reih' und Glied aufstellte. Das nahm sich inmitten dieser grotesken Natur interessant, originell und heiter zugleich aus, und in froheſter Stimmung traten wir den Rückweg nach unserem Schiffe an.

In früher Morgenstunde des folgenden Tages sahen wir im Oelander Sunde die Thürme von Calmar sich am Horizonte erheben, und nach Besichtigung der Stadt sowie des alten Schlosses, Calmar-Huus, steuerten wir nach der Küste von Oeland hinüber, an der uns der Hafen des durch seine Schloßruine berühmten Borgholm aufnahm. Man nennt dieses Schloß „das nordische Heidelberg"; heute bildet es aber nur einen gewaltigen Trümmerhaufen, auf welchem Gras, Sträucher und Bäume gar üppig wachsen.

Trüb und regnerisch brach der Morgen des 27. Juli an, aber trotzdem waren die Hansafahrer vollzählig auf dem Deck des „Heimdal" erschienen; denn in mattem Frühlichte tauchte ein blauer Streifen Landes, die malerische Küste Gottlands, aus dem Meere empor. Dort lag Wisby, das Ziel unserer Reise. Das Emporblühen seiner Macht reicht in ferne Zeiten zurück, in denen — vielleicht schon gegen das Ende des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung — die deutschen Kaufleute den Hansabund zur Abwehr fürstlicher Anmaßung und ritterlicher Raublust begründeten. Die günstige Lage des Hafens bot den in der Ostsee von stürmischem Wetter überraschten Schiffen einen sicheren und leicht erreichbaren Schutz, und so ward die Stadt bald zum Vororte des deutschen Handels mit den an der Ostsee gelegenen Ländern. Von Wisby aus wurde auch die erste deutsche Handelscolonie im fernen Osten, der „Hof der Deutschen zu Naugard" (dem jetzigen Weliki-Nowgorod) in's Leben gerufen, und bis in das vierzehnte Jahrhundert stand das „Siegel der deutschen Kaufleute, auf Gottland weilend", in hohem Ansehen. Später begann Lübeck mit der Stadt um die Handelshegemonie zu wetteifern, und feindliche Uebermacht stürzte sie schließlich von ihrer Höhe in die Tiefen des Verfalls, aus dem sie sich nie wieder erhob.

Es war wiederum ein historischer Gedenktag, an dem wir die einstige stolze Metropole der Ostsee erblickten. Am 27. Juli des Jahres 1361 hatte nämlich der Dänenkönig Waldemar (Atterdag) der Vierte die Stadt erstürmt und geplündert. Damals nahm Dänemark den Anlauf, eine Großmacht des europäischen Nordens zu werden. Waldemar der Vierte mit dem Beinamen Atterdag („den andern Tag" heißt das in deutscher Uebersetzung) überzog Schweden, unter dessen Botmäßigkeit Gottland stand, mit Krieg, und sein erster Angriff richtete sich gegen das reiche Wisby, welches damals etwa zwölftausend Kaufleuten in seinen Festungsmauern sichern Schutz gewährte.

Als Waldemar auf Gottland gelandet war, versuchten die Männer von Wisby, welche Schweden schmählich im Stiche ließ, ihr Glück in offener Feldschlacht, wurden aber auf's Haupt geschlagen und verloren auch die Stadt nach einer kurzen Gegenwehr. Da ließ der Dänenkönig einen Theil der Mauer schleifen und hielt durch diese Bresche als Sieger seinen Einzug. An jenem Tage erlosch Wisby's Stern für immer, und auch die Bresche in der Stadtmauer blieb bis auf den heutigen Tag, gleichsam als ein symbolisches Zeichen, daß die Macht der Hansastadt gewaltsam gebrochen sei.

Die riesigen Ruinen dieser gegen acht Meter hohen Mauer und ihre theilweise noch hochemporragenden Thürme fielen uns zunächst in's Auge, bis allmählich, als wir uns dem Hafen näherten, die Stadt selbst, hart am Strande der See, sichtbar wurde.

Zur Rechten und Linken von ihr zog sich die sehr düster und kahl aussehende Kalksteindecke der Küste hin, während im Süden das wunderlich geformte, etwa fünfzig Meter hohe Felscap Högklint den Blick begrenzte. Im wehenden Flaggenschmuck fuhren wir in den Hafen ein, von brausenden Hurrahs der seit einer Stunde unser harrenden, Kopf an Kopf am Hafen stehenden Bevölkerung Wisbys — leider unter strömendem Regen — begrüßt.

Der herzlichste Empfang wurde uns hier zu Theil. Die in dem kleinen, 7000 Einwohner zählenden heutigen Wisby erscheinende „Gotlands Allehanda" widmete uns an bevorzugtester Stelle einen langen Begrüßungsartikel unter der Ueberschrift „Die Deutschen, welche Gottland besuchen!" und die aus der am Ufer dichtgedrängten Menge heraustretenden Herren im Frack und weißer Binde, die Spitzen der Stadt, sprachen uns im Namen Wisbys Gruß und Willkommen aus und boten sich uns dann zur Führung an.

Die dicht an dem Hafen liegenden Straßen bieten dem Auge

* Für manchen unserer Leser dürfte es interessant sein, zu erfahren, daß dieser historische Friedländer-Marsch unter dem Titel „Hohnblasen" von R. Fischer für Clavier übertragen wurde und durch die Buch- und Musikalienhandlung von W. Bergholz in Stralsund zu beziehen ist.

des Beschauers wenig; die Häuser sind unansehnlich im modernen Stil gebaut, und erst zwischen den schmalen Gäßchen, die nach der Landseite hin sich erstrecken, stoßen wir auf die zahlreichen Trümmerhaufen und alterthümlichen Bauten, die ehrwürdigen Zeugen der einstmaligen Größe Wisbys. Als wir vor Allem die gewaltigen finsteren Ruinen der Kirchen betrachteten, da begriffen wir das Zutreffende der Worte, welche kurz vorher Professor Dr. Bergmann (Director des Wisbyer Gymnasiums) an uns gerichtet hatte: „Wisby ist ein Stück Mittelalter, in einer Ecke des Nordens zurückgelassen, obgleich von Feindeshand und vom Zahne der Zeit zerstört."

Achtzehn prachtvolle Kirchen, welche im Laufe von drei Jahrhunderten erbaut wurden, schmückten einst die Stadt. Sie wurden fast alle von den Deutschen erbaut, nachdem schon seit Anfang des dreizehnten Jahrhunderts das gothische Element der Stadtbevölkerung zurückgedrängt worden war. Stundenlang wanderten wir in ihren noch herrlichen Ueberresten umher, in den Ruinen der St. Nicolaus-, Gertrud-, Clemens-, Olof-, Drotten-, Lars-, Katharina-, Hans-, Goran- und der Heiligen Geist-Kirche, welche eigenthümlicher Weise zwei Stockwerke für die Andächtigen besitzt.

Die meisten dieser Ruinen zeigen den Rundbogenstil, welcher oft mit dem Spitzbogen gemischt ist, und St. Katharinen allein trägt die Merkmale der gothischen Bauart. Heute herrscht tiefe Grabesstille in diesen verlassenen Gotteshäusern, und nur von Zeit zu Zeit singt der Sturmwind, durch die durchbrochenen Gewölbe in die weiten Hallen hineinfahrend, sein wildes, grausiges Lied.

An dem „Burmeister'schen Hause", einem im Jahre 1660 aus Holz aufgeführten und von altem Epheu vollständig bis zum Dache überrankten Gebäude, dessen erster Eigenthümer ein aus Lübeck nach Wisby übergesiedelter Kaufmann war, vorüberschreitend, erblickten wir die Ruine der Nicolai-Kirche, „eine der herrlichsten des ganzen Nordens", wie der Wisbyer mit ebenso großem Stolze wie unbestreitbarem Rechte sagt.

Der westliche Giebel des malerischen Baues ist mit drei riesigen, schön geformten gothischen Fenstern geschmückt. In den Rosetten derselben waren einst, wie die Sage erzählt, kostbare Karfunkelsteine eingesetzt, welche taghell jede Finsterniß erleuchtet und wie ein Feuer erglänzt haben. König Waldemar Atterdag ließ bei der Plünderung der Stadt im Jahre 1361 diese Edelsteine ausbrechen, aber das Schiff, welches sie mit der anderen Beute nach Kopenhagen führen sollte, wurde von einem Sturme überfallen und scheiterte an den Karls-Inseln. Es ist dies eine Sage, die sich auch an andere Kirchen knüpft und auf den alten Gebrauch von Leuchtapparaten, die von der Höhe der Kirchen herab in Seestädten den Schiffern unser heutiges „Leuchtfeuer" ersetzt haben mochten, zurückgeführt werden kann.

Auch hier war das hohe Gewölbe der Ruine vielfach durchbrochen, und Licht und Schatten wechselten mit einander malerisch auf den Steintrümmern ab. Ganz oben auf dem Gewölbe wucherte ein üppiges Pflanzenreich; es trieb, keimte und blühte wie in einem Garten. Von dort aus bot sich eine schöne Uebersicht über die ganze schweigsame Trümmerwelt, die sich tief zu unseren Füßen ausbreitete; das Meer umgab dieselbe mit einem weiten Rahmen, und es brandete dumpf in wildem Rauschen und fluthete unausgesetzt über den Strand — ein Bild des ewig Wechselnden, ewig Fließenden, neben dieser todten Welt der Vergangenheit.

Der folgende Tag sah uns auf einer frühen Wanderung zu dem Stadtthore hinaus nach den „Palissaden", einer öffentlichen Promenade, von wo wir einen großen Theil der alten Stadtmauer übersehen konnten. Wir befanden uns vor dem alten Schlosse Wisborg, das, im Jahre 1411 von König Erik erbaut, lange Zeit ein Horst räuberischer Seeleute gewesen war. Später, im Jahre 1676, wurde es von den Dänen erobert und nach drei Jahren zur Ruine zersprengt.

Der riesigen Stadtmauer folgend, die, größtentheils noch erhalten, ihre einstige Massenausdehnung erkennen läßt, lenkten wir auf der südöstlichen Seite auf einem Fußpfade ab zu dem circa neun Fuß hohen Ringkreuze, dem Denkmale des Schreckenstages des Jahres 1361. Dasselbe ist aus einem einzigen Kalksteine gemeißelt und trägt eine lateinische Inschrift, die deutsch also lautet: „Am 27. Juli im Jahre des Herrn 1361 sind vor den Thoren Wisbys von dänischen Händen die hier begrabenen Gothen gefallen; betet für sie!" Den Stamm des Kreuzes schmückt das ausgemeißelte Bild Christi am Kreuze mit einer über ihm befindlichen fünfblätterigen Rose. Hier war also die offene Feldschlacht gegen Waldemar's Truppen geschlagen worden, und diese Grabstätte der tapferen Gothen war zugleich das Grab, in welches Wisbys Herrlichkeit für immer versank.

Noch ein Ausflug mit der neuen gottländischen Eisenbahn nach den schönen Orten Rema und Ranga, deren alte Kirchen ihre hervorragendsten Zierden sind, erfolgte am letzten Tage unseres Aufenthaltes auf Wisby, und dann hieß es, dem Programm gemäß, heimwärts zu steuern.

Der Abschied von den freundlichen Einwohnern der alten Stadt war überaus herzlich. Ritterliche schwedische Galanterie hatte die Damen unserer Gesellschaft mit Bouquets in reichem Maße bedacht, und unser Schiff glich, von der Commandobrücke aus gesehen, einer Blumenterrasse, als sich zu dem letzten Abschiede, die Damen im Vordergrunde, Alles nach der Bordwand drängte und hier die hohen und höheren Standorte einnahm. Aus der Dampfpfeife ertönte ein schriller Pfiff; die Schraube begann zu arbeiten. Ein donnerndes Hurrah erscholl als letzter Abschiedsgruß nach dem Lande hinüber, wo ein dreimaliges Hoch auf uns ausgebracht und schwedische Lieder von einem Gesangverein angestimmt wurden. Das Ufer beleuchteten bengalische Feuer, die uns noch lange in ihrem hellen Scheine das Wehen der Tücher, das Schwenken der Hüte zeigten, bis sich das Gestade im dämmernden Lichte des Abends unseren Blicken entzog. Mit directem Curs hielten wir auf die heimathliche Küste zu und trafen nach einer Abwesenheit von acht Tagen am 31. Juli Nachmittags wieder in Lübeck ein.

Zum Präsidentenwechsel in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

Nachdem der edle Garfield mehr als zehn Wochen mit den Folgen einer heimtückischen schweren Verwundung gerungen, erwies sich endlich die allbezwingende Gewalt des Todes mächtiger als alle Künste der ärztlichen Wissenschaft und erlöste den Präsidenten von seinen qualvollen Leiden. Die Trauerkunde, welche sich am 19. September mit Blitzesschnelle über Länder und Meere verbreitete, rief überall die Gefühle des tiefsten Schmerzes und der aufrichtigsten Theilnahme hervor, und die sympathischen Kundgebungen, welche an allen Orten der civilisirten Welt erfolgen, sind nicht allein Ausflüsse einer freundschaftlichen Gesinnung, die man einer großen Nation in ihrem Unglücke um so nachdrücklicher bezeugt, sondern sie gelten diesmal in erster Linie dem edlen Manne, dessen Leiche nunmehr in dem schwarz ausgeschlagenen Saale des Capitols zu Washington aufgebahrt worden.

Die großen persönlichen und staatsmännischen Tugenden Garfield's leben noch frisch in der Erinnerung unserer Leser; haben wir doch erst vor Kurzem, gelegentlich seiner Wahl zum Präsidenten der Republik, des dornenvollen Lebenslaufes dieses charakterfesten und tugendhaften Mannes mit warmen Worten gedacht; auch die elenden Triebfedern und verhängnißvollen Folgen des ruchlosen Meuchelmordes haben wir schon früher genügend gebrandmarkt, und so haben wir heute nur die schmerzliche Pflicht zu erfüllen, am Sarge des echten Republikaners einen Lorbeerkranz niederzulegen und um die mit ihm zu Grabe getragenen Hoffnungen des amerikanischen Volkes zu trauern.

„Ich will mir die Hütte nehmen lassen, welche meinen Theuren zum Obdache dient, will meine paar Rechtsbücher verbrennen, die mir bei der Ausübung meines Berufes behülflich sind — nur das Eine muß ich behalten und werde es vertheidigen, wie die Löwin ihr Junges, und sollte ich, angesichts der Nation, darüber zu Grunde gehen: meinen ehrlichen Namen."

An diese flammenden Worte, die Garfield vor Jahren, als er der Betheiligung an einer Gründerarbeit beschuldigt wurde, im Unterhause des Congresses seinen Verleumdern entgegen schleuderte, erinnert uns heute die Presse. Nun wohl! Garfield hat sein Wort gehalten! Er ist angesichts der Welt zu Grunde gegangen, indem er nicht nur seinen eigenen ehrlichen Namen, sondern auch die Ehre der Republik gegen die Uebergriffe der schamlosen Beutepartei



James A. Garfield.

vertheidigte, und dies allein sichert ihm den Ruhm der Unsterblichkeit, den Ehrenplatz nach Washington und Lincoln in dem Andenken der Völker.

Aber wir Deutsche haben noch einen besondern Grund, Garfield's frühzeitigen Tod zu beklagen: Uns ist in diesem edlen Manne ein treuer Freund unseres Vaterlandes verloren gegangen.

Ein gründlicher Kenner unserer Literatur und Geschichte, wußte er den idealen Zug des deutschen Nationalcharakters wohl zu schätzen, und mehr als einmal nannte er die Deutsch-Amerikaner „die treuen Verbündeten", welche den gesitteten Führern des amerikanischen Volkes zum endlichen Siege über die corrumpirten Aemterjäger verhelfen würden.

Herzinnig war auch der Empfang, welchen Garfield der deutschen Deputation nach seiner erfolgten Präsidentenwahl zu Theil werden ließ, und wir begreifen wohl die Tiefe des Schmerzes, welchen Millionen unserer Brüder jenseits des Oceans bei diesem herben Verluste empfinden.

Gemäß den Gesetzen der nordamerikanischen Verfassung hat der

bisherige Vicepräsident der Vereinigten Staaten, Chester A. Arthur, nunmehr den Präsidentenstuhl bestiegen und bereits dem Volke den Eid der Treue geleistet.

Arthur wurde zu Albany im Jahre 1831, in demselben Jahre, in welchem auch Garfield das Licht der Welt erblickte, geboren. Auf dem Union College zu Schenectady zeichnete er sich als strebsamer Schüler in allen Unterrichtszweigen aus, bezog später die Albany Rechtsschule und wurde schon in einem frühen Alter zur Advocatur zugelassen. Während des Secessionskrieges war er Quartiermeister-general des Staates New-York, zog sich aber nach Beendigung des Feldzuges in das Privatleben zurück und ließ sich in New-York nieder, wo er bald zu den tüchtigsten Sachwaltern zählte.

Grant ernannte ihn im Jahre 1872 zum Zolleinnehmer des Hafens von New-York, und dieses Amt bekleidete Arthur bis zum 20. Juli 1878, an welchem Tage er durch den Präsidenten Hayes entsetzt wurde, weil er sich der von diesem beabsichtigten Civildienst-reform widersetzte. In Folge eines Compromisses der republikanischen Parteien erhielt er bei den letzten Wahlen die Stelle des Vicepräsidenten der Vereinigten Staaten.

Chester A. Arthur stand bis jetzt in engen Beziehungen zu den Führern der Beutepartei, und auf ihn waren die Hoffnungen des verruchten Mordbuben Guiteau gegründet. Es ist aber zu erwarten, daß er, unter dem frischen Eindruck der verbrecherischen That und von dem erwachenden Gewissen des amerikanischen Volkes gedrängt, auf der ruhmreichen Bahn seines Vorgängers zum Heil der Republik das Staatsschiff lenken werde.

Riesengebirgs-Bilder.

„Die Sudeten, ein Theil des ungeheuren Bergzuges, welcher von der Lüneburger Haide bis zum schwarzen Meer Europa in zwei große Hälften scheidet, sind nach den Alpenzügen das höchste Gebirge Deutschlands; ihr Rücken erhebt gewaltige Koppen, nährt durch zahlreiche Bäche drei bedeutende Flüsse: Elbe, Oder, March, umschließt schauerliche Schluchten, finstere Gründe und sonnige Thäler, hegt eine reiche Pflanzenwelt und eine reine erquickliche Bergluft. Furchtbares, Gewaltiges, Erhebendes paart sich hier mit dem Anmuthigen und Freundlichen. Dazu kommt die regsame Belebtheit, welche die Sudeten der menschlichen Thätigkeit verdanken; denn selbst auf den höchsten Kämmen jodelt der Hirt und läutet das weidende Vieh; aus den dunklen Wiesengründen dampft die Glashütte und klirrt der Eisenhammer, und wie erst regt sich's in den Thälern, wo Dorf an Dorf sich reiht und der Landmann der steilsten Lehne mühsam eine geringe Ernte abzwingt!"

Schon diese kurze Schilderung J. C. G. Berndt's, der als einer der ersten die Sudeten ausführlicher beschrieben hat, ist gewiß geeignet, dieser von Deutschlands beliebteren landschaftlichen Reisezielen etwas abgelegenen Gebirgsgruppe lebhafteres Interesse als bisher zuzuwenden.

Der mittelste Hauptstock der Sudeten, das sogenannte „Riesengebirge", mit dem wir uns hier zu beschäftigen gedenken, hat zwar weder malerische Kegelformen, noch eisbedeckte, himmelanragende Hörner, Nadeln und Firnen, aber es fesselt schon aus weiter Ferne durch eine gewisse Großartigkeit, die es zu dem Range eines alpinen Hochgebirges erhebt, während es in der Nähe zugleich durch Lieblichkeit und Anmuth besticht. Die Mitte seiner Granit-, Porphyr- oder Basaltberge umrauscht ein stolzer Waldgürtel; weiter hinauf bekleidet die Hänge nur noch eine zur Erde gebogene Zwergkiefer, die den charakteristischen Namen „Knieholz" trägt und sich ausgezeichnet zu dauerhaften Schnitzarbeiten eignet, hoch oben aber decken nur Moos und dürftige Kräuter den Boden. Dort finden wir auch eine Anemone, deren Frucht unter dem Namen „Teufelsbart" bekannt ist, sowie ein wohlriechendes Moos, nach welchem die damit bedeckten Steine „Veilchensteine" genannt werden. Die gewaltigen Trümmermassen, welche die Oberfläche dieses Gebirgskammes bedecken, wie die von kleinen Hochseen oder Schneemassen erfüllten muldenartigen Zerklüftungen desselben, sind die Zeugen einstiger großartiger, zerstörender Ereignisse, die verwitterten Ueberreste eines früheren Alpengebirges.

Auch der Volksschlag, welcher auf diesen Höhen sich friedlich niedergelassen, zeichnet sich durch manche eigenthümliche Sitten und Bräuche aus. Originell ist vor Allem das bereits im Jahrgange 1861, S. 763 ff. der „Gartenlaube" von Rudolf von Gottschall geistvoll geschilderte Leben und Treiben in den sogenannten „Bauden", wie hier die von ganzen Familien bewohnten größeren Sennhütten genannt werden; Leierkasten, böhmische Harfenmädchen und die jetzt großentheils aus Hirschberg importirten, also bedenklich imitirten Ungarweine gehören zu den unentbehrlichen Requisiten dieser eigenartigen Sennhütten. In früheren, hier noch nicht durch Culturmiasmen inficirten Zeiten klang dem ermüdeten Bergwanderer aus diesen „Bauden" manche jener gesunden, anmuthig-schlichten schlesischen oder böhmischen Volksweisen entgegen, aus denen z. B. Karl Maria von Weber für seinen „Freischütz" so genial geschöpft hat. Ab und zu findet man in diesen Bauden wohl auch noch jenes, seltsam genug, einst durch Matrosen hierher gebrachte, mit nur einer schnarrenden Saite bespannte cello-artige Instrument unter dem originellen Namen „Trompetermarin" (Marinetrompete).

Daß schon die alten Römer zu dem Riesengebirge mit keineswegs geringem Respect hinaufblickten, beweisen die ihm von denselben beigelegten Namen Montes gigantei und niviferi, welche sich in den Benennungen „Riesengebirge" und „Schneekoppe" erhalten haben.

Die „Schnee- oder Riesenkoppe", welche sich gegen 1600 Meter über dem Meeresspiegel erhebt und überhaupt die höchste Spitze des deutschen Mittelgebirges bildet, wird von den Touristen sehr häufig besucht, und ihre Besteigung ist besonders dann sehr lohnend, wenn man das Glück hat, dort einen schönen Sonnenunter- oder -aufgang zu erleben, wobei der Kegel groteske Schatten weit in das Land hineinwirft. Leider tritt dieser Fall selten ein, da die Koppe namentlich früh fast stets durch Wolken verhüllt wird. Ihr einem ungeheuren Steinhaufen gleichender Granitkegel erhebt sich noch nahe an 280 Meter über den Koppenplan und ist auf dem Gipfel mit Gneis oder Glimmerschiefer bedeckt. Schauerlich großartig ist von hier der Blick tief in den über 600 Meter fast senkrecht abfallenden „Riesengrund" hinab. Auf ihrem Gipfel errichtete 1688 ein Gotsche Schof (ein Vorfahre der jetzigen Grafen Schaffgotsch) dem heiligen Laurentius aus Steinen eine sehr große, starkgewölbte Wallfahrtscapelle, welche später in derselben primitiven Art wie bis vor Kurzem auch die besseren Bauden den Bergwanderern als Herberge diente, indem man direct aus dem unteren, als Speisesaal, Küche und Umkleidezimmer zugleich verwendeten Raume mittelst einer Leiter auf den als gemeinschaftlichen Schlafsaal benutzten Heuboden stieg. Endlich erbaute 1850 Gastwirth Sommer das erste gasthausähnliche Hospiz in Blockhausform, welches mehr als 150 Personen Quartier bietet. Das 1868 auf der böhmischen Seite des Gipfels erbaute Concurrenzhospiz befindet sich jetzt mit ersterem als dessen Dependenz in einer Hand. Großartig sind von der Schneekoppe oder einem der anderen Kegel des Riesengebirges Gewitter an heißen Tagen anzusehen, die sich bald in der oberen, bald in der niederen Region erzeugen, und ein wunderbares Schauspiel gewährt es, den Kampf der Elemente in den Thälern oder am Fuße der Berge zu beobachten, während die Gipfel in reinem Sonnenlichte prangen, den Donner in der Tiefe zu hören, tausendfach widerhallend aus Schluchten und Abgründen, während der Blitz die zusammengeballten Wolkenmassen plötzlich für einen Augenblick in ein gelbes Feuermeer taucht. Die unserm Artikel beigegebene Illustration zeigt uns die Schneekoppe, wie sie sich dem Auge des Beschauers von der auf böhmischem Gebiet liegenden Riesenbaude aus darbietet.

Noch lohnender für den Freund erhebender Hochgebirgsbilder sind jedenfalls die Partien an den Abhängen und Vorbergen des Riesengebirgskammes: der „Ziegenrücken", die „Kesselkoppe" (böhmisch Krkonosch: Halsträger), die „Tafelfichte" sowie der „Hoch- oder Hochstein", von dem man theils die reizenden Elbgründe und das Thal von St. Peter, theils die Niederungen der Lausitz übersehen kann.

Auch die schlesische Seite des Gebirges ist reich an schönen Aussichtspunkten. Zunächst erreicht man von Schreibershau leicht und bequem die „Bismarck-Höhe" und die „Moltke-Höhe" bei dem am Zackenbach sich lang hinziehenden und wohlhabenden Petersdorf, ferner den „Hochstein" sowie die „Bibersteine", eine über 600 Meter hohe, ganz wildromantische Felsenpartie, von welcher be-

sonders die freundlichen Städte Greiffenberg und Friedeberg nebst dem Greiffenstein das Auge fesseln. Auf letzterem, fast 450 Meter aus der Ebene aufragenden Basaltkegel thronte einst eine der großartigsten Burgen, deren Ruine trotz aller Zerstörung durch Elemente und Menschenhände, malerisch mit vielen Erkern, Bildwerken und hohen Bogenfenstern geziert, noch immer majestätisch auf die schlechten Neubauten an ihrem Fuße herabblickt. Weiterhin zeigt sich uns die sagenumwobene Ruine des „Kynast"; fast 600 Meter hoch über dem Meeresspiegel liegend, aus prachtvollen Waldungen hervorblickend, überragt sie majestätisch das an ihrem Fuße sich langhinstreckende, durch Sommergäste höchst belebte Hermsdorf. Der Südabfall des Burgberges ist sehr steil und wild, und man hat ihm den Namen „Hölle" oder „Höllengrund" beigelegt. Auf diesem Felsenneste thronte einst, wie die Sage erzählt, die schöne Kunigunde, welche, als viele edle Ritter um ihre Gunst warben, übermüthig erklärte, nur demjenigen Freier ihre Hand schenken zu wollen, der hoch zu Roß die Burg hart an deren steiler, in den Höllengrund abstürzender Mauer umreiten würde. Und es fanden sich der Tollkühnen genug, welche den gefährlichen Ritt wagten, aber regelmäßig in den Abgrund stürzten und ihre verlorene Liebesmüh' mit dem Tode büßten. Da meldete sich eines Tages ein nicht mehr jugendlicher Ritter an dem Burgthore und erklärte sich bereit, das kühne Reiterstück zu vollbringen. Die ernste, würdige Erscheinung des Ritters schien Liebe in dem Herzen der schönen Kunigunde geweckt zu haben, und sie bestürmte den Fremden mit zärtlichen Bitten, sein Leben zu schonen und von seinem Vorhaben abzusehen. Aber sie bat umsonst; er vollführte die von der Burgherrin gestellte Bedingung. Mit glühenden Wangen begrüßte ihn jetzt Kunigunde und bot ihm Herz, Hand und Schloß an, er aber lehnte kalt ihre Gunstbezeigung ab und „verließ sie zur selbigen Stunde", da er die muthige That nur vollbracht, um Andere vor Unglück zu behüten.

Noch viele andere ähnliche Sagen von Rittern, die hier in der Gefangenschaft schmachteten, und von Edelknappen, die aus Liebesweh ihren Tod in dem Höllengrunde suchten, knüpft das schlesische Volk an diese Ruine, von deren Ursprung die Geschichte Genaues nicht zu berichten weiß.

Von dem Kynast gelangt man leicht nach Warmbrunn, einem der bekanntesten schlesischen Bade-Orte, der außerdem durch die werthvolle gräfliche Bibliothek mit 40,000 Bänden, zahlreichen Urkunden für böhmische und schlesische Geschichte und arabischen sowie chinesischen Manuscripten berühmt ist. Die in der Nähe der Stadt liegenden Anhöhen gewähren ziemlich weite und schöne Aussicht; unter ihnen sind besonders die „Hausberge" hervorzuheben, von deren Spitze man nicht nur die gleich Spielzeughäuschen an ihrem Fuße malerisch ausgebreitete Stadt und das Hochgebirge bis zu den durch ihre Form fesselnden Falkenbergen, sondern auch die Boberschlucht überblickt.

Ueber dem in früheren Zeiten wegen eines süßen berauschenden Bieres stark besuchten Stonsdorf erhebt sich der durch abenteuerlich gruppirte groteske Felsen und Höhlen geognostisch interessante kleine „Prudelberg", während den Botaniker der nahe gelegene wohlgepflegte „Kreuzberg" fesselt. Am anziehendsten aber ist in dieser Gegend unstreitig der Blick aus den Fenstern und vom Thurme der „Heinrichsburg", eines aus schönem Hochwalde sehr einladend hervorblickenden Jagdschlosses des Fürsten Reuß.

Von hier gelangen wir zu drei landschaftlichen Perlen des weiten Hirschberger Hochthales: Erdmannsdorf, Buchwald und Fischbach. Nicht nur ihre höchst ausgedehnten, mit malerischen Schlössern reichgeschmückten Parkanlagen strotzen von Fruchtbarkeit, herrlichem Baumwuchs und einer fast alpenartigen Hochgebirgsflora, sondern auch die zu ihnen bergauf bergab führenden Fahrwege laufen meilenweit durch einen einzigen großartigen Park, wie ihn in solcher Ausdehnung vielleicht kein anderes Gebirge besitzt.

Bei Erdmannsdorf bot Friedrich Wilhelm der Vierte den in Tirol wegen ihres Glaubens hartbedrängten lutherischen Gemeinden in den Colonien „Ober-, Mittel- und Nieder-Zillerthal" ein schönes fruchtbares Asyl. Wohl sind die von ihnen erbauten malerischen Tiroler Häuser noch Zeugen seiner menschenfreundlichen Absicht, jedoch die hiermit Bedachten verstanden es nicht, durch Wirthschaftlichkeit und Respectirung der dortigen Verhältnisse ihren neuen Wohnsitz zu einem segensreichen zu machen, und so bieten diese Colonien mit ihren Aeckern und Heimstätten heutzutage keinen erfreulichen Anblick dar.

Die hier vorhandenen Aussichtspunkte bieten im Grunde dasselbe Bild. Wer die kraftvolle Frische reicher Waldgründe oder die ernste Großartigkeit alpenartiger Schluchten, romantische Felsen- und Wasserpartien vorzieht, der findet in dieser vielseitigen Urgebirgsgruppe ebenfalls reiche Befriedigung.

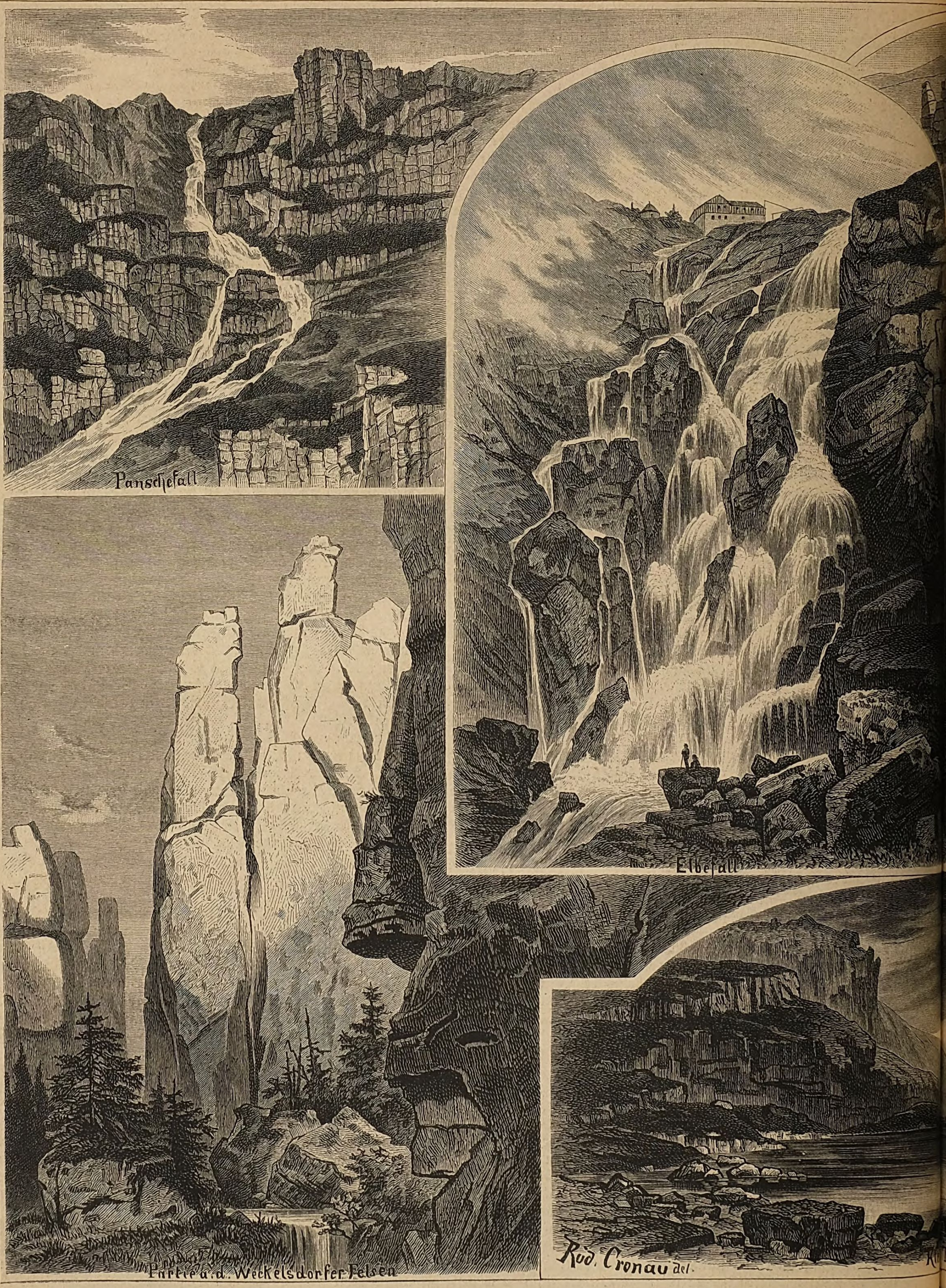
Die bequemste, anmuthigste Partie ist unstreitig von Petersdorf aus eine Fahrt zu den beiden Glashütten der Grafen Schaffgotsch und Harrach („Josephinenhütte" und „Neuwald" oder „Neuwelt") auf der mehrere tausend Fuß ansteigenden vortrefflichen Poststraße, die mit ihren zahlreichen Windungen fortwährend neue Bilder bietet. Aehnlich wie der Sandstein z. B. in der sächsischen Schweiz, ist hier der Granit zu Felsenmauern und anderen grotesken Formen ausgewaschen, sowie mit üppigstem Schwarz- und Laubwald überwachsen, über welchen als großartiger Hintergrund das Hochgebirge herabblickt, während der zahlreiche Glasschleifereien und Sägemühlen treibende, forellenreiche Zackenbach rauschend über Felsgeröll stürzt. Die „Josephinenhütte" liegt in schönen Tannenwald eingebettet über dem fast 600 Meter hoch gelegenen, weithin zerstreuten, beinahe 4000 Einwohner zählenden Schreibershau oder Marienthal. In der Nähe bilden zwei Zuflüsse des Zacken, Kochel und Zackerle, kleine Fälle, welche aber nicht als Wasserfälle, sondern vielmehr durch ihre malerische Wald- und Felsenumgebung das Auge des Beschauers fesseln. Unfern der Hütte überrascht auf dem Fußwege zum Kochelfall ein weiter Aussichtspunkt.

Weiter nach Osten, gegen die böhmische Grenze hin, beginnt die Landschaft besonderen Reiz zu entfalten. An den Quellen der Mettau, eines Nebenflusses der Elbe, tritt plötzlich der Quadersandstein in großer Mächtigkeit auf und erscheint hier als die vier Kilometer lange Gruppe der Adersbacher Felsen, die ursprünglich eine einzige große Felsmasse bildeten, bis dieselbe durch die fortwährenden Witterungseinflüsse in die einzelnen, jetzt wildromantisch an einander gereihten Theile zerklüftet wurde. Eine Fortsetzung dieses „Felsenwaldes" findet man in geringer Entfernung bei Weckelsdorf. Diese durch ihr zauberhaftes Echo berühmte Felsenpartie, welche auf unserm heutigen Bilde theilweise wiedergegeben ist, war lange Zeit hindurch selbst den Einwohnern der Umgegend unbekannt. Erst im Jahre 1824 legte ein großer Waldbrand die Zugänge zu dieser „Felsenstadt" offen, und seit 1847 wurden sie zu einem der beliebtesten Ausflugsorte der in den schlesischen Bädern weilenden Gäste.

Vor „Neuwelt" führt durch schönen Laubwald, durch Harrachsdorf ein vom Grafen Harrach ausgezeichnet angelegter Reitweg im Thale der Mummel bei einem kleinen Falle derselben vorbei und steigt zum staubbachähnlichen Pantschefall und zum Elbfall hinauf. Die Pantsche ist ein kleiner Bach, der in der sumpfigen Pantschenwiese seinen Ursprung hat, und über den Felsrand stürzt, um in die unten vorbeirauschende Elbe sich zu ergießen. Der Höhenabstand zwischen der Elbe und dem oberen Felsrand, wo der Wasserfall beginnt, ist sehr bedeutend; denn er beträgt gegen 250 Meter.

So würde der Pantschefall, dank der romantischen Felsenumgebung, alle Vorbedingungen erfüllen, um der großartigste Wasserfall der Sudeten zu sein, wenn ihm nicht eine einzige dieser Bedingungen fehlte: das nöthige Wasserquantum. Man hilft sich aber, so gut es eben geht, sammelt oben das Wasser in einigen Reservoirs und läßt es auf Verlangen der unten harrenden Touristen durch Oeffnung einer Schleuße in größeren Massen herabströmen. Aehnlich verhält es sich auch mit dem gegen 55 Meter hohen Elbfall, welcher im Sommer durch Schleußenanlagen geregelt werden muß, um ein wirklich ergreifendes Naturschauspiel zu bieten. Hier wie bei Wurzelsdorf zeichnen sich die Thäler der Elbe und Iser durch hohe landschaftliche Reize aus; die mit Unrecht wenig besuchte Thalschlucht der Kleinen Iser am Südabhange der Kesselkoppe aber wetteifert in rauher, schauerlicher Wildheit unzugänglicher Felsenwände mit den drei „Schneegruben" auf der Nordseite. Um letztere richtig zu würdigen und wahrzunehmen, wie bedeutende Schneemassen sie bergen, muß man möglichst tief in eine derselben hinabsteigen. Riesengroße Granitkegel erheben sich thurmgleich aus furchtbarer Tiefe empor, von den Wänden einst durch Hitze und Frost abgesprengt; zugleich durchziehen höchst merkwürdige schmale Basaltadern den Granit in so enger Verbindung, wie sie bei diesen Urgesteinarten im ganzen übrigen Europa nirgends vorkommt.

Unser heutiges Bild stellt noch einen der nahe bei einander am



Bilder aus dem Riesengebirge.



…zeichnung von Rudolf Cronau.

Nordabhange des Hochgebirgskammes in tiefen Schluchten liegenden Teiche dar. Der Anblick dieser Teiche ist mehr wild und erhaben als pittoresk. Das nördliche Ufer des ganz fischlosen großen oder schwarzen Teiches bildet ein gewaltiger Damm mächtiger Felstrümmer, von dem man eine schöne Aussicht auf die Riesenkoppe hat. — Am kleinen Teiche starrt dagegen der Abhang des Kammes in einer Höhe von 200 Meter wahrhaft alpenartig schroff empor. Um den beengend düsteren und einsamen, großartig ernsten Eindruck seiner Ufer voll auf sich wirken zu lassen, versäume man nicht, rund um ihn herum zu gehen. Zwischen ihm und der Koppe befindet sich eine merkwürdige Verengung des Hochgebirgswalles auf dem hier über 1000 Meter hohen Koppenplan zwischen den schauerlichen Schluchten des „Melzergrundes“ und des „Riesengrundes“. Letzterer beginnt in Böhmen eigentlich schon bei den wohlhabenden, sauberen und freundlichen Ortschaften Freiheit und Marschendorf. Je weiter man aber vordringt, desto mehr entfalten sich immer größere Schönheiten, desto mächtiger steigen die Berge empor. Oberhalb des schönen Dorfes Groß-Aupa scheint das enge Hochthal völlig abgeschlossen zu sein. Plötzlich aber öffnet sich dem Auge ein Durchgang, und man steht, ringsum von schroffen Felswänden eingeschlossen, in dem fast senkrecht 600 Meter abfallenden Grunde vor der aus wahrhaft erhabener Höhe herabblickenden Riesenkoppe.

Leider lassen gerade hier, in den schönsten Gebirgsgegenden, die Fahrwege, mit Ausnahme der Poststraßen durch Schreibershau, sowie von Landeshut nach Schmiedeberg, noch immer viel zu wünschen übrig, oder sind noch gar nicht vorhanden.

Auch der Bau von zwei in dem ungemein breiten und ebenen Hochthale fast ohne alle Schwierigkeiten herzustellenden Secundärbahnen, von Hirschberg einerseits nach Schmiedeberg, andererseits nach Petersdorf, scheiterte bis jetzt an kleinen Sonderinteressen. Ueberhaupt bleibt noch so Manches für die Hebung des ganzen Gebirges zu thun. Jene früheren nahezu patriarchalischen Zustände, wo man im ganzen Hochgebirge nichts zu essen und trinken bekam als Milch, Butter, Käse und Schwarzbrod nebst Enzian- oder Ebereschschnaps, wenn es sehr hoch kam, Ungarwein, Kräuterliqueur, Weinsuppe, Eier und schlechten Schinken, wo man beim besten Willen den ganzen Tag nicht mehr als höchstens fünfzig Pfennig zu verzehren vermochte und zur Nacht bei Beleuchtung eines Kienspanes gemeinschaftlich auf den Heuboden kletterte — haben allerdings großentheils aufgehört; vorläufig stagnirt jedoch die dortige Aufnahme und Verpflegung fast durchweg noch in jenem Zustande beschränkter Mittelmäßigkeit, die den für Viele so romantisch-poetischen Reiz idyllischer Naturwüchsigkeit verdrängt hat, ohne das empfindlichere Gefühl verwöhnterer Gäste zu befriedigen.

Hier bleibt für intelligente Concurrenz noch ein weiter Spielraum. Durch eine Besserung der Verpflegungszustände wie durch Eisenbahnen und gute Wege wird sich wohl auch die frühere Wohlhabenheit der Gebirgsstädte, auf deren einstigen Metallreichthum die Namen „Goldberg“, „Silberberg“, „Kupferberg“, „Schmiedeberg“ beredt genug hinweisen, von Neuem heben. Schon jetzt besteht ja in diesen Gegenden eine ziemlich lebhafte Glas-, Leinen-, Holz- und Spielwaaren-Industrie.

Im Aussterben begriffen sind dagegen die sogenannten „Laboranten“, welche sich mit dem Sammeln der köstlichen heilkräftigen Kräuter des Hochgebirges beschäftigen, und die seit langer Zeit das Privilegium hatten, daraus Arzneien und Liqueure zu bereiten. Unter ihnen wie auch unter den Gebirgsführern findet man originelle, anziehende, treffliche Leute, welche mit Treuherzigkeit gesunden Mutterwitz und scharfen Blick verbinden.

Von ganz eigenem Reiz gerade in diesem Gebirge ist eine Winterpartie; denn während gewöhnlich in den Herbstmonaten ein besonders reiner, sanftblauer, von keinen Wolken oder Nebelzügen getrübter Himmel über den grünen Bergen ruht, bedeckt oft schon wenige Stunden darauf eine mächtige Schneemasse den ganzen Kamm. Dann gewährt es ein ganz besonderes Vergnügen, an einem hellen klaren Wintertage in kleinen sicher geleiteten Handschlitten mit rasender Geschwindigkeit von den Bergen herabzufahren und das herrlichste „Alpenglühen“ zu genießen, wenn den fröhlichen Reisenden nicht „Rübezahl“, der mit vielen originellen Sagen umkleidete neckische Berggeist dieses Gebirges, mit seiner gefürchteten Koboldslaune einen Querstrich macht.

Dr. Z—f.

Am Strande.

Es keucht der Wind; die Möve schreit
Um die felsigen Uferhöh'n;
Die Woge liegt blau und endlos weit,
Und weiße Segel weh'n. —
Nicht leben hier,
Nicht streben hier
Möcht' ich zwischen Meer und Gestein,
Doch im Küstensand
Am weißen Strand
Möcht' ich begraben sein.
Da sänge der Sturm seinen ewigen Sang
Mir um das todte Haupt,
Und trotz der donnernden Brandung Klang
Würd' nicht die Ruh' mir geraubt. —
Durch die Buchen zöge der Vollmondschein;
Er zuckte am grauen Runenstein;
Dort stiegen Geister empor zur Nacht
Und hielten beim Göttermahle die Wacht;
Sie sängen ein altes, uraltes Lied,
Das grollend über die Düne zieht.
Doch weht vom Meere die Morgenluft,
Da stiegen sie wieder in ihre Gruft;
Um meinen Hügel wär's wieder still,
Wie's Einer braucht, der schlafen will. —
Und käme des Wegs ein Wandersmann
Und früge: „Ihr Fischersleute, sagt an,
Wer fand am Strande hier die Ruh'?“
Dann spräche wohl Einer und nickte dazu:
„Weiß nicht, welch' Namen man einst ihm gab;
's ist eines deutschen Sängers Grab.“

Anton Ohorn.

Um die Erde.

Von Rudolf Cronau.

Vierter Brief: An der Spitze der Nation.*

Die Blicke der ganzen civilisirten Welt hängen seit Wochen mit ängstlicher Spannung an einem Hause, in dessen Mauern, von frevler Mörderhand getroffen, einer der edelsten Männer unserer Zeit mit dem Tode rang, Garfield, der Präsident der Vereinigten Staaten. Hat die „Gartenlaube“ es auch schon zu Beginn dieses Jahres unternommen, in knapp gefaßten Umrissen ein Bild des Erwählten der amerikanischen Nation zu entwerfen, so dürfte es dennoch nicht ohne Interesse sein, im „Weißen Hause“ selbst eingeführt zu werden, um zu beobachten, wie hier die Präsidenten des freiesten Volkes der Erde seit Jahren ihrer Amtsthätigkeit zu walten pflegen. — Wir müssen etwas weit ausholen.

Washington, die „Stadt der schönen Entfernungen“, ist in ihrer äußeren Erscheinung ein Städtebild der allernaivsten Art, einzig und ohne Gleichen in der ganzen Welt, aber durchaus das echteste und charakteristischeste Spiegelbild der amerikanischen Nation. Wie diese, so zeigt auch sie die größten Widersprüche und die schärfsten Extreme; Alles befindet sich hier in einem Stadium, wo Vollendetes und Halbes, Erhabenes und Unbedeutendes neben einander stehen. Nach einer Wanderung durch die ruhmreichen Avenues mit ihren zahlreichen, gleich Enak's Söhnen über das Gewirre der unbedeutenden Backsteinbauten hinausragenden Marmorpalästen, in deren Architektur die gesunkenen Tempelbauten des classischen Griechenthums in schönster Weise ihre Auferstehung feiern, gelangt man in Stadttheile, auf deren wüstem Schutt- und Rasenwerk

* Dieser Artikel wurde vor dem Ableben Garfield's verfaßt, ging uns aber erst am Tage desselben zu. D. Red.

höchstens ein paar armselig zusammengeleimte Negerbaracken sich in stagnirenden Sümpfen und Gräben wiederspiegeln. Und während das Capitol seine in der Lichtfluth der Sonne in fast überirdischer Schönheit strahlende Prachtfaçade einer bis vor Kurzem nur auf dem Plane befindlich gewesenen, neuerdings erst in Angriff genommenen Stadthälfte zuwendet, dehnen sich beim Weißen Hause die Niederungen des Potomac aus, Brutstätten malarischer Fieber, die schon manchem Bewohner des Regierungssitzes die Präsidentschaft arg verleidet haben. Die jetzige Präsidentenfamilie weiß namentlich ein böses Lied davon zu singen.

Abgesehen von diesem Uebelstande, der gewiß durch Regulirung des Flusses und Drainirung der Sümpfe gehoben werden könnte, hat das Weiße Haus eine reizende Lage und leuchtet aus dem dunklen Grün der schattigen Bäume weit in's Land hinaus. Es ist durchaus kein anspruchsvoller Bau, und kein Mensch würde in diesem einfachen, weißgestrichenen Sandsteingebäude, dem nur ein von ionischen Säulen getragener Porticus ein charakteristisches Gepräge verleiht, den Sitz der Regierung eines großen und mächtigen Volkes vermuthen. Ein besonderes Interesse erwecken augenblicklich die drei letzten oberen Fenster des rechten Flügels auf der unserm heutigen Brief beigegebenen Abbildung; denn sie geben dem Zimmer Licht, in welchem Garfield auf dem Schmerzenslager seine unverdienten Leiden so standhaft erträgt.

Viel gewichtiger als das Weiße Haus schauen die Ministerialgebäude drein, welche die Gartenanlagen des Präsidentensitzes umschließen und in ihrer fast überreichen Ausschmückung mit dem bescheidenen Aeußeren des Weißen Hauses lebhaft contrastiren. Wollen wir in die Anlagen und das mitten inne gelegene Gebäude eintreten, so ist Niemand da, der es uns verwehren würde; nirgends erblicken wir einen Posten oder eine Wache, deren vorgehaltenes Bajonnet uns ein: „Bis hierher und nicht weiter!“ entgegenwirft. Ungehindert durchschreiten wir die durch eine Glaswand abgetheilte Vorhalle, deren Wände die Portraits früherer Präsidenten zieren; wir wandeln durch den beständig geöffneten Empfangssaal, durch das grüne, blaue und rothe Gemach, durch den prächtigen Staatsspeisesaal, durch das seltene Blumen in Menge bergende Gewächshaus 2c. und haben zu Ende unserer Wanderung den Eindruck, als hause hier ein Mann, der so ziemlich „gut ab“ sei und in behaglicher Ruhe sich des hart erkämpften Gutes freue.

Ungleich anders aber gestaltet sich das Bild, wenn wir in das im ersten Stockwerke am östlichen Ende des „Weißen Hauses“ gelegene Amtszimmer des Präsidenten treten. Es ist erst zehn Uhr Morgens, und schon finden wir in den ansprechend, für europäische Begriffe aber prunklos ausgestatteten Gemächern eine Anzahl von Secretären, Senatoren, Congreßmitgliedern und sonstigen Vertrauten, die, ohne sich viel um die Würde des Ortes zu kümmern, in ungenirtester Weise der Unterhaltung pflegen und auch in ihren ungezwungenen Stellungen durchaus kein hofmäßiges Benehmen verrathen. Ueberhaupt herrscht ein reges, lautes Leben in diesen Empfangsgemächern: Menschen kommen und gehen, plaudern mit einander laut lachend und sitzen oder liegen in den sehr behaglichen Stellungen, die, eine eigene Erfindung der Yankees, nur diesen in so ausgebildeter Weise zu eigen sind, auf Stühle und Sophas hingestreckt, geduldig der Zeit harrend, wann auch sie ihre Anliegen dem Präsidenten vorbringen können.

Von irgend einem ceremoniellen Costüm, Cylinderhut, Leibrock, oder Handschuhen ist hier nichts zu sehen; der Amerikaner ist über solchen Tand erhaben; er ist ja selbst souverain; das Volk besteht aus lauter Königen. Dort der Mann mit der silberweißen Löwenmähne um das markirte Kriegergesicht ist ein Senator und angesehener General, und Niemand wird ihn etwa wegen seines fadenscheinigen, ausgefranzten Ueberziehers oder seines von Wind und Wetter gebräunten Schlapphutes geringer achten. Ein Jeder kann halt kommen, wie ihn sein Schneider gemacht hat. Und der Präsident? Nun, er empfängt seine Besucher nicht etwa im beengenden Amtsrock, nein in seinem äußerst bequemen und wohlsitzenden Jaquet; er tritt mit dem einen Besucher in die Fensternische, den andern aber, mit welchem wichtigere und geheimere Dinge zu berathen sind, führt er in ein anstoßendes Gemach; kurz, von Ceremonie und Hofetiquette ist hier keine Spur. Jeder Senator, jeder Congreßmann hat das Recht, unangemeldet den Präsidenten in seinem Amtszimmer während der Morgenstunden zu besuchen, und der Präsident muß ihn empfangen.

Nach Erledigung der Conferenzen mit den Vertretern der verschiedenen Regierungskörper oder vielmehr Verwaltungszweige kommt die Zeit, wo der Präsident Jedermann Audienz ertheilt. Theils haben diese Besucher persönliche Wünsche vorzutragen; theils kommen sie aus purer Neugierde oder um mit dem Präsidenten „Hand zu schütteln“. Dieses Handschütteln ist eine nur den Vereinigten Staaten eigenthümliche Sitte und findet vielleicht nur in dem Küssen des päpstlichen Pantoffels einen ähnlichen Act des Ausdruckes der Ehrerbietung, mit dem Unterschiede freilich, daß der Pantoffelkuß einen ergebenen, unterwürfigen, das Handschütteln hingegen einen nur die Achtung beweisenden, mannhafteren, ich möchte sagen collegialen Charakter an sich trägt. Wenn ich das Wort „collegialen“ gebrauche, so geschieht es im Rückblick auf den Umstand, daß jeder in Amerika geborene Bürger der Vereinigten Staaten, weß Ranges er auch sein mag, die Anwartschaft auf den Präsidentenstuhl in der Tasche trägt, gerade so, wie weiland jeder Soldat der napoleonischen Armee den Marschallsstab in seinem Tornister klappern hörte.

Das Handschütteln ist nicht allein in den besagten Audienzen, sondern namentlich an den allwöchentlich stattfindenden allgemeinen Empfangsabenden, wo Jedem das Recht zusteht, den Präsidenten zu besuchen, die Hauptaufgabe des Letzteren. Da schüttelt er all den Tausenden, die an solchem Abende von ihrem Rechte Gebrauch machen den „Großen Vater“ zu besuchen, die Hände und begrüßt mit gleicher Aufmerksamkeit seine weißen Gäste wie Chinas schlitzäugige Söhne, den schwarzen, sonntäglich herausgeputzten Dockarbeiter wie den im vollen Kriegsschmucke prangenden Häuptling eines fern entlegenen Indianerstammes. So bunt die amerikanische Nation aus den verschiedensten Bruchstücken aller Völker der Erde zusammengesetzt ist, so bunt ist die Versammlung, die an den Empfangsabenden durch die weit geöffneten Thüren in die hell erleuchteten Säle strömt.

Bestände die große Zahl der Besucher des Präsidenten nur aus seinen Beamten und den von Neugierde geplagten unschuldigen Leuten, so wäre Alles schön und wohl, da existirt aber eine Classe von Menschen, die jeder Präsident nun einmal als systematisches Uebel mit in den Kauf nehmen muß: die Aemterjäger, Leute, welche Ansprüche an den Präsidenten geltend zu machen sich berechtigt glauben. Ihre Zahl ist, wie ein amerikanisches Blatt meinte, groß genug, um mit ihnen einen Krieg gegen Mexico erfolgreich durchführen zu können. Der „Cincinnati Commercial“ will mit geeigneter Unterstützung in den Stand gesetzt sein, nachzuweisen, daß 1960 Leute behaupten, mit Garfield zusammen die Schule und das College besucht zu haben, 329 sich rühmen, den großen Mann als kleines Kind auf dem Schooße gehalten zu haben, 430 ihm gute Rathgeber, 82 seine Retter vor dem Tode des Ertrinkens gewesen sein wollen, 13 das Verdienst, ihn aus einer Senkgrube herausgezogen zu haben, beanspruchen, 140 ihm Pferde geborgt zu haben, damit er nach der Kirche reite; er behauptet ferner, daß 8330 ihn als Knaben gekannt und 7329 die Prophezeiung gemacht hätten, daß er eines Tages Präsident der Vereinigten Staaten werden würde. Außerdem, berichtet das genannte Blatt ferner, haben sich 22 Capitaine von Canalbooten gefunden, unter denen Garfield beschäftigt gewesen sein soll, während 932 mit ihm zusammen gearbeitet; 850 Redacteure endlich beanspruchen den Ruhm, ihn zuerst für die Präsidentschaft vorgeschlagen zu haben. Die Zahl derer aber, die Garfield Geld geliehen haben wollen, ist Legion, aber trotzdem treten beständig neue Leute auf, deren verschiedene Ansprüche unter die genannten Rubriken fallen. Und alle diese Leute sind von ihren Verdiensten so eingenommen, daß Jeder zum Mindesten mit einer Postmeister- oder Zolleinnehmerstelle von etwa 4000 bis 5000 Dollars Gehalt belohnt sein will. Gleich nach der Inauguration eines Präsidenten pflegen sich diese politischen Aasgeier zu Tausenden in Washington einzustellen. Mit einer Unverschämtheit und Hartnäckigkeit, die sonst nur den Musquitos eigen ist, dringen diese Candidaten auf das Staatsoberhaupt ein; man empfindet geradezu Mitleiden mit dem armen, geplagten Manne.

Für diese habgierigen Leute giebt's keine officiellen Empfangsstunden; unter den Fittichen irgend eines einflußreichen Senators, dem sie sich anzuhängen wußten, erreichen sie den Präsidenten jeder Zeit, und dann setzen sie ihm klar und deutlich aus einander, daß er seinen Wahlsieg in dem und dem Orte oder Staate nur ihrer aufopfernden Thätigkeit zu verdanken habe. Sie bitten, und wenn Bitten nichts erreichen, werden sie dringender und setzen ihm

schließlich, die Aufkündigung ihrer Freundschaft androhend, gleichsam den Revolver auf die Brust. Ein echt charakteristisches, durchaus aber nicht einzig dastehendes Stück solcher Unverschämtheit ist der bekannte Brief des Menschen, durch den der jetzige Präsident, das Muster eines Ehrenmannes, auf den Tod verwundet wurde, in welchem er um den Gesandtschaftsposten in Wien nachsuchte, besonders hervorhebend, daß durch ihn, der im Begriffe stehe, eine reiche Erbin zu heirathen, die amerikanische Nation jedenfalls „würdig" vertreten sein werde. Eine zweite, von demselben Attentäter verfaßte Note, an den Secretär Blaine gerichtet, trägt noch mehr den Stempel bodenlosester Unverfrorenheit und widerlicher Vertraulichkeit. Sie lautet:

„Lieber Blaine! Garfield überläßt die Geschichte gänzlich Ihren Händen. Er setzt das vollste Vertrauen in Ihre Discretion. Wenn Kasson Wien nicht verlassen will, so will ich auf meinem Gesuch um seine Stelle nicht weiter bestehen. Ich begnüge mich mit dem Generalconsulat in Paris.

Ihr
Charles J. Guiteau."

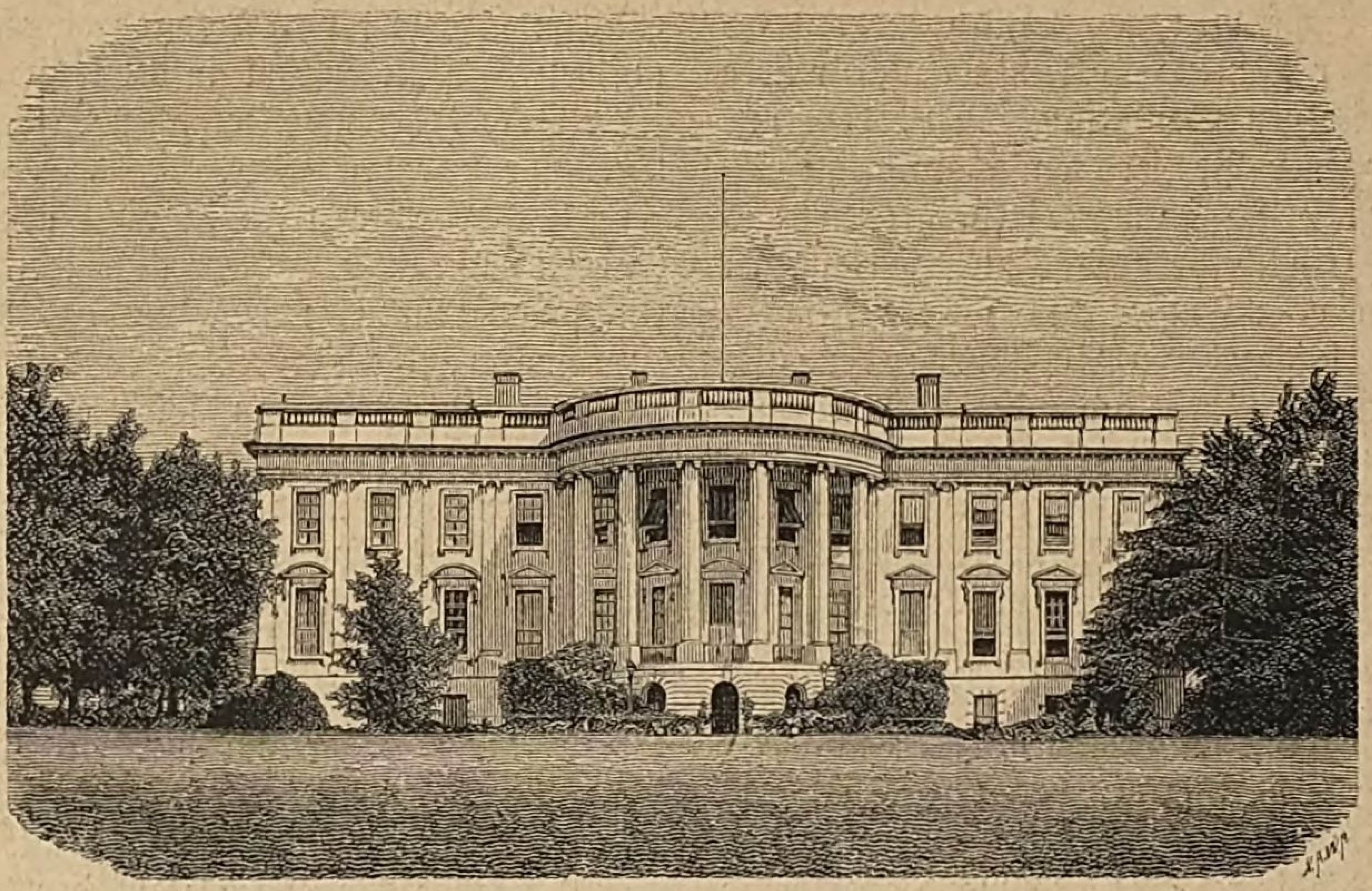
Ein Washingtoner Journalist berichtet sogar von einer sehr wohlhabenden Dame, die ganz einfach dem Präsidenten schrieb:

„Ich verlange von Ihnen den Platz in Brüssel für meinen Mann."

So bereitet der Ruhm, an der Spitze der amerikanischen Nation zu stehen, wie jede Auszeichnung, dem Träger desselben manche bittere Enttäuschung; denn kaum auf irgend etwas läßt sich das Wort: „Wer bauet an der Straßen, der muß sich meistern lassen", besser anwenden, als auf die Stellung eines Präsidenten der Vereinigten Staaten. Er hat einen harten Stand gegenüber der Oeffentlichkeit, besonders aber gegenüber seinen politischen Gegnern. Für alle Fehlgriffe, die während seiner Administration von den Beamten begangen werden, wird er verantwortlich gemacht, und die Organe der feindlichen Partei befleißigen sich bei derartigen Gelegenheiten eines Verdammungsstiles, der ohne Gleichen und an dem nur das wunderbar ist, daß er nicht schon mehr Menschen den Kopf verdreht und nicht mehr ruchlose Subjecte zu politischen Verbrechen verleitet hat.

Kann es unter solchen Umständen verwundern, daß es einige Staatsleiter gegeben hat, die sich während ihrer Amtsdauer aller Zeitungslectüre enthielten?

Endlich kommt aber der Tag, an welchem der Präsident, nachdem er vier Jahre hindurch das Staatsschiff durch Sturm und Ungewitter geführt, seinen Ehrenposten einem Nachfolger einzuräumen hat. Der Tag des Abschiedes vom „Weißen Hause" ist sicher der melancholischeste im Leben des Präsidenten, nüchtern und kalt; der Jubel des Volkes draußen, er gilt nicht ihm; er gilt dem neuen Präsidenten. Sein Einfluß ist erloschen; Niemand beachtet ihn mehr; spurlos, ohne irgend welche Auszeichnung taucht er in das Meer der Allgemeinheit zurück. Von dieser Regel giebt es nur seltene Ausnahmen, und diese gelten nur Männern, welche sich um die Größe des amerikanischen Volkes in hervorragender Weise verdient gemacht haben.



Das „Weiße Haus" in Washington.
Nach einer Photographie auf Holz übertragen

Mutter und Sohn.

Von A. Godin.

(Fortsetzung.)

27.

Als Margarita Seeon am 20. März die Augen aufschlug, war sie siebenzehn Jahre alt geworden. Das Geburtstagskind blinzelte den Tag an, der zum unverhangenen Blumenfenster hereinströmte, lachte plötzlich vor sich hin und huschte aus dem Bette. Die erste Morgentoilette junger Mädchen wird gewöhnlich flink abgethan, heute nahm sich Margarita aber Zeit. Nebenan im Erkerzimmer, das noch zu ihrem eigenen Bereich gehörte, gingen Schritte aus und ein; das weckte ihr eine Stimmung, wie die eines Kindes am Weihnachtsabend; sie summte eine Melodie, während sie das kastanienbraune Haar in zwei dicke Zöpfe flocht und aufnestelte. Inzwischen war bereits ein funkelneues Negligé von weißem Wollenstoff mit lichtblauen Aufschlägen entdeckt worden. Wie kam das nur herein? Gestern Abend beim Schlafengehen war nicht die Spur davon vorhanden. Sie schlüpfte in das weiche Gewand, welches sich der fein aufgebauten Gestalt kleidsam anschmiegte, eilte dann zum Fenster und ließ so viel Morgensonne und kühle Morgenluft herein, als da wollte. Heute konnte es gar nicht frisch und hell genug sein.

Drunten lag der Garten, an Wiesenland grenzend, das ein heller Bach durchfloß. Schon waren einige warme Tage über das Land gegangen, noch hatte aber die Sonne der schlummernden Erde keinen grünen Keim entlockt. Die Erlen am Saume des Baches entfalteten aber schon ihre dunkelrothen Kätzchen. Im Garten war in aller Frühe der Springbrunnen von seiner Winterhülle befreit worden, und nun warf er seinen Tropfenbüschel der Sonne zu, welche ihn wie in voller Neuheit blitzen ließ. Hoch in der blauen Luft jubelte die Lerche.

Margarita drückte ihre kleinen Hände in einander und sagte ganz leise:

„O Gott, wie geht es mir doch so gut!" Das war heute ihr Morgengebet; es flog der Lerche nach, gerade in das Himmelblau hinein. Nun begann das Mädchen lieblich zu singen: Schumann's Lied vom Sonnenschein.

Ein leiser Finger klopfte an ihre Thür.

„Fertig?"

„Gewiß, Mama!"

Das Kind flog an der Mutter Hals. Ottilie ließ den Sturm von Liebkosungen ungehemmt über sich ergehen; der Reiz dieses Jugendübermuthes, all das Freie, Schöne, Gute, das ihr aus den glücklichen Augen ihres Kindes entgegenleuchtete, berührte sie warm. Sie betrachtete ihre Tochter, als sei diese erst über Nacht erblüht, und bei diesem Mutterblick färbte das leicht bewegliche Blut die zarten Wangen tiefer. Margarita glitt mit einer ihrer vogelleichten Bewegungen auf die Kniee und küßte feurig der Mutter Hand.

„Auf!" sagte die Gräfin und strich leicht über die glänzenden Flechten; „der Geburtstagstisch wartet. Willst Du nicht schauen, was Dir beschert ist?"

Das junge Mädchen blickte zögernd nach der Thür:

„Papa?"

„Hat Dienst und kann erst gegen Mittag zurück sein; er wollte nicht, daß Dein Tischchen so spät erst gedeckt würde. Komm nur!"

Sie zog des Mädchens Arm in den ihren und führte sie nach dem Erker des zierlich ausgestatteten Mädchenzimmers. Breite Palmenblätter, leichte Akazienzweige nickten über den Tisch hin, den ein dichter Kranz umgab. Margarita's Augen blitzten in heller



In der „Garderobe" der fahrenden Leute.

Nach dem Oelgemälde von L. Knaus.

Freude beim Anblick einer Fülle von Liebesgaben; sie meinte, nie so reichlich beschenkt worden zu sein.

Das meinte sie bei jedem Anlasse gleicher Art; denn bei der Innigkeit ihres Wesens fühlte sie sich schon dann beglückt, wenn es für etwas zu danken gab, wenn der Quell von Freude frei ausströmen durfte. Den reichen Gaben der Eltern hatten sich allerlei Sendungen von Verwandten und Freundinnen zugesellt — eine ganze Schatzkammer, deren Reichthum sich gar nicht auf einmal übersehen ließ. Zwischen Stoffen und Büchern, Schmucksachen und Briefen lag auch ein Notenheft mit tiefblauer Decke, welche Margarita's Initialen in geschmackvoller Ausführung trug. Sie schlug neugierig den Deckel zurück und ward schnell roth.

„Genzianen.

Comtesse Margarita Seeon
in Verehrung zugeeignet von Siegmund Riedegg."

stand in schöner Fracturschrift auf dem ersten Blatte.

Sie hob das Heft ein klein wenig in die Höhe und tippte mit dem Finger auf ihren Namen:

„Gesehen, Mama?"

„Natürlich," sagte die Gräfin gelassen. „Lieutenant Riedegg bat mich um Erlaubniß, Dir seine Composition auf den Flügel legen zu dürfen. Ich ersuchte ihn aber, mir das Heft zuzustellen; vielleicht findest Du im Laufe des Tages Zeit, die Sachen durchzunehmen, und kannst die Artigkeit vergelten, indem Du heute Abend eine der Nummern vorträgst."

„Margarita Seeon zugeeignet," murmelte das junge Mädchen entzückt. Ottilie sah ihre Tochter einen Augenblick aufmerksam an.

„Du wirst Dich hoffentlich nicht für einen musikalischen Stern halten, weil Dir Musikalisches gewidmet worden?" fragte sie mit kühlgewordenem Lächeln. „Auf solche Aufmerksamkeiten junger Leute, denen Zutritt im Hause vergönnt wird, ist überhaupt kein Gewicht zu legen; dergleichen gehört zum guten Ton. Lieutenant Riedegg hat Tact und wählte deshalb gerade die Form, welche seine Stellung zu uns bezeichnet."

Die zartgeschweiften Lider des jungen Mädchens senkten sich. Weder in den Worten noch im Tone der Mutter lag Unfreundliches, aber dennoch war ihr Entzücken auf einmal wie ausgelöscht. Sie trat unwillkürlich vom Tisch zurück und folgte, ohne etwas zu erwidern, der Gräfin hinab in das Speisezimmer, wo sie die respectvollen Glückwünsche des Dienstpersonals etwas zerstreut in Empfang nahm. Ottilie schien auf diesen Stimmungswechsel gar nicht zu achten und besprach während des Frühstückes einige Vorbereitungen für den Abend, wobei Margarita ihre Munterkeit schnell zurückgewann.

Die Geburtstagsfeier sollte sich mit einer Art von Abschiedsfest vereinigen, da mit diesem Abende die winterlichen Donnerstage ihren Abschluß fanden und der General eine größere Reise vorhatte. Des Familienfestes wegen sollte heute der Kreis der Gäste erweitert, vor Tische ein wenig musicirt, nach dem Essen getanzt werden. Margarita freute sich namentlich auf diesen letzten Theil des Programms. Wer sie nur gehen sah, mußte begreifen, wie gern sie tanzte; denn diese Bewegung war für sie ein lebendig gewordener Rhythmus. Ihre feine Gestalt blieb den ganzen Tag über in einer Art von Tanzschritt, dem es an begleitender Melodie nicht fehlte — treppauf, treppab flog das Geburtstagskind, leise singend, überall schmückend, sie selbst der beste Schmuck für das feiertägige Haus. —

„Wissen Sie, was ich möchte?" sagte Margarita zu Lieutenant Riedegg, als der Contretanz sich auflöste, bei dem er ihr Partner gewesen.

„Nun?"

„Ich möchte für mein Leben gern einmal den C-dur-Walzer von Schubert tanzen können, den wir vierhändig spielen. Den giebt es aber wohl gar nicht für zwei Hände, und der gute Mann, der heut bei uns aufspielt, brächte ihn keinenfalls heraus. Schade!"

Siegmund lächelte zu ihr nieder. Ihr bei Tage wie von schwachem Goldschimmer überhauchter Teint hatte bei Licht eine Perlenfarbe, deren Schmelz durch einen kostbaren Schmuck, den sie an Hals und Armen trug, heute noch gehoben wurde. Die feinen Löckchen bewegten sich leicht auf ihrer etwas gewölbten Stirn, und unter den schmalen sehr dunklen Brauen ruhten die schöngeschnittenen Augen mit dem goldig braunen Stern im bläulichen Weiß. Das weiche Oval des Gesichts, der thaufrische Mund waren so kindlich.

„Möchte jeder Ihrer Wünsche so leicht in Erfüllung gehen, wie dieser!" sagte er herzlich und sah sich um. „Max, auf einen Augenblick!"

Lieutenant Friesack nahm sich kaum Zeit, der Tänzerin, die er eben zurückführte, eine Abschiedsverbeugung zu machen.

„Sie befehlen?"

Die Frage ward zwar nicht an den Rufer, sondern an Margarita gerichtet, wurde aber von Siegmund beantwortet:

„Comtesse Seeon wünscht den nächsten Walzer mit Dir zu tanzen."

Das junge Mädchen sah etwas erstaunt aus; Max verbeugte sich mit strahlendem Gesicht, während Siegmund an Beiden vorüber zu dem in eine tiefe Nische des Saales gerückten Flügel ging, welchen der für heute engagirte Spieler eben verlassen hatte; er setzte sich an denselben und intonirte den eben bezeichneten Walzer.

Da glitt sie vorüber, vom besten Tänzer geführt, wie losgelöst von der Erde, so ganz Jugend und Freude, daß es genügte ihr nachzuschauen, um jede Sorge zu vergessen. Siegmund wünschte jedoch keinen Augenblick mit seinem Freunde zu tauschen; hier am Flügel, während er die Melodie spielte, die ihren unschuldigen Wunsch befriedigte, während ihr süßes Gesicht vor Freude leuchtete, fühlte er sich ihr näher als Max, dessen Arm ihre leichte Gestalt umschlang. Auch blieb sein Lohn nicht aus. Er hatte kaum den letzten Accord angeschlagen und seinen Platz noch nicht verlassen, als Margarita unerwartet neben ihm stand und ihm lieblich die Hand entgegenbot:

„Viel, viel Dank!"

„Da kämen wir aus dem Bedanken heute gar nicht heraus," scherzte er und erhob sich, „mein Gehorsam bedeutete ja meinen Dank — Sie wissen wofür."

„O!" erwiderte sie schnell. „Das, offen gesagt, das hat Mama mich geheißen. Ich that es nicht einmal gern; wär' es nach meinem Sinne gegangen, so hätte ich keines von Ihren Liedern vor all den fremden Leuten gespielt. Die übrigen sollen Sie auch nur zu hören bekommen, wenn wir wieder einmal ungestört zusammen musiciren. Ich habe Ihnen noch nicht einmal so recht sagen können, wie froh es mich macht, daß so Köstliches mir gehört! Froh und sehr stolz."

Ein rasches Wort drängte sich auf Siegmund's Lippen; der unbefangene Blick, welcher seinem Auge begegnete, ließ ihn aber verschweigen — was verschweigen? Kaum war er sich darüber klar; er empfand nur, daß dieser freie Blick nicht damit übereinstimmte. Und schon sprach sie neckisch weiter:

„Weil Ihr Geschenk mich unter allen Angebinden am meisten freute, trage ich heut seine Farbe! Das haben Sie wohl gar nicht bemerkt? Mama meinte, ich solle Rosen tragen, ich kämpfte aber muthig für mein Blau. Gentianen freilich hatte ich nicht, Kornblumen tragen aber wenigstens die gleiche Uniform. Uebrigens war es recht schelmisch von Ihnen, den Fußfall einer kleinen Dame vor zwei jungen Herren auf solche Weise zu verewigen. Ich sehe ohnehin ja kein Blaublümelein, ohne so roth zu werden, wie es blau ist."

Der letzte Satz dieser Scherzworte ging nicht mehr so fröhlich von den Lippen wie ihr Anfang; denn während Margarita vom Rothwerden sprach, tauchte sich ihr Gesicht, wie ihr feiner Hals in tiefe Gluth, und die Wimpern senkten sich vor dem stillen Blick, der auf ihr ruhte.

„Der Tag, an dem ich Ihnen zuerst begegnete, Comtesse, traf mit einer Wendung meines Geschicks zusammen," sagte Siegmund leise. „Sie ließen mir eine Ihrer Blüthen zurück; ich bewahre sie noch; denn sie hat mir Glück gebracht. Deshalb nannte ich diese Lieder ohne Worte ‚Genzianen'."

Er hatte das ganz einfach hingesprochen, ohne nur zu wissen, mit welcher Innigkeit. Ein scheuer, tiefer, warmer Blick flog zu ihm auf, um sich rasch wieder zu verhüllen. Sein Herz begann heftig zu schlagen; ein plötzliches Gefühl von Freude wuchs in ihm auf und sprang als übermüthiges Scherzwort von den Lippen, die eben noch so verborgene Dinge verriethen.

„Sie kämpften für unser Blau!" sagte er in ganz verändertem Tone. „Und so tapfer kämpften Sie, daß Sie sogar eine Generalin besiegten! Mit welchen Waffen aber? Darf ich fragen?"

Der beinahe furchtsame Zug, von dem ihr Lächeln verdrängt worden, wich sogleich; sie hob den Arm und zeigte ihr kostbares Armband:

„Mit diesen! Urgroßpapas Türkisenschmuck stimmte so gut zu meinen Kornblumen, und weil er ein Geburtstagsgeschenk ist, durfte ich ihn heute tragen."

„Ihr Urgroßpapa?" fragte Siegmund erstaunt.

„Mein Urgroßpapa. Sie brauchen sich nicht zu wundern, wenn ich Ihnen von dem noch nichts erzählt habe; denn ich kenne ihn kaum. Er schickt mir immer schöne Sachen; dann muß ich Briefe schreiben, auf die er nie antwortet. Er ist schon ganz, ganz alt und mag sich nicht lieb haben lassen; sonst müßte er doch Verlangen nach meiner Mama haben, die seine einzige Enkelin ist. Jeder Besuch genirt ihn; deshalb waren wir nicht mehr in Riedegg, seit ich ganz klein gewesen bin."

„In Riedegg?" wiederholte Siegmund.

„Nun ja, das Stammschloß von Mamas Familie."

„Die Frau Gräfin hieß — wie ich?"

„Das wissen Sie nicht?" fragte Margarita erstaunt. „Aber davon war ja schon die Rede, noch ehe Sie hierher kamen. Es ist blos eine Namensvetterschaft, sagt Mama; wir sind gar nicht mit einander verwandt. Unsere Riedeggs stammen von drüben, jenseits des Brenner; Graf Riedegg, mein Urgroßpapa, ist der Letzte seines Geschlechtes."

„Hältst Du hier heraldische Vorträge, statt Dich um die Fräuleins zu bekümmern, welche Deine Gäste sind?" fragte Gräfin Seeon, die herangetreten war, ohne von den beiden in ihr Gespräch Vertieften bemerkt worden zu sein. „Lieutenant Riedegg wird Dich Deiner Pflicht als Wirthin nicht länger entziehen wollen."

Sie streifte Siegmund mit eisigem Blick, während Margarita erschrocken hinwegschlüpfte. Zum ersten Male war er diesem Ausdruck beleidigenden Hochmuths begegnet, welcher der Gräfin so vielfach zum Vorwurf gemacht wurde, gegen den er sie so oft vertheidigt hatte. Von Gedanken der verschiedensten Art bestürmt, war er in diesem Moment weder willig noch fähig, auf den indirecten Vorwurf, der ihm gemacht worden, etwas zu erwidern; auch blieb ihm dazu keine Zeit; denn die Generalin trat in den Saal zurück, ehe er sich noch zu einer schweigenden Verbeugung bewegt hatte. So blieb er neben dem Flügel stehen, während ein herbes Empfinden erkältend auf seine eben noch so sprühende Stimmung fiel.

Es mochte nicht ganz passend gewesen sein, dachte er bei sich, daß er mit der Tochter des Hauses hier so lange gesprochen — gerade die Gunst näheren Verkehrs, die ihm zu Theil geworden, hätte sein Tactgefühl schärfen und ihm sagen müssen, daß die Art, wie Margarita ihn aufgesucht, wie er sich mit ihr in einem abgesonderten Raume in längeres Gespräch vertieft hatte, den Fremderen unter den Anwesenden auffallen und der Gräfin unlieb sein konnte.

War diese Unüberlegtheit aber hinreichend, um ihn, der gutes Recht hatte, sich dem Hause als näher stehend zu betrachten, mit Blick und Worten abzustrafen? Oder hatte die Gräfin ihn und ihre Tochter beobachtet und vielleicht am Inhalte ihres Gespräches Anstoß genommen? Er besann sich auf die letzten zwischen Margarita und ihm gewechselten Sätze, welche die Gräfin mit angehört haben konnte. Während er darin nichts fand, was ihm plötzliche Ungnade zuziehen durfte, frappirte ihn Das, was er eben vernommen hatte, von Neuem. Diese Namensgleichheit war ihm überhaupt merkwürdig, doch fiel ihm weit mehr auf, daß derselben in monatelangem Verkehre nie gedacht worden, sei es auch nur als Motiv eines Scherzes. Dies schien ihm mehr zu bedeuten, als bloßen Zufall, da mußte eine Absicht zu Grunde liegen. Gar nicht verwandt — hatte Margarita gesagt — natürlich nicht! Er wußte sich von bürgerlicher Herkunft.

Das Hinzutreten des Clavierspielers störte ihn aus der unerquicklichen Träumerei auf; ein neuer Tanz begann. Siegmund war engagirt; er mußte seine Tänzerin holen, sich zusammennehmen. Bald darauf ging die Gesellschaft aus einander, ohne daß er Gelegenheit suchte und fand, sich den Damen des Hauses anders zu nähern, als durch eine Abschiedsverbeugung. Graf Seeon, der als artiger Hauswirth jeden Einzelnen an der Thür mit liebenswürdigem Worte entließ, bot ihm heute freundlich die Hand, wie immer.

Den getroffenen Arrangements und der ziemlich frühen Stunde entsprechend, zu der sich die Gesellschaft zusammen gefunden, war es kaum Mitternacht, als dieselbe aus einander ging. Die jüngeren Männer fanden es zu früh, um sich nach Hause zu begeben; und ein Vorschlag, noch ein Stündchen im Casino zu verplaudern, traf animirteste Zustimmung. Siegmund, der einsilbig neben den Anderen herging, entschuldigte sich mit Kopfschmerz und kehrte in seine Wohnung zurück. Er wußte selbst nicht, wie ihm war; eine Schwermuth, aber zugleich etwas wie ein Freuen war über ihn gekommen; beide Empfindungen verschmolzen sich und schufen ihm die wunderlichste Stimmung. Zunächst wußte er nur, daß er allein sein wollte.

Er fand seine Zimmer erhellt; Jana, die allen Eigenthümlichkeiten ihres Mannes Rechnung trug, hatte auch dessen alte Liebhaberei adoptirt, bei Nachhausekommen Licht vorzufinden. Ob der junge Hausgenosse spät oder früh sein Zimmer betrat, stets brannte dort eine Lampe. Diese Aufmerksamkeit, welche ihm sonst ziemlich überflüssig vorkam, that ihm heute wohl. Er machte es sich bequem, ging dann in seinem traulichen, geräumigen Zimmer umher, streifte mit den Augen an all den Bildern und kleinen Besitzthümern vorbei, die jedem Raume etwas so Heimathliches aufprägen, und wurde ruhiger. Als er sich in den Sessel vor seinem Arbeitstische warf, fiel sein Blick auf einige lose Notenblätter — das Concept der Lieder, welche er Margarita gewidmet und gestern mit der Copie verglichen hatte.

Er saß eine Weile, ohne sich zu regen, die Arme gekreuzt, den Kopf zurückgelehnt, die Augen halb geschlossen. Was in ihm vorging, war so neu und so süß. Ein Mädchenbild glitt an ihm vorüber; er wußte auf einmal, daß er liebte. Ob er wieder geliebt werde — danach fragte er sich nicht. Sie war ein Kind. Da sah er aber das furchtsame Lächeln wieder, den scheuen raschen Blick, wie in dem Momente, als er ihr vom Bewahren der Blume gesprochen, und zugleich stand die Mutter neben ihr mit der Rüge in Wort und Blick.

Das brach den Zauber, und die Gedanken fingen wieder an weiter zu spinnen, was vorher abgerissen worden; sie spannen verworrene Gewebe um den Mittelpunkt eines Namens. Viele Namen giebt es von gleichem Klang, deren Geschlechter nichts mit einander gemein haben, der seine aber war ein seltener Name mit adeligem Klang. Alles Einzelne, was ihm aufgefallen, ohne daß er es zu deuten gewußt, reihte sich an einander, alles Seltsame, Fragwürdige, das ihm während der letzten Monate zu denken gegeben. Die wiederholten Fragen der Gräfin über seine Mutter, eine Anzahl von Kleinigkeiten, die ihn selbst betrafen und über die er sich stets gewundert hatte, daß sie beachtet wurden, der Vorzug sogar, den Seeons ihm seither gegönnt — Alles weckte in ihm die Ueberzeugung eines Zusammenhanges dieser gleichen Namen. Wie wenig wußte er noch heute von seiner eigenen Abstammung, wie wenig von der Person seines Vaters! Nie war von einem Verwandten desselben die Rede gewesen — er konnte doch nicht vereinzelt in der Welt gestanden haben. Weil er sich der Mutter Unlust, seine Fragen über den früh Verstorbenen zu beantworten, als Trauer ausgelegt, hatte er davon abgelassen. Jetzt reute ihn das. Zu wem gehörte er? Fremde hatten eintreten müssen, da es die Leitung seiner Erziehung galt, da es galt Bürgschaft für seine Identität zu leisten, als bei seinem Eintritt in das Regiment kein Nachweis über seine Geburt vorgelegt werden konnte. Zum ersten Male durchzuckte ihn ein Gedanke, eine Angst, die ihn erschauern ließ.

Es war ihm, als sollte er ersticken; er sprang auf und bewegte die Arme, wie man im Schlafe thut, wenn sich der Alp um die Kehle legt. Dann ergriff er plötzlich die Lampe und trat vor sein Bett, über dem seiner Mutter Bild hing. Sie hatte es ihm geschenkt, als Beide das letzte Mal beisammen gewesen. Das schöne stolze Gesicht schien zu leben; die unerforschlichen Augen blickten ihn ruhig an. Langsam kehrte das Blut in seine Wangen zurück, und als er hinweg trat, war sein Schritt fest; die Hand, welche die Lampe niederstellte und sein Schreibzeug heranschob, zitterte aber noch und verrieth ihr Beben in den Zeilen, die er nun auf ein Briefblatt warf.

„S., 20. März 1876.

Meine theure Mutter!

Heute komme ich zu Dir, um Fragen an Dich zu richten, an denen meine Ruhe hängt. Ich schrieb Dir von meinen Beziehungen zur Familie des Grafen Seeon; Du erwidertest nichts hierauf. War das Zufall oder Absicht? Weißt Du, daß Gräfin Ottilie Seeon eine geborene Gräfin Riedegg ist? Sind unsere Familien verwandt?

Sobald ich Deine Antwort habe, sage ich Dir mehr. Heut bitte ich nur um Wahrheit. Du weißt, ich bin kein Knabe mehr, dem man verhüllt, was ihn angeht. Zürne nicht, daß ich mich auf diese Zeilen beschränke, und beruhige bald

Deinen Siegmund."

Er überlas den in fliegender Eile niedergeschriebenen Brief langsam, Wort für Wort, gab dem Couvert die gewohnte Pariser Adresse und versiegelte dasselbe. Dann warf er den Mantel um und trug den Brief auf die Post, damit er vom Frühzug befördert würde. Als er ihn in den Briefkasten gleiten ließ, schlug es eben zwei Uhr Morgens.

Die Nacht war kühl und bewölkt; über den dunklen Massen der Häuser, die alle gleich stumm und lichtlos dastanden, hob sich die Citadelle kaum in schwachen Umrissen vom Himmel ab. Mit dem Gefühl großer Müdigkeit kehrte Siegmund in sein Zimmer zurück.

28.

Der Anfang des April war in diesem Jahre besonders mild und schön. Alle Welt war unterwegs, die vorzeitig warmen und jedenfalls kurz zugemessenen Tage zu genießen.

Das schöne Wetter gab Oberst Friesack den Gedanken ein, seinen Bekanntenkreis zu einem Ausfluge nach dem unsern gelegenen weitberühmten Gebirgssee anzuregen. Dieser Vorschlag hatte raschen Anklang gefunden. Sechs offene, größtentheils mit Damen besetzte Wagen rollten an einem ganz im Sonnenschein gebadeten Morgen durch die freie Thalöffnung dem Ziel entgegen. Eine Cavalcade von Officieren umgab die Wagen oder folgte ihnen.

Unter ihnen war Einer, dem diese Landpartie sehr erwünscht kam: Siegmund. Er sehnte sich nach einer Begegnung mit den Damen Seeon, welche er seit dem Geburtstagsabend nur flüchtig wiedergesehen, ohne doch zu der Annahme berechtigt zu sein, daß man ihn absichtlich fern gehalten hätte. Als nun aber Tag um Tag verging, ohne daß er zu Seeons citirt wurde, sagte er sich doch, daß so lange Pausen seines Verkehrs mit den Damen sonst nicht vorgekommen, und verfiel um so mehr der eigenthümlichen Nervosität, welche vergebliches Warten erzeugt, als auch noch kein Lebenszeichen von seiner Mutter eingetroffen war. Mit besonderer Schärfe empfand er wieder die Hemmung directen Verkehrs mit ihr; der letzte ihrer Briefe war aus Ancona datirt, während er nach Paris hatte adressiren müssen; Gott mochte wissen, wie lange es dauern konnte, bis Antwort in seine Hände kam.

Heute sollte sich wenigstens ergeben, ob die neuliche Kälte der Gräfin Seeon gegen ihn mehr war als momentane üble Laune. Sie fuhr mit ihrer Schwägerin und dem Ehepaar Friesack in ihrem Landauer, welchem der von Margarita und zwei jungen Freundinnen besetzte Jagdwagen des Generals vorausrollte. Siegmund benutzte die erste Gelegenheit, zur Begrüßung der Generalin heranzureiten, und fand sich mit derselben Freundlichkeit empfangen, die ihn Monate lang beglückt hatte. Sie stellte ihn ihrer Schwägerin sogar in auszeichnender Weise vor, und er ward sich in diesem Moment lebhaft bewußt, wie hoch ihm die Gunst dieser Frau galt. Nicht als Mutter des Mädchens, das er liebte; — es war ein ganz persönlicher, starker, sympathischer Zug, der ihn mit ihrem Wesen und Sein verband, ihr Urtheil über ihn zu einem Werth erhob, der ihm unschätzbar schien. Während er im Gespräch mit den Insassen des Wagens längere Zeit neben dessen Schlage ritt, erhob sich seine Stimmung unter dem Strahl von Wohlwollen, der aus den festblickenden blauen Augen der Gräfin auf ihn fiel; keine Spur von Schwere blieb zurück.

Es giebt glückliche Stunden, wo es nicht einmal eines besonderen Einflusses bedarf, um plötzlich alle Nebel zu verscheuchen, Jugend und Sonnenglanz unaufhaltsam vordringen zu lassen. Die Heiterkeit des klarblauen Morgens, das Flimmern der Luft, der reizvolle Weg, welcher nun durch waldige engbegrenzte Auen führte, zwischen deren knospenden Laubgängen verstohlene Quellchen zu Tage rieselten — hundert Spuren des Frühlings spiegelten sich in frohen Augen, angeregten Worten und Geberden. Volles Jugendgefühl überkam Siegmund; er fühlte sich elastisch, wie springend im Geiste, abgelöst von allen Zweifeln und Fragen. Margarita's blauer Schleier wehte vor ihm her; zuweilen wandte sie den Kopf nach dem Wagen der Mutter zurück, und dann sah er einen Moment ihr entzückendes Gesicht. Als das Ufer des von riesigen Felswänden umthürmten Sees erreicht war und die ganze Gesellschaft von Wagen und Rossen niederstieg, da gab es ein allgemeines Begrüßen; während der Oberst und sein Sohn als Leiter der Partie dafür sorgten, ein Schiff auszuwählen, mischte sich die Gesellschaft, und jetzt näherte Siegmund sich Margarita. Als er sie ansprach, empfand er sofort eine leise Veränderung in ihrem Wesen, etwas Befangenes, Unfreies, doch fühlte er deutlich, daß darin kein Abwenden lag. Es schien nur, als sei ein neuer Zug in ihr Gesicht getreten, ein sinnender, träumerischer Zug, der besonders merklich ward, wenn die Lider ihren warmen Blick verhüllten.

Das Schiff war bald mit Ruderern bemannt und zur Abfahrt bereit, ein geräumiges, von hohem Baldachin zum Schutz gegen die Sonne überdachtes Fahrzeug, das die ganze Gesellschaft bequem aufnahm.

Die Fahrt dauerte lange. Es war feierlich still auf dem smaragdgrün schillernden See; nur ein einziges Boot begegnete den fröhlich Fahrenden; es glitt seeabwärts, nur von wenigen Personen besetzt; so dicht fuhr es vorüber, daß sich vom Schiffe aus die Züge der darin Sitzenden deutlich unterscheiden ließen.

„Wenn nun da drüben Einer wäre, und bei uns Eine, die eigentlich zusammengehörten," phantasirte eine junge Frau, „und Die führen hier so an einander vorbei, nachdem ihr Schicksal sie getrennt — wie müßte Denen jetzt zu Muthe sein?"

Die leichthin gesprochenen Worte trafen Siegmund mitten in das Herz hinein und löschten all seine Freude plötzlich aus. Er wendete unwillkürlich den Kopf und sah Margarita an, die schräg vor ihm saß; viel hätte er darum gegeben, jetzt ihren Augen zu begegnen; ihr Gesicht neigte sich aber dem Wasser zu, in dem ihre Hand spielte.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

In der „Garderobe" der fahrenden Künstler. (Mit Abbildung, S. 689.) Sie wandelt und begräbt alles, die unerbittliche Cultur. Ja sie richtet selbst charakteristische Menschentypen, die sich Jahrhunderte lang im Kampfe um's Dasein erhielten, unbarmherzig zu Grunde. Wir hatten schon oft die Gelegenheit, unsern Lesern originelle Repräsentanten gewisser Erwerbszweige in Bild und Wort vorzuführen, die früher wie Sand am Meere unter den Völkern der Erde verbreitet waren, heute aber nur in entlegenen, von der Cultur noch nicht aufgesuchten Erdwinkeln ihr kümmerliches Dasein fristen und gewissermaßen als Ruinen einer längst verschollenen Zeit in das Jahrhundert des Dampfes und der Elektricität hineinragen. Solche auf den Aussterbe-Etat gesetzte Menschentypen sind die Meister der ehrbaren Zünfte der Kesselflicker, Rastelbinder und Herrgottsschnitzer, die wir jüngsthin in Wort und Bild zur Anschauung brachten, und auch Goldmann's „alter Gelehrter" (vergl. Nr. 38) gehört gewissermaßen zu dieser Kategorie.

Heute kommen wir wieder mit einem solchen Stück Herrlichkeit aus der guten alten Zeit, da wir den Leser in die Garderobe einer fahrenden Künstlertruppe, hinter die Coulissen eines vom luftigen Himmelszelt überdachten Volkstheaters führen. Die Zeit ist noch nicht so weit entlegen, in welcher die Märkte und Plätze unserer Städte und Städtchen zu jeder Messe und zu jedem Jahrmarkte oder Ablaßfeste durch die Buden der Kasperletheater, der Magier, Zauberer, Seiltänzer und anderer Komödianten ihre eigenartige Ausstattung erhielten.

Jetzt freilich werden diese Schaubuden immer seltener; denn das Volk von heute ist anspruchsvoller geworden in der Wahl seiner Genüsse und findet bei zunehmender Bildung an besserem Theater Gefallen, die Polizei aber sitzt dem vagabondirenden Künstler hart auf dem Nacken. Nun, wir brauchen uns wahrlich darob nicht zu grämen. Ein Blick hinter die Coulissen dieser Bretterwelt genügt vollständig, um uns zu belehren, welchen Jammer dieser elende Flitterkram nothdürftig dem Auge der Außenwelt verbirgt. — Meister Knaus hat es verstanden, ein Bild des bunten Lebens fahrender Künstler vor unseren Augen zu entrollen und neben den matten Lichtseiten die tiefen Schatten desselben zu markiren. Wir lachen beim ersten Anblicke des Bildes, lachen über den zerstreuten Flitterkram und den alten Bajazzo, der die Pflichten einer Kinderfrau erfüllt, aber schon nach kurzer Betrachtung der Scenerie weicht der Humor dem Ernst, und die tiefe sittliche Verkommenheit drängt sich auf, welche an solchen Stätten der „Kunst" ihre beste Pflanzstätte findet.

Ludwig Knaus ist aber bekanntlich nicht allein in der Genremalerei ein vollendeter Meister; er zeichnet sich auch im Portraitfache in hervorragender Weise aus. Wir hoffen bald Gelegenheit zu finden, unsere Leser mit den genialen Schöpfungen des Meisters auch nach der letztgenannten Richtung hin bekannt zu machen.

Kleiner Briefkasten.

Präsident H. Wozu ein „Fechtclub" mit „Paradeschläger, Fecht-Paradestulp und Couleursmütze"! Eines ziemt sich nicht für Alle. Sie sind junge Kaufleute — da werden Sie am Besten thun, zur Kräftigung ihrer Gesundheit einem der bewährten Turnvereine ihrer Stadt beizutreten.

B. u. Z. in M. Durch die Benda'sche Verlagshandlung in Lausanne.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 42. 1881.



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von **Ernst Keil** 1853.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Das Krüppelchen.

Erzählung von **Karl Theodor Schultz**.

(Schluß.)

„Da thue ich, als ging' es nach Brasilien, und es sind nur drei Meilen," sagte Frau Förster, indem sie im Packen fortfuhr. „Ja, solche Alten!"

Der Sohn, welcher ihre Hand noch festhielt, erwiderte:

„Und meinst Du, mir würde es leicht? Besinne ich mich bei all dem Glück einmal auf das, was gewesen, so werde ich die Empfindung eines — Unrechts nicht los."

„Sprich mir so was nicht!" fiel sie zärtlich ein. „Wenn Du dabei an mich denkst, so habe ich Dir schon neulich gesagt, daß davon keine Rede sein kann. Und selbst Rudi! Nun, da der Hans am Vormittag seine Stunden hat, überhaupt ganz beim Candidaten wohnen soll, bliebe das Kind sehr allein. Du hast keine Zeit für ihn; die junge Frau müßte sich doch auch erst einleben; er ist wirklich bei mir am besten untergebracht. Im Herbst fangen wir mit seinen Stunden an, für die Zukunft aber? Du weißt, auf fünfundzwanzig Jahre hinaus mag ich nicht sorgen. Und nun das Bräutigamsgesicht gemacht! Hier die Falten fort, wieder Dein altes Lachen! Gerade so will ich Dich in Erinnerung behalten. Ach, es sind aber und dürfen ja auch nur Gedanken sein, wie sie beim Abschied kommen und mit ihm gehen! Die Mutti hört dergleichen wohl und denkt sich das Ihrige — Jemand anders dürfte es nicht hören. Unrecht? wenn die Hochzeit schon bestimmt wird! Seid Ihr gestern denn einig geworden?"

„Ja!" versetzte Förster lebhafter. „Diesmal ist mein Wille durchgedrungen: es wird nun doch Anfang April. Ende des Monats würde uns auch für Italien zu spät. Aber Hemmingens lassen es sich nicht nehmen, die Hochzeit auszurichten."

„Im Ganzen ist das ja nur natürlich. Und da braucht hier mit Nichts geeilt zu werden; bis Juli läßt sich Alles bequem einrichten. O, dann ist keine Sorge. Die vier oder fünf Wochen hast Du nun aber zu thun. Wie gut also, daß ich fest war — schon jetzt zu gehen. Es kann wenigstens mit dem Tapeziren angefangen werden. Willst Du wirklich morgen schon sehen, wo wir geblieben sind?"

Er nickte. „Ich bespreche auch gleich alles Nöthige mit dem Baurath."

„Ja, man wird Burgsdorf kaum wiedererkennen," sagte sie wie mit leisem Bedauern.

„Gefallen Dir meine Pläne nicht? Wünschest Du irgend Etwas anders?"

„Nichts, Bernhard," erwiderte sie rasch. „Es ist Alles ja so wohl überlegt und wird sich auch vortrefflich machen. Mein Seufzer galt nur dem Gewesenen: mit Deinem Vater, mit Dir! Ich war sehr glücklich in den alten Räumen. Doch *wir* vergehen ja — welches Recht also hätte unsere Umgebung, fortzubestehen?"

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür; höchst aufgeregt, mit ganz rothen Bäckchen trat Rudi auf die Schwelle und rief mit von Thränen erstickter Stimme: „Jetzt haben sie mein Bettchen genommen."

„Lieber Rudi!" wehrte die Großmutter ab, indem sie erschrocken auf den Sohn sah.

Das Kind, welches den Ausdruck von Tadel in ihrer Betonung empfunden hatte, besann sich auch sofort, was es unterlassen, und sagte, indem es eilig auf den Vater zustapfte: „Guten Morgen, liebes Vaterchen!"

Dieser küßte es ungestüm. „Wo hast Du denn eigentlich immer gesteckt?"

Rudi sah die Großmutter an, dann den Vater — wischte sich dabei die Tropfen aus den Augen und erwiderte nun energisch: „Du hast ja wo anders gesteckt. Ich bin blos hier gewesen. Und wenn ich zu Dir kommen wollte, hat mich die Großmutter nicht gelassen. Du hast ja sehr viel zu arbeiten gehabt — ja! Das hat sie immer gesagt. Jetzt komm' aber — sie haben es gewiß schon im Wagen."

Frau Förster wollte mit ihm gehen; er ließ sich jedoch nicht beruhigen und rief schließlich in einer Erregtheit, der man es anhörte, daß die Thränen bereits wieder im Anzuge waren: „Ich will blos heute noch mit meinem lieben Vaterchen gehen."

Sein Vaterchen mußte das rührend finden; denn er willfahrte ihm, und Beide zusammen gingen nun, um zu sehen, wo das Bettchen untergebracht war. Das stand zu Beider Zufriedenheit; Rudi wollte nun aber bei dem Aufladen bleiben, hatte bald in den Zimmern, bald am Wagen sehr Wichtiges zu zeigen, und Förster vermochte es nicht, sich heute von dem Kinde vergeblich um etwas bitten zu lassen. Sie gingen zuletzt auch durch die Ställe; der kleine Landwirth hatte alle möglichen Thiere in sein großes Herz geschlossen, und von allen mußte er Abschied nehmen. Daß sein Vaterchen in solchem wichtigen Augenblicke bei ihm war, schien ganz selbstverständlich.

So wurde es Elf; der Möbelwagen war bereits fort und der elegante Landauer angespannt. Die Aussicht, in seinem Lieblingswagen zu fahren und gar nach der Stadt, bewog dann Rudi freilich, sobald der Landauer heranrollte — jeden Trennungsschmerz vor der Hand unnöthig zu finden. Ganz in derselben

Weise, die Augen fortwährend auf die Pferde gerichtet, gab er Hans, wie Väterchen, wie dem Wirthschaftsfräulein seine Küsse und bettelte nur, rasch in den Wagen gehoben zu werden. Unter fröhlichem Gejauchze des Kindes fuhren sie ab.

Förster sah dem Wagen nach, so lange er ihn sehen konnte. An der Ecke des Gartens wehte ein Taschentuch heraus, bald auch ein kleineres daneben — dann verschwand der Wagen.

In sein Zimmer zurückgekehrt, trieb es Förster noch einmal durch die eben verlassenen Räume. Ueberall stiegen Erinnerungen auf: an die Eltern, an Rudi — an seine verstorbene Frau. Zu dem Bilde der Todten, seiner auch einst geliebten Margarethe, wagte er kaum hinaufzusehen; doch sie hatte darauf ja immer gelächelt, mußte also auch heute lächeln, wo ihr Krüppelchen aus dem Vaterhause gestoßen worden. O, nicht gestoßen — nur das nicht!

Da trat das Wirthschaftsfräulein herein und überreichte ihm einen Brief.

Müde fragte er: „Woher?"

„Aus Barten!" antwortete dieselbe und ging wieder.

Zitternd — warum, wußte er nicht — öffnete er das Couvert, doch nur Rosenblätter fielen ihm entgegen, und er las mit aufleuchtenden Augen die Worte: „Ich bin bei Dir."

6.

Völlig nach Wunsch war der Frühling und ein Theil des Sommers vergangen. Einem glänzenden Polterabend, bei dem die ganze Nachbarschaft erschienen, war eine stillste Hochzeitsfeier mit einer Trauung in der alten Dorfkirche gefolgt, der sich dann nach schlechter, trotzdem aber von Else protegirter Sitte sofort die Hochzeitsreise angeschlossen. Ueber Prag und Wien eilten die Neuvermählten direct nach Italien. Schon von Venedig aber vermochten sie sich kaum zu trennen, noch weniger von Florenz und Rom; so blieben für Neapel nur wenige Tage, da bereits Anfang Juni eine wahrhafte Glühhitze die Reisenden über den Brenner zurücktrieb. Das Innthal mit einigen Seitenthälern und schließlich Partien im Salzkammergut erfrischten geradezu nach all der italienischen Anstrengung, und so langte das junge Paar, von dem Erlebten und Gesehenen tief befriedigt, in der ersten Hälfte des Juli in Burgsdorf an.

Die nächste Zeit verging im freudigen Einleben in die neuen Verhältnisse; später machte man auf Else's Anregung viel Besuche in der Umgegend, empfing die Gegenbesuche und hielt außerdem den regsten Verkehr nach Barten aufrecht. Förster beschränkte Else's Leben nach außen somit in keiner Weise, empfand bei diesem ungewohnten und für seinen Geschmack allzu bewegten Treiben jedoch eine gewisse Leere, die sich mehr und mehr steigerte. Seine hauptsächlichste Erholung wurden Fahrten nach Königsberg, welche er in der Regel bei Morgengrauen antrat, um der Mutter und Rudi so lange wie möglich gehören zu können.

Diese Ausflüge, die sich nach und nach alle vierzehn Tage wiederholten, fanden bei Else keine besondere Befürwortung; nachdem sie aber einmal umsonst gebeten hatte, solche Fahrt einer Partie wegen, die sie an dem Tage unternehmen wollte, aufzugeben, war sie klug und tactvoll genug, nie mehr ein Wort gegen dieselben zu äußern. Doch in ihrem Innern häufte sich allmählich eine Art von Groll auf, der sich über Alles erstreckte, was mit Königsberg zusammenhing; es verletzte sie geradezu, niemals zur Mitfahrt aufgefordert zu werden, obgleich sie bei anderer Stimmung dafür wieder dankbar war, da sie bei ihrer Heimkehr Rudi gegenüber noch die gleiche unangenehme Empfindung gehabt hatte, obwohl das Kind ihr viel weniger launenhaft erschienen war. Selbst einmal um Mitnahme zu bitten, hätte Else's Stolz nicht zugelassen, obgleich sie ahnen mußte, welche Freude sie damit bereitet hätte. Vielleicht wurde eine solche Bitte längst erwartet, und nur um dieses steten Umsonst willen ließen die Fahrten oft einen wenn auch vorübergehenden, so doch sehr nachdenklichen Ernst bei Förster zurück.

Weihnachten kam heran, mit ihm die Erfüllung eines süßen Hoffens; nun wurde der laute Verkehr von selbst eingeschränkt, und die Gatten gehörten sich beinahe allein. Förster hatte aus zärtlicher Sorge für Else die regelmäßigen Fahrten zu den Seinigen unterbrochen und schien nur täglich auf Neues zu sinnen, was er ihr zu Liebe oder zur Erleichterung thun könnte. Und so durfte er denn auch in der Mitte des Januar den Verwandtenkreis wie die theilnehmende Umgegend mit der „frohen Botschaft" überraschen: ein neuer Sproß!

Der momentan jüngste Sproß des Hauses concentrirte, wie das ja so zu sein pflegt, bald alle Gedanken und Sorgen — man konnte hier dreist behaupten, des ganzen Rittergutes Burgsdorf — auf seine erlauchte Person. Die junge Mutter, kaum ein wenig erholt, nahm die Hauptpflege des kleinen Herrn in die Hand und war darum am Tauftage ihres Karl, wie er nach seinem Pathen Hemmingen genannt wurde, der Gegenstand eines wahrhaften Cultus.

Besonders schwer wurde Else dabei die Erfüllung ihrer Pflichten nicht gemacht: der kleine Karl war in dem weißen Mäntelchen und der weißen Mütze das lieblichste Kind auf Erden, sobald er nicht schrie. Große, braune, glänzende Augen, dunkle Seidenhaare, ein Mäulchen, klein wie ein Pfennig, das süß lachen und noch süßer krahlen konnte, Grübchen im Kinn, rosige Hände und stets zappelnde Beinchen — das war Role oder der Burrgemeister mit doppeltem, schnarrenden „r", wie ihn der Pathe seiner behaglichen Fülle wegen zu nennen pflegte.

Else hatte die liebende Sorge ihres Gatten, dieses unablässige Wachen über sie mit heißer Befriedigung hingenommen: Das, wovon sie unharmonisch oder weh berührt worden, schien ihr nun ausgelöscht. Sie nahm sich auch vor, späterhin allen zu regen Verkehr nach außen hin einzustellen, um sich ihrem Gatten, dessen Mißbehagen daran sie wohl empfunden hatte, recht dankbar zu beweisen. An der Wiege ihres Kindes dämmerte nach und nach etwas herauf, das sich wie ein Begreifen dessen ausnahm, was — Pflicht heißt. Das hatte ihr aber bisher vollständig gefehlt, da sie bis heute stets nur aus Eigenwillen, nicht aus dem Gefühle des Rechtes zu handeln pflegte.

In jeder Lage hielten die guten Vorsätze übrigens noch nicht Stand. Als eines Tages, wo Förster wieder von des Morgens an in Königsberg bei Mutter und Kind war, Role plötzlich vom Keuchhusten befallen wurde, der bereits einmal so gefährlich aufgetreten, und sich der Schlüssel zur Hausapotheke nirgends finden ließ — kämpfte sie einen harten Kampf. Sie tadelte den Gatten schwer; er gehörte jetzt einmal zu ihr, zu dem Kinde, nicht immer zu den Anderen: sterben konnte ihr Kind daran.

Erst spät in der Nacht, wie gewöhnlich, kehrte Förster heim. Else hatte sich gleich von Barten das nöthige Medicament holen lassen, und der Kleine schlief nun unter den Augen der Mutter sanft und ruhig. Als sie den Wagen kommen hörte, trat sie in das Wohnzimmer. Gespannt sah ihr Förster in die Augen und fragte, ihre Hand ergreifend:

„Es ist doch Nichts vorgefallen?"

Sie entzog ihm die Hand, während sie mit mühsam unterdrückter Erregung antwortete:

„Der Keuchhusten war wieder im Anzuge."

„Laß mich sehen —"

„Nein!" wehrte Else, indem sie sich vor die Thür zu ihrem Schlafzimmer stellte, „er schläft jetzt. — Und das Säftchen mußte ich mir aus Barten holen lassen. Du hattest natürlich in Deinem Eifer, wenn es nach Königsberg geht, den Schlüssel zur Apotheke bei Dir behalten. Was bedeuten wir auch —"

„Ich habe den Schlüssel nicht," unterbrach sie Förster, ging aber nach seinem Zimmer und öffnete ein Fach des Schreibtisches. Da lag der Schlüssel. „Verzeihe!" sagte er zurückkehrend. „Wer denkt immer an das Aergste! Seien wir zufrieden, daß es so glücklich vorübergegangen!"

„Wer weiß, ob es das schon ist!"

„Wenn er ruhig schläft?" Er war an den Sessel getreten, in welchen sie sich geworfen hatte, und versuchte ihren Blicken zu begegnen. Sie wandte sich ab und versetzte schroff:

„Wenn Du wüßtest, was Einem für Gedanken kommen, wenn man immer allein mit seinem Kinde bleiben muß!"

„Immer allein?" fragte Förster in ebenfalls schärferem Tone. „Doch," fuhr er sich beherrschend fort, „Du hast heute einen schweren Tag gehabt; ich will nicht um Worte rechten. Ist Etwas für mich angekommen?"

„Die Postsachen liegen in Deinem Zimmer."

Er war schon im Begriffe, dorthin zu gehen, kehrte aber wieder um.

„Du regtest da Etwas an," sagte er mit einer gewissen Hast, „worüber ich mir längst vorgenommen hatte mit Dir zu sprechen.

Wer sich so genau kennt wie wir, fühlt dem Andern natürlich nach, wenn Der mit Diesem oder Jenem nicht einverstanden ist. Ich glaube aber, sobald ich Dich bitte, Deine Wünsche in bestimmte Form zu fassen, wird es Dir zum Bewußtsein kommen — was Du eigentlich verlangst."

„Worauf beziehst Du —"

„Nein, Else! Wir wollen von vornherein ehrlich zu Werke gehen. Du weißt genau, was ich meine — nun sprich Dich aus!"

Eine jähe Blutwelle flog bis in ihre Stirn empor, doch antwortete sie mit nur anfangs gepreßter, bald wieder freier Stimme:

„Kannst Du's mir verdenken, daß ich mich an solchen Tagen wie heute schmerzlich nach Deiner Gegenwart sehne? Und dabei kommst Du gerade von dort immer verstimmt, trübe nach Hause; man wagt dann schon mit Nichts mehr lästig zu fallen. Richtig ist das unbedingt nicht."

„Und das nicht Richtige läge blos an mir?"

Sie schlug die Augen unwillkürlich vor seinem Blicke nieder.

„Ich will zugeben, daß ich vielleicht viel fordere, Du hast mich aber verwöhnt. Auch könnte meine Forderung nichts Anderes beweisen, als —"

Sie stockte.

„Nun?"

Aufspringend rief sie:

„Das möchtest Du hören. Doch warum auch nicht? Ich sollte ja ehrlich sein: Es beweist einfach, daß ich Dich viel zu lieb habe."

Sie ging mit raschen Schritten durch's Zimmer.

„Wenn Du mich wirklich so lieb hättest —"

„Was dann?" fragte sie, plötzlich stehen bleibend, in herausfordernder Weise. Förster machte jedoch eine Bewegung der Abwehr.

„Wozu an Unmögliches rühren?" fragte er. „Du hast meinen Wunsch, Bestimmtes zu fordern, noch nicht erfüllt."

Sie schwieg und nahm ihr Gehen wieder auf.

„Du siehst, wie Recht ich hatte. — Darf ich es Dir erleichtern?"

Von Neuem blieb sie stehen und sagte nur:

„Ich bin begierig, was Du mir andichten wirst."

„Ich brauche nichts zu dichten; ich fühle deutlich, daß Du mir die Fahrten zu meinem Kinde, meinem armen Kinde — ich will ein mildes Wort wählen — verdenkst. Und das ist so unrecht. Ich meine, Du dürftest längst wissen, was Du mir bist, habe ich doch nie ein Hehl daraus gemacht. Um so eher müßtest Du die paar Stunden denen gönnen, denen ich einst ganz gehörte. Daß ich in der letzten Zeit öfters hingefahren und ernst zurückgekommen bin? Rudi war recht krank — ich habe Dir nichts davon gesagt, weil Du nicht darnach gefragt hast."

„Er ist nun aber auf dem Wege der Besserung?"

Förster nickte.

„Hättest Du mir gesagt, daß Rudi krank gewesen —"

„So wäre heute allerdings kein bitteres Wort gefallen, darum jedoch Dein Unbehagen über diese Fahrten, das ja lange vorher bestanden hat, nicht aufgehoben worden. Gebietet es aber nicht schon die einfache Pflicht, seine Mutter, sein Kind dann und wann wiederzusehen? Und gar ein Kind, das vor Sehnsucht ganz träumerisch geworden ist! Ich schränke die Besuche nun ja auf's geringste Maß ein. Du wußtest auch, ehe Du mein wurdest, daß ich kein völlig freier Mann war."

„Bernhard!" sagte Else wie beschämt.

„Trotzdem," fuhr dieser fort, „begreife ich Deine Empfindung bis zu einer gewissen Grenze. Ja, wir haben Dich alle verwöhnt; man verwöhnt Dich ja so gern. Wie Du aber bereits eingesehen hast, daß ich neben Dir und dem Vergnügen noch die Leitung unserer großen Wirthschaft in der Hand zu behalten habe, so müßtest Du auch einsehen, daß wir Gefühle, welche die Natur in uns gelegt, niemals los werden können. Ich hoffte sogar, Du würdest es, wenn Du recht darüber dächtest, gar nicht wünschen: eines Menschen, der das vermöchte, wäre ja Niemand sicher. Nicht wahr, Du lässest mir meine Art? Wirst sogar versuchen, mich zu versöhnen?"

Sie sah ihn an.

„Und versuchen, gerade Dein allerfreundlichstes Gesicht zu machen, wenn ich von dort komme? Es wäre mitunter nöthig."

Else schüttelte den Kopf.

„Das verspreche ich noch nicht," sagte sie, „aber ich danke Dir für das immerhin Gute und Liebe, was ich eben gehört habe. Fahre nur — ich will mich nun schon gewöhnen. Und das ist nicht schwer, wenn man glauben darf, nicht vergessen zu —"

Sie brach ab und horchte. Ihr eben noch lächelndes Gesicht bekam einen Zug der Sorge; nach der Thür des Schlafzimmers eilend, rief sie angstvoll:

„Hörst Du den Husten?"

Der Anfall war jedoch vorüber, als nun auch Förster an die Wiege trat, und bald schlief Role wieder einen gesunden Schlaf. Tiefer Friede war im Burgsdorfer Schlosse.

7.

Einige Tage darauf — Förster war nach einem benachbarten Gute gefahren, um eine Probe lebender Bilder mit anzusehen, die man am silbernen Hochzeitsfeste eines Bruders von Hemmingen stellen wollte — saß Else nach ihrer Gewohnheit vor der Wiege ihres Lieblings und hatte eben die letzten Stiche an einer Stickerei gethan. Leise aufstehend ging sie an ein Fenster, brachte ihre Stickarbeit in's volle Licht und schien mit herzlicher Befriedigung — ihr Gesicht nahm seinen kindlichsten Ausdruck an — prüfend auf die gestickten Mohnblüthen zu sehen, die wohl irgend eine innere Seite eines Notizbuches schmücken sollten. Bald wurden ihre Mienen aber gedankenvoller; sie legte die Stickerei fort und nahm wieder ihren vorigen Platz ein. Ein linder Luftzug strich aus dem geöffneten Fenster bis zu ihr hinüber; sorglich ließ sie noch den jenseitigen Vorhang der Wiege nieder; dann versank sie in ein Halbträumen.

Die ruhigen Athemzüge des Kindes störten sie nicht; ihre Empfindungen wurden immer traumhafter, immer unbestimmter. Zuletzt erfüllte sie nur das Gefühl tiefen Wohlseins, mit weicher Müdigkeit gemischt.

Da stieg auf einmal, mitten aus solchen behaglichen Empfindungen heraus und wie durch den Lufthauch zum Fenster hereingeweht — ein Gedanke in ihr auf, der ihr augenblicklich alles Träumen verscheuchte. Hastig schloß sie das Fenster; der eindringende Erdgeruch, so kräftig er war, wie gern sie ihn sonst gehabt, heute machte er sie frösteln — sonderbar: sie hatte an den Tod denken müssen — plötzlich, sie wußte nicht warum. Solcher Gedanke war selbst in ihrer schweren Stunde nicht gekommen; was wollte der Gedanke jetzt? Sterben! Sterben müssen?

Sie schritt das Zimmer auf und ab, hob den Kopf, als hätte sie sich von Umstrickendem zu befreien, ging rascher, gleichsam ihre Kraft erprobend; dann setzte sie sich mit halbem Auflachen über ihr thörichtes Gebahren von Neuem nieder.

Doch höchstes Lebensgefühl und Tod müssen irgendwie geheimnißvoll zusammen hängen — vielleicht weil sie Zwillingsbrüder sind?

„Thörichter Gedanke!" sagte sie zu sich selbst, und mit unsagbar anmuthiger Bewegung streckte sie die Arme nach dem Kinde aus; ihre Lippen flüsterten Zärtlichkeiten. Nein! hier war sie nöthig, und Gott wäre grausam, könnte er jetzt, nachdem sie die schwere Stunde überwunden, welche ihr dieses Kleinod schenkte, könnte er jetzt noch die Mutter von dem Kinde nehmen. O, der Gedanke, der sich ihrer so sonderbar bemächtigt, hatte nichts weiter gesollt, als ihr einmal recht herzensnahe zu bringen, was sie besaß. Fühlt sich das doch niemals klarer, als wenn ein Fürchten Alles in Frage stellt.

„Gott kann aber grausam sein," dachte sie weiter, „wie viele junge Mütter sterben! Hat nicht vielleicht hier, in demselben Zimmer, auch die andere Mutter an der Wiege gesessen und solche Gedanken gehegt? Und sie mußte sterben."

Eiskalt überlief es Else. Sie entsann sich nicht, gehört zu haben, daß die Kinder in diesem Zimmer geschlafen hätten. Wahrscheinlich aber!

Dämmerung hatte sich unterdessen in die Ecken gelagert — grau und breit, gleichwie voll unheimlichen Behagens; der Wind mußte noch mehr abgenommen haben; denn nur wie Seufzen rann es die Fenster nieder; über den ganzen Raum war etwas Bedrückendes gebreitet; selbst des Kindes Athem schien schwerer zu gehen. Und es wurde kaum besser, als sie nun eine Lampe anzündete und dieselbe so stellte, daß ein matter Schein auf die Züge des Kindes fiel.

Sie vermochte es nicht wie sonst, sich dieses Anblicks zu freuen — immer mußte sie noch an die andere Mutter denken, an die todte Mutter. Sie hatte sie nicht gekannt, bei Doris aber Bilder von ihr gesehen; solche krankhaft zarte Erscheinung — Rudi das ganze Ebenbild! Und wie schwer mochte die Trennung von den Kindern gewesen sein! Was erzählte Doris nicht Alles! — Nicht weniger hatte auch Bernhard gelitten; dennoch waren kaum drei Jahre vergangen, daß er eine Andere in sein Haus geführt, und diese Andere war sie, sie selbst. Stürbe nun auch sie — was dann? „Er bedarf einer Frau," sagte sie sich, „so führte er wohl —? Wenn die Neue aber — des Vaters Sache ist es nicht, für ein Kind zu sorgen — würde die Andere mein Kind lieben, wie ich es geliebt?"

Zu Worten war ihr Denken geworden; sie beugte sich mit ungestümer Bewegung über die Wiege, doch plötzlich zurückschreckend — rang sich ein Name von ihren Lippen; eine kleine bleiche Gestalt stand gleichsam faßbar da und sah mit den großen Augen anklagend zu ihr auf. Hatte denn sie Erbarmen gehabt — sie selbst? Hatte sie nicht das Kind aus dem Vaterhause gestoßen? Warum sollte Die, welche vielleicht nach ihr kam, nicht auch mit ihrem Kinde ebenso thun? Das — das hatten die Gedanken, die Todesgedanken, bedeutet.

„Rächen kann Gott an meinem Kinde, was ich an dem der Todten gesündigt, und das sollte ich wissen, ehe ich gehe, damit ich nicht in Verzweiflung gehe."

Erschöpft lehnte sich Else zurück. Wirr, allzu wirr wurden ihre Gedanken, aber aus dem Wirrsal rang es sich los, wie siegende Klarheit.

„Eines sühnt," sagte sie, „Eines: die Reue!"

Und wie leicht fiel ihr jetzt die Reue! Ist sie denn noch dieselbe, die sie früher gewesen? Erst so kurze Zeit — und so ganz anders ihr Empfinden? Mutterglück — wie läuterst Du die Herzen! — —

Als Förster heimkehrte, schlief Alles schon, selbst Else, welche sonst immer hören mußte, wie es ihm ergangen. So winkte er denn nur in stillem Segnen der geschlossenen Thür ihres Schlafgemachs einen Gruß zu.

8.

Bereits früh am Nachmittage war Förster von Hause aufgebrochen, da er noch einen befreundeten Gutsbesitzer zu dem Hemmingen'schen Feste abzuholen hatte. Umsonst hatte er Else zugeredet, ihn zu begleiten: sie lehnte freundlich dankend ab. Er sollte, meinte sie dagegen, bleiben, so lange es ihm gefiele. Würde es ihr zu spät, dann hörte sie morgen einen um so genaueren Bericht. Damit hatte sie von ihm Abschied genommen.

Kaum war er jedoch eine halbe Stunde fort, so fuhr der Landauer vor; Else schärfte dem Wirthschaftsfräulein noch zum zweiten und dritten Male Warnungen und allerlei Aufträge ein, die sich meistens auf Role bezogen; dann fuhr sie gleichfalls, aber in der Richtung nach Königsberg, ab — nach dem ihr sonst so verhaßten Königsberg.

Der Weg wurde ihr diesmal ein wenig lang: an den Rappen lag das aber nicht, deren Leistung jeden Sportsman befriedigt hätte.

Ehe der Wagen noch vor dem Hause in der Münzstraße hielt, hatte ihn Rudi aus dem Seitenfenster entdeckt und jubelnd Lärm geschlagen. So sah ihn Else denn auch, als sie die Treppe zum zweiten Stock betrat, neben Frau Förster am Treppenabsatz stehen. Mit Verwunderung, ja Schrecken hatte diese die Emporsteigende erkannt, doch Else rief ihr schon von unten zu, daß Alle, Alle wohl wären und sie nur herüber gekommen, sich einmal nach ihrem Ergehen zu erkundigen.

Als die beiden Damen später allein im Salon saßen, mußte wohl auch noch Anderes, weniger Alltägliches zur Sprache gekommen sein; denn Beide wurden mit der Zeit sehr erregt, bis Frau Förster auf Else's Ausruf: „Ich will endlich Bernhard glücklich, ganz glücklich sehen" dieselbe sogar in die Arme schloß.

Hatte Frau Förster so an Else Freude erlebt, so gewann sich Rudi dafür ein großes Stück von Else's Herz. Ihr war gleich bei Rudi's erstem schüchternem Gruße auf's angenehmste die Veränderung aufgefallen, welche mit ihm vorgegangen. Ruhiger, sinniger besonders, blieb jede seiner Aeußerungen, und von dem, was ihr allein noch Sorge gemacht und ihr Vorhaben sehr erschwert hätte — war nicht der kleinste Zug zu finden: Man mußte über sie nur Gutes zu ihm gesprochen haben; denn er hatte sie gleich „Mutter" genannt — wie das klang! O, wenn es Role erst sagen würde! —

Auch Frau Förster hatte Alles, was ihr nach dem Gespräche mit Else nöthig erschienen, in der kürzesten Zeit besorgt oder besorgen lassen, und so konnte der Landauer, von ihren wärmsten Wünschen begleitet, schon gegen Acht wieder das Königsthor der alten Königsstadt passiren.

Vor Mitternacht war Else zu Hause. Ein Stündchen blieb ihr noch zu Anordnungen und stillen, lieblichen Gedanken; dann kam auch Förster heim. Es wunderte ihn natürlich nicht, sie noch wach zu finden; nur schloß er aus ihren glänzenden Augen, daß er etwas Neues über Role erfahren würde.

Sie setzten sich; Förster berichtete dies und das, ohne wie sonst eine besondere Theilnahme dafür zu finden; nur was ihm persönlich begegnet, fand lauteren Widerhall. Endlich war er mit dem Erzählen zu Ende und fragte nun gleich direct:

„Was hat Role denn wieder angegeben? Ich fange ernstlich an zu fürchten, daß er seinen Vater noch ganz verdrängen wird. Ob er da überhaupt sehr zu drängen hätte?"

Else sah ihn ebenfalls lächelnd an, erwiderte aber trotz der scherzhaften Wendung in ernstem Tone:

„Nach meinem Gedenken — sehr!"

„Hat er denn noch immer nicht ‚Vaterchen' gesagt?" fragte Förster und zeigte dabei auf die Thür zum Nebenzimmer, wo Role schlief.

„Du verlangst zu viel. Anderswo habe ich heute freilich ‚Vaterchen' sagen hören."

Da sie Rudi's Stimme nachgeahmt hatte, wurde Förster aufmerksam, fragte jedoch nur zweifelnd: „Anderswo?"

„Gewiß!"

„So wärst Du ausgefahren?"

Sie hob leicht die Achseln.

„Es schien mir," fuhr er sie gespannt ansehend fort, „als sollte das Rudi's Stimme bedeuten — wie wäre das aber möglich?"

„Vielleicht doch!"

„Wie Du grausam scherzen kannst! Und dennoch: ich bin Dir dankbar."

„Wofür?"

„Es war zum ersten Mal, daß Du — wenn auch nur im Scherz, an das Kind dachtest."

„Und wenn nun das eine ganz abscheuliche Unwahrheit wäre?" rief Else in vollem Eifer. „Ja, Du Erzvertheidiger der Wahrheit! Wenn ich nun seit vorgestern, o bereits, seit ich neulich Nachts mit Dir gesprochen, wo ich nichts fühlen und hören mußte, als wie Du an Rudi hängst — wenn ich von da an immerfort an das Kind gedacht hätte?"

„Else!"

„Bernhard, keine Ruhe hat es mir gelassen. Was ich auch dachte und that, ich fand keine Ruhe. Bis in den Tod hat es mich geängstigt. Als Du vorgestern fort warst, saß ich an der Wiege — und mir war so wohl, so unendlich wohl. Da auf einmal wurde mir — ich weiß noch heute nicht, was es war — als sollte ich von Euch gehen. Und nun kamen Gedanken, Bernhard, als hätte plötzlich Alles Stimmen bekommen, was mir von Anfang an im Herzen gelegen, von Anfang an; denn ob Du mir es auch nicht glaubst — ganz, ganz tief innen lag das wohl schon immer: ich empfand das auch. Da schenkte uns Gott — unsern Role. Ach, Keine von uns soll vorher sagen, wie sie ihr Leben sich einrichten will: mit dem ersten Schrei ihres Kindes wird ja doch Alles anders. Auch ich bin keine Ausnahme meines Geschlechts; o mit Stolz, mit wahrem Herzensvergnügen nahm ich auf mich — Du weißt es — was für ihn täglich und stündlich zu thun. Was galt es jetzt, was das Mädchen früher beglückt hatte? Nichts — nichts! Dort in dem kleinen Raum wohnt mir nun Geist und Glück und alle Freude."

Sie waren aufgestanden; Förster zog sie stürmisch an die Brust, vermochte aber vor Erschütterung kein Wort zu sprechen.

„Von dieser Erkenntniß," fuhr sie fort, „konnte der Schritt bis zu Rudi nur klein sein. Sah ich doch, wie schwer Du noch immer an dieser Trennung trugst. Ich sah, daß selbst Deine Mutter, die liebe, gute Mutter, litt — und Alles nur um meinetwillen! So fuhr ich heute nach Königsberg."

„Du —"



Album schöner Frauenköpfe: 1. Junge Patricierin.

Nach dem Oelgemälde von Hermann Schmiechen.

„Ja! ich mußte ihn doch erst wiedersehen! Und wie rührend war Dein Rudi vom ersten Augenblick an! Selbst, daß ich sein Krückchen nicht mehr hörte — warum habt Ihr das nicht längst polstern lassen? Selbst das, o Alles und Jedes rührte mich so, daß ich —" sie machte sich los und winkte ihm, „komm', aber leise — leise!"

Nun öffnete sie die Thür zu ihrem Schlafzimmer, und Förster sah hinter Role's Wiege, an der gegenüberliegenden Wand, ein Bett stehen, das dort vorher nicht gestanden, und darin lag ein Schläfer.

„Nur bis morgen!" flüsterte Else. „Dann, denke ich, zieht er zu Frau Hannisch in's blaue Zimmer."

„Mein Weib! Mein einziges Weib!"

„Es ist ja gar nichts!" lachte und weinte Else. „Ich mußte doch einmal erfahren, daß es auch Pflichten giebt, nicht blos Scherz und Lachen."

Die Glücklichen hatten es nicht bemerkt, wie sich der kleine Mann im Bette aufgerichtet und nun schlaftrunken um sich sah. Plötzlich erkannte er aber den Vater und rief in seinen hellsten Jubeltönen:

„Mein Vaterchen! Mein liebes Vaterchen!"

Das Leuchten lebender Wesen.

Von Carus Sterne.

1. Die Phosphorescenz im Pflanzenreiche.

In dunkler Nacht, wenn Stern und Mond nicht glänzen,
Umquillt phosphorisch Licht den morschen Baum;
Traun, ihn umwallt von seinen todten Lenzen
Ein leuchtender und schöner Grabestraum.

Anastasius Grün.

Zu den die bewegliche Phantasie des Menschen am stärksten erregenden Naturerscheinungen gehört sicherlich auch die Lichtausstrahlung zahlreicher lebender Wesen, deren Erklärung bis vor wenigen Monaten aller Bemühungen der Naturforscher gespottet hat. Man hat früher wohl angenommen, daß die Lichtentwickelung an todtem Fleisch, gesalzenen Seefischen, faulem Holz u. dergl. m. nicht zu derselben Classe von Erscheinungen gehöre, und durch die Verwesung dieser Stoffe, die ja ein langsamer Verbrennungsproceß ist, bedingt werde, ja daß selbst das Meerwasser nur in Folge der Anhäufung verwesender organischer Materie in ihm leuchte. Allein seit längerer Zeit bereits weiß man, daß auch in diesen Fällen stets lebende Organismen, oft der allerniedersten Organisation, die sich bei der Zersetzung einfinden und sie befördern, die unmittelbaren Ursachen der Lichtentwickelung bilden.

Einen der interessantesten Fälle dieser Art beobachtete Dr. Nüësch in Bern vor vier Jahren. Im April 1877 wurde er nämlich durch einen Schreckensruf, der ihm aus der Vorrathskammer entgegentönte, veranlaßt, nachzusehen, was es gäbe, und er fand sein Dienstmädchen erschrocken vor einer Schüssel stehen, in welcher etwa ein Dutzend durchaus nicht übel riechender, frischer Schweinscotelettes so lebhaft in grünlichem Lichte leuchteten, daß die Gesichter der Umstehenden zu erkennen waren, ja daß er die Bewegung des Secundenzeigers an seiner Taschenuhr verfolgen konnte. Das Mikroskop zeigte als Ursache dieser leuchtenden Erscheinung eine Menge kugelförmiger Bakterien, die sich leicht auf anderes rohes Fleisch übertragen ließen und daselbst sich ausbreitende Leuchtflecken bildeten, bis nach einigen Tagen mit eintretender Fäulniß das Licht erlosch.

Der Metzger, aus dessen Laden die Cotelettes geholt worden waren, theilte mit, daß seit mehreren Wochen alle Sorten rohen Fleisches in seinen Verkaufsräumen leuchtend würden, und dieser Spuk dauerte, trotz aller Reinlichkeitsmaßregeln und Desinfectionen, von Ostern bis Pfingsten fort. Aehnliche Erscheinungen sind schon in älterer Zeit öfter beobachtet und zum Grunde abergläubischer Meinungen gemacht worden; auf der Anatomie in Heidelberg sah man auch einmal die menschlichen Leichen leuchten. Auch hatte schon früher Florian Heller bemerkt, daß es sich um einen kleinen lebenden Organismus handele, der mit der Fäulniß selbst nichts zu thun habe und den er Sarcinoma noctiluca nannte. In allen diesen Fällen sah man, daß mit der beginnenden Fäulniß das Leuchten aufhörte, und schon vor mehreren Jahrhunderten hatte Boyle erkannt, daß Flüssigkeiten, welche lebende Organismen tödten, wie z. B. Weingeist, das Leuchten von todtem Fleische oder todten Seefischen sofort auslöschen. Man sieht also, daß das Leuchten hier mit dem Lebensproceß eines mikroskopischen Wesens zusammenhängt, welches so winzig und so einfach organisirt ist, daß die modernen Forscher es als sogenanntes Urwesen (Protist) betrachten, weil sie es weder zu den echten Pflanzen, noch auch zu den niedern Thieren zu stellen wagen.

Sehr viel häufiger beobachtet man gewöhnlich dieselbe Erscheinung an dem morschen Holze abgestorbener Bäume, und der hohe entrindete Stumpf eines solchen mag gar häufig, wie es in einem bekannten Gedichte geschildert wird, furchtsamen Personen als leuchtendes Gespenst erschienen sein und sie in's Bockshorn gejagt haben. Wie mikroskopische Untersuchungen gezeigt haben, handelt es sich hier ebenfalls nicht um das verwesende Holz, sondern um die Fäden eines Pilzes, des sogenannten Byssus phosphoreus, welcher gleich dem in der Unterlage aller Pilze schmarotzenden Nährgewebe (Mycelium) schimmelartig das morsche und feuchte Zellgewebe des Holzes durchwuchert und ihm seinen Nahrungsstoff entzieht. Die Pilze neigen überhaupt in sehr verschiedenen Formen dazu, ein phosphorisches Licht zu verbreiten, und in dumpfigen Brunnen und feuchten Bergwerken sieht man das alte morsche Holz der Zimmerung nicht selten von einem Netz ziemlich derber und fester Pilzstränge bedeckt, die auch, einem Wurzelgeflecht vergleichbar, frei von den Stollen herabhängen und über und über, oder wenigstens an den jüngern Trieben leuchtend, phantastische Vorhänge weben, die diesen unterirdischen Räumen das Ansehen verzauberter Gnomenpaläste geben. In manchen Gegenden, wo dieses Leuchten seltener vorkommt, sah der zu allerlei Aberglauben neigende Bergmann, und diesmal nicht ganz ohne Grund, in diesen Lichterscheinungen geheimnißvolle Warnungszeichen des nahenden Einsturzes der Zimmerung, aber an andern Orten sind sie eine alltägliche Erscheinung, und in einigen feuchtwarmen Gruben bei Pilsen soll der Lichtschimmer zuweilen so stark geworden sein, daß man die Grubenlichter auslöschen und dabei arbeiten, ja sogar grobe Druckschrift lesen konnte. Ueber die Eigenart dieses Rhizomorpha subterranea genannten Pilzes ist man noch nicht völlig im Klaren, und es ist behauptet worden, daß sie nur eine Art unfruchtbarer Wucherungen der sonst zu Feuerschwamm verarbeiteten Baumschwämme seien, wie sie in ähnlicher Weise auch unter der losen Rinde absterbender Bäume vorkommen.

Aber nicht blos in der Unterwelt giebt es derartige, dem bloßen Auge sichtbare Glühpilze, sondern auch, wenigstens in wärmeren Ländern, auf der Oberwelt. Im südlichen Frankreich und in den übrigen Mittelmeerländern findet man im Frühjahr und Spätherbst einen auf den Wurzeln der Oliven und anderer Bäume schmarotzenden, meist Gruppen bildenden, rothgelben Hutpilz (Agaricus olearius), dessen blattreiche Unterseite des Nachts, ohne übrigens einen besonderen Geruch zu verbreiten, lebhaft phosphorescirt und auch die Finger beim Anfassen leuchtend macht.

Solche phosphorescirende Hutpilze scheinen in den meisten warmen Ländern vorzukommen, und mehrere derselben, wie Agaricus igniarius auf Amboina, A. noctilucens auf Manila, A. limpidus auf Java und A. Gardneri in Brasilien, strahlen

ein ganz intensives Licht aus. Natürlich haben diese pflanzlichen Kobolde einen lebhaften Sagenkreis um sich hervorgerufen, und auf sie bezieht sich augenscheinlich, was der alte Aelianus von der Pflanze Aglaophotis erzählt, „die sich am Tage unter den andern verbirgt und durchaus nicht in die Augen fällt, zur Nachtzeit aber sich auszeichnet und wie ein Gestirn strahlt; denn sie ist leuchtend und gleicht dem Feuer. Die Leute stecken deshalb ein Zeichen an der Wurzel ein und entfernen sich; denn wenn sie dies nicht thun würden, könnten sie sich am Tage weder der Farbe erinnern, noch der Gestalt."

Die Einsammlung dieser Pflanze, der man die wunderbarsten Eigenschaften zuschrieb, mußte nach Aelian mit derselben Vorsicht wie bei der berühmten Mandragorawurzel geschehen: man ließ sie durch einen schwarzen Hund, den man mit Fleisch lockte, herausziehen; der Hund starb augenblicklich. Noch abenteuerlicher beschreibt der jüdische Historiker Josephus die Einsammlung derselben Pflanze, die er Baaras nennt und als von Dämonen besessen schildert.

„Sie hat eine flammendrothe Farbe," sagt er, „und schießt des Nachts Strahlen von sich; will man sie nehmen, so ist sie sehr schwer mit der Hand zu fassen, indem sie gleichsam entschlüpft," was Alles nur auf diese schlüpfrigen Leuchtpilze zu passen scheint. In neuerer Zeit wurde dem Orientreisenden Seetzen von einem Augenzeugen über eine ähnliche, „des Nachts im Feuer stehende Pflanze" berichtet, die im Frühjahre bei den alten Libanoncedern wachse und nur eine kurze Dauer haben sollte, da sie alsbald von den Ameisen und Ziegen, deren Zähne sie mit einem goldglänzenden Firniß überziehe, gefressen würde. Die Bewohner der Umgegend trachteten eifrig nach dem Besitze dieser Wunderpflanze, die in dem Rufe steht, auch unechte Metalle, wie die Zähne der Ziegen, in Gold zu verwandeln, und wenn man auch, um der Neugierde Seetzen's zu genügen, ihm ein getrocknetes Exemplar eines andern Gewächses gezeigt zu haben scheint, so dürfte es sich hier doch ebenfalls um einen der auf den Wurzeln der Cedern schmarotzenden, leuchtenden Hutpilze handeln. Man wird an diese kleinen, ebenso schnell aufschießenden wie verschwindenden Gestalten auch durch die Sagen von den brennenden Schätzen und dem leuchtenden Golde erinnert, welches sich für Den, der das rechte Wort nicht weiß, in Koth oder ein Häufchen schwarzer Kohlen verwandeln sollte; denn bekanntlich lösen sich die Pilze nach wenigen Tagen in Schleim auf, der sich in eine schwarze Masse umwandelt.

Auch unter den mikroskopischen Brandpilzen scheint es einige leuchtende Arten zu geben, wenigstens wurde der Reisende und Naturforscher Richard Schomburgk auf die Vermuthung geführt, als er auf seinen Reisen in Britisch Guyana in einer Nacht sein ganzes, aus welken Blättern bereitetes Lager in einem schönen bläulichgrünen Lichte strahlen sah. Unter den Algen giebt es ebenfalls phosphorescirende Arten, und zwar sowohl unter den im Wasser als unter den auf feuchtem Lande vorkommenden Gallertalgen. Die ersteren können wir übergehen, zumal sie bei dem prächtigen Phänomen des Meeresleuchtens den Thieren gegenüber doch nur eine untergeordnete Rolle spielen, die letzteren aber haben eine gewisse Berühmtheit erlangt, da man sie theils für leuchtend herabgefallene Sternschnuppen, theils für das Substrat der Irrlichter gehalten hat.

Der deutsche Naturforscher Chladni, welcher nicht nur die Klangfiguren entdeckt, sondern auch zuerst und unter dem Spotte seiner Zeitgenossen die Natur und den Ursprung der Meteorsteine richtig erklärt hatte, sah im Jahre 1781 während der Dämmerung eines Sommerabends in einem Dresdener Garten viele leuchtende Pünktchen im nassen Grase hüpfen, die sich mit dem Winde bewegten und an den Wagenrädern festklebten, aber schließlich als kleine gallertartige Massen, dem Froschlaich oder gekochtem Sago ähnlich, sich auswiesen, sodaß man versucht wird, dabei an eine bekannte Gallertalge, den sogenannten Rostoc, zu denken.

Diese Beobachtung, der eine ähnliche des englischen Theosophen Robertson Fludd († 1637) zur Seite steht, hatte Goethe im Auge, als er im Faust die Verse schrieb:

„Irrlichter fort! Du leuchte noch so stark,
Du bist gehascht, ein ekler Gallertquark.
Was flatterst du, willst du mich packen?
Es klebt wie Pech und Schwefel mir im Nacken."

Unter den grünen und beblätterten Pflanzen giebt es nur wenige, bei denen ein nächtliches Leuchten wirklich festgestellt worden ist, obwohl nicht wenige von ihnen in dem Rufe Leuchtpflanzen zu sein gestanden haben. So ist z. B. die grüne Keimpflanze eines kleinen zierlichen Mooses, welches hier und da in Deutschland z. B. an Felsen der sächsischen Schweiz und des Thüringer Waldes vorkommt, des Wedelmooses (Schistostega osmundacea), unschuldig in den Ruf gekommen, zu phosphoresciren. Und es ist wahr, wenn man diese zarten grünen Fäden in der Dämmerung oder im Halbdunkel einer Felsenhöhlung betrachtet, so scheinen sie ein prächtiges smaragdgrünes Licht auszustrahlen, dennoch handelt es sich dabei nur um eine Reflexerscheinung, wie bei dem bekannten Leuchten der Thieraugen.

Die Rückwände der Zellen, aus denen diese Fäden bestehen, wirken nämlich wie kleine Hohlspiegel, die das spärliche Licht der Steinklüfte sammeln, und darum meinte der erste Erforscher dieses reizenden Schimmers der Felsspalten, der Botaniker Plaubel, die Pflanze habe sozusagen ihre eigenen Spiegelvorrichtungen, die das Sonnenlicht sammelten und wie Monde der Pflanze zuwürfen, damit sie noch im Halbdunkel gedeihen könne. Er nannte die junge, dem erwachsenen Moose sehr unähnliche Keimpflanze, die er für ein besonderes Gewächs hielt, deshalb auch den Smaragdspiegel (Catoptridium smaragdinum).

Aehnliche Reflexerscheinungen sieht man auch bei anderen Moosen, und eine bekannte Gartenblume, die Mondviole, läßt nach dem Verblühen und Fruchtreifen in den stehenbleibenden Scheidewänden ihrer Schötchen silberglänzende Spiegelchen zurück, die im Mondschein lebhaft schimmern, und in einem Schriftchen des deutschen Naturforschers Conrad Gesner „über die seltenen und bewunderungswürdigen Pflanzen, welche entweder, weil sie bei Nacht leuchten, oder aus anderen Ursachen Mondpflanzen (Lunariae) genannt werden", die Hauptrolle spielen.

Ebenso wenig Anspruch auf den Namen der Phosphorescenz hat eine andere, sehr viel besprochene Erscheinung, welche zuerst von der Tochter des großen Linné, Elisabeth Christine, an einem Juli-Abende 1762 in Upsala beobachtet worden ist. Linné berichtete in den „Schwedischen Jahrbüchern der Wissenschaften", daß seine Tochter und darauf auch er selbst an den Blüthen der Kapuzinerkresse (Tropaeolum), jener in den gewöhnlichsten Bauergärten verbreiteten Zierpflanze, eine eigenthümliche Lichterscheinung wahrgenommen habe, die er nicht zu erklären wage und die vielleicht von dem Wiederschein eines unsichtbaren Nordlichtes an der feuerfarbenen Blume herrühren möchte. „Das Leuchten," sagt er, „besteht in einem so schnellen Aufblitzen eines Scheines, daß er nicht flüchtiger gedacht werden konnte." Denselben bläulichen Schein haben zahlreiche andere Beobachter später in der Dämmerung auch an den Blumen der Feuerlilie, Sonnenblume, Ringel- und Studentenblume, sowie des orientalischen Mohnes bemerkt, kurz an lauter Blumen von lebhaft gelber, orange- und feuerrother Farbe. Die botanische Verschiedenheit der hier in Betracht kommenden Blumen genügt schon, um die von Goethe und anderen Naturbeobachtern ausgesprochene Vermuthung zu unterstützen, daß es sich hier nur um das bläuliche Nachbild dieser Blumen handeln möchte, welches in der Nähe derselben auftaucht, sobald man das Auge wendet, ebenso wie man überall grüne und violette Nachbilder der untergehenden Sonne erblickt, wenn man dieselbe einen Augenblick betrachtet hat. Der Umstand, daß man jenes Leuchten nur in der Dämmerung (und nicht bei Nacht) und nur bei Blumen von der bekanntlich sehr energisch auf die Netzhaut wirkenden orangegelben Farbe erblickt, unterstützt obige Vermuthung in jeder Beziehung.

Im Uebrigen ist zu wiederholten Malen auch zweifellose Phosphorescenz bei höheren Pflanzen beobachtet worden, so von K. von Szyts, der die Blätter der Kermespflanze (Phytolacca) des Nachts beobachtete, wie sie bald in gelblich, bald in bläulich grünem Lichte schimmerten, und durch den berühmten Reisenden von Martius, der in Brasilien eines Abends den Milchsaft einer darnach Euphorbia phosphorea getauften Wolfsmilchart in dem Augenblicke leuchten sah, wo er beim Abbrechen eines Zweiges aus der Wunde trat. Die Luft war gewitterhaft und das Thermometer zeigte 20 Grad Réaumur, nachher, als es auf 16 Grad gesunken war, hörte das Leuchten auf, und wurde auch in der Folge nicht wieder beobachtet.

Ueber die Ursache des Leuchtens der niederen Gewächse sind eine große Anzahl von Untersuchungen angestellt worden, die den verschiedensten Forschern ziemlich übereinstimmende Resultate ergeben haben. Das Leuchten aller dieser Lebewesen wird von Feuchtigkeit und Wärme begünstigt und erfordert vor Allem den Zutritt von Sauerstoff oder atmosphärischer Luft. Im stark luftverdünnten Raume leuchten alle diese Pflanzen schwach, dagegen stärker in reinem Sauerstoff oder in verdichteter Luft. In Wasserstoff-, Stickstoff- oder Kohlensäuregas hört das Leuchten auf. Besonders interessant sind die Versuche, die Bischof mit den Rhizomorphen und Fabre mit dem südeuropäischen leuchtenden Hutpilz angestellt haben. Sie schlossen lebende und mit genügender Feuchtigkeit versehene Exemplare luftdicht in Glasgefäßen ein und beobachteten ihr Verhalten und ihre Ausscheidungen. Bischof sah hierbei die weißen Triebspitzen der Rhizomorphen neun Tage lang weiterleuchten, und als er nach dem Aufhören des Leuchtens die Luft des Gefäßes untersuchte, fand er den gesammten Sauerstoff derselben verzehrt und in Kohlensäure verwandelt. Fabre beobachtete obendrein, daß der leuchtende Hutpilz der Oelbäume während des Leuchtens bei weitem mehr Kohlensäure erzeugt, als wenn er zu leuchten aufgehört hat.

Da leuchtendes Holz, leuchtendes Fleisch &c. sich ganz ähnlich verhalten, so kam man zu dem sehr einfachen Schlusse, daß allen diesen verschiedenartigen Leuchtprocessen ein dem Leuchten des Phosphors entsprechender Vorgang zu Grunde liegen müßte, nämlich die langsame Verbindung eines bestimmten organischen Körpers mit dem Sauerstoff der Luft. Daß diese Substanz nicht mit dem Phosphor einerlei ist, ergaben die in beiden Fällen verschiedenartigen Oxydationsproducte, die beim Phosphor aus phosphoriger Säure, bei den leuchtenden Pflanzen aus Kohlensäure bestehen. Es ist also klar, daß durch den Lebensproceß der Pflanze unter Umständen eine kohlenstoffhaltige Substanz gebildet wird, die sich unter Lichtentwickelung langsam mit dem Sauerstoff verbindet und darum ebenso wie der leuchtende Phosphor keine fühlbare Wärme spüren läßt. Im Gesammtverhältniß mag jedoch bei dieser langsamen Verbrennung ebenso viel Wärme frei werden, wie bei der mit Flamme verbundenen stürmischen Verbrennung, aber dasselbe Stückchen Phosphor, welches entzündet unter bedeutender Wärmeentwickelung in wenigen Secunden verbrennt, würde Wochen und Monate gebrauchen, um sich unter bloßer Phosphorescenz zu oxydiren; die in jedem Augenblick bei dieser langsamen Verbrennung frei werdende Wärme ist daher zu gering, um empfunden zu werden, und gleicht sich im Entstehen schon wieder mit der Temperatur der umgebenden Körper aus.

Wie wir im folgenden Artikel genauer sehen werden, bestehen noch andere bedeutsame Aehnlichkeiten zwischen dem Leuchten des Phosphors und dem der organischen Körper, aber die sich früh aus diesem Vergleich der beiden Vorgänge aufdrängende Erkenntniß der wahren Ursachen der Phosphorescenz lebender Wesen wurde durch das von vorgefaßten Meinungen ausgehende Studium der Leuchtthiere eher gehemmt als gefördert.

Bilder aus dem Stillen Ocean.

1. Kriegsführung auf den Marshall-Inseln.

Für die „Gartenlaube“ mitgetheilt von Dr. O. Finsch (Bremen).

Dem geist- und gemüthvollen Verfasser des weltberühmten „Peter Schlemihl“, Adelbert von Chamisso, haben wir die ersten ausführlicheren Nachrichten über die Bewohner der Marshall-Inseln zu verdanken, die er bei Gelegenheit der denkwürdigen Weltfahrt der russischen Corvette „Rurik“ (1815 bis 1818) auf kurze Zeit kennen lernte. Voll aufrichtiger Theilnahme für die braunen Naturkinder und mit wahrer Liebe für sie erfüllt, entwarf er von seinen neuen Freunden so günstige Schilderungen, daß diese seitdem fast zu den am besten beleumundeten Völkern der ganzen Südsee gehören. Hätte Chamisso so viele Monate wie Wochen unter den Eingeborenen weilen können, so wäre sein Urtheil ohne Zweifel in vielen Stücken ganz anders ausgefallen; denn dann würde der dem Dichter angeborene Idealismus doch in mancher Hinsicht einer auf genauere Kenntniß basirenden gründlicheren Anschauung gewichen sein.

Außerdem waren die kindliche Natur Chamisso's und seine ausgesprochene Philanthropie bemüht, wenn auch nicht gerade die Schattenseiten des von ihm Geschauten zu verbergen, so doch das Gute an denselben möglichst in den Vordergrund zu stellen. Freilich mögen vor mehr als sechszig Jahren die Verhältnisse in den Marshalls ganz anders als heutigen Tags gewesen sein. Das große Schiff mit seinen damals auf diesen Inseln kaum bekannten Feuerwaffen erregte Furcht unter den Eingeborenen, obschon die Fremdlinge in der Ausführung ihrer philanthropischen Mission nur Gutes thaten und ihnen zuerst unschätzbare Dinge, wie Eisen und eiserne Geräthe, großmüthig überließen, sowie sie mit neuen Culturgewächsen und Hausthieren beschenkten. Von letzteren Gaben hat sich keine auf den Inseln eingebürgert, hauptsächlich aus dem Grunde, weil die Eingeborenen den Werth derselben nicht zu verstehen vermochten. Der zuerst im Verkehr mit Walfischfahrern angebahnte Handel hat auch diese Insulaner mit allerlei bis dahin unbekannten Waaren versehen, und später, etwa seit fünfundzwanzig Jahren, verstärkte und befestigte die Mission auf einigen Inseln den Einfluß der Weißen, ja wußte sich nicht selten eine gewisse Machtstellung zu erringen, die indeß meist nur von kurzer Dauer blieb. Sie lehrte die Insulaner nicht nur eine neue Weltordnung, sondern bemühte sich selbstredend auch, ihnen praktische Fertigkeiten beizubringen; die Mission spendete die Segnungen des Christenthums nicht umsonst, sondern verstand es sehr wohl die Kirchenmitglieder tributpflichtig zu machen, um sowohl die Kirche zu bereichern, wie gegen Waaren entsprechende Tauschartikel zu empfangen.

Dadurch gerieth die Mission, wie leicht begreiflich, nicht selten mit dem Kaufmann von Beruf in Conflict, und aus dieser Ursache entspringen so viele Anklagen, welche beide Parteien, nicht immer ohne Grund, gegen einander erheben. Wir wollen auf dieses ohnehin unliebsame Capitel hier nicht eingehen, so sehr dasselbe auch einer objectiven Darstellung bedürftig ist. Ein Vergleich der Marshall-Insulaner von damals, d. h. von den Zeiten Chamisso's, und heute erscheint dagegen nicht uninteressant. Da drängt sich uns zunächst die Frage auf: Haben diese Menschen, welche uns Chamisso fast durchgehends als gute schildert, wirklich, wie die Einen wissen wollen, durch civilisatorische Einmischungen der weißen Rasse geistig und sittlich gewonnen oder sind sie, wie Andere behaupten, durch den Einfluß weißer Trader (Händler), die ihnen den Schnaps und den Tabak brachten, moralisch verderbt und physisch entnervt worden?

Nach meinen Erfahrungen ist weder das Eine noch das Andere der Fall. Wie es bei der Einförmigkeit der Natur und dem Charakter der einsamen Koralleninseln nicht wohl anders zu erwarten ist, gehören die Marshallaner, wie alle Bewohner von Atollen (Ring- oder Laguneninseln) nicht einer geistig hoch veranlagten Menschenrasse an, und schon aus diesem Grunde wird ihre Entwickelung stets an einer gewissen engezogenen Grenze stehen bleiben. Gegenwärtig sind die Marshallaner noch weit davon entfernt dieselbe erreicht zu haben; denn thatsächlich läuft ihre ganze jetzige Civilisation wie ihr Christenthum auf Aeußerlichkeiten hinaus.

Wie die harmlosen, von Gesang und Trommel begleiteten mimischen Volksbelustigungen, unrichtig wohl Tänze genannt, von den Missionären verpönt wurden, so fielen auch das lange, schöne, schwarze Haar und zum Theil die eingeborene Tracht dem Missionseifer zum Opfer. Dadurch erreichte man allerdings, daß Bekehrte an ihrer europäischen Kleidung zu erkennen sind, und so entstanden die sogenannten „Callicochristen“, wie sie ein Missionsbericht zuerst als solche bezeichnet. Freilich sind dieselben zum Theil sehr regelmäßige Kirchengänger, aber auch bei den eifrigsten kann von einem tieferen Verständniß der Wahrheiten und der Moral des Christenthums nicht die Rede sein; denn ihre ganze Kenntniß beruht auf einigen auswendig gelernten Hymnen und Psalmenversen, und nur

ein sehr geringer Procentsatz hat es weiter gebracht, als mühsam den eigenen Namen zu kritzeln.

Fassen wir Alles zusammen, so beschränkt sich das, was die heutige Civilisation den Bewohnern der Marshallsinseln gebracht hat, abgesehen von der dürftigen Kleidung auf einige nützliche eiserne Geräthe, unter denen Messer, Beile, Nähnadeln, Fischhaken, Kochtöpfe, Kisten und Kasten die wichtigsten sind, und auf eine Menge Tand, wie Glasperlen, Bänder, Haaröl, Fingerringe 2c., außerdem auf allerlei Schuß- und Hiebwaffen. Unter den Genußmitteln nehmen Reis und Hartbrod die Hauptstelle ein, wozu hier und da noch Salzfleisch und vielleicht einige Conserven kommen, ganz besonders aber Getränke, unter denen namentlich Bier beliebt ist. Da aber die Flasche Bier 2 Mark kostet, so verbietet sich der häufigere Genuß desselben von selbst, und der Eingeborene greift, wie fast alle Weißen, zu dem landesüblichen Getränk: Gin, das billiger und dabei wirkungsvoller ist. Trotzdem läßt sich nicht behaupten, daß Trunksucht unter den Eingeborenen herrsche; man sieht vielmehr nur selten Betrunkene, und in diesem Falle sind es meist nicht die gemeinen Kanaker, sondern die Herren Vorgesetzten.

Wenn durch die Dazwischenkunft der Weißen das Leben der Eingeborenen unleugbar in mancher Beziehung verbessert wurde, so muß dabei doch ausdrücklich bemerkt werden, daß die Letzteren dies keineswegs ihrer eigenen Kraftanstrengung verdanken. Im Bau der Häuser haben sie nur in Ausnahmefällen europäische Verbesserungen angenommen, nur selten sich bemüht, Bananen und andere Nutzpflanzen, welche unter der sorgsamen Pflege des weißen Mannes gedeihen, zu cultiviren, und so bleibt ihnen fast nur das Verdienst, ihre ursprüngliche Geschicklichkeit in Flechtarbeiten auf die Herstellung von Hütten nach europäischer Form übertragen zu haben. Dagegen sind ihnen andere Fertigkeiten abhanden gekommen, wie auch ihre so hoch entwickelte Kunst im Bau von Canoes immer mehr verloren geht und nur noch von alten Leuten gründlich verstanden wird.

Der conservative Zug im Charakter des Marshallaners, wie fast aller Südsee-Insulaner, hat auch die alten Rangordnungen erhalten, und noch heute giebt es in der ganzen Marshallgruppe, sowohl der Natak- als Ralikkette vier Stände, die sich von mütterlicher Seite vererben. Es sind dies die Armidsch-kajur, oder die niedrigste Classe, welche kein Eigenthum besitzt, sondern nur Lehnsdienste verrichtet, die Leotakatak, mit erbberechtigtem Eigenthum, die Burak, größere freie Grundbesitzer, und die Iroidsch oder Häuptlinge. Aus den letzteren wird der Iroidsch-lablab, das heißt der große Häuptling oder sogenannte König, gewählt, von dessen Macht man sich aber keine allzu große Vorstellung machen darf. Wenigstens ist der jetzige Herrscher Kabua, oder „der Oberhäuptling Lebon, der Herr der Ralikkette“, wie er in dem mit der deutschen Regierung abgeschlossenen Vertrage pomphaft genannt wird, ein kläglicher Herrscher. Kabua versteht nur mühsam seinen Namen zu schreiben, kann kaum ein paar Worte englisch sprechen und ist ein indolenter beschränkter Kopf, dessen einzige Gabe in Lüge und Verstellung besteht. Obwohl er nicht Kirchenmitglied ist, hält er es doch mit der Mission und geht, wenn es vortheilhaft für ihn scheint, selbst gelegentlich einmal mit zur Kirche.



Marshall-Insulaner im Krieg.
Nach der Natur für die „Gartenlaube“ gezeichnet von O. Finsch.

Da Kabua nur wenig Land besitzt, so ist er arm und aus diesem Grunde habsüchtig. Von allen und jeden Einnahmen seiner Unterthanen nimmt er den größten Theil für sich, und dies hat ihn vielfach unpopulär gemacht. Sein Einfluß ist daher auch sehr unbedeutend. Nächst Kabua ist Loiak der bedeutendste Häuptling und ein Rival, der an geistiger Begabung Kabua offenbar übertrifft, wenn er auch sonst nicht eben vortheilhaft beleumundet ist. Zwischen beiden Häuptlingen herrschte schon längst Eifersucht, die unerwartet zum Kriege führte.

Wie uns Chamisso lehrt, lagen die Marshallaner schon zur Zeit seines Aufenthaltes auf diesen Inseln mit einander im Kriege. Diese Kriege, obwohl nicht sonderlich verheerend, forderten ohne Zweifel Opfer; denn bei der damaligen Art der Waffen mußte es meist zum Einzelkampf kommen. Die Waffen bestanden in Lanzen, einfachen, circa sieben Fuß langen, zugespitzten Stäben aus Palmholz, die nur ausnahmsweise mit Haifischzähnen besetzt waren, wie dies noch heute in den Gilberts üblich ist, und in Schleudern, das heißt einem breiten Bande aus Cocosfaser, mittelst dessen ein rundes Korallstück geschickt geworfen wurde. Bogen und Pfeile besaßen die Marshallaner, wie fast alle Südseebewohner, nicht. Mit diesen

unvollkommenen Waffen, zu denen später noch durch Tausch erlangte Messer und andere eiserne Geräthe kamen, scheuten sich die Eingeborenen selbst nicht, in einzelnen Fällen Weiße anzugreifen. Diese Zeiten sind nun vorbei; denn wenn die Eingeborenen Weiße auch nicht mehr, wie die ersten, für höhere Wesen, für Götter halten, so haben sie deren Ueberlegenheit doch zur Genüge kennen gelernt und begnügen sich mit Stehlen.

Das Atoll von Jaluit oder Bonham besteht aus achtundfünfzig Inseln, von denen siebenundzwanzig bewohnt sind und zusammen ungefähr 1500 Seelen zählen. Unter diesen Inseln ist Dschabwor (Jabwor) nicht die größte, aber deshalb die mächtigste, weil sich hier die fremden Handelsniederlassungen befinden. Das Dorf besteht aus etwa zwanzig meist elenden Hütten; denn nur Kabua und Loiak bewohnen ziemlich anständige Bretterhäuser.

Am 14. Mai 1880 verbreitete sich plötzlich die Nachricht, Loiak habe sich mit seinen Leuten auf eine andere Insel des Atolls zurückgezogen, rüste hier und werde demnächst Dschabwor mit Krieg überziehen. Wir durften also auf das Schlimmste gefaßt sein, und die Eingeborenen waren in ziemlicher Aufregung. Zugleich erschienen die wohlbekannten Typen der Dorfbewohner äußerlich total verändert; denn Alle hatten die auf Dschabwor ziemlich verbreiteten europäischen Bekleidungsstücke abgelegt und erschienen in der zum Theil phantastischen Nationaltracht, die nackten Körpertheile und das mit Blumen und Federn geschmückte Haar reichlich mit Oel getränkt. Der nationale Aufputz hatte übrigens bei den Meisten europäische Beigabe erhalten, und namentlich durfte rothes Zeug als Kopf- oder kreuzweise Brustbinde zum vollständigen Staate eines Kriegers keinesfalls fehlen. Auch das weibliche Geschlecht hatte die feinsten Matten — eine Art Tücher — herausgesucht. Einige hatten die ihnen im Grunde doch lästigen Jäckchen abgelegt und zeigten sich ebenfalls in Nationaltracht und, nebenbei bemerkt, nicht unvortheilhafter. Kabua bemühte sich zunächst, zum Theil auf Credit „Bu", das heißt Gewehre, zu kaufen, und seine Hülfstruppen von den benachbarten Inseln zusammenzuziehen, über deren Zahl er übrigens so wenig unterrichtet war wie über die seines Gegners.

Schon am andern Morgen konnte er Heerschau abhalten und uns das Schauspiel einer Strandvertheidigung zum Besten geben. Dasselbe bestand im Wesentlichen darin, daß die in zwei Gliedern aufgestellten Krieger unter wüthendem Geheul, Gesten und Augenverdrehen einige Schritte vorrückten, planlos ihre Gewehre abfeuerten und wieder nach Haus gingen. Kabua, mit Säbel und Lanze bewaffnet, begleitet von seinem zwölfjährigen Sohne Lailing, commandirte, wobei ihn seine Hauptfrau kräftigst unterstützte. Nach dieser Waffenübung gaben die Häuptlinge einen sogenannten Tanz zum Besten, das heißt eine jener mimischen Darstellungen, bei welchen die Vortragenden, unter Gesangs- und Trommelbegleitung und in sitzender Stellung, ihre größte Kunst in zitternden Armbewegungen und pagodenhaften Kopfdrehungen mit wildem Augenrollen auszudrücken bemüht sind.

Obwohl Kabua weit besser bewaffnet war als sein Gegner, da seine Truppen meist Hinterlader (Tabatièregewehre) führten, während sein Gegner nur eine geringere Zahl Vorderlader besaß, so unterließ er es doch, zuerst anzugreifen; denn nach Landessitte kommt dies Dem zu, welcher den Krieg erklärte.

Loiak ließ denn auch nicht lange auf sich warten, sondern erschien schon am dritten Tage, dem Pfingstsonntage, mit seiner Flotte, was natürlich große Aufregung hervorrief. Es war ein äußerst malerisches Bild, als zwanzig große, dicht mit Menschen vollgepackte Canoes in langer Reihe aufsegelten oder besser vorübersegelten; denn auch Loiak wagte keinen Angriff, sondern landete am Nordende der Insel Dschabwor. Selbstredend erwartete man jeden Augenblick den Anmarsch des Feindes. Wirklich zeigten sich auch bald darauf in den Büschen unterhalb des Dorfes ein paar verdächtige Gestalten, ohne Zweifel Tirailleure oder Spione, und Kabua gab jetzt das Zeichen zum Angriffe. Eingedenk seiner Würde als Höchster, stellte er sich mit lobenswerther Bravour persönlich an die Spitze; sein treues Volk folgte ihm, und zwar nicht blos die Krieger, sondern Alle ohne Ausnahme; denn nach dem Wehrgesetze in den Marshalls sind im Kriegsfalle höchstens Säuglinge und Schwerkranke frei; alle Uebrigen, vom Knaben bis zum Greise am Stabe und vom kleinsten Mädchen bis zur ältesten Matrone, haben dem Heerbanne Folge zu leisten. Der Aufmarsch dieses buntscheckigen und geschmückten Volksheeres war in der That sehr malerisch und der einzige bemerkenswerthe Moment des ganzen Krieges. Selbstredend marschirten die Tapferen nicht in Colonnen oder Sectionen auf, sondern einzeln in langer Gänsemarschreihe, hier und da Gruppen bildend, in denen Weiber und Mädchen die Mehrzahl waren, wie dieselben überhaupt den überwiegenden Theil des Heeres ausmachten, dessen männlicher Kern, inclusive der Jungen und Krüppel, ungefähr 100 Köpfe betragen mochte.

Kabua selbst war übrigens nicht von einer Leibgarde seiner besten Kämpen umgeben, sondern vier seiner Weiber folgten ihm als Escorte, und erst viel weiter nach rückwärts kamen die Krieger angezogen. Wie in den früheren Kriegen die Frauen ihre Männer begleiteten, so auch jetzt. Nur sind es nicht mehr Schleudersteine, welche sie in Körben nachtragen, sondern Patronen, Pulver, Blei, außerdem Lebensmittel, als Cocosnüsse, Reis, Wasser in Cocosschalen, Gin- und anderen Flaschen, sowie endlich Haaröl und jenes amerikanische Medicament, welches unter dem Namen „painkiller" (Schmerztödter) in der Südsee allgemein bekannt und beliebt ist. Auch für Verwundungen war man somit vorgesehen. Die meisten Männer waren mit Gewehren bewaffnet; einzelne führten außerdem Revolver und Pistolen, aber auch alte längst vergessene Speere und andere Waffen, z. B. Walfischspaten, waren hervorgesucht worden.

Die Krieger folgten ihrem Heerführer übrigens in möglichster Gemächlichkeit; wo man konnte, wurde noch eine Cocosnuß geleert, etwas gegessen, eine Pfeife angezündet oder ein Gespräch geführt, ganz wie sonst. Als Kabua auf dem Kampfplatze anlangte, machte er sich, obwohl noch fast gänzlich allein stehend, doch gefechtsbereit. Wie der erzürnte Löwe vor dem verderblichen Sprunge zum Angriff wild seine Mähne schüttelt und mit dem Schweife rollt, so wedelte er mit den langen Fasern seines crinolinenartigen Grasrockes, fuchtelte unter drohendem Kriegsgeschrei mit seinem Spencerrifle in der Luft umher, um sich bald darauf siegreich rückwärts zu concentriren, wobei ihm seine Tapfern in beschleunigtem Tempo folgten.

Die feindlichen Kundschafter waren inzwischen in's Dorf gedrungen, nicht um zu spioniren, sondern um etwas Pulver und Tabak zu kaufen; sie zogen, unbehelligt von den Kriegern Dschabwors, die dabei zugegen waren, wieder heim in ihr Lager.

Am andern Tage ließ Kabua unterhalb des Dorfes, da, wo die Insel am schmälsten ist, eine Schanze aus Korallsteinen zusammentragen, die allerdings in bewundernswerther Eile beendet wurde und die letzte That in diesem Kriege war. Hier bezogen Wachmannschaften ein kleines Lager und erwarteten ungeduldig, aber kühn den Feind. Die einzige Beschäftigung der Krieger bestand nun darin, zu essen, sich zu putzen und in die Luft zu schießen, wobei keinerlei Unglücksfall vorkam; merkwürdig genug; denn von Handhabung einer Schießwaffe haben die meisten keine Idee.

Selbstredend wagte Loiak diesem heldenmüthigen Auftreten gegenüber keinen Angriff, und als in etlichen Tagen die Cocosnüsse an seinem Lagerplatze aufgegessen waren, ging er mit seinem, übrigens stärkeren, Heere nach einer anderen Insel. Hier wurden nicht allein die ihm nicht gehörenden Naturproducte aufgezehrt, sondern man fing in praktischer Weise auch an, Copra zu schneiden und diese zu verkaufen. So stehen die Sachen heute noch.

Ob es nun wirklich noch zu ernstem Streite kommen wird, ist sehr zu bezweifeln. Vorläufig hat das planlose Schießen sehr nachgelassen; denn mit den Patronen wurde zugleich das Geld verschossen. Beide Häuptlinge wünschen den Frieden, behaupten am Kriege nicht schuld zu sein und antworten, über die Ursache des Streites befragt, mit dem stereotypen „idschadsche" (ich weiß nicht), womit namentlich Kabua seinen Standpunkt sehr richtig bezeichnet, da er in der That zu den „Nichtswissern" von Perfection gehört. Vom humanistischen Standpunkt aus betrachtet, bestätigt der jüngste Krieg auf Jaluit die auch anderorts in Mikronesien gemachte paradox klingende Thatsache, daß seit Einführung von Feuerwaffen in diesen Regionen nur noch unblutige Kriege geführt werden.

Das beifolgende Bild wurde bei Gelegenheit der Besichtigung der „Korallenschanze" nach der Natur von mir aufgenommen. Es führt uns die Marshallkrieger in vollem Staate vor und bedarf des besseren Verständnisses halber einer kurzen Erklärung.

Der kleine corpulente Herr in der Mitte des Bildes, mit der Lanze in der Hand, ist Lebon Kabua selbst. Er hat sich, wie seine Unterthanen, seit Beginn des Krieges der lästigen europäischen Kleidung

entledigt und den landesüblichen „Ihn“ angelegt. Es ist dies ein aus schmalen Streifen einer Kriechpflanze verfertigter, dichter und bauschiger, fast bis zum Knie herabreichender Bastfaserrock, der mittelst eines Gürtels aus Pandanusblatt, dem Kangr, festgehalten wird. Er verleiht dem Träger einen unverhältnißmäßigen Umfang, wie dies namentlich der junge, noch mit einem Kittel versehene Krieger rechts zeigt. Ueber dem Ihn trägt Kabua noch als besondere Zierde ein aus verschiedenen Kleiderresten zusammengenähtes buntes Tuch. Sein lockiges Haupthaar ist von einem schmalen mit weißen Muscheln besetzten Bande festgehalten und mit einigen Federn geschmückt. Die reiche Tätowirung Kabua's, welche in mattblauem Tone sich auf der braunen Haut sehr vortheilhaft abhebt, kommt in vollstem Maße zur Geltung. Neben Kabua links steht sein Feldhauptmann, ein alter würdiger Kanaka, dem schon die durch einen Ring aus Pandanusblatt enorm ausgedehnten Ohren, noch mehr aber der mächtige Kopfputz aus Federn des Fregattvogels ein besonders phantastisches Aussehen verleihen. Die zwei sitzenden Krieger, ebenfalls nur mit dem Ihn bekleidet, zeigen die alte Weise des auf dem Hinterkopfe zu einem Knoten gebundenen Haares. Zwar trägt der junge, auf dem Stumpfe einer Palme sitzende Freiwillige ebenfalls einen Zopf, er stammt aber von einer der nördlichen Inseln der Gruppe, deren Bewohner sich noch ursprünglicher erhalten haben. Die feine aus Pandanusfaser geflochtene Matte, welche er um die Schenkel geschlungen hat, bildet eine sehr gefällige Tracht für diese nackten braunen Gestalten. Ganz links erblickt man zwei Mädchen in dem auf Jaluit am meisten üblichen Costüm, indem nämlich den nationalen Matten für die untere Körperhälfte noch ein Kattunjäckchen nach europäischem Schnitt hinzugefügt wurde. Sie halten die Adscha, die sanduhrförmige, an einer Seite mit Haifischhaut überzogene Trommel, das einzige Musikinstrument der Marshaller, im Arm, nicht um in ähnlicher Weise wie in unseren Kriegen mit derselben zum Kampfe anzufeuern, sondern nur damit den Tanzvorstellungen nicht die Begleitung fehlt. Die zwei holden Damen im Hintergrunde führen uns die eigentliche Nationaltracht dieser Insulanerinnen vor mit der beim weiblichen Geschlecht auf Arme und Schultern beschränkten Tätowirung, welche jetzt, wie die enorme Erweiterung der Ohrläppchen, immer mehr abkommt.

Jaluit (Bonham), Marshall-Inseln, im October 1880.

Resignation.

„Sehnsuchtsschwer, voll süßer Ahnung
Liegt das Herz mir in der Brust;
Möchte schwelgen, möchte schlürfen
Durstig an dem Kelch der Lust.

Einen Kelch voll Feuerlabe
Füllt, o füllt, ihr Mächt'gen, mir!
Was an Wonnen lebt hienieden,
Schenkt es jählings mir — und ihr!

Zage Küsse, blasse Freuden,
O ihr Götter, gebt uns nicht!
Gebt auf einmal alle Leiden,
Allen Schatten, alles Licht!

In der Liebe Tempel trinken
Laßt uns süße Götterlust,
Laßt wie Blitze sie durchzucken
Die entzückte, junge Brust!

Ist die Wonne dann verrauschet,
Komme, was da kommen soll!
Donnernd stürze ein der Tempel,
Noch in Aschen feuervoll!“ — —

Da — wie ich noch brünstig flehe,
Flammt um mich ein magisch Licht,
Und vom Himmel eine Stimme
Also mahnend zu mir spricht:

„Mäß'ge, ruheloses Herze,
Deinen ungestümen Schlag!
Denn dein Loos ist Lust und Schmerzen,
Wie da wechselt Nacht und Tag.

Schwachen, staubgebund'nen Sinnen
Ziemt nicht volles Sonnenlicht;
Nur uns Göttern kann es taugen —
Sterbliche ertragen's nicht.

Dann nur ward dir höchster Adel,
Wenn dich läutert herber Schmerz,
Wenn dich bessert weiser Tadel —
Edles Maß beglückt das Herz.“

E. del Negro.

Die Sieger auf der Hunde-Ausstellung zu Cleve.

Die in reizender Umgebung gelegene einstmalige Hauptstadt des Herzogthums Cleve, die durch die Sage von Lohengrin weitberühmte Dreihügelstadt, ist den Lesern der „Gartenlaube“ aus früheren Jahrgängen (vergl. Jahrgang 1879, S. 586) zur Genüge bekannt. In Cleves Straßen herrschte im Anfang des verflossenen Sommers ein buntes Treiben; man traf emsig Vorbereitungen zu der großen Jagdausstellung (wir werden über dieselbe in einer unserer nächsten Nummern berichten. — D. Red.), welcher eine Hunde-Ausstellung voranging. Das schnaubende Dampfroß brachte aus aller Herren Ländern in das stille Städtchen gar seltene Gäste, nicht etwa in den Coupés erster bis vierter Classe — sie wurden vielmehr in eigenartig eingerichteten Behältern und Transportkasten vorschriftsmäßig unter der Obhut des Bahnpersonals bis Station Cleve befördert und hier von dem Ausstellungscomité in Empfang genommen: Hunde waren es, Hunde aller Rassen von dem klugen, in Gefahr und Noth Hülfe leistenden Sprossen des St. Bernhard herab bis zu der nichtsnutzigen faulen Art der seidenhaarigen Schooßhündchen der Salonwelt.

In unserer ein wenig an Ausstellungswuth leidenden Zeit ist bei dem großen Publicum das Interesse für derartige Fachausstellungen ein ziemlich kühles; wir sind einigermaßen abgestumpft gegenüber dem uns allzu oft gebotenen Genusse des Schauens; denn keine Stadt im deutschen Lande unterläßt es heutzutage, im Laufe von wenigen Jahren eine Industrie-, Gewerbe- oder landwirthschaftliche Ausstellung in ihren Mauern zu beherbergen. Und nicht nur die große Zahl solcher Ausstellungen erschlafft unser Interesse an denselben, sondern es liegt vielfach auch in der Natur dieser Schaustellungen selbst, daß sie uns kalt lassen; denn wer da erwartet, sie müßten immer eine Art von Theater bilden, in dem man Interessantes, Neues, Großartiges zu sehen bekommt, der irrt nur allzu oft. Die blendende Effectwirkung läßt sich aber am allerwenigsten bei den ihrer Natur nach ziemlich monotonen Fachausstellungen erzielen, und daher ist auf ihnen das schaulustige Publicum stets in geringer Menge vertreten.

Aber die hohe Ziffer der Besucher ist keineswegs der richtige Maßstab für die Beurtheilung des Werthes einer Ausstellung, die ernstere Ziele, als die Befriedigung eines verwöhnten Auges zu erstreben hat. Ihre Hauptaufgabe besteht vielmehr darin, ein getreues Bild der Fortschritte unserer culturellen Thätigkeit zu bieten und theils dem anerkannt Guten allgemeinere Verbreitung

zu verschaffen, theils für die Aufstellung neuer Gesichtspunkte sowie die Vertretung bisjetzt unterlassener fortschrittlicher Bahnen anregend und befruchtend zu wirken.

In dieser Beziehung ist nun die Hunde-Ausstellung in Cleve als ein glückliches Unternehmen zu betrachten. Mag man gegen den Hund im Allgemeinen als den Träger verschiedenartiger tödtlicher Krankheiten oder aus irgend welchen anderen Gründen eifern wie man will, man wird trotz alledem zugestehen müssen, daß er uns ein unentbehrliches Hausthier geworden ist. Dabei muß man noch im Auge behalten, daß keines unserer gezähmten Thiere uns nach so verschiedenartigen Richtungen hin ein nimmer müder Helfer und treuer Arbeitsgenosse ist, wie gerade der Hund; benutzen wir das Pferd als Last- und Zugthier, züchten wir Rindviehheerden, um von ihnen Fleisch und Milch zu erhalten, so hilft uns der bei weitem vielseitigere Hund eine lange Reihe von Aufgaben lösen. Er bewacht das Haus des Landmanns und hütet seine Heerde; er findet die Spuren des Wildes und stellt dasselbe dem Jäger; aus den Schneewehen der Bergschluchten und aus den brandenden Wogen der See rettet er die Verunglückten; muthig vertheidigt er seinen Herrn gegen feindlichen Angriff, und selbst die Pflichten eines Kindermädchens werden ihm anvertraut. Im hohen Norden aber zieht er sogar — freilich mißbräuchlicher Weise (vergl. „Gartenlaube" Jahrg. 1879, S. 586) — den Schlitten des Eskimo und in den civilisirten Ländern den kleinen Wagen des Höckerhändlers. Diesen zahlreichen Anforderungen entspricht auch die Fülle der inneren Anlagen und äußeren körperlichen Eigenschaften, die wir an dem Hunde kennen lernen.

Bekanntlich ist aber die Summe dieser Anlagen niemals in einem einzigen Hunde-Individuum vereinigt, sondern dieselben vertheilen sich auf die verschiedenen Hunderassen. Die eine Art ist wachsam; die andere zeichnet sich durch ihren verwegenen Muth aus; diese versteht das Wild aufzuspüren, jene es zu stellen. Die Aufgabe des Hundezüchters ist es nun, die einzelnen Rassen zu erhalten oder sie zu vervollkommnen und dadurch den Werth des Thieres für den Menschen immer höher zu steigern.

Bis vor Kurzem war nur der Jäger sich dieser Aufgabe bewußt, während man im Uebrigen der Hundezucht keine Beachtung schenkte und kluge, werthvolle Rassen durch Kreuzung mit weniger edlen fast gänzlich zu Grunde gehen ließ. Erst in Folge der Anwendung der Darwin'schen Entwickelungstheorie auf die praktische Landwirthschaft wurde auch hier Licht und Klarheit geschaffen, und es bildeten sich bald kynologische Vereine, welche für die Züchtung reiner Hunderassen immer weitere Kreise gewannen.

Als der wirksamste Hebel für diese Bestrebungen sind indessen in erster Linie die Hunde-Ausstellungen zu betrachten, auf welchen die Gebrauchshunde gleichzeitig von den Sachverständigen auf ihre Leistungen geprüft werden.

Die letzte Hunde-Ausstellung zu Cleve, welche dank der Initiative des Comités für die Jagd-Ausstellung in's Leben gerufen wurde, bot in dieser Hinsicht dem Fachmanne ein sehr ausgewähltes und reichhaltiges Material, welches umsomehr zur Belehrung und Klärung der Ansichten dienen konnte, als dieselbe durchweg nur mit vorzüglichen Exemplaren von den Hundezüchtern beschickt wurde.

Die Prüfung und Zusammenstellung der einschlägigen hier erzielten Resultate müssen wir jedoch den Fachblättern überlassen und beschränken uns nur auf die Vorführung einiger Prachtstücke, welchen unter der bellend-knurrenden Menge die Siegerpalme zuerkannt wurde und die der geniale Thiermaler Ludwig Beckmann in seiner gewohnten meisterhaften Weise für die „Gartenlaube" zu zeichnen die Güte hatte.

Zunächst fallen uns in der oberen Gruppe unserer heutigen Abbildung die beiden Gegensätze der Windhundrasse in's Auge, und zwar der rauhhaarige schottische Deerhound, welcher in Schottland zum Hetzen des Edelwildes gebraucht wird, und der seidenhaarige russische Windhund. Nr. 1 ist der „Duncan" des Lieutenant Rüdiger, der, bereits mit zwei ersten und drei zweiten Preisen belohnt, in Cleve ein drittes Blatt in den Kranz seiner Siege einflocht. Nr. 2 stellt den russischen Windhund „Odar" vor, welcher sich im Besitze der Frau Dr. Bodinus befindet. Die dicht daneben stehenden „Mylord" und „Boncoeur" sind zwei würdige Repräsentanten der deutschen Hühnerhunde. Diese ebenso edle wie unseren Verhältnissen angepaßte und brauchbare Hunderasse schien durch die unglückseligen Kreuzungsgelüste mit englischen Vorstehhunden fast verschwunden, und erst den Bestrebungen Ludwig Beckmann's und einiger seiner eifrigen Gesinnungsgenossen, wie des Herrn von der Bosch, Baron Rauch und Anderer, ist es zu danken, daß wir den alten Typus wieder aufgefunden haben; auch die „Neue deutsche Jagdzeitung" hat redlich beigetragen, das Interesse für diesen von unseren Voreltern so gefeierten Stamm von Neuem anzufachen.

„Mylord" (Nr. 3) ist ein langhaariger deutscher Hühnerhund, im Besitze des Herrn Borchers und wurde in Cleve in Folge der erworbenen ersten Preise in die Siegerclasse rangirt. In „Boncoeur" (Nr. 4), aus der Zuchtstation Eberswalde, kurzhaarig, lernen wir einen Sohn der berühmten, vielfach prämiirten Auerbach'schen „Diana" kennen. Dieser schöne Hund, der in Berlin mit dem ersten Preise bedacht worden war, trug hier den Ehrenpreis des Comités davon.

Außer diesen interessanten Typen bringt uns unser oberes Bild noch einen in den betheiligten Kreisen weit und breit berühmten Hund, und zwar in liegender Stellung, zur Anschauung. Es ist „Solo" (Nr. 5), ein Schweißhund, welcher dem königlichen Förster Herrn Bühmann gehört und der, wie im vorigen Jahre in Elberfeld, so auch hier den Ehrenpreis seiner Classe heimbrachte.

Ungleich lebendiger ist das Bild der unteren Gruppe. Alle seine Stammesgenossen überragt hier „Nero" (Nr. 6), eine deutsche Dogge, Tigerdogge des Herrn Wüster jun., welche, ebenfalls bereits in Elberfeld mit einem Ehrenpreise prämiirt, hier die gleiche Anerkennung fand.

Ueber keine Hunderasse sind die Ansichten im Publicum so unklar, wie über die „deutschen Doggen"; man findet heute selbst in guten Lehrbüchern, wie in L. Martin's „Illustrirte Naturgeschichte der Thiere", die Bezeichnung „dänische Dogge"; in Brehm's trefflichem Werke ist sogar die von Ludwig Beckmann gezeichnete „deutsche Dogge" mit dem Namen „dänischer Hund" bezeichnet. Ebenso falsch ist die ziemlich verbreitete Benennung „Ulmer Dogge"; denn in der Kynologie kennen wir nur „deutsche Doggen" und können hier nur einen „leichteren" oder einen „schwereren Schlag" gelten lassen.

Aehnliches gilt von den Alpenhunden (Bernhardiner); die hier herrschende Confusion ist von einem Stuttgarter Hundehändler verursacht worden, der unter dem Namen Leonberger oder Berghunde eine Verbastardirung des Alpenhundes als eigene constante Rasse einführen und an den Mann bringen wollte. Der Künstler hat auf unserer Skizze in Nr. 7 ein den Typus dieser Rasse besonders charakterisirendes Thier, „Geßler", Eigenthum des Prinzen A. zu Solms-Braunfels, dargestellt. „Geßler" ist ein langhaariger Bernhardiner, der in Cleve den dritten Preis erhielt.

Zwei weitere Repräsentanten specifisch deutscher Rassen finden wir ferner in Nr. 9 und 10 unserer Abbildung.

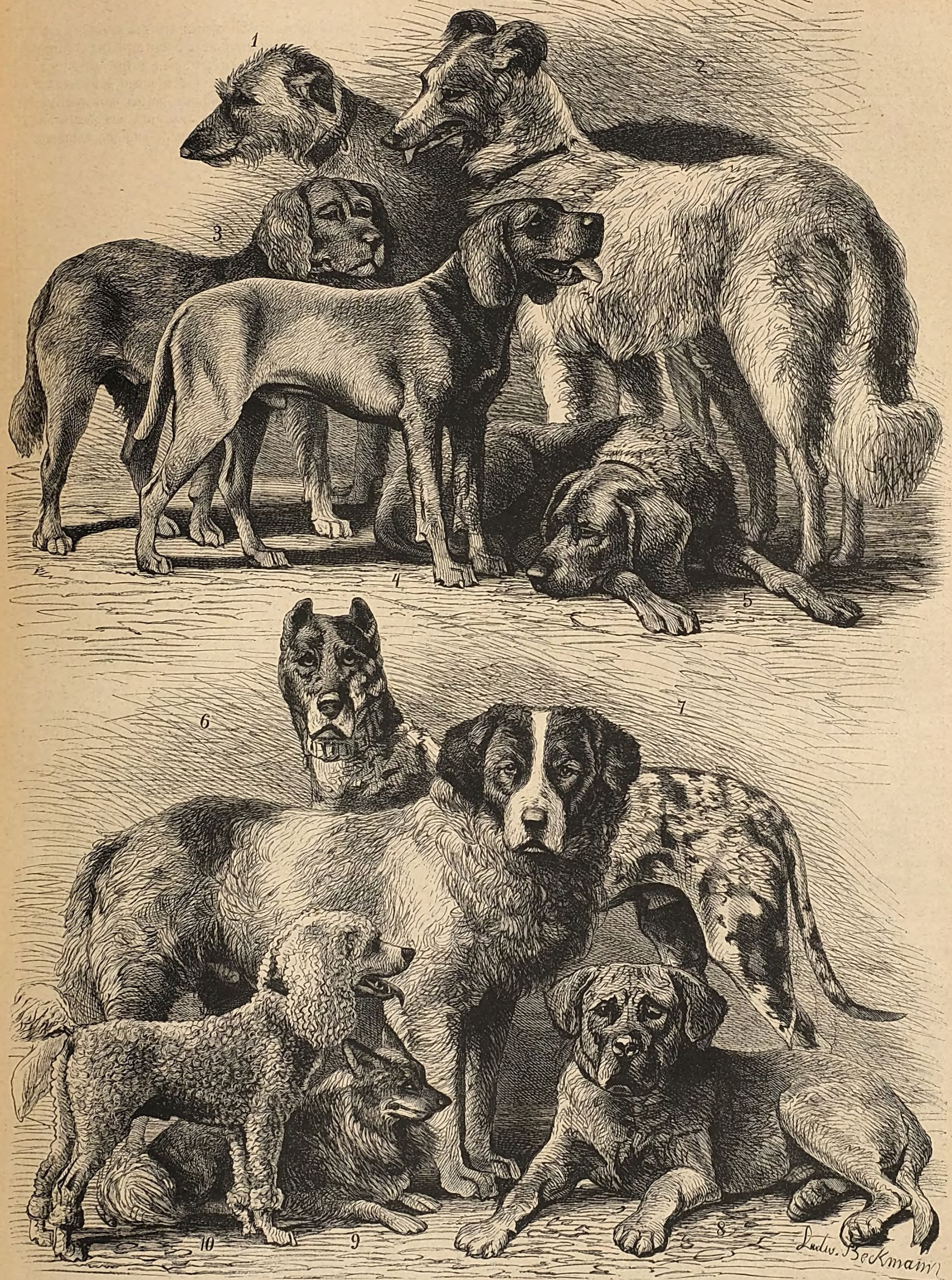
Ersterer, „Mohr" mit Namen, ist ein wolfsgrauer Spitz des Herrn Scheurer, letzterer ein schöner Schnürenpudel, „Solo", im Besitz des Herrn Meschenmoser.

Der echte alte Spitz (Fuhrmannsspitz, Schiffspommer, auch Pommer genannt) war einfach wolfsgrau, an den Läufen und der Unterseite lichter gelblich-grau, und sind von ihm die weißen und schwarzen Spitze als Varietäten ausgegangen. Der echte Spitz ist stets einfarbig, niemals gefleckt, und an Wachsamkeit und Klugheit nimmt er einen hohen Rang unter den Hausthieren ein, aber wie verbreitet diese nützliche Rasse auch früher in Deutschland war, heute droht sie fast gänzlich zu verschwinden, und es bedarf energischer Anstrengungen, um den echten Spitz zu erhalten.

Keine Hunderasse der Welt übertrifft an Klugheit und Fassungsvermögen den Pudel, und wir können es Zoroaster kaum verdenken, wenn er in diesem Thiere den Begriff alles thierisch Edlen und Vollkommenen vereinigt sieht. Wir theilen den Pudel nach seiner Behaarung in den kraushaarigen und den Schnürenpudel. „Solo" gehört zur letzteren Species.

Der einzige Repräsentant Alt-Englands auf unserem Bilde ist schließlich „Prinz" (Nr. 8), der mürrische Mastiff des Herrn Alexander Leymann. Der Mastiff ist nicht zu verwechseln mit der Bulldogge; er gilt für ein wüthendes, bösartiges und ungeselliges Thier, ist jedoch seinem Herrn, sobald er denselben genau kennt, treu ergeben und einer der sichersten Hüter von Haus und Hof. Sein Muth grenzt an Tollkühnheit, und er greift, ohne sich zu besinnen, Alles an, worauf er gehetzt wird.

Es ist nicht unsere Aufgabe, hier auf eine detaillirtere Behandlung der obenerwähnten Rassen einzugehen, wie auch eine



Prämiirte Hunde auf der Hunde-Ausstellung zu Cleve. Originalzeichnung von L. Beckmann.

1. Duncan (schottischer Deerhound). — 2. Odar (russischer Windhund). — 3. Mylord (langhaariger deutscher Hühnerhund, Siegerclasse). — 4. Boncoeur (glatthaariger deutscher Hühnerhund, Ehrenpreis des Comités). — 5. Solo (Schweißhund, Ehrenpreis). — 6. Nero (deutsche Dogge, Tiger, Ehrenpreis). — 7. Geßler (Alpenhund, Bernhardiner). — 8. Prinz (englischer Mastiff). — 9. Mohr (wolfsgrauer Spitz). — 10. Solo (Schnürenpudel).

Besprechung der heutigen kynologischen Verhältnisse Deutschlands an dieser Stelle unterbleiben muß. Nur Folgendes möchten wir noch besonders hervorheben: Die eigenthümlichen Anforderungen, welche mit unerbittlicher Strenge an die Züchtung einzelner Hunderassen gestellt werden müssen, dürfen nicht von der Laune Einzelner abhängen. Nur gemeinsames Studium und gemeinsames Vorgehen können hier auf den richtigen Weg führen. Die heutige Richtung in unserer Kynologie verfolgt den Zweck, die sämmtlichen schönen, edlen und werthvollen Rassen der Vergessenheit zu entziehen, sie zu erhalten und zu veredeln. Die Engländer haben uns die richtigen Wege der Züchtung gewiesen. Benutzen wir diese Lehre, um unsere guten deutschen Hunde zunächst wieder auf den ihnen gebührenden Platz zu erheben! Dann wird es nicht schwer halten, das englische Material zu überflügeln, und wir werden die nicht unbedeutenden Summen, welche heute für edle Hunderassen nach England wandern, dem Lande erhalten.

Mutter und Sohn.

Von A. Godin.

(Fortsetzung.)

Die Gesellschaft landete an einer kleinen Halbinsel, um Mittag zu machen, und alle Register fröhlicher Stimmung wurden vor der Tafelrunde aufgezogen; als man sich wieder einschiffte, um dem letzten Ziele der Fahrt, dem äußersten See-Ufer, zuzurudern, war sogar ein gewisser Uebermuth mit an Bord gegangen und ließ bald die Aussicht auf freiere Bewegung, als sie dem Einzelnen während der Seefahrt möglich war, sehr willkommen erscheinen. Schon begann die Sonne sich abwärts zu neigen, als die Gesellschaft landete und den Spaziergang über eine leicht aufsteigende Landzunge unternahm — in langer Reihe; denn der zwischen Felstrümmern über nacktes Geröll führende schmale Weg gestattete höchstens paarweises Gehen.

Die Herren ließen ihren Damen den Vortritt. Siegmund war Einer der Letzten. Langsam nachschlendernd, gewahrte er im spärlichen Grase eine Blume, die er pflückte. Sein scharfes Auge suchte nun Margarita. Zwischen den Felsblöcken, die über das Uferland ausgestreut lagen, erhob sich eine schöne Esche; dort stand sie, den linken Arm um den Stamm geschlungen, der Hut hing ihr am Arme; ihr lockiges Stirnhaar bewegte sich schimmernd im Winde. Etwas Leuchtendes und zugleich Edles sprach aus ihrem Gesichte wie immer, wenn sich Schönes ihr aufthat. Siegmund zögerte einen Augenblick, trat aber dann rasch näher. Die Augenblicke waren kostbar; er wollte sich die Erinnerung gönnen, hier, an seiner Lieblingsstelle, neben ihr gewesen zu sein.

Beide tauschten nur einen Blick und schauten dann auf den kleinen, wie Jaspis schimmernden See, dessen Dreieck von phantastisch gethürmten Felsen eingeschlossen war. Röthliche, hoch aufragende Hörner im Hintergrunde, starre Wände, von denen allerwärts glitzernde Wasserfäden niederrieselten, zur Rechten und Linken. Das dazwischen ruhende Wasser war so wundersam klar, daß selbst die seichtesten Stellen am Strande das Blau des Himmels, die feinen Ufermoose rein wiederspiegelten. Weltentfremdet und erhaben war das ganze Bild.

„Wie göttlich!" sagte Margarita leise.

Siegmund sah in ihre warmen Augen.

„Dieser See ist mir besonders lieb, seit Jahren," sagte er. „Wollen Sie in Erinnerung behalten, daß ich Ihnen nahe sein durfte, als Sie zum ersten Male hierher kamen? Sehen Sie, was ich hier gefunden habe!"

Sie nahm die kaum erschlossene blaue Gentiane, die er ihr bot, und berührte damit ihre Lippen. Obgleich ihre Augen nicht auf Siegmund gerichtet waren, empfand sie den Blitz, der in den seinen aufflammte, und wurde purpurroth, während sie die Blume an ihrem Mieder befestigte. Wie im Bedürfniß, ihr glühendes Gesicht abzuwenden, schwang sie sich leicht auf den Felsblock, neben welchem sie stand, bog einen Ast der erst schwach belaubten Esche abwärts, brach einen kleinen Zweig und reichte ihn Siegmund, ohne ein Wort zu sprechen.

„Wissen Sie auch, was Sie mir da geben?" fragte er und sah sie an. „Die Esche ist ein heiliger Baum. Schlangen gehen lieber durch das Feuer, als durch den Schatten einer Esche; darum schützt ein Eschenblatt vor allem Bösen. Gönnen Sie mir noch diesen zweiten Talisman?"

„Alles!" sagte das junge Mädchen innig.

Siegmund war im Begriffe, lebhaft ihre Hand zu erfassen; da besann er sich auf alle die Menschen umher; zugleich durchzuckte ihn die Erinnerung an die Rüge, welche ihm zu Theil geworden, als er sich neulich ebenso wie jetzt mit Margarita isolirt hatte. Sein Blick überflog die Gruppen schnell und scharf. Die Generalin stand abgekehrt — das einzige auf ihn gerichtete Augenpaar gehörte Max Friesack. Er bot Margarita unwillkürlich die Hand, um ihr von dem Steine niederzuhelfen, auf dem sie noch stand, und ließ dann diese liebe Hand sogleich los, ohne sich den leisesten Druck zu gestatten.

Die Gesellschaft war im Aufbruche begriffen, und das rasche Sinken der Sonne mahnte, daß es Zeit war, sich einzuschiffen. Oberst Friesack bot der Generalin seinen Arm; sie nahm ihn nicht an und bezeichnete mit den Wimpern ihre Schwägerin. Der Oberst setzte sich mit der alten Dame in Bewegung, während Ottilie ein paar Schritte seitwärts trat und einen Theil der Gesellschaft an sich vorbei passiren ließ. Siegmund befand sich jetzt in ihrer Nähe; sie richtete eine Bemerkung an ihn, die ihn an ihre Seite führte. Margarita war schon voraus. Als die Gräfin nun auch folgte, behielt sie den jungen Officier neben sich, allerlei Gleichgültiges berührend. Schon war das Schiff in Sicht und die Vordersten im Einsteigen begriffen, als Ottilie ihren Begleiter ersuchte, ihr den Shawl umzugeben, und zugleich, um die noch Folgenden nicht aufzuhalten, von dem schmalen Wege ab in das angrenzende Feld trat.

Während er ihr den kleinen Dienst leistete, wandte sie ihm ihre festen blauen Augen zu und sagte ganz ohne Strenge, in gelassenem Tone:

„Lieber Riedegg, ich möchte Ihnen etwas zu bedenken geben. Wir legen Werth auf Ihren Verkehr mit uns, mein Mann und ich. Lassen Sie diesen Verkehr nicht durch Unüberlegtheiten zur Unmöglichkeit werden! Wir verstehen uns, nicht wahr?"

Eine schnelle Flamme blitzte ihr aus Siegmund's Augen entgegen; die rasche, unwillkürliche Bewegung seiner Hand schien ebenso raschen Worten auf seinen Lippen voranzugehen, doch wurden solche, wenn gedacht, nicht ausgesprochen. Er wechselte die Farbe und antwortete nur durch schweigende Verbeugung. Auch schien die Gräfin keine andere Erwiderung erwartet zu haben; nach kaum merklichem Zögern legte sie die kurze Strecke bis zum Ufer zurück und stieg ein. Siegmund setzte sich neben den Steuermann. Hier durfte er schweigen. Während das Fahrzeug im beginnenden Dämmer des Abends heimwärts ruderte, unterschied sein scharfes Auge ein rothes Kreuz, das von der Platte eines der Gebirgsriesen aufragte. Dies war die Stelle, wo der kleine Nachen heute früh an dem Schiffe vorüber gefahren war und die Phantasie einer Genossin der Fahrt den Schluß einer Novelle in die Luft gezeichnet: zwei Menschen, die zusammen gehören — geschieden werden — nach Jahren sich wieder begegnen, nahe und doch unerreichbar — wie müßte Denen wohl zu Muthe sein?

Es war tiefe Nacht, als Wagen und Reiter in S. eintrafen. Auf dem Residenzplatze trennte man sich. Siegmund's Weg führte ihn über den Strom, und als er sich verabschiedete, schloß Max sich ihm an. Dies war nichts Ungewöhnliches, obgleich Friesack's in anderer Richtung wohnten; heute war die Begleitung des Freundes aber Siegmund unwillkommen; nachdem er sich so lange Zeit Gewalt angethan hatte, empfand er glühende Sehnsucht nach Einsamkeit. Doch schien auch Max in schweigsamer Stimmung, gegen seine Art, die gewöhnlich jede erlebte Anregung wortreich austönen ließ. Erst als Beide über die schon menschenleere Brücke kamen, sagte er dicht neben dem Freunde in gepreßtem Tone:

„Siegmund!"

Die eigenthümliche Betonung seines Namens riß diesen aus seiner Zerstreuung.

„Was ist Dir?" fragte er, als er nun im hellen Schein der Gaslaterne den Ausdruck von Max' Gesicht wahrnahm.

„Ich muß Dir etwas sagen. Denke nie an mich — ich gönne sie Dir."

„Was gönnst Du mir?"

„Sie — Margarita! Ich sah Euch heute beisammen stehen; da wußte ich es auf einmal; gerade da schautest Du Dich nach mir um. Nachher bist Du nicht wieder in ihre Nähe gekommen, vielleicht nur, weil Du mir nicht wehe thun wolltest. Das darf aber nicht sein, und deshalb wollte ich Dir heute noch sagen, daß ich sie Dir gönne, gleich Allem."

Da legte Siegmund die Hand auf seinen Arm.

„Einen Augenblick noch!" sagte er; „Du irrst. Margarita Seeon kann niemals mein werden, Max; das ist es, was ich seit heute weiß. Gute Nacht!"

Die Freunde tauschten einen Händedruck; dann schieden sie.

„Auch das noch!" dachte Siegmund. Nie hatte er des Freundes Huldigung für Margarita anders betrachtet, als wie vorübergehende Schwärmerei. Nun wußte er: auch dieser gute Mensch liebte und litt. Die eben vernommenen Worte trieben ihm das Blut in die Wangen, als er ihnen nachsann. Was Max für ganz selbstverständlich hielt: daß er bereit gewesen, eigenen Ansprüchen auf Liebesglück zu entsagen, nur um dem Freunde nicht wehe zu thun, wäre ihm, für den stets nur Alles oder Nichts galt, niemals in den Sinn gekommen. Und es überkam ihn mit schmerzlicher Bitterniß, wie fern er gerade heute jeder Gelegenheit stand, solche Großmuth zu üben. Gräfin Seeon hatte deutlich gesprochen. Keine Illusion war hierüber möglich!

Und doch begriff er sie nur halb, begriff wohl ihre Meinung, nicht ihre Handlungsweise. Warum beharrte sie darauf, mit ihm zu verkehren, während sie offenbar seine nähere Beziehung zu Margarita durchschaute und nicht dulden wollte? Weshalb entfernte sie ihn dann nicht lieber aus ihrem intimeren Umgangskreise? Trotz der Güte, die sie ihm bisher erwiesen, war doch die Dauer, der Charakter des Verkehrs der hochgestellten Frau mit ihm, dem jungen, alleinstehenden Officier, nicht der Art, um denselben einen Werth für sie zu geben, den sie höher anschlug, als eine Herzensgefahr für ihre Tochter. Trotz der Schranke, die ihr Wort ihm heute unübersteiglich gezogen, trotz der Ueberzeugung, die sie hegen konnte, ihn fortan diese Schranke einhalten zu sehen, mußte diese kluge Frau wissen, daß solche Gefahr für ihr Kind bestand. Anderen Sinn konnte ihr Appell an ihn nicht haben. Es gab also etwas, das ihn wichtig genug für sie machte, um ihn nicht fallen lassen zu wollen. Wieder trat der furchtbare Gedanke vor ihn hin, den zu denken er stets als Sünde und Schmach empfand, und wuchs und wuchs. Es mußte so sein; er trug einen Namen, auf den er kein gesetzliches Recht hatte; die Gräfin wußte darum — wahrscheinlich hatte sein Vater ihr nahe gestanden, und der Antheil, den sie ihm gewährt, beruhte von Anfang an auf Mitleid.

Bei dieser Vorstellung bäumte sich die stolze junge Seele schmerzlich in ihm auf. Margarita's Bild wich zurück; das bisher über Alles geliebte Bild seiner Mutter allein schwankte vor ihm her, aber kaum erkannte er es noch. Seine nagenden Zweifel entstellten die leuchtenden Züge.

Als Siegmund sein Zimmer betrat, traf sein erster Blick einen auf dem Tische liegenden Brief. Jeder Blutstropfen drängte sich ihm zu Herzen; da war, was er Tag um Tag so fieberisch erwartet hatte. Er zögerte, das Siegel zu erbrechen; ihm war, als sei sein Wohl und Wehe hier eingeschlossen. Das Blatt, welches er endlich hervorzog, war nur auf einer Seite beschrieben.

„Paris, 6. April 1867.

Mein theurer Siegmund!

Dein Brief gelangte erst heute in meine Hände. Du verlangst Alles zu erfahren, was Dich angeht, und ich gestehe Dir dieses Recht zu. Dennoch erbitte ich zunächst noch Deine Geduld. Ich behielt mir eine Mittheilung, welche uns Beide betrifft, nur bis zu einem bestimmten Termin vor, der, wenn nicht Alles täuscht, jetzt nahe ist.

Gräfin Ottilie Seeon betreffend, antworte ich Dir: Ja, die Familie dieser Frau ist uns nahe verwandt. Mir ward von deren Haupt einst unwürdig begegnet. Da Ottilie hieran nicht persönlich betheiligt war, untersagte ich Dir nicht einen Verkehr, der Dir jetzt erwünscht ist und für Deine Zukunft werthvoll sein kann. Welcher Grund auch Deine Fragen dictirte, halte Eines fest: ertrage Nichts von dieser Seite! Bald erhältst Du volle Aufklärung; dann, mein geliebter Sohn, sehen wir uns wieder. Darnach sehnt sich noch heißer als Du

Deine treue Mutter Genoveva.

Richte Deinen nächsten Brief nach Paris, poste restante!"

Siegmund versank in tiefes Sinnen, ohne nur zu merken, wie Stunde nach Stunde verrann. Als der Tag graute, war sein Entschluß gefaßt, nach Paris zu reisen und seine Mutter Auge in Auge um sein Leben zu befragen.

29.

Der von Lieutenant Riedegg zur Regelung einer Familienangelegenheit nachgesuchte vierwöchentliche Urlaub war von seinem Regiments-Commandeur bewilligt worden. Mit der Gewißheit, seine Mutter nach wenigen Tagen zu sprechen, kehrte mehr Ruhe in Siegmund's Gemüth zurück.

Der Reisepaß war ausgefertigt, der Koffer gepackt; Siegmund wollte mit dem Nachtzuge abreisen. Im Laufe des Nachmittags begab er sich nach der Commandantur, um den Damen Mittheilung zu machen und sich zu verabschieden. Der Gang fiel ihm nicht leicht, war aber unerläßlich.

Als er den Portier fragte, ob die Gräfin daheim sei, antwortete dieser zu seiner Ueberraschung:

„Excellenz ist mit dem Mittagszuge nach Riedegg abgereist, einer Erkrankung des alten Herrn Grafen wegen. Soll ich den Herrn Lieutenant bei der Frau Präsidentin melden? Comtesse Margarita ist auch zu Hause."

Siegmund zögerte einen Moment; dann übergab er dem Manne seine Karte mit dem Bemerken, er wolle unter solchen Umständen nicht stören. Im Begriffe zu gehen, besann er sich, ließ sich die Karte zurückstellen und nahm den Bleistift aus seinem Notizbuch, um ein p. p. c. beizufügen. Ehe er damit zu Stande gekommen war, öffnete sich die Thür des kleinen Parterresaales, in welchem sich die Damen am Tage aufzuhalten pflegten, und Margarita erschien auf der Schwelle.

Als sie den jungen Mann erblickte, flog ein rosiger Hauch über ihr Gesicht; sie machte eine Bewegung, auf ihn zuzugehen, blieb dann stehen, öffnete die eben hinter sich geschlossene Thür und forderte ihn durch eine leichte Handbewegung zum Eintritte auf. Er folgte, sprach aber nicht; eine herzklopfende Erregung überkam ihn, als er sich mit der Geliebten, die er hatte meiden wollen, so unerwartet allein sah. Beide standen sich einige Augenblicke wortverlegen gegenüber, bis das junge Mädchen plötzlich die Augen erhob und treuherzig sagte:

„Wie lieb, daß Sie kommen!"

„Ich fürchte nur zu stören."

„O nein, ich bin so froh, Sie zu sprechen, auch der Tante, die gleich herunter kommen wird, ist Ihr Besuch gewiß recht angenehm. Sie ist etwas verstimmt; ich glaube, es ist ihr nicht besonders erwünscht, mit mir allein hier zu bleiben."

„Ich hörte eben — Sie erhielten unerfreuliche Nachrichten?"

„Heute in aller Frühe kam das Telegramm vom Arzt des Urgroßpapas, der recht krank zu sein scheint. Und er ist schon so alt! Mama hat gleich an Papa telegraphirt; seine Antwort traf zum Glück noch ein, ehe der Mittagszug abging. Er will in Kufstein mit Mama zusammentreffen, und dann reisen Beide weiter nach Riedegg. Tante Seeon versprach ihre Abreise aufzuschieben und bei mir zu bleiben, bis die Eltern zurückkommen. Es thut mir so leid, daß ich nicht mit Mama reisen durfte. Nun erlebt sie vielleicht Trauriges, und ich bin nicht bei ihr."

Die lieben Augen füllten sich mit Thränen. Siegmund ward von der weiblich zarten Empfindung, die aus ihren letzten Worten klang, von der Blässe, welche heute auf ihrem Gesichte lag, tief gerührt. Ihn überkam die Ahnung, wie schwer dieses innige Gemüth, das bisher nur Freuden kannte, an seinen ersten Schmerzen tragen, wie leicht ihr Lachen verstummen konnte. Und es schmerzte ihn, jetzt von ihr zu gehen. Aus dieser Empfindung heraus antwortete er:

„Und ich, Comtesse Margarita, werde spät erfahren, wie Sie diese trüben Tage des Alleinseins verleben; denn auch ich stehe im Begriff abzureisen. Nach einigen Stunden schon."

„Sie gehen fort — wohin?"

Unverhohlener Schreck lag in ihrem Tone.

„Nach Paris; ich besuche meine Mutter.“

Die großen Tropfen, welche noch in des Mädchens Augen standen, glitten zwischen ihre Wimpern und rollten dann langsam, einzeln nieder. Sie blickte unverwandt in Siegmund's blasses Gesicht und sagte sanft:

„Zu Ihrer Mutter — das ist schön; das wird sie freuen. Und wann kommen Sie wieder?“

Er antwortete nicht gleich; heißes Abschiedsweh quoll in ihm auf, und alle seine Sorgen und Zweifel, Alles, was ihn so unübersteiglich von ihr schied, über die weitesten Wege hinaus schied, die er je durchmessen, von denen er je zurückkehren konnte — das volle, herzzerreißende Bewußtsein eines Getrenntseins, das für heute und morgen und für immer bestehen blieb, drängte sich in das Wort: „Ich weiß es nicht.“

Margarita verstand seine Meinung. Aus dem zugleich furchtsamen und dringenden Blick, den sie auf Siegmund heftete, sprach so unschuldige, bedingungslose Hingabe, daß er Alles vergaß, nur nicht, daß die Geliebte vor ihm stand und er von ihr scheiden sollte. Ehe er sich besonnen hatte, lag ihre Hand in der seinen; er neigte den Kopf zu ihr hinab, und der warme Hauch seines Athems berührte ihre Stirnlöckchen, während er schnell und leise sagte: „Am besten wär' es, ich käme gar nicht wieder.“

Er hob die kleine zitternde Hand an seine Lippen und preßte einen langen Kuß darauf. Dann, indem er sie plötzlich losließ, sagte er, heftig erröthend:

„Vergeben Sie! Jetzt habe ich mir wirklich das Recht verscherzt, dieses Haus wieder zu betreten. Ihre Mutter gab mir ein Gesetz — und ich brach es. Es war zu schwer, zu schwer.“

Die Hand, welche er eben freigelassen, berührte leise seinen Arm. Margarita's feines Gesicht war durchgeistigt, wie er es nie gesehen; um die weichen Kinderlippen lag ein fester Zug. Wie nahe war sie seinem Herzen, als ihre Augenlider sich sanft erhoben, und die goldbraunen Sterne ihn so wunderbar anleuchteten!

„Ich bin treu,“ athmete sie kaum vernehmlich. Dann war sie hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Harder's Jahresuhr. In der Ausstellung der deutschen Kunstgewerbehalle im „Rothen Schloß“ in Berlin, wo sich die sogenannten „kleinen Künste“ ein für die Augen der Besucher berückendes und für ihre Geldbeutel oft gefährliches Stelldichein geben, zieht seit längerer Zeit eine neuere deutsche Erfindung, die sogenannte „Schwesteruhr“, die Aufmerksamkeit der Kenner auf sich. Sie ist eine fast unhörbar gehende Standuhr, die im Jahre nur ein einziges Mal, also etwa in der Sylvesternacht, aufgezogen zu werden braucht, und deren Regelung auf einer neuen Art von Pendel beruht, von dessen allgemeinerer Einführung kundige Beurtheiler einen neuen Aufschwung der Uhrmacherkunst erwarten. Die Gleichmäßigkeit des Ganges unserer Zimmeruhren beruht bekanntlich auf einer Anwendung der Pendelgesetze, welche Galileo Galilei vor drei Jahrhunderten entdeckte, als er im Dome von Pisa, augenscheinlich etwas zerstreut, die Schwingungen der Kronleuchter beobachtete, welche an längeren Ketten vom Gewölbe herabhingen. Sein erstes für die Verbesserung der Uhren wichtig gewordenes Gesetz lautet, daß die Schwingungen eines und desselben Pendels gleichlangzeitig (isochron) ausfallen, wenn auch der Ausschlag (in gewissen Grenzen) größer oder kleiner ist, so lange sich weder die Länge des Pendels noch die Anziehungskraft der Erde verändert.

Galilei bereits bediente sich deshalb des Pendels als eines Zeitmessers bei astronomischen Beobachtungen, und dem berühmten niederländischen Physiker und Mathematiker Christian Huygens gelang es 1657 zuerst, durch die Verbindung mit dem Pendel den Gang einer Uhr gleichmäßig zu machen, was Galilei's Sohn Vincenzo angeblich lange ohne Erfolg angestrebt haben soll. Die Wirkung des Pendels auf die Uhr, wie sie sich in späteren Verbesserungen herausgebildet hat, ist bekanntlich die eines Tactschlägers von unbestechlicher Genauigkeit, der bei jedem Ausschlage nach rechts und links in das von Gewichten oder Federn getriebene Zahnrad einfällt und es zwingt, sich ganz gleichmäßig zu bewegen. Nun verlangt aber ein solcher Pendel von der Triebkraft der Uhr eine erhebliche Nachhülfe, um im Gange zu bleiben, da der Widerstand der Luft und die Reibung am Aufhängungspunkt des Pendels beständig die ihm mitgetheilte Kraft vermindern, und daher kommt es, daß man solchen Uhren durch Federn oder Gewichte höchstens auf acht bis vierzehn Tage den ihnen erforderlichen Kraftvorrath mitzutheilen im Stande ist.

Nun ist aber gerade das häufige Aufziehen, sowie das damit verbundene Vergessenwerden und Nachstellen der Pendeluhren die gewöhnliche Gelegenheitsursache zur Beschädigung des Mechanismus, und schon mancher Uhrmacher mag darüber gegrübelt haben, wie ein weniger Kraft verbrauchendes Pendel hergestellt werden könnte. Um so überraschender ist es, daß eine befriedigende Lösung dieses Problems nicht einem Uhrmacher von Fach, sondern einem sogenannten Dilettanten, der sich aus bloßer Liebhaberei mit mechanischen Problemen beschäftigte, gelungen ist, nämlich dem Rittergutsbesitzer Harder auf Ransen bei Steinau an der Oder. Seine Erfindung besteht in dem sogenannten rotirenden Pendel, richtiger: Torsionspendel oder rotirende Scheibe genannt, einer wagerechten Scheibe, die in ihrem Mittelpunkte an einer dünnen und schmalen, senkrecht von einem festen Punkte herabhängenden Feder befestigt ist und, ohne ihre Lage zu verändern, vorwärts und rückwärts schwingt. Da diese Scheibe bei ihrer immer gleichbleibenden Lage keine Luft verdrängt und nicht gehoben wird, so ist es begreiflich, daß sie durch denselben Kraftaufwand unter sonst ähnlichen Verhältnissen fünfzig Mal länger im Gange erhalten wird, als ein Pendel, also statt einer Woche ein ganzes Jahr.

Natürlich bestand die Hauptaufgabe zunächst darin, festzustellen, ob die Schwingungen des Torsionspendels wirklich ebenso gleichlangzeitig (isochron) sind, wie die eines gewöhnlichen Pendels, und nachdem die dahingehende Vermuthung sich bestätigt hatte, mit Hülfe der neuen Erfindung eine Uhr zu construiren. Der auf dem Gebiete der Uhrmacherkunst völlig unbewanderte Dilettant brauchte nun allerdings Jahre, bevor es ihm gelang, eine Uhr von befriedigender Leistung herzustellen, und als ihm dies im Jahre 1871 wirklich gelungen war und er auf Drängen seiner Freunde um ein Reichspatent nachsuchen wollte, da ereignete sich der in der Geschichte der Entdeckungen und Erfindungen nicht seltene Zufall, daß ein badischer Uhrmacher denselben Gedanken gehabt und bereits ein Patent darauf erhalten hatte. Die Ausführung dieses Patentes geschah indessen in so unvollkommener Weise, daß sie sich als verfehlt erwies. Herr Harder hat daher neuerdings das damals verdrängte Kind seiner langjährigen Studien wieder hervorgesucht und nunmehr auf dem Wege der Vereinbarung den Patentschutz des deutschen Reiches und der österreichisch-ungarischen Monarchie für seine Uhr ohne weitere Schwierigkeiten erlangt. Man darf dem Erfinder diesen schließlichen Erfolg von Herzen gönnen; denn eine Standuhr, die bei gleich genauer Arbeit nicht theurer ist als die bisherigen, dagegen den Vorzug besitzt, alle Jahre nur einmal aufgezogen und deshalb nicht so leicht vergessen zu werden, ist sicher eine der allgemeinen Anerkennung würdige Errungenschaft, falls sie sich so bewährt, wie es den Anschein hat.

Zur Feier des hundertjährigen Jubeltages der Kant'schen „Kritik der reinen Vernunft“ hat Dr. H. Romundt das Publicum mit einer Schrift unter dem Titel „Antäus, neuer Aufbau der Lehre Kant's über Seele, Freiheit und Gott“ (Leipzig, Veit u. Comp.) beschenkt — eine Festgabe, die den Dank aller Derjenigen verdient, denen die Philosophie mehr ist, als unfruchtbare Scholastik und „graue Theorie“, aller Derjenigen, die in der Anpassung speculativen Denkens an die Aufgaben des praktischen Lebens eines der wichtigsten Ziele aller Wissenschaft erblicken. Die geistvolle Schrift ist eine Art Popularisirung und eigenartige Interpretation gewisser Hauptabschnitte der Kant'schen Lehre, und wenn sie unseres Erachtens ihrer Form nach auch nicht als das Ideal gemeinverständlicher Auslegung der Fundamentalgedanken des großen Königsbergers bezeichnet werden kann, wenn sie vielmehr hier und da an jenen undurchsichtigen und umständlichen Gedanken- und Darstellungsgängen leidet, welche die deutsche Gelehrsamkeit nun einmal nicht abstreifen kann — Eines steht doch ohne Frage fest: die Romundt'sche Schrift nähert uns wegen der klaren Anordnung ihres reichen sachlichen Inhaltes und der freien selbstständigen Art, in der sie Kant'sche Ideen verarbeitet, um einen anerkennungswerthen Schritt der intimeren Einbürgerung des eminenten Denkers in den breiten Schichten des deutschen Volkes; sie erreicht nicht das letzte Ziel in der Popularisirung Kant's, aber sie kommt, gemessen mit den bisherigen Versuchen dieser Art, dem Ziele erheblich nahe. Hervorgegangen aus dem eingehendsten Studium des Meisters und ausgeführt mit dem Aufwande eines ungewöhnlichen kritischen Vermögens und seltenen Fleißes, muß Romundt's „Antäus“, der in philosophischen Kreisen sicher ein gerechtfertigtes Aufsehen erregen wird, den denkenden unter unsern Lesern mit der Bitte an's Herz gelegt werden: Laßt eine Schrift nicht unbeachtet, die sich die schöne und dankenswerthe Aufgabe stellt, das Sonnenlicht Kant'schen Geistes gleichsam in einem Hohlspiegel aufzufangen und es so, leuchtend und klärend, hinabzuwerfen in die bisher noch dunklen, weil philosophischem Denken unzugänglichen, Schichten unserer Nation!

Berichtigung. Leider hat sich in unsern Artikel „Zur praktischen Lösung der Frauenfrage“ Nr. 37, S. 616 ein sinnentstellender Druckfehler eingeschlichen. Es muß dort Zeile 22 von unten „Handarbeitslehrerinnen“ heißen, statt „Handarbeiterinnen“.

Kleiner Briefkasten.

G. D. in Hannover. Sie fragen, ob es eine Zeitschrift giebt, welche ihre Leser durch populäre Abhandlungen über die neuesten Entdeckungen und die wichtigsten Vorgänge am Sternenhimmel auf der Höhe der Wissenschaft erhält? Solche Zeitschrift existirt allerdings: es ist die für Gebildete aller Stände von Dr. Hermann J. Klein herausgegebene und im Verlag von Karl Scholtze, Leipzig, erscheinende Monatsschrift „Sirius“. Wir können Ihnen dieselbe auf das Wärmste empfehlen.

G. J. 205. Wiesbaden!

Ein deutsches Mädchen und **H. St. in Wien.** Ungeeignet! Verfügen Sie gefälligst über das Manuscript!

L. in L. Wir bedauern, Ihnen einen Rath nicht ertheilen zu können.

J. B. in Wien. Den W. v. Hillern'schen Roman „Aus eigener Kraft“ finden Sie in unserem Jahrgang 1870.

W. H. in B. Anonyme Anfragen werden grundsätzlich nicht beantwortet.

H. A. B. Die gewünschte Adresse ist uns unbekannt.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 43. Die Gartenlaube. 1881.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich $1^1/_2$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Ein Friedensstörer.

Erzählung von Victor Blüthgen.

1.

Die klare Herbstsonne schien auf Pelchow so warm, wie sie nur je einem vorpommerschen Gutsdorfe den Nachgeschmack des Sommers gespendet. Freilich stand sie im Augenblicke auf der Höhe ihrer Mission; denn es war gegen drei Uhr Nachmittags. Bei der krystallenen Klarheit, welche die Luft in dieser Jahreszeit namentlich in Gegenden hat, wo die Nähe der See sich bemerklich macht, gewinnt der ungedämpfte Sonnenschein leicht etwas Blendendes, und wohl darum zog das junge Mädchen, welches vom Herrenhause her über den Gutshof schlenderte, an einer Gummischnur den vordern Rand des gelben Schwingers thunlichst tief über das hübsche, lebhaft gefärbte Gesicht.

Sie nahm den Weg zum Dorfausgange, über uraltes holpriges Steinpflaster, zwischen dessen Ritzen in dreister Ueppigkeit Gras, Löwenzahn und Wegebreit wucherten; rechts die Verbalkung des Kuhringes, links ein gänzlich sich selbst überlassenes Stück Land, das die ziemlich verfallene und verbröckelte Lehmmauer des Gutes abschloß. Der Kuhring war leer; die Kühe konnte man weit jenseits des Hofes im Wiesenlande beobachten, wo sie eingekoppelt mit erhobenen Schwänzen herumgaloppirten oder friedlich weideten. Nur Spatzen, Tauben und Hühner trieben sich in dem Ringe umher, in diesem Augenblick das einzige Lebendige, welches die junge Dame auf dem Hofe gewahrte; denn die Störche, welche während des Sommers das halbe Dutzend struppiger Nester auf den Scheunen und Ställen da oben bewohnt hatten, waren bereits vor geraumer Zeit auf die Wanderschaft gegangen. Das öde Stück Land links, zwischen Herrnhaus und Mauer, war durch Nesseln fast unzugänglich; dieselben beschützten mit ihrer abschreckenden Eigenschaft ein paar Obstbaumruinen, welche kaum noch Blätter, geschweige denn Früchte trugen, und gegen die Mauer hin eine Wucherung fettstrotzender Hollundersträucher, deren bläulichdunkles Grün den bekannten fatalen Geruch bis zu der Spaziergängerin herüberströmte.

Ihr feines Näschen, das nur ein wenig kurz gerathen war, zuckte denn auch mißmuthig, während die muntern braunen Augen mit Wohlgefallen dem Fluge etlicher Nesselfüchse und Pfauenaugen folgten; die Finger machten sogar einmal den Versuch, eines der letztern einzufangen, wiewohl vergeblich. Diese Finger waren gut geformt, verriethen aber den Einfluß von Luft und Sonne; denn sie zeigten die Farbe leicht angerauchten Meerschaums. Eine andere Handbekleidung als diese Halbhandschuhe aus Zwirnmaschen, wie sie jetzt den vom Aermel nicht bedeckten Unterarm schützten, hatte die junge Dame wohl nur ausnahmsweise getragen.

Sie trat durch den Thorweg, dessen in Ziegel aufgemauerte Pfeiler durch zwei stattliche Findlingsblöcke aus Granit als Prellsteine geschützt waren; von den nicht so gut verwahrten Pfeilerköpfen war der eine herabgestürzt, das Material bis auf den Rumpf des Sandsteinlöwen, der in Gras und Nesseln halb verborgen ruhte, verschleppt worden. Der andere Löwe hatte seinen Platz behauptet, zeigte sich aber — vermuthlich durch Steinwürfe der Jugend — bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Alles trug den Charakter des Ruinenhaften, selbst die Thorflügel, deren halb vermorschtes aschgraues Holz mit grünglänzendem Moose bewachsen war und an ein paar Stellen in breiten Lücken klaffte.

Für das junge Mädchen hatte das offenbar nichts Befremdliches. Mit der heiteren Unbekümmertheit ihrer Jahre — sie konnte deren kaum mehr als achtzehn zählen — summte sie irgend etwas vor sich hin, während der Mund wiederholt wie von einem munteren Einfall in leisem Lächeln zuckte und die braunen Augen nach Art von Kinderaugen, bald hier, bald da, an irgend etwas Unbedeutendem hafteten, das ihre Aufmerksamkeit erregte. Sie schritt links an den verwitterten Kopfweiden eines Tümpels hin, dessen tintenfarbenes Wasser zur Hälfte mit Wasserlinsen bedeckt war, wogegen zur Rechten aus einem sumpfigen Terrain die Stämme von Eschen, Erlen und Birken ragten, die Blätter bereits von den Farben des Herbstes angekränkelt.

Am Teiche saßen Kinder und belustigten sich damit, Klümpchen von dem tief ausgefahrenen Erdreich des Weges loszubröckeln und sie nach den Enten zu werfen, welche zwischen den Wasserlinsen schnatterten.

„Fräulein Anne-Marie, Fräulein Anne-Marie!“ rief es plattdeutsch aus der Gesellschaft, und eines der Mädchen, ein dralles, barfüßiges Ding von etwa fünf Jahren, sprang zu der Nahenden her und sah sie aus den großen blauen Augen halb verlegen, halb vergnügt an.

„Na, Dirning, wie geht es Dir? Du bist schon lange nicht auf dem Hofe gewesen. Gott bewahre, wie siehst Du aus! Den halben Syrup hat sie wieder im Gesicht.“

„Ich kann's auch noch, Frölen,“ nickte das flachshaarige Ding und machte ganz verschmitzte Augen dazu.

„So? Na, da sag's mal auf!“

Und ohne Stocken plapperte das Kind:

„Gösselken, Glattsnut,
Süht so gel as Rapp ut,
Het 'n Kleed von Sanftmanschester;
Schenk mi dat för mine Swester!“

„Siehst Du, was Du klug bist, Frieding! Du mußt nun wohl bald zum Herrn Mederow in die Schule gehen. Wenn Du wieder zu mir auf den Hof kommst, sollst Du was Neues lernen. Wo hast Du denn Lütt-Jehann heute gelassen?"

„Da," sagte die Kleine, nachdem sie den Finger aus dem Munde genommen, und deutete zu einem dürftigen kleinen, vielleicht anderthalbjährigen Geschöpf hinüber, welches auf dem Bauche im Grase lag und das junge Mädchen aus großen Augen wie ein Meerwunder anstarrte.

Die nicht allzu schlanke, blühende und doch unbewußt vornehme Gestalt glitt mit einer weichen Bewegung nieder, um den ziemlich schmutzigen Lütt-Jehann auf die andere Seite zu drehen, worauf sie ihn nach einer weiteren Anstrengung glücklich zum Sitzen brachte.

„Wie der Junge gewachsen ist!" rief sie mit naivem Staunen. „Wie kann so 'n kleiner Kerl in ein paar Monaten so wachsen! Aber ein kleines Ferkel bist Du, mein süßes Pathchen, und ich wollte Dich wohl gern abwaschen, wenn ich nicht vorher wüßte, daß Du fünf Minuten nachher gerade wieder so aussehen würdest, wie jetzt. Na, Adschüs, Frieding, und laß Deinen Bruder nicht in's Wasser fallen, und ihr Kropzeug: werft mir die Enten nicht todt, sonst fliegen sie in den Himmel und verklagen Euch beim lieben Gott."

„Adschüs, Frölen Anne-Marie!" scholl es hinter ihr drein, immer vollstimmiger, immer lauter und lustiger, und gleich drauf patschten wieder ein paar Erdklumpen in das hoch aufspritzende Wasser.

Die junge Dame schritt lächelnd den Weg zwischen den Häuschen des Dorfes hin. Die niedrigen Hütten, strohgedeckt, zum Theil sichtlich sehr alt, gehörten sämmtlich zum Gute und wurden von dessen Arbeitern bewohnt: das war für jeden aufmerksamen Beobachter außer Zweifel, der ähnliche Gutsdörfer in der Gegend einmal studirt. Zwischen Fachwerk und Lehm, mit mehr oder weniger sauberem Anstrich, überall dieselben niedrigen Fenster, grüne, halbblinde Butzenscheiben, dahinter wohl die rothe Blüthe von Geranium oder die lichtere von Nelken. Nur die Schmiede, zugleich Stellmacherei oder Radmacherei, wie man hier sagt, und Tischlerei, zeichnete sich durch ihre aparte Form aus: zum Hause kam noch die angebaute Werkstatt mit dem überdeckten Schuppen daneben und einem Unterstandsdache vor der halben Front.

In der Thür der Werkstatt stand eine Frau; sonst war die Dorfstraße wie ausgestorben: es war Herbstbestellung draußen, dazu der Anfang der Grummetmahd. Die Frau hatte ein rothes geblümtes Kopftuch übergebunden, und ihre Kleidung war die einer einfachen Städterin. Sie sprach noch ein paar Worte in den Raum hinein, aus welchem der knirschende Ton des Hobels drang, wandte sich dann herum und kam lebhaft die niedrige Böschung heruntergesprungen, als sie die junge Dame gewahrte.

„Guten Tag auch, gnädiges Fräulein; ich wollte eben einen Gang zu Ihnen thun; nun kann ich's wohl gleich unterwegs abmachen."

Sie reichte der Ankommenden vertraulich die Hand; war sie doch mit ihr als Pflegerin der Zwölfjährigen nach Pelchow gekommen und in dieser Stellung verblieben, bis sie den Radmacher, das Gutsfactotum, geheirathet hatte, und bei Lütt-Jehann, ihrem Jüngsten, hatte Anne-Marie von Lebzow Gevatter gestanden.

„Habt Ihr etwas auf dem Herzen, Radmacherin?" fragte die junge Dame. „Ich will ein Bischen in's Holz hinauf gehen, und Ihr könnt mich ja ein Stück begleiten; da wollen wir's besprechen. — Ah, guten Tag, Herr Mederow!"

Aus dem schmalen Wege, der hinter der Schmiede herum führte, stieß eine dritte Person zu der Gruppe, eine lange, schmächtige Figur in ziemlich abgeschabtem schwarzem Anzuge, welche eilfertig einen ungewöhnlich hohen alten Cylinderhut vom Kopfe riß und sich ein paarmal so tief verbeugte, daß die langen Arme fast bis zum Erdboden reichten.

„Ich erlaube mir, das gnädige Fräulein devotest zu fragen," stotterte der Schullehrer, „ob Dero Herr Onkel zu Hause sind?"

„Ich bedaure, mein lieber Herr Mederow, er ist seit gestern in Branitz auf der Jagd und wird frühestens diesen Abend zurückkommen. Wünschen Sie etwas von ihm?"

„Ich möchte wohl so kühn sein. Der Herr Baron haben die Gnade gehabt, mir zu versprechen, daß der Schweinebehälter hinter dem Schulgebäude neu aufgemauert werden sollte; das ist nun schon ein Jahr her, und mittlerweile ist das Behältniß von Tage zu Tage schadhafter geworden, bis vorhin auch die zweite Wand und mit ihr die Bedachung dem ungestümen Drängen der Vierfüßler erlegen und eingestürzt ist. Wie durch eine besondere Gnade ist dem Vieh kein Schade weiter geschehen, nur daß dasselbe anjetzt obdachlos ist. So wollte ich denn unterthänigst anfragen, ob ich hoffen dürfte —"

„Mein guter Herr Mederow," fiel die junge Dame hier ein, „Onkel Boddin ist jetzt in einer schwierigen Lage. Wie Sie wohl gehört haben, geht in der Verwaltung des Gutes eine Aenderung vor, und es ist ungewiß, wieweit die Befugnisse des Onkels noch reichen —" die blühenden Wangen der Sprecherin übergoß plötzlich ein dunkles Roth, und zwischen die Augen legten sich feine Fältchen des Unmuthes — „kurz, ich würde Ihnen nicht rathen, jetzt seine Hülfe anzurufen. Warten Sie wenigstens ein paar Tage noch!"

„Sie können die Schweine zu uns her treiben, Herr Mederow; wir haben Platz für sie," wandte sich die Radmacherin an den Lehrer. „Ich habe doch immer gedacht, daß das alte Gerümpel eines Tags zusammenbrechen würde."

„Wenn ich mir das erlauben dürfte!" sagte der Höfliche mit einer Verbeugung zu dieser. „Wir müssen die Creaturen aber erst einfangen. Ich empfehle mich bestens und bitte, auch dem Herrn Baron meine unterthänigste Empfehlung auszurichten."

„Adieu, Herr Mederow! Grüßen Sie Ihre Frau schönstens!" nickte Fräulein Anne-Marie und schritt mit der Radmacherin weiter, während der Lehrer den Rückweg antrat.

Anne-Marie stieß einen Seufzer aus, und ein Schatten lag auf ihrem sonst so klaren Gesicht.

„Ich fürchte, ich kann auch Euch nichts Besseres sagen, Radmacherin," meinte sie. „Was habt Ihr auf dem Herzen?"

„Ach, mein Mann wollte gern noch das zweite Stückchen Acker hinter unserm Hause dazu pachten. Es ist gestern umgepflügt worden, und wir möchten die Sache in's Reine bringen, ehe es vom Gute aus bestellt wird. Es wäre so vortheilhaft für uns; denn wir könnten dann Alles, was wir im Hause brauchten, selber ziehen. Der Radmacher hat schon einmal mit dem Herrn Baron darüber gesprochen, und er hat gemeint, er werde sich die Sache bis zum Herbst überlegen. Und nun wollte ich das gnädige Fräulein bitten, ein gutes Wort für uns einzulegen."

Die junge Dame schüttelte traurig den Kopf.

„Ihr kommt ein paar Tage zu spät, Radmacherin," entgegnete sie, und es mischte sich ein Klang von wehmüthiger Resignation in ihre Worte. „Der Onkel darf bezüglich der Verwaltung von Pelchow nicht mehr selbstständig verfügen. In den nächsten Tagen wird ein Administrator eintreffen, der ihm die Mühe abnehmen wird, ein Vetter von mir, von den Teterower Boddins; an den müßt Ihr Euch wenden. Ich will aber wenigstens dem Statthalter sagen, daß er das Stück vorläufig nicht bestellen soll."

„Nun aber!" machte die Radmacherin verwundert. „Das Gut gehört doch dem gnädigen Herrn, und er kann doch darauf thun, was er will? Ich habe wohl gehört, daß so was im Gange ist, aber ich habe das für dummen Schnack gehalten."

„Ich kann Euch das nicht Alles so aus einander setzen," meinte Anne-Marie, der es sichtlich widerstrebte, die intimen Familienangelegenheiten zum Gegenstande einer Erörterung mit der Frau zu machen. „Aber es ist so. Wer weiß, ob der Onkel je wieder die Verwaltung zurückbekommen wird."

„Na, Pelchow bleibt Ihnen doch mal," nickte die Radmacherin lächelnd.

„O nein! Das fällt an die Teterower. Ich bin so arm wie eine Kirchenmaus. Höchstens was der Onkel gespart hätte, das würde er mir geben dürfen."

„Das wird freilich nicht viel sein," sagte die Frau verblüfft. „Ja, dazumal, wo er noch durch die Straße von Trebbin geritten ist und die Jungens mit harten Thalern gegen die Köpfe geworfen hat — aber er ist doch so reich gewesen! Alles kann er ja wohl nicht —"

Anne-Marie machte eine ungeduldige Bewegung.

„Lassen wir die Frage, Radmacherin! Das ist seine Sache. Was ich Euch nützen kann, thue ich gewiß gern — das wißt Ihr. In den nächsten Tagen wird allerlei Umwälzung bei uns vorgehen. Mein Gott, ich wollte, die Aufregung für den Onkel wäre erst vorüber!"

Das Letzte sprach sie mehr zu sich selber, als zu ihrer Begleiterin, welche etwas verschüchtert und stumm noch ein paar Schritte weiter mitging und endlich Halt machte.

„Ja, da soll ich dann wohl wieder umkehren, gnädiges Fräulein?" fragte sie. „Entschuldigen Sie auch, daß ich mir die Freiheit genommen habe! Ich bin wohl schuld, daß Sie sich etwas aufgeregt haben, aber ich wußte das Alles nicht so."

„Nein, nein," wehrte Anne-Marie hastig ab, und ihr Gesichtchen zeigte schnell wieder den ihm eigenen Zug von Frische und Liebenswürdigkeit, „Sie können nichts dafür, Radmacherin, und vielleicht wird sich auch Alles gut abwickeln. Die Männer sind nur immer etwas unverträglich und hartköpfig. Und was mein Onkel ist — na Adschüs, Fieken!"

„Adschüs auch, und nichts für ungut! — Nein, was sie doch für ein gutes Mädchen ist, und ein kluges Mädchen, unsere Anne-Marie," dachte die Radmacherin vor sich hin, indeß ihre Lippen glücklich lächelten; „und Fieken hat sie mich wieder mal genannt, gerade wie dazumal, als sie noch so'n Gör war."

Anne-Marie von Lebzow ging rascher dem Walde zu, dessen bunte Färbung schon von Weitem den Buchencharakter des Bestandes deutlich genug aussprach. Zuerst mochten es noch trübe Gedanken sein, welche ihr junges Herz beschäftigten; denn die Fältchen hatten sich wieder zwischen die Augen gelegt, und diese Augen waren unruhig und nachdenklich, und einmal sagte sie sogar vor sich hin: „Der arme Onkel thut mir zu leid. Er ist ja ein sonderbarer Mann, und mit dem Gelde weiß er gar nicht umzugehen, aber daß sie ihm auf seine alten Tage diesen Aerger anthun — ob das wirklich nöthig war? Ich verstehe freilich nichts von ‚Fideicommissen' oder wie die Dinger heißen." — Aber dann kamen ein paar frische Athemzüge, zu denen die reine sonnige Luft so unabweisbar einlud, und da spannte sich ein schneeweißes Band von Altweibersommer leicht schwebend quer über den Weg und legte sich plötzlich über Nase und Wangen, daß sie aus dem Nachdenken aufschrak, und dann lachend die herbstliche Ueberraschung ablöste, und nun hatten Himmel und Erde das gesunde junge Blut wieder. Sie merkte mit einem Male, daß die klarblaue Luft voll fliegenden Gespinnstes war. So weit und frei lag auf beiden Seiten das Land, bis zu fernen Wäldern. Hier und da ein ackerndes Gespann; auf der Bruchwiese weit drüben Arbeiter und Arbeiterinnen beim Heumachen und ein Stück davon auf dem Acker — richtig, da stelzten schon wieder ein Dutzend Kraniche herum. Es war doch eigentlich ein himmlischer Tag und eine himmlische Welt!

Sie näherte sich dem Walde mehr und mehr. Wie doppelte Erfrischung wehte es von ihm her; selbst die leise Beimischung von Sterbeduft hatte nichts Störendes. Die stattlichen Buchenkronen sahen noch so voll aus, als dächten sie nicht an ein Kahlwerden, und die Blätter der üppigen Haselbüsche, welche sich unter ihnen fast undurchdringlich dicht am Waldsaume hinzogen, waren noch grün. Nur selten rieselte ein abfallendes Blatt droben und wirbelte zu Anne-Marie nieder, als sie vom Feldwege nach rechts abbog und zwischen dem Waldrande und einem tief eingesenkten Wiesenbande auf schmalem Pfade hinschlenderte. Im Sonnenscheine glitzerten die Blätter der Hasel; bunte Falter, Fliegen, seltsam langbeiniges Wespen- und Schnakenvolk flogen auf und ab, zuweilen einen Abstecher in die Wiesensenkung hinab unternehmend. Auch Anne-Marie stieg ein paarmal nieder, um leuchtend violette Orchideen zu pflücken; mit den Blumen im Schooße, saß sie dann eine Weile still im Grase der Böschung. Sie dachte an ihre verstorbenen Eltern, an die Jugendzeit in Greifswald, an das wunderliche Leben in der Nähe des Onkel Boddin, das sie einst gefürchtet hatte. Und doch war es hübsch in der Verwilderung um sie herum; sie konnte thun und lassen, was sie wollte; die rauhe Art des Barons, seine Seltsamkeiten und Extravaganzen war sie nun gewohnt, und seine Derbheiten hatte er ihr gegenüber verschlucken gelernt. Als Vermittlerin zwischen den Leuten und ihm war ihr sogar eine Art von diplomatischem Wirkungskreis geworden, während freilich die alte Dürten Schoritz sie von wirthschaftlichen Bemühungen eifersüchtig fern hielt.

Wie würde es nun werden?

In der Buche über ihr rasselte und knatterte es; ein Eichkätzchen hatte droben den Halt verloren und fiel dicht neben ihr zu Boden, daß sie erschrocken zusammenfuhr. Ein paar Secunden genügten für das Thierchen, um sich zu sammeln; dann richteten sich die klugen Augen auf Anne-Marie, und im Husch war das anmuthige Geschöpf zwischen den Haselstauden verschwunden. Die junge Dame lachte halblaut; die Farbe kehrte in ihre Wangen zurück, und sie erhob sich, um weiter zu gehen.

Ein schmaler Weg lockte sie in die sonnendurchspielte Einsamkeit des Waldes. Häher kreischten in den Buchenwipfeln; Meisen schwangen sich mit feinem Metalltone hin und her. Zuweilen raschelte es in dem morschen Laube an ihrer Seite, und sie hätte gern gewußt, ob es von Eidechsen oder den feinen Schlänglein herrührte, die sie wohl auch schon hatte über den sonnigen Pfad schlüpfen sehen.

Eine halbe Stunde mochte Anne-Marie auf bekannten Wegen geschritten sein — da stand sie vor einer Schneiße wieder in der Nähe des Fahrweges. Ueber ihr ragten Tannen; sie fand Champignons und Steinpilze; mit plötzlichem Einfalle zog sie ein frisches Taschentuch und begann zu sammeln. Sie hatte kaum die ersten Pilze aus dem Boden gezogen, als sich Wagengerassel näherte. In rascher Wendung fuhr sie empor, neugierig den Einspänner betrachtend, ein Demminer Fuhrwerk, das sie kannte; nur den jungen Mann im Strohhute, der hinter dem lahmen Lorenz im Wagenfond lehnte, suchte sie in ihrem Gedächtnisse vergebens. Sie stand kaum dreißig Schritte von der Straße entfernt, und der mäßige Trab des Miethgauls verstattete ihr recht wohl, dieses nicht sehr volle, intelligent geschnittene Gesicht mit dem Schnurrbärtchen und dem Klemmer auf der Nase, der so moquant saß, auf einen Blick zu erfassen.

Anne-Marie ließ sich wieder zu den Pilzen hinab; sie konnte nicht sehen, wie der junge Mann sich erhob und etwas zu dem Kutscher sagte, und wie er auf dessen Antwort hin mit dem Zeigefinger auf dem Rücken des Alten trommelte. Aber ihr Kopf bog sich verwundert herum, da das Fuhrwerk plötzlich anhielt, und eine beklemmende Ahnung überkam sie, als sie den Fremden mit sehr entschlossener Bewegung vom Wagen springen und elastischen Schrittes auf sich zukommen sah. Sie richtete sich hastig auf, und in der Verwirrung schlug sie das aufgeraffte Taschentuch auseinander und ließ die Pilze zur Erde rollen.

Der Ankömmling lächelte mit leisem Anflug von Spott, indem er ein wenig den Strohhut lüftete. Er mochte im Anfang der Dreißiger stehen, eine stattliche Figur, deren Formen durch die Raschheit und knappe Entschiedenheit des ganzen Auftretens eckiger schienen, als sie in Wirklichkeit waren. Nein: die breiten, zu wenig abgeschrägten Schultern bedingten den Eindruck wesentlich mit.

„Habe ich das Vergnügen, meine Cousine Lebzow vor mir zu sehen? Mein Name ist Curt von Boddin, von der Teterower Familie," sagte er mit etwas hartem Accent und einem schwachen Näseln im Ton. „Auch Doctor von Boddin, wenn Sie wollen; denn ich bin Jurist von Studium und Landwirth von Beruf. Ich weiß nicht, ob Sie sich noch meiner Person erinnern? Ich war vor zehn Jahren einmal bei Ihrer Familie in Greifswald zum Besuch und mußte Ihnen täglich eine Düte mit Bonbons liefern, welche Sie gewissenhaft aufaßen."

„Ach ja!" meinte Anne-Marie nach kurzem Nachdenken, „ich erinnere mich jetzt dunkel."

„Nun, dann wären wir ja über die Personenfrage einig. Sind Sie ganz allein hier im Walde, wenn ich fragen darf?"

Die junge Dame sah ihn verwundert an.

„Allerdings," war ihre Antwort.

„Hm! Das sollten Sie aber nicht sein. Eine Dame darf nicht so sans façon und ohne Schutz Ausflüge in die Wälder machen — aus verschiedenen Gründen nicht."

„Ich fürchte mich nicht, Herr — von Boddin."

Sie wußte nicht, was sie eigentlich verhinderte, ihn Vetter zu nennen. Vielleicht, weil sein Auftreten so etwas halb Väterliches, halb Polizeimäßiges hatte.

„Ich werde mir erlauben, Sie zu begleiten," fuhr er fort. „Darf ich Sie bitten, mein Fuhrwerk mit mir zu benutzen? Oder nein —" unterbrach er sich plötzlich; „entschuldigen Sie einen Augenblick!" — und er wandte sich ohne weitere Umstände ab, ging zu dem Wagen zurück und sprach ein paar Worte zum Rosselenker, worauf dieser nickte. Die Peitsche knallte; der Schimmel zog an, und das Gefährt rollte vorwärts. Curt von Boddin war bereits wieder auf dem Wege zu dem jungen Mädchen, das ihn mit einem Gemisch von Interesse und Scheu, um nicht zu sagen heimlicher Furcht, erwartete.

„Sie haben hoffentlich nichts dagegen, Cousine, daß ich den Wagen vorausschickte. Sie waren ja darauf gefaßt, zu Fuß nach Pelchow zurückzugehen. Wie weit rechnen Sie bis dahin?"

„Auf directem Wege gehen wir vielleicht dreiviertel Stunden," war ihre Antwort.

„So? Ich denke, wir wählen diesen directen Weg, also vermuthlich den dort."

Er zeigte auf den Fahrweg, auf den sich der Rest des aufgewirbelten Staubes niederließ.

„Darf ich um Ihren Arm bitten? Aber ich sehe, daß Ihre unglücklichen Pilze noch immer da herumliegen. Ich habe nicht die Absicht gehabt, Sie um die Früchte Ihrer idyllischen Bemühungen behufs Vervollständigung der Pelchower Speisekammer zu bringen."

Er trug Glacéhandschuhe von apfelgrüner Farbe zu seinem lichtgrauen Herbstanzuge; diese apfelgrünen Finger langten vorsichtig hinab, und nur die äußersten Spitzen faßten die verstreuten Pilze und legten sie zu einem Häufchen zusammen.

„So," sagte der Vetter, während er sich aufrichtete und den Klemmer wieder auf die Nase setzte, der ihm beim Bücken entfallen war. „Und nun haben Sie die Güte, mir Ihr Taschentuch zu überreichen, damit ich diese Kinder des Waldes einwindeln kann!"

Anne-Marie von Lebzow stand abgewandten Gesichtes und blickte steif zu dem Wege hinüber; als er etwas zur Seite trat und mit einiger Verwunderung ihr Profil in's Auge faßte, bemerkte er, daß ihr braunes Auge feucht war, und daß es bitter um ihren Mund zuckte.

„Um's Himmels willen, Cousine, was ist Ihnen?" fragte er. „Tragen Sie in Ihren jungen Jahren schon Leid um die Unvollkommenheiten unserer irdischen Laufbahn, oder besitzen Sie sentimentale Anlagen?"

Die junge Dame hatte die Herrschaft über ihre Empfindlichkeit gewonnen, welche von dieser saloppen Art, mit der man hier bei der ersten Begegnung sie zu behandeln beliebte, tief gereizt war. So neu war ihr diese Art, daß sie aus dem Schwanken, ob sie ihr Taschentuch hingeben sollte oder nicht, erst herauskam, als er dasselbe bereits erfaßt hatte und auf dem Boden ausbreitete. Bald war es gefüllt; Curt von Boddin knüpfte die Zipfel zusammen und nahm das Bündel auf.

„So," sagte er, „und um Sie ganz zufrieden zu stellen, Cousine, werde ich eigenhändig das Ding hier bis Pelchow tragen, obwohl ich nicht die mindeste Anlage zu ländlichem Schäferdienste habe. Wenn ich also bitten darf: gehen wir!"

Er hielt ihr seinen Arm hin, mußte es indessen erleben, daß sie ihn ausschlug. Der Weg bis zur Landstraße hinüber sei zu schmal, meinte sie kurz und schritt voraus; nur flüchtig musterte der Nachfolgende die anmuthige Figur und das dicke strohblonde Haargeflecht, das unter dem italienischen Hut hervorquoll.

„Jetzt, Cousine," nahm er das Gespräch wieder auf, nachdem er mit kurzem Sprunge den Fahrweg erreicht hatte, „jetzt möchte ich Sie bitten, mir allerlei von Pelchower Zuständen zu erzählen. Ich werde zwar Zeit genug haben, sie in Person zu studiren — vielleicht ahnen oder wissen Sie gar, meine Beste, daß ich mit der Vollmacht betraut bin, in dieser verlotterten Wirthschaft Ordnung herzustellen."

„Ah!" machte Anne-Marie unwillkürlich. Wie hatte sie auch nur einen Augenblick im Zweifel sein können, was dieser Besuch zu bedeuten habe! Vorhin erst hatte sie zur Radmacherin von der künftigen Verwaltung durch einen Teterower Boddin gesprochen.

„Hoffentlich können Sie mir nützen, indem Sie mir auf dieses verrückte Original von Onkel einwirken helfen, damit er ruhig geschehen läßt, was nicht zu ändern ist und was er mit seiner Zerfahrenheit und Verschwendung selber verschuldet hat. — Aber haben Sie eigentlich keinen Sonnenschirm mit, Cousine? Wie kann eine Dame am lichten Tage dreiviertel Stunde Weges hin und zurück ohne Schirm gehen! Sie sollten auch Ihre Hände mehr schonen."

Er hielt einen Augenblick inne, als erwartete er eine Antwort. Allein Anne-Marie schwieg.

(Fortsetzung folgt.)

Die erste elektrische Weltausstellung.

Paris, das Herz der französischen Nation, in dem noch vor einem Jahrzehnte der rasende Fanatismus bethörter Massen verwüstend und zerstörend hauste, bietet uns heutigen Tages ein lächelndes Bild des Friedens und der Ruhe dar. Verrauscht sind scheinbar die Stürme des Haders und der Zwietracht, und nur noch ein Wahrzeichen jener traurigen Tage schaut wehmüthig auf uns hernieder — die geschwärzten, zerfallenen und geborstenen Trümmer weltlicher Herrlichkeit des einst allmächtigen Herrscherhauses der „Napoleoniden", die Tuilerien. Unweit aber von dieser historisch denkwürdigen Stätte, bei deren Anblick man sich des Gefühls des Mitleides nicht erwehren kann, dort in den luftigen, von feinen weiten Eisenrippen überzogenen, aus schimmerndem Krystallglas erbauten Hallen des Palais de l'Industrie der Champs-Elysées entfaltet sich heute ein anderes Bild des friedlichen Wettkampfes der Völker. Dort strahlt in funkelndem Lichte die „Internationale elektrische Ausstellung", auf deren Resultate man seit fast Jahresfrist in allen technischen, industriellen und Verwaltungs-Kreisen auf's Höchste gespannt war. Nach dem Vorbilde der deutschen Initiative zur Arrangirung von „Fach-Weltausstellungen" schlug der französische Minister Cochery zu Anfang dieses Jahres dem französischen Senate die Idee einer „Elektrischen Weltausstellung" zu Paris vor. Dieser Gedanke fand nicht nur bei der französischen Nation, sondern auch bei allen hervorragenden Culturvölkern sofort volle Anerkennung und ungetheilten Beifall. Die vorbereitenden Schritte wurden schleunigst gethan, und schon am 10. August konnten die Pforten des Ausstellungspalastes während der Tagesstunden und vom 26. August an auch des Abends dem Publicum geöffnet werden.

Wie unaufhaltsam schreitet heute die Menschheit vorwärts! Kaum ein Jahrhundert ist es her, daß die „Kraftmaschine" der Neuzeit geboren wurde, erst ein halbes Jahrhundert ist verrauscht, seit die erste „Locomotive" ihren unvergleichlichen Siegeszug begann, und schon zeigt sich heute am Horizonte der entfesselten Naturgewalten ein junges, vielverheißendes Gestirn, das seine Strahlen bereits in hundert Richtungen befruchtend entsendet: die Elektricität.

Alle jene verdienstvollen Männer: Thales von Milet, Otto von Guericke, Franklin, Volta, Arago, Ampère, Galvani, Weber, Faraday, Oersted, Ohm, Jacobi und Steinheil, denen hier im Palast der Elektricitäts-Ausstellung von Lorbeeren umwobene Gedenktafeln und Büsten errichtet sind, sie legen klares Zeugniß davon ab, daß sämmtliche Nationen ihre besten Kräfte eingesetzt haben für die Entwickelung und Förderung der elektrischen Technik.

Die Kraft, welche in dem Gewande des atmosphärischen Blitzes Tod und Verderben unter die Menschheit schleudert und früher als Ausdruck göttlichen Zornes gefürchtet war, ist heute, in tausendfachen Apparaten gefangen, eine treue Helferin des Menschen, sein willig folgender, dienstbarer Geist geworden, und schon droht dieser junge funkelnde Rival ein gefährlicher Concurrent der brausenden irdischen Dampfkraft zu werden. Das seltene fesselnde Bild, welches sich uns im Ausstellungspalaste darbietet, alle die Tausende der hier vorgeführten sinnreichen Apparate, Mechanismen und Erfindungen besiegeln den Beginn des modernen „elektrischen Zeitalters".

Es ist erstaunlich, sogar oft überwältigend, hier das Functioniren des kleinen knisternden, unscheinbaren elektrischen Funkens in allen seinen mannigfachen praktischen Anwendungen studiren und kennen zu lernen. Da ist, außer der Telegraphie und Telephonie, die Photophonie oder Verwandelung des Lichtstrahls vermittelst Elektricität in Tonschwingungen. Dort am Eingange des Palastes in der Richtung nach dem Obelisk von Luxor des Place de la Concorde fährt eben der „elektrische Waggon" von Siemens mit fünfzig Personen ruhig und geräuschlos mit großer Schnelligkeit ab, während zur selben Zeit hoch oben in den Lüften der fischähnliche, 4 Meter lange „elektrische Ballon" von Tissandier lustig herumkreist, und unten im klaren, von aromatischem Blüthendufte und anmuthigen Cascaden umgebenen Bassin, im Centrum der Ausstellung, die „elektrische Gondel" des Herrn Trouvé allabendlich mit großer



Deutsche Abtheilung der ersten elektrischen Weltausstellung in Paris.
Nach einer Skizze von Ernst Hinkefuß auf Holz übertragen von Martin Lämmel.

Präcision und anerkennenswerther Schnelligkeit unter allgemeinem Beifall um den aus dem Bassin sich hoch erhebenden Leuchtthurm und durch glitzernde Felsengrotten ihre kleinen Rundfahrten vollzieht. Nur allein dieses Triumvirat: „Waggon, Ballon und Gondel“ genügt schon, um den elektrischen Strom in all seiner Herrlichkeit und Macht wirken zu sehen.

Herr Trouvé, der außer seiner vielbewunderten Gondel auf elektrischem Gebiete in unserem Jahrzehnt eine der ersten Autoritäten der französischen Nation ist — wir erinnern nur an seine zahl- und sinnreichen Erfindungen auf dem Felde der Anwendung des elektrischen Stromes in der Heilkunde — hat in allerjüngster Zeit wiederum die Welt mit einer ganz eigenartigen Schöpfung seines Genies beglückt. Es sind dies lebende, elektrische Schmucksachen: Schmetterlinge, welche ihre Flügel lustig hin und her bewegen, Häschen, welche emsig mit ihren kleinen Pfoten einer silbernen Glocke feine, helle Trillertöne entlocken rc.

Der Verfasser bemerkte diese Schmucksachen an der Coiffüre der Baronin von Rothschild, der Fürstin von Metternich und anderer distinguirter Personen. Nur reiche Leute können sich diesen Luxus erlauben; denn diese reizenden Schmucksachen, welche von den Damen in der Frisur, dagegen von den Herren meist als Busennadel in der Cravatte getragen werden, sind ziemlich theuer und kosten 100 bis 5000 Franken das Stück. Sehr beliebt sind diese elektrischen Kleinodien unter den reichen Radjahs von Ostindien und Birma, welche dieselben vorn an ihrem mächtigen Turban tragen und, so geschmückt, wohl einen sehr fashionablen Eindruck bei Gesellschaften und Gelagen der asiatischen Granden bewirken.

Doch kehren wir zurück von den braunen Fürsten des Ganges in den schimmernden Palast der Elektricität an der Seine, und wenden wir unsere Aufmerksamkeit auf ernstere Gegenstände. Hier stürzen mächtige Wassermassen in Etagenhöhe herab — sie sind vor wenigen Secunden gehoben worden durch die kleine, unscheinbare, dicht danebenstehende elektrische Maschine; dort sitzen zehn junge Mädchen vor zierlichen Nähmaschinen und fertigen allerhand nützliche Wäschestücke und Garderobe, aber sie mühen sich nicht mehr durch das anstrengende Treten der Kurbel ab; das besorgt heute die kleine elektrische Maschine. Gehen wir einige Schritte weiter, der deutschen Abtheilung zu! Hier steht ein großer Pavillon in geschmackvoller Ausstattung, eine Maschinenwerkstatt bildend. Es ist die Ausstellung der rühmlichst bekannten Maschinenfabrik von Heilmann, Ducommun und Steinlen zu Mühlhausen im Elsaß. Große, starke Dreh-, Hobel- und Bohrmaschinen für Eisenbearbeitung sind hier aufgestellt, und zahlreiche dunkle Lederriemen schwirren emsig durch die Luft. Fragen wir: „wer treibt alle diese 20 nimmer rastenden Werkzeugmaschinen?“ Nun, hier unsere kleine elektrische Maschine! Aber sie bewirkt noch mehr. Nicht allein bewegt sie alle diese Arbeitsmaschinen, sondern sie versorgt auch jede dieser Arbeitsstätten durch praktische konische Milchglasglocken mit dem angenehmsten und hellsten „Glühlicht“ nach dem System Edison, jener Beleuchtungsmethode, die bis noch vor wenigen Wochen die ärgsten Anfeindungen erfahren mußte und heute auf der Pariser Ausstellung durch ihre vorzüglichen Eigenschaften bereits alle Gegner besiegt hat.

In die schaurigen Tiefen der meilenlangen Tunnels dringt sie ein, die elektrische Maschine, und treibt hier völlig präcis und sicher die langen Bohrer, welche die Oeffnungen für die Dynamitpatronen zu schneiden haben. In die Oper, in's Concert zu gehen, haben wir heute nicht mehr nöthig, das besorgt uns die Elektricität einfacher und bequemer. Dort an der Seite des purpurfarbenen Fauteuils hängt ein kleiner silberner Bügel an einer dünnen, seidenen Schnur. Wir lassen uns auf den weichen Sessel nieder und legen den Metallbügel an unser Ohr, um uns sofort inmitten eines wundervoll einherbrausenden Orchesters zu befinden. Wie alt erscheint uns heute dieses kaum vor wenigen Jahren zum ersten Mal vorgezauberte Wunder des Telephons! Und wenn auch alle diese Apparate noch keineswegs den Stempel der Vollkommenheit tragen, wenn auch manche von ihnen für das praktische Leben noch zu unpraktisch und zu theuer sind, so beweisen sie dennoch, daß es möglich ist, diese vielfältigen Arbeiten durch die elektrische Kraft zu vollbringen, und sie alle eröffnen eine bisher ungeahnte Aussicht auf neue Reformen in unserem Culturleben.

Da der elektrische Strom heute fast ausschließlich durch schnelle Rotation erzeugt wird und diese Rotation, außer mittelst Dämpfen und Gasen, durch jede beliebige elementare Kraft, wie Wind und Wasser, billig erhalten wird, so leuchten die weiteren nationalökonomischen Vortheile der allgemeinen Einführung der Elektricität in sämmtlichen Zweigen der Industrie und der Gewerbe sofort ein.

Die in einem einzigen Wasserfall der Erde, dem Niagarafall, enthaltene lebendige Kraft ist gleich derjenigen Dampfkraft, welche jährlich aus 270 Millionen Tons Steinkohlen erhalten wird, und das ist genau die Fördermenge der Kohlen aller Länder während eines Jahres. Es ist unbegreiflich, daß die amerikanische Nation, die sonst stets bei allen großartigen Unternehmungen schlagfertig dasteht, hier am Niagara in jedem Jahre die nützliche Kraft von 16 Millionen Pferden unbenutzt läßt.

Aber nicht allein der Niagara, sondern alle minder großen Wasserfälle der Erde, alle Stromläufe, sowie das continuirliche Phänomen der Ebbe und Fluth, können gezwungen werden, eine billige und außerordentlich gewaltige Elektricitätsmenge zu erzeugen. Sehen wir uns jedoch nach dieser allgemeinen Betrachtung die einzelnen in der Ausstellung vertretenen Fächer der elektrischen Technik genauer an.

Diejenige Anwendung der Elektricität, die zur Zeit wohl das größte allgemeine Interesse in Anspruch nimmt, und welche demzufolge auch auf der Pariser Ausstellung außerordentlich cultivirt erscheint, ist unstreitig die Erzeugung des „elektrischen Lichtes“. Diese Errungenschaft der Neuzeit datirt im Großen erst seit der letzten Pariser Weltausstellung des Jahres 1878, obwohl bereits im Jahre 1813 Davy den ersten Volta'schen elektrischen Lichtbogen erzeugte. Was sich hier des Abends von 8 bis 11 Uhr dem Publicum im Ausstellungspalast darbietet, versetzt uns aus dem Reiche des Irdischen hinaus in das Reich des „Idealen“, in das Reich der wunderbaren Feenmärchen, die wir in unserer Jugend so oft geträumt.

Schon lange, ehe man den Palast der Ausstellung betritt, wird man getroffen von den lang gezogenen Strahlen zweier mächtiger elektrischer Reflectoren, die, gleich großen glänzenden Gestirnen, vom dunklen hohen First des Palastes ihre blitzenden Strahlen in die weitesten Entfernungen senden. Wunderbar geisterhaft erscheint der hierdurch grell erhellte berühmte Obelisk von Luxor des Place de la Concorde. Kommt man dem Palast näher, so erblickt man die Statuen zweier edel geformter Nymphen, welche mit ihren Händen eine starke elektrische Lichtquelle emporhalten, gedämpft durch eine in echt griechischem Stil gehaltene, die lang gezogene Form eines Prismas darstellende Laterne.

Bei jedem Schritt, den wir jetzt weiter zurücklegen, empfangen uns größere und zahlreichere elektrische Candelaber. Aber im Innern des Palastes, den wir nun betreten, strahlt und blitzt es aus circa 3000 elektrischen Flammen, von der stärksten möglichen hier benützten Lichtintensivität zu 4000 Normalkerzen bis zur kleinen elektrischen Glühlichtzimmerflamme von 8 Normalkerzen. Circa 50 verschiedene Systeme der Erzeugung elektrischen Lichts sind hier auf der Ausstellung vertreten und wetteifern allabendlich mit einander. Es würde uns jedoch zu weit führen, die Vorzüge und Nachtheile aller der einzelnen elektrischen Lampen zu besprechen. Wir theilen im Folgenden nur über diejenigen, die ein besonderes Interesse erwecken, Näheres mit.

Während die einen Aussteller das elektrische Licht frei von den glühenden Kohlenstäben herabstrahlen lassen, hüllen es andere in Milchglasglocken ein, um so die grelle Wirkung desselben zu mildern, und Andere wiederum fangen das in Souterrainräumen erzeugte Licht in großen Spiegeln auf und lassen alsdann den milderen, aber auch matteren Schein in die zu erleuchtenden Hallen sich ergießen. So hat ein Erfinder seinen elektrischen Beleuchtungsapparat, der speciell für Straßen- und Platzbeleuchtung bestimmt ist, tief in die Erde verlegt und läßt die elektrischen Lichtstrahlen von unten durch eine kleine Bodenöffnung im Trottoir vertical zu imposanter Höhe emporschießen, wo sie hoch oben in der Luft von einem gigantischen, von hoher Säule getragenen Reflector aufgefangen und, von diesem zurückgestrahlt, ihrem eigentlichen Wirkungskreise, dem Trottoir und Fahrdamm wieder nach unten zugeführt werden. Jedenfalls eine originelle Idee, deren Verwendung möglicher Weise bei unserer modernen „Theaterbeleuchtung“ zu erwägen wäre. Auf diesem letzteren Gebiete kommt es ja vor Allem darauf an, eine Beleuchtung zu schaffen, welche den Innenraum des Theaters nicht erhitzt und jede Feuersgefahr ausschließt. Beide dieser Bedingungen sind aber bei letzterem Systeme vollkommen gelöst.

Ungleich günstiger als alle großen Kohlenregulatoren des Volta'schen Lichtbogens erweist sich, was die Erzeugung eines ruhigen und geräuschlosen Lichtes anbelangt, das kleine „Glühlichtsystem" Edison's. (Vergl. „Gartenlaube" Jahrg. 1880, Nr. 5.) Der Ruhm dieses amerikanischen Erfinders ließ seine Neider nicht ruhen, und so finden wir denn hier auf der Ausstellung außer Edison'schem Glühlichtsystem diejenigen von Swan, Maxim und Lane Fox. Bekanntlich entsteht hier das Licht in einer luftleeren kleinen Glaskugel, in welcher der elektrische Strom einen schwachen Kohlenfaden durchlaufen muß. Das Glühen dieses Kohlenfadens giebt das Licht. Alle vier Glühlichtsysteme sehen sich einander ähnlich wie ein Ei dem anderen und unterscheiden sich nur durch die Form des angewandten Kohlenfadens. Während Edison seine einfache ursprüngliche Form „U" oder „Ω" beibehalten, bringt Swan den Kohlenfaden in Form einer doppelten Schlinge, Lane Fox ist noch sorgloser und wendet nur einen um einen Millimeter größeren Krümmungsradius des Edison'schen Bogens an, während Maxim geistreich und selbstgefällig den Kohlenfaden in Gestalt seines Anfangsbuchstabens, des „M", anwendet. Die Erfinder behaupten zwar außerdem eine ganz besondere Präparation der Kohle entdeckt zu haben; der wesentliche Unterschied derselben dürfte jedoch schwerlich von Belang sein.

Man war bei der Eröffnung der Pariser Ausstellung nicht wenig gespannt, was Edison, der viel bewunderte und viel geschmähte Amerikaner, hier der Kritik vorführen werde. Der Erfinder des „Phonographen" scheint sich aber der Bedeutung der Pariser Elektricitäts-Ausstellung wohl bewußt gewesen zu sein; denn der Eindruck seiner Glühlichtsalons, die allabendlich von circa 500 an 2 kostbaren Krystalllüstres und einer großen Anzahl kleinerer Wandleuchter brennenden Glaskugeln erhellt werden, ist nach allgemeinem Urtheile ein überwältigender.

Hier ist kein Flackern; nicht das mindeste Geräusch vernimmt man; keine Hitze verspürt man mehr in den Salons, nur eine außerordentlich behagliche reine Luft; dazu kommt noch das angenehm belebende Colorit des kleinen Glühlichtbogens: wahrlich, wir haben hier fast das „Ideal der Beleuchtung" vor uns. Zur Zeit ist der Ingenieur der Edison'schen Abtheilung, Mr. Batchelor, im Palais de l'Industrie damit beschäftigt, einen neuen Dampfkrafterzeuger zur Speisung von weiteren 500 Glühlichtern aufzustellen. Der Preis des Glühlichts wird vorläufig gleich demjenigen des Steinkohlengases normirt werden. Für Paris ist die Organisation des Glühlichtsystems Edison's bereits für Wohnhäuser und industrielle Etablissements in Angriff genommen.

Die allabendlich im Ausstellungspalast entwickelte elektrische Lichtmenge von rund $^1/_2$ Million Gasflammen wird erzeugt durch Rotation von 50 Dampfmaschinen und Locomobilen, sowie einer größeren Reihe Gaskraftmaschinen. Die Gesammtstärke aller dieser Kraftmotoren kann man auf rund 1500 Pferdekräfte normiren, und sind außerdem zur Erzeugung der elektrischen Ströme für die Telegraphenapparate &c. circa 2000 Elemente thätig.

Elektrisches Licht in luftverdünntem Raume finden wir noch in einer vorzüglich ausgestatteten Collection der beiden Firmen Dr. Geißler's Nachfolger (Müller) in Bonn und Müller in Hamburg. Hier entsteht das prachtvollste Licht, sobald man einen Inductionsfunken durchschlagen läßt. Die in allen möglichen Formen, Windungen und Figuren gebogenen Glasröhren und Kugeln sind zum Theil mit phosphorescirenden und fluorescirenden Stoffen, als Eosin, Aesculin, Chlorophyll &c., präparirt und geben die verschiedenartigsten, wunderbarsten Lichteffecte. Voraussichtlich wird dieses Glühlichtsystem sehr bald praktische Verwendung finden in Personen- und Eilzügen der Eisenbahnen, sowie Schiffskajüten. Alle Grundbedingungen zur Erzeugung und Verwendung des elektrischen Lichts sind hier vorhanden: schnelle Rotation, genügende disponible Dampfkraft und kleine, mäßig zu erhellende Räume. Da Amerika auf diesem Gebiete vorangegangen, wird die übrige Verkehrswelt wohl bald folgen.

Sehr hohes allgemeines Interesse erregen ferner auf der Pariser Ausstellung die „galvanoplastischen" Niederschläge und Präparate. Nachdem im Jahre 1838 Jacobi das erste gelungene galvanoplastische Experiment gemacht, finden wir heute hier galvanoplastische Niederschläge von Kupfer, Gold, Silber &c. in Platten von 1 Quadratmeter Größe und $1^1/_2$ Centimeter Dicke von chemisch reinster Beschaffenheit, Kupferbarren und Stäbe von 1 Quadratdecimeter Querschnitt und bedeutender Länge, mächtige Gold- und Silberbarren, alles durch Elektricität niedergeschlagen, ferner all die zahlreichen architektonischen und künstlerischen Anwendungen der Galvanoplastik in den Kunstgewerben: die gediegensten Formen und Schöpfungen der Ciselirarbeit, auf galvanischem Wege verschönert und bis zu höchster Stufe vollendet, galvanoplastische Nachbildungen des berühmten Hildesheimer Silberfunds, Verkupferungen von natürlichen Fröschen und allerhand Amphibien und anderer eigenartiger Gegenstände.

Für das technische Publicum besonders sehr anziehend sind die reichhaltig vorgeführten „historischen Originalapparate" aller großen Physiker und Gelehrten der elektrischen Wissenschaft. Da sehen wir die erste Reibungs-Elektrisirmaschine von Otto von Guericke in Gestalt einer massiven großen Schwefelkugel, welche, mit einer Handkurbel gedreht, die Elektricität erzeugt. Da steht ferner in der deutschen Abtheilung das erste elektrische Ei, der Urahn des Edison'schen Glühlichts, in wunderlicher mittelalterlicher Holzeinfassung, ebenfalls von Otto von Guericke erfunden. Hier, in einem simplen Glaskasten, hängt das Bild von Ph. Reis, daneben sein erstes Telephon.

Auch die erste elektrische Eisenbahnlocomotive, welche Siemens auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung zum ersten Mal öffentlich gezeigt hat, ist da; ebenso erblicken wir die ersten Telegraphenapparate von Steinheil, Weber, Gauß, die erste dynamo-elektrische Maschine (1866) von Siemens — Beweise genug, daß die deutsche Nation auf elektrischem Gebiete ebenso tüchtig und erfahren wie im Kriegswesen ist. In den Collectionen anderer Staaten finden wir ferner die „erste Säule Volta's", den „ersten Nadeltelegraphen", Originalbriefe elektrischen Inhalts von Newton, Ampère und Volta, sowie eine große Anzahl alter Werke der hervorragendsten Autoren wie Franklin, Priestley und Anderer.

Was das weite Gebiet der „Zeiger-, Schreib- und Drucktelegraphen" betrifft, so hat besonders Frankreich eine vorzügliche anschauliche Sammlung seines Ministeriums der Post und Telegraphen vorgeführt. Von anderen Staaten sind besonders das deutsche Reich, Oesterreich und Amerika im Telegraphen- und Signalwesen hervorragend vertreten. Hier finden wir den elektrochemischen Apparat von Sömmering vom Jahre 1809, der auf der Zersetzung des Wassers basirte, ferner alle die zahlreichen Erfindungen von Siemens, Schmidt (Sachsen), den ersten Farbschreiber von John (Böhmen) und den erst vor wenigen Monaten erfundenen Harmonic Telegraph von Gray (Amerika), der es ermöglicht, mit Hülfe nur eines Drahtes gleichzeitig zwischen sechs Apparaten hin und zurück zu correspondiren. Das Princip des Gray'schen Systems beruht auf der continuirlichen Erzeugung von kleinsten Schwingungen durch einen fortwährend vibrirenden Theil, Stimmgabel genannt. Hebt man diese feinen Vibrationen durch das Lösen eines Hebels in dem einen Apparat auf, so ist die Communication nach den anderen Apparaten augenblicklich unterbrochen. Die Ausführung der Apparate, welche in Chicago gebaut sind, zeugt vom feinsten und gediegensten Geschmack, sowohl was Exactheit der Function, wie auch künstlerische Ausstattung betrifft.

Zur Isolirung der elektrischen Apparate verwendet man in neuester Zeit außer den früher üblichen Stoffen: Holz, Elfenbein, Guttapercha &c. mit großem Erfolge den „Glimmer", der in sehr umfangreichem Maßstabe von Max Raphael, Glimmerfabrik zu Breslau, zu diesem Zwecke verarbeitet wird. Raphael, ein geborner Holländer, bezieht seit dem Jahre 1835 das Rohmaterial aus seinen reichen Glimmerminen Ostindiens und liefert für den gesammten europäischen Continent, sowie auch nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika (Edison bezieht seine Telephon-Membrane sämmtlich von Breslau) seine Fabrikate als: Compaßrosen, Platten und Scheiben in jeder Form, Telephon-Membrane und matte Scheiben für elektrisches Licht, Glimmerspiegel zu Reflectoren und Signalgebungen bei Leuchtthürmen, Platten zu Condensatoren und Blockapparaten &c. Der jährliche Export Raphael's nach Ostindien beläuft sich auf 400,000 Dutzend, nach New-York auf eine halbe Million Glimmerpräparate.

Auf unserer beigegebenen Illustration haben wir die Abtheilung des deutschen Reichs dargestellt. Im Centrum erblickt man die Büste der Germania auf hoher, von Telegraphenkabeln gezierter Säule, modellirt von Eberlein. Rechts von ihr erhebt sich der große elektrische Candelaber von Siemens nach den Entwürfen der Architekten Kyllmann und Heyden. Wir sehen ferner

weiter rechts die Ausstellung der historischen elektrischen Apparate des deutschen Reichspostamts mit den Büsten von O. von Guericke, Steinheil und Anderen, links die Collection der Kabel von Felten und Guilleaume, im Hintergrunde den Pavillon von Siemens und Halske, links im Vordergrunde den mächtigen elektrischen Leuchtthurm, der sich aus einem klaren sprudelnden, von Fächerpalmen und anderen exotischen Pflanzen gezierten Bassin stolz emporhebt, während unten im Wasser Herr Trouvé in seiner elektrischen Gondel durch die kleine Felsengrotte steuert und hoch oben in der Luft der elektrische Ballon von Tissandier seine Fahrten vollzieht. Das Arrangement der deutschen Abtheilung hat in anerkennenswerther Weise der Geheime Oberregierungsrath Elsasser unter Assistenz der Herren Zappe, Keerl und Schulze geleitet. Doch wir brechen heute ab, um Weiteres in unserem zweiten Berichte nachzuholen.

Die Elektricitäts-Ausstellung zu Paris wird am Horizonte der Wissenschaft, der Industrie und des Verkehrs auf lange Zeit ein leuchtendes Gestirn bleiben und dem Menschengeist eine Mahnung sein, nimmer zu rasten auf dem Pfade der Erkenntniß des Weltalls und der Naturkräfte. Immer weiter und weiter dringen wir vor in das Geheimniß der Natur; immer näher gelangen wir dem Ziel unserer Wünsche, unserer Arbeit; doch, wenn wir wähnen, es erreicht zu haben, siehe da, wie ein neckisches Irrlicht wandert es vor uns einher bis in die unendlichsten Fernen und Zeiten.

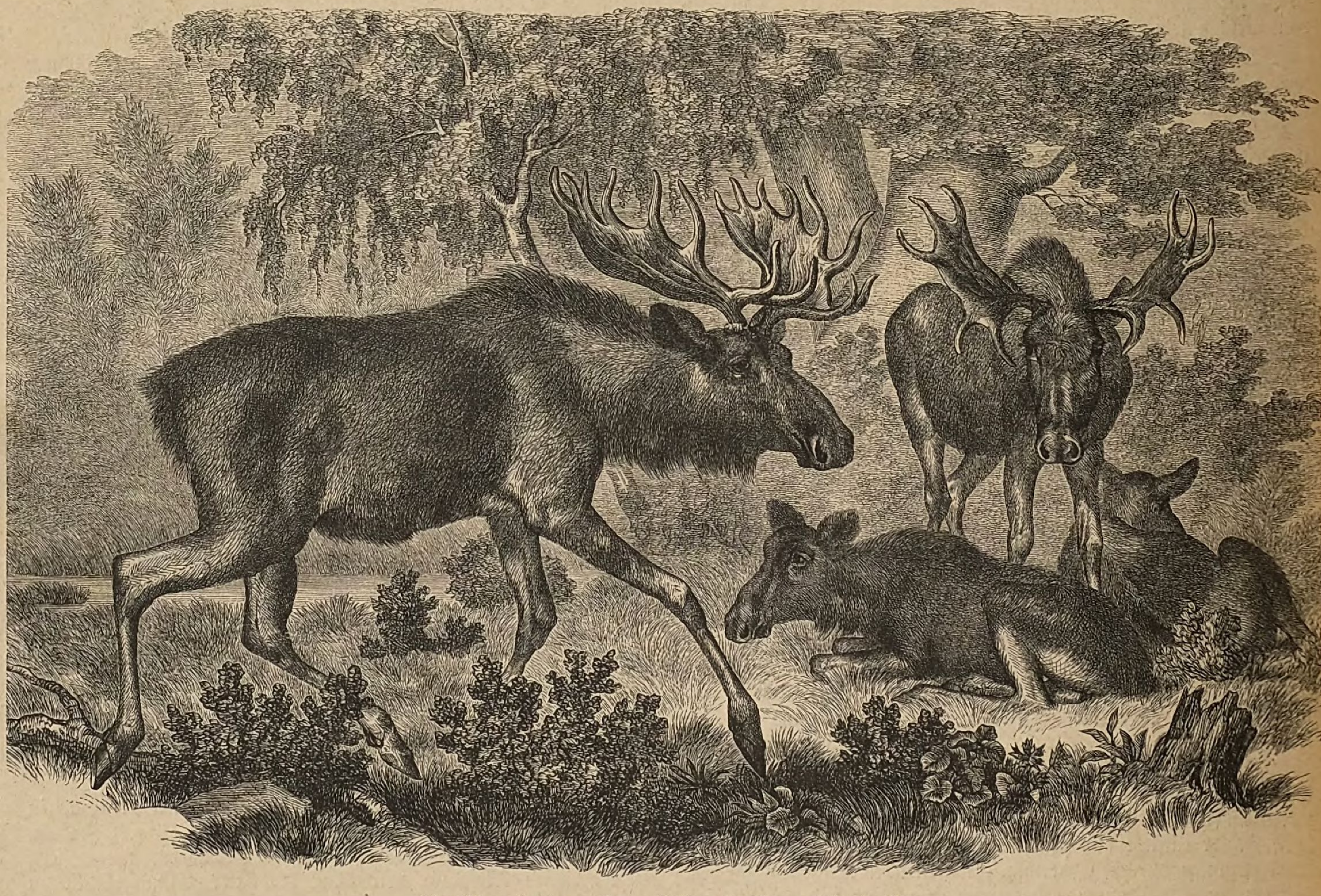
Paris, im September 1881. **C. Hinkefuß.**

Ein aus Deutschland verjagtes Königsgeschlecht.

Einst, in grauer Vorzeit, war das Elch der König unter den Thieren des deutschen Waldes. Gewaltig war seine Erscheinung, wenn es rudelweise seine weiten Reviere, die Urwälder Germaniens, durchstreifte. Die stärksten Rosse an Höhe überragend und seine buschige Mähne emporsträubend, bahnte es sich gewaltsam den Pfad durch die Wildniß; mit seinem eigenthümlich geformten, oft gegen fünfzig Pfund schweren Geweih zerbrach es die dicht herabhängenden Aeste des jungfräulichen Waldes; es schwamm über die breitesten Ströme und glitt geschickt über die gefährlichsten Moorbrüche; selbst den Raubthieren des Nordens wußte es wohl zu trotzen und tödtete den Angreifer mit einem einzigen Stoß seines schaufelartigen, gezackten Geweihs oder einem Schlage seiner mächtigen Hufe. Es war ein königliches Thier, dem gern die Fürsten nachstellten, wie es in dem Sagengedicht von Siegfried heißt:

„Darnach schlug er wieder ein Wisent und ein Elk,
Starker Auer viere und einen grimmen Schelk."

Die ersten römischen Krieger, die in die germanischen Wälder eingedrungen waren, erzählten nach ihrer Rückkehr in die Stadt mit den sieben Hügeln fabelhafte Dinge von dem „deutschen Hirsch", und selbst Julius Cäsar berichtet noch, daß der „Alces" des hercynischen Waldes Füße ohne Gelenke habe, um zu ruhen, sich an Bäume lehne und, wenn er einmal gefallen sei, nicht wieder aufstehen könne. Später zeigten die Legionisten das Elch als Curiosum auf den Straßen Roms und in dem Circus.



Elenthiere in dem ostpreußischen Forste zu Ibenhorst.
Originalzeichnung von T. F. Zimmermann.

Im Mittelalter begann ein förmlicher Vernichtungskrieg gegen dieses stolze Edelwild. Die damaligen königlichen und fürstlichen Jagden dienten nämlich keineswegs zur ausschließlichen Belustigung des höfischen Adels; das Waidmannswerk war nicht nur eine Vorschule des damaligen Kriegswesens, sondern auch ein wichtiges Moment in der Vorbereitung der kriegerischen Ausrüstung.

Bevor man in das feindliche Land zog, ging man in der Regel zunächst auf die Jagd, deren Ausbeute den Proviant des ritterlichen Gefolges bildete. In solchen Fällen war das Elch, auch Elenthier genannt, ein willkommenes Jagdwild; denn es lieferte außer seinem

schmackhaften Fleische, noch ein vorzügliches Leder, welches, dank seiner Festigkeit, den Krieger vor feindlichen Geschossen in hohem Maße beschützte. Selbst als die Feuerwaffe allgemein eingeführt wurde, trug der Soldat mit Vorliebe Kleidungsstücke aus Elenleder, und die Helden des dreißigjährigen Krieges sehen wir in Elenkollern streiten und fallen. Sagt doch in „Wallenstein's Lager" der Wachtmeister von seinem Feldherrn:

„Ja, daß er fest ist, das ist kein Zweifel;
Denn in der blut'gen Affair bei Lützen
Ritt er euch unter des Feuers Blitzen
Auf und nieder mit kühlem Blut.

Durchlöchert von Kugeln war sein Hut,
Durch den Stiefel und Koller fuhren
Die Ballen, man sah die deutlichen Spuren;
Konnt ihm keine die Haut nur ritzen,
Weil ihn die höllische Salbe thät schützen."

Worauf der mehr nüchterne „erste Jäger" erwidert:

„Was wollt ihr da für Wunder bringen!
Er trägt einen Koller von Elendshaut,
Das keine Kugel kann durchdringen."

Daß der Glaube an die schützende Eigenschaft des Elenkollers wohl auf Uebertreibung beruhte, beweist uns übrigens dieselbe Lützener Schlacht, in welcher auch Gustav Adolf ein Elenkoller trug und doch das Leben lassen mußte.

Mit der zunehmenden Ausrottung der Wälder lichtete sich bedeutend der Bestand des Elchwildes in Deutschland, bis in Sachsen das letzte Elen im Jahre 1746 und in Schlesien im Jahre 1776 erlegt wurde. Gegenwärtig findet man dasselbe in geringer Anzahl von höchstens 100 Stück nur an der äußersten nord-östlichen Kante des deutschen Waldgebietes in dem Forste von Ibenhorst bei Memel. Auf diesem Waldcomplex, welcher aus etwa 2000 Morgen mit Kiefern, Fichten und Birken bewachsenen Höhenboden, aus 6000 Morgen Torfmooren und etwa 40,000 Morgen Erlenbruch besteht, fristet der ehemalige König unseres Waldes ein kümmerliches Dasein, vor dem todbringenden Blei des Feuerrohres durch strenges Jagdgesetz geschützt.

Die Erscheinung des gewaltigen Thieres gemahnt uns durch das eigenthümlich geformte Geweih und das sonderbare fast viereckige Maul an die Ungeheuer der vorsündfluthlichen Zeiten. Die Leibeslänge eines erwachsenen Hirsches beträgt 2,6 bis 2,9 Meter, die Höhe am Widerrist 1,9 Meter. Das Weibchen, welches in der Jägersprache das „Thier" genannt wird, steht in der Größe dem Elchhirsche kaum nach, ist jedoch ein wenig schmäler gebaut und trägt kein Geweih.

Außerhalb Deutschlands lebt noch das Elen in Skandinavien und in den Ostseeprovinzen, von denen eine, Kurland, diesen „Roßhirsch" der alten Deutschen in seinem Wappen führt. In ziemlich bedeutender Zahl findet sich ferner das Elch auf dem asiatischen Festlande und in Nordamerika, wiewohl auch dort sein Bestand bereits stark gelichtet wurde.

Die Elche in dem Ibenhorster Forste zeigen in letzter Zeit eine sehr geringe Fruchtbarkeit, sodaß die Befürchtung nahe liegt, daß auch diese letzten Repräsentanten dieses Hochwildes auf deutschem Boden bald aussterben werden. Um so mehr hat man also das Recht, sie schon heute als eine aus Deutschland verjagte Art zu bezeichnen, und um so größeres Interesse dürfte unsere heutige naturgetreue Abbildung des Thieres bei unseren Lesern erwecken.

Mutter und Sohn.

Von A. Godin.

(Fortsetzung.)

30.

Der Eindruck, welchen Paris auf Siegmund machte, war überwältigend. Diese glänzende, tausendfarbige Welt, die mannigfaltige, immerwährende, ungeheure Bewegung, diese imposanten Paläste und Boulevards, die wimmelnden Straßen mit all den reizvollen Einzelbildern berauschten sein Auge, während er vom Bahnhofe nach dem „Grand Hôtel" fuhr, um in diesem Riesenpalaste vorläufig abzusteigen. Jede Reisemüdigkeit war verschwunden; nachdem er sich umgekleidet und sich über die einzuschlagende Richtung orientirt hatte, drängte es ihn vorwärts — hinaus.

Der Weg nach dem Bankhause Selettier, seinem nächsten Zielpunkte, ließ sich zu Fuße zurücklegen. Warmes goldenes Licht fiel über den schönen Boulevard des Capucines, umspielte die gewaltigen Stufen der Madelaine, in deren Nähe alle Blumen, welche die Gärten noch versagten, verschwenderisch ausgebreitet lagen. Siegmund eilte mit leichtem Tritt über das breite Trottoir der schönen Straßen, alle Sinne lebhaft beschäftigt, aber dennoch mitten unter dem überall sich zudrängenden, lächelnden Neuen nur von einem Gedanken beherrscht. Jeder schnelle Pulsschlag galt diesem einen Gedanken: Heute noch werde er seine Mutter wiedersehen, ihre Stimme hören, ihren Augen begegnen — davor trat jetzt Alles in den Hintergrund; nur diese Gewißheit fieberte in ihm.

Das Bankhaus lag vor ihm, ein Palast. In die Comptoirräume eingeführt, übergab Siegmund einem jungen Manne, der nach seinen Wünschen fragte, seine Karte mit dem Ersuchen, dieselbe dem Chef des Hauses zuzustellen, den er zu sprechen wünsche. Nach sehr kurzem Verzug öffnete sich ihm das Privatcabinet des Banquiers; dieser, ein noch junger Mann, erhob sich bei seinem Eintritte vom Schreibpulte und fragte in höflichster Weise, aber ohne zum Niedersitzen einzuladen, womit er dienen könne.

„Entschuldigen Sie die Störung!" sagte Siegmund; „ich komme, mir die Pariser Adresse Mr. Alfred de Clairmont's zu erbitten, dessen Geschäfte Ihr Haus führt und der gegenwärtig hier anwesend ist."

Der Banquier zuckte die Achseln:

„Kein Irrthum, Monsieur? Ich möchte die Anwesenheit Monsieurs in Paris bezweifeln."

„Frau von Riedegg, meine Mutter, die dem Hause ihres — unseres Verwandten vorsteht, gab mir kürzlich Nachricht von hier aus —"

Der Banquier ließ einen neugierigen Blick über die elegante Erscheinung des in Civil gekleideten jungen Mannes gleiten.

„Ah!" sagte er — und dann: „Die Beziehungen sind nur geschäftlichen Charakters, wahrscheinlich kein Anlaß vorhanden, das Haus zu benachrichtigen. Erlauben Sie —"

Er stand auf, öffnete die Thür und rief einen der im Comptoir arbeitenden Herren herbei.

„Mr. Pinel, sehen Sie doch gefälligst das Datum der letzten Eintragung für Madame Geneviève Clairmont nach —"

„Riedegg," verbesserte Siegmund.

„Pardon, Monsieur! Die Zusendungen Madames werden nach Weisung auf den Namen Monsieurs gebucht."

Siegmund's frappirter Aufblick begegnete einer Miene, die ihn reizte. Nun kehrte der Comptoirist zurück.

„Ancona, 5. März, Madame Geneviève Clairmont, zwanzigtausend Franken."

„Sie wissen von keinem Avertissement einer Rückkehr nach Paris, Mr. Pinel?"

Der junge Mann verneinte schweigend und zog sich zurück.

„Bedauere —" sagte der Chef.

Das Wort hätte ebenso gut Adieu heißen können.

Siegmund empfahl sich. Verstimmt, unbefriedigt wanderte er auf dem Trottoir ohne Ziel und Richtung. Mehr noch als die erlittene Täuschung ging Anderes ihm im Kopfe herum. Weshalb streifte seine Mutter hier den Namen ab, den sie daheim trug? Hatte sie im Anschlusse an Clairmont diesen Namen seines Vaters überhaupt freiwillig aufgegeben? Die quälenden Zweifel regten sich neu; auch die offenbare Unlust des Banquiers, ihm Rede zu stehen, eine gewisse Geringschätzung, die nicht in dessen Worten, wohl aber in seinem Tone gelegen, als von Frau von Riedegg die Rede gewesen, wirkten nun auf seine Stimmung nach. Er überlegte, ob es zweckmäßiger sei, sich an die österreichische Botschaft oder an die Polizeipräfectur zu wenden, um das Domicil seiner Mutter zu erforschen. Jedenfalls schien es rathsam, sich im Gesandtschaftshôtel über die localen Verhältnisse zu orientiren. Sein Paß sicherte ihm dort jedes Entgegenkommen.

Während er ganz vertieft immer vorwärts, vorwärts ging, ohne weiteren Blick für das schöne Paris, das ihn zuvor so sehr bezaubert, rief eine Stimme ihn lebhaft an:

„Riedegg?"

Er blickte erstaunt auf und sah dicht vor sich ein elegantes Cabriolet, dessen Insasse, ein österreichischer Genie-Officier in Uniform, bereits das Pferd angehalten hatte, dem Groom die Zügel zuwarf und hinabsprang. Siegmund erkannte einen jungen Cameraden, mit welchem er während der Feldzugszeit im gleichen Corps gestanden und häufig verkehrt hatte. Lieutenant Edler von Horn war ein Verwandter Friesack's und schloß sich damals den beiden Freunden als gern gesehener Dritter an.

„Also Du bist es wirklich, Camerad! Bravo! Seit wann bist Du hier? Erst seit heute? Na, dann darf ich Dir keinen Proceß darüber machen, daß Du mich nicht aufgesucht hast."

„Was auch nicht geschehen wäre; ich hatte keine Ahnung —"

„Du weißt also nicht, daß ich seit Neujahr als militärischer Attaché zur hiesigen Gesandtschaft commandirt bin? Neue Mode des Kaiserreiches, gar nicht übel für Den, der sie mitmachen darf! Uebrigens wärest Du mir keinenfalls entronnen; denn Du hättest Dich doch einmal im Botschaftshôtel gezeigt. Hast nichts vor? Begleite mich! Ich bin im Begriff, nach Hause zu fahren und mit Freunden zu diniren. Du wirst gut speisen und charmante Leute kennen lernen. Einverstanden?"

Siegmund überlegte. Der erste Impuls, sich über den Zweck seines Hierseins zu äußern, ward durch die instinctive Unlust zurückgedrängt, mit Einem, der ihn kannte, von seinen ihm selbst so wenig klaren Privatangelegenheiten zu sprechen. Jedenfalls wollte er das erst noch bedenken. Da erwachte ihm ein plötzliches Besinnen, das nur durch die Schärfe der erfahrenen Eindrücke zurückgedrängt worden: der letzte Brief seiner Mutter hatte ihn angewiesen, seine Antwort an sie Paris, poste restante zu richten. Das hob jede Schwierigkeit. Nachdem ihm nicht geglückt war, ihre Adresse sofort zu erfahren, war es das Einfachste, ihr die seinige durch zwei Zeilen zugehen zu lassen. Der Wunsch, zu überraschen, lag ohnedies schon hinter ihm.

„Nun, Zauderer?" mahnte der Andere. „Hast Du keine Lust, oder sonst etwas in petto?"

„Nichts! Nur müßte ich zuvor auf der Centralpost ein Wort abgeben."

„Ich bringe Dich zum Bureau! En avant!"

Siegmund stieg ein. Es war ihm nicht unwillkommen, die für heute unvermeidlichen Wartestunden auszufüllen, und als er dem Vorschlage des Cameraden zustimmte, nahm er sich vor, sich aller fruchtlosen Grübeleien so gut wie möglich zu entschlagen. Sein Gefährte war wie geschaffen dazu, ihm dies zu erleichtern; sein rascher, sprühender Geist rührte an hunderterlei Interessantes, dessen Stoff bald der Vergangenheit, bald der Gegenwart angehörte. In seiner echt süddeutschen Freude am „alten bekannten Gesicht" ließ er Siegmund nicht mehr los. Nachdem dieser auf dem Postbureau zwei Zeilen geschrieben und zurückgelassen hatte, mußte er ihm nach dem Quai d'Orsay folgen, sich das reizend kokette Hôtel der Botschaft zeigen lassen und in Horn's nahe gelegener Wohnung mit ihm die Herren erwarten, welche ihn dort, nach Abrede, abzuholen kamen.

Bald fanden sich zwei Attachés der österreichischen Gesandtschaft und ein Officier der Garde du Corps ein; die jungen Leute fuhren nun nach dem Rocher de Cancale, um dort zu diniren. Es war zwischen sechs und sieben Uhr, die Sonne im Untergehen, alles Glänzende, Verführerische, Reizende der Straßen und Plätze von goldener Helligkeit überfluthet, jede Thurmspitze erglühend. Lebhaft angeregt durch Alles, was er sah, gab sich Siegmund wirklich, wie er sich vorgenommen, ganz der Stunde hin. Sein feiner, energischer Geist erfaßte im Fluge jedes Thema, das während der Stunden des ziemlich verlängerten Diners berührt wurde, und die Courtoisie, mit der er von seinen Landsleuten und dem französischen Officier aufgenommen worden, nachdem ihn Lieutenant Horn in auszeichnender Weise vorgestellt, nahm den Ausdruck unverhohlenen Interesses an. Die Herren wetteiferten in Anerbietungen, ihn mit Paris, dem Pariser Leben bekannt zu machen. Es gab schließlich kaum ein allgemeines Thema, das unberührt geblieben wäre, und der wechselnde Gebrauch deutscher und französischer Sprache, wie er in Anwesenheit eines Franzosen nicht ausbleiben konnte, gab der Conversation noch mehr Pikantes. Geist und Sitten der Nationen kamen zur Sprache. Obgleich Siegmund sich mit der tactvollen Zurückhaltung eines hier Fremden äußerte und seine Bemerkungen meist als Fragen formulirte, ward seine Auffassung der Pariser Sitten, wie sie sich unter dem Kaiserreiche gerade in den Sechsziger Jahren gestaltet hatten, von dem französischen Officier lebhaft bekämpft. Dieser behauptete, daß die Sittlichkeit in allen großen Städten Europas so ziemlich auf gleichem Niveau stünde.

„Paris hat nur mehr Accent als Ihre deutschen Großstädte," schloß er; „deshalb drücken sich seine Humore lebhafter aus — im Uebrigen können Sie eben so gut vom Winde verlangen, daß er sich nicht rege, als Unverdorbenheit von einer Weltstadt."

„Ich selbst bin ein Kleinstädter und spreche aus keiner Erfahrung," erwiderte Siegmund. „Doch interessire ich mich für alle Erscheinungen des modernen Culturlebens; gestatten Sie mir eine Frage: galt, was Sie eben sagten, den Individuen oder der Gesammtheit? In letzterem Falle glaube ich nicht, daß Sie Recht behalten. Ihr Land war mir von je besonders interessant; ich wünschte längst, hoffte bestimmt Paris zu besuchen, und las, erfuhr Manches über Pariser Leben. Davon blieb mir aber ein bestimmter Eindruck zurück: mir scheint, daß hier fatalistische Zerstörungen keimen, die bei uns ihres Gleichen nicht haben und in ihren Folgen verhängnißvoll werden müssen."

„Zum Beispiel?" fragte der Officier.

„Zum Beispiel das verderblichste aller Systeme, das Spionensystem oder auch die Masse von Spielhöllen, welche neuerdings hier wie Pilze aufschießen sollen."

„Bah," warf der Officier ein — „dieses Wort, deutsch gesprochen, klingt schwarzroth wie die Hölle selbst und bezeichnet schließlich doch nur einen Zeitvertreib, den Viele sich erlauben können, ohne Schaden an Leib und Seele zu nehmen, gegen das Ihre Homburger und Wiesbadener öffentlichen Banken weit schwerer in das Gewicht fallen."

„Darum eben werden sie aufgehoben — Sie hörten sicher, daß sich dieses vorbereitet —"

„Soit! nun fragt es sich, was verdammen Sie so energisch? Wer diese Sitten haßt, kann durch Fernebleiben persönliche Censur dagegen üben. Spielhöllen! Was nennen Sie so? Man geht in diese Häuser, um überhaupt auszugehen, um hier und da ein ernsthaftes Spiel zu machen, ohne daß unsere Vorgesetzten uns im Club zuschauen. Mon Dieu! Diese Salons gehören oft Leuten aus ganz guten Familien, mit denen Jeder umgeht, so lange kein öffentlicher Eclat stattgefunden."

„Und wenn nun ein solcher Eclat entsteht?"

Der Officier zuckte die Achseln.

„Dann verschwindet Monsieur oder Madame, um anderwärts wieder aufzutauchen."

„Mir unbegreiflich, wie man sich entschließen mag, den Fuß über die Schwelle solcher Leute zu setzen, die von der Infamie leben," warf Siegmund lebhaft ein.

„Wirklich, Herr Lieutenant, Sie sind zu rigorös," bemerkte einer der Attachés.

„Sie sollten sich das in der Nähe ansehen," meinte der französische Officier; „nur um Ihrer Strenge die Spitze abzubrechen. Ein Vorschlag, Messieurs! Wie wär' es, wenn wir nach dem Theater einen Abstecher zur Place Royale machten? Es handelt sich um einen Salon des eben besprochenen Schlages," wandte er sich zu Siegmund, „einen Salon, dem ein vollendeter Weltmann präsidirt und wo eine süperbe Frau die Honneurs macht."

„Eine Dame?" fragte Siegmund wegwerfend.

„Nur die Dame des Hauses. Eine Französin, der man aber einen Beinamen gegeben hat, welcher aus einer Ihrer Opern stammt. Wir nennen sie ‚die Königin der Nacht'. Nun, stimmen Sie zu? Man muß die Gelegenheit wahrnehmen, seine Vorurtheile abzulegen."

„Von Vorurtheilen kann hier keine Rede sein," antwortete Siegmund etwas trocken; „mir sind dergleichen Existenzen in der Seele zuwider, was aber kein Grund ist, die Herren in Ihrem Programm zu stören. Ich bin für heute ganz der Ihre und schließe mich jeder Excursion an, welche Sie belieben."

„Bravo!" rief Horn. „Wir nehmen Dich beim Wort."

31.

Als die jungen Leute das Theater verließen und einen der dort stationirten Wagen anriefen, um nach der Place Royale zu fahren, war es einhalbzwölf Uhr. Waren auch die glänzenden

Magazine nun geschlossen, so blieb doch Paris durch seine zahllosen Gasflammen auch jetzt noch mit einem Gefunkel übersäet, das Siegmund's ungewohntem Auge märchenhaft erschien. Seine Lebensgeister waren hochgespannt; das Interesse an all dem Neuen, das ihm bei jedem Aufblick entgegensprang, wuchs, je mehr er davon genoß, und neugierig sah er der letzten Scenerie entgegen, die sich ihm als Schlußtableau dieses bilder- und gestaltenreichen Abends aufthun, seine noch so beschränkte Weltkenntniß nach einer fremden Sphäre hin erweitern sollte.

Der Wagen hielt vor einem Gitter, das einen nur schwach erleuchteten, mit Bäumen besetzten Hof oder Vorgarten abzugrenzen schien; das Thor war unverschlossen. Als sie ausgestiegen und das innere Terrain betraten, vernahm Siegmund das gleichmäßige Plätschern eines Springbrunnens, das etwas so Einschläferndes hat, wenn man das Wasser nicht sieht.

Alles, was seinem Auge begegnete, widersprach den Schilderungen, die er von ähnlichen Etablissements kannte. Ein altes Haus, zwischen Hof und Garten gelegen, von stillem, vornehmem Eindrucke, alle Fenster der Parterreräume, einzelne der Beletage mild erleuchtet. Keine Blumen, nur eine dunkle Pflanzenpyramide in der weiten Halle, die als Entrée diente. Dort nahm ein Diener ohne Livrée, mit grauem Haar, den Herren die Ueberzieher ab und öffnete, nach einem schnell recognoscirenden Blicke, ohne sie zu melden, die Thür zu einem langen Saal ebener Erde. Siegmund's Falkenblick überflog neugierig den mit kostbarer, fast strenger Eleganz ausgeschmückten Raum. Tiefdunkles Getäfel mit Einfassungen von Silber, einige hohe Spiegel in gleichfalls silbernen Renaissancerahmen, mehrere alte Oelgemälde, ein prachtvoller Kamin von weißem Marmor, das Ameublement von Palissanderholz mit silbernen Inkrustationen. Kein Gas, nur Wachskerzen in großer Fülle an den Wänden, auf den Tischen vertheilt. Dunkle Sammetvorhänge mit silbernen Fransen besetzt verhüllten die Fenster und theilten den Saal von anstoßenden Räumen ab.

Eine halbrunde Ottomane, von Plauderern besetzt, ein runder Tisch davor, der einige Karaffen mit Wein trug, füllte die Ecke links am Eingange, während im tieferen Theile des Saales eine Anzahl von Spieltischen vertheilt war, die, alle besetzt, zum Theil von Zuschauern oder Wettenden zwei- und dreifach umringt wurden. Die Unterhaltung war keineswegs laut, schien aber animirt; Niemand nahm von den neu Eintretenden Notiz.

„Voilà le Chevalier," sagte der Officier vom Garde du Corps zu Siegmund, indem er mit den Wimpern einen eleganten, nicht mehr jungen Mann bezeichnete, der, die Karten in der Hand, mit dem Rücken gegen die Thür, an einem der Ecarté-Tische saß. „Er ist beschäftigt; wir wollen ihn nicht stören, sondern uns lieber gleich in den kleinen Salon begeben, damit ich Sie der Dame des Hauses vorstelle."

„Ist das nothwendig? Sonst lassen Sie mich lieber hier!"

„Unerläßlich," winkte der Franzose und bewegte sich vorwärts. Die Anderen folgten. Siegmund's aufmerksame Augen erblickten, nachdem sich die Portièren getheilt, einen mäßig großen Salon, dessen anmuthige Ausstattung den Eindruck gewählten Comforts machte.

Ganz in der Tiefe des Zimmers war eine Reihe von bequemen Fauteuils um einen großen Tisch gruppirt, momentan aber nicht besetzt. Die acht oder zehn Herren, welche sich in diesem Salon aufhielten, umgaben eine in der Nische eines Bogenfensters stehende Dame, welche durch das Gespräch ebenso in Anspruch genommen schien, wie es der Chevalier durch das Spiel war. Sie bemerkte die Eintretenden nicht sogleich. Als es geschah, waren dieselben bereits näher getreten. Die Gruppe, welche die Hausfrau umgab, theilte sich nun, eine hohe, in dunkle Seide gekleidete Frauengestalt trat einen Schritt vorwärts; sie blieb mitten in der Bewegung plötzlich stehen, wie eine schreitende Statue. Ihre großen dunklen Augen hafteten starr auf Siegmund — Mutter und Sohn standen sich gegenüber.

(Fortsetzung folgt.)

Heimstätten deutscher Rheinweine.

Von **Ferdinand Hey'l.**

„Dort weht ein Odem lebensprühend,
Dort tönen Lieder jugendglühend,
Und Weinesdüfte wonnig quellen
Weit auf des schönsten Stromes Wellen.
Wie Stern an Stern, so reiht sich dort
In Hügelketten Ort an Ort,
An jedem Ort ein neuer Wein,
Hier goldig, dort im Purpurschein.
Man wandert aus; man wandert ein —
Man glaubt im Himmel gar zu sein."

O. Roquette.

Ist das ein „seliges Wandern" in diesem weinseligen Herbste durch die Dörfer und Städtchen des Rheingaues! Fröhliche Menschen allerwegen! Denn endlich hält Gott Bacchus wieder Einzug an den Stromufern; endlich lohnt der Erntesegen die saure Mühe, den Schweiß des Winzers. Der grüne Strauß, der Tannenbaum — diese unfehlbaren Zeichen, daß der „Neue" schon im Faß, daß der „Federweiße" schon genießbar — grüßen von den Häusern und ein fröhlich Leben ist eingezogen in jenen Orten, wo in den letzten Jahren manchen Herbst hindurch und trotz des sprüchwörtlichen rheinischen Humors nur ernste Mienen den Wanderer willkommen hießen. Nun aber, wie Simrock singt:

„Hörst du die Glocken tönen!
Stets wechselt Ton mit Ton um:
Bonum vinum! Vinum bonum!"

Aller Wohlstand des Winzers, wie seine Hoffnungen und Befürchtungen beruhen auf dem Ergebniß der Lese. Er bemißt Alles nach dem Quantum Wein, „das er macht"! Und wehe, wenn die Glocken Herbst für Herbst in's Land hinaus läuten: „Bämpelwein! Bämpelwein!" In diesem Herbste aber ist der Rheingauer zurückhaltend mit der „Traube der Freundschaft" — mit den Sendungen an Vettern und Freunde, wie das zur Zeit der Lese sonst wohl üblich. Er kauft diesen Bedarf lieber drüben — über'm Rhein, aber von dem Edelgute aus seinem Wingert „wird Nichts gereicht". Gern zahlt er besonders dafür, daß ihm die Leseweiber und Wingertknechte nur ja nicht das köstliche Gut verkosten. Jeder „Berkel" in erster Lage wird sorgsam behütet.

Wie schwer die Arbeit, wie mühsam das Bestellen der Wingerte mit den segenspendenden Rebstöcken, haben wir den Lesern der „Gartenlaube" (Jahrgang 1867) schon vorgeführt.

Heute mag uns eine weinfröhliche Stimmung durch eine Anzahl der Hauptstätten des deutschen Weinbaues am Mittelrhein führen! Unbestritten gedeiht der edelste Wein der Welt an jenem sanft emporstrebenden Hügelgelände des Rheingaues, welches sich an die waldumsäumten Höhenzüge des Rheintaunus anlehnt, hinabsteigend bis dicht an die Stromufer, bis dicht an das vielbesungene „Silberband" des alten Rhenus.

Da klingt jeder Name schon weinselig und weinfröhlich — und hier auch ist die Hochschule des deutschen Weinbaues. Nur in einzelnen Strichen und Lagen der Pfalz und bei Würzburg gedeihen, dank der Sorgsamkeit der dortigen Weinindustriellen, ähnliche Tropfen — immerhin aber nicht erreichend, was Rauenthal, Johannisberg, Rüdesheim, Steinberg uns wein- und feinduftig bieten. Diese vier Weinorte sind es auch, die mit dem Marcobrunner, Hochheimer und Gräfenberger den ersten Rang beanspruchen, während der rothe Aßmannshäuser alle anderen Rothweine des Rheines um ein Bedeutendes im Werthe überragt.

Da liegt hoch droben auf einem etwa fünfundsechszig Morgen umfassenden Berghügel der vielbesungene Johannisberg, das Besitzthum der fürstlich Metternich'schen Familie seit 1816, ehedem Benedictiner-Abtei, dann Eigenthum des Herzogs von Valmy, des Marschalls Kellermann bis 1814. Den Mönchen danken wir die Urbarmachung des Geländes, und mehr als das — auch die Pflege und Veredelung des Gewächses.

Nur etwa dreißig Stück Wein — der rheinische Weinbauer rechnet immer noch nach Stück — erzielt der Johannisberg durchschnittlich im Jahr, während in seiner Umgebung in Dorf und Klaus (Klus) Johannisberg fast ebenso bevorzugte Edelsorten reifen, wie auf dem eigentlichen Terrain „Schloß Johannisberg".

„Johannisberg, wie jauchzt mein Herz dir zu!
Wohl zeugst von alter, gold'ner Zeit auch du,
Du, den der Sündfluth Grimm einst übrig ließ,
Der Hügel einen aus dem Paradies."



Heimstätten deutscher Rheinweine.

1. Johannisberg. — 2. Steinberg. — 3. Rüdesheim. — 4. Rauenthal. — 5. Liebfrauenkirche bei Worms. — 6. Hoch



zeichnung von Ferdinand Lindner.

Ingelheim. — 8. Aßmannshausen. — 9. Hattenheim. — 10. Geisenheim. — 11. Marcobrunn. — 12. Scharlachberg.

So singt Gustav Pfarrius. — Nicht die gesammte Fruchtbarkeit des Johannisbergs kommt in den Handel. Indeß wird immerhin noch ein gut Theil trefflichen Stoffes der öffentlichen Auction — wie dies rheinische Sitte ist — ausgesetzt. So gelangt der Johannisberger auch an minder hohe Sterbliche, wenn sie nur des edlen Metalles genug besitzen, um den Edeltrank damit aufwägen zu können — denn er bietet sich dem Trinker nicht um „schnödes Kupfer“. Mit Gold will er heute aufgewogen sein. —

Nicht allzu fern von diesem hochgerühmten Weingarten wächst der Steinberger auf einem Flächenraum von etwa achtzig Morgen in nächster Nähe der bekannten Weinorte Hallgarten und Hattenheim, kaum eine Stunde vom Rhein entfernt. Auch diesen Rebberg rodeten geistliche Herren — die Mönche vom Kloster Eberbach — an, und schon seit siebenhundert Jahren half der Steinberg den Ruhm des Rheingaues verbreiten. Leiteten doch von hier aus die frommen Herren des Klosters ihren ausgedehnten Weinhandel, der später seinen Hauptstapelplatz in Bacharach zur Verladung rheinab fand. Bis heute hat sich das Lob der frommen Mönche erhalten. Vielbesungen und vielbeneidet waren die feinen Zungen ihrer weinkundigen Kellermeister, deren Stopfenzieher stets ebenso bereit waren wie ihre geistlichen Breviere. Auch der Steinberg verdankt seinen bedeutenden Ruf der trefflichen Behandlung und Bewirthschaftung, welche er von jeher bis auf unsere Tage erfahren, und unter nassauischer wie preußischer Domainenverwaltung ist sein Werth und sein Name nur gesteigert und gefördert worden. Die Ergebnisse der einzelnen Abtheilungen: des Rosengartens, des goldenen Bechers, des Pfänzers und Zehnthäuschens — wie diese Abtheilungen des ummauerten Steinberges heißen — lagerten und lagern schon seit Jahrhunderten in den „heiligen Hallen des Rheinweines“, in den Kellern des Klosters Eberbach, welche wir unseren Lesern ebenfalls in der „Gartenlaube“ (Jahrgang 1868, S. 276 und 1871, Nr. 45) schon geschildert haben. Hier ist das berühmte „Cabinet“ — und daher der Name „Cabinetswein“ — vielleicht auch weil die ausgesuchtesten Weine an Cabinete versendet wurden.

„Seht, im Herzogsglanz
Rückt der vom Steinberg an, bewußt, bedächtig.
Den Helm umblüht ein stolzer Siegeskranz;
Sein Wesen ist wie eines Fürsten prächtig.“

Den beiden Vorgenannten gesellt sich im Rufe als würdiger Genosse der Rauenthaler, ein kräftiger, kerniger Bursche, der sich eines hervorragenden Bouquets, einer absonderlich feinen Blume rühmen darf. Auf den Höhen des vielbesuchten Winzerdörfchens Rauenthal, und hauptsächlich nur in Berglage, geschützt vor rauhen Winden und ebenfalls kaum ein Stündchen vom Rhein entfernt, „kommt er zur Welt, auf sonnigem Stein“. In mancher Ausstellung, in manchem Wettkampf hat er im Verein mit dem Steinberger schon über den Johannisberger gesiegt, und ein unbestrittenes Verdienst des Procurators A. Wilhelmj (Vater des weithin bekannten Violinvirtuosen August Wilhelmj) ist es, diesen Edelwein zu erneutem Rufe und Glanze geführt zu haben.

Alle diese Edelsorten, wie auch die nächst denen zu nennenden, entstammen der Rieslingtraube, die an feinem Arom von keiner andern Rebgattung übertroffen wird. Aber gerade ihre edle Natur bedarf der größten Sonnenwärme, um zur vollständigen Reife zu gelangen. Dies ist auch die Ursache, weshalb mancher Mittelwein in einzelnen Jahren an anderen Orten leidlich reifen kann, während die Edelgewächse des Rheingaues bei ungünstigen Bedingungen die Erwartungen oft genug täuschen, indem sie den Zustand der eigentlichen Edelfäule nicht immer erreichen. „Edelfäule“! Ein wunderliches Wort für den Laien. Und doch so wesentlich für den Weinbauer.

Als im Jahre 1811 die Lesezeit bereits unbenutzt vorüber — ob in Folge der Invasion oder, wie Andere wollen, durch einen Rechtsstreit um den Zehnten veranlaßt — als Frost und Schnee die Beeren bereits in hohem Grade angegriffen, wollte man auf die Lese in der Gemarkung Johannisberg ganz verzichten. Man las dennoch — und der Lohn war eine Crescenz, die bis dahin nicht erreicht war.

Der Frost hatte die wässerigen Theile der Beeren ausgeschieden; Zuckerstoff und Alkohol blieben zurück. Seit jener Zeit erwartet man in den besten Lagen den Eintritt dieser „Fäule“ und läßt dann den Berg mit Stäbchen, Traube für Traube „aus- und ablesen“, sodaß nur die reifsten Beeren zuerst in kleinen Schalen gesammelt und für sich gekeltert werden, ehe die ganze Traube dem Schnitte der Winzer fällt. Daher die Bezeichnung „Auslese-Wein“, d. h. nicht Wein aus ausgelesenen Trauben, sondern aus ausgelesenen Beeren. Mancher Winzer macht sogar eine erste, zweite und dritte Auslese, ehe er den Rest der Trauben der Kelter überantwortet. Solche Weine können nicht billig sein.

Begünstigt aber ein glückliches Sommerwetter die Reife, dann ist jahrelanger Schaden durch Mißwachs mit einem Schlage gebessert und hoch steigen die Preise der Auslesweine. Nur trage sich der Wanderer am Rhein nicht mehr mit dem kühnen Gedanken, daß ihm mit jedem Glase Rheinweines einer Heckenwirthschaft ein solches Tröpfchen credenzt werde! Diese Weine haben auch am Rhein jeder Zeit einen hohen Preis.

Vielleicht der älteste, nach seinem Umfange jedenfalls der bedeutendste Weinort des Rheingaues ist Rüdesheim, jenes Städtchen, welches auf quarzhaltigem Thonschieferboden einen kräftigen Feuerwein hervorbringt. Hochan streben die Terrassen des Rüdesheimer Berges, gestützt durch Mauerwerk, ausgenutzt bis in das kleinste Winkelchen; nunmehr ist der Berg auch gekrönt durch das Nationaldenkmal, errichtet zur Erinnerung an die Wiedervereinigung aller deutschen Stämme, umduftet in der Frühsommerzeit von der edelsten Rebblüthe des Rheins.

Dem Rüdesheimer Berge gleichwerthig und an ihn örtlich grenzend sind die Auslesen des Bischofsberges, der sogenannte Hinterhäuser und Rottläder.

Der nächste Verwandte des Rüdesheimer Goldtrankes ist der Geisenheimer, der mit seinen bevorzugten Lagen: Kosakenberg, Rothenberg, Moosberg und — Katzenloch, bis an die Gemarkungen Rüdesheims heranreicht und, wie dieser, auf keiner besseren Weinkarte fehlen darf. Etwas milder und doch ein feuriger Rheinwein, zählt er zu den gelobtesten der Rheingauer Edelsorten und hat sich — dank der Fürsorge der seit Jahrzehnten dort heimischen Weinfirmen — den Ruf großer Reinheit und vorzüglicher Behandlung erworben. Lieblich muthet der saubere Ort mit seinen rothen Sandsteinthürmen, weithin leuchtend in dem Panorama des eigentlichen Rheingaues, den Wanderer an.

Da liegt dicht an der Landstraße unfern des Rheines, zwischen Hattenheim und Erbach, der Marcobrunn, eine Weinlage, die indessen nur geringen Flächenraum beherrscht. Marcobrunn! Nach früherer Auslegung war dieser Brunnen dem heiligen Marcus geweiht, sicherer ist die Herleitung von Marktbrunnen oder Brunnen an der Gemarkungsgrenze; denn er liegt auf der Scheide zwischen Erbach und Hattenheim. Und als eines Tages die Erbacher einen Grenzpfahl an dem klaren Brünnlein aufrichteten mit der Inschrift: „Marcobrunn. Gemeinde Erbach,“ antworteten die Hattenheimer auf ihrer Seite mit dem öffentlichen Anschlag:

„So ist es recht, und so muß es sein:
Für Erbach das Wasser, für Hattenheim den Wein!“

Ernst entbrannte die Fehde nicht; denn beide Ortschaften reichen sich über der Höhe des Strahlenberges (so heißt der eigentliche Weinberg von Marcobrunn) die nachbarlichen Hände, zufrieden, daß Jeder sich eines hervorragenden Edelweines rühmen kann. Das Eisenbahngleis hat den Berg mitten durchschnitten — leider! denn es ist schade um jeden Zoll Erde, der hier dem Schienenweg gewichen. Der Rheinreisende eilt im Fluge mitten durch die hochgelobte Pflanzung, nur zur Zeit der Rebenblüthe daran erinnert, daß hier wohl „Außergewöhnliches“ sich zur Reife vorbereitet.

„Es heißt, zu Marcobrunn ist er geboren,
Ein Minnesänger, recht ein Hochhinaus,
Er scheint verliebt dazu bis an die Ohren.“

Das Winzerdörflein Hattenheim nannten wir schon. Es herbergt jetzt das „große Faß von Hattenheim“, ein Gebinde, das volle 64,000 Flaschen hält. War das eine fröhliche Taufe, als die Theilnehmer des in Wiesbaden tagenden Journalistentages, zufällig unter der officiellen Führung des Verfassers, dem Kindlein die erste Weihe angedeihen ließen! War das ein weinseliger Tag — eine Tafelrunde kundiger Ritter und Knappen, die sich dort im Hause des schon oben genannten Großproducenten, des Procurators Aug. Wilhelmj trafen, um durchzukosten, was der Rheingau in seiner besten Laune zu spenden vermag! Und als H. Dickmann (Franz Othen) im geheimnißreichen, magisch beleuchteten Riesenkeller, vor dem Weinkoloß den Weihespruch gethan und Emil Rittershaus das Wort ergriff, wie klangen da die Gläser, die rheinischen Lieder, die Hochrufe hinauf und hinaus zum Lobe des Hattenheimers und seines Spenders! Gar Manchem stieg da erst

ein richtig Bild herauf von jenen Schätzen des Rheines, die nicht gleich dem Nibelungenhort auf dem Grunde des Stromes, sondern auf dem Grunde der rheinischen Keller lagern.

Trefflich improvisirte Freund Rittershaus unter Anderem:

„Ich sag: Gott segne dich, du alter,
Du edler, dunkler, goldner Saft!
Du bist der Schöpfer und Erhalter
Der echten, rechten Lebenskraft.
Auch dich, du junger Wein, ich grüße,
Ich schlürfe dich — mir ist's fürwahr,
Als hättest du geborgt die Süße
Von einem ros'gen Lippenpaar."

Und wohl darf man behaupten, daß kaum anderwärts, nicht nur die Weine so mannigfaltig sich zur Probe bieten, wie hier beim Faß zu Hattenheim, im Etablissement Wilhelmj's, sondern daß auch selten die zur Weinkelterung und Behandlung erforderlichen Räume, wie Brühraum, Kelterhaus, Gährkeller, Lagerkeller &c., sich so belehrend für den Laien in ihrer Einrichtung erweisen wie hier. Möge der Wanderer sich den Besuch des ehemaligen Schlacht- und Siegesfeldes der deutschen Journalisten nicht versagen, wenn ihn der Weg am Dörflein Hattenheim vorüberführt; die Pforte wird mit rheinischer Gastlichkeit gern aufgethan.

Mit den bisher genannten Edelsorten ist die Karte des Rheingaus noch nicht erschöpft; denn der Gräfenberger, der Neroberger, der Winkler Hasensprung, wie der Schiersteiner Hellenberg, der Vollradsberg, die Hallgarter, Kindricher, Erbacher, Mittelheimer, Oestricher und Wallufer, Eibinger und sogar weit drunten die Lorcher Bodenthaler sind guten und besten Klanges, ist doch der ganze Strich des rechten Rheinufers, von Biebrich bis hinab zur ehemaligen und eigentlichen Grenze des mittelalterlichen Rheingaus bei Lorch, ein großer Weinberg.

Eigentlich gehören zu den Rheingauer weißen Weinen noch der Hochheimer und der Scharlachberger, der erstere ein Mainwein, der zweite ein Nahewein. Sie sind aber beide so verwandt mit den früher genannten Weinen, daß unser Künstler ihre Heimstätten mit Recht dem Rahmen seines Bildes einreihte.

Wie zwei stattliche Vorposten schiebt das Rheingau oberhalb und unterhalb die genannten Rebberge vor. Der Hochheimer ist ein voller dunkelgelber Herr, dessen Edelgewächs (der Dom-Dechant, unterhalb und seitwärts der Ortskirche wachsend) an Kraft mit allen anderen Rheingauer Weinen wetteifert.

Der Hochheimer ist der Bahnbrecher für die Weine des Rheingaus in England geworden. Durch seinen kräftigen Gehalt erwarb er sich dort, wo Klima und Lebensweise derartige Getränke erheischen, zumeist seinen verdienten Ruf. Nach ihm nennt der Engländer jeden Rheinwein Hock. „Good hock keeps off the Doctor. — Guter Rheinwein spart den Arzt."

Hoch über Bingen, seitwärts des vielbekannten, durch Goethe verewigten Rochusberges, am rechten Ufer der Nahe, am linken des Rheines erhebt sich der Scharlachberg, eine alte Römerbrücke überragend, durch welche die Nahe ihrer Mündung in den Rhein zueilt. Kobell singt in seinem „Lob vun Binge":

„Die herrlichst Gegend am ganze Rhei',
Des is die Gegend vun Binge';
Es wächst der allerbeschte Wei',
Der Scharlach wächst bei Binge'!"

Und nicht übertrieben ist dieses Lob des Scharlachbergers, obgleich derselbe jeder Kehle und Zunge nicht so „süffig" erscheinen mag wie die eigentlichen Rheingauer Gewächse. Edelwein ist auch er, und wie in allen Dingen ist über Geschmacksachen schwer zu streiten. Aber nirgends tritt der Unterschied für eine feine Weinzunge so hervor, wie hier; denn bei allem Feuer hat der Scharlachberger in Folge des wesentlich verschiedenen Bodens, auf dem er wächst, eine wenn auch schwache Erinnerung an Erdgeschmack, wie dieser den Naheweinen eigen ist.

Weitab von diesen Weingärten allen liegt ein Kirchlein oben am Rhein, das seinen Namen einer Weinsorte verliehen, der gleich dem Weine poetisch anmuthet: die Liebfrauenkirche bei Worms, deren Umgebung die „Liebfrauenmilch" erzeugt. Freilich ist's nur ein Stück Landes von wenigen Morgen, wo alle die Liebfrauenmilch wachsen soll, die uns der Handel als solche bietet.

Nahebei liegt der gelobte Kapuzinergarten, begrenzt von einem weiteren Terrain von etwa zehn Morgen Weingelände, dessen Crescenzen mit noch einer großen Menge anderer hessischer Weine ersten Ranges als Liebfrauenmilch verkauft werden. Indessen Schlechtes stiehlt sich nicht unter diese Firma, und so mag diese oft umgetaufte Milch auch weiter ihre Bewunderer erfreuen, wenn sie nur nicht „sauer" auf den Markt und auf die Zunge kommt.

Aßmannshausen! Dies durch seine Weine und durch Freiligrath für alle Zeiten denkwürdige Dörflein grüßt uns dicht am Rheinufer, unten am Fuße des Niederwaldes, und ladet zur traulichen, lauschigen Ruhe ein.

„Zu Aßmannshausen in der Kron',
Wo mancher Durst'ge schon gezecht" —

sang Freiligrath, und ach! nach ihm, was haben da so viele Tausende dem Rauschen der Wellen im Bingerloch gelauscht und im Genusse des milden und doch feurigen Rebensaftes sich echt rheinisch — berauscht! Unstreitig der beste rheinische Rothwein von mildem Mandelgeschmack, gedeihend auf den südlichen Abhängen der Aßmannshäuser Schlucht, wird er aus blauen sogenannten Burgundertrauben gekeltert und darf die Auszeichnung in Anspruch nehmen, daß er in seiner Eigenartigkeit nirgends auch nur einen ähnlichen Mitbewerber findet. Kein Dorf am Rhein ist poetischer gelegen; kein Wein am Rhein entspricht der Stimmung des Poeten mehr — und deshalb darf das Dörflein sich auch rühmen, schon oft das Ziel deutscher Sänger geworden zu sein.

„Das war zu Aßmannshausen,
Wohl an dem grünen Rhein.
Da zog ich frisch und wohlgemuth
Zum alten Thor hinein.
Zu Aßmannshausen wächst ein Wein,
Ich mein', das müßt' der beste sein,
Der Aßmannshäuser Wein."

Drüben — gegenüber dem Rheingau — auf linkem und hessischem Ufer des Rheines, wächst noch ein rother „Freudenbringer" guten Rufes, der Ingelheimer, zwischen und bei den Ortschaften Ober- und Nieder-Ingelheim. Er ist leichter als der Aßmannshäuser, mild und feurig und durch seine Würze sehr beliebt. Als Zweiter im Range, repräsentirt er würdig die rothen Hochgewächse des Rheines, wird aber jetzt viel zur rheinischen und selbst französischen Schaumweinfabrikation verwendet.

Ingelheim ist der Ort, wo nach der Sage Kaiser Karl der Große von seinem Palaste aus, dessen sparsame Reste sich noch alldorten finden, den Schnee auf den gegenüberliegenden rheinischen Bergen so frühzeitig — namentlich drüben bei Rüdesheim — schmelzen sah, daß er sich hierdurch veranlaßt fand, den Weinbau daselbst einzuführen, indem er Orleans-Trauben aus Frankreich zur Anrodung des Rüdesheimer Berges kommen ließ. Ist auch diese Sage längst widerlegt, so mag Geibel's treffliches Poem uns doch den „hohen Schatten" herbeizaubern, „der an den Hügeln wandelt, mit Schwert und Purpurmantel, die Krone von Golde schwer".

Und mit Geibel schließen wir diese weinselige Rundschau in unseren Heimstätten des Rheinweins, erfreut, daß endlich wieder ein günstiges Jahr uns gestattet:

„Zu füllen die Rheinwein-Römer,
Zu trinken im goldenen Saft
Uns deutsches Heldenfeuer
Und deutsche Heldenkraft."

Blätter und Blüthen.

Alle deutschen Männer an die Wahlurne! Die deutsche Nation steht am Vorabende zur Wahl der neuen Abgeordneten zum Reichstage. Wer nicht beide Augen vor den Ereignissen auf dem Theater des öffentlichen Lebens geschlossen gehalten hat, der weiß, was bei dieser Reichstagswahl auf dem Spiele steht. Bei den bevorstehenden Wahlen wird die Entscheidungsschlacht geschlagen werden zwischen dem freien Geist eines gesunden Fortschritts, der dem deutschen Namen überall Ruhm und Achtung errungen hat, und der gleißnerischen Unterwürfigkeit rückschrittlicher Gesinnung, welche das freie Denken knechtet und in Rom ihre Stütze sucht — zwischen dem Patriotismus, der nach langer Zerrissenheit Deutschland geeinigt, und den Sonderinteressen, welche sich gegen die festere Knüpfung der auf den Schlachtfeldern von 1870 errungenen Einheit feindlich aufbäumen — zwischen all Denen, die auf der ruhmreich eingeschlagenen Bahn freiheitlicher Entwickelung beharren, und Denen, welche die Rückkehr einer

längst überwundenen und jedes großen, aufgeklärten Volkes unwürdigen Willkürherrschaft heraufbeschwören möchten — kurz: zwischen dem Liberalismus und der Reaction.

Wohl wissen wir, daß wir unsere Leser nicht erst davon zu überzeugen brauchen, daß das Heil Deutschlands in dem Siege der Freiheit liegt, und wenn wir trotzdem mitten in der Wahlagitation das Wort ergreifen, so geschieht es nur, um die Lässigen zur Urne zu rufen, die Kurzsichtigen dagegen auf die uns drohende Gefahr aufmerksam zu machen; es geschieht aber auch, um die lautgewordene Verleumdung Lügen zu strafen: Alles, was jetzt im deutschen Reiche schlecht und faul stehe, habe der Liberalismus verbrochen.

Wir brauchen, um diese unwürdige Beschuldigung zu widerlegen, nicht weit in unsere Geschichte zurückzugreifen: nur bis in jene Zeiten, da der sogenannte „Deutsche Bund“ das Volk im Innern knechtete und nach außen hin seinen politischen Einfluß schmälerte. Angesichts der geschichtlichen Thatsachen fragen wir vor allem Volk: Wer waren die Männer, die schon in jener Zeit die Nation aus schmählichem Verfall zu neuer Blüthe und Macht emporgehoben, wer waren sie, die in der langen Reihe von Jahren, in den Tagen des Sturmes und in der Zeit des Friedens für die auf Einheit begründete Machtstellung, für das volkswirthschaftliche Aufblühen, für die sittliche und geistige Bildung der Nation muthig und aufopferungsvoll eintraten?

Die Antwort darauf lautet:

Wenn wir die Namen der Männer aufführen wollten, welche in dem halbhundertjährigen Kampfe für Deutschlands Erlösung aus der Bundesmisère das Lebensglück und das Leben selbst einsetzten, so müßten wir die Ehrentafel der edelsten deutschen Märtyrer aufstellen. Sie, in deren Seele das Bild des alten „Reichs“ mit neuem Geiste lebte, hatten die große Aufgabe, das (im Anfang des Bundes) in einundvierzig souveraine Gebiete und Gebietchen geschiedene Volk für den nationalen Gedanken erst wieder empfänglich zu machen und in der deutschen Nation, die in Wissenschaft und Kunst, in Industrie und Verkehr so Großes vollbracht, endlich auch die Politik auf bessere, auf nationale Bahnen zu lenken, damit das Dichterwort sich bewahrheite:

„Daß, wenn Deutschland einig blieb,
Es einer Welt Gesetze schrieb.“

Und wer waren dagegen Diejenigen, welche sich unter der Bundesherrschaft so wohl befanden, daß sie dieselbe mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln rücksichtslosester Machtausübung aufrecht zu halten suchten?

Es gäbe ein langes Register, das uns sogar in die Gefahr eines politischen Preßprocesses bringen würde, wollten wir alle jene Namen nennen. Als kennzeichnend für sie erscheint es, daß ihre oberste Sorge in der „Conservirung“ alles dessen bestand, was ihre bevorzugte Lebensstellung sicherte. Dazu gehörten vor Allem die vielen souverainen Höfe mit dem Genuß der höchsten Stellen im Hof- und Staatsdienst und der Beeinflussung der Kirche und Schule; dazu gehörten Vorrechte und Privilegien, welche der anstürmende „Liberalismus“ zu Gunsten des Gemeinwohles des Volkes bedrohte. Darum war ihnen jeder nach Deutschlands Einheit und nach Nationalvertretung Strebende ein „Staatsverbrecher“ — und eben darum konnte es nur in Deutschland vorkommen, daß die damalige Soldateska bei einem Angriff auf das Volk ausrufen durfte: „Schlagt ihn todt! Er ist ein Patriot.“*

Und selbst nachdem nach schweren Stürmen und Erfahrungen der Metternich'sche „Quietismus“ und die russificirte Allianzpolitik abgethan und der Paragraph 13 der Bundesacte (welcher allen Bundesstaaten landständische Verfassungen verhieß) endlich zur Wahrheit geworden war, standen sich auch hier beide alte Gegnerschaften in den Schranken der Landtage gegenüber. Sollte es schon ganz vergessen sein, wer, wie früher, so auch jetzt für die Rechte des Volkes eintrat? Wer hat den Landmann von Zehnten und Frohnden und anderen alten Lasten befreit? Die Liberalen! Wer hat das Handwerk aus dem Bann der Zunft zu erlösen gesucht? Die Liberalen! Wer hat die Arbeiter zu ihrer Aufhülfe zu Genossenschaften vereint? Die Liberalen! Wer hat den Verkehr von seinen Hemmnissen zu befreien, wer gleiches Recht für Alle zu erstreben gesucht? Die Liberalen! Wer aber waren in allen diesen Kämpfen die erbittertsten Widersacher dieser Bestrebungen? Die Conservativen! Und welche Mittel wandten sie an, um die Männer des Volkes „unschädlich“ zu machen? Wir wollen nicht bis zu Weidig und Sylvester Jordan zurückgreifen, wir wollen aber daran gemahnen, was noch gegen einen *Waldeck* möglich war, um dem Volke der Gegenwart anzudeuten, wo es seine Freunde zu suchen hat und wo seine alten Widersacher.

Wir sind weit davon entfernt, in den alten politischen Fehler zu verfallen, in den Gegnern *unserer* Ueberzeugung auch sofort Feinde des Staates zu erblicken; wir wollen gern glauben, daß jeder Verfechter seiner Ansicht es ehrlich meint, der öffentlich seine Treue zum Reich versichert. Wenn wir aber Parteien begegnen, bei deren Festlichkeiten man auf deutschem Boden das erste Hoch dem Papst ausbringt und erst das zweite dem Kaiser, so dürfen wir wohl daraus schließen, daß diesen Herren nicht „Deutschland über Alles“ geht, sondern Rom.

Und wenn wir einer anderen Partei begegnen, deren Mitglieder noch heute über die Beschränkung der Souveränetät ihrer Heimathstaaten grollen und die souveräne Herrlichkeit zu Zeiten des Bundestages nicht vergessen können, so dürfen wir auf die Unerschütterlichkeit auch ihrer Reichstreue wenig bauen. Wenn wir nun aber gar vor der Gefahr stehen — und wir stehen vor solcher Gefahr — daß diese Parteien durch ihr vereintes Vorgehen im Reichstage die Macht in ihre Hand bringen könnten, um bestrittenen Gesetzen und Einrichtungen zum Siege zu verhelfen, von welchen das Schicksal von Millionen abhängt, so ist die erste Pflicht aller wahren Vaterlandsfreunde, sich gegen eine solche Gefahr zu rüsten.

Zunächst sehen wir bereits den Jesuitismus in der Politik seine giftigen Blüthen treiben. Mit unvergleichlicher Keckheit sucht man vom conservativen und ultramontanen Lager aus dem deutschen Volke den Liberalismus zu verdächtigen. Er soll der Sündenbock sein, dem die ganze dermalige bedrängte Lage zu verdanken ist. Ganz offen sprechen dies fünf Resolutionen aus, welche zu Bonn von der „achtundzwanzigsten Generalversammlung der Katholiken Deutschlands“ einstimmig gefaßt wurden; sie fordern unter Anderem „volle Liebe und Hingabe, wie ganze und unbedingte Unterwerfung unter die Autorität des apostolischen Stuhls“, baldige und vollständige Beseitigung der Maigesetze, unverkürzte Herrschaft über die Schule und Wiederherstellung der klösterlichen Genossenschaften.

Es klang wie eine Jubelouvertüre, als der siegesgewisse Führer dieser Schaar zum Schluß die Worte sprach: „Unser Programm werden wir voll und ganz aufrecht erhalten, kein Titelchen daran ändern. Denn was verlangen wir? *Nur die Wiederherstellung des vorherigen Zustandes.* Wir wünschen, daß wir damit, wenn nicht um zwölf Uhr, so doch um ein oder zwei Uhr anfangen und zum Mindesten um sechs Uhr fertig sind. Wenn die Franzosen den Rhein haben wollen, so singen wir: ‚Sie sollen ihn nicht haben.‘ Den Liberalen gegenüber, die die Schule haben, sagen wir: ‚Sie sollen sie nicht behalten!‘ Bald wird man wahrscheinlich dieses eine Frechheit nennen; ich bin so frech zu sagen, daß wir nicht ruhen wollen, bis Eltern und Kirche die Schule wieder haben.“

So sprach Windthorst, und somit stehen nun die Thore von Canossa sperrangelweit offen.

Wird Der, zu dessen Ehren das Denkmal „Nicht nach Canossa“ erhöht ist, dem „frechen“ Winke *noch vor sechs Uhr* folgen?

Wir stehen vor dem Manne, dessen gewaltiger Geist und unbeugsamer Wille so Außerordentliches vollbracht, daß wir stets voll Ehrfurcht und Dankbarkeit zu ihm aufschauen werden, auch wenn wir ihn auf Bahnen wandeln sehen, auf denen wir ihm nicht folgen können. Als Leiter der äußern Politik Preußens und Deutschlands wird er an Großartigkeit des von ihm Erreichten, wie an Schwergewicht des durch ihn Verhüteten wohl ohne Gleichen bleiben. Ebenso hat er in der innern Politik während der ersten Jahre seines deutschen Reichskanzlerthums Großes und Segensreiches gefördert, bis er den volkswirthschaftlichen Zankapfel auf den Reichstisch warf. Seitdem ist der kaum begrüßte Friede aus den Parteien, aus dem Hause und aus der Nation gewichen, und der Reichskanzler steht wieder, wie vor dem Krieg von 1866, auf dem Standpunkt, die Mittel zur Durchführung seiner Pläne zu nehmen, wo er sie findet. Da nichts betrübender und gefährlicher ist, als Unklarheit über das Wesen eines solchen Mannes, so greifen wir mit höchstem Interesse eine Erklärung auf, die uns für den gegenwärtigen Augenblick ganz besonders wichtig erscheint. Wir geben sie aus dem „Berliner Tageblatt“ im Auszuge hier wieder:

„Der Abgeordnete Berger (Witten),“ so heißt es dort, „ein Mann, der in volkswirthschaftlicher Hinsicht keineswegs zu den Gegnern des Reichskanzlers gezählt werden kann, in diesem Betracht also bei den Anhängern der reichskanzlerischen Politik um so mehr Glaubwürdigkeit beanspruchen dürfte, hat seinen Wählern in Dortmund dieser Tage erzählt, der Reichskanzler habe ihm privatim offen erklärt, ‚was er sich wünsche, sei eine Majorität, wie sie Louis Napoleon in seinem Corps législatif gehabt‘ — — ‚in constitutioneller Weise lasse sich nur regieren, wenn, wie in England, der Premierminister zugleich der Führer der Majorität des Parlamentes sei‘. Herr Berger erwiderte dem Reichskanzler darauf, ‚daß der Satz umgekehrt richtig sei, daß nämlich in England der Führer des Unterhauses Ministerpräsident sei‘. In dieser verkehrten Anwendung eines an sich richtigen Princips aber liegt die Klippe, an welcher die innere Politik des Fürsten Bismarck scheitern muß. Gegen den reactionären nackten Absolutismus sträubt sich seine Staatsklugheit und seine Verfassungstreue; mit dem liberalen Parlamentarismus, den er als consequente Entwickelung unserer verfassungsmäßigen Zustände anerkennen muß, stehen seine politischen Traditionen, seine autokratischen Neigungen und seine augenblicklichen Pläne im Widerspruch. Das von ihm erstrebte Mittelding aber, der Scheinconstitutionalismus, der Absolutismus in parlamentarischen Formen nach dem Muster des napoleonischen Corps législatif, muß, wie die Geschichte lehrt, an seiner inneren Unwahrheit zu Grunde gehen.“

Die freiheitsgefährlichen Bestrebungen Bismarck's, das Gebahren des Centrums, die Angriffe der Ultramontanen und der officiösen Presse gegen die Parteien und die Männer, welche im schweren Dienst der Freiheit von jeher auf der Seite des Volks gestanden — all dies sollte in diesem hochwichtigen Momente die gesammten Liberalen in Deutschland zu einmüthigem Handeln auffordern. Aber dennoch sehen wir in beklagenswerther Verblendung von den einzelnen Fractionen der ehemaligen großen liberalen Partei jede für sich allein oder sogar gegen die anderen in Thätigkeit. Und doch sind die Gegensätze, welche zwisch enihnen bestehen, verschwindend klein im Vergleiche mit der Gefahr, die nicht ihnen allein, sondern auch dem so schwer errungenen höchsten politischen Gute der Nation, dem Recht und der Würde des Reichstags, droht. Das Schlimmste, das Entwürdigendste kann uns vor den Augen der Welt widerfahren: das Verfeilschen der Rechte der deutschen Nation um die Rechte des römischen Stuhls. Das sollte jeden deutschen Mann von freiem Geist und Herzen mahnen, allen kleinen und oft genug kleinlichen Hader abzuwerfen und dem übermüthigsten Feind, der sich selbst seiner „Frechheit“ erfreut, gemeinsam entgegenzutreten. Können die Fractionsführer den gemeinsamen Weg nicht finden, gut, dann mögen sie wenigstens das gesammte freisinnige und vaterlandstreue Volk nach *einem* Ziele hinweisen, zu *gemeinsamer Wahl im liberalen Sinne*; mögen sie doch vor dieser großen Gefahr, in welcher die deutsche Reichsvertretung schwebt, endlich dem Heerspruch unseres großen Strategen folgen: *Getrennt marschiren, aber vereint schlagen!*

* Vergl. „Gartenlaube“, Jahrg. 1872, S. 364.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 44. **Die Gartenlaube.** 1881.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Ein Friedensstörer.

Erzählung von **Victor Blüthgen**.

(Fortsetzung.)

Die Rücksichtslosigkeit, mit welcher der Vetter Fräulein Anne-Marie schulmeisterte, war in der That empörend. Was war er denn, und wie alt war er denn, daß er sie wie ein unerzogenes Kind behandeln durfte? Sie wollte dergleichen Aeußerungen von seiner Seite zunächst einmal ignoriren.

„Zwar, ich begreife," fuhr er nachlässig fort. „Es muß in diesem Pelchow mehr als ländlich zugehen, und Sie kamen jung hierher."

„Ich wünschte wohl, daß Sie den Onkel schonten," stieß Anne-Marie hart hervor. „Er ist freilich voll Grillen und Eigenheiten, aber er ist von Herzen gut und ein alter Mann, und ich dächte, es wäre eine Kränkung für ihn, daß man ihm die freie Verfügung über sein Eigenthum nimmt."

„Was wollen Sie? Er ist ein bankrotter Verschwender, den man längst hätte unter Curatel stellen sollen. Die Zeit der Originale ist vorüber, und es gilt heutzutage nicht mehr als Entschuldigung, wenn Einer sein Geld und nebenbei dasjenige anderer Leute, statt auf eine gewöhnliche, auf eine verrückte Art durchbringt. Ein Mensch, der nicht mit klarem Kopf und zielbewußtem Willen ein Vermögen verwalten kann, muß eben wie ein Kind behandelt werden. Ein zartfühlendes Mädchenherz mag da sein Privaterbarmen haben, das öffentliche Leben der Gegenwart aber ist hartherzig wie das Recht und die Vernunft. Aber davon versteht ein Mädchen nichts, Cousine Lebzow, und ich liebe unnütze Kraftvergeudung nicht. — Was meinen Sie, könnten wir nicht etwas schneller gehen?"

„Nein," erwiderte sie fast heftig; „könnten Sie nicht vielleicht etwas langsamer gehen?"

Und sie wagte es sogar, ihm einen trotzigen Blick zuzuwerfen, senkte indeß die Wimpern und wandte sich ab, als sich die scharfen grauen Augen ihres Begleiters so ruhig und kühl auf die ihrigen hefteten, als handle es sich zwischen ihnen Beiden um die einfachsten sachlichen Erörterungen, bei welchen ein Affect gar nicht in Frage kommen könne.

„Ganz wie Sie befehlen! Sie hätten vielleicht besser gethan, vorhin meinen Arm zu nehmen. — Teufel, da kommen wir in eine schöne Atmosphäre!"

Zwanzig Schritt vor ihnen bog eine Schafheerde von einem Feldweg her in die Landstraße ein. Der vorausgehende Schäfer strickte an einem Strumpfe; die Schafe blökten; zwei Hunde kreisten hin und her. Unendlicher Staub wirbelte auf, den die sinkende Sonne durchleuchtete und der sich bis zu dem Paare hinzog.

„Wir hätten am Ende doch den Wagen benutzen sollen, Cousine," brachte der neue Administrator von Pelchow heraus, mit einem Hustenanfall kämpfend. „Aber wer ist auf solche Eventualitäten gefaßt! Warten Sie — ich werde den Menschen veranlassen, auf diese Brache hinüber auszuweichen."

„Bitte, wir können die Sache kürzer machen, Herr von Boddin," sagte die junge Dame rasch; „das Ausweichen ist für uns bequemer als für die Heerde."

Und froh, sich für eine Minute von ihrem Begleiter losmachen zu können, sprang Anne-Marie von Lebzow leichtfüßig über die schmale Grabenrinne und lief drüben auf der glatten Kleebrache hin. Die blauen Hutbänder und der Saum des hellen Kattunkleides flogen hinter ihr. Jetzt merkte er nicht, wie sie zornig aussah und die Lippen auf einander preßte. Am liebsten wäre sie so fort gelaufen bis nach Pelchow hinein. Was hatte sie für eine Verpflichtung, sich die Gesellschaft dieses Mannes gefallen zu lassen, der von der Natur dazu geschaffen erschien, sie beständig zu verletzen und zu beleidigen? Anne-Marie dachte an den Onkel, an die Kämpfe, welche dieser abscheuliche Vetter nach dem ruhigen Pelchow tragen würde, und zugleich stand der Entschluß in ihr fest, ihm Opposition zu machen, wo und wie es ihr Herz ihr gebieten würde. Er war klug — so schien es — aber gefühllos und von einer Rücksichtslosigkeit und Selbstgenügsamkeit, daß sie ihm kaltblütig irgend ein Leid hätte zufügen können. Sie dachte das alles und hätte wohl noch mehr dergleichen gedacht, aber sie hatte in ihrem Eifer nicht beachtet, daß die Kleebrache zu Ende ging und daß an dieselbe frisch gepflügter Sturzacker stieß. Und plötzlich schrie sie halblaut auf: ein Fuß versagte ihr den Dienst, und sie sank in die Kniee und stützte sich mit beiden Händen auf die fettglänzenden Ackerschollen.

„Die reine Natur," hatte Curt von Boddin gesagt, während er durch den Klemmer den Bewegungen der Davoneilenden gefolgt war. „Sonst nicht übel, aber die Erziehung dieses Familiengliedes ist total vernachlässigt. Das Mädchen läuft wie eine Bauernmagd; ich glaube, sie wäre im Stande, vor meinen Augen auf Bäume zu klettern." Dann war er, einen ironischen Blick auf das Bündel voll Pilze werfend, das er zwischen den Fingerspitzen hielt, ihr mit langen Schritten auf die Brache hinüber nachgegangen. Und „da haben wir's," rief er plötzlich, schlug aber sofort ein anderes Tempo an, als er bemerkte, daß sie keine Anstalten machte, sich zu erheben.

„Was ist Ihnen? Haben Sie sich den Fuß verletzt?" fragte

er, und bei aller Hast und Härte der Aussprache hatten seine Worte doch eine wärmere Klangfarbe.

Anne-Marie biß sich in die Lippen vor Schmerz.

„Bemühen Sie sich nicht meinethalben und gehen Sie nur ruhig voraus, Herr von Boddin! Ich werde bald in der Lage sein, Ihnen zu folgen."

Sie fühlte, daß sie nur mit Anstrengung aller Willenskraft sich würde nach Hause schleppen können, allein um keinen Preis der Welt hätte sie seine Hülfe angerufen. Es war eigentlich ein Wunder, daß er über ihr kindisches Laufen noch keine Glossen gemacht hatte.

„Ich wollte nur wissen, ob Sie sich den Fuß verstaucht haben," fragte er kälter. „Haben Sie die Güte, mir zu antworten, Cousine!"

Sie kämpfte einen Augenblick unschlüssig und nickte dann.

„So würden Sie ohne Hülfe einfach hier liegen bleiben, meine Verehrte," sagte er. „Himmel, dort kommen diese verwünschten Schafe schon wieder an. Sie, Mann, halten Sie Ihre Schafe etwas zurück!"

Und ohne weitere Frage bückte er sich zu Anne-Marie nieder, nahm dieselbe, ehe die Ueberraschte dazu kam, sich zu wehren, wie ein Kind vom Boden auf und trug sie kraftvoll in leichtem Trabe auf die Landstraße hinüber, die er glücklich noch vor Ankunft der Heerde betrat. Das Bündel hatte er dabei nicht aus der Hand gegeben.

„Lassen Sie mich nieder, Herr von Boddin!" rief das junge Mädchen, dessen Antlitz ein glühendes Roth bedeckte, während sie doch nicht umhin konnte, den Arm um seinen Nacken zu legen. „Das ist ungezogen von Ihnen."

Er sah mit sicherem Lächeln, das bei ihm immer eine leichte spöttische Beimischung zu haben schien, auf die braunen Mädchenaugen nieder, welche ihn in Scham und Verwirrung anblickten.

„So?" meinte er kühl. „Lassen Sie sich diese Ungezogenheit immerhin gefallen! Sie hatte einen guten Zweck. Und nun versuchen Sie einmal zu stehen, Cousine, indeß ich ein paar Worte mit dem Manne da rede!"

Er ließ sie vorsichtig auf den Boden gleiten, bis er fühlte, daß sie zu stehen vermochte. Dann wandte er sich ab, ging zu dem Schäfer, welcher der Scene mit breitem Lächeln zugesehen hatte, und veranlaßte einstweiliges Hinübertreiben der Thiere in die Brache.

Während dessen hatte Curt von Boddin Anne-Marie den Arm gereicht, den diese wohl oder übel annehmen mußte, und begleitete nun ihre Gehversuche mit ermuthigendem Zuspruch. Wie unbeweglich dieser Arm war! Kaum eine Linie breit gab er dem Drucke nach. So gingen die Beiden eine Weile neben einander. Anne-Marie sprach gar nicht, sondern stieß nur von Zeit zu Zeit leise Schmerzenslaute aus; ihr Begleiter fragte blos hier und da, ob er stehen bleiben solle? Ob sie es bis nach Pelchow hinein aushalten würde? Wenn sie durchaus vorzöge, sich auf den Grabenrain zu setzen und zu warten, wolle er auch voraus gehen und den Wagen für sie besorgen.

Mit dem Gutswagen sei der Onkel in Branitz zur Jagd; die anderen Gespanne wären auf dem Felde beschäftigt, meinte Anne-Marie.

Wie zur Antwort erschien Curt's Demminer Wagen im Gesichtskreise und lockte ein: „Gott sei Dank!" auf die Lippen der Leidenden. Sie blieben jetzt stehen und ließen das Gefährt herankommen; zehn Minuten später rollte dasselbe zwischen den verwüsteten Thorpfeilern hindurch auf den Gutshof und hielt auf einen Wink Anne-Marie's neben dem Herrschaftshause.

Eine ältliche Frauensperson bog mit überraschtem Gesicht um die Hausecke, während Curt hinabsprang und Anne-Marie die Hand reichte, um sie schließlich doch noch einmal auf den Arm zu nehmen und herauszuheben.

„Sie dort, kommen Sie einmal her und helfen Sie meiner Cousine auf ihr Zimmer!" rief er, die Neugierige gewahrend. „Sie hat sich den Fuß verstaucht. Oder noch besser: holen Sie gleich frisches Wasser und einen Streifen Leinwand. Wohin soll ich Sie geleiten, Cousine Lebzow?"

Anne-Marie deutete die Front des einstöckigen Baues hinunter, das seine Giebelseite dem Hofe zukehrte. Zwischen dieser Front und der Nesselwüste führte ein rohes Steinpflaster an ein paar auffallend niedrigen, kaum anderthalb Fuß vom Boden entfernten Fenstern vorüber zu einer Thür, welche die junge Dame öffnete.

„So," sagte sie, ihren Arm frei machend und sich leicht verneigend, „und nun danke ich Ihnen für Ihren Beistand, Herr von Boddin. Das Weitere werde ich mit Hülfe von Dürten besorgen."

„Treten Sie nur einstweilen ein! Ich will Ihnen lieber den ersten Verband anlegen, damit Sie's ordentlich machen lernen. Je besser es geschieht, desto früher wird der Fuß gut."

Er nickte, ohne eine Antwort abzuwarten, und war kaum eingetreten, als jene Person, welche die Leidende Dürten genannt, eilfertig das Verlangte durch eine Thür gegenüber hereintrug; in seiner raschen Weise nahm er den Strohhut ab, legte das Bündel mit den Pilzen auf einen Stuhl und nahm der Wirthschafterin, welche fragend von ihm zu dem jungen Mädchen und von diesem zu ihm hin blickte, das Waschbecken und die Leinwand ab.

„Nun setzen Sie sich gefälligst, Cousine!"

Anne-Marie stand finster, auf einen Stuhl gestützt, während Curt von Boddin die Gegenstände auf den Boden stellte und die apfelgrünen Handschuhe abzustreifen begann. Ihre Geduld war zu Ende; eine wahre Erbitterung überkam sie, und sie mußte der erstickenden Empfindung Luft machen.

„Ich sagte Ihnen bereits, Herr von Boddin, daß ich Niemand als Dürten und mich brauche, um die Umschläge herzustellen," stieß sie leidenschaftlich heraus. „Sie haben mich wegen einiger Dinge getadelt, welche Sie an mir unschicklich fanden; ich erkläre Ihnen, daß ich Ihre Art, mich zu behandeln, für mehr als unschicklich halte, und rathe Ihnen, erst zu lernen, daß ein Mann von Erziehung eine Dame nicht auf offener Landstraße im Arme trägt, noch weniger aber gegen ihren Wunsch sich in ihr Zimmer drängt und sie zwingt, sich Dienstleistungen von ihm gefallen zu lassen, wie Sie mir deren durchaus erzeigen wollen. Ich bin kein Kind, Herr von Boddin, und werde außer meinem Onkel Niemandem gestatten, mich als ein solches zu behandeln."

Sie hatte mit steigender Aufregung gesprochen und stand, die Augen voll Blitze und die Wangen voll Gluth, hoch aufgerichtet vor ihm, und diesmal schlug sie die Blicke nicht nieder, als er, sichtlich verwundert, mit dem Abstreifen der Handschuhe innehielt und sie scharf prüfend ansah.

„Hm!" sagte er langsamer, als es sonst seine Art war, „ich meinte es gut; wenn Sie indessen die Sache so auffassen wollen, kann ich Ihnen das Recht dazu nicht bestreiten. Gestatten Sie mir nur, bevor ich Sie verlasse, ein Wort der Aufklärung und ein paar kurze Fragen an diese Person dort."

„Ich bin keine Person," warf Dürten Schoritz schnippisch hin.

„Meinethalben mögen Sie sein, was Sie wollen! Was mich betrifft, so bin ich Curt von Boddin und werde von jetzt ab hier wohnen und das Gut Pelchow verwalten, nebenbei also Ihr Herr sein; verstehen Sie wohl? — Ist Ihnen eine Anweisung gekommen, mir ein Quartier bereit zu halten?"

Dürten Schoritz blickte Hülfe suchend auf Anne-Marie, welche noch immer da stand, die Augen finster auf den Mann vor ihr gerichtet.

„Davon weiß ich nichts," antwortete sie endlich kleinlaut.

„Gestern muß ein Brief eingetroffen sein, der meine Ankunft melden sollte."

„Onkel ist seit vorgestern abwesend, und die inzwischen eingetroffenen Briefe liegen noch uneröffnet da," nahm Anne-Marie statt der Wirthschafterin das Wort. „Schicke in's Dorf hinunter zum Radmacher und schlagt für den Herrn Administrator ein Bett im Eßzimmer für diese Nacht auf! Dürten Schoritz ist die Wirthschafterin," wandte sie sich mit erzwungener Kälte zu dem Vetter herum, „wollen Sie ihr nur in Bezug auf Ihre Verpflegung Mittheilung von Ihren Wünschen machen."

Curt von Boddin ließ den Klemmer von der Nase fallen und griff zu seinem Hute.

„Ich werde in einiger Zeit dieses Haus von drüben her betreten, und Sie werden mir Auskunft über Verschiedenes ertheilen und etwas zu essen schaffen. — Leben Sie wohl, Cousine! Ich darf wohl annehmen, daß Sie meiner Theilnahme für Ihr Ergehen zu entbehren wünschen."

Er nickte steif mit dem Kopfe und ging in die beginnende Dämmerung hinaus.

Es war ein zierlich eingerichtetes Zimmerchen, das er ver-

ließ: ein Himmelbett mit purpurblumigen Kattunvorhängen, in demselben Stoffe bezogene Phantasiemöbel mit reicher Vergoldung, ein schöner venetianischer Spiegel über einer Waschtoilette, Schrank und Kommode in Rococo, ein Porcellanofen mit Kaminuntersatz — fremdartig muthete diese Umgebung in dem vernachlässigten Herrenhause von Pelchow an. Neben dem purpurblumigen Himmelbette saß Anne-Marie von Lebzow auf dem Stuhle, und während die Wirthschafterin kopfschüttelnd ihr Schuh und Strumpf von dem verletzten Füßchen zu ziehen begann, rollten zwei schwere Thränen die vollen, jetzt ein wenig blassen Wangen hinab, welche noch immer der breite italienische Strohhut überschattete.

2.

Um dieselbe Zeit oder wenig später fuhr in der ersten Dämmerung der Gutswagen von Pelchow vor das Portal des Branitzer Schlößchens. Dieser Gutswagen war nichts als eine Art Britschka, welche ein Viehhändler ebensogut hätte zum Kälbertransport verwenden können: ein Behältniß im Leiterwagenstil, ohne Federn, mit rohrgeflochtener Verkleidung; ein Kutschersitz war vorn eingehenkt. Für die Mitfahrenden kamen wohl je nach Bedarf noch zwei oder drei dergleichen Sitzböcke hinzu; ein Exemplar wenigstens lag hart an der Rückwand des Wagens auf dem Wagenboden. Den Boden nahm im Uebrigen eine Matratze ein. Wenn der Baron von Boddin auf Pelchow ein Verschwender war, so entsprang diese Eigenschaft sicher nicht einem persönlichen Luxusbedürfniß.

Jochen Pagel, der Rosselenker, hielt die beiden Rappen fest im Zügel und klatschte wiederholt mit der Peitsche als Zeichen, daß er zur Abfahrt gerüstet sei, blickte wohl auch phlegmatisch zu den hellerleuchteten Fenstern des hübschen Villenbaues empor, hinter denen man lebhaftes Durcheinandersprechen und Gelächter vernahm. Ein paar Leute vom Gesinde gingen vorüber und redeten Jochen an, erhielten aber höchst einsilbige Antworten. Plötzlich sprang die Hausthür auf; es wurden mehrere Herren sichtbar, von denen zwei große Armleuchter trugen — lauter lachende Gesichter mit dem deutlichen Gepräge animirter Feststimmung.

„Boddin," schrie der Eine auf einen alten Herrn ein, welcher in Stulpstiefeln, Jagdjoppe und einer Jockeymütze mit endlos langem Schirme sich gegen einen Thürpfosten lehnte und die Hände über dem Spitzbäuchlein gefaltet hielt, „das Ding muß ich doch 'mal probiren. Glaube gar, ich behielt keine Rippe im Leibe ganz."

„Da ist guter Häcksel drin; da liegst Du wie in Abraham's Schooß, Pannewitz," sagte der Baron schwerfällig auf Plattdeutsch, während sein verknittertes rothes Gesicht nur wenig von dem bärbeißigen Ausdruck verlor, der in jedem Zuge desselben ausgeprägt war. „Daß Du mir aber kein Loch hineinliegst — sonst komme ich zu tief auf den Boden."

Herr von Pannewitz, der Wirth, war bereits die Treppe hinab zum Wagen geeilt.

„Jochen, ich werde aufsteigen; fahr' mich 'mal ein Bischen im Hofe herum und schlag' 'nen kleinen Trab an!"

Jochen nickte stumm; Herr von Pannewitz war rasch droben und legte sich auf die Matratze, worauf Jochen abfuhr. „Um den Kuhring herum!" rief der Insasse dem Alten noch zu; Jochen fuhr steif und gravitätisch um den Kuhring, und kein Mensch sah es, wie Herr von Pannewitz in die Tasche griff und etwas herauszog. Es gab einen schnappenden Ton; dann fuhr die Hand mit dem Gegenstande am einen Rande der Matratze hinunter, worauf Herr von Pannewitz sich beeilte, den Gegenstand wieder in seine Tasche zu befördern. Ein Halloh empfing den heranrasselnden Wagen.

„Nun, was sagst Du, Fritz?" rief die harte, etwas heisere Stimme des Barons herunter. „Auf's erste Mal wird Dich das ein Bischen arg durchschuckeln —"

„Gotts Donner!" unterbrach ihn Pannewitz lachend, indem er sich erhob und herabzuklettern begann, „wenn ich so gut wie todt bin, Boddin, soll man mich noch mal auf den Wagen legen und herumfahren; wenn ich da nicht lebendig werde, kann mir kein Professor von Greifswald helfen."

„Ja, das mag wohl sein, Fritz; na nu laß mich mal 'ran! Ich bin das besser gewohnt. Adschüs allzusammen, adschüs, Hartleben, adschüs, Rexow, adschüs, Fritz! Und grüß Deine Frau noch mal von mir!"

„Und komm bald mal wieder herüber, Boddin, daß ich Dir die zweihundert Thaler wieder abnehmen kann!" rief Pannewitz, der jetzt an Stelle des Barons oben stand und seinem Nachbar mit verschmitztem Lächeln etwas zugeflüstert hatte. „Wenn Dein Neffe erst in Pelchow sein wird, hast Du ja Zeit die schwere Menge."

„Fritz," scholl es feierlich vom Wagen her, „das ist nicht edelmännisch von Dir, daß Du mir so gleich nach dem Essen die Galle in den Magen treibst; das mußt Du nicht wieder thun — das kann kein Mensch vertragen. Und nun fahr zu, Jochen, daß wir nach Hause kommen!"

Im Wagengerassel erstickten die Abschiedsrufe von der Treppe her. Der alte Baron legte sich mit dem Rücken auf die Matratze, faltete wieder die Hände über den Leib, und so ging's vom Steinpflaster des Hofes durch das Thor bei sinkender Nacht auf die Landstraße hinaus.

Eine Weile lag der Baron ruhig. Jochen fuhr links die Straße hin, zwischen Park und Wald; dann bog das Gefährt in einen arg zerfahrenen Waldweg ein. Von der Matratze her kamen brummende, knurrende Töne, welche ohne Zweifel großes Behagen ausdrückten. Deutlicher noch bezeugte dies ab und zu ein ausdrückliches „Ah, Jochen, das thut gut, das thut gut", und zwar geschah dies just in Augenblicken, wo der Wagen auf und nieder stob und in allen Fugen rasselte und knackte. Es handelte sich hier um eine Verdauungsmotion der seltsamsten Art, welche der alte Herr nach reichlich genossener Mahlzeit ausführte oder vielmehr an sich ausführen ließ und welche er sicherlich auf das Angenehmste empfand. Nach einer Weile rief er indeß:

„Du kannst mal was langsamer fahren, mein Sohn!"

Jochen, nebenbei gesagt ein Fünfziger und kaum zehn Jahre jünger als sein Herr, zügelte auf diese Anrede hin die Thiere, was nach der zweitägigen reichlichen Fütterung nicht eben leicht war.

„Jochen," hub der Baron nachdenklich ein Gespräch an, „nun kommt in diesen Tagen der Kerl, der Teterower."

Jochen schwieg.

„Ich kenne den Kerl gar nicht; ich glaube, ich habe ihn mal gesehen, als er noch Knöpfhosen trug, und habe ihm mal die Nase geputzt. Und dieser verdammtige Junge will nun auf Pelchow den Herrn machen, was doch mein Gut ist."

„Ja, das ist wohl so," meinte Jochen Pagel, den der plötzliche Fall des einen Vorderrades in eine Vertiefung aus seinem Phlegma aufgerüttelt hatte. „Das ist ein Teufelsweg hier, wenn man nicht mehr ordentlich sehen kann," schloß er brummend.

„Was sagst Du, mein Sohn?" fuhr der Baron zornig heraus. „,Das ist wohl so'? — nein, das ist nicht so; denn das ist mein Gut, und das ist eine offenbare Ungerechtigkeit, wenn ich nicht mehr Herr auf meinem Gute sein soll, weil so ein paar ausverschämte Demminer Juden, auf die ich huste, mich beim Gericht verklagt haben und ihr Geld haben wollen. Ich weiß wohl, das ist der Wolffsohn gewesen, der die anderen angestiftet hat. Das will ich ihm aber gedenken. Ich habe dem Hunde im vorigen Jahre meinen ganzen Raps verkauft; nun will ich den Teufel thun und ihm wieder Raps verkaufen."

„Dann kauft er ihn von dem Teterower," erwiderte Jochen gelassen.

„Halt' Deinen Mund, mein Sohn! Du bist ein großer Esel," sagte der Baron emphatisch. „Und was den Teterower Schnüffel betrifft, den werfe ich heraus, wenn er einen Fuß in mein Gut setzt."

„Wenn ihm das Gericht nur nicht hilft."

„Das verstehst Du nicht; die können mir nichts thun, wenn Ihr auf meiner Seite steht und mir helft, und das müßt Ihr wohl, indem daß ich Euer Herr bin. Sie können doch nicht jahraus jahrein eine Compagnie Soldaten nach Pelchow legen? — Aber was Donner ist das? Was ist das? Ich glaube, das wird hier immer dünner unter mir. Das ist mir doch schon 'ne Weile so gewesen, als ob ich auf die offenbaren Bretter zu liegen käme. Halt mal an, Jochen! Das Ding müssen wir untersuchen; da ist doch nicht wo ein Loch drin, daß mir der Häcksel unter'm Leibe wegläuft? Hast Du Deine Laterne mit, mein Sohn?"

„Die habe ich wohl hier. Aber wie soll das möglich sein?"

„Steck mal an! Wir wollen gleich sehen."

Jochen holte die Laterne hervor, entzündete nach ein paar vergeblichen Versuchen, die der Luftzug verschuldete, die Kerze und stieg schwerfällig vom Bocke herab. Der Baron hatte sich halb

aufgerichtet und wartete gespannt, bis jener die Zügel an den Wagen geschlungen hatte.

„Ich will erst auf den Boden leuchten," sagte Jochen.

„Siehst Du was?"

„Da liegt wahrhaftig Häcksel, Herr; auf dieser Seite muß es 'rauslaufen. Da ist ja wohl ein ganzes Stück aufgeschnitten? Na, nun seh mal Einer an!"

„Das ist ein Schabernack, sag' ich Dir, Jochen; eine ganz unverschämte Bosheit von dem Pannewitz," brauste der alte Baron wüthend auf. „Daß er so'n falscher, schieliger Hund wäre und mich so zum Spott von dem ganzen Volke machen könnte, habe ich mir nicht träumen lassen. Nun sieh mal, mein Sohn, die ganze Seite von dem Sack hat der Kerl aufgeschnitten, wie Du ihn um den Kuhring gefahren hast; das war sein Zweck und Ziel bei der ganzen Fahrt. Kehr' mal um, mein Sohn! Ich will dem Pannewitz nun doch was sagen, daß er seine Ohren für zwei Pauken ansehen soll."

„Wie ist das möglich? Nein, wie ist das möglich?" rief Jochen kopfschüttelnd. „Aber wäre das nicht besser, Herr, wenn wir lieber nach Pelchow weiter führen? Der Sack wird immer dünner und das Stück, was Sie nachher auf den bloßen Brettern fahren müssen, immer länger."

„Schweig, Jochen! Soll ich den Schimpf auf mir sitzen lassen? Wo werd' ich denn hier auf den Brettern mir mein Fleisch und Blut blau liegen, wenn ich den Bock da auf dem Wagen habe? Komm mal 'rauf, mein Sohn, und häng den Bock ein, und dann fahr wieder auf Branitz zu! Dieser Kerl, dieser Pannewitz!"

Und Jochen, welcher sehr wohl an den Bock gedacht hatte, aber gern der Umkehr ausgewichen wäre, stieg brummend auf und hob, den schnaubenden, unruhigen Pferden zum Stillstehen pfeifend, den zweiten Sitz ein, worauf er zu seinem Platze hinüberstieg, die Laterne aufhing und umlenkte. Während der Baron, die Folgen reichlich genossenen Weines spürend, rechts und links das vorstehende Ende einer Wagenrippe ergriff und sich krampfhaft in der neuen Lage festhielt, fuhr der Wagen auf dem immer dunkler werdenden Waldwege zurück, bis Jochen vor dem Hofthore von Branitz hielt.

Die Thorflügel waren geschlossen.

„Sie müssen aufmachen, Jochen," rief der Baron, dessen Zorn durch den Anblick des Schlosses wieder voll entflammt wurde.

„Ja, Herr, die sind alle zu Bette," sagte Jochen phlegmatisch dagegen, „das ist alles dunkel auf dem Schlosse."

„Das ist so 'ne infame Finte; die haben die Lichter ausgelöscht oder sind auf die andere Seite gegangen; steig ab, mein Sohn, und tritt mal mit dem Fuß gegen das Thor, bis sie aufmachen!"

Jochen stieg wirklich hinunter und trat ein paar Mal gegen das Thor. Der dumpfe, dröhnende Laut hallte in der Nachtluft weit über den Hof hin und weckte ein wildes Hundegebell. Sonst rührte sich nichts — die Fenster des Schlößchens blieben dunkel wie zuvor.

„Siehst Du, Jochen, wenn ich den Jwert gestern Abend nicht nach Pelchow geschickt hätte; ich ließe ihn über die Mauer steigen; aber unsere alten Knochen sind dafür nicht mehr. Jetzt halt mal die Biester! Ich wette fünfzig Thaler, daß sie da alle hinter den Fenstern stehen und lauern." — Und: „Pannewitz!" schrie er dann mit heiserer Stimme, nachdem er sich im Wagen aufgestellt hatte, und nun folgte eine Fluth nicht wiederzugebender Wünsche und Schimpfworte, welche wie Spülwasser aus einer Küchenrinne quollen und ebenso sauber waren.

„So," sagte der alte Herr dann befriedigt. „Nun fahr' zu, mein Sohn! Fahr' auch den ebenen Weg auf der Landstraße! Das Vergnügen ist nun doch verdorben."

Der Baron mochte wohl mit seiner Vermuthung bezüglich der Zuhörer Recht gehabt haben; denn kaum war der Wagen aus dem Gesichtskreise des Schlosses entschwunden, als sich die Fenster plötzlich wieder erhellten und eine Anzahl dunkler Gestalten zeigten, zwischen denen Gelächter und lustige Rede hin und wieder ging.

Die Beiden im Wagen schwiegen lange Zeit. Der Baron fing an schläfrig zu werden, doch hielt ihn die Kühle der Nachtluft munter. Vom Felde her kam der Ruf des Wachtelkönigs und aus der Luft der geheimnißvolle Ton ziehender Kraniche. Der Himmel hatte sich allmählich erhellt, und nach einiger Zeit schwebte langsam der Mond herauf.

Eine halbe Stunde mochte die Fahrt gedauert haben und man war bereits auf Pelchower Revier, als seitlich an einer Waldecke ein Mann auf die mondhelle Landstraße heraustrat und respectvoll grüßend stehen blieb.

„Das ist ja Jwert, Herr!" wandte sich Jochen herum.

Jwert war der Jäger und Forstwart des Barons.

„Sieh da, mein Sohn — guten Abend auch! Was thust Du denn hier draußen?"

„Ich lau're auf einen Rehbock, der hier in das Kraut 'rüber geht."

„Schön, mein Sohn. Wie geht es in Pelchow? Ist da was Neues passirt?"

„Ja; ich war vorhin auf dem Hofe und habe gehört, daß sich das gnädige Fräulein den Fuß verstaucht hat und daß der neue Administrator gekommen ist."

„Was?" fuhr der Baron wie von der Tarantel gestochen auf. „Der Mensch ist da? Und meine Anne-Marieken hat sich was weh gethan? Das bleibt doch wahr, daß Unglück nicht allein kommt. Ist das schlimm mit Anne-Marieken?"

„Das glaube ich nicht. Der Herr Administrator hat sie in dem Wagen vom Felde gebracht, mit dem er von Demmin gekommen ist: es war dem lahmen Lorenz seiner."

„In dem Wagen? Was hat der Kerl meine Anne-Marieken zu fahren? Wie sah er denn aus, Jwert?"

„Dürten sagt, er hätte grüne Handschuhe an den Händen und Augengläser auf der Nase gehabt, und er wäre ein höllisch strammer Herr."

„So'n Kerl! Was hat er grüne Handschuhe anzuziehen, daß er an den Händen wie 'ne Pogge aussieht? Das sag' ich Dir, mein Sohn, Du läßt Dich auf nichts ein, was er von Dir will. Ich habe Dich in meinen Dienst genommen und bin Dein offenbarer Herr, und was die Strammheit von dem Teterower anbetrifft, da wollen wir schon damit fertig werden. Fahr hin, Jochen! Nein, das arme Anne-Marieken! Gute Nacht auch, mein Sohn!"

(Fortsetzung folgt.)

Rast an der Quelle.

Der Sommer liegt auf dem waldigen Thal;
Durch die Blätter blitzt sein heißer Strahl.

Zwei Rosse traben selbander so sacht
Durch der Buchenhallen gründämmernde Pracht.

Es sitzt die Maid auf dem weißen Roß,
Auf dem dunkelfarb'nen der junge Genoß.

„Wie stumm, mein Knappe!" — „Herrin, verzeiht,
Ich trage im Herzen gar heimliches Leid." —

„Und doch war allzeit beredt Dein Mund?
Erzähl' mir ein Märchen zu dieser Stund'!" —

„Ihr habt zu gebieten; es sei Euch zu Dank
Die Märe, die Meister Gottfried einst sang!" — —

Von den Lippen rollt's ihm wie flüssiges Gold;
Er erzählt von Tristan und von Isold,

Und wie sie sich liebten so heiß und traut,
Obwohl sie von Cornewals König die Braut.

Wär' die Seel' auch verloren und himmlisches Glück,
Sie mußten sich lieben — das war ihr Geschick.

Sie konnten nicht lösen den süßen Bann,
Den ein Wundertrank ihnen angethan. —

Der Knab' hat geendet; nun flüstert er bang:
„Glaubt, Herrin, Ihr an den Zaubertrank?"

Sie lächelt: „Ich wär' ihn zu trinken gewillt,
Wenn er den Durst mir, den brennenden, stillt."



Rast an der Quelle.

Nach einer Photographie des Oelgemäldes von C. Steffeck im Verlage der „Photographischen Gesellschaft in Berlin“.

Da späht er umher, und er sieht so hell
Von der Felswand sickern den silbernen Quell.

Er schwingt sich vom Sattel in glühender Hast,
Und Rosse und Reiterin halten Rast.

Statt des Bechers erfaßt sein Barett er im Nu —
Die blonde Maid sieht ihm träumerisch zu.

Nun schlürft sie durstig mit rosigem Mund
Das glitzernde Naß vom sammtenen Grund;

Dann schaut sie dem Knaben in's Angesicht —
Das leuchtet so seltsam; sein Auge spricht:

„O, wäre dies Wasser der Zaubertrank,
Der Isolde und Tristan zusammenzwang!“

Und wie sie es liest in des Blickes Gluth,
Da wallt ihr wärmer zum Herzen das Blut;

Erröthend hat sie sich zu ihm geneigt — —
Der Wald nur sieht es — der Wald, er schweigt.

Anton Ohorn.

Das Leuchten lebender Wesen.

Von Carus Sterne.

2. Die Phosphorescenz im Thierreich.

„Welch' leuchtendes Wunder verkläret die Wellen,
Die gegen einander sich funkelnd zerschellen?
So leuchtet's und schwanket und hellet hinan:
Die Körper sie glühen auf nächtlicher Bahn,
Und rings ist Alles vom Feuer umronnen —
So herrsche denn Eros, der alles begonnen!
Faust."

Während die Zahl der leuchtenden Pflanzen eine leicht übersehbare bleibt, ist diejenige der Leuchtthiere Legion, und sämmtliche Classen des Thierreichs sind unter ihnen vertreten. Namentlich gilt dies von den im Meere lebenden Thieren, unter denen Infusorien, Seefedern, Quallen, Würmer, Seesterne, Krebse, Sackthierchen, Muscheln, Schnecken und Fische, jegliches in seiner Art, zu jenem prachtvollsten aller Feuerwerke beitragen, welches man das Meeresleuchten nennt. Ueberall, von den Polen bis zum Aequator leuchtet das Meer in günstigen Nächten, wenn auch in den warmen Zonen am stärksten, und Dr. Noll in Frankfurt am Main sah im vorletzten Frühjahr sogar sein Seewasser-Aquarium im Zimmer von kleinen Leuchtwesen durchfunkelt, die bei einem hastigen Stoße aufblitzten. Denn eine gewisse Erregung, wie sie sonst der Wellenschlag hervorbringt, befördert das Aufleuchten, und da, wo der Kiel des Schiffes die Meeresfläche durchfurcht, oder eine Schaar Delphine sie im lustigen Getümmel aufwühlt, dort scheint das Wasser zum sprühenden Feuer geworden, und der fliegende Fisch zieht, wie eine Rakete, einen Funkenregen glühender Tropfen nach sich. Inmitten der kleineren Lichtpunkte, die das Wasser bei genauerem Hinschauen allwärts durchfunkeln, ziehen große Leuchtquallen oder Seewalzen und Leuchtfische, wie aus glühendem Metall geformt, daher, und Züge kettenförmig an einander gereiheter Salpen bilden an der Oberfläche feuerige Schlangen von ungeheurer Ausdehnung.

Schleiden und andere Autoren haben in neuerer Zeit behauptet, im Alterthum müsse das Mittelmeer, welches jetzt so herrlich leuchtet, diese Fähigkeit nicht besessen haben; denn sonst ließe sich nicht erklären, weshalb weder Homer, noch Virgil, noch selbst Plinius dieser herrlichen Naturerscheinung gedenken. Allein schon im fünften Jahrhundert v. Chr. hat der karthaginiensische Seefahrer Hanno in seinem Periplus berichtet, daß er das Meer an der einen Stelle wie mit Feuerstrahlen brennend gefunden habe, und Plinius wie auch Aelian erwähnen ausdrücklich leuchtender Seethiere. Vom Mittelalter an beginnen dann die Versuche, das Meeresleuchten nach physikalischen Grundsätzen zu erklären. Baco von Verulam und Cartesius meinten, daß das Licht durch die Reibung der Meereswellen entstünde; Papin und Andere dachten an einen chemischen Proceß, der dann bald darauf als mit der Fäulniß abgestorbener organischer Substanz in Verbindung stehend aufgefaßt wurde. Inzwischen hatte man um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch Filtration leuchtenden Seewassers mikroskopische Leuchtwesen entdeckt, und 1760 beschrieb Rigaud bereits das verbreitetste aller Leuchtwesen, die Noctiluca, ein Gallertbläschen von weniger als Stecknadelkopfgröße, welches man jetzt zu den Urwesen oder Protisten rechnet und welches wegen seiner großen Häufigkeit den Hauptantheil am gleichmäßigen Leuchten des Meereswassers hat. Unter dem Mikroskope sieht man die Oberfläche dieses kleinen Wesens, welches von äußeren Organen nur eine Schwimmgeißel aufweist, ganz mit leuchtenden Pünktchen übersäet, eine Anordnung der Leuchtkörperchen, die man unter Anderem auch bei einer kleinen kiemenlosen Nacktschnecke des Mittelmeeres (Phyllirhoë bucephala) findet, welche, im Dunklen und unter einer starken Lupe betrachtet, auf ihrer gesammten Hautfläche mit unzähligen kleineren und größeren Leuchtpunkten überstreut erscheint. Bei anderen Leuchtthieren fand man, ähnlich wie bei den Leuchtwürmern und Insecten des Landes, die Leuchtorgane an besondern Körperstellen localisirt und mit bestimmten Absonderungsorganen in Verbindung stehend; man entdeckte die Reizbarkeit dieser Organe durch mechanische, elektrische und Wärme-Einflüsse; sie wird sichtbar, wenn man das Wasser aufwühlt, aber auch wenn man das betreffende Thier im Dunklen direct einem dieser Reize aussetzt, und es knüpfte sich daran die Theorie einer elektrischen Natur dieser Leuchterscheinungen, die besonders durch Humboldt und andere Forscher über thierische Elektricität angebahnt wurde, aber inzwischen gänzlich wieder aufgegeben werden mußte, da sich die Elektricität hierbei nur als ein Reizmittel wie jedes andere erwies.

Im Jahre 1834 stellte Ehrenberg in einer besonderen Schrift alles bisher Bekannte über die schon zu einer ziemlichen Zahl herangewachsenen Leuchtthiere des Meeres zusammen, ohne daß man sagen könnte, daß die Erscheinung dadurch an Verständlichkeit gewonnen hätte. Erst in neuerer Zeit, und zwar namentlich durch die unermüdlichen Forschungen des Professor Panceri in Neapel, des Franzosen A. de Quatrefages und der deutschen Physiologen Max Schultze und Pflüger ist in die Erscheinungen hinsichtlich des anatomischen und physiologischen Vorganges einige Klarheit gekommen. Es stellte sich dabei vor Allem Dreierlei heraus, nämlich daß das Leuchten erstens an einen besonderen, meist fettartigen und in Aether löslichen Stoff gebunden ist, der in besonderen Zellen abgelagert wird, zweitens, daß das Leuchten, respective das Hervortreten dieses Stoffes mit der thierischen Reizbarkeit zusammenhängt, und drittens, daß Lufterneuerungsvorgänge dabei im Spiele sind. Betrachten wir diese drei Grundbedingungen nach einander!

Daß es sich um eine besondere Leuchtsubstanz handelt, die von dem thierischen Körper ausgesondert wird und auch nach der Trennung von demselben noch fortleuchtet, wußten schon die Alten: Plinius beschreibt uns, wie der leuchtende Saft der eßbaren Dattelmuschel (Pholas dactylus), den die Flimmerzellen des oberen Mantelrandes absondern, nicht nur im Munde Derer leuchtet, welche das Thier essen, sodaß sie im Dunklen wie Feuerfresser erscheinen, sondern auch die Finger leuchtend macht, während die herabfallenden Tropfen des Leuchtsaftes selbst noch am Boden und an den Kleidern leuchten, „sodaß," wie er wörtlich hinzusetzt, „klar zu Tage liegt, daß ihr Saft dieselbe Eigenschaft besitzt, die wir an ihrem Körper bewundern müssen".

Der Leuchtstoff selbst ist namentlich bei dem Johanniswürmchen schon früh durch Macaire, Schnetzler und viele andere Chemiker untersucht worden; der Letztere stellte schon vor mehreren Jahrzehnten fest, daß das Leuchten des vom Körper getrennten Stoffes in Luft und Sauerstoffgas in erhöhtem Grade fortdauert, dagegen ganz wie dasjenige der Leuchtpilze in reinem Wasserstoff-, Stickstoff- und Kohlensäuregase alsbald erlischt. Dieselben Beobachtungen sind in späterer Zeit von Matteucci und anderen Forschern bestätigt worden, und es knüpfte sich früh die Meinung daran, daß das Leuchten durch lebendiges Eiweiß bewirkt werde, welches Phosphor, Phosphorwasserstoffgas oder eine andere phosphorhaltige Verbindung ausscheide, die sich in Berührung mit dem Sauerstoff der Luft oxydire. Diese, wie gesagt, ziemlich alte, aber unhaltbare Ansicht ist noch im vorigen Jahre durch den französischen Naturforscher Jousset de Bellesme in einer Arbeit aufrecht erhalten worden, die er der Pariser Akademie der Wissenschaften vor einigen Monaten vorgelegt hat.

Die Annahme, daß nur die lebende Materie leuchte, wird schon durch das Beispiel der Dattelmuschel widerlegt, deren Saft sich auf dem abgeschnittenen Manteltheil sogar eintrocknen läßt und beim Befeuchten mit Süßwasser mehrmals hinter einander zum Wiederaufleuchten gebracht werden kann, aber unzweifelhaft steht das Leuchten mit dem Lebensproceß in directem Verhältniß, ja scheint sogar, wie Kölliker und Panceri, sowie andere Beobachter gefunden zu haben glauben, unter dem Einflusse des Willens zu stehen. Jousset de Bellesme hat in dieser Beziehung ein interessantes Experiment gemacht, indem er Johanniswürmchen mittelst eines flachen Schnittes der Kopfganglien, das heißt also der Centralorgane des Willens beraubte. Die noch lebenden Thiere leuchteten dann nicht mehr von selbst, sondern nur in Folge äußerer Reize, und zwar sowohl mechanischer, wie der besonders bequem anwendbaren elektrischen Reize. Auch hierbei leuchtete das elektrisch erregte Organ lebhaft auf, aber nur, wenn es sich in atmosphärischer Luft oder Sauerstoff befand, nicht aber in Stickstoff, Kohlensäure oder Wasserstoff. Daß aber der Reiz auch in anderer Weise, als durch den Nerv fortgepflanzt werden kann, beweisen diejenigen Leuchtthiere, welche, wie die Noctiluken und niederen Pflanzenthiere, kaum Andeutungen eines Nervensystems besitzen.

Sehr lehrreich in dieser Beziehung sind Experimente, welche Panceri an der leuchtenden Seefeder (Pennatula phosphorea) des mittelländischen und atlantischen Oceans gemacht hat. Dieses zusammengesetzte Thier gleicht einer Vogelfeder mit dickem, schöngeschwungenem Schaft, welches auf beiden Seiten statt der Federbarten Fiedern mit leuchtenden Polypen trägt. Hierbei läuft nun das Aufleuchten der einzelnen Thiere, wenn die Colonie an einem Ende gereizt wird, so langsam von Nachbar zu Nachbar, daß zwei Secunden vergehen, ehe sämmtliche Thiere ihr Licht leuchten lassen. Da sich der Reiz in den Nerven der Wirbelthiere im Durchschnitt sechshundert Mal so schnell fortpflanzt und bei diesen wie vielen anderen Leuchtthieren überhaupt noch keine Nerven entdeckt worden sind, so darf man die Nerventhätigkeit durchaus nicht als einen nothwendigen Factor bei dem Leuchten ansehen, ebenso wenig wie man in diesen niederen Regionen des Thierreiches auf eine bewußte Willensthätigkeit beim Leuchten rechnen darf. Dieses erfolgt eben als Antwort auf irgend welchen äußeren oder inneren Reiz, und möglicher Weise besteht die ganze Wirkung dieses Reizes darin, daß das Leuchtorgan in Folge desselben eine kleine Menge der Leuchtsubstanz mit dem Sauerstoff der Luft in Berührung treten läßt.

Auf diesen Punkt deutet auch die nicht selten vorkommende unmittelbare Verbindung der Leuchtorgane mit den Athmungswerkzeugen hin. Beim Johanniswürmchen treten die letzten Endungen der Luftröhrenäste (Tracheen) mit in den Leuchtorganen liegenden sternförmigen Zellen in Verbindung, die dadurch gestielt erscheinen. Das leuchtende Fett dieser Zellen, welches nach Panceri's Untersuchungen durchaus keine Eiweißstoffe enthält, wird dadurch gleichsam wie die glühenden Kohlen eines Rostes von einem Sauerstoffstrome angeblasen, und man kann sich denken, daß in Folge der großen Menge eintretender Tracheenäste die mit Leuchten verbundene langsame Verbrennung dieser Fettkörper jene Intensität erreicht, die uns den unvergleichlichen Anblick der fliegenden Sterne bei den Männchen einer unserer Arten verschafft. Möglichenfalls besteht also die Folge dieser Erregung des Leuchtorgans hier nicht in der Befreiung des Leuchtstoffs, sondern in der gesteigerten Sauerstoffzufuhr. Zu ähnlichen Betrachtungen führt die vorhin erwähnte Nacktschnecke, deren ganze Oberhaut, wie der gestirnte Himmel, mit Leuchtzellen bedeckt ist. Diese Schnecke ist ausnahmsweise kiemenlos, und ihre gesammte Oberhaut dient hier als Athmungsorgan, sodaß die Leuchtzellen sich auch hier an dem Orte des energischesten Gasaustausches befinden.

Nach alledem muß die ältere Meinung, daß es sich hier gerade wie beim Leuchten des Phosphors und der im vorigen Artikel erwähnten Pilze um die Oxydation und langsame Verbrennung eines vom Körper ausgeschiedenen Stoffes handle, von Neuem betont werden, und es ist dabei gleichgültig, ob der durch äußere Reize und innere Wirkungen angefachte psychologische Vorgang im gegebenen Falle darin besteht, daß die Leuchtsubstanz aus den Vorrathsorganen herausgedrückt und dadurch in Berührung mit dem in der Luft oder im Wasser enthaltenen freien Sauerstoffe gebracht wird, oder ob dem aufgespeicherten Stoffe in seinen durchsichtigen Behältern durch den Athmungsproceß selbst Sauerstoff zugeführt wird. Es tritt nun an uns die Frage heran: ist wirklich ein phosphorhaltiger Stoff als Grundlage des Leuchtprocesses anzunehmen? Schon vor mehreren Jahrzehnten wies Gmelin in seinem großen Handbuche der Chemie wiederholt darauf hin, daß die Leuchtstoffe der Pflanzen keinen unoxydirten Phosphor enthalten, und daß man annehmen müsse, es handle sich hier um organische Kohlenstoffverbindungen, die sich bei der langsamen Verbindung mit Sauerstoff gerade wie Phosphor verhalten.

In der That hat man mit der Zeit eine Menge phosphorfreier organischer Verbindungen entdeckt, die bei höheren Temperaturen (über 150 Grad C.) im Dunklen leuchten. Dazu fügte im Jahre 1877 der Lemberger Professor Dr. Radziszewski die Beobachtung, daß das Lophin und einige andere organische Verbindungen schon bei 10 Grad C. sehr stark und anhaltend leuchten, wenn sie in Berührung mit Alkalien der Einwirkung der Luft ausgesetzt werden. Derselbe hat diese interessanten Studien fortgesetzt und, wie er vor einigen Monaten in Liebig's „Annalen der Chemie" mittheilte, eine große Menge organischer Substanzen entdeckt, die sich in alkalischer Auflösung schon bei niedrigen Temperaturen unter lebhafter und andauernder Lichtentwickelung mit dem Sauerstoffe verbinden. Dahin gehört die Mehrzahl unserer ätherischen und fetten Oele, und alle höheren Glieder der sogenannten Alkoholreihe, zu denen Wachs, Walrath, Cholesterin (Gallenfett) und andere im Pflanzen- und Thierkörper häufig auftretende Stoffe gehören. Dasselbe gilt auch von einigen Körpern, deren chemische Natur noch nicht so genau erkannt ist, um sie einer bestimmten chemischen Gruppe zuzutheilen, die aber im Thierkörper häufig vorkommen, wie die Gallensäuren (Glycochol-Taurochol-Cholsäure) und die im thierischen Gehirn, Eiweiß, in den Nerven, Blutkörperchen &c. vorkommenden Protagonstoffe (Lecithin und Cerebrin). Wenn man ein wenig Leberthran oder einen Körper der höheren Alkoholreihe, oder einen der letztgenannten Stoffe in Benzol, Toluol, Ligroin oder Chloroform auflöst und ein Stückchen Aetzkali oder Aetznatron hinzusetzt, so leuchtet die Mischung bei gewöhnlicher Temperatur tage- und wochenlang, so oft man sie umschüttelt, und noch stärker, wenn man sie ein wenig erwärmt.

Obwohl nun alle die letztgenannten Stoffe im lebenden Körper vorkommen, so würde doch die zum Leuchten gehörige Gegenwart von Alkalien der Erklärung Schwierigkeiten bereiten; denn freies Kali, Natron oder ein anderes unorganisches Alkali kann nicht leicht als in den Leuchtorganen gebildet gedacht werden. Hier hat nun Professor Radziszewski seine Theorie der Phosphorescenz organischer Körper vollendet, indem er zeigte, daß die Gegenwart in organischen Körpern vorhandener zusammengesetzter Alkalien das Leuchten ebenso gut hervorrufen kann, so z. B. das in der Galle, im Gehirn und Eidotter fertig gebildet vorkommende Cholin oder das durch Zersetzung der Gehirn- und Nervensubstanz entstehende Neurin. Löst man ein wenig Lophin, Leberthran, Protagon, Walrath &c. in Alkohol oder Toluol und setzt einige Tropfen Cholin- oder Neurinlösung hinzu, so leuchtet die Mischung schon bei 10 Grad Celsius und noch stärker bei gelindem Erwärmen. Da es sich in vielen dieser Fälle um im thierischen und pflanzlichen Organismus allgemein verbreitete Stoffe handelt, so wäre damit das Leuchten dieser lebenden Wesen ohne alle Schwierigkeit erklärt.

Die Identität dieses durch einfache chemische Processe hervorgerufenen Leuchtens mit demjenigen lebender Körper wird noch durch viele andere Uebereinstimmungen wahrscheinlich gemacht. So hat die spectroskopische Untersuchung ergeben, daß die Lichtqualität der genannten Chemikalien bei ihrer langsamen Verbrennung völlig derjenigen der Leuchtpflanzen und -thiere gleich ist. Es ist in der weitaus größten Mehrzahl der Fälle ein weißgrünliches Licht, welches im Spectroskope einen Farbenstreifen zeigt, dem sowohl das rothe als das violette Ende mehr oder weniger vollständig fehlen. Ferner muß man sich erinnern, daß die meisten Beobachter die Leuchtsubstanzen als Fettstoffe charakterisirt haben und daß gerade diese zu den am leichtesten und stärksten leuchtenden gehören. Auch ist aufmerksamen Beobachtern nicht entgangen, daß die Berührung der Leuchtorgane mit alkalischen Substanzen den Leuchtproceß zur höchsten Energie steigerte.

So beobachtete Professor Panceri an der mehrerwähnten Leuchtschnecke (Phyllirhoë), daß die Lichterscheinung am glänzendsten wurde, wenn er sie im Dunklen mit Ammoniak übergoß. Dann erglänzte der ganze Körper des Thieres, der rings mit Leuchtzellen bedeckt ist, im herrlichsten bläulichen Lichte, während elektrische Reize bei diesem Thiere ganz wirkungslos waren. Professor Radziszewski hat auch einen Versuch angestellt, um zu ermitteln, wie viel organische Substanz und wie viel Sauerstoff bei diesem Leuchten der langsam verbrennenden organischen Substanz verbraucht werden möchte. Er löste 1,82 Gramm Lophin in fünfundzwanzig Cubikcentimetern concentrirter alkoholischer Kalilösung auf, und es zeigte sich, daß dieselbe zwanzig volle Tage und Nächte in ihrer ganzen Masse leuchtete, ja daß noch am fünfundzwanzigsten Tage ein schwaches Leuchten vorhanden war.

Nimmt man an, daß die gesammte angewandte Lophinmenge in diesen zwanzig Tagen zersetzt worden sei, so folgt, daß für die Stunde 0,00379 Gramm Lophin und 0,000607 Gramm Sauerstoff (also ganz winzige Mengen) nöthig waren, um die fünfundzwanzig Cubikcentimeter Flüssigkeit leuchtend zu erhalten. Man kann darnach berechnen, wie verschwindend klein der Verbrauch eines Leuchtkäfers &c. in seiner kurzen Glanzzeit sein mag.

Die Betrachtung dieses Leuchtprocesses durch langsame Oxydation der Kohlenstoffverbindungen erweckt nun noch ein besonderes Interesse dadurch, daß sie eine fast vollständige Analogie mit dem Leuchten des Phosphors in anderer Beziehung darbietet. Wenn man Phosphorstangen mit feuchter Luft in ein Gefäß bringt, das mit einer Glasglocke zugedeckt ist, so bemerkt man, daß während

des Leuchtens dieser Stangen im Dunklen der unter der Glocke enthaltene Sauerstoff ozonisirt wird, um sich darnach um so lebhafter mit dem Phosphor zu verbinden. Es hängt das damit zusammen, daß der Phosphor bei seiner langsamen Verbrennung drei Atome Sauerstoff, also eine ungerade Zahl von Atomen, gebraucht, sodaß, da der gewöhnliche Sauerstoff aus paarigen Atomen besteht, immer unpaariger, dreiatomiger Sauerstoff (Ozon) oder auch oxydirtes Wasser entstehen müssen, Körper, welche die langsame Verbrennung steigern und eben dadurch wahrscheinlich das Leuchten erzeugen, das sonst nur schneller Verbrennung eigen ist.

Nun ist es gewiß kein Zufall, daß gerade die vorerwähnten ätherischen und fetten Oele und Fettstoffe sich in diesem Punkt genau ebenso verhalten wie Phosphor, nämlich den Sauerstoff der Luft ozonisiren und oxydirtes Wasser bilden. Und hier tritt noch die lehrreiche Thatsache hinzu, daß diese Substanzen in Berührung mit Alkalien und Sauerstoff nur so lange leuchten, wie Ozon zugegen ist; die Mischung ätherischer und fetter Oele mit Alkali hört alsbald auf zu leuchten, sobald das gewöhnlich in diesen Oelen aufgelöste Ozon verbraucht ist, und wird erst wieder leuchtend, wenn diese Substanzen einige Zeit in nicht vollgefüllten Gefäßen (namentlich im Sonnenschein) mit der Luft in Berührung gestanden haben. Ferner besitzen aber auch die Blutkörperchen die Fähigkeit, den Sauerstoff der Athemluft zu ozonisiren, und möglicher Weise besitzen die höchst energisch leuchtenden Insecten, bei denen sich zahlreiche Luftröhrenäste in die Leuchtorgane erstrecken, die Fähigkeit, den Leuchtstoff mit ozonisirter Luft anzublasen.

Zum Schlusse haben wir noch zu fragen, wozu die Leuchtorgane den lebenden Wesen nützen? Denn nach der neueren Weltanschauung kann man sich nur die Ausbildung solcher Organe und Fähigkeiten vorstellen, die den Inhabern von irgend einem Nutzen sind. Bei dem Johanniswürmchen hat man seit langer Zeit angenommen, es handle sich für das bei einigen Arten dieser Käfer allein leuchtende ungeflügelte Weibchen darum, dem geflügelten Männchen seinen Aufenthalt in der Ferne zu verrathen, und in der That genügt es, nach den Beobachtungen einiger Naturforscher, ein leuchtendes Weibchen an einem warmen Frühsommerabend auf der offenen Hand zum Fenster hinauszuhalten, um sogleich einige Männchen anzulocken. Auch bei einigen anderen Thieren scheint das Leuchten nur zur Zeit der Geschlechtsreife stattzufinden, allein bei den Johanniswürmchen leuchten auch die Larven, und die Pilze nebst unzähligen Seethieren leuchten immerfort. Die Naturforscher der englischen Tiefsee-Expeditionen, welche eine Menge neuer Leuchtthiere aus Regionen emporgezogen haben, in welche kaum noch ein Sonnenstrahl dringt, haben wiederholt die Meinung ausgesprochen, daß dort unten die meisten Thiere ihr Grubenlicht am Kopfe trügen, und daß es vielleicht dieser allgemeinen Selbstbeleuchtung zu danken sei, daß sich drunten in der ewigen Nacht auch schöne Farben entwickelten. Ich glaube aber, daß man nach einem viel allgemeineren Vortheil des Leuchtens für die Pflanzen und Thiere selbst suchen muß, der wahrscheinlich darin besteht, daß mit dieser Fähigkeit begabte Thiere und Pflanzen dadurch andere Thiere abhalten, sie zu verzehren, gewiß der größte Vortheil, den es für sie geben kann. Dadurch würde sich erklären, daß flügellose Insecten, die weniger leicht ihren Verfolgern entwischen können, wie z. B. Johanniswürmchen und Skolopender, am häufigsten leuchten, und namentlich, daß bei allen Leuchtthieren jede Berührung, jeder Angriff das Leuchten hervorruft oder vermehrt. Es ist, als sollte durch das plötzliche Aufleuchten jeder Angreifer erschreckt werden. Natürlich wird dieser wahrscheinlich ebenso, wie das sogenannte „Sichtodtstellen der Käfer“, unbewußte Kunstgriff nicht immer helfen; denn wenn der Insectenliebhaber z. B. erst dahinter gekommen ist, daß das Leuchten der Johanniswürmchen ein unschuldiges Feuer ist, so wird er nur desto bequemer seinen Fang machen. So soll man in Amerika den auf Feuerfliegen lüsternen Ochsenfrosch mit hingeworfenen glühenden Kohlen fangen. Daher wird das Leuchten, ebenso wie die auffallende sogenannte Trutzfarbe vieler Thiere, nur solchen Leuchtthieren nützlich sein, die zugleich einen ekelhaften Geruch oder Geschmack haben, indem sie irgend einen auf Beute lauernden Feind schon von fern warnt, sie nicht mit wohlschmeckenden Thieren zu verwechseln und gleichsam aus Versehen zu verschlucken. In der That sind die Johanniswürmchen und viele der hierhergehörigen leuchtenden Seethiere von Geruch und Geschmack widerlich, wenn nicht gar giftig. Und so mögen die mikroskopischen Leuchtwesen in ihrer mikroskopischen Welt ebenso gemieden werden, wie die leuchtenden Quallen, Salpen und Fische in unserer Sehsphäre, und dieser bedeutsame Vortheil würde leicht die ungemeine Häufigkeit leuchtender Pflanzen und Thiere erklären. Diese Nützlichkeit würde es ferner erklären, daß bei einigen kleinen Knochenfischen der Tiefsee, die man erst in neuester Zeit studirt hat, die Leuchtapparate eine so große Vollkommenheit erreicht haben, daß ein solcher Fisch, der bei der Challenger-Expedition gefangen wurde, so hell wie ein Stern im Netze funkelte. Es scheint, daß die Leuchtorgane dieser Fische wie die Apparate der Leuchtthürme und physikalischen Cabinete mit Hohlspiegel und Linsen versehen sind, durch welche das phosphorische Licht mit höchstem Glanze nach außen geworfen wird.

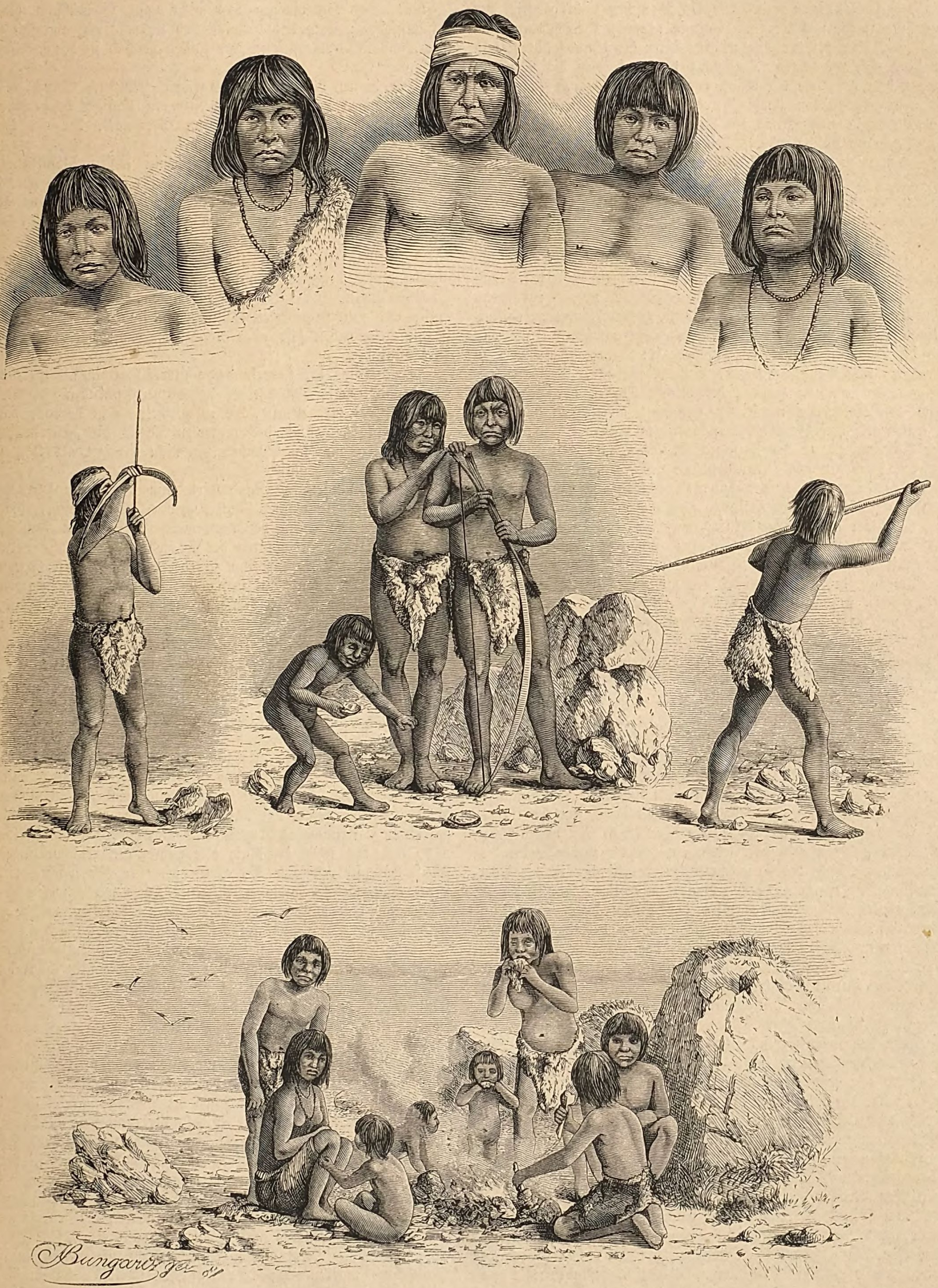
Feuerländer in Berlin.

In dem Augenblicke, wo die nachstehende Culturskizze in die Presse gelangt, hat voraussichtlich der prächtige zoologische Garten in der Hauptstadt des deutschen Reiches die wilden Gäste bereits aufgenommen, welche unser Bild darstellt, jene Bewohner der ewig feuchten, gleichmäßig kühlen Magellansstraße, welche nach Oscar Peschel von allen Seefahrern als „Schreckbilder der Menschheit“ beschrieben werden. Auf Fürsprache des Gouverneurs von Punta Arenas, des Herrn Wood, hat die chilenische Regierung dem Capitain G. Schweers gestattet, auf dem Hamburger Dampfer „Theben“ elf Feuerländer, die von einer der Inseln der südlichsten Inselgruppe von Südamerika (Hermite) stammen, nach Europa überzuführen, und zwar unter der Garantieleistung, daß dieselben nach einer gewissen Zeit in ihre Heimath zurückgebracht werden. Am 18. August dieses Jahres landeten die Pescherähs, wie sie noch Bougainville nennt, ehe sie Charles Darwin „Feuerländer“ getauft, in Havre und wurden im Acclimatisationsgarten zu Paris untergebracht. Dort erregten sie — vier Männer, vier Frauen und drei Kinder, von denen leider dasjenige, das sich durch ein besonders intelligentes Gesicht und Wesen auszeichnete, plötzlich starb — das lebhafteste Interesse der Pariser Bevölkerung.

Auch ihre primitiven Canoes, Waffen und andere Utensilien haben die Feuerländer aus ihrer feuchten Heimath mitgebracht. Die Berichte, welche über sie in französischen Zeitungen veröffentlicht wurden und durch Correspondenten nach Deutschland gelangten, weichen nicht wesentlich ab von den Mittheilungen der Reisenden, welche die Wilden in ihrem Lande beobachteten, und schildern sie übereinstimmend als widerliche Geschöpfe, die noch im Uranfange menschlicher Cultur stehen, wenn von solcher überhaupt bei ihnen die Rede sein kann. Sie sind etwa fünf Fuß groß, von dunkler, schmutziger Kupferfarbe, während ihr Haupt mit schwarzen struppigen Haaren bedeckt ist, die zum Theil auf das Gesicht herabfallen. Sie kennen anscheinend nicht einmal die reinigende Eigenschaft des Wassers, also noch weniger den Gebrauch der Seife; sie gehen — Männer, Frauen und Kinder — völlig nackt. Nur als Schutzmittel gegen die rauhe Witterung benutzen sie ein Seehundsfell, welches sie mittelst einer Sehne am Halse befestigen und, je nach der Richtung des Windes, entweder auf der Brust oder auf dem Rücken tragen. Muschelthiere und Seehundsfleisch dienen ihnen als Nahrung, aber gekochte Speisen, deren Genuß sie krank macht, verschmähen sie durchaus. Dagegen soll es ein Fest für die Feuerländer sein, wenn die Fluth den Leichnam eines Walfisches an ihre Küsten treibt, dessen Körpertheile sie in rohem Zustande verschlingen.

Die Feuerländer sind die einzigen Südamerikaner vom Aequator bis zum Cap Horn und vom Cap Horn bis weit über den La Plata, die das Meer in hohlen Baumstämmen befahren. Von dem beständigen Feuer, welches sie auf diesen Kähnen unterhalten, haben Land und Leute den Namen erhalten.

Die Bewohner der Magellan'schen Inselwelt, denen es bei der hohen Dampfsättigung der Luft schwer werden würde, Holz in Brand zu stecken, gehören zu den wenigen Menschenstämmen, welche Funken aus Felsenkiesen schlagen und sie in Zunder auffangen.



Feuerländer-Typen.

Originalzeichnung von J. Bungartz.

Neben dieser Erfindung erwähnt Peschel als einen Beweis dafür, daß auch diesen geringsten aller Menschen nicht gänzlich der Scharfsinn fehlt, noch die von Darwin gemachte Beobachtung, daß die Feuerländer bei der Vermehrung ihrer Jagdhunde die Regeln der Rassezüchtung befolgen. Peschel hebt außerdem die Thatsache hervor, daß es, vom La Plata angefangen, bis zum Cap Horn und vom Cap Horn längs der Westküste Südamerikas bis fast zur Landenge von Panama zur Zeit der Entdeckung keinen Volksstamm gegeben hat, der auf den Einfall gerathen wäre, andere Fahrzeuge zu verfertigen als Flöße; folglich mußte die Erbauung von Kähnen in den Magellan'schen Gewässern von Neuem erfunden werden, und die Erfinder waren eben die Feuerländer, bei denen die eigenartige Küstengestaltung gewisse Lebensgewohnheiten und Fertigkeiten hervorgerufen hat.

Ursprünglich besaßen sie, wie Capitain Wilkes erzählt, freilich auch nur Kähne aus Baumrinden, die über ein Gestell gespannt und zusammengenäht waren, des Ausschöpfens aber fortwährend bedurften. Später sind jedoch bei ihnen bessere Fahrzeuge gesehen worden, und es wird sogar ihre Kalfaterung gerühmt. Immerhin sind die Feuerländer nur als Anfänger im Seemannshandwerk zu betrachten, und Peschel schließt aus ihren schwachen Versuchen, so wie aus der in ihren Händen befindlichen Waffe, der Schleuder, welche sonst selten bei maritimen Stämmen angetroffen wird, daß sie früher auf dem Festland, wie die ihnen verwandten Araucaner oder Patagonier, von der Jagd gelebt haben, und schließlich, von stärkeren Nachbarn aus ihren Revieren verdrängt, zu dem Wagniß einer Ueberfahrt nach dem nächsten Küstenland und zur Jagd auf Seethiere genöthigt worden sind.

Nach der allmählichen Ausrottung der Seehunde, an denen das Feuerland sehr reich war, müssen sich jetzt die Feuerländer meist mit Schalthieren und Fischen begnügen.

Darwin, der, als Begleiter des Capitain Fitzroy auf seiner großen Reise um die Erde im Jahre 1832, auch das Feuerland besucht und in seinen am Bord des Kriegsschiffes „Beagle" verfaßten Tagebüchern die scharfsinnigsten und werthvollsten Beobachtungen niedergelegt hat, schildert das Feuerland als ein Bergland, welches zum Theil in das Meer versunken ist, sodaß tiefe Buchten die Stellen einnehmen, wo früher Thäler sich ausdehnten. Die bergigen Strecken sind, mit Ausnahme der exponirten westlichen Küste, vom Wasserrande aufwärts mit einem großen Walde bedeckt. Die Bäume wachsen auf den Bergen bis zu einer Höhe von 300 bis 450 Meter über dem Meeresspiegel; auf diese Zone folgt dann ein Streifen Land mit kleinen niedrigen Alpenpflanzen und diesem wieder die Linie des ewigen Schnees, welche in der Magellans-Straße bis zur Höhe von circa 1000 Meter herabsteigt.

Man findet nur äußerst selten einen Acker ebenen Bodens in irgend einem Theile des Feuerlandes. Ueberall aber ist die Oberfläche desselben von einer dicken Schicht morastigen Torfes bedeckt. Selbst innerhalb des Waldes wird der Boden durch eine Masse langsam faulender vegetabilischer Substanzen verborgen, welche, weil sie vom Wasser durchfeuchtet sind, dem Fuße nachgeben. Ein anderes Mal schildert Darwin beim Besteigen des etwa 600 Meter hohen Mont Taru die düstern Waldungen, deren jedes Markzeichens entbehrende Dichtigkeit den Wanderer zwingt zum Compaß seine Zuflucht zu nehmen.

„In den tiefen Schluchten," sagt unser Gewährsmann, „ging die todtenartige Scenerie der ödesten Stille über alle Beschreibung; draußen blies ein heftiger Sturm, aber in diesen Hohlwegen bewegte nicht einmal ein Windhauch die Blätter der höchsten Bäume. Alles war so düster, kalt und naß, daß selbst nicht die Pilze und Moose gedeihen konnten. In den Thälern war es kaum möglich fortzukriechen, so vollständig waren sie von großen modernden, nach allen Richtungen hin umgestürzten Baumstämmen verbarricadirt. Ging man über diese natürlichen Brücken, so wurde man oft dadurch aufgehalten, daß man knietief in das verfaulte Holz einsank; wenn man ein andermal versuchte, sich an einen festen Stamm anzulehnen, so erschrak man, eine Masse zerfallener Substanz zu finden, bereit, bei der geringsten Berührung umzustürzen. Endlich befanden wir uns zwischen den verkümmerten Bäumen und erreichten dann bald den kahlen Rücken, der uns auf den Gipfel führte. Hier hatten wir eine für das Feuerland charakteristische Aussicht: unregelmäßige Bergketten, gefleckt durch Haufen von Schnee, tiefe gelblich-grüne Thäler und Meeresarme, welche das Land in vielen Richtungen durchschnitten. Der starke Wind war durchdringend kalt und die Atmosphäre etwas dunstig, sodaß wir nicht lange auf dem Gipfel blieben. Das Herabsteigen war nicht ganz so mühsam wie das Hinaufsteigen; denn das Gewicht des Körpers erzwang sich einen Weg, und alles Ausrutschen und Fallen geschah in der gewünschten Richtung."

In diesen düsteren, immergrünen Wäldern wächst an den Buchenstämmen in ungeheurer Menge ein kugliger hellgelber Pilz von schleimigem, ein wenig süßem Geschmack, der ein Hauptnahrungsmittel der Feuerländer bildet.

Von Säugethieren erwähnt Darwin außer Walfischen und Robben eine Fledermausart, einige Maus- und Fuchsarten, dann die Seeotter, das Guanaco oder das wilde Llama und eine Hirschart, die sich indeß meist in den trockenen östlichen Theilen des Landes aufhält.

Die düsteren Wälder sind nur von wenig Vögeln bewohnt; am häufigsten begegnet man dem Baumläufer, der überall in den Buchenwäldern, hoch oben und tief unten, in den allerdüstersten, nassen und unzugänglichsten Schluchten zu finden ist. Eigenthümlich ist die Abwesenheit fast aller Reptilien; selbst der Frosch kommt dort nicht vor.

Das Klima des Feuerlandes schildert Darwin als gleichmäßig feucht und windig. Aus einer kleinen vergleichenden Tabelle über die Temperaturverhältnisse, die er mittheilt, geht hervor, daß die Durchschnittstemperatur des centralen Theils des Feuerlandes im Winter kälter und im Sommer um nicht weniger als $9\frac{1}{2}$ Grad kühler ist als in Dublin.

Dieses unwirthliche Land wird nun von einem sehr elenden Menschenschlage bewohnt. Nach Darwin's Schilderung, die auch von anderen Reisenden bestätigt wird, scheinen die Feuerländer den benachbarten Patagoniern der Magellansstraße nahe verwandt zu sein. Die Wilden, die ihm bei der Landung zuerst begegneten, bestanden aus Leuten, auf welche die oben von uns angedeuteten Merkmale zutreffen. Der Hauptsprecher war ein alter Mann, der ein Stirnband aus weißen Federn rund um den Kopf gebunden hatte, welches zum Theil sein schwarzes, verwildertes Haar zusammenhielt. Quer über sein Gesicht zogen sich zwei breite Streifen; der eine, hellroth gemalt, reichte von einem Ohr zum andern und schloß die Oberlippe mit ein; der andere, weiß wie Kreide, lief parallel mit dem ersten, sodaß selbst die Augenbrauen des Mannes weiß gefärbt waren.

„Die Gesellschaft war," fügt Darwin hinzu, „durchaus den Teufeln ähnlich, welche in Stücken, wie der ‚Freischütz', auf die Bühne kommen." Diese Wilden begrüßten die Landenden in eigenthümlicher Weise. Durch das Geschenk eines rothen Tuches, welches die Feuerländer sofort um ihren Hals banden, ward zunächst die gegenseitige Freundschaft begründet. Dies drückten die Wilden so aus, daß der schon erwähnte alte Mann den Ankömmlingen die Brust beklopfte und eine Art gluckſendes Geräusch machte, wie die Leute thun, welche Hühnchen füttern. Diese wiederholten Beweise der Freundschaft wurden mit drei Schlägen beschlossen, welche gleichzeitig auf die Brust und auf den Rücken gegeben wurden.

Die Sprache der Feuerländer verdient nach europäischen Begriffen kaum articulirt genannt zu werden. Capitain Cook hat sie mit den Lauten verglichen, die ein Mensch beim Reinigen seiner Kehle macht — aber, bemerkt dazu Darwin, sicher hat kein Europäer jemals seine Kehle mit soviel Gutturalen und glucksenden Geräuschen gereinigt. Darwin schildert an weiteren Stellen seines Tagebuches andere Gruppen der Eingeborenen noch weit abschreckender. So bezeichnet er einmal sechs Feuerländer, die in einem Canoe neben ihm und seinen in der Nähe der Wollaston-Insel an's Land gehenden Gefährten sich befanden, als die elendesten Geschöpfe, die er irgendwo gesehen. Während die Eingebornen an der Ostküste Guanaco-Mäntel und die auf der Westküste Robbenfelle, bei den centralen Stämmen die Männer meist eine Otternhaut oder doch irgend einen ähnlichen, freilich zur Bedeckung nicht hinreichenden schmalen Streifen als Bekleidung tragen, waren die Feuerländer in dem Canoe völlig nackt, und selbst eine ganz erwachsene Frau in Eva's Costüm. Diese armen elenden Geschöpfe waren in ihrem Wachsthum verkümmert; ihre häßlichen Gesichter hatten sie mit weißer Farbe beschmiert; ihre Haut war schmutzig und fettig, ihr Haupthaar verwirrt, ihre Stimme mißtönend.

„Erblickt man solche Menschen," sagt Darwin, „so kann man sich kaum zu dem Glauben bekehren, daß sie unsere Mitgeschöpfe und Bewohner einer und derselben Welt sind." Und doch geht aus den persönlichen Beobachtungen des berühmten Forschers hervor,

daß auch in diesen elenden Geschöpfen das Licht der Vernunft flammt, wenn das Flämmchen auch noch so schwach und unentwickelt ist. Darwin schildert die Neugierde und Ueberraschung der Eingebornen recht drastisch; in einer Gesellschaft von achtundzwanzig Mann, die unter dem Commando des Capitain Fitzroy nach der östlichen Mündung des Canals aufgebrochen war, landete er eines Tages — es war um die Mittagszeit — unter einer Gruppe von Feuerländern.

„Anfangs," berichtet er, „waren sie nicht geneigt, freundlich zu sein; denn bis der Capitain an der Spitze der anderen Boote heranruderte, hielten sie ihre Schleudern in der Hand. Wir entzückten sie aber bald durch unbedeutende Geschenke, z. B. durch ein rothes Band, das sie um ihre Köpfe banden. — Es war ebenso leicht, diese Wilden zu amüsiren, wie es schwer war, sie zufrieden zu stellen. Junge und Alte, Männer und Kinder hörten nicht auf, das Wort ‚Yammerschooner', was ‚gieb mir' bedeutet, zu wiederholen. Nachdem sie fast jeden Gegenstand, einen nach dem andern, selbst die Knöpfe an unsern Röcken bezeichnet und ihr Lieblingswort in soviel Ausdrucksweisen wie nur möglich gesagt hatten, sprachen sie es dann in einem neutralen Sinne aus und wiederholten tonlos: ‚Yammerschooner'. Nachdem sie für jeden einzelnen Gegenstand sehr eifrig geyammerschoonert hatten, wiesen sie, einen sehr einfachen Kunstgriff gebrauchend, auf ihre jungen Frauen und kleinen Kinder, was soviel heißen sollte als: ‚wenn ihr's mir nicht geben wollt, dann werdet ihr's doch denen geben.'"

Darwin macht auch auf die außerordentliche Fähigkeit dieser Wilden, alle Bewegungen, Geberden und selbst die Sprache der fremden Ankömmlinge nachzuahmen, aufmerksam. Sobald diese husteten und gähnten, ahmten es die Feuerländer augenblicklich nach. Sie wiederholten auch mit vollständiger Correctheit jedes Wort in irgend einem Satze, der an sie gerichtet wurde, und erinnerten sich sogar eine Zeit lang solcher Worte, spanischer und auch deutscher und englischer. Sie baten um Messer, die sie mit dem spanischen Worte cuchilla bezeichneten. Vom Tausch hatten sie deutliche Begriffe. Darwin gab einem Manne einen großen Nagel, ohne irgend ein Zeichen zu machen, daß er eine Gegengabe erwarte. Der Feuerländer suchte sofort zwei Fische aus und überreichte sie ihm auf der Spitze seines Speeres.

Der einem Heuschober in Größe und Gestalt ähnliche Wigwam der Feuerländer besteht nur aus einigen wenigen abgebrochenen in die Erde gesteckten Aesten und ist in der Regel an der einen Seite sehr unvollkommen mit ein paar Gras- und Binsenschichten bedeckt. An der Westküste sind indeß, wie Darwin berichtet, die Wigwams im Ganzen besser; denn sie sind dort mit Robbenfellen ausgekleidet. Des Nachts schlafen in diesen Räumen fünf oder sechs nackte und kaum vor dem Winde und Regen dieses stürmischen Klimas geschützte Wesen auf der Erde, wie Thiere zusammengekauert. So oft Ebbe ist, müssen sie — sei es Winter oder Sommer, Tag oder Nacht — aufstehen, um Muscheln von den Felsen zu sammeln. Wird eine Robbe getödtet oder das treibende Aas eines Walfisches entdeckt, so giebt es ein Fest, und solche elende Nahrung wird nur durch einige wenige geschmacklose Beeren und Pilze gewürzt. Geistige Getränke verschmähen die Feuerländer; dagegen ist ihr eifriges Bestreben auf die Erwerbung von Tabak gerichtet, für den sie alle ihre Geräthe bereitwillig hingeben.

Leider kann nach den Berichten aller Reisenden kaum noch gezweifelt werden, daß die Feuerländer Menschenfresser sind, wenn sie auch vielleicht nur durch die bei ihnen allerdings sehr häufige Hungersnoth zu dieser entsetzlichen Entwürdigung des Menschengeschlechts veranlaßt werden. Darwin erwähnt die Mittheilungen von Eingeborenen, nach welchen diese, wenn sie im Winter vom Hunger geplagt werden, eher ihre alten Weiber tödten und verzehren, als ihre Hunde schlachten, da die letzteren Ottern fangen.

Die Waffen der Feuerländer bestehen zumeist aus Bogen und Pfeilen, von denen der Marine-Stabsarzt Dr. Essendorfer im vorigen Jahre in der „Berliner anthropologischen Gesellschaft" einige Exemplare vorgezeigt hat. Der Schaft des Bogens ist von sehr hartem Holz, die Sehne ein gedrehter Robbendarm. Die Pfeile, aus leichtem Holz angefertigt, sind an einem Ende gefiedert, am anderen stumpf und mit einer kleinen Spalte versehen, in welche die Pfeilspitzen erst beim Gebrauch eingesetzt werden. Die Pfeilspitzen bestehen aus einer grünen glasartigen Masse und stehen bei den Eingeborenen in hohem Werthe; sie geben dieselben nur ungern und für verhältnißmäßig hohe Tauschobjecte her. Auch eines primitiven messerartigen Instruments, dessen Griff aus einem etwa spannelangen Stück Holz besteht, an welches ein mandelförmiges grünes, an den Rändern geschärftes Stück einer glasartigen Masse befestigt war, erwähnt Dr. Essendorfer. Im Uebrigen stimmt seine Schilderung der Feuerländer, denen er im Sommer des Jahres 1878 begegnet ist, mit derjenigen Darwin's dem Wesen nach überein. Ueber die Religion der Feuerländer konnte Darwin nichts Bestimmtes ermitteln. Sie begraben ihre Todten zuweilen in Höhlen, doch kennt man die Ceremonie nicht, die sie dabei beobachten. Daß sie, wie alle Wilden, abergläubische Gebräuche haben, geht indeß aus der Thatsache hervor, daß jede Familie oder jeder Stamm einen Zauberer oder Beschwörungsmeister besitzt.

Eine eigentliche Regierungsform kennen die Feuerländer nicht. Sie leben in anarchischer Gleichberechtigung der Eine neben dem Andern. Die gegenwärtig in Berlin weilenden Feuerländer sind indeß nicht die ersten, welche mit europäischer Cultur in Berührung kommen. Dasselbe Kriegsschiff „Beagle", auf dem Darwin sich befand, als er das Feuerland besuchte, hatte drei Bewohner jenes Landes an Bord, welche wenige Jahre vorher durch den Capitain Fitzroy nach England gebracht und dort auf Kosten der englischen Regierung erzogen und unterhalten worden waren. Einer dieser Feuerländer, Jenning Button getauft, war sogar eine Zeitlang in vornehmen Gesellschaften als Schooßkind verhätschelt worden, hatte in Europa stets Handschuhe und blankgeputzte Stiefeln getragen und sprach sogar englisch. In seine Heimath zurückgebracht und mit seinen Verwandten vereinigt, wurde er aber bald wieder der frühere nackte, ungewaschene und ungekämmte Feuerländer.

Wir dürfen übrigens hoffen, daß der diesmalige Aufenthalt der Feuerländer in Europa, und insbesondere in Deutschland, dazu beitragen wird, unsere bisherigen Kenntnisse über diesen uncivilisirtesten Menschenstamm richtig zu stellen und zu erweitern.

Heinrich Steinitz.

Mutter und Sohn.

Von A. Godin.

(Fortsetzung.)

Siegmund wich erschrocken zurück. Im Ausdruck der beiden schönen Gesichter, die einander wie entgeistert anblickten, lag etwas Furchtbares. Genoveva's Züge wurden fahl; sie wendete ihren Kopf langsam von ihrem Sohne ab, ging mechanisch einer Thür im Hintergrund des Zimmers zu und verschwand.

Siegmund schwankte einen Moment wie trunken; seine Blicke begegneten Horn's staunendem Auge; brennende Röthe bedeckte sein vorhin aschfahl gewordenes Gesicht; er ließ einen schnellen wilden Blick über die Gruppe hinirren, welche ihn wortlos umstand, hob dann plötzlich den Kopf und folgte seiner Mutter auf dem Fuße.

Er hatte nicht weit zu suchen. Genoveva stand unbeweglich mitten im anstoßenden, schwach erleuchteten Cabinet. Als sie ihren Sohn erblickte, kam Leben in die starre Gestalt; sie streckte ihm, wie beschwörend, beide Hände entgegen. Siegmund trat hinweg, als fürchte er von diesen flehenden Händen berührt zu werden. Seine arbeitende Brust war noch immer keines Lautes fähig, aber um so gewaltsamer sprach die zusammengezogene Stirn. Genoveva ertrug nicht den Blick voll Entsetzen in diesen Augen, die sie allezeit liebend angeschaut.

„Siegmund!"

Sein Name, mit einem Ton gerufen, den er von dieser Stimme nie gekannt, riß ihn aus der lähmenden Starrheit. Er trat dicht zu ihr heran.

„Hier finde ich meine Mutter," sagte er dumpf. „In einem Spielhause." Das Wort drohte ihm die Kehle zusammen zu schnüren; er schauderte und schloß einen Moment die Augen. So sah er nicht, welche unaussprechliche Qual sich in Genoveva's schöne, stolze Züge grub. Ihre ausgestreckten Hände sanken kalt und leblos

nieder. Plötzlich richtete sie sich mit leidenschaftlichem Ausdrucke hoch auf und rief fast befehlend:

„Mein Sohn!“

„Du hast keinen Sohn mehr,“ sagte er finster und trat hinweg. Dann wandte er sich, um nach der Möglichkeit zu spähen, dieses Haus zu verlassen, ohne noch einmal durch das Fegefeuer fremder Blicke zu gehen. Das kleine Zimmer hatte keinen eigenen Ausgang. Ein leises Geräusch, wie aus weiter Ferne kommend, wie eine dumpfe Erinnerung an etwas schon Gewußtes, berührte sein Ohr. Es fiel ihm ein, daß es das Plätschern des Springbrunnens war. Sein Blick flog nach dem offenen Fenster.

Im nächsten Moment hatte er sich hinausgeschwungen, mit wenigen Schritten den Hof durchmessen und sich in eines der Cabriolets geworfen, die vor dem Gitter hielten. — —

Das Gefühl, fliehen zu müssen, welches Siegmund nach seinem Hôtel zurückgeführt, stachelte ihn ebenso unbarmherzig in dessen vier Wänden. „Fort, nur fort!“ war sein einziger bewußter Gedanke, alles Andere ein wildes Chaos. Doch wohin? Als diese Frage vor ihm aufsprang, nahm sein Elend plötzlich Gestalt an: er sah sein Leben wie mit einem scharfen Schnitt in zwei Stücke zertrennt. Was es gewesen, war dahin, unwiderruflich zerstört. Wohin konnte er wohl gehen? An den Ort, von dem er gekommen, zurück in seinen Beruf? Unmöglich! Was ihm über Allem stand, seine persönliche Ehre war beschimpft. Er warf beide Hände vor sein brennendes Gesicht, und ein Stöhnen brach aus der gequälten Brust. Doch gab er sich keinem Brüten hin; er wollte ja fort; ihm graute vor dem Anbruch des Tages, vor der Möglichkeit, von seiner Mutter, von Horn, hier gesucht und gefunden zu werden. Entschlossen, das Hôtel sofort zu verlassen und den nächsten Bahnzug zu benutzen, der aus Paris hinwegführte, gleichviel nach welcher Richtung, warf er hastig Einiges, was er diesen Mittag herausgenommen, in den Koffer zurück. Die Nacht mußte weit vorgerückt sein; er sah nach seiner Uhr. Da ging es ihm auf einmal wie ein Nebel über die Augen, daß er die Zahlen nicht mehr unterschied. Diese Uhr, ein Kleinod ihrer Art, war ein Geschenk seiner Mutter, das ihn sehr erfreut hatte. Nun faßte ihn ein Grauen davor. Alles, Alles was er besaß, der verhältnißmäßige Luxus, in welchem er seit Jahren hingelebt, um den die Cameraden ihn manchmal beneidet hatten, Alles entstammte einem Sumpfe. Es überlief ihn, als hätte er sich im Dunklen von einer ekeln Speise genährt und sähe nun im hellen Lichte des Tages, wovon er genossen. Nie, niemals konnte er Einem von Denen, mit welchen er schöne, stolze Jahre zusammen verlebt, vor die Augen treten — unter der Erde hätte er sich verbergen mögen. Und weshalb nicht das? Wozu die Bürde eines Lebens weiter tragen, das ihm keine Güter mehr zeigte, an dem Alles ihn anwiderte? Aber auch in der Vorstellung des Aufhörens fand er keinen Trost. Das war keine Lösung; die Schande blieb haften. Wüßte er nur erst, wohin jetzt? Da fiel ihm die Moosburg ein, und der Gedanke war wie ein Lufthauch für einen Erstickenden. Dorthin wollte er gehen; dieser Fleck Erde war sein, sein einziger unbesudelter Besitz. Am Tage, als er mündig geworden, hatte Genoveva ihrem Sohne den Kaufact der Burg als Eigenthum übergeben. An diesem Erbe seines Vaters klebte keine schmähliche Erinnerung; denn dort lag und stand heute noch Alles wie in seiner Kinderzeit, in der Zeit, als die Hände seiner Mutter noch rein gewesen.

Im blassen Zwielicht des ersten Morgengrauens fuhr er nach demselben Bahnhof, auf dem er gestern mit Befürchtungen eingetroffen war, die ihn sehr gequält. Was lag ihm heute daran, ob schon sein erster Athemzug mit Schande zusammengehangen oder nicht? Es hatte das nichts mehr zu bedeuten. Er legte die wechselnden Stationen seiner Reise zurück, ohne in seiner Stumpfheit darauf zu achten, wie Orte und Tageszeiten vorübergingen.

Als er in Lahnegg eintraf, war der Abend schon hereingebrochen. Er beauftragte den Postillon sein Gepäck auf der Post einzustellen und ging im Schutze der Dunkelheit unerkannt seinem Hause zu. Es kostete einige Mühe, dessen Hüter herauszuklopfen, welche bereits zu Bette gegangen waren. Seit Jana's Verheirathung war Klas, der frühere Knecht, zur Aufsicht über die Moosburg bestellt worden. Er und sein Weib staunten nicht wenig, als sie gewahr wurden, es sei „der junge Herr“, welcher so spät und ungemeldet Einlaß begehrte. Sein verstörtes Aussehen fiel selbst diesen Leuten auf, aber sie unterstanden sich nicht, ihn zu fragen, ob die anderen Herrschaften nachkämen. Die Zimmer waren in guter Ordnung. Rasch besorgte die Frau das für die Nacht Nothwendigste und ließ Siegmund dann allein.

Hier in diesem trauten, alterthümlichen Zimmer, das für den Knaben eingerichtet worden, seit er nicht mehr in dem seiner Mutter schlief, hier sprengte unbändiger Schmerz die Starrheit, welche den Unglücklichen bisher nahezu versteinerte. Schluchzend wie ein Kind, warf er sich über das Bett hin, dessen Kissen die Hand seiner Mutter so oft geglättet, wo er noch als reifender Knabe oft ihren Gute-Nacht-Kuß empfangen hatte. Jede Stunde dieser Nacht füllte sich ihm mit Bitternissen des Todes.

Am nächsten Morgen äußerte er sich gegen Klas darüber, daß er einige Zeit hier verweilen würde, sich nicht wohl befände und deshalb für etwa anfragende Besucher nicht zu sprechen sei. Dann setzte er in vorschriftsmäßiger Form ein Gesuch um Verabschiedung als Officier auf, couvertirte und sandte Klas damit nach Lahnegg, um das Schreiben heute noch der Post zu übergeben. Momentan lag eine gewisse Erleichterung für ihn darin, etwas Nöthiges, Dringliches gethan zu haben. Nun gab es aber nichts mehr zu thun.

Als er gegen Abend neben dem offenen Mittelfenster des Terrassenzimmers saß und die Augen auf den goldig beglänzten Strom geheftet hielt, öffnete sich die Thür, und Lois trat ein. Siegmund, der das Klopfen überhört hatte, fuhr zusammen, ging aber ohne Zögern dem Caplan entgegen, dessen ruhige Stimme von der Schwelle her sagte:

„Für mich wird die Ordre, Niemand herein zu lassen, doch wohl nicht gelten?“

Die Freunde boten einander die Hand und sahen sich schweigend an. Selbst in dieser Stunde ward Siegmund durch die Veränderung betroffen, welche seit seinem letzten Hiersein mit Lois vorgegangen. Er war hager geworden, sein Gesicht eingefallen; die Augen lagen noch tiefer, waren noch tiefblickender geworden, als früher. Diese forschenden Augen hafteten ernst auf Siegmund, als er sagte:

„Klas meint, Du wärst vorerst krank, und wirklich, Du siehst elend aus.“

„Das Compliment muß ich Dir zurückgeben,“ antwortete Siegmund; „mir fehlt übrigens nichts. Erzähle mir, wie es hier mit Euch Allen steht! Wir haben uns lange nicht gesehen, und ich weiß gar nichts mehr von Land und Leuten. Da war es wohl Zeit, sich einmal selbst umzuschauen.“

Er sprach das hastig hin, mit abgewendetem Gesicht, rückte einen Stuhl herbei und warf sich wie ein Todtmüder, der nicht länger zu stehen vermag, auf den Sitz am Fenster.

„Siegmund,“ sagte Lois, die Hand auf seiner Schulter. „Dir ist etwas geschehen. Denke daran, wie wir mit einander groß geworden, und wenn ich Dir auch nicht helfen kann, laß mich es mit Dir tragen!“

Ein Schauer lief über Siegmund hin.

„Ja wohl,“ nickte er, „etwas geschehen!“

Er hielt inne. Das Fremde, Starre, was Lois im ersten Moment an ihm erschreckt hatte, schnitt jedes Fragen und Drängen ab. Tiefe Sorge ergriff den jungen Priester; er legte still den Arm um ihn und sagte in sanftem Tone:

„Sigi!“

Dieser Kindheitsklang, das Liebeswort frühester Jahre, erschütterte das arme Herz tiefer, als jedes Zusprechen vermocht hätte. Er stützte die Stirn an des Jugendfreundes Schulter.

„Ich kann es Keinem sagen — Keinem!“

„Keinem Andern vielleicht, keinem Freunde. Dem Priester, Sigi, kannst Du Dein Herz entladen. Das Wort erlöst und heilt. Ich flehe Dich an, vertraue mir!“

Er schüttelte den Kopf. Die Schande seiner Mutter zu enthüllen — diesem, der sie gekannt und geliebt — Alles in ihm sträubte sich dagegen. Und doch war ihm die Nähe, das stille Wesen des Freundes wie Balsam. Und die stumme Qual der jüngsten Tage und Nächte rang nach Befreiung.

Minuten waren vergangen — da sagte Siegmund mit gebrochener Stimme:

„Du wirst es nicht fassen, aber sagen will ich es Dir. Denke, es sei eine Beichte, und verschließe es wie auf Deinen Eid!“

Und nun kam sie hervor, die jammervolle Geschichte, stockend erst und abgebrochen in wachsender Bitterkeit, alles Erlebte, Erlittene, vom ersten Zweifel an bis zum schaurigen Ende.



Ein Wahlphilister. Originalzeichnung von Ferdinand Lindner.

Lois hörte dem Unseligen in tiefer Betroffenheit zu. Als die schmerzliche Beichte zu Ende war, sagte er lebhafter, als in seiner Weise lag:

„Dir muß ich ja glauben — jeden Anderen hätte ich schändlicher Verleumdung geziehen. Vergiß aber nicht, daß Du ihr keine Zeit gelassen, sich zu rechtfertigen! Deine Mutter, die wir Alle kennen so lange Jahre, die edle, auserlesene Frau — unmöglich, unmöglich!"

„Das ist es ja," athmete Siegmund schwer hervor. „Die Lüge ist es, die lange, lange, ungeheure Lüge. Jedes Verbrechen hat seine Grenze — die Lüge hat keine. Und sie hat mich belogen Jahr um Jahr, hat mich zur Ehre angefeuert und inzwischen ihre und meine Ehre gebrandmarkt. Wir haben nichts mehr mit einander gemein."

„Dennoch mußt Du sie anhören, sobald sie es fordert," sagte der junge Priester ernst. „Das ist Jeder dem Andern schuldig, und der Sohn ist es seiner Mutter dreifach schuldig. Wie es geschah, daß eine Frau wie diese so tief sinken konnte, ist mir nicht begreiflich, das aber weiß ich: Liebe zu Dir ist eine ihrer Triebfedern gewesen."

„Liebe —" wiederholte Siegmund mit unendlicher Bitterkeit.

„Ich sage nicht, daß Du ihr Dank schuldest, weil sie Dich durch schnöde Mittel bereicherte; mit der Schuld läßt sich nicht unterhandeln, gegen den Schuldigen muß man aber Erbarmen üben. Die Mutter, welche uns im Schooße getragen und tausendfache Liebe erwiesen, dürfen wir nicht aus unserem Leben streichen, weil sie fehlte, und sei es noch so Schweres, das sie beging. Dein Gemüth ist jetzt zu tief erschüttert — aber Du wirst einsehen, was Noth thut. Wenn Scham und Verzweiflung, so vor Dir gestanden zu haben, Deine Mutter verstummen lassen, dann ist es an Dir, von ihr Erklärung über die Lage zu fordern, in der Du sie getroffen."

„Nie!" rief Siegmund in starkem Ton. „Jeder Schritt ihr entgegen wäre ein Compromiß mit Schande und Verbrechen. Wir sind von einander geschieden, als wäre es durch den Tod."

„Siegmund," sagte Lois mit namenlos traurigem Blick, „glaubst Du denn, der Tod trennte? O, ich spreche jetzt nicht zu Dir als Priester, der Dir Wiedersehen und Ewigkeit in Erinnerung bringen will, ich spreche als ein armer Menschensohn, der an sich erfahren hat, was Leben und Tod bedeuten."

„Du?"

„Ich verstehe Dich wohl, Du denkst, ich hätte gar Weniges erfahren, was mir ein Verständniß für Deine Schmerzen gäbe. Aber Du irrst. Willst Du, so sage ich Dir, was Niemand weiß als mein Gewissen und Eine, deren Tod ich verschuldet habe."

Siegmund sah betroffen auf.

„Ihr saht es Alle nicht," fuhr Lois fort, „was zwischen mir und Maxi vorging. Sie war noch halb ein Kind, als sie sich schon meiner Gedanken bemächtigt hatte, und doch wollte ich Priester werden. So ging ich ihr aus dem Wege, kam nicht mehr in den Ferien nach Hause und dachte den Feind in mir bezwungen zu haben. Du weißt, der Mutter Krankheit rief mich heim; da fing es wieder an und schlimmer. Beim Alpbachsturz, als wir Beide zu sterben meinten, kam es zu Worte, und ich ließ mich zum Versprechen hinreißen, meinen priesterlichen Beruf um ihretwillen aufzugeben. Nun folgte harte Zeit; denn ich wußte gut, daß mich nur die heißen Sinne zu ihr rissen, und verzehrte mich in Reue um meinen Beruf — fürchtete mich vor dem Leben mit ihr, die so anders geartet war und sich von Keinem bändigen ließ. Wir hatten häufig Streit; sie versprach mir zu gehorchen und that es nicht, und einmal, als ich ihr deshalb Vorwürfe machte, warf sie mir mein Versprechen vor die Füße und hieß mich zurückgehen in mein Seminar. Sie that das in rascher Aufwallung, in kindischer Weise; dennoch faßte ich sie beim Worte und löste mich von ihr ab. Ich glaubte Recht zu thun oder redete mir das wenigstens ein, weil wir doch nie zusammen glücklich geworden wären und weil ich als Priester Hohes zu wirken meinte. Und so verhärtete ich mich, als ich erfuhr, sie sei krank, und meinte immer noch das Rechte gethan zu haben. Du weißt, wie sie gestorben ist, Siegmund. Seitdem ist sie neben mir und wird da bleiben, bis ich selbst meine Augen schließe. Und so bin ich schuld geworden, daß ein junges Leben zu Grunde ging, an dem gerade ich bestimmt war ein Priesteramt zu üben. Mit solchem Bewußtsein geht es sich schwer durch Tage und Nächte, Siegmund. Dein Schicksal ist ein anderes: Du bist rein von Schuld, aber ich beschwöre Dich: sei nicht hart, wie ich es gewesen! Durchschneide nicht, woran Du unzerreißbar gebunden bleibst, bedenke, daß die Gestalt Deiner Mutter einst so neben Dir hergehen könnte, wie Maxi neben mir! Erbarme Dich der Schuldigen, hilf ihr, sich wieder aufzurichten, ringe den Stolz nieder, der sich in Dir empört gegen Deine eigene Pflicht als Mensch und als Sohn!"

Siegmund sprang auf; sein ganzer Körper bebte. Den dringenden Augen des Mahners auszuweichen, trat er hinweg, blieb dann aber stehen und sagte düster:

„Gegen Schatten kann man sich wehren. Weshalb bleibst Du hier?"

„Wo ich an einem Grabe vorbei muß, so oft ich mein geistliches Amt in der Kirche verrichte, meinst Du? Ich bleibe, weil meine Mutter langsam hinstirbt und ich ihre Augen zudrücken will. Nachher denke ich allerdings zu gehen, hinauf in unsere Berge – zu den Armen und Elenden."

„Pfarrer im Hochgebirge?" fragte Siegmund. „Ich hörte oft, das sei ein Märtyreramt. Nun gut! Ich denke in meiner Art zu thun wie Du — nur erwarte sonst nichts von mir! Dir ziemt es, Versöhnung und Vergebung zu empfehlen, aber hier kannst Du mir nicht folgen, der Priester nicht dem Officier. Lois, sie hat mich selbst dazu erzogen, das Gemeine zu verabscheuen. Das wäscht kein Gott und kein Mensch hinweg — laß es ruhen!"

32.

Während der nächsten Tage brach der Frühling mit Macht in das Thal, welches über und über in Blüthen stand. Die Leute der Gegend, die „den jungen Herrn" sahen, meinten zwar Alle, er müsse recht krank gewesen sein, weil er gar so verfallen ausschaue, das würde sich aber bald wieder geben. Er ginge ja fleißig spazieren mit dem Herrn Caplan, und wenn man an der Moosburg vorüber käme, höre man ihn Clavier spielen nach Herzenslust. Siegmund brachte wirklich einen guten Theil des Tages am Flügel zu, war überhaupt unablässig beschäftigt — am Schreibtische oder mit Büchern. Tief in die Nacht hinein schimmerte noch das Fenster seines Zimmers. Kam ein verspäteter Wanderer zu Fuß oder Roß das Thal entlang, so mochte sich dieser wohl des friedlichen Scheines freuen, ohne zu ahnen, welche unaussprechliche Qualen sich dort in Einsamkeit ausbluteten. Die stolze junge Seele wollte ihre Wunden Keinen sehen lassen, nicht einmal den Freund, der von ihnen wußte.

Gegen Abend, wenn der Caplan frei war, kam Siegmund hinab, ihn abzuholen; dann wanderten Beide weit hinaus, thaleinwärts, waldaufwärts und sprachen über alles Mögliche, was ihre Studien, was Welt und Menschen in ihnen angeregt hatten, nur nicht von Dem, was ihnen am Herzen zehrte. Oft kehrten sie erst bei eingebrochener Nacht zurück, wenn das Dunkel schon den rauschenden Inn bedeckte und die Funken der Schmiedehämmer farbiger sprühen ließ. Beiden ward die Bürde, die sie trugen, gleichsam gelüftet, während sie beisammen waren.

Als Siegmund eines Abends nach solcher Wanderung heimkehrte, sah er zu seiner Verwunderung schon von Weitem die Wohnzimmer der Moosburg erleuchtet. Klas empfing ihn vor der Thür mit der Meldung, Herr Fügen sei angekommen.

Siegmund's Stirn verdunkelte sich; es war ihm äußerst unlieb, Fügen hier zu sehen, während er sich noch nicht hatte überwinden können, ihm Nachricht zu geben. Es fuhr ihm durch den Kopf, dieser könnte durch Max Friesack oder den Oberst selbst von seinem Abschiedsgesuche gehört haben und käme nun, ihn deshalb zu examiniren. So trat er mit kaum beherrschter Verstimmung ein und erkannte bei seinem ersten Blick auf den alten Freund, daß auch dieser ziemlich finster drein schaute. Ohne ihn erst zu Worte kommen zu lassen, bot Siegmund ihm die Hand und sagte in hastigem, gezwungenem Ton:

„Willkommen auf der Moosburg, lieber Meister! Das ist unverhofft — fast vermuthe ich, daß eine von Max colportirte Sensationsnachricht Sie hierher geführt."

„Nicht eben das," erwiderte Fügen etwas trocken. „Es hätte sich wohl zu Hause abwarten lassen, bis solche Novelle direct an mich gelangen würde. Daß Du hier bist, habe ich allerdings durch Max erfahren, was mich herführt, ist aber ein Auftrag Deiner Mutter."

Siegmund fuhr zusammen. Erst jetzt, wo das volle Licht der Lampe auf ihn fiel, gewahrte Fügen, wie elend und verfallen er aussah. Alle Empfindlichkeit war im Nu verweht.

„Siegmund," sagte er in ganz verändertem Ton, „was hat das Alles zu bedeuten? Du sagst uns, daß Du nach Paris zur Mutter reisen wolltest; kaum bist Du einige Tage fort, so erfahre ich, daß Du von hier aus plötzlich Deinen Abschied eingegeben, und erhalte fast zu gleicher Zeit einen Brief Deiner Mutter mit einer Einlage, die ich Dir zugehen lassen sollte, falls ich wisse, wo Du Dich aufhältst. Frei heraus: es hat mich verdrossen, daß ich von Fremden zuerst erfahren mußte, welchen auffallenden Entschluß Du gefaßt hast; ich hätte Dich nicht aufgesucht, führte mich nicht ein zweiter Auftrag Deiner Mutter nach der Moosburg. Ich will mich nicht in Deine Angelegenheiten drängen, aber ich darf Dich daran erinnern, wie ich für Dich gesonnen bin."

Des jungen Mannes Augen wurzelten am Boden.

„Was schreibt Ihnen meine Mutter?" fragte er düster.

„Das kannst Du erfahren, nachdem Du ihren an Dich selbst gerichteten Brief gelesen. Hier!"

Er nahm ein verschlossenes Couvert aus seiner Brusttasche und reichte es Siegmund hin, dessen Hand sich so zögernd ausstreckte, daß der Brief zur Erde glitt. Siegmund hob den Brief nun auf, aber legte ihn uneröffnet auf den Tisch. Ohne weitere Bemerkung nahm der Capellmeister ein brennendes Handlämpchen vom Seitentische und ging, die Thür hinter sich offen lassend, in das anstoßende Zimmer. Siegmund, der ihm mechanisch nachblickte, sah dort das Schreibpult seiner Mutter, dessen Schlüssel sie stets bei sich führte, geöffnet und einige Häufchen Briefe und Papiere auf dessen Platte geordnet, womit Fügen sich nun beschäftigte.

Siegmund schaute ihm einige Augenblicke mit stumpfer Verwunderung zu; dann wandte er den Blick wieder auf den vor ihm liegenden Brief. Bei der bloßen Vorstellung, was er enthalten möge: Worte der Rechtfertigung, der Erklärung, erfaßte ihn Grauen und Ekel. Da klang plötzlich, wie von fern her, Alles das an sein inneres Ohr, was Lois so eindringlich von ihm gefordert. Er preßte die Lippen auf einander und öffnete das Couvert. Das herausfallende Blättchen enthielt nur wenige Zeilen:

„Siegmund!

Du verdammst mich, und ich werde Dich niemals wiedersehen. Ich bereue nicht, daß ich Dich mehr geliebt habe, als mein Glück und meine Ehre.

Deine eigene Ehre beruht auf Dir selbst. Lebe wohl!

Deine Mutter Genoveva."

(Fortsetzung folgt.)

Von der Wiener Literaturwoche.

Ein Rückblick.

Es sind Gegenstände von nicht geringer Wichtigkeit, welche alljährlich von dem internationalen literarischen Congresse und dem deutschen Schriftstellertage berathen werden. Das literarische Eigenthum, welches gegen Plünderung und Ausbeutung durch Uebersetzer und Verleger gar lange schutzlos war, soll mit gesetzlichen Bürgschaften umgeben werden, damit dasjenige, was mit dem Kopfe ersonnen und mit der Feder gestaltet wird, ebenso der rechtliche Besitz seines Schöpfers sei und bleibe, wie Hand- und Maschinenarbeit, welche des Patent- und Musterschutzes genießen, wie Geld und Geldeswerth, woran diebische Gelüste sich nur auf die Gefahr hin, mit den Strafgesetzen in Conflict zu gerathen, vergreifen dürfen. Das ganze Jahr hindurch arbeiten Literaten und Schriftsteller rastlos im Dienste der allgemeinen Bildung, im Dienste der Kunst und Wissenschaft, auf dem Schriftstellertage aber, der die deutschen, auf dem internationalen Congresse, der die Schriftsteller aus aller übrigen Herren Ländern vereinigt, wird gemeinsame Umschau gehalten über die Fortschritte der literarischen Eigenthumsfrage, und es stellt sich dabei — leider Gottes! — meistens heraus, daß die Gesetzgebungen noch immer nicht die geistige Production mit der nämlichen Elle messen wie die gewerbliche und industrielle. In Frankreich ist es freilich schon besser geworden; dort darf beispielsweise die Verdi'sche Oper „Ernani" nicht aufgeführt werden, weil der Verfasser des Textbuches es unterlassen, sich vorher mit Victor Hugo aus einander zu setzen, dessen gleichnamiger Roman ihm zu seinem Libretto den Stoff hergab. In Deutschland aber ist das literarische Eigenthum noch immer kein unbestrittener Besitz, obwohl seit jener Zeit, in welcher Berthold Auerbach zum ersten Male wegen der dramatischen Bearbeitung seiner „Frau Professorin" durch Charlotte Birch-Pfeifer die öffentlichen Gerichte in Anspruch nahm, nun schon mehr als dreißig Jahre verflossen sind. Und in Rußland, in Skandinavien, in Amerika steht es gar wirklich noch so, als wäre Proudhon's ungeheuerlicher Satz „Eigenthum ist Diebstahl" die Norm und Regel auf dem Gebiete des literarischen Schaffens.

Recht eigentlich um sich ihrer Haut zu wehren, kommen also die Schriftsteller auf ihren Congressen zusammen. Aber da sie allzumal schlechte Geschäftsleute sind, so fördern sie zumeist nur geringe praktische Resultate zu Tage; sie sind wie die Aerzte, von denen der Talmud sagt, sie verständen Andere zu heilen, aber nicht sich selbst. Das gilt von dem deutschen Schriftstellertage nicht minder als von dem internationalen literarischen Congresse, welch letzterer in Paris, London und Lissabon große Anläufe nahm, bei denen es aber auch im heurigen September in Wien verblieben ist. Anläufe, Anregungen, Impulse — es ist die Sache der Gesetzgeber, sich derselben zu bedienen, sie zu benutzen. Der Schriftsteller kann immer nur klagen und sagen, wie hart und ungerecht es sei, daß Andere mit seinem Eigenthum ungestraft wuchern dürfen; er hat kein Mittel sich dagegen zu wehren, wenn der Staat ihm nicht den mächtigen Arm des Gesetzes leiht.

Aber ob sie auch ohnmächtig sind, diese literarischen Congresse, auf denen viel gesprochen und wenig gewirkt wird — unfruchtbar sind sie nicht. Das war in diesen wunderschönen Septembertagen zu erkennen, während welcher gleichzeitig der deutsche Schriftstellertag und der internationale literarische Congreß in Wien zu Gaste waren, zu Gaste bei dem Wiener Schriftsteller- und Journalistenverein, welcher nicht mit Unrecht den Namen „Concordia" führt. Da konnte man sehen, was treffliche Wirthe zu thun vermögen zur freundlichen Annäherung und Vereinigung ihrer Gäste, wie der Traum einer internationalen Verbrüderung wenigstens für kurze Frist sich verwirklichen mag. Es ist ja nicht viel mit allgemeinen Schlagworten gesagt, auch wenn sie noch so volltönig sind; die „Weltliteratur" ist ein großer, schöner Begriff, der vermuthlich niemals aus dem Gebiete des theoretischen Denkens in die reale Welt hinübertreten wird; der „Ritter vom Geiste" ist allemal ein Priester, aber jeder dieser Priester hat seinen eigenen Gott. Doch immerhin ist es ein hoher Gewinn, wenn diejenigen, welche berufen sind, in der Seele ihres Volkes zu lesen, von Angesicht zu Angesicht einander begegnen und eine Weile in trautem Vereine verkehren, wenn persönliche und nationale Vorurtheile sich zum mindesten bei Einzelnen abstreifen, wenn gemeinsame Ziele gemeinsam in's Auge gefaßt und besprochen werden.

Und die genußfrohe Kaiserstadt an der Donau war der rechte Ort zu solchem internationalen Stelldichein. Sie ist deutsch, und zugleich ein Durchgangspunkt für die verschiedensten Nationalitäten; sie ist gastfreundlich und von der Natur mit den Reizen einer herrlichen Lage und Umgebung begnadet; sie hat eine ehrwürdige Geschichte und dabei eine unvergleichliche Empfänglichkeit für alles Moderne und Gegenwärtige. Ihre Schönheit ist international, ihre literarische und künstlerische Entwickelung vielgestaltig und mannigfach; sie darf auf ihre Frauen stolz sein und sich berühmen, daß sie des Zusammenhanges mit dem großen nationalen Ganzen, dessen Sprache sie redet, niemals verlustig gegangen, obwohl der Versucher nicht rastete, um sie dem Deutschthum abwendig zu machen.

Im Allgemeinen zeigen Feste dieser Art stets die nämliche Physiognomie, der Wiener aber besitzt einen Spruch, in welchem zugleich sein Können und sein Selbstbewußtsein sich ausdrückt; er sagt, wenn er etwas Schönes vollbracht, mit schalkhafter Selbstgefälligkeit: „Sollen's uns nachmachen!" Und das ist freilich schwer. Wo immer der deutsche Schriftstellerverband, der internationale literarische Congreß in Zukunft tagen werden, es wird ihnen Gleiches kaum geboten werden können, wie es ihnen in diesen Wiener Septembertagen geboten ward. Das Verdienst aber, ein Fest von unverlöschlichem Reize veranstaltet zu haben, gebührt der „Concordia", für welche deren Präsident, Johannes Nordmann, und als Obmann des Festcomités deren Mitglied Edgar Spiegl mit voller Kraft eintraten, welcher in dankenswerther Bereitwilligkeit der Bürgermeister von Wien, Dr. Julius von Newald, zu Hülfe kam. So wurde das Fest zugleich ein Fest der Stadt Wien und des Wiener Schriftstellerthums, und wer dieser doppelten Gastfreundschaft genoß, durfte sagen, er habe sich nicht blos bei den Wiener Berufsgenossen, sondern in Wien selbst wahrhaft zu Hause gefühlt.

Da liegt das zierliche Büchlein vor mir, welches als Festprogramm den Gästen überreicht wurde, die niedliche goldene Feder, welche den Festtheilnehmern als Abzeichen diente, und das Cigarrenetui, das wohlgefüllt einem jeden Gaste zu Theil ward, der zu dem Bankett der Commune erschien. Und daneben liegen Photographien alter und neugewonnener Freunde, Festgedichte, Visitkarten und Sträußlein von herrlichem Edelweiß. Vorbei, vorbei! Es sind ja gewesene Tage, aber ihr Glanz bleibt unvermindert in der Erinnerung. Ich sehe sie vor mir, die Gestalten, welche in den Vordergrund traten, und auch die Orte, wo es geschah. Eine lange Tafel, mit Blumen geschmückt, flankirt den Mittelsaal in der „Gartenbaugesellschaft", unter deren Portal sich die Wagen drängen, welche von der prächtigen Ringstraße dahergefahren kommen. An dieser Tafel, von der aus der Blick in die beiden buntbelebten Seitensäle schweift, sitzen die Honoratioren unter den literarischen Gästen, Männer und Frauen verschiedenen Alters, aber fast allesammt im Besitze klangvoller Namen. Ich sehe Friedrich Bodenstedt, der schmunzelnd die Huldigungen poesiebeflissener Damen entgegennimmt, was ihn, den liebenswürdigen Epicuräer, nicht hindert, dazwischen eine respectable Portion Fisch zu verzehren. Nicht weit davon thront Louis Ulbach aus Paris, der einem Cardinal ähnelt und das Band der Ehrenlegion trägt, welches Jules Lermina, der Generalsecretär des internationalen Congresses, an sich vermissen läßt, vermuthlich, weil es seine schier wunderbare Beweglichkeit beeinträchtigen und zu seinem blatternarbigen schnurrbärtigen Gesichte eine falsche Zu-

that bilden würde. Dann weiter Emil Rittershaus, der Lyriker mit den blitzenden Augen in dem vollen, lebensfrohen Antlitze, der die Frauen in reizenden Improvisationen wie kein Anderer zu preisen versteht; Professor Lazarus, der Völkerpsychologe, mit der durchgeistigten Physiognomie und der weichen Kathedermiene; Jules Oppert, der kleine unstäte Pariser Akademiker, der von den Keilinschriften das Siegel löste; Robert Schweichel, der treffliche Romanschreiber, der von heiterer Harmlosigkeit sein kann wie ein Kind, obwohl ihm das Schicksal seine Sprache in das Gesicht geprägt; der polnische Dichter J. J. Kraszewski, noch geistig frisch trotz der Jahre voll Ruhm und voll Leid, die er durchlebt, selbst ein „Moriturus“ und ein „Resurrecturus“, wie er seine „sterbenden“ und „wieder auferstehenden“ Landsleute in seinen beiden großen Romanen geschildert hat; Adolphe Belot, der bonapartistische Verfasser von „Mademoiselle Giraud ma femme“, von „La femme de feu“ und „Article 47“, ein Autor, den die Frauen nur im Geheimen lesen, aber dafür vor aller Augen umschwärmen, obzwar er in seinem Aeußeren nichts hat, wodurch nicht auch ein wohlbekleideter Unterofficier in Civil die Gunst des anderen Geschlechts sich zu erwerben vermöchte. Und dieser Honoratiorentisch sammelt nicht etwa Alles, was sich mit literarischem Ruhme eingefunden. Zum Beispiel Hans Hopfen „wimmelt“ behend, ein echter Neffe seines „Onkel Don Juan“ zwischen den kleineren Tischen umher, überall herzlich begrüßt und zu munterer, witziger Antwort aufgelegt, und unsere heimischen „Poeten“, die Mautner, Frankl, Weilen, Franzos bewegen sich, je nach Temperament und Körperfülle, durch das festliche Gedränge.

Es ist feierliche Begrüßung. Johannes Nordmann, der Präsident der „Concordia“, betritt die Balustrade, welche mit Guirlanden und Emblemen reich verziert ist. Er hat in Gestalt, in Rede und in Aussehen etwas Hartes, Eckiges, Charaktervolles; man möchte ihn in dem Schmucke seiner weißen Haare für einen alten unbeugsamen Republikaner halten, und es ist ihm ja auch manches Leid geschehen für seine Mannhaftigkeit und Gesinnungstreue. Heute klingt dennoch seine Rede weich, fast empfindsam; das Herz tönt siegreich durch den Charakter hindurch. Und nach ihm spricht Friedrich Friedrich, der Präsident des deutschen Schriftstellerverbandes, beifällig aufgenommene Worte von dem Berufe des deutschen Schriftstellers und der Gastlichkeit der „Concordia“; Louis Ulbach declamirt, mehr pathetisch als gefällig, von der Völkerverbrüderung; Lazarus verkündigt ein Zeitalter der Weltvereinigung so schön und nachdrücklich, daß man ihm gerne glauben möchte, wie tief auch die Ueberzeugung gewurzelt ist, daß Franzosen und Deutsche auch literarisch wohl niemals mit einander gehen werden, sondern im besten Falle stets nur neben einander.

Doch die Reden verhallen, und der Geselligkeitstrieb siegt. Die echte, die „fesche“ Wienerin besitzt die Gabe nicht, stille zuzuhören; sie flattert umher und „plauscht“ und kichert und mustert mit ihren großen dunklen Augen diese vielen Schriftstellerinnen, die weit dahergereist kamen in den verschiedensten Exemplaren, nicht lauter Blaustrümpfe mit Brillen und tiefem Organ, aber auch nicht durchweg von Apollo weihevoll geküßt. Oder sie schwingt einen zierlichen Holzfächer wie einen Dolch mit anmuthiger Geberde und verlangt von den Berühmtheiten dieses Abends einen Tribut in Form eines Autographs, das just einen Stab des verhängnißvollen Fächers ausfüllen soll. Und die armen „Selbstschrift“-Märtyrer thun, was sie müssen. Friedrich Bodenstedt schreibt:

„Das Glück, sagt man, sei nur ein Schein,
Und so ist es;
Bilde dir ein, glücklich zu sein,
Und du bist es.“

Hans Hopfen setzt darunter die allerliebste Strophe:

„Wer's wie so 'n Fächer wüßte zu machen:
Abzukühlen und anzufachen!
Freilich, wenn man's recht überlegt,
Ist's Frauenhand, die ihn wie uns bewegt.“

Die glückliche Besitzerin dieses Schatzes zeigt strahlend ihre Beute und ein eingefleischter Congreßler bemerkt hyperklug:

„Schreiben Sie doch darauf: Nachdruck verboten!“

„Pfui,“ erwidert die ahnungslose Seele, „das wäre ja, wie wenn von der Polizei darauf geschrieben stände: Hier darf nicht gestohlen werden.“ —

Doch genug von den beiden Begrüßungsabenden, die nur das Vorspiel herrlicherer Dinge waren! Wir sollten ja, wie es unsere Wirthe von der „Concordia“ zu wollen schienen, an uns selbst das Goethe'sche Wort erproben, daß nichts so schwer zu ertragen sei, wie eine Reihe von schönen Tagen. Es strahlt feenhafter Lichterglanz nieder auf die Prachträume im Cursalon, der mitten im Grün des Stadtparkes steht; hunderte von heiter angeregten Menschen drängen bunt durch einander oder plaudern in kleinen Cirkeln an runden Tischen; Champagner belebt Rede und Gegenrede; Toaste verklingen ungehört, französische wie deutsche. Das ist das Bankett der Stadt Wien.

Der Bürgermeister entbietet den Gästen seinen Gruß; Nordmann will erwidern, Friedrich Friedrich will danken, Louis Ulbach will sich erkenntlich zeigen — bah! Man ist hier, um zu genießen, nicht um zu hören, ja, nicht einmal die beiden Burgschauspieler Robert und Meixner, jener mit dem wunderbar fein geschnittenen Römerkopf, dieser mit der Physiognomie eines Satyrs, vermögen sich Aufmerksamkeit zu erzwingen, obwohl es Allen bekannt ist, daß Robert eine pathetische Begrüßung in Versen Joseph Weilen's, Meixner ein humoristisches Willkomm vorzutragen gedenkt.

Das Personenbild bleibt ja selbstverständlich immer das nämliche; es sind dieselben Sprecher, dieselben Tischkarten, dieselben entzückten Mienen. Bei der Festvorstellung im Karl-Theater sieht man sich wieder, beklatscht die Ballettänzerin Cerale, lauscht dem unvergleichlichen Dialog Sonnenthal's und der Frau Gabillon in Schlesinger's Lustspiel-Einacter „Mit der Feder“, erlustigt sich an den „Flotten Burschen“. Ein besonderer Reiz ist es nur, daß der Dichter jenes Lustspiels, wie der Componist dieser Operette unter den Festtheilnehmern sich befinden.

Aber dann steigert sich der Genuß, sobald die Natur selber dem Festcomité zu Hülfe kommt. Man fährt zu Schiff an den Fuß des Kahlenbergs und mit der Zahnradbahn auf die Höhe. Der Stephansthurm winkt uns allerwegen zu; wir bewundern die großartigen Regulirungsarbeiten, das Sperrschiff, welches zur Ueberschwemmungszeit dem Eisgange wehrt, die Lagerhäuser der Stadt Wien. Und droben vom Kahlenberge herab schweift der Blick über das ganze Marchfeld hinweg, bis zu den Karpathen und dem Leithagebirge.

Es ist aber noch nicht Alles. Erst die Fahrt auf den Semmering erschöpft unsere Genußfähigkeit. Auf der Höhe dieses gewaltigen Gebirgsüberganges, zu dem die Bahn in einer Steigung von 1:40 emporkeucht, halten wir Rast. Tief zu unseren Füßen liegt die grüne Steiermark, die uns ihren Dichter Rosegger zur Begrüßung geschickt hat und ihren Sängerchor von Mürzthal. So herrlich ist dieses Panorama, so mächtig bei hereinbrechendem Abend die Wirkung eines Feuerwerks, welches fern und nah die Alpengipfel zauberhaft erleuchtet, daß wir still und andächtig den Rückweg nehmen. Wir haben getrunken und gescherzt, geredet und Reden gehört, aber es ist Alles wie untergetaucht in dem Zauber, mit dem die Natur uns empfing.

Wien kann Alles, da es die Alpen so nahe hat; es darf schon bisweilen mit gerechtem Stolze sagen: „Sollen's uns nachmachen!“

Und da die sieben Tage um waren, so hatte das Fest ein Ende. Freilich, freilich — was hätte denn nicht ein Ende auf dieser schönen, weiten Welt? Und wir gingen aus einander, der Eine nach links, der Andere nach rechts. Aber eine gemeinsame Erinnerung von ungetrübtem Glanze hält uns fortan im Geiste zusammen, und das ist das Ergebniß dieser unvergeßlichen Literaturwoche. Getrost, mit allen Gesetzen der Welt wird man die Diebe und Freibeuter nicht abschaffen, am allerwenigsten auf dem Gebiete der Literatur, wo es keine Polizei giebt als diejenige des Gewissens. Schreibt nur fort und fort euer stereotypes „Nachdruck verboten“ auf eure literarischen Producte! Bestiehlt man nicht euch, so werden Andere bestohlen. Aber trotz alledem: Literarische Congresse und Schriftstellertage werden doch immer ihren Werth und ihren Reiz darin behalten, daß die Meister sich den Adepten von Angesicht zu Angesicht zeigen, daß die Lehrlinge sich kennen und lieben lernen. Und so auch geschah es in Wien, das trotz der Czechen eine wunderbar schöne Stadt ist und trotz der Polen und Slovenen auch eine mächtige deutsche Stadt bleiben wird. Das walte Gott!

Wilhelm Goldbaum.

Blätter und Blüthen.

Der Wahlphilister. (Abbildung S. 737.) Wir führen heute unsern Lesern ein Bild vor, das sich am nun hinter uns liegenden Wahltage vor Tausenden von Thüren abgespielt hat. Da steht Einer! Es ist ein armer Handwerksmann, dem die im Kampfe mit einander begriffenen Parteien heute die Wahl zur Qual machen. Er lebt das ganze Jahr so still mit seinen Sorgen dahin; Niemand von den höchst verschiedenartigen Herrschaften, welche ihn jetzt bestürmen, kümmert sich sonst nur im Geringsten um ihn. Da kommt der Tag, der ihn, neben dem Steuerzettel, daran erinnert, daß er ein deutscher Reichsbürger sei — und siehe da: er ist plötzlich ein umworbener, ein angesehener Mann. Der Herr Rath mit der goldenen Brille versichert ihm, daß er ihn immer als braven Bürger geschätzt, der auch fernerhin „Gott, der hohen Obrigkeit und der Kirche“ treu und gehorsam bleiben werde, und das könne er auf's Neue bethätigen durch Benutzung dieses Wahlzettels &c. Während der vornehme Herr vertraulich die rechte Hand auf seine linke Schulter legt, hat ein Anderer seinen rechten Arm mit der Linken gefaßt und nöthigt ihm mit Faust und Zunge wahrscheinlich auch einen Wahlzettel der Linken auf, und indem der stattliche Herr hinter ihm mit dem behandschuhten Finger ihn vorsichtig auf die Achsel pocht und ihm offenbar sehr Wichtiges in die Ohren schreit, ballt der Wähler mit dem Arbeitsmaß in der Rocktasche die Faust gegen ihn, und man hört's, wie schwer er ihn bedroht, wenn er sich „von der ruppigen Bourgeoisie anleimen“ lasse. Der Wahlbetreiber zur Rechten aber hat bereits all sein Pulver vergeblich verschossen, und er steht, welcher Faction oder Fraction er auch diene, nun selbst als „gemacht und gebrochen“ da. — Und warum, du armer geplagter Wahlphilister, widerfährt dir diese seltene Auszeichnung? Sie gilt nicht dir, mein Bester, sie gilt nur deiner Stimme — aber diese Stimme — o wenn du das zu schätzen wüßtest! sie zählt für einen Mann.

Ja, jede Stimme zählt für einen Mann. Ebendarum sollte sich Jeder als ein Mann fühlen, der das hohe Recht hat, eine Stimme abzugeben. Dieser Gedanke zwingt uns, unser Bild ernster zu nehmen, als es der Künstler vielleicht genommen, dem es darum zu thun war, den Contrast zwischen dem Wähler und den Parteiwerbern in drastisches Licht zu stellen. Um uns einen Wahlphilister zu zeigen, hätte er seine Gestalt auch aus „der besser situirten“ Gesellschaft wählen können; denn gerade da sitzen in Ueberzahl jene behäbigen Leute, denen jede Entscheidung so schwer fällt, daß sie bei jeder Gelegenheit, wo der Mann sich mit einer eigenen, festen Meinung öffentlich zeigen soll, lieber daheim bleiben. Wenn aber ein solcher dennoch bis zur Thür des Wahllocales sich wagt, dann steht er noch viel trauriger da, als der arme Arbeitsmann in unserem Bilde. — Sind wir doch nicht einmal ganz sicher, ob nicht hinter den tiefen Falten dieses Angesichts der Schalk lauert, der seinen Zettel längst in der Tasche trägt und nur die Lust genießt, sich auch einmal anschmeicheln zu lassen.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 45. **Die Gartenlaube.** 1881.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich $1^1/_2$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Ein Friedensstörer.

Erzählung von **Victor Blüthgen.**

(Fortsetzung.)

Indeß der Wagen im Mondschein weiter rollte, brummte der Baron kopfschüttelnd vor sich hin. Nach einer Weile sagte er:

„Jochen, hör' mal zu! Daß mir der Pannewitz den Schabernack angethan hat, das ärgert mich gar nicht mehr; denn erstens habe ich ihm meine Meinung sehr ausdrücklich gesagt; zweitens habe ich ihm heute zweihundert Thaler im Jeu abgenommen, was ihm verdrießlich sein mag, und drittens habe ich ihm auch mal einen Streich gespielt, indem ich ihm von Demmin eine Farbe mitgebracht habe, weil er seinen grauen Bart schwarz färben wollte; es war aber eine, die blos schwarz aussah und die Haare so roth machte wie Fuchshaare. Das hat er mir heute richtig bezahlt. Aber daß sich so'n Kerl aus meiner leiblichen Verwandtschaft mir vor die Nase hinsetzen und sich als Herr in Pelchow aufspielen will, was mein offenbares Eigenthum ist, das ist mir doch schlimmer als Gift und Opperment. Daraus sehe ich, daß die Teterower nicht abwarten können, bis mich der liebe Herrgott von dieser Erde abruft, wo sie denn doch Pelchow geerbt hätten. Aber ich will ihm schon klar machen, wer Herr in Pelchow ist. Ich habe noch immer fertig gebracht, was ich gewollt habe. Als ich getauft worden bin, was unsern Herrn Pastor sein Vater gethan hat, da haben sie mich Wilhelm geheißen, und das ist denn auch mein Name bis zu meinem zwanzigsten Jahre gewesen. Nun hat er mir aber auf einmal nicht mehr gefallen, und ich dachte, ich wollte mich Franz nennen. Das gab nun einen großen Aufstand, aber ich habe das doch fertig gebracht, und der Herr Pastor hat den neuen Namen auch noch in das Kirchenbuch einschreiben müssen. Und mit der Teterower Padde werde ich auch noch fertig. Was meinst Du, Jochen?"

„Ja, aber das Gericht, Herr; das ist doch was anderes."

„Schweig, Jochen! Du bist ein großer Esel, mein Sohn — das habe ich Dir schon vorhin gesagt."

Und der Baron legte sich zornig zurück und griff wieder zu den beiden Wagenrippen.

Fünf Minuten später hielt der Wagen vor dem Thor; Jochen öffnete, führte die Pferde bis an das Gutshaus und half seinem Herrn absteigen. Etwas schwankend schlug dieser den Weg an den Nesseln hin ein, welchen zuvor Curt von Boddin mit Anne-Marie gegangen, blieb aber am ersten Fenster stehen, löste einen Riegel und schob die untere Fensterhälfte empor; alsdann stieg er durch die Oeffnung ein und ließ das Fenster wieder herunter.

Der Mondschein fiel in das Zimmer, welches gleich dem von Anne-Marie bewohnten sich als „Raum für Alles" darstellte. Der Kachelofen und ein riesiger alter Schrank nahmen die Wand gegenüber ein; links stand ein Schreibsecretär mit einfachem Bett, zwischen diesem und dem Ofen der Waschtisch, auf dem eine Zinnschüssel blinkte, rechts neben einer Thür ein altmodisches Kanapee, zu ihm gehörig ein gewöhnlicher Holztisch nnd drei oder vier der bekannten Bauernstühle mit ausgeschnittenem Herzen in der Lehne. Vor dem Schranke prangte eine beträchtliche Anzahl Stiefeln in Reihe und Glied.

„Da haben sie mir wieder mal aufgeräumt," brummte der alte Herr und scharrte mit dem Fuße auf der Diele, wobei es von dem dort gestreuten Sande knirschte. Er ging darauf, so leise er bei der nicht völlig gesicherten Herrschaft über seine Glieder vermochte, auf die einzige sichtbare Thür zu und horchte.

Es raschelte nebenan; ein vergnügtes Lächeln leuchtete wahrhaft verklärend in dem rothen alten Gesicht auf.

„Onkel — bist Du wieder da?" erscholl die Stimme Anne-Mariens.

„Ja wohl, Döchting; hast Du Dich denn schon zu Bett gelegt?" fragte er dagegen.

„Nein, Onkel! Ich lege mir kalte Wasserumschläge um den Fuß."

„Na, dann kann ich Dir ja wohl noch gute Nacht sagen, mein liebes Anne-Marieken? Ich habe schon gehört, daß Du Dir den Fuß verstaucht hast. Das mußt Du ja nicht machen — das ist ja ungesund."

Eine rührende väterliche Zärtlichkeit klang aus den Worten des Barons. Er hatte während des Sprechens die Thür geöffnet und sah nun Anne-Marie von Lebzow auf ihrem Schaukelstuhl mit dem umwickelten Füßchen am Kamin sitzen. Neben ihr auf dem Tisch brannte eine Bronzelampe mit Milchglaskugel, deren Lichtschein voll auf ihr noch immer blasses Gesicht fiel; seitwärts auf dem Teppich, leicht zu erreichen, stand das Waschbecken. Er hielt ihr die Hand hin, welche sie an ihre Lippen zog, und lächelte ihr zu, wie etwa ein alter Bullenbeißer lächeln würde.

„Mein liebes Döchting, wie geht's Dir denn nun? Erzähl' mir doch mal, wie das gekommen ist!"

Die Frage war ihr sichtlich peinlich. Sie blickte vor sich nieder und entgegnete:

„Du weißt ja, wie das beim Laufen manchmal kommt. Es wird schon morgen wieder gut sein. Habt Ihr denn viel geschossen in Branitz?"

„Na, es ging. Was die Hühner waren, die haben gut gehalten. Der Pannewitz hat ausverschämtes Glück gehabt, zwei Doubletten. Nun denk' Dir aber, den Pannewitz! Wie ich vorhin von Branitz wegfahren will, legt er sich auf meine Matratze und läßt sich von Jochen Pagel um den Kuhring fahren, und dabei hat er mir den ganzen Matratzensack aufgeschnitten, daß mir unterwegs der Häcksel unter'm Leibe weggelaufen ist. So'n verdammter Kerl ist das. Na, ich nehm' ihm das nicht übel; ich habe in meinem Leben wohl tollere Sachen gemacht. — Was mir da einfällt: wie ich in Rostock bei der Bützow'n gewesen bin, was Deiner Mutter ihre leibliche Schwester war, da nahm die mal eine Schneiderin zu sich. Das gab einen Spaß. Die Rostocker Schneider brauchten das nämlich nicht zu leiden und ließen sagen, wenn die Schneiderin — es war ein sehr propres und ordentliches Mädchen — nächsten Tags wieder in's Haus käme, dann schickten sie eine Deputation und ließen ihr das Nähzeug wegnehmen. — ‚Laßt sie nur kommen!' sag' ich. — Der Bützow'n ihr Hans, der jetzt Adjutant in Schwerin ist, hatte einen alten schwarzen Bock, und wie die Schneiderin den andern Tag wieder da ist, hole ich das Biest herauf und gehe damit zu ihr in die Stube und laure. Nun siehst Du: kommen denn auch die alten Bügeleisen anmarschirt; es war ein sehr feierlicher Aufzug auf der Straße, indem daß sie ihre ‚Gerechtsame wahren' wollten, wie sie's nennen. Ich halte den alten Racker bei der Thür parat, und wie sie klopfen, rufe ich ‚Herein!', und kaum daß die Thür aufgeht, gebe ich ihm von hinten einen Stoß, und er geht mit den Hörnern vorweg zwischen die Deputation. Na, nun kannst Du Dir denken, was das gab: die alten Knaster machten Kehrt — und mein Bock hinterher, bis auf die Straße; wir haben ihn kaum wieder einfangen können — so war er aus Rand und Band. Er lief die halbe Blutstraße entlang, bis nach dem Hopfenmarkte."

Anne-Marie lachte hell auf, und der Baron, der sich neben sie an den Kamin gelehnt hatte, war glückselig darüber.

„Siehst Du — siehst Du, nun lachst Du wieder, mein liebes Anne-Marieken. Nun wird Dein Fuß schon wieder gut werden — aber," fuhr er, plötzlich ernster werdend, fort, „ich werde nun wohl vielen Aerger haben; denn ich hab' auch gehört, daß der Teterower hier ist, der nun hier commandiren will. Er hat Dich ja wohl im Wagen hergefahren? Laß Dich nicht mit dem ein, mein liebes Kind! Das sind falsche Canaillen, die Teterower; die können's nicht abwarten, bis ich todt bin. Meinetwegen, aber das weiß ich: was hier in Pelchow ist, davon bleibe ich Herr, und was mir die verdammten Demminer Juden gegeben haben, das kann ich ihnen auch selber wieder bezahlen — dazu brauche ich keinen Administrator aus Teterow. Ich muß ja auch für Dich sparen, mein liebes Anne-Marieken — sonst hast Du gar nichts, wenn ich mal todt bin."

„Ich werde mir schon durch die Welt helfen, Onkel," sagte Anne-Marie verlegen; „Du bist so gut, daß Du an mich denkst. Du wirst aber hoffentlich noch lange leben."

Der Baron sah eine Weile nachdenklich vor sich hin und sein Gesicht wurde immer trüber.

„Gute Nacht, Döchting," sagte er gedrückt und hielt ihr wieder die Hand hin. „Ich bin ein alter Esel, daß ich nicht schon für Dich gesorgt habe; ich will nichts mehr davon reden; denn es ist mir sehr schwer. Aber ich will das nun nachholen."

„Aber mein guter Onkel —"

„Das verstehst Du nicht, mein liebes Kind. Gute Nacht auch, und laß nun Deinen lütten Fuß in Ruh' und geh' auch zu Bett!"

Er schritt langsam und sichtlich zerknirscht in seine Stube hinüber, und Anne-Marie blickte ihm liebevoll nach, bis die verwitterte Gestalt in den hohen Stulpen, die Jockeymütze noch immer auf dem Kopfe, in der Thür verschwand. Sie legte sich in den Stuhl zurück und schaukelte müde ein paar Mal hin und her. In ihren Gedanken stellte sich der neue Administrator neben den Onkel, den jener verlacht, einen bankerotten Verschwender genannt hatte, welchen man wie ein Kind behandeln müsse. Wieviel Sorgfalt und Zartheit, wieviel Liebe hatte dieser „verrückte" alte Mann für sie — und jener impertinente Mensch, der so rücksichtslos aufgetreten war, der sicherlich kein Herz hatte — nein, nur Selbstsucht und kalte Gesetzlichkeit hatten aus seinem Reden gesprochen; er konnte kein guter Mensch sein; sonst hätte seine scheinbare Theilnahme für sie nicht erlöschen können, da sie gegen die Form protestirte, in der sie ihr aufgedrängt wurde; sonst hätte er sich nicht so absprechend gegen den Onkel geäußert, den er persönlich gar nicht kannte. Er war einfach ein Unverschämter, dieser Vetter Curt von Boddin —

Sie horchte auf. Die Schritte des Barons, der seither in seinem Zimmer langsam auf und nieder gegangen war, näherten sich plötzlich lebhaft der Thür.

„Kann ich noch mal zu Dir kommen, Anne-Marieken?"

„Ja, lieber Onkel!"

Aus dem Gesicht des Barons war die Bekümmerniß verschwunden, und die kleinen verschwommenen grauen Augen, die sonst etwas Unstätes hatten, blickten das junge Mädchen wie im Licht eines guten Gedankens blitzend an.

„Döchting!" sagte er feierlich, vor sie hintretend, „ich bin ja gar nicht darauf gekommen, daß ich schon was da habe, was ich für Dich sparen kann. Ich habe ja dem Pannewitz zweihundert Thaler abgewonnen. Das ist mir jetzt 'ne wahre Herzensfreude. Hier sitzen die Musikanten, und ich will sie Dir nur gleich geben, daß Du sie aufheben kannst. Das ist mir doch zu lieb!"

Und er griff mit beiden Händen in die Taschen seiner hirschledernen Beinkleider und zog Gold, Banknoten und harte Thaler heraus, die er ihr trotz ihres Abwehrens in den Schooß legte.

„Die mußt Du nehmen, Anne-Marieken. Das thue ich nicht anders; Du wirst ja doch wohl Deinen alten Onkel nicht ärgern wollen."

„Ich danke Dir vielmal, Onkel," sagte Anne-Marie erschüttert, nahm die runzeligen Hände des Barons und drückte ihre weichen Mädchenlippen darauf; „aber nicht wahr, Herzensonkel — Du nimmst das alles zu Dir und verschließest mir's? Ich bin noch nie mit Geld umgegangen."

„Ja, mein gutes Anne-Marieken, das will ich Dir wohl besorgen. Und Du sollst nun mal sehen: wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu. Du wirst noch mal ein ganz reiches Mädchen werden."

Er nickte ihr zu, nahm wieder, was sie ihm reichte, und ging in sein Zimmer zurück. Während er den Schreibsecretär öffnete und das Geld in eine Schublade verschloß, hörte er, wie das junge Mädchen leise die Thür zuklinkte und den Schlüssel umdrehte.

3.

Früh gegen sieben Uhr rasselte das Schiebfenster an der Nesselseite auf, und der alte Baron stieg heraus. Zuerst kam ein kurzer Stulpstiefel mit enganschließendem Lederbeinkleid zum Vorschein, welch letzteres von Gelb in Grau überschillerte, dann das Schmerbäuchlein in der grauen, rothgeblümten Plüschweste, endlich das Uebrige. Der Baron hatte einen etwas verschabten dunkelgrünen Rock mit langen Schößen und Messingknöpfen angezogen und trug eine breitschirmige Mütze von schwarzer Seide, deren Kopf sich hoch aufbauschte. Er schnüffelte hörbar in alle Himmelsrichtungen, wobei die Flügel seiner breiten, formlosen, an der Spitze stark gerötheten Nase eigenthümlich zitterten, und schien von dem thauig-frischen sonnigen Herbstmorgen befriedigt. In dem Hollunder balgten sich die Spatzen, und auf dem Hofe gurrte und krähte es munter. Er bog, die Hände in den Hosentaschen vergraben, langsam um das Haus. Bei einer Scheune waren Leute beschäftigt, ein Fuder Heu abzuladen.

„Ist Drewes auf dem Hofe?" rief er zwischen den beiden Händen durch, die er zum Sprachrohr formte.

„Nein, Herr! Er ist auf der Wiese am Knickbruche," scholl es mehrstimmig zurück. Drewes war „Statthalter" oder Aufseher.

„Sagt mal Jochen, daß er mir in einer Viertelstunde das Pferd satteln soll."

„Jochen ist mit ausgefahren, Herr Baron."

„So mag das ein Anderer thun."

Der Alte machte Kehrt und näherte sich der Hausthür, über welcher sich ein verwittertes hölzernes Schutzdach erhob; eine Glocke hing darunter, deren Strang sich leise im Luftzug bewegte. Der Hausgang machte in der Mitte des Gebäudes ein Knie, worauf er noch den linken Flügel ein Stück durchschnitt; dieser Theil war lichtlos. Indeß ging der Alte mit sicherem Schritt bis zum Ende, öffnete die Thür geradeaus und betrat das Eßzimmer, welches an eine ländliche Wirthsstube gemahnte. Einen Augenblick stand er

starr; dann zogen sich seine buschigen Brauen zornig zusammen, und er rief hastig: „Dürten!“

Im Corridor öffnete sich nebenan die Küchenthür, und der Baron trat einen Schritt zur Seite, um die Alte einzulassen.

„Was soll ich, Herr?“ antwortete diese draußen. „Mit der Suppe komm ich gleich.“

„Komm mal her, komm doch mal her! Was ist dies? Was heißt dies?“ Und er zog Dürten bei der Schulter herein und zeigte auf das an der linken Wand aufgeschlagene Bett, das noch nicht in Ordnung gebracht war.

„Je, Herr, da hat die Nacht der neue Administrator geschlafen.“

„In meiner Eßstube? Wer hat das angeordnet?“

„Das gnädige Fräulein, Herr! Er konnte ja nirgendwo anders unterkommen.“

„Das hat Anne-Mariefen gethan? Nein, was ist das Kind unverständig!“ brummte der Baron milder. „Aber das sage ich Dir, Dürten: in dieser Stube esse ich keinen Bissen mehr. Wie werd' ich mir hier den Appetit verderben, wo der Kerl seinen Nachtschlaf hält!“

„Je, Herr Baron, das müssen Sie mit dem Fräulein abmachen,“ meinte Dürten kurz. „Ich und der Radmacher, wir haben gethan, was sie uns geheißen hat. Wo soll denn sonst gegessen werden?“

„Schweig', Dürten! Du sollst mir nicht immer widersprechen. Und jetzt bring' meine Suppe auf meine Stube.“

„Wie kann ich denn da 'reinkommen? Durch das Fenster steig' ich nicht.“

„Das brauchst Du auch nicht; ich will sie mir schon 'reinlangen. Und dann will ich mal mit Anne-Mariefen reden, daß wir in ihrer Stube oder in meiner essen. — Was hat der Kerl hier zu schlafen? Der hätte auf dem Boden oben liegen können,“ fuhr er mit erneutem Zornesausbruch fort, und die welken, ein wenig über das umgeschlungene wollene Halstuch niederhängenden Wangen zitterten dabei. „Na, warte nur! Daß Du Dir nicht etwa einbildest, daß der mit uns ißt, Dürten!“

„Das kann mir gleich sein,“ sagte Dürten Schoritz und ging in die Küche, um die Mehlsuppe für den alten Herrn zu besorgen, welcher im Hinausgehen die Thür schallend in's Schloß warf.

„Guten Morgen, Onkel!“ rief es aus dem Zimmer Anne-Marie's neben der Küche. Der Baron blieb vor der offenen Thür stehen.

„Guten Morgen, Anne-Mariefen! Das hast Du aber nicht gut gemacht, Döchting, daß Du die Teterower Pogge in der Eßstube hast schlafen lassen,“ sagte der alte Herr mit mildem Vorwurf. „Ich esse nun keinen Bissen in der Stube mehr. Nun wollen wir uns nur so einrichten, daß wir das erste Frühstück einzeln in unsern Stuben einnehmen, Jeder für sich, indem daß es genirlich ist, wenn ich zu Dir kommen wollte oder Du zu mir, wenn noch nicht aufgeräumt ist. Aber das andere Essen wollen wir umschichtig bei Dir oder bei mir abhalten.“

„Aber Onkelchen, ich wußte ihn wirklich nicht anders unterzubringen,“ meinte Anne-Marie betroffen, welche am Spiegel die letzte Hand an ihre Toilette legte.

„Na, laß nur gut sein! Das schadet ja nichts. Adschüs, Döchting!“

Eine Viertelstunde später saß der Baron auf dem Pferde, und Anne-Marie stand neben ihm.

„Ich habe gehört, Döchting, daß die Pogge mit den grünen Handschuhen und den Gläsern vor den Augen draußen durch die Felder läuft, und nun will ich mal sehn, ob ich ihr begegnen kann. Und übernimm Dich nicht mit dem Laufen, mein liebes Anne-Mariefen! Setz' Dich lieber ein bischen in den Garten! Du hinkst ja noch.“

Er nickte ihr zu, gab dem Pferde einen leichten Schlag und ritt fort. —

Curt von Boddin war zeitig aufgestanden; Dürten hatte ihm Kaffee schaffen müssen; dann hatte er begonnen, sich in den ihm völlig neuen Verhältnissen zu orientiren. Aus Dürten war nicht viel herauszubekommen. Desto mehr hatte er vom Radmacher erfahren.

Vor Jahren, ehe das gnädige Fräulein als halbwüchsiges Ding auf den Hof gekommen sei, habe es da schauerlich ausgesehen. Die Strohdächer der Scheunen und Ställe wären seit langen Jahren nicht ausgebessert gewesen, die Thore und Thüren hätten nur halb noch in den Angeln gehangen. Auf dem Dache des Gutshauses habe sich kein ganzer Ziegel mehr befunden, sodaß in regnerischen Tagen das Wasser oft bis in die unteren Räume durch die vermorschte und verfaulte Dielung des Bodens gelaufen sei, während sich außen der Kalk vollends von den Wänden gelöst habe. Der Baron habe nur sein jetziges und das gegenwärtig von dem gnädigen Fräulein bewohnte Zimmer für sich benutzt; der ehemalige Salon auf der andern Seite der beiden Stuben sei den Knechten eingeräumt, die Zimmerverbindung nach dieser Seite vermauert worden. Die beiden Räume der Küche gegenüber hätten die Mägde und Dürten Schoritz eingenommen; das Eßzimmer habe als Rumpelkammer gedient. „Blos bei Dürten Schoritz war ein bischen Ordnung. In den andern Stuben hingen die Tapeten in lauter Fetzen herunter; manche hatten aus Zeug mit bunten Bildern und aus Leder bestanden — das schleppten die Leute aus dem Dorfe fort; was die Möbel anbetrifft — die kamen in die Rumpelkammer und wurden allmählich zerbrochen und verbrannt. Bei dem Herrn Baron durfte nie aufgeräumt werden; nur hinten herum hat es Dürten Schoritz fertig gebracht, daß er nicht ganz verkommen ist; denn wenn er was merkte, wurde er sehr grob. Draußen vor dem Hause lag alles voll Kalk und Auskehricht, und im Steinpflaster waren so tiefe Löcher, daß man Abends ohne Laterne in der Dunkelheit da kaum gehen konnte.“

„Kam denn Niemand aus der Nachbarschaft zum Besuch her?“ hatte Curt gefragt.

„Nein,“ lautete der Bescheid, „außer wenn Einer ein Geschäft beim Herrn Baron hatte, was nicht oft vorkam; denn die Geschäfte haben ihm fast immer zwei Demminer Juden besorgt, besonders der Wolffsohn, nämlich der David Wolffsohn, der sein Comptoir bei der Brücke hat.“

„Und seit Fräulein von Lebzow auf dem Hofe ist, hat sich das geändert?“

„Jawohl. Zuerst, als sie noch zwölf bis fünfzehn Jahre alt war, da ging das ganz langsam; denn dazumal war sie noch zu unverständig. Wie sie mit Fieken, ihrem Mädchen, was jetzt meine Frau ist, ankam, da hat ihr der Herr Baron das eine von seinen Zimmern abgegeben; denn er war ihr gleich sehr gut, und sie war auch ein sehr hübsches Ding und hatte so was Zuthunliches für den alten Herrn. Da hat nun mein Fieken Ordnung bei ihr gehalten. Und als sie größer wurde, da haben die drei Frauensleute, nämlich die zwei und Dürten Schoritz, ein Complot gemacht, daß nach und nach überhaupt Ordnung werden sollte. Das gnädige Fräulein hat immer die Schuld auf sich genommen, und der hat der alte Herr nichts sagen können, wenn sie so weich um ihn herum gegangen ist. Da haben sie denn das letzte Gerümpel hinten verkauft und das Eßzimmer eingerichtet, wo ich alles getischlert habe, und der alte Kalden im Dorfe, der als Maurer gelernt hat, der hat kalken und anstreichen müssen, immer wenn der alte Herr in der Umgegend auf der Jagd war, was manchmal acht und auch vierzehn Tage dauerte. Und seit der Zeit hält der alte Herr Baron viel mehr auf sich. Und als nun das gnädige Fräulein in Langsdorf confirmirt worden ist, da hat er die Frau von Pannewitz auf Branitz gebeten, welche dazumal nach Berlin gereist ist, daß sie ihr solle ein schönes Meublement für die Stube besorgen, was denn auch angekommen ist.“

Auf Curt's Frage, ob sich denn sein Onkel überhaupt um die Wirthschaft gekümmert habe, hatte der Radmacher geantwortet:

„Das hat er wohl gethan; er war nur oft lange nicht zu Hause; dann hat immer der Statthalter nach dem Rechten gesehen, so gut er das gekonnt hat. Der alte Herr ist was wunderlich, aber ein guter Mann, ein viel zu guter Mann. Wenn er auf's Feld hinaus reitet und welche beim Stehlen findet, dann kehrt er immer um, und als ich ihm einmal sagte, daß hinten an der Koppel eine Pappel nach der anderen umgehauen und zerhackt würde — was ihm selber wegen der schönen Bäume leid that — da sagte der alte Herr blos: ‚Schweig nur still, Radmacher! Wenn die Leute das Holz nicht brauchten, dann würden sie die Pappeln wohl stehen lassen.‘“

Die verständige Art des Radmachers hatte Curt gefallen, und als derselbe sein Anliegen wegen des gewünschten Stückchens Pachtacker vorgetragen, hatte er ihm dasselbe bewilligt, vorausgesetzt, daß sich nicht irgendwelche Hinderungsgründe ergeben würden.

Des Statthalters, an dessen Befragung ihm zunächst noch gelegen, war er am Morgen nicht gleich habhaft geworden, da dieser zeitig mit dem Geschirr in's Feld gerückt war. Ein flüchtiger Gang durch die zugänglichen Räume des Hauses, durch die Wirthschaftsgebäude und die nächste Umgebung des Hofes illustrirte die Aussagen des Radmachers. Es sah alles noch recht kümmerlich und verwahrlost aus, obschon hier und da Versuche jüngeren Datums erkennbar waren, zum mindesten das Allerunzulänglichste in Stand zu setzen. Schmutzig und baufällig genug blieb nichtsdestoweniger das Meiste.

„Das wird ein langsames Abzahlen geben," murmelte er, einem Wagen zuschreitend, der mit Heu beladen anlangte. Er befragte die Leute, welche ihn mit neugierigen Augen betrachteten, nach dem Statthalter und ließ sich beschreiben, wo derselbe zu treffen sei.

„Was der für Handschuhe anhat!"

„Und was für Augengläser! Er ist wohl das Stubensitzen so gewohnt, daß er immer durch zwei Fenster gucken muß."

„Das ist einer von den studirten Oekonomikern. Aber er hat sehr was Forsches."

„Auch was Hochmüthiges."

So lauteten die Kritiken auf dem Heuwagen. Als Curt am Hause vorbei kam, sagte er sich mit einem Blick darauf: „Diese Knechte und Mägde werde ich ausquartieren und ihre Höhlen für mich herrichten lassen. Die Wirthschafterin kann man am Ende auch auf dem Boden in einer Mansarde unterbringen. Und es muß sofort geschehen. In meinem Leben habe ich noch in keiner Eßstube geschlafen. Die Leute thun mir leid. Ich hätte mich in der Nachbarschaft einquartieren und von da aus erst meine Einrichtung besorgen sollen."

Er schritt hinter das Haus; dort war durch einen Zaun, zu welchem junge Tannen das Material geliefert, ein Gartenterrain abgegrenzt worden, wohl auch eine Errungenschaft der jüngsten Zeit und der Bemühungen der Cousine Lebzow. Die Thür stand halb offen. Er trat in den Garten — alles blinkend und morgenfrisch! Der Rasen an den Böschungen gilbte schon leise. Späte Blumen, viel Astern, viel Georginen, deren große leuchtende Köpfe etwas Leben gaben, ohne doch den Mangel an Buschwerk verdecken zu können. Nur hinten an der alten Lehmmauer wucherte auch hier der Hollunder. Das Terrain war künstlich uneben hergestellt worden; links drüben an der Ecke erhob es sich zu einem Hügel mit niedrigen Anpflanzungen, der eine Laube trug, und in der Laube leuchtete etwas Rothes, das Curt veranlaßte, hinüberzugehen und den Hügel zu ersteigen. Er fand ein wollenes gestricktes Tuch, einen „Seelenwärmer", wie Frauen sie damals trugen, ganz durchfeuchtet vom Nachtthau.

„Es gehört der Cousine Lebzow," sagte er sich, indem er ihn aufnahm und aus einander faltete. „Es muß an die zwanzig Stunden hier gelegen haben."

Der junge Mann legte das purpurrothe Tuch über den Arm; wie weich es fiel! Er war entschlossen, es der Wirthschafterin zu übergeben. Ob diese wußte, wie es mit dem beschädigten Fuße ging? Aber freilich, Anne-Marie schlief wohl noch, und die Frau hatte bisher nicht Gelegenheit gehabt, etwas zu erfahren.

(Fortsetzung folgt.)

Die internationale Jagd-Ausstellung zu Cleve.

Zum zweiten Male führen wir unsere Leser in diesem Jahre nach der Dreihügelstadt Cleve. Etwas entfernt von der schattigen Baumreihe, welche uns zu der Hunde-Ausstellung (vergl. Nr. 42 dieses Jahrgangs) geleitet hatte, erblicken wir weiträumige, in anmuthigem Stil aus Holz aufgeführte Gebäude, von deren höchster Kuppel die Figur eines altmodischen Jägersmannes in der heurigen Sommerzeit dem fremden Besucher einladend entgegenwinkte. In diesen weiten Räumen haben sich vom Juni bis zum October die Nimrode aus aller Herren Ländern ein Rendez-vous gegeben, dort ihre Jagdtrophäen und ihre todbringenden Waffen in geordneten Reihen ausgestellt, ihre heimtückischen Netze ausgehängt und zwischen den blanken Saufedern und haarscharfen Hirschfängern die kühnen Thaten des edlen Waidwerkes von Malerhand an die hölzernen Wände zaubern lassen. Dort schritten sie nun durch die breiten Hallen, jene markigen, aber gelenkigen Gestalten mit dem wettergebräunten Antlitz und den biederen, freundlich dreinschauenden Augen, die Herren unserer Fluren und Wälder, die frischen Jägersleut'! Freude verklärte ihre Züge bei dem Anblick der langgezogenen, gut gearbeiteten Feuerrohre sowie der blitzenden Stahlklingen, und stolz fühlten sie sich in diesem phantastischen künstlichen Walde, welcher aus dreizehntausend Hirschgeweihen gebildet war; denn die internationale Jagd-Ausstellung mußte als ein durchaus gelungenes Unternehmen bezeichnet werden.

So ging es in Cleve laut und lebhaft zu — noch vor wenigen Wochen. Heute sind all die Herrlichkeiten, die das Jägerauge entzückten, wohlverpackt auf der Reise nach ihren Ursprungsorten begriffen, und dem Besucher bleibt nur die Erinnerung an die fröhlich verlebten Tage, an das Feenmärchen einer Jagdherrlichkeit, wie man sie in der Zeit des Dampfes, der das Wild aus seinen alten Revieren verscheucht, kaum erwartet hätte.

Es kann nicht unseres Amtes sein, ein fachmännisches Urtheil abzugeben über die ausgestellten Objecte, so da waren Schieß- und blanke Waffen und Munition, Fangeisen und Thierfallen, Jagdutensilien und Anzüge, Jagd-, Reise- und Luxus-Artikel, Ausrüstungsstücke für den Hund, Jagdzimmereinrichtungen und Gemälde, Parkdecorationen, Jagdwagen und Jagdschlitten sowie diverse andere Gegenstände. Unsere Aufgabe ist vielmehr genau vorgezeichnet durch den Stift des genialen Malers L. Beckmann, welcher zur Erinnerung an die Clever Ausstellung das vortreffliche, dieser Besprechung beigegebene Bild für die „Gartenlaube" entworfen und aus dem reichen Material von Sehenswürdigem das Sehenswürdigste mit Kennerblick herausgegriffen hat.

Da finden wir zunächst in der Mitte unseres heutigen Tableaus einen Repräsentanten der jüngst (vergl. Nr. 43 dieses Jahrgangs) unseren Lesern vorgestellten, aus Deutschland so gut wie verjagten Hirscharten, den Kopf eines Elchs aus dem ostpreußischen Forste zu Ibenhorst (Nr. 13), ein prachtvolles Cabinetsstück aus der Sammlung des Prinzen Friedrich Karl von Preußen.

Dicht über diesem ehrwürdigen Haupte hat der Maler ein merkwürdiges Bild angebracht, einen Hirschkopf mit monströs verwuchertem Geweih (Nr. 5). Die seltene Mißbildung besteht nicht etwa aus den ziemlich häufig vorkommenden fleischigen oder porösen Neubildungen, sondern aus fester, knochiger Masse, welche sturmhaubenähnlich auf dem Schädel des Thieres gewachsen war. Neben diesem sonderbaren Hirschexemplare befindet sich ein Kopf des gutmüthigen Lampe (Nr. 6), dem zwei Schneidezähne sichelförmig aus dem Schnäuzchen gewachsen sind, wiederum eine krankhafte Erscheinung, die jedoch ziemlich häufig vorkommt und auf der Clever Ausstellung wohl durch ein Dutzend Exemplare vertreten war.

Von diesen und anderen heimischen Wildarten war in den für Deutschland bestimmten Hallen eine ganze ausgestopfte Legion vorhanden, Vierfüßler und Vögel, welche man hier und dort zu ergötzlichen Genrebildern aus dem Thierleben zusammengestellt hatte. Hier stand eine Gruppe Schnepfen mit Jungen, unter welches Tableau man getrost die Unterschrift „Mutterfreuden" hätte setzen dürfen, dort ein Uhuhorst, von Wildkatzen überfallen, ein gar wildes Bild, hier wiederum Isegrim, im Eisen sitzend, und dort Reinecke zum Fußschemel verarbeitet. Wer da Lust und Geld hatte, konnte viel Derartiges für einen civilen Preis kaufen.

Aber auch das Ausland diesseits und jenseits des Aequators, von dem Nord- bis zum Südpol war auf dieser internationalen Ausstellung vertreten, und da standen sie in langen Reihen, die nackten aber dickhäutigen Kinder des Südens neben den pelzhaarigen Söhnen des Nordens, die Rhinoceros, Nilpferde und Elephanten neben den Vielfraßen, Polarfüchsen und Eisbären. Ganz oben auf unserer Illustration ist ein solches ausländisches Prachtexemplar abgebildet, der gewaltige Kopf eines amerikanischen Riesenbüffels (Nr. 1), der zwischen dem mächtigen Geweih eines ungarischen Zwanzigenders (Nr. 2) hervorschaut.

Der Edelhirsch, welcher einst diese stolze Krone trug, war im Jahre 1879 in den Jagdrevieren der Herrschaft Munkacs erlegt worden und wog nach dem Aufbruch 490 Pfund. Außer diesem Prachtgeweih hat Graf Hoyos aus Ungarn noch ein Halbdutzend ähnlicher Trophäen gesandt.



Die hervorragendsten Gegenstände der internationalen Jagd-Ausstellung in Cleve. Originalzeichnung von L. Beckmann.

1. Amerikanischer Bisonkopf. — 2. Ungarisches Hirschgeweih. — 3. Bastarde vom Auer-, Birk- und Schneehuhn aus Norwegen. — 4. Irländische Jagdfalken. — 5. Monströses Hirschgeweih. — 6. Hasenkopf mit abnormen Schneidezähnen. — 7. Armbrust mit langem Anschlag aus dem 15. Jahrhundert. — 8. Hinterlader vom Anfang des 18. Jahrhunderts. — 9. Doppelwender mit 4 Läufen. — 10. und 11. Eiserne Patronen zu Nr. 8. — 12. Revolver vom Anfang des 18. Jahrhunderts. — 13. Kopf eines Elenhirsches. — 14. Altes Jagdmesser mit Elfenbeinscheide. — 15. Hirschfänger mit Elfenbeingriff aus dem 17. Jahrhundert. — 16. Großes Jagdhorn aus einem Elephantenzahn. — 17. Schädel einer Gabelgemse. — 18. Zerwirkmesser aus dem 17. Jahrhundert. — 19. Kolossale Hauer eines Wildschweins. — 20. Verkrüppelter Rehlauf. — 21. Fuchseisen mit einem Baumstamme verwachsen. — 22. Rococo-Jagdschlitten. — 23—26. Prachtgehörne aus der Sammlung H. Lantz. — 27 und 28. Saufedern und Prellnetz.

Unter allen den ausgestellten Hörnern verdient jedoch die Collection des Rittergutsbesitzers H. Lantz aus Lohausen bei Kaiserswerth ganz besonders hervorgehoben zu werden. Es sind dies namentlich abnorme Geweihe, wie sie durch Schußverletzungen entstehen (Nr. 23 bis 26), auf welche der Eigenthümer derselben so großen Werth legte, daß er nicht zu bewegen war, die kostbare Sammlung der Gefahr eines Transportes auszusetzen. So wurden dieselben in Modellen ausgestellt, und da unser vorzüglicher Thiermaler L. Beckmann diese Arbeit überwachte, so ist sie so vortrefflich ausgefallen, daß man die Modelle von den Originalen kaum zu unterscheiden vermochte.

Wenden wir uns nun von den Trophäen zu den Waffen des Jägers! In dieser Abtheilung sah man neben den besten Gewehren der Gegenwart das primitivste Jagdzeug der Eingeborenen in Amerika, Asien und Australien, darunter das Sampitan, das gefährliche Blasrohr der Eingeborenen von Borneo, mit dem sie auf dreißig bis vierzig Schritte Entfernung vergiftete Pfeile gegen ihre Feinde abschießen. Ein besonderes Interesse erweckte die Collection der fürstlich Waldeck'schen Hof- und Jagdverwaltung zu Arolsen, in welcher alterthümliche Gewehre ausgestellt waren. Da hat wohl Mancher mit Staunen zum ersten Mal erfahren, daß der Hinterlader eigentlich keine Erfindung der Neuzeit ist; denn dort sah er mit leiblichen Augen Hinterlader aus dem achtzehnten Jahrhundert und eiserne Patronen dazu (Nr. 8, 10 und 11). Auch Revolver gab es schon, wie das ausgestellte, freilich ein wenig schwerfällige Stück (Nr. 12) beweist, in jener Zeit. Der Ruhm dieser Erfindungen kommt also unserem Jahrhundert nicht zu; es hat nur den fraglicheren Ruhm zu beanspruchen, diese furchtbaren Waffen vervollkommnet und in der denkbarsten Weise ausgenutzt zu haben.

Neben diesen Feuerschlünden ruhten in reichverzierten Scheiden die blanken Handwaffen, Pulver- und Jagdhörner, von denen unsere Abbildung einige als wirkliche Prachtwerke des Kunstgewerbes dem Leser vorführt (Nr. 14, 15 und 18). Eine wahre Meisterarbeit ist vor allem das große Jagdhorn aus einem einzigen großen Elephantenzahn (Nr. 16).

Neben dem breiten Zerwirkmesser aus dem siebenzehnten Jahrhundert hat der Künstler noch kolossale Gewehre (Hauer) eines Wildschweines (Nr. 19) abgebildet und darunter ein vom Gutsbesitzer Schillings in Gürzenich ausgestelltes curioses Stück, ein altes Fangeisen, welches in den Buchenstamm eingewachsen ist, wie man sich gewöhnlich auszudrücken pflegt. Thatsächlich ist jedoch die Buche rund um dasselbe herum gewachsen, indem sie jahraus jahrein einen Holzring an dem Eisen ablagerte.

Einen sehr vortheilhaften Eindruck machten unter allen Jagdgeräthen auf den Beschauer die phantastisch zwischen den Hirschgeweihen ausgespannten Jägernetze, welche den Ausstellungshallen oft zum wirklichen Schmuck gereichten. Da sah man das „dunkle“ und „lichte“ Zeug des Jägers, die Jagdtücher und Netze, unter denen wiederum die gegen hundert Meter langen und ein bis einundeinhalb Meter hohen Prellnetze (Nr. 27 und 28) zum Scheuchen und Einstellen des Wildes hier besonders erwähnt werden mögen.

Unter den ausgestellten Jagd- und Pürschwagen erinnerte uns an die Zeiten sächsischer Verschwendung bei den Hofjagden ein feiner Rococoschlitten (Nr. 22), der auf seinem Vordertheil die Jagdgöttin Diana trägt, wie sie mit gehobenem Pfeile die Pferde anzutreiben scheint. Das geschmackvolle Fahrzeug wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts für den Prinzen Moritz gebaut und ist jetzt, nachdem es mehrmals seinen hohen Besitzer gewechselt, Eigenthum des Herrn Edward van Hoboken-Ondelande in Rotterdam.

Die Bastarde von Schnee-, Birk- und Auerhähnen (Nr. 3), deren Schwanz bald leierförmig ausgeschnitten ist, wie beim Birkhahn, bald stumpf abgerundet erscheint und die das Auge durch ihr buntscheckiges Gefieder erfreuen, veranlassen uns noch die norwegische Abtheilung zu erwähnen, die, dank den Bemühungen des Oberjägermeisters Gjerdrum in Christiania, ein recht getreues Bild der nordischen Jagd darbot. Dort war alles Wild vertreten von dem kreideweißen Schneehasen mit schwarzen Löffelspitzen bis zu dem grimmigen Eisbär. Auch die bekannten Skis (Schneeschuhe) waren in reicher Collection von dem norwegischen „Skiclub“ ausgestellt worden.

Belehrende Conferenzen, Probeschießen und Prüfungen der Jagdhunde trugen viel zur Belebung der Ausstellung bei. Am interessantesten war aber ohne Zweifel die gegen den Schluß derselben veranstaltete Jagd mit Falken, in der Jägersprache Falkenbeize genannt. War doch in früheren Jahrhunderten Cleve durch seine Falkenjagden weit und breit berühmt; im nahe gelegenen Herzogenbusch und dem holländischen Valkenswaard gab es die vortrefflichsten Falknerschulen, und noch heute befindet sich in der Nähe von Cleve eine bedeutende Reihercolonie. Schon zur Ehre des Ortes wollte man daher eine Falkenbeize in Scene setzen.

Die Ausstellung wurde aber leider nur mit ausgestopften Edelfalken und den bei der Falkenjagd gebräuchlichen Geräthschaften, wie Hauben, Schellen, Langfesseln, Zügeln &c. beschickt. Erst nach langen Bemühungen gelang es dem Ausstellungscomité, da der letzte Falkner in Holland vor Kurzem gestorben war, einen Falkonier aus Irland zu engagiren, der auch mit drei abgerichteten Vögeln (Nr. 4) in Cleve erschienen war. Leider waren diese Falken zu jung, um es mit den Reihern aufnehmen zu können, und man mußte sich damit begnügen, ihre Fangkünste an Tauben zu erproben.

Man hat indessen ernstlich den Plan gefaßt, die in unserer Zeit vergessene Falkenbeize wieder zu beleben. Natürlich werden die modernen Falkenjagden ein nüchternes Gepräge tragen; denn der romantische Reiz der mittelalterlichen Umgebung wird ihnen fehlen; es müßten denn die alten Ritter, die Edeldamen und Knappen vom Tode auferstehen.

Der Eindruck, welchen man im Großen und Ganzen auf der internationalen Jagd-Ausstellung zu Cleve erhielt, bewies wiederum, daß das heutige Jagdwesen, im Gegensatz zu dem früherer Jahrhunderte, auf einer hohen, unserer Cultur durchaus entsprechenden Stufe steht, und man darf mit Recht erwarten, daß die Thätigkeit der heute bereits bedeutenden Jagdschutzvereine für die Hebung unseres Wildbestandes von den ersprießlichsten Folgen begleitet sein wird. So können wir unsere Jägerfreunde zu der Clever Ausstellung nur auf das Wärmste beglückwünschen und trennen uns für heute von ihnen mit einem herzlich gemeinten „Waidmannsheil!“.

Mutter und Sohn.

Von A. Godin.

(Fortsetzung.)

Als Fügen sein Geschäft beendet hatte und in das Eßzimmer zurückkehrte, fand er Siegmund, den Kopf in beide Hände vergraben, über den Tisch gebeugt, vor dem er saß. Bei dem Geräusch der zugehenden Thür richtete er sich jählings auf. Sein Gesicht war von Thränen überströmt, den ersten, welche ihm seit all diesen Tagen und Nächten vergönnt worden.

„Meister,“ sagte er mit halb gebrochener Stimme, „Sie fragten mich vorhin etwas, und ich glaube, auch Sie machten mir Vorwürfe. Ich habe Niemand getäuscht — ich war in Paris, und dort fand ich meine Mutter als Theilhaberin einer Spielhölle, von jungen Leuten, meinen Cameraden, als solche gekannt. Ich sah sie dort; sie war keines einzigen armen Wortes mächtig, und ich sagte mich von jeder Gemeinschaft mit ihr los.“

Fügen stand wie erstarrt, und ehe er noch eine Silbe hervorgebracht, fuhr Siegmund fort:

„Sie hat Andere geplündert oder doch plündern helfen, um mich auszustatten, und ich — ich habe von diesem Raube gelebt.“

„Das glaub' ich Dir nicht,“ brach Fügen los.

Siegmund schob ihm das Briefblatt hin.

„Lesen Sie! sie versucht nicht einmal sich zu rechtfertigen —“

Fügen riß das Blatt an sich; ihm wurde kalt, als er las, was sie von ihrer und des Sohnes Ehre geschrieben.

„Und wenn — und wenn," keuchte er hervor, „so hat sie Alles nur um Dich gethan."

„Wie muß sie mich doch verachtet haben, daß ihr das Geld wichtiger für mich erschien als die Ehre —"

„Du weißt nicht, was Du sprichst," rief Fügen; „jetzt muß Alles heraus, wenn sie es mir auch tausendmal verboten hat. Begreif' es, wer kann, daß sie sich erniedrigen durfte, aber es ist geschehen, um Dich zu erheben. Du bist der rechtmäßige Enkel des jüngst verstorbenen Grafen Riedegg auf Riedegg, und dieser Graf Riedegg hat die rechtskräftigen Beweise für die geheim geschlossene Ehe Deiner Eltern böswillig unterschlagen. Jetzt erst, nach seinem Tode, kann Dein Recht mit Hoffnung auf Erfolg erstritten werden. Deine Mutter ist bereits in Wien. Ich kam hierher, um abzuholen und ihr nachzusenden, was sie an hinterlassenen Papieren Deines Vaters verwahrt hielt. Leider ist nur Weniges darunter von Bedeutung. Deshalb bedarf es großer Mittel, den Anspruch durchzusetzen, dem sich die Seeon's schwerlich ohne Weiteres fügen werden. Nun weißt Du, was Deine Mutter that. In den Staub hat sie sich geworfen, damit Du über sie hinweg den Platz erringst, der Dir zusteht."

Siegmund blieb sprachlos, während die einander überstürzenden Worte auf ihn eindrangen. Nun flammte er auf:

„Und das Alles habt Ihr mir bis heute vorenthalten? Zu wissen, wer ich bin, das war mein Recht, und ich hätte es wie ein Mann vertreten, statt auf schmähliche Art Jahre lang darauf zu denken, wie sich aus einem Hinterhalte hervorbrechen ließe. Mein Recht war, vor diesen alten Mann, der meinen Eltern so Schweres angethan, selbst hinzutreten und ihm Auge in Auge abzuringen, was mein ist. Und jetzt, jetzt, wo er todt ist, keine Gerechtigkeit, keine Vergeltung ihn mehr erreichen kann, sollen um meinetwillen, sollen mit Hülfe des Raubes die wehrlosen Frauen beraubt werden. O der Schmach!"

Fügen stand betreten. Zum ersten Male kam ihm das Bewußtsein, daß mit dem langen Verhehlen an Siegmund's Menschenrechte gesündigt worden sei. Da berührte ihn des jungen Mannes eiskalte Hand.

„Der alte Graf Riedegg hatte nur einen Sohn," sagte er mit zuckender Lippe. „Gräfin Ottilie Seeon ist also die Tochter meines Vaters. Ist dies Alles auch ihr bekannt?" Neue Angst lag in den Augen, die an Fügen's Lippen hingen.

„Ich glaube nicht," sagte dieser.

Siegmund schwieg brütend. Die klaren blauen Augen Ottilien's, seiner Schwester, blickten frei in seine Gedanken hinein. Margarita! Es ging wie Nebel über ihn hin; er richtete rasch den Kopf empor und sagte nach tiefem Athemzuge:

„Wenn Sie meiner Mutter schreiben, so erklären Sie ihr in meinem Namen, daß ich persönlich nie darein willigen werde, das Erbtheil der Tochter meines Vaters zu verkürzen."

„Und sonst hast Du mir nichts an Deine Mutter aufzutragen?" fragte Fügen mit eindringendem Blick. „Wie die Sachen stehen, bin ich entschlossen, die Papiere selbst an Ort und Stelle zu bringen; ich reise noch heute Nacht. Giebst Du mir Antwort mit auf ihren Brief oder — begleitest Du mich vielleicht selbst?"

Ein namenlos gequälter Ausdruck prägte sich in Siegmund's Züge; mit einem Male legte er beide Hände auf Fügen's Schultern:

„Können Sie sich eine Vorstellung davon machen, sie vor mir erröthen zu sehen? Ich kann es, kann es nicht! Wir haben einander zu sehr geliebt; sie war mir zu herrlich — käme sie mir unversehens über den Weg, ich müßte mein Gesicht verbergen und flüchten bis an's Ende der Welt, ehe ich erlebte, daß meine Mutter die Augen vor ihrem Sohne niederschlagen müßte. Sie weiß das selbst; deshalb gehen Sie, wenn Sie müssen, und sagen Sie nichts, als was ich Ihnen auftrug!"

Schweigend wandte sich Fügen ab, schnürte die Papiere zusammen, schloß den Schreibtisch und ergriff seinen Hut.

„Ade," sagte er knapp; „ich gehe nach Lahnegg; will ich heute noch weiter, so ist keine Zeit zu verlieren. Nein, keine Begleitung! Wir haben mehr als genug geredet. Nun sehe Jeder zu, wie er mit dem fertig wird, was er Neues erfahren!"

Sein sonst so freundliches Gesicht trug einen Ausdruck von Grimm und Kummer zugleich, der Siegmund traf.

„Ich kann nicht anders," sagte er dumpf.

Fügen nickte nur und verließ dann Zimmer und Haus.

33.

Das war eine harte Reise für den treuen Mann. Die Stimmung, in welcher er sie zurücklegte, glich der eines Menschen, welcher von fernher an ein schweres Krankenlager gerufen worden und nicht weiß, ob er sein Geliebtes noch lebend trifft oder todt. Wie würde er Genoveva treffen? Die Frau, an der er so lange, so heiß gehangen, als an der einzigen Liebesleidenschaft seines Lebens, die ihm, trotz äußerlicher Empfindung, bis zum heutigen Tage hoch und einzig gestanden, Keinem vergleichbar. War es möglich, daß dieses Bild auch ihm in Nacht erlöschen könnte, wie dem Unglücklichen, von dem er kam? An Siegmund dachte er mit gemischter Empfindung; etwas in ihm gab dem jungen Manne Recht, und doch grollte er ihm wegen so starren Abwendens von der Mutter. Fehler, große Fehler waren begangen worden, aber ach, wäre es nur dies! Je mehr er Allem nachgrübelte, desto unbarmherziger gestaltete sich ihm, was er eben noch als unmöglich verworfen, zur Gewißheit. Sein einziger zerbrechlicher Trost war die innerliche Unmöglichkeit; denn in ihm rief fortwährend eine Stimme: Sie — Genoveva? Nein, nein!

Er war am Ziele. Eine Stunde nachher stand er unerwartet vor Genoveva, die durch sein persönliches Eintreffen kaum überrascht schien. Um so betroffener, ja wahrhaft entsetzt ward Fügen bei ihrem Anblicke. Nur anderthalb Jahre waren vergangen, seit er sie zuletzt erblickt. Welche Verwüstungen hatte diese Zeit angerichtet! Noch war sie schön, vielleicht schöner, als sie je gewesen; denn die Marmorfarbe und Regungslosigkeit ihres Gesichts stimmte mit dem classischen Schnitte desselben überein. Nur war es nicht die Schönheit eines athmenden, lebenden Weibes. Ein bläulicher Ton umgab die eingesunkenen, fast unirdisch lodernden Augen. Das außerordentliche Ebenmaß ihrer Gestalt ließ deren Hagerkeit nicht hervortreten, als der Freund aber die Hand erfaßte, welche sich ihm entgegenstreckte, überlief es ihn; die schlanken Finger waren bis zum Aeußersten abgezehrt. Erbarmen mit ihr drängte alle widerstreitenden Gefühle zurück; dennoch hatte sie in dem Auge, das sie genau kannte, gleich im ersten Moment einen Blick gesehen, der ihr genug verrieth. Fast ausdruckslos und nicht im Tone einer Frage sagte sie nun:

„Sie haben Siegmund gesprochen."

„Ja."

Er suchte ein Wort, es der knappen Silbe beizufügen, fand aber keines. Sie bewegte leise den Kopf und sagte dann mit durchdringendem Blicke auf ihn:

„Und kommen doch zu mir?"

Fügen hielt es nicht mehr aus.

„Theure, arme Freundin!" rief er außer sich. „Ja, ich komme, um Ihret- und Siegmund's willen; auch um meinetwillen mußte ich Sie sehen. Erklären Sie mir alles! Es muß doch anders sein, als Siegmund es — nun ich bei Ihnen bin, weiß ich gewiß, es muß anders sein."

„Setzen Sie sich!" sagte Genoveva mit herbem Lächeln. „Ich habe Ihnen schon einmal eine Geschichte erzählt — den Anfang; so ist es in der Ordnung, daß Sie nun auch das Ende hören. Beides stimmt zusammen — es ist wie ein Ritornell."

Sie wartete, bis er sich neben sie in die Ecke des Divans geworfen, und dann sagte sie:

„Was Sie zuerst wissen möchten, ist doch wohl der Zusammenhang meiner Person mit dem Orte, wo mein Sohn mich traf? Meinten Sie das mit Ihrer Behauptung, etwas müsse anders sein, so irren Sie. Weshalb wundern Sie sich? Das Leben wiederholt mitunter seine spöttischen oder tragischen Combinationen. Erinnern Sie sich nicht mehr, wie das meine begann? Nun, der alte Mann hat Recht behalten: die Tochter des Spielers, des Abenteurers blieb im Cirkel — zwischen Spielern und Abenteurern."

Fügen schüttelte heftig den Kopf.

„Ich fasse es nicht," rief er zürnend, „nie werd' ich es fassen, wie und warum Ihnen so Unglaubliches möglich geworden."

„Unglaublich?" fragte Genoveva kalt. „Nicht mehr und nicht weniger unglaublich als die ganze Komödie des Lebens. Sie, dem ich meine Geschichte erzählt, sollten doch besser begreifen können, wohin solche Anfänge führen. Den Namen, den mir die Geburt gab, beschimpfte mein Vater; der zweite, den mir die Liebe gab, ward vom Vater meines Kindes feige verleugnet. Als ich mein Recht forderte, nahm verbrecherische Gewalt es mir und bot mir

dafür Schmach und Hohn. Die Gesetze konnten mir nicht helfen. — ‚Geld, schaffe Geld!‘ sagte der Advocat. ‚Geld und Zeit haben schon Manches gewonnen, was verloren schien.‘ Dann arbeitete ich und darbte — was so in Jahren erworben ward, blieb ein Tropfen im Meer. Ich riß mich von meinem Einzigen, meinem Liebsten los, um in Ehren mehr zu gewinnen. Jahre hindurch hielt ich aus bei der mürrischen Kranken, und ward mir während dieser Jahre das Treiben im Hause verdächtig, was ging es mich an! Sie starb, und ich blieb. Mein Feind war so alt, und es galt nur noch kurze Zeit. Da sah ich denn freilich bald klar genug, was um mich her vorging. Was lag daran — ich blieb."

„Das durften Sie nicht," rief Fügen.

„Wer seinem Schicksal nicht entrinnen kann, ergiebt sich," sagte sie herb. „Kommt immer das Gleiche, so spürt man eine Nemesis — was nützt es da sich zu wehren? Mein Ruf war lange hin, ehe ich Gewißheit hatte; Cavaliere aus aller Herren Ländern hatten mich in diesem Hause schalten und walten sehen — die Zukunft neben Siegmund war hin; die seinige wenigstens sollte gewonnen werden. Und am Ende — was gingen mich diese Menschen an! Clairmont's Salon trug kein Schild, aber wer dorthin kam, wußte, wohin er ging. Verächtlich war mir das ganze Gelichter; über sie hinweg sah ich mein Ziel."

Ihr Auge brannte in dämonischer Gluth. Plötzlich erhob sich eine Stunde aus alter Zeit vor Fügen's Seele. Er sah das Musikzimmer der Moosburg, sah die dunkelschöne Gestalt nach dem Wandschranke schreiten, dem sie die Zeugen ihres kurzen Glücks, ihre Lieder, entnahm — dann wandte sie mit dem gleichen dämonischen Ausdruck den Kopf nach ihm, um auf seine Frage nach ihrem höchsten Wunsch das Wort zu erwidern: „Reichthum!" In der Nacht, welche diesem Abend folgte, war er selbst sich der heißen Leidenschaft für sie bewußt geworden — das Dunkle, Flammende in ihr, das ihr mächtiger Wille seitdem stets so fest in Banden gehalten, jahraus, jahrein, übte heute eine andere Wirkung auf ihn als damals.

„Genoveva," sagte er tiefernst, „Sie haben sich schwer versündigt an sich selbst und an ihm, für den Sie gethan, was man um Keinen darf — um Keinen!"

Sie erhob sich mit einer jähen Bewegung.

„Tausende von Frauen haben ihr Leben, ihren Begriff von Tugend, ihre Ehre für Männer hingeworfen, die keines Athemzuges werth waren," rief sie leidenschaftlich, „nur weil sie liebten! Siegmund gilt mir mehr als dem Weibe der Mann — er ist mir Ersatz für alle Unbill, die bisher mein Theil gewesen. Aber der Tag der Entscheidung ist nahe, und bis dahin sollen Kraft und Wille ausdauern."

Wie im Widerspruch mit diesen Worten schwankte sie plötzlich und sank keuchend zurück. Fügen sprang erschrocken auf; er glaubte ihren erstickten Athem mit jedem nächsten Moment dem Erlöschen nahe; ihre eisig kalten Hände krampften sich; ein bläulicher Ton überzog das zuckende Gesicht. Doch schlug sie nach wenigen Minuten die Augen auf.

„Es ist nichts —"

Ihre Hand fest gegen das Herz gepreßt, blieb sie noch eine kurze Weile zurückgelehnt und begann in Pausen weiter zu sprechen.

„Nichts — nur die lange Angst — was ich auch that, Siegmund fern zu halten — ich sah meine Verdammung drohen Tag und Nacht. — Und wollte doch nichts, als ihn nur einmal wiedersehen — nachdem sein Recht gewonnen — unter vier Augen — dann sterben in Verborgenheit. — Es sollte nicht sein."

„Ihn wiedersehen sollen und müssen Sie," rief Fügen tieferregt. „Ich kehre sofort um und erkläre ihm —"

„Es giebt nichts zu erklären," sagte sie dumpf. „Meinen Sie, ich wüßte nicht, was ich gethan? Ein Mord kann verziehen werden, Untreue, Meineid — Alles, nur das Niedrige nicht. Dächte Siegmund anders, so wäre er nicht mein Sohn. Ihn gab ich hin, seine Liebe; damit erkaufe ich ihm seinen Namen — das wußte ich und hab' es dennoch gewollt. Was könnte uns wieder zusammenführen?"

Sie brach ab.

„Geben Sie mir Ihr Wort, Fügen," sagte sie nach einer Pause, die er nicht unterbrach, „daß Sie meinem Sohne weder schreiben noch ihn aufsuchen! Ich will mir nichts von ihm verzeihen lassen. Stören Sie nicht den Lauf der Dinge! — Sie brachten mir —?"

Zögernd und widerwillig legte Fügen seine Hand in ihre Rechte. Es ging ihm gegen die Natur, zu versprechen, daß er nicht versuchen wolle, den Riß zwischen Mutter und Sohn zu heilen. Doch sagte er vorerst nichts und beantwortete nur ihre ablenkende Frage: „Alles was ich fand. Obgleich Sie mich autorisirt hatten eine Durchsicht vorzunehmen, hielt ich es für das Beste, alles Vorhandene zusammenzupacken."

„Gut! Ich erwarte im Laufe des heutigen Tages den Besuch meines Anwaltes. Ein erster Schritt ist bereits gethan. Brenner hat an Gräfin Seeon nach Riedegg geschrieben, die Thatsachen klar dargelegt und gütliche Vereinbarung empfohlen. Auch kam schon Antwort."

„Nun?" rief Fügen gespannt.

„Statt des erwarteten Protestes richtete die Gräfin eine Aufforderung an Brenner, sich zum Zweck persönlicher Rücksprache nach Riedegg zu begeben. Dieser wartet nur das Eintreffen der Papiere ab, die Sie bringen, um der Einladung Folge zu leisten. Führt die Unterhandlung nicht zum Ziel, so wird Brenner nach Lahnegg reisen, um unseren Zeugen zu gewinnen — man sagt ja, Alles habe seinen Preis. Jetzt vermag ich das lang Versagte zu erkaufen."

„Wenn Entscheidung so nahe, muß ich es einrichten, bis dahin bleiben zu können," sagte Fügen. „Meine Reise hierher war nicht vorbereitet — erst als ich Siegmund auf der Moosburg traf —"

„Dort also? Wie geht es ihm? leidet er — schwer?"

„Schwer!" bekräftigte Fügen. „Und deshalb dürfen Sie mir nicht verbieten —"

Sie drückte energisch seinen Arm und sah ihn gebieterisch an.

„Sie schweigen — das bleibt mein Wille."

„Ich habe schon gesprochen," polterte er heraus, „es wäre ja doch die reine Unnatur gewesen, ihn unwissend zu lassen, nach Allem was vorgegangen."

„Er weiß — und — Sie haben keinen Auftrag?"

„Doch!" erwiderte Fügen. „Er trug mir auf, zu erklären, daß er nie darein willigen würde, das Erbtheil der Seeons zu verkürzen."

„Als ob es sich darum handelte!" rief Genoveva. „Es gilt das Recht, seinen Namen zu tragen."

„Gnädige Frau, vergessen wir Eines nicht, was uns gar leicht geschieht, den Kindern gegenüber, die wir groß gezogen! Die Zeit kommt einmal, wo sie selbstständiges Leben fordern und freies Urtheil. Wir hätten mit Siegmund jetzt leichteren Stand, wenn das früher bedacht worden wäre. Ich mache es mir nicht zum Vorwurf, ihm die Wahrheit gesagt zu haben, und wenn er zürnt, weil er sie so spät erfahren, und wenn er meint, er hätte das Recht gehabt, seine Angelegenheiten selbst zu vertreten, so kann ich ihm darin nicht Unrecht geben."

Genoveva antwortete nichts.

Erst als Fügen nach langer, lastender Pause aufstand und seinen Hut nahm, sagte sie, als hätte er eben seine letzten Worte gesprochen, in kaltem Tone:

„Gut! Was mein Sohn thun oder lassen mag, ist seine Sache. Die meine ist, daß zu Ende geführt wird, was ich begann."

(Fortsetzung folgt.)

Karl Gussow.

Es war im Herbst 1876, als die große akademische Kunstausstellung in Berlin durch drei Bilder eines bisher dem Publicum der Reichshauptstadt nur oberflächlich bekannten jungen Künstlers gerade im Jubeljahre ihrer fünfzigsten Wiederkehr einen epochemachenden Charakter aufgeprägt erhielt. Die Anhänger der neuen Schule, welche Karl Gussow mit ungeahnter Kühnheit, mit energischer und zielbewußter Sicherheit und mit glänzendem und verblüffendem Erfolge vertrat, verkündeten mit Jubelfanfaren aller Welt, daß mit diesen drei Thaten des jungen Meisters das modernste Kunstprincip, der Naturalismus, jetzt auch in die deutsche



Karl Gussow.

Nach einer Photographie auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

Kunst seinen triumphirenden Siegeseinzug gehalten habe. Dieses Princip, behauptete man, werde von nun an unbestritten den Thron einnehmen, auf dem sich bisher ein blut- und kraftloser, in ausgetretenen Pfaden wandelnder Schematismus nur mit Mühe behauptet habe. Und in der That, er ist ein kecker Gesell, dieser Naturalismus, und die radicale Entschlossenheit, mit welcher er alle Grundsätze und Anschauungen der modernen Kunstentwickelung über den Haufen warf, machte ihn zu einem überaus gefährlichen Gegner, zu einem um so gefährlicheren, als er, unterstützt von einer allgemein zur Herrschaft gelangten materialistischen Weltanschauung, auch auf allen andern Gebieten des Lebens und des Denkens die verlangende Hand nach der Palme des Sieges ausstreckte.

Gegenüber dem bacchischen Triumphgeschrei der Jünger des Naturalismus waren denn auch die Vertreter der alten Lehre schnell genug auf dem Platze; sie weissagten in dumpfem Kassandra-Tone den Untergang aller echten Kunst, und als sie sich dann in stummer Resignation zur Seite wandten, sandten sie noch einen Partherpfeil auf den Feind ab: tauften ihn und seine immer excentrischer auftretende Gefolgschaft Brutalismus und Brutalisten.

So stand und steht vielleicht noch heute der Kampf zwischen Troern und Achäern, zwischen Naturalisten und Idealisten, indessen dürfte es allmählich beiden Parteien klar werden, daß sie bis zu einem gewissen Grade beide im Recht und beide im Unrecht sind. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß sich der Widerstreit früher oder später in Harmonie lösen wird und muß, indem die Einen zu der Einsicht kommen, daß der nackte Naturalismus, das durch keinerlei ästhetische Grundsätze geregelte Abschreiben der Natur in ihren zufälligen Erscheinungsformen, nie Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck sein kann, daß er lediglich als Vorbereitung für die Kunstübung, als ihr Vasall und Diener Existenzberechtigung hat, die Anderen aber begreifen lernen, daß die idealisch gedachte und empfundene Kunstschöpfung hinter ihrem Ziele zurückbleibt, falls sie nicht ihre Idee mit allen Mitteln der Technik zu verkörpern vermag, und daß deshalb das innigste Studium der Natur eine nothwendige Vorbedingung alles künstlerischen Schaffens ist.

Diese Ueberzeugung wird im vorliegenden Falle durch die erfreuliche Thatsache bestätigt, daß Gussow selbst, wenigstens in einzelnen seiner neuesten Bilder, sich einer das Object zwar treu wiedergebenden, aber doch verklärenden Kunstausübung genähert hat. Daß ihn die Predigten der Kritik und das Toben der Gegner dazu veranlaßt haben sollten, ist nicht anzunehmen, wir möchten im Gegen-

theil aus verschiedenen Anzeichen schließen, daß er selbst seine naturalistischen Experimente nur als Vorbereitungsstudien, als Schularbeiten betrachtet und bisher mit dem Publicum in ironischer Schalkhaftigkeit etwas Versteckens gespielt hat; höchst wahrscheinlich bleibt allerdings immerhin, daß die Ausschweifungen seiner minder befähigten Nachbeter seine Umkehr beschleunigt haben. Man weiß zur Genüge, zu welchen Orgien der Häßlichkeit und Abscheulichkeit sich diese seine Nachbeter verstiegen haben, Männer, vor deren Bildern man einen beinahe physischen Ekel empfand, als seien dieselben mit Asa foetida gemalt; man weiß auch, mit welch Widerwillen sich jeder ästhetisch Gebildete von diesen Monstrositäten abwandte, wie er in der Literatur vor dem rohen Naturalismus der modernen französischen Schule zurückschaudert.

Doch gleichviel aus welchen Gründen, und gleichviel, ob unser Künstler in der That neue Bahnen einzuschlagen gewillt ist, namentlich die Kunstausstellung von 1880 hat bewiesen, daß Karl Gussow der Schönheit zu huldigen versteht, wie nur Einer. An dem Portrait seiner Gattin würde ein Unkundiger schwerlich den Schöpfer jenes „Kätzchens“ und jenes „Blumenfreundes“ wiedererkennen, welche damals jene unerhörte Aufregung bei Künstlern und Laien hervorriefen.

Die wenigen Notizen, die über den äußeren Lebensgang des jugendlichen Meisters zu geben sind, entnehmen wir Adolf Rosenberg's trefflichem Buche über „die Berliner Malerschule“. Danach wurde Karl Gussow im Jahre 1843 in Havelberg, einer der ältesten Städte der Mark, geboren. Da sein Vater lebhaftes Verständniß für die künstlerische Neigung und Befähigung des Sohnes hegte, so konnte dieser sofort nach Vollendung seiner Schulstudien die Künstlerschule in Weimar beziehen, wo er in den Ateliers des Historien- und Genremalers Arthur von Ramberg und des berühmten belgischen Historienmalers Ferdinand Pauwels auf das Studium der Niederländer hingeführt wurde, das seiner ganzen künstlerischen Entwickelung eine entscheidende Richtung gab. Seine technische Virtuosität und die lebendige, kraftvolle Energie seiner Farbe verdankt er vorzugsweise dem Einflusse des letztgenannten trefflichen Coloristen, eines der Hauptvertreter des modernen belgischen, bekanntlich durch Gallait und de Bièfve zur Herrschaft gelangten Realismus.

Im Jahre 1867 verließ Gussow Pauwels' Atelier und begab sich nach München, um sich in der Schule Piloty's weiter zu bilden. Doch hielt die baierische Hauptstadt ihn nur ganz kurze Zeit; denn schon nach vierzehn Tagen entschloß er sich zu einer Kunstreise nach Italien, von welcher er nach sieben Monaten nach Weimar zurückkehrte. Allmählich erregten seine frisch, keck und drastisch hingeworfenen kleinen Genrebilder, mit denen er zum ersten Male 1870 die Ausstellung in Berlin beschickte, die Aufmerksamkeit und das Interesse der Kenner, und der damalige Director der Weimarischen Kunstschule, Graf Kalkreuth, bekannt als trefflicher Landschaftsmaler, entschloß sich schnell, dem kaum siebenundzwanzigjährigen jungen Künstler eine Professur an derselben anzutragen. Gussow nahm dieselbe an und entfaltete bald eine ausgedehnte und einflußreiche Lehrthätigkeit; mehr und mehr Schüler schlossen sich seiner immer schärfer herausgearbeiteten naturalistischen Richtung an. Im Jahre 1874 erhielt er einen Ruf an die Kunstschule in Karlsruhe und anderthalb Jahr später an die reorganisirte Kunstakademie in Berlin, deren Lehrkörper er bis zum vorigen Jahre angehörte, in welchem er aus hier nicht zu erörternden Gründen sein Amt niederlegte. Es sei noch erwähnt, daß er an äußeren Auszeichnungen im Jahre 1874 die kleine, 1880 die große goldene Medaille für Kunst erhielt.

Gegenwärtig lebt Gussow in Berlin ausschließlich seinem künstlerischen Schaffen. Daß er vorläufig seine Lehrthätigkeit aufgegeben hat, bleibt gewiß zu bedauern; denn jede seitherige Ausstellung hat bewiesen, wie segensreich sein Einfluß bei unserer jüngeren Künstlerwelt auf die Plastik der Formensprache, die Sicherheit und Correctheit der Zeichnung und die Energie des Colorits gewirkt hat.

Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir Gussow's sämmtliche Schöpfungen eingehend charakterisiren wollten, wir müssen uns auf die hauptsächlichsten Marksteine seines künstlerischen Wirkens beschränken.

Das Interesse der weitesten Kreise zog er, wie schon eingangs erwähnt, durch die drei Bilder auf sich, mit denen er die Ausstellung von 1876 beschickte und die er gewissermaßen als Visitenkarte bei dem Publicum der Reichshauptstadt, deren Bürger er soeben geworden war, abgab. Zwei von diesen Bildern, „Das Kätzchen“ und „Der Blumenfreund“, theilten nicht nur die Künstlerschaft und die Kritik, sondern auch die große Schaar der Beschauer in zwei heftig für und wider streitende Heerlager. Während die Einen die glänzende Technik, die frappirende Lebenswahrheit bewunderten, anerkannten die Anderen zwar alle diese Vorzüge, bedauerten aber, sie in den Dienst der banalsten Alltäglichkeit, des reizlosesten Stoffkreises gestellt zu sehen.

Auf dem „Kätzchen“ sah man einen alten Bauer, eine alte Dorfhexe und zwei frische, strotzende Kuhmägde in vollster ungeschminktester Lebenswahrheit um eine kleine Katze gruppirt, deren klägliche Schreie ihre naturwüchsige Heiterkeit erregten. Diese Bauern, die sich weder gewaschen noch gekämmt hatten, traten mit einer so überraschenden Plastik aus dem Rahmen des Bildes heraus, daß die Täuschung, wirkliches Leben vor sich zu haben, sich zu einer bisher unerhörten Wirkung steigerte, und ähnlich jenen Vögeln, welche an den Weinbeeren des Zeuxis pickten, hätte man wohl einer dieser drallen Dirnen einen herzhaften Kuß geben mögen, wenn sie eben — reinlicher gewesen wären.

Nicht zum geringsten wurde dieser plastische Eindruck durch die Leuchtkraft des Colorits unterstützt, das namentlich in einem weiß und schwarz getüpfelten orangegelben Schnupftuche — man stelle sich ein die Spuren der Tabaksdose tragendes Kattunschnupftuch vor, wie man es auf Jahrmärkten für wenige Groschen zu kaufen pflegt! — an frappanter Naturtreue alles bisher Gesehene überragte. Dieses knallgelbe Taschentuch wurde denn auch das Banner, unter dem sich die fanatischsten Jünger des Meisters sammelten, und noch Jahre danach erblickte man es auf zahllosen Bildern an passender und unpassender Stelle als ein Schiboleth der Gesinnungsgenossen.

Dem „Kätzchen“ gestanden allerdings auch die Gegner zu, daß es unbestritten wirkliche Natur wiedergäbe, der „Blumenfreund“ dagegen unterlag schonungslos dem Verdict: „Carricatur!“ Und in der That, dieser alte Graukopf mit der Kupfernase und den hochgerötheten Wangen, der sich im Schlafrock mit scharlachrothen Aufschlägen zum Fenster hinausbeugt, um seine Topfblumen zu begießen, welche ihrerseits in allen Abstufungen der rothen Farbe prangen, konnte, wenn man ihn vor der Bezeichnung als Carricatur retten wollte, höchstens auf den Titel eines coloristischen Experimentes Anspruch machen. Anders dagegen stand es mit dem dritten Bilde des Tausendkünstlers: das war eine sinnige, tiefpoetische, reizvolle Elegie, ohne herausfordernde Farben, ein rührendes Gedicht aus dem Leben, das mit seinen einfachen, fast alltäglichen Contrasten mit unmittelbar zwingender Gewalt an das Herz des empfänglichen Beschauers rührte. „Verlorenes Glück“ nannte der Künstler das dritte Bild, das eine junge trauernde Wittwe in tiefem Schmerz darstellt, während neben ihr das blonde Töchterchen heiter lächelnd in die Welt hinausblickt.

Welcher Gussow war nun der echte? Der radicale Naturalist des „Kätzchens“, oder der gemüthvolle Dichter dieser wehmüthigen Elegie? Auch die nächste Ausstellung sollte darüber noch keine Aufklärung bringen — wir sahen eine Reihe vortrefflicher, aber nichts weniger als anmuthiger Studienköpfe, dann ein großes Bild „Willkommen“, auf dem eine Schaar Mädchen aus einem Fenster einem heranziehenden Truppentheile oder dergleichen mit den obligaten gelben Taschentüchern entgegenweht; daneben sahen wir aber auch ein ausgezeichnetes Bildniß einer alten Dame, das bei allem innigen Anschmiegen an die Natur doch künstlerisch idealisirt war, und nach wie vor mußte man die Ansicht festhalten, daß zwei Seelen in des Meisters Brust wohnten, deren eine sich „mit klammernden Organen an das Irdische heftete“, während die andere zu „den Gefilden hoher Ahnen“ emporstrebte. Inzwischen hatte auf der Pariser Weltausstellung ein humoristisches Bild des Künstlers: „Die Venus-Wäscherin“ ebenfalls großes Aufsehen erregt. Dasselbe zeigte ein altes Weib von einer Häßlichkeit, die an Franz Hals' „Hexe von Harlem“ erinnert, welches sich der ihm offenbar höchst mißliebigen Beschäftigung hingab, eine kleine Statue der Venus von Milo vom Staube zu reinigen. Das Bild hatte einen unleugbar gemüthlichen Zug, und daß seine Technik die alte, unübertroffene und unübertreffliche war, verstand sich von selbst.

Bei den Ausstellungen von 1878 und 1879 täuschte Gussow die Erwartung von Freund und Feind; man wußte, daß er mit zahlreichen Portraits beschäftigt war, wußte auch, daß die Nachfrage nach seinen Bildern sich von Tag zu Tag steigerte, aber —

er stellte nicht aus, und während in den Spalten der Presse, in den Kreisen der Künstler und den Salons der Gesellschaft nach wie vor der Kampf der Meinungen über Idealisten und Naturalisten hin und her wogte, saß Achilleus-Gussow grollend bei den Schiffen und überließ Griechen und Troer ihrem Schicksal.

Es war nicht mehr als natürlich, daß die naturalistischen Achäer, bei denen die Künstlerschaft häufig ja auch nur in der hauptumwallenden Löwenmähne besteht, unter dem siegreichen Ansturm der Gegner stark in's Schwanken geriethen und ihre Schiffe zu brennen begannen.

Doch endlich nach dreijähriger Zurückgezogenheit trat der siegreiche Sohn der Thetis wieder auf den Plan — ein Anderer und doch Derselbe! Mit vier Bildern erschien er auf der Ausstellung des letzten Jahres, und jedes einzelne dieser Bilder galt eine gewonnene Schlacht. Freilich waren, mit vielleicht einer Ausnahme, diese Schlachten mit anderen Waffen geschlagen, als die früheren, und man konnte mit Fug und Recht sagen, der Führer und Meister der Naturalisten sei nunmehr selbst mit fliegenden Fahnen in das Lager der Idealisten übergegangen. Allerdings erinnerte das eine Bild „Die beiden Alten" noch an die Manier des Kätzchens: es war dieselbe Plastik der Form, dieselbe Lebenswahrheit der Erscheinung, dieselbe kraftvolle Fülle der Farbe, aber wie liebenswürdig war der Ausdruck in den Gesichtern dieses alten, ärmlich aber reinlich gekleideten Ehepaares, wie herzgewinnend die alte Mutter, die dem schwerhörigen Gatten beim Kaffee den Brief des Lieblingssohnes vorlas, wie künstlerisch vollendet die Wiedergabe der Schwerhörigkeit in dem braven, treuen, gutmüthigen Antlitz dieses Alten selbst! Da war nichts von der Aufdringlichkeit des Schmutzigen, von der Unbarmherzigkeit des Alltäglichen, die im „Kätzchen" und im „Blumenfreund" so abstoßend gewirkt; während die Meisterschaft der Darstellung die alte geblieben, war die Wahl und Auffassung des Stoffes eine geschmackvollere und anmuthigere geworden.

Doch die Perlen der Ausstellung, wie die Perlen unter des Künstlers Werken, waren seine drei Portraits. Man weiß, wie selbstgefällig gerade in der Portraitmalerei das Bönhasenthum sein Wesen treibt. Nirgendwo liegt die Gefahr näher, daß die Kunstübung in handwerksmäßige Schnellmalerei ausarte, als hier. Andererseits ist die Portraitmalerei das Feld, auf dem der Meister die höchste Blüthe seiner Kunst zur Entfaltung zu bringen vermag, und mehr als der Geschichtsmaler im strengen Sinne ist er im Stande, der Nachwelt in charakteristisch aufgefaßten, bei voller Wiedergabe der Individualität doch den Geist einer ganzen Culturperiode in prägnanter Zusammenfassung in sich schließenden Bildnissen ein treues Spiegelbild seiner Zeit zu überliefern.

Wir Mitlebenden haben natürlich keine volle Sicherheit des Urtheils darüber, welche von unsern schaffenden Künstlern von kommenden Geschlechtern dereinst als diejenigen werden anerkannt werden, in deren Werken sich der Geist unserer Zeit am treuesten widerspiegelt. Doch diejenigen dürften nicht fehl gehen, welche unter diesen Auserwählten neben Gustav Richter in erster Linie auch Karl Gussow nennen. Wenn ein solches Prognostikon durch Bilder unterstützt wird, wie jene drei Portraits, so mag man es gewiß mit freudiger Zuversicht stellen. Das köstlichste derselben war ohne Zweifel jenes, welches des Künstlers Gattin zum Gegenstande hatte. So vortrefflich sich auch die beiden andern Portraits Gussow's erwiesen, in denen er seiner alten Neigung zu kecken Farbenexperimenten mit vollkommenster Sicherheit des Gelingens nachgab — das eine brachte eine schwarzhaarige junge Dame mit rosigem Antlitze auf hellrosafarbigem, weißgemustertem Hintergrunde, das andere einen blonden Backfisch in schwarzseidenem Kleide mit granatrothen Schleifen auf braunem, graugemustertem Fond zur Anschauung — das Bild der Gattin stellt sie in den Schatten. Der herrliche Kopf mit den meertiefen, in unergründlicher Krystallhelle und Transparenz leuchtenden Augen ist über die linke Schulter zur Seite geneigt. Von dieser fällt ein grauer, pelzverbrämter Ueberwurf herab und gestattet dem Künstler in der Darstellung von Nacken und Hals eine Meisterschaft der Modellirung, eine Wärme und Tiefe der Farbe zu entwickeln, deren Schilderung jeder Feder versagt ist, ebenso wenig, wie sie von der seelenvollen Tiefe des Auges und der Anmuth des Gesichtsausdruckes einen Begriff zu geben vermag.

Eines vor Allem stand uns gegenüber diesem Bilde fest: Ein Künstler hat es geschaffen, an dessen Wiege Musen und Charitinnen im holden Verein standen. Und einen Raub an seiner Kunst würde er begehen, wenn er, wie man aus den drei im diesjährigen Salon von ihm ausgestellten Portraits schließen möchte, nach dieser größten Schöpfung seines Genius wieder in den Staub der Alltäglichkeit hinabstiege. Möge er fürder dem Grundsatze treu bleiben, daß das bloße Abschreiben der Natur in ihren willkürlichen Erscheinungsformen unmöglich Endzweck der Kunst sein kann, daß der Werth solchen Abschreibens nie über den der vorbereitenden Studie hinaufgeschraubt werden darf, daß die Kunst ihre große, sittliche Culturaufgabe, mitzuarbeiten an der seelischen Läuterung und Erhebung der Menschheit, nur erfüllen kann, wenn sie mit ihren Stoffen nicht an der Erde kleben bleibt, sondern dieselbe in eine ideale Sphäre versetzt,

„Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröthe webend."

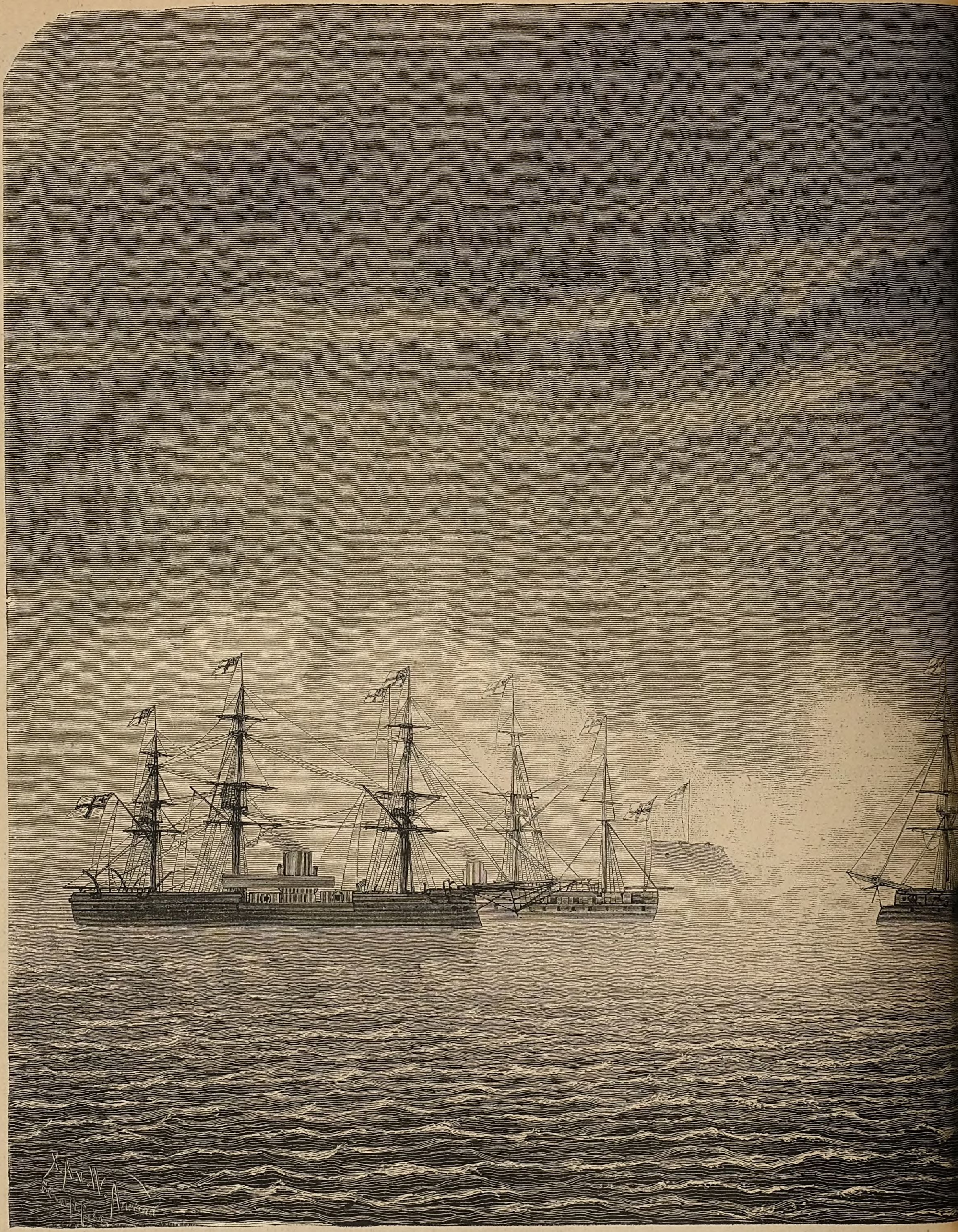
Hermann Trescher.

Das große Flottenmanöver bei Kiel.

Es war schönes Herbstwetter am Tage des 17. September dieses Jahres, an welchem Tage auf der blauen Bucht, welche die Ostsee bei Kiel bildet, ein seltenes Schauspiel in Scene ging, das Tausende von Zuschauern aus Nah und Fern herbeigelockt hatte und die Brust jedes patriotischen Deutschen mit stolzer Befriedigung erfüllen mußte. Vor den Augen des obersten Kriegsherrn des deutschen Reiches, vor den Augen des greisen deutschen Kaisers hielt unsere verhältnißmäßig noch so junge deutsche Seemacht ein großes Seemanöver ab und that auf das Glänzendste dar, daß sie, ihrer Jugend zum Trotz, waffentüchtig ist und ein Held wie Jung-Siegfried in der Sage.

Wenn früher das alte schmerzliche Lied ertönte von Deutschlands Zerrissenheit und Ohnmacht, dann klang die Strophe des Liedes am schmerzlichsten, welche von Deutschlands Ohnmacht zur See sang und sagte. Wir ballten ingrimmig die Faust, wenn wir hörten, daß deutsche Landeskinder im Auslande schutzlos fremdem Uebermuthe und fremder Habgier preisgegeben waren; wir wiesen zürnend darauf hin, daß uns Bäume in Ueberfluß wachsen in unseren Wäldern und Eisen genug in den Schachten unserer Berge, um uns in den Stand zu setzen, Schiffe zu bauen und sie mit Panzern zu bekleiden; uns schlug das Herz höher bei dem Gedanken, daß an den Küsten unserer Meere Männer genug wohnen, welche von Jugend auf vertraut sind mit Wind, Wetter und Wellen, Männer, die den besten Seeleuten der Welt zur Seite gestellt werden können, aber die Machthaber der deutschen Staaten und Stätchen zeigten kein Verständniß für Deutschlands Wehrhaftigkeit zur See, bis endlich das mächtig emporstrebende Preußen uns das errang, was wir so lange hoffnungslos uns wünschten: ein deutsches Reich und eine deutsche Flotte. Zwar hat unsere Flotte noch bei Weitem nicht die numerische Stärke derjenigen anderer Seemächte — Britannia ist noch immer die Königin der Meere — aber sie ist durchaus im Stande, die Interessen des deutschen Reiches nachdrücklich zu vertreten, sowie im Kriegsfalle unsere Küsten erfolgreich zu vertheidigen. Davon legte, wie gesagt, das Manöver am 17. September glänzendes Zeugniß ab.

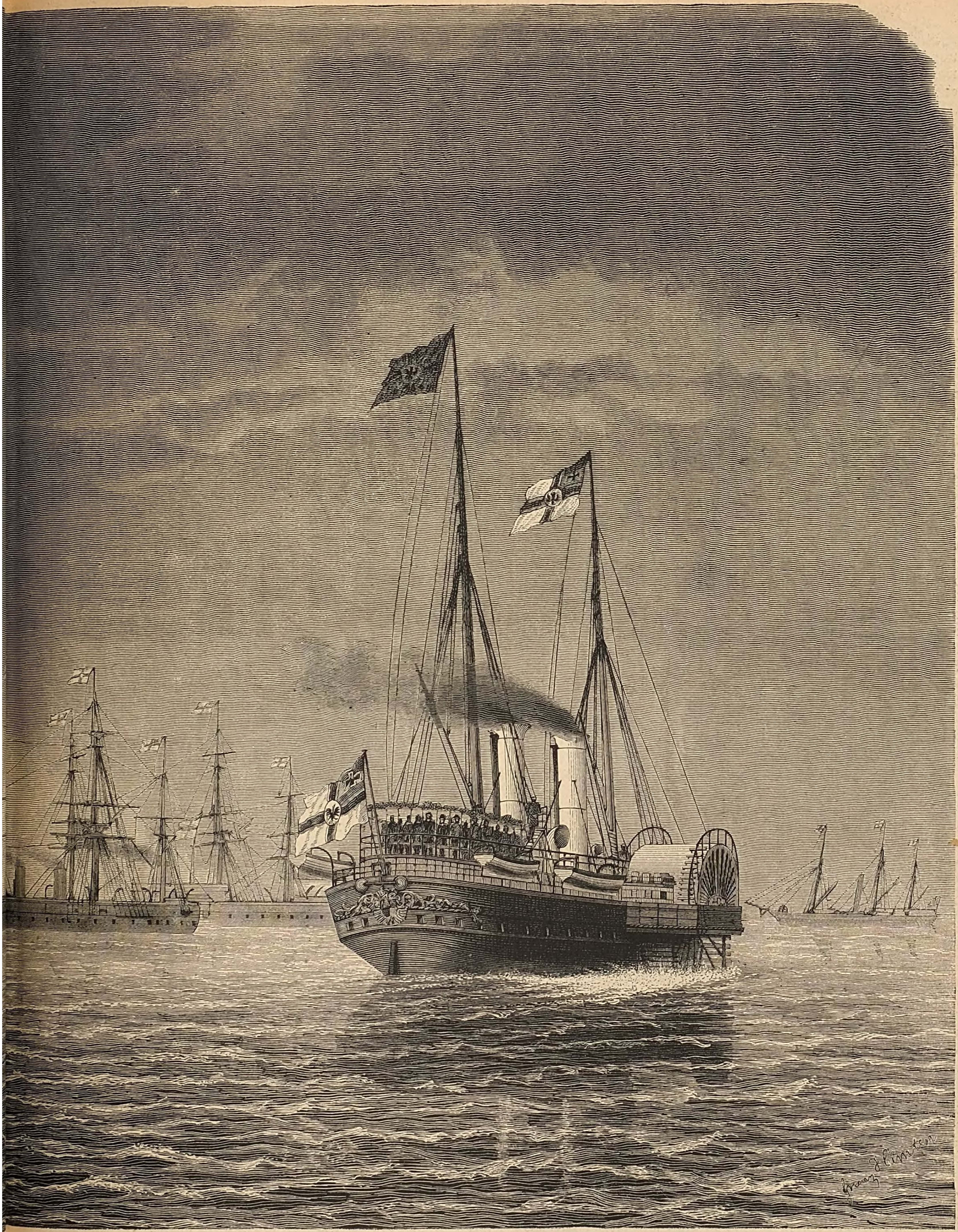
Kiel war zu jener Zeit von Fremden buchstäblich überfüllt. Jeder Eisenbahnzug brachte neuen Zufluß. Morgens in aller Frühe bereits fuhren zahllose kleinere und größere Dampfer, mit Schaulustigen angefüllt und reich mit Flaggen in allen nur denkbaren Farben geziert, auf die Mitte der Bucht hinaus und legten sich dort — eine stattliche Flotte! — vor Anker. Schon die Fahrt dahin bot, namentlich dem Binnenländer, des Interessanten in Hülle und Fülle. Keine zweite Stadt des deutschen Reiches hat sich in jüngster Zeit eines so rapiden Aufblühens zu erfreuen gehabt, wie der Reichskriegshafen Kiel. Die mächtigen Hafenanlagen und die gewaltigen Werfte zu Gaarden bieten ein fesselndes Bild, auch wenn man nur flüchtig an ihnen vorüberfährt. Und draußen auf der Bucht erwarten uns neue Reize. Die hügeligen Ufer sind wie geschaffen für den Pinsel des Malers, und von rechts und links dräuen die Forts mit ihren schweren Geschützen herüber. Das



Das große Flottenmanöver

Für die „Gartenlaube“ nach der Natur gez

Panzerfregatte „Friedrich der Große“. Panzerfregatte „Friedrich Karl“. Fort Falkenstein.



Kiel: Angriff auf die Forts.

vom Marinemaler F. Hünten in Hamburg.

egatte „Kronprinz". Panzerfregatte „Preußen". Kaiserliche Yacht „Hohenzollern". Aviso „Grille".

Wetter konnte für das Manöver gar nicht günstiger sein. Zwar war der Himmel meistens bewölkt, aber trotz des bewölkten Himmels war die Luft hell und klar und ließ die fernsten Dinge deutlich erkennen. Dazu wehte eine frische Brise und bewirkte einen munteren Wellenschlag.

Den Anfang des maritimen Schauspiels verkündeten kurz nach einhalb neun Uhr Salutschüsse von den im Hafen befindlichen Kriegsschiffen „Nautilus", „Arkona", „Niobe" und „Nymphe". Der Kaiser hatte sich unter dem brausenden Jubel der Kieler Bevölkerung an Bord der kaiserlichen Yacht „Hohenzollern" begeben, und das prächtige Fahrzeug, das kurz vorher am 9. September bei der Entrevue in Danzig zum ersten Male vom Kaiser betreten worden war, dampfte langsam zum Hafen hinaus der Manöverfläche zu. Auf den genannten Schiffen, sowie auf den Schiffsjungenbriggs „Undine" und „Rover", die wegen Mangels an Salutgeschützen schwiegen, standen die Mannschaften paradirend in den Raaen und brachten ihrem obersten Kriegsherrn drei kräftige Hurrahs. Im Kielwasser der „Hohenzollern", welche die gelbe, seidene Kaiserstandarte am Hauptmast führte, folgte der Torpedodampfer „Zieten" und dicht in der Nähe desselben hielten sich die Schiffe der kaiserlichen Werft „Notus" und „Claus Groth". Auf dem Dampfer „Notus" befanden sich die geladenen Gäste, unter ihnen auch die Mitglieder der holsteinischen Stände, die am Abend vorher dem Kaiser auf Bellevue ein glänzendes Ballfest gegeben hatten. Die Yacht „Hohenzollern" ist ein Raddampfer, der auf den Werften der Norddeutschen Schiffbaugesellschaft zu Gaarden bei Kiel erbaut ist und sich durch ungemeine Eleganz, sowie durch die Gediegenheit seiner Ausstattung auszeichnet. Das Fahrzeug ist eines der schönsten Schiffe unserer Flotte und zugleich eines der schnellsten; es legt eine Strecke von sechszehn Seemeilen in einer Stunde zurück.

Außer dem Gefolge des Kaisers, unter welchem sich der „große Schweiger", Feldmarschall Moltke, und Kriegsminister von Kameke nebst Adjutanten befanden, erhielten selbstverständlich nur hervorragende Gäste auf der „Hohenzollern" Zutritt. Darunter ragte die hohe Gestalt des Kronprinzen im blanken Kürassierhelm hervor; an seiner Seite sah man seine Gemahlin in dunkelfarbiger Robe und einem grauen Regenmantel. Ferner waren da der Großherzog von Mecklenburg, der Prinz Albrecht von Preußen, die Admirale Stosch und Batsch und der schlicht bürgerliche Professor Dr. Esmarch, welcher hochverdiente Gelehrte bekanntlich durch seine Heirath mit einer Prinzessin von Schleswig-Holstein in die Verwandtschaft des Kaisers getreten ist.

Auf der Bucht lagen die vier Panzerschiffe, das Admiralschiff „Prinz Friedrich Karl", „Friedrich der Große", „Kronprinz" und „Preußen", wahre Seeriesen, anfänglich noch still und schweigend da. Als aber die „Hohenzollern" auf der Bucht erschien, kam plötzlich Leben in die Kolosse. Die Stückpforten öffneten sich, und der Mund der gewaltigen Rohre donnerte dem kaiserlichen Herrn weithin schallende Grüße entgegen, secundirt von den Geschützen der Forts am Lande. Das Manöver begann. Demselben lag die Idee zu Grunde, daß vier feindliche Panzerschiffe die Absicht haben, den Kieler Hafen anzugreifen und die dortigen Marine-Anlagen und Kriegsvorräthe zu zerstören. Diese Absicht suchen die Forts an beiden Ufern der Bucht, die Werke Friedrichsort, Falkenstein, Stosch, Korügen und Unter-Jägersberg, zu verhindern, allein sie erweisen sich im Geschützkampf mit den angreifenden Schiffen als zu schwach und werden zum Schweigen gebracht. Unter den Wällen des Forts Falkenstein haben die Vertheidiger eine Minenkette gelegt, um den Hafen abzusperren; die Schiffe indessen landen unter dem Schutze ihres Feuers Truppen und Geschütze, und das Fort Falkenstein wird mit stürmender Hand genommen, die Minenkette zerstört und der Hafen demolirt. In Wirklichkeit dürfte die hier gemachte Annahme übrigens schwerlich jemals eintreffen, aber der Geschwaderchef mußte sie machen, um das Landungsmanöver zeigen zu können.

Als die Parade der Schlachtschiffe vollendet war, hißte die „Hohenzollern" das Signal „In See gehen", und das Geschwader ging unter Dampf in See, wobei es verschiedene Evolutionen ausführte. „Hohenzollern" folgte in einiger Entfernung. Als die Yacht die vor Anker liegende Flotte der Vergnügungsdampfer mit den Zuschauern passirte, brach gerade die Sonne auf einen Moment siegreich durch die Wolken und übergoß das herrliche Bild da unten auf den Wassern mit ihren goldigsten Lichtstrahlen. Alle Gläser richteten sich auf das kaiserliche Schiff, hinter dessen Großmast der greise Monarch inmitten seiner hohen Umgebung unter einem aufgespannten Zelte stand. Einstimmiges Hurrah erscholl, und die Damen schwenkten weiße Tücher, wofür sich der Kaiser nach den Zuschauerschiffen hin sich dankend verneigte.

Nicht lange weilte das Geschwader in See. Bald kehrten die vier Panzerschiffe mit dem kleinen, schmucken Avisodampfer „Grille" zurück und fuhren unter vollen Gefechtsflaggen in langer Linie gegen die Forts vor, Schuß auf Schuß gegen dieselben entsendend. „Hohenzollern" bewegte sich wieder im Kielwasser hinterdrein. Dieser Angriff auf die Forts war unstreitig der imposanteste Theil des ganzen Manövers, und unser Zeichner hat mit glücklichem Stift die Situation festgehalten. Dieselbe war von packendem Interesse. Unaufhörlich donnerten die Schüsse über das Wasser und weckten das Echo der Ufer.

Unwillkürlich nahm den Zuschauer die Illusion gefangen, er höre dort wirklich den eisernen Schlachtenwürfel rollen. Die Seeschlacht erreichte ihren Höhepunkt. Das antwortende Feuer der Forts wurde immer schwächer, und nun wurde die Landung bewerkstelligt. In etwa 2500 Meter Entfernung vom Ufer wurden die Boote, welche mit voller Ausrüstung an Proviant und je mit einem Geschütz versehen waren, jedes mit fünfzig Matrosen und Seesoldaten bemannt. Die Boote ruderten schnell an's Ufer, konnten dasselbe aber wegen ihres Tiefganges nicht ganz erreichen; Officiere und Mannschaften sprangen in's Wasser, welches ihnen bis an die Brust reichte, und wateten an's Ufer. Auf kleinen Laffetten wurden die Geschütze auf den etwa zehn Meter hohen Hügelabhang, nördlich von Fort Falkenstein, gebracht, und der Sturmangriff auf das Fort erfolgte. Ein heftiges Geschütz- und Gewehrfeuer krachte und knatterte; mit Hurrah gingen die Leute vor und brachten das Fort in ihren Besitz. Diese ganze Uebung wurde mit bewunderswürdiger Präcision ausgeführt und zeigte die Bravour unserer Marinemannschaften und ihre tüchtige Schulung in besonders hellem und vortheilhaftem Lichte. Kaum war das Fort genommen, so wurden die Boote, in denen je drei Mann zurückgeblieben waren, rasch von Neuem bemannt und kehrten zu den Schiffen zurück.

Es galt nun die Minensperre des Vertheidigers aufzuheben und die Einfahrt in den Hafen zu erzwingen. Bei dieser Gelegenheit war der Verlust eines Schiffes angenommen, und so erfolgte die Sprengung einer ausrangirten Ruderkanonenjolle. Dr. Scheuren, der treffliche Elektrotechniker der kaiserlichen Marine, hatte die elektrische Einrichtung eigens dazu so construirt, daß die Leitung an Bord der „Hohenzollern" führte und dort mit einer aufgestellten, geschmackvoll ausgestatteten Batterie verbunden wurde. Ein Schlüssel mit einer vergoldeten Kaiserkrone diente zum Abfeuern der Mine, welche mit Schießbaumwolle geladen war. Der Kaiser drückte leicht mit dem Finger auf die Krone, und augenblicklich erfolgte die Explosion. Eine mächtige Rauchsäule stieg dunkel zum Himmel empor; das Wasser erhob sich in Thurmhöhe; Trümmer flogen nach allen Seiten, und als die Rauchmassen aus einander geweht waren, da war der alte, dem Untergange geweihte Schiffsinvalide in Feuer und Wasser verschwunden. Die Schießbaumwolle hatte ihre fürchterliche Wirkung gethan und den alten Kasten in unzählige Stücke zerrissen.

Die Hafensperre wurde unter den Augen des Kaisers ausgeführt, durch acht verankerte Minen markirt und von den Minenlegern in kurzer Zeit hergestellt. Dann wurden die Minenleger des Vertheidigers durch Scheiben markirt, welche mit weißen oder gelben Fahnen versehen waren und die von den Dampfpinassen des Geschwaders erfolgreich beschossen wurden.

Nach Schluß des Schaumanövers erfolgte die Beschießung und Vernichtung des Hulk* „Elbe" durch die gedeckte Corvette „Blücher", welche in voller Fahrt an der „Elbe" vorbei dampfte; sie feuerte, als vom Fockmaste der „Hohenzollern" ein rother Ständer als Signal heruntergeholt wurde, auf vierhundert Meter Entfernung einen Fischtorpedo auf das Opfer ab. Das furchtbare Geschoß erreichte in kaum einer halben Minute sein Ziel, und zwar genau an der mittelst einer rothen Flagge markirten Stelle in der Mitte des Schiffes. Der Torpedo schlug ein ungeheures Loch in die Schiffswand; die Sprengung erfolgte mit Blitzesschnelle; ebenso schnell sanken die Trümmer in die Fluthen.

Damit war kurz nach ein Uhr Mittags das Manöver beendet.

* Hulk ist die seemännisch-technische Bezeichnung für ein altes, ausgedientes, nicht mehr seetüchtiges Schiff.

Ueber die Resultate desselben sprach sich der Kaiser mit höchster Anerkennung aus, ernannte noch an Bord der „Hohenzollern“ den Chef des Geschwaders, Capitain zur See von Wickede, zum Admiral und verlieh dem Marineminister von Stosch den schwarzen Adlerorden. Die Panzerschiffe dampften hinter einander in Kiellinie majestätisch an der „Hohenzollern“ vorüber und machten sich an den Bojen fest. Dann fuhr die „Hohenzollern“ die Linie der armirten Schiffe, unter den Hecks der Panzerschiffe, an den Schiffsjungenbriggs „Rover“ und „Undine“, an dem Cadettenschulschiffe „Niobe“, an der „Nymphe“ und dem „Nautilus“ vorbei in den Kieler Hafen zurück, wo sie wieder am Bollwerke des Schuhmacherthores festgelegt wurde. Der Kaiser begab sich mit seinem Gefolge zum Diner auf dem Schlosse, und im Momente, als er das Schiff verließ, wurde die Kaiserstandarte auf dem Maste gestrichen, um im nächsten Augenblicke auf dem Schlosse aufgezogen zu werden.

Das Kieler Flottenmanöver hat dem deutschen Volke gezeigt, daß seine junge Flotte, die ihm jährlich so viele Millionen kostet, ihre kriegerische Aufgabe nachdrücklich zu erfüllen im Stande ist; dem Auslande hat es warnend bewiesen, daß die deutschen Waffen auch zur See wohl erprobt sind.

Es hat ferner das diesjährige Flottenmanöver speciell noch dargethan, welche furchtbare Vertheidigungs- und Angriffswaffen wir in den Seeminen und Torpedos besitzen. Das Material zu denselben ist deutschen Ursprungs, wie auch die Schiffe selbst immer mehr und mehr auf deutschen Werften entstehen. Die Torpedos liefert eine Berliner Maschinenfabrik, die in Kiel ein eigenes Torpedo-Etablissement hat, und die Schießwolle wird in der „Schießwollfabrik für die kaiserliche Marine“ zu Kruppa-Mühle in Oberschlesien gefertigt. Früher waren alle Seemächte für ihren Bedarf in dieser Richtung fast ausschließlich auf England angewiesen; jetzt produciren beide genannte Fabriken über den eigenen Bedarf hinaus und liefern ihre Fabrikate auch auswärtigen Regierungen.

Das alte Lied von Deutschlands Zerrissenheit und Ohnmacht ist ausgesungen. Als unter der Regierung Friedrich's des Großen Seeleute aus der auch damals preußischen Stadt Emden in Ostfriesland in die Hände tunesischer Piraten geriethen und in Tunis als Sclaven verkauft werden sollten, schenkte ihnen der Bey die Freiheit, um dem großen Preußenkönige, als dessen Unterthanen die Gefangenen sich bezeichneten, seine Achtung auszudrücken. Friedrich ließ die betreffenden Seeleute nach Berlin kommen, befragte sie über das Vorkommniß und drückte seine Befriedigung über dasselbe aus, aber dem großen Hohenzoller kam keinen Augenblick der Gedanke, daß es für einen mächtigen König angemessener sei, seine Unterthanen selbst zu schützen, als sie von der gnädigen Laune eines halbwilden Raubfürsten abhängen zu lassen.

Jetzt ist das anders geworden. Zahlreiche Beispiele aus unseren Tagen sind Belege dafür, daß der Deutsche im Auslande des kräftigen Schutzes seitens seines Mutterlandes sicher ist, und im Hinblick auf unsere Marine können wir bei etwaigen neuen Kriegsgefahren, die übrigens der Himmel von uns abwenden möge, ebenso getrost wie im Hinblick auf die „Wacht am Rhein“ den Vers des Liedes citiren:

„Lieb' Vaterland, magst ruhig sein!“

Harbert Harberts.

Chester A. Arthur, Präsident der Vereinigten Staaten.

Der durch ruchlose Mörderhand veranlaßte Tod des Präsidenten James A. Garfield hat den bisherigen Vicepräsidenten Chester A. Arthur, den Bestimmungen der Verfassung der Vereinigten Staaten gemäß, zum Oberhaupt der nordamerikanischen Union berufen. Das große Vertrauen und die innige Liebe, welche Garfield verdientermaßen bei der übergroßen Mehrzahl seines Volkes genoß, erschweren es seinem Amtsnachfolger doppelt, das Steuerruder der großen transatlantischen Republik zu führen.

Wenige Stunden nach dem Hinscheiden Garfield's erhielt Arthur eine von den Ministern William Windom, W. H. Hunt, Thomas L. James, Wayne Mac Veagh und S. J. Kirkwood unterzeichnete Depesche aus Long Branch, welche ihn aufforderte, möglichst bald den Amtseid als Präsident zu leisten und nach Long Branch zu kommen, wo sich die Leiche Garfield's befand. Arthur erfüllte dieses Verlangen, indem er am Morgen des 20. September dieses Jahres den von der Constitution vorgeschriebenen Eid in die Hände des Oberrichters Brady leistete und unmittelbar darauf in Begleitung der beiden anderen Minister Blaine und Lincoln von New-York nach Long Branch eilte, wo er der tiefgebeugten Wittwe Garfield's sofort einen Beileidsbesuch abstattete und dann eine kurze Cabinetssitzung abhielt, deren Gegenstand vornehmlich die in der Nähe von Cleveland in würdigster Weise stattgehabte Beerdigungsfeier des todten Präsidenten bildete.

Der Eindruck, den die Antrittsrede des Präsidenten Arthur, in welcher er sich in so vertrauenerweckender Weise einführte, in den Vereinigten Staaten hervorrief, scheint kein ungünstiger gewesen zu sein; alle Parteien, sowie die Presse der Union kommen ihm freundlich entgegen, und es wird wesentlich von Herrn Arthur selbst abhängen, ob er seine Regierung im Einklang mit der Volksvertretung und dem besseren Theile seiner Nation in segensreicher Weise zu Ende führen wird. Ein bestimmtes und sicheres Urtheil in dieser Beziehung schon jetzt abzugeben, ist kaum möglich, doch dürfte ein kurzer Rückblick auf den bisherigen Lebenslauf des Präsidenten Arthur einen gewissen Anhalt zu seiner Charakteristik bieten.

Nach den uns vorliegenden Quellen wurde Chester A. Arthur am 5. October 1830 in Franklin County im Staate Vermont geboren; er war der älteste von seinen Geschwistern, einem Bruder und fünf Schwestern. Sein Vater, Dr. William Arthur, Prediger einer Baptistensecte, kam in seinem achtzehnten Lebensjahre aus Irland nach den Vereinigten Staaten und starb in hohem Alter im Jahre 1875 zu Newtonville in der Nähe von Albany, der Hauptstadt des Staates New-York. Der junge Arthur besuchte das Union-College in Schenectady und bekleidete, nachdem er sein Examen bestanden hatte, die Stelle eines Lehrers an einer Landschule in Vermont. Nach Verlauf von zwei Jahren gab er diese Stellung auf und ging mit einem Vermögen von 500 Dollars nach der Stadt New-York, wo er sich unter der Leitung des früheren Richters E. D. Culver der Rechtswissenschaft widmete. Durch emsigen Fleiß und nicht gewöhnliche Naturanlagen war er im Stande, in nicht zu langer Zeit sein Advocatenexamen zu machen, worauf er mit seinem Freunde und Studiengenossen Henry D. Gardiner eine Reise nach den westlichen Staaten der Union antrat, um sich dort einen dauernden Wohnsitz zu suchen. Da dies aber den beiden Freunden nicht gelang, so kehrten sie nach einigen Monaten nach New-York zurück und ließen sich daselbst als Rechtsanwälte nieder. Das Glück wollte ihnen wohl; sie bekamen bald eine lohnende Praxis, sodaß Arthur die Tochter des verdienstvollen Marine-Officiers Herndon als Gattin heimführen konnte. Die Ehe war eine glückliche, doch verlor Arthur kurz vor der letzten Präsidentenwahl seine Frau durch den Tod, nachdem sie ihm zwei Kinder geboren hatte.

Ein glücklicher Rechtsfall, der auch in weiteren Kreisen Aufsehen erregte, verschaffte Arthur schon früh den Ruf eines geschickten und talentvollen Vertheidigers. Es handelte sich dabei um einen Sclavenhändler aus Virginien, einen gewissen Jonathan Lemmon, welcher im Jahre 1852, wo noch die Sclaverei in den Vereinigten Staaten zu Recht bestand, acht Negersclaven nach New-York gebracht hatte, um sie als Handelswaare nach Texas zu verschiffen. Wenn nun auch die Verfassung der Nordamerikanischen Union damals das Institut der Negersclaverei in den Südstaaten der Union als gesetzlich anerkannte und selbst die Auslieferung flüchtiger Sclaven auf Grund des schmachvollen „Sclavenjagdgesetzes“ forderte, so war doch in den Nordstaaten jenes fluchwürdige Institut längst abgeschafft. Als man daher in dem freien New-York die Absicht des genannten Sclavenhändlers entdeckte, wurden die acht Neger desselben auf Veranlassung von Freiheitsfreunden vor Gericht geführt und daselbst freigesprochen. Jonathan Lemmon klagte nun auf Grund des Sclavenjagdgesetzes und verlangte die Herausgabe seiner früheren Sclaven.

Als Vertheidiger der acht Schwarzen traten William M. Evarts und Chester A. Arthur auf, und da von „flüchtigen Sclaven“ in dem vorliegenden Fall nicht die Rede sein konnte, so verlor Lemmon vor dem höchsten Gerichtshofe der Vereinigten Staaten seinen Proceß. Vier Jahre später zeichnete sich Arthur in einem ähnlichen Proceß aus, wo er als Anwalt einer achtbaren Negerfrau, der Lizzie Jennings, sich als gewandter Redner, tüchtiger Jurist und freiheitsliebender Mann bewährte. Als die republikanische Partei, welche bekanntlich den Kampf gegen das Institut der Sclaverei auf ihre Fahne schrieb, in's Leben trat, war Arthur einer der Ersten, die sich dieser Partei anschlossen; ebenso zögerte er beim Ausbruche des Bürgerkrieges 1861 nicht, in die Unionsarmee einzutreten und die Aufhebung der Negersclaverei auf dem Schlachtfelde erkämpfen zu helfen.

Nach Beendigung des Krieges erhielt Arthur durch die Vermittelung des vielgenannten Bundessenators Roscoe Conkling von dem Präsidenten U. S. Grant die einträgliche Stelle eines Hafencollectors von New-York. Von dieser Zeit an zählte er zu den entschiedensten Anhängern Conkling's und Grant's, weshalb er auch in der Nationalconvention zu Chicago, wo im Jahre 1880 James A. Garfield als Präsidentschaftscandidat der republikanischen Partei auf den Schild gehoben wurde, die Ernennung für das Amt des Vicepräsidenten erhielt. Als nun im März dieses Jahres der unseren Lesern bekannte, verhängnißvolle Streit wegen der Besetzung des Hafencollectorpostens von New-York zwischen dem Senator Roscoe Conkling und dem Präsidenten Garfield ausbrach, jener Streit, der Guiteau's Mörderhand gegen Garfield bewaffnete, da mochte es wohl Dankbarkeit und persönliche Freundschaft sein, die Arthur bewogen, für Conkling Partei zu ergreifen.

Daß der besagte Streit so erschütternde Folgen nach sich ziehen sollte, daran dachte weder Arthur, noch ein anderer vernünftiger Mensch in den Vereinigten Staaten. Von dem Momente an, wo Guiteau die tödtliche Kugel auf Garfield abfeuerte, hat Arthur, so viel bekannt geworden, keinerlei politische Verbindung mit Conkling oder Grant angeknüpft oder aufrecht erhalten. Sein Benehmen war während der langen Krankheitszeit Garfield's

in jeder Beziehung ein tactvolles, wie er denn auch nicht die geringste Veranlassung nahm, in die Regierung einzugreifen. Als er die Kunde von Garfield's Verwundung erhielt, war er tief erschüttert, und es liegt bisjetzt nicht der geringste Grund zu der Annahme vor, daß er hierbei den Heuchler gespielt habe.

Nach dem bisherigen Lebenslaufe Arthur's zu schließen, darf man ihn wohl für einen entschiedenen Anhänger der republikanischen und einen principiellen Gegner der alten demokratischen Partei halten; eine andere Frage aber ist es, ob er als Präsident fortfahren wird, den „Stalwarts“, das heißt der Grant- und Conkling-Clique, seine frühere Freundschaft durch Begünstigung bei der Vertheilung der öffentlichen Aemter zu bewahren, und ob ihn die Feindschaft gegen die demokratische Partei zu ungerechten, unweisen, das Gemeinwohl gefährdenden Handlungen hinreißen wird. Sowohl Hayes wie Garfield waren in anerkennenswerther Weise bemüht, dem moralisch so verderblichen Aemterschacher ein Ende zu machen und den unseligen, die Einheit der Union bedrohenden Conflict zwischen den Nord- und Südstaaten durch eine unparteiische Politik beizulegen; alle guten Bürger der Vereinigten Staaten wünschen ein baldiges Aufhören der sectionellen Streitigkeiten und ein Verschwinden der corrumpirenden Beutepolitik. Wenn Präsident Arthur dem guten Beispiele seiner beiden letzten Amtsvorgänger in diesen Hauptfragen der amerikanischen Politik nachfolgen wird, so wird sein Volk zwar den schmerzvollen Verlust, den es durch Garfield's tragischen Tod erlitten, nicht vergessen, aber denselben doch leichter ertragen lernen. Möchte er stets der in seiner Antrittsrede gesprochenen Worte eingedenk bleiben, daß es sein „ernstes Bestreben“ sein werde, „aus Garfield's Vorbilde“ Nutzen für sich und sein Land zu ziehen.

Es ist verhältnißmäßig leicht, ein guter Parteimann zu sein, aber es ist schwer, als das Oberhaupt einer Nation von fünfzig Millionen Menschen, unbekümmert um Privatrücksichten, alle seine Pflichten treu und gewissenhaft zu erfüllen. Daß Arthur die erstere Aufgabe erfüllen konnte, hat er in der Hauptsache bewiesen, ob er auch der letzteren gewachsen ist, dafür soll er erst seinem Volke und der Welt den Beweis liefern. Von dieser Beweisführung aber hängt es ab, ob sein Name neben dem Garfield's in der Geschichte mit Ehren genannt werden wird oder nicht, ob das Volk der großen transatlantischen Republik sein Andenken segnen, oder nur ungern an dasselbe erinnert werden wird.

Rudolf Doehn.

Blätter und Blüthen.

Der Weltspiegel, in welchem man sieht, was in weiter Ferne vorgeht, jenes vielbenutzte Möbel der Feen- und Zauberpaläste, dessen Besitz die alten persischen Märchen bereits ihrem ersten Könige Dschemschid zuschrieben, ist nun wirklich bereits in einigen rohen Modellen hergestellt worden, und die in unserm Artikel über Photophon und Telektroskop („Gartenlaube“ 1880, S. 787) erwähnten Träume des amerikanischen Ingenieurs und des Herrn Adriano de Paiva — der, wie hier berichtigend bemerkt werden muß, kein Pseudonymus, sondern Professor an der polytechnischen Schule von Porto ist — haben einen, wenn auch blassen Hauch von Realität gewonnen. In der Sitzung der Londoner „Physikalischen Gesellschaft“ vom 26. Januar 1881 wurden zwei Modelle des Fernschauers vorgeführt, die auf ganz verschiedenen Principien beruhen. Das eine von den Herren Ayrton und Perry construirte Modell besteht aus einem Schirm, welcher wie ein Schachbrett in lauter quadratische Felder getheilt ist, deren jedes eine lichtempfindliche Zelle aus Selen enthält, durch welche ein elektrischer Strom pulsirt, der nach der andern Station läuft. Wird nun eine dieser Zellen oder eine Gruppe derselben von einem starken Lichtreize getroffen, so schwellen die hindurchgehenden elektrischen Ströme so stark an, daß sie auf der andern Station ebenso viele entsprechend vertheilte Elektromagnete in Thätigkeit setzen, welche die Klappen eines ähnlichen schachbrettartig eingetheilten Schirmes öffnen und durch dieselben Licht auf eine dahinter befindliche Wand fallen lassen, wo sich natürlich dieselben Lichtfiguren wieder erzeugen müssen, die an der fernen Station z. B. durch einen ausgeschnittenen Pappbogen auf den Absendeschirm geworfen werden. Das ist ein etwas rohes Modell, um die Ausführbarkeit des Princips zu zeigen, aber die genannten Physiker hoffen ein besseres Resultat zu erhalten, indem sie einen chinesischen Zauberspiegel zu Hülfe nehmen. Wie wir aus ihren Arbeiten über diese merkwürdigen Geräthe wissen (vergl. Nr. 38 dieses Jahrgangs), erzeugen diese aus elastischem Metall gegossenen Spiegel in ihrem Widerschein auf der Wand dort hellere oder dunklere Partien, wo die Oberfläche des Spiegels sich vertieft oder emporwölbt. Die Physiker wollen nun den Selenzellen eines Empfangschirmes entsprechende Elektromagnete, welche sich, den ankommenden Strömen gemäß, verlängern und verkürzen, mit der Rückseite des Spiegels in Verbindung setzen und hoffen, indem sie Absende- und Empfangsapparat mit gleicher Geschwindigkeit rotiren lassen, das ferne Bild durch den Zauberspiegel auf die Wand werfen zu können, ohne allzu viel Leitungen nöthig zu haben. Das wäre allerdings eine sehr hübsche Lösung des Problems, aber die Ausführbarkeit dürfte auf Schwierigkeiten stoßen. Dagegen ist das in unserem ersten Artikel erwähnte Project des Herrn Senlecq von Ardres, optische Bilder mittelst des zeichnenden Telegraphen durch einen einfachen Draht zu versenden, in derselben Sitzung zu London durch ein Modell des englischen Physikers Shelford Bidwell als ausführbar nachgewiesen worden. Der Apparat war etwas anders angeordnet, als in dem erwähnten Projecte, aber da die Sache noch sehr unvollkommen ist und keine praktische Bedeutung hat, sehen wir von einer genaueren Beschreibung ab. Diese Versuche verdienen nur als die ersten Schritte zu einem vielleicht unerreichbaren Ziele Erwähnung; sie verhalten sich zu dem Ideal wie jene Silhouetten, welche Charles und Wedgwood im vorigen Jahrhunderte auf mit Silbersalzen getränkten Papieren erzeugten, sich zu unseren Photographien verhielten.

Ein Adjutant „Vater Jahn's“. Mehr und mehr erlischt in unserem Volke die lebendige Kenntniß der langen geschichtlichen Epoche, die mit den Freiheitskriegen begann und in den blutigen Wirren der Revolutionsjahre von 1848 ihren Abschluß fand. Was die Alten damals erlebt, was sich ihre Söhne noch als mündliche Ueberlieferung mit hochschlagenden Herzen erzählten, das ist für das jüngere Geschlecht bereits zu einer todten Tradition aus längst begrabener Zeit geworden, deren Leben und Weben nur noch in Geschichtsbüchern zum ermunternden oder warnenden Beispiel für die Nation sorgsam aufbewahrt wird. Aber der Haß der Parteien, welcher damals wüthete, hat sich im Großen und Ganzen auf uns vererbt, und die geschichtlichen Darstellungen der Restaurationsepoche tragen nur allzu oft unverkennbare Spuren einer ungerechten Parteilichkeit. Die Art, in welcher dieser Theil der nationalen Geschichte heute auf unsern Schulen vorgetragen wird, trägt ebenfalls viel bei zur Verdunkelung des wahren Thatbestandes der damaligen Ereignisse.

Um so freudiger ist daher das Erscheinen des trefflichen Werkes; „Dr. Chr. Eduard L. Dürre. Aufzeichnungen, Tagebücher und Briefe aus einem deutschen Turner- und Lehrerleben, Leipzig, 1881“ zu begrüßen, in welchem die Erinnerungen eines Mannes niedergelegt sind, welcher, in seiner Jugend an der patriotischen Bewegung betheiligt, wegen dieses Patriotismus später in der Wahl seines Berufes durch Vergewaltigung gehindert wurde und, wiewohl er von seinen Gegnern selbst in das Ausland vertrieben war, dennoch ein klares, objectives Urtheil über die damaligen politischen Gestaltungen sich zu bewahren wußte. Christian Eduard Leopold Dürre, ein Schüler des Adjutant Jahn's, hat an der Gründung der ersten deutschen Turnvereine rüstig mitgearbeitet und als Lützower geholfen, den fränkischen Feind über die Grenze zu jagen. Er wurde auch später der geistige Urheber der Wartburgsfeier.

Die Reaction der damaligen Zeit trug es aber bekanntlich den jungen Männern nach, daß sie auf der Wartburg mit Begeisterung gesungen:

„Freiheit, Ehre, Vaterland
Ist ein felsenfester Stand —“

und so kam es auch, daß die Regierung dem angehenden Lehrer nicht nur die Stipendien versagte, sondern ihm auch den Eintritt in das Lehrerseminar zu Breslau ausdrücklich verbot und ihn außerdem, der Methode der Demagogenverfolgung entsprechend, in einen langwierigen Untersuchungsproceß verwickelte. Aber es ist nicht unsere Aufgabe, hier ausführlich den Lebenslauf Dürre's mitzutheilen und auf seine schriftstellerische und journalistische Thätigkeit näher einzugehen, wir wollen hiermit nur auf das oben erwähnte Buch hinweisen, in welchem der Leser nicht allein ein treues Bild eines Lehrerlebens aus längst vergangener Zeit, sondern auch wichtige Aufschlüsse über die Entstehung des deutschen Turnwesens, sowie interessante neue Mittheilungen über die persönlichen Verhältnisse hervorragender Männer, wie Jahn's, Maßmann's, Raumer's &c., finden wird. Das Buch besteht zum Theil aus einer Selbstbiographie Dürre's, zum Theil aus Ergänzungen und Nachträgen, welche der Herausgeber desselben, Dürre's Sohn, dem Nachlasse seines Vaters entnommen. Wir empfehlen das Werk vor Allem den Bibliotheken der Turn-, Lehrer- und Volksbildungsvereine, welche unter Anderem auch die Aufgabe haben, unser Volk über die verdienstvollen Freiheitsbestrebungen der ersten Liberalen Deutschlands aufzuklären. Wir empfehlen es aber auch auf das Wärmste Jedem, der für diesen Theil unserer Geschichte sich interessirt und in den Geist derselben tiefer eindringen möchte.

Kleiner Briefkasten.

Ch. D. in W. Sie irren trotz alledem. Die Preisausschreibung auf eine Hymne für das deutsche Volk in Oesterreich ist nicht von einer Grazer Zeitung, sondern von der „Deutschen Zeitung“ in Wien (Morgenausgabe vom 16. October) ausgegangen. Das genannte Blatt erwirbt sich mit diesem Aufrufe ein anerkennenswerthes Verdienst um die Wacherhaltung des deutschen Nationalbewußtseins in Oesterreich, und wohl jedes deutsche Herz ruft der wackeren Wiener Zeitung mit uns ein kräftiges: „Habe Dank und Glück auf!“ zu. Der Appell richtet sich „an alle sangesgeübten Söhne des deutschen Volkes“ und fordert sie auf, „dem deutschen Stamme an der Donau eine Hymne zu schaffen, würdig dessen nationalen Aufgaben, würdig seiner künstlerischen Empfindung“, ein Nationallied, welches der Mission der Deutschen Oesterreichs in sangbarer Form einen poetischen Ausdruck leiht. Die „Deutsche Zeitung“ setzt den Preis von hundert Ducaten für den Text des besten unter den eingesandten Liedern aus, während zwei Nebenpreise von je zehn Ducaten den beiden nächstglücklichen Bewerbern garantirt werden. Der Termin zur Lieferung des Preisgedichtes läuft bis zum 1. December dieses Jahres, und die Einsendung hat in geschlossenem Couvert unter folgender Adresse stattzufinden: „An die Redaction der ‚Deutschen Zeitung‘ in Wien. Zur Preisbewerbung.“ Möge das nationale Unternehmen von bestem Erfolge gekrönt werden!

E. v. Bg. in Rußland. Nein! Besten Dank!

Dr. T. in Schönebeck. Wir bedauern, Ihnen eine Auskunft nicht ertheilen zu können.

Langjährige Abonnentin. Aus Lessing's „Nathan der Weise“.

B. L. in Stuttgart. Wir empfehlen Ihnen zur Vervollkommnung in Ihrer Muttersprache auf das Wärmste die vortrefflichen „Deutschen Sprachbriefe“ von dem rühmlich bekannten Professor Dr. Daniel Sanders, welche jetzt in dritter vermehrter Auflage erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen sind.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No 46. 1881.

Die Gartenlaube.



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von **Ernst Keil** 1853.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Ein Friedensstörer.

Erzählung von **Victor Blüthgen**.

(Fortsetzung.)

Als Curt auf dem Rückwege nach den Fenstern des Eßzimmers blickte, welche auf der Gartenseite lagen, sah er sie geöffnet und die Gestalt der Wirthschafterin sich in dem Zimmer bewegen. Er steuerte mit seinen gewohnten raschen Schritten zu den Fenstern hinüber und reichte das Tuch hinein.

„Geben Sie das dem Fräulein von Lebzow, Frau! Ich lasse ihr sagen, sie möge ihre Sachen besser verwahren, wenn sie nicht verderben sollen.“

„Das geht mich nichts an. Legen Sie's nur da auf den Stuhl,“ war die mürrische Antwort, welche der neue Administrator überhörte. Er stockte einen Augenblick wie in plötzlicher Verlegenheit. Nun hatte er ihr wieder eine Ungezogenheit sagen lassen, und es war doch so fatal, wie sie ihm gestern so derb den Text gelesen, in Gegenwart dieser Person da.

„Fügen Sie hinzu, ich lasse ihr gute Besserung wünschen!“ sagte er rasch und möglichst gleichmüthig, indem er den Garten nach der Richtung des Feldweges hin eilig verließ.

Den Knickbruch konnte er in der Ferne sehen; es mochte eine halbe Stunde Weges bis dahin sein. Wenn er nur erst sein Reitpferd da hätte! Im Pferdestalle hatte er nur dasjenige des Onkels bemerkt, das er natürlich nicht benutzen mochte. Nein — besser „durfte“; denn die Uebergabe des Gutes an seine Verwaltung war ja noch nicht erfolgt. Aber selbstredend würde er auch später dem alten Kauze sein Reitpferd lassen; die Wagenpferde höchstens konnten gemeinschaftlich benutzt werden, und das sollte von seiner Seite möglichst bald geschehen; denn sobald die Zimmer für ihn restaurirt waren, mußte er nach Demmin fahren und Möbel aussuchen.

Er machte sich Gedanken wegen des Eßzimmers; es war ihm doch höchst peinlich, mit dem Baron und Anne-Marie von Lebzow dort, wo er geschlafen, zu frühstücken. Aber was half es? Und — im Grunde: verwöhnt waren die Beiden wahrhaftig nicht, namentlich der Onkel wohl nicht heikel in Anstandssachen. Wie das alte Original nur aussehen mochte! Lustig genug, nach der Schilderung, welche in der Verwandtschaft von ihm umlief.

Aber Cousine Lebzow! Hm! Sie hatte ihm selber gestern Abend eine Anstandslection ertheilt, und, wie er sich innerlich sagte, eine wohl verdiente. Curt von Boddin betrachtete sich freilich als eine Art alten Junggesellen, obwohl er erst in den dreißiger Jahren stand, als eine Art „Onkel“, der schon gute Lehren geben und sich selber die Befolgung derselben bequem machen durfte. Trotz seiner sorgfältigen Toilette und seines scharfen Auges für die gute Form steckte doch etwas von der saloppen Art der Boddins in ihm. Der Widerspruch in seinem Wesen machte ihn nachdenklich. Er wollte versuchen, sich zusammenzunehmen, aber er sagte sich doch heimlich, daß ihm das sehr schwer werden würde. Wahrhaftig, er war ein richtiges Stück von einem alten Junggesellen.

Indem er das dachte, schritt er durch die Felder, deren Bewirthschaftung er zu prüfen, zu leiten, zu bessern hatte: er that klug, sich ein wenig umzusehen. Der Ackerbau so primitiv wie das häusliche Leben: die ursprünglichste Dreifelderwirthschaft aus Großväterzeiten! Aber der Boden sah vortrefflich aus. Er hob eine Scholle und betrachtete sie: das mußte Qualität Eins sein. Die Krautfelder dort standen ungemein üppig. Und wie fett der Klee auf der Brache da war! Nur noch Drainage — die brauchte rings in der Gegend aller Boden, das wußte er, und davon hatte natürlich Onkel Boddin keine Ahnung, auch kein Geld dazu.

Diese Kleebrache! Merkwürdig, daß sie fast genau die Form hatte, wie diejenige, über welche er gestern Abend gegangen war. Dort kniete damals Anne-Marie von Lebzow und biß die Lippen zusammen — sie hat eine etwas kurze Oberlippe, dachte er — und sah ihn mit den braunen Augen schmerzlich abwehrend an. Ihr Mund war in dem Augenblick wirklich hübsch, und in der Art, wie sie ihn gestern Abend abgefertigt hatte, lag Rasse. Sie kam ihm jetzt gar nicht so ländlich vor, wie anfangs.

Es war eigentlich doch eine großartige Ungezogenheit, daß er sie so ohne Umstände aufgenommen und auf die Straße hinüber getragen hatte. Gestern hatte er gar nichts dabei gefühlt; es hatte ihm Spaß gemacht, sie wie ein Kind hinüber zu tragen. Er war sich ihr an Lebensreife so überlegen vorgekommen.

Curt von Boddin ging ein Stück langsamer. Er schnellte den Zwicker von der Nase, und die spöttischen Linien um seine Mundwinkel zuckten; er warf den Kopf ein paarmal hin und her, als wollte er sich irgend eines Gedankens oder einer Empfindung erwehren. Es war ihm, als hielte er das schlanke, blühende Mädchen und fühlte ihren Arm um seinen Nacken; ein voller weicher Arm war das, und merkwürdig war diese Last: schwer und weich und lebendig; es wehte etwas um sie, wie um eine Blume. Der Gedanke, daß er sie so getragen hatte, war ihm doch ein angenehmer, und gerade weil sie ihm das nicht gegönnt hatte, dachte er mit einer Art wohlthuenden Trotzes daran.

Auf der Wiese dort wurde Grummet gewendet; hinter ihr lag ein Bruch; wirres Unterholz, wild gewachsene Bäume von

mäßiger Höhe, ein buntes Gemisch von Holzarten; dazwischen zahlreiche blinkende Wasserläufe. Häufig tauchte das dunkle Blaugrün des Wachholders auf, vereinzelt, wie es schien, zu beträchtlicher Höhe gelangt; in manchen Fällen mußte er geradezu Bäume mit derben Stämmen bilden. Diese Leute auf der Wiese, Frauen und Männer durch einander, blickten auf den Nahenden, auch der Aufseher, der, auf einen Knotenstock gestützt, neben ihnen stand.

„Das wird ja wohl der neue Administrator sein, der jetzt für den alten Herrn auf Pelchow wirthschaften soll," hieß es.

„Das ist einer von den Boddin's auf Teterow; ein staatscher Herr ist das."

„Aber daß er Handschuhe anzieht, wenn er auf's Feld geht, ist doch merkwürdig. Er sieht gar nicht aus, als ob er das Wirthschaften richtig gelernt hätte."

Drewes, der Statthalter, war eine baumlange Figur mit breitem, grobem Gesicht. Seine großen, wasserblauen Augen hatten etwas Schielendes, und wie er dem jungen Edelmann entgegensah, drückten sich Verdruß, Widerwillen und Besorgniß zugleich in ihnen aus.

„Der Herr da geht uns jetzt noch gar nichts an; daß Ihr nicht thut, als ob er Euch was zu befehlen hätte! Unser Herr ist der alte Herr Baron, und der hat uns noch nichts davon gesagt, daß er seine Herrschaft an Den da abgetreten hat. Das merkt Euch! Aus dieser Sache kann nach meiner Meinung nichts Gutes kommen. Er ist ein Neumodischer, der uns das Leben wohl sauer machen wird. Ich glaube, daß wir unsere gute Zeit gehabt haben. Unser alter Herr — das war ein Mann; der dachte: leben und leben lassen! Der da wird wohl blos Geld zusammenscharren wollen, und das geht von unserem Schweiß."

„Er soll ja wohl Ordnung bei uns machen."

„Ja, wie der Schulmeister sagt: ‚Ordnung muß sein, und da nahm er dem Jungen seine Wurst'," bemerkte Drewes trocken.

Curt von Boddin trat zu den Leuten heran.

„Guten Tag! Sind Sie der Statthalter Drewes?"

„Ja, Herr, der bin ich," antwortete dieser bequem, indem die breite Hand schwerfällig zur Mütze hinauf fuhr.

„Wissen Sie wohl, ob es eine Vermessungskarte von Pelchow giebt?"

„Nein, davon weiß ich nichts, Herr. Hier ist nichts vermessen worden. Ich kenne das gar nicht."

„Das wäre das Nächstliegende," murmelte Curt, setzte den Klemmer wieder auf und zog ein Notizbuch heraus, in dem er zu vermerken begann.

„Wo liegt wohl der beste Boden?

„Nach Branitz zu, und nach Pannow hinunter ein Ende — das wird wohl der beste sein."

„Bonitirt ist hier auch nie? Die Beschaffenheit des Bodens ist nie genau untersucht worden?"

Die Leute sahen sich an; ein paar Weiber kicherten.

„Das versteh' ich nicht, Herr; ich glaube gar nicht, daß hier Jemand was untersucht hat."

„Hm! Giebt Ihnen der Herr Baron, mein Onkel, genau an, was Sie arbeiten lassen sollen?"

„Nein; ich führe hier die Wirthschaft schon seit langen Jahren und bespreche mich blos manchmal mit unserm Herrn."

„Sie können mir also genau den Stand der Arbeiten in diesem Augenblicke angeben?"

„Das kann ich wohl; warum das nicht?"

„Schön! Sie werden mir gegen Mittag nähere Angaben darüber machen; bis dahin überlegen Sie sich's!"

„Je, Herr, dazu hab' ich keine Zeit."

„Die werden Sie haben müssen; ich bin der Administrator von Pelchow, dessen Verwaltung mein Onkel an mich abtritt, und heiße von Boddin, wie er — damit Sie das wissen."

Drewes zog die Augenbrauen hoch auf und zuckte die Achseln.

„Mein Herr ist der Herr Baron, und wenn der mir das sagt, thue ich das — sonst nicht."

„Wenn Sie sich nicht Schaden zufügen wollen, so gehorchen Sie mir gefälligst!" betonte Curt scharf, indem er Drewes durch die Augengläser fest ansah und das Notizbuch wieder einsteckte.

„Das kümmert mich nicht, Herr. Wie wissen wir, was Sie sind? Das müssen Sie doch einsehen. Wenn der alte Herr uns sagt: Das ist nun der, dem ich mein Gut zu verwalten überlasse, dann ist das was Anderes."

Einige der Männer, welche die Arbeit ruhen ließen und zuhörten, murmelten dem Statthalter Beifall, und einer von ihnen sagte laut:

„Er hat Recht, und wir stehen ihm bei."

Curt von Boddin fühlte sich auf unsicherem Boden. Der Statthalter war in der That in seinem Rechte, und der Administrator zwang sich zur Ruhe.

„Ich werde sorgen, daß mein Onkel Ihnen Weisung ertheilt," bemerkte er kühl, nickte ein Adieu und wandte sich, um den Weg zurückzugehen, den er gekommen.

Er mußte sich sobald wie möglich mit dem Onkel in's Vernehmen setzen, um erst die nöthige Autorität zu gewinnen.

„Dort kommt der Herr Baron!" rief es jetzt mehrstimmig hinter ihm. Curt blickte auf und sah vom Gute her einen Reiter die Richtung einschlagen, die er selbst genommen hatte. Um so besser! So ging er ihm entgegen — wiewohl: lieber hätte er ihm eigentlich erst einen formellen Besuch gemacht. Indeß schritt er kräftig aus, halb neugierig, halb mit peinlicher Empfindung, jedenfalls mit dem Entschlusse, den alten „verrückten" Onkel so bequem wie möglich zu nehmen.

In der Nähe jener Kleebrache, welche ihm so angenehme Erinnerungen geweckt, trafen die beiden Männer zusammen. Curt nahm den Strohhut ab und machte Front. Die Blicke, welche ihn vom Pferde herab musterten, waren nichts weniger als verwandtschaftlich liebevoll.

„Verzeihung, Onkel, daß ich mich hier auf dem Wege zuerst vorstellen muß! Ich hatte gestern nicht das Vergnügen, Sie zu Hause zu treffen."

„Mach keine solchen Redensarten, mein Sohn!" knurrte der Baron, ihn unterbrechend. „Du willst ja wohl auf Pelchow wirthschaften, indem daß Ihr meine Schulden bezahlen wollt? Das kann ich aber allein — dazu brauche ich Keinen aus Teterow."

„Sie werden sich das leider gefallen lassen müssen, Herr Onkel. Das Gericht hat in dieser Sache entschieden, und wir glaubten, es würde Ihnen lieber sein, wenn Einer aus der Verwandtschaft die fatale Angelegenheit in die Hände nähme, statt eines Fremden. So komme ich denn mit einer gerichtlichen Vollmacht und muß Sie zu meinem Bedauern bitten, mir in aller Form die Verwaltung zu übergeben."

Curt von Boddin hatte dies so höflich und verbindlich vorgebracht, wie es ihm möglich war. Der alte Herr hatte auch ruhig zugehört; nur sein Gesicht war noch röther und sein Blick noch feindlicher als zuvor geworden.

„Ich habe Dich ausreden lassen, mein Sohn," sagte er. „Nun höre aber auch mal auf mich! Siehst Du, mein Sohn, ich habe Dich gekannt, als Du in Teterow in Knöpfhosen herumgingst und Dir hinten so 'n lütt Ende Weiß aus dem Schlitz kukte. Und wenn Du denkst, daß ich Deine grüne Klugheit hier nöthig habe, dann bist Du auf dem Holzwege. Da kannst Du denn wieder umkehren und nach Teterow gehen, ausgenommen, wenn Du mein Gast sein wolltest, was mir aber sehr genirlich wäre, indem daß ich keinen Raum für Dich habe. Und dann will ich Dir noch etwas sagen: Ich glaube, daß ich Euch Teterowern zu lange lebe, und daß Ihr die Zeit nicht erwarten könnt, um Euer Schaf zu scheeren —"

„Aber Onkel," fiel Curt ein, „ich bin doch nicht meinetwegen hier —"

„Nein, mein Sohn," unterbrach ihn der alte Herr mit giftiger Ironie, „nicht meinetwegen, wie der Wolf sagte, aber ein Schaf schmeckt doch gut. Ich kenne das und Euch Teterower dazu. Ich will mit Euch nichts zu thun haben, und mein Gut ist mein Gut — da bin ich Herr."

Auch in das Antlitz des jungen Mannes war die Zornesröthe gestiegen, und doch überkam es ihn wie Mitleid vor dem alten Manne, welchen seine Gegenwart offenbar im Tiefsten kränkte und der in seinen Aeußerungen jedenfalls mit einem andern Maßstabe zu messen war, als andere Menschen.

„Ich beklage es tief," sagte er, „daß Sie meinem Eintreten hier solche Beweggründe unterschieben, gegen welche ich mich entschieden verwahren muß; wir haben's nur gut gemeint, und ich hätte überall eine bequemere Thätigkeit finden können, als die schwierige —" er stockte und wußte nicht recht, wie er den Gedanken ausdrücken sollte, ohne dem alten Herrn etwas Verletzendes zu sagen. „Aber wie dem auch sei, ich bitte Sie auf's Dringendste,

Onkel, sich mit dem Gedanken auszusöhnen, daß ich Ihnen die Last hier abnehme —"

„Ja wohl, mein Sohn, und das Geld auch. Den blauen Teufel will ich Dir thun —"

„— und zu bedenken," fuhr der Andere fort, „daß ich im Auftrage des Gesetzes hier bin, welches keinen Widerspruch duldet. Es soll meine Aufgabe sein, Ihnen das so wenig wie möglich fühlbar zu machen."

„Kurzum, mein Sohn, ich will nichts davon wissen, und wenn Du meinen Wagen brauchst, dann sag's nur Jochen! Er weiß den Weg nach Demmin. Adschüs auch!"

Der Alte gab dem Rappen einen Schlag und ritt in raschem Trabe davon. Er gewährte mit der hochgebauschten Mütze, den langen, fliegenden, grünen Rockschößen und den weit vom Pferde abstehenden kurzen Beinen einen grotesken Anblick.

4.

Curt von Boddin hatte dem alten Baron eine Weile finster nachgesehen. Jetzt brach er in ein kurzes Lachen aus, indem er sich anschickte, den nach dem Gute führenden Weg weiter zu verfolgen.

„Er ist ein completer Narr — daran ist kein Zweifel," sagte er laut; „rein verrückt; er hat wahrhaftig die ernste Absicht, eine kleine Privatrevolution auszuführen. — Aber nein — das ist ja nicht möglich; dieses große Kind müßte denn nicht wissen, welchen Unannehmlichkeiten es sich aussetzt, wenn es den Widerstand ernstlich nimmt. Vielleicht gewährt es ihm eine kindliche Genugthuung, mir zuerst einen Affront bereitet zu haben. Ich gehöre nur eben nicht zu den affrontablen Leuten und möchte kurzen Proceß machen. — Indeß — hm! — Ich will doch Alles thun, um einen Familienskandal zu verhüten. Hätten wir lieber sonst Jemand hierher geschickt! Wir Teterower sollen ungeduldige Erben sein, weil wir uns der Sache annehmen! Im Grunde: der Schein spricht ein wenig gegen uns; wenn wir jetzt das Gut ausbessern, geschieht es auf Kosten des Onkels; später hätte Papa es auf seine eigenen besorgen müssen. Der Alte ist am Ende wirklich nicht so dumm. — Ach was, er wird sich zureden lassen: und im Nothfalle muß mir Cousine Lebzow helfen; sie hat ja, wie der Mann gestern Abend sagte, so großen Einfluß auf ihn. — Nur keine lange Verzögerung! Ich muß unterkommen, muß sorgen, daß mein Ansehen unter den Leuten nicht geschädigt wird; sie sind im Stande, den Widerstand des Onkels zu unterstützen. Der Statthalter Drewes sieht mir ganz darnach aus."

So gingen die Gedanken Curt's, indeß er sich mit raschen Schritten dem Gute näherte. Als er unweit des Gartens den Einblick in den Hof frei hatte, verlangsamte er das Tempo plötzlich: er sah ein rothes Tuch leuchten, und die es trug, war Anne-Marie von Lebzow. Es war offenbar das nämliche Tuch, welches er heute früh im Garten gefunden hatte.

Der Vetter betrachtete sie ein Weilchen vom Gartenzaun aus. Sie hatte einen großen Hund, eine Art Bernhardiner, bei sich, der, mit kurzem Gebell sich aufrichtend und wieder niederfallend, um sie herumspielte, während sie selber mit anmuthiger Bewegung das Spiel lenkte. Es war ihm peinlich, sich ihr nähern zu müssen; wenn so rücksichtslose Naturen, wie Curt von Boddin, wirklich einmal das Gefühl der Beschämung empfunden haben, werden sie an dieser einen Stelle sensitiv. Abbitte zu thun, das war ihm unmöglich; nur der Zufall konnte versöhnen, im Falle drüben die feindliche Stellung gegen ihn festgehalten wurde. Vielleicht war es das Beste, er knüpfte ein Gespräch wegen des Onkels mit ihr an, das war sachlicher Boden, das Interesse Dritter, an dem sie Beide Antheil nahmen; das ergab eine geschäftliche Verhandlung, bei welcher die gegenseitigen persönlichen Beziehungen einstweilen in den Winkel gestellt wurden; möglich, daß die ganze Nachwirkung des gestrigen Tages in diesem Winkel stehen blieb.

Curt von Boddin nahm den Strohhut ab, machte innerlich und äußerlich Geschäftsstimmung und schritt auf das junge Mädchen zu.

„Guten Morgen, Cousine Lebzow! Darf ich Sie bitten, mir für eine wichtige Angelegenheit Gehör zu schenken? Beiläufig: wie geht es Ihrem Fuße?"

Anne-Marie schrak heftig zusammen, als diese Stimme plötzlich neben ihr klang; dann nahm sie rasch einen kalt abweisenden Ausdruck an, neigte den Kopf ein klein wenig und sagte mit Betonung:

„Beiläufig: ich danke Ihnen, Herr von Boddin; wie Sie sehen, erträglich. Ich danke Ihnen auch für die Rettung meines Tuches und für das Compliment, welches Sie mir mit demselben übersandten. Im Uebrigen wüßte ich nicht, was wir geschäftlich zu verhandeln hätten."

Das war ja eine richtige Kriegserklärung. Curt verzog indessen keine Miene, so unbehaglich ihm auch zu Muthe war.

„Genehmigen Sie, daß wir für unser Gespräch die paar Schritte in den Garten hinüber thun? Ich würde Sie wahrhaftig nicht bemühen, wenn Sie nicht ernsthaft an Dem betheiligt wären, was ich Ihnen zu sagen habe. Im Garten sind wir am ungestörtesten, denke ich."

Anne-Marie sah ihn befremdet an und wurde ein wenig roth.

„Wie Sie wünschen!" meinte sie endlich. „Komm, Dana!"

Sie griff in das weiß- und schwarzgefleckte Fell des Hundes, der ihr indeß unter den Händen wegschlüpfte und bellend durch die Gartenthür vorausschoß. Anne-Marie hatte sich vorgenommen, sehr vornehm auszusehen; ihre Haltung war gegen gestern völlig verändert. Allein sie führte noch immer keinen Sonnenschirm; diesen Triumph hätte sie dem „Unverschämten" um keinen Preis gegönnt, dem es nicht einmal einfiel, ihr die Gartenthür zu öffnen, und der doch an ihr zu erziehen wagte. Der „Unverschämte" schritt hinter ihr drein.

„Im Arme getragen habe ich sie doch — die kleine Zornige da," dachte er.

Im Garten, im klaren Frühsonnenschein, wartete sie, bis er neben ihr ging.

„Jetzt bitte! Ich bin ganz Ohr."

„Sie kennen die Verhältnisse, welche mich hierher geführt haben, Fräulein von Lebzow?"

Anne-Marie nickte. Nun nannte er sie nicht mehr „Cousine", und das freute sie. Je fremder er sie behandelte, desto mehr war sie vor „Unverschämtheiten" sicher.

„Ich bin also gesetzlich autorisirt, gesetzlich — beachten Sie das wohl! — hier zu wohnen, die Uebergabe der Gutsverwaltung durch den Onkel zu verlangen, die Bewirthschaftung fortan zu leiten, die Erträge zu empfangen und zu verrechnen. Der Onkel bekommt eine Summe, von der er hier anständig leben kann, die freie Naturalverpflegung, soweit sie das Gut liefern kann, außerdem. Ich gestehe offen, daß ich mit der Absicht herkam, nicht viel Umstände zu machen; ich habe gegen alles Ungeregelte, gegen dieses Sichgehenlassen in den barocksten Einfällen und Launen, dieses Verwüsten und Verschleudern, welches als originell belacht wird und doch nur den Ruf und die Zukunft unseres Standes untergräbt, einen tiefen Widerwillen. Indessen bin ich soweit bekehrt, daß ich die möglichste Rücksicht üben werde."

„Weshalb sagen Sie das Alles mir?" fiel Anne-Marie mit leichter Ungeduld ein, während sie ein wenig spöttisch die Lippen aufwarf. „Ich hatte gestern bereits die Ehre, Einiges von Ihren Ansichten über ‚Originale' zu hören."

„Ich habe Sie zum letzten Male damit belästigt, gnädiges Fräulein. Ich sprach auf dem Wege hierher Onkel Boddin und muß nach seinen Aeußerungen annehmen, daß er entschlossen ist, meine Mission einfach zu ignoriren. Er will mir das Gut nicht übergeben; er verweigert mir sogar die Aufnahme in dieses Haus."

„Da müssen Sie sich schon mit ihm zu benehmen suchen, Herr von Boddin; ich habe in diese Sache nichts drein zu reden."

„Aber begreifen Sie doch: wenn dieser alte Mann unverständig genug ist und hartnäckig bleibt, so bin ich gezwungen, die Hülfe der Behörde in Anspruch zu nehmen. Das giebt einen öffentlichen Skandal. Und gesetzt, daß er, was ihm immerhin zuzutrauen ist, es auf Gewalt ankommen läßt, wird die Blamage noch größer; er setzt sich gerichtlicher Bestrafung aus. Das muß verhindert werden, und Sie müssen dabei helfen."

Curt war stehen geblieben; er hatte fast heftig gesprochen und sah finster aus. Anne-Marie bückte sich seitwärts zu einem Resedabeete nieder und brach einen Stengel.

„Ich verstehe von diesen Dingen nichts," meinte sie zögernd, indem sie sich aufrichtete. Sie hatte nicht den Muth, ihn anzusehen. „Vielleicht reden Sie selber noch einmal mit dem Onkel, oder wenden Sie sich an Herrn von Pannewitz auf Branitz, der sein Vertrauen genießt!"

„Verzeihen Sie, wenn ich Ihre Fassungsgabe oder Ihr Vertrauen in meine Wahrhaftigkeit überschätzt habe, mein gnädiges Fräulein!“ sagte er bitter und scharf. „Da Sie mir Ihre Beihülfe versagen, bleibt mir in der That nur der von Ihnen bezeichnete Weg übrig; für die Folgen des Mißlingens aber sind Sie mit verantwortlich.“

Er zog den Hut, machte ihr eine rasche Verbeugung und schritt dem Ausgange zu. Anne-Marie blieb stehen und warf ihm einen scheuen Blick nach; sie war bleich und betreten. In diesem Augenblicke hatte sie ein Gefühl, als sei sie nicht die Natur dazu, um einen Kampf mit dem starken, willensklaren Mann durchzufechten, und ein Verzagen überkam sie, als müsse sie weinen. Das war nun der Ertrag ihrer Feindseligkeit: am unrechten Orte hatte sie dieselbe hervorgekehrt, und nun hielt er sie für dumm und kindisch und wer weiß für was noch. Für unordentlich hatte er sie heute Morgen erst erklärt. — Aber was konnte ihr im Grunde daran liegen, wie er sie schätzte? Er war „Luft“ für sie, wie sie es für ihn war. Höchstens konnte er in der Verwandtschaft eine üble Meinung von ihr verbreiten; er schien ja sehr viel darauf zu geben, was man in der Verwandtschaft von Jemandem sprach. Das war ihr gleichgültig. In Einsamkeit groß geworden und nur mit Frau von Pannewitz und deren Töchtern intimer verkehrend, hatte sie keinen rechten Begriff davon, was in der Gesellschaft ein „Ruf“ zu besagen habe. — Ob man nicht doch lieber mit Onkel über die Sache verhandelte? Sie glaubte zwar nicht, daß, wenn die Folgen bedenklich für ihn waren, derselbe in der That Widerstand leisten würde, aber es konnte ja nichts schaden, wenn sie auf den Busch klopfte und die Warnung des Vetters auf geschickte Weise einfließen ließ.

Sie ging im Garten auf und ab; das erste Resedabüschelchen war längst zerpflückt; sie zupfte hier und zerpflückte und riß dort ab, um das Abgerissene nachdenklich in den Wind zu streuen. Dann rief sie Dana und zauste und spielte mechanisch in dem krausen Fell des Bernhardiners. Nach geraumer Zeit fuhr sie aus ihren Gedanken auf: sie vernahm Wagenrollen auf dem Hofe. Anfangs dachte sie, es kämen Fremde gefahren; als sie indessen bis zur Gartenthür geschritten, sah sie Curt von Boddin in den Wagen des Onkels steigen. Jochen saß steif auf dem Bocke, den Peitschenstiel auf das Knie gestemmt, wie eine ägyptische Königsstatue. Und plötzlich senkte Anne-Marie blitzschnell den Kopf und wurde roth und ging weiter, bis zur Gartenpforte. Der Vetter hatte sich umgesehen und konnte meinen, daß sie seinetwegen dastand. Die Pferde zogen an; der Wagen rasselte um die Hausecke — nun durfte sie emporsehen. Im Hause suchte sie Dürten Schoritz auf und fragte, wohin Jochen fahre.

„Der Herr von Boddin wollte nach Branitz; er hat sich was zu frühstücken geben lassen, hat aber nicht viel gegessen und getrunken; dann ist er gelaufen und wiedergekommen und hat in seinen Papieren herumgekramt, bis Jochen vorgefahren ist. Das ist ein merkwürdiger Mensch; er hat so was Unruhiges an sich.“

„Hat er sonst nichts gesagt?“

„Ja, er hat gefragt, wann wir zu Mittag äßen, und ich hab' ihm gesagt: Klock' Eins, aber er brauchte sich nicht so sehr zu sputen; denn was den alten Herrn und Sie anbeträfe, da hätte der alte Herr gesagt, Sie wollten auf Ihren Stuben essen, und da könne er hinten allein essen, wann er wolle.“

„Hat Dir der Onkel das aufgetragen?“ fragte Anne-Marie heftig.

„Heute Morgen, ja,“ war die verwunderte Antwort.

Also zu Pannewitzens fuhr er? Da würden ihn diese ja nun gleich kennen lernen. Sie war neugierig, was wohl Leonore und Hedwig Pannewitz über ihn urtheilen würden. Das mußte sie bald erfahren. Ohnehin war es Zeit, daß sie wieder einmal bei Pannewitzens einen Besuch machte. — Wie die beiden jungen Mädchen wohl ihm selber gefallen würden? Leonore war schöner, aber Hedwig war entzückend. Am Ende verliebte er sich in eine von den Beiden. Aber sie waren zu gut für ihn.

Es war eine schweigsame Fahrt, die Curt von Boddin mit dem alten Jochen machte; nur selten eine Frage, und immer eine einsilbige, zu welcher die nächste Umgebung des Wagens Veranlassung bot; ebenso selten und einsilbig war die Antwort. Endlich tauchte Branitz auf, Curt beugte sich vor und studirte mit sichtlichem Interesse die hübschen Verhältnisse des Baues, die stattlichen Bestände des Parks, einen Theil der Anlage nach dem andern. Als Jochen das Thor passirte, wurden am Fenster ein paar weibliche Köpfe sichtbar, allein Curt hatte nicht Zeit, genauer hinzusehen; denn gleich am Thore hielten die Pferde vor Herrn von Pannewitz; der junge Mann stellte sich vor und stieg, freundlich willkommen geheißen, herunter.

„Na, Jochen,“ fragte Herr von Pannewitz mit verschmitztem Lächeln und streichelte die langen gefärbten Bartcoteletten, „wie seid Ihr denn gestern Abend nach Hause gekommen?“

Jochen verzog den breiten Mund zu vergnügtem Grinsen.

„Es ist so abgegangen, Herr. Unser Baron war aber höllisch fuchtig, sodaß ich umkehren mußte, und ich dachte schon, er würde über das Thor steigen. Unterwegs hat er sich aber gegeben, indem daß er sagte, er hätte Ihnen zweihundert Thaler abgenommen und hätte Sie auch mal mit Bartfarbe gefoppt — dafür hätten Sie sich wohl revanchirt.“

Herr von Pannewitz lachte, als ob er ersticken sollte, wie denn die ganze rundliche Figur der Ausdruck des Behagens und munterer Laune war.

„Ein Original, Ihr Herr Onkel!“ sagte er, zu Curt gewandt. „Wir haben gestern einen Spaß mit ihm gehabt“ — und nun erzählte er die Geschichte. „Sie werden Ihre Noth mit dem alten Baron haben, Herr von Boddin; denn er kann sehr kratzbürstig sein, wenn er gereizt wird, ja unter Umständen mehr als grob. Im Grunde ist er ein guter alter Bursche, voll der possirlichsten Einfälle. Aber kommen Sie hinauf! Ich will Sie meinen Damen vorstellen.“

„Verzeihung!“ sagte Curt, dem zunächst die burschikos lustige Weise der neuen Bekanntschaft wenig zusagte; „wie Sie sehen, bin ich zu einer formellen Visite nicht gerüstet; ich wollte mir das auf einen späteren Tag versparen. Was mich zu Ihnen führt, ist nur eine dringliche Angelegenheit.“

Er klärte Herrn von Pannewitz über die Erfahrung auf, die er mit dem Onkel gemacht.

„Das sieht ihm ähnlich,“ lachte Dieser auf der Treppe, dem Gast die Hausthür öffnend. „Sie riskiren immer, daß er aus seiner Drohung Ernst macht. Na, kommen Sie nur herauf! Meine Damen sind nicht so scharf auf den schwarzen Frack, und ich will Sie schon entschuldigen. Bleiben Sie über Mittag hier und seien Sie mein Gast — keinen Widerspruch! Den giebt's auf Branitz nicht. In Pelchow schlucken Sie nur mit Aerger, was Ihnen der alte Drache, die Dürten, zusammenbraut. Nach dem Essen fahre ich mit Ihnen nach Pelchow — wissen Sie was? Ich nehme das ganze Weibervolk mit hinüber; meine Mädchen und die Lebzow sehen sich gern einmal wieder; die können helfen, den Alten zahm machen. Nettes Ding, die kleine Lebzow, wie? Die müssen Sie auch zur Hülfe nehmen; die hat 'ne Art, dem Teufel ein Ohr abzuschmeicheln. Das ist auch die Einzige, die Pelchow ein Bischen menschlich zu machen verstanden hat. — Kinder, hier bringe ich Euch Herrn von Boddin aus Teterow, der jetzt Pelchow für den Alten bewirthschaften wird — meine Frau, meine Töchter Leonore, Hedwig — —“

Curt von Boddin fing bald an, sich in diesem Kreise zu gefallen. Die Damen waren liebenswürdig, Frau von Pannewitz, die einst in Schwerin Hofdame gewesen, hatte sogar etwas Distinguirtes. Beide Mädchen gaben sich freier, besonders die jüngere, Hedwig, welche mehr in die Art des Vaters schlug. Nur war es Curt fatal, daß Herr von Pannewitz seine Angelegenheit den Frauen zum Besten gab und daß auch diese sie nur von der komischen Seite nahmen. Unwillkürlich schweiften seine Gedanken in den mageren herbstlichen Garten hinter dem Herrenhause von Pelchow zurück, in den Garten mit seinen Sonnenrosen, Dahlien, Astern, seiner Reseda, und mit der feindlichen Cousine Lebzow, die heute in Curt's Erinnerung eher vornehm und stolz aussah, als ländlich, wie sie ihm gestern erschienen. Die dürre wüste Umgebung, in der sie lebte, hob ihr Bild merkwürdig farbig heraus, und ihm, dem mehr zum Ernst neigenden Manne, war die abwehrende, feindliche Haltung reizvoller, als die behagliche Liebenswürdigkeit hier, die ihn wie ein laues Bad umspülte. Dennoch: wenn seine Aufmerksamkeit von der Unterhaltung gefesselt war, fühlte er freundlich das Wohlthuende guter Formen und einer eleganten Umgebung, an welche seine Vergangenheit ihn gewöhnt hatte. Das Essen war gut, der Wein vorzüglich — die Cigarren muthmaßlich auch, allein Curt rauchte nicht. Die Idee, nach Pelchow zu fahren, fanden die Damen allerliebst, und der Gast hatte wieder das ausschweifendste



Cassensturz.

Nach dem Oelgemälde von Fr. Keller in München.

Lob der Cousine Lebzow zu hören, welches er stumm und doch innerlich befriedigt aufnahm. Als der hübsche offene Landauer vorfuhr, mußte Curt mit den Damen zusammen im Fond Platz nehmen, während Herr von Pannewitz sich zum Kutscher auf den Bock setzte. Jochen hatte man längst voraus geschickt; es wäre ja viel gemüthlicher so, setzte Pannewitz aus einander. „Je näher, je besser — wie der Dieb zur Mettwurst sagte.“

Als die Gesellschaft um die Waldecke bog, erhob sich Hedwig von Pannewitz ein wenig und rief dann plötzlich:

„Dort kommt Anne-Marie uns entgegen.“

Der Wald war auf der Branitzer Seite ungefähr ebenso weit von Pelchow entfernt, wie auf der Langendorfer, so dauerte es noch zehn Minuten, ehe der Wagen neben Fräulein von Lebzow hielt, welche die Pannewitzische Familie lebhaft begrüßte, Curt indeß keines Blickes würdigte. Es entstand ein Streit, wer aussteigen und gehen und wer weiterfahren sollte; Herr von Pannewitz entschied, daß der Kutscher zu Fuße nachkommen, der junge Boddin dessen Stelle auf dem Bocke, Anne-Marie den leer gewordenen Platz im Fond einnehmen solle. Curt wechselte stumm den Sitz.

Man kam bald in Pelchow an. Der alte Baron ließ sich nicht sehen, und Anne-Marie lud die Damen mit einem Anflug von Verlegenheit ein, ihr in den Garten zu folgen, um den Kaffee in der Laube zu trinken. Herr von Pannewitz übertrug Jochen die Pferde und nahm Curt's Arm, der sich flüchtig von den Damen verabschiedet hatte.

„Kommen Sie, Herr von Boddin! Wir müssen den Bären in seiner Höhle aufsuchen."

Er spähte in das Fenster, welches den Zugang zum Zimmer des alten Herrn bildete, und klopfte dann.

„Mach' mal auf, Boddin! Was den Teufel: bist Du ungesund, oder was fehlt Dir, Franz?"

Curt gewahrte durch die Scheiben, daß der Onkel rittlings auf einem Holzstuhle saß, die Lehne nach vorn, wie im Friseursalon. Er kehrte ihnen in dieser Positur den Rücken zu. Neben ihm kauerte der Bernhardiner, so steif wie sein Herr.

„Schweig still, Fritz!" tönte es dumpf aus dem Zimmer. „Ich will nichts von der Sache wissen. Du bist auch so'n Cujon; hast mir gestern den Sack mit Häcksel aufgeschnitten, und nun läßt Du Dich mit dem Teterower ein. Wenn der Teufel zwischen Euch geht, ist der Beste in der Mitte — das sag' ich. Wenn Ihr mich genug von meiner Rückseite gesehen habt, dann könnt Ihr wieder gehen."

„Du bist 'n rechter alter Esel," rief Pannewitz, Curt zublinzelnd; „wenn ich zu Dir hinein will, schlag' ich Dir einfach das Fenster ein —"

„Das sollst Du mal probiren — das probir' mal!" rief der alte Baron zornig. „Dazu hab' ich meine Fenster nicht einsetzen lassen. Und ich habe hier meinen Hund, der ist auf den Mann dressirt."

„Du bist doch wie die Kinder, Franz," meinte Pannewitz einlenkend, indem er Curt einen Wink gab, bei Seite zu treten; „wenn sie sich vor etwas fürchten, stecken sie den Kopf in's Bett. Ich will, ganz allein, wegen 'ner ernsten Sache mit Dir reden, daß Du nicht in Ungelegenheiten kommst, und nun betreibst Du solche Dummheiten. Reden kannst Du ja immer mit mir; wenn Dir meine Worte nicht gefallen, hast Du Deinen freien Willen."

„Die Worte sind gut, aber in's Dorf komme ich doch nicht, wie der Wolf sagte," knurrte es drinnen beruhigter.

„Wenn Du Deinen besten Freund aufgeben willst, dann bleib' sitzen, Franz! Dann fahre ich wieder nach Branitz zurück, und Du kannst Dir auf Pelchow die Zeit mit Mäusefangen vertreiben und mit Dürten Schoritz Sechsundsechszig spielen. Mich kriegst Du nicht wieder zu sehen. Adschüs auch!"

„Wart' mal, Fritz, wart' mal!" rief der Alte hastig. Und nach einer Weile setzte er hinzu: „Na, ich kann ja wohl mit Dir reden, aber blos mit Dir. Der Teterower kommt mir nicht zu nahe."

Curt von Boddin war innerlich empört. Die Rolle, die er hier verurtheilt war zu spielen, kam ihm lächerlich und entwürdigend genug vor. Allein er bezwang sich auch diesmal und schritt, seinem Verbündeten zunickend, um die Hausecke. Er hörte, wie jenseits das Fenster aufgeschoben wurde und Herr von Pannewitz hineinstieg. Dann schritt er langsam auf und ab. Die Verhandlung konnte ja so lange nicht dauern, und allein zu den Damen sich zu begeben, war er nicht in der Stimmung.

Beladene Wagen langten an, und er musterte die schlecht gepflegten Pferde und die allzugeringe Belastung. Die Leute kümmerten sich anscheinend nicht um ihn, und doch fing er verstohlene und, wie ihm dünkte, nicht eben freundliche Blicke auf. Sein Entschluß stand fest, der peinlichen Situation, in der er sich befand, rasch ein Ende zu machen.

Endlich erschien Herr von Pannewitz wieder, verdrießlich lachend und mit dem Kopfe schüttelnd.

„Sie werden wohl nicht um die gerichtliche Hülfe herum kommen, Herr von Boddin. Der Alte ist ganz aus dem Häuschen und will es auf einen Skandal ankommen lassen. Als er mir sagte, daß Anne-Marie schon mit ihm gesprochen und daß er auch sie abgewiesen hätte, wußte ich Bescheid. Was die nicht fertig bringt, schaffen wir Anderen alle nicht! Gehen wir zu den Damen! Vielleicht besinnt er sich doch noch. ‚Auf einen Schlag giebt der Bauer die Tochter nicht fort,' sagt das Sprüchwort."

„Ich kann nicht darauf warten, ob es meinem Onkel gefällig ist, sich zu besinnen," sagte Curt finster. „Ich habe Pflichten übernommen, und ich bin für ihre Wahrung verantwortlich."

„Kann ich Ihnen nicht verdenken," meinte Herr von Pannewitz, die Achseln zuckend.

Als sie in den Garten kamen, wurden sie von den Damen sofort wegen des Erfolges der Verhandlung befragt.

„Nichts zu machen," sagte Herr von Pannewitz. „Anne-Mariechen hat ihm ja auch schon versucht den Kopf zurecht zu setzen; der Alte war ganz elegisch darüber. Er hätte es nicht für möglich gehalten, daß sie sich mit seinem ausgesprochenen Feinde in ein Bündniß einlassen könnte. Ihm ist eben nicht zu helfen."

Anne-Marie war glühend roth geworden und blickte einen Moment zu Curt von Boddin hinüber, der sie forschend ansah und damit ihre Verwirrung nur vermehrte.

„Ich konnte nicht anders," stammelte sie; „es geschah ja zum Besten meines Onkels —"

„Nein, nein, mein liebes Kind," fiel Herr von Pannewitz ein, „Du hast ganz recht gethan. Er ist Dir auch nicht weiter böse darum."

„Ich bilde mir nicht ein, daß Ihr Wort zu meinem Besten gesprochen wurde, Cousine Lebzow," warf Curt ernsthaft hin. „Sie werden mich aber entschuldigen, wenn ich zu anderen Mitteln greife, um dem Rechte Geltung zu verschaffen. Möchten Sie dem Onkel gefälligst mittheilen, daß ich morgen von seiner Erlaubniß Gebrauch machen und Jochen für eine Fahrt nach Demmin in Anspruch nehmen werde?"

Es wollte keine rechte Stimmung aufkommen. Man trank den Kaffee, promenirte ein wenig — dann ging Herr von Pannewitz, um anspannen zu lassen. Curt hatte Frau von Pannewitz den Arm geboten; die jungen Damen blieben unter sich, und da gab es, vorsichtig in der gehörigen Entfernung, Mädchengespräche.

„Nun, wie findet Ihr ihn?" Es war Hedwig von Pannewitz, die so fragte.

„Steifleinen und arrogant," sagte Anne-Marie heftig. „Ich bin schon ganz mit ihm fertig."

„Ich finde ihn ganz hübsch," meinte gedämpft die volle Altstimme von Leonore. „Eine stattliche Figur, und auch sein Gesicht gefällt mir."

„Aber die Nase ist vorn etwas breit und der Mund zu scharf," meinte Hedwig. „Ich glaube nicht, daß ich einmal Verlangen haben könnte, ihn zu küssen, trotz des hübschen Bärtchens."

„Du bist nicht gescheidt, Hedwig. Wer denkt an so etwas? Aber er hat ganz frische Farbe — das habe ich gern. Steif ist er — das ist wahr, und ich halte ihn nicht gerade für einen amüsanten Gesellschafter."

„Und doch hat er Geist und etwas Männlich-Entschiedenes, etwas Kräftiges," warf Anne-Marie hin.

„Ich bin der Ueberzeugung, daß er sich aus Damen nicht viel macht und es nicht für der Mühe werth hält, Geist zu — — pst!"

Hedwig legte den Finger an den Mund und flüsterte blos noch rasch Anne-Marie in's Ohr:

„Wenn er nur nicht immer den gräulichen Kneifer auf der Nase hätte! Verlieb' Dich nicht in ihn, Anne-Marieken!"

„Bitte, ich lasse ihn Dir!" war die leise Antwort.

Papa Pannewitz kam und rief zum Wagen, und bald saß die Familie zur Abfahrt gerüstet.

„Adieu Anne-Mariechen, und grüße den Onkel! Er wäre heut sehr ungezogen gewesen."

„Adieu Herr von Boddin, auf baldiges Wiedersehen in Branitz! Kommen Sie, so oft Sie Zeit haben!"

„Adieu liebstes Anne-Marieken — und was ich Dir gesagt habe!"

Hedwig's Finger drohte vor dem lachenden Gesicht, als der Wagen um die Ecke bog, und Anne-Marie, der die

Drohung galt, stand blutroth und innerlich geärgert da und setzte in ihrer Verlegenheit und Beklommenheit eine ganz unnahbare Miene auf.

Sie hatte nicht vermeiden können, daß der Wagen sie neben Curt von Boddin zurückließ, und wie peinlich war es, so allein mit einem Gegner zu sein, den man am liebsten als nicht auf der Welt vorhanden betrachtete! Endlich raffte sie sich auf und ging unter stummer Verneigung gegen ihn, der mit verschränkten Armen dastand, zur Hausthür, um ihr Zimmer aufzusuchen. Sie fürchtete in diesem Augenblicke, er möchte sie ansprechen.

Curt folgte ihr mit den Augen, bis sich die Hausthür hinter ihr geschlossen hatte, dann wandte er sich kopfschüttelnd herum.

„Thörichtes Kind!" sagte er zwischen den Zähnen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Diamantengeschäft.

Die Diamanten-Fundstätten in Brasilien und die südafrikanischen Diamantfelder. — Das Steingraben. — Bodenpreise. — Arbeiterverhältnisse. — Der Diamant in Handel und Wandel. — Schleifereien in Amsterdam und London. — Die erste deutsche Diamantschleiferei zu Pforzheim. — Schleifoperationen. — Der Diamantenstaub. — Letzter Schliff. — Der Diamant in den Händen des Goldschmieds und des Händlers.

Liebe ist bekanntlich immer von Neugierde begleitet. Selbst Elsa im „Lohengrin" kann sich nicht enthalten, den Geliebten nach dem Geburtsschein zu fragen. Auf Grund dieses alten Erfahrungssatzes von der Neugierde der Liebe dürfte man mit der Vermuthung nicht irre gehen, der von zahllosen Schönen feurig geliebte Diamant sei bezüglich seiner Geburtsstätte nicht selten das Ziel forschender Neugierde geworden. Würde aber der Diamant von einer liebenden Seele nach seiner Herkunft befragt, so könnte er mit gleichem Rechte wie Lohengrin erwidern, daß er aus fernem Lande stamme, nicht gerade „unnahbar Euren Schritten", aber oft schwer zugänglich. Denn er findet sich unter Anderem auf der Halbinsel Dekan, auf den Inseln Borneo und Sumatra und am Ural. Am bedeutendsten sind aber für uns Europäer seine Fundstätten in Brasilien und Südafrika. In dem südamerikanischen Kaiserreiche ist das Stromgebiet des San Francisco seit mehr als hundert Jahren wegen seiner kostbaren Steine berühmt, und noch jetzt liefern die Provinzen Minas-Geraes und Bahia die schönsten Exemplare. Wenn wir aber die Minen nach der Menge der erzeugten Producte schätzen, so müssen wir unbedingt Südafrika den Preis zuerkennen. Alle Formen, welche der moderne Betrieb angenommen hat, haben sich dort in rascher Folge entwickelt, und deshalb sind die südafrikanischen Diamant-Verhältnisse einer flüchtigen Skizzirung werth.

Im Norden der Randgebirge von Südafrika dehnt sich eine ungeheure holz- und wasserarme Gegend aus, welche von dem Orangefluß durchströmt wird, dem viele Nebenflüsse nur in Regenzeiten Wasser zuführen. „Dry River" (trockener Strom) ist ein sehr bezeichnender Name eines derselben, und daher sind armselige, Fonteine genannte Brunnen, in welche das Wasser hinuntersickert, für den Reisenden dieses Landstriches von der größten Wichtigkeit. In dieser Ebene, in dem Delta zwischen dem Orange- und Waalflusse, unter dem 43. Grad östlicher Länge und dem 29. Grad südlicher Breite, liegen die berühmten Diamantfelder, über 1000 Kilometer von der Capstadt entfernt.

Es ist nicht mehr als zwölf Jahre her, als in diesen Gegenden zuerst Diamanten gefunden wurden; denn ob die Edelsteine, welche vorher in die Seeplätze gelangten, von den „Diamond-Fields" stammten, ist ungewiß. Erst gegen Ende der sechsziger Jahre brachte ein Boer aus dem Orange-Freistaate einen Diamanten in seinen Besitz, welcher einem Kinde als Spielzeug gedient hatte. Als er ihn in der Capstadt zeigte, wollte Niemand in dem ungeschliffenen Kiesel einen Diamanten erkennen, und selbst als man an der Natur des Steines nicht mehr zweifeln konnte und mehr Diamanten gefunden wurden, war man noch immer mißtrauisch. Man erinnerte sich vielmehr der Fabel von dem sterbenden Vater, der seinen Söhnen mittheilte, daß ein Schatz im Weinberge verborgen sei, und es wurde allgemein geglaubt, daß die angeblich gefundenen Diamanten nur künstliche Lockmittel seien, um jene Gegenden mit gewinnsüchtigen Einwanderern zu bevölkern. Aber seit 1870 war an dem factischen Diamantenreichthum jener Länderstriche nicht mehr zu zweifeln, und Tausende, Boers, Engländer, Amerikaner, Franzosen und Deutsche, trieb die heiße Gier, rasch ein Vermögen zu erwerben, in die öden Ebenen Südafrikas. Die Waal wurde schon einige Zeit vorher fast in ihrer ganzen Ausdehnung durchsucht, und zwar nicht nur der Ufersand, sondern auch das Flußbett; es geschah unter den unglaublichsten Entbehrungen und Schwierigkeiten, welche die ungeheuren Entfernungen noch steigerten. Die Ausbeute war indessen im Ganzen gering. Da veränderte sich mit einem Schlage die ganze Sachlage.

Südlich von dem Punkte, wo sich Hart und Waal mit einander vereinigen, breitet sich eine Ebene aus, deren aus röthlichem Sande bestehende Oberfläche an manchen Stellen von Eruptivgesteinen durchbrochen ist. Hier lagen drei, holländischen Boers gehörige Güter, Voruitzigt, Du Toit's Pan und Bultfontein. Im Jahre 1870 verbreitete sich nun plötzlich die Nachricht, daß auf dieser sandigen Ebene Diamanten gefunden worden seien, und sofort verließ die größere Menge der am Waalflusse beschäftigten Bergleute ihre Arbeit und wanderte nach dem etwa 25 englische Meilen südwärts gelegenen Landstriche aus. Rasch entstanden die drei Gruben Du Toit's Pan, Bultfontein und Old de Beer's (de Beer ist der Name des früheren Besitzers von Voruitzigt), und bald darauf wurde eine vierte auf dem Besitzthume de Beer's begonnen, welche sich in kurzer Zeit als bedeutendste erwies und heute unter dem Namen Kimberley allgemein bekannt ist; auch die folgenden Entdeckungen in Jagersfontein und Coffeefontein haben den Ruhm von Kimberley nicht zu verdunkeln vermocht.

Man erzählt sich in London interessante, stark übertriebene Einzelnheiten über Kauf- und Verkaufpreise dieser Landstrecken. Folgende Version ist jedoch wahrscheinlich die richtige: Englische Gesellschaften, welche die Natur des Bodens ahnten, kauften im Jahre 1869 für etwa 2000 Pfund Sterling Bultfontein und die Besitzung de Beer's. Als ein Jahr später der Diamantfund bekannt wurde und die Bergleute zu Tausenden herbeiströmten, boten sie den Besitzern 10 Schillinge monatlich, wenn ihnen die Nachforschung nach Diamanten auf ihrem Boden gestattet würde. Die Eigenthümer verlangten 25 Procent aller gefundenen Steine, aber die Bergleute erwiderten im Gefühl ihrer numerischen Stärke, wenn sie 10 Schillinge nicht annehmen wollten, würden sie ihnen gar nichts geben. Die Eigenthümer wandten sich an den Orange-Freistaat — vergebens; denn derselbe war zu schwach, um entschieden eingreifen zu können. Darauf wurde die englische Regierung am Cap um Regelung der Verhältnisse ersucht, und diese nahm die Aufforderung begierig an; sie bewies dem Orange-Freistaat, daß das Land zu England gehöre, bezahlte aber dennoch der Republik einige tausend Pfund Sterling und kaufte darauf Kimberley für 100,000 Pfund Sterling an.

Inzwischen hatten die Bergleute ihre Thätigkeit längst begonnen. Der rothe Sand verführte sie zu dem Glauben, daß sie, wie es in anderen diamantreichen Gegenden der Fall ist, nur einige Fuß tief zu graben hätten, um die kostbaren Steine zu finden. Die ganze Oberfläche wurde deshalb von ihnen in Quadrate von etwa 900 Quadratfuß eingetheilt und Jedem die Bearbeitung eines Antheils gestattet. Aber man hatte sich getäuscht; denn nachdem man den Sand beseitigt, stieß man zunächst auf eine Kalkschicht, unter welcher sich erst das Diamanten enthaltende Sedimentärgestein befand. Daher werden die Schachte gegenwärtig immer tiefer und haben einige bereits eine Tiefe von über 100 Metern erreicht. Die Masse, welche Diamanten enthält, wird losgesprengt, mit Hämmern zerschlagen, an die Oberfläche gebracht, dem Einflusse der Sonne ausgesetzt, welche die Zersetzung bald rascher, bald langsamer bewirkt, und endlich gewaschen.

Man kann sich leicht vorstellen, welchen Schwierigkeiten die Arbeiter begegneten. Da sie das ganze Feld in kleine, neben einander liegende Quadrate vertheilt hatten, mußten Wege und Servituten geschaffen werden. Dabei mangelte es an Maschinen, um das Gestein an die Oberfläche zu schaffen. An vielen Orten fehlte es an Aufbereitungsplätzen, und diese mußten nun außerhalb des Grubenfeldes in größerer Entfernung erst hergerichtet werden.

Ueberall mangelte es aber an Wasser. Die großen Entfernungen, die ungenügenden Communicationsmittel hinderten so fühlbar jeden raschen und energischen Fortschritt, daß man sogar den Vorschlag machte, das Wasser künstlich aus dem fünfundzwanzig englische Meilen entfernten Waalflusse auf die Diamantenfelder zu leiten. Die Grubenarbeiter, deren etwa sechs von einem sehr gut bezahlten weißen Aufseher überwacht werden, sind Eingeborene, die ungefähr zwanzig Mark Wochenlohn beziehen, aber trotz der strengen Aufsicht schätzt man die Menge der gestohlenen Edelsteine auf dreißig Procent der ganzen Ausbeute.

Als die Cap-Regierung Besitz von den Minen ergriff, traten ihr eine Menge vollendeter Thatsachen und schwieriger Fragen entgegen. Sie hatte ein ungeheueres Material rechtlich zu ordnen, vor Allem aber den gewaltsamen Besitz in rechtliches Eigenthum zu verwandeln. Ohne Zweifel bietet die Geschichte der Diamond-Fields interessante Probleme für den Juristen, während der Philosoph bei der Betrachtung derselben neues Material gewinnt zur Ausprägung der Begriffe: Gewalt, Recht, Gesetz und Besitz.

Nachdem wir den Proceß der Edelsteingewinnung verfolgt haben, werden wir die Diamanten auf ihrer Wanderung in Fabriken und Handel begleiten. Die Producenten verkaufen sie an Händler und Agenten. Niemand aber kann ohne einen Erlaubnißschein der Cap-Regierung, welcher jährlich dreißig Pfund Sterling kostet, Diamanten kaufen oder verkaufen. Selbst der Agent muß eine solche Erlaubniß nachweisen und dafür eine Summe von fünfzehn Pfund Sterling zahlen. Wohin die größte Menge der Diamanten geht, ist unentschieden; denn wenn auch die Juveliere behaupten, daß die besten und größten Steine nach Nordamerika versandt werden, so wird doch ein großer Theil derselben auch von Londoner, Amsterdamer und Antwerpener Firmen angekauft. Auf dieser Stufe des Diamantengeschäfts ist eine klare Arbeitstheilung; doch giebt es Händler, welche zugleich Schleifereien besitzen, und Schleifer, welche sich nicht mit dem Diamantenhandel befassen.

Die nach London versandten Diamanten nehmen ihr Absteigequartier meistens in der Hauptwohnstätte der Diamantenhändler, in Hatton-Gardens, einer verhältnißmäßig ruhigen Straße in der Londoner City, deren Häusern Niemand ansieht, welche Schätze sie beherbergen. Hier führen die Steine, sorgsam in Seidenpapier eingewickelt, ein behagliches Stillleben in Geldschränken und Pulten, bis sie an die Schleiferei abgeliefert werden. Zuweilen läßt der Händler sie in London schleifen. Es kommt aber auch nicht selten vor, daß er sie nach Amsterdam bringt oder bringen läßt, wo sich noch immer der Hauptsitz der Diamantenschleifereien befindet, nicht weil sich dort etwa die besten Traditionen erhalten hätten und die geübtesten Arbeiter fänden, sondern einzig und allein, weil dort die Arbeitslöhne billiger sind als in London, was jedoch von einigen Seiten bestritten wird.

Wenn man in Amsterdam vom Dam aus durch die Damstraße die eleganteren und reinlicheren Quartiere allmählich verläßt, gelangt man bald in ein Viertel, dessen äußerer Charakter Jedem auffallen muß. Die Hauptstraßen sind unreinlich, die Nebenstraßen entschieden schmutzig, und die ärmlich gekleideten Menschen, welche aus den unsauberen, kleinen Häusern kommen, sprechen Holländisch, aber sie gesticuliren lebhaft. Hier und da wird auch Deutsch mit derselben Zungenfertigkeit wie in Mainz, Frankfurt und Worms gesprochen, und zwar mit derselben Vorliebe für Nasallaute und entschiedener Abneigung gegen den Consonanten „n". Die Gesichtszüge der redeseligen Leute sprechen deutlich — nicht jene Gesichtszüge, mit denen moderne schönfärbende Romanschriftsteller ihre jüdischen Helden und Heldinnen ausstatten — wir sind im Judenviertel Amsterdams.

Die Geschichte der Juden ist mit der Geschichte der Diamanten unzertrennbar verknüpft; denn die Juden waren die Ersten, welche Diamanten in Amsterdam schliffen, und noch heute befinden sich die Diamantenschleifereien in dem Amsterdamer Ghetto; noch heute sind die meisten Besitzer der Schleifereien wie ihre Arbeiter Juden, und die Löhne der besseren unter den letzteren sind so bedeutend, daß mancher hohe deutsche Beamte diese Juden um ihr Einkommen beneiden könnte.

Die Mittheilung wird manchen Leser interessiren, daß wir seit kurzer Zeit die erste Diamantschleiferei in Pforzheim besitzen. Der hohe Zoll (25 Procent), welcher in Nordamerika die Einfuhr geschliffener Steine belastete, hat auch jenseits des Oceans die Einrichtung von Schleifereien bewirkt. Bedeutende Mühlen befinden sich auch in Antwerpen.

Die Einrichtungen sind überall dieselben, und der Proceß ist überall ein doppelter. Zuerst muß die künftige Form des Diamanten in einer rohen Weise auf dem Steine vorgezeichnet werden, und man befestigt zu diesem Zwecke zwei Diamanten auf zwei kurzen Stäben vermittelst eines eigenthümlichen Cementes, der ebenso rasch zum Erwärmen wie zum Erkalten gebracht werden kann, und reibt die beiden Steine so lange gegen einander, bis die Grundlinien der Facetten angedeutet sind.

Ist die Krystallform deutlich ausgeprägt, so ist schon ein großer Theil der Arbeit gethan. Schwieriger ist diese einleitende Arbeit, wenn der Diamant keine klare krystallische Form zeigt; denn alsdann muß er gespalten werden, was aber nicht immer gelingt. Schon bei diesem Aneinanderreiben der beiden Diamanten wird ein grauschimmernder Staub erzeugt, der bei dem Schleifen weitere Verwendung findet. Der größere Theil alles Diamantstaubes wird jedoch durch das Zerstoßen solcher Diamanten gewonnen, welche des Schleifens nicht werth sind. Bevor das Schleifen beginnt, befestigt der Arbeiter den in jener rohen Weise bearbeiteten Diamanten auf einem Bleikegel, aber das Blei muß sich selbstverständlich in geschmolzenem Zustande befinden, ehe es den Edelstein aufnehmen kann. Der Diamant ist verhältnißmäßig so klein, und der Verlust bei fehlerhaftem Schleifen so groß, daß oft die größte Sorgfalt und Mühe daran gewendet werden muß, ihm die gerade nöthige Lage im Bleikegel zu geben, und dies ist der Grund, warum Diamant und Bleikegel gewöhnlich verschiedene Male der Glasflamme ausgesetzt werden.* Das Einsetzen, Befestigen, Herausnehmen und Wiedereinsetzen des Diamanten aus und auf der glühenden Bleimasse nimmt der Arbeiter mit den Fingern vor.

Als ich fragte, ob es denn nicht möglich sei, die Operation mit einem Lappen oder irgend einem anderen Objecte vorzunehmen, sahen Arbeiter und Unternehmer mich mit einem vielsagenden Lächeln an. Das Lachen des Arbeiters war entschieden verächtlich. Sein stolzes Selbstgefühl empörte sich gegen meine niedrige Meinung von der Stärke seiner Fingerhäute, und um sein Können in's hellste Licht zu setzen, fingerte er mit einer, wie mir schien, unnöthigen Langsamkeit an dem Bleikegel herum. Hat der Arbeiter den Diamant auf dem Bleikegel befestigt, dann bringt er ihn mit einer schnell rotirenden Scheibe, welche man mit Oel und Diamantstaub angefeuchtet hat, so lange in Berührung, bis die Fläche gehörig abgeschliffen ist.

Dies zur Veranschaulichung der Schleifoperationen!

Versuchen wir nun, in allgemeinen Zügen das Bild einer Schleiferei zu entwerfen! Im Hintergrunde eines langen Saales steht parallel mit der Rückwand eine Reihe von eisernen Scheiben in horizontaler Lage, welche mit einer im unteren Stock befindlichen Dampfmaschine durch ein Räder- und Riemenwerk in Verbindung stehen und in kreisende Bewegung gesetzt werden. Hinter den Scheiben sitzen auf einer langen Bank so viele Arbeiter, wie Scheiben vorhanden sind. Ehe der Diamant alle seine Facetten erhalten hat, verfließt eine geraume Zeit, und er verliert dabei sein Volumen bis zur Hälfte. Wenn man allein diese Verhältnisse, die hohen Arbeitslöhne der Schleifer sowie den bedeutenden Verlust an Material während des Schleifens in Betracht zieht und ganz von den hohen Gewinnungskosten, dem Risico des Unternehmens, den bedeutenden Entfernungen, dem Gewinn all der Zwischenpersonen, durch deren Hände der Stein geht, und den noch folgenden Processen absieht, selbst dann kann der hohe Preis der Diamanten nicht in Verwunderung setzen. Weit erstaunlicher ist es aber, daß trotz der ungeheuer vermehrten Production — man schätzt allein den Werth der in Südafrika gewonnenen Steine auf 400 Millionen Mark — der Preis der Diamanten sich nicht vermindert hat, sondern im Gegentheil gestiegen ist. Das erklärt sich nur dadurch, daß dem kolossalen Angebote eine noch kolossalere Nachfrage gegenübersteht. Kimberley-Actien, welche zu 10 Pfund Sterling ausgegeben wurden, werden jetzt an der Londoner Börse 370 notirt.

* Bei dieser Operation springt mancher Diamant, weil, wie in einem Artikel der „Gartenlaube" (Nr. 51, 1880) richtig bemerkt wurde, die in dem Stein zuweilen vorkommenden Luftbläschen sich stark ausdehnen. Aber der dort mitgetheilte Fall (ein in einem Ring eingesetzter Diamant sei gesprungen, als der Eigenthümer die Hand an die Stirn gelegt habe) verdient bezweifelt zu werden; denn, wenn ein Diamant verschiedene Male die Wärme der Glasflamme und des Bleikegels ausgehalten hat — und jedem Diamanten ist dieses Loos bescheert — dann ist es unbegreiflich, wie die geringere Wärme der Hand und der Stirn ihn zum Zerspringen bringen konnte.

Hat nun der Diamant den „letzten Schliff“ erhalten und für den unbestimmten Gattungsnamen Diamant die individuellere Bezeichnung Brillant oder Rosette erlangt, dann vertauscht er seine schmutzige unruhige Erziehungsstätte mit dem Hause des Juweliers. Den Lehrjahren folgen die Wanderjahre. „Juwelier“ ist heute ein so schwankender Begriff geworden, daß es sich wohl der Mühe lohnt, denselben etwas genauer zu bestimmen. Der letzte Goldschmied ist dahingegangen, wie der letzte Mohikaner, und auch die Goldschmiederei ist dem Großbetrieb, dem Maschinenbetrieb zum Opfer gefallen, ganz unter denselben Erscheinungen, welche diesen Proceß überall kennzeichnen: Die Production ist leichter und billiger geworden; der Unternehmer kann sich ein bedeutendes Vermögen erwerben, der Goldschmied aber ist zum capitallosen Fabrikarbeiter herabgesunken; denn Tausende von Goldarbeitern empfangen in London für eine zwölf- bis vierzehnstündige Arbeit einen Lohn von etwa zwei Mark nach unserer Währung. Die letzte Stelle, wohin sich die Kunst der Goldarbeit geflüchtet hat, ist die Juwelierwerkstätte; denn die künstlerische Anordnung und Fassung von Geschmeiden kann nicht von einer Maschine vorgenommen werden. Es ist interessant, den Juwelier über einem Armbande, einer Brosche brüten zu sehen, wie er nachdenklich die einzelnen Steinchen auf einer Wachsscheibe zusammenlegt, bis sie seinen künstlerischen Anforderungen entsprechen. Hat nun die Intelligenz, das Schönheitsgefühl des Unternehmers das Ihrige gethan, dann werden die Intentionen des Meisters in der Werkstätte ausgeführt. Es würde die Grenze unserer Aufgabe überschreiten, wollten wir die Entstehung eines Geschmeides bis zur letzten Abwaschung unter der Hand einer Arbeiterin darstellen. Nur das mag noch hinzugefügt werden, daß auch diese Arbeiter höhere Löhne erzielen, weil sich hier der Großbetrieb nicht entwickeln kann.

Einsam, in Ringe eingefügt, oder in Reih und Glied, auf kostbaren Geschmeiden, verlassen die Edelsteine die Werkstätte des Juweliers und werden, auf Seide und Sammet gelagert, hinter den Schaufenstern der Juwelen- und Goldwaarenverkäufer ausgestellt — der Juwelen- und Goldwaarenverkäufer, sagen wir; denn die nach der neuesten Mode gekleideten Männer, welche hinter glänzenden Ladentischen stehen und die Käufer mit gewinnendem Lächeln einladen, auf schwellenden Stühlen Platz zu nehmen, während sie eine Fülle verführerischer Geschmeide vor ihnen ausbreiten, sind keine Juweliere; sie sind keine Goldschmiede, weder Handwerker noch Künstler — sie sind eben Kaufleute. Ihr Einkommen besteht in der Differenz zwischen dem Einkaufspreise, den sie dem Juwelier, dem Besitzer der Werkstätte, für gelieferte Waaren bezahlen, und dem Verkaufspreise, den sie erzielen. Das Hinterstübchen, in welchem einige Männer mit Blasebälgen und Löthrohren hantiren, ist nicht die Stätte, aus welcher diese leuchtenden und strahlenden Geschmeide hervorgehen. Da wird nur reparirt und kleineren Bedürfnissen abgeholfen.

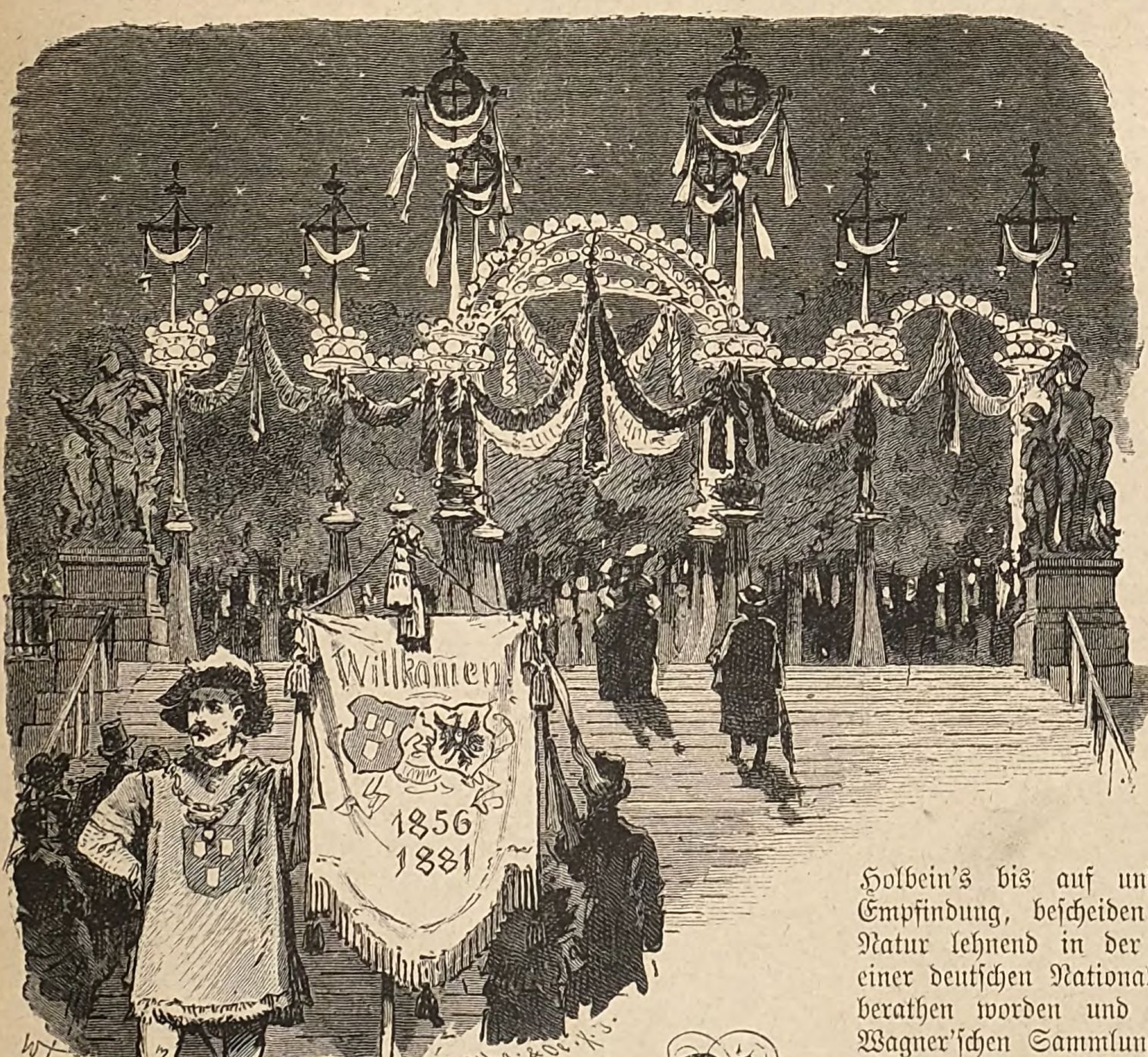
Von hier aus zerstreuen sich die strahlenden, leuchtenden Kinder ferner Welttheile nach allen Richtungen hin und gehen in den Besitz eines hohen Adels und verehrungswürdigen Publicums über. Ihr schönen Frauen, wenn die Edelsteine an euren zarten Händen, an euren schwellenden Armen, in euren dunklen Haaren und um euren schneeweißen Nacken funkeln, denkt ihr dann wohl zuweilen an die mannigfachen Irrfahrten, die ein Geschmeide machte, bis es in eure Hände gelangte — und an die Wanderungen, die es vielleicht noch machen wird?

Wilhelm Hasbach.

Die Jubeltage der „Deutschen Kunstgenossenschaft“ in Dresden und Meißen.

Von **Fritz Wernick.**

Mit Originalzeichnungen von **Woldemar Friedrich.**



Nicht nur im Parlamente zu Berlin, überall, wo gemeinsame Bestrebungen und Interessen Deutsche aus allen Gauen des Vaterlandes zusammenführen, da ist Alldeutschland versammelt. So war es 1875 auf der Höhe des Teutoburgerwaldes am Denkmal des Cheruskers, so auch 1876 im Festspielhause von Bayreuth, so bei den Bundesfesten deutscher Sänger und Schützen, so jetzt in Dresden, wo die „deutsche Kunstgenossenschaft“ in den jüngsten Septembertagen das Jubiläum ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens feierte.

Im Herbst des Jahres 1856 hatten auf Anregung des Düsseldorfer „Malkastens“ Abgesandte aus allen Kunstgemeinden Deutschlands, von München und Wien, von Dresden und Berlin, von Düsseldorf, Weimar und Karlsruhe sich in der Stadt Bingen eingefunden, um einen Bund zu schließen. Nicht nur die Wahrung gemeinsamer materieller Interessen führte die Künstler zusammen, der neugegründete Bund verfolgte auch ideale Ziele: Aus der Münchener, Düsseldorfer, Wiener Kunst sollte eine gemeinsame deutsche erwachsen, und in allgemeinen deutschen Kunstausstellungen sollte gezeigt werden, daß es eine nationale deutsche Ausdrucksweise in der Kunst gebe, welche dieselbe geblieben von den Zeiten Dürer's und Holbein's bis auf unsere Tage: „geistvoll und innig in der Empfindung, bescheiden in der Ausstattung, sich streng an die Natur lehnend in der Darstellung“. Der Plan zur Gründung einer deutschen Nationalgallerie ist zuerst unter den Kunstgenossen berathen worden und hat dann 1861 durch die Annahme der Wagner'schen Sammlung seitens König Wilhelm's die erste feste Gestalt erhalten. Die Meinung der Kunstgenossenschaft ist schließlich gehört worden in Fragen der Gesetzgebung, besonders denjenigen, die den Schutz des geistigen Eigenthums betrafen.

Nun blickt dieser Verband auf ein volles Vierteljahrhundert seines Wirkens zurück. Vier allgemeine deutsche Kunstausstellungen, in München 1858, in Köln 1861, in Wien 1868, in Düssel-

dorf 1880, sind von ihm veranstaltet worden, und bei allen nationalen künstlerischen Kundgebungen hat man sich seiner Organisation bedient, mit Ausnahme der Vertretung auf der Pariser Ausstellung 1878. Die Zahl seiner Mitglieder ist auf weit über 2000 gewachsen und in großen wie in kleinen Kunstgemeinden verbreitet, wie auch aus den alljährlichen Berathungen seiner Delegirten praktische Beschlüsse zur Wahrung der Interessen der Kunstgenossen hervorgehen. Da war es denn wohl natürlich, daß man das Jubelfest mit besonderer Sorgfalt vorbereitete und mit ausgesuchtem Glanze beging. Dresden, seit 1878 Vorort der Genossenschaft, diente als Local dieser Festlichkeiten. Die heitere, kunstgeschmückte, in herrlicher Landschaft gelegene Elbstadt eignet sich vielleicht besser als jede ihrer deutschen Schwestern zu solchen Zwecken, besonders wenn, wie diesmal, alle Kreise ihrer Bevölkerung sich vereinen, um die Jubeltage glänzend zu gestalten. Das haben die Organe des Staates, die Behörden der Stadt, das haben die Künstler und Kunstfreunde, das hat die gesammte Einwohnerschaft der sächsischen Residenz gethan.

Drei künstlerische Momente hoben sich aus der Fülle der Festlichkeiten hervor: der Bewillkommnungsabend auf der Brühl'schen Terrasse, die Darstellung des „Faust" im Hoftheater und das Costümfest in Meißen. Die alte Elbschanze, der einzige Rest der ehemaligen Befestigungen Dresdens, hat schon oft zum Festlocale gedient. Graf Brühl, der allmächtige Minister eines prachtliebenden Monarchen, hat diese Terrasse mit Gärten, Palästen, sowie Pavillons geschmückt und dorthin die Fürsten und Großen als Gäste geladen. Herrlicher mag aber nie ein Dresdener Fest, auch zu Brühl's Zeiten, gelungen sein, als dasjenige, welches die Stadt Dresden den Künstlern veranstaltete. Der äußerste, weit über die Elbe hinausspringende Belvederehügel mit der aussichtsreichen Glasrotunde war den Gästen reservirt. Kaum dunkelte der Abend, da blitzte von den Bäumen, aus den Büschen, von den Rasengründen, aus den spitzen Basalten, welche die Hügelwände umkleiden, farbiges Flimmern, Flammen und Glühen auf, das den Eintretenden einen wahrhaft feenhaften Anblick bot. Obelisken und Säulen, die Kolossalbüsten des deutschen Kaisers und des sächsischen Königs, eine mit Purpur drapirte Rednerbühne waren als neue Zierde des Gartengefildes zu dem schöneren natürlichen Schmuck der Blumen und Bäume, der Grasplänе und des wundervollen Niederblickes auf den Strom hinzugekommen, aber erst das Licht, das aus Tausenden von Flämmchen und Leuchten flammte, gab dem Ganzen das strahlende Festkleid. Aus dem dichten Laube der Kastanien, Akazien und Platanen blickten rothe, grüne, goldfarbene Kugeln wie leuchtende Früchte hervor; die hohen Staudengewächse trugen Blüthenglocken von farbigem Lichte; im Rasen funkelten Tausende kleiner Flämmchen, und aus dem Gestein schienen die Feueraugen der Erdgeister hervorzulugen. Die ganze Terrasse, auch der dem Publicum freigebliebene Theil war geschmückt. Die architektonischen Linien der Palastfronten wurden von Lichtschnuren gebildet und die Erzbilder der Meister blickten von ihren Postamenten freundlich-ernst auf das Treiben der Künstlergäste herab.

In diesen herrlichen Lustgärten wogte die Menge der geladenen und einheimischen Festgenossen umher in der lauen Herbstnacht. Man plauderte, nahm von den Dienern Erfrischungen, würziges Bier, das Küfer in rothen Westen und Lederschurz unablässig zapften, und erfreute sich an der Musik und den wunderbaren Effecten des elektrischen Lichts, dessen farbige Ströme bald das Dickicht, bald die Standbilder der Herrscher überflutheten, dann wieder einzelne Partien des Stromes und seine belebten Ufer aus der Nacht hervortreten ließen.

Die deutschen Kunstgenossen standen schon im ungezwungensten Verkehre mit den heimischen Theilnehmern, als der Oberbürgermeister der herrschenden Stimmung in warmen Worten Ausdruck gab. Er wies unter Anderem darauf hin, wie Dresden sich seit zwei Jahrhunderten unter der Pflege kunstsinniger Fürsten zu einer Stätte der Kunst entwickelt habe; er hätte hinzufügen können, daß die Fürstenresidenz an der Elbe schon ihre Raphael und Holbein, ihre Tizian und Murillo, ihr grünes Gewölbe und ihr Antikencabinet besessen, als man in München noch nichts von Kunstpflege wußte, in Berlin noch kaum die Anfänge einer solchen besaß.

Gleich warm und herzlich wie der Willkommgruß des Herrn Oberbürgermeisters tönte der Dank der Gäste aus dem Munde Karl Stieler's zurück, der die Dresdener versicherte, daß alle, die als fremde Gäste gekommen, als Freunde scheiden würden.

Und nun begann des Festes zweiter Theil. Während in der Rotunde des Belvedere die riesigen Lendenstücke feister Rinder, die Forellen, Hummern, Muscheln, die Hirsche und Rehe, die Rebhühner und Enten, die der treffliche Wirth als ein Künstler in seinem Fache aufgebaut hatte, dem Appetite der Geladenen zum Opfer fielen, entwickelte sich auf der Elbe ein neues, glänzendes Schauspiel. Alle Dampfer, alle Boote, alle Nachen, jede der schwimmenden Bade-Anstalten, die Brücken und die Ufer hatten sich in feurige Gewänder gehüllt, und die Schiffe mit den farbigen Lichtpfannen schaukelten sich auf der dunklen Fluth, die jedes Flämmchen wiederspiegelte. Schlanke Schnellruderer jagten, stattlich bemannt, zwischen jenen hindurch und wurden von einem Strahle des elektrischen Lichtes erhascht, begleitet, bis sie, flinker als dieses, in der Nacht verschwanden, um später in neuem Lichtstrome aufzutauchen. Das gab ganz entzückende Bilder, ewig wechselnd, ewig neu fesselnd. Ein Feuerwerk prasselte zum Schlusse aus dem Strome auf, zum leider gar zu frühen, aber nothwendigen Schlusse; denn kaum senkten die letzten Leuchtkugeln sich zum Elbspiegel hinab, als sich ihnen staubfeine Regentropfen zugesellten. Das Wetter hatte gewartet, bis die gastliche Stadt ihr Programm erfüllt; dann trat der regnerische Herbst wieder in seine fatalen Rechte.

Den anderen Tag, den ersten des eigentlichen Jubiläums, vermochte der Regen nicht zu stören. Nach Audienzen, Wanderungen zu den einzelnen Kunstsammlungen, nach Festessen und Tafelreden bot das Hoftheater den Kunstgenossen seine Spende. Es war dazu der zweite Theil des „Faust" gewählt, vielleicht das Allergeeignetste, was man gerade diesen Gästen zu bieten vermochte. Denn kein anderes dramatisches Gedicht, ja kaum eine große Oper böte Veranlassung zu einer solchen Fülle malerischer Scenenbilder, zur Entfaltung von Massenpracht, zu phantasievollen, übernatürlichen, traumhaft schönen Gebilden, als dieses auf der Erde und im Himmel, in der antiken Griechenwelt und im ritterlichen Mittelalter, am Hofe des Kaisers und in den gothischen Wölbungen der düsteren Studirstube spielende Drama. Was die Kunst Dresdens auch auf diesem Gebiete zu leisten vermag, das hat wohl alle Gäste mit Staunen und Bewunderung erfüllt.

Zur Darstellung hatten sich die ersten Kräfte des Schauspiels, der Oper, des Ballets vereinigt. Ihre Leistungen wurden aber noch übertroffen von denen der Ordner, Regisseure, Decorationsmaler und Maschinisten. Einzelne der Scenenbilder waren von geradezu vollendeter malerischer Schönheit, dabei charakteristisch und durch eine Fülle von Gestalten prächtig belebt.

Doch jedem dieser Festtage war eine Steigerung vorbehalten. Der folgende brachte die Fahrt zum Costümfeste nach Meißen. Mit glücklichem Griffe hatten die Dresdener für die zur Anschauung zu bringenden Aufzüge aus früheren Jahrhunderten die alte sächsische Fürstenstadt mit den engen gewundenen Gassen, den gothischen Kirchen, dem ehrwürdigen Rathhause, der mächtigen Albrechtsburg gewählt. Auf den bunt beflaggten und bekränzten Dampfern fuhr man zum Feste. Hunderte von Theilnehmern trugen alte Costüme. Die Einen trugen Rüstungen, Helme, Waffen von kunstvoller alter Schmiede-Arbeit; die Andern hatten sich nach den Zeichnungen der Künstler oder den Entwürfen Costümkundiger altdeutsche Anzüge fertigen lassen, während die Damen mit gewaltigen altdeutschen Hauben, breiten Hüten, von Federbüschen überwallt, mit hohen Kragen, mächtigen Krausen, Gewändern von prächtigem Sammet, schweren Wollenstoffen, Seidenbrokaten, oder auch in bescheidenen Gretchen-Costümen, alle Stände früherer Zeiten repräsentirten.

Die Fahrt nach Meißen zeigt uns die letzten Gebirgswände, die der Elbstrom auf seinem Wege zur norddeutschen Tiefebene durchfließt. Auf dem letzten Theile der Fahrt bedeckt dichter Hochwald die Felswände; Schlösser blicken von den Höhen auf den Strom herab; Rebenrücken schmücken die sonnigen Hänge, und zuletzt tritt das alte Meißen hervor, imposant in seinen altersgrauen Steinarchitekturen, hoch auf steiler Felsklippe die gothische Albrechtsburg, die in den Strom und weit hinaus in die Meißener Lande schaut. Einen geeigneteren Tummelplatz für mittelalterliches Festgewoge dürfte es kaum geben. Selbst die modernen Menschen, geladene Gäste, ganz Meißen, halb Sachsen, wohl an zehntausend Köpfe, die rings die Uferhöhen belebten, störten den Charakter des Schauspiels kaum; denn die Straßen des guten Meißen mit ihren hohen Giebelhäusern sind so eng, winden sich so malerisch die Höhe hinan, daß Ritter und Mannen, Patricier und Bürger, vornehme Damen und himmelblaue Gretchen-Gestalten diese Gassen vollständig füllten.

Noch wenig geordnet, bewegte der Zug sich zum Marktplatze hinauf. Altersgraue Kirchen, Wappenschilder in Stein gehauen, Denkmäler der ersten Herrscher, Thore, Zinnenmauern traten wirksam hervor zwischen den modernen Häuserreihen, die sich hinter Laubgewinden, Flaggenmassen, Teppichen halb verborgen hatten. Dennoch überraschte der Marktplatz die Ankömmlinge. Die mächtige Front des gothischen Rathhauses grenzt ihn ab, eine alte gothische Kirche wendet ihre Spitzbogenfenster, ihr Portal ihr zu, und auch hier trat das Moderne zurück hinter dem bunten Festschmucke des Tages.

Dieser herrliche Raum, den Kunstgenossen völlig offen gehalten, bildete den prächtigen Rahmen zu dem ersten Acte des Costümfestes; es entfaltete sich hier ein Bild, das der sinnige formgewandte Meister Woldemar Friedrich in einem der reizenden Bilder, welche diese Schilderung schmücken, mit bezaubernder Poesie festgehalten hat (vergleiche Abbildung S. 768!). Auf dem hohen Steinsöller schmetterte eine mittelalterliche Musikbande den Ankommenden ihre Fanfaren entgegen. Auf der breiten Terrasse vor dem Portale des Stadtpalastes stand der Bürgermeister in Patriciertracht des sechszehnten Jahrhunderts, die goldene Ehrenkette um den Hals, umgeben von seinen Schöffen, wie von den festlich angethanen vornehmsten Bürgern der Stadt. Stattliche Patricierfrauen und eine Schaar rosiger junger Meißnerinnen in himmelblauen Gretchen-Kleidern, Blumenkörbe in der Hand, erwarteten zugleich mit den Männern das Nahen der Festgäste. Diese zogen in langer Reihe auf, vor das Rathhaus hin. Jetzt erst war aus den schönen Einzelgestalten ein Bild geworden. Die strengeren gesellschaftlichen Satzungen, die schärfer markirten Standesunterschiede jener früheren Jahrhunderte blieben indessen auch hier gewahrt. Ritter in glänzenden Rüstungen, mit wallender Helmzier, einige hoch zu Roß, edle Frauen, geführt von den Sprossen vornehmer Geschlechter, begleitet von schönen Jünglingen und Knaben, entfalteten eine Pracht köstlicher Stoffe: Sammet und Brokat, schwere gemusterte Seidenstoffe, Gold, Edelstein und Federn — all diese Pracht erschien weder maskenhaft noch theatralisch, sondern völlig echt und treu. Dann folgten die Patricier, darauf die Bürgersleute mit ihren Frauen in schweren Wollenstoffen, mit breiten Hauben, hohen Kragen, gefältelten Schürzen, prächtige und sittsame Mädchenknospen ihnen zur Seite.

Aus diesem farbenreichen Gewühl hoben einzelne Gestalten sich besonders hervor, Damen von hoher Schönheit und Ritter in schwarzem mit Silber und Gold eingelegtem Stahlkleide, Reisige, Condottieri mit zerschlitzten Pluderkleidern und verwetterten Gesichtern. Immer neuer Zuzug langte an aus verschiedenen Richtungen, unter ihnen Landsknechte, Jagdgesellen und zuletzt Meißner Landleute. Diese Letzteren waren Weinbauer, Winzer und Winzerinnen, die sich zum Feste schmuck gerüstet hatten. Ein mächtiges mit Rebenlaub bekränztes Stiergespann zog den Karren, auf dem, zwischen Weinranken, Früchten, Emblemen gruppirt, die Winzer des Landes mit ihren Dirnen munter zechten und also fröhliches Leben in die vornehme Welt brachten. Damit hatte die Mannigfaltigkeit, die Farben- und Formenfülle der festlichen Gruppen sich zu höchster Wirkung gesteigert.

Der Bürgermeister hieß die Bläser schweigen, trat an den Rand der Plattform und begrüßte die Gäste mit herzlichem Zuspruch, dankte für ihr Erscheinen in der ehrwürdigen Fürstenstadt und forderte zum Bleiben auf. Kaum hatte man dankend geantwortet, kaum das Klirren der Schwerter, das Schwenken der Barretts und Federhüte, das Hochrufen geendet, da sprengte ein Heroldszug von der Albrechtsburg herab, durch den alten, von Gnomen mit greisen Bärten behüteten Thorbau, um die Botschaft des kurfürstlichen Burgherrn zu verkünden, der alle Gäste hinauf in sein Schloß lud. Nun ordnete die bunte mittelalterliche Welt sich auf's Neue; auf's Neue wogte malerisches Gewühl die engen steilen Gassen hinan durch schwere Thorbogen, über Zugbrücken, an altem Gemäuer vorüber auf den Burghof. Wieder eine Steigerung des Genusses! Die Albrechtsburg in Meißen gehört zu den würdevollsten und interessantesten Palastbauten aus gothischer Zeit. Der innere Hof derselben wird umschlossen von der mächtigen Gewölbemasse des Domes, von der Hauptfront des alten Schlosses, aus der hohe Giebel, schlanke Dacherker hervorspringen, während das Ganze reizvoll belebt wird durch tiefe Spitzbogenblenden und den „Wendelstein“, die zierliche Wendeltreppe, die sich frei und fein gegliedert zwischen Spitzbogenwerk außen an die Baumasse anlehnt. Zur andern Seite grenzt ein Bau von offenen Loggien, mit Erkerthurm und Nische, eine lebhaft profilirte Front, das Geviert ab, in das die Gäste einzogen.

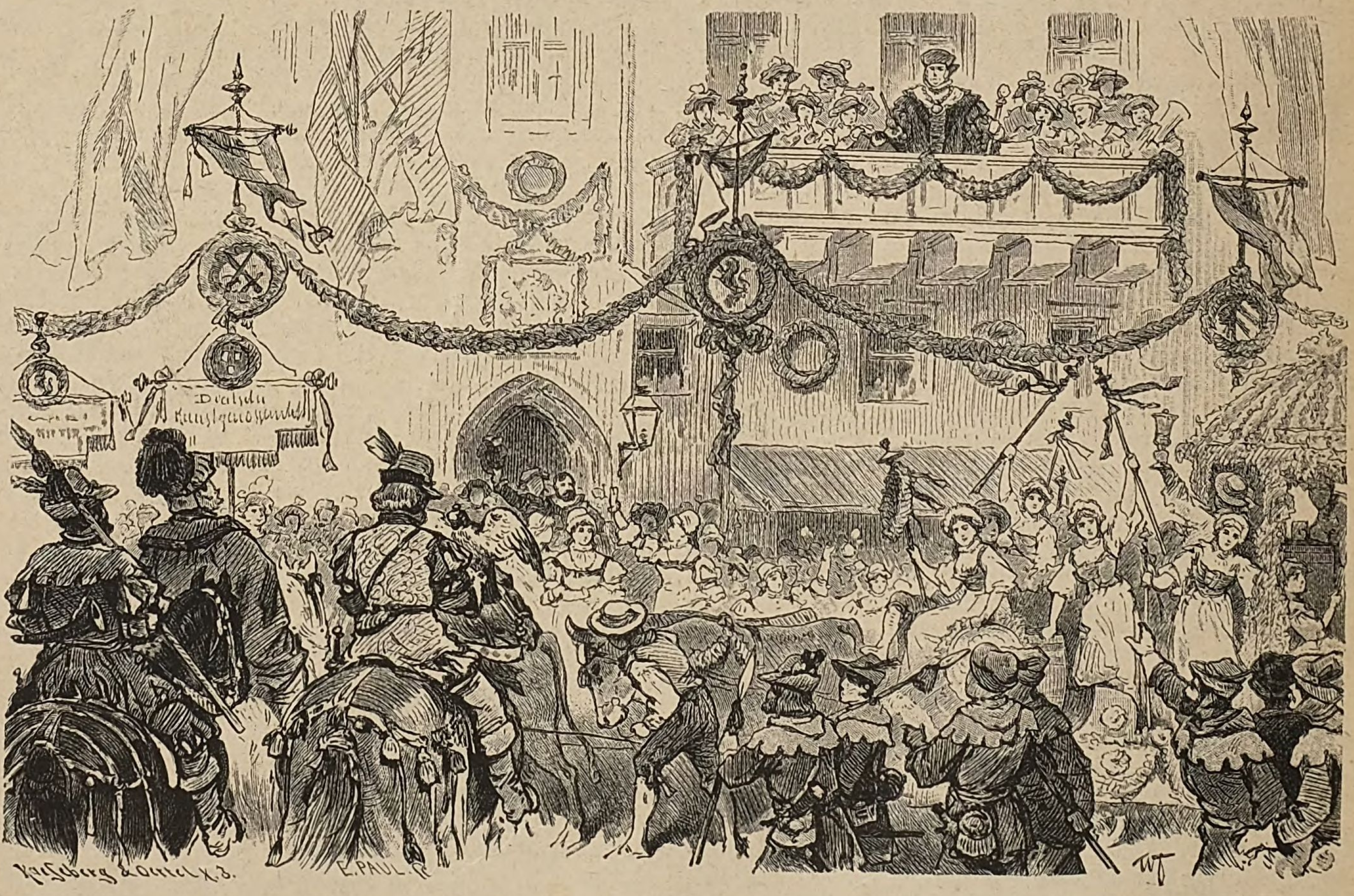
Gegenüber dem Eingange zum Burghof war eine Estrade errichtet, überdacht mit kostbarem Baldachin von Purpur und Gold, der sich auf schlanke Metallsäulen stützte und dem ganzen Hofstaate des improvisirten Kurfürsten ein prachtvolles Schutzdach gewährte, ganz wie unser trefflicher Künstler sie den Lesern heute in seinem prächtigen figurenreichen Bilde (vergleiche Abbildung S. 769!) so meisterhaft zur Anschauung bringt. Auf goldenen Sesseln thronte der Fürst und sein stattliches Gemahl; Damen edler Geschlechter, die Großen des Hofs, Kämmerer und Mundschenk, Kanzler und Marschall, Edelknaben und holde Jungfrauen umgaben das Herrscherpaar, vor dem jetzt die Geladenen aufzogen. Alle waren gekommen: außer Rittern, Patriciern und Bürgern aus der Ferne auch der Bürgermeister mit seinen Schöffen und Trabanten, die Meißener Jungfrauen, die Spielleute, die Landsknechte, Jagdgesellen und der Stierkarren mit dem lustigen Winzervolke.

Sie schritten an dem Throne vorüber und füllten den Burghof. Da erschallte neuer Bläsergruß aus der Ferne. Ueberrascht blickte man zurück und sah einen hohen mit köstlichen Stoffen drapirten Triumphwagen nahen, auf dem die erhabene Gestalt der Kunst in weißen Gewändern thronte, den goldenen Lorbeer um das blonde Haupt geschlungen, umgeben von den Genien aller Künste, die zu ihren Füßen lagerten. Der Triumphwagen hielt in der Mitte des Hofes; die Göttin erhob sich, sprach hellklingende Verse, die zwar mit einem Hoch auf König, Kaiser und Reich etwas anachronistisch schlossen, aber die lebhafte Begeisterung der Menge erweckten; denn seitab, als einfacher Zuschauer, wohnte der König mit seiner Familie dem Festspiele in der Thurmloge bei. Wieder klirrten die Schwerter laut an einander; wieder flogen die Hüte in die Höhe; wieder durchbrauste stürmischer Hochruf den Raum. Dann begannen die Würdenträger des Kurfürsten zu sprechen: der Baumeister erzählte Ausführliches von der Errichtung der alten Burg; der Mundschenk bot den Herren einen Becher voll Meißener Landwein, während die Gruppen der Festgenossen sich mehr und mehr belebten. Auch das fürstliche Paar erhob sich; gefolgt von seinem Hofstaate trat es einen Rundgang über den Burghof an. Nun mischte alles Volk, Ritter und Patricier, Bürger, Waffenknechte, Meißener Mädchen und Jagdknappen sich unter einander. In dichtem malerischem Gewühle löften sich die geschlossenen Gruppen, floß die Fülle herrlicher Gestalten zusammen. Aus dem Hoffest war ein mittelalterliches Volksfest geworden. Inzwischen war der Schluß des Festes allmählich gegen drei Uhr Nachmittags herangekommen. Der Kurfürst verkündete ihn in kurzer Rede und gab seinen Gästen damit allgemeine Bewegungsfreiheit, von der denn auch ausgiebig Gebrauch gemacht wurde.

Mit dem Schlusse des Festspiels hatte auch die Gunst des Himmels ein Ende. Es begann erst staubfein, dann immer heftiger zu regnen, sodaß man in den Hallen und Sälen der gastlich geöffneten Burg eine Zuflucht suchen mußte. Selten wohl hat der alte, höchst glücklich restaurirte Bau eine so starke und kunstverständige Besucherschaar in seinen Mauern empfangen. Den Nachmittag füllten die Besichtigung der Burg und Wanderungen durch Meißen aus, wo das Volksfest sich fortsetzte. Und als es Abend ward, da begannen die altersgrauen Architekturen, die kühn den Burgfelsen erklimmenden Mauern und Häuserzeilen zu leuchten und zu glühen. Hoch vom obersten Thurme der Albrechtsburg strömten farbige Lichtfluthen hinab über die gothischen Baumassen, deren Geglieder nun noch kräftiger in allen Einzelnheiten aus der nächtlichen Umgebung hervortrat. Auch die mächtigen Fensterbogen des Domes strahlten farbiges Licht aus, und als ob die Stadt nur das Signal erwartet hätte, begann auch sie ihre Freudenfeuer zu entzünden. Bengalische Flammen ließen einzelne malerische Baugruppen grell hervortreten; Lämpchen, Transparente, Pechpfannen und Feuerkörbe warfen rothes Flackerlicht dazwischen, und Fackeln schwingend, geleiteten die Mannschaften der Feuerwehr die Gäste in langem Zuge zum Bahnhofe. Schöner noch wurde es, als dieser Zug über die Brücke zum andern Ufer sich bewegte. Da stand die Bergstadt, von der Burg überragt, in feuriger Lohe; der Dom, das Schloß, die Thürme, die Häuser waren von verschiedenfarbigem Lichte überfluthet; selbst die Wogen des Stromes schienen von feurigem Glanze zu erglühen, und die Darsteller des heutigen Festes selbst wurden von Fackelschein und elektrischen Flammen in wahrhaft magischer Weise beleuchtet. Dieser Schluß des wechselvollen Tages rief



Im Amselgrunde: Zigeunerlager.

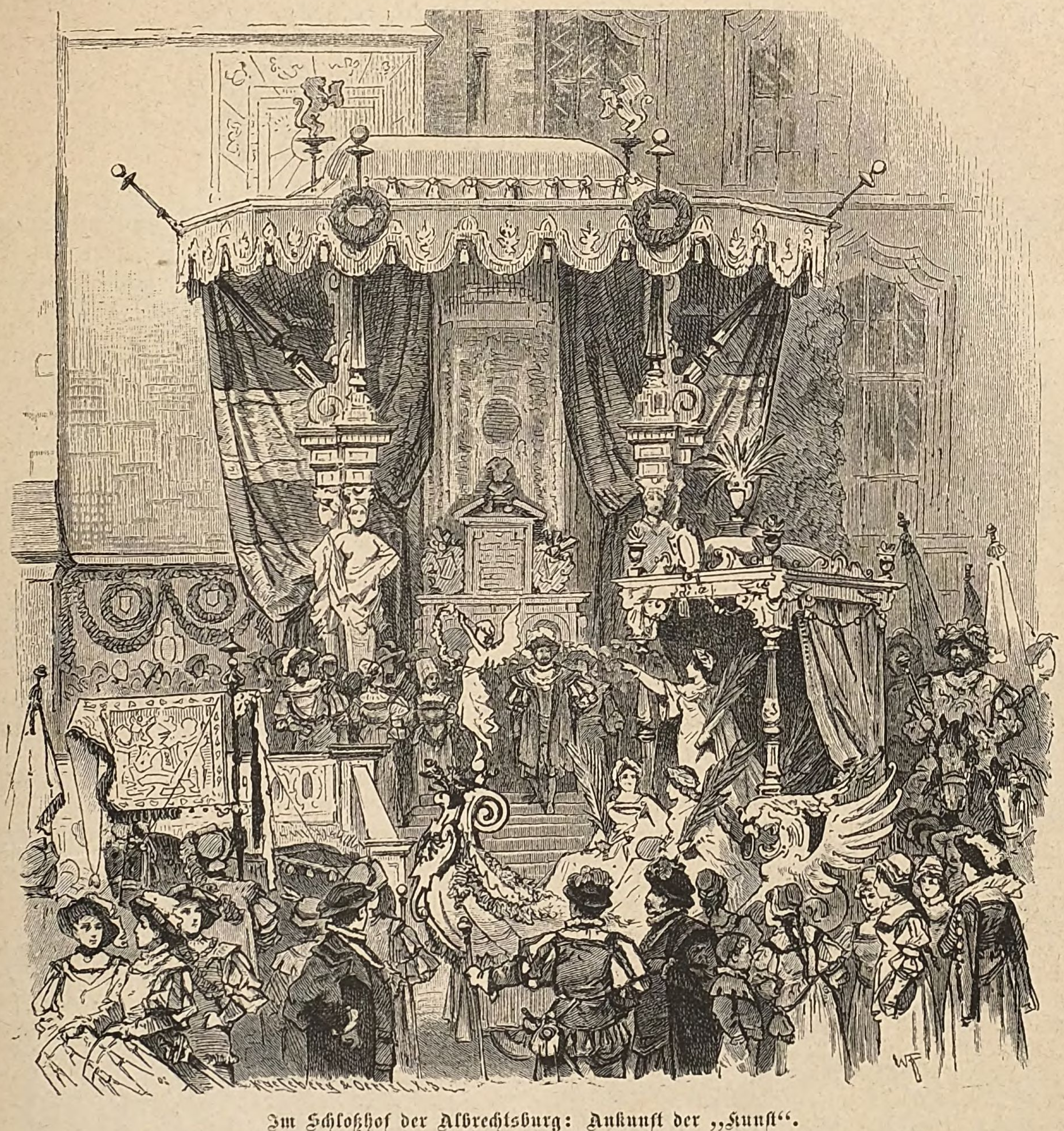


Vor dem Rathhause zu Meißen: Ankunft des Winzerwagens.

Das Jubelfest der deutschen Kunstgenossenschaft. Originalzeichnungen von Woldemar Friedrich.



Im Amselgrunde: „Zur rothen Amsel“.



Im Schloßhof der Albrechtsburg: Ankunft der „Kunst“.

Das Jubelfest der deutschen Kunstgenossenschaft. Originalzeichnungen von Woldemar Friedrich.

noch einmal allgemeine Begeisterung hervor, und dann folgten die Abschiedsgrüße, die zunächst dem gastlichen Meißen, dann den Genossen der Festtage galten, von denen viele schon hier sich losrissen, um in die Heimath zurückzukehren.

Hunderte blieben jedoch in Dresden, um noch den letzten Festtag abzuwarten, der einen Ausflug in die sächsische Schweiz brachte. Das Wetter war am Morgen zwar wenig einladend, aber trotzdem mußten zwei lange Extrazüge in Anspruch genommen werden, um die Schaar der Kunstgenossen aufzunehmen. Die gleiche warmherzige Gastlichkeit, die Dresden und Meißen dem Jubiläum deutscher Künstler entgegengebracht, fanden diese auch in den Elbstädtchen der sächsischen Schweiz. Ehrenpforten von grünen Reisern, singende Dorfjugend, böhmische Spielleute, Händler, die den bunten Kram von allerlei Andenken feilboten, empfingen die Festfahrer, die in den waldigen, von starren Sandsteinnadeln eng umschlossenen Amselgrund zogen und hier im Schatten einer primitiven Waldkneipe „Zur rothen Amsel" genannt, einen erfrischenden Imbiß einnahmen (vergleiche Abbildung Seite 769!) Hier überraschte man eine Bande lagernder Zigeuner, braunes Volk mit wirren Haaren, in Lumpen gehüllt, das seine Habe von einigen mit Schindmähren bespannten Wagen abgeladen hatte und nun in brodelndem Kessel Essen kochte, kleine Kesselflickerarbeit trieb, Hühner, Enten und alles greifbare Gut zu stehlen suchte. Auf die vornehme Pracht der früheren Tage folgte hier das wildeste, naturwüchsigste Leben. Woldemar Friedrich hat auch diese Scene in seiner feinsinnigen Weise im Bilde (vergleiche Abbildung S. 768!) verewigt, wofür ihm die Leser gewiß dankbar sein werden.

Man glaubte sich in die Berge bei Granada, in die russischen Steppen versetzt, wenn die braunen, dürftig bekleideten Weiber listig und verschlagen sich dem Fremden näherten, durch Tanz, Wahrsagen oder ärgere Künste etwas zu erhaschen suchten. Mit äußerster Treue und Wahrhaftigkeit ward hier die Wirklichkeit nachgeahmt. Da plötzlich schrilles Pfeifen und kreischendes Fiedeln, das aus der Tiefe des Grundes hervordrang! Es waren Freunde, eine andere Bande des heimathslosen Volkes, die mit ihrem Troß daherzog. Nun gab es ein Begrüßen, ein Springen und Umschlingen, das gewiß sehr ernst gemeint war, aber doch sehr komisch wirkte. Diese bunten lebhaft bewegten Bilder aus dem Zigeunerleben konnten nicht verdunkelt werden durch das Erscheinen eines Berggeistes, der die Künstler durch lange Versrede in seinem Revier bewillkommnete.

Dann zog man zur Bastei hinauf, und wieder war das Wetter dem Augenblick günstig; selbst die Sonne blickte hervor, um die überraschende Aussicht auf die phantastischen Felsgebilde, auf den mächtigen Klotz der Festung Königstein, auf den Elbstrom und das weite anmuthige Land freundlich zu beleuchten. Es ward nun getafelt — zum letzten Mal in fröhlicher Gemeinschaft. Erst als es dunkelte, schifften wir uns zur Rückfahrt ein. Und wieder flammten Feuergrüße zu beiden Seiten des Stromes. Das Jubelfest der deutschen Kunstgenossen schloß auf dem Linke'schen Bade, heiter, fröhlich, wie es begonnen. Dresden und seine Kunstgemeinde haben den Gästen und Genossen aus der Ferne gezeigt, daß hier die Kunst nicht nur eine treue, sondern auch eine verständnißvolle Pflege findet. Karl Stieler hat mit den ersten Worten, die er der heiteren Stadt zurief, Recht: „Als Gäste sind wir gekommen — wir scheiden als Freunde."

Mutter und Sohn.

Von A. Godin.

(Fortsetzung.)

34.

Der infrustirte Schrank im Königinzimmer des Schlosses Riedegg stand offen und war zum Theil seines Inhaltes an Schriften und Pergamenten entleert. Ottilie saß mit ihrem Manne vor demselben runden Tische, vor welchem sie gestanden, als sie vor langen Jahren vergebens die Erlaubniß zu ertrotzen suchte, ihren Vater ohne Zeugen wiedersehen zu dürfen. Viel war seitdem erlebt, erfahren und vergessen worden; die beiden Gestalten, um welche es sich damals gehandelt, standen aber so leibhaftig vor ihrem Geiste, als ruhten sie nicht im Schooße der Erde. Graf Seeon blätterte noch in den auf dem Tische umhergestreuten Schriften. Ottilie lehnte unbeschäftigt im hohen Sessel, ihre Augen auf eine geöffnete Brieftasche gerichtet, in der ein paar Briefe von Frauenhand und ein seidenfeines Löckchen obenauf lagen.

„Nie hat mich etwas so beunruhigt wie diese Angelegenheit," sagte sie und erhob die klaren Augen. „Ich gäbe viel darum, den Schlüssel zu ihrer Lösung zu finden."

„Findet er sich," entgegnete der Graf, „so dürftest Du allerdings viel zu geben haben. Wie ich Dich kenne, Ottilie, ist es unnöthig, Dich vor Uebereilungen zu warnen, Vorsicht ist jedoch geboten. Dein Großvater war ein gewaltthätiger Mann, des Actes einer Unterschlagung halte ich ihn aber nicht für fähig."

„Weil Du selbst nie solcher That fähig wärest," sagte Ottilie mit einer Herzlichkeit, die ihr gut stand. „Ich bin so sicher nicht über das, was geschehen. Erinnere Dich der Fragen, welche ich in Deinem Beisein an Großpapa gerichtet, und seiner Antwort darauf! Er bezeichnete die Frau, mit welcher mein Vater sein letztes Lebensjahr zugebracht, als eine ihm zuvor schon bekannte Abenteurerin zweifelhaftester Abkunft, eine Protestantin, die seinen Beistand nur abgewiesen, damit sie nicht behindert würde, das Kind in ihrem Ketzerglauben zu erziehen, eine Frau, die übrigens in relativem Wohlstande zurückgeblieben sei. Was wir selbst über Siegmund's Mutter erfuhren, widerspricht solcher verächtlichen Schilderung. Der allgemein geachtete Capellmeister, welcher sie seit vielen Jahren kennt, bezeichnet sie als eine vornehme Persönlichkeit — und ferner; keine Abenteurerin erzieht einen Sohn wie diesen jungen Riedegg. Auch ich traue Keinem unseres Geschlechtes hinterlistiges Verbrechen zu, doch halte ich für möglich, daß Großpapa eine geheime Ehe wie diese als nicht gültig betrachtete und sich deshalb für berechtigt hielt, aus eigener Machtvollkommenheit zu vernichten, was an darauf bezüglichen Documenten in seine Gewalt gerieth. Wäre das aber geschehen, Hans, welche schreiende Ungerechtigkeit hätten die Wehrlosen so viele Jahre hindurch erlitten! Ich finde keine Ruhe, bis diese Sache aufgeklärt ist, und danke Dir, daß Du mir gestattest, in meinem Sinne zu handeln."

Während die Gatten beschäftigt waren, die Schriften an ihren Platz zurückzulegen, meldete ein Diener die Anfahrt des Herrn Anwalt Brenner, der seine Aufwartung zu machen wünschte. Graf Seeon befahl, den Gast herein zu führen.

Wenige Minuten später stand der juristische Vertreter Genoveva's dem gräflich Seeon'schen Ehepaare gegenüber — ein Mann von discreter Haltung, aber geistfrischen Zügen.

„Gestatten Sie," sagte er nach einer kurzen gegenseitigen Vorstellung, „daß ich vor Allem einen schwerwiegenden Irrthum berichtige, der nach allem Vorhergegangenen wohl Entschuldigung verdient. Meine Clientin hatte jeden Grund anzunehmen, daß die Zeugnisse der Trauung und Taufe, von denen sie bestimmt wußte, daß Graf Meinhard sie bei seiner Abreise von der Moosburg mit sich genommen, zur Zeit seines baldigen Todes hier auf Schloß Riedegg zurückgeblieben sein müßten. Dem war nicht so. Ich befinde mich heute in der glücklichen Lage, diese Documente vorlegen und den Herrschaften zur eigenen Prüfung übergeben zu können."

Er entnahm seinem Portefeuille zwei gestempelte Bogen und reichte dieselben dem Grafen.

„Nur eine kurze Darlegung," fuhr er fort, „bitte ich mir zu erlauben. Unter den nachgelassenen Schriften des Grafen Meinhard fand sich die Adresse des Bürgermeisters von B., eines Ihnen kaum bekannten Landstädtchens, welche mir nicht aufgefallen sein würde, wären derselben nicht einige Chiffern beigefügt gewesen. Da nichts unberücksichtigt bleiben darf, wo man mit Unaufgeklärtem zu thun hat, schrieb ich diesem Herrn, um zu erfahren, in welcher Beziehung er zu Graf Meinhard gestanden und wann er diesen zuletzt gesprochen. Die Antwort, daß Beide Universitätsgenossen gewesen und der Bürgermeister mit dem Grafen im Juni 1844, also kurz vor dessen Ende, zusammengetroffen, erschien wichtig genug, mich zu veranlassen, auf der Reise hierher dort vorzusprechen. Die Fährte erwies sich als werthvoll. Der Graf hat, ehe er damals nach Riedegg kam, der Obhut dieses alten Studienfreundes ein versiegeltes Päckchen an-

vertraut, ohne über dessen Inhalt anderes zu äußern, als daß es Wichtiges enthalte und nur ihm persönlich oder auf Vorzeigen der darauf vermerkten Chiffern ausgehändigt werden dürfe. Der Bürgermeister, ein pedantisch gewissenhafter Mann, erfuhr zwar durch die Zeitungen den bald darauf eingetretenen Todesfall, behielt aber in seiner vorsichtigen, accuraten Weise das Depot unter Verschluß. Angesichts der in meiner Hand befindlichen Chiffern machte er indessen keine Schwierigkeit, es mir zuzustellen. Kraft der mir von Gräfin Genoveva Riedegg ausgestellten Vollmacht eröffnete ich das Päckchen. Der Inhalt liegt in Ihren Händen."

Noch unter dem Eindrucke der gewichtigen Mittheilung nahm Ottilie die vor ihr liegende Brieftasche ihres Vaters, blätterte darin und bezeichnete den beiden Herren eine dort eingeschriebene Zeile. Die eben genannte Adresse und die Chiffern waren hier gleichfalls vermerkt.

„Mein Mann kennt meine Ansichten," sagte sie, „ich überlasse ihm, sich über die Lage zu äußern, in der wir und meines Vaters Hinterlassene uns befinden."

„Angesichts dieser Zeugnisse und persönlich gewonnener Anschauungen sind wir bereit, die Rechte anzuerkennen, welche Sie, Herr Anwalt, vertreten," sagte nunmehr Graf Seeon. „Theilen Sie dies der Wittwe meines Schwiegervaters gütigst mit! Wir werden uns mit deren uns bekanntem Sohne persönlich verständigen. Mit Genugthuung hebe ich hervor, daß der Großvater meiner Frau diesem Dilemma vorwurfsfrei gegenüberstand. Wir haben den Beweis in Händen, daß ihm die bewußten Papiere niemals vorgelegt wurden. Das herbe Loos, welches Graf Meinhard's zweite Frau und sein Sohn erlitten, fällt somit auf ein unglückseliges Geschick zurück. Sie, Herr Anwalt, geben uns hoffentlich die Ehre, auf Riedegg Nachtquartier zu nehmen."

Der Anwalt entschuldigte sein Ablehnen der gebotenen Gastfreundschaft mit der Nothwendigkeit baldiger Rückkehr in seine Kanzlei. Der Wagen, welcher ihn von Brixen hierher gebracht, stand noch angespannt — er benutzte ihn sofort zur Rückreise. — — —

Das Ehepaar Seeon blieb unter lebhaften Gesprächen noch bis tief in die Nacht hinein wach. Der Graf betonte die Nothwendigkeit, sich Genoveva gegenüber, deren früheres Leben man nicht kannte, zunächst reservirt zu verhalten, stimmte aber dem Wunsche seiner Frau, Siegmund mit Herzlichkeit entgegenzukommen, gern zu. Heute erwähnte Ottilie auch zum ersten Male der Neigung zwischen Margarita und Siegmund, deren Wachsen sie beobachtet und zu dämpfen unternommen; der Eindruck, den diese seltsame Wendung der Dinge auf ihr Kind machen würde, beschäftigte die Eltern in nicht geringem Maße.

Margarita weilte noch unter dem Schutze der Tante in S. Ihren Briefen fehlte die ihr eigene Frische; sie sprachen eine fast schwermüthige Sehnsucht nach den Eltern aus. Nun wollten diese auch mit der Rückkehr nicht zögern; denn momentan hielt sie nichts mehr auf Riedegg fest. So wurde also der Aufbruch für den folgenden Morgen bestimmt und ausgeführt.

In S. angekommen, erfuhr Ottilie, daß Siegmund abwesend sei und daß er um seinen Abschied nachgesucht habe, und wenige Tage darauf traf die Antwort Genoveva's auf den ritterlichen Brief ein, den Graf Seeon noch von Riedegg aus an sie geschrieben und den seine Frau mit unterzeichnet hatte. Er enthielt nur wenige an Ottilie gerichtete Zeilen:

„Frau Gräfin!

Die würdige Weise, mit welcher Sie und Ihr Gemahl sich bereit erklären, mir und meinem Sohne gerecht zu werden, verpflichtet mich Ihnen zu Dank. Ich war es meinem verstorbenen Gatten schuldig, an die Stelle zu treten, welche er uns eingeräumt, aber was mich betrifft, so werde ich mein Recht nicht in Anspruch nehmen; denn ich bin krank und auf Zurückgezogenheit angewiesen. Mein Sohn hat mir die Erklärung zugehen lassen, daß er niemals darein willigen würde, das Erbe seines Vaters anzutreten, und ein zwischen uns bestehender Conflict verbietet mir jede Meinungsäußerung gegen ihn. Ihnen, seiner Halbschwester, sei es überlassen, ob Sie ihn in diesem Punkte umstimmen wollen und können.

In Verehrung

Genoveva Riedegg."

Diese Zeilen, welche Graf Seeon's lebhaftes Interesse weckten, erschütterten Ottilie sehr. Sie schrieb noch in derselben Stunde an Siegmund, dessen Verweilen auf der Moosburg sie inzwischen durch Friesack's erfahren, und sie schrieb bewegter, als sie es sonst zu thun pflegte:

„Mein junger Freund! So will ich Sie heute nennen, Siegmund; denn so kennen wir uns. Noch ist uns Beiden wohl die Vorstellung zu neu, uns als Kinder des gleichen Vaters zu denken. Im Namen dieses Vaters, den von uns Beiden nur ich kannte und liebte, reiche ich Ihnen aber die Hand und sage: Sei mir willkommen! Ich ehre das Zartgefühl, welches Sie in diesem Moment fern hält. Menschliches Recht steht aber noch über feinem Empfinden — wir gehören fortan zusammen, und ich wünsche, Ihnen dies Auge in Auge zu sagen. Wir erwarten Sie hier, und bald, mein Mann und ich.

Ottilie."

Erst nachdem dieser Brief abgesendet, theilte Ottilie ihrer Tochter Alles mit, was sich auf die merkwürdigen Erlebnisse dieser letzten Wochen bezog. Die Besorgniß, das Kind, welches so blaß und still, so ganz verändert umherging, allzu sehr zu erregen, hatte die Eltern vorerst über Begebenheiten schweigen lassen, die bei der gegen Siegmund aufgetauchten Verstimmung eine unerfreuliche Wendung zu nehmen drohten. Nun, wo der junge Verwandte mit jedem nächsten Tage erwartet werden konnte und in reinem Lichte dastand, mußte die Tochter des Hauses erfahren, was dieses Haus so nahe anging, und zur Verwunderung der Mutter nahm Margarita die Kunde durchaus nicht als etwas Außerordentliches auf.

Man wartete mehrere Tage lang auf das Eintreffen Siegmund's, aber vergebens; denn statt seiner kam ein Brief. Als der Bote ihn brachte, saß Margarita mit ihren Eltern am Frühstückstisch. „Von Siegmund!" sagte Ottilie und übersah, während sie das Couvert öffnete, daß ihres Kindes Wangen so weiß wurden, wie ihr Morgenkleid.

Die Stirn der Gräfin bewölkte sich, während sie las. Als sie zu Ende war, reichte sie ihrem Manne schweigend den Brief hinüber.

„Bitte!" sagte Margarita ganz leise.

Graf Seeon warf einen Blick auf sie; dann begann er, ohne das Blatt vorher durchflogen zu haben, laut vorzulesen:

„Haben Sie tiefen Dank für jedes Wort Ihres Briefes, verehrteste Frau! Ihnen nahe zu stehen, die ich liebe und verehre, ist mir ein theures Recht. Aber zu Ihnen kommen kann ich nicht. Erlassen Sie es mir mit ausdrücklichen Worten zu sagen, warum ich es nicht kann! Es besteht ein Verhängniß, dem ich unterworfen bleibe, schuldlos, doch mit betroffen. Der stolze Name unseres Vaters hebt den, der ihn trägt, an eine Stelle, wo er von Vielen gesehen wird, ich aber muß im Schatten stehen. Es gab eine Zeit, wo es mir nicht genügend erschien, als Glied eines großen Ganzen zu wirken. Heut erscheint mir gerade Das als mein einziger Lebenszweck, als eine Aufgabe, in deren Lösung ein schwer Betroffener sich ausheilen kann: Meine Absicht ist, mich zur Musik zurückzuwenden und ihr treu zu dienen mit Allem, was ich bin und habe.

Kann es Ihr Rechtsgefühl beruhigen, mir eine bescheidene Rente zu bestimmen, die mich vor Sorgen und Zufällen schützt, so finden Sie mich willig — im Uebrigen gönnen Sie mir, was ich bedarf, wenn ich weiter leben soll: Verborgenheit! Segen über Ihr Haus!

Siegmund Riedegg."

„Was ist da vorgefallen?" fragte der Graf ernst, als er zum Schlusse gekommen. „Obgleich noch sehr jung, ist Riedegg doch kein Phantast. Ihn muß Schweres betroffen haben, ich bin aber kein Freund von Räthseln, noch viel weniger von unnatürlicher Resignation."

„Der Brief seiner Mutter sprach von einem Conflict zwischen ihr und ihm," erwiderte Ottilie nachdenklich. „Diese neue Wendung stellt uns vor ein Räthsel."

Margarita war leise aufgestanden, kniete vor ihrer Mutter nieder und stützte beide Arme auf deren Schooß.

„Liebe Mama," bat sie innig, „wir müssen zu ihm. Ihr seht ja doch, wie unglücklich er ist." Sie stockte einen Augenblick und stieß dann erröthend und in abgebrochenen Sätzen hervor, was sie innerlich bewegte: „Ich muß Euch Alles sagen: Er hat —

mich lieb — o, ich habe das immer gewußt. Als er Abschied nahm, sagte er es mir selbst, nicht mit deutlichen Worten, aber ich verstand seine Meinung, und auch, daß Du, Mama — daß Du ihm verboten hast — sich mir zu nähern. Verzeih' — daß ich — ihm sagte — ich, ich wäre treu!"

Sie barg ihren Kopf. Niemand sprach ein Wort, während Ottiliens Hand auf den braunen Flechten des Kindes ruhte.

„Vielleicht wäre so das Beste gefunden," sagte Graf Seeon aus tiefem Nachdenken heraus. „Ueberlegen wir!"

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Der protestantische Reformverein. Am 17. April 1879 war es, als in Berlin in einer vertraulichen Versammlung von siebenundzwanzig freisinnigen Männern die Gründung eines „Protestantischen Reformvereins" beschlossen wurde. Es war die höchste Zeit; denn die erste ordentliche Generalsynode der evangelischen Landeskirche, auf welcher die orthodoxe Partei die entscheidende Majorität besaß, sollte demnächst eröffnet werden, und wenn sich auch keine Aussicht eröffnete, die Angriffe einer unduldsamen Hierarchie auf die Freiheit der wissenschaftlichen Theologie abzuwehren und Eingriffe in die Gewissensfreiheit durch Kirchenzuchtgesetze zu verhindern, so war doch wieder ein Banner aufgepflanzt, um welches sich alle Diejenigen, welche dem verknöcherten Kirchenglauben fremd gegenüberstehen, zu einem energischeren Widerstande gegen das Hereinbrechen der kirchlichen Reaction schaaren konnten, als es bisher möglich war.

Der „Protestantische Reformverein", welcher gewissermaßen den secessionistischen und fortschrittlichen Flügel innerhalb der protestantischen Kirche repräsentirt, erkor zunächst den Prediger Dr. Kalthoff, den unerschrockenen märkischen Kämpfer für Religionsfreiheit (unsern Lesern aus den geistreichen Artikeln „Der Culturkampf in der protestantischen Kirche", vergl. Nr. 17, 20, 24 d. J., bekannt) zu seinem Diaconus, richtete in dem Concertsaale der Reichshalle einen regelmäßigen sonntäglichen Gottesdienst ein und veranstaltete zahlreiche Wanderversammlungen in den verschiedenen Stadttheilen Berlins. In allen diesen Versammlungen und in zahlreichen Broschüren vertritt der Reformverein die Grundsätze der Glaubens- und Gewissensfreiheit und die Rechte der Gemeinde gegenüber den Kirchenbehörden und Synoden. Gleichzeitig bekämpft er den religiösen und kirchlichen Indifferentismus, indem er den Sinn für die religiösen und sittlichen Ideale zu wecken sucht.

Mit den freisinnigen Elementen der übrigen Religionsgesellschaften sucht der Reformverein freundschaftliche Beziehungen zu unterhalten und ist bemüht, die gegenseitige Achtung und Werthschätzung unter den Confessionen zu fördern, indem er von der Ueberzeugung ausgeht, daß die historischen Eigenthümlichkeiten, durch welche die Confessionen sich unterscheiden, ein gemeinsames Arbeiten an den humanen Aufgaben der Religion nicht hindern, und daß das Wahre der Religion in der Gesinnung, nicht aber in den dogmatischen Vorstellungen und kirchlichen Ceremonien zu suchen sei; daneben hält der Verein daran fest, daß eine gesunde Weiterentwickelung des kirchlichen Lebens nur möglich sei auf der Grundlage des historisch Gegebenen. Er tritt deshalb ebensowenig aus der Landeskirche, wie er den Zusammenhang mit der religiösen Ueberlieferung abbricht, für die er nur die volle Freiheit der Kritik fordert. Die Grundsätze des Vereins sind in einem Programm zusammengefaßt, welches seiner Zeit auch die „Gartenlaube" (vergl. „Blätter und Blüthen" von Nr. 11 d. J.) zum Abdruck gebracht hat.

Das Berliner Consistorium nahm selbstverständlich von Anfang an eine feindliche Stellung gegenüber dem Vereine ein. Es versuchte wiederholt, wenn auch vergeblich, die Mitglieder des Reformvereins von den kirchlichen Gemeinde-Aemtern auszuschließen und drohte sogar einem Geistlichen, der dem Vereine beigetreten war, mit Amtsentsetzung, wie auch eine Petition, welche der Reformverein an die Generalsynode um Abänderung des Ordinationseides der Geistlichen richtete, abschlägig beschieden wurde.

Trotz der Ungunst der Zeit findet der Reformverein in liberalen Kreisen immer mehr Sympathie, und wenn auch seine Mitgliederzahl nicht weit über zweihundert hinaus geht, so hat er doch außerhalb des Kreises seiner unmittelbaren Angehörigen sich viele thätige Freunde erworben. Auch besteht in Berlin ein Frauenverein, der in Frauenkreisen die Grundsätze des Reformvereins zu vertreten und auszubreiten sucht, und außerdem in Züllichau und Umgegend ein etwa hundert Mitglieder zählender Zweigverein.

Der Vorsitzende des Hauptvereins ist gegenwärtig Dr. med. Greve in Tempelhof bei Berlin. Mit Beginn dieses Jahres hat der Reformverein ein eigenes Organ erscheinen lassen, das „Correspondenzblatt für kirchliche Reform", aber zu einer ausgedehnteren Thätigkeit bedürfte er noch bedeutender Geldmittel, die ihn in den Stand setzten, auch in den Provinzen Gesinnungsgenossen zu sammeln und die Theilnahme für die Reformbewegung zu wecken. Wir zweifeln indeß nicht, daß diese Bewegung trotz ihrer unscheinbaren Anfänge den Sieg erringen wird; denn ihr Ziel ist das gemeinsame Ziel jedes wahren kirchlichen Fortschritts: die Beseitigung der Hierarchie, des unfehlbaren Autoritätsglaubens in der evangelischen Landeskirche und die Herbeiführung einer auf echter Religiosität basirenden, die individuelle Gewissensfreiheit wahrenden, freien Gemeindekirche, also die Rückkehr zu der allein wahren Grundlage des Protestantismus.

Zuversichtlich sehen wir dem Siege der Idee entgegen, welcher der „Protestantische Reformverein" dient, dazu bedarf es aber in weitesten Kreisen der Beherzigung jener Worte, mit welchen Dr. Kalthoff unsere Artikel über die protestantische Kirche im Culturkampf schließt, der Worte:

„Der Protestantismus ist verloren, sobald er im Geringsten zurückweicht und mit der Unwahrheit, der Unfreiheit gemeinsame Sache macht. Er wird siegen, sobald er sich rückhaltlos hingiebt an die Sache der Wahrheit, der Freiheit, der Menschlichkeit. Er wird siegen, nicht durch Polizeischutz und hohe Gönnerschaft, sondern durch das schlichte unverdorbene Gewissen des deutschen Volkes."

Eine deutsche Geschichte der vierziger, fünfziger und sechsziger Jahre. Wer das deutsche politische Leben der Gegenwart mit seinen mannigfachen Kämpfen und Bestrebungen richtig verstehen will, der muß sich vor Allem mit der Vorgeschichte des neuen deutschen Reiches bekannt machen, muß sich über die Schwierigkeiten unterrichten, mit denen die Wiedererweckung des nationalen Gedankens zu kämpfen hatte, und sich die Hemmnisse vergegenwärtigen, die der Wiedergeburt des Reiches sich allerwärts entgegenstellten. Zu einer solchen Information fehlte es aber bisher an einem klaren und unparteiischen Buche, und so ist es denn sehr erfreulich, daß der geistvolle Historiker Karl Biedermann, der Verfasser des ausgezeichneten Werkes „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert", es unternommen hat, uns ein Bild jener denkwürdigen Zeit zu entwerfen. Er ist dazu berufen, wie wohl kaum noch einer unserer jetzt lebenden Historiker, und mit Recht darf er daher auch in dem Vorworte sagen:

„Ich habe es als einen glücklichen Umstand für diese meine Arbeit zu betrachten, daß ich den wichtigsten Begebenheiten und einem sehr großen Theile der hervorragendsten Persönlichkeiten aus der Epoche, welche ich schildere, unmittelbar nahe gestanden, daß ich in mannigfaltiger thätiger Antheilnahme am öffentlichen Leben Gelegenheit gehabt habe, vieles selbst zu erfahren und zu beobachten, anderes wenigstens aus sicherer Hand übermittelt zu erhalten." — Das empfehlenswerthe Werk wird unter dem Titel „Dreißig Jahre deutscher Geschichte. Von der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's des Vierten bis zur Aufrichtung des neuen deutschen Kaiserthums. Mit einem Rückblick auf die Zeit von 1815 bis 1840" im Verlage von S. Schottländer in Breslau erscheinen. Zur Zeit liegt erst die erste Hälfte der Lieferung 1 vor, aber wir halten es für unsere Pflicht, schon jetzt die Blicke des deutschen Lesepublicums auf das verdienstvolle Biedermann'sche Unternehmen hiermit hinzulenken.

Die Zillerthaler im Riesengebirge. Unser Artikel „Riesengebirgsbilder" (vergl. Nr. 41 unseres Blattes) spricht sich über die wirthschaftlichen Verhältnisse der von König Friedrich Wilhelm dem Dritten begründeten Tiroler Colonie Zillerthal in abfälliger Weise aus. Wie wir nun von sachverständiger Seite erfahren, beruht jenes absprechende Urtheil unseres Berichterstatters zu unserem Bedauern auf ungenauen Informationen und ist daher einer Berichtigung bedürftig. Wir erachten uns daher zu der Erklärung verpflichtet, daß sich die Tiroler im Zillerthal in wirthschaftlicher, wie in jeder anderen Beziehung der königlichen Gastfreundschaft durchaus würdig gezeigt haben, und wünschen von Herzen, daß ihre Colonie nach wie vor blühe und gedeihe.

D. Red.

Kleiner Briefkasten.

Ein Deutscher in Wien. Sie sind ein sonderbarer Schwärmer. Da gießen Sie ein ganzes Füllhorn von Anklagen und Beschuldigungen der empfindlichsten Art über uns aus und füllen damit nicht weniger als drei enggeschriebene Briefseiten — aber mit keinem einzigen Worte führen Sie für diese mit vollen Pausbacken uns in's Gesicht posaunten Vorwürfe einen Beweis, einen Beleg, ein Beispiel an. Das kennzeichnet neben der zaghaften Anonymität, in welche Sie sich zu hüllen belieben, zur Genüge die hinfällige Gedankenlosigkeit Ihrer wortreichen Anklage. Wollen Sie indessen Ihre heißspornigen Behauptungen ernsthaft vertreten — gut, so erscheinen Sie auf's Neue auf dem Plane, aber mit dem offenen Visire eines ehrlichen Mannes und — mit stichhaltigen Gründen!

Ch. D. in Gr. B. Genauere Mittheilungen über Karlsbad, über Saisonleben, Landesart und Landschaft dieses Weltbades, finden Sie in dem frisch geschriebenen Essay unseres Mitarbeiters Fr. Wernick, welcher die erste Lieferung des bei Edwin Schloemp in Leipzig im Erscheinen begriffenen illustrirten Werkes „Bäder und Sommerfrischen, Lebens- und Landschaftsbilder von den beliebtesten Curorten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz" bildet.

Adresse des Herrn O. v. C. Wiederholen Sie gütigst die Anfrage unter Angabe Ihres vollen Namens!

M. G. in Tilsit. Die „Gartenlaube" kennt keinen Autoritätsglauben und weiß das Gute zu schätzen, von wo es ihr auch kommen möge. Senden Sie also getrost!

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



№ 47. 1881.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von **Ernst Keil** 1853.

Wöchentlich $1^1/_2$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Ein Friedensstörer.

Erzählung von **Victor Blüthgen**.

(Fortsetzung.)

5.

Curt fuhr am nächsten Tage doch nicht gleich nach Demmin. Irgend eine heimliche Macht zwang ihn, auf etwas Anderes zu denken, was etwa geeignet war, den Onkel wirksamer zu beeinflussen, als dies Herrn von Pannewitz gelungen. Der Jurist und Mann des strengen Gesetzes wurde plötzlich von Scrupeln der Weichherzigkeit geplagt, über die er sich gegen Anne-Marie so wegwerfend geäußert.

Er besann sich, daß der Landrath des Kreises, Herr von Wedel auf Vornitz, der Vorgesetzte des Onkels in dessen Eigenschaft als Ortsobrigkeit von Pelchow, ein alter Freund der Familie war. Zu diesem fuhr er, setzte ihm die Verhältnisse aus einander und bat um sein persönliches Eingreifen. Ihn müsse der Onkel anhören; ihm werde er auch glauben, wenn er ihm die Consequenzen seiner Halsstarrigkeit klar mache.

„Vielleicht, und sicher zum Vortheil des Gelingens, erinnern Sie ihn auch an das Schicksal meiner Cousine Lebzow, die er bei sich hat und für die er eine große Vorliebe empfindet.“

Herr von Wedel ließ anspannen und fuhr sofort mit Curt nach Pelchow, während Jochen mit dem Pelchower Fuhrwerk in Vornitz verblieb. Der Baron war ausgeritten, und man griff den ersten besten Mann auf, um ihn durch diesen auf den Hof bitten zu lassen. In der Zwischenzeit unterhielt sich der Landrath mit Anne-Marie.

Curt ging im Garten mit Beiden auf und ab, froh, daß die Wege meist zu schmal waren, als daß er auf einer Linie mit ihnen hätte gehen können. Nur zuweilen wandte der Landrath den Kopf ein wenig und zog ihn zu ein paar flüchtigen Bemerkungen heran. Es schien ihm, als seien Anne-Marien's bittere Klagen, wie sehr dem Onkel der Wechsel der Verhältnisse auf dem Gute nahe gehe, an seine Adresse gerichtet, und einmal war's ihm sogar, als hätte das braune Auge, welches ihr Profil ihm zeigte, mit raschem Seitenblicke sein Gesicht gestreift. Uebrigens hatte sie andere Toilette gemacht; das mattgrüne Kleid mit weißem Spitzenbesatze erschien für die ländliche Umgebung vielleicht etwas zu anspruchsvoll, aber es stand ihr gut.

Endlich ließ Hufschlag jenseits der Mauer die Ankunft des Barons vermuthen.

„Erlauben Sie mir, daß ich Sie zu ihm führe, Herr Landrath!“ sagte Anne-Marie hastig; „Sie müssen ohnehin durch mein Zimmer gehen. Onkel hat die seltsame Angewohnheit, durch's Fenster zu steigen, und ist nicht zu bewegen, sich einen besondern Eingang herstellen zu lassen.“

„Das kenne ich von früher her, liebes Kind; damals war überhaupt nicht anders zu ihm zu gelangen. Auf Wiedersehen, Herr von Boddin — ich gehe wohl klüger ohne Sie. Ich hoffe das Beste.“

Der Baron war in sehr übler Laune angelangt; denn er ahnte den Zweck dieses Besuches. Er war inzwischen bereits durch sein Fenster gestiegen und empfing den Landrath mit mürrischem Gesichte, was dieser indeß nicht zu bemerken schien.

„Lieber Boddin,“ setzte er gemüthlich und doch theilnahmsvoll von einem Stuhle her aus einander, den er sich herangezogen, „hier hilft kein Zittern vor'm Frost; Sie haben die Wahl: entweder Sie überliefern Ihrem Neffen das Gut und bleiben in aller Gemüthsruhe hier, oder Sie lassen sich von der Polizei einsperren und vielleicht einen Theil Ihrer Leute mit, leben viel, viel kümmerlicher in einem kleinen Neste und ziehen das Geschick Ihrer liebenswürdigen Nichte mit in diese Misère hinein.“

„Das ist aber eine offenbare Ungerechtigkeit,“ murrte der alte Herr aufgeregt, und die kleinen wässerigen Augen sahen aus, als ob sie die Absicht hätten, auf den Landrath zu springen. „Das ist mein Gut, und ich hätte die verdammten Juden auch bezahlt. Und das will ich mit meinen Leuten schon zwingen, daß mich keine Polizei hier wegholt. Soldaten schicken sie mir doch wohl nicht her.“

„Warum nicht, lieber Freund? Die können Sie in drei Tagen hier haben, wenn Sie's darauf ablegen.“

Der Alte brummte wie eine knurrende Dogge vor sich hin.

„Wie lange können sie mich denn einspunden?“

„Je nachdem, Bester; ein paar Monate, auch ein paar Jahre, wie Sie's haben wollen. Machen Sie sich keine Flausen vor, und stellen Sie sich vor die nackte Thatsache!“

In finsterem Nachsinnen brach der Widerstand des Barons.

„Dann hol's der Teufel! Meinetwegen will ich dem Kerl die Papiere alle geben, die ich habe; damit mag er machen was er Lust hat. Aber ärgern kann ich ihn doch, Landrath — wie?“

„Wenn Sie in den Grenzen des Gesetzes bleiben, ohne Zweifel. Ich rathe Ihnen indessen nicht dazu, alter Freund; denn es könnte Ihrem Neffen eines Tages einfallen, das Gut nicht nur allein bewirthschaften, sondern auch allein bewohnen zu wollen.“

„Das soll er nur thun; er soll seinen alten Vatersbruder nur aus seinem ererbten Hause 'rauswerfen! Muß ich ihm die Tagelöhner auch übergeben, Landrath?“

„Soweit sie in festem Contract zum Gut stehen und nicht freie Arbeiter sind, ja. Ich denke aber, daß auch diese Arbeiter

hier in Häusern wohnen, welche Gutseigenthum sind; natürlich unter der Bedingung, daß sie für das Gut arbeiten. Weigern sie sich, weiter zu arbeiten, so entzieht man ihnen einfach die Wohnung."

„Sonst passirt ihnen weiter nichts?" fragte der Baron mit gespanntem Seitenblick.

„Ich denke, das wäre genug."

„Nein, das reicht nicht," meinte der Alte trocken. „Dat is 'n Spaß, sägt Maaß." Und er lachte einen Augenblick kurz auf, aber es war ein zorniges Lachen.

„Ich kann Ihnen nur rathen: ordnen Sie die Sache in Gutem, Boddin!"

„Na adschüs, Landrath! Nun ist's mir leichter um das Herz."

Die beiden Männer waren aufgestanden und schüttelten einander die Hände. Während der Landrath im Nebenzimmer noch ein paar freundliche Worte zu Anne-Marie sprach, ihr das tröstliche Resultat mittheilte und ihr zuredete, zu thun, was sie könne, um den Onkel von Plänen gegen Curt abzubringen, blieb der Baron zurück und begann sofort sein Schreibpult auszukramen. Die Abfahrt des Wagens störte ihn.

„Na, er will ja doch wohl nach Demmin, weil er Jochen in Bornitz gelassen hat," sagte er, überrascht zum Fenster hinausblickend, „da fährt er ja wieder mit dem Landrath ab."

Er sah den Wagen im Thore verschwinden. Auf dem Steinpflaster vor dem Fenster lag faul der Bernhardiner, hatte den Kopf ein wenig erhoben und schaute gleichfalls hinterdrein.

„Faß, Dana!" zischte der alte Herr unwillkürlich zwischen den Zähnen. Dann hörte er hinter sich die Thür gehen und Anne-Marie's Kleid rascheln.

„Ich habe es nun doch gethan, mein liebes Anne-Mariekem," meinte er gedrückt. „Du kannst mir mal helfen, die Schreiberei für die Pogge auszusuchen; Du machst das fixer als ich." — — —

Curt war froh über die glückliche Lösung; selbst die Andeutungen des Landraths wegen drohender weiterer Schwierigkeiten vermochten nicht, ihm die Freude zu verkümmern. Aergern mochte ihn der Onkel soviel er wollte, wenigstens war ihm eine ersprießliche Thätigkeit, vor Allem die Erfüllung der übernommenen Pflicht seiner Meinung nach gesichert. Er hatte es so eilig, sich in die Arbeit zu stürzen, daß er es ausschlug, die Nacht auf Bornitz zu verweilen, und direct nach Demmin weiter fuhr, um im Verlaufe des nächsten Tages möglichst viel besorgen zu können.

Am liebsten wäre er den folgenden Abend schon wieder in Pelchow gewesen. Eine Unruhe, die er selbst nicht recht begriff, plagte ihn, und hinter der Unruhe stand das dürftige, ungastliche Gutshaus von Pelchow wie eine Heimath des Friedens. Und doch war jene Unruhe etwas Wohlthuendes, wie es der kühle, in sich abgeschlossene Mann noch nie empfunden.

Er hatte keine Ahnung, daß in seiner Abwesenheit zu Pelchow Minen gegen ihn gelegt wurden, indeß er selbst für den Ort wie für eine ferne Heimath zu fühlen begann.

Der Baron hatte mit Anne-Marie alles zusammengesucht und geordnet, was sich an Actenmaterial vorfand. Das junge Mädchen war mit großer Sorgfalt und Accuratesse verfahren; da lagen gesondert die Papiere, welche Gutsangelegenheiten betrafen, dort alles, was mit der an die Gutsherrschaft geknüpften amtlichen Befugniß zusammenhing; jeder Stoß wieder mehrfach in sich geschieden und das Verwandte mit Band umschlungen und mit einem Zettel versehen, welcher den Inhalt angab. Anne-Marie schrieb die Notizen mit ihrer klaren, hübschen Handschrift. Der Baron saß zuletzt nur auf dem Kanapee oder er ging in der Stube auf und ab, Auskunft gebend und dazu in Pausen eine kurze Jagdpfeife rauchend. Bis in die Nacht hinein dauerte die Arbeit; denn wie Kraut und Rüben hatte alles durch einander gelegen; die ganze Schreiberei war dem alten Herrn ein Gräuel, und schon seit lange hatte Anne-Marie ihm helfen müssen. Manches Werk von ihrer Kinderhand fand sie jetzt wieder, das sie mit stillem Lächeln betrachtete.

In später Stunde näherte sich der Baron dem Fenster.

„Geh mal in Deine Stube, Döchting," sagte er. „Ich will hier was Luft herein lassen, daß Du nicht den Husten kriegst von dem Tabaksrauch. Du sollst mir nicht zu Schaden kommen. Nimm die Lampe mit 'rüber! Ich muß 'raussteigen; denn ich erinnere mich eben, daß ich was vergessen habe, was ich noch besorgen muß."

Anne-Marie sah ihm befremdet zu, wie er das Fenster aufschob und hinausstieg.

„Setze doch Deine Mütze auf, Onkel! Es ist kalt draußen."

„Laß nur, Döchting, ich gehe blos um das Haus zu den Knechten."

Er stand draußen, zog wieder schnaufend die Luft ein, wie er gern that, und blickte in den klaren Sternenhimmel. Ein kühler Nachthauch wehte; es war so still; nur in irgend einer Hundehütte rasselte eine Kette und im Stalle brummte eine Kuh. Endlich seufzte er tief auf und begab sich zu der anderen Seite des Hauses, wo er hart an den Laden eines zur Knechtestube gehörigen Fensters klopfte.

„He, Leute! Kukt mal 'raus!"

Nach wiederholtem Pochen und Rufen klirrte endlich das Fenster, und hinter dem geöffneten Laden kam ein Gesicht zum Vorschein.

„Mein Sohn, bist Du auch munter, daß Du ordentlich hörst, was ich hier rede?"

„Ja wohl, Herr!"

„Na, dann sag mal morgen früh zu Drewes, wenn er kommt, daß ihr morgen nicht zu arbeiten braucht. Klock sieben soll alles, was auf dem Gute arbeitet, ausgenommen den Schulmeister und die aus dem Armenhause, sich vor meinem Fenster versammeln, indem daß ich eine Ansprache an sie halten will. Hast Du mich verstanden, mein Sohn?"

„Ja wohl, Herr!"

„Nun siehst Du, mein Sohn, nun lege Dich wieder hin!"

Der Laden schloß sich, und der Baron ging langsam zu seinem Fenster zurück. Noch einmal blieb er stehen und sah zum Himmel auf. Der Orion blitzte in voller Pracht; da, höher über das Gut hin, zog sich der weißliche flimmernde Streifen der Milchstraße. Es schwamm ihm vor den Augen.

„Herrgott," sagte er halblaut mit zitternder Stimme, „das hast Du mir nun anthun können, und ich habe Dir doch nichts zu Leide gethan."

Damit stieg er in seine Stube und ließ das Fenster herunter. Anne-Marie kam mit der Lampe.

„Willst Du nicht zu Bette gehen, lieber Onkel?" fragte sie weich. „Es ist schon spät."

„Sieh erst mal zu, Anne-Marieken, ob Dürten noch auf ist! Sie soll das Zeug da Alles in die Eßstube schaffen; denn nun mag ich damit nichts mehr zu thun haben."

Dürten flickte und stopfte noch. Nach ein paar Gängen war durch sie und das junge Mädchen die Umräumung bewirkt. Als Anne-Marie zuletzt zurückkehrte, brannte einsam die Lampe auf dem Tische und beschien den kraushaarig grauen Kopf des alten Herrn, den er in die aufgelegten Arme vergraben hatte. Anne-Marie erschrak; denn auf die Frage, ob ihm etwas fehle, rührte er sich nicht. Rasch trat sie näher und hörte einen tiefen zitternden Athemzug; da legte sie die weichen vollen Mädchenarme um den armen Baron und streichelte ihn mit der einen Hand so sanft über den Kopf und sagte:

„Mein guter armer Onkel!"

Langsam richtete sich der Alte auf. In dem fast burlesken Gesichte zuckte und bebte es, und das gewaltsame Vorschieben der Lippen und die gerunzelten Brauen bekundeten äußerste Anstrengung, die Herrschaft über sich zu behaupten.

„Siehst Du, liebes Anne-Marieken, nun ist Alles aus — nun bin ich ein armer Mann —"

Ein schmerzliches Stöhnen folgte, und dann ergab sich der Alte dem Uebermaße des Schmerzes; die Thränen quollen ihm reichlich aus den kleinen blinzelnden Augen und liefen die welken Wangen nieder und tropften in das dicke wollene Halstuch darunter.

„Meine Vorfahren haben auf Pelchow gesessen, und ich bin nun der Letzte, und sie haben mich nicht mal ruhig hier sterben lassen, sondern mir mein Erbtheil noch bei Lebzeiten aus den Händen genommen. Das thut mir sehr weh, mein liebes Anne-Marieken; ich glaube, das ist wohl das erste Mal seit meinen Kinderjahren, daß ich weinen muß; Du mußt mir das nicht übel nehmen."

Das junge Mädchen stand neben ihm, hielt seinen Kopf umfaßt und weinte mit, indem sie ihm zärtliche Namen gab wie einem Kinde.

„Du bist aber doch nicht der Letzte, mein guter Onkel; der

Onkel Albrecht in Teterow ist ja auch Deines Vaters Sohn, und der Vetter Curt wird schon so für Dich sorgen, daß Du nicht arm bist."

„Sieh mal, das schmerzt mich, mein Döchting, daß Du so was sagst. Was mein Bruder, der Teterower, ist, den rechne ich gar nicht zur Familie, der ist auf die Hörtjes geschlagen — das sind reiche Holländer, von denen meine Mutter herstammte. Ich habe ihn auch von meiner Jugend her nicht leiden können; denn er ist ein Cujon, der mich immer geärgert hat. Und was seinen Sohn anbetrifft, das ist ein Rindvieh; der hat gar nichts für mich zu sorgen; der hat mir mein Theil auszubezahlen, was mir zukommt. Laß Dich mit dem Kerl nicht ein, Anne-Mariken! Das ist so'n Glattschnacker; der redet Dir was vor, und nachher läßt er Dich sitzen —"

„Aber Onkel," rief Anne-Marie verwirrt, „wie kommst Du auf diese Idee! An so Etwas denkt Keiner von uns Beiden. Er hält mich für ein dummes Dorfmädchen und ich ihn für einen unverschämten Menschen. Wir sind schon ganz zerfallen mit einander, und ich rede kein Wort mit ihm und gehe ihm aus dem Wege, wo ich kann."

Sie trat von dem alten Herrn zurück, der lebhaft aufsprang und, sich mit einem großen rothen Taschentuche über das Gesicht wischend, ein Mal über das andere ausrief:

„Das ist recht, das ist recht, mein Döchting; nein, das ist mir 'ne wahre Herzensfreude. Und nun sollst Du mal sehn, wie wir den Curt ärgern; 'n Spaß wird das. ‚Kumm man ranner!' sägt Zanner. Und morgen früh geht das los."

Er ging mit den klirrenden Sporenstiefeln hin und her, rieb sich die runzligen Hände und hatte die ganze weichmüthige Stimmung überwunden.

„Aber Du nimmst Dich doch in Acht, Onkelchen, daß sie Dir nichts anhaben können?" sagte Anne-Marie ängstlich.

„I wo werd' ich nicht! Geh nur ganz ruhig zu Bett! Du hast Dich heut' etwas übernommen. Steck mal das Licht an, Döchting!"

Noch geraume Zeit hörte ihn Anne-Marie von ihrem Zimmer aus herumwandern und Selbstgespräche halten. Sie stand vor dem Spiegel, ehe sie sich auszukleiden begann, in dem einfachen Kleide, das sie für's Durchstöbern der staubigen Acten statt des eleganteren eingetauscht, und betrachtete sich aufmerksam. Sie lächelte, machte ein ernstes, dann wieder ein hochmüthiges Gesicht, strich sich das strohblonde Haar tiefer in die Stirn und wieder hoch, daß das kleine wilde Gekräusel über der Stirn volle Freiheit erhielt; sie ließ, die Lampe in der Hand, den Schatten so und anders wirken und hielt am längsten an, als er das feine Grübchen im Kinn vertiefte. Alles das geschah nicht kokett, sondern mit prüfender Gewissenhaftigkeit.

„Gott — häßlich bin ich doch eigentlich nicht," flüsterte sie dann vor sich hin; „und dumm sehe ich auch gerade nicht aus, oder wie ein Kind. Ich begreife wirklich nicht, warum mich Curt so von oben herunter behandelt. Es ist zu peinlich, wenn wir nun wochaus, wochein mit einander auf dem Kriegsfuße stehen sollen. Aber gefallen lasse ich mir nichts." — Und dann dachte sie: „Dem Onkel hat er eigentlich direct nichts zu leide gethan, und er ist übrigens im Recht gegen ihn. Da sollte er doch den Widerstand nicht zu weit treiben." — Endlich begann sie die Nadeln aus dem Haar zu ziehen und lachte heimlich auf, nachdem sie einen tiefen Athemzug gethan. „Die Hedwig ist köstlich!"

Der Morgen kam. Das Hofthor knarrte und ließ mit Geräth beladene Gestalten ein; die Botschaft des Barons flog von Mund zu Mund. Sie ward jedem neuen Ankömmling aus den am Thore harrenden Gruppen entgegengerufen und fast von jedem ungläubig begrüßt. Zuletzt lief man in's Dorf und holte zusammen, was etwa noch vermißt wurde. Das seltsame Ereigniß war der Gegenstand verschiedener Muthmaßungen, welche dahin gipfelten, daß der alte Herr wohl „abdanken" werde.

„Ist denn der junge Herr da?"

„Nein, 'er ist gestern mit dem Landrath gefahren und noch nicht wiedergekommen."

„Das ist doch merkwürdig; der muß doch dabei sein."

„Vorm Fenster vom alten Herrn sollen wir stehen? Das geht ja gar nicht wegen der Nesseln."

„Wir wollen ein Theil umhauen," commandirte Drewes. „Das alte Zeug steht auch für nichts da."

Ein paar Leute nahmen ihre Sensen und hieben hinein; die anderen sammelten sich als Zuschauer. Bald war Platz geschafft und das Kraut zusammengeharkt. Als die Uhr, welche Drewes in der Hand hielt, sieben zeigte, waren gegen hundert Leute da bei einander und blickten neugierig auf den Laden vor dem Eingangsfenster des Barons, welchen der Gutswächter, wie immer, in der Nacht geschlossen hatte.

Kurz nach sieben wurde drinnen das Fenster aufgeschoben; der Laden flog auf und das Gesicht des alten Herrn blickte befriedigt heraus.

„Guten Morgen, Herr Baron!"

„Guten Morgen, Kinder!"

Einen Augenblick musterte er blinzelnd die Menge; dann blickte er prüfend nach dem Wetter. Er hatte wieder den grünen Rock mit Messingknöpfen an und das Tuch um den Hals gebunden, und sein Haar war wirr und struppig. Die Leute standen so still, daß man sein kurzes Schnaufen genau hörte.

„Ich habe Euch hierher bestellt," hub er endlich an, „wegen einer wichtigen Sache, und es ist mir lieb, daß Ihr Alle gekommen seid, indem daß ich daraus sehe, daß Ihr mich doch noch für Euren Herrn haltet, und das bleibe ich denn auch, ausgenommen die Leute, die hier auf dem Hofe dienen, was Knechte und Mägde sind, und was erst kündigen muß, wenn's aus dem Hofdienst gehen will — denen habe ich nichts mehr zu sagen. Denn sie haben mir mein Gut abgenommen, weil 'n paar verdammte Juden in Demmin gegen mich klagbar geworden sind, und nun haben sie's meines Bruders Sohn aus Teterow übergeben, daß er's in Verwaltung nehmen soll, und der ist denn auch so schlecht gegen seinen eignen Vatersbruder und thut das. Was also die Leute sind, die müssen ihm nun mal pariren, da hilft das nichts, sonst werden sie eingespundet, hat mir der Herr Landrath gesagt. Die können höchstens kündigen. Aber Euch andern hat er nichts zu sagen, wenn Ihr nicht freiwillig aus meinem Dienst in seinen geht. Ihr seid nun viel über dreißig Jahre bei mir in Lohn und Brod gewesen, und nun will ich mal fragen, wer von Euch seinen alten Herrn verlassen will und auf die Seite treten, von der ihm Schimpf und Schande erwachsen ist. Ich wollte auch nichts darüber sagen, wenn Ihr wirklich für meinen Brudersohn die Arbeit aufnehmen solltet. Aber was das Gut einbringt, das kriegen alles die verdammten Demminer Juden, die Halsabschneider, und für die arbeitet nun einer aus meiner leiblichen Verwandtschaft, und Ihr sollt nun auch für sie arbeiten."

Der Baron machte eine kurze Pause, und das ärgerliche Gemurmel unter den Leuten überzeugte ihn, daß seine Worte den gewünschten Erfolg hatten.

„Ich habe nun freilich nichts für Euch zu thun; ich will Euch aber das geben, was Ihr braucht, damit Ihr nicht hungern müßt. Mein Brudersohn hat das Gut noch nicht angetreten, und Ihr könnt Euch vom Felde was auffammeln, daß Ihr eine Weile genug habt — das erlaube ich Euch, aber blos, wenn einer bei mir bleiben will. Sie hätten nun wohl ein Recht, Euch die Wohnung zu nehmen — das ist aber unmöglich; denn da müßten sie Euch von Gemeindewegen unterbringen, und dazu ist kein Raum da. Sie können hier auch andere Arbeiter nicht kriegen; wenn hier aber keine Arbeiter sind, da sind sie mit ihrer Weisheit am Ende und müssen thun, was ich will, und da glaube ich wohl, daß sie mir zuletzt noch mein Gut zurückgeben. Aber wenn das auch nicht wäre und sie hülfen sich mit der Arbeit hin, bis sie Arbeiter aus Schweden kriegten, dann gebe ich Euch das Geld, daß Ihr nach Amerika auswandern könnt, was freilich erst im Frühjahr möglich ist. Und nun, meine alten Kinder, was wollt Ihr: daß ich Euer Herr bleibe, oder daß Ihr für die Demminer Juden arbeitet und daß die Euch commandiren lassen?"

„Unser Herr Baron soll leben!" rief eine Stimme, und sie fand reichliche Nachfolge. „Wir wollen keinen andern Herrn!"

„Das ist mir lieb, Kinder, das ist mir sehr lieb zu hören. Ihr könnt Euch das aber in Ruhe überlegen; ich will keinen zwingen, daß mir keiner nachher abfällig wird. Drewes — komm mal her, mein Sohn! Ich habe hier 'nen Bogen Papier, den kannst Du in die Schänke legen, und da soll sich jeder aufschreiben, der zu mir halten will, und heute Abend bringst Du mir das. Nun dank' ich Euch auch vielmal, Kinder. Jochen — ach, der ist nicht da — Drewes, laß mir mal in einer Stunde mein Pferd satteln!"

Der Kopf des Barons verschwand in der Stube, wo er vergnügt, die Hände auf dem Rücken, herum ging, indeß die Leute sich in großer Aufregung zerstreuten. Es war ein richtiger Demagogenstreich, den der alte Kauz ausgebrütet hatte; einen Fehler zeigte die Rechnung freilich auf den ersten Blick: der Baron glaubte im Recht zu sein, wenn er die Plünderung auf dem Felde erlaubte, was keineswegs der Fall war. Ihm selber konnten daraus übrigens keine Verlegenheiten weiter erwachsen. Wohl aber den Leuten. Der Einzige, der das begriff, war der Radmacher. Er war etwas zu spät gekommen, um die Rede des Barons noch zu hören, aber er wußte eine Minute nach seinem Zusammentreffen mit den aus dem Thor strömenden Dorfbewohnern, um was es sich handle.

„Unser alter Herr weiß da nicht recht Bescheid," warnte er; „Ihr müßt vorsichtig sein."

„Das ist dem Herrn seine Sache."

„Nein, das haben wir zu verantworten. Und das hilft doch nun mal nichts; wir müssen für den jungen Herrn arbeiten; das mit den Juden ist nur so 'ne Vorspiegelung. Und wenn wir nicht arbeiten, verdienen wir nichts; der alte Herr hat gut reden; er kann uns nichts geben, er hat selber nichts mehr."

„Sie müssen ihm doch was abgeben."

„Das reicht aber nicht für uns Alle — das müßt Ihr doch einsehen."

„Wir werden ja sehen. Andere Arbeiter kriegen sie nicht, und im Frühjahr gehen wir nach Amerika."

Der Gedanke an die Auswanderung schlug durch; denn die Auswanderung nach Amerika ist der Traum der Nächte jener armen Tagelöhner; er bedeutet ihnen das Zusammentreffen mit vorausgegangenen Verwandten, Selbstständigkeit, eignen Besitz — alles, was den Blumenstrauß ihrer Wünsche zusammensetzt. Jeder Brief, der von drüben anlangt, belebt den Traum auf's Neue; jeder Auswanderer von gestern verdoppelt auf eine Weile die Kraft des Magneten. In diesen Gegenden giebt es noch ein Amerikafieber.

Ein Dutzend Leute etwa zog der Radmacher auf seine Seite, zaghafte, friedliebende; die anderen ergaben sich Drewes, dem Statthalter, welcher für den Baron war und selbst in unmittelbarem Dienste des Gutes stand. Stehlen gingen sie fast Alle: Kraut, Rüben, Kartoffeln, Heu, Getreide von den Diemen. Man schleppte den ganzen Tag, und nur die Dürftigkeit der Transportmittel und Gelegenheit zur Unterbringung verhinderten einen Raub in fühlbarerem Maßstabe. Am Abend trug Drewes eine lange Liste zum Baron, und die auf derselben Verzeichneten machten dem Schänkwirth bis tief in die Nacht zu schaffen.

„Das giebt 'nen schlimmen Anfang für den jungen Herrn," sagte der Radmacher zu seiner Frau. „Aber ich will ihm beistehen. Daß auch das Anne-Marieken dem alten Herrn nicht abgerathen hat!"

„Sie wird es schon gethan haben," meinte die Frau. „Alles bringt sie auch nicht fertig."

Am späten Nachmittag verdunkelte sich der Eingang zur Werkstatt des Radmachers plötzlich, und als er aufblickte, sah er Anne-Marie von Lebzow stehen. Er legte das Schnittmesser bei Seite, mit dem er Kienspäne schnitt, um ihr die Hand zu reichen. Ihr frisches Gesicht war ungewöhnlich ernst und bekümmert.

„Radmacher, ich wollte wegen des Onkels mit Euch reden. Ihr seid ein vernünftiger Mann: glaubt Ihr, daß er da etwas Gescheidtes angestellt hat?"

„Das glaube ich eben nicht, gnädiges Fräulein; ich wenigstens lasse mich darauf nicht ein."

„Aber wie er's darstellt, könnte man doch weder ihm noch den Leuten etwas anhaben."

Der Radmacher strich sich über den krausen röthlichen Vollbart. Er war ein stattlicher Mann von ruhiger Haltung, bis auf die lebhaften Augen der Typus des blonden Nordländers.

„Kann sein — auch nicht, sagte Riedel, da lebte er noch," war seine lächelnde Antwort. Dann wurde auch er ernst. „Ich glaube, es ist nicht recht, daß die Leute Allerlei aus dem Felde zusammenschleppen, und was den Herrn Baron betrifft, so können sie ihm wohl zur Strafe die Wohnung auf dem Gute nehmen, daß er wegziehen müßte. Er hat auch das Geld nicht, um das durchzuführen."

„Mein Gott, ich glaube, das wäre sein Tod," rief Anne-Marie erblassend. „Nur daß er auf dem Gute bleiben darf!"

„Ja, das ist so 'ne Sache. Der junge Herr sieht nicht so aus, als ob er sich das gefallen ließe."

„Der Onkel läßt sich aber nichts sagen, Radmacher," meinte sie plötzlich, und in ihrem Gesichte spiegelte sich schwer bekämpfte Verlegenheit, „Ihr müßt mit meinem Vetter Boddin reden. Er muß Geduld haben mit Onkels Launen. Sagt ihm, er soll's nicht zum Aeußersten treiben, soll mit den Leuten vernünftig verhandeln; er gewinnt wohl einen nach dem andern und erhält sich hier die Arbeiter, die er doch sonst schwer bekommen kann. Der Winter ist vor der Thür; vom Felde ist fast Alles herein; das Ackern besorgen die Knechte; mit dem Dreschen wird er auch nothdürftig fertig. Da kann er's schon mit ansehen. Rührt ihm das Herz, Radmacher! Es handelt sich um einen alten Mann, der sein Verwandter und schwer verbittert ist, und ein Sonderling dazu."

Sie hatte sich roth vor Erregung gesprochen und der Radmacher ihr mit geheimer Freude zugehört.

„Sie sollten das dem jungen Herrn selber sagen, gnädiges Fräulein; Sie können das doch viel besser, als ich," meinte er mit einem Anflug von Schelmerei.

„Um Gotteswillen, er darf nicht erfahren, daß ich Euch das gesagt habe, Radmacher — hört Ihr wohl? Um keinen Preis! Er thäte das Gegentheil, um mich zu ärgern."

„Na, da will ich schweigen. Aber da muß er ein sonderbares Menschenkind sein. Wollen Sie nicht ein bischen zu meiner Frau gehen? Sie würden ihr eine große Freude machen." — —

Gegen Abend kam noch ein anderer Besuch zu Radmachers, der Schulmeister Mederow. Zwar hatte er schon unter den Kindern Nachmittags über eigenthümliche Vorgänge im Dorfe munkeln hören, aber erst von dem Maurer erfahren, um was es sich handelte. Er war verstört und zog das hagere Gesicht mit dem dünnen Backenbärtchen sorgenvoll in die hohen Vatermörder zurück.

„Das ist schlimm für mich, Herr Radmacher! Das Bedürfniß eines Schweinestalles erheischt dringende Befriedigung, aber nun ist wohl für diesen Winter jede Aussicht geschwunden. Ich meine so, Herr Radmacher: des alten Herrn Barons Gnaden werden und können mir nunmehr das Gelaß für die Thiere nicht mehr bauen; der neue Herr aber, den ich für meinen Theil gern willkommen heiße um christlicher Ordnung willen als rechtmäßige Obrigkeit, wird durch die Widerspenstigkeit des Dorfes in solchen Zorn versetzt werden, daß er als Entgelt für die ihm widerfahrene Unbill sich weigern wird, Handreichung zu thun, um wieder herzustellen, was in Trümmer gesunken ist."

Das flackernde Licht des Kienspans lief wie ein feuriger Thränenstrom über die ernsthaften Züge des Schulmeisters, während er dies auseinandersetzte. Der Radmacher tröstete ihn, indem er versicherte, der „junge Herr" scheine ihm ganz verständig zu sein, wenn er auch etwas „lateinisch" aussähe; er wolle so wie so mit ihm reden und werde sich dabei auch des Schweinestalles annehmen. Allein das verfing wenig.

„Auch daß wir ihm keinen festlichen Empfang bereiten," fuhr jener kopfschüttelnd fort, „wird dem neuen Gutsherrn eine Kränkung sein. Wie gern hätte ich den Kindern ein Liedchen eingeübt und für mich eine kleine Ansprache ausgearbeitet; nicht minder wäre einiger Schmuck zum Streuen und Bekränzen zu beschaffen gewesen. Es hätte sich da vielleicht ein Wort, das die vernichtete Baulichkeit betraf, an guter Stelle einflechten lassen und in dem Augenblicke herzlicher Rührung der Wirkung nicht verfehlt. Nun ist diese Hoffnung geschwunden."

„Ja, können Sie denn das nicht in der Schule abmachen, Herr Mederow?" fiel hier die Radmacherin ein, welche, an ein Paar Strümpfen strickend, bei den Männern saß. „In die Schule muß er ja doch wohl mal kommen; veranstalten Sie doch da was!"

„Das war ein guter Gedanke zu rechter Zeit, Frau Radmacherin. Wohl dem, der ein verständiges Weib hat, Herr Nachbar! Das werde ich wirklich thun."

Seine Züge hellten sich auf; der Verklärungsglanz einer Offenbarung schien auf ihnen zu liegen, und diese versetzte doch zugleich den würdigen Mann in eine nervöse Unruhe. Es litt ihn nicht mehr in der Stube, und er empfahl sich.

(Fortsetzung folgt.)



Die Falknerin.

Nach dem Oelgemälde von L. Sorio auf Holz gezeichnet von J. v. Barbieri.

Vernünftige Gedanken einer Hausmutter.

Von C. Michael.

15. Ueberraschungen und Geschenke.

Wieder einmal nähern wir uns der lieben Weihnachtszeit, dieser Zeit der Geschenke und Ueberraschungen, des fröhlichen Gebens und Nehmens.

Die „vernünftige Hausmutter“ weiß, wie nur irgend Eine, die köstliche Poesie freudig zu schätzen, welche das deutsche Herz dem mit Tannengrün und Flittergold geheimnißvoll in's Land ziehenden Weihnachtsfeste entgegenbringt; sie wünscht so innig, wie vielleicht keine Zweite, unserem Volke diesen mitten in der Winteröde sprudelnden warmen Born kindlicher Herzensfreude heute und immerdar erhalten zu sehen — aber sie kann ihre Augen auch nicht verschließen gegen einige Verkehrheiten und Mißbräuche, welche sich bei uns in Deutschland mehr als anderswo an das schöne liebe Weihnachtsfest knüpfen und nur allzu oft Mißbehagen und Kummer säen, statt Lust und Fröhlichkeit. Und auf diese Schatten, die das sonst so lichterfüllte Fest wirft, möchte sie im Folgenden flüchtig die Blicke richten, um abzuhelfen und zu bessern.

„Was soll ich nur meinem Manne, meinem Sohne, meinem Vater zu Weihnachten schenken?“ tönt es heute allerorten in den verschiedensten Variationen; denn der weibliche Theil der Familie ist schon leichter zu befriedigen — aber die Herren! Ach, die Herrengeschenke, so mühsam und kostspielig und so ganz verkehrt angebracht! Alle diese von zarter Hand verfertigten Schuhe und Pantoffel, Uhrhalter und Jagdtaschen, das ganze Heer von Reisegeräthschaften, Rauch-, Spiel- und Jagdrequisiten, kommen sie wohl immer an die richtige Adresse und kauft man sie nicht meistens viel hübscher, billiger und brauchbarer im nächsten Laden?

Sagt es Alle, die ihr Weihnachtsarbeiten gestickt habt, ob nicht jede dieser Arbeiten von manchem Seufzer, ja oft gar von heimlichen Thränen berichten kann? Freilich wird man mir erwidern: „Der Augenblick des Gebens macht Alles wieder gut; der froh überraschte Blick, der herzliche Dank des glücklichen Empfängers ist reicher Lohn für alle Mühen und Sorgen.“

Wie aber, wenn sogar dieser schwer erkämpfte Lohn euch fehlt, wenn statt froher Ueberraschung in dem geliebten Auge des galanten Bräutigams eine verlegene Frage zu lesen steht, wenn er sein mühsam erzwungenes: „Ach, wie hübsch!“ herauspreßt und dann verwundert fragt, wozu aber eigentlich dieses Ding gebraucht wird, über welches er sich pflichtschuldigst so sehr freuen muß. Vielleicht sah er das schöne Geschenk für eine Schlafmütze an und erfährt zu seinem Erstaunen, daß es ein Trinkbecher ist.

Das sind wohl Augenblicke bitterer Enttäuschung, und welche von uns Frauen hätte solche Momente nicht erlebt? Und ist es mit der richtigen Wahl des Geschenks ein mißliches Ding, so ist es dies mit der Ueberraschung meistens nicht weniger.

Suchen wir uns doch einmal klar zu machen, was eine Ueberraschung eigentlich ist und was sie vorstellen soll. Schon der Name spricht es aus: sie ist ein rascher Einfall des Augenblickes, der unerwartet über uns kommt und jenes freudige Staunen auf das menschliche Antlitz zaubert, das man so gern bei Anderen hervorruft und mit so eigenthümlichem Genusse auf fremden Gesichtern beobachtet.

Wenn aber ein Familienvater schon wochenlang bei der Heimkehr stets verlegene Mienen und eilig versteckte Arbeiten gesehen hat, wenn er wohl gar erst um das Geld für das ihm bestimmte Geschenk gebeten wurde, oder nachträglich die Rechnung dafür bezahlen muß, wie kann da überhaupt noch das Wort „Ueberraschung“ in Anwendung kommen?

Denkt man nicht unwillkürlich an die naive Bitte unserer Kinder:

„Nicht wahr, Mama, Du vergißt es wieder?“

Mit ernsthafter Miene verspricht die Mutter dem gekränkten Liebling, sein zu früh erschautes „Geheimniß“ wieder zu vergessen, und ist der festliche Tag gekommen, für den dasselbe bestimmt war, so läßt sie sich durch das Nadelkissen, den Lampenteller oder die Zeichnung, die sie wieder „vergessen“ hatte, vollständig „überraschen“.

Wollen wir unseren vielgeplagten Gatten, Vätern und Brüdern die gleiche kindische Komödienspielerei zumuthen? Ist es nicht viel angenehmer für alle Theile, wenn nahestehende Familienglieder sich einfach fragen: „Was wünschest Du Dir?“ Es muß nur nicht mit der plump in's Haus fallenden Manier einer unverhüllt gestellten Frage geschehen. O, es giebt der lustigen Schleichwege und verkappten Fühlhörner genug, mittelst welcher solche Wünsche lieber Menschen zu erforschen sind. Und hat man dann glücklich spionirt und ist ein Gegenstand gewählt worden, der auch wirklich ein vorhandenes Bedürfniß befriedigt — ich sollte meinen, was da trotz aller Vorsicht des klugen Hinhorchens vielleicht an Ueberraschung fehlt, wird reichlich ersetzt durch wirkliche, ungeheuchelte Freude. Und wie viel Verkehrtheiten werden dadurch vermieden!

Wie kann sich zum Beispiel eine Hausfrau wirklich und herzlich freuen, wenn ihr der Gatte einen Parfümkasten oder eine kostbare Briefmappe schenkt, während sie sicher auf ein warmes Winterkleid gehofft hatte? Oft, sehr oft trübte die verkehrte Ueberraschung die Freude des Empfängers, anstatt sie zu erhöhen, was doch ihr Zweck ist.

Ich erinnere mich einer alten Tante, die zu Weihnachten gar nichts anderes als fünf Dutzend Taschentücher von fünf verschiedenen Verwandten bekam. Sie hatte einmal zufällig geäußert, daß sie welche brauche, und dieser Wunsch wurde so bereitwillig aufgefaßt, daß sie für alle kommenden Schnupfen ihrer alten Tage nun versorgt ist. — Ihr zur Seite stellen kann ich eine Braut, die als Hochzeitsgeschenke sieben Uhren bekam! Bei diesem jungen Paar ist wenigstens anzunehmen, daß sie stets wissen werden, was es bei ihnen geschlagen hat. Solche Fälle mahnen denn doch zu zarter Feinhörigkeit und tactvoller Spionage.

Nicht nur bei Geschenken, auch sonst im Leben ist es mit dem „Ueberraschen“ oft eine mißliche Sache. Wie wunderselten — um das häufigste Beispiel zu wählen — gelingt es uns ganz, unsere Lieben durch unsere unerwartete Ankunft freudig zu überraschen. In neun Fällen von zehn wäre die Freude über den Gast viel inniger gewesen, wenn er sich vorher angemeldet hätte. Wie herrlich ist es, sich Tage lang auf solch lieben Besuch zu freuen! Man richtet mit Eifer und Bedacht das Stübchen für ihn ein; man sinnt über ein Vergnügen, das man ihm bieten, über die Gegenstände, die man ihm zeigen, über die Ereignisse und Fragen, die man mit ihm besprechen will. Alle nöthige Arbeit wird vorher erledigt, und man weiß sich frei von Geschäften zu machen für die Zeit seines Aufenthaltes. Nun ist der Tag gekommen. Unter froher Aufregung rückt die Stunde immer näher; kaum kann man es noch erwarten, bis der Wagen angefahren kommt und der liebe, wohlbekannte Schritt auf der Treppe sich hören läßt. Wer jemals alle diese hundert kleinen Schattirungen und Abstufungen des frohen Erwartens durchgekostet hat, der wird sie nicht hergeben wollen für den einen einzigen Augenblick, wo plötzlich die Thür aufgeht und uns beim Anblick des überraschend Ankommenden fast etwas wie lähmender Schrecken befällt, der erst allmählich dem wirklichen Vergnügen Raum giebt.

Schon im Freudenrufe des ersten Willkommens zittert es leise durch unser Denken: „Wie schade, daß ich morgen Gäste habe,“ — „daß mein Mann eben verreist ist,“ — „daß wir gerade heut die große Wäsche anstellten“ — oder wie alle die vielen „daß“ und „wenn“ heißen mögen, die gleich fernen Nebelbildern in solchem Augenblick an uns vorüberziehen.

Noch seltener aber gelingt die Ueberraschung einer absichtlich verfrühten Ankunft. Nehmen wir an: Der Vater des Hauses würde zum Abend erwartet und käme zur „Ueberraschung“ schon Mittags an. Da kann er sicher sein, in seinem Zimmer eben das schönste Scheuerfest und den Mittagstisch karg bestellt zu finden; denn Alles wurde ja für den Abend gespart — und wenn er auch selbst auf das Heiligste betheuert, daß ihn nichts von allen diesen Unannehmlichkeiten stört, seine Frau stören sie doch, und verderben ihr alle die schönen Pläne, die sie mit so viel Liebe ausgedacht und vorbereitet hat. Wohl freut sie sich der Heimkehr des Gatten, der — „Ueberraschung“ aber freut sie sich nicht. —

Eine Ueberraschung ist nur dann ganz und gar am Platze, wenn der Einfall selbst uns „überraschend“ gekommen ist. Dann spricht er auch unmittelbar aus dem Herzen und trägt die ganze prickelnde, zündende Gewalt des Frohseins hinüber in das befreundete

Gemüth. So ein „guter Gedanke" des Augenblicks, augenblicklich ausgeführt — das ist eine Ueberraschung, die rasch über uns kommt und beide Theile gleich froh erregt. Wollt ihr auch von solchen echten und urwüchsigen Ueberraschungen ein Beispiel?

Ich äußere am Morgen meines Geburtstages bedauernd, daß unser Sohn heute nicht mit uns sein kann, und wie wir zu Tisch gehen wollen, sitzt der Junge an seinem gewohnten Platze und springt lachend auf, mich zu begrüßen. Der Vater hatte ein Telegramm daran gewendet', um mir die Freude dieses liebsten aller Geschenke zu bereiten.

Solche kleine wirkliche Ueberraschungen können einem dafür empfänglichen Gemüth gar innige Freude bereiten. Darum: Jedem sein Recht und Jedes an seinen Platz, auch die Ueberraschungen!

Und nun noch ein Wort von den Geschenken im Allgemeinen. Wie es nichts Vollkommenes in der Welt giebt, so entsteht auch beim Schenken fast immer ein Zwiespalt, der an den alten Spruch erinnert: „Der Eine hat 'n Beutel, der Andere 's Geld."

Der Eine — es giebt Tausende von dieser Sorte! — denkt: Was könnte ich nur wählen an Geschenken? Meine Familienglieder haben und besitzen schon Alles, was sie nur irgend brauchen. Auf das Geld kommt es mir nicht an. Und der Andere — er zählt nach Millionen — denkt: Welches von all den vielen Geschenken soll ich wählen, die ich so gerne geben möchte? Zu welchem von ihnen werden meine geringen Mittel wohl ausreichen?

Ich glaube fast, die letztere Verlegenheit ist die weniger leidige. Denn was dieser „Andere" auch wählen mag, es wird willkommen sein und Freude bereiten, weil es in das Haus des Armen oder minder Begüterten kommt. Es wird ein Bedürfniß befriedigen, einen lange gehegten Wunsch erfüllen, und dies ist ja doch der Hauptzweck eines Geschenkes. Es wird nicht, wie die kostbare Gabe des übersättigten Reichen, als Plunder zu anderem Plunder gestellt werden.

Mit diesen überflüssigen Gaben des blasirten und raffinirten Luxus wollen wir uns denn auch nicht weiter befassen, sondern lieber überlegen, was wir „Andern" aus dem besseren Mittelstande unsern Kindern geben wollen. Unsern „Kindern" sage ich, denn mir schwebt ja vor Allem Weihnachten vor, das wunderliebliche Kinderfest.

Wenn man um die Zeit der Weihnachtsausstellungen durch die Straßen unserer Städte wandert, so möchte Einem diese Frage wohl recht überflüssig erscheinen. Brauchen wir doch nur in den nächsten besten dieser feenhaft ausgestatteten Läden einzutreten, dem dienstfertig herbei eilenden Commis zu sagen, in welchem Alter unsere Kinder stehen, und dann von dem für jedes Alter massenhaft vorgelegten Spielzeug das auszusuchen, was uns gefällt und unsern Mitteln entspricht. In Wahrheit aber ist die Sache nicht so leicht und will mit Verstand geübt sein. In Wahrheit sind die Weihnachtsgaben für unsere Kleinen hochwichtige Erziehungsmittel, und nicht weniger sorgfältig sollten wir Puppen und Bleisoldaten für sie auswählen als Schule und Erzieher.

Gar oft schon mag es vorgekommen sein, daß sich liebende Eltern den Kopf darüber zerbrochen haben, wodurch ihr Töchterchen so eitel und putzsüchtig, ihr Sohn so naschhaft und vergnügungssüchtig geworden ist. Sie haben vielleicht dem Umgange der Kinder oder deren Lehrern die Schuld gegeben; sie haben alle möglichen Maßregeln ergriffen, diesen Fehlern zu steuern; nur an die Grundursache der Verwöhnung, an die Geschenke, die sie ihren Kindern geben, haben sie nicht gedacht.

Confect und Süßigkeiten sollten immer für die Kinderstube recht knapp bemessen sein; fast möchte ich jener Mutter Recht geben, die mir einst scherzend sagte: „Ich opfere mich auf und esse alles Zuckerzeug selbst, was meine Kinder von den Verwandten geschenkt bekommen."

Was die Spielsachen betrifft, so dürfen nur einfach und solid gearbeitete den Kindern geboten werden. Eine von der Mutter selbst angezogene Puppe ist gewiß der theuren Pariser Modepuppe vorzuziehen. Für solch eine einfache Puppe wird das Kind sehr bald lernen, selbst neue Garderobe anzufertigen, und dieses Nähen für die Puppe ist eine gar prächtige Uebung, eine beständige Quelle der Beschäftigung und Unterhaltung. Dazu gehört aber auch, daß die Puppe mehrere Jahre heil und ganz bleibt und das Kind so Zeit gewinnt, sie lieb zu haben. Gar viele unserer schönsten weiblichen Tugenden sind schon an solch einer lieben alten Puppe groß gezogen worden.

Außer der Puppe sollte man nicht viel, aber nur gutes Spielzeug kaufen. Am. besten solche Dinge, zu denen man dann alle Jahre etwas hinzufügen kann: Eine Puppenstube, in die jede Weihnachten nur einige wenige, aber gediegene neue Möbel zugekauft werden, für das Mädchen; ein Stereoskop, und alle Jahre ein paar neue Bilder dazu, eine Mineraliensammlung oder den Anfang zu einem Herbarium, das er selbst dann durch Sammeln vergrößern kann, für den Knaben; überhaupt nur solches Spielzeug, mit dem die Kinder sich anregend beschäftigen können. Alles, was leicht zerbrechlich oder blos zum Hinstellen und Ansehen da ist, bleibe ausgeschlossen. Obenan wird in dieser Beziehung wohl für alle Zeiten der Baukasten stehen, der mit seinen einfachen Holzklötzchen schon dem zweijährigen Kinde fast ebenso viel Vergnügen bereitet wie dem halb- und ganz erwachsenen Jünglinge. Wer hätte es nicht schon erlebt, daß so ein Bruder oder Onkel unter dem Vorwande, den Kleinen ein Haus zu bauen, sich bei der kunstvollen Zusammenstellung der Klötzchen selbst am besten amüsirte? Dicht an den Baukasten schließt sich der Ball, der Malkasten, späterhin Damen- und Schachbret. Für die kleinen Mädchen giebt es Kochgeschirr, Buchstabenspiel, die unsterbliche Arche Noah mit ihren traditionellen Ungeheuern, die jede Mutter anders tauft; es giebt — im Falle ein Garten zur Verfügung steht — Spaten und Rechen, Cricket- und Kegelspiel; es giebt für die Kleineren alle die wunderhübschen Fröbel'schen Spiele; es giebt endlich für die Kinder beiderlei Geschlechtes eine ganze Literatur hübscher Bilder- und Lesebücher.

Von allen Gegenständen, die zur Selbstbeschäftigung dienen, sind die Bücher meist die beliebtesten und verdienen daher wohl eine besondere Aufmerksamkeit in der Auswahl. Viel Segen oder Fluch können sie unvermerkt in die Herzen unserer kleinen Lieblinge tragen. Wir halten es für einen großen Fortschritt, daß die „unzerreißbaren" Bilderbücher für unsere Kleinsten von dem ganzen abscheulichen Spuk der alten Struwelpeter-Literatur gesäubert sind. Sie entfalten gegenwärtig meist Gegenstände, die das kindliche Auge ergötzen und den kindlichen Verstand schärfen.

Es folgen dann die A B C- und die vielen kleinen Geschichtsbücher, die man schon einer genaueren Durchsicht unterziehen muß, um dem albernen Geisterspuke oder dem läppischen Unsinn aus dem Wege zu gehen. Wie viel ist in dieser Beziehung noch auszumerzen aus der Kinderliteratur! Das ist ein Thema, das uns hier zu weit führen würde. Eines möge nur noch erwähnt werden: Fabeln kann ein Kind schon frühzeitig in die Hand bekommen; denn die sprechenden Thiere sind pädagogisch nicht zu verwerfen, und kein Kind wird diese Geschichten für Wirklichkeit nehmen. Märchen hingegen würde ich den Kleinen nicht vor dem zehnten Jahre in die Hand geben, und auch dann noch mit großer Vorsicht. Märchen verweben die Wirklichkeit so eng und so unmerklich mit der Dichtung, daß ein Kind schon gereifteren Verstand besitzen muß, um die Grenze zwischen denselben zu erkennen und die Schönheit eines Märchens zu begreifen. Aeltere Kinder mögen die wunderlieblichen Märchen von Andersen, Hauff und Anderen immerhin lesen, aber nicht als ausschließliche Lectüre, sondern gleichsam als Confect, als Nachtisch der kräftigeren Kost.

Für solche kräftige, Gemüth und Verstand speisende Kost sorgt in unsern Tagen eine solche Fülle guter Jugendschriften, daß es schwer wäre, einzelne Titel heraus zu greifen. Das prüfende Elternauge wird leicht das Passende finden. Auch hier aber gilt dieselbe Regel wie bei den Spielsachen: Lieber nur ein Buch, aber ein gutes!

Mögen die Eltern sich nicht blenden lassen durch die jetzt so häufig ausgebotenen Massen-Zusammenstellungen, durch den Schwindel von Annoncen, wie: „Zwölf schöne Kinderbücher für drei Mark" oder: „Vierundzwanzig prachtvolle Bücher für fünf Mark"! Es werden unter diesen Sammlungen sicher nicht mehr als eines oder zwei wirklich gute, brauchbare Bücher sein, und wir thun unsern Kindern eine große Liebe, wenn wir die elf respective zweiundzwanzig andern in den Ofen stecken. — Mit diesem Rath wollen wir unsere Gedanken über Geschenke und Ueberraschungen schließen und nur noch allen Gebern und Empfängern, Groß und Klein, recht fröhliche Weihnachten wünschen.

Der Nestor der deutschen Rosengärtnerei.

Ein Lebensbild.

Am frühen Morgen des 25. October vergangenen Jahres wurde in dem allbekannten Orte Köstritz in Thüringen unter einem außerordentlich zahlreichen Trauergeleite ein Mann zu Grabe getragen, der in mehr als einer Hinsicht als eine seltene Erscheinung zu bezeichnen ist. Es war der Nestor der deutschen Rosengärtnerei, Dr. Johann Ernst Herger, derselbe, nach welchem die Franzosen neue Rosen getauft und dem mehrfach deutsche Gartenschriftsteller in dankbarer Anerkennung ihre Werke gewidmet haben. Der Wirkungskreis und die ganze Persönlichkeit dieses Mannes waren so bedeutend, dazu sein Entwickelungsgang so eigenthümlich und interessant, daß ein kurzes Lebensbild desselben hier wohl am Platze ist.

Johann Ernst Herger wurde am 19. April 1812 zu Köstritz, der freundlichen Residenz des Fürsten Reuß-Köstritz, geboren. Sein Vater, Johann Gottlieb Herger, ein ehrenfester Mann, besaß daselbst ein Haus nebst Garten und einigen Feldgrundstücken und betrieb einen kleinen Materialwaarenhandel. Ernst war das dritte von fünf Geschwistern und wurde wie diese in die Dorfschule geschickt, wo er sehr bald durch seinen lebhaften Geist und seine vorzügliche Begabung die besondere Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich zog, welche meinten, das Gescheidteste sei, den aufgeweckten Jungen „studiren zu lassen". Seine Eltern waren indeß mit diesem Rathe wenig einverstanden; denn zu solchem Unternehmen fehlten ihnen die Mittel. Aber auch der Junge selber hatte durchaus keine Neigung zu derartigem Studium; zog er es doch vor, die Unterrichtsstunden im Lateinischen, die ihm, wie noch einigen anderen Knaben, der damalige Pfarrer des Ortes, der Pastor Schottin, unentgeltlich ertheilte, zum großen Leidwesen des liebenswürdigen Herrn zu schwänzen und dafür im Freien umherzustreifen. Der eigensinnige Knabe hatte sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, er müsse ein Gärtner werden. Und so geschah es auch. Nach dem Verlassen der Dorfschule, in seinem vierzehnten Jahre, wurde er zu dem damaligen Hofgärtner Mulisch in Köstritz in die Lehre gethan, und dort erlernte er die Gärtnerei drei Jahre lang.

Alsdann kam er auf Empfehlung seines Lehrmeisters Mulisch als Gehülfe in den Garten des königlichen, sogenannten japanischen Palais in Dresden. Hier ging plötzlich eine neue Welt für ihn auf: die große Stadt mit all ihrem Leben und ihren mannigfachen Reizen. Im Besonderen waren es die reichen Kunstschätze Dresdens, die auf Herger den nachhaltigsten Eindruck übten.

Aber nicht eben lange war er in Dresden, wo er mit jugendlichen Architekten und Malern in nahe Beziehungen trat, als ihn ein heftiges Unwohlsein, das sich schon während seiner Lehrzeit fühlbar gemacht hatte, aus seiner Laufbahn riß. Durch den Aufenthalt in der feuchten Luft des in unmittelbarer Nähe der Elbe gelegenen Palaisgartens hatte sich Herger das kalte Fieber zugezogen, und nachdem er endlich dank der sorgsamen Pflege, die er im königlichen Krankenhause genossen, von dieser schweren Krankheit genesen war, mußte er seine Stellung und die schöne Stadt auf den Rath der Aerzte verlassen, um sich in der reineren Luft seiner Thüringer Heimath allmählich völlig zu erholen.

Hier, im lieblichen Köstritz, lebte und wirkte damals als Arzt der in weitem Umkreise berühmte fürstliche Hofrath Dr. Schottin, der Bruder des bereits erwähnten Pfarrers, ein seltener Herr, der sich neben viel feiner weltmännischer Art ein weiches, menschenfreundliches Gemüth und trotz der ländlichen Einsamkeit, in der er wohnte, und unter allen Mühen seines praktisch-ärztlichen Berufes ein warmes Interesse auch für die theoretische Seite seiner Wissenschaft, also die Physiologie, nicht minder aber auch für reine Physik bewahrt hatte.

An diesen geist- und liebevollen Mann, der im ganzen Fürstenthum Reuß als ein Magus von naturwissenschaftlicher Weisheit galt, wandte sich auch unser Reconvalescent alsbald nach seiner Rückkehr aus Dresden mit vollem Vertrauen, und wahrhaftig, was er von diesem empfing, war mehr als ärztlicher Rath. Die Lebhaftigkeit von Herger's Geist, sein scharfer Verstand, verbunden mit einer außerordentlich lebendigen Phantasie, und sein Sinn für wissenschaftliche Fragen jeglicher Art erregten und fesselten sehr rasch des Alten tieferes Interesse, und so führten die anfänglich blos ärztlichen Besuche sehr bald zu einem regen geistigen Verkehre, welcher dadurch, daß sich der Aeltere nicht scheute, über Wissenschaft und Leben sich offen mitzutheilen, den Jüngeren zugleich erhob und zu selbstständigem Nachdenken anfeuerte. Es war ein seltsamer Freundschaftsbund, der so entstand, ein Bund, dem nicht nur der geistige Boden, auf dem er erwuchs, sondern namentlich auch die uneigennützige, werkthätige Fürsorge, die der Aeltere dem Jüngeren fortdauernd bewies, einen wahrhaft idealen Charakter verlieh.

Freilich der gärtnerischen Ausbildung Herger's war dieser Verkehr nicht sonderlich förderlich; vielmehr lenkte ihn derselbe für eine Reihe von Jahren in ganz fremde Bahnen und führte ihn zuletzt sogar an einen Punkt, von wo nur ein richtiger Instinct und kräftiger Entschluß ihn zur endlichen Rückkehr leiteten.

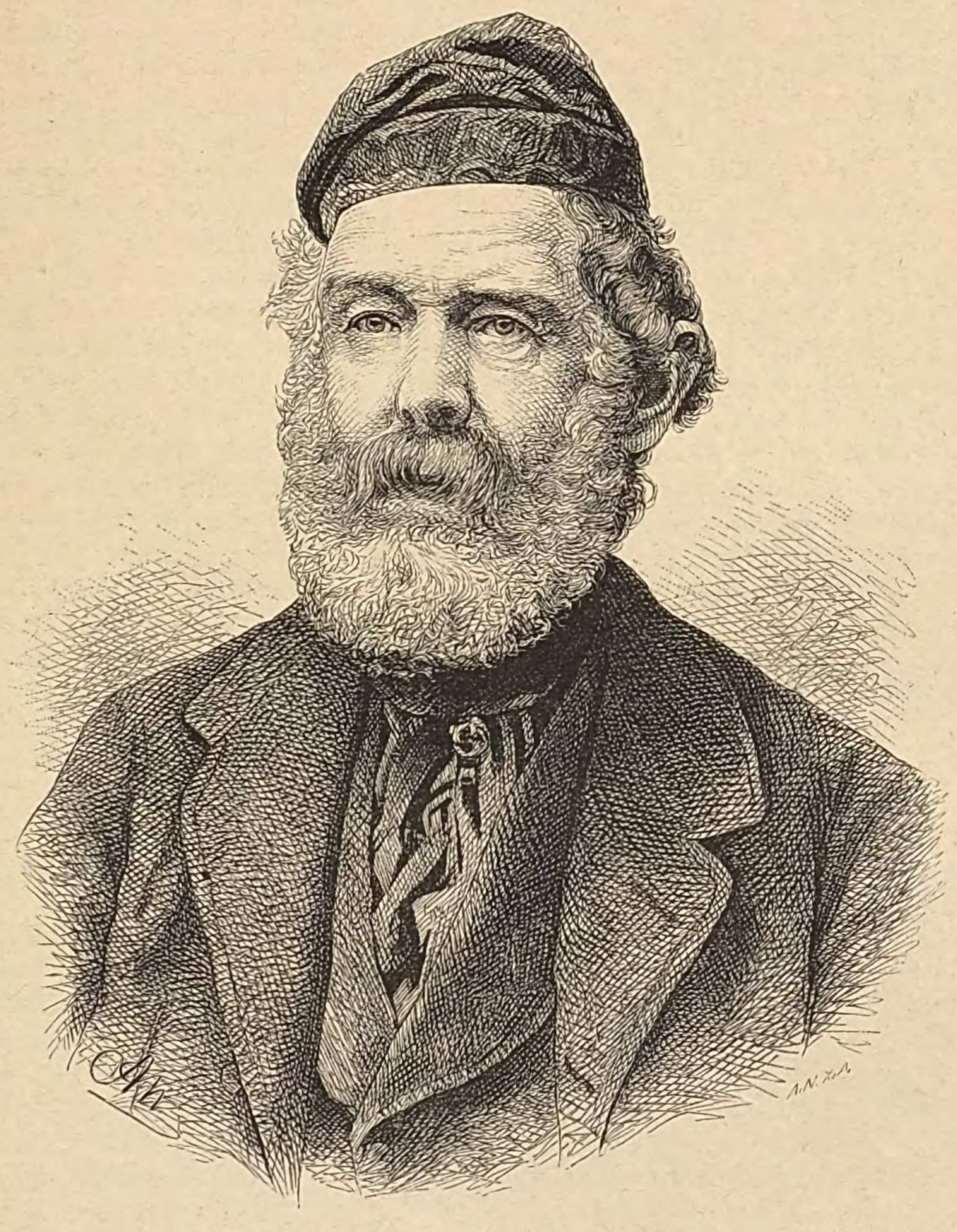
Der Verkehr mit Schottin war ein wesentlich wissenschaftlicher, und zwar blieb es nicht bei wissenschaftlicher Unterhaltung im Gespräche; bald fingen sie auch gemeinschaftlich zu arbeiten, experimentell zu forschen an, und hierzu bot ein eiserner Mörser die nächste Veranlassung, der durch einen Blitzschlag, der ihn getroffen, zum bleibenden Magneten geworden und an Schottin aus einem oberreußischen Städtchen zur näheren Untersuchung gesandt worden war. Es wäre überflüssig, hier aus einander zu setzen, ob und was bei der Untersuchung dieses Mörsers gefunden ward; genug, daß sich Herger von jener Zeit ab mit wahrhaft erstaunlicher Ausdauer der Erforschung der sogenannten magnetischen Curven hingab, einer Arbeit, die er als neunzehnjähriger Jüngling begann und die er endlich nach fünfzehn Jahren als prächtig vollendetes Werk der Welt vorlegte.

Es war, wie er später oft versicherte, die glücklichste Zeit seines Lebens, damals, als er vom frühesten Morgen bis zum späten Abend einsam in einem Oberstübchen des kleinen väterlichen Hauses, und zwar meist hinter verschlossener Thür, mit Magnetnadel und Reißzeug hantirte; dort zählte er Schwingungen und maß Winkel, bis sich dann allmählich die Resultate seiner mühsamen Zählungen und Messungen in Gestalt von schönen und zu regelmäßigen Systemen vereinigten Curven anschaulich vor dem Auge entfalteten.

Bot so schon das bloße Forschen und Experimentiren Hergern den höchsten, weil reinsten, Genuß, so wurden ihm diese physikalischen Untersuchungen auch noch zu einer Quelle ganz neuer Freuden. Durch sie wurde er mit den berühmtesten Naturforschern, besonders Physikern und Mathematikern damaliger Zeit bekannt, und noch zeugen die Briefe, die er von Fries in Jena, von Wilhelm Weber, von dem Weltreisenden Adolf Erman und von Humboldt erhielt, ja selbst ein Schreiben von dem größten Mathematiker Gauß, ebenso sehr von dem aufmunternden Wohlwollen, das diese großen Männer dem jungen Forscher entgegenbrachten, wie von der hohen Anerkennung, die sie seinem Fleiße, seiner Experimentirkunst und seinen Erfolgen zollten. Den Glanzpunkt aber in seiner damaligen Lebensperiode und einen steten Glanzpunkt in seiner späteren Erinnerung bildete der auf Schottin's dringendes Anrathen unternommene Besuch der Naturforscherversammlung zu Jena im Jahre 1836, wo er, vom alten Fries freundlich empfangen, in einer Sitzung der physikalischen Section, der unter Anderem Humboldt und Wilhelm Weber beiwohnten, die erste Reihe seiner prächtigen Tafeln vorlegte und dann durch allseitigen Ausdruck freudiger Bewunderung belohnt ward.

Schottin's steter Wunsch und geheime Hoffnung gingen dahin, sein junger Freund möge der Gärtnerei ein für alle Male entsagen und ganz die wissenschaftliche Laufbahn ergreifen. Auch Adolf Erman, den Herger ein Jahr nach der Jenaer Naturforscherversammlung in Berlin persönlich kennen lernte, wünschte sehr, ihn ganz für die physikalischen Wissenschaften zu gewinnen; unter Anderem machte er Hergern den verlockenden Vorschlag, er selbst wolle ihn in kürzester Zeit so weit mit den nöthigen Beobachtungsmethoden vertraut machen, daß er an der damals eben bevorstehenden französischen Erdumsegelung unter Dumont d'Urville als physikalischer Beobachter Theil nehmen könne. Dieser Versuchung hat Herger indeß widerstanden. Bedenken sehr ernster Art, vor Allem solche, die ihm durch das Fehlen der nöthigen materiellen Mittel, sowie durch den gänzlichen Mangel einer geeigneten Vorbildung nahe gelegt wurden, gewiß aber auch sein unbändiger Trieb nach

persönlicher Unabhängigkeit, bewahrten ihn glücklich vor dem gefährlichen Versuche, den sicheren Boden des einmal erlernten Gewerbes für immer zu verlassen. Zwar mit der Gärtnerei hatte er sich seit seiner Rückkehr aus Dresden nie mehr beschäftigt. Alsbald nach seiner Ankunft in Köstritz hatte er vielmehr unter der Leitung eines verwandten und befreundeten Malers das Landschaftszeichnen und Malen erlernt; mit Porcellanmalen erwarb er sich den Lebensunterhalt, während sein eigentliches Sinnen und Trachten physikalischen Studien gewidmet war.



Dr. **Johann Ernst Herger.**

Nach einer Photographie auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

Allein fünf Jahre nach Schottin's Tode, im Jahre 1843, als er selbst eben einunddreißig zählte und noch ehe der Druck seines großen Tafelwerkes über die magnetischen Curven beendet war, keimte in ihm der Plan, ein Handelsgärtner zu werden, wobei er allerdings mit der bestimmten Aussicht rechnen konnte, für den ersten Anfang ein Fleckchen des kleinen väterlichen Gartengrundstückes ohne Zinszahlung benutzen zu dürfen. Nun fiel denn auch den braven Eltern ein schwerer Stein vom Herzen. Lange genug hatten sie mit bangem Kopfschütteln den sonderbaren Bestrebungen ihres Sohnes zugeschaut, und nur die Autorität und innige Theilnahme des verehrten Hofrath Schottin hatte in früherer Zeit den öfteren Ausbruch sehr ernster Scenen verhütet.

Ernst Herger dachte zunächst an die gleichzeitige Pflege von Rosen und Nelken. Aber rasch, sobald der Entschluß erst einmal gefaßt war, ging er auch an's Werk: für einen Thaler erwarb er sich in Dresden einige Moosrosenreiser und begründete mit solchem Anlagecapital sein später so weit ausgedehntes Rosengeschäft. Gleichzeitig pflanzte er ein kleines Beet mit Nelken an. — Doch wie sich nun bekannt machen, wie seine Zöglinge vertreiben, an wen sie verkaufen? Zu diesem Zwecke sandte er im nächstfolgenden Jahre Boten mit Mustern aus; die mußten in den Dörfern und Städtchen der Umgegend zuerst Aufträge auf Nelkensenker sammeln, und siehe: es gingen deren zum ersten Mal auf sechsundzwanzig Dutzend ein. Und ein Jahr später schickte er einen Mann mit einem Rosenbäumchen aus, um nun auch Aufträge auf solche heimzubringen, und wieder war der Erfolg ein günstiger: es kamen Aufträge auf vierundzwanzig Stück zu je einem Thaler. Dies war der Anfang des später so großartigen Handelsgeschäfts.

Es war eine eigenthümlich energische Thätigkeit, die Herger in jenen Tagen zu entwickeln wußte. In Leipzig wurden eben die prachtvollen Tafeln zu seinen magnetischen Untersuchungen gestochen, und diese schwierige Aufgabe verlangte sehr häufig seine Gegenwart in der entfernten Stadt. Da machte er sich meist des Nachts auf den Weg und legte die vierzehnstündige Strecke von Köstritz bis dorthin zu Fuße zurück, und kaum war dann in Leipzig sein Geschäft beendet, so wendete er unverzüglich seine Schritte wieder der Heimath zu, wo nothwendige Gartenarbeit seiner harrte.

Seine Thätigkeit kannte kaum noch Grenzen. Zur Cultur hochstämmiger Rosenbäume brauchte er langaufgeschossene Rosenwildlinge. Zu ungeduldig, um lange zu warten, bis die von ihm ausgesandten Leute — meist Tagediebe, die gern vagirten — ihm solche brächten, machte er sich lieber sogleich selber an die Arbeit, und nun sah man den Mann, der noch vor Kurzem die Schwingungen der Magnetnadel gezählt, den Zeichenstift und Malerpinsel geführt hatte, mit einer schweren Hacke auf dem Rücken, die Wälder der Umgegend durchstreifen und auf die dornigen Ruthen fahnden, von deren Werth damals noch Niemand etwas ahnte. So viel ist gewiß: hatte Herger irgendwo vom Standorte eines prächtigen Rosenwildlings erfahren, und wäre dies der gepflegte Gartenzaun irgend eines grimmigen Hofbauern gewesen: der Wildling mußte heraus und sein eigen werden.*

Von nun an — das heißt von der Mitte der Vierziger Jahre an — gedieh die Herger'sche Rosenzucht und der Herger'sche Rosenverkauf zusehends. Schon nach zwei Jahren war das Fleckchen elterlichen Gartens, mit dessen Anbau er ursprünglich begonnen, für die erweiterten Bedürfnisse zu enge; es mußte mehr Raum geschaffen, neues Land erworben werden. Zuerst wurde nun von einem Nachbar ein schmales Streifchen für 140 Thaler erhandelt; von da ab aber, innerhalb fünfzehn Jahren, wuchs der Garten durch immer neuen Landankauf zu der beträchtlichen Größe von zwölf Morgen Grundfläche an, die er im Wesentlichen heute, wo er längst in andere Hände übergegangen, noch immer besitzt. Die Zahl der hochstämmigen Rosenbäume, die, veredelt und in sauberen und wohlgeordneten Schulen an einander gereiht, auf diesem Grundstücke standen, betrug längere Jahre hindurch mehr denn 70,000, und daneben wieder waren mehrere andere Morgen Landes mit wurzelechten Strauchexemplaren bepflanzt, sodaß dort zur Zeit der Blüthe ein wahrhaftes Meer von Rosen zu schauen war.

Wenn man fragt, durch welche Mittel denn die Rosenzucht Herger's zu so rascher und glänzender Blüthe gelangte oder wie es kam, daß sich seine Rosen schon binnen weniger Jahre einen wahren Weltruf erwarben, so läßt sich dieser Erfolg, abgesehen von der damaligen Zeit, die vielleicht dem ganzen Unternehmen von vornherein günstig war, im Wesentlichen auf die tüchtige Art und die besondere Begabung des Mannes selbst zurückführen. Zunächst war Herger nicht etwa nur bestrebt, von allen namentlich in Frankreich und Belgien gezüchteten Rosen stets nur die neuesten in Deutschland einzubürgern; mit sicherem Blicke erkannte und wählte er hierzu vielmehr die tüchtigsten, besonders für deutsches Klima geeigneten. Er verschwendete nicht lange Zeit, Mühe und Geld vergebens an Sorten, die nun einmal in seinem Garten nicht gedeihen wollten; er vermehrte dauernd nur solche, die seine sorgfältigste Prüfung bestanden, und ließ, wie ein Vergleich seiner verschiedenen Kataloge erkennen läßt, mit Entschiedenheit fallen, was sich nicht als genügend kräftig bewährt hatte. Alsdann aber waren es auch hier wieder Herger's erfinderischer Geist und sein bedeutendes Geschick im Experimentiren, wodurch das ganze Unternehmen von Anfang an sehr mächtig

* Als später der Bedarf von starken Rosenwildlingen immer bedeutender wurde, reichte die nähere Umgebung zu deren Production bald nicht mehr aus, und einzelne vagirende Lieferanten Herger's erstreckten nun ihre Streifzüge weit hinein in die Thüringischen Wälder, ja sogar bis in den nördlichen Harz, in die tiefen Waldschluchten am Fuße der Harzburg.

gefördert ward. So ist z. B. allen Sachverständigen bekannt, welche sinnreiche Vorrichtungen er erdachte, um junge, auf Wildlinge oculirte Augen vor den schädlichen Einflüssen ebenso des grellen Sonnenlichtes wie der rauheren Winde zu bewahren, und allgemein wenden jetzt die Köstritzer Gärtner ein von ihm ersonnenes Verfahren an, um veredelte Kronenbäumchen zur Zucht wurzelechter Buschrosen zu verwerthen.

Aber bei seinem energischen Triebe nach immer erneuter Thätigkeit genügte Hergern die Zucht der Rosen zuletzt nicht mehr allein. Als begeisterter Freund der Landschaftsgärtnerei begann er im Jahre 1870 noch außerdem die Pflege von Ziergehölzen und besonders von buntblätterigen Eichen; binnen wenigen Jahren durfte er sich sagen, den Cultus auch dieser Gartenzierden in Deutschland, wenn nicht geschaffen, so doch am raschesten gefördert zu haben; denn schon im Jahre 1875, wo sein Verzeichniß dieser Zöglinge erschien, wanderten mit den Rosen auch bereits Tausende Herger'scher Eichen in alle Lande.

Endlich, im Jahre 1877, verkaufte er im Gefühle geschwächter Gesundheit den größten Theil des Gartens und sein Geschäft*, aber durchaus nicht, um von nun ab träge und bequem der Ruhe des Alters zu genießen. Zwar pflegte er gern, wenn er jetzt langsamer dahinschreiten mußte, in seiner gemüthvollen Weise die Worte aus Faust zu sprechen:

„Nun aber geht es weise, geht bedächtig —"

aber noch immer fühlte er „Kraft zu kühnem Fleiß" und Drang zu neuem Schaffen. Er folgte diesem Drange, indem er auf einem Grundstücke, das er erst 1877 neu erworben und das halbinselartig auf zwei Seiten strömende Flüsse umgaben, eine kleine parkartige Anlage schuf, deren steter Erweiterung und Verschönerung nunmehr der Rest seines Lebens gewidmet war. Hier stand er an der Spitze einer kleinen Schaar rüstiger Erdarbeiter und kämpfte zunächst gegen die reißenden Fluthen. In der That, wie der gealterte Faust in noch einmal aufflammender Thatenlust seine letzte Lebensaufgabe darin sucht,

„Das herrische Meer vom Ufer auszuschließen,
Der feuchten Breite Grenzen zu verengen
Und, weit hinein, sie in sich selbst zu drängen",

in gleichem Sinne, nur in kleinerem Kreise, schaffte Herger in seinem Alter. „Wie das Geklirr der Spaten mich ergötzt!" rief er oftmals wie jener, und stolz und zufrieden sah er noch kurz vor seinem Tode auf den bezwungenen Elsterfluß.

Noch zweierlei Freuden seltener Art waren ihm in rüstigem Alter zu genießen vergönnt. Die erste wurde ihm durch eine späte wissenschaftliche Auszeichnung bereitet, welche ihm für seine Forschungen über magnetische Curven im Jahre 1877 zu Theil ward; es war die Belohnung mit dem Doctorgrade honoris causa von Seiten der naturwissenschaftlichen Facultät in Tübingen, bei Gelegenheit der Feier des vierhundertjährigen Jubiläums der Universität. Den zweiten, einen von ihm längst ersehnten Genuß empfand er aber noch wenige Wochen vor seinem Tode, und zwar im Anschauen jener ewig classischen Stätten und herrlichen Himmelsstriche Roms und des glücklichen Campaniens.

Nach längerem, wenn auch nur leichtem Unwohlsein lebte er noch einmal dort auf. Energisch wies er noch jede Unterstützung zurück, als es nach vollbrachtem Aufstieg mit der Drahtseilbahn die letzte Spitze des Vesuv in tiefer vulcanischer Asche mit eigenen Füßen zu erklimmen galt, und wenn gleich auf's Aeußerste erschöpft, war er doch überglücklich, als er dann oben die große Erscheinung unmittelbar vor sich sah. Vom Krater des Vesuv, wie von den Meerklippen des Sireneneilands Capri, wo er vier heitere Tage verlebte, brachte er eine Anzahl von ihm selbst gezeichneter Skizzen zurück, in der Absicht, dieselben während der nordischen Wintertage in vergnügter Erinnerung an den sonnigen Süden sorgfältig auszuführen, allein diesen Wunsch zu erfüllen war ihm nicht mehr gestattet.

Schon während der Heimreise, in Rom, erkrankte er, raffte sich indeß noch einmal empor und erreichte, scheinbar gesund, gegen Mitte October die thüringische Heimath. Hier aber befiel ihn nach wenigen Tagen eine schwere Krankheit, welcher er dann sehr bald erlag. Er starb am 21. October, nach vergeblichem Kampfe, am erneuten Anfalle eines chronischen Brustleidens, das er sich schon längst als Folge gärtnerischen Schaffens in Wind und Wetter zugezogen, im Alter von achtundsechszig Jahren.

* Sein Nachfolger ist Herr Conrad von Borgsdorff, als Gärtner ausgebildet in den berühmten Gärtnereien zu Muskau.

Es hat etwas Tragisches, dieses rasche Ende eines mit energischer Thätigkeit erfüllten Lebens gerade zum Beschlusse einer Reise, auf welcher ein lebenslang sehnsüchtig gehegter Wunsch — der, jene schönsten Gegenden der Welt mit eigenen Augen zu schauen, noch endlich in Erfüllung gegangen, aber zugleich liegt doch auch in der Art, wie hier der Tod den Zeitpunkt seiner Heimsuchung gewählt hat, etwas Tröstliches: Herger starb, nachdem er sein Tagewerk im Großen und Ganzen vollendet, und nicht nur dies — er starb erst, nachdem er vorher noch den höchsten Genuß, der ihm beschieden war, voll empfunden; vom gebrechlichen Alter mit all seinen Leiden und bitteren Täuschungen ist er verschont geblieben.

Herger war eine energische, aber zugleich eine ideale Natur. Er besaß neben rastlosem Schaffenstrieb, neben hohem persönlichem Muth und einem stolzen Unabhängigkeitsgefühl ein weiches, poetisch gestimmtes Gemüth. Das haben nicht nur seine Angehörigen und nächsten Freunde, auch Fernerstehende haben es oft wohlthuend erfahren. Trockene geschäftliche Correspondenz füllte sein vielseitiges Interesse nicht aus; in seinen Briefen verbreitete er sich gern noch über andere als nur gärtnerische Fragen, und so erwuchs allmählich aus manchem anfangs blos geschäftlichen Verkehre mit Männern, die er nie gesehen, ein dauernder, inniger Freundschaftsbund. In der Sammlung interessanter und ihm theurer Briefe, die er wohlgeordnet hinterlassen, finden sich solche von ausgezeichneten Geschäftsfreunden, von Fürsten, Gelehrten und Dichtern, von hohen geistlichen Würdenträgern und Mönchen, vor allen aber fesseln darin neben den bedeutsamen Schreiben von Gauß und Weber zwei rührend freundschaftliche Briefchen, die er von Friedrich Rückert empfangen.

In der persönlichen Unterhaltung war Herger äußerst lebhaft; er sprudelte von harmlosem, gutmüthigem Humor und liebte es, wissenschaftliche Fragen aufzuwerfen; bei solcher Gelegenheit entwickelte er meist eine Fülle von Phantasien und eigenen Ideen.

Erst in seinem siebenundvierzigsten Jahre hat er sich verheirathet, aber seine Ehe war kinderlos. In der bewegten Mitte unseres Jahrhunderts hatte er auch am politischen Leben thätigeren Antheil genommen, und jederzeit war und blieb er ein warmer Verfechter freiheitlicher Institutionen.

Und nun zum Schlusse nochmals ein Wort über Herger's Verhältniß zur Wissenschaft.

Man hat es oftmals bedauert, daß er sich nicht völlig der Wissenschaft und namentlich der Physik gewidmet, und kein Geringerer als Wilhelm Weber in Göttingen schrieb an Herger: „Bei dem von Ihnen bewiesenen großen experimentellen Talente wünschte ich von Herzen, daß Sie recht bald eine Stellung erhielten, die Sie nicht allein für Ihre großen Anstrengungen und Aufopferungen belohnte, sondern Ihnen auch die Freiheit verschaffte, Ihr Talent zum Besten der Wissenschaft ferner zu nützen. Es würde Ihnen gewiß nicht fehlen, einen neuen Gegenstand zu finden, der Sie befriedigte, wenn auch in einem anderen Gebiete der Physik, wo noch weniger vorgearbeitet und dadurch noch mehr die Möglichkeit gegeben wäre, durch genaue Erforschung der Thatsachen neue Bahnen zu brechen."

Indeß, wer den Verstorbenen genauer gekannt, beklagt es nicht, daß derselbe dem praktischen Leben erhalten geblieben. Herger war eine durchaus künstlerisch und zugleich zum Schaffen im Großen angelegte Natur und nicht dazu veranlagt, als trockener wissenschaftlicher Arbeiter still dahin zu leben; er war erfinderisch und besaß viel schöpferische Einbildungskraft, aber er war nichts weniger als ein mathematischer Kopf. Hergern genügte nicht — wessen sich ja, wie man sagt, gewisse Mathematiker so gerne rühmen — die bloße Gleichung des Kreises oder der Ellipse; er wollte den Anblick der schönen geometrischen Figur. Er war ein Mann der Anschauung, und weil dies der Fall und nur weil dies der Fall, fesselten ihn so lange jene Forschungen über magnetische Curven. Herger hatte nicht allein Freude am Gesetz, sondern auch an dessen schöner Form; im Gesetz, verlangte er, sollte sich immer zugleich etwas Schönes offenbaren; etwas Anderes, äußerte er oft, „genügte ihm nicht".

Diese künstlerische Auffassung der Dinge machte sich auch in seinem gärtnerischen Schaffen entschieden bemerkbar. Wer von einer der zahlreichen angebrachten Lauben aus Herger's Garten übersah, den berührte es wohlthuend, wie bald die leuchtenden Kirchthürme entfernter Dörfer, bald stattliche Baumexemplare auf den Wiesen im Thale als Visirpunkte gedient und die Anlage bestimmt hatten. Das Zufällige und Planlose war Herger's Natur so zuwider wie das Ungrazïöse und Unschöne, aber

ebenso haßte er auch das Unfertige, das Unvollendete. Er war darin nicht strenger gegen seine Arbeiter, wie gegen sich selbst. Es dauerte lange, bis er sich und den Anforderungen, die er an eigene Schöpfungen stellte, völlig Genüge gethan. Dafür liefert die Entstehung seines großen Tafelwerkes das beredteste Zeugniß; denn nachdem man ihn schon zur Publication desselben aufgefordert, arbeitete und feilte er noch acht Jahre daran, ehe er es der Welt vollendet vorzulegen wagte.

Wohl durfte man mit Wilhelm Weber zuversichtlich erwarten, daß ein so geschickter und findiger Experimentator, wie Herger, wenn ganz der Wissenschaft ergeben, noch vielerlei in der Physik erforschen, manch neuen Erscheinungen auf die Spur kommen werde, allein, ob Herger's ausgesprochener Trieb, das Neugefundene nun auch allemal künstlerisch darzustellen, bei der wesentlich mathematischen Richtung der heutigen Physiker die verdiente Würdigung gefunden hätte, ist mehr denn zweifelhaft.

Mit Recht hat sich Herger dem freien Berufe eines Gärtners zugewandt, und anstatt dies zu beklagen, sollte man sich darüber vielmehr freuen; denn daß er hier, im freien Reiche des lebendig Schönen, für neuschaffende Thätigkeit, wie für künstlerisches Walten einen geeigneten Schauplatz gefunden, das hat ja die Folge bewiesen.

G. Hüfner.

Zur Geschichte der öffentlichen Leihhäuser.

Millionen Kranker finden alljährlich in den öffentlichen Krankenhäusern Heil und Pflege; Millionen fleißiger Arbeiter legen von Woche zu Woche ihre Ersparnisse in den öffentlichen Sparcassen nieder; Millionen Kaufleute benutzen tagtäglich die zahlreichen Wechselbanken, aber diese Millionen Menschen gehen in diesen für die Cultur so wichtigen und unentbehrlichen Anstalten aus und ein, ohne zu wissen, wie dieselben entstanden, und ohne zu ahnen, welcher Kämpfe und Umwälzungen es bedurfte, bis alle diese Werke der Vorsorge und Humanität zur allgemeinen Anerkennung gelangten. Jahr aus Jahr ein drängen sich auch in den düsteren Räumen der öffentlichen Leihhäuser schaarenweise die „Enterbten der Gesellschaft“, all die Armen und Elenden, welche das harte Unglück schwer geprüft hat, oder die ihr eigener Leichtsinn unter die Proletarier sinken ließ, aber in den breiten Volksmassen weiß kaum einer, wie und wann das Leihhaus, diese große Creditbank der Unbemittelten, begründet wurde, und so dürfte ein Blick auf die Geschichte des Leihhauses hier von einigem Interesse sein.

Das für den Handel und Wandel so überaus wichtige Creditwesen hat selbst in unserer fortgeschrittenen Zeit keineswegs eine endgültige Regelung gefunden. Noch vor Kurzem bildeten reine Creditfragen den Gegenstand eifriger Agitation in den weitesten Volksschichten und das Ziel heftiger Kämpfe im deutschen Reichstage. Die Beschaffung eines gesunden Credits für die große Masse der kleinen Gewerbetreibenden wird noch heutzutage von dem auf Selbsthülfe beruhenden Genossenschaftswesen angestrebt, welches mit gegnerischen Principien manchen harten Strauß auszufechten hat. Creditfragen bewegten auch tief das volkswirthschaftliche Leben früherer Jahrhunderte, und mitten unter den heftigsten Zuckungen socialer Gestaltungen des Mittelalters wurde die Idee des Leihhauses geboren.

Abgesehen von geringen Ausnahmen, war in der alten Welt das Creditgeschäft unzertrennbar mit dem Pfandleihgeschäfte verbunden, das heißt, wer damals Geld borgen wollte, der konnte eine Anleihe nur gegen die Stellung eines Unterpfandes erlangen, und diese Ordnung der Dinge ging auch auf die sich neugestaltende christliche Welt über. So verpfändeten im Mittelalter weltliche und kirchliche Fürsten ihre Kronen und Insignien, die Städte ihre Ländereien und Stifte, die Ritter ihre Rosse und Rüstung, die städtischen Patricier ihre Kostbarkeiten und die Handwerker ihre geringfügigen Werthsachen. In dieses Geschäftsleben brachte nun die christliche Kirche eine zwar ideale und menschenfreundliche, aber durchaus unberechtigte und daher auf die Dauer unhaltbare Neuerung hinein: sie verbot den Christen jedes Zinsennehmen, da es dem Geiste der christlichen Lehre widerspräche, und gestattete es nur den Juden, um deren Seelenheil sie sich nicht kümmerte.

Dieser widersinnigen Gesetzgebung hatte man denn auch zu verdanken, daß das Pfandleihgeschäft bald fast ausschließlich in die Hände der Juden überging und ein Privilegium derselben wurde. Was in Folge dessen geschah, ist allgemein bekannt: die Juden wurden reich, und die fanatisirte Volksmenge suchte durch die berüchtigten Judenverfolgungen sich ihrer Schulden kurzer Hand zu entledigen. Später ersann man noch ein königliches Privilegium der Schuldencassation, welches in der Regel die Städte dem Könige abkauften. Auf Grund eines solchen Privilegiums mußten die Juden die sämmtlichen in ihrem Besitz befindlichen Pfänder und Schuldscheine der städtischen Behörde abliefern, und auf der Magistratur durften dann die Schuldner ihre Pfänder gegen die Hälfte oder ein Viertel der den Juden zugesagten Schuld einlösen, welche Summe die Stadtbehörde für sich behielt, während die Juden bei diesem Handel leer ausgingen.

Aber alle diese radicalen Maßregeln halfen wenig zur Besserung der socialen Zustände. Kaum hatte man die Juden aus der Stadt gejagt, so machte sich bald die Nothwendigkeit des Credits für den Gewerbetreibenden fühlbar, und die „Geldleute“ wurden wieder in die Stadt geladen. Der Wucher wurde alsdann selbstverständlich von Neuem und um so ärger getrieben.

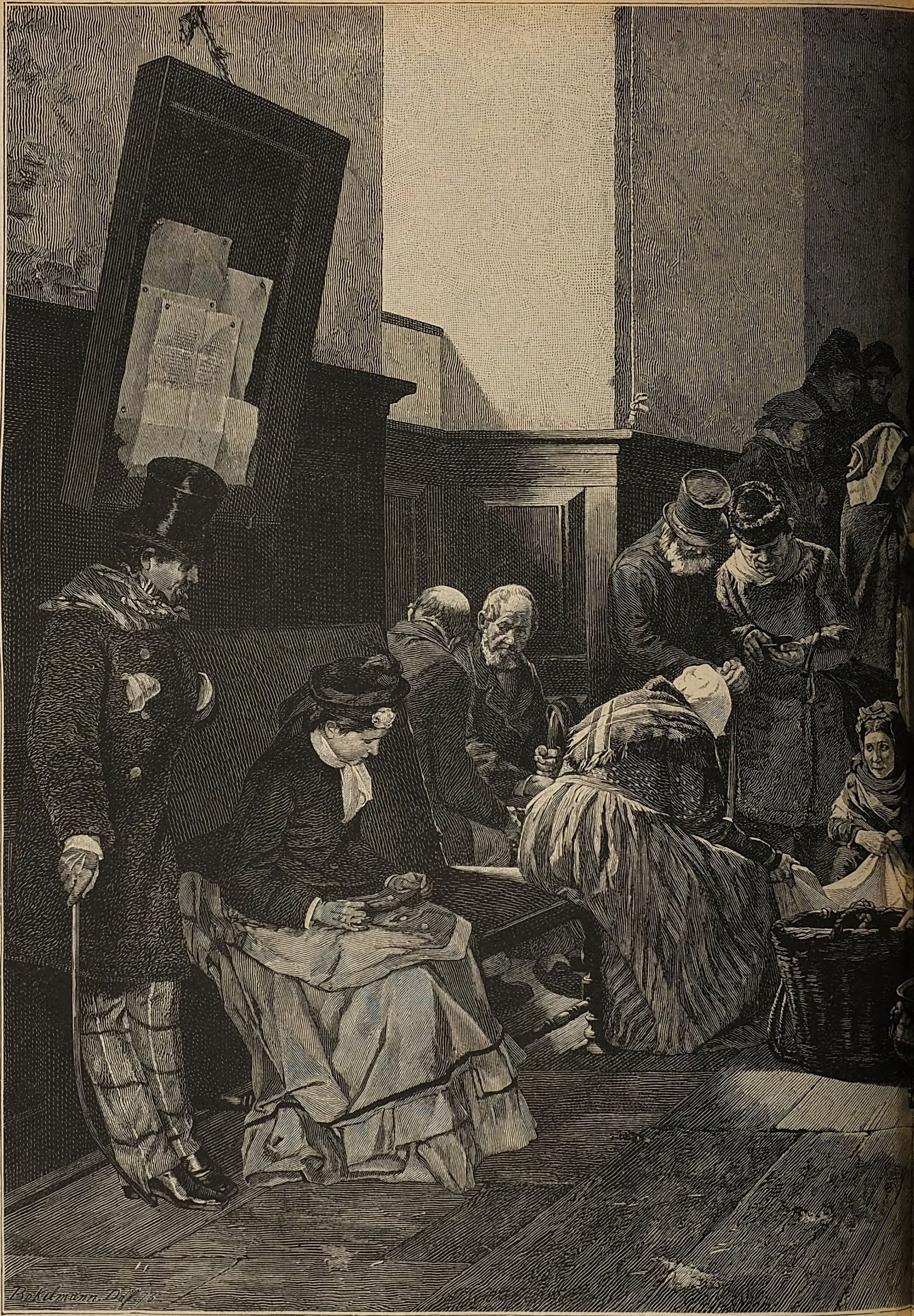
Unter solchen Kämpfen und gewaltsamen Erschütterungen der Rechtszustände reifte allmählich die Erkenntniß, daß man das Creditbedürfniß auf andere, billigere Weise befriedigen müsse und daß das aus idealen Gründen erlassene Verbot des Zinsennehmens in das praktische Leben nicht gut hineinpasse. Laut und offen durfte zwar diese Meinung nicht hervortreten; denn das Verbot war dogmatischer Natur, und — der Scheiterhaufen drohte. Mit der Zeit wurde jedoch die Kirche mit diesem widersinnigen Dogma selbst fertig; denn um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts kam ein angesehener italienischer Franziskanermönch und Arzt, Barnabas Interamnensis, auf den Gedanken, eine öffentliche Anstalt zu begründen, in welcher auf Pfänder Anleihen gegeben wurden. Die Idee an und für sich war nicht neu; denn schon im heidnischen Rom hat der Kaiser Augustus aus den dem Staate anheim gefallenen Gütern der Verbrecher eine Casse errichten lassen, in welcher Jeder, der den doppelten Werth versetzte, umsonst Geld leihen konnte.

Aber Barnabas Interamnensis hatte bei der Ausführung dieses Planes mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, als die römischen Kaiser. Wiewohl die Beschaffung des nöthigen Anlagecapitals dem feurigen Prediger, der an die Nächstenliebe der Reichen appellirte, leicht gelungen war, so sah er wohl voraus, daß die von ihm geplante Anstalt bald eingehen müßte, wenn in derselben das Geld umsonst vorgeschossen würde. Die Unterhaltungskosten der Anstalt müßten ja alsdann in wenigen Jahren das gesammte Anlagecapital verschlingen. Doch der gebildete Mönch wußte auch, daß die Dogmen vor dem heiligen Stuhl zwar unwiderlegbar, aber mit guten Gründen wohl dehnbar sind, und er eröffnete getrost das erste Leihhaus zu Perugia mit der Bestimmung, daß diejenigen, welche aus der Anstalt Geld auf Pfänder liehen, soviel an Gebühren zahlen müßten, wie die Unterhaltung der Anstalt kostete.

Gegen diese Neuerung erhob bald der den Franziskanern feindlich gesinnte Dominikanerorden eine Anklage vor dem heiligen Stuhl. Da wußte Barnabas den Papst zu überzeugen, daß die Gebühren keine Zinsen seien, sondern nur eine gerechte Zahlung von Seiten derjenigen, welche die Vortheile der Anstalt genössen und welche dadurch auch verpflichtet wären, die Unterhaltungskosten derselben zu decken; im Uebrigen wäre sein Unternehmen nur ein Werk der Nächstenliebe und dem Geiste des Christenthums durchaus entsprechend.

In Rom war man überhaupt froh, aus der unerquicklichen und unhaltbaren Angelegenheit des Zinsenverbots auf diese Weise endgültig herauszukommen, und der Papst ertheilte dem neuen Leihhause seinen Segen. Durch die Predigten der Franziskanermönche wurden diese Leihanstalten bald in Italien verbreitet und unter dem Namen montes pietatis (fromme Banken) allgemein bekannt.

Während auf diese Weise in den romanischen Ländern die Leihhäuser als ein Resultat socialer Kämpfe gewissermaßen öffent-



Im Leihhause. Nach dem



gemälde von L. Bokelmann.

liche Wohlthätigkeitsanstalten bildeten, wie dies schon ihre Benennung andeutet, verdankten sie ihren Ursprung in England und in den Niederlanden weltlichen, rein kaufmännischen Einflüssen. Wie in der Ostsee einst die Hansastädte die Träger und Vermittler des Handels waren, so beherrschten das westeuropäische Handelsgebiet im Mittelalter die Italiener, das einzige Volk, welches damals den Welthandel betrieb. Schon im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts ließen sich italienische Kaufleute in den englischen und niederländischen Städten nieder und wurden dort von den Behörden begünstigt, weil sie den Handel in's Land brachten. Ihre angesehensten Firmen waren die Caorcini, Caturcini, Cavarcini, Bardi und Amanti, welche von der einheimischen Bevölkerung im Allgemeinen Longobarden oder Lombarden genannt wurden. Neben dem Handel betrieben sie in ausgedehnter Weise auch das Pfandleihgeschäft und hielten zu diesem Zwecke in den größeren Städten „Contore", in welchen Pfänder zu geringen Preisen gegen unmäßige Zinsen als Versatz angenommen wurden; denn durch ihren regen Verkehr mit den orientalischen Völkern hatten sie sich von der Bedeutung des Geldes und von dem Zinsennehmen Begriffe gebildet, die von der damaligen christlichen Anschauung durchaus abwichen. Das päpstliche Verbot des Zinsennehmens wußten sie übrigens in schlauer Weise zu umgehen, indem sie sich die Provision im Voraus als Geschenk bezahlen ließen, aber gleich den Juden wurden auch die Longobarden, sobald sie den Wucher zu arg trieben, aus dem Lande gejagt, um nach kurzer Zeit auf Grund neuer Privilegien in dasselbe zurückzukehren. Seit dem vierzehnten Jahrhundert mußten sie für ihre „Contore", welche man „Lombarde" nannte, eine Steuer an die Obrigkeit entrichten, bis im Jahre 1611 der Magistrat der Stadt Amsterdam beschloß, das Pfandleihprivilegium den Italienern zu entziehen und die Leitung des Geschäftes selbst zu übernehmen. Drei Jahre hierauf wurde auch thatsächlich ein städtisches Leihhaus in Amsterdam eröffnet, welchem Beispiele bald andere niederländische Städte folgten.

Den ersten Anlauf zur Begründung eines Leihhauses in Deutschland nahm die Stadt Nürnberg, die schon im Jahre 1498 vom Kaiser Maximilian dem Ersten eine urkundliche Erlaubniß zur Anlegung einer öffentlichen Pfandleihanstalt erhielt. Der gemeinnützige Plan wurde von den Nürnbergern jedoch erst im Jahre 1618 verwirklicht, während inzwischen der Augsburger Magistrat bereits im Jahre 1591 das Pfandleihprivilegium den Juden entzog und 30,000 Gulden zum Anlagecapital eines Leihhauses bewilligte. Im Jahre 1607 wurde in der genannten Stadt die erste deutsche Leihhausordnung bekannt gegeben.

Da brachen die fortwährenden Kriegswirren herein, in welchen der Wohlstand des deutschen Volkes für lange Zeiten zu Grunde ging, und die Stürme des Dreißigjährigen Krieges vernichteten auch die ersten Leihhäuser Deutschlands. Wir begegnen ihnen in unserer Culturgeschichte wiederum erst um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, in welchem neben communalen auch private Pfandleihanstalten unter staatlicher Aufsicht begründet wurden.

Die Errichtung der heute bestehenden deutschen Leihhäuser fällt dagegen erst in den Anfang unseres Jahrhunderts und ist zum großen Theil dem bahnbrechenden Vorgehen der preußischen Regierung zu verdanken. In jener Zeit gelangten auch die in England in's Leben gerufenen Sparcassen zur allgemeinen Verbreitung, und von nun an reichten sich die beiden Wohlfahrtsanstalten zum gemeinsamen Wirken die Hand. Schon im Jahre 1840 bestanden in vierzig preußischen Städten Leihhäuser, welche ihre Capitalien von den communalen Sparcassen bezogen, vor allen andern deutschen Staaten zeichnete sich aber auf diesem Gebiete Sachsen aus, in welchem bereits in dem dritten Decennium dieses Jahrhunderts Dresden, Leipzig und Chemnitz mustergültige öffentliche Leihhäuser aufzuweisen hatten.

Die Entwickelung des Pfandleihwesens überhaupt ist indessen in Deutschland keineswegs als abgeschlossen zu betrachten. Noch vor wenigen Jahren mußten gegen die wuchernden privaten Pfandleihanstalten neue Gesetze und Verordnungen erlassen werden, und auch auf diesem Gebiete treten sich die beiden unversöhnlichen volkswirthschaftlichen Principien der Freiheit und des Schutzes feindlich entgegen.

So viel aber steht fest, daß man die wohlthätige Wirkung der öffentlichen, unter staatlicher oder communaler Aufsicht stehenden Leihhäuser heutzutage allgemein anerkannt hat und nicht gesonnen ist, ihre Existenz und Organisation zu bekämpfen.

Mutter und Sohn.

Von A. Godin.

(Schluß.)

35.

Siegmund, auf den die Gedanken so Vieler gerichtet waren, hatte inzwischen schwere Tage verlebt. Wenn der Mensch sich dazu verurtheilt sieht mit dem zu brechen, was sein Leben ausmachte, so gilt es ein anderes Ufer zu gewinnen und dort mit dem Rest seiner Habe Hütten zu bauen. Bis dies erreicht ist, gilt es aber den Kampf mit der Brandung. Noch ward der Unselige auf und nieder geschleudert; das feste Land lag ihm noch fern. Alles, was ihm theuer gewesen, war ihm entrissen; Alles, was ihn berührte, reizte eine Wunde.

Er konnte sich nicht entschließen, die Moosburg zu verlassen, und doch trat ihm hier auf Schritt und Tritt die unvergeßliche Vergangenheit schmerzlich entgegen. Ihn quälte das Drängen seines Freundes Max, dessen ersten Brief er mit der strengen Bitte beantwortet, ihn sich selbst zu überlassen, weil er ihn bereits von dem Pariser Vorgang unterrichtet glaubte. Voll Scham und Scheu dachte er an Ottilie Secon, gegen welche, trotz seines Protestes, vielleicht jetzt eben in seinem Namen vorgegangen wurde, und ach! an — Margarita.

Der einzige Mensch, dessen Nähe ihm wohl that, war Lois. Der stille Blick des jungen Priesters beruhigte momentan seine nagenden Qualen. Die sanfte, schonende Ruhe, mit welcher der Caplan seinen Pflichten nachkam, war Siegmund tröstlich, und dennoch hatte er sich bisher nicht entschließen mögen, ihm mitzutheilen, was er von Fügen erfahren; er fürchtete, Lois damit eine Waffe zu geben wider die Entschlüsse, an denen er festhielt.

Dann kamen die Briefe. Zuerst ein geschäftlich gehaltenes Exposé des Unternommenen und Erreichten, von Copien der Documente begleitet, welches der Anwalt seiner Mutter ihm zusandte. Dann Ottiliens herzliche Zeilen.

Hatte Siegmund gemeint, schon alles Weh der Erde erschöpft zu haben, so traf ihn nun ein neuer Schmerz mit furchtbarer Gewalt: welches beneidenswerthe Loos wäre jetzt sein und seiner Mutter Theil gewesen, wenn Diese nicht zur Frevlerin geworden — und was sie auf so unreinem Wege vergeblich angestrebt, das hatte die heilige Hand des Schicksals durch einfachen Fingerzeig schnell erreicht; Alles war da: ein stolzer Name, Glück und Ehre, aber es war eine grausame Fügung, daß es für Den, welchen es zumeist hätte beglücken können, unerreichbar war — ewig unerreichbar!

Siegmund schloß sich in seinem Zimmer ein; es war ihm nicht möglich, auch nur Lois zu sehen; jetzt erst ward ihm bewußt, daß dieser nur deshalb seinem schärfsten Schmerz den Stachel geschwächt, weil er wie ein lebendiger Gedanke einstiger Versöhnung neben ihm gegangen. In der herben Stimmung dieser Stunden wollte er sich weniger als je daran erinnern lassen, daß Vergeben und Milde möglich sei.

So gingen einige Tage hin. Siegmund saß eines Nachmittags auf der Terrasse, wohin der warme Maitag ihn gelockt, und versuchte seine Gedanken an ein Buch zu fesseln. Um ihn herrschte tiefste Stille. Der Knecht und sein Weib waren drunten auf der Wiese; nicht das leiseste Lüftchen bewegte sich. Da vernahm der junge Mann hinter sich ein schwaches Rauschen. Er wendete mechanisch den Kopf und sprang mit einem unwillkürlichen Ausrufe der Ueberraschung von seinem Sitze auf. Gräfin Secon und Margarita standen vor ihm.

„Briefe führten uns nicht zusammen," sagte Ottilie mit ihrer klaren Stimme. „Darum kommen wir selbst."

„Sie — Sie hier — bei mir!" stammelte Siegmund außer sich. „Gräfin! — — Sie hätten das nicht gethan, wenn Sie wüßten —"

„Wir wissen Alles, was Sie uns sagen oder verschweigen könnten, Siegmund. Capellmeister Fügen, der kürzlich Ihre Mutter gesehen, war von ihr beauftragt, uns von jedem auf Sie Beide bezüglichen Vorgang in Kenntniß zu setzen. Dies bestimmte mich, die Antwort auf Ihren mir unverständlich gewordenen Brief nicht zu verzögern." Sie bot ihm beide Hände und sagte warm: „Du siehst mich mit unseres Vaters Augen an, Siegmund. Willkommen, mein Bruder!"

Er neigte sich sprachlos über die schwesterliche Hand, die er an seine Lippen, seine Augen preßte. Ottilie zog ihn an ihre Brust und küßte ihn herzlich.

Nun erst suchten seine Augen Margarita, die etwas zurück stand. Beide tauschten einen langen Blick. Ihr Begrüßen blieb aber stumm.

„Ich fasse noch immer nicht —" sagte Siegmund wie aus einem Traum heraus.

„Setzen wir uns!" schlug Ottilie vor und nahm Platz. „Es giebt viel zu besprechen, vor Allem einen, den wesentlichsten Punkt." Sie hielt einen Moment inne und fuhr dann in festerem Tone fort: „Ich verstehe sehr gut, welche Stimmung Deinen Brief dictirt hat, lieber Siegmund. Du hast aber außer Acht gelassen, daß es sich in dieser Angelegenheit nicht um Deine persönliche Ansicht allein handelt. Es würde meinem Manne und mir nicht ziemen, ein Zurücktreten gelten zu lassen, wie Du es planst. Wir sind weder gewillt, noch berechtigt, Dir in Betreff Deiner Zukunft Vorschriften zu machen, gegenwärtig ist es aber nothwendig und unumgänglich, die Thatsachen frei und öffentlich festzustellen. Seeon und ich waren nie gewöhnt, etwas, das unser Haus betraf, zu verbergen, und nehmen unser eigenes Recht in Anspruch, wenn wir auch jetzt in diesem Sinne handeln. Mein Mann, der unserem Rechtsbeistand bereits Aufträge zur Feststellung der materiellen Punkte gegeben hat, ersucht Dich, uns nach S. zurück zu begleiten."

Siegmund erröthete heftig.

„Unmöglich!"

„Es ist nothwendig," sagte Ottilie. „Daß es Dir schwer fällt, Deine Person, Dein Geschick gegenwärtig der Oeffentlichkeit auszusetzen, ist begreiflich, muß aber überwunden werden. Dein Ehrgefühl hat den schwersten Schritt bereits gethan: Du hast Dich von — Frau Genoveva geschieden. Um so weniger kannst Du für das, was ohne Dein Wissen geschah, verantwortlich gemacht werden. Du darfst den Kopf hoch tragen; denn kein Makel haftet an Deiner persönlichen Ehre. Laß mich zu Ende kommen!" sagte sie, als er im Begriffe war, sie zu unterbrechen. „Als Beweis dafür, wie wir zu Dir stehen, aller Welt gegenüber, hat mein Mann gestattet, daß ich Dich hier aufsuchte und Deine Gastfreundschaft in Anspruch nehme. Als Beweis dafür, wie ich persönlich von Dir denke, und daß ich Dich fortan als unzertrennlich von uns betrachte, gestattete ich meiner Tochter, mich zu begleiten."

Siegmund erhob lebhaft den gesenkten Kopf.

„Lassen Sie mir Zeit, so viel Unverhofftes zu bewältigen!" sagte er nach schwerem Athemzuge. „Ich empfinde Alles — die Großmuth — das Opfer — ja, ja, auch die Nothwendigkeit im Sinne Graf Seeon's. Ich erkenne, was ich Ihnen schuldig bin — aber — ich habe viel gelitten — gönnen Sie mir Zeit!"

Minuten vergingen in einem Schweigen, das Allen natürlich war. Dann knüpften sich an ein hingeworfenes Wort der Gräfin einige abgerissene Bemerkungen über Naheliegendes, Aeußerliches. Siegmund besann sich darauf, einige Anordnungen zu treffen, und ging, seine Leute zu rufen. Während eine ländliche Mahlzeit auf der Terrasse servirt wurde, suchten die gespannten Geister den Ton zu finden, der ihrem Verkehr sonst eigen gewesen. Das „Du" seiner Halbschwester zu erwidern, war Siegmund noch unmöglich. Auch gelang es ihm nicht, mit Margarita in gewohnter Weise zu sprechen. Alles war, statt näher zu rücken, so fremd geworden. Die Geliebte so verändert, so schweigsam und scheu.

Ein glorreicher Sonnenuntergang tauchte Thal, Fluß und Gebirge in wunderbare Farben. Margarita war aufgestanden und an die Brüstung getreten, und die Gräfin sprach den Wunsch aus, das Haus zu sehen; Siegmund führte sie durch die bewohnbaren Räume. Vor dem Zimmer, das für ihre Nachtruhe bestimmt ward, entließ sie ihn mit dem Bemerken, sich bald wieder auf der Terrasse einfinden zu wollen.

Nachdenklich kehrte Siegmund dorthin zurück. Wie seltsam gestalteten sich die Dinge! Aber die auf ihm lastende Schwere fühlte er dennoch nicht weichen.

Margarita stand noch auf dem vorigen Platze, und als sie seine Schritte vernahm, wendete sie den Kopf und wurde sehr — blaß — sie waren allein. Stumm standen Beide neben einander, stumm aus Ueberfülle dessen, was sie sich zu sagen hatten.

„Hier, wo es so schön ist, wohnten Sie also früher, als Kind?" unterbrach Margarita das herzklopfende Schweigen. „Das muß eine glückliche Zeit gewesen sein!"

„Es war eine glückliche Zeit," sagte Siegmund schwer.

„Und hierher kamen Sie dann immer im Herbste, um Ihre Mutter zu treffen?" fuhr sie bebend fort.

Er fuhr zusammen und sah sie vorwurfsvoll an.

„Vergeben Sie mir!" athmete sie, „aber ich muß mit Ihnen davon sprechen, muß Sie bitten —"

Er schüttelte heftig den Kopf, aber sie ließ sich nicht beirren. Ihre lieben Augen standen voll Thränen, als sie mit den beiden Händchen seine abwehrende Hand erfaßte.

„Sie dürfen Ihrer Mutter nicht böse sein; ich verstehe das nicht, und mir ist bange vor Ihnen, wenn ich das glauben soll. O Siegmund! Was auch meine Mutter thun möchte, ich müßte sie doch immer lieb haben, und wären alle anderen Menschen ihr böse — dann noch viel mehr! Ich habe nicht zugehört, wenn der Herr Capellmeister erzählte, die Eltern sprachen aber nachher darüber, und Mama lobte es, daß Sie sich von Ihrer Mutter getrennt hätten und nie mehr mit ihr zusammen kommen wollten. Wie viel habe ich schon darum geweint!"

Sie sah das qualvolle Kämpfen im Gesicht des Geliebten, dessen kalte Hand in der ihrigen zuckte, und schmiegte ihr blasses Gesicht an seine Schulter. Dann sagte sie ganz leise:

„Siegmund, Sie haben mir erzählt, wie voll Liebe Ihre Mutter zu Ihnen, wie sie Ihnen über Alles theuer war — das kann doch nicht auslöschen, weil sie etwas Unrechtes that? Sie jammert mich — wie muß sie warten, daß Sie kommen, und so viele Tage schon, und immer umsonst! Können Sie das ertragen? Ich könnte es um keinen Preis. Man muß ja doch treu sein."

Er zitterte vom Kopfe bis zu den Füßen. Plötzlich schloß er das junge Mädchen einen Moment an sich, ließ sie dann los und bedeckte mit beiden Händen seine Augen, aus denen heiße, erlösende Tropfen fielen. Sein längst erschüttertes, lang widerstrebendes Herz schmolz dahin vor den schlichten Worten des liebreichen Kindes. — — —

Spät Abends, als Mutter und Tochter zur Ruhe waren, stieg Siegmund noch zu Thale und wanderte nach Lahnegg. Als er sich von Lois trennte, in dessen Behausung er eine Stunde zugebracht, schlossen sich die Beiden fest an's Herz, wie Menschen, die einander nie verlieren können, wenn sie sich auch nicht wiedersehen sollten. Erhabene Freude leuchtete aus dem meist so stillen Auge des jungen Priesters.

Am folgenden Morgen verließ der Schloßherr die Moosburg zugleich mit seinen Damen und kehrte mit ihnen nach S. zurück. Ottilie war nicht auf ihr Verlangen zurückgekommen, dessen Erfüllung sie als selbstverständlich hinnahm, aber es entging ihr nicht, daß seit gestern Abend eine Veränderung mit Siegmund vorgegangen war. Sein Blick war freier, seine Stirn heller geworden, obgleich tiefer Ernst ihn beherrschte. Mit innerer Genugthuung sagte sich Ottilie, wie richtig der immerhin gewagte Schritt dieser halb erzwungenen mündlichen Besprechung sich doch erwiesen, und wie zufrieden ihr Mann sein würde, dem feste Gestaltung und Ruhe in jedem Lebensverhältniß Bedürfniß war. Um so weniger war sie auf einen neuen Conflict gefaßt.

Siegmund's Aeußerung, daß er sich von hier nach Wien begeben wolle, um sich mit seiner Mutter auszusprechen, fiel wie ein Funke in die freundschaftlichen Erörterungen zwischen ihm und dem Ehepaar Seeon, welche bald nach dem Eintreffen der kleinen Reisegesellschaft zur Sprache kamen. Der Graf und die Gräfin bekämpften lebhaft die Absicht dieser Reise, deren Endpunkt eine Versöhnung sein mußte. Ihre eigene Auffassung, ihre Pläne und Absichten waren auf die Voraussetzung gebaut, daß ein für allemal jeder Zusammenhang Siegmund's mit dieser compromittirten Frau abgebrochen sein müsse. Namentlich bestand Ottilie hierauf. So bereit sie zu jeder Gerechtigkeit, zu jedem Entgegenkommen gewesen, so starr hielt sie an dieser Forderung fest, die ihr Grundsätze und Anschauungen geboten.

Siegmund's Beharren, seine plötzliche Umstimmung in einem so wesentlichen Punkte, erschienen ihr unbegreiflich, machten sie fast an seiner Männlichkeit irre. Das Einzige, womit sie ihn hier entschuldigte, war seine Jugend. Und da sie den Schritt, welchen er vorhatte, als verderblich für ihn betrachtete, zögerte sie nicht ein mächtiges Argument wirken zu lassen: sie deutete Siegmund an, daß Margarita's Hand ihm zugedacht sei, diese Hand aber nicht in die seinige gelegt werden könnte, wenn er mit der andern seine Mutter festhielt.

Siegmund ward aber von einer Macht beherrscht, gewaltiger als jedes Drohen oder Verheißen: seit Margarita's liebe Hand die Bitterkeit fortgeschoben, die wie ein Riegel vor der Liebe lag, strömte sein altes, heißes, unaussprechliches Gefühl für die Mutter über jede Klippe hinweg. Galt es auch auf das schönste Glück zu verzichten, galt es den Verzicht auf Margarita's Hand, so konnte ihn das nicht beirren; ihr Herz hatte ihn ja auf den Weg geleitet, auf welchem es ihn jetzt vorwärts trieb; dieses unschuldige, liebevolle Herz konnte ihm nur dann ohne Bangen gehören, wenn er that, was es ihn thun geheißen. Als ihr Bundesgenosse stand neben ihr Lois.

Verstimmt entließen Seeon's den jungen Verwandten, als er sich aus ihrem Hause nach seiner Wohnung begab, um sich zu seiner Reise zu rüsten. Er sehnte sich nach Rücksprache mit Fügen, von dem er seit dessen kurzem Verweilen auf der Moosburg nichts mehr direct gehört, der inzwischen seine Mutter gesehen und ihm ihre Adresse mittheilen konnte. Bei dem ersten Worte, das er dem Meister über seine Absicht äußerte, fiel Dieser ihm mit einem kräftigen: „Gottlob!" um den Hals. Nun erst erfuhr Siegmund im Zusammenhange, was den Seeon's in Einzelnheiten und ungenügend bekannt geworden, erfuhr die volle Geschichte seiner Eltern, die Geschichte aller Leiden und Entbehrungen Genoveva's aus dem Munde eines Mannes, der wiedergab, was er von ihr selbst erfahren.

„Und kein Wort zu mir!" rief Siegmund mit leidenschaftlichem Vorwurf.

„Weil sie es mir verboten hat!" erwiderte Fügen. „Wort und Handschlag forderte sie mir ab, durch keine Silbe Dir etwas abzuzwingen, was nicht aus Dir selbst kam. Und denk' doch nur daran, wie Du mich aufgenommen hast, als ich Dir zuerst sagte, was Du ihr schuldig. Aber ich will nur der Wahrheit die Ehre geben: ich hab' Dir's zugetraut, Junge, daß Dein eigenes gesundes Herz den Rückweg schon finden würde, ohne Dreinreden. Was hätt' es auch sonst helfen sollen! Nur um Eines war mir angst — ob Dir Zeit dazu bliebe."

„Zeit?" wiederholte Siegmund betroffen.

Fügen wendete das Gesicht ab.

„Du reisest ja nun," sagte er, „Du wirst schon sehen. Geh' mit Gott! Dürft' ich, so käm' ich gern mit. Ich wollte ihr die Jana schicken, damit sie nicht so allein ist, und meine Frau sehnt und grämt sich nach ihr, aber sie will Keines um sich — glaub's schon. Jetzt kommt, was sie braucht."

„Sie ist krank?!"

„Nicht gerade! Aber leidend! Du wirst ihr Arzt sein."

Die Unruhe, welche Siegmund ergriffen hatte, wuchs zu unbestimmtem Bangen. Ihm war, als dürfe er keine Minute verlieren. Wie Glockengeläute tönten unaufhörlich Lois' Worte in seinem Ohre: „Bedenke, daß Deiner Mutter Gestalt einst neben Dir hergehen könnte, wie Maxi neben mir geht!"

Als er eben im Begriffe war, den Wagen zu besteigen, brachte ein Diener des Seeon'schen Hauses ein kleines Paket mit seiner Adresse. Es enthielt Noten, die er Margarita früher geliehen. Zwischen den Heften lag ein weißes Blatt, und als er es aufschlug, fand er eine sorgfältig getrocknete, in unverändert tiefem Blau leuchtende Genziane.

36.

Genoveva saß, die Füße auf einem Kissen, den Kopf gegen die hohe Lehne ihres Sessels gestützt, in einem Hochparterrezimmer, dessen geöffnete Fenster die Aussicht auf Gärten boten. Sie war allein. Gleichgültig hatte sie Fügen's Drängen nachgegeben, den unruhigen Gasthof mit einer Privatwohnung zu vertauschen, welche er für sie aussuchte und in welche er sie brachte, ehe er Wien verlassen hatte. Nun ließ sie die Stunden kommen und gehen, ganz wehrlos, im Zustande äußerster Erschöpfung, in der man nichts mehr begehrt, weder Glück noch Tod. Ihre glanzlosen großen Augen waren nach dem Fenster gerichtet, zu dem maienhaftes Duften hereinströmte. Leiser Windhauch ging durch die lichtgrünen Blätter einer nahestehenden Akazie, aus deren luftigem Gezweige eben jetzt ein Vogel aufflog. Genoveva's Blick folgte seinem himmelwärts gerichteten Fluge:

Wohin?

Ihre Gedanken wollten sich um diese Frage spinnen, so nahe ewig dem Geiste wie die Frage: warum? doch ließ sie müde davon ab. In ihr war es still, wie um sie her — sie hatte Alles losgelassen, sogar den Schmerz. Was sie gehofft, was sie gefürchtet, war erfüllt; nun galt es nur noch auf Eines zu warten, das ihr leise und sicher immer näher schlich, ohne daß sie nöthig hatte, einen Schritt entgegenzuthun.

Die Sonne funkelte herein — das blendete sie. Ihre Augen sanken leise zu und hoben sich nicht gleich, als sie nach einer Weile Schritte im Zimmer vernahm. So wenig sie derselben achtete, ließ sie doch ein instinctives Bewußtsein, daß nicht ihre Dienerin nahe sei, zwischen den Wimpern hervorblicken. Jäh richtete sie sich auf. Der vor ihr stand — war ihr Sohn.

Nur einen Augenblick stand er vor ihr. Im nächsten schon lag er ihr zu Füßen, beide Arme um die Zusammenbrechende geschlungen. Ein kurzer Wehelaut traf sein Ohr, wie ein Seufzer des Todes; er hielt eine Leblose in seinen Armen. Halb gelähmt vor Schreck, rieb er ihre eiskalten Hände, rief nach Beistand, ohne doch zu wagen, sich einen Moment von ihr zu entfernen. Er ward nicht gehört; die Dienerin, deren momentaner Abwesenheit zufolge er unbehindert eingetreten war, hatte sich noch nicht wieder eingefunden. In Todesangst lauschte er an der Brust seiner Mutter auf den Schlag ihres Herzens — es schien stille zu stehen. Als er sich aufrichtete, hatte Genoveva die Augen geöffnet. Sie schien außer Stande, zu sprechen, ihn traf aber der alte Blick unsäglicher Liebe. Schluchzend, wie ein Kind, bedeckte er ihre Hände mit Küssen. Inmitten seines Jammers, sie so zu finden, so krank, so abgezehrt, durchjauchzte ihn ein übermächtiges Glücksgefühl: sie waren beisammen — jede Fiber in ihm flog ihr entgegen; Welt und Menschen, jedes Urtheil, jeder Vorwurf war zerstoben; die einzige Schuld, welche er empfand, war seine eigene, das einzige Wort, welches er stammelte: „Vergieb!"

Genoveva bebte zusammen.

„Mein Sohn," sagte sie leise, „Du willst nicht, daß Deine Mutter dieses Wort spricht, das gesprochen werden mußte. Ich danke Dir. Dich zu sehen, bevor ich sterbe, hoffte ich nicht."

„Sterben!"

„Ruhen, Siegmund, ausruhen vom Irrthum, von allem Falschen. Was ein Frevel bessern wollte, ward nur verschlimmert; was ich blind übersah, gewann mühelos unser Recht. Und ich hätte das schwerlich übersehen, wäre ich nicht so schnell bereit gewesen, zu verdammen. Alle, die ich beschuldigte, sind rein geblieben, aber die Schuldige ward ich. Dein Großvater hat uns nicht wissentlich betrogen; Dein Vater hat uns nicht verleugnet." Ein unbeschreibliches Lächeln gab den zerstörten Zügen all ihren einstigen Reiz zurück. „Sein letztes Wort auf Erden, Siegmund, galt Dir."

„Ich weiß."

„Um seinetwillen versprich mir, sein Erbe nicht zurückzuweisen!"

„Dieses Versprechen gab ich bereits meiner Schwester."

Genoveva's Kopf sank zurück.

„Ihr seid einig?"

Siegmund zögerte einen Moment; dann sagte er mit fester Stimme: „Ja."

Sie schlug ihren Arm um des Sohnes Hals und zog seinen Kopf neben sich nieder.

„Fügen glaubt, Du liebtest Margarita Seeon — liebt sie Dich?" fragte sie kaum verständlich.

„Ja!"

Er wollte mehr sagen, aber der bald stockende, bald wilde Schlag ihres Herzens beängstigte ihn namenlos. So hing er denn schweigend an ihren Augen, die in wunderbarem Glanze aufstrahlten; plötzlich ging ein Schatten darüber hin. Er versuchte seinen Arm zurückzuziehen — Beistand herbeizurufen schien so dringend Noth, aber Genoveva ließ ihn nicht von sich; ihr Kopf ruhte auf seiner Schulter, und wie ein Hauch wehte es an sein Ohr:

„Ich habe Dich über Alles geliebt."

Es war ihr letzter Hauch.

Zum hundertjährigen Jubiläum der Gewandhaus-Concerte zu Leipzig.

Von Hermann Kretzschmar.

Einen sehr bedeutenden Platz nehmen die sächsischen Lande in der Geschichte der Tonkunst ein. Sie sind die Heimath der Schütz, Bach, Händel, Marschner, Schumann, Wagner und die Schaffensstätte einer erstaunlich großen Zahl von Männern, die sich in der Musik ausgezeichnet haben. Von den frühesten Zeiten an besaß Sachsen blühende Anstalten zur Pflege der Musik. Allberühmt sind die Dresdener Hofcapelle, die Sängerchöre der Kreuzschule und der Thomana. Jünger als diese Institute ist die Concertgesellschaft des Leipziger Gewandhauses, an Ansehen und Bedeutung ist sie jedoch eine der ersten Kunstanstalten Europas.

Am 25. November dieses Jahres sind hundert Jahre verflossen, seitdem das erste Gewandhaus-Concert stattfand, und man kann einen Jubilar nicht besser ehren, als indem man aus seinem Leben erzählt. Die Geschichte der Gewandhaus-Concerte ist der Ruhm aller Derer, welche an ihnen betheiligt sind, der Stadt, die von jeher mit Stolz dieses Institut in ihren Mauern sah, des Directoriums, welches die Einrichtungen dieser Concerte traf und überwachte, der Musiker, welche sie ausführten, und des Publicums, welches sie anhörte.

Sie Alle können sich die Gewandhaus-Concerte zur Ehre anrechnen; denn was hier durchgeführt wurde, ist in ganz Deutschland nur einmal gelungen. Was sagen wir, in Deutschland — in der ganzen Welt. Es giebt keine zweite Stadt, die jeden Winter zweiundzwanzig solche Concerte zu erwarten hat, wie sie in dem Leipziger Gewandhause nun seit einem Jahrhundert fast ohne Unterbrechung stattgefunden haben. Fragt man nach der Ursache dieser großen Zahl, so muß man zur Beantwortung dieser Frage noch eine Strecke hinter die Gründung der Leipziger Gewandhaus-Concerte zurückgreifen.

Wie bekannt, entstanden von der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts an wie in anderen Culturländern, so ganz besonders in Deutschland vielerlei sogenannte musikalische Collegien. Das waren Clubs, in denen sich die Musikfreunde eines Ortes vereinten, um mit einander zu musiciren — eine sehr heilsame Ergänzung der öffentlichen Musikpflege! Das Musiciren schloß anfänglich andere gesellschaftliche Bestrebungen nicht aus; denn neben der Musik hielt man wissenschaftliche Vorträge, tafelte und tanzte. Aber es liegt nun einmal im Wesen der Musik, daß sie eifersüchtig ist, dämonisch eifersüchtig. Sie verlangt den ganzen Menschen. So kam es, daß diese Collegien bald ausschließliche Musikabende wurden, die sich von den heutigen Concerten nur dadurch unterschieden, daß keine Proben abgehalten wurden. Ganz Deutschland war um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts voll solcher Musikinstitute mit wöchentlichen Concerten. Wo sind diese nun hin? Wer trägt die Schuld, daß sie verschwanden? Die bösen Proben. Die wachsenden Ansprüche der Orchesterpartien wuchsen allmählich den Dilettanten über die Köpfe, und damit war es mit den musikalischen Collegien aus. Die einzige Stadt, welche die Krisis überstand und die wöchentlichen Winterconcerte rettete, war Leipzig.

Actenmäßig zu constatiren ist allerdings die Existenz von Musikcollegien in Leipzig erst mit dem Jahre 1741, wo der berühmte Telemann, damals Cantor an der Neukirche, ein solches Collegium gründete und leitete, welches besonders von Studenten unterstützt wurde, aus deren Reihe er selbst hervorging. Auch der große Johann Sebastian Bach war in der ersten Zeit seines Thomascantorats Director eines collegium musices. Wir wissen, daß mit seiner Gesellschaft eine zweite rivalisirte, welche unter dem Organisten der Nicolaikirche, einem gewissen Görner, stand.

Der siebenjährige Krieg gebot eine Pause, aber nach seiner Beendigung stand das Musikcollegium in imposanter Gestalt wieder auf. Der Kaufmann Zehmisch, derselbe vornehme Handelsherr, welcher das noch jetzt vorhandene sogenannte alte Theater erbaute, eröffnete im Jahre 1763 das Collegium unter dem Titel „Großes Concert“ in den „Drei Schwanen“ auf dem Brühl. Das Local scheint den Beschreibungen nach ziemlich primitiv gewesen zu sein: ein düsterer Saal von der Größe einer mittelmäßigen Wohnstube mit einem engen Zugang, der durch eine gemeine Herberge führte. Gleichwohl versäumte das vornehme Publicum nicht, sich allwöchentlich dort einzufinden, und auch der Kurfürst von Sachsen beehrte das dortige Concert mit seinem Besuche, so oft er in Leipzig anwesend war. Später zog man in ein Haus am Markte.

Das Orchester war für jene Zeit reich besetzt.* Die meisten Solisten traten zugleich als Solospieler auf, und mehrere unter ihnen erwarben sich als Virtuosen einen berühmten Namen. Dirigent war Johann Adam Hiller, ein Musiker, den die allgemeine Geschichte der Kunst immer mit Ehren nennen wird. Ein Zögling sächsischer Alumnate von Bautzen und Dresden, schwankte er lange zwischen Tonkunst und Jurisprudenz, wandte sich aber seit 1760 ausschließlich der ersteren zu. Er schrieb komische Opern zu Texten von Weiße, die seiner Zeit Aufsehen erregten. Hiller selbst war, trotz seiner launigen Musik, ein schwerer Hypochonder und lange nicht zu vermögen, eines seiner Werke, die alle Welt zum Lachen reizten, selbst anzusehen. Ja, man erzählt, daß ihn sein Arzt mit Gewalt in das Theater schaffen mußte. Als Dirigent hat sich Hiller namentlich um Händel's „Messias“ Verdienste erworben.

Er ging 1785 wieder in's Ausland, kam jedoch 1789 als Thomas-Cantor nach Leipzig zurück. Sein eifrigstes Bestreben war nun, in dem großen Concerte den Gesang auf gleich hohe Stufe zu bringen, wie die Instrumentalmusik, und umsichtig und thätig, wie er war, gelang es ihm auch bald, dieses Ziel zu erreichen, besonders da ihn das Glück begünstigte, eine Corona Schröter — 1764 — dann eine Schmehling, nachherige Mara, auf längere Zeit — 1767 bis 1771 — für dieses Kunstinstitut zu gewinnen. Beide Sängerinnen waren schon zu jener Zeit höchst ausgezeichnet, wenn auch ihr Ruf erst später sich allgemein verbreitete. Tenor- und Baßpartien übernahmen vorzügliche Schüler von Hiller, und die Chöre wurden von Alumnen der Thomasschule besetzt.

Jedes Concert enthielt zwei Theile, zwischen welchen eine Pause zur Erholung stattfand. Der erste Theil wurde mit einer Symphonie eröffnet; hierauf folgte eine Arie, dann ein Concert für ein Instrument, nun ein Divertissement für mehrere Instrumente und endlich ein Quartett, Ensemble oder Chor aus einer Oper. Der zweite Theil begann wieder mit einer Symphonie, der eine Arie sich anreihte, und das Ganze endete gewöhnlich mit einer Partie für das volle Orchester.

Die dirigirende Vorsteherschaft bestand von dieser Zeit an aus neun, später aus zwölf, der angesehensten Concertmitglieder, und so ging Zehmisch's Alleinherrschaft in eine Vielherrschaft über, zu der gehörten: drei Gelehrte, drei deutsche, zwei französische, ein italienischer Kauf- und Handelsherrn. Diese Einrichtungen des „Großen Concertes“ lagen auch den 1781 in's Leben gerufenen Gewandhaus-Concerten zu Grunde und bestehen an diesem Institute noch in allem Wesentlichen. Deshalb schien es nöthig, bei denselben zu verweilen.

Zunächst war demnach der Einzug in den Saal des Gewandhauses, welcher am 25. November 1781 erfolgte, nichts als ein Localwechsel. Die „drei Schwanen“ konnten die immer mehr sich steigernde Zahl der Kunstfreunde nicht länger fassen. Da erwarb sich der damalige Bürgermeister und Kriegsrath Müller, dessen Gemeinsinn Leipzig die große Bürgerschule, die Promenaden und die Restauration der Nicolaikirche verdankt, das Verdienst, im Gewandhause auf der Universitätsstraße, einem alten für Militär- und sonstige Lagerzwecke gebrauchten Gebäude**, einen Concertsaal herstellen zu lassen, der zwar hinsichtlich der Größe nicht zu den ersten in Deutschland gezählt werden kann — er faßt nach mancherlei Vergrößerungen heute schließlich gegen eintausend Personen — wohl aber seiner akustischen Vortrefflichkeit wegen noch jetzt zu den ausgezeichnetsten Sälen gezählt werden muß. Der Bau wurde von dem kurfürstlichen Architekten Dauthe ausgeführt, und der aus Goethe's „Dichtung und Wahrheit“ bekannte Akademiedirector und Professor Oeser malte die Plafonds. Diese Gemälde stellten die alte griechische und die neue Musik dar. Die alte wird verjagt und dagegen die neue eingeführt. Unter der letzten Darstellung hält ein Genius ein fliegendes Blatt mit der Inschrift „Bach“. Diese seiner Zeit bewunderten und wiederholt beschriebenen Allegorien ließ man 1833 leider übertünchen.

* Es bestand aus 16 Violinen, 3 Violen, 2 Cellos, 2 Violons, 2 Flöten, 2 Oboen, 2 Fagotten, 2 Hörnern, einer Laute und einem Flügel.

** Dieses feiert am 25. November gleichfalls ein Jubiläum, und zwar das vierhundertjährige seiner Erbauung.

Am 25. November 1781 wurde der neue Saal unter Hiller's Direction mit folgendem Concertprogramm eröffnet:

Erster Theil.

Symphonie von Joseph Schmitt.*
Hymne an die Musik von Reichardt.**
Concert auf der Violine („Schönste Tochter des Himmels"), gespielt von Herrn Berger.
Quartett mit dem ganzen Orchester von Stamitz.***

Zweiter Theil.

Symphonie von J. C. Bach.[1]
Arie von Sacchini, gesungen von Madem. T. Podleska.[2]
Symphonie von E. W. Wolff.[3]

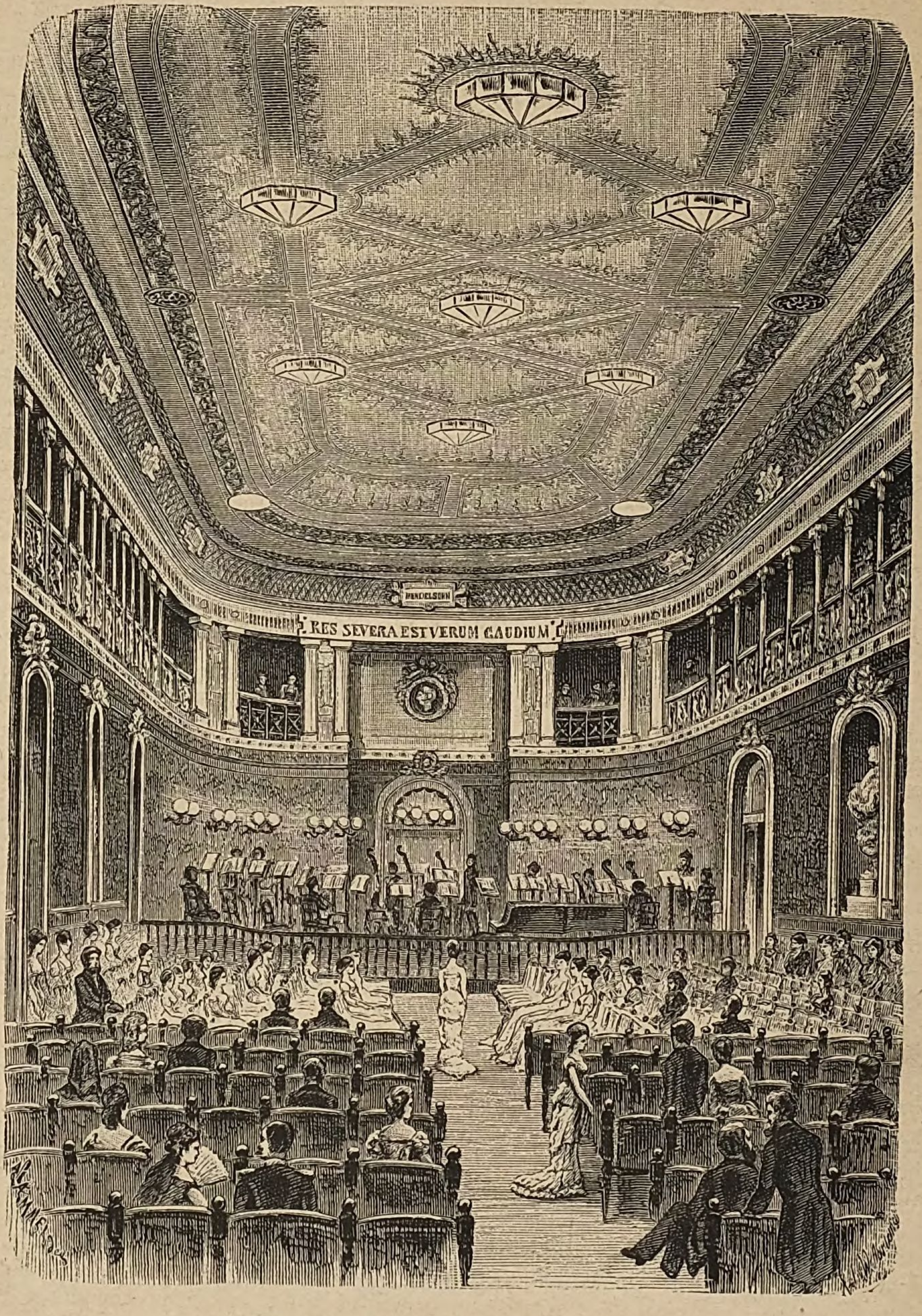
Drei Symphonien an einem Abend! Man begann um fünf Uhr Nachmittags; das Billet kostete zwölf Groschen, und die Leistungen waren so glänzende, daß Mozart in der Probe zu seinem Concerte am 12. Mai 1789 den Musikern zurufen konnte: „Wenn die Herren so zu spielen vermögen, brauche ich mein Concert nicht zu probiren — denn die Stimmen sind richtig. Sie spielen richtig und ich auch; was braucht's mehr?"

Wer in Leipzig auftreten wollte, dem war der Gewandhaussaal eine Nothwendigkeit, und was außerhalb dieser Räume concertirt wurde, das zählte nicht mit. Um aber das Verdienst zu verstehen, welches daran die Direction der Gewandhaus-Concerte hat, muß man auf die allgemeinen Concertverhältnisse Deutschlands um die Wende des Jahrhunderts einen Blick werfen. Man kann sagen: die in der Entwickelung begriffene neue Instrumentalmusik rang um ihr junges Leben. Ihre gutwilligsten Stützen waren die musikalischen Collegien, die Dilettantenclubs und Liebhaberconcerte, die in den mittleren und kleinen Städten zu Hause waren und auf schwachen Füßen standen, wogegen in den großen Städten und an den Höfen die Virtuosen dominirten. Im Vergleiche mit jenen Liebhaberorchestern repräsentirten sie die vollendete Kunst im Gegensatz zum unfertigen Versuch, und kein Zweifel kann darüber bestehen, auf wessen Seite sich das Publicum wenden mußte, wo es zu wählen hatte.

Dieser Concurrenz zwischen Virtuosen und Orchester zu begegnen, hatte nun das Leipziger Gewandhausinstitut ein unfehlbares Mittel in seinem Saale, und es bediente sich desselben geschickt. Es ist höchst interessant, die verschiedenen Erlasse und Maßregeln zu verfolgen, durch welche es diesen Kampf führte, aber das würde hier zu weit führen. Genug: die Virtuosen, welche in Leipzig auftreten wollten, benutzten den Gewandhaussaal, und die Besitzer dieses Saales, die Directorien des Instituts, sorgten dafür, daß durch die Virtuosen nicht die Theilnahme des Publicums für die Leistungen des Orchesters und des vocalen Ensembles geschwächt wurde. Einmal wurde der Saal den fremden Künstlern überhaupt versagt, dann nur unter der Bedingung zugestanden, daß dieselben vorher im öffentlichen Concerte aufträten. Auf diese Weise wurde das Leipziger Gewandhaus ein „Hort" der höheren Instrumentalmusik, wie es öfters genannt worden ist, an dem die ganze Kunstgattung während der beiden ersten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts sich hielt.

Während wir um diese Zeit in anderen deutschen Städten die Symphonien sehr vernachlässigt finden, bilden sie in Leipzig den Stamm des Programms; das Publicum lernte diese Werke lieben. „Und wenn darüber nichts gedruckt würde," schrieb Beethoven in Bezug auf die Concerte an einen Leipziger Freund, „als die dürren Register, ich würde es doch mit Vergnügen lesen; man sieht doch, es ist Verstand darin und guter Wille gegen Alle."

Das Orchester zeigte ursprünglich noch seinen Zusammenhang mit den alten Liebhaberconcerten. Ein Dilettant, Notarius Hofmann, trat noch in den Jahren 1805 und 1806 als Fagottsolist auf. Allmählich aber wurde das Orchester durch die Bemühungen der Direction und das Entgegenkommen der städtischen Behörde zu einer Künstlercorporation, die heute siebenzig und etliche Köpfe zählt. Im Jahre 1843 verdankte die Stadt der Concertdirection auch ein Conservatorium, das noch heute blüht.



Der Concertsaal des Leipziger Gewandhauses.
Nach der Natur gezeichnet von Martin Laemmel.

Nach Hiller's Abgang vom Dirigentenposten — er starb 1804 — übernahm denselben Johann Gottfried Schicht. Dieser, im Jahre 1753 zu Reichenau in der Lausitz als Sohn eines armen Leinwebers geboren, hatte eine den älteren Musikern gewöhnliche Carrière gemacht. Er war Alumnus des Gymnasialchors in Zittau gewesen und hatte dann die Universität Leipzig bezogen, um Jurisprudenz zu studiren. In seinen ersten Semestern schon kam er mit Hiller in Berührung, der ihn in das große Concert zog, wo er das Violinspiel und namentlich das zu jener Zeit sehr wichtige Amt eines Flügelaccompagnateurs versah. Er führte die

* Schmitt in Amsterdam, nachher Musikdirector in Frankfurt a. M.
** Reichardt, königl. preuß. Musikdirector, † in Halle an der Saale 1814.
*** Wahrscheinlich Karl Stamitz in Mannheim, † 1801 in Jena.
[1] J. C. Bach, Sohn von Johann Sebastian Bach, der sogenannte Londoner Bach.
[2] Madem. Podleska war später in Prag als Frau Battka eine beliebte Sängerin und ließ mit ihrer Schwester dem wackern Hiller ein Monument in Leipzig errichten.
[3] Wolff starb 1792 als Capellmeister in Weimar.

Direction bis zu seinem Tode, der im Jahre 1823 erfolgte, in den letzten drei Jahren in Gemeinschaft mit Christian F. F. Schulz. Schicht war für das Musikleben von Leipzig, wo ihm im Jahre 1810 auch das Thomas-Cantorat übertragen wurde, von großem Einfluß, welcher sich in Folge seiner Lehrthätigkeit auch weit über die Grenzen der Stadt erstreckte. Eine große Anzahl nachher berühmter sächsischer Musiker, wie Anacker, Reißiger, Franz und Julius Otto waren Schüler von Schicht, wie er auch als schaffender Künstler durch seine Kirchenwerke zu den Ersten seiner Zeit zählte. Das Oratorium „Das Ende des Gerechten", die Motetten: „Nach einer Prüfung kurzer Tage" und „Meine Lebenszeit verstreicht" trifft man zuweilen noch heute auf dem Repertoire. Im Gewandhause erzielte namentlich sein „Vater unser" einen großen Eindruck. Als Componist steht er noch mit einem Fuße in der Zeit der Schnörkel und Zöpfe, aus seinen mehrstimmigen Sätzen spricht aber eine milde und schöne Persönlichkeit.

Schicht's Directionszeit ist neben der späteren Mendelssohn's die glänzendste Epoche des Leipziger Gewandhauses. Sie zeichnet sich durch die häufige Aufführung von Chorwerken aus; denn Messen, Motetten, Psalmen, Oratorien standen fortwährend auf dem Programm. Haydn's „Stabat mater", seine „Sieben Worte des Erlösers", das „Tedeum", „il Ritorno di Tobia", seine Messen, „Schöpfung" und „Jahreszeiten", wurden unter Schicht dem Gewandhaus-Publicum vorgeführt, wie auch Händel's „Messias" damals zuerst zum Vortrag kam. Von der Bach'schen Familie ist nur der Hamburger, Philipp Emanuel, vertreten mit seinem zweichörigen „Heilig" und der Londoner, Johann Christian, mit einem „Gloria" in neun Sätzen, aber keineswegs war der alte Johann Sebastian in Leipzig vergessen; denn begegnen wir ihm auch nicht im Gewandhause, so war er um so häufiger mit seinen Motetten und auch einzelnen Cantaten in den Kirchenaufführungen der Thomaner zu finden. Von in neuerer Zeit weniger bekannten Chorcomponisten nennen wir aus der Schicht'schen Periode nur noch Bergt, Rolle und Rosetti; auch kam damals Romberg's „Glocke" zur Aufführung.

Von ganz besonderem Interesse ist die Periode der Schicht'schen Direction dadurch, daß in ihr fast sämmtliche großen Werke Beethoven's ihren ersten Einzug in das Gewandhaus hielten. Die Aufnahme derselben durch das Gewandhaus-Publicum war eine durchaus entgegenkommende und auch da, wo man nicht sogleich klar sah, eine des Meisters würdige, zuweilen eine enthusiastische. Directorium und Orchester schienen von vornherein die Vorführung Beethoven'scher Werke als eine ernste Mission aufgefaßt zu haben.

Aeußerst wohlthuend stechen die Leipziger Urtheile über Beethoven's Compositionen gegen die Berliner ab. Von der zweiten Symphonie, welche in beiden Städten gegen das Neujahr 1805 ziemlich gleichzeitig aufgeführt wurde, berichtet man aus Berlin: „Diese Symphonie erregte nicht solche Sensation als Mozart'sche und Haydn'sche." Aber aus Leipzig schrieb man: „Dies Werk eines Feuergeistes wird bleiben, wenn tausend jetzt gefeierte Modesachen längst zu Grabe getragen sind."

Nur gegen den letzten Satz der neunten Symphonie sträubten



C. F. P. Schulz. J. G. Schicht. C. A. Pohlenz. F. A. Hiller.
Carl Reinecke. Felix Mendelssohn-Bartholdy. Julius Rietz.

Die Dirigenten der Leipziger Gewandhaus-Concerte von 1781 bis 1881.

Originalzeichnung von Adolf Neumann.

sich auch die Freunde Beethoven's im Gewandhaus. Sie wurde hier 1827 — ebenfalls wieder zu derselben Zeit wie in Berlin — zum ersten Male aufgeführt, dann gleich darauf zweimal repetirt, einmal allerdings ohne Finale. Rochlitz, eine feine, durchaus Goethe'sche Natur, drückt das Fiasco in den Worten aus: „Der Meister aber bleibt, was er ist, ein Geisterbeschwörer, dem es diesmal gefallen hat, Uebermenschliches von uns zu verlangen.“ Wenn ein Jahr darauf, als Beethoven inzwischen gestorben, ein Anderer eben mit Bezug auf jenes Finale von „Gehörlosigkeit“ spricht, so ließ die Direction das Werk doch nicht fallen; denn es findet sich oft auf den Programmen.

Im Jahre 1850 widmete ein ungenannter Musikfreund bei Gelegenheit der Ausführung dieses Beethoven'schen Werkes eine Gratification von fünfzig Thalern, und später sicherte sogar ein hochherziger Förderer der Tonkunst die regelmäßige alljährliche Aufführung der neunten Symphonie durch eine besondere Stiftung. Bei ihrer Erwähnung wollen wir übrigens nicht vergessen zu bemerken, daß im Laufe der Zeit viel geschehen ist, die äußere Lage der Künstler im Orchester in ein entsprechendes Verhältniß zu ihren berühmten Leistungen zu setzen; denn von vornherein bestand ein Pensionsconcert, und später trat noch die Charfreitag-Aufführung zu einem ähnlichen Zwecke hinzu.

Unter den damals emporstrebenden Talenten sind Friedrich Schneider und Louis Spohr zu nennen, welche vom Anfang unseres Jahrhunderts an bis zu ihrem in den fünfziger Jahren erfolgten Tode dem Gewandhaus-Publicum stets willkommene Ehrengäste geblieben sind. Von den Ausländern faßte nur Cherubini festen Fuß; Spontini wurde mit seiner ersten Ouvertüre abgelehnt, ja, man verglich sie mit kaltem Wasser, das in gährendem Sprudel und mit schrecklichem Brausen verspritzt wird. Méhul, einer der wenigen Franzosen, welche früher überhaupt Symphonien schrieben, fiel im Gewandhaus fast regelmäßig durch, selbst noch als Mendelssohn für ihn in den historischen Concerten eintrat, dagegen erwarben seine Opern die verdiente Achtung.

Wenn die Gewandhausconcerte von Haus aus gegen das Virtuosenthum gerichtet waren, so schloß diese Tendenz doch die solistischen Leistungen nicht aus. Ja, später hörte das Gewandhaus-Publicum die berühmten Sänger und Spieler der Zeit fast alle. Von den großen Pianisten von Mozart an bis auf Karl Heymann fehlt fast Keiner. Dussek, Hummel, Moscheles, Kalkbrenner, Liszt, Thalberg, Döhler, Clara Schumann, Camilla Pleyel, Jaell, Bülow, Tausig und wie sie Alle heißen, sie haben sämmtlich im Gewandhaus gespielt, zum Theil sehr oft. Anton Rubinstein trat hier als dreizehnjähriger Knabe auf, auch Meyerbeer, der als Componist in diesen Räumen wenig zu suchen gehabt hat, zeigte sich als achtjähriges Wunderkind, und Karl Maria von Weber debütirte im Jahre 1811 hier vor dem Leipziger Publicum als Pianist in einem Privatconcert, das er mit seinem Freunde, dem Münchener Clarinettisten Bärmann, gab. Von den großen Geigern, die hier spielten, haben wir schon Spohr genannt, und Joachim, der Erste unter den jetzt lebenden Violinspielern, gehörte dem Orchester selbst im jugendlichen Alter längere Zeit an.

Unter den großen Sängern und Sängerinnen vermissen wir nur Henriette Sonntag. Die Schröder-Devrient, Pauline Viardot-Garcia, Jenny Lind traten sehr oft im Gewandhause auf. Von Sängern, die sich im Gewandhause hören ließen, sei noch der Wiener Wild genannt, der im Jahre 1815 als der Erste in diesen Räumen ein deutsches Lied erklingen ließ.

Aufsehen erregte das erste Posaunensolo: Der Berliner Kammervirtuos Belcke, von der Familie, die viele ausgezeichnete Musiker geliefert hat, führte es im Jahre 1815 aus, und später besaß das Leipziger Gewandhaus in dem vielseitigen Queisser selbst einen der berühmtesten Posaunenvirtuosen. Von heute nicht mehr gebräuchlichen Solo-Instrumenten nennen wir aus den älteren Gewandhaus-Concerten die Guitarre; sogar ein Symphoniestück mit Guitarre kommt einmal vor.

Von vornherein waren im Gewandhause die Einrichtungen so getroffen, daß man solistische Leistungen genießen konnte, ohne dabei von fremden Kräften abhängig zu sein. Die Mitglieder des Orchesters producirten sich mit Soli auf ihren Instrumenten, und etliche waren Virtuosen, die auch nach außen hin bekannt wurden; so Dotzauer, der Cellist, der obenan steht. Für den Gesang hatte man die Einrichtung getroffen, für ein oder mehrere Jahre eine Künstlerin fest zu engagiren, und unter diesen Concertsängerinnen des Leipziger Gewandhauses treffen wir einzelne hochberühmte Namen, die Mara, die Schröter, die Häser, die Neumann-Sessi, sehr beliebt und verdient in dieser Stellung war aber später Henriette Grabau.

Mit der Einführung der Eisenbahn erlosch der Brauch des festen Engagements einer ersten Concertsängerin. In der ersten Zeit wird der Posten von Angehörigen des Dirigenten und der Concertmeister bekleidet. Demoiselle Häser war die Tochter des Concertmeisters Häser; der Concertmeister Campagnoli sah seine beiden Töchter gleichfalls in dieser Stellung, und Schicht heirathete die Concertsängerin Valdesturla, die als Madame Schicht lange Zeit fast alle Arien vortrug. Später übernahm die Tochter Beider, Fräulein Schicht, diese Stelle. Sehr oft entnahm man die Kräfte für männliche Singpartien der Leipziger Oper, und auch Studenten traten hierfür ein; außerdem stand in jeder Stimme für die Soli auch noch ein Thomaner zu Gebote. Noch unter Mendelssohn singt das Concertsolo der neunten Symphonie der Thomaner Kurzwelly, und unter Schicht finden wir als Solo-Altisten den Thomaner Reißiger, den späteren Dresdener Hofcapellmeister.

Friedrich Schneider saß öfters am Flügel, später auch Riem, der nachmalige Bremer Musikdirector. Aber die Mehrzahl der bis zum Jahre 1809 vorkommenden Clavierconcerte, die Mozart'schen und Beethoven'schen zum großen Theile, spielt eine und dieselbe Künstlerin, Frau Müller. Sie war die Gattin des Musikdirectors, und ihr Weggang ward schmerzlich empfunden; denn es schien, als seien mit ihr auch die Mozart'schen Concerte weggegangen. Ihr Gatte, der Thomas-Cantor und Musikdirector C. F. Müller, ist als Componist nicht von Belang geworden, aber als ausübender Musiker war er unschätzbar; denn er spielte Orgel, Clavier, Violine und Flöte, und dieses letzte Instrument war es, welches er im Leipziger Gewandhause in ausgezeichneter Weise vertrat.

Als Müller Leipzig verließ, um das Capellmeisteramt in Weimar zu übernehmen, trat Schicht in seine Stelle als Thomas-Cantor. Am Gewandhause behielt Schicht nur noch die Direction von Chorwerken, die von da ab nicht mehr so regelmäßig und häufig gepflegt wurden. Den Haupttheil des Directionsdienstes übernahm mit der neuen Saison 1810 Christian (Johann Philipp) Schulz.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Die Falknerin. (Mit Abbildung S. 777.) Die Zeit, in welcher die französischen Barone noch das Privilegium hatten, ihre Falken während des Gottesdienstes auf den Altar zu setzen, ist längst dahin. Schon im vorigen Jahrhundert ist die Falkenbaize in Europa fast vollständig aus der Mode gekommen, und wie wir in unserem Artikel über die internationale Jagd-Ausstellung zu Cleve (vergl. Nr. 45) berichteten, ist selbst die berühmteste und älteste Falknerschule in Valkenswaard in neuester Zeit zu Grunde gegangen, da die Falkoniere ausstarben. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts jagte man hier und dort noch mit Edelfalken, so z. B. zu Bedford und zu Didlington Hall in England wie auch auf dem königlich holländischen Landgute Loo. Die anmuthige Falknerin also, welche unsere Illustration darstellt, dürfte heutzutage in der Wirklichkeit schwerlich gefunden werden — das reizende Bild ist eben nur ein frei erfundenes Erinnerungsblatt aus der Zeit der alten Jagdherrlichkeit. Dagegen florirt dieser Sport noch gegenwärtig unter den asiatischen Völkern, den Indiern, Persern, Baschkiren und Kirgisen sowie bei den unbändigen Beduinen der Sahara, und dort allein dürften noch schöne Damen mit Falken auf der Hand leibhaftig zu schauen sein.

Kleiner Briefkasten.

K. M. in Dresden. Ganz recht! Der anmuthigen Feder C. del Negro's verdanken bereits die früheren Jahrgänge der „Gartenlaube“ eine Reihe feinsinniger Schilderungen und fesselnder Artikel. Ihren Wunsch nach „mehr von dieser Kost“, in welchem Sie sich durch das stimmungsvolle Gedicht „Resignation“ in Nr. 42 unseres Blattes so sehr bestärkt fühlen, hoffen wir bald erfüllen zu können, da wir einige neue Erzeugnisse dieses ebenso eigenartigen wie geistvollen Talents in petto haben. Uebrigens befindet sich ein längerer Roman C. del Negro's, dem Vernehmen nach, in Vorbereitung für die Buchausgabe. Also wir gratuliren Ihnen und — uns.

E. L. in G. Robespierre's Portrait finden Sie in Lamartine's „L'histoire des Girondins“. — Fehlende Nummern der „Gartenlaube“ (soweit sie nicht vergriffen sind) können Sie, natürlich unter voller Angabe Ihrer Adresse, von der Expedition unseres Blattes jederzeit nachbeziehen.

Marie. Befragen Sie die Direction des dortigen Theaters!

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 48. Die Gartenlaube. 1881.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Ein Friedensstörer.

Erzählung von Victor Blüthgen.

(Fortsetzung.)

6.

Der folgende Tag war ein Sonntag.

Curt war frühzeitig von Demmin aufgebrochen. Vor ihm lagen verschiedene Einkäufe, in Kisten verpackt oder umwickelt und verschnürt; dazu sein Reisekoffer. Er selbst hatte sich der Morgenkühle halber in ein gewürfeltes Plaid gehüllt und eine Reisedecke um die Füße geschlagen.

Inzwischen war die Sonne höher gestiegen; der gefallene Nebel glitzerte als Thau auf den dürren Blättern am Boden, der welkenden Grasnarbe, dem Gespinnst zwischen den Stoppeln — ein echter Herbstmorgen! Hoch oben kreisten zwei Bussarde, die Curt mit den Augen verfolgte. Er hatte die angenehmsten Empfindungen, etwa wie Einer, der mehrere Jahre auf Reisen im Auslande zugebracht und nur noch zwei Stunden von der Heimath entfernt ist. Zuweilen fielen ihm auch merkwürdige Gedanken ein, in diesem Augenblick zum Beispiel der: was wohl Cousine Lebzow heute für Toilette gemacht haben möchte? Es war ja Sonntag, und ein junges Mädchen ist in jedem anderen Kleide eine Andere, auch in jeder anderen Umgebung eine Andere. Die Einen sind nur hübsch im Salon, in Prunk, in künstlicher Beleuchtung, Andere im Freien, im Hauskleide, am hellen Tage. Wieder Andere sind immer hübsch; sie erhalten nur in jeder Lage und jeder veränderten Attrape einen neuen Reiz.

Bisher hatte er sich freilich nicht für diese Thatsache interessirt; sie fiel ihm nur eben als eine gelegentlich gemachte Beobachtung ein. Große Toilette vertrug Cousine Lebzow wohl eigentlich nicht; vielleicht bei Lampenlicht, das ihre Farben milderte. Leonore von Pannewitz sah gewiß in Sammet mit Schleppe am besten aus. Hedwig war wieder zarter gegliedert als Anne-Marie, aber viel unbedeutender, bei aller Lebhaftigkeit und selbst einem leisen pikanten Reiz; sie brauchte duftige Kleidung, Spitzen, feingekrausten Besatz. Für Anne-Marie waren einfache Wirkungen das Beste — nichts Majestätisches, nichts Allzulebendiges, große Farbenflächen, Weiß mit Schwanbesatz zum Beispiel, Blau, aber ganz hell oder ganz dunkel, auch Prüne —

Die Glocken läuteten vor Curt; er sah empor und zog die Uhr; sie zeigte auf Neun.

„Ist das Langsdorf, Jochen?“

„Jawohl, Herr; sie läuten zur Kirche.“

„So fahren wir über Langsdorf.“

Wie, wenn er in die Kirche ginge und nachher gleich dem Pastor einen Besuch machte? Vielleicht waren auch die Pelchower in der Kirche, das heißt der Baron und Anne-Marie von Lebzow. Jochen bog vom Wege ab, und sie näherten sich rasch dem Orte.

„Geht mein Onkel oft zur Kirche?“

„O ja, Herr; wenn das Wetter gut war, sind wir immer hingefahren. Dann bleiben sie wohl noch eine Stunde bei Pastors.“

Aber — der Tausend! Sie hatten ja keinen Wagen, und zu Fuß sind es immerhin anderthalb Stunden bis Langsdorf.

„Giebt es keinen Herrschaftswagen in Pelchow als diesen?“

„Nein, Herr. Die Art ist dem alten Herrn Baron am liebsten; denn er läßt sich gern durchschütteln. Wenn er viel gegessen hat, dann legt er sich lang auf eine Matratze, die mit Häcksel ausgestopft ist, und dann muß ich auf den schlechtesten Wegen fahren. Das hat er gern.“

„Ich weiß schon; Herr von Pannewitz hat ihm neulich die Matratze aufgeschnitten.“

„Ja wohl, Herr!“

Hm! Da war es freilich nicht anzunehmen, daß man heute die Kirche aufgesucht hatte. Der Wagen hier mußte übrigens dem Baron verbleiben und die Pferde dazu. Curt wollte sich einen hübschen Einspänner anschaffen. Es wäre grausam gewesen, dem Onkel das gewohnte Fuhrwerk vor der Nase wegzunehmen. Und im Grunde war es doch ein Marterkarren. Auch sein Reitpferd sollte dem alten Herrn verbleiben. Sie fuhren durch neugierige Kirchgänger.

„Das ist er. Das ist der neue Pelchower.“

An der Kirchmauer stand ein Leiterwagen; hinten, durch den Schutz gehalten, vier ausgestopfte Säcke, zu zweien auf und neben einander placirt, und darüber eine Pferdedecke gebreitet.

„Herr, das ist Pelchower Fuhrwerk,“ sagte Jochen, „unsere Herrschaft ist in der Kirche.“

Curt hatte eine Empfindung, als durchzittere ihn die Meldung seines Kutschers wie eine Depesche einen Draht.

„Und sie bleiben gewöhnlich nach dem Gottesdienste bei Pastors?“

„Ja, Herr!“

„So halten wir an. Ich werde in die Kirche und nach dem Gottesdienst zu Pastors gehen, und wir werden dann erst weiter fahren.“

Jochen hielt an; Curt sprang vom Wagen und betrat den Kirchhof. Welke Kastanienblätter wehten um ihn von halb kahlen Bäumen zur Erde nieder. Er kannte diese kleinen Kirchen der Gegend; sie waren so ziemlich alle nach derselben Schablone gebaut. So suchte er sich den Eingang zur Empore und stieg hinauf. Die

Orgel spielte; man sang. Als er oben erschien, war die Andacht gestört, so weit man ihn sehen konnte. Vom Chor her stürzte ein hagerer Schulmeister auf ihn zu: Mederow, von dem er einen Augenblick beinahe nur die Stelle des Rückens erblickte, wo das Kreuz sich bog.

„Der gnädige Herr weiß natürlich hier noch nicht Bescheid; ich erlaube mir unterthänigst, Sie zu dem Pelchower Herrnstuhl zu führen."

Curt wies ihn kühl ab:

„Ich werde hier oben einen leeren Platz benutzen."

Der Schulmeister entfernte sich mit sorgenvollem Gesicht. Diese Abweisung dünkte ihm ein böses Omen.

Curt saß ruhig. Er warf nur einen flüchtigen Blick nach der Kanzel, als der Geistliche erschien: ein hochgewachsener Mann in mittleren Jahren, mit blondem Lockenkopf, verständig aussehend. Es war ein Mißgriff, daß er diesen Platz gewählt hatte; das herrschaftliche Chor war auf der nämlichen Seite. Der Gottesdienst fesselte ihn nicht. Er überlegte seine Einrichtung. Wie würde es mit dem Eßsaal werden? Wenn Onkel sich beschwichtigen und gewinnen ließ, dann war alles gut. Sie aßen dann zusammen und lebten ganz gemüthlich. Warum sollte der alte Herr so hartnäckig sein? Nur ein paar Wochen Gewöhnung.

„Amen!" sagte der Pastor. Man rührte sich in der Kirche, und in Kurzem durfte Curt hinausgehen. Die Gemeinde sang noch, als er sich bereits auf dem Kirchhofe befand. Es gehörte wirklich Muth dazu, hier auf- und abzugehen und den grimmigen Onkel und die grollende Cousine Lebzow zu erwarten; nein — nur eine gleichmüthige Miene. Er setzte den Zwicker auf.

Erst kamen Leute, die ihn anstarrten und weitergingen, dann Kinder, die ihn anstarrten und nur bei Seite traten. Endlich erschien Anne-Marie, hinter ihr der Geistliche, der Baron und ein anderer Herr, vermuthlich der Besitzer des Langsdorfer Gutes, ein junger Mann noch. Die Blicke der Kinder lenkten Anne-Marie's Augen zur Seite, und sie glaubte, sie müsse in die Kniee sinken, als sie Curt erblickte. Aber sie verneigte sich blos steif und flüsterte dem Onkel etwas zu. Es war zum Verzweifeln, wie diese Kriegsstellung sie nervös machte, sie, eine Natur für Frieden und Sonnenschein. Sie mußte eine Rolle spielen, zu der sie durchaus nicht paßte, und das war qualvoll. Aber sie mußte — das stand außer Zweifel; es war das einzige Mittel, um ihre Würde zu behaupten.

Der alte Baron hatte kaum den Neffen erblickt, als er ein Gesicht schnitt, wie wenn er in eine unreife Pflaume gebissen.

„Na, Adschüs, Herr Pastor! Adschüs, Kapnist! Ich hab' eilig."

„Wollen Sie mir nicht die Ehre schenken —"

„Anne-Marie, sag' dem Herrn Pastor Adschüs —"

Anne-Marie bestellte hastig einen Gruß an die Frau Pastorin, und sie käme in der Woche einmal herüber — der Alte war schon bei dem Kirchhofthore. Sie trug wirklich ein grünfarbenes Kleid, aber Curt sah es nicht. Er zog finster die Brauen zusammen, biß sich auf die Lippen und wollte mit dem Fuße aufstampfen — da fielen die verwundert Umschau haltenden Blicke der Herren auf ihn; er mußte näher treten.

„Ich bin das Gespenst, welches Ihnen heute Ihren Sonntagsbesuch vertreibt, Herr Pastor," sagte er, gezwungen auflachend. „Ich heiße Curt von Boddin und werde Pelchow administriren."

„Ach, sehr angenehm; mein Name ist Pastor Zehmen — Herr von Kapnist, mein Herr Patron — — aber sagen Sie, was war das, Herr von Boddin? Ihr lieber Onkel —"

„Ich will Ihnen kurz das Räthsel lösen: ich bin der Störenfried der Idylle mit der Ueberschrift ‚Pelchower Zustände' und stehe bei meinem Herrn Onkel wie bei meiner liebenswürdigen Cousine in allerhöchster Ungnade." Nun berichtete er von der Veranlassung seines Hierseins und dem Einfalle, die Vorüberfahrt zu einem kurzen Besuche im Pfarrhause zu benutzen.

Und er mußte richtig mit in's Pfarrhaus und die Frau Pastorin kennen lernen; er mußte auch Herrn von Kapnist, der ihm sehr gefiel, versprechen, ihn zu besuchen. Er konnte sogar nicht umhin, Pflaumenkuchen zu essen und Bordeaux zu trinken, von der Firma Schultz, die einen Verwandten in der Nachbarschaft hatte, und außerdem sich trösten zu lassen: der Groll des Barons werde, wie gewöhnlich, bald verrauchen, und was Anne-Marie von Lebzow betreffe, das sei ein so reizendes Geschöpf, daß er wohl zu schwarz sehe, wenn er sie für seine Gegnerin halte.

Er konnte doch nicht eingestehen, daß er sie mit beiden Armen von der Kleebrache getragen und wie einen erziehungsbedürftigen Backfisch gescholten habe!

Der Boden brannte ihm unter den Füßen; er hatte den Leiterwagen vor Augen, in dem die Beiden fuhren — mitten im Gespräch brach er ab, sprang auf und verabschiedete sich. Er war die Dankbarkeit selber; er versprach, was man von ihm haben wollte, aber plötzlich befand er sich draußen und auf dem Wege zum Kirchhofe, wo Jochen hielt.

Als der Wagen sich in Bewegung gesetzt hatte, machte Curt sich selbst die bittersten Vorwürfe. Weshalb war er auch so sorglos nachlässig, so — täppisch ungezogen in die neuen Verhältnisse eingetreten! Alles hatte er beleidigt, den Onkel zwar nicht direct, aber gewiß hatte Cousine Lebzow demselben erzählt, wie er ihn beurtheilte, wie er ihn zu behandeln gedachte. Er hätte sich sachlicher einführen sollen, auch pietätvoller. Schließlich war der Onkel zwar ein verdrehtes Original, ein Verschwender, aber doch sein Verwandter und ein alter Mann. Und die Cousine? Nun —

Es geschah ihm recht, daß er vor offener Feindschaft stand. Allein jetzt die Hand bieten? Um Vergebung bitten? Brr! Er war so starrköpfig wie irgend ein Boddin. Vielleicht fand sich später ein gefälliger Nachbar, der die Sache „arrangirte", am Ende der Pastor. Eine Weile mußte er die Lage schon nehmen, wie sie war, und sie war fast unerträglich.

Er fuhr durch den Wald und weiter, den wohlbekannten Weg. Erst als er auf dem Hofe war, fiel ihm ein: ob er wohl ein Mittagessen bekommen würde? Aber er bekam zu essen.

Das gnädige Fräulein hätte gesagt, daß er kommen würde, wenn er nicht etwa bei Pastors bliebe — erklärte Dürten Schoritz.

Das gab ihm plötzlich bessere Laune: man will den Feind wenigstens nicht aushungern, dachte er heiter.

Nach Tische schrieb er. Zuerst nach Teterow: man möge ihm einen leichten Kutschwagen und zwei hübsche Pferde besorgen, auch sein Reitpferd schicken, und zwar möglichst bald. Dann einen kurzen Brief an den Onkel: er überlasse ihm Reitpferd, Kutschpferde nebst Wagen und Jochen dazu für seinen ausschließlichen Gebrauch.

„Schafskopf! Das ist mein Recht!" sagte der Alte, als er das Schriftstück gelesen, das Dürten ihm überbracht. Er zerriß es und zündete mit der gefalteten Hälfte seine Pfeife an.

Dann ging Curt zum Radmacher, um die Herrichtung der Zimmer mit ihm zu besprechen. Die Dielen wollte der Radmacher schon legen und streichen; auch tapeziren wollte er, wenn er Tapeten bekäme. Die hatte nun Curt bereits in Demmin ausgesucht. Auch der Maurer stünde zur Verfügung, und man könnte bald anfangen; nur müßten dann erst in den Ställen Bettverschläge hergerichtet sein für die Knechte; das halte sehr auf. Die Mägde müßten doch wohl auf den Boden hinauf; da sei aber zuvor Dachausbesserung und neue Dielung nöthig. Er thue, da der Winter so nahe vor der Thür stehe, am besten, einen Baumeister zu rascher Herstellung zu verpflichten. Er solle an Neumayer in Demmin schreiben und ihn kommen lassen. Und nun — so und so stünde es in Pelchow um die Arbeiterfrage.

Curt hörte mit wachsender Aufregung zu. Er war bleich geworden, und die grünen Handschuhe spielten krampfhaft mit dem Kneifer, den sie hielten.

„Da hat man mir ja eine schöne Suppe eingebrockt," sagte er. „Aber die Komödie kann unmöglich lange dauern."

„Das ist recht," rief der Radmacher erfreut, „daß Sie die Sache so ruhig aufnehmen, Herr! Lassen Sie unsern alten Herrn nur! Er kann das nicht ausführen; dazu hat er ja das Geld nicht. Sie kommen Ihnen schon wieder: und andere Leute kriegen, ist schwer."

Curt kaute an seinem Bärtchen.

„Sie kennen die Verhältnisse hier, Radmacher; fertigen Sie mir eine Liste der arbeitsfähigen Leute an, auf welche ich mich verlassen darf, und eine zweite mit den Namen der Renitenten! Ich muß erst genau wissen, wie ich dran bin. Wo wohnt der Statthalter?"

„Das will ich Ihnen zeigen, Herr, und die Listen sollen Sie auch haben."

Er band sein Schurzfell ab. Draußen stand die Radmacherin und knixte. Sie hatte Jehann auf dem Arme, der heute sauber aussah, und Curt streifte mit dem Finger die Wange des Jungen.

„Das ist Fräulein von Lebzow's Pathenkind," sagte die Rad-

macherin mit Mutterstolz. „Sie kommt oft und besieht ihn sich, wie er gewachsen ist."

„So?" meinte Curt aufmerksam und blieb stehen. „Meine Cousine ist öfter bei Ihnen?"

„Ja, junger Herr; ich bin mit ihr hierher gezogen. Ich habe sie als Kind immer abgewartet."

Diese Frau erschien Curt plötzlich sehr merkwürdig, und er nickte ihr lächelnd zu, als er mit dem Radmacher ging.

Der Statthalter war zu Hause. Er solle noch heute Abend alle Gutsangehörigen in der Knechtestube versammeln. Um sechs Uhr werde Curt dort erscheinen.

Curt von Boddin behandelte den Mann kurz, aber nicht unfreundlich. Dann verabschiedete er den Radmacher, ging nach Hause und nahm die Acten vor. Seine Stimmung war bereits so umgeschlagen, daß er den ganzen Streich, den ihm der Onkel gespielt, von der humoristischen Seite nahm. Als er die sauberen Aufschriften bemerkte, lächelte er fast glücklich. „Das hat sicher Anne-Marie von Lebzow geschrieben," dachte er, „eine klare, feste und zugleich anmuthige, ein wenig kindliche Hand." Wie zierlich und accurat das alles geordnet war, und wie anständig! Sie könnte einem Manne tüchtig an die Hand gehen. Hauswesen, Milchwirthschaft, Federvieh — das gab eine Perspective.

Er richtete sich auf dem großen Eßtische ein, machte Auszüge und Notizen und stellte zusammen. Aber hier war wohl alles unvollständig. Er hatte eine tüchtige Arbeit vor sich, wenn er über die gesammte Lage der Verhältnisse klar werden wollte. Das Schlimmste war, daß keine Karte des Gutes vorlag. Er schrieb sofort an einen bekannten Feldmesser; eine flüchtige Skizze des Terrains wollte er selber morgen herzustellen anfangen, aber bevor das nicht gethan war, hingen auch die genauesten Angaben des Statthalters für ihn in der Luft. Er schrieb auch an den Demminer Baumeister.

Als er, von dem Geräusch im Hause aufmerksam gemacht, die Uhr zog, war es schon über sechs. Er fand die Leute versammelt, bezeichnete ihnen kurz seine Stellung und nahm sie auf Handschlag in Pflicht. Sein kurzes, festes, ruhiges Wesen schien diesmal zu imponiren; er war nun schon der „Herr", und man betrachtete ihn mit anderen Augen.

Sie mußten warten, während er den Statthalter mit in die Eßstube nahm, die er nun doch vorläufig bewohnen mußte. Er ließ die Leute einzeln kommen und notirte die Viehbestände, die Vorräthe an Scheunen und Futterställen. Morgen wollte er revidiren; es sollte nicht eher ausgetrieben, eingefahren, gearbeitet werden. Als er sich spät niederlegte, war er herzlich müde. Was den Leuten auffiel, war, daß er von der Arbeitseinstellung schwieg.

„Das wird wohl morgen kommen."

Aber es kam nicht. Die Revision ging vor sich, mit einer scharfen Lection über Reinhaltung der Ställe. Die Hauptsache war hier freilich eine gründliche Reparatur; der Baumeister von Demmin bekam in Curt's Notizbuch immer mehr Arbeit. Dann mußte der Statthalter die Feldarbeit fortsetzen, einstweilen nach seinem Ermessen und „mit allen irgend verfügbaren Kräften".

Das war ein Wink, welcher außer Zweifel ließ, daß der „junge Herr", wie Curt fortan hieß, um das Geschehene wußte.

Zum Glück blieb das Wetter für die nächsten Tage beständig. Am Tage zeichnete Curt; am Abend revidirte er die Aufnahmen mit dem Statthalter, welcher schlau genug war, sich für alle Fälle auch nach dieser Seite hin seine Stellung zu sichern. Curt durchschaute ihn, sah aber, daß er brauchbar war; vor allem war sein guter Wille im Augenblick unentbehrlich. Inzwischen kam der Baumeister; Curt mußte ihn wohl oder übel für eine Nacht in seinem Zimmer einlogiren. Nach wenig Tagen erschienen Leute von Demmin, welche Bretter, Balken, Ziegel und sonstiges Erforderliche brachten. Die Knechte waren umquartiert; die Baucompagnie nistete sich an ihrer Stelle ein.

In dieser Zeit bekam Curt den Baron und Anne-Marie selten zu Gesicht; er war auch so überhastet und überlastet, daß er nicht viel Empfindung für sie übrig hatte. Uebrigens wichen ihm beide nach Möglichkeit aus. Der alte Herr wechselte in seiner Laune; bald war er vergnügt, wenn er an „seine" Arbeiter dachte, bald wüthend, daß man so gewaltthätig in seinem Eigenthum schaltete. Anne-Marie ging still herum und fühlte sich sehr unglücklich. Manchmal, wenn sie im Garten bei der Arbeit saß, passirte es wohl, daß sie nachdenklich lange in das herbstliche Land hinaus sah und daß sich ihre Augen dann plötzlich mit Thränen füllten. Beim Radmacher horchte sie eifrig, wenn dieser von Curt's Plänen erzählte und von dem Geschick, mit dem er die Dinge angriff. Der kluge Mann merkte bald, wie gern er gehört wurde.

„Schlag doch mal auf den Busch!" meinte die Radmacherin einmal zu ihrem Manne.

„Nicht stören, sagte der Hahn, als er Eier legen wollte," war die schelmische Antwort.

Am Ende der Woche kamen zwei Abgesandte seiner Arbeiter zum Baron.

„Wir müssen nun was Tagelohn ausbezahlt kriegen, Herr," sagten sie. „Wir haben uns das auf's Aeußerste berechnet: mit fünfzig Thaler die Woche kommen wir aus."

„Sollt Ihr haben, Kinnings," nickte der alte Herr und ging zum Schreibsecretär. Plötzlich aber besann er sich. „Nein, das gehört ja meinem Anne-Marieken. Das ist nicht mein." Und dann fuhr er laut fort: „Kommt mal auf den Abend wieder!"

Als sie am Abend wiederkamen, überreichte er ihnen fünfzig Anweisungen auf seine Person, je zu einem Thaler. Anne-Marie hatte sie schreiben und siegeln müssen; er hatte sie unterzeichnet.

„Das ist Papiergeld, so gut wie die Thalerscheine. Ich will mich jetzt nicht ausgeben. Daß ich das harte Geld habe, das sollt Ihr sehen. Kukt mal her!"

Er ließ die Leute in die Casse blicken, welche Anne-Marie's zweihundert Thaler barg.

„Wenn mir Einer das Geld in acht Tagen bringt, Lüchting oder wer das sonst thut, kriegt er jeden Thaler baar ausbezahlt." Lüchting hieß der Krämer und Schänkwirth des Ortes.

Die Leute waren etwas verdutzt, gingen aber, und der Krämer nahm das Geld auf ihre Erzählung hin und berechnete nur etliche Procente mehr Aufschlag auf die Waare. Dem alten Herrn aber war ein paar Stunden schwül; er rauchte viel und griff sich oft in die Haare.

„Ich muß mal sehen, wo ich Geld her kriege."

Am nächsten Tage dachte er nicht mehr daran, aber als der Zahlungstermin näher rückte, erinnerte ihn Anne-Marie.

„Die Kerls faullenzen aber dafür," murrte er ganz zornig. „Morgen müssen sie mir nachexerciren, daß sie doch was thun."

„Wenn Du nur mit ihnen etwas verdienen könntest, Onkel. Vielleicht könntest Du selber sie an Vetter Curt vermiethen."

„Ich werde ihm was Anderes thun!" rief er ganz aufgebracht, sodaß Anne-Marie erschrak. So hatte er seit lange nicht zu ihr gesprochen. Er merkte den Eindruck und streichelte und besänftigte sie sofort. Und der angeregte Gedanke ging ihm im Kopfe herum. — — —

Am folgenden Tage in den Nachmittagsstunden fuhr die Branitzer Kutsche die Landstraße am Walde entlang. Herr von Pannewitz saß darin, und was ihn nach Pelchow führte, war die Neugier, zu wissen, wie die Verhältnisse sich dort gestaltet hatten; denn weder Jemand von der alten Bewohnerschaft, noch Curt hatte sich seither in Branitz blicken lassen. Nur ganz verworrene Gerüchte von der Pelchower „Revolution" waren unter den Branitzer Leuten verbreitet.

Bei einer Waldecke horchte Herr von Pannewitz auf.

„Was Teufel, ist das nicht der Baron Boddin?" fragte er zum Kutscher hinauf.

„Das ist wohl seine Stimme, Herr!" war die Antwort.

„Ganze Compagnie — kehrt!" erscholl es jenseits der Ecke.

Als der Wagen um die Büsche kam, bot sich dem Auge des Herrn von Pannewitz ein erstaunlicher Anblick dar. Der alte Baron saß auf seinem Pferde, wie gewöhnlich im grünen Rocke, in Lederhosen und Stulpstiefeln, die Jockeymütze auf dem Kopf. Dazu hatte er aber einen Reitersäbel umgeschnallt, dessen Klinge er in der Hand hielt. Hinter ihm marschirten ein paar Dutzend Männer und Weiber, Heugabeln, Aexte, Harken, Sensen und anderes Geräth schulternd, zu drei und drei hinter einander. Die Gesellschaft kehrte dem Wagen den Rücken zu: sie war im Abmarsch begriffen.

Herr von Pannewitz brach in ein schallendes Gelächter aus. Sofort wandten sich die Köpfe zu ihm herum — lachende Gesichter. Auch der alte Baron.

„Ganze Compagnie — halt!" rief es aus dem Wagen, der rasch bei der seltsamen Truppe anlangte. „Was ist denn das, Boddin?"

Der Alte saß seelenvergnügt auf seinem Rappen.

„Wir arbeiten spazieren, Fritz," sagte er.

„Ja, was bedeutet denn das? Wollt Ihr Pelchow erobern?"

„Das bedeutet, daß dies hier meine Arbeiter sind; über die hat die Pogge aus Teterow nichts zu commandiren. Und weil wir nun weiter nichts zu thun haben, betreiben wir hier unsern Spaß — wir wollen mal ein Hoch auf Fritz Pannewitz aus Branitz ausbringen, Leute."

„Der Herr von Pannewitz soll leben — hoch! hoch! hoch!"

„Na, das ist ein Leben wie auf dem Kirschbaume," sagte Herr von Pannewitz. „Das ist mal wieder 'n richtiges Stück von Dir, Franz. Aber sag' mal — —!"

„Wenn ich nach Hause komme, Pannewitz; jetzt habe ich keine Zeit dazu. Fahr' nur ab jetzt!"

Herr von Pannewitz lachte bis auf den Hof von Pelchow. Dort suchte er sofort Curt auf, welcher eben mit dem Feldmesser conferirte; der sollte im Herbst wenigstens noch so viel wie möglich vermessen, während er die Arbeit lieber auf das nächste Frühjahr verschoben hätte. Mit erneutem Ausbruch von Heiterkeit trat der Branitzer ein und sprudelte sein Erlebniß heraus, für das er eine Erklärung verlangte. Der erstaunte Curt gab ihm einen Wink; nachher stehe er mit der gewünschten Aufklärung zu Diensten; erst wolle er aber den Feldmesser abfertigen, der heute noch zurückfahre. Der Mann gab denn endlich, da Curt auf seinem Willen bestand, nach, und dieser reichte ihm nun die Hand.

Dann führte er Herrn von Pannewitz in den Garten und erzählte von den seltsamen Zuständen, welche jetzt hier herrschten.

„Wenn man Ihnen nur helfen könnte!" warf Herr von Pannewitz hin. „Manches grenzt ja an meine Felder, aber wenn ich da auch eingreifen wollte, viel würde es Ihnen nicht nützen, und Ihr Onkel ist mir ein zu langjähriger Freund, als daß ich ihn direct vor den Kopf stoßen möchte."

Curt von Boddin hielt plötzlich an.

„Ich habe eine Idee, welche vielleicht einen Ausweg bietet. Wenn meine Nachbarn mir das, was an den Grenzgebieten noch steht, zu ermäßigten Preisen abkauften mit der Verpflichtung, es selbst zu ernten? Vielleicht auch das Getreide in Diemen?"

„Ganz gut, aber wir haben keinen Arbeiterüberfluß."

„Nun kommt die Hauptsache: wie, wenn diese Nachbarn die Arbeitercompagnie meines Onkels für den Zweck der Ernte von ihm erwürben? Die Leute hätten Arbeit, mein Onkel keine Verlegenheit wegen ihrer Bezahlung; er hätte die Genugthuung, die Leute als „seine" Arbeiter zu behalten; ich verwerthete meine Kartoffeln, Rüben, mein Kraut und Heu und brauchte das Zeug nicht draußen verkommen zu lassen. Was meinen Sie dazu?"

„Der Einfall ist kostbar. Sie sind ein ausgezeichneter Schachspieler, Herr von Boddin! Stellen Sie mir meinen Posten aus — ich verhandle nachher sofort mit dem Alten; da können wir ja gleich die Probe machen, ob er seine Compagnie dazu hergeben wird. Warten Sie nur! Er wird Sie schätzen lernen und sich versöhnen lassen."

„Es wäre mir lieb," seufzte Curt.

Alles ging auf's Beste.

„Wir wollen blos nicht für den Teterower arbeiten," sagte der Baron.

Auch den Leuten war das Faullenzen zuwider. Herr von Pannewitz versprach Curt, mit ihm die Rundfahrt auf die Nachbargüter zu unternehmen, sobald er sich über die Verkaufsobjecte klar geworden, und ihm zu helfen, die befreundeten Besitzer zu überreden.

Am Abend, als er fort war, kam der Radmacher zu Curt. Ob er denn nicht einmal in die Schule gehen wolle? Der Schulmeister hätte ein Anliegen wegen eines Schweinestalles und kränkte sich und hätte nicht die Courage, auf den Hof zu gehen. Der junge Herr wäre ja nun auch Schulvorstand, und der Schulmeister wolle ihm einen feierlichen Empfang bereiten.

Curt war verwundert. „Er hätte viel zu thun, aber er wolle morgen Vormittag einmal hinkommen. Nur den Empfang solle der Mann sich ersparen."

„Das Vergnügen müssen Sie ihm lassen, junger Herr; er hält höllisch viel auf so was, hat sich das so schön ausgedacht."

Aus Teterow hatte man das Reitpferd geschickt; wegen des Kutschwagens und der Pferde schwebten noch Verhandlungen, sagte der Begleitbrief. So saß denn Curt am andern Morgen hoch zu Roß, als er des dem Radmacher gegebenen Versprechens gedachte, und es war die höchste Zeit, wenn er dasselbe noch einhalten wollte. Der englische Vollblutfuchs bekam die Sporen und griff tüchtig aus. Dort lag die Residenz des Schulmonarchen von Pelchow.

Ausgestellte Kinderposten huschten in das einstöckige, strohgedeckte, unansehnliche Haus; „ein Neubau könnte da nichts schaden," dachte Curt im Nähergaloppiren. Dann lächelte er: um die Thür war Grün gehäuft, und zwei bekränzte Stangen trugen ein „Willkommen!" Als er vom Pferde sprang, stürzten zwei Jungen heraus, um die Zügel zu halten.

„Laßt Euch nicht schlagen, Jungens! So faßt an!"

Bei der Thür prallte Curt zurück. Da stand eine Deputation von drei Mädchen im Feststaate, die mittelste ein winziges, possirliches Ding, das ihn aus zwei großen blauen Augen furchtsam anblickte und ein beschriebenes Blatt in den runden Fingerchen hielt, hinter ihnen Herr Mederow nebst Ehehälfte. Er war im Frack und in schwarzen Handschuhen und hielt den Cylinderhut.

Das eine ältere Mädchen begann mit einem schüchternen Knix:

„Tritt ein in unsere niedere Hütte,
Die ernstem Streben nur geweiht!
Und Segen folge Deinem Schritte,
Der stets dem Edlen giebt Geleit.
Mit Gnade uns erfreue!
Wir schwören jetzt Dir Treue
Von nun an bis in Ewigkeit."

Jetzt knixte die Zweite drüben:

„Betrachte huldreich auch die Schäden,
Die hier der Zahn der Zeit genagt.
Bewurf, auch Dielen, Fensterläden
Sind schon seit Jahren tief beklagt;
Des Borstenviehs Cabine
Liegt gänzlich als Ruine;
Die Hülfe steht in Deiner Macht."

Nun stießen die Mädchen ihre kleine Gefährtin in der Mitte an.

„Ich soll Dir das auch geben!" platzte diese heraus, Curt das Papier überreichend.

„Aber Frieding, Du sollst ja noch sagen, was Du gelernt hast," erscholl die Stimme des Herrn Mederow.

„Das hab' ich all vergessen," sagte die Kleine plötzlich.

Curt bückte sich und streichelte dem Kinde die Bäckchen.

„Ist Dein Vater nicht der Radmacher?"

„Ja!"

„Ei, ei, und Fräulein von Lebzow hatten die Gnade, Dir Dein Verschen so schön einzustudiren!" sagte Herr Mederow.

„Wer? Meine Cousine?"

Herr Mederow knickte förmlich in sich zusammen.

„O Gott, welch ein schwaches Geschöpf ist der Mensch! Mein Mund hatte ja feierlich gelobt, davon nichts zu äußern. Ich hatte respectvollst gewagt, es noch auf speciellen Wunsch des gnädigen Fräuleins zu dichten. Es steht mit auf dem Papiere da, daß ich unterthänigst mir erlaubt habe, überreichen zu lassen."

Curt's Verlangen, das Verschen zu hören, war plötzlich erkaltet. Aber er nahm Frieding auf den Arm und küßte die Zappelnde auf den rothen Kindermund. Dann reichte er den beiden andern Mädchen mit freundlichem Dankeswort die Hand und begrüßte nun erst das Ehepaar.

(Fortsetzung folgt.)

Um die Erde.

Ein neues Weltwunder am East-River.

(Mit Originalzeichnung von Rudolf Cronau.)

Dort, wo der East-River zwischen den Schwesterstädten New-York und Brooklyn seine salzigen Fluthen wälzt, schwebt in gigantischer Höhe zwischen zwei kolossalen Thürmen ein riesiges Netz aus eisernen und stählernen Fäden, auf welchem, gleich emsigen Spinnen, heute Hunderte von Arbeitern rastlos hämmern und zimmern. Dieses kühne, hoch über dem Häusermeer von Long-Island und Manhattan aufgehängte Werk, unter welchem stündlich hundert Schiffe aller Art, Dampfer und hochmastige Segler, un-



Die East-River-Hängebrücke. Im Mai 1881, von Brooklyn aus gesehen.
Nach der Natur gezeichnet von dem Specialartisten der „Gartenlaube" Rudolf Cronau.

behindert hin und her schnellen, bildet die mächtigen Contouren eines seiner Vollendung entgegengehenden Riesenbaues, der weit berühmten East-River-Brücke.

Mit Recht wird dieser Bau schon heute unter die Wunder der Welt gezählt; er gereicht Amerika zu einer seiner stolzesten Zierden. Aber wir haben auf unserer Wanderung um die Erde noch eine besondere Veranlassung, hier, an dem Ufer des East-River, etwas länger zu weilen und dem großen Werke die vollste Beachtung zu schenken; denn wohl haben amerikanisches Capital und amerikanische Hände vom Meeresgrund auf die beiden hohen Säulen aufgethürmt und zwischen ihnen die eisernen Netze gezogen, aber ein deutscher Mann war es, der in schwieriger Gedankenarbeit den Plan zu diesem Werke entworfen hat — darum: welche Flagge von den Zinnen des stolzen Baues auch jemals wehen wird, er selbst wird der Menschheit dienen als ein Kind des deutschen Geistes, er wird die brandenden Fluthen überragen als ein Zeuge des deutschen Genius.

Die Wiege des Schöpfers der East-River-Brücke stand in dem waldigen Thüringen, wo Johann Roebling am 12. Juni des Jahres 1806 in Mühlhausen das Licht der Welt erblickte. Schon im Jahre 1831 wanderte der junge Ingenieur, nachdem er die Stelle des Inspectors der öffentlichen Bauten in Westfalen bekleidet hatte, nach Amerika aus, und hier, in seiner neuen Heimath, gelang es ihm bald, die Hängebrücken, die man in Europa als wenig sichere Verkehrsmittel geringschätzte, in der Construction zu verbessern und im großartigsten Maßstabe auszuführen. Zunächst lebte er bei Pittsburg, später, seit 1850, in Trenton im Staate New-Jersey und wurde hier bald als Wasserbaumeister berühmt; denn er leitete die Uferbauten am Beaver-River und die Canalbauten zwischen dem Ohio und Eriesee. Nachdem er aber die letzteren beendigt hatte, wandte er sich ausschließlich der Construction der Hängebrücken zu und erbaute, von den kleineren Brücken bei Pittsburg abgesehen, in den Jahren 1851 bis 1855 die Hängebrücke von Niagara, die einzige dieser Art, welche von Eisenbahnzügen befahren wird und unter allen Eisenbahnbrücken und Viaducten der Welt durch ihre früher niemals erreichte Brückenöffnung von 244 Meter Länge einen besonderen Platz einnimmt. Ermuthigt durch diese ersten großen Erfolge, wurde Roebling in seinen Plänen immer kühner, und die 1867 in Cincinnati von ihm erbaute Hängebrücke hatte bereits eine freischwebende Länge von 322 Meter. Bei allen diesen Bauten hat er von der früher üblichen Verwendung eiserner Ketten abgesehen und als Träger der Brückenbahn stets Kabeln aus Eisen- oder Stahldraht verwendet, weil er richtig erkannte, daß die Tragfähigkeit des zum Drahte ausgezogenen Eisens diejenige der gewöhnlichen Ketten weit übertreffe.

Nach solchen Proben seiner Tüchtigkeit ward der Ruf Roebling's so groß, daß er sich an die Ausführung eines Projectes wagen durfte, an dem bis dahin die Pläne vieler tüchtiger Ingenieure gescheitert waren, an die Herstellung einer festen Verbindung zwischen den mächtig aufgeblühten Städten New-York und Brooklyn.

Wir müssen zum besseren Verständnisse des Unternehmens für die mit den amerikanischen Verhältnissen nicht genau Vertrauten vorausschicken, daß die New-Yorker Städtegruppe, welche nach London und Paris die drittgrößte Einwohnerzahl aufweist, aus vier neben einander liegenden Städten gebildet wird. Es sind dies New-York, Brooklyn, Hoboken und Jersey-City. Die beiden bedeutendsten dieser Städte, New-York, welches mit mehr als einer Million Einwohner sich auf der Manhattan-Insel erhebt, und Brooklyn, das auf „Long-Island" ungefähr eine halbe Million Seelen birgt, sind von einander durch einen Meeresarm getrennt, welcher den Namen East-River trägt.

Der äußerst rege Verkehr zwischen den beiden belebten Handelsplätzen wird bis jetzt einzig und allein durch Dampffähren und Boote bewerkstelligt, und diese Art der Personen- und Waarenbeförderung ist, wie leicht erklärlich, mit vielen Uebelständen verbunden. Einerseits stören die quer durch den Canal von Brooklyn nach New-York und in umgekehrter Richtung fahrenden Transportboote die zahllosen Schiffe, welche ihren Lauf den East-River entlang nehmen müssen; andererseits wird im Winter die Communication zwischen den beiden Städten durch die Eisschollen, welche auf dem East-River treiben, oft stundenlang unterbrochen. Es galt daher, alle diese Uebelstände durch die Erbauung einer Brücke zu beseitigen, welche, sozusagen, New-York und Brooklyn in zwei Quartiere einer und derselben Stadt verwandeln und dabei den tausend Schiffen, die täglich den East-River passiren, gestatten würde, unter dem Brückenkörper mit vollen Segeln ihren Lauf fortzusetzen.

Die Lösung dieser schwierigen Aufgabe ist thatsächlich Johann Roebling gelungen, welcher im Jahre 1867 den genauen Plan der gegenwärtig ihrer Vollendung entgegengehenden East-River-Suspension-Bridge ausarbeitete. Aber dem berühmten Ingenieur war es nicht vergönnt, die Verwirklichung seines stolzesten Gedankens mit eigenen Augen zu schauen.

Wie Riquet, der Erbauer des französischen Südcanals, Borel, der Leiter des Durchstiches der Landenge von Suez, Sommeiller, der Ingenieur des Mont-Cenis-Tunnels, Meiggs, der Schöpfer der wunderbaren Bahn über die Anden, und Favre, der Unternehmer des Gotthard-Tunnels — wie alle diese Männer von dem Tode ereilt wurden, bevor ihre Schöpfungen vollendet waren, so starb auch Johann Roebling am 22. Juli 1869 in Brooklyn, bevor der erste Spatenstich zu seinem Werke gethan wurde, welches in genauen Zeichnungen und langen Ziffernreihen von ihm bis auf die kleinste Einzelheit auf den Plankarten ausgeführt war. Wir erinnern uns dabei der Worte, welche bei ähnlicher Gelegenheit der Franzose Ch. Boissay niederschrieb: „Die Sorgen nutzen ab — das ist verständlich; die Erfinder und Forscher opfern ihr Leben für ihre Idee und sterben, bevor sie ihr Ziel erreicht haben; seit Moses mußten die Menschen sich diesem gewöhnlichen Lauf der Dinge unterwerfen."

Kurz nach dem Tode Johann Roebling's ging sein Sohn, Washington Roebling, an die Ausführung des Projectes, welche nunmehr soweit gediehen ist, daß wir in der Lage sind, eine genaue Beschreibung der East-River-Brücke, wie sie voraussichtlich binnen Jahresfrist vollendet sein wird, im Nachstehenden zu liefern.

Die Gesammtlänge derselben beträgt 1053 Meter, also eine Siebentel deutsche Meile, welche gewaltige Entfernung nur von drei Brückenbogen überspannt wird. Die beiden seitlichen Bogen haben eine Länge von je 283 Meter, während der mittlere Bogen in einer fast unerhörten Spannung von 486 Meter frei über dem Wasser schwebt. Es ist dies die größte Brückenöffnung der Welt, und sie ist beiläufig zweimal so groß, wie der ganze Pont-Neuf in Paris, der eine Gesammtlänge von 233 Meter hat und aus 12 Brückenbogen gebildet wird.

Der Brückenkörper ist auf vier Kabeln aufgehängt, von denen jedes einen Durchmesser von 39 Centimeter hat und aus 6224 parallel neben einander zusammengelegten Stahldrähten besteht. Jedes dieser stählernen Drahtgebinde, deren Dicke derjenigen eines erwachsenen Mannes gleichkommt, ist 1090 Meter lang, vermag allein 11,380,000 Kilogramm zu tragen und wiegt selbst gegen 88,000 Kilogramm.

Diese vier Kabel sind nun an den Spitzen zweier gewaltiger, auf dem Meeresgrunde erbauter Säulen aufgehängt und tragen den eigentlichen Brückenkörper, unterstützt durch sechs eiserne Balken und 280 Ketten, die an den Säulen befestigt wurden.

Der Bau des Werkes begann am 26. December des Jahres 1869 mit der Construction dieser kolossalen Thürme. Es mag erwähnt werden, daß die Spitzen derselben den Meeresspiegel zur Zeit der höchsten Fluth um 84 Meter überragen, ihre Fundamente aber sich noch tief in den Meeresgrund hinein versenken, sodaß z. B. die Gesammthöhe der am New-Yorker Ufer stehenden Säule vom Fundamente bis zur Spitze die pyramidale Höhe von 114 Meter erreicht. Zu dem Bau dieser einen Säule wurden allein 36,160 Cubikmeter Mauerwerk in einem Gesammtgewichte von circa 100 Millionen Kilogramm verwendet.

Schon diese wenigen Zahlen genügen, um selbst den Laien ahnen zu lassen, daß bei der Errichtung eines derartigen Werkes mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten gekämpft werden mußte, und es verlohnt sich wohl, den Gang der Arbeiten bei der East-River-Brücke, wenn auch flüchtig, zu verfolgen.

Sie sind in der That bewunderungswürdiger, als die Erzählungen von dem Bau der Pyramiden, der hängenden Gärten der Semiramis und anderer ähnlicher Weltwunder, die in der Schule unser Staunen erregten; denn diese mühevollen Arbeiten zeugen beredt von dem ungeahnten Fortschritt der modernen Technik, welche, mit der Zaubermacht der exacten Wissenschaften ausgerüstet, den Grund des Oceans und den Schooß der Berge der Cultur zu erschließen und dem Menschen dienstbar zu machen vermag.

Zur Fundamentlegung der beiden Granitthürme wurde das unseren Lesern bereits bekannte System der Taucherglocke angewandt (vergleiche Jahrgang 1880, Nr. 18, den Artikel „Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?"). Man baute zunächst an den Ufern des East-River zwei mächtige eiserne Glocken, welche an den Stellen, wo die Brückenthürme sich erheben sollten, versenkt wurden. Sechs Dampfmaschinen comprimirten unaufhörlich in denselben die atmosphärische Luft, welche das Wasser verdrängte und am Boden der Glocken den Meeresgrund trocken legte. Während nunmehr auf den oberen Theilen derselben, welche gleich Inseln aus dem Strome hervorragten, die Maurer Steine und Mörtel zubereiteten, gruben auf dem Boden Erdarbeiter, um den Meeresgrund zu nivelliren und ihn für die Legung der ersten Winkelsteine geeignet zu machen.

Es waren dies die größten Taucherglocken, welche jemals erbaut wurden. Jede derselben war 63 Meter lang und 31 Meter breit, und jede legte auf dem Meeresgrund 1,626 Quadratmeter Boden trocken, auf welchem geräumigen Platze tagtäglich 236 Menschen unter dem Luftdrucke von vier Atmosphären arbeiteten.

Diese gewaltige unterseeische Arbeitskammer wurde von 56 Gasflammen erleuchtet, und da das gewöhnliche Leuchtgas in der comprimirten Luft nicht gut brannte, so wurde den Brennern eine Mischung des Kohlenleuchtgases und reinen Sauerstoffs unter einem Luftdrucke von fünf Atmosphären zugeführt. Auch gab es in diesem künstlich mit Luft erfüllten Raume, in dem sonst die Fische des Oceans hin und her schwammen, sinnreich construirte Wasserleitungen, welche die Arbeiter mit trinkbarem Süßwasser versorgten, und selbst Waterclosets fehlten nicht.

Leider war es unmöglich, in diesem complicirten Bau jeden Unfall zu verhüten, und einmal entstand sogar ein Schadenfeuer in der Brooklyner Taucherglocke — ein Brand unter den Wellen des Atlantischen Oceans!

Endlich, im Monat August des Jahres 1876, ward der Bau der beiden Thürme fertig gestellt, und es begann der zweite Theil der mühseligen Arbeit, die Befestigung der vier Kabel an den beiden Thurmspitzen.

Ein eisernes Kabel, welches über ein Kilometer lang und eineinviertel Meter stark ist, würde man schwerlich vom Ufer auf die Thurmspitze heben können, und man sah sich daher genöthigt, die etwa 25,000 Stahldrähte, aus welchen die vier Kabel gebildet werden, einen nach dem andern an der ihm zugewiesenen Stelle zu befestigen.

Den ersten Draht versenkte man zunächst an dem einen Ufer auf den Meeresgrund und leitete ihn also vermittelst eines Fahrzeuges auf die gegenüberliegende Insel. Da bot sich wiederum eine unverhoffte Schwierigkeit, als man den Draht in die Höhe ziehen wollte. Der Schiffsverkehr auf dem East-River ist nämlich so belebt, daß die Stelle, an welcher man die eiserne Sehne, welche zum ersten Male New-York mit der „Stadt der Kirchen" vereinigen sollte, heben wollte, zu keiner Zeit des Tages oder der Nacht nur wenige Augenblicke von Schiffen und Fähren frei ist. Erst am 14. August 1876 verkündete ein Kanonenschuß, daß kein Schiff für die nächsten Minuten zu erwarten sei; rasch wurde der Stahldraht in die Höhe gezogen, und nun schwebte frei in der Luft der erste Faden, um welchen das vielverschlungene Netz der eisernen Brücke gewoben werden sollte. Bald wurde mit Hülfe dieses ersten Drahtes ein zweiter von New-York nach Brooklyn hinübergezogen, und beide wurden zu einer Schnur ohne Ende zusammengebunden und auf Rollen gelegt. Jetzt zogen an diesen hochschwebenden Drähten die Arbeiter eine Menge Schnuren und Stahldrähte hinüber, welche an verschiedenen Punkten der Thürme befestigt wurden.

Nun bot sich dem Auge des Beschauers ein neues eigenartiges Schauspiel, grundverschieden von demjenigen, welches er früher unter den Wellen des East-River in den Taucherglocken beobachtet hatte. Nun sah man Arbeiter in kleinen Käfigen, die an den Stahldrähten in einer Höhe von 60 bis 80 Meter über dem Wasserspiegel hingen, sich hin und her bewegen und die Kabel zusammenlegen.

Die Befestigung des ersten Drahtes jedes Kabels mußte, den Plänen des Ingenieurs gemäß, mit mathematischer Genauigkeit erfolgen; man hatte nicht allein auf die Befestigungspunkte an den Thürmen, sondern auch auf die Spannung des Drahtes, auf die Krümmung des Bogens, welchen er in der Luft beschrieb, die sorgfältigste Rücksicht zu nehmen. Aber über dem East-River brausen in der Regel ziemlich starke Winde, deren Druck genügte, die Richtung des hängenden Drahtes zu verschieben, und wiederum mußte man wochenlang auf den windstillen Tag warten, an dem es möglich wäre, den ersten Kabeldraht regelrecht zu befestigen und die Curve, die er bilden sollte, genau auszumessen. Dies geschah erst am 29. Mai des Jahres 1877, und nachdem die Lage der Kabel einmal festgestellt worden, ging ihre endgültige Zusammenlegung rasch von Statten.

Wenden wir uns nunmehr der noch nicht vollendeten Brückenbahn zu, welche durch eiserne Träger an den Kabeln befestigt wird! Dieselbe schwebt in einer Höhe, welche in der Nähe der Thürme 36 Meter beträgt, gegen ihre Mitte dagegen den Wasserspiegel um 41 Meter überragt und auf diese Weise selbst den höchsten Schiffen freie Durchfahrt gewährt.

Die Zahl der Personen, welche jährlich zwischen Brooklyn und New-York verkehren, ist schon früher auf 70 Millionen veranschlagt worden, und diesem gewaltigen Menschenverkehre, zu dem noch der bedeutende Waarentransport hinzutritt, entsprechen auch die Dimensionen der Brücke. Ihre Breite steht der einer großstädtischen Hauptstraße nicht im Geringsten nach; denn sie beträgt 26 Meter. In ihrer Mitte läuft ein $4^1/_2$ Meter breiter Trottoirweg für Fußgänger, welcher über die eigentliche Brückenbahn um 3 Meter erhöht ist. Zu beiden Seiten dieses Fußgängerdammes befinden sich je zwei Fahrwege für Fuhrwerke und je ein Eisenbahngleis.

Die beiden Brückenthürme sind, wie die stimmungsvolle Abbildung Cronau's uns zeigt, auf der Höhe des Brückenbogens durchstochen, sodaß dort je zwei mächtige Hallen entstehen, durch welche unten die Fuhrwerke und Eisenbahnwaggons die Thürme passiren, während der Fußgängersteg an dem die Vorhallen trennenden Pfeiler sich so zu sagen spaltet und zu beiden Seiten desselben über dem unteren Fahrwege fortläuft.

Der Zugang zu dieser hohen Brücke wird an beiden Ufern durch massiv gemauerte Viaducte ermöglicht, die sich allmählich gegen das Land senken und in den Centren von Brooklyn und New-York münden.

Die Länge des New-Yorker Viaductes beträgt 470 Meter und die des Brooklyner nahe an 300 Meter, sodaß die Gesammtlänge des Brückenbaues mit seinen Zugängen sich auf 1825 Meter beläuft.

An den Mündungen der beiden Viaducte werden zwei Bahnhöfe errichtet, aber es sind keine gewöhnlichen Eisenbahnzüge mit Locomotiven, welche von hier aus die Brücke passiren sollen. Long-Island bleibt noch vorläufig dem Dampfroß unzugänglich, und erst, wenn die inzwischen projectirte feste Brücke mit eisernen Bogen von 224 Meter Spannung zwischen Brooklyn und New-York erbaut wird, erst dann wird die Locomotive vom Festlande aus in Brooklyn ihren siegreichen Einzug halten. Für den Verkehr auf der East-River-Hängebrücke hat man einstweilen eine Drahtseilbahn in Vorschlag gebracht. Durch eine feststehende Dampfmaschine sollen an einem Doppelkabel stets zwei Züge von je zehn Waggons auf der Brücke bewegt werden, von denen der eine von New-York nach Brooklyn, der andere in umgekehrter Richtung Passagiere befördern wird. Wir wissen augenblicklich nicht, ob man dieses Project fallen ließ und an die Stelle der Drahtseilbahn die viel praktischere, in Deutschland erfundene electrische Eisenbahn zu bauen gedenkt. Ueber kurz oder lang dürfte dies jedoch der Fall sein; denn die East-River-Brücke eignet sich vorzüglich für diese neue Errungenschaft des Fortschritts.

Das ist nun in allgemeinen Zügen ein Bild des großartigen Baues, welcher voraussichtlich im nächsten Jahre dem öffentlichen Verkehre übergeben werden wird und dessen Errichtung nach unserer Währung über 60 Millionen Mark kosten soll. Aber nicht nur gerechtfertigtes Staunen ruft der Anblick dieses Riesenwerkes hervor, es zeugt auch in imposanter Weise von den bewunderungswürdigen Erfolgen, welche in unserm Jahrhundert die Energie der Forscher und Erfinder zu erringen wußte.

Eine schwankende Liane, deren Ranken der Sturmwind von dem Stamme eines Waldriesen an das gegenüberliegende Ufer eines tropischen Gewässers schleuderte, bildete die erste einfache, natürliche Hängebrücke.

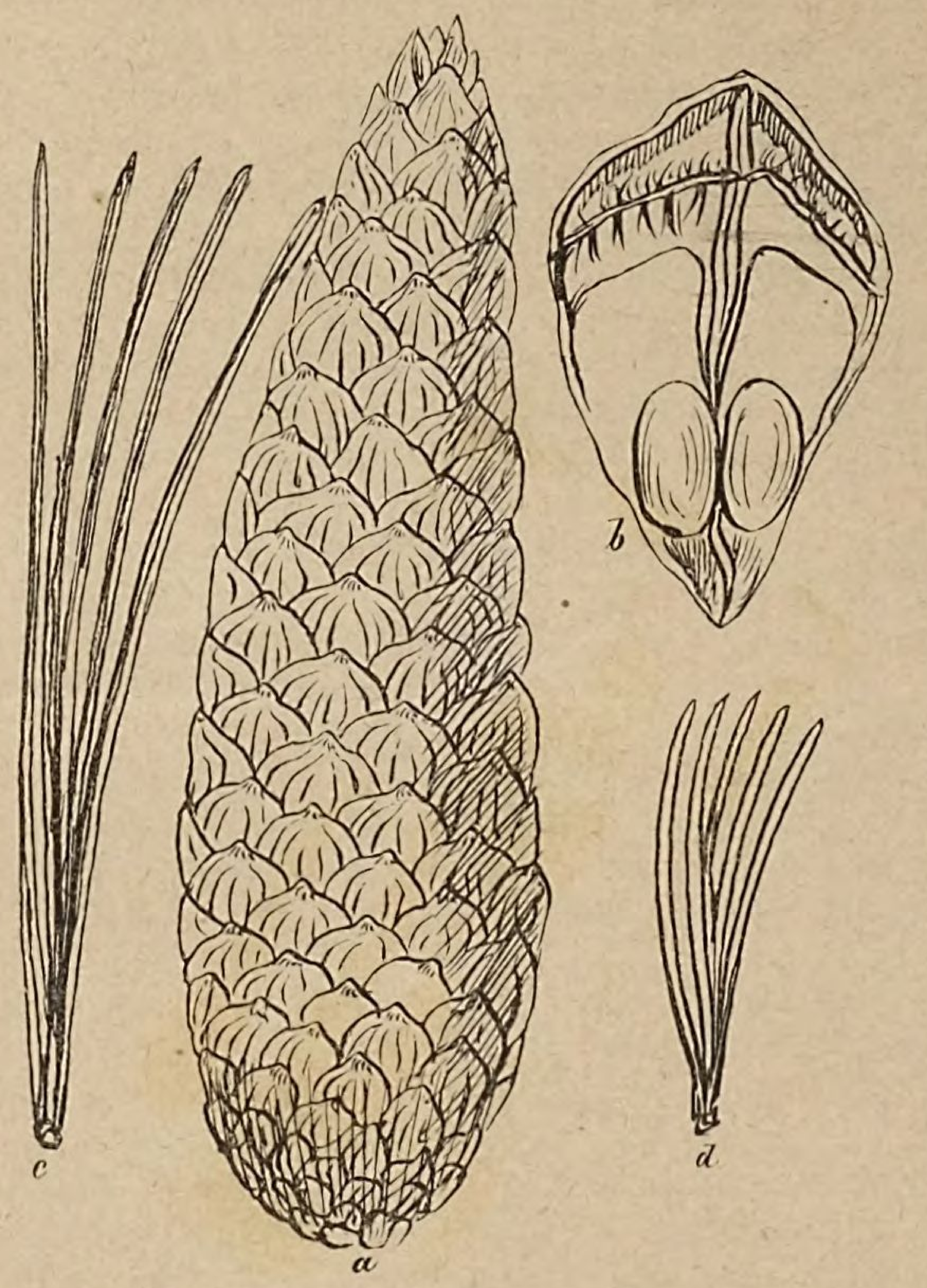
Bald versuchte der Mensch dieses Vorbild der Natur nachzuahmen und fand in der Spinne seine Lehrmeisterin. So entstanden die primitiven Hängebrücken, welche wilde Völker aus

Lianenseilen formten. Ein Fortschritt war es schon, da die Menschen, wie es noch heute in Indien und China der Fall ist, auf diese schaukelnden Seile eine Brückenbahn aus leichtem Bambusrohr oder aus Brettern legten. Da kam das Zeitalter des harten Eisens und des brausenden Dampfes, und nun — es war im Jahre 1796 — erbaute der Amerikaner Finlay über den Jakobs-Creek in den Vereinigten Staaten die erste Hängebrücke mit ebener von freihängenden Ketten getragener Fahrbahn. Als das letzte Glied all dieser Versuche aber, als die Krone all dieser scharfsinnigen Bestrebungen schwebt heute in majestätischer Ruhe die East-River-Brücke zwischen zwei großen Städten, die höchsten Schiffsmaste überragend, gewaltige Lasten willig tragend und den Stürmen ihre eiserne unverwüstliche Stirn trotzig bietend. Wohl stolzer schlägt unser Herz bei der Betrachtung dieses Werkes der Menschenhand; kein Schwindel erfaßt uns, wenn wir von diesem Bau, wie von einer hohen Culturstufe, herniederblicken; denn es erwacht hier in unserm Busen in voller Kraft das Bewußtsein: das ist lange nicht das letzte Wunder, welches der menschliche Geist verrichtet hat; es wird vielmehr der Menschheit beschieden sein, noch Großartigeres und Kühneres zu vollbringen.

Die Zuckertanne.

Die Uebersiedelung der schönen Douglastanne (vergleiche „Gartenlaube" Jahrgang 1880 Nr. 1) nach Deutschland erscheint gesichert*, da die Theilnahme für den „deutschen Waldbaum der Zukunft" immer weitere Kreise zieht. Heute kann ich nicht umhin, die Aufmerksamkeit auf einen zweiten Californier, die Pinus Lambertiana oder Zuckertanne, hinzulenken, einen Baum, welcher der Douglastanne wohl kaum in irgend einer Beziehung nachsteht und mit dessen Samenproben schon einzelne vielversprechende Versuche auf deutschem Boden unternommen wurden.

Wie die Douglastanne, beobachtete ich auch die Zuckertanne im südlichen Californien, am Fuße der Abhänge der Küstengebirge und in den Schluchten der Sierra Nevada, doch soll sie, zuverlässigen Angaben zufolge, über das ganze Territorium zwischen den Rocky-Mountains und dem Stillen Ocean, von der mexicanischen Grenze bis nördlich tief in Oregon hinein, verbreitet sein, wo nicht eben in den gewaltigen Sand-, Kies- und Felsenwüsten ihr die letzten Bedingungen zum Fortkommen fehlen. Es geht daraus hervor, daß ihr schnelles Wachsthum und ihre Widerstandskraft gegen winterliche Kälte nicht ausschließlich von den landwärts wehenden, feuchten Seewinden abhängig sind, ein Urtheil, welches hin und wieder der Douglastanne gegenüber ohne triftigen Grund gefällt wurde. Selten findet man, daß die Zuckertanne Waldungen bildet; sie liebt es dagegen, sich mit anderen Coniferen zu vereinen, welche sie weit überragt, sodaß man die einzelnen Bäume mit stolzen Häuptlingen vergleichen möchte, umringt von ihren Untergebenen.



Die Zuckertanne. (Pinus Lambertiana.)

a. Zapfen der Zuckertanne, 1/2 natürlicher Größe.
b. Schuppe mit Samen, 2/3 natürlicher Größe.
c. Lange Nadeln, 2/3 natürlicher Größe.
d. Kurze Nadeln, 2/3 natürlicher Größe.

Nach den Mittheilungen meines Freundes Newberry nähert die Zuckertanne in ihrem botanischen Charakter sich den Weißtannen der östlichen Staaten. Wie alle Coniferen in den Küstengebieten des Stillen Oceans, zeigt auch sie in erhöhtem Grade eine Symmetrie und Vollendung in ihrer Erscheinung, und eine Gesundheit und Kraft im Wuchs, wie kaum irgend ein anderer Baum der Erde. Selbst die Bäume, die noch nicht lange ihr vielhundertjähriges Leben begonnen, erwecken den Eindruck junger Riesen. Der ausgewachsene Baum erreicht eine Höhe bis zu neunzig Meter bei sechs Meter Durchmesser an seiner Basis. Diese Größenverhältnisse gehören indessen zu den Seltenheiten. Wo die Zuckertannen dichter beisammen stehen, beträgt die gewöhnliche Höhe sechszig Meter bei drei Meter Durchmesser.

Eine ihrer auffallenden Eigenthümlichkeiten ist die gewaltige Ausdehnung des Stammes auf Kosten der Zweige; denn die Wurzeln scheinen ihre ganze Kraft der mächtigen Säule zuzutragen, deren wenige Zweige, von unten gesehen, an eine dürftige Ueberwucherung durch Epheuranken erinnern. Auch die Nadeln stehen weniger dicht und zu fünf bei einander; sie sind von dunkelblaugrüner Farbe und erreichen eine Länge von drei Zoll. Nahe dem äußersten Wipfel sind die Zweige häufig länger, als die unteren, und an ihnen hängen einzeln oder in Bündeln die Zapfen nieder. Dieselben entsprechen in ihrem Umfange der Größe des Baumes, und man findet sie bis zu einer Länge von achtzehn Zoll bei vier Zoll Durchmesser, doch dürften die Zahlen vierzehn Zoll bei drei Zoll am häufigsten vorkommen. Ein wenig gewunden, bestehen sie aus dicht auf einander liegenden Schuppen mit leicht geschweiftem Rande ohne Stacheln oder Spitzen und mit geringer Harzausschwitzung. Das Holz der Zuckertanne ist weiß, gleichmäßig und geädert, und in ganz Californien ist es für Zimmer- und für Tischlerarbeiten sehr gesucht.

Eine weitere Eigenthümlichkeit dieses Baumes ist, daß das Harz, welches an schadhaften, namentlich angebrannten Stellen dem Holze entquillt, den Terpentingeruch und Geschmack verliert und eine Süßigkeit annimmt, welche der des Zuckers fast gleichkommt. Es erinnert in jeder Beziehung an Manna und würde ohne den schwachen Terpentingeruch kaum von solchem zu unterscheiden sein. Von den Grenzbewohnern wird dieses Zuckerharz zuweilen zum Würzen der Speisen benutzt, häufiger jedoch, um bei leichten Erkrankungen eine medicinische Wirkung auf die Verdauungswerkzeuge hervorzurufen. Einen erhöhten Werth für uns gewinnt die hier besprochene Zuckertanne indessen ebenso wenig durch ihr Harz, wie durch die wohlschmeckenden Samenkörner. Der einzige Zweck ihrer Uebersiedelung nach Deutschland kann nur sein, für unsere Forsten einen schnell wachsenden und sehr schönen Baum zu gewinnen, kommenden Geschlechtern dagegen eine neue, reichen Vortheil versprechende Holzart zu sichern.*

Balduin Möllhausen.

* Die Försterei „Dreilinden" bei Potsdam ist in der Lage, Pflanzen abzugeben.

* Den vielleicht, wie nach meinem Aufsatze über die Douglastanne, zahlreich eingehenden Anfragen begegne ich mit der Angabe der Quelle, aus welcher ich seit Jahresfrist schon mehrfach guten, keimfähigen Samen zur Anlage von Forstgärten bestellte und bezog: „Germantown Nurseries. Thomas Meehan. Philadelphia. Pen." Ueber größere Quantitäten des Samens der Douglastanne verfügt auch: J. Anton Müller. Post Box 44. Scattle, Wash. Territory, North America.



Das war, fürwahr! ein Spielmann brav
Bei Düppel auf dem Rasen;
Der hub, als ihn die Kugel traf,
Noch einmal an zu blasen.

Er stieß in's Horn, so voll und stark —
Das klang wie Siegeswonne;
Sein Vorwärts drang in Blut und Mark
Der preußischen Sturmcolonne.

Nun weht der Fähnlein Siegespracht,
Wo die zehn Schanzen ragen —
Sie sehen's nicht, die still und sacht
Auf Sänften fortgetragen.

Nun tönt der Siegesweisen Schall
Hinaus zum Alsensunde —
Sie hören's nicht, die im Spital
Still ruh'n mit blut'ger Wunde.

Und überall im Vaterland
Auf stiegen Ehrenbogen —
Schön Gretchen stand am Brunnenrand,
Als heim die Sieger zogen.

Und spähte bang' und suchte lang',
Bis ihr die Augen flimmern,
Und wachte noch und weinte bang',
Als hoch die Sterne schimmern.

Da weht die Post ein welkes Blatt:
„Lieb Gretchen, Du mußt wissen,
Die Kugel, die mich traf, sie hat
Auch Deinen Kranz zerrissen.

Nun suchst Du mich umsonst vielleicht
Bei Siegesfest und Tanze —
Hab' nur e i n Bein, das and're bleicht
Bei Düppel auf der Schanze.

Kann Dir nicht Halt und Stütze sein,
Wie ich gehofft mit Stolze,
Brauch' selber Stütze auf e i n e m Bein;
Das and're ist von Holze.

Drum nimm zurück Dein Ringelein,
Und nicht in Thränen 'schmelze!
Du sollst einen tüchtigen Burschen frei'n,
Doch nimmer eine Stelze!"

Und Gretchen las und weint und lacht,
Wohl beides um die Wette;
Dann hat sie flugs sich aufgemacht
Und saß an Traugott's Bette:

„Ach Traugott, großes Herzeleid
Hat mir Dein Brief bekundet;
Nun weich' ich nicht von Deiner Seit',
Bis Dir das Herz gesundet.

Was Dir der dumme Feind gethan,
Laß nicht Dein Gretchen büßen!
Ich traut' mich Deinem Herzen an,
Doch nimmer Deinen Füßen.

Mein Ringlein bleibt nur Dir geweiht,
Und willst Du's nicht mehr haben,
Dann soll man mich an Deiner Seit'
Altjüngferlich begraben."

Da war der Traugott bald gesund;
Er ließ das Horn sich bringen
Und stieß hinein von Herzensgrund —
Die Wände wollten springen.

„Gott lob, daß ich noch blasen kann!
Nun blas' ich fort die Sorgen;
Auf e i n e m Bein ein g a n z e r Mann
Führt Dich am Hochzeitsmorgen."

Fedor von Köppen.*

* Aus dem soeben zur Ausgabe gelangenden Balladenbuche „M ä n n e r u n d T h a t e n" (Leipzig, Alfons Dürr). Unser langjähriger Mitarbeiter bewährt in diesen poetischen Gemälden und Schilderungen aus Preußenland seine in der volksthümlichen Darstellung patriotischer Stoffe vielgewandte Feder auf das Glänzendste. Wir ergreifen mit Vergnügen die sich hier bietende Gelegenheit, um das von den ersten Künstlern Deutschlands illustrirte und geschmackvoll ausgestattete Köppen'sche Buch der allgemeinen Beachtung für den Weihnachtsfesttisch schon heute zu empfehlen.
D. Red.

Zum hundertjährigen Jubiläum der Gewandhaus-Concerte zu Leipzig.

Von **Hermann Kretzschmar.**

(Schluß.)

Der nunmehrige Leiter der Gewandhaus-Concerte, Christian (Johann Philipp) S c h u l z, war zu Langensalza in Thüringen im Jahre 1773 geboren und zog als zehnjähriger Knabe mit seinen Eltern nach Leipzig. Auf der Thomas-Schule, die er bis zu seinem neunzehnten Lebensjahre besuchte, fand er Gelegenheit zur Ausbildung in der Musik, namentlich im Gesange. Er ward ein ausgezeichneter Sänger, und nachdem er die Universität bezogen, faßte er den Entschluß, sich ganz der Musik zu widmen. Schicht wurde sein Lehrer. Seit 1800 war Schulz Musikdirector der Seconda'schen Schauspielergesellschaft, und für sie schrieb er manche Chor- und Bühnenmusik. Wenn es die Verhältnisse gestattet hätten, würde er sicherlich auch als Componist Bleibendes geschaffen haben; denn was von ihm an Musikwerken vorhanden ist, zeigt ihn auch für diese Seite der Tonkunst hochbegabt und tüchtig; namentlich seine Chorlieder, die er für die mittlerweile entstandene und von ihm dirigirte Singakademie verfaßte, befriedigen noch heute das musikalisch gebildete Ohr. Schulz war streng gegen sich und Andere, aber durchaus bescheiden.

Während seiner Direction der Gewandhaus-Concerte mehrte sich die Aufführung von Opernfragmenten und Opern, einem Genre, dem heute die Concertinstitute ziemlich aus dem Wege gehen. In jenen Tagen lagen die Verhältnisse anders: mit den Theatern war es damals bekanntlich schwach bestellt, und man hörte viele der berühmtesten Opern von der Bühne herab entweder sehr spät oder gar nicht — meistens aber mangelhaft. Da verlangte man sie denn vom Concerte. Schulz führte auch einmal an einem Abende

eine vollständige Oper auf: Naumann's dreiactigen „Amphion". Für das Concert selbst schrieb er wenig. Bemerkenswerth ist aber seine Instrumentation der Zelter'schen Ballade „Joh. Sebus". In dieser Form wurde der alte verdiente Professor und Dirigent der Berliner Singakademie für das Gewandhaus möglich.

In die Schulz'sche Zeit fällt die einzige längere Unterbrechung, welche die Gewandhaus-Concerte erfahren haben; sie trat im October 1813 nach der großen Völkerschlacht bei Leipzig ein, und wurde durch die Nothwendigkeit der Verwendung der Gewandhaussäle zu Lazarethzwecken herbeigeführt; die einzigen öffentlichen Musikaufführungen, welche damals stattfanden, bestanden in zwei Wohlthätigkeits-Concerten, welche im Theater und in der Nicolai-Kirche im April und Mai 1814 unter der ausschließlichen Mitwirkung von Dilettanten abgehalten wurden. Im Jahre 1806 hatte man — nebenbei bemerkt — nach der Schlacht von Jena die Concerte ebenfalls fallen lassen, aber nach zwei Monaten schon wurden sie auf ausdrücklichen Wunsch des französischen Gouverneurs wieder eröffnet. Auch im October 1814 begann man sie wieder mit einer Erinnerungsfeier an die große Schlacht. Der Krieg zeigte seine Wirkungen auf das Institut dadurch, daß ein Theil der besten Orchestermitglieder weggezogen war und das Publicum nicht mehr die alte Theilnahme zeigte. Bald aber richtete sich Alles wieder ein, und schon im nächsten Jahre, wo der König das Concert besuchte, mußten Maßregeln gegen zu großen Andrang des Publicums getroffen werden. In diese Zeit fällt eine Aufführung vom ersten Finale der Zauberflöte mit italienischem Text. Man darf sich über diesen Mangel an deutschen Sängern nicht wundern; hatte man doch in Dresden sogar die „Jahreszeiten" von Haydn in's Italienische übersetzen müssen. Auch Mozart's Sohn präsentirte sich in dieser Periode im Gewandhause durch ein Extraconcert. „Der Vater" — wird berichtet, „spielte bei leerem Saale — der Sohn hatte ihn voll."

Im Jahre 1825 spielte ein Knabe vor dem Publicum, der zehn Jahre später schon eine Stütze des Instituts wurde. Dies war der junge Ferdinand David aus Hamburg, der mit seiner Schwester Louise — der späteren Frau Dulken — zweimal im Extraconcert und dann im Neujahrsconcert auftrat.

Schicht starb im Jahre 1823, und schon vier Jahre später folgte ihm Schulz. Nun wählte man zum Dirigenten Christian August Pohlenz (geb. 1790 zu Sallgast in der Niederlausitz), der, wie Schulz, vom Studium, dem er in Leipzig oblag, zur Musik übergetreten war. Er war einer der Ersten, der mit Dilettanten in Leipzig Choraufführungen veranstaltete. Bei dem ersten Debut der Aufführung der „Schöpfung" sang sein Freund, der berühmte Tenorist Gerstäcker, Vater des bekannten Reisenden, der Wachtel seiner Zeit und nebenbei ein gründlich musikalischer Sänger, die Tenorsoli. Pohlenz, der ganz besonders als Gesanglehrer geschätzt und dessen berühmteste Schülerin Livia Gerhard war, sah sich am Gewandhause nur wenig vom Glück begünstigt, und schon 1835 wurde er durch einen Anderen ersetzt. Bevor wir uns aber zu diesem Nachfolger wenden, ist noch einiger kleinen Ereignisse zu gedenken, welche unter seiner Direction vorfielen. Da ist zunächst das erste Auftreten einer neunjährigen Pianistin zu erwähnen, welche „große Hoffnungen erregte". Ihr Name war Clara Wieck — nachmals Clara Schumann. Sie spielte im Jahre 1828 zum ersten Male, und fünfzig Jahre später bereitete das Gewandhaus-Directorium ihr eine erhebende Jubiläumsfeier. — In einem Extraconcert jener Zeit begegnen wir allem Anscheine nach zum ersten Male einem großen Meister, der damals schon todt war: Franz Schubert's Forellenquintett. Trauernd registriren wir, daß es „nicht gefiel".

Das Jahr 1831 war das Jubiläumsjahr des fünfzigjährigen Bestehens der Gewandhaus-Concerte. Dasselbe wurde auch in aller Form gefeiert durch ein Festprogramm, welches der hochverdiente Rochlitz aus den nach seiner Meinung beliebtesten Compositionen der verschiedenen Perioden zusammengesetzt hatte. Dieses Jubiläumsjahr brachte auch einen wichtigen Geburtstag — nämlich den einer Ouverture von Richard Wagner. Letzterer, bekanntlich ein geborener Leipziger, war damals achtzehn Jahre alt und machte seine Studien beim Thomascantor Weinlig. Die Ouverture gefiel. Noch mehr aber eine Symphonie Wagner's, welche im nächstfolgenden Jahre zur Aufführung kam und laut und mit verdientem Beifall begrüßt wurde. Der Redacteur, Magister Fink, schrieb über den später so berühmt gewordenen jungen Künstler: „Etwas Eigenes lebt in seiner Seele." Wagner's Wege führten in der Folge vom Concertsaale weitab. Soweit möglich, ist aber auch dem Gewandhaus-Publicum immer Gelegenheit gegeben worden, dieselben zu verfolgen. Nach jener Symphonie vergehen allerdings zehn Jahre, ehe wir dem großen Componisten wieder in diesem Saale begegnen; denn erst im Jahre 1842 sangen in einem Extraconcerte Tichatschek und Frau Schröder-Devrient Nummern aus dem für Leipzig neuen „Rienzi". Später sind mehrfach die Ouvertüren der Wagner'schen Musikdramen im Gewandhause aufgeführt worden. Die freundlichste Aufnahme aber von allen Compositionen des Meisters fanden die Fragmente aus „Lohengrin", welche Rietz im Jahre 1853 vorführte.

Der Ersatzmann für Pohlenz in der Direction, auf welchen wir hindeuteten, war Felix Mendelssohn-Bartholdy, damals schon ein Liebling des Gewandhaus-Publicums; denn unter all den Arbeiten neuer junger Talente, welche in diesem Saale debütirten, von denen wir Wilhelm Taubert, Fr. Lachner — der allerdings etwas früher einzuschalten ist —, Otto Nicolai nennen wollen, machten die Mendelssohn'schen Werke den reinsten und gewinnendsten Eindruck. Seine „Sommernachtstraum"-Ouvertüre, die bald nach der Wagner'schen Symphonie im Armenconcert 1832 gegeben wurde, hatte geradezu bezaubert, wie man auch fand, daß die „Hebriden"-Ouvertüre, welche bald folgte, ein „herrliches Werk" sei. Die künstlerischen Tonangeber in Leipzig hatten wohl erkannt, daß der gebildetste Kunstgeist jener Zeit in diesen Werken lebte, und waren von dem Wunsche beseelt, diese phänomenale Kraft an Leipzig zu fesseln. Ein Arrangement mit der Universität kam nicht zu Stande, aber das bereits so blühende Gewandhaus bot Mendelssohn einen Boden für seine Neigungen, und so folgte er denn einem Rufe an dieses Institut. Mit Mendelssohn-Bartholdy's Antritt im Herbste 1835 beginnt die eigentliche Glanzepoche des Leipziger Gewandhauses. Die Leipziger hielten schon längst sehr viel von ihrem Gewandhaus-Orchester, aber seit Mendelssohn an der Spitze desselben stand, war es doch noch ein ganz anderes. Er brachte einen neuen Geist mit und — was wir nicht vergessen wollen — eine neue Directionsmethode. Bisher nämlich hatte der nominelle Musikdirector der Gewandhaus-Concerte, hatten die Hiller, Schicht, Schulz, Pohlenz mit den eigentlichen Hauptwerken der Programme, mit den reinen Orchestercompositionen gar nichts zu thun gehabt. Diese dirigirte der Concertmeister an seinem Pulte ungefähr so, wie wir es jetzt noch in Gartenconcerten, bei Tanzmusiken sehen, wo der Führer der Capelle mitgeigt und nur beim Wechsel des Tempo, bei schwierigen Einsätzen einzelner Instrumente mit dem Bogen vorübergehend einige Winke giebt. Dieses Verfahren war sogar schon in London seit fünfzehn Jahren abgeschafft worden, und wie es sich in Leipzig so lange erhalten konnte, ist schwer zu begreifen; ja, durchaus erstaunlich liest es sich, daß das Leipziger Gewandhaus-Orchester unter solcher Direction auch ganz neue und schwere Werke wie Beethoven's Chorphantasie mit einer einzigen Probe erledigen konnte. Selbst unter einem geringeren Künstler als Mendelssohn hätte die neue Directionsweise auf die Leistungen des Orchesters Wunder wirken müssen. Und sie that es augenscheinlich. Das Orchester folgte Mendelssohn's Worten, als wären es Orakelsprüche. Unbedingt war seine Autorität und noch größer seine Liebenswürdigkeit. Er gewann Jeden, der ihm nahe trat, und er gewann ihn für's Leben. Als Mendelssohn todt war, schon lange Jahre todt, kam es vor, daß Einer aus der Gesellschaft aufstand und fortging, weil er es nicht hören mochte, daß von Mendelssohn so schlecht gesprochen wurde.

Bald nachdem Mendelssohn seine Stellung angetreten hatte, starb Matthäi, der langjährige Concertmeister des Instituts, dem hauptsächlich das Verdienst zugeschrieben werden muß, die Quartettunterhaltungen der Gesellschaft in's Leben gerufen zu haben, welche im Jahre 1809 begannen und im kleinen Saale abgehalten wurden — zwölf im Jahre. Ihre Zahl unterlag im Laufe der Zeit mancherlei Modificationen, bestanden haben sie aber ohne Unterbrechung, und ihre Gemeinde ist mehr und mehr gewachsen, sodaß sie in den großen Saal übersiedeln mußten, wo seit einer Reihe von Jahren nun schon allwinterlich acht abgehalten werden.

Matthäi's Nachfolger wurde Mendelssohn's Freund, der junge Ferdinand David, den man später mit Recht den „Musterconcertmeister" nannte. Die unvergleichliche Elasticität, die Einheit und Genauigkeit des Streichorchesters im Leipziger Gewandhaus ist hauptsächlich sein Verdienst, ein Verdienst, welches er sich Mühe

genug kosten ließ. Dieser feingebildete, auch in den höchsten Formen der Composition selbstgeübte und gewandte Musiker wurde Mendelssohn's treuester Helfer. Schumann nannte ihn „die rechte Hand des Orchesters, einen Musiker, der über Berge hinüber hört." Neben ihm standen an den Pulten noch Queißer, Grenser, Ulrich, der Componist C. G. Müller, später Director der „Euterpe", und eine andere Reihe außerordentlicher Musiker.

Auch den Programmen verstand Mendelssohn neues Leben einzuhauchen. Er veranstaltete historische Concerte, und dabei griff er auf den alten Johann Sebastian Bach zurück, dessen D-dur-Suite wie ein Riese unter die moderne Gesellschaft trat. „Bach wiegt uns sammt und sonders auf dem kleinen Finger," rief Robert Schumann aus. Damals war es, daß bei Gelegenheit des von Mendelssohn gespielten D-moll-Clavierconcerts von Bach derselbe Schumann eine Gesammtausgabe von Bach's Werken in Anregung brachte, eine Idee, welche der Musikverleger Peters schon im Jahre 1800 — zur großen Freude Beethoven's — gehegt hatte, welche aber erst in den fünfziger Jahren durch die „Bach-Gesellschaft" zur Verwirklichung gelangte.

Es war, als sei mit Mendelssohn ein neuer Frühling in's Gewandhaus gezogen; denn eine ganze Reihe neuer Componisten trat plötzlich auf. In allen Ländern begann es auf Mendelssohn's Wink zu singen. Aus Holland kam Verhulst, aus Skandinavien Gade, aus England Bennett, und Alle mit frischen, blühenden Compositionen. Nennen wir bei dieser Gelegenheit auch gleich Berlioz mit, der in der Zeit von Mendelssohn's Direction Frankreich im Gewandhaussaale vertrat und mit seinen phantastischen Werken die Meinungen lebhaft entfachte. Leipzig wurde jetzt zum Mekka aller Musiker.

Von den Mitstrebenden deutscher Nation, die ihre Opfer im Gewandhaussaale brachten, sei besonders Norbert Bergmüller genannt, der geniale Freund des unglücklichen Grabbe. Leider starb er, erst sechsundzwanzigjährig, im Jahre 1836. Seine Symphonie, die Mendelssohn im Winter von 1837 zu 1838 aufführte, war vielleicht das bedeutendste Werk, welches jene Zeit im Symphonienfache hervorgebracht; sie sollte nicht vergessen sein. Auch der den Lesern der „Gartenlaube" speciell bekannte J. C. Lobe erschien in der Zeit von Mendelssohn's Direction vor dem Leipziger Gewandhaus-Publicum als Componist; als Flötenvirtuos hatte er sich hier schon in seinem dreizehnten Lebensjahre vorgestellt, und es hieß damals: „er spielt wie ein Mann." Auf Gegenwart und Vergangenheit erstreckte sich Mendelssohn's Macht, wie den alten Bach, so rief er einen anderen großen Unbekannten aus dem Grabe vor das Gewandhaus-Publicum. Das war Franz Schubert mit seiner C-dur-Symphonie, die Robert Schumann in Wien entdeckt und eingesandt hatte. Auch die vier „Leonoren"-Ouvertüren mit einander zu hören, glückte dem Gewandhaus-Publicum zum ersten Mal durch Mendelssohn, und unter seiner Direction wurde auch Robert Schumann, der große Zeitgenosse Mendelssohn's, nun dem Publicum endlich bekannt. Wie man ihn in Wien blos als den „Mann der Clara Wieck" ansah, so war er auch in Leipzig in seinem eigentlichen Werthe unbeachtet geblieben. Einzelne seiner Claviercompositionen waren vorgetragen worden und „gingen still vorüber". Jetzt zeigte ihn Mendelssohn als den Symphoniker, und von da an war seine Position fertig. Heute zählt er, dank namentlich den Bemühungen des jetzigen Dirigenten, zu den erklärtesten Lieblingen des Gewandhauses, das er selbst liebte und zu preisen wußte, wie kein Zweiter.

Auch der eben erwähnte gegenwärtige Dirigent des Gewandhauses, Karl Reinecke, allen musikalischen Lesern der „Gartenlaube" eine liebe und vertraute Persönlichkeit, debütirte noch in der Mendelssohn'schen Zeit im Gewandhause als Pianist.

Es war eine herrliche Zeit für das Gewandhaus — die Zeit Mendelssohn's, und noch heutigen Tages leuchten den alten Leipziger Musikfreunden die Augen, wenn sie von dieser Zeit sprechen. Die Stadt Leipzig machte Mendelssohn zum Ehrenbürger; die Universität verlieh ihm den Doctortitel honoris causa, aber leider wurde der geniale Mann seinem geliebten Wirkungskreise schon im Jahre 1847 entrissen. Das war eine große Trauer weit über die Mauern der Pleißenstadt hinaus.

Mendelssohn's Freund, David, blieb dem Institut noch bis zum Jahre 1873 erhalten. Auch während Mendelssohn's Lebzeit hat er diesen zeitweilig in der Direction vertreten. Ferdinand Hiller (geboren 1811 zu Frankfurt, Capellmeister in Köln) und Niels Gade (geboren 1817 zu Kopenhagen, daselbst Capellmeister) wurden substituirt.

Letzterer übernahm die Direction auch noch einmal auf anderthalb Jahre in der Periode 1848 bis 1860, als deren Repräsentant Julius Rietz anzuführen ist. In Berlin im Jahre 1812 geboren, also wenig jünger als Mendelssohn, war Rietz mit diesem von Jugend auf befreundet. Von ihm wurde er nach Düsseldorf gezogen und folgte ihm dort später im Amte. Auch in Leipzig wurde er Mendelssohn's Nachfolger. Ein feiner Musiker, wie Rietz war, dazu ein geborener Dirigent, schon durch den Jupiter-Kopf, den scharfen Blick und das kurze Wort imponirend, hielt er das Institut mit leichter Mühe auf der Höhe, auf welche es sein großer Freund und Vorgänger gestellt. Zum allgemeinen Bedauern wurde er im Jahre 1860 als Hofcapellmeister nach Dresden berufen, wo er im Jahre 1877 als königlich sächsischer Generalmusikdirector starb. Ihm war es vergönnt, lange Zeit die Musikfreunde des Gewandhauses mit verborgenen Schätzen aus dem Nachlasse Mendelssohn's zu erfreuen. Unter seiner Direction debütirten die Pauliner, seit länger als zwanzig Jahren nun Stützen des dem Institute zuständigen Chors und Lieblinge des Publicums. Unter den Virtuosen von Distinction, denen wir in der Rietz'schen Periode im Gewandhause begegnen, seien die Pianistin Wilhelmine Clauß-Szarvady und der Sänger Stockhausen genannt, unter den Componisten H. Ulrich, Reinthaler, Bargiel, Bruch, Reinecke, Veit, Wuerst, A. Dietrich und vor Allem Johannes Brahms.

Mit der neuesten Periode, der verdienstvollen Direction Karl Reinecke's (geboren am 12. Juni 1824 zu Altona), betreten wir ein Terrain, das allen musikalischen Lesern der „Gartenlaube" zu gut bekannt ist, als daß wir uns die weitere Fortsetzung des Ciceronenamtes gestatten dürften. Wir nehmen von dem Jubilar mit dem Bewußtsein Abschied, daß er trotz seiner hundert Jahre kein Greis ist. Wie bekannt, denken die Gewandhaus-Concerte an einen neuen Umzug; ihr zukünftiges Heim, welches ihnen Räumlichkeiten bieten soll, die den veränderten Größenverhältnissen der Stadt, den hochgesteigerten Ansprüchen der Chorbesetzung entsprechen, wird hoffentlich in nicht zu langer Zeit geschaffen sein. Die großen Mittel, welche die Errichtung fordert, zeichneten Leipzigs Musikfreunde hochherzig und schnell. Möge derselbe gute Sinn, dem das Gewandhaus seine Blüthe verdankt, immer fortleben, möge das Institut weiter und weiter gedeihen zum Heil der Kunst, zum Heil der Menschheit!

Zur Literaturgeschichte des Neuen Testaments.

Von Dr. Kalthoff.

I.

Die ältesten Urkunden des Christenthums.

Motto: „Werdet nicht der Menschen Knechte!"

Der Versuch, dem Leserkreise der „Gartenlaube" die Entstehungsgeschichte des Neuen Testaments in großen Zügen vorzuführen, bedarf kaum einer besonderen Rechtfertigung. Wer nur halbwegs mit der Entwickelung unserer Zeit gleichen Schritt gehalten hat, der ist sich darüber vollständig klar, daß der Anspruch der orthodoxen Kirche, in der Bibel einen unfehlbaren Glaubenscodex, eine unbedingte göttliche Autorität zu besitzen, vor der fortschreitenden Wissenschaft in nichts zusammenfällt. Fast, bis zum Ueberdruß oft ist auf die Widersprüche, die zwischen den einzelnen Büchern der Bibel bestehen, auf die historischen, geographischen und naturwissenschaftlichen Irrthümer, selbst auf die einseitigen sittlichen und religiösen Anschauungen, die sich in der Bibel finden, hingewiesen worden.

Wohl überschwemmt die Orthodoxie jahraus jahrein das Land mit Colporteuren, um der Bibel neuen Eingang in die Häuser zu verschaffen, und es ist allein den preußischen Bibelgesellschaften gelungen, im vergangenen Jahre 52,741 Bibeln und 14,786 Neue Testamente abzusetzen. Aber trotzdem ist die Bibel kein Volksbuch mehr. Sie ist vorwiegend Decoration für Familienbibliotheken und wird wohl noch gekauft und verschenkt, aber wenig gelesen.

Die wissenschaftliche Theologie hat längst einen richtigeren Maßstab für die Würdigung der biblischen Schriften gewonnen, als ihn die altkirchliche Orthodoxie in ihrem Dogma von der göttlichen Eingebung der Bibel besaß. Die Wissenschaft vergöttert und betet die Bibel nicht mehr an, sondern sucht dieselbe als ein Glied in dem gesammten Entwickelungsgange der Religions- und Kirchengeschichte zu begreifen; sie leugnet die Entstehung der Bibel durch directe göttliche Eingebung und übernatürliche Mittel und erklärt sie für ein Werk von Menschenhand, für ein Buch wie andere Bücher. Bei dieser Betrachtungsweise hat die Bibel wahrlich nicht verloren, sondern nur gewonnen. Wenn dagegen in der Mehrzahl unserer Schulen die alte traditionelle Auffassung der Bibel auf hohen obrigkeitlichen Befehl ruhig weiter gelehrt wird, als ob eine wissenschaftliche Theologie überhaupt nicht existire, so ist das ein Verhängniß, das weder dem Volke noch der Bibel zum Segen ausschlägt.

Die Bibel, insbesondere das Neue Testament, ist unleugbar mit der Geschichte der civilisirten Welt auf's Engste verbunden. Die Entstehung des Neuen Testaments bezeichnet immerhin, wie man auch sonst über dasselbe denken mag, einen der epochemachendsten Punkte in der gesammten Menschheitsgeschichte. Um so bedeutsamer erscheint deshalb die Frage, was es denn mit diesem Buche eigentlich auf sich habe.

Der geschichtliche Proceß, dem das Neue Testament seine Entstehung verdankt, ist keineswegs so einfach, wie die vulgäre kirchliche Anschauung anzunehmen pflegt. Ursprünglich hatten die christlichen Gemeinden, die in ihren Gottesdiensten einfach zunächst die heiligen Schriften der Juden gebrauchten, überhaupt keine eigenen heiligen Schriften. Die älteste Art und Weise, das Christenthum zu verbreiten, war ohne Zweifel die der mündlichen Predigt. Jesus selber hatte bekanntlich keinerlei schriftliche Aufzeichnungen über seine Lehre hinterlassen, und seine Jünger, die nach seinem Tode den Zusammenbruch dieser Welt erwarteten, konnten zunächst gar kein Bedürfniß haben, ihre Predigt für nachkommende Geschlechter sicher zu stellen, zumal so lange sie mit derselben nicht über den Kreis der sie umgebenden Gemeinde hinausgingen. Nur von dem Apostel Matthäus haben wir die verbürgte Nachricht, daß er schriftliche Aufzeichnungen über die Reden Jesu hinterlassen habe. Papias, der Bischof von Hierapolis, gestorben um 163, ist hierfür Gewährsmann, und außerdem begegnet uns auch in der ältesten Kirche die Kunde von einem sogenannten Hebräer-Evangelium, welches, wenn nicht gar mit jenem Evangelium des Matthäus identisch, doch mit demselben nahe verwandt war. Dieses Matthäus-Evangelium ist indeß in seiner ursprünglichen Gestalt verloren gegangen. Es war hebräisch geschrieben und wird neben den hauptsächlichsten Reden Jesu einzelne kurze biographische Daten aus dessen Leben enthalten haben. Daneben vertrat es den judenchristlichen, an dem alten mosaischen Gesetz festhaltenden Standpunkt. Unser griechisches Matthäus-Evangelium, das uns im Neuen Testamente aufbewahrt ist, kann keine Uebersetzung des ursprünglichen Evangeliums sein, weil es Bestandtheile enthält, welche in dem Ur-Matthäus nicht gestanden haben, und weil es sich in der freien Behandlung alttestamentlicher Citate als ein griechisches Original, nicht aber als eine Uebersetzung aus dem Hebräischen bekundet.

Welch weiter Weg ist nun von jener in engen Grenzen sich bewegenden mündlichen Predigt der Jünger und jenem einfachen, nur noch in einzelnen Bruchstücken mühsam erkennbaren hebräischen Matthäus-Evangelium bis zu dem so reich und mannigfaltig gestalteten Inhalte unseres Neuen Testaments! Ein Weg, der durch die Geschichte von Jahrhunderten hindurchführte und erst am Anfang des fünften Jahrhunderts, im Zeitalter Augustin's, durch den definitiven Abschluß des neutestamentlichen Canons sein letztes Ziel erreichte. Dieser Weg war durchaus nicht glatt und eben. Das Neue Testament hat sich nicht so gebildet, daß aus einem vorhandenen Grundstock sich die einzelnen Zweige organisch heraus entwickelten. Es ist vielmehr das Resultat heftiger Strömungen und Gegenströmungen, die ihre Spuren deutlich in der Geschichte zurückgelassen haben.

Schon als die einzelnen Schriften des Neuen Testaments sämmtlich vorhanden waren, wurde immer noch um ihre officielle Anerkennung und Aufnahme in die kirchlich autorisirte Sammlung gekämpft. So theilt noch der Kirchengeschichtsschreiber Eusebius von Cäsarea, gestorben 340, die Bücher des Neuen Testaments in solche, die allgemein anerkannt waren, und in solche, denen widersprochen wurde. Zu der ersten Gruppe rechnet er die vier Evangelien, die Apostelgeschichte, die Paulusbriefe, den ersten Petrus- und den ersten Johannesbrief, zu der zweiten dagegen den Brief des Jacobus, des Judas, den zweiten Brief des Petrus und den zweiten und dritten Brief des Johannes, während die Offenbarung Johannis bald zur ersten, bald zur zweiten Gruppe gerechnet wurde. Von Hause aus giebt es aber im Neuen Testament keine einzige Schrift, deren Berechtigung nicht angefochten wurde, und je weiter wir in die ältesten Zeiten der Kirche hinaufgehen, desto schwankender wird der Inhalt der neutestamentlichen Sammlung. Eine Anzahl Schriften, welche die Kirche später gar nicht in ihre Sammlung aufgenommen hat, stand früher bei vielen Gemeinden in hohem Ansehen, so z. B. das Hebräer-Evangelium, die Thaten und die Predigten des Petrus, die Offenbarung des Petrus und andere. So waren auch Schriften, die bei dem einen Theil der Christen in Gebrauch waren, bei dem andern entweder völlig unbekannt oder geradezu verworfen.

Sobald man nun diese verschiedenen, zum Theil sogar einander ausschließenden Schriftsammlungen näher betrachtet, entdeckt man, daß denselben ein bestimmtes System zu Grunde liegt. Diese Verschiedenheiten erscheinen nämlich bedingt durch die verschiedene Stellung, welche die einzelnen Parteien der christlichen Kirche zu der Person des Paulus und der durch ihn vertretenen heidenfreundlichen Richtung einnahmen. Noch der Bischof Papias erkennt als heilige Schriften nur zwei Evangelien, das hebräische des Matthäus und das des Marcus, den ersten Petrus- und den ersten Johannesbrief, sowie die Offenbarung Johannis, an; der Canon des gleichzeitig lebenden Häretikers Marcion enthält dagegen nur eine unserem Lucas-Evangelium verwandte Evangelienschrift und zehn Briefe des Paulus. Und doch war zur Zeit des Papias dem Widerspruch gegen Paulus in der officiellen Kirche schon die Spitze abgebrochen, wie die Ausführung des ersten Petrusbriefes, einer entschieden vermittelnden Schrift, beweist. Nichtsdestoweniger fuhren die Heißsporne aus dem Judenchristenthum immer noch fort, ihre Bannstrahlen gegen den bestgehaßten der christlichen Prediger zu schleudern. Wie fanatisch diese Polemik gegen den Paulinismus geführt wurde, ist besonders aus den Homilien des falschen Clemens und den älteren Apostelgeschichten, den Thaten und Reden des Petrus, zu ersehen. Dort ist Paulus der Typus des Erzketzers. Er wird als Magier Simon hingestellt, der im Gegensatz zu dem wirklichen Simon, dem Petrus, die Gabe des heiligen Geistes mit Geld habe erschleichen wollen. Er wird geschildert als der feindliche Mensch, der Unkraut unter den Weizen säte, der in den Tempel eingebrochen sei, um den Feuerbrand vom Altar zu reißen und das Zeichen zur Verfolgung zu geben, als der, der gekommen sei, die Seelen zu täuschen, indem er den Juden heuchelte und vorgab, das Gesetz Gottes zu lehren.

Wenn am Anfange und in der Mitte des zweiten Jahrhunderts solch erbitterter Gegensatz gegen den großen Heidenapostel noch bestand, so geht die neuere Kritik sicherlich nicht fehl, wenn sie annimmt, daß Paulus überhaupt der Mittelpunkt war, um den sich die Bewegung in der ältesten christlichen Kirche drehte. In der That ist es Paulus gewesen, der zu jener im alten Matthäus-Evangelium zum Ausdruck gekommenen judenchristlichen Strömung die Gegenströmung erzeugt und dadurch die literarische Thätigkeit der alten Kirche erst in Fluß gebracht hat. Da wir das hebräische Urevangelium nicht mehr besitzen, so sind wir also für die Kenntniß des urchristlichen Lebens an die Briefe des Paulus als an die ältesten Quellen des Christenthums gewiesen.

Unter den Briefen, welche den Namen des Paulus tragen, müssen wir aber wieder diejenigen vorläufig ausscheiden, welche offenbar den Stempel einer späteren Zeit an sich tragen, sodaß als unzweifelhaft echt paulinisch nur vier Briefe übrig bleiben: die beiden an die Corinthier, der an die Galater und der an die Römer,



Hochwürden im Jagdeifer.

Nach dem Oelgemälde von A. Müller-Lingke.

zu denen als wahrscheinlich paulinisch noch der Brief an die Philipper, der an die Ephesier und der an den Philemon, vielleicht auch der erste Thessalonicherbrief kommen. Beschränken wir uns indeß, um theologische Details zu vermeiden, auf die vier zuerst angeführten! Aus denselben tritt uns zunächst das Charakterbild des Verfassers in scharf geschnittenen Umrissen entgegen.

Es ist ein Charakter, der die größten Gegensätze in sich vereinigt. Die alte ungestüme Leidenschaft, mit welcher der junge Tarser einst die Mitglieder der neuen Secte aufgespürt hatte, um sie dem Henker zu überliefern, hat zwar reinere und edlere Ziele gefunden, aber sie ist nicht gebrochen. Was sich ihm in den Weg wirft, wird schonungslos niedergetreten. „Mögen sie ausgerottet werden,

die euch zerstören!" sagt er — und ferner: „Wer ein anderes Evangelium predigt, als ich gepredigt habe, der sei verflucht!"

Solche Worte lassen noch wieder den alten Zeloten von früher erkennen. Er wird in diesem Eifer für seine Sache selbst ungerecht gegen den Gegner. Er sieht Heuchelei und böse Absicht, wo doch nur Schwäche oder irrige Ueberzeugung zu finden ist. Daneben ist das Herz dieses stürmischen Eiferers wieder der weichsten und innigsten Empfindungen fähig. Paulus ist es ja, der die Liebe höher stellt als alles Reden mit Menschen- und Engelzungen, höher als alle Weisheit, ja höher als den Glauben und die Hoffnung.

So wechselt in seinen Briefen oft plötzlich die Stimmung. Nachdem er eben noch heftig gedroht, verfällt er kurz darauf in den rührendsten Ton der Bitte und der Ermahnung. Seine unverwüstliche Arbeitskraft, die ihn rastlos in zwei Welttheilen umhertreibt, indem er den Tag über zu seinem Lebensunterhalte Teppiche webt und Abends und Nachts über die höchsten Probleme der Menschheit predigt und discutirt — diese Arbeitskraft wird getragen von einem schwachen, gebrechlichen Körper, der ihm oft viel zu schaffen macht und nach Momenten höchster geistiger Erregung oft den Dienst versagt. Das hohe Selbstbewußtsein, das ihn im Blick auf die heilige Sache, der er dient, über sich selbst erhebt, hat zu seiner Kehrseite die Erinnerung an die große Verirrung seiner Jugend, der er zum Opfer gefallen ist, und diese Erinnerung legt über sein ganzes Wesen einen tiefen melancholischen Schatten, der nach den Augenblicken höchsten Jubels und höchster Seligkeit doch wieder zum Vorschein kommt. Bald ist er schwärmerisch entzückt, daß er nicht mehr weiß, ob er im Leibe ist oder außerhalb des Leibes; er schaut Visionen, die kein sterblich Auge gesehen; er hört unaussprechliche Töne. Und doch sieht sein nüchterner praktischer Blick, daß ein vernünftiger, der Belehrung und Besserung dienender Gedanke mehr werth ist, als alle diese Zustände verzückter Erregung.

Widerspruchsvoll wie der Charakter, ist auch die Theologie, die in den Briefen des Paulus vertreten ist. Diese Theologie ist in ihrer Grundlage durchaus pharisäisch geblieben. Die Cardinalfrage des Pharisäismus, wie der Mensch gerecht werde vor Gott, ist auch die Cardinalfrage der paulinischen Theologie. Diese Frage ist aber nur möglich, wo das Verhältniß von Gott und Mensch noch als ein äußerliches, juristisches aufgefaßt wird. Sie setzt voraus, daß ein Rechtshandel zwischen Gott und Mensch besteht, und es kommt nur darauf an, diejenige Rechtsnorm zu finden, nach welcher der Handel zum Austrag gebracht werden muß. Die Pharisäer sagten: „Das Gesetz ist diese Rechtsnorm; wer dasselbe erfüllt, der ist gerecht." Paulus sagte: „Der Glaube ist diese Rechtsnorm; denn der Glaube wird dem Menschen kraft eines alten, schon vor Einführung des Gesetzes mit Abraham abgeschlossenen Vertrages als Gerechtigkeit angerechnet."

Auch in der Form verrathen die paulinischen Briefe noch durchweg den früheren Pharisäer. Um einen Gedanken zu beweisen, geht er nicht auf die innere Logik und Wahrheit der Sache ein, sondern er geht auf das Alte Testament zurück, das er in echt rabbinischer Weise verwendet. Er hängt nach Art der Rabbiner einen ganzen Berg an ein Haar; das heißt: er zieht aus einem an sich ganz geringfügigen Umstande die schwerwiegendsten Folgerungen. Diese Art rabbinischer Beweisführung macht viele Stellen der paulinischen Briefe für den Laien unverständlich, ja geradezu ungenießbar.

Und doch ist dieser Paulus, der mit dem einen Fuße im Pharisäismus stecken geblieben ist, zugleich auch wieder der kühnste Vertreter der christlichen Freiheit. Ihm ist das Christenthum gleichbedeutend mit der Religion der Freiheit. „Ihr seid zur Freiheit berufen. Bestehet in der Freiheit!" So ruft er den Galatern in's Gewissen. „Ihr habt nicht einen knechtischen Geist, einen Geist der Furcht, sondern einen kindlichen Geist empfangen," so schreibt er an die Römer, und: „Werdet nicht der Menschen Knechte!" das ist das große Thema des ersten Corintherbriefes.

Auf diesem freien religiösen Standpunkte ist die Scheidewand zwischen den Nationen und Confessionen gefallen. Die äußeren Ceremonien, welche die Menschen trennten, haben da ihre absolute Bedeutung verloren. Deshalb gilt nun nicht mehr Jude noch Grieche, nicht mehr Mann noch Weib, Knecht noch Freier — sie sind allzumal Eins. Wenn Jemand noch Tage hält, Neumonde und Jahreszeiten feiert, so mag er das um des schwachen Gewissens willen thun. Aber er kehrt damit zurück zu den dürftigen und überwundenen Anfängen der Gottesverehrung. In allen religiösen und sittlichen Dingen bleibt das Gewissen die letzte Instanz.

Niemand darf sich zum Richter eines fremden Gewissens aufwerfen, und auch die Apostel sind nicht Herren über den Glauben der Gemeinde. Für den Standpunkt höchster sittlicher Freiheit gilt eben das Wort: „Alles ist euer! Alles ist erlaubt, was wir vor unserem Gewissen rechtfertigen und mit der Pflicht der Nächstenliebe vereinigen können!" Alle äußeren Satzungen und Ceremonien der Religion sind nur für die Kinder und Unmündigen, die unter dem Zuchtmeister stehen. Die mündig gewordene Menschheit bedarf ihrer nicht mehr. Wer versucht, die Christen wieder unter ein knechtisches Joch zu fangen, versündigt sich an dem innersten Wesen des Christenthums.

Frei wie zu allem historischen Inhalt der Religion steht Paulus auch zur geschichtlichen Person Jesu. Wohl mag Paulus die Einzelnheiten aus Jesu Leben erkundet haben, wie er ja in Betreff der Einsetzung des Nachtmahls der entscheidende Zeuge ist. Aber der geschichtliche Jesus ist ja der „Christus nach dem Fleisch", von dem Paulus mit einem gewissen Nachdruck behauptet, daß er ihn nicht mehr kenne, ob er ihn schon früher einmal gekannt habe. Als Quelle für die Geschichte Jesu bietet deshalb Paulus, die Einsetzung des Abendmahls ausgenommen, wenig oder gar nichts. Sein Christus ist der ideale, der vergeistigte Christus, der aufgehört hat, sterblich zu sein. Christus ist ihm ein weltgeschichtliches Princip, das Princip der Erlösungsreligion, das schon seit Anbeginn der Geschichte wirksam, aber erst im Christenthum zu voller Entfaltung gekommen ist. Er ist ihm der andere Adam, das Urbild der Menschheit im Sinne der platonischen Idee, das, vom Anfang an in der Idee Gottes vorhanden, „als die Zeit erfüllet war", im Fleische erschien.

Es ist von ganz außerordentlicher Bedeutung für die weitere Entwickelung des Christenthums, daß Paulus gerade diese Auffassung des Christenthums vertritt. Hatte die ursprüngliche, im Ur-Matthäus zur schriftlichen Darstellung gekommene jerusalemische Tradition sich hauptsächlich an die Lehre Jesu und überhaupt an die geschichtliche Wirklichkeit des Lebens Jesu gehalten, so liegt nun in dem paulinischen Christenthum das Hauptgewicht auf einer bestimmten speculativen Ansicht über die ideale Bedeutung der Person Jesu. Dort haben wir den realen, hier den idealen Christus, und dieser Gegensatz führte mit innerer Nothwendigkeit zu der späteren kirchlichen Lehre vom Gottmenschen.

Daß eine solche Predigt im Munde eines Mannes, der mit seiner ganzen Persönlichkeit für dieselbe in den Riß trat, eine zauberische Wirkung auf die Gemüther ausübte, läßt sich leicht begreifen. Die Predigt, daß die Menschen zur Freiheit berufen seien, schien dem innersten Verlangen der Menschen zu entsprechen, und gerade in der hellenischen Welt mußte Paulus für seine an die platonische Philosophie sich anlehnende theologische Vorstellungsweise günstigen Boden finden. Und doch läßt es sich ebenso leicht begreifen, daß diese Predigt auf der anderen Seite den heftigsten Widerspruch hervorrief. Eine solche absolute Freiheit, wie sie Paulus verkündigte, erschien den Meisten als alle Sittlichkeit und Religion untergrabend. Man muß gegen die Gegner des Paulus gerecht sein. Möglich, daß beleidigter hierarchischer Ehrgeiz bei ihnen mitspielte. Hatte doch Paulus dem Petrus in Antiochien in höchst unehrerbietiger Weise nackt und unverhüllt den Vorwurf der Heuchelei in's Gesicht geschleudert. Hatte er sich doch um die angesehenen Jünger in Jerusalem gar nicht gekümmert, sondern auf eigene Faust, ohne ihre apostolische Bestätigung abzuwarten, das Amt eines Apostels angetreten. Doch werden persönliche Motive hier schwerlich den Ausschlag gegeben haben. Die jerusalemitischen Christen meinten eben wirklich, daß das Heiligthum der Religion gefährdet sei, wenn der scheinbar grundstürzende Liberalismus des Paulus um sich greife. Sie meinten, daß der, welcher so stark sich über alle historische Tradition hinwegsetze, unmöglich das wahre Christenthum haben könne. So ist es ein erbitterter Principienkampf, dem wir auf Schritt und Tritt in den Schriften des Paulus begegnen, ein Kampf, der sich aber der Natur der Sache nach auch bald persönlich zuspitzte. Man suchte den Paulus zu verdächtigen, er sei gar kein Apostel, er predige, um den Menschen zu gefallen, er suche seinen Vortheil, und wir sehen aus den Briefen des Paulus, daß diese Machinationen und Verdächtigungen nicht ohne Erfolg blieben.

Doch war bis jetzt der Kampf nur im Geheimen, durch namenlose Abgesandte aus Jerusalem geführt worden, und das Uebergewicht der Persönlichkeit des Paulus hielt die Gegner noch einigermaßen im Zaume. Als aber Paulus von dem tragischen Geschick ereilt wurde, daß er zum Dank für die Geldunterstützung, die er der unter der Hungersnoth leidenden Gemeinde zu Jerusalem überbringen wollte, von seinen eigenen Glaubensgenossen, denen er zu helfen gekommen war, der Gefangenschaft überliefert wurde, war die Gelegenheit zu einer officiellen Bekämpfung des Paulinismus gekommen. Die älteste und bedeutendste dieser der Bekämpfung des Paulus gewidmeten Schriften ist die in das Neue Testament ebenfalls aufgenommene Offenbarung Johannis.

Bekanntlich hat dieses räthselhafte Buch den Theologen zu allen Zeiten viel Kopfzerbrechens gemacht, und noch heute sind die Acten über dasselbe nicht vollständig geschlossen. Man hielt die Offenbarung lange Zeit für eine Weissagung auf eine mehr oder weniger ferne Zukunft und machte dadurch das Verständniß des Buches unmöglich, bis die neuere Kritik entdeckte, daß man es hier mit einer prophetischen Behandlung der Zeit, in der das Buch geschrieben war, zu thun habe. Von jeher war es im Alten Testamente beliebt, den Inhalt aller nationalen Hoffnungen durch prophetische Bilder auszudrücken. Je schroffer nun seit den Tagen der Verbannung der Widerspruch zwischen der Wirklichkeit und den nationalen Wünschen hervortrat, desto gewaltsamer suchte man sich durch eine prophetische Behandlung der jeweiligen Gegenwart über die Misère der Zeit hinwegzusetzen. So entstanden künstliche Nachbildungen der alten Prophetien, welche den Zweck hatten, die dunklen Nachtseiten der politischen Lage der Juden mit dem Lichte des nationalen Glaubens zu erhellen. Das älteste Denkmal dieser Art „Offenbarungen“ ist das Buch Daniel (um 163 vor Christo), dem noch mehrere ähnliche Erzeugnisse folgten. Da diese „Offenbarungen“ nur für die Eingeweihten bestimmt waren, so hüllten sie sich mehr und mehr in ein mystisches Gewand, indem man eine Geheimlehre erfand, in der nach dem Vorgange der Neupythagoräer der Zahl eine tiefere symbolische Bedeutung beigelegt wurde. Eine christliche Nachbildung dieser Art „Apokalypsen“ ist die Offenbarung Johannis.

Was zunächst die Zeit, in der das Buch abgefaßt ist, betrifft, so scheint dasselbe aus der nächsten Zeit nach dem Tode des Kaisers Nero (gestorben 9. Juni 68) zu stammen. Die neronische Christenverfolgung hat schon ihre Opfer gefordert. Das ehebrecherische Weib, die stolze Roma, ist trunken vom Blute der Heiligen. Der Seher sieht unter dem Altare die Seelen Derer, die um ihres Glaubens willen erwürgt sind, angethan mit dem weißen Kleide des Martyriums. Der jüdische Krieg ist entbrannt. Auf dem rothen Pferde sitzt ein Reiter, ein großes Schwert in der Hand, und ihm ist gegeben, den Frieden zu nehmen von der Erde. Andererseits ist der Tempel in Jerusalem noch nicht zerstört. Aber die Gemüther sind erfüllt von der Erwartung, daß Nero, das satanische Gegenbild Christi, mit neuen Heerschaaren wiederkehren und nicht nur Rom, sondern auch Jerusalem einnehmen werde. So wird die Zeit der Abfassung der „Offenbarung Johannis“ in den Anfang des Jahres 69, kurz vor die Ermordung Galba's, zu setzen sein. Wir haben also hier ebenfalls eine der ältesten Urkunden des Christenthums vor uns — aber welch anderer Geist weht in dieser Schrift als in den Briefen des Paulus! Auch sie ist im Großen und Ganzen für dasselbe Publicum bestimmt, für das Paulus geschrieben, für die Gemeinden des proconsularischen Asiens, ja sie richtet sich direct an Gemeinden, die Paulus gestiftet.

Man hat darüber gestritten, ob es wirklich der Apostel Johannes ist, der hier mit dem ganzen Gewichte seines Ansehens gegen den Paulus in die Schranken tritt. Aeußere Gründe gegen die Abfassung der Offenbarung durch Johannes liegen nicht vor — im Gegentheile spricht die alte Ueberlieferung entschieden für Johannes. Und die Züge, die wir aus dem Inhalte der Offenbarung für den Charakter des Verfassers zu entnehmen vermögen, stimmen durchaus mit dem Charakterbilde des Johannes, das uns anderweitig überliefert worden ist. Wir dürfen allerdings bei diesem Johannes nicht an den Verfasser des vierten Evangeliums, an den Jünger, den „Jesus lieb hatte“, der „an der Brust Jesu“ lag, nicht an den Verfasser der Johanneischen Briefe, der als höchsten Inhalt des christlichen Gottesbewußtseins die Liebe hinstellt, denken; denn der geschichtliche Johannes ist ganz anders geartet. Er ist aus härterem Stoffe. Er ist einer der Donnersöhne, die Feuer vom Himmel auf die samaritanischen Städte herniederbeten möchten, als dieselben einmal den Meister nicht aufnehmen wollen. Er gehört zu den Säulenaposteln in Jerusalem, zu den gesetzeseifrigen Judenchristen, und diesem Geiste des Donnersohnes entspricht die Offenbarung. Auch hier wird Feuer vom Himmel auf Alle herniedergeholt, die nicht zu der Fahne des Apostels schwören.

Das Christusbild der Offenbarung ist nicht das des Weltenheilandes, des stillen sanften Menschenfreundes; es ist das Bild des jüdischen Messias, der in den Wolken des Himmels kommt, um alle seine Feinde zu zermalmen. Und zu diesen Feinden gehören in erster Linie alle Nichtjuden, gehört auch der falsche Apostel, der sich selbst für einen Apostel ausgiebt, aber als Lügner erfunden worden ist. Dieser falsche Apostel, der Paulus, hat ja das Essen des Götzenopferfleisches freigegeben. Jene Secte der Nikolaiten, welche die Offenbarung bekämpft, ist ja nichts Anderes, als eine mystische Bezeichnung der Anhänger des Paulus, denen der Apokalyptiker Schuld giebt, daß sie das Wort ihres Lehrers: „Alles ist mir erlaubt“, zum Deckmantel fleischlicher Ausschreitungen machen. Die Pauliner sagen wohl auch, sie seien Juden, aber sie sind die Synagoge des Satans. Hatte Paulus behauptet, daß der Geist alle Dinge erforsche, auch die Tiefen der Gottheit, so meint der Apokalyptiker, daß dieses gesetzesfreie Christenthum vielmehr die Tiefen des Satans erforsche. Es ist demnach der Standpunkt des extremsten Judaismus, auf dem die Offenbarung steht. Alles Heidenthum ist an sich Antichristenthum. Hier heißt es: kalt oder warm sein. Wer, wie die Pauliner, dem Heidenthum gegenüber lau ist, wer wohl gar für die Zulassung der Heiden zum Gottesreich eintritt, wird ausgespieen aus dem Munde Gottes.

Man kann es tief bedauern, daß die Kirche ein solches Buch, wie die „Offenbarung“, unter ihre „heiligen“ Schriften aufgenommen hat; denn aller Fanatismus späterer Jahrhunderte hat sich wesentlich an diesem Buche genährt. Die Blutgerichte der späteren Kirche, die Scheiterhaufen des Mittelalters sind nichts als die Erzeugnisse des apokalyptischen Geistes, und dieser Geist ist wahrlich nicht der Geist des Nazareners, der nicht gekommen war, der Menschen Seelen zu verderben.

Doch ist auch dieser fanatische Vorkämpfer eines engherzigen und unduldsamen Kirchenthums von der großen universellen Idee des Christenthums nicht völlig unberührt geblieben. Wohl kann sich der Apokalyptiker die religiöse Entwickelung nicht anders denken, als daß dieselbe über rauchende Trümmerhaufen und über die blutigen Gebeine der Heiden hinwegführt. Aber in der prophetischen Perspective bleibt ihm doch die Ahnung, daß das Menschengeschlecht zu etwas Besserem, als zu Mord und Todtschlag berufen ist. Die arg mißhandelten und verzerrten Ideale flüchten sich in die Idee eines tausendjährigen Reiches, wo ein neuer Himmel über eine neue Erde sich wölbt, wo die Thränen abgewischt werden, kein Leid, kein Geschrei, keine Schmerzen mehr sein werden, sondern eine Hütte Gottes bei den Menschen.

So haben wir drei verschiedene Auffassungen des Christenthums in der ältesten Zeit vor uns. Erstens: die historische Erscheinung Jesu einfach reproducirende, im verloren gegangenen Urevangelium des Matthäus niedergelegte Tradition; zweitens: das paulinische; drittens: das apokalyptische Christenthum.

Es wird in zwei ferneren Artikeln Aufgabe sein, zu zeigen, wie diese verschiedenen Auffassungen weiterhin auf einander eingewirkt haben und wie sie durch die geschichtliche Entwickelung mit einander vermittelt worden sind.

Blätter und Blüthen.

„Ein reizendes Buch“ nennt ein bekannter Naturforscher das Werkchen, in welchem der Ornitholog Dr. A. C. E. Baldamus eine Reihe von Forschungen und Belehrungen über das Leben der gefiederten Welt in einem entsprechenden Gewande darbietet. „Vogelmärchen“ betitelt der Verfasser sein Buch, gesteht aber im Vorwort selbst in scherzender Weise zu, daß es eigentlich keine Märchen seien. Er hat die Form der Thierfabel benutzt, um den Leser in das von ihm jahrelang beobachtete, dem Laienauge verborgene Familienleben und gesellige Treiben gerade derjenigen Vögel einzuführen, für welche er so gern den Ruf an alle fühlenden Herzen richtete: „Liebe auch du meine Lieblinge und trage, so

viel du vermagst, zu ihrem Schutze bei!" — Es ist ein ungewöhnlicher, ganz außerordentlicher Genuß, den uns dieses Buch bereitet, und wir legen es nur aus der Hand, um, wie schon Viele gethan, Weib und Kinder herbeizurufen und die Freude an demselben mit ihnen zu theilen. Wir merken gar nicht, wie viel wir lernen, während wir dem Naturforscher, der hier mit vollster Beherrschung seines reichen Stoffes zum Dichter geworden ist, von Gruppe zu Gruppe seiner sechs Vogelschicksalsbilder folgen. Sie treten ja alle selbst vor uns auf, diese gefiederten Lieblinge der Kinder und aller guten Menschen; sie erzählen uns ihre Erlebnisse, und wir lauschen sowohl ihrem traulichen Geplauder, wie auch ihren bitteren Klagen über feindselige Begegnung von Seiten ihres eigenen Geschlechts und noch mehr über das Böse, das sie zu erdulden haben von dem „ungefiederten Zweibein", dem Menschen. Bald erquickt uns dabei das Harmlose und Sinnige ihres geselligen Treibens; bald erfüllt uns der Anblick ihrer Verfolgungen, Mißhandlungen und Quälereien das Herz mit Wehmuth und mit Zorn. Und wie nahe die Parallele zwischen dem Menschen- und Vogelleben auch liegt, so verläßt den Verfasser doch keinen Augenblick der Ernst der Wahrheit; nie verfällt er in Spielerei, und kein einziger der oft sehr geschwätzigen Vögel spricht etwas anderes, als er in jedem bestimmten Fall sprechen würde, wenn er die menschliche Sprache reden könnte. Nirgends findet sich ein Verstoß gegen die Vogel-Logik, und jedes dieser gefiederten Thierchen spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.

Wir können hier auf die einzelnen Stücke nicht näher eingehen, sondern deuten nur kurz ihren Inhalt an. Im ersten Stück, im „Elfenprinzeßchen", wird die Kukuksfrage, welche auf dem letzten internationalen Bachstelzentage am Menzalahsee auf der Tagesordnung stand, durch das Erlebniß in einer Bachstelzen-Wochenstube illustrirt. — Das zweite Stück, „Eine Künstlerlaufbahn", wird trotz des heiteren Stieglitzenlebens mit dem lieblichen Spiel „Zweigleinvermiethens" zu einem sehr düsteren Bilde durch die Erzählung des schicksalreichen Fritz Stieglitz, der uns erst die Abscheulichkeit des mörderischen Singvögelfangs mit dem Schlaggarn und dann die Peinigung der begabtesten Sänger durch die Dressur zum „Komödianten" schildert. — Im dritten Stück, „Die Rache der Kleinen", wird ein frecher Spatz in ein Schwalbennest eingemauert; die praktischen Lehren der Schwalbenschwiegermutter über den Nesterbau werden vom Schwalbenschwiegersohn nicht beachtet, und so stürzt sein zu naß geklebtes Nest auf den Boden, ein Beweis, daß auch die Vögel nur durch Schaden klug werden. — Das vierte Stück heißt: „Ein Winterkindelbier an der Roßtrappe". Weil Frau Kreuzschnabel Krünitz schon um Neujahr das erste Mal ausbrütet, so kann Herr Krünitz zu einer Sylvester- und Kindtaufsfeier zugleich einladen und gewährt uns so den Genuß eines prachtvoll geschilderten Wintervergnügens der eingeladenen Vogelgesellschaft.

Im hellsten Glanze strahlt das fünfte Stück: „Eine Vogelsymphonie", welche eine Vergleichung von Beethoven's Pastoralsymphonie mit dem Gesange der schönstimmigsten Singvögel aufstellt und mit einem Lobe der berühmten Nachtigall im „Ring der Nibelungen" schließt. — Von erschütternder Tragik ist das letzte Stück: „Eine Straußenjagd". Vor unseren Augen wird der König der Wüste mit seinem Volke von der wilden Habgier zu Tode gehetzt. Man reißt aus den noch zuckenden Leibern die prächtigen Federn, welche einst von den Helmen der alten Römer und der Ritter des Mittelalters weheten — „die noch heute von Deinem Hute nicken, verehrte Leserin! — Bist Du nicht reizend — auch ohne den blutigen Schmuck?" So schließt das Buch.

Sollen wir uns vielleicht entschuldigen, daß wir unseren Lesern mit Baldamus' „Vogelmärchen" keine sogenannte „Novität" empfehlen, sondern ein Werk, das nicht mehr ganz neu ist? Wir halten dafür, daß es zur Pflicht der Presse gehört, das Publicum auch auf solche Werke aufmerksam zu machen, die es bei der Ueberfülle des Büchermarktes übersehen und deren wahren Werth es nicht erkannt hat. Das Neueste ist bekanntlich nicht immer das Beste. Außerdem können wir nur wünschen, daß Baldamus seine Märchenmappe, wie er es versprochen hat, recht bald noch einmal öffne.

F. Hfm.

Meyer's Fach-Lexika. Mit jedem Jahre gewinnt im deutschen Publicum das Conversationslexikon an Terrain. Aus den Lesezimmern der Bibliotheken bahnte es sich den Weg in die nunmehr zahlreich vorhandenen Lesehallen verschiedenartigster Vereine, ja sogar in viele Restaurants der Großstädte ist es heute gedrungen, und es bildet hier neben guter Zeitungslectüre ein nicht zu unterschätzendes Zugmittel. Es wäre grundfalsch, zu behaupten, daß diese große Verbreitung der encyklopädischen Literatur in der Verflachung der modernen Bildung ihre Stütze habe. Gerade die Tiefe des heutigen Wissens und die Vielseitigkeit des menschlichen Könnens zwingen selbst den Gelehrtesten, in vielen Fällen zu dem Conversationslexikon seine Zuflucht zu nehmen; denn ein Mann, der, wie einst Aristoteles, das gesammte Wissen seiner Zeit in sich vereinigte, wäre heutzutage eine unmögliche Erscheinung. Die bis jetzt erschienenen Conversationslexika sind aber sämmtlich viel zu theuer, um Volksbücher im weitesten Sinne des Wortes zu werden und somit die denkbar größte Verbreitung zu erlangen.

Diesem Uebelstande wußte nunmehr das bewährte „Bibliographische Institut" in Leipzig wenigstens theilweise abzuhelfen, indem es die Herausgabe von „Meyer's Fach-Lexika" veranstaltete. Die Verlagshandlung dieser encyklopädischen Novität ging von der zutreffenden Annahme aus, daß der Berufsmensch außer seinem Fache noch Eins, meist seiner Pflichtthätigkeit Entgegengesetztes treibt, daß, um Beispiele anzuführen, der Jurist sich vielleicht mit der schönen Kunst beschäftigt, der Philolog dem Gartenbau als einer Liebhaberei obliegt und der Mechaniker philosophischen Studien nachgeht. Für diese, gewiß sehr zahlreiche Classe von Menschen werden Fach-Lexika des Gartenbaues und der Blumenzucht, der Philosophie oder der bildenden Künste willkommene Nachschlagebücher sein und thatsächlich den Mangel eines allgemeinen Conversationslexikons ersetzen. Außerdem aber giebt es Wissenschaften und Künste, welche in unseren Schulen nicht gelehrt werden und welche dennoch ein Gebildeter wenigstens in allgemeinen Umrissen kennen muß und mit denen er, sozusagen, tagtäglich in Berührung kommt, wie z. B.: die Volkswirthschaft, die moderne Zeitgeschichte, die öffentliche Gesundheitspflege, das Theaterwesen ꝛc. Ueber alle diese Gebiete des Handels und Wandels, des privaten und staatlichen Lebens, der reinen und angewandten Wissenschaft sollen nun die obenerwähnten Fach-Lexika Belehrung und Auskunft ertheilen.

Es liegen uns bereits neun derartige Bände der Meyer'schen „Fach-Lexika" vor, welche sämmtlich einzeln zu beziehen sind: das Staatslexikon von Dr. jur. Karl Baumbach, das Lexikon der Physik und Meteorologie von Dr. E. Lommel, das Militär-Lexikon von J. Castner, das Lexikon der deutschen Geschichte von Dr. H. Brosien, biographisches Künstler-Lexikon von Dr. H. A. Müller, Lexikon der angewandten Chemie von Dr. O. Dammer, Lexikon der Handelsgeographie von Dr. K. E. Jung, Lexikon der Geschichte des Alterthums von Dr. Z. Peter und das Lexikon der Allgemeinen Weltgeschichte von Dr. R. Hermann.

Hoffentlich werden sie sich alle einer günstigen Aufnahme von Seiten des Publicums zu erfreuen haben; wir wünschen dies der Verlagshandlung von Herzen; denn ihr redliches Bestreben hat eine derartige Aufnahme sicherlich verdient.

Was ich gesungen von meinem Jungen.

Aber, aber, kleiner Wicht!
Seine Strümpfchen ißt man nicht;
Die läßt ruhig man an seinen
Runden, kleinen Strampelbeinen.

Auch, mein lieber kleiner Wicht,
Hampelmänner ißt man nicht,
Freut sich nur, wenn ihre Glieder
Lustig zappeln auf und nieder.

Auch Papiere ißt man nicht.
Ueberhaupt, Du kleiner Wicht,
Giebt's zwar mancherlei, indessen
Ist nicht alles da zum Essen.

Ei, was bei dem Lampenscheine
Ich da hinten seh'!
Stehn da nicht zwei kleine Beine
Grade in die Höh'?

Ja, es sind zwei kleine Beine,
Und, sieh doch nur an!
Das sind unserm Jungen seine,
Denn er hängt daran.

Aber Junge! Welcher kleine
Schalk und Schelm und Schuft
Streckt denn so zwei kleine Beine
Abends in die Luft?

Hermann Schults.

Kleiner Briefkasten.

A. Z. in Budapest. Zu spät! Sie finden denselben Stoff schon in Balduin Groller's Novellenbuche: „Junges Blut" (Leipzig, Ed. Wartig's Verlag) behandelt. Lesen Sie gefälligst das lustige, elegant geschriebene Buch! Es dürfte Sie nicht gereuen.

Eine Rügianerin. Wiederholen Sie Ihre Anfrage unter Angabe Ihrer vollen Adresse sowie des Alters der von Ihnen als majorenn bezeichneten Person.

Dr. B. D. in **Kattowitz.** Die in unserem Artikel „Die Wasserversorgung der schwäbischen Alb" (vergl. Nr. 37 dieses Jahrganges!) erwähnte Denkschrift des königlich württembergischen Ministeriums des Innern: „Die öffentliche Wasserversorgung im Königreich Württemberg" ist durch jede Buchhandlung zu dem Preise von 15 Mark zu beziehen. Das Werk ist im Verlage der E. Greiner'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart erschienen.

Edison's elektrische Lampe. Vergleichen Sie unseren Artikel über die elektrische Ausstellung in Paris (Nr. 43 dieses Jahrganges!).

„Ein Hildesheimer Turner". Jenny: „Buch der Reigen" und „Deutsche Turnzeitung".

Ein Alt-Elsässer. Nicht verwendbar!

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 49. Die Gartenlaube. 1881.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Ein Friedensstörer.

Erzählung von **Victor Blüthgen**.

(Fortsetzung.)

„Sie klagen wegen baulicher Mängel," sagte Curt zum Lehrer, „Sie sollen alles Nöthige in Kürze haben."

„O mein gnädiger Gönner, wenn Sie Alles dem Herrn Radmacher anzuvertrauen geruhen wollten —"

„Meinethalben — ich will im Vorbeireiten mit ihm reden."

Nun mußte Curt in die Classe folgen, mußte singen hören und an die Schüler ein paar Fragen richten; er sprach auch einige kräftige, ermahnende Worte. Die Schweinstallruine hatte ihn amüsirt, und er ließ sich dieselbe zeigen. Zum Schluß fragte er Frau Mederow, wieviel Geld sie wohl gebrauche, um die sämmtlichen Kinder mit Kaffee und Kuchen zu bewirthen, und zog nach erhaltener Antwort seine Börse; er gab ihr die bezeichnete Summe.

„Das ist ein Mann, liebes Weib!" sagte Herr Mederow, als Curt fortgeritten war. „Wie ein Gesandter des Herrn trat er in unser Haus. O, du gesegnetes Pelchow, wahrlich dein Stern ist aufgegangen über dir."

„Geh nur nachher zum Radmacher," mahnte die praktische Frau, „und frage, ob der junge Herr ihm wirklich den Auftrag gegeben hat. Große Herren haben ein kurzes Gedächtniß."

Curt hielt in der That beim Radmacher an: er und der Maurer sollten umgehend im Schulhause repariren. Als er daheim das Pferd abgegeben hatte und in die Thür treten wollte, kam Anne-Marie aus dem Garten. Sie schwankte sichtlich, ob sie weitergehen oder umkehren sollte; schließlich that sie keines von beiden, sondern neigte auf Curt's Gruß sehr gemessen den Kopf und wandte sich um, dem Fluge einer Krähe mit den Augen folgend.

„Ihre Schülerin hat leider schlecht bestanden, Cousine," rief er gutmüthig hinüber. Er war froh, ihr etwas sagen zu können. Hätte er nur nicht jenen fatalen Tonfall an sich gehabt, welcher allem, was er sagte, eine sarkastische Färbung gab!

Anne-Marie blickte starr nach der Krähe; die erste Wirkung dieser Worte durfte er auf keinen Fall bemerken.

„Welche Schülerin, wenn ich fragen darf?" gab sie gleichgültig zurück.

„Die kleine Radmachertochter. Ich komme eben vom festlichen Schulempfange her."

„Nun," fuhr sie fort, noch immer hochroth im Gesicht, mit blitzenden Augen, „wenn irgend Jemand die Tactlosigkeit gehabt hat, Ihnen zu sagen, daß ich hinsichtlich der Verse die Hand im Spiele habe, Herr von Boddin, dann sollten Sie wenigstens nicht den traurigen Muth haben, Capital daraus zu schlagen, um mich zu demüthigen. Sie dürfen aber versichert sein, mein Herr, daß Sie es nicht waren, dem zu Liebe ich dem Kinde die Verse einstudirt habe."

Das war doch zu stark.

„Wenn Sie darauf bestehen, Gift in Alles zu gießen, was ich Ihnen sage, mein gnädiges Fräulein, so werde ich verzichten, Ihnen noch weiterhin Gelegenheit dazu zu bieten. Ich habe den Fehler begangen, Sie vierundzwanzig Stunden lang für naiv zu halten; jetzt bin ich von diesem Irrthum gründlich curirt. Aber eines will ich Ihnen nicht verhehlen: um Ihr Herz und Ihre Gemüthsart beneide ich Sie nicht."

Er schloß ziemlich heftig die Thür hinter sich; das Zorngefühl schnürte ihm fast die Kehle zusammen. Es war wohl tactlos von ihm gewesen, ihr zu zeigen, daß er um ihr Geheimniß wisse, aber die Abfertigung, welche ihm darauf geworden, war so bissig, herzlos, vergiftet, boshaft — es durchschauerte ihn vor Erregung, und er schleuderte seinen Strohhut weit in sein Zimmer hinein.

Draußen weinte Anne-Marie von Lebzow. Sie legte die Arme über dem Zaun zusammen und die Hände hinein. Er hatte sie zu tief gekränkt.

Sie ging in den Garten zurück, zur Laube hin; im Gesichtskreise seiner Fenster schritt sie stolz aufgerichtet, aber hinten, da, wo Niemand sie sah, flog sie hügelauf, und in der Laube nahm sie ihr Taschentuch und preßte es auf ihre Augen. Warum hatte sie sich doch verleiten lassen, mit ihm zu sprechen! Nun hielt er sie für ein herzloses Geschöpf. Was hatte er für ein Recht dazu? Hatte sie nicht ein Recht, sich zu wehren, wenn sie verhöhnt wurde? Oder hatte er sie etwa nicht verhöhnt? Wie gut kannte sie diesen Ton seiner Stimme! Hätte sie ihm vielleicht noch obendrein zugestehen sollen, daß sie seinethalben sich mit dem Radmacherskinde bemüht hatte?

„Was haben sie Beide für ein Recht, daß ich sie hier dulde, um mich von ihnen mißhandeln zu lassen?" fragte sich Curt.

„Wenn doch der Onkel fortziehen wollte!" dachte Anne-Marie schluchzend und starrte mit den schwimmenden, gerötheten Augen in's Feld hinaus, indeß ihr um den Mund die Wehmuth wie Wetterleuchten zuckte. „Ach, ihr friedlichen Tage — ein kleines trautes Stück Erde, wo ich euch wieder finde! Ich habe nie gewußt, was Angst und Groll und Haß ist. Aber nun weiß ich es. In vierzehn Tagen habe ich es gelernt." — — —

„Ich will arbeiten; ich muß mich zerstreuen," meinte Curt eine halbe Stunde später. „Ich werde jetzt die Maurer und Zimmerleute controliren, dem Drewes entgegen gehen und unter-

wegs wegen der Grenzbestände weiter mit ihm verhandeln. Es liegt ja in meiner Macht, mich den Ausbrüchen von Weiberlaunen zu entziehen."

Anne-Marie von Lebzow sah ihn später vom Garten aus über's Feld gehen; ihre Augen waren wieder trocken.

„Jetzt bin ich hoffentlich für lange Zeit von ihm befreit — das ist das Gute an dem Rencontre. Wir werden endlich in Wahrheit Luft für einander sein. Verstehen würden wir uns doch niemals."

Und sie athmete tief auf und sprang empor; denn sie hörte über der Mauer drüben das Pferd des Onkels, und dann sein Gespräch mit Jemand. Es klang rauh und unfreundlich. War auch er übler Laune? Das war ja ein schrecklicher Tag heute.

Der Onkel stand mit dem Dorfkrämer vor seinem Fenster; sie bemerkte es, als sie in ihr Zimmer gelangt war.

„Den Teufel — was? Bin ich Dir nicht gut genug dafür, mein Sohn? Es wäre mir denn doch lieber, wenn Du Dir 'ne Wendung nach der andern Seite gäbest, indem daß Du dann richtig auf den Weg nach Hause kämst."

„Aber, Herr Baron, ich habe es doch nicht dazu, halten zu Gnaden. Liptauer in Demmin will auch sein Geld von mir."

„Liptauer — das ist auch so 'n Demminer Judenbengel —"

Das Fenster schurrte empor, und der Alte stieg in sein Zimmer, während der Krämer draußen wartete, die Hand voll Zettel vor sich haltend.

„Nun soll Onkel zahlen und hat sich um nichts gekümmert," sprach Anne-Marie bei sich. „Aber — er hat ja doch jene zweihundert Thaler, die er mir geschenkt hat."

Sie klopfte an die Thür.

„Darf ich, Onkelchen?"

„Ja wohl, Döchting."

Der Baron hatte die Hände über den grünen Rockschößen zusammengelegt, und als er sich herum wandte, sah er sorgenvoll und fast schüchtern aus.

„Siehst Du, mein Anne-Marieken, so ist mir das mein Leben noch nicht gegangen. Lüchting kommt nun und will Geld für die Zettel haben — und ich weiß doch nicht, wo ich das gleich hernehme."

„Du hast ja aber das meine, lieber Onkel."

„Wo werd' ich Dein Eigenthum angreifen, mein Döchting! Das wäre ja nicht recht von mir."

Er sah aber dabei aus, als wäre ihm heimlich nichts lieber gewesen, als dies thun zu dürfen.

„Ich borge Dir's aber, Onkelchen. Das darf ich doch, wenn es mein Eigenthum ist?"

„Sieh mal, sieh — nein, was Du für 'n gutes Mädchen bist! Sie will das für ihren Onkel thun. Ich spare mir das ab, wenn ich das Meinige ausbezahlt kriege. Ich brauche ja nicht viel für mich — da lege ich die fünfzig Thaler wieder dazu."

Er bezahlte den Krämer. Dann setzte er sich an den Tisch, stemmte den Arm auf und legte den Kopf in die Hand, wehmüthig vor sich hinblinzelnd.

„Ach, mein liebes Anne-Marieken, was für 'n armer Kerl bin ich geworden!"

7.

Der Eintritt der rauhen Jahreszeit ging diesmal ungemein langsam vor sich. Erst gegen Mitte November trat stürmisches Wetter, erst vierzehn Tage vor Weihnachten dauernder Frost mit Schneefall ein.

Curt von Boddin hatte Glück.

Als Maurer und Zimmerleute „auf Wiedersehen im Frühjahr!" sagten, waren die Ställe sauber und hell und der meiste Schaden an Holzwerk bereits gebessert. Die Knechte schliefen in ihren Stallkojen, die Mägde in ihrer Bodenkammer, und Curt hatte zwei hübsche Zimmer. Der Salon war sogar parquetirt, die Decke von Stucksims getragen und mit Stuck verziert, während die Tapete ein warmes Brokatmuster zeigte. Rothe Wollgardinen und ein riesiger Smyrnateppich, dazu völlig überzogene Polstersitzmöbel ergaben den Eindruck der behaglichsten Eleganz. Der Ofen mit Kaminuntersatz, in welchem schon beständig Holzfeuer glühte, glich fast demjenigen in Anne-Marie's Zimmer, das Merkwürdigste für die Gutsbewohnerschaft war aber ein Flügel. Man erwartete, daß „der junge Herr" ihn spielen würde; allein ein paar Läufe abgerechnet, die er wie zur Probe gethan, ob sein altes Instrument ihm nicht fremd geworden, hörte man nichts. Der Schreibtisch, ein Bücherschrank, eine beschlagene Cassette waren alte geschnitzte Stücke, die das Zimmer besonders zierten. Alle die Kleinigkeiten, welche Curt theils von seiner früheren Einrichtung her sich hatte schicken lassen, theils dazu gekauft, sprachen für bewußten Geschmack. Das Schlafzimmer war einfacher; eine spanische Wand trennte zwei Schlafstellen; denn Curt mußte darauf rechnen, einen Gast bei sich unterbringen zu können, und der Feldmesser war der erste, welcher die Gelegenheit für längere Zeit benutzte, bis er mit Eintritt des Frostes verschwand.

Eines Tages, als Curt nach Branitz gefahren, schlich Anne-Marie in diese Räume — Dürten begleitete sie. Mit Diebesangst trippelte sie von einem zum andern, was da ihre Aufmerksamkeit erregte. Sie wagte sogar den Flügel zu öffnen und ein paar Tasten anzuschlagen — als Kind hatte sie auch angefangen, Unterricht zu genießen — wie lange war das her! Als Dürten auf einen Moment hinaus gerufen wurde, warf sie sich in einen Fauteuil und betrachtete, den Kopf aufstützend, unverwandt das große Kreideportrait Curt's, welches über dem Schreibtische hing, und indem sie dabei seufzte, den Kopf auf die Seite geneigt, sah sie recht wie ein Kind aus, dem ein Wunsch fehlgeschlagen ist.

Einen Todesschrecken bekam sie, als sie das Photographie-Album da auf dem Nipptische aufschlug.

Der Blick fiel auf ihr eigenes Portrait.

„Mein Gott, woher hat er das? Was thut er damit?"

Sie war in Versuchung, es an sich zu nehmen. Aber dann glühte ihr Gesicht wieder. Nicht ahnen durfte er, daß sie hier gewesen. Wie um sich vor sich selbst zu schützen, schlug sie eilig das Album zu, und nun zerbrach sie sich den Kopf darüber, wie er zu dem Bilde gekommen. Irgend woher aus der Verwandtschaft? Aus Branitz? Die Mädchen hatten dort zwei Exemplare. Darüber mußte sie doch Gewißheit erhalten.

Da saß sie und träumte und lächelte vor sich hin: nur die Oberlippe hob sich, daß es weiß dazwischen schimmerte. Endlich stand sie auf; es war ihr, als schwebe draußen ein Schatten bei den Fenstern vorüber.

„Du Lieber!" sagte sie, mit einer Hand zu dem Bilde über den Schreibtisch hin winkend, indem sie sich an der Thür noch einmal zurück bog. Und plötzlich stieß sie einen leisen Schrei aus und lehnte sich leichenblaß, die Hand auf das Herz gedrückt, gegen die Wand; sie war einer Ohnmacht nahe.

Draußen ging die Hausthür auf, und Männerschritte kamen in den Flur herein. Aber es war der Statthalter Drewes, der Dürten fragte, ob der junge Herr zu Hause sei. Wie thöricht war sie! Curt konnte es ja unmöglich sein — dann eilte sie aber doch hinaus.

„Nie wieder!" gelobte sich die schwer Bestrafte. Der Traum war zerstoben. — —

Für den Sommer gingen Curt Baupläne in größerem Maßstabe durch den Kopf. Das Haus vertrug recht gut einen Oberstock. Er dachte selbst an ein Gesindehaus. Mit der Ernte und den Vorarbeiten für das nächste Jahr war er gut fertig geworden — dank den Nachbarn und dem langen Zögern des Frostes. Seine Getreide-Einfuhr konnte er recht wohl in der Winterszeit ausdreschen; mehr trug der Vorrath nicht aus.

Der alte Baron hatte keine Freude mehr an seiner Compagnie, ausgenommen Sonnabends, wo man ihm die Zahlung für dieselbe von verschiedenen Seiten her schickte. Dann ließ er sie antreten und vertheilte das Geld unter die Leute. Er lief den ganzen Tag auf der Jagd herum, und Curt that keine Einsprache. Wiederholt wurde der Alte zu größeren Jagden geladen, ging aber nur, wenn er vorher wußte, daß Curt nicht hingehen würde; er machte auch sein Spielchen wie sonst mit, und was er mehr verspielte, als er bei sich hatte, versprach er, später zu bezahlen; man war indessen überein gekommen, ihn nie daran zu mahnen, ja die Schuld in Abrede zu nehmen, indem man mit seinem unsicheren Gedächtnisse rechnete. Was er erübrigte, legte er in Anne-Marie's Casse — das machte ihm die größte Freude, und er wurde ordentlich geizig darum.

Niemand war glücklicher, als der Schulmeister Mederow. Der Radmacher und der Ortsmaurer stellten ihm her, was sein Herz nur begehrte, und täglich pries er vor dem neuen Schweinestalle die Gnade des jungen Herrn.

Der Baron und sein Neffe waren für einander nicht da. Der Baron benahm sich dabei so unbefangen, daß es auch Curt nicht schwer wurde. Zwischen diesem und Anne=Marie war die gleiche Art Nebeneinanderleben nur ein paar Tage hindurch versucht worden; dann kam man stillschweigend überein, sich wortlos zu grüßen. Die Begegnung war zuvor dermaßen peinlich für beide Theile gewesen, daß man vor Sorge, einander zu treffen, zu keinem ruhigen Ab= und Zugehen mehr kam. Man mußte auch auf ein Zusammentreffen bei Pannewitzens rechnen. Daß Anne=Marie von Lebzow sich um des Onkels willen von Curt fernhielt, würde man wohl begreifen; eine offenkundige Feindschaft aber mußte zu Muthmaßungen Anlaß geben, und die wollte sie auf jeden Fall verhindern.

Da war nun der Winter. Ganz Pelchow war verschneit, im Walde jeder Ast wie mit Watte belegt. Die Dreschflegel klopften im Tacte auf der Tenne, weiter war nichts zu thun, die Viehwirthschaft ausgenommen.

In der Compagnie wurde gemurrt; denn die täglichen Gänge auf die Nachbargüter waren im harten Froste eine Gefahr für Leib und Leben. Man machte dem alten Herrn Vorstellungen: er wollte sich's überlegen, antwortete er; die Leute sollten aber Amerika nicht vergessen. Gut, man wollte ja auch treu bleiben, aber jeden Tag womöglich zwei Stunden hin und wieder zwei Stunden zurück durch dicken Schnee waten, und das bei zehn Grad Kälte und mehr! Man steckte sich hinter Anne=Marie, und sie bestimmte den Onkel, die Schwächlichsten, welche die Leute selbst aussuchen würden, ganz feiern zu lassen. Sie „borgte“ ja!

Weihnachten war da. Curt hatte für das Eßzimmer zwei Riesenbäume schmücken lassen und bescherte den Leuten. Das war etwas Außerordentliches; der alte Herr hatte nie daran gedacht, Christbäume aufstellen zu lassen; er hatte eine lebhafte Abneigung gegen dieselben, seit ihn in der Kindheit ein umfallender Baum in Lebensgefahr gebracht hatte. Er ließ sich auch nie beschenken, selbst von Anne=Marie nicht. Aber diese selbst beschenkte er, und die Branitzer besorgten ihm das.

Branitzer Fuhrwerk hielt heute schon seit dem Einbruche der Dunkelheit vor dem Gutsthore. Anne=Marie nahm ihren Pelz um, setzte die Kapuze auf und ging hinaus in den stillen verschneiten Garten. Die Fensterläden des Eßzimmers waren nicht geschlossen: da war doch Christbaumglanz! Die Leute bewegten sich hin und her, Curt unter ihnen. Punschgläser klirrten. Das war weihnachtlich. Ihr ward wehmüthig in dem bleichen Schnee, unter den flimmernden Sternen; der Nachthauch schnitt ihr über das Gesicht, und es war ihr, als käme er aus einer weiten, weiten Stille und frage sie, ob sie nicht dahin folgen wolle. Schauernd ging sie in ihre Stube zurück.

Das Feuer im Kamine loderte; ihre Lampe brannte, und sie sah das Buch liegen, in dem sie gelesen, Fritz Reuter's lustige Weihnachtsgeschichte „Was bei einer Ueberraschung herauskommt“! Das Alles machte es ihr wieder heimlich im Herzen. Sie dachte in halber Reue an eine gewisse Ueberraschung, welche — aber nein, nicht einmal daran denken — ein dichter Schleier darüber!

In des Onkels Zimmer durfte sie noch nicht gehen; vor seinem Eingangsfenster knisterte und knackte es, und in der Stube raschelten Papiere und arbeitete der Hammer an Kistendeckeln. Sie las nicht mehr; im Schaukelstuhle saß sie am Kamine und wiegte sich leise auf und nieder. Das Flammenspiel machte so reizend die Gedanken überflüssig.

Sie sprang ordentlich erschrocken auf, als der Onkel die Thür öffnete. Das alte wunderliche Gesicht schmunzelte vergnüglich; die kleinen Augen verschwanden fast in den Falten umher und in dem Schatten der Brauen.

„Na, nu komm mal 'rein, Döchting!“

Der Baron hatte einen alten silbernen Armleuchter mit fünf Kerzen besteckt; das war doch auch festlich. Und im Scheine der Kerzen war der ganze Tisch mit Geschenken bedeckt: das Strahlendste war ein Anzug von lichtviolettem Sammet mit Schwanbesatz, ganz vollständig, selbst ein Jäckchen, Muff, Kapuze dazu. Himmlisch! Dazu mancherlei Kleinigkeiten der weiblichen Toilette und Bücher, sowie auch ein Paar Schlittschuhe. Anne=Marie war außer sich vor Freude.

„Aber Onkel, das kostet ja furchtbares Geld.“

„Ich habe ja auf Langsdorf viel gewonnen, Herzensdöchting, auf der letzten Treibjagd. Aber das hab' ich nun mal nicht gespart.“ Er mußte sich küssen lassen, was er nicht gern that.

Draußen klingelte es heran; ein Schlitten fuhr vor.

„Wer ist das?“

Beide traten an die Scheiben; man sah im Dunklen nur den Schlitten, von dem die Pferde losgespannt wurden.

„Julklapp!“ rief eine Stimme, und der Rufende lief mit den klingelnden Pferden davon.

„Was der Teufel!“ sagte der alte Baron und zog das Fenster auf. Er stieg hinaus und betrachtete den Schlitten. „Der scheint mir ja neu zu sein.“ Damit ging er an das Küchenfenster und ließ sich von Dürten eine Laterne geben: „Wahrhaftig, ein neuer Schlitten! Eine Pantherfelldecke; darunter ein Fußsack.“ Der Baron gab Anne=Marie den Fußsack durch das Fenster hinein: „Untersuch mal das, Döchting!“

Ihre Finger zitterten vor Aufregung, als sie das Couvert, welches sie da gefunden, zum Licht trug. „Fräulein von Lebzow“ stand darauf. Das mußten die Schriftzüge des Herrn von Pannewitz sein; nur waren sie ein wenig verstellt.

„Ich trage Dich durch Feld und Wald,
Wenn's winterkalt;
Bei treuen Freunden mach ich Halt —
Nun brauch mich bald!“

So sagte ein Zettel. Die Poesie war mäßig — aber ein Schlitten! Ihr größter Wunsch war erfüllt — und durch wen?

„Onkel, hat das Herr von Pannewitz geschrieben?“ fragte Anne=Marie mit unterdrücktem Jubel; am liebsten hätte sie mit dem alten Baron einen Galopp getanzt.

„Ja wohl, das scheint mir so. Ist das 'n Kerl! Wie kommt der dazu, Dir 'nen Schlitten zu schicken? Was zugelegt hat er auf alle Fälle; denn so viel Geld, daß er den auch noch hätte kaufen können, hab' ich ihm nicht gegeben. Auf den Kostenpreis von diesen weiblichen Gegenständen verstehe ich mich freilich nicht.“

„Julklapp!“ Es flog etwas zu dem noch offenen Fenster herein auf die Dielen, in der Verpackung einer Riesenwurst ähnlich.

„‚Hier komm ich!‘ sagt Cantor Wolf, da fiel er aus der Lucke,“ lachte der Baron; „nun regnet das ja wohl Geschenke für Dich!“

Er half das Packet öffnen. Aus einer Strohumhüllung fiel zuerst ein Briefchen: „Anne=Marie von Lebzow,“ war die Adresse. „Von Hedwig!“ rief Anne=Marie. Sie wickelte weiter — zwei Sonnenschirme kamen zum Vorschein, ein einfacherer und ein prachtvoller, dieser in schwarzer Seide, das Futter gestickt auf Weiß, echte kostbare Spitzen daran, der Griff mit schöner Perlmuttereinlage.

„Entzückend!“

„Julklapp!“ Wieder ein Päckchen.

„Wie sie mich beschämen, Onkel! Ich habe ihnen nur Kleinigkeiten hinüber geschickt. Das ist sicher von Leonore!“

„Für Anne=Marie von Lebzow.“ Ein paar Dutzend Glacéhandschuhe in den verschiedensten Farben.

Anne=Marie war betreten. Eine dunkle Erinnerung kam ihr. Sie öffnete klopfenden Herzens die Couverts.

„Wie kann eine Dame dreiviertel Stunden Weges hin und zurück am lichten Tage ohne Schirm gehen?“ schrieb Hedwig. — „Sie sollten auch Ihre Hände mehr schonen!“ stand auf dem anderen Zettel, in den Schriftzügen von Leonore von Pannewitz.

Anne=Marie ließ die Zettel aus der Hand fallen; sie war bleich und so starr, daß der Baron sie erschrocken ansah.

„Was ist Dir, Döchting?“

„Laß mich einen Augenblick allein, Onkel!“ stammelte sie und flüchtete in ihr Zimmer.

Am Schaukelstuhl sank sie in die Kniee, legte einen Arm über die Lehne, faltete die Hände und schluchzte — das war wie ein Mehlthau auf die Weihnachtsfreude — Alles verdorben, verstört, besudelt! Eine Bitterkeit kam über sie, eine Herzensnoth, als ob sie sterben müsse. Das ging von ihm aus, von ihm — und sie, sie Thörin hatte — — das war eine so ausgesuchte Kränkung, so raffinirt, um ihr klar zu machen, wie bettelhaft tief sie in seinen Augen stehe, um sich für immer von ihr zu scheiden; das war ein Fußtritt am schönsten Feste der Welt, der Liebe, des Beglückens. Und dazu hatten die Beiden sich hergegeben, die ihre liebsten Freundinnen waren! So intim stand er schon mit ihnen! Die Vertrauten seiner Geheimnisse, Gehülfinnen seiner Beleidigungen waren sie geworden! O, gewiß: was war sie, das arme, verbauerte Mädchen an der Seite des bankrotten Verschwenders, gegen Leonore, gegen Hedwig

von Pannewitz! Ein Gänseblümchen, ein Nichts — „Mein Gott, mein Gott — —“

Der Flammenschein des Kamins lief geschäftig über das hübsche bleiche, weinende Gesicht; wie die braunen Augen in die lodernde Gluth starrten, lag eine Trost- und Hoffnungslosigkeit in ihnen, als gäbe es für dieses junge Herz keinen Himmel mehr, weder hier noch drüben.

„Julklapp!“

Die Stube Curt von Boddin's war von seiner Arbeitslampe erhellt; er saß, die Hände in den Schooß gelegt, lächelnd vor dem Schreibpult und schien heimlich durch die Nachbarwände horchen zu wollen. Der Wurf durch die nur handbreit geöffnete Thür störte ihn auf. Was war das doch für eine Stimme? Die Hausthür mußte offen stehen; denn schwere Schritte flüchteten ohne Anstand auf den Hof hinaus und verhallten nach dem Garten zu. Auf das Kommen dieser Schritte hatte er nicht geachtet; die Leute, welche drüben nach seiner Entfernung noch weiter getrunken hatten, waren seither noch heraus und hinein gegangen.

Er hob das zierliche Päckchen auf; wer hatte seiner gedacht? Die Scheere schnitt den Faden durch, und aus dem ganzen Dutzend von Papierhüllen kam ein Photographierahmen zum Vorschein.

Aber ein reizender Rahmen, und eine weibliche Handarbeit dazu: schwarzer Sammet, von sehr kunstfertiger Nadel mit Edelweiß und Vergißmeinnicht bestickt. Er lachte in sich hinein.

„Diese Schelme von Branitz! Sie haben doch gemerkt, daß ich ihnen die Photographie entführt habe, und da habe ich den Wink mit dem Zaunspfahl — nein, nicht! das ist häßlich gesagt. Dafür ist dieser Rahmen zu allerliebst und die Idee zu sinnig. Ich muß mich revanchiren; ich werde ein Vielliebchen mit ihnen essen, und sie werden es gewinnen. Das ist ja eine süperbe Arbeit!“

Er nahm eine Photographie aus seinem Album und steckte sie in den Rahmen.

„So!“ sagte er, „man muß seinen Feind immer im Auge haben.“

Es klopfte. Rasch legte er den Rahmen umgekehrt auf den Tisch. Dürten kam herein.

„Das schickt das gnädige Fräulein.“

„Bleiben Sie, Dürten!“

Es waren die Sonnenschirme, die Handschuhe, auch die beiden Zettel, welche dazu gehörten. Sie fielen aus einem Briefbogen, auf dem von Anne-Marie's Hand geschrieben war:

„Mein Herr!

Sie werden nicht den Muth haben, die Zurücknahme dieser Gegenstände und ihre Aushändigung an Leonore und Hedwig von Pannewitz zu verweigern. Thäten Sie es, so würde ich die Sachen einfach verbrennen. Was Sie einst über mein Herz und meine Gemüthsart äußerten, gebe ich Ihnen zurück; wir sind quitt.

Anne-Marie von Lebzow.“

Curt las — einmal, zweimal. Endlich hob er das Gesicht zu Dürten auf:

„Sie können gehen.“

Er legte den Brief hin; er las die Zettel.

„Nun,“ kam es bitter zwischen den zusammengepreßten Lippen hervor, „das muß ich sagen: geschickter hätten diese jungen Damen die Sache nicht angreifen können. Sie sollten nichts thun, als Rahmen sticken.“

Bei Anne-Marie drüben saß der alte Baron auf dem Phantasiestuhl mit der goldgezierten Lehne, und vor ihm kniete Anne-Marie; sie hatte den Arm auf sein Knie gelegt, und darauf den strohblonden Kopf, der noch immer thränenmüde in die Flamme blickte. Zuweilen schluchzte sie leise auf. Der alte Herr machte ein halb wüthendes, halb verlegenes Gesicht; manchmal strich er ihr über den Kopf und sagte dazu mitleidig: „Mein armes Anne-Marieken! Na so'n verfluchter Kerl!“

Plötzlich fing der Flügel in Curt von Boddin's Zimmer zu klingen an; leise, aber durch die Zwischenwand doch vollkommen verständlich, ertönte jenes zauberhafte As-Dur-Notturno von Chopin, aus dem ein süßes, weinendes Mädchengesicht taucht mit einer unsäglich rührenden Trauer. Nie hat stilles, hoffnungsloses Weinen einen erschütternderen und herzzerreißenderen Ausdruck in Tönen gefunden, als hier. So keusch ist diese Klage, so jugendlich weich; sie steigt von thränenfeuchten, blüthenweißen, spitzenbesetzten Kissen; der Mond scheint in das stille Zimmerchen, und draußen singt eine Nachtigall. Diese weißen Röckchen da haben vielleicht erst ihren dritten Ball mitgemacht. Ein „Warum?“ für das Schicksal ist der Anfang und Ausgang, und dazwischen steht eine kleine rührende Geschichte, die sehr, sehr traurig ist. Aber man stirbt nicht an ihr.

Der alte Baron knurrte, und dann polterte er auf:

„Was hat der Kerl auch noch Musik zu machen? Morgen laß ich Jochen nach Demmin fahren, er soll mir eine Harmonika kaufen —“

Zwei weiche Mädchenhände schlossen ihm den Mund.

„Still! ach still!“

Er murrte noch leise einen Moment; dann schwieg er. Anne-Marie's Kopf lag regungslos auf seinem Knie, und regungslos saß auch der Baron. Der Geist des Schönen schwebte mit sanftem Flügel über der Gruppe, und Anne-Marie von Lebzow fühlte sein Wehen kühlend auf den heißen Wangen und bis in das heiße Herz hinein. —

Das war der Christabend auf Pelchow.

Am ersten Feiertag fuhren der Baron und Anne-Marie zur Kirche, diesmal nicht, wie sonst, auf dem alten Wägelchen. Der Schnee war so dicht und fest, und der hübsche Schlitten so verlockend; er sah weiß aus, mit blauen, goldgefaßten Streifen und einem Schwanenbug, und Herr von Pannewitz konnte ja nichts für das, was Leonore und Hedwig gethan. Sie wollte ihm aber schreiben, daß sie nicht kommen könne, um sich zu bedanken; denn diese Beiden hätten sie zu tief gekränkt; sie würden wohl selber nicht erwarten, daß sie käme. Aber voll tiefsten Dankes wären sie für den Schlitten und für die Mühe, welche die gnädige Frau mit dem Besorgen der Geschenke sich gegeben. Sie beide würde sie immer lieb behalten.

Curt fuhr nicht zur Kirche; er verschob es bis auf den andern Festtag, wie er es denn überhaupt vermied, gleichzeitig mit Onkel und Cousine in Langsdorf zu sein.

Aber er fuhr auch aus — nach Branitz.

Nach Tische probirte Anne-Marie den neuen Anzug an; sie erröthete vor dem Spiegel; denn sie hatte ein Gefühl, als sei sie allzu hübsch darin. Das da war eine Prinzessin, aber nicht Anne-Marie von Lebzow. Und doch wuchs sie dann hinein. Sie war gerade in der Stimmung, in ihrem Stolz einen Halt zu suchen; so nahm sie denn ihre Schlittschuhe und ging auf den Teich vor dem Gutsthorweg hinaus. Dort war eine glatte, wenn auch nur mäßig große Bahn, und auf der Bahn wußte sie Jochen mit einem Stuhl. Kinder standen in der Nähe, und sie vernahm Ausrufe kindlichen Entzückens über ihren Anzug. Selbst Jochen verzog sein apathisches Gesicht zu einem Schmunzeln.

„Ist 'ne Pracht!“ sagte er.

Sie ließ sich melancholisch lächelnd die Riemen zuziehen und fuhr nun. Bald sammelten sich Dorfleute am Ufer, welche ihr zusahen. Da kam es ihr plötzlich vor, als nähere sich fernes Schellengeläute, und sie lauschte betroffen. „Nur nicht die Branitzer!“ sprach sie für sich. „Nur um Gotteswillen nicht Leonore und Hedwig, etwa weil ich ihnen eine Kleinigkeit als Julklapp habe werfen lassen. Aber das können sie nicht wagen.“

Sie hatte eine Todesangst vor peinlichen Scenen.

Ein Wagen und ein Schlitten bogen um die Holzung drüben; nur ein Blick darauf, und das Blut drängte sich ihr zum Herzen: Hedwig und Leonore saßen im Schlitten, Herr von Pannewitz mit Curt im Wagen. Es schwindelte sie.

„Halt!“ rief es drüben. Und: „Wir fahren mit, Anne-Marie!“ scholl es vom Schlitten her.

Herr von Pannewitz und Curt stiegen aus; die Mädchen hielten die Schlittschuhe hoch und sprangen in den Schnee. Anne-Marie aber nahm alle Kraft zusammen, fuhr zu Jochen und sank auf den Stuhl.

„Mein Gott, warum kommen sie?“ hauchte sie mit geschlossenen Augen. „Ich mochte sie nicht wieder sehen!“

Die Schritte der Mädchen waren dicht bei ihr.

„Gehe mal ein Ende bei Seite, Jochen!“ commandirte Hedwig. „Anne-Marie, bist Du uns wirklich böse? Dein Vetter Curt hat uns die bittersten Vorwürfe gemacht. Es war doch nur ein Scherz von uns.“

„Ein sehr bittrer,“ sagte Anne-Marie trübe.

„Aber so höre doch: wir haben ihn einmal gefragt, warum Ihr Beide so gespannt mit einander wäret, und da hat er uns gebeichtet.“



Mutterfreuden.

Nach dem Oelgemälde von Robert Beyschlag.

„Alles?“ fragte Anne-Marie entsetzt. Sie meinte das Tragen aus der Kleebrache.

„Was denn sonst noch?“ meinte Leonore verwundert. „Was wir Dir aufgeschrieben haben — ja doch: er hat Dir auch gesagt, Du dürftest nicht allein in den Wald gehen.“

„Wie dumm!“ ergänzte Hedwig. „Wir haben ihm die Leviten gründlich gelesen und haben ihn schließlich zur Abbitte verurtheilt. Er ist aber starrköpfig und wollte davon nichts wissen; er berief sich auf seine Manneswürde. Da gaben wir ihm auf, Dir durch die Blume abzubitten, aber sogar das Schreiben mußten wir selber besorgen.“

„Ich danke,“ kam es mühsam von Anne-Marie's Lippen. „Ihr hättet Euch nicht bemühen sollen. Euer Gefühl mußte Euch sagen, daß ich diese Geschenke höchstens annehmen konnte, um sie in's Feuer zu werfen.“

„Aber Anne-Marie, sei doch nicht so rabiat —“

„Da ist ja Dein Onkel!“

Der Baron war aus dem Thore gestiefelt, um Anne-Marie Schlittschuh laufen zu sehen, und er lief Herrn von Pannewitz in die Hände.

„Hoho — vergnügte Weihnacht, Franz!“

„Unsinn! Mach' keine Redensarten, Fritz!“ knurrte der alte Herr. „Aber 'n verflucht feiner Schlitten ist das. Den hast Du doch nicht auch von meinem Gelde gekauft?“

„Nein,“ sagte Herr von Pannewitz und zwinkerte mit den Augen seitwärts. „Das ist 'n eigen Ding mit dem Schlitten, den habe ich so durch 'ne Gelegenheit gekriegt. — Was ich sagen wollte, Franz: willst Du Dich nicht mit Deinem Neffen da aussöhnen? Es ist ja Weihnachten. Ich hab' es nun mal übernommen, daß ich Dich frage — kommen Sie heran, Herr von Boddin! Er ist ja 'n närrischer Kerl, aber im Grunde eine gute Seele.“

„Der Teufel bin ich!“ brauste der Baron auf und sah Herrn von Pannewitz wüthend an. „Du willst mich ja wohl hier überrumpeln als 'nen tauben Fuchs. Kuchen, sagte Sjölt — da lebte er noch. Und wenn mir der Kerl zu nahe kommt — mein armes Anne-Marieken hat gestern Abend erst geweint über das, was er ihr angethan hat — was hast Du mir zu sagen?“

Curt stand vor ihm und wies auf den Teich hinüber.

„Das beruhte auf einem Mißverständnisse, das dort drüben aufgeklärt wird, Onkel. Ich biete Ihnen die Friedenshand; ich habe nicht die Absicht, Ihnen das Leben hier zu verbittern; ich arbeite hier ja nur für Sie, in Ihrem Interesse. Sie schädigen sich selbst, wenn Sie dem Gute die Arbeiter entziehen, und Sie haben keine anderweite Arbeit und keinen anderweiten Verdienst jetzt für sie und können es nicht durchführen, sie aus Ihrer Privatcasse zu bezahlen —“

Er hatte es gut gemeint, aber er hatte wieder Unglück. Das Letzte war das Schlimmste, was er dem alten Herrn sagen konnte.

„So, mein Sohn?“ sagte er beißenden Tones; „nun will ich Dir was sagen: Wenn meine Leute keine Arbeit haben, dann lasse ich sie hier auf dem Eise im Tagelohne tanzen, und wo ich das Geld dazu her kriege, das ist meine Sache. Das thue ich, so wahr ich Boddin heiße. Jochen!“

„Ja, Herr!“

„Spann mal drinnen meinen Wagen an und fahr gleich nach Demmin! Hier hast Du etwas Geld. Da sagst Du dem Stadtpfeifer Sallin, er soll mir vier oder fünf Kerle schicken auf ein paar Tage, daß sie hier Musik machen. — Steffens, mach Dich mal hierher, und Du auch, Lünnemann! Sagt mal zu meiner Compagnie: ich ließe euch nun drei Tage hier auf dem offenbaren Eise tanzen und zwar im Tagelohn, und ich gebe euch auch was Schnaps dazu.“

„Und ich sage Ihnen ebenso laut und vernehmlich, Herr Baron von Boddin,“ fiel Curt ihm in's Wort, „wenn Sie das ausführen, was Sie soeben ausgesprochen haben — und ich werde Sie daran nicht hindern, obwohl das Recht, über diesen Teich zu verfügen, jetzt in meiner Hand liegt — wenn Sie also ausführen, was Sie angekündigt haben, so werden Sie vom ersten April nächsten Jahres ab nicht mehr in Pelchow wohnen, so wahr ich Boddin heiße.“

Curt stand mit flammenden Augen da, den Arm gegen den alten Baron ausgestreckt. Diese offene Verhöhnung im Angesichte der Branitzer Gäste und der in der Nähe stehenden Dorfleute hatte sein Blut fast zum Sieden gebracht und die Zügel seiner Geduld zerrissen. Boddin gegen Boddin! Vergebens hatte Herr von Pannewitz ihm beschwichtigend die Hand auf die Schulter gelegt, ihn zu unterbrechen versucht: wie ein Sturzbach prasselte die entscheidende Absage über den Baron, der sie mit spöttischem Kopfnicken aufnahm.

Der Rubikon war überschritten.

Curt hatte den Baron zur Genüge kennen gelernt, um zu wissen, daß dieser von seinem Entschlusse nicht zurücktreten würde. Ebenso selbstverständlich war ihm, daß er an dem seinen festhielt — trotz der anmuthigen violetten Mädchenblume dort! Ein unseliges Verhängniß hatte es so gewollt. Nun war sie wohl unwiderruflich für ihn verloren; denn das würde ihre Pietät gegen den Onkel nie verwinden, daß er ihn aus seinem Eigenthume stieß, an dem er mit solcher Zähigkeit hing; sie war ja ein Mädchen, welche der stärkeren Empfindung nachgab, und das war ihre Neigung für ihn sicher nicht — gesetzt auch, daß jener reizende kleine Rahmen voll Edelweiß und Vergißmeinnicht von ihr kam, wie die Pannewitzischen Töchter behaupten wollten. Wollte er sich über den neuesten Affront um ihretwillen hinwegsetzen — er gewönne nichts damit; denn er hätte ihre Achtung doch verscherzt. Er wollte wenigstens nicht als Schwächling vor ihr stehen.

Die Arme über der Brust gekreuzt, blickte er zu den Mädchen hinüber. Was er da sah, war ein reizendes Bild, und doch eine beredte Anklage für ihn. Anne-Marie stand mit gefalteten Händen da; die Freundinnen bewegten sich in lebhaftem, ernstem Zureden neben ihr. Das blasse, entsetzte Gesicht Anne-Marie's konnte er nicht sehen, bis er den Zwicker aufsetzte; dann ließ er ihn rasch wieder fallen. Es mußte ertragen werden. —

„Anne-Marie, sprich doch mit dem Onkel! Er darf es nicht auf's Aeußerste kommen lassen; thue doch Alles, um das zu vermeiden!“

„Nein. Nicht die Lippe beweg' ich dazu.“

„Aber weshalb nicht — um Gotteswillen?“

„Wenn er das Herz hat, dem Onkel das anzuthun, so ist es ein Glück für uns, daß wir von hier fortkommen.“

„Aber er kann ja doch kaum anders handeln; Du hörst, was Dein Onkel ihm bietet; das läßt sich kein Mann gefallen.“

„Nein, nein, und abermals nein! Das ist gegen einen gereizten alten Mann eine Rohheit. Ich will mit dem Onkel das Brod der Fremde essen und dann zusehen, was aus mir werden wird. Wäre er nicht so dünkelhaft und hochfahrend, wäre er auf des Onkels Art eingegangen, so wäre der gewiß des Widerstandes müde geworden.“

„Aber Du bist ungerecht gegen Deinen Vetter, Anne-Marie.“

„Gleichviel! Ich will Gott danken, wenn dieser Zustand auf Pelchow ein Ende nimmt. Mich zerreibt dieser Unfriede innerlich. Keinen ruhigen Schritt kann ich mehr thun, aus Furcht, ihm zu begegnen; jeden Tag wache ich mit der Angst auf: es giebt neue Aufregungen. Möge es entschieden sein und mögen diese Wochen bis Ostern Flügel haben! Ruhe, nur Ruhe!“

„Liebe, gute Anne-Marie: wenn er nun ein tieferes Interesse für Dich hätte — —“

„Still, um Gottes willen, Hedwig — kein Wort davon!“ Mit flehender Angst streckte sie beide Hände aus. „Sage das nie, nie wieder!“

Schweigend glitten sie weiter.

„Du bist wie'n störrischer Ochs, Franz,“ sagte Herr von Pannewitz, „nimm mir das nicht übel! Du rennst so lange gegen die Wand, bis sie Dir auf den Kopf fällt. Wie ist Dir das 'ne Schande, wenn Du vernünftig bist und Dich giebst?“

„Das ist meine Sache, Pannewitz, und solche Grobheiten verbitt' ich mir, daß Du mich für 'nen Ochsen titulirst. Er soll mich nur 'rauswerfen! Ich will die ganze Verwandtschaft dazu einladen, aber meine ganze Compagnie auch, und dann wollen wir mal sehen, wer oben bleibt, ich oder die Pogge; denn eine Pogge bleibt er doch, und wenn er heute auch schwarz geht als ein Predigtamtscandidat. — Und morgen ist Tanz, sag' ich Dir, Fritz, und ich lade Dich dazu ein, und Deine Mädchen auch.“

„Ich danke — ich bin kein so 'n alter Esel, daß ich auf dem Eise tanzen möchte.“

„Hoho, Fritz, das hast Du gut gesagt. Und nun laß mich machen und bemenge Dich nicht mit der Sache zwischen mir und dem da! Was 'n Boddin ist, der besteht auf seinem Kopf, und wir bleiben gute Freunde.“ —

Eine halbe Stunde später sauste der Branitzer Schlitten über den Schnee, an dem stillen, verschneiten Walde hin. Krähen

spazierten seitwärts im dämmernden Schneefelde, schwarz und gravitätisch, das Trauergefolge der erstorbenen Natur. Herr von Pannewitz saß hinten und handhabte die schwere Schlittenpeitsche; vorn drückten die Schwestern sich fröstelnd an einander.

„Es war gut, daß wir Anne-Marie nicht gesagt haben, von wem der entzückende Schlitten eigentlich stammt," sprach es aus dem einen der blauen Schleier. „Sie hätte ihn nie wieder benutzt."

„Wer weiß, ob es gut war? Denn daß er Absichten hat, daran hätte sie dann so wenig gezweifelt wie wir. Man verschenkt keine solche Schlitten auf's Gerathewohl. Meinst Du nicht, Papa?" fragte es aus dem anderen Schleier.

„Meinetwegen: ja, Kinder! Laßt mich aus dem Spiel! Ich habe Aerger genug mit der Sache."

„Klatsch!" sagte die Peitsche, und es klang so mißmuthig, wie die Rede des Herrn von Pannewitz.

„Aber der Rahmen ist Anne-Mariens Arbeit; darauf verwette ich Kopf und Kragen. Ich glaube bestimmt, daß sie den Vetter liebt — gerade, weil sie nichts davon hören wollte."

Und wieder ein paar Stunden später saß Curt von Boddin am Schreibtisch; er hatte den Rahmen vor sich mit Anne-Mariens Bild darin. Wer weiß, wie lange er schon davor gesessen! Er betrachtete die Edelweißblumen und die Vergißmeinnicht.

„Ich wollte, mein Leben schlösse sich um Deines herum, Cousine Lebzow," sagte er seufzend. „Aber es geht nicht an. Lebe wohl, reizende Anne-Marie!"

Nun nahm er den Rahmen, zog unten am Schreibtische eine Schublade auf und legte das Ganze hinein. Kreischend fuhr der Schlüssel um. Dann beschien die Arbeitslampe eine Weile sein unbewegtes, ernstes Gesicht, das er in die Hand stützte.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Caspar Bluntschli.

Ein Streiter für die Wohlfahrt der Menschheit.

In unserer Zeit, welche mit so souverainer Gewalt über die Naturkräfte verfügt, daß in ihr Zeichen und Wunder in voller Leibhaftigkeit geschehen, scheint auch das alte Gesetz aufgehoben zu sein, das der Schaffenskraft des Mannes mit den Jahren des Alters immer engere Schranken zieht und ihn endlich zur Unthätigkeit verurtheilt.

So war es denn auch nur ein Beispiel unter vielen, das der am 21. October dieses Jahres in seinem dreiundsiebenzigsten Jahre verstorbene Geheimrath und Professor Johann Caspar Bluntschli wieder für die Wahrheit dieses eigenthümlichen Satzes lieferte. Es war kein Greis, der da starb, wenn ihn auch die Jahre äußerlich dazu stempelten; es war ein Mann, der nicht von geborgener Warte in ruhiger Beschaulichkeit auf das tausendfältige Getriebe der Zeit hinabsah, sondern noch mit klarem Kopfe und fester Hand in dasselbe mit eingriff, ordnend, richtend, mahnend und fördernd. Vielleicht war es aber doch die ungewöhnliche Expansion der Kräfte, welche den Faden seines Lebens so rasch wie mit einem Rucke zerriß; denn der Umfang seines Thätigkeitskreises war mit den Jahren beständig gewachsen.

Das moderne Princip der Arbeitstheilung, das die „Specialität" geschaffen hat, fand vor Bluntschli keine Beachtung, und ein mächtiger Drang nach universeller Thätigkeit hat sein Leben von Anbeginn beherrscht. Es war nicht blos ein Professor des Staats- und Völkerrechts, den sie an der örtlichen Heimath seines Wirkens, im schönen Heidelberg, jüngst begruben — Bluntschli war mehr, weit mehr. Der Raum einer Visitenkarte wäre zu klein gewesen, hätte er unter seinen Namen alle die Titel, Würden, Aemter und Ehrenposten setzen wollen, welche die Ausstrahlungen seiner Thätigkeit markirten. Und wenn es gälte seinen Ruhm und sein Andenken in Beschlag zu nehmen, so würde sich neben der Rechtswissenschaft auch die Philosophie, die Theologie, die Geschichte, die Politik, das Vaterland und nicht zuletzt die Menschheit selbst, deren Liebesapostel er war wie kaum ein Anderer, gegenseitig den Rang streitig machen.

Bluntschli war von Geburt ein Schweizer, der am 7. März 1808 geborene Sohn schlichter alteingesessener Züricher Bürgersleute. Er ist auch seinem Schweizerlande treu geblieben bis hinauf in die Mitte seines Alters; nur als sie ihn dort verkannten und nicht mehr verstanden, ist er ein Deutscher geworden, aber auch der ist er nicht geblieben; er wuchs mehr und mehr heran zu einem internationalen Charakter; er ward ein „Abgeordneter der Menschheit", wie alle die, welche, um weiter mit dem Marquis Posa zu reden, „der Menschheit Glück aus ihrem Füllhorn strömen".

Als die Eltern den begabten Jüngling für die Wissenschaft zu erziehen trachteten, sandten sie ihn auf deutsche Universitäten; denn die Schweiz besaß damals noch keine Hochschulen in unserem Sinne. Von Haus aus für die Theologie bestimmt, aber das Beengende der Schranken bald empfindend, welche diese Wissenschaft dem weiten und hohen Fluge seines Schaffensdranges anwies, wandte er sich frühzeitig dem Studium der Rechtswissenschaft zu, hörte aber schon in Berlin neben Savigny noch Schleiermacher und in Bonn neben Hasse noch Niebuhr. In diesem Streben nach Vielseitigkeit hat er zeitlebens beharrt.

In seiner Heimath Zürich hielt er neben seiner Amtirung beim Bezirksgericht noch Vorlesungen an dem Polytechnischen Institute und trieb außerdem schweizerische Politik. Dazu regten ihn die damaligen Schweizer Verhältnisse, besonders auch in Zürich, lebhaft an. Es war ein Zustand des Gährens und Werdens. Gegenüber dem aus dem Mittelalter überkommenen aristokratischen Stadtregimente strebte das unterdrückte Land nach einer größeren Selbstständigkeit. Die jüngeren, auf deutschen Universitäten gebildeten Kräfte einten sich, unter Führung von Bluntschli's früherem Lehrer, Ludwig Zeller, zu einer „wissenschaftlichen Reformpartei". Ihnen schloß sich Bluntschli an, und eine Frucht dieser Anschauungen waren seine ersten Schriften: „Das Volk und der Souverain" und „Die Verfassung der Stadt Zürich". Darin werden unter Anderen Gleichstellung von Stadt und Land, Unabhängigkeit der Gerichte, Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung, Aufhebung der halbgeistlichen Ehegerichte verlangt. Der Ausbruch der Schweizer Revolutionskämpfe Ende der dreißiger Jahre brachte eine Spaltung in die Partei, welche in eine radicale und eine conservative Hälfte zerfiel. Bluntschli, der sich bereits in seinen Schriften als einen entschiedenen Feind alles Revolutionären, das „beim geringsten Mißbehagen sogleich den Einsturz des Bestehenden fordert", bekannt hatte, wandte sich der letzteren zu. Er übernahm sogar die Führerschaft der städtischen Partei und bekämpfte somit das eigene Princip. Er gelangte dort rasch zu Ehren. Erst Mitglied des Großen Rathes, wurde er 1837 dessen Präsident. Als aber die radicale Strömung wieder die Oberhand gewann und er bei der Bewerbung um das Bürgermeisteramt dem radicalen Gegencandidaten unterlag, zog er sich vom politischen Leben ganz zurück und suchte die Kränkung seines Ehrgeizes durch Erfolge in der Wissenschaft vergessen zu machen. Er war indessen Professor des Staatsrechtes an der neugegründeten Universität Zürich geworden.

Wenn wir zunächst sein politisches Wirken weiter verfolgen, so begegnen wir hier der eigenthümlichen Thatsache, daß, während sonst unsere Politiker mit dem zunehmenden Alter aus der liberalen Strömung vielfach in ein mehr conservatives Fahrwasser hinüberlenken, bei Bluntschli der Proceß sich in umgekehrter Weise vollzog. Diese Umkehr nach links trat aber erst ein mit seiner Uebersiedelung nach Deutschland. Die Verhältnisse in Zürich erwiesen sich für seinen Thatendrang aussichtslos, für seinen Charakter empfindlich. So kam ihm seine von ihm selbst angeregte Berufung an die Universität München als Lehrer des Staats- und Völkerrechts ganz erwünscht. Mit seinen „Stimmen eines Schweizers über die Bundesreform" rief er seinem angestammten Vaterlande gleichsam noch ein politisches Abschiedswort zu und verließ es (1848) dann auf immer.

In Baiern waren namentlich seine freundschaftlichen Beziehungen zu den liberalen Kammermitgliedern Breten und Buhlen für seine politische Stellungnahme entscheidend. Nur zu bald aber wurde er der Hemmungen inne, die sich dort vielseitig einer freieren Entfaltung der Kräfte entgegenstellten. Es waren nicht blos die Anfeindungen des Ultramontanismus, mit denen er, mehr auf dem wissenschaftlichen, als politischen Gebiete, zu kämpfen

hatte, sondern noch besonders die auf der Pflege eines engherzigen Particularismus gegründete Abneigung der Münchener Kreise gegen die geistige Fremdencolonie, die ein hochdenkender König in dem Athen der Isar um sich gesammelt hatte. Sein vorwärts strebender Geist brach auch diese Fessel und ließ ihn eine dritte Heimath suchen in einem Lande, in dem von jeher eine frische, freie Luft geweht hatte, in Baden.

Mit dieser Uebersiedlung nach Heidelberg beginnt die schaffensreichste Epoche in Bluntschli's Leben, die gewaltige Entfaltung der Schwingen seiner reichen Thatkraft in's Hohe, Mächtige, Weite. Freilich nahm die politische Entwickelung von da ab bei uns überhaupt einen neuen gewaltigen Flug. Aber Bluntschli faßte nicht blos auf jeder Etappe dieses freien Emporstiegs Posten; er war es selbst auch, der oft den ersten kühnen Schritt zu einem neuen Vorwärts that. So regte er, Pfingsten 1861, die Gründung des deutschen Abgeordnetentags mit an, der dazu auserlesen war, in den zerstreuten deutschen Kammern eine gemeinsame Verständigung über die zeitbewegenden Fragen und eine einheitliche Behandlung derselben herbeizuführen und somit den Mangel eines deutschen Parlaments gewissermaßen künstlich zu ersetzen. So nahm er Theil an dem Ausschusse der Sechsunddreißig, der es sich zum Ziele gesetzt hatte, die Sache Schleswig-Holsteins gegenüber der hemmenden Eifersucht der deutschen Großmächte, der Ohnmacht des Bundes und der Schlauheit der dänischen Regierung im Wege der gesetzlichen Agitation zu Gunsten des „verlassenen Bruderstammes“ zu verfechten. So war er in gleicher Weise mit thätig bei der Gründung des „Nationalvereins“, der sich mit Förderung der „deutschen Frage“ beschäftigte. Seine hohe amtliche Stellung hatte ihm die Mitgliedschaft der ersten badischen Kammer zugeführt, und auch in diese stillstehenden Elemente trug er neues Leben hinein. Er brachte Anträge auf zeitgemäße Reform dort ein, welche die Kammer nach längerer Berathung in ihren Grundsätzen annahm. Es geschah somit das in der Geschichte des parlamentarischen Lebens fast Unerhörte, daß eine aristokratisch gegliederte, auf ein eisernes Personeninventar gestützte Körperschaft ohne Antrag der Regierung oder eine Nöthigung vom Volke her sich zeitgemäß selbst reformirte. Endlich kam Bluntschli im Jahre 1867 durch die Wahl des Kreises Bretten-Sinsheim in's Zollparlament. Mitglied des deutschen Parlaments ist er nicht geworden.

Die Pflege der mannigfachen andern Interessen, die sein Leben erfüllten, mag ihn wohl von der Bewerbung um einen Sitz im Reichstage abgehalten haben. Den im Reichstage discutirten Fragen trat aber Bluntschli, besonders soweit sie sich auf den von ihm beherrschten Gebieten der Religions- und Rechtsfragen bewegten, auf literarischem Wege näher, und insoweit war er vielfach, wenn auch nicht ein stimmführendes, so doch ein mit berathendes Mitglied.

Wenn er mit ihr auch nicht den anfangs beabsichtigten Lebensbund schloß, die Theologie ist Bluntschli doch niemals ganz los geworden. Er hat sich auf ihrem Terrain sogar mit weit mehr Klarheit und Sicherheit bewegt als auf dem der Politik. Die philosophische Schule, durch die er schon früh gegangen, und sein klarer, durch die Lehren der Rechtswissenschaft noch logisch geschärfter und dialektisch geschulter Geist haben seine religiösen Anschauungen vor Einseitigkeit und Verdüsterung bewahrt. Seine Weise, Alles was er innerlich verarbeitet hatte, auch nach außen hin und zwar nicht blos in Schrift, sondern auch in fruchtbringende That umzusetzen, schaffte sich auch hier Geltung. Schon in der Schweiz war er bemüht gewesen, den confessionellen Hader, der sein Vaterland durchtobte, durch eine zeitgemäße Bundesreform zu ertödten, und als die Berufung der Jesuiten alle Vermittelungsversuche zu vereiteln drohte, wandte er seinen ganzen Einfluß daran, die Rücknahme des Berufungsbeschlusses zu erreichen. Er, der Protestant, ging sogar soweit, in einem Briefe unmittelbar vom Papst Pius dem Neunten die Abberufung der staatsgefährlichen Körperschaft zu erbitten — natürlich ohne Erfolg!

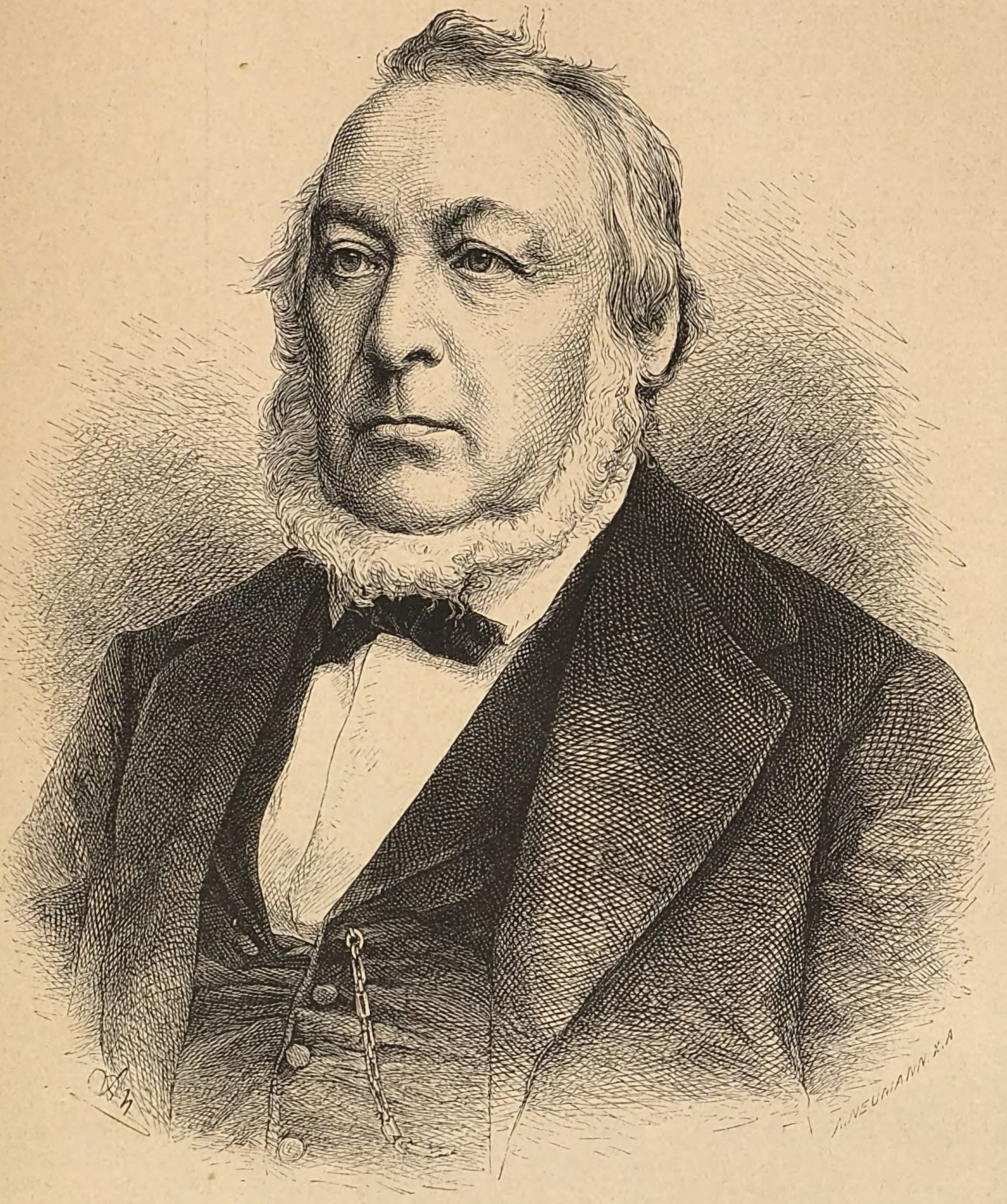
Und als sich nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges die deutsche Regierung vor dieselbe Frage gestellt sah, nahm er auch den Kampf gegen die alten Feinde des staatlichen und nationalen Lebens wieder auf. Damals schrieb er in einer Broschüre aus der Sammlung der Virchow-Holtzendorff'schen Zeit- und Streitschriften: „Wir verlangen also, daß das Urtheil der Weltgeschichte an dem Jesuitenorden vollzogen und daß die Nation von demselben befreit werde. Wir verlangen das im Namen der bürgerlichen Freiheit und der nationalen Geistesfreiheit, der sittlichen Weltordnung und des natürlichen Rechts, im Interesse des confessionellen Friedens und um der Einheit, Macht und Herrlichkeit des deutschen Reiches willen.“

Energisch verwahrte er sich gegen den von der Kirche vollzogenen Raub der Erkenntniß, welche die moderne Wissenschaft dem menschlichen Geiste gebracht hatte, und hob die geistige Ueberlegenheit der Wissenschaft über die kirchliche Tradition und die Ueberlegenheit des heutigen Staates über die mittelalterliche Kirche hervor. „Der wissenschaftliche Mensch von heute,“ schrieb er einst, „schaut von der sonnenbeglänzten Höhe eines Berggipfels herab auf die dunklen nebelumhüllten Schluchten, in denen der römische Clerus von seiner Größe träumt.“ Weit davon entfernt, sich von der Kirche loszusagen, verlangte er nur, daß dieselbe die Resultate der wissenschaftlichen Forschung anerkenne und mit ihnen rechne. Dies wurde für ihn Veranlassung, die Stiftung des „Protestantenvereins“ anzuregen, der eine „Wiederbelebung der protestantischen Kirche im Geiste evangelischer Freiheit und im Einklange mit der modernen Cultur“ erstrebte. Die Gründung desselben erfolgte bekanntlich im Jahre 1865 zu Eisenach, und seitdem hat Bluntschli sowohl in den literarischen Organen des Vereins wie auch auf den jährlichen Protestantentagen unentwegt für dessen Grundsätze, die Grundsätze der freisinnigen deutschen Theologie, gekämpft und gestritten.

Schon in seinen staatsrechtlichen Schriften hatte er das Verhältniß zwischen Staat und Kirche festzustellen gesucht. Beide Begriffe wollte er streng geschieden sehen. Das Christenthum, behauptete Bluntschli, sei schon dem Willen seines Stifters nach keine Staatsreligion. Die Religion sei vom Staate ganz unabhängig; der Staat habe die Freiheit des Bekenntnisses nicht blos zu gewähren, sondern auch zu schützen, er sei andererseits aber auch berechtigt, eine Form des freien Bekenntnisses, welche die öffentliche Wohlfahrt schädige und gemeingefährlich erscheine, zu untersagen. Andernfalls gäbe er sich selbst auf. Die Sonderung des Staates von der Kirche oder, wie der große italienische Staatsmann Cavour es ausdrückt, die freie Kirche im freien Staate sei modernes Princip. Wie Jedes, Staat wie Kirche, seinen eigenen Geist habe, so müsse es auch einen eigenen Körper (Verfassung) haben. „Der Staat im Großen,“ sagt er in einem eigenartigen Gleichnisse, „ist die Menschheit (das Volk) als selbstbewußter, willenskräftiger und thatmächtiger Mann; die Kirche ist die Menschheit (die gläubige) als fromme, gottergebene, moralisch wirkende Frau.“ Der Kirche bleibe nur die innere Disciplin; die Bestimmung der Bedingungen und Grenzen der kirchlichen Autonomie falle dem Staate zu. In seiner schon 1852 erschienenen, dann wiederholt aufgelegten Staatsrechtslehre betonte Bluntschli bereits die Nothwendigkeit der Civilehe.

Bluntschli's Productivität auf dem Gebiete seiner eigentlichen Fachwissenschaft war eine fast unglaublich große. Sie umfaßte gleichmäßig alle Disciplinen, mit besonderer Vorliebe aber diejenigen des Staats- und Völkerrechts. Auch hier begnügte sich Bluntschli nicht mit dem Lehren allein, sondern er strebte auch nach praktischer Geltendmachung der erforschten Resultate. Diese erreichte er großentheils durch seine veröffentlichten Rechtsgutachten, zu denen seine Autorität vielfach aufgerufen wurde und von denen besonders dasjenige, das er zur schiedsrichterlichen Beseitigung der Alabamafrage abgab, zur Berühmtheit gelangt ist, weil es einen bis zum kriegerischen Austrage vorgeschobenen Conflict zwischen England und Nordamerika friedlich beseitigte.

Es ist nicht unsere Aufgabe, auf die streng rechtswissenschaftliche Thätigkeit Bluntschli's näher einzugehen; nur die eine Seite derselben können wir nicht außer Acht lassen, und zwar um deswillen nicht, weil hier nicht blos der Jurist, sondern auch der Mensch in hervorragender Weise das Wort führt. Es sind dies die Verdienste Bluntschli's um die Gewinnung fester Normen für das Völkerrecht. Hier waren es große humanistische Absichten, welche das Wort, die Feder und die Thatkraft des ausgezeichneten Gelehrten in Bewegung setzten und zu greifbaren Erfolgen führten. Galt es doch nichts Geringeres, als die Abschaffung jenes letzten Rechts, das auf dem Schwerte steht, die Beseitigung des Kriegs und die Creirung des einst von Kant verkündeten ewigen Friedens durch die Anbahnung einer internationalen Rechtsanschauung, die ihre feste Basis in einer unerschütterlichen Rechtsüberzeugung im Schooße des Volkes gewinnen sollte. Auch hier wurde für bessere Förderung die Gründung eines Instituts für internationales Recht (Institut de droit international) in's



Johann Caspar Bluntschli.

Nach einer Photographie auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

Leben gerufen, welches hervorragende Rechtslehrer und Publicisten verschiedener Länder zu seinen Mitgliedern zählte. Die erste Idee dieses Instituts ging zwar nicht von Bluntschli selbst aus, aber er, der Verfasser des damals (1872) eben erschienenen „Modernen Völkerrechts", hatte immerhin an deren Realisirung wesentlichen Antheil und führte an den jährlich abgehaltenen Conferenzen öfter, so erst noch im vorigen Jahre, in Zürich, den Vorsitz. Unter den verschiedenen Editionen dieser gelehrten Körperschaft befindet sich auch ein ausgearbeitetes „Handbuch des Kriegsrechts", das den bekannten schriftlichen Dialog zwischen Bluntschli und Graf Moltke herbeiführte. Der Altmeister der modernen Kriegskunst hatte Bluntschli, der ihm das Gesetzbuch übersandte, seine Bedenken an der praktischen Brauchbarkeit dieser Kriegsgesetze nicht verhehlt, da es an der Autorität einer ihre Einhaltung bewachenden Gewalt fehle, worauf Bluntschli in seiner Erwiderung darauf hinwies, daß nach einer in dem völkerrechtlichen Institute gemachten tröstenden Wahrnehmung sich immer entschiedener eine allgemeine, alle Culturvölker einigende Rechtsüberzeugung herausbilde, welche es noch ermöglichen lasse, ein von dem Rechtsbewußtsein aller civilisirten Völker getragenes Kriegsvölkerrecht festzusetzen.

Daß diese völkerrechtlichen Bestrebungen nicht bloße Utopien waren, hatte ja bereits die Abfassung der auf den Schutz der Verwundeten und eine Minderung der Leiden des Krieges überhaupt abzielenden Genfer Convention mit ihren bereits so segensreichen Folgen gezeigt. Daß auch die Regierungen den gegebenen Anregungen nicht fremd blieben, das bewies die weitere Conferenz von Regierungs-Delegirten in Brüssel zur Feststellung der Rechte und Pflichten der kriegführenden Parteien, an welcher Conferenz Bluntschli als Delegirter des deutschen Reichs theilnahm und die hauptsächlich wegen der Abneigung Englands zur Annahme des ausgearbeiteten Entwurfs resultatlos blieb.

In der vorjährigen Versammlung des völkerrechtlichen Instituts zu Oxford hatte Bluntschli ein Specialgutachten über die Auslieferung politischer Verbrecher ausgearbeitet und dargelegt. Er beantwortete in demselben die wichtige, neuerdings durch das russische Attentat wieder in den Vordergrund getretene Frage dahin, daß die Auslieferung eines solchen Flüchtlings zwar an sich nicht zu verlangen sei; etwas Anderes sei es aber, wenn nicht nur die Ordnung eines bestimmten Staates, sondern auch die gesetzliche und öffentliche Ordnung aller civilisirten Staaten dabei in verbrecherischer Weise angegriffen werde, wie dies hinsichtlich der communistischen und nihilistischen Verschwörungen der Fall sei; dann sei es Pflicht des Völkerrechts, sich gegenseitige Unterstützung zu leisten; gegen internationale Krankheiten bedürfe es internationaler Heilmittel.

Bluntschli's zahlreiche Schriften, wohl mit die zahlreichsten, welche je ein schriftstellerisches Einzelleben geschaffen, bekunden trotz der Zersplitterung seiner Thätigkeit nach verschiedenen Richtungen hin eine gründliche Beherrschung und Durchdringung des einzelnen Stoffgebiets. Fast überall zeigt sich in ihnen eine Verschwisterung von Geschichte und Philosophie. Jene verfolgt das Thema in seiner geschichtlichen Entwickelung, und diese gewinnt die letzten bleibenden Wahrheiten. Eine geschmackvolle Form, der Reichthum des Inhalts und die Klarheit der Darstellung machen sie auch für den Laien zu einer interessanten Lectüre.

Ein Meister des gesprochenen Wortes, war Bluntschli auch ein gesuchter und gefeierter Lehrer der akademischen Jugend und noch darüber hinaus deren Freund und Berather. Von mittelgroßer Statur, behäbiger Corpulenz, gemessen in Ausdruck und Bewegung, entsprach sein Aeußeres ganz der ruhigen Klarheit seines Innern. Der sanfte Blick der tiefblauen Augen erzählte von dem Reichthume seines Gemüths, und das wetterharte, von einem weißen Barte buschig umrahmte Gesicht von der Festigkeit und Energie seines Wollens.

Der letzte Thätigkeitsausfluß Bluntschli's war seine Theilnahme an der in Karlsruhe im Beginn des letzten Herbstes tagenden Generalsynode und die Führung des Vorsitzes derselben. Auf dem Wege nach einer Audienz beim Großherzog von Baden, welcher im Begriff stand, Bluntschli das Großkreuz seines Hausordens zu verleihen, umfingen diesen die neidischen Gewalten des Todes; er hat nicht mehr den Orden seines Landesherrn, aber dafür den höchsten Orden der Menschheit empfangen, den sie, in's Erz der Unsterblichkeit gegraben, an alle Jene vergiebt, die ihr Leben opfernd ihrem Dienste geweiht.

Fr. Helbig.

Literaturbriefe an eine Dame.

Von **Rudolf von Gottschall.**

XXVII.

Wiederum, verehrte Freundin, brausen des Nordens Stürme um Ihr Schloß und jagen die Wogen des Baltischen Meeres in hocherregter Brandung an's Gestade. Sie lauschen dem Gesang der Okeaniden, aber die Meerjungfrauen singen recht eintönig dasselbe Lied, und ich fürchte, es langweilt Sie mit der Zeit; denn auch das Erhabenste verliert durch ewige Wiederholung. Sie flüchten sich in Ihr Cabinet, um die wechselvollen Bilder an Ihrer Seele vorüberziehen zu lassen, welche die Phantasie der Dichter ausgemalt hat. Und diese sind unermüdlich in ihrem Schaffen: das sagt Ihnen der Büchertisch, auf welchem die neuesten Romane deutscher Autoren sich häufen; man sieht es den gleichförmigen, meistens mattfarbigen Umschlägen nicht an, wie verschiedenartig die Physiognomie der Poeten ist, welche sich hinter dieser schlichten Hülle versteckt.

Alle productiven Kräfte, Lyriker, Dramatiker, Novellisten, wenden sich jetzt dem Roman zu. Lyrik und höheres Drama werden von dem Publicum so stiefmütterlich behandelt, daß mit den seltensten Ausnahmen buchhändlerische Erfolge nur auf dem Gebiete des Romans möglich sind. Und der Erfolg ist doch der Lebensathem jeder Muse! Darf man's den Schriftstellern verdenken, wenn sie sich danach sehnen, gleichsam auch unter Menschen zu kommen, nicht immer allein zu hausen in der „schrecklichen Einsamkeit“, allein mit ihrem Genius und mit dem von diesem ausgestellten Wechsel auf Unsterblichkeit, welcher von der Mitwelt meistens nicht acceptirt wird?

Auch die Novellisten wenden sich dem Roman zu, der ihrer bereits bewährten Erzählungsgabe ein größeres Feld erschließt. So hat Ernst Eckstein zum ersten Male einen mehrbändigen Roman verfaßt: „Die Claudier“, und Sie werden das Werk eines so formgewandten Poeten gewiß zuerst und mit besonderem Interesse zur Hand nehmen. Der Stoff des Romans ist dem römischen Alterthum, der Kaiserzeit entnommen. Auch das wird Sie wundern: Sie gedenken jener leichtgeflügelten Humoresken aus dem Gebiete der Gymnasialpädagogik, welche ihren buchhändlerischen Flug recht oft wiederholen mußten und den Namen des Verfassers in weitesten Kreisen bekannt machten. Man konnte ihnen eine gewisse Pietätlosigkeit gegenüber den classischen Studien zum Vorwurf machen; denn der geistige Vater dieser ungezogenen Primaner kümmerte sich ja nur um die Großthaten der Schulstuben, nicht um diejenigen der antiken Musen. Und jetzt liegen von Eckstein's Feder drei Bände eines Romans vor, der nicht blos von genauer Kenntniß des Alterthums Zeugniß ablegt, sondern auch dieselbe in einer Fülle gelehrter Noten zur Schau stellt. Der Roman ist eine Ehrenrettung der Eckstein'schein Muse gegenüber den Gymnasialprofessoren, die zum Theil schlecht auf sie zu sprechen waren.

Die Romane aus dem Alterthume sind, wie Sie wissen, besonders durch Georg Ebers Mode geworden. Die Aegyptologie in der Leihbibliothek: das bezeichnet die neueste Phase unserer literarischen Entwickelung. In den letzten Romanen des beliebten Autors spielten indeß die Römer bereits eine ebenso hervorragende Rolle, wie die Aegypter. Wenn ein Kaiser, der zufällig sich in Aegypten aufhält, zum Helden eines Romans gewählt wird, warum nicht auch ein Anderer, der nie seinen Fuß in die alten Königsstädte gesetzt hat? Und ist römisches Leben nicht unserer Denk- und Empfindungsweise verwandter, als das ägyptische? Merkwürdiger Weise, verehrte Freundin, ist dies für den Zeitgeschmack so wenig entscheidend, daß, je entlegener und fremdartiger eine Geschichtsepoche ist, desto größeres Interesse die Romanleser ihr zuzuwenden pflegen. Es ist dies der haut-goût des Aparten, der gegenwärtig einen fast bedenklichen Höhepunkt erreicht hat. Mit den Römern sind wir schon allzu vertraut, theils von den Schulbänken her, theils aus den Römertragödien, in denen man sich an Toga und Tunica, an Tricots und Sandalen satt sehen kann. Der alte Römer ist ein alter Bekannter; leben doch sogar Abkömmlinge derselben in unserer Mitte wie Otto von Corvin, der seinen Stammbaum von den römischen Corvinern herleitet und selbst die übelberufene Messalina zu seinen Ahnfrauen zählt. Doch der alte Aegypter — das war etwas Neues.

Das Rom der Kaiserzeit ist von dramatischen Dichtern und lyrischen Epikern oft genug zum Hintergrunde ihrer Gemälde gemacht worden, aber der historische Roman hat sich weniger damit befaßt. Felix Dahn's „Kampf um Rom“ spielt bereits in der Epoche der Völkerwanderung. Ernst Eckstein hat sich die Zeit des Imperators Domitian als historischen Rahmen für seine freierfundenen Bilder auserſehen; in der That hat dieser Träger des Cäsarenwahnsinns den Reiz der Neuheit für sich, während „Nero“ bereits in allen seinen Attitüden von den poetisch-historischen Photographen auf die Bildfläche ihrer Dichtungen gezaubert worden ist. Freilich hat Nero vor Domitian eine eigenartige Färbung des Cäsarenwahnsinns voraus, die ästhetische, und gerade der gekrönte Schöngeist übt auf die ungekrönten eine besondere Anziehungskraft aus. Domitian ist in Ernst Eckstein's Roman vor allem Anderen ein Wollüstling, der sich einer schönen reizenden Römerin Cornelia um jeden Preis zu bemächtigen sucht, anfangs mit Hülfe eines Isis-Priesters, in dessen magischen Geheimcultus er als Gott Osiris mit der Maske des Thierkopfes eingreift und in dieser Gestalt die abergläubische Schönheit in die Arme schließt, dann indem er sie unter dem Vorwand milderer Haft in das Palatium bringen läßt, doch auch hier stößt er auf unbesiegbaren Widerstand. Domitianus erscheint in diesem Roman als eine nur von niedrigster Sinnlichkeit beherrschte „Bestie auf dem Thron“.

Der eigentliche Held des Romans ist der Sohn des reichen und angesehenen Pontifex Maximus, ein junger Römer, der sich der Secte der Nazarener anschließt und zum Tode verurtheilt wird. Dieser Quintus Claudius ist von dem Dichter mit besonderer Vorliebe behandelt: der Kampf mit seinem Vater, gegen dessen Amt er durch Hingabe an den neuen Glauben frevelt, seine Beziehungen zur Cornelia, die sich zuletzt durch ihren ausdauernden Heldenmuth seiner werth erweist, seine eigene Unerschrockenheit in den auf ihn anstürmenden Gefahren — all das hat Eckstein mit sichtlicher Sorgfalt gezeichnet. Weniger tritt der Bataver Cajus Aurelius hervor, welcher die am Anfang des Romans erregte Erwartung, er sei der eigentliche Held desselben, täuscht, und nur eine sympathische, aber wenig bedeutende Figur bleibt. Auch

die beiden Schwestern des Quintus Claudius, so niedlich die muntere Lucilia gezeichnet ist, sind etwas schablonenhaft gehalten und flößen kein tieferes Interesse ein; dagegen hat der Charakter der Cäsarin Domitia, sowie derjenige ihres Majordomus Stephanus dämonische Züge; leider erlischt der erstere zu sehr gegen den Schluß hin. Im Ganzen gewinnt der Roman in der zweiten Hälfte wesentlich an Spannung, die sich besonders nach dem Ende zu steigert, während früher die culturgeschichtlichen Schilderungen oft mit einer Breite, die sie fast als Selbstzweck erscheinen lassen, ausgeführt sind.

Ernst Eckstein ist ein hervorragender Stilist; das Stilgepräge des Romans ist durchweg correct und vornehm. Mit großer Anschaulichkeit sind die Volksbilder ausgeführt, während die Beleuchtung, in welche das fashionable Bad Bajae gerückt wird, sehr stimmungsvoll ist; die Schilderungen aus Rom sind durchaus lebendig, nur hier und dort von zu großer topographischer Genauigkeit; auch die Marinebilder müssen als wohlgelungen bezeichnet werden; ebenso diejenigen aus dem häuslichen Leben, obschon man hier und dort allzulebhaft an die Capitel des Gallus erinnert wird. Glanzpunkte des Romans sind die Scenen im Isis-Tempel, mit denen dem „ägyptischen Geschmack" ein kleines Zugeständniß gemacht wird, und diejenigen im Circus, die freilich zum Theil in's wild Grausame übergehen. Sie werden, verehrte Freundin, dem Darstellungstalent des Dichters warme Anerkennung schenken.

Wenn Sie sich aber aus dem römischen Alterthum der Gegenwart zuwenden wollen, so werden Sie, durch den Namen des Autors angelockt, gewiß zuerst Friedrich Spielhagen's „Angela" zur Hand nehmen. Sie lieben ganz wie ich diesen geistreichen Autor, der soviel Feuer in seinen Schilderungen, soviel Feinheit in seinen psychologischen Entwicklungen besitzt und, wo er ein größeres Zeitgemälde entwirft, wie in „Sturmfluth", einen von bedeutenden Gedanken getragenen architektonischen Aufbau aufzuführen versteht. Gleichwohl wird Sie „Angela" kaum so befriedigen, wie viele früheren Romane des Autors: in dieser Erzählung ist ein erhitzter Pulsschlag, eine fast durchgängige Exaltation der Schilderung. Auch der Stil wird davon beeinflußt; denn ihm fehlt oft die epische Ruhe; die häufigen Ineinanderschachtelungen und Einklammerungen beweisen, daß er zersetzt ist durch die Aufgeregtheit der Darstellung. Einige der Charaktere haben einen grotesken Zug, so die Lady Bellycastle mit ihrem riesigen Fächer und Lerma, dieser Schatten von einem Menschen; beide haben die Erinnerung an eine dunkle, verbrecherische Lebensepoche gemein und sterben in dem Roman rasch nach einander. Und Angela selbst, werden Sie fragen, verehrte Freundin? Was ist's mit dieser Heldin? Nun, sie ist eine Gouvernante zu Pferd, eine junge Dame, welche als Gesellschafterin in Irland etwas von high-life profitirt und in der Reitkunst besonders gründliche Studien gemacht hat. Ihr Herz gehört einem verheiratheten Maler Namens Arnold, mit dem sie früher ein Liebesverhältniß hatte. Sie treffen sich wieder am Ufer des Genfersees, und die alte Leidenschaft flammt wieder empor: Angela entschließt sich, den Sohn der Lady Bellycastle zu heirathen, der weit hergekommen ist, um sie wiederzufinden, nachdem sie aus Irland spurlos verschwunden war, um seiner Bewerbung zu entgehen; die Mutter aber haßt Angela und will den Sohn enterben, dessen wirklicher Vater jener schattenhafte Brasilianer ist.

Das ist die schwüle Atmosphäre der Situation, welche die Blüthenkelche großer Leidenschaften erschließt und die Wellenschläge einer tragischen Katastrophe entfesselt. Der psychologisch nicht ohne Feinheit durchgeführte Kampf im Herzen Angela's bildet den eigentlichen Angelpunkt des Romans: der Ausgang ist ein trauriger. Angela sucht den Tod und findet ihn, indem sie einem Kinde bei dem Durchbruch unterwühlender Fluthen des Sees das Leben rettet. Das Schlußtableau erinnert etwas an die „Sturmfluth"; es zeigt große Genauigkeit der Schilderung, leidet aber unter den Kunstausdrücken der Bautechnik, wie „Futterungsmauer" und „Brüstungsmauer", die dem Uneingeweihten kein anschauliches Bild geben, und den Stil mit prosaischen Wendungen beschweren.

Wohl zeigt sich das eigenartige Talent des Autors in den leidenschaftlichen Pulsen der Handlung und in den prächtigen Naturbildern des Genfer Sees, die mit großem poetischem Zauber gezeichnet sind. Daneben geht aber das Groteske, das einen reinen ästhetischen Genuß ausschließt, und das Triviale: die eingehenden Schilderungen des Schweizer Hôtellebens, die beiden Gouvernanten mit ihrem abschreckenden Charakter und vieles sehr prosaische und zum Theil überflüssige Detail. Grelle Sensationsbilder, durch welche die halbverrückte Lady, die anfangs mehr als eine Lustspielcharge erscheint, sich in eine Gattenmörderin und eine hochtragische Person verwandelt, häufen sich besonders gegen den Schluß hin, und auch an anstößigen Situationen fehlt es nicht, welche überdies gesucht und wenig motivirt erscheinen, wie die Toilettenscene zwischen Nanny und Angela, in deren Raffinement man den Einfluß der neuesten französischen Autoren zu erkennen glaubt. Der Roman, verehrte Freundin, hat, wie Sie finden werden, etwas Forcirtes; der ruhige, epische Stil zittert hin und her in einer, ich möchte sagen, bisweilen gallertartigen Bewegung; nirgends überzeugt uns eine stillwaltende Nothwendigkeit; wir sehen überall nur die Willkür des Dichters.

Einen sehr ruhigen, epischen Fortgang hat dagegen der neueste Roman Robert Schweichel's: „Der Falkner von St. Vigil". Sie kennen gewiß den „Bildhauer vom Achensee", das frühere Hauptwerk dieses vom Ufer des Pregels stammenden Autors, dessen Muse am liebsten mit dem Alpenstocke in's Hochgebirge wandert, mit frischem Sinn und offenem Auge. Die Localitäten, in denen die Handlung spielt, schildert Schweichel mit einer Genauigkeit, die vielleicht anfangs oft zu breit erscheinen mag; doch man begreift allmählich die Vorzüge derselben, da sie der Handlung die solideste Grundlage giebt. Es ist gleichsam die topographische Aufnahme, welche alle Bewegungen der Truppen verständlich macht. Hierzu kommt das Anheimelnde, das stets durch lange Gewöhnung hervorgerufen wird; wie mit den Oertlichkeiten werden wir mit allen Personen so vertraut, daß unser Interesse für ihr Schicksal wächst. Freilich, für ungeduldige Leser ist solche Darstellungsweise wenig genug werth, aber sie hat viele Vorzüge des epischen Stils.

Den Hintergrund der Handlung bildet der Aufstand der Tiroler gegen das baierische Regiment, welches sie besonders in ihrem Glauben kränkte, doch obgleich uns schon die Introductionsscene Kämpfe zwischen den Baiern und Tirolern zeigt, so bleibt doch die bei weitem größere Hälfte des Werkes innerhalb des Rahmens dorfgeschichtlicher Familienbilder. Erst dann zeigen sich Hofer, Speckbacher und andere Führer, und in die stillen Alpenthäler tritt historische Bewegung. Vorher sehen wir nur, wie der baierische Druck besonders auf dem Clerus lastet, wie aufgeklärte Beamte mit durchgreifender Energie gegen die aufsässigen Geistlichen vorgehen, wie dagegen der Volkshaß sich gegen die im Dorfe lebenden Baiern wendet, wie gegen den Schmied Wolf, den Bräutigam der Tochter des Klosterbauers, obschon dieser, eine jener schroffen, energischen Figuren, wie sie in den Dorfgeschichten beliebt sind, zu dem Ehebunde durchaus nicht seine Zustimmung geben will.

Der eigentliche Held des Romans ist Ambros, der junge Falkner von St. Vigil, eine feurige, leidenschaftliche Natur. Er heirathet gegen den Willen des Vaters, doch ist er in seiner Ehe nicht glücklich und liebt die schöne Müllerin Afra, die Frau eines alten Mannes, und erschlägt später ihren Stiefsohn Jerg, das böse Princip im Thal von St. Vigil; denn er sitzt im Rathe der Spötter und erbittert alle gegen sich, indem er mit ebenso scharfem Verstand, wie liebloser Gesinnung ihre Schwächen aufdeckt und verhöhnt. Nur der Heldenmuth, den Ambros im Kampfe bewährt, söhnt uns mit den Irrungen seines ungezügelten Temperamentes aus.

Der Roman, verehrte Freundin, enthält nicht nur anmuthende Bilder aus dem Tiroler Volksleben, sondern auch ebenso anschaulicht wie stimmungsvoll bewegte Landschaftsbilder aus dem Hochgebirge. Der Stil ist schlicht, tüchtig und markig, während die Entwickelung der Haupthandlung allerdings hier und dort etwas verschleppt erscheint durch das allzu große Behagen der epischen Muse.

Sie sehen, wie wenig unserer modernen Romandichtung der Vorwurf der Einförmigkeit gemacht werden darf. Die drei Romane, über die ich mich mit Ihnen unterhielt, sind grundverschieden in Bezug auf ihre ganze Physiognomie: zuerst ein Römerroman mit antiker Toga, mit den grellen Situationsbildern der Kaiserzeit reich ausgestattet, aber von durchweg edler, stilvoller Haltung; dann ein moderner fashionabler Roman, der in einem internationalen Schweizer Hôtel spielt, oft von hinreißender Leidenschaftlichkeit

beseelt, voll Poesie in den Naturschilderungen, dann wieder grotesk, phantastisch, sogar raffinirt; zuletzt eine umfangreiche Tiroler Dorfgeschichte von tüchtiger, schlichter Haltung.

Sie selbst, verehrte Freundin, werden an allen diesen Werken Genuß haben: so aufgeschlossen ist Ihr Sinn, so vielseitig Ihre Bildung. Das große Lesepublicum hat die Wahl; denn die Muse unseres modernen Romans ruft ihm zu: „Wer vieles bringt, wird allen etwas bringen!"*

* Von dem beliebten Verfasser dieses „Literaturbriefes" erschien soeben ein Roman in drei Büchern „Die Erbschaft des Blutes" (Breslau, Ed. Trewendt), auf den wir bei dieser Gelegenheit hinzuweisen nicht verfehlen wollen. Rudolf von Gottschall bewährt in diesem neuesten Producte seiner epischen Muse die bekannten glänzenden Vorzüge seines reichen Talentes: Eigenartige Erfindung der Handlung und der Charaktere, geschickte Schürzung und geistvolle Lösung der Intrigue, sowie Glanz und Farbe in Schilderung und Dialog. Möge das höchst beachtenswerthe, interessante Buch zahlreiche Freunde finden! D. Red.

Der Regenwürmer Thun und Treiben.

Nach den Beobachtungen von Charles Darwin.

Wenn ein Redner die Nichtigkeit des irdischen Daseins mit seinem höchsten Pathos kennzeichnen will, so pflegt er den Menschen als Erdenwurm zu bezeichnen, das heißt ihn mit dem niedrigsten und elendesten Thiere seines Gesichtskreises auf eine Linie zu stellen. Blind in der Erde wühlend, Staub fressend, und zwar „mit Lust" — wie es, nebenbei bemerkt, des Mephistopheles Muhme, „die berühmte Schlange" nicht thut — mag das verachtete Thier dem oberflächlichen Blicke wirklich als eines der erbärmlichsten Glieder in der großen Stufenleiter des Lebens erscheinen. Und doch ist der Regenwurm, wie Charles Darwin in seinem neuesten, vor wenigen Wochen erschienenen Buche* gezeigt hat, einer der unermüdlichsten Arbeiter bei der Umgestaltung des Erdballs, einer der erfolgreichsten Culturkämpfer, so weit es sich darum handelt, die Culturfähigkeit des Bodens zu befördern, und endlich noch einer der eindringlichsten Zeugen für die Macht des Kleinen im Weltall.

Schon vor einem halben Jahrhundert hatte der große britische Naturforscher dem Wirken und Schaffen der Regenwürmer seine volle Aufmerksamkeit zugewendet und im Jahre 1837 der Londoner „Geologischen Gesellschaft" eine kurze Arbeit vorgelegt, in welcher dargelegt wurde, daß die obere Decke des fruchttragenden Bodens, die meist schwärzlich gefärbte Acker- oder Dammerde, welche wegen ihrer Lockerheit auch Ackerkrume genannt wird, im Wesentlichen ein Erzeugniß der Regenwürmer sei. Darwin zeigte schon damals, wie diese Erddecke von diesen unscheinbaren Thieren, deren Körper sie immer von Neuem passirt, von den Steinen befreit und immer neu gemischt, zerrieben und gelockert wird, sodaß der pflügende Landmann in ihnen seit undentlichen Zeiten einen Vorgänger gefunden hat, dem der unbeackerte Boden seine andauernde Fruchtbarkeit verdankt und dem es größtentheils zuzuschreiben sein dürfte, daß die Pflanzenwelt auf unserem Erdball zu einer solchen Ausbreitung und Entwickelung gelangen konnte, wie sie dieselbe heute zum Nutzen und zur Freude der Erdbewohner zeigt. Darwin war bei seinen Studien von der Beobachtung ausgegangen, daß Schichten von gebranntem Mergel oder Kalk, von kleingeschlagenen Holzkohlen oder Ziegelsteinen, die auf einem unbeackerten Weideplatz oder Anger ausgebreitet werden, allmählich, und zwar an Oertlichkeiten, wo es so gut wie gar nicht staubt, von einer mit den Jahren wachsenden Decke schwarzer Erde bedeckt werden, sodaß sie immer tiefer sinken und nach einigen Jahrzehnten an den Wänden einer auf diesem Felde ausgehobenen Grube als zusammenhängende Streifen erscheinen, die je nach den obwaltenden Verhältnissen und der inzwischen verflossenen Zeit vier bis sechs und zwölf Zoll tief unter der Oberfläche liegen. Diese gleichmäßige Versenkung der kleineren, auf die Oberfläche verstreuten oder verlorenen Gegenstände ist das Werk der Regenwürmer, welche ihre Auswürfe an die Oberfläche bringen, wo sie kleinere Steine u. dergl. m. bald überdecken, während der von ihnen unterminirte Boden unter denselben allmählich, sobald die alten Gänge verlassen werden, zusammensinkt. Sie bringen also fortwährend neue Erde von unten in die Höhe und erhalten so die Ackerkrume in einer beständigen, den Pflanzen wohlthätigen Bewegung und Verjüngung.

Da diese Angaben und die daran geknüpften Betrachtungen über die wichtige Rolle der Regenwürmer im großen Naturhaushalte mehrfach bezweifelt und abfällig beurtheilt wurden, so hat Darwin seit dieser Zeit die Thätigkeit der Regenwürmer beständig im Auge behalten, und auf seinem Landsitze zu Down, unweit London, auf seinem eigenen Grund und Boden eine Reihe von zum Theil Jahrzehnte dauernden Versuchen über jene Versenkungen unternommen, die Menge der von den Regenwürmern auf verschiedenen Gebieten emporgebrachten Erde ermittelt und endlich ihr Leben und Treiben, ihre körperlichen und geistigen Fähigkeiten mit jener liebevollen Sorgfalt untersucht, wie sie unter Anderen Sir John Lubbock in London seit Jahren den Ameisen gewidmet hat, wobei auch bei den Regenwürmern sehr überraschende Fähigkeiten wahrgenommen wurden. Die Beobachtung dieser niederen Thiere wurde, wie sich Darwin vor längerer Zeit in einem an den Schreiber dieser Zeilen gerichteten Briefe ausdrückte, geradezu zu seinem Steckenpferde, und wir werden bald sehen, daß sie diese besondere Aufmerksamkeit von Seiten eines der größten Beobachter aller Zeiten vollauf verdienten.

Auch in Deutschland sind in neuerer Zeit einige ausgezeichnete Arbeiten über Fähigkeiten und Wirksamkeit der Regenwürmer erschienen, und es werden besonders die Arbeiten von Hoffmeister (1845) und Hensen (1877) über diesen Gegenstand von Darwin mit Bewunderung erwähnt; ihm blieb, außer der Aufhellung zahlreicher Einzelpunkte, vor Allem die auf vielen Versuchen, Beobachtungen und Rechnungen basirte Würdigung ihrer geologischen Wirksamkeit übrig. Um zunächst ihre Fähigkeiten genauer zu untersuchen, hielt sich Darwin in mit feuchter Erde gefüllten Blumentöpfen eine Anzahl von Regenwürmern in seinem Arbeitszimmer, wo er sie in ihrer nächtlichen Thätigkeit bequem beobachten konnte. Es zeigte sich hierbei bald, daß diese Thiere eine strenge Ordnung in ihre Lebensweise eingeführt haben; denn obwohl die Töpfe zugedeckt waren, sodaß es in ihnen ziemlich dunkel blieb, kamen sie lange Zeit hindurch, als ob sie eine Uhr im Leibe hätten, auch hier, wie im Freien, nur des Nachts aus ihren Gängen heraus. Draußen ist dies bei der großen Zahl von Feinden, die sogar des Nachts ihr Leben bedrohen, und die sich am Tage stark vervielfältigen würde, jedenfalls eine sehr nützliche Vorsicht.

Sie sind überhaupt sehr vorsichtig, und wenn sie nur die Umgebung ihrer Gangöffnung nach abgefallenen Blättern und dergleichen absuchen wollen, so lassen sie ihr Hinterende in dem Gange stecken, um sich bei drohender Gefahr schleunigst rückwärts hineinziehen zu können. Nur nach stärkerem Regen treten sie weitere nächtliche Wanderungen an, um sich an anderen Stellen einzubohren; man findet dann am Morgen ihre nach allen Richtungen sich kreuzenden Spuren im Schlamme. Des Morgens liegen sie im Frühjahr und Herbst, den Jahreszeiten ihrer Hauptthätigkeit, dicht an der Mündung ihrer Gänge und werden daraus vielfach durch Amseln und Drosseln, welche die Felder absuchen, hervorgezogen.

Obwohl sie keine Spur von Augen besitzen, empfinden sie den Schein eines künstlichen Lichtes ebensowohl, wie den der Morgendämmerung, der sie in ihre Löcher zurückscheucht, jedoch nur, wenn er das Mundende trifft, das heißt denjenigen Körpertheil, in welchem ihre Hauptnervenknoten oder kleinen Gehirne in einem den Schlund umgürtenden Nervenringe liegen. Sie bewegen dann dieses Vorderende tastend hin und her, zum Zeichen, daß ihre Aufmerksamkeit erregt ist, und ziehen sich langsamer oder schneller, bisweilen blitzschnell in ihre Gänge zurück. Bleibt dagegen das Mundende beschattet oder steckt es in einem Loche, so kann der übrige Körper beliebig beleuchtet werden, ohne daß das Thier die Flucht ergreift. Wurde das künstliche Licht mittelst einer Glaslinse auf ihr Vorderende verdichtet, so zogen sie sich

* Die deutsche Ausgabe dieses Werkes, welches den Titel führt: „Die Bildung der Ackererde durch die Thätigkeit der Würmer", erscheint, von Professor Carus in Leipzig bearbeitet, binnen wenigen Wochen im Verlage von E. Koch in Stuttgart.



Im Herrenstübchen. Nach dem Oelgemälde von E. Schulze-Briesen.

meistens eilig zurück, doch nahmen sie unter Umständen auch von einem solchen verstärkten Lichtreize weniger Notiz, wenn sie nämlich gerade damit beschäftigt waren, Blätter zu verzehren oder in ihre Löcher zu ziehen; sie scheinen also, wie Darwin bemerkt, ähnlich wie höhere Thiere, der Aufmerksamkeit oder Vertiefung in eine bestimmte Beschäftigung in dem Maße fähig, daß sie darüber gewisse Störungen — wenn man bei ihnen von solchen reden darf — übersehen.

Der Gehörsinn scheint den Regenwürmern vollständig abzugehen. Weder die hohen Töne einer schrillenden Pfeife noch die tiefen eines Fagotts, weder lautes Sprechen noch Clavierspiel in ihrer Nähe störten sie in ihrer überirdischen Thätigkeit; dagegen zeigten sie sich sehr empfänglich für die Erschütterungen fester Körper, und sobald der Topf, in welchem sie sich befanden, auf den Clavierdeckel gesetzt war, genügte das Anschlagen eines höheren oder tieferen Tones, um sie zum eiligen Verschwinden von der Oberfläche zu veranlassen. Offenbar entgehen sie durch diese Fähigkeit bisweilen den Maulwürfen und Tausendfüßen, die ihnen im Innern der Erde nachstellen, und den äußeren Feinden, die sie von der Mündung ihrer Löcher aus bedrohen. Gegen Gerüche scheinen sie, ausgenommen natürlich gegen diejenigen, welche auf ihre nackte und feuchte Haut ätzend wirken mögen, wie Essig- und Salmiakgeist, wenig empfindlich zu sein, doch wußten sie unter der Oberfläche der Topferde vergrabene Stückchen von allerlei Blättern, rohem und gekochtem Fleisch bald zu finden. Im Geschmacke scheinen sie dagegen wählerischer zu sein, und Stückchen von Mohrrüben- oder Zwiebelblättern wurden stets früher verzehrt als solche von Kohl- und Rübenblättern. Einige Blätter, deren scharfes Aroma ihnen wahrscheinlich antipathisch ist, wie diejenigen von Thymian, Salbei, Beifuß u. dergl. m., blieben unangerührt.

Höchst merkwürdig sind nun die Beobachtungen, welche Darwin über die Behandlung der abgefallenen Blätter und anderer Gegenstände, welche die Regenwürmer in ihre Löcher ziehen, angestellt hat. Wenn wir an einem feuchten Spätherbstmorgen ein Gartenbeet betrachten, auf welchem abgefallene Blätter lagen, so sehen wir eine Anzahl derselben sowie Blattstiele, Kiefernadeln, Strohhalme 2c., noch halb aus den Löchern hervorschauen, in welche sie hinabgezogen wurden. Durch viele Hunderte von Einzelnbeobachtungen hat Darwin festgestellt, daß die Regenwürmer hierbei weitaus in der Mehrzahl der Fälle ganz so verfahren, wie ein Mensch verfahren würde, der solche Gegenstände in eine enge Röhre hineinziehen wollte. Ist nämlich das Blatt gegen das Stielende erheblich verschmälert, so ziehen sie dasselbe, indem sie den Mundtheil zu einer Ober- und Unterlippe gestalten, mit dem schmalen Stielende voran in die Oeffnung, ist dagegen das Stielende breit und das obere Ende, wie z. B. beim Lindenblatt, zugespitzt, so ziehen sie es in der Mehrzahl der Fälle an der Spitze herab. Die Nadeln verschiedener Kieferarten, welche zu Zweien in einer kleinen Scheide stecken, wurden ausnahmslos an dieser Scheide erfaßt und hinabgezogen, und diese im gegebenen Falle offenbar zweckmäßigste Methode wurde auch beibehalten, wenn die Spitzen der Nadeln vorher abgeschnitten oder mit einander verklebt worden waren. Rundliche Blätter, die gar keine Schmalseite darbieten, wurden, wenn sie von Natur oder durch das Absterben weich genug waren, um sich zusammenzufalten, mit dem Munde auf der Mitte der Fläche durch Ansaugen ergriffen und so hinabgezogen.

Es gewinnt mit einem Worte den Anschein, als ob die Regenwürmer sich ihren mangelhaften Sinnesorganen und ihrer abgeschiedenen Lebensweise zum Trotze genug Intelligenz erworben hätten, um die Form der Gegenstände und die zweckmäßigste Behandlungsweise derselben beurtheilen zu können. Ganz ebenso wie die Blätter wurden Papierdreiecke behandelt, die, um ihr Aufweichen im Nachtthau zu verhüten, vorher mit Fett eingerieben worden waren. Die schmäleren wurden meist mit einer Spitze voran hinabgezogen, die breiteren meist in der Mitte erfaßt und durch Zusammenfalten in die Oeffnung gezwängt.

Die in die Oeffnungen hineingezogenen Gegenstände dienen den Würmern theils zur Nahrung, theils zum Ausfüttern und Verstopfen der Eingangsthore, um das Eindringen der Kälte und vielleicht auch des Regenwassers in die Gänge zu hindern. Zu demselben Zwecke häufen sie, wenn sie keine Blätter oder Stiele finden, auch kleine Steine, die sie ebenfalls durch Ansaugen herbeiziehen, über ihren Gangmündungen an, oder kleiden die Wandungen, namentlich in den erweiterten, tieferen Theilen, wohin sie sich bei starkem Winterfroste, wie auch in der Sommerdürre, zurückziehen, mit denselben aus, wahrscheinlich um ihren Körper vor der unmittelbaren Berührung mit der naßkalten Erde zu schützen. Die Blätter, welche ihnen zur Nahrung dienen, pflegen sie in ihren Gängen mit einer alkalischen Flüssigkeit zu benetzen, welche, wenn sie noch grün sind, ihr Welken befördert und ihre Bestandtheile wahrscheinlich löslicher und verdaulicher macht. Den Regenwürmern fehlen die harten Kiefer, welche viele ihrer Verwandten besitzen; dafür erfreuen sie sich eines mit kräftigen Quermuskeln versehenen Kropfes, der vor dem eigentlichen Magen liegt und in welchem stets eine Anzahl kleinerer Steine enthalten ist, die zur weiteren Zerreibung des zum Theil aus Erde und härteren Substanzen bestehenden Speisebreis dienen. Da der Humus und die verwesenden Blätter, welche die Würmer verzehren, schon an sich sauer sind, so findet eine saure Verdauung, wie im Magen der höheren Thiere, bei den Würmern nicht statt, vielmehr ist ihr Verdauungssaft, wie derjenige der Mund- und Bauchspeicheldrüse bei den Wirbelthieren alkalisch und wird in seiner die Säure des Speisebreis abstumpfenden Eigenschaft noch durch ein paar Drüsen unterstützt, die reichliche Mengen von kohlensaurem Kalk in den Verdauungscanal absondern.

In den Zeiten, wo keine Blätter von den Bäumen fallen, verschlingen die Würmer große Mengen von Dammerde, um derselben die in Form von Humusstoffen, Insecteneiern, Pilzsporen 2c. in ihr enthaltene Nahrung zu entziehen; sie besorgen dabei die feinere Zerreibung und Vertheilung dieser Erde und befördern sie, mit ihren eigenen thierischen Ausscheidungen innig vermischt, in Form der bekannten, aus zerbrochenen fadenartigen Massen bestehenden Wurmhäufchen über die Mündung ihrer Löcher. Oftmals verschlingen sie aber die erdige Masse auch nur zu dem Zwecke, um sich durch sie hindurch den Weg in die Tiefe zu bahnen. Während sie sich nämlich in die Ackerkrume leicht und schnell hineinwühlen können, indem sie ihren Schlundkopf wie einen Keil wirken lassen, der die lockeren Massen bei Seite schiebt, müssen sie sich durch festeren Boden förmlich hindurchfressen, und dann bestehen, je nach der Bodenart, ihre sonst schwärzlichen Auswürfe fast aus reinem, weißem kohlensaurem Kalke, gelber oder rother Ziegelerde, die gleichwohl dabei fein zerrieben und, wenn auch in geringerem Maße, mit animalischen Flüssigkeiten durchtränkt werden.

Auf diese Weise verwandeln sie selbst einen unfruchtbaren Boden allmählich in einen fruchtbaren, sobald es ihnen nur möglich ist, Blätter hineinzuziehen und darin zu leben. Hensen sah, wie durch die Thätigkeit zweier Regenwürmer die Oberfläche einer Quantität weißen Sandes, die vorher mit Blättern bestreut und in einem Kessel von achtzehn Zoll Durchmesser enthalten war, in Verlauf von sechs Wochen mit einer centimeterdicken Schicht dunkler Ackererde bedeckt wurde. Außerdem führen sie eine Menge auf der Oberfläche verstreuter, abgestorbener, organischer Reste, wie Blätter, Insectenleichen, Schneckenschalen, Knochen 2c., dem Boden zu, indem sie dieselben mit ihren Häufchen bedecken, und die Pflanzensamen, welche sonst frei an der Oberfläche verwittern würden, werden durch diese Ueberschüttung in günstigere Bedingungen für die Keimung versetzt. Die Wurzeln gleiten zum Theil in den alten Wurmgängen hernieder, deren Wände mit animalischen Ausscheidungen gedüngt sind, und rings umher finden sie einen von den Würmern wohlvorbereiteten und durchlüfteten Boden.

Die Leistungsfähigkeit der Würmer hinsichtlich der Erdmengen, welche sie aus der Tiefe an die Oberfläche bringen, wurde meist unterschätzt, weil sich Niemand die Mühe genommen hatte, das Gewicht ihrer Auswürfe zu bestimmen und für ein gewisses Areal zu berechnen. Hensen schätzte die Anzahl der auf einem Hektar geeigneten Bodens lebenden Regenwürmer auf 133,000 Stück, und die über einem einzigen Loche gefundenen Auswürfe wechseln in ihrem Gewichte von einer halben bis zu vier Unzen oder einem Viertelpfunde. Eine wahrscheinlich aus Ostindien stammende und an die Nordküste des mittelländischen Meeres verschleppte Art errichtet dort über ihren Löchern, indem sie das Hinterende hoch emporhebt, zwei bis drei Zoll hohe Thürmchen, die bei einem Zoll Durchmesser ganz aus diesen darmartig gewundenen erdigen Excrementen bestehen und einen merkwürdigen Anblick gewähren. Auf Ceylon giebt es eine zwei Fuß lange und einen halben Zoll dicke Art, deren Auswürfe natürlich reichlicher ausfallen werden. In England berechnet sich die von den Regenwürmern auf ge-

eignetem Terrain emporgebrachte Erdmasse auf im Durchschnitt zehn Tonnen (= 10,516 Kilogramm) für den Acre (= 0,4 Hektar). Eine englische Dame, die sich für diese Frage interessirte, scheuete die Mühe nicht, diese Auswürfe von einer verhältnißmäßig wenig von Regenwürmern besuchten Terrasse einzusammeln, und erhielt soviel, daß die Menge auf den Acre berechnet 7,56 Tonnen staubtrockener Masse ergeben würde. Aber Darwin beobachtete auch Terrains, bei denen sich dieses Quantum auf achtzehn Tonnen abschätzen ließ.

Für den Archäologen gewährt es ein nicht unbedeutendes Interesse, zu verfolgen, wie unter dieser gleichmäßigen Decke feiner Erde nicht nur die kleineren Steine, sondern auch allerlei verlorene Gegenstände: Münzen, Schmucksachen, Waffen, Werkzeuge aus Stein und Bronze, begraben und, sofern sie nicht zum Rosten neigen, auf diese Weise für die Nachwelt erhalten werden. In der That sind die Archäologen und prähistorischen Forscher in dieser Beziehung ebenso wie die Landwirthe den Würmern zu Dank verpflichtet und nicht weniger die Architekten, die ihnen die Erhaltung manches alten, mit Erde bedeckten Monumentes und namentlich vieler alten kunstvollen Steinfußböden verdanken. Die Regenwürmer durchbohren nicht nur die Erde, sondern selbst den Mörtel alter Bauten, wie wir zuweilen in unsern Kellern wahrnehmen können, und in verlassenen Bauten kommen sie allmählich aus allen Fugen der Böden empor und bedecken dieselben mehr und mehr mit ihren Auswürfen.

Von seinen Söhnen unterstützt, hat Darwin diesen Vorgang in vielen alten Abteien und an den wohlerhaltenen eleganten Steinfußböden neuentdeckter römischer Villen studirt. Die Regenwürmer bringen durch ihre Minirarbeit übrigens auch einzelne Mauern zum Sinken, wenn die Fundamente derselben nicht tief genug hinabgehen, wie man alle Tage an schlechtfundirten Gartenmauern sehen kann. Da die Regenwurmgänge in der Regel nicht über sechs, nur in seltenen Fällen bis auf acht Fuß hinabgehen, so sind gut fundamentirte Mauern vor ihrer Unterwühlung sicher, und darum zeigen Steinfußböden eine ungleiche, meist in der Mitte stärkere Senkung, weil die Regenwürmer den Boden in der Mitte am meisten, in der Nähe der Mauern weniger stark unterminirt haben. Da ihre Gänge meist fast senkrecht oder doch nur wenig schief hinabgehen, so sind größere Steinblöcke und Monumente einigermaßen vor ihrer unterminirenden und versenkenden Thätigkeit geschützt.

Zum Schluß müssen wir noch einen Blick auf die sehr wichtige geologische Wirksamkeit der Regenwürmer werfen, die sich in wenig von einander abweichenden Formen über alle Erdtheile verbreitet haben. Ihre losen Auswürfe bilden nämlich auf mit Vegetation bedeckten Flächen und unter feuchten Himmelsstrichen beinahe die einzige bewegliche Bodensubstanz, die zu kleinen Ballen zerkrümelt, von den herrschenden Winden verweht oder auf geneigten Flächen vom Regen beständig herniedergewaschen werden kann. Wenn auch nur ein kleiner Theil der eine Dicke von 0,2 Zoll erreichenden Schicht feiner Erde, die alljährlich in England diese Würmer an die Oberfläche bringen, von den Winden verweht und vom Regen abwärts gespült wird, so sieht man doch leicht ein, daß diese beständig dem Thale und durch die Wasserläufe dem Meere zugeführten Erdmassen im Laufe der Jahrhunderte sehr beträchtlich anwachsen müssen, und es ist keineswegs übertrieben, wenn Darwin sagt, daß die unser Auge durch ihre Weichheit entzückenden, abgerundeten Formen, welche Berg und Thal in fruchtbaren Landstrecken zeigen, zum guten Theile das Werk der Regenwürmer seien. Zugleich verhüten sie, indem sie die oberste Schicht locker und beweglich erhalten, eine allzugroße Ansammlung von Ackererde über dem natürlichen Felsenboden, und das ist insofern wichtig, als dadurch die Felsoberfläche beständig der Einwirkung der Humussäuren und der Erdwürmer zugänglich erhalten wird. Dadurch werden immer neue Massen des Felsbodens abgenagt und der Ackererde von unten her zugeführt, sodaß der Gehalt derselben an mineralischen Bestandtheilen, den die Würmer außerdem durch Zerreiben der Steinfragmente in ihren Kröpfen erhöhen, beständig erneuert wird. So erheben sich diese verachteten Thiere trotz ihrer Kleinheit vor den Blicken des englischen Forschers zum Range höchst nützlicher Geschöpfe.

Carus Sterne.

Blätter und Blüthen.

„Ein treuer Freund der Freiheit und der ‚Gartenlaube‘.“ So überschrieben wir den Artikel, mit welchem wir (in Nr. 27 des Jahrgangs 1865) den als politischen Märtyrer und anregenden Erzähler gleich hochgeachteten Jodocus (Donatus Hubertus) Temme unsern Lesern in Wort und Bild darstellten. Seit dem 14. November gehört er nun zu denjenigen Todten, die wir ewig verehren werden.

J. D. H. Temme ist bis zu seinem letzten Hauche geblieben, was er durch dreiunddreißig Jahre im Dienst der preußischen Justiz, auch fast dreißig Jahre im Dienst seiner Wissenschaft in der Schweiz und mehr als sechszig Jahre im freien Dienst für Recht und Freiheit, Geistes- und Herzensbildung des deutschen Volkes war: ein unerschütterlich fester Mann, ein unantastbarer Charakter.

Da schon sechszehn Jahre verflossen sind, seit die „Gartenlaube“ Temme's Lebensbild gebracht, so müssen wir wohl mit einigen Andeutungen heute an die Schicksale dieses ausgezeichneten Mannes erinnern.

In dem politischen Strafverfahren gegen Temme geschah es, daß der stolze altpreußische Spruch: „Es giebt noch Richter in Berlin“, schmählich zu Grunde ging. Temme war selbst ein so ausgezeichneter Jurist, daß man ihn, seit er nach seiner dritten juridischen Prüfung 1832 sein Beamten-Wanderleben begann, beinahe regelmäßig von zwei zu zwei Jahren in immer schwierigere Aemter beförderte, die jedes Mal, wie der Justizminister Mühler selbst bemerkte, besondere Rechtskenntniß, Energie, Fleiß und Eifer erforderten, bis man ihn 1848 als Staatsanwalt an das Criminalgericht nach Berlin berief. In dieser Stellung mußte er es erleben, daß preußische Richter ihn wegen seiner politischen Gesinnung verurtheilten, weil er es gewagt hatte, neben seiner Amtspflicht auch seine Bürgerpflicht zu wahren.

Die einst so hoch in der Volksachtung stehenden Richter mußten sich in den Dienst des herrschenden Systems fügen; preußische Justizcollegien denuncirten ihre eigenen freisinnigen Präsidenten, und so wurde auch Temme, den man zum Director des Oberlandsgerichts in Münster ernannt hatte, von diesem, seinem eigenen Gericht des Hochverraths angeklagt und in eine Zuchthauszelle gefangen gesetzt, die vor ihm fünf gemeine Verbrecher beherbergt hatte. Noch dreimal traf ihn, in Folge seiner parlamentarischen Thätigkeit, dasselbe Loos, bis das Obertribunal zu Berlin das Ungeheuerliche vermochte, durch Rückanwendung eines späteren Strafgesetzes auf Temme den verhaßten Mann für immer und ohne Pensionsansprüche aus dem Staatsdienst zu entfernen. Das gehört zu den schwärzesten Reactionsblättern der preußischen Justizgeschichte. Und als nun Temme durch die Redaction der neuen „Oderzeitung“ seine Familie in Breslau zu erhalten suchte, verbitterte ihm die Polizei das Leben derart, daß er den Ruf als Professor des Criminal- und Civilprocesses nach Zürich mit Freuden begrüßte. Dort gründete er 1852 seine zweite Heimath.

Temme war an Geist und Körper eine hohe, edle, vornehme Erscheinung und vereinigte in sich die Tapferkeit des Helden mit dem feinfühlenden Herzen für Alles, was sich seiner Liebe würdig zeigte. Er war das würdigste, treueste Haupt seiner Familie, dessen Himmel vor drei Jahren nur durch den Tod der Gattin Temme's getrübt wurde, und gleiche Liebe hegte er für sein deutsches Volk: er verfocht nicht nur als Demokrat im Geiste Uhland's des Volkes Recht und Freiheit, er sammelte zugleich auf seinen vielen Wanderungen die schönsten Schätze des Volksherzens in den Sagen und Geschichten Westfalens, Preußens und Litthauens, Pommerns, der Altmark und der Insel Rügen und wurde dadurch hingeleitet, neben seinen zahlreichen ernsten juristischen Werken jene Reihe von Erzählungen zu schaffen, deren viele auch unsere „Gartenlaube“ schmückten. Das Volk wird stets sich dieser Gaben mit Dankbarkeit erinnern; denn — so schließen wir mit Temme's Lebensbild von 1865 — es fühlt dabei, daß aus diesen Einer spricht, der mit ihm gelitten und gestritten hat.

Mutterfreuden. (Abbildung S. 813.) Robert Beyschlag's heute von uns reproducirtes hübsches Bild erklärt sich selbst. Wir beschränken uns deshalb darauf, aus dem Leben des Künstlers Folgendes mitzutheilen: Beyschlag gehört zu den hervorragendsten Genremalern Münchens und hat sich namentlich durch seine anmuthigen Darstellungen weiblicher Gestalten wohlverdienten Ruf erworben. Er ist 1838 in Nördlingen geboren und machte seine Studien in München und Paris. Kinderbilder gelingen ihm vortrefflich. Unsere Leser werden sich gern seiner Bilder „Zwei Hasen“ (1871, S. 549), „Im Walde“ (1874, S. 439), und „Mutterfreude“ (1878, S. 812) erinnern, von seinen übrigen Leistungen zu schweigen.

Allgemeine Geschichte der Literatur von Johannes Scherr. Das geistvolle Werk unseres verehrten Mitarbeiters ist längst ein Eigenthum der Nation; denn fünf starke Auflagen desselben sind in den Händen der deutschen und außerdeutschen Lesewelt. Wenn wir, entgegen unserer Gewohnheit, nur neue Erscheinungen des wissenschaftlichen Büchermarktes in den Bereich der Betrachtung zu ziehen, heute trotzdem auf diese jüngsthin in sechster Auflage erschienene Literaturgeschichte hinweisen, so geschieht es in Anbetracht ihres außergewöhnlichen Werthes und der Seltenheit ihres Genres. Es ist in der That eine staunenswerthe Summe des Fleißes und Wissens, des Sammelns und Sichtens, des Gruppirens und Gestaltens, vor Allem aber des allseitig geschulten Urtheils in Gesinnung und Geschmack, die hier niedergelegt ist. In zwei mittelstarken Bänden eine erschöpfende, durchaus nicht lückenhafte Geschichte der Literaturen aller Völker von den ältesten Zeiten an bis auf unsere Tage zu geben — man

weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die Menge des hier gebotenen Stoffes oder die künstlerische Oekonomie seiner stets auf das Gründliche und doch auf das Knappe gerichteten Anordnung. Dieses Handbuch ist vermöge seiner Vollständigkeit und lichtvollen Composition ein äußerst lehrreiches, vermöge des Geistes echter Idealität, der es durchweht, aber auch ein in höherem Sinne ungemein nützliches Buch. Mit gleichem Feuer tritt es ein für die idealen Güter des literarischen Schaffens der Völker, wie es den falschen Idealismus, alles sentimentale und unkräftige Wesen in Schriftthum und Leben, bekämpft. Was dieser „Allgemeinen Literaturgeschichte“ aber noch einen besonderen Reiz verleiht, das ist die überall hervorleuchtende tüchtige und eigenartige Ursprünglichkeit der Persönlichkeit des Verfassers. Hierin liegt der Schlüssel zu dem Geheimniß, daß man über der Lectüre des Scherr'schen Buches, wie nüchtern und antiquarisch auch der Stoff dieses und jenes Capitels sein mag, stets das Gefühl wohlthuender Frische hat; diese Frische ist hier, wie bei allen Scherr'schen Schriften, der Ausfluß eines gewissen eigenartigen, subjectiven Stilgepräges, das die Kathedergelehrten so sehr hassen, das aber trotzalledem das wahre Merkmal selbstständigen Denkens und Urtheilens und zugleich der richtige Becher ist, in dem man dem Volke den Wein literarischen Genießens credenzen soll, wenn anders man es dauernd fesseln will. Wir laden Jedermann ein, den Wein Scherr'schen Geistes zu kosten, der in dieser „Geschichte der Literatur“ fließt.

Im Herrenstübchen. (Abbildung Seite 821.) Genrebilder aus dem Gewohnheitsleben der Menschen, wie das unsres „Herrenstübchens“ von E. Schulze-Briesen, erwecken unser Wohlgefallen um so mehr, je häufiger wir den Originalen derselben an bestimmten Orten begegnen und je verlockender sie die Vergleiche mit Gestalten unserer Erinnerung hervorrufen. Man verlangt also Portrait-Aehnlichkeiten, und je mehr derselben von dem einzelnen Beschauer aufgefunden werden können, um so höher steigt die Lust am Bilde und die Schätzung desselben. In der vorliegenden Composition hat der Künstler hierin ein Meisterstück geliefert; er stellt uns vor eine Sammlung von Charakterköpfen, in welchen Jedermann alte Bekannte finden wird; zudem ist die Gruppirung eine so gelungene, so sprechende, daß sogar die soeben in Gang befindlichen Gesprächsstoffe, je nach der allgemeinen Geisterbewegung der Zeit, herausgerathen werden können. Eine liebliche Zugabe ist die horchende Kellnerin am Ofen, die offenbar Gelegenheit hat, über die Unterhaltung am Herrentische ihr eigenes Theil zu denken.

Kleiner Briefkasten.

Alte Abonnentin. Für Ihren Zweck ganz geeignet.

Z. Z. Sie erhalten die gewünschte Auskunft auf dem Standesamte.

Concertgeige T. Wir müssen Ihr Gesuch der Consequenzen wegen leider ablehnen.

G. S. in Berlin. Rückgabe und Honorar.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 50. 1881.



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Ein Friedensstörer.

Erzählung von Victor Blüthgen.

(Fortsetzung.)

Am anderen Morgen brachte Jochen fünf Musikanten von Demmin. Sie waren lustig; denn als sie in's Dorf einfuhren, spielten sie, auf der engen Wagenbank zu einem wahren Knäuel geballt, den Großvater-Tanz zum Stein-Erweichen. In der Schänke stiegen sie ab. Und am Nachmittage entwickelte sich auf dem kleinen Dorfteiche das seltsamste Schauspiel von der Welt.

Eine spiegelblanke Eisfläche, ein Naturparquet von gefährlicher Glätte; darüber ein wolkenlos blauer Winterhimmel. In der Nähe des Ufers luden die braungestrichenen, verscheuerten Tische und Bänke des Schänkwirthes und eine Anzahl Stühle zu Sitzen ein, während für die Füße durch Legen von Brettern und Roggenstroh gesorgt war. In diesem Ballsaale herrschte eine Temperatur von zehn Grad Kälte und völlige Windstille.

Die Kinder tummelten sich, Tanzversuche anstellend, mit lautem Geschrei auf der weiten Fläche. Neugierige Gruppen Erwachsener, das helle Vergnügen in den Gesichtern, gingen ab und zu, dann aber zog es in hellen Haufen heran, vorweg die Musik, dahinter der Wirth, einen Karren vor sich herschiebend, auf welchem Körbe zahlreiche Flaschen und Gläser bargen Nach ihm trug ein Mann etliche Stangen und einen Kupferkessel, ein Zweiter auf der Schulter ein Fäßchen, ein Dritter eine Anzahl Reisigbündel, ein Vierter zwei Eimer voll Wasser. Nun folgte im Festputz die „Compagnie", umschwärmt von Kindern. In der Nähe des Gutsgartens, wo das Ufer am niedrigsten und der Zugang zum Teiche am bequemsten war, lenkte man ein; der Wirth begann auszupacken, indessen man am Ufer, an einer von Schnee gesäuberten Stelle, den Kessel aufhing, ihn mit Wasser füllte und unter ihm Reisig anzündete. Die fünf Musikanten saßen um ihren Tisch in der Nähe des Wirthsstandes, rieben sich die Hände und bliesen die Backen auf. Dann dudelte die Clarinette ein paar Läufe auf und ab; der Baß rummelte einige Griffe; zwei Blechinstrumente quiekten. Endlich sagte die Pauke: „Bum". Sie war ihrer Sache sicher. Und nun begann ein Walzer.

Zaghaft sahen die ersten Tritte aus, aber es ging. Ein nie gekanntes Vergnügen!

„‚Junge Welt ist lustig,' sagt das alte Weib und läßt das Kind aus der Wiege hüpfen — da liegt schon ein Paar." Es ist gut abgegangen. „Was, das ist ja wohl Zielenzig? Der alte Dämel tanzt auch mit!"

„‚Ist 'ne Pracht,' sagt Widal, ‚macht Platz, meine Tochter kommt' — nein, was sich Fieken Stiermann aufgedonnert hat! Die hat ja wohl so viel Bänder hinten als der Regenbogen Farben hat?"

„Da liegen ja wohl sechs auf einander! — ‚Siehst Du, siehst Du, Vagel, aus der Hast kommt nichts Gutes,' sagte Eulenspiegel, da ließ er den Senftopf fallen."

„Ist 'n Spaß, ist 'n Spaß — juh! Lüchting, noch einen in das Glas und 'nen Haufen d'rauf! Heute muß von inwendig Feuer gemacht werden. Na, wenn unser alter Herr kommt, der muß auch mal mittanzen."

„Was, da kommen ja wohl die Knechte vom Hofe? Das giebt nichts! Das Vergnügen ist blos für die Compagnie. Wir werden mit unserm Schnaps allein fertig."

„Oho, andere Leute sind doch auch Leute; unsern Schnaps wollen wir wohl bezahlen."

„Na, laßt sie nur!"

„Lüchting, ist das Wasser noch nicht heiß? Meine Frau will was Warmes trinken."

„Geduld, sagt Schult. Das kommt all noch."

Das quiekte, dudelte und brummte; das sprach, schrie und jauchzte durch einander; das drehte sich, fiel und stand wieder auf unter hellem Gelächter. Aus dem Dorfe kam Zuzug; die Compagnie war bald nicht mehr allein. Was nicht am Tanze sich betheiligte, erschien wenigstens zum Zuschauen.

„Ho, unser alter Herr kommt! Unser Herr Baron soll leben und das gnädige Fräulein daneben!"

Aber das gnädige Fräulein war nicht dabei; der Baron hatte allein gehen müssen. Anne-Marie „fror so" und „hatte Kopfschmerzen" und saß müde am lodernden Kaminfeuer. Der alte Herr hatte seinen Fuchspelz an und die Pelzmütze auf dem Kopfe; mit Pelzhandschuhen hielt er die qualmende Jagdpfeife, und sein Gesicht war voll ingrimmigen Vergnügens. Er schritt langsam um den Teich herum bis zu dem Wirthsstande, wo die älteren Leute die Mützen abzogen und ihn mit grinsenden Gesichtern erwarteten.

„Na, wie gefällt Euch das, Kinnings?"

„Das soll uns wohl gut däuchten, Herr. Auf die Art halten wir das Arbeiten lange aus."

„Das habt Ihr auch verdient, indem daß Ihr bei Euerm alten Herrn geblieben seid. Das vergeß' ich Euch nicht."

„Nun kommen wir doch wohl nach Amerika, Herr, wenn's Frühjahr wird?"

„Das müssen wir mal sehen, wie das wird. — Was willst Du denn von mir, mein Döchting?"

Er streichelte dem hübschen Kinde, das von Andern vorgedrängt wurde und endlich couragirt zu ihm trat, väterlich das Kinn.

„Herr, Sie möchten doch mal mit mir tanzen."

„Was? Tanzen soll ich?" Er nahm die Pfeife aus dem Munde voll verräucherter Zahnstummel und lachte in seiner kurzen Weise. „Du bist wohl ungesund im Kopfe, Fiekeu? Das müßte ja aussehen, als wenn ein alter Kettenhund hier 'ne Polka machen wollte. Krischan Schnabel, komm mal ran und nimm mir das Kind ab! Das wird ihm lieber sein, als 'n Tanz mit so 'nem lahmen Krippensetzer. — Trinken? Ja, das will ich wohl; gieb mir mal das Glas her, mein Sohn! — Nein, ich setz' mich nicht; das giebt Podagra in meine alten Knochen. Donner un de Knütt! Was für 'n guter Schnaps ist das — Lüchting, da kannst mir mal 'ne Buddel auf den Hof bringen, ich habe das gern zum Frühstück. — Juch! Was kreischt denn so? Das ist ja wohl Jehann Schuring? Komm mal 'n bischen näher, mein Sohn. Was machst Du denn hier auf dem Eise? Gehörst Du zu meiner Compagnie? Hab' ich etwa für Dich die Musik bezahlt?"

„Ach, Herr Baron, wir wollten doch auch ein bischen tanzen —"

„Na, was in Hofdiensten steht, das soll's meinetwegen, aber zu trinken kriegt die Art nichts von mir, Lüchting, und was die Tagelöhner sind, die nicht zu mir gehalten haben, die jagt Ihr herunter. Na, adschüs auch!"

„Adschüs, Herr! Und 'nen Tusch für unsern Herrn Baron!"

Der alte Herr ging langsam wieder zurück, wie er gekommen, und musterte das Volk auf dem Teiche.

„Nun hab' ich meinen Willen, Pogge, und nun wollen wir mal sehen, ob Du Deinen auch haben sollst," knurrte er befriedigt zwischen den Zähnen.

Gegen die Dunkelheit zu wurde das Fest immer lebendiger und in Folge der genossenen Getränke gefährlicher für die Theilnehmer. Die Alten legten sich in's Mittel, aber es half nichts. Erst als ein Bursche dermaßen hingestürzt war, daß er besinnungslos fortgetragen werden mußte, leerte sich die Fläche wie mit einem Schlage.

Am folgenden Tage begann der Tanz auf's Neue. Wieder dampfte und stampfte, musicirte und lärmte, trank und schwatzte es bis in den sinkenden Abend hinein.

Am dritten Tage wollte nichts mehr zu Stande kommen. Die Musikanten aus Demmin fuhren Nachmittags heim, und die Eisfläche blieb einsam; nur ein paar Kinder suchten Schleifen, Knöpfe und was sonst Verlorenes für Kinder Werth hatte, standen wohl auch schaudernd vor ein paar Blutspuren. In den Stuben schliefen die Theilnehmer mit wüsten Köpfen oder hockten fröstelnd an den Oefen umher. Tanzen um's Tagelohn — es war doch ein unvergleichlicher Gedanke!

8.

Die Kosten des Festes auf dem Eise bezahlte Anne-Marie wieder „auf Borg". Neujahr fuhr sie mit dem Onkel nach Branitz, um zu gratuliren — aber erst Nachmittags; denn Curt war Vormittags drüben gewesen. Als sie zurückkamen, fand der Baron ein Billet vor, in welchem Curt mit kurzen geschäftsmäßigen Worten den Alten aufforderte, sich bis zum Beginn des neuen Quartals nach einer anderen Wohnung umzusehen. Der Alte lachte höhnisch — das Billet wurde wieder, wie alles ihm fatale Papier, zum Fidibus verwandt.

Langsam dehnten sich die kalten Winterwochen. Klares Wetter, Schneegestöber, eisiger Nordost wechselten in fast regelmäßigem Turnus. Der Baron war viel auf der Jagd, auf Pelchower Revier und in der Nachbarschaft, während Curt die Einladungen ausschlug — für diesen Winter. Seltsam fügte es der Zufall, daß der alte Herr jetzt beständig im Spiel, dem unvermeidlichen Abschluß jedes Jagdfestes, gewann; er brachte Summen heim, welche die Auslösung seiner Compagnie bis zum Frühjahr sicher stellten, und man war versucht, die Abmachung, daß man ihm Verluste stillschweigend erlassen wolle, aufzuheben. Die Geschichte vom Pelchower „Eistanz im Tagelohn" machte die Runde, soweit man den Alten kannte, und wurde weidlich belacht; sie bildete ein neues Blatt in der Geschichte seiner tollen Streiche.

Man fragte ihn wohl, was er zu thun gedächte, wenn der April käme; denn er traf nicht die geringsten Anstalten, sich um eine künftige Wohnstätte zu bemühen. Man war überzeugt, daß er wieder etwas Närrisches anstellen werde.

Auf jene Frage hatte er eine charakteristische Antwort:

„Denkt ihr denn, ich weiß heute schon, was ich morgen thun werde?"

Anne-Marie saß daheim, ernst und schweigsam, eine Andere als sie vordem gewesen. Sie las und stickte und nähte. Selten ging sie aus, etwa einmal zu Radmachers, um nach den Kindern zu sehen. Und immer hatte sie Furcht, sie könne Curt einmal dort treffen. Zuweilen hielt der Wagen, mit der Steinfigur Jochen's im blauen Mantel auf dem Bock, bei dem Hause; dann fuhr sie in die Nachbarschaft, nach Langsdorf, nach Branitz, an einen oder zwei andere Orte, wo sie mütterliche Freundinnen gewonnen hatte. Am liebsten war ihr das stille Zimmer in Pelchow.

Von dort aus konnte sie Curt nebenan auf- und abgehen hören und den Laut seiner Stimme vernehmen. Die Tasten des Flügels berührte er nicht wieder. Sie bekam ihn sehr selten zu sehen; denn im Februar war er fast immer abwesend. Was sollte er auch in dem öden Pelchow beginnen? Was hätte ihn da fesseln können? Das geringe Maß Arbeit, welches die Jahreszeit zu verrichten erlaubte, konnte der Statthalter Drewes beaufsichtigen. Er fühlte wohl auch das Bedürfniß, die Zeit bis zum Frühjahr zu tödten, welche ihm Erlösung von dem auf dem Gutshause lastenden Banne und Freiheit der Bewegung bringen sollte.

Ach, was stand ihr da noch bevor! Der Onkel wollte durchaus nicht zum Abzuge rüsten; er ließ sich nicht zureden und blieb dabei: er ginge freiwillig nicht fort. Welche Aufregungen würde es da noch zu ertragen geben!

Und immer näher rückte der gefürchtete Zeitpunkt. Anfang März kam ein häßlicher Thauwind mit Regen, welcher die Wege in Sümpfe verwandelte, dann ein kühler Ostwind bei grauem Himmel, welcher am Tage die Wege auftrocknete, in der Nacht Frost brachte, endlich ein paar linde, fast schwül warme Tage. Das Holz der Bäume und Sträucher ward bräunlich und glänzend; die Knospen schwollen; der Rasen begann zu sprossen.

Es wurde Frühling in Pelchow.

Anne-Marie von Lebzow hatte schlaflose Nächte. Sie sah bleich aus, und ihre fröhlichen, glänzenden blauen Augen waren matt geworden. So nervös war sie, daß sie zusammenschrak wie ein Stämmchen, an das eine kräftige Faust geschlagen, wenn Dürten Schoritz unvermuthet an ihre Thür klopfte. Nicht der Gedanke, daß sie von Pelchow scheiden solle, nicht das Loslösen aus der Nähe Curt's war es, was sie quälte — das Gespenst der Katastrophe, welche bevorstand, hatte in ihrer Seele Wohnung genommen und wuchs und marterte ihre Nerven, daß jedes andere Leid von dieser Pein verschlungen wurde.

Eine barbarische Zeit, so sagt man, erfand Gefängnisse mit beweglicher Decke. Jeden Tag rückte diese Decke ein paar Zoll tiefer; der Unselige, der unter ihr ahnungslos wohnte, merkte es, er konnte den sich verkleinernden Raum endlich mit dem ausgestreckten Arme messen. Tiefer, immer tiefer sinkt die Decke! Er kann sie mit den Händen fassen; er drängt und stemmt in verzweifelter Angst; noch drei Tage — dann liegt er, und das Ungeheuer über ihm wird ihn zerquetschen, rettungslos, unerbittlich —

Aehnliches empfand Anne-Marie von Lebzow.

In der letzten Märzwoche nahmen die Feldarbeiten auf Pelchower Grund und Boden wieder ihren Anfang. Curt hatte den Winter trotz des Arbeitermangels leidlich überstanden; jetzt aber sah er sich der Frage gegenüber: woher Arbeiter schaffen? Entweder die Getreuen des Onkels, oder neue, die am sichersten in Schweden zu haben waren — das Beides stand zur Wahl.

Der Zeitpunkt war gekommen, wo man den Versuch machen konnte, ob die „Compagnie" des Onkels vernünftigen Vorstellungen zugänglich war. Man mußte den Leuten die Pistole auf die Brust setzen, und er hatte sich zu diesem Zwecke die genauesten Instructionen vom Landrath geholt.

Curt nahm die Liste der Leute und ging zum Radmacher, den er fragte, ob er es auf sich nehmen wolle, die Widerspänstigen für morgen, Sonntag, zu einer Versammlung in den Nachmittagsstunden aufzufordern? Er, Curt, werde gegen vier Uhr erscheinen, um ein ernstes Wort mit ihnen zu reden. Der Radmacher möge mit Mederow sprechen: das Schullocal sei wohl der geeignetste Zusammenkunftsort; der Baron erführe am besten vorher nichts von der Sache.

„Gern," meinte der Radmacher. „Ich verrathe auch nicht vorher, was Sie ihnen sagen wollen, junger Herr. Die Neugier hilft treiben; ich kenne die Art hier."

Curt stimmte zu, und der Radmacher brachte am nächsten Morgen günstigen Bescheid.

„Ich habe aber mit meiner Frau Streit gekriegt, Herr," setzte er ernst hinzu. „Es will ihr gar nicht in den Kopf, daß unser gnädiges Fräulein aus Pelchow fort soll, und sie hat mir was vorgeweint gestern Abend. Ich habe Ihnen den Gefallen gethan, aber es ist mir schwer geworden."

Curt wendete sich ein paar Secunden ab; dann drehte er sich finster herum und erwiderte kurz:

„Mein lieber Radmacher, mir ist wahrscheinlich schwerer um's Herz als Ihnen und Ihrer Frau. Sagen Sie ihr das!" — —

In der Schulstube des Herrn Mederow ging es am Nachmittage lebhaft her. Was der „junge Herr" zu reden haben würde, stand leicht zu vermuthen. Der Radmacher war nicht anwesend; nur Herr Mederow bewegte sich zwischen den Leuten, welche erst vereinzelt auf den Schulbänken Platz genommen hatten, und der Schulmeister war ein beredter Anwalt des Administrators. Allein er fand wenig günstiges Gehör. Man erkannte die Tüchtigkeit und den guten Willen Curt's an, aber es ging doch nichts über den guten alten Herrn. Und das Zauberwort „Amerika" feite gegen alle Anwandlungen von Furcht und Nachgiebigkeit.

In der Frühlingssonne draußen hielt Curt's Engländer; Herr Mederow eilte hinaus, um die Zügel zu ergreifen. Drinnen schoben sich die Leute — nur Männer — zwischen die Bänke. Neugierige Gesichter empfingen den Eintretenden und erwiderten auf sein „Guten Tag, Leute!" in rauhem Altempo.

„Ich habe Euch hierher beschieden, um Euch vor eine Entscheidung zu stellen, Leute. Der erste April naht; bis zu diesem Termin muß ich wissen, wie ich mit Euch daran bin. Ich mache Euch keinen Vorwurf aus dem Vergangenen. Aber so, wie bisher, geht's nicht weiter. Der Baron, mein Onkel, den Ihr als Euren Herrn anerkennt, verläßt mit dem ersten April Pelchow. Ich habe Euch im Herbst Arbeit verschafft, indem ich einen Theil der Feldfrüchte auf dem Stiel und in der Erde an die nächsten Güter verkauft habe. — Ihr werdet fortan keine Arbeit mehr finden, außer derjenigen, welche ich Euch als Herr biete. Und diese müßt Ihr annehmen, wohlverstanden, wenn Ihr in Pelchow bleiben wollt. Weigert Ihr Euch, so seid Ihr Armenhäusler; arbeitskräftige Armenhäusler aber können zur Arbeit gezwungen werden; also nützt Euch die Weigerung nichts. Widerstrebt Ihr, so werdet Ihr abgeführt und von Polizeiwegen in ein Arbeitshaus unter Bummler und Vagabunden gesteckt."

„Wir wollen nicht in Pelchow bleiben; wir gehen nach Amerika; unser Herr Baron giebt uns das Geld dazu," unterbrach Curt eine Stimme.

„Irrt Euch nicht! Mein Onkel wird Euch das Geld nicht geben, denn er hat es nicht. Fragt ihn darum! Aber bis zum ersten April will ich Eure Entscheidung haben. — Und nun noch Eines: unterwerft Ihr Euch bis dahin freiwillig, so behaltet Ihr Euren Pachtacker und den bisherigen Lohnsatz, auch was Euch sonst früher vom Gute an Vergünstigungen gewährt wurde. Laßt Ihr Euch erst durch Noth und Enttäuschung zwingen, so berechne ich den Schaden, den ich bis dahin durch Eure Hartnäckigkeit gehabt, und ziehe Euch die Summe nach und nach vom Lohn ab, alle anderen Vortheile aber, mit Ausnahme der freien Wohnung, verliert Ihr. Ueberlegt Euch das! Adieu!"

Diesmal folgte ihm nur ein vereinzeltes „Adschüs!", als er raschen Schrittes vom Katheder stieg und das Zimmer verließ. Noch saß Alles mit langen Gesichtern da, indeß draußen bereits die Hufschläge seines Pferdes sich entfernten, und Keiner hatte recht den Muth, seine Meinung über das Vernommene zuerst zu äußern.

„Das ist 'n Teufelskerl," platzte endlich ein alter Mann heraus. „Ja, da müssen wir wohl erst unsern alten Herrn mal fragen, ob uns der auch wirklich das Geld giebt, daß wir nach Amerika fahren. Er muß uns das bis zum ersten April aufweisen."

Und so lautete auch das Resultat des Hin- und Widerredens, das nun in der Schulstube sich entspann. Die drei Sprecher, welche einst die Lohnzettel vom Baron angenommen hatten, wurden wiederum zu der heiklen Verhandlung mit demselben deputirt.

Der alte Herr empfing seine Getreuen ruhiger, als sie erwartet hatten.

„So ist nun so'n Kerl," sagte der Baron, „wenn er sich nicht anders zu helfen weiß, dann geht das auch gegen Gottes Gebot, was doch besagt, daß Eins dem Andern nicht soll sein Gesinde abtrünnig machen. Na, beruhigt Euch nur, Kinnings! Ich habe zwar das Geld auf den Augenblick nicht hier, aber bis dahin will ich Euch das schon noch aufweisen. Ihr könnt wieder kommen — bis auf den Ersten hat das Zeit."

Er überlegte hin und her. Am späten Nachmittag des letzten Märztages fuhr er mit Jochen nach Branitz. Warum sollte ihm Pannewitz nicht ein paar tausend Thaler vorschießen?

Als es dunkel wurde, saß Anne-Marie von Lebzow am offenen Fenster. Am stahlfarbenen Himmelsgewölbe blinzelten die Sterne; kühl und doch weich wehte die Abendluft um das heiße Gesicht des einsamen jungen Mädchens. Der Bernhardiner, welcher den Winter zumeist im Stalle zugebracht, saß in der Dämmerung zu ihren Füßen und hatte seinen Kopf auf ihr Knie gelegt, und sie streichelte ihn leise mit der Linken, während die Rechte mit dem Taschentuch ihre Wange stützte.

Ihr war bitter weh zu Sinn, und sie weinte. Diese Thränen schienen unversieglich zu sein; wie oft sie das Taschentuch auf die brennenden Augen preßte, immer quollen sie auf's Neue. Sie starrte verloren in die schweigende Nacht, als suche sie unter den blinzelnden Sternen da draußen den ihren. Wo war er? Sie hatte keinen. Morgen — ach wer das Morgen erst überstanden hätte! Manchmal grub sie wohl das Gesicht tief in das schimmernde Tuch und schüttelte langsam den Kopf und stöhnte leise. Wenn nur der Onkel nicht so lange bliebe! Diese Einsamkeit war furchtbar.

Es klopfte. Dürten war es; sie kam mit der brennenden Lampe, stellte sie auf den Tisch und ging schweigend hinaus. Anne-Marie hatte sich geflissentlich weiter zum Fenster gebogen, um ihr Gesicht nicht sehen zu lassen.

Minuten vergingen. Der Bernhardiner erhob sich, schritt schwerfällig zum Ofen und legte sich dort nieder.

Es klopfte noch einmal, unvermuthet; die Bewegung des Hundes hatte die nahenden Tritte überhören lassen, und Anne-Marie fuhr heftig zusammen.

„Herein!"

Curt von Boddin stand in der Thür, schweren Ernst im Gesicht.

„Verzeihung, gnädiges Fräulein! Noch einmal — —"

Anne-Marie hatte ihn mit geisterhaft großen Augen angestarrt. Nun sprang sie mit abwehrenden Händen empor und stieß einen Schrei aus. Er klang wie der Schrei eines zur Marter Verdammten, der den Folterknecht kommen sieht: verzweifelt, herzzerreißend.

„Nicht — nicht — bleiben Sie draußen, um Gotteswillen gehen Sie! Wenn Sie im Leben oder Sterben eine Gnade hoffen: gehen Sie! Sie tödten mich!"

Sie flüchtete sich mit zitternden Knieen hinter einen Stuhl, den sie wie einen Schild vor sich hielt und dessen Lehne sie stützen mußte; denn sie war dem Umsinken nahe.

Curt von Boddin bewegte die Lippen, als wolle er noch etwas sagen; sein Gesicht war verstört und kreidebleich; nun neigte er stumm den Kopf, machte Kehrt und ging hinaus.

„Für immer, Anne-Marie von Lebzow!" hörte sie ihn sagen, ehe er die Thür schloß.

Für immer! Für immer! Warum? Weshalb hatte sie ihn nicht angehört? Was konnte sie für ihre Nerven, die gequälten, gemarterten, die sich gewöhnt hatten, bei dem Gedanken an ihn zur Flucht in alle Winde zu drängen? Ach, und sie liebte ihn doch — sie liebte ihn — und nun sank sie schluchzend vor dem Sopha nieder und legte das Gesicht in das Taschentuch. Sie hatte ihn lieb mit tausend Schmerzen — sehr, sehr lieb.

Eine Weile war es still im Zimmer, still bis auf ihr zuckendes Aufschluchzen; nur dann und wann hörte man einen tiefen Athemzug des Hundes am Ofen. Endlich rasselte draußen ein Wagen, und Anne-Marie erhob sich. Der Baron kam unverrichteter Sache, und in Folge dessen ein wenig verdrießlich heim: er hatte Herrn von Pannewitz nicht zu Hause gefunden. So mußte er denn am nächsten Morgen die Fahrt noch einmal unternehmen. Er betrachtete Anne-Marie mit Besorgniß, fragte auch, plötzlich wieder in Zärtlichkeit umschlagend, was ihr fehle, erhielt aber ausweichende Antwort. Das war ihm ungemüthlich, und er zog sich bald auf sein Zimmer zurück.

Es mochte nach zehn Uhr sein, und Anne-Marie war im Begriff einzuschlafen, da klang zum ersten Male wieder drüben der

Flügel, und wieder war es dasselbe zauberhafte Notturno, das sie schon einmal gehört. Leise richtete sie den Kopf empor. Aber nach den ersten zwanzig Tacten erhoben sich im Zimmer des alten Herrn so schauderhafte Töne, wie sie in ihrem Leben von einer menschlichen Stimme noch nicht vernommen worden. Der Baron, welcher eine letzte Pfeife vor Schlafengehen rauchte, war wüthend über die Musik und begann seinerseits einen längst verschollenen Gassenhauer zu singen, der ihm aus seiner Jugend her im Gedächtniß geblieben. Es klang wie das Geheul rostiger Thorflügel.

Das war seine Rache, und sie wirkte unmittelbar.

Die zauberhafte Weise drüben verstummte.

Als der Baron am Morgen gestiefelt und gespornt aus seinem Fenster stieg, empfing ihn eine für diese Jahreszeit auffallend warme Luft. Der Himmel war tief blau, wie mitten im Sommer. Spatzenhaufen schwirrten in erbittertem Kampfe wie unsinnig über die Mauer und wieder herüber, und auf der Dungstätte kämpften die Hähne und gluckten und gurrten die Tauben.

„Das ist ja 'n merkwürdiges Wetter," sagte der alte Herr kopfschüttelnd zu Jochen, als er den Wagen bestieg. „Es ist ja, als wenn das heute noch 'n Gewitter geben sollte."

„Das ist möglich," war die lakonische Antwort.

Vor dem Thore begegneten ihnen zwei Gestalten in einer Art Uniform, jede mit einem Blechschilde auf der Brust. Sie grüßten militärisch, als der Wagen an ihnen vorbeistockerte. Der Baron musterte sie scharf und zog die Stirn unter dem Riesenschirm der Jockeymütze kraus, worauf er eine Weile in unruhiges Nachdenken versank.

„Jochen," sagte er nach einiger Zeit, „was waren das für Kerls? Das schien mir was vom Gericht zu sein."

„Das glaube ich auch, Herr!"

Wieder eine Pause von zehn Minuten.

„Jochen, die sollen mir doch wohl mein Quartier nicht ausräumen in der Zeit, daß wir nach Branitz fahren?"

„Kann sein, auch nicht, Herr."

„Das wäre der Teufel! Fahr mal rasch zu!"

Jochen hieb auf die Pferde ein, daß sich der Wagen in Staubwolken hüllte, während sie am Waldrande hinrasselten.

Herr von Pannewitz war zu Hause; indeß war der Weg auch diesmal ein erfolgloser.

„Ich kann Dir jetzt nicht helfen, Franz. Ich habe nur so viel baares Geld liegen, wie ich zum Auszahlen brauche. Wenn ich das gestern gewußt hätte, wo ich bei meinem Bankier war, dann hätt' ich Dir das mitbringen können, und das hätte ich aus alter Freundschaft auch wohl gethan, wenn ich auch gleich nicht dafür bin, daß Du Deinen alten harten Kopf aufsetzen und den Leuten noch helfen sollst auszuwandern, was so schon das Unglück in dieser Gegend ist."

„Das ist mir fatal, Pannewitz — das ist mir sehr fatal. Dann hilft das heute nichts. Wenn Du mir nur in einiger Zeit aushelfen willst."

„Das will ich wohl, Franz, aber überleg' Dir das! Du machst 'nen Eulenspiegel-Streich und schlägst zu Deinem Vergnügen ein ganzes Geschirr entzwei. — Aber wie sieht's damit aus, daß Du heute aus dem Gute ziehen sollst?"

„Hoho! wie werd' ich das? Ich werde doch kein Narr sein? Und wenn die Pogge zwanzig Kerls vom Gericht dazu holt."

Der Baron sprach zerstreut. Herr von Pannewitz legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte im Ton besorgter Freundschaft:

„Du weißt, Franz — wenn Dir was passirt: Branitz steht Dir und Anne-Marie immer offen."

„Das weiß ich, das weiß ich, Pannewitz. Du bist mein alter Freund und ein guter Kerl. Nun will ich aber machen, daß ich nach Pelchow komme; denn der Cujon, die Pogge, könnte mir hinter meinem Rücken was anstiften. Adschüs auch!"

(Fortsetzung folgt.)

Das kapische Erdferkel im zoologischen Garten zu Berlin.

Im Affenhause des Berliner zoologischen Gartens, dort, wo auch jenes wundersam gestaltete Wesen, der noch stetig angestaunte Ameisenbär, seine Wohnstätte gefunden und unter seinen ausgelassenen, beweglichen Nachbarn als das Urbild der Trägheit und des Stumpfsinnes erscheint, ist jüngst ein gar seltsames Geschöpf untergebracht worden. Wiewohl der Familie der Ameisenfresser gleichfalls angehörig, also dem oben erwähnten trägen, zottigen Gesellen eng verwandt, zeigt dennoch dieser neue Fremdling in seiner äußeren Gestalt mit jenem auch nicht die geringste Spur einer Aehnlichkeit. Wenn dieses Thier, seiner Gewohnheit gemäß, zusammengekauert, den Rücken dem Beschauer zugekehrt, regungslos daliegt, so könnte man es leicht für eine Abart unseres Hausschweines halten und es vielleicht kaum einer näheren Beachtung werth erachten. Wird es jedoch aus seinem Halbschlaf aufgerüttelt und bewegt es sich, durch die Nähe der Nahrung ermuntert, in plumpen Schritten nach der Vorderseite des Käfigs oder nimmt es, wie zum Kampf gerüstet, eine aufrechte Stellung ein, so bietet es in der That eine merkwürdige, höchst sonderliche Erscheinung dar.

Mit Interesse betrachtet dann der aufmerksame Beschauer diesen plumpen, halb röthlichgelb, halb braun gefärbten Körper, diesen Kopf mit der seltsam verlängerten Schnauze, den ungewöhnlich langen Ohren und den freundlich glänzenden Augen, die kurzen, mit furchtbaren Krallen bewaffneten haarigen Füße. Er versucht es, dieses Geschöpf irgend einer der ihm bekannten Thiergruppen einzureihen. An eine nahe Verwandtschaft des seltsamen Wesens, das ihm als kapisches Erdferkel (Orycteropus capensis) bezeichnet wird, mit seinem struppigen Genossen nebenan vermag er erst dann zu glauben, wenn dasselbe plötzlich aus seiner winzigen Mundöffnung die lange, wurmförmige Zunge ausstreckt. Dann wird es ihm erst klar, daß die Natur diese beiden Thiere für einen gleichen Lebenszweck bestimmt hat; dann vermag er für die barocke Gestalt des Erdferkels eine Erklärung zu finden und sie für etwas mehr als ein bloßes Spiel der Schöpfung zu halten; dann steht er auch nicht länger an, dasselbe als ein Glied jener merkwürdigen Rasse der Wirbelthiere anzusehen, welche die naturwissenschaftlichen Systematiker nach langen mühevollen Studien unter dem Namen „Zahnarme" (Edentata) zusammengefaßt haben.

Ebenso wenig wie sich eine Uebereinstimmung oder Aehnlichkeit des Erdferkels mit dem Ameisenbär hinsichtlich der äußeren Gestalt feststellen läßt, vermag man überhaupt alle die Geschöpfe, welche dieser seltsamen Thierclasse zugezählt werden, in allgemeinen Zügen zu kennzeichnen. Jedes derselben ist von dem anderen grundverschieden in seinem Bau, seiner Größe, ja seinem Charakter, und dennoch sind sie alle unter einer Gruppe vereinigt worden, weil sie in manchen Dingen wieder eine auffällige Uebereinstimmung zeigen; denn sie alle haben entweder einen vollständigen Zahnmangel oder doch ein höchst verkümmertes Gebiß, dagegen ungemein entwickelte Nägel; alle erscheinen uns in ihren wunderseltsamen Formen, in ihrem lichtscheuen, stumpfsinnigen Wesen wie Fremdlinge der Schöpfung oder wie die lebenden Denkmäler einer untergegangenen Welt.

Erzählt doch die paläontologische Wissenschaft gar wundersame Dinge von jenen riesenhaften Geschöpfen der Vorwelt mit der mangelhaften Zahnbildung und den furchtbaren Krallen; gleicht doch das Megatherium, dessen Skelet einst im Diluvialsande der Pampas von Südamerika gefunden wurde und das noch heute im Museum zu Madrid in ausgeführter Vollständigkeit aufbewahrt wird, in seinem ganzen Bau demjenigen unserer heutigen Faulthiere. Wunderseltsam und abenteuerlich erscheint unserer Phantasie jenes vorweltliche Wesen in seiner Elephantengröße, und in fragwürdigen, fremdartigen Gestalten treten uns noch heute seine lebenden Vettern in ihren weit weniger auffälligen Größenverhältnissen entgegen. Doch so sehr wir auch geneigt sind, in diesen wunderlichen Formen und organischen Bildungen nur eine Laune der Schöpfung zu erkennen, so werden wir doch anderen Sinnes, wenn wir näher in das Leben und Treiben dieser Geschöpfe eingehen. Dann gewinnen für uns die seltsame Gestalt des Faulthieres, der Panzer des Armadills, die Wurmzunge und die scharfen Krallen der Ameisenfresser Bedeutung; dann tritt uns auch hier in dem Werdeproceß der Natur die Logik in deutlichen Zügen vor Augen.

Wenn wir uns z. B. mit Hülfe unserer von G. Mützel mit vortrefflicher Naturtreue gezeichneten Abbildung (sie stellt Erdferkel vor einem Termitenhaufen sitzend dar) in die afrikanische Heimath des Erdferkels versetzen und nun die eigenartige Rolle beobachten, welche dieses Wesen im Haushalte der Natur zu spielen hat, dann



Kapische Erdferkel.

Originalzeichnung von G. Mützel.

werden wir gewiß über das harmonische Gesetz auf der großen Schaubühne des Lebens staunen.

Im südlichen Afrika, dort, wo die Termiten, „die große Menschenplage beider Indien", wie sie Linné nannte, ihre wundersamen Kunstbauten errichten, die man ursprünglich für menschliche Werke, für Negerhütten hielt, ist die Heimath unseres Thieres. Wohl giebt es auch in den nördlichen Gegenden des genannten Welttheiles Erdferkel, doch bilden diese eine besondere, wohl zu unterscheidende Art; unser Geschöpf ist ein echtes Kind des Südens. Mit bewundernswürdiger Meisterschaft und Schnelligkeit gräbt es sich auf trockener Ebene, auf Steppen oder in Wäldern dort, wo eben die Ameisen und Termiten die Herrschaft führen, eine große Höhle, in welcher es, verborgen vor der Welt des Tages, fast ununterbrochen, so lange die Sonne am Himmel steht in stumpfsinnigem Brüten verweilt.

Bricht jedoch die Nacht herein, dann wird es wie mit einem Zauberschlag lebendig und beginnt seine verheerenden Raubzüge. Hat es einen Termitenbau entdeckt, so vollführt es in kunstvoller Weise sein Minirwerk, untergräbt den Bau, bis es auf den Haupteingang oder auf einen Nebenweg zu dem Neste geräth, und macht nun von seiner eigenartig gestalteten Zunge Gebrauch. Es steckt nämlich einfach das wurmförmige klebrige Organ in die Oeffnung, läßt es von den zornigen Termiten erfüllt werden, und zieht es dann mit Behagen in den Mund zurück. Diese Manipulation wird so lange wiederholt, bis es sich vollkommen gesättigt hat und der Morgen naht.

Das lichtscheue Thier flieht die Sonne und den Menschen mit unbeschreiblicher Angst und vergräbt sich auch während der Nacht mit rasender Eile in die Erde, sobald es ein verdächtiges Geräusch vernimmt. Doch hat der Jäger es überrascht, dann versucht es sich mit aller Kraft gegen die Wandungen seiner Höhle zu drängen und sich auf diese Weise dem Einfangen zu entziehen. Sein Fleisch ist den Eingeborenen eine Lieblingsspeise und soll im Geschmack dem des Wildschweins überaus ähnlich sein; diesem Umstande verdankt es seinen Namen, und dem Wohlgeschmack seines Fleisches ist es zuzuschreiben, daß es so leidenschaftlich verfolgt wird.

Die Gefangenschaft soll das Erdferkel nicht lange zu ertragen vermögen. Man behauptete dies auch von dem Ameisenbär, und dennoch erfreut sich dieses wunderliche Geschöpf im Zoologischen Garten zu Berlin nun schon seit Jahren der blühendsten Gesundheit. Während jedoch dieser mit sichtlichem Behagen Ameisenpuppen als Surrogat der ihm mangelnden Termiten verspeist, hat das Erdferkel bis jetzt nur Neigung gezeigt, Milch mit Reis und rohe Eier zu genießen. Gegen seinen Wärter beobachtet es ebenso, wie sein struppiger Kumpan, die größte Zurückhaltung; es ist ebenso wie jener gegen Liebkosungen vollständig unempfänglich. Den ganzen Tag liegt es schlaftrunken da und erhebt sich nur dann, wenn es Nahrung wittert oder mit Gewalt aufgerüttelt wird. Doch zur nächtlichen Stunde scheint in ihm die Sehnsucht nach der Freiheit und den heimischen Gefilden wach zu werden, dann ist es in steter Bewegung und scharrt und kratzt, als ob es gelte eine Termitenveste zu erobern

Obwohl die geistigen Fähigkeiten des Erdferkels ungemein beschränkt sind, was auch aus den geringen Windungen seines Gehirns hervorgeht, so soll es in der Freiheit doch seinen Sprößlingen gegenüber eine rührende mütterliche Liebe offenbaren und sie eine geraume Zeit hindurch mit ganzer Hingebung pflegen und beschützen.

Paul Hirschfeld.

Deutsche Pioniere im Osten.

Eine culturhistorische Skizze von G. Rentwig.

Es ist eine alte Erfahrung im Völkerleben, ein unumstößliches Naturgesetz, daß überall da, wo zwei Völker innerhalb eines Landes sich mit einander vermischen, das Volk von höherer Cultur das untergeordnete mit sich verschmilzt. Still und langsam, den Zeitgenossen kaum wahrnehmbar, vollziehen sich derartige Wandelungen, und erst die Geschichte von Jahrhunderten zeigt sie dem erstaunten Blicke des Beobachters oder Forschers.

Schauen wir sieben Jahrhunderte zurück, so finden wir das Land östlich der Elbe noch in den Händen der Slaven und erfahren zugleich, daß in jener Zeit die ersten Versuche gemacht wurden, Deutsche als Pioniere der Cultur, der Intelligenz und des Gewerbefleißes an der Oder (und später auch an der Weichsel) anzusiedeln. Denken wir nur an den Bienenfleiß des einst so großen und mächtigen Ritterordens, welcher mit zäher Ausdauer jene weitgedehnten Gebiete an der Ostsee germanisirte und dort deutsche Sitte, deutsche Cultur und deutsches Recht einführte!

Schlesien war um das Jahr 1200 noch eine Provinz des mächtigen Königreichs Polen, und seine Bevölkerung bestand überwiegend aus Slaven. Erst im dreizehnten Jahrhundert traten deutsche Colonisten in das so reich gesegnete Land ein.

Durch diese deutschen Colonien kam germanisches Blut und germanische Cultur in's Land, und gingen auch viele derselben in den Jahrhunderte langen Kämpfen um den Besitz Schlesiens wieder unter oder nahmen ihre Bewohner slavisches Wesen und die sogenannte wasserpolnische Sprache an, welche ein Gemisch des polnischen Idioms mit deutschen Anklängen ist, so hielt doch im Großen und Ganzen diese Kraft sich aufrecht und drängte das slavische Element unaufhaltsam zurück. Als Beweis dafür sei nur die interessante Thatsache angeführt, daß in denjenigen Kreisen Ober- und Mittelschlesiens, welche die Grenze der slavischen Districte bilden, die Großeltern vieler Familien nur der polnischen Sprache mächtig sind, während die Enkel nur noch deutsch sprechen. —

Heutigen Tages wird ungefähr der fünfte Theil der Bevölkerung Schlesiens (circa 20 Procent) aus Polen gebildet, und zwar ist es der Regierungsbezirk Oppeln, also Oberschlesien hauptsächlich, wo sie auf dem platten Lande überwiegen. So machen sie, rund 750,000 Seelen zählend, im Osten der Oder reichlich drei Viertel der Bevölkerung aus und bilden fast ausschließlich die Landbevölkerung. Hier in den Kreisen Oppeln, Groß-Strehlitz, Lublinitz, Beuthen, Pleß, Rybnik, Gleiwitz &c., sehen wir denn auch an den viel niederen Erträgen des Landbaues den Unterschied zwischen slavischen Gewohnheiten und deutschem Fleiße hervortreten.

Die Lage des polnischen Landmanns war bis zur Emancipation desselben — der Aufhebung der Leibeigenschaft und später des Robothdienstes — materiell wie rechtlich äußerst kläglich: die slavischen Bauern waren Leibeigene des Grundherrn und bebauten den Acker des Adels und der Geistlichkeit, in deren Händen sich der gesammte Grundbesitz befand Enorm waren die Anforderungen, die man an sie stellte, fast unerschwinglich, was sie an Naturalabgaben, an Wacht-, Spann- und Handdiensten &c. dem Gutsbesitzer und dem Landesherrn zu leisten hatten, wozu dann noch der Zehnte an den Clerus kam. Es blieb in der That dem Landmann nur das nackte, elendeste Dasein übrig — das tägliche Schwarzbrod mit saurer Milch bildete seine Hauptnahrung. — Geistig blieb er auf der niedrigsten Stufe der Civilisation stehen, und der katholische Clerus sorgt hier auch heutigen Tages noch für die Verwirklichung der alten Maxime: „Selig sind die Einfältigen; denn nur sie — gehorchen mir."

Die Leibeigenschaft wurde im Anfang dieses Jahrhunderts aufgehoben, und 1848 folgte die Aufhebung des Roboths. Der Bauer war also nun endlich frei auf seiner Scholle. Jahrhunderte lange Knechtschaft aber, der gänzliche Mangel an Geistesbildung, die despotische Gewalt, welche der Clerus über den durchweg der katholischen Religion angehörenden polnischen Bauern sich zu erhalten verstand — all dies ließ den gemeinen Mann jener Gegenden den Werth der Freiheit nicht erkennen und hielt ihn in der physischen wie psychischen Versumpfung, die uns in diesen Bezirken so unverkennbar entgegentritt.

Um gerecht zu sein, müssen wir freilich hinzufügen, daß die genannten Kreise denjenigen Theil Oberschlesiens auf der rechten Oderuferseite bilden, welcher den unfruchtbarsten Boden enthält: Sand, überwiegend Sand, und schweren, zähen, kalten Letteboden. Aber auch dort, wo der Boden dankbarer ist, wie in einzelnen Districten der Kreise Ratibor, Oppeln, Pleß und Gleiwitz — auch da verleugnen sich die genannten Uebel nicht; auch dort ist die landwirthschaftliche Cultur sehr zurückgeblieben.

Der Typus des oberschlesisch-polnischen Landmanns, der meist noch in der polnischen Nationaltracht einhergeht, ist ein charakte-

ristischer, aber im Allgemeinen unschöner, und nur selten sieht man unter den Männern und Frauen ein hübsches Gesicht. Ihren vorherrschenden Charakterzügen nach sind sie träge und gutmüthig, mit einem starken Beisatz von Verschlagenheit. Anerzogen ist ihnen eine sehr abergläubische Bigotterie, welche sie dermaßen unter dem Krummstabe der Geistlichkeit hält, daß der katholische Pfarrer unumschränkt die Gemüther des Volkes beherrscht.

Hierzu kommt leider bei Männern wie Frauen die unselige Trunksucht, welche sie physisch wie moralisch ruinirt. Auf das Nothdürftigste beschränkt der polnische Bauer seine Nahrung, und muß sie darauf beschränken, weil er sein Gut, seine Aecker nicht durch Arbeit zu verbessern sucht, sondern nur die nothwendigste Bestellung des Bodens in althergebrachtem Schlendrian vornimmt; darum sind auch die Erträge seines Bodens auf ein Minimum beschränkt. Als Nahrung dienen ihm hauptsächlich Kartoffeln und „Shur". Letzterer besteht aus Sauerteig, in welchen Speckstücke geworfen werden und der dann unter Wasserzuguß gekocht und gierig verschlungen wird. Gut zubereitet soll das Gericht nicht so übel munden, hier aber läßt die Zubereitung meistens an Sauberkeit zu wünschen übrig.

Es ist wahr, der Boden jener Gegenden ist nicht besonders ergiebig, aber seine Dürftigkeit steht in keinem Verhältniß zu der Armuth des polnischen Bauers. Wir haben in Deutschland, ja in Schlesien selbst schlechtere Ackerdistricte, wo dennoch mit Fleiß und zäher Ausdauer dem Boden die doppelte, ja vierfache Frucht abgerungen wird, als sie der Wasserpole auf seinem Acker erntet. Seit drei Jahrzehnten ist er freier Bauer auf seiner Scholle. Aber was wollen dreißig Jahre der Freiheit bedeuten im Vergleiche mit der Jahrhunderte hindurch fortgesetzten feudalen und priesterlichen Herrschaft, die dieses unglückliche Volk zur Thierheit herabgedrückt, um es desto besser knechten und ausbeuten zu können! Uebrigens hat sich der Segen der fortschreitenden Zeit trotz aller Bollwerke der Hierarchie auch hier nicht ganz verleugnet; denn trotz Allem ist im letzten Jahrzehnt vielfach ein Aufraffen des polnischen Bauers in Oberschlesien zu bemerken gewesen; Mancher fängt bereits an, den Werth des fleißigen Schaffens, der Ordnung und Cultur einzusehen. Es geschieht das überall, wo deutsche Belehrung und deutsches Beispiel ihren Einfluß üben. Aber neben der Priesterherrschaft steht diesen menschenfreundlichen Bestrebungen ein in Oberschlesien alteingesessenes Uebel im Wege: der schamloseste Wucher, durch welchen jahraus jahrein viele Bauern von ihren Höfen vertrieben werden. Gelegentlich der letzten Hungersnoth in Oberschlesien ist das gewissenlose Treiben der dortigen Wucherer in erschreckender Weise aufgedeckt worden, und die Thatsachen sind so allgemein bekannt, daß wir auf dieselben wohl ausführlicher nicht einzugehen brauchen.

Zur richtigen Beurtheilung der Ursachen und Folgen der trostlosen Lage dieses Bauernstandes ist kaum etwas dienlicher als sich das Bild eines merkwürdigen und interessanten Gegensatzes zu vergegenwärtigen, der sich auf diesem traurigen Boden herausgebildet hat. Schreitet man eine halbe Stunde über die Industriestadt Gleiwitz hinaus, so leuchtet einem mitten aus dem Elend und Schmutz jener verkommenen Bevölkerung, aus der öden, von dem Rauch unzähliger Hüttenwerke geschwärzten Wüste Oberschlesiens, dieser Brutstätte wiederkehrender Hungerseuchen, eine Oase entgegen, die sofort den Blick gefangen nimmt: ein großes, freundliches Dorf, S c h ö n w a l d genannt.

Noch strenger abgeschlossen von den polnischen Nachbarn als der Sachsenstamm im fernen Siebenbürgen von der slavisch-romanischen und magyarischen Umgebung, hat diese deutsche Colonie Oberschlesiens sich seit dem Jahre 1223 bis heute nicht nur erhalten, sondern auch voll die deutsche Sitte und den deutschen Sinn bewahrt. Nur durch Fleiß und Strebsamkeit ist die einst winzige Ansiedelung zu einer der reichsten Gemeinden Schlesiens geworden, und wenn irgendwo, so hat sich auf diesem Fleckchen Erde die Culturkraft des deutschen Elementes unwiderruflich bewährt.

In den Bewohnern des Dorfes sehen wir noch in geschlossenem Beisammenleben die Nachkommen jener deutschen Colonisten, welche vor sechs und einem halben Jahrhundert durch den Herzog Kasimir von Oberschlesien in's Land gerufen wurden, um die Urwälder desselben urbar zu machen. Die Fremdlinge kamen meist aus den reich bevölkerten Niederungen Sachsens und aus Mitteldeutschland in das noch so unwirthliche polnische Land. So ließ sich eine Anzahl Familien aus Meißen im Jahre 1223 in dem Boyczow nieder, wie die ganze mit Urwald bedeckte Gegend von dem Flüßchen Birawka bis zur Klodnitz bei Gleiwitz hieß. Theuerung und Hungersnoth trieben zu jener Zeit die arme Landbevölkerung Niedersachsens ostwärts.

Nachdem diese fleißigen Ansiedler in kurzer Zeit große Strecken des schönen Waldes ausgerottet hatten, gründeten sie Colonien, von denen die älteste (um's Jahr 1200) Deutsch-Zernitz war, welche aber in späteren Zeiten sich mit polnischen Elementen vermischte und nach und nach polonisirte. Unsere Meißener Landsleute dagegen nannten ihre Colonie Schönwald, den Namen ihres neuen Heims der schönen Waldgegend entlehnend.

Später (1258) gründete sodann Herzog Wladislaus von Oppeln das Cisterzienserkloster Rauden, um durch deutsche Mönche die deutschen Colonisten in ihrer Culturaufgabe zu unterstützen, und schenkte außerdem mit dem Boyczow dem Kloster auch die darin liegenden Ortschaften, wodurch auch Schönwald demselben unterthänig wurde.

Hierbei sei jedoch bemerkt, daß die deutschen Colonisten (gleich den Siebenbürger Sachsen) von den Herzogen Schlesiens mit deutschem (sogenanntem Magdeburger) Recht belehnt wurden, wonach sie freie Männer auf der ihnen verliehenen, von ihnen dem Urwalde abgerungenen Scholle blieben und dem Stifte Rauden nur den üblichen Zehnten und den Grundzins entrichteten.

Die polnischen Bauern damaliger Zeit standen unter der Gerichtsbarkeit der Castellane (Landesverwalter); der von ihnen bebaute Grund und Boden war, wie schon gesagt, Eigenthum des erbangesessenen Adels, dessen Leibeigene sie waren. Als solche lebten sie fast rechtlos und waren den Launen ihrer Feudalherren so gut wie schutzlos preisgegeben. Außer den Spann- und Handdiensten, die sie dem Gutsbesitzer leisteten, mußten sie dessen Jagdmeute füttern (Hunde, Falken 2c.), die Dienerschaft und Couriere der Gäste ihres Herrn, sowie der Landesfürsten auf deren Reisen bewirthen und unentgeltlich Vorspann leisten, Getreide für die Besatzung der landesherrlichen Burgen liefern und andere Frohndienste leisten.

Daß unter solchen Verhältnissen dem polnisch-schlesischen Bauer wenig oder in schlechten Erntejahren nichts von der Bestellung des Ackers übrig blieb, welcher ihm nicht einmal gehörte, ist ebenso erklärlich, wie daß er unter solchen Sclavenverhältnissen leiblich und geistig verwahrlosen mußte.

Ganz anders die deutschen Freibauern und deren Colonien! Unter dem besonderen Schutze der Landesherren oder der hauptsächlichsten Culturträger jener Tage, der geistlichen Ordensstifte, kamen sie sehr rasch empor, und so blühte auch unser Schönwald bald zu ansehnlicher Stattlichkeit heran. Das waren freilich besonders glückliche Umstände. Sie würden jedoch nicht ausgereicht haben, den Ort beinahe sieben Jahrhunderte lang, trotz mannigfacher schwerer Heimsuchungen, auf seiner Höhe zu erhalten und sein Gedeihen zu fördern, wenn nicht die kernige Art des urdeutschen Charakters seiner Bewohner, ihr Festhalten an deutscher Art und die Fernhaltung des umgrenzenden polnischen Elements hinzugekommen wären.

Ganz Oberschlesien ist überwiegend römisch-katholisch, und dieser Kirche gehören auch die Schönwälder seit jeher an. Der Umstand, daß sie einem geistlichen Stifte dieser Kirche unterthänig waren und daß unstreitig dieses Cisterzienserstift Rauden sein Wohlthäter, sein Schützer und sein geistiger und weltlicher Rathgeber jeder Zeit gewesen ist, mag die biederen Bauern abgehalten haben, zur Zeit der Reformation dem Beispiele ihrer stammverwandten Meißener zu folgen und lutherisch zu werden. Das Religionsbekenntniß ist aber fast das Einzige, was sie mit ihrer polnischen Umgebung gemeinsam haben. In allem Anderen unterscheiden sie sich wesentlich, schon in ihrem Aeußeren auffallend, von den Wasserpolen. Sie haben die deutsche Sprache und Meißener Mundart beibehalten, welche allerdings durch den steten geschäftlichen Verkehr mit den Wasserpolen wesentliche Veränderungen erlitten hat und ein Gemisch von sächsischem Deutsch und schlesischem Polnisch geworden ist, für Fremde schwer verständlich. In der Gegend von Gleiwitz wird diese Sprache die „Schönwälder Mundart" genannt.

Ebenso haben sie in ihrem ganzen Haus-, Familien- und Gemeindeleben, bei all ihren Festen und Feierlichkeiten die Sitten und Gebräuche ihrer ursprünglichen Heimath beibehalten und gleichen auch hierin, wie in fast allem Anderen, den Siebenbürger Sachsen.

Ihre Tracht ist bis heutigen Tages die altsächsische: die Männer gehen in kurzen Jacken, langen Tuchmänteln und niedrigen Filzhüten einher. Mäntel tragen sie natürlich nur zum Kirchgange, zu Festlichkeiten und bei Besuchen der Stadt, dann aber selbst im heißesten Sommer. Frauen und Mädchen kleiden sich in kurze, blaue Röcke, welche bis zur halben Wade die rothen Strümpfe sichtbar lassen, über den Rock fällt eine lange Jacke, und große, schneeweiße Tücher, oft reich gestickt, hüllen Kopf und Schultern ein.

Nach dem Dreißigjährigen Kriege, welcher auch über jene Gegenden Verheerung und Noth brachte, verlegten sich die rührigen, arbeitsamen Schönwälder auf das Fuhrwesen, weil ihre Aecker wüst und brach lagen und der wieder aufblühende Handel dieses Geschäft sehr lucrativ machte. Sie dehnten ihre Touren östlich bis Kerms, Krakau, Warschau, Lemberg und bis nach Ungarn hinein, westlich bis Breslau, Frankfurt an der Oder und Sachsen aus. Einzelne Bauern hielten sich damals dreißig bis vierzig Pferde und verdienten viel Geld mit diesem Fuhrwesen. Dagegen ward in jener Periode die Landwirthschaft sehr vernachlässigt, welche erst später sich wieder hob.

Bis 1810 — dem Jahre der Aufhebung der Klöster in Preußen — blieb das Kloster Rauden der Grundherr des deutschen Dorfes, worauf dieses in den Besitz des Kurfürsten von Hessen-Kassel, darauf 1820 des Landgrafen von Hessen und endlich 1834 in den Besitz des Herzogs Victor von Ratibor gelangte.

Wie groß die Zahl der ursprünglichen Ansiedler war, ist nicht mehr zu ersehen. Die älteste Urkunde aus dem Jahre 1534 weist neunundvierzig zinspflichtige Stellen auf. Auf den zum Klosterbesitz gehörenden zwei herrschaftlichen Vorwerken dienten in früherer Zeit nur polnisches Gesinde und polnische Tagelöhner, die aber vielfach als Colonisten der Gemeinde sich anschlossen und deutsches Wesen annahmen. Daher neben den überwiegend altdeutschen Namen der Bewohner die polnischen.

Der wachsende Wohlstand gestattete auch den fleißigen Bauern, die Dominialländereien ihrer Gemeinde aufzukaufen, ebenso das benachbarte, am Ende des vorigen Jahrzehnts von seinem Besitzer dismembrirte große Rittergut Nieborowitz zum größten Theil zu erwerben. Die über fünfhundert Familien und nahezu dreitausend Seelen zählende Gemeinde besitzt also eine sehr große Feldmark, welche ohne jene Nieborowitzer Dominialäcker schon 1864 über neuntausend Magdeburger Morgen umfaßte und seitdem durch neue Ankäufe noch bedeutend gewachsen ist. Weder Staats- noch andere Hülfe hat zu diesem Aufblühen beigetragen. Aus eigener Kraft hat hier der aller Trägheit und Trunksucht abholde Fleiß des deutschen Bauern, umgeben von den schlimmsten Beispielen, ein Gemeinwesen geschaffen und erhalten, das schon äußerlich, schon in seinen Hofbauten den erquickenden Eindruck der Ordnung, der Reinlichkeit, des Behagens und großen Wohlstandes macht. Die Schönwälder lieben es denn auch, bei festlichen Gelegenheiten den armen polnischen Nachbarorten ihren Reichthum zu zeigen. Mag ihnen dies hier und da einen gerechten Tadel zugezogen haben, so wird doch kein unbefangener Betrachter dieses großen und reichen Dorfes bestreiten, daß seine Bewohner eines der eclatantesten Beispiele von der Macht höherer Cultur, daß sie in Wahrheit „deutsche Pioniere im Osten Deutschlands" sind.

Der Zweifler.

Von Friedrich Bodenstedt.*

Ein Mann, der lange zu den gläubigst Frommen
Gehört, gerieth in zweifelndes Gewirre.
Des Grübelns Geist war über ihn gekommen;
Die Wunder machten ihn am Glauben irre.

In seiner Noth kam er zu einem Greise,
Der hoch im Ruf der Weisheit stand beim Volke
Und um sich zog lichthelle Lebenskreise,
Die nie verdunkelt eines Zweifels Wolke.

Der sprach: „Die größten Wunder, die ich kenne,
Steh'n nicht geschrieben und sind keine Sage;
Im Ei legt mir ein Wunder jede Henne;
In jedem Grashalm tritt mir eins zu Tage.

Hier duftet der Jasmin, dort der Hollunder;
Im Lichte tanzt der Mücken bunt Gewimmel;
Staub wirbelt auf, und Alles ist voll Wunder
Auf Erden, wie die Sterne dort am Himmel.

In diesem Steine schlummert noch das Leben —
Er ward aus Staub: mach' ihn auf's neu zu Staube,
Und Nahrung wird er jeder Blume geben
Im Felde und im Weinberg jeder Traube.

Wer gab der Rose Gluth und Duft zu eigen
Und des Gewebes wundervolle Feinheit?
Wer ließ aus schwarzer Erde Lilien steigen,
So weiß wie Schnee in ihrer heil'gen Reinheit?

Der Stein kann sich nicht über sich erheben;
An ihre Wurzeln bleibt gebannt die Pflanze —
Der Mensch nur kann im Geist zum Lichte streben,
Erkennt sein Blick im kleinsten Theil das Ganze.

Und du magst zweifelnd noch nach Wundern fragen?
Sie athmen aus des Lebens Kern und Wesen;
Das Buch der Welt liegt Jedem aufgeschlagen,
Doch Wen'ge nur versteh'n darin zu lesen."

* Aus der soeben zur Ausgabe gelangten Sammlung: „Aus Morgenland und Abendland" (Leipzig, F. A. Brockhaus), in welcher der berühmte Dichter zum ersten Mal neben dem Orient auch die Neue Welt in das Gebiet seiner poetischen Betrachtung zieht. Außer der hier wiedergegebenen Probe sind als Perlen der Sammlung gerade diejenigen Gedichte zu bezeichnen, zu welchen des Dichters Reise in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die Anregung gegeben hat. Möge diese neueste Frucht vom Baume Bodenstedt'scher Poesie in allen Kreisen des deutschen Lesepublicums dasjenige freundliche Entgegenkommen finden, welches sie vermöge ihrer reinen und edlen Natur unbedingt beanspruchen darf!
Die Redaction.

Zur Literaturgeschichte des Neuen Testaments.

Von Dr. Kalthoff.

II.

Die Entstehung des Katholicismus.

Motto: „Ich seh's, der wunderbare Mutterschooß
Des menschlichen Gemüths ist nicht erschöpft.
Zerfällt in Staub die abgelebte Welt,
Das Menschenherz gebiert sie ewig neu."
Rob. Hamerling, Ahasver in Rom.

Jenseits des Oceans giebt es noch Urwälder, die von der menschlichen Cultur bis jetzt nicht urbar gemacht worden sind. Wenn der Fuß des Wanderers in dieselben eindringen will, so muß er sich erst mit der Axt den Weg bahnen, den ihm Schlinggewächse und üppig wucherndes Gehölz zu versperren sucht. Bei dem Schlage der Axt wird unheimliches Gethier emporgescheucht, das den kühnen Eindringling ächzend und krächzend umschwärmt, um ihn in seinem Unterfangen zu stören.

In ähnlicher Lage, wie ein solcher Wanderer, befand sich die Theologie, als sie bei ihren Untersuchungen an die Evangelienschriften des Neuen Testaments gelangte. Ein undurchdringlich erscheinendes Gewirr von Sagen und Legenden, von traditionellen Vorurtheilen und dogmatischen Anschauungen trat ihr entgegen, verworrene Schlinggewächse, die jeden Durchblick hemmten. Da nahm die Wissenschaft ihre Axt, um sich den Weg durch diesen Urwald zu bahnen. Aber bei jedem Schlage krochen die Kirchenmänner aus ihren Schlupfwinkeln vor, schreiend und polternd, daß man sie in ihrer Ruhe störe. Indeß die Wissenschaft ließ sich nicht beirren. Sie ist unter unsäglichen Mühen in das Dickicht eingedrungen, und wenn dasselbe heute auch noch keineswegs vollständig gelichtet ist, so ist es doch möglich, ein wenigstens in den



Das Caldarium der Thermen des Caracalla in Rom.
Aus Dr. Rudolf Kleinpaul's Prachtwerk:
„Rom, eine Schilderung der Ewigen Stadt und der Campagna".

Hauptzügen klar erkennbares Bild von der Entstehung der Evangelien zu gewinnen.

Ein wissenschaftliches Verständniß der neutestamentlichen Evangelienliteratur war schlechterdings unmöglich, so lange man annahm, daß alle im neutestamentlichen Canon enthaltenen vier Schriften unter sich wesentlich eins wären, und sie dementsprechend nach ein und demselben Maßstabe behandelte. Erst als man zu der Ueberzeugung kam, daß die vierte, nach Johannes benannte Evangelienschrift durchaus von den drei ersten abgesondert und für sich behandelt werden müsse, war der entscheidende Schritt zu einer wissenschaftlichen Erforschung der Evangelienfrage geschehen. Man entdeckte, daß, während die drei ersten, nach Matthäus, Marcus und Lucas benannten Schriften, ihrer Eigenthümlichkeiten unbeschadet, in wesentlichen Punkten übereinstimmen, zwischen diesen dreien und der vierten die bedeutendsten Differenzen vorwalten. Die drei ersten, wegen ihrer Uebereinstimmung mit dem technischen Namen der „Synoptiker" bezeichneten Schriften verlegen die Hauptthätigkeit Jesu nach Galiläa und lassen ihn erst kurz vor seinem Tode, bei der Reise zum letzten Passah, nach Jerusalem kommen. Er ist bis zu diesem Zeitpunkt in Jerusalem fast unbekannt; denn bei seinem Einzuge in die Stadt fragt die erstaunte Menge: „Wer ist denn dieser?" und die Reisegefährten Jesu geben erst über ihn nähere Auskunft. Nach dem vierten Evangelium dagegen fällt die Hauptwirksamkeit Jesu in die Hauptstadt und ihre nächste Umgebung, wo er die unglaublichsten Wunderthaten verrichtet haben soll, also unmöglich unbekannt geblieben sein könnte. Auch ist das Christus-Bild, das der vierte Evangelist uns zeichnet, ein wesentlich anderes, als das der drei ersten.

Bei diesen beginnt Jesus mit der Predigt vom Gottesreiche. Seine Person tritt in den Hintergrund, und nur gegen das Ende seines Lebens berührt Jesus auch die Frage nach der messianischen Bedeutung seiner Person. Bei jenem dagegen ist die Messianität Jesu der Ausgangspunkt. Die Gleichnißrede ist völlig verschwunden und hat den Reden über die höhere Würde Jesu Platz gemacht. Am eclatantesten ist aber die Verschiedenheit in der Angabe des Datums, an dem Jesus gestorben sein soll. Bei den Synoptikern hat Jesus am 14. Nisan, am eigentlichen Passahfeste, das Nachtmahl gefeiert; der 15. ist sein Todestag. Nach dem vierten Evangelisten hat er überhaupt das Passah nicht mehr mitgefeiert. Er ist am Tage vorher mit seinen Jüngern zusammen gewesen und am 14. Nisan gekreuzigt worden. Diese Differenz, die auch in den Kämpfen der Kirche zu Tage tritt, läßt sich nicht mehr mit der wohlfeilen Auskunft gegenseitiger Ergänzung abfertigen; sie verlangt eine klare Entscheidung für die eine oder die andere Angabe. Unter dem Einflusse der Schleiermacher'schen Gefühlstheologie entschied man sich eine Zeitlang für das vierte Evangelium mit seinem mystischen Christus-Bilde. Ja es gehörte in den Kreisen der Schleiermacher'schen Schule zum guten Tone, auf die drei ersten Evangelien, die doch im Wesentlichen nur einen einfachen galiläischen Rabbi zeichnen, mit einem gewissen Gefühl der Geringschätzung hernieder zu blicken. Die neuere Kritik der Tübinger Schule kehrte indeß das Verhältniß um, und es gehört jetzt zu den sichersten Ergebnissen der theologischen Wissenschaft, daß, wenn es überhaupt gelingen soll, die historische Grundlage des Lebens Jesu zu erforschen, dies nur mit Hülfe der drei ersten Evangelien und durch ein Beiseitelassen des vierten möglich wird. Die Synoptiker sind jedenfalls die ursprünglicheren Schriften, und es kommt darauf an, auch sie einer kritischen Behandlung zu unterwerfen.

Die kritische Hauptfrage in Betreff der drei ersten Evangelien ist nun die, wie sowohl die zwischen ihnen bestehende Verwandtschaft wie auch die vorhandene Verschiedenheit erklärt werden könne. Beides, Verwandtschaft und Verschiedenheit, ist hier thatsächlich in auffallender, wohl kaum zum zweiten Male in der Geschichte auftretender Weise vorhanden. Oft scheint es, als habe ein Evangelist den andern einfach copirt; dann kommen plötzlich wieder Differenzen zum Vorschein, die eine solche Annahme geradezu ausschließen. So haben die drei ersten Evangelien mit den Gelehrten geradezu ein neckisches Spiel getrieben.

Es würde den Leser ermüden, wenn auch nur im Allgemeinen der Gang dieser Untersuchungen angedeutet werden sollte. Was überhaupt an Hypothesen geleistet werden konnte, ist auch auf diesem Gebiete geleistet worden, bald genial und kühn, bald kleinlich und pedantisch, ohne daß aber bis jetzt das Problem selber zu einer allgemein anerkannten Lösung gekommen wäre. Nachdem sich indeß die Hypothesenfluth seit einiger Zeit etwas verlaufen hat, haben sich die Forschungen soweit geklärt, daß man als sicheres Ergebniß derselben das Eine betrachten kann; daß wir in keinem einzigen unserer Evangelien eine wirklich ursprüngliche Schrift von einem Apostel oder einem directen Apostelschüler besitzen. In der uns überlieferten Redaction kann keine der drei Evangelienschriften vor dem Jahre 70, dem Jahre der Zerstörung von Jerusalem, verfaßt worden sein, da sich in allen dreien Stellen finden, welche die Zerstörung Jerusalems schon als geschehen voraussetzen. Wahrscheinlich ist die zweite, nach Marcus benannte, die älteste, jedenfalls aber die dritte, nach Lucas benannte, die jüngste unserer neutestamentlichen Evangelienschriften. Das dritte Evangelium giebt in seiner Einleitung selbst an, daß zur Zeit der Abfassung desselben schon zahlreiche anderweitige Evangelienbearbeitungen vorhanden waren, und unverkennbar ist, daß in dem dritten Evangelium die beiden andern benutzt worden sind. Das Ende des ersten und der Anfang des zweiten Jahrhunderts ist demnach als die Zeit anzusehen, in welcher die Evangelienliteratur zu ihrem canonischen Abschluß gekommen ist.

Daneben steht aber auch das Andere fest, daß doch jede dieser drei Evangelienschriften alte historische Quellen, wenn auch mit mehrfacher Ueberarbeitung, enthält. Als Quelle gilt in erster Linie das alte, von Papias erwähnte hebräische Original des Matthäus. Außerdem wird aber wahrscheinlich noch eine zweite, auf Marcus, den Schüler des Petrus, zurückzuführende und ebenfalls von Papias erwähnte Quellenschrift in Betracht kommen.

Wenn durch die Grundlage gemeinsamer Quellen die zwischen den drei Evangelien bestehende Aehnlichkeit ihre Erklärung findet, so entsteht nun aber die weitere Frage: woher denn die Verschiedenheit komme? Die Antwort hierauf ist die, daß die einzelnen Bearbeiter in ihren Arbeiten bestimmte T e n d e n z e n verfolgten, und daß diese Tendenzen die Art und Weise der Bearbeitung beeinflußt haben.

Zwei unvermittelte und schroffe Gegensätze waren am Ausgange des apostolischen Zeitalters zu verzeichnen gewesen: die heiden-christliche, in den Paulus-Briefen vertretene Auffassung des Christenthums, und die juden-christliche, in der Offenbarung des Johannes vertretene Auffassung. Jemehr aber der Gedanke einer katholischen, das heißt allgemeinen, alle Gegensätze aus ihrem Schooße austilgenden Kirche sich zu entwickeln begann, desto mehr mußte vor allen Dingen jener fundamentale Gegensatz, der die ältesten Gemeinden geradezu in zwei Heerlager spaltete, beseitigt werden. Die ursprünglichsten Producte dieser katholisirenden Thätigkeit der Kirche haben wir nun in unseren Evangelien vor uns. Die Quellenschriften des Lebens Jesu waren ursprünglich ein neutrales Gebiet. Sie enthielten einfache, soweit wie möglich objective Erzählungen und Berichte. Dieses Gebiet suchte jede der feindlichen Parteien für sich zu erobern. Man legte, je nach der eigenen Parteirichtung, Jesu Worte in den Mund, die eine Autorität für die Partei-Anschauung zu werden geeignet schienen; man änderte die historischen Berichte in demselben Interesse um oder entfernte auch einfach solche Worte, die den Parteigrundsätzen widersprachen. Unsere Evangelien sind indeß keine ersten Ueberarbeitungen der Quellen mehr, sondern erweisen sich als zweite oder gar dritte Redactionen. Es tritt in ihnen eben nicht mehr die reine Parteitendenz, sondern schon die der Parteitendenz mehr oder weniger die Spitze abbrechende katholisirende Richtung der Kirche zu Tage. Das zweite Evangelium neigt noch entschieden dem Juden-Christenthume zu; es giebt dem Petrus eine hervorragende Stellung unter den Jüngern; es hebt mit Nachdruck die Lehre von der Einheit Gottes, diese Grundlehre des Mosaismus, hervor; es sieht in dem heidnischen Gebiet den Wohnort der Dämonen und läßt Jesum einen geheilten Heiden aus seinem Gefolge wegweisen. Andererseits ist die auf craß judaistischem Boden entstandene Erzählung, daß Jesus die Heiden mit den Hunden verglichen haben soll, denen man das für die Kinder, die Juden, bestimmte Brod nicht vorwerfen dürfe, schon durch die Auffassung gemildert, daß die Kinder nur den Vorzug hätten, v o r den Heiden bedacht zu werden. Es tadelt den Johannes, der einem Menschen den Exorcismus im Namen Jesu verbieten will, weil derselbe nicht direct zu ihrer Schaar gehöre, und es läßt Jesum seine Jünger direct ermahnen, sie sollen Frieden mit einander haben.

Die seltsamste Erscheinung dieser altkatholischen Literaturerzeugnisse bleibt das nach Matthäus benannte Evangelium, die Schrift mit dem Janus-Kopf, dessen eines Gesicht, wie ein neuerer

Theologe sich ausdrückt, in das Griechische, das andere in das Semitische zurückweist. Dieses Evangelium birgt die engherzigsten und weitherzigsten, die großartigsten und kleinlichsten Aussprüche in sich. Kein Buchstabe, kein Häkchen vom Gesetz soll vergehen, und wer, so wird mit offenbarer Beziehung auf Paulus hinzugefügt, eins von den kleinsten Geboten auflöst und die Leute also lehrt, der wird der Kleinste heißen im Himmelreich. Im Gegensatz hierzu berichtet dasselbe Evangelium, daß Jesus seine Jünger, die das Sabbathgebot übertreten hatten, in Schutz nimmt und fordert, daß der neue Wein nicht in die alten Schläuche gefüllt werde. Petrus wird im ersten Evangelium als der Felsen bezeichnet, auf den die Gemeinde gebaut werden soll, als der, der die Schlüssel zum Himmelreich hat, daß er binden und lösen könne für Himmel und Erde. Und doch berichtet gerade dieses Evangelium die schwächste Stunde des Petrus, die von den Paulinern mit besonderer Vorliebe mag hervorgehoben worden sein, die Stunde der Verleugnung, mit besonderer Ausführlichkeit. Mit echt rabbinischer Spitzfindigkeit wird aus zufälligen oder künstlichen Anklängen an alttestamentliche Worte die Erfüllung prophetischer Weissagungen gefolgert, und doch ist das Gesammtbild, das hier von Jesus entworfen wird, von imponirender Größe.

Am weitesten nach links steht das nach Lucas benannte Evangelium. Die Rolle, die in den beiden anderen Schriften dem Heidenthum zugewiesen wurde, fällt hier dem Judenthum zu. Jerusalem ist die prophetenmörderische Stadt. Das Christenthum hat von Hause aus die Bestimmung, über die Grenzen des Judenthums hinauszugehen. Dem Verlorenen wendet sich ganz besonders die Liebe zu, wenn auch der tugendstolze Pharisäer gerade auf den ihm nicht ebenbürtigen Heiden herniederblickt. Das dritte Evangelium enthält deshalb die universellsten und großartigsten Züge. Es hat uns die beiden Perlen unter den christlichen Gleichnissen überliefert, das vom barmherzigen Samariter, diesen Triumph der reinsten, über alle Schranken der Nationen und Confessionen hinübergreifenden Menschenliebe, und das vom verlorenen Sohn, den Triumph der den Menschen nur nach der Kraft seiner Sehnsucht schätzenden Gottesliebe.

Doch ist auch dieses den Pauliner so deutlich verrathende Evangelium keineswegs radical. Es hat ebenfalls die Stelle aufgenommen, welche die unbedingte Gültigkeit des Gesetzes, ja jedes Buchstabens in demselben, beansprucht. Es hält es ausdrücklich für nothwendig, zu erzählen, daß die Eltern Jesu alles an ihm gethan hätten, was im Gesetze vorgeschrieben sei. Das ist eben das Charakteristische dieses Katholicismus, welches auch schon bei den canonischen Evangelien bemerkbar wird, daß derselbe nicht Gegensätze wahrhaft vermittelt und in die höhere Einheit aufhebt, sondern daß er die Gegensätze einfach durch kirchliches Decret zusammenwirft und es nun den Menschen überläßt, das Widersprechendste zusammenzudenken. Wer nicht darüber orientirt ist, wie diese ganz entgegengesetzten Anschauungsweisen, die sich in unsern Evangelien finden, in dieselben hineingekommen sind, muß nothwendig, sobald er denkend liest, bei der Lectüre dieser Schriften in Verwirrung gerathen.

Der katholisirende Charakter unserer Evangelien tritt auch nach einer anderen Seite hin deutlich hervor. Bei aller Verschiedenheit hatten die beiden ursprünglichen christlichen Richtungen doch etwas Gemeinsames in dem Glauben an die Verherrlichung Jesu. Dieser Glaube war nicht eine auf rein geistiger und sittlicher Grundlage erwachsene liebevolle Verehrung und Werthschätzung der Charaktergröße Jesu, sondern die durch das Medium der Christus-Visionen und des Auferstehungsglaubens vermittelte sinnliche Vorstellung eines persönlich zur Rechten Gottes erhöhten und im Lichtglanze himmlischer Majestät thronenden Messias. Es konnte nicht ausbleiben, daß dieser überirdische Glorienschein seine Strahlen auch auf die geschichtliche Erscheinung Jesu zurückwarf; denn auch hier lag es im Charakter des werdenden Katholicismus, beides, das historische Lebensbild und das in der Vorstellungsweise der Gemeinde lebende Messiasbild, in Eines zu verschmelzen. So erhielt das Lebensbild Jesu auch in den neutestamentlichen Evangelien jenen katholischen Heiligenschein des Wunderthäters, jene starren Züge des Himmelskönigs und des Weltenrichters, der, ganz wie in der Denkweise des Apokalyptikers, wiederkommen wird, um seine Feinde an den Ort der ewigen Qual zu senden.

Kopfschüttelnd steht der moderne Mensch gerade vor diesen Zügen der neutestamentlichen Ueberlieferung. Sie verderben ihm den Geschmack auch an dem, was ihn sonst anziehen und erwärmen würde. Wir müssen eben bedenken, daß hier die in sinnlichen Bildern sich bewegende religiöse Vorstellungsweise der ältesten christlichen Gemeinden in die Evangelien selber hineingetragen ist. Jener überirdische Glorienschein, der in den canonischen Evangelien das Haupt des Nazarethanischen Zimmermannssohnes schmückt, ist nichts als der Ehrenkranz, den die glühende Verehrung der ersten Christen ihrem Meister geflochten. Die einzelnen Blätter dieses Kranzes sind verwelkt. Wir suchen die Hoheit des Menschen, auch des Menschen, der sich am liebsten des Menschen Sohn nannte, nicht in Mirakeln und im katholischen Heiligenschein, sondern in der Fülle sittlicher Ideen und großer, weltbewegender Gedanken, die sein Geist umfaßte. Aber auch die verwelkten Blätter sind werthvolle historische Denkmäler, wenn auch nicht vom Leben Jesu, so doch von der Denkweise der ersten Christen, von einer religiös mächtig erregten Zeit voll stürmisch wogender Begeisterung.

Es kann uns nun nicht mehr Wunder nehmen, daß unsere Evangelien auch in den Berichten über die Geburt und Abstammung Jesu Widersprechendes zusammenstellen. Jesus erscheint durch die aufgeführten Stammbäume als Sohn Joseph's und der Maria, durch die eingefügten Kindheitslegenden und Vorgeschichten lediglich als Sohn der Maria. Die Quellenschrift hat von einer Geburt aus der Jungfrau nichts gewußt, und die ältesten Christen, unter ihnen noch Paulus, kannten Jesum nur als Abkömmling des Davidischen Geschlechts, und die Spuren dieser Ueberlieferung finden sich auch noch mehrfach in unseren Evangelien. Je mehr aber Jesus dadurch vollständig auf dem Boden des Judenthums verblieb, desto mehr mußte die antijudaistische Partei diese Tradition umbilden, um Jesum auch schon durch seine Abstammung dem Rahmen des Judenthums zu entreißen. Unsere Synoptiker erweisen sich aber dadurch als Erzeugnisse des erst werdenden Katholicismus, daß sie noch beiden kirchlichen Richtungen Rechnung tragen.

Werfen wir nun noch einen flüchtigen Blick auf zwei interessante Schriften, die ebenfalls deutliche Spuren des Kampfes der Parteien an sich tragen, gleichzeitig aber, ganz wie die drei ersten Evangelien, schon über die Zeit der schroffen Gegensätze hinausweisen! Zuerst ist da der Hebräerbrief, eine Schrift, die lange Zeit irrthümlicher Weise dem Paulus zugeschrieben wurde, während heute kaum noch ein Mensch die paulinische Abfassung des Briefes zu behaupten wagt. Die Schrift vertritt ohne Zweifel die Richtung des Paulinismus, versucht aber, wie schon der Name erkennen läßt, die Richtung auch der Partei der Hebräer annehmbar zu machen. Paulus hatte im Römerbrief denselben Versuch gemacht. Aber die Rolle, die er von seinem extremen Standpunkte aus dem jüdischen Gesetze zuertheilt hatte, daß dasselbe nämlich gegeben sei, um die Sünde hervorzurufen und dem Menschen zum Tode zu gereichen, konnte wenig versöhnend auf die Anhänger der Gesetzesreligion wirken.

Der Verfasser des Hebräerbriefes schlägt dagegen den Weg ein, daß er eine innere Einheit zwischen den Institutionen des mosaischen Cultus und dem Christenthum nachzuweisen sucht. Die Ersteren sind typische, sinnbildliche Hinweisungen auf das Letztere. Sie stehen zum Christenthum nicht in einander ausschließendem Gegensatz, sondern verhalten sich zu ihm wie das Unvollkommene zu dem Vollkommenen.

Eine ganz anders geartete Schrift ist der dem Jacobus zugeschriebene Brief. Er will durchaus antipaulinisch sein; er erhebt directen Protest gegen die Hauptlehre des Paulus, daß der Mensch ohne Berücksichtigung des Gesetzes lediglich durch seinen Glauben gerecht werde, und behauptet dafür geradezu, der Mensch werde nicht durch den Glauben, sondern durch seine Werke gerecht. Aber der Einfluß der Richtung, die der Brief bekämpfen will, auf den Brief selber ist doch unverkennbar. Das Gesetz wird ja als das Gesetz der **Freiheit** bezeichnet. Gemeint ist also nicht mehr der Buchstabe, sondern der in den freien, selbstbewußten Willen des Menschen aufgenommene Geist des Gesetzes. Damit aber berührt der Jacobus-Brief deutlich den paulinischen Gedankenkreis.

Wir sehen also, wie da, wo die traditionelle Orthodoxie nichts als die starre Einförmigkeit unfehlbarer Glaubensregeln erblickt, in Wirklichkeit ein reiches geschichtliches Leben, ein mächtiges Kämpfen und Ringen der Geister vorhanden ist.

Welchen vorläufigen Abschluß dieser Kampf im Neuen Testament genommen hat, werden wir nun noch in einem weiteren und letzten Artikel sehen.

Gutenberg und Fust.

Von Arthur Kleinschmidt.

„Was kann von Nazareth Gutes kommen?“ rief die ungläubige Mitwelt so manchem großen Reformator höhnend in's Antlitz, wenn er die strahlende Fackel erhob, um in die Nacht des Vorurtheils und der Unwissenheit das Licht der Erkenntniß zu tragen. „Woher sollten ihm diese Weisheit und Thaten kommen?“ Wohl jeder der großen Pionniere der Menschheit hat es empfinden und durchkosten müssen, daß die schwerste Arbeit nicht die sei, in schlaflosen Nächten und mühevollen Tagen neue Forschungen zu machen und Entdeckungen in's Leben zu rufen, sondern vielmehr diejenige, diesen Entdeckungen Anerkennung zu gewinnen und die Zeitgenossen zu überzeugen, daß kein werthloses Glas, sondern ein Diamant vor ihnen liege. Gerungen und gelitten haben alle bahnbrechenden Geister, bis endlich der Zweifel gleich dichten Schuppen von den Augen ihrer Mitmenschen fiel und ihr Sieg, in schwerem Kampfe erstritten, darum ein doppelt köstlicher ward.

Einer dieser Edelsten und Ersten der Nation, der viel gekämpft und gelitten, war gewiß Johann (Henne) Gensfleisch, genannt Gutenberg, der Sprosse eines alten Mainzer Geschlechts.

Mit den Seinen aus politischen Gründen nach Straßburg ausgewandert, arbeitete der 1397 geborene fleißige Mann im Kloster St. Arbogast seit etwa 1424 als Schleifer halbedler Schmucksteine, erwarb sich hierin große Fertigkeit, übte auch den Stanzendruck mit heißen Eisen, beschäftigte sich mit Goldschmiedekunst und suchte im Schmelztiegel Gold zu gewinnen; auch umkleidete er Spiegel mit einer Einfassung von Goldblech und goß sie voll mit geschmolzenem Blei. Er erlangte durch diese vielseitigen Fertigkeiten Ansehen in Straßburg, und durch die Metallarbeiten wurde er mit der Zeit auf die Typographie hingeführt.

Besonders emsig wurde seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Briefmalerei betrieben, und hiermit war die Anregung zur Typographie geboten, weshalb man auch die Briefmaler die Vorläufer der Buchdruckerkunst genannt hat. Der Holzdruck fand bei den Briefmalern auch für kleine Schulbücher, Kalender und Beichtspiegel Anwendung, aber wie umständlich mußte es sein, für jedes Blatt jeden Buches eine besondere zu sonst nichts taugliche Form nöthig zu haben! Niemand erkannte diese Schäden besser als Gutenberg, und unermüdlich sann er nach, wie es gelingen möchte, bewegliche Metalltypen, gegossene Lettern zu erfinden.

Seit 1444 nicht mehr in Straßburg, erscheint er im October 1448 wieder in seiner Vaterstadt, und hier erblickte auch das Kind seiner stillen Arbeit, die unsterbliche That seines Lebens, das Licht der Welt. Anfänglich argwöhnisch und abweisend angesehen, brach sie sich doch rasch Bahn, und schon das fünfzehnte Jahrhundert ehrte sie mit den Bezeichnungen „der subtilsten Kunst, der Kunst der Künste, der Wissenschaft der Wissenschaften, der heiligen und göttlichen Kunst“; Gutenberg selbst nannte sie „ein außerordentliches Gnadengeschenk Gottes“. Er goß die Typen nach einem bestimmten Größenverhältnisse und in beliebiger Zahl, sodaß sie jeder Zeit verwendbar waren; war einmal die Form geschnitten, so ließen sich völlig gleiche Abzüge in Masse daraus gewinnen. Der große Wurf war dem dreiundfünfzigjährigen Manne gelungen, aber es fehlte ihm an Geld, eine typographische Werkstätte zu errichten.

Sein böser Stern führte ihn mit Johann Fust, einem feinen Wucherer, zusammen, der irrthümlich mit dem Faust der Sage zusammengeworfen wurde. Fust war der Bruder eines Mainzer Goldschmiedes und nachmaligen Bürgermeisters, ein angesehener und wohlhabender Sohn der „goldenen“ Stadt. Ihm, dem genauen Rechner und Finanzkünstler, gegenüber, war ein Mann von der künstlerisch unpraktischen Natur Gutenberg's von vornherein verloren. Schauen wir auf unser Bild, welches uns Fust bei Gutenberg zum Besuch zeigt, so treten uns die beiden Charaktere in ihrer absoluten Verschiedenheit greifbar vor Augen. Hier sitzt schmunzelnd und reicher Beute lüstern entgegen blickend im behaglichen Sessel der behäbige Fust; das kahle, breite Haupt wendet er seelenvergnügt dem ersten Druckbogen zu, den Gutenberg ihm vorgelegt hat; etwas Faunisches lagert in seinen Zügen; der Mund zeigt den Genußmenschen, aber fest haften die wohlgepflegten Hände an dem kostbaren Schatze, den sie halten.

Und dort steht, hager und bleich, hochaufgerichtet, der Erfinder der neuen Kunst; in seinen kummervollen Mienen spiegelt sich all der Harm und Gram des Daseins wieder; diese Wangen sind eingesunken, nicht im Genusse des Sinnenrausches und in durchzechten Nächten, sondern im harten Frohndienste der Arbeit, im aufreibenden Forschen nach der neuen Wissenschaft, auf dessen Resultat unverwandt das geistvolle Auge des Denkers ruht; seine Hand spielt mit den Matrizen, die sie schuf. Als liebliches Mittelbild zwischen den Beiden hat der Künstler Fust's Tochter, Dyna (Christine), die nachmalige Frau Schöffer's, gezeichnet; voll Interesse an der neuen Erfindung, und nicht wie der Vater aus berechnenden Motiven, betrachtet die geschmeidige Jungfrau, der Stolz des Alten, das Werk Gutenberg's; über den Sessel gebeugt, schaut sie in das Papier in des Vaters Hand.

Fust lieh Gutenberg, mit dem er am 22. August 1450 einen Gesellschaftsvertrag schloß, zur Herstellung der zum Druckverfahren nöthigen Werkzeuge 800 Gulden in Gold zu sechs Procent Zinsen und verpflichtete sich, ihm außerdem jährlich 300 Gulden zu den Betriebskosten der Druckerei vorzustrecken; letztere sollte dagegen dem klugen Fust mit allem, was darin, als Pfand für die 800 Gulden dienen, und den Bücherdruck hatte Gutenberg zu gemeinschaftlichem Vortheile zu besorgen. Für den Fall, daß sie nicht einig blieben, sollte Gutenberg die 800 Gulden herauszahlen und Fust ihm die Werkzeuge &c. belassen. Gutenberg arbeitete mit verdoppeltem Eifer, sah sich aber finanziell stets gehemmt. Fust, der auf den Löwenantheil speculirte, gab ihm aber die ausbedungenen 800 Gulden nicht auf einmal und gar kein Betriebscapital, sondern brachte ihn zu einem zweiten Vertrage vom 6. December 1452, in welchem er ihm als Abfindungssumme für die Jahresbeiträge ein Pauschquantum von wieder 800 Gulden überwies. Der eigennützige Mann sah voraus, daß er auf sicheren Gewinn hoffen dürfe, indessen Gutenberg für ihn rastlos schaffte.

Die Druckerei war nun vollständig eingerichtet, und im Jahre 1452 begann der Druck der sechsunddreißigzeiligen lateinischen Bibel, der Biblia latina vulgata, die 1455 mit dem zweiten Foliobande abschloß. So war nach unsäglichen Mühen das Erstlingswerk der Typographie erschienen und erregte, obgleich der Letternguß noch kein vollkommener genannt werden konnte, großes Aufsehen. Schöner war die berühmte zweiundvierzigzeilige lateinische Bibel in zwei Foliobänden von 324 und 317 Blättern, welche in kleinen sogenannten Missaltypen 1453 bis 1455 gedruckt wurde. Wahrscheinlich auf den Rath des schlauen Fust wurden weder Jahr noch Druckort noch Drucker angegeben, weil die Bibel zu dem hohen Preise, den handschriftliche Exemplare erzielten, verkauft werden sollte; nur sehr wenige Papierexemplare derselben existiren heute, und noch seltener sind Pergamentexemplare, deren eines 1873 in England für 22,700 Thaler verkauft wurde. Aber es war Gutenberg nicht beschieden, sich seines Erfolges zu erfreuen und Gewinn zu erzielen; denn der habsüchtige Fust kam ihm zuvor. Während Gutenberg nicht an den Fall der Rückzahlung des Darlehns dachte und in Erwartung reicher Ernte Fust keine Zinsen zahlte, erkannte dieser den hohen Werth, der in seiner Werkstätte und in seinen Werkzeugen lag, auf die Gutenberg Alles verwendet hatte, und kaum war die zweite Bibel fertig, so hielt er sich am todten Buchstaben und trat im October 1455 als Kläger gegen Gutenberg auf. Er forderte von ihm zwei Capitalien von je 800 Gulden mit 430 Gulden Zinsen und 36 Gulden Zinseszinsen, Alles in Allem 2066 Gulden. So sollte also Gutenberg ihm Zins und Zinseszins von allen Auslagen, selbst vom verringerten Betriebscapitale, zahlen, ihm seine Erfindung zubringen, für ihn arbeiten und ihm den gleichen Antheil am Gewinne überlassen. So himmelschreiend unrecht dies auch war, und obgleich das Mainzer Recht auf das Strengste Darlehen zu sechs Procent und die Annahme von Zinseszins verbot, entschied das Gericht, da Fust's Familie großes Ansehen in Mainz genoß, zu seinen Gunsten. Gutenberg sollte Rechnung über alle Einnahmen und Ausgaben ablegen; die Bücher sollten zu gemeinsamem Nutzen verkauft werden; ergäbe sich, daß Gutenberg mehr Geld empfangen als ausgegeben, so müßte er das Geld an Fust auszahlen. Fust wurde der Schwur darüber auferlegt, daß er das Geld selbst gegen Zins aufgenommen und nicht aus seinem Vermögen gegeben habe; falls er diesen Eid



Gutenberg zeigt seinem Freunde Fust die ersten Druckbogen.
Originalzeichnung von Leo Reiffenstein in Wien.

leisten konnte, mußte ihm Gutenberg auch Zinseszinsen zahlen. Fust besann sich nicht lange und beschwor am 6. November 1455 im großen Refectorium des Barfüßerklosters seine Forderungen, und auf seinen Wunsch nahm ein Notar den Urtheilsspruch urkundlich auf. Vergebens bestritt Gutenberg denselben; Fust's Zweck war erreicht; sein bisheriger Partner konnte nicht zahlen, und so fielen Ende 1455 die Druckerpresse, alle Werkzeuge, Pergament- und Papiervorräthe und die gedruckten Bogen der Bibeln dem Kläger zu. Gutenberg war ärmer denn je; er hatte Alles verloren, nur nicht das Vertrauen zu seiner Kunst.

Ein Schüler Gutenberg's, Peter Schöffer aus Gernsheim, der lange in Paris als Bücherabschreiber gelebt hatte und ein tüchtiger Kopf war, wurde von Fust herangezogen; Beide errichteten eine eigene Officin und waren emsig bemüht, Gutenberg zu überflügeln. In der That gelang es Schöffer, die neue Kunst erheblich zu verbessern; anstatt die Matrizen zu gießen, schlug er sie mit einem Stahlstempel, einer Punze, auf der die betreffenden Lettern erhaben geschnitten waren, in Kupfer- und Messingstückchen und erzielte hierdurch nicht nur einen schnellen Guß, sondern auch vollste Gleichheit, Schärfe und Schönheit der Buchstaben. Die von ihm zu den Lettern erfundene Metallmischung war vorzüglich, weder so weich, daß sie sich schnell abnutzte, noch so hart, um das Papier zu durchschneiden, und endlich kam sein findiger Geist darauf, die Druckerschwärze durch einen gewissen Zusatz von Oel zu verbessern. Um aber den hohen Gewinn, den diese Fortschritte erwarten ließen, zu theilen, beschloß Fust, den geschickten Schöffer dauernd an sich fesseln, und hierzu erschien ihm nichts geeigneter, als den klugen Mann an seine Tochter zu vermählen; er gab ihm darum nachmals die schöne Dyna zur Ehefrau. Die Druckerei wurde aus Gutenberg's Hof „Zum Jungen“ in das von Fust neu erworbene Haus „Zum Humprecht“ in der Quintius-Gasse verlegt und mit Gutenberg's Werkzeugen und Apparaten Glänzendes geleistet.

Arm und verlassen, mußte inzwischen der große Gutenberg von vorn anfangen und war jetzt so glücklich, die Unterstützung eines Ehrenmannes, des wackeren Mainzers Dr. Conrad Humery (Hummer), zu finden. Dieser wollte im Gegensatze zu Fust keine Bereicherung für sich, sondern die Wohlfahrt Gutenberg's und seiner hohen Kunst. Auf seine Kosten wurde eine neue Druckerei errichtet, und aus ihr ging 1460 das vortreffliche „Catholicon“ des Johannes von Balbis hervor. Am 17. Januar 1465 nahm Kurfürst Adolf von Mainz Gutenberg unter seine Hofleute auf. Da siedelte Gutenberg mit seiner Druckerei nach Eltville, wo der Hof war, über, bildete neue Schüler aus, und als er 1468 starb, ging die Druckerei an Humery über. So erlebte der Schöpfer nicht mehr die wunderbar schnelle Verbreitung seiner welthistorischen Erfindung, und selbst das Verdienst, sie gemacht zu haben, wurde ihm nach seinem Tode hundertfach bestritten. Gewiß war er ein Märtyrer wie Wenige.

War der große Reformator dahin gegangen, ohne die goldene Ernte seiner Geistessaat auf seine Tennen sammeln zu dürfen, so fiel dieselbe ohne große Mühen Fust und Schöffer in den Schooß.

Nachdem sie Gutenberg aus seinem Heim und von dem Boden, in dem er Wurzel geschlagen, verdrängt hatten, erwarben sich Vater und Gatte der schönen Dyna, vor deren Auge noch manchmal die blasse hohe Gestalt des Mannes aufstieg, wie er sein Erstlingswerk mit stolzer Befriedigung ihrem Vater behändigte, großen Ruf als Typographen. Im Jahre 1457 ging aus ihrer Presse das prachtvolle Rituale auf Pergament, welches als Psalterium bekannt wurde, hervor; zuerst von allen Werken war es mit Angabe von Jahr, Druckort und Druckern versehen; Fust und Schöffer unterzeichneten sich und hingen an einem am Schlusse des Werkes dargestellten Baumzweige ihre Wappen auf; sie sprachen von ihrer künstlichen Erfindung und schwiegen Gutenberg einfach todt. Das Psalterium ist, man kann wohl sagen, in vollendeter Weise ausgestattet, und scheint Schöffer den Titel eines Clerikers der Diöcese Mainz eingetragen zu haben, den er auf seinen Arbeiten von 1459 bis 1462 führte, dann aber nach seiner Heirath mit Dyna ablegte. Eine Reihe vorzüglicher Bücher gingen aus der Anstalt hervor; Schöffer schnitt und goß neue Lettern und verwandte sie zuerst in der im August 1462 erschienenen Biblia sacra latina von achtundvierzig Zeilen. Diese Bibel ist an typographischer Schönheit wohl die hervorragendste der damaligen Zeit.

Da brach die Mainzer Erzbisthumsfehde aus; die Prätendenten Diether von Ysenburg und Adolf von Nassau bekämpften sich auf Tod und Leben; Fust und Schöffer druckten ihre Streitschriften. Adolf überfiel Mainz in der Nacht des 28. October 1462, und unter den Gebäuden, die in Feuer aufgingen, war die Buchdruckerei Fust und Schöffer's. Ihre Arbeiter zerstreuten sich in alle Welt, brachen den Eid, das Geheimniß ihrer Kunst zu bewahren, und verkündeten allerwärts dieses neue Evangelium.

In Folge dessen entstanden bald Buchdruckereien in vielen Orten Deutschlands, Italiens, Frankreichs &c. Augsburg und Nürnberg gingen auch hierin dem Reiche als Bannerträger voran, und schon 1470 etablirte ein Gehülfe Gutenberg's in Nürnberg eine Druckerei, wo bald Anton Koburger einer der berühmtesten Buchdrucker und Buchhändler der Zeit wurde, und der Abt von St. Ulrich legte in Augsburg 1472 in der Abtei selbst eine Druckerei an, nachdem Günther Zainer bereits 1468 Bonaventura's Meditationes in Augsburg gedruckt hatte.

Fust und Schöffer erholten sich allmählich von dem harten Schlage, der sie getroffen, und begannen ihre Thätigkeit von Neuem. Am 17. December 1465 verließ ein größeres Werk, und zwar „Cicero's Officien“, wieder die Mainzer Presse. Fust begab sich mit einer Ladung neuer Drucke nach Paris, um sie hoch an den Mann zu bringen, erlag aber dort 1466 der Pest.

Sein Sohn Conrad folgte ihm im Verlagsgeschäfte, mit Peter Schöffer verbunden; ihren Bücherverkauf betrieb in Frankreich der Münsteraner Hermann Stathoen, er starb aber ohne naturalisirt zu sein, und kraft des allen Fremden gegenüber gültigen Heimfallrechts verfielen die vorhandenen Büchervorräthe dem königlichen Fiscus. Kaiser Friedrich der Dritte und der Erzbischof von Mainz traten jedoch vermittelnd bei König Ludwig dem Elften von Frankreich ein, und dieser ersetzte laut Ordonnanz vom 21. April 1475 Conrad Fust und Schöffer ihren Schaden im Betrage von „2425 Goldthalern und drei Sous“, indem er die großen Vortheile ihrer Leistungen rühmlich hervorhob. Conrad Fust (als Johann's Sohn mit Janequis entstellt bezeichnet) vertrat fortan den Verlag in Paris, Schöffer aber, der persönlich daselbst seine Sache betrieben, reiste nach Mainz zurück und starb hier erst 1502, worauf seine Söhne in seine Fußstapfen traten.

So endete der Letzte des Trifoliums der deutschen Druckerkunst, während Gutenberg's Erfindung in unblutigem Siege die ungläubige Welt bezwang, und Millionen von Bekennern nahmen die Stelle der Tausende ein, die einst an ihm, seinen Thaten und seiner Weisheit gezweifelt hatten.

Johann Fust hatte mit der Erfindung gar nichts zu thun; er war nur der Geldmann, dessen Gutenberg zu seinem Werke bedurfte, und wurde, nachdem er ihn um Alles betrogen hatte, der erste typographische Verlagsbuchhändler; ihn zum Erfinder der Typographie zu stempeln, war eine der frechsten Lügen der Nachwelt. Weit höher steht Peter Schöffer; er war zwar keineswegs Erfinder der neuen Kunst, aber unstreitig lebenslang mit bestem Erfolge beflissen, sie zu vervollkommnen. Die Geschichte hat die Unbill gegen Gutenberg mitzuverantworten; denn nachdem die Zeit in den Falten ihres Mantels bereits Jahrhunderte hinweggetragen, wurde noch immer eine gemeinsame Erfindung der göttlichen Kunst angenommen, wie dies auf dem Roßmarkte zu Frankfurt am Main das 1857 enthüllte schöne Denkmal von der Hand Eduard's von der Launitz bezeugt, es stellt — eine wahre Ironie auf den geschichtlichen Thatbestand! — Gutenberg, Fust und Schöffer in friedlicher und freundschaftlicher Vereinigung dar.

Blätter und Blüthen.

Noch einmal „Die Schätze der Rumpelkammer“! Von unserem verehrten Mitarbeiter, Herrn Gustav Schubert in Berlin, geht uns folgende Mittheilung zu:

„Der Verfasser des Artikels ‚Die Schätze der Rumpelkammer‘, in Nr. 36, Jahrgang 1881 der ‚Gartenlaube‘, hat durch den Aufsatz nach vielen Seiten Anregung zur Rettung und Auffindung so manches Schatzes aus vergangenen Jahrhunderten gegeben. Gestatten Sie mir freundlichst, auf einige ergänzende Momente hinzuweisen. Von den handschriftlichen Aufzeichnungen berühmter Männer liegen unzweifelhaft noch viele Stücke im Staub vergraben, die nur gesucht zu werden brauchen; in zahlreichen Familien befinden sich Documente und Urkunden, die eine Generation der anderen vererbte, ohne zu wissen, daß das ungelesene alte ‚Geschreibsel‘ für die Geschichte der deutschen Cultur von höchstem Werthe ist; die wurmstichigen reponirten Acten von städtischen Verwaltungen, Dörfern, Instituten, Vereinen &c. bergen außer den üblichen Verhandlungen häufig schrifliche Kundgebungen aus dunkeln Gebieten der Geschichte; Briefe von Fürsten, Staatsmännern, Heerführern, Gelehrten, Dichtern und Künstlern verirrten sich an höchst unscheinbare Orte, in alte Bücher und Truhen und errangen sich als ‚altes Papier‘ bis jetzt keine Beachtung. Man fahnde also auf diese ‚verlorenen Handschriften‘, welche unter Um-

ständen je nach ihrer Bedeutung dem Besitzer gut honorirt werden, oder von Bibliotheken, Instituten, Gelehrten gern und dankbar angenommen werden, um so ein besseres und würdigeres Schicksal zu haben, als in Staub und Moder umzukommen.

Von unberechenbarem, nicht nach der Markwährung abzuschätzendem Werthe sind für die Wissenschaft die prähistorischen (vorgeschichtlichen) Funde, welche man bei Zeiten sammeln sollte, ehe diese Merkzeichen der Entwickelungsgeschichte der Menschheit für immer unrettbar verloren gegangen sind. In dieser Beziehung gleichen die Erdschichten unseres Planeten einer großen — ‚Rumpelkammer‘. Es entzieht sich aller Beurtheilung, was im Laufe der Zeiten bei Erdarbeiten, Wege- und anderen Bauten, Anlagen von Eisenbahnen &c. an prähistorischen Objecten zerstört oder unbeachtet bei Seite geworfen worden ist. Was gilt dem um Tagelohn schaffenden Arbeiter ein ausgegrabenes altes Gefäß? Es enthält keine Geldrollen, sondern elende Knochen und wird deshalb zerschlagen; für den Prähistoriker ist aber damit oft ein Werthobject vernichtet. Arbeitgeber, Bauherren, ländliche Grundbesitzer, Eisenbahnunternehmer, Leiter von Bergwerken &c. können für diesen hochwichtigen Zweig wissenschaftlicher Forschung Großes leisten, wenn es gelingt, ihre Untergebenen zu veranlassen, alle zufälligen Fundstücke an Thongefäßen, Knochen, Glasstücken, Bronzegegenständen, Eisenwaffen, Steinhämmern und -Messern sorgfältig aus dem Schooße der Erde zu heben, möglichst unbeschädigt an einen sicheren Ort zu bringen und die entsprechende Meldung zu machen.

Rühmliches leisten auf diesem Gebiete bereits einige deutsche Städte z. B. Weißenfels in Thüringen, wo sich der Sammeleifer nach vorgeschichtlichen Objecten über die ganze Umgegend erstreckt hat und wo Hoch und Niedrig an der Errichtung eines reichhaltigen Museums für Alterthumskunde eifrig mit arbeitet. Nach klingendem Gewinn und schnödem Mammon darf allerdings bei dem Suchen in der ‚Rumpelkammer‘ der Erde nicht immer gefragt werden; der äußere Werth eines Scherbens, Knochens oder Steines beträgt vielleicht kaum einen Nickel und ist doch oft geprägtes Gold für die Wissenschaft."

Prachtwerke für den Weihnachtstisch. Aus der Reihe luxuriös ausgestatteter Prachtwerke, an welchen die vorweihnachtliche Zeit stets so reich ist, greifen wir heute im Folgenden nur einige wenige Publicationen heraus, auf die wir die Aufmerksamkeit unserer Leser besonders hinlenken möchten.

Rom, eine Schilderung der Ewigen Stadt und der Campagna. Von Dr. Rudolf Kleinpaul.

„Wer Rom nicht sieht, der kann nicht glauben, wie schön es ist," sagt das Sprüchwort. So kann uns auch das Kleinpaul'sche Werk nur einen Schatten bieten von dem, was die „heilige Stadt" in Wirklichkeit ist. Aber so groß ist die Schönheit Roms, daß dieser Schatten genügt, uns mit jenem eigenthümlichen Behagen des Genießens zu erfüllen, das wir im Anblicke eines zugleich großen und schönen Gegenstandes empfinden. Der ebenso klar und durchsichtig wie lebhaft und anschaulich geschriebene Text des dankenswerthen Werkes führt uns in das Rom der Gegenwart, aber er läßt uns neben der stolzen Metropole des heutigen Italien auch die alte Siebenhügelstadt schauen, so weit sie noch in den Trümmern der antiken Herrlichkeit fortlebt; er läßt uns dieselbe auf der Wanderung durch Rom ahnen, so oft uns die Gegenwart eine Parallele mit der Vergangenheit nahe legt. Jeder Platz, jeder Stein, jede Ruine, welche das Werk schildert, predigt uns große Erinnerungen. Namen genügen: Das Capitol, das Forum, die Via Sacra, die Katakomben — alle diese Stätten der einstmaligen Hauptstadt des Erdkreises, der „Niobe der Nationen", wie ein großer Dichter sie nannte, treten uns neben den Prachtbauten der Gegenwart aus dem Kleinpaul'schen Werke lebhaft vor's Auge, und nicht nur das Wort, auch das Bild vermittelt uns hier die Kenntniß Roms; denn nicht weniger als 368 Textillustrationen und Vollbilder werden das Werk schmücken, welches nach seiner Vollendung 36 Lieferungen, von denen heute 8 zur Ausgabe kamen, umfassen wird. Nach dem bis jetzt Vorliegenden können wir dem Werke das beste Prognostikon stellen; namentlich die vortrefflich ausgeführten Illustrationen, die theilweise wahre Kunstwerke der Xylographie genannt werden müssen, brauchen die strengste Kritik nicht zu fürchten.*

* Wir entnehmen (vergl. S. 833) dem trefflichen Werke mit Erlaubniß der Herren Verleger eine Illustration. Dieselbe stellt einen Theil der Ruinen der Thermen (Bäder) des Caracalla dar, und zwar das Caldarium, also die Stelle, wo der unterste Kessel sich befand. „Die gesammte Anlage der Thermen des Caracalla," heißt es in dem Kleinpaul'schen Werke, „maß 330 M. im Quadrat; das eigentliche Thermengebäude, welches innerhalb dieses Quadrats stand, war ein Oblongum und 220 M. lang, 114 M. breit. In der Mitte desselben lag im Kellergeschoß der große Ofen, der zunächst zur Luftheizung gebraucht ward. Ueber dem Ofen waren in ingeniöser, holzsparender Weise drei Kessel (ahena) über einander angebracht; aus dem obersten (frigidarium) floß kaltes Wasser in den mittleren (tepidarium) und von hier, abgeschlagen, in den untersten (caldarium), um heiß zu werden. Aus jedem Kessel gingen Röhren, die mit silbernen Hähnen versehen waren, in die Bäder; der oberste erhielt sein Wasser aus einem Reservoir, das durch einen besonders dazu angelegten Aquäduct gespeist ward. Die Einrichtung der Bäder selbst war ganz die der irisch-römischen, wie man sie in jeder größeren Stadt, und speciell im Oriente, findet."

Ariost's „Rasender Roland". Illustrirt von Gustav Doré. Metrisch übersetzt von Hermann Kurz. Eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Paul Heyse (Breslau, S. Schottlaender).

Dieses Prachtwerk — das Wort ist hier in seiner vollsten Bedeutung zu nehmen — liegt uns nunmehr mit seinen 81 großen Bildern und 525 in den Text gedruckten Holzschnitten vollständig vor. Ein Vergleich der meisterhaften, phantastischen Zeichnungen Doré's mit den romantischen Versen des italienischen Dichters überzeugt uns sofort, daß sich hier Wort und Bild überraschend ergänzen und daß der kühne Stift des Zeichners, welcher durch seine Illustrationen zum Bibelwerk, zu Don Quixote, zu Dante und Milton längst seinen Ruf begründet hat, hier der üppigen Phantasie Ariost's mit seltenem Glück in das Land des Fabelhaften und Wunderbaren zu folgen vermochte. Da fesseln unser Auge in wechselnder Folge orientalische Landschaften mit Zauberschlössern, die in magischer Beleuchtung glänzen, schattige Haine, auf deren Bäumen Hunderte von Amoretten ihr schalkhaft-lustiges Spiel treiben, Reiterschaaren der Christen und der Heiden, fabelhafte See-Ungeheuer und was die Phantasie des Malers uns sonst, die Dichtung erklärend, vor's Auge zu stellen verstand. In alle diese Meisterwerke der Zeichnung und Holzschneiderei aber drängen sich außerdem, in den Text gestreut, kleine humoristische Bilder, die durch ihre groteske Figuration die lebhafteste Heiterkeit des Beschauers erregen. Ueber den Werth der Ariost'schen Dichtung brauchen wir kaum ein Wort zu verlieren. Hat doch Goethe von diesem italienischen Liebling der Musen so treffend gesagt:

„Wie die Natur die innig reiche Brust
Mit einem grünen, bunten Kleide deckt,
So hüllt er alles, was den Menschen nur
Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
In's blühende Gewand der Fabel ein."

Aber aus Ariost's Weisen klingt oft gar übermüthig eine allzu üppig blühende Sinnlichkeit hervor, die heutzutage Anstoß erregen möchte, während sie in den üppigen Zeiten der Renaissance durchaus nicht aus den Grenzen erlaubter geselliger Scherzhaftigkeit heraustrat. Hier hat nun der berühmte Herausgeber, Paul Heyse, in dankenswerther und sehr geschickter Weise die etwa anstößigen Stellen entfernt und so sein Ziel erreicht, ein Werk zu schaffen, welches einer gesunden bürgerlichen Zucht und Sitte Rechnung trägt und dennoch die eigenartige Welt Ariost'scher Dichtung zur vollsten Geltung bringt. — Die Uebersetzung selbst ist die Arbeit eines anerkannt geistvollen Dichters, des zu früh verstorbenen Hermann Kurz, welcher mehrere Jahre seiner reifsten und frischesten Kraft an die Lösung dieser Aufgabe gewendet hat.

Odin. Nordisch-germanische Göttersage von A. Kayser-Langerhannß. Mit 12 Illustrationen in Lichtdruck und zahlreichen Vignetten von E. Ph. Fleischer (München, Friedr. Bruckmann).

Wir wollen uns hier nicht auf die Erörterung der Frage einlassen, ob die Neubelebung der alten nordischen Göttersage im Bewußtsein der Gegenwart als ein literarisches oder pädagogisches Bedürfniß empfunden wird und ob somit die jüngsthin sich mehrende poetische Bearbeitung von Stoffen aus dem Gebiete der Edda und anderer nordiicher Sagenquellen vom nationalen Standpunkte aus zustimmend oder ablehnend zu betrachten ist. Die Berechtigung solchen Zurückgreifens in die nordisch-germanische Göttersage aber für die poetische Production der Gegenwart zugegeben, scheint uns in erster Linie zweierlei geboten: die Vermenschlichung der in der nordischen Sagenwelt niedergelegten moralischen und ethischen Ideen und die Entkleidung der Gestalten jener Welt von dem Rauhen und Starren, das ihnen für unser Empfinden störend anklebt. — Die auf dem Gebiete der Lyrik und Novellistik rühmlich bekannte Agnes Kayser-Langerhannß hat es in ihrer großen epischen Dichtung „Odin" verstanden, diesen beiden Anforderungen, die der moderne Geschmack an die Bearbeitung altnordischer Stoffe stellt, gerecht zu werden, ohne dadurch den eigenthümlichen Charakter jener Stoffe zu verwischen.

Ihre Verse athmen eine hohe Formvollendung und führen uns, ähnlich wie in Tegnér's herrlicher „Frithjof-Saga", auf wechselnden Rhythmen und in den verschiedenartigsten Strophengebäuden in die wunderbar poetische Welt des nordischen Alterthums. Es ist viel stimmungsvolle Anschaulichkeit, viel märchenhafte Malerei und daneben manch ernster Gedanke von philosophischer Bedeutung in dieser werthvollen Dichtung niedergelegt. Die Fleischer'schen Illustrationen, welche ein feines künstlerisches Empfinden, viel Phantasie und einen ungewöhnlichen poetischen Duft bekunden, fügen sich den Versen als eine dankenswerthe bildliche Ergänzung harmonisch an und erhöhen die schöne, kräftige Wirkung der stilvollen Dichtung auf's Beste.

Palästina in Bild und Wort nebst der Halbinsel Sinai und dem Lande Gosen von Georg Ebers und Hermann Guthe (Stuttgart, E. Hallberger).

Die zahlreichen hier gebotenen prachtvollen Stahlstiche und meisterhaften Holzschnitte scheinen, soweit sich nach den ersten Lieferungen dieses Prachtwerkes urtheilen läßt, zu dem Besten zu gehören, was in dieser Beziehung der internationale Buchhandel in letzter Zeit geleistet hat. Die Illustrationen sind durchweg aus der Hand englischer Meister hervorgegangen; denn „Palästina in Bild und Wort" ist ein englisches Originalwerk, welches gleichzeitig in deutscher und französischer Ausgabe erscheint. Zu betonen ist jedoch, daß der Text des deutschen Prachtwerkes zwar nach dem englischen Original bearbeitet, aber in vielfacher Beziehung von Georg Ebers und Hermann Guthe ergänzt und mit Anmerkungen über die Resultate der deutschen Palästinaforschung versehen wurde.

Lieder der Heimath. Herausgegeben von Ludwig Bund (Iserlohn, J. Baedeker).

Weniger umfangreich und in künstlerischer Ausstattung den letztgenannten Prachtwerken nicht gewachsen, aber der deutschen Familie durch gemüthswarmen Inhalt um so sympathischer sind die „Lieder der Heimath", eine Sammlung der vorzüglichsten Dichtungen im Bilderschmucke deutscher

Kunst. Das Werk erscheint gegenwärtig in neuem Gewande, in siebenter Auflage, und wird sich nach wie vor der Gunst der deutschen Leserwelt zu erfreuen haben. Auf seinen reichverzierten Blättern begegnen wir auch vielen treuen Mitarbeitern unseres Blattes, manchem Dichter und Künstler der „Gartenlaube“. Da hallt, rauscht und singt es in den verschiedenartigsten Weisen aus dem deutschen Dichterwalde; da finden wir die sämmtlichen Tonarten heimischer Muse von Heine's „Hör' ich ein Liedchen klingen“ bis zu Hermann Lingg's „Letztes Schlachtlied der Vandalen in Afrika“. Den Alten wird dieses Buch aufrichtige Freude bereiten, der reiferen Jugend aber ist es ein gutes Bildungsmittel für Geist und Herz.

Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland. Von Dr. R. Graf Stillfried Alcántara und Professor Dr. Bernhard Kugler. Illustrirt von den ersten deutschen Künstlern (München, Fr. Bruckmann).

Schließlich bemerken wir noch, daß das Prachtwerk „Die Hohenzollern“, auf welches wir bereits früher (Nr. 18) mit warmer Auszeichnung hingewiesen haben, nunmehr soweit zur Ausgabe gelangt ist, daß der äußerst geschmackvoll ausgestattete erste Band desselben als passendes Weihnachtsgeschenk fertig vorliegt. Wir geben dem in jeder Beziehung empfehlenswerthen Werke die besten Wünsche mit auf den Weg in die Heimstätten der deutschen Familie.

„Literarische Stoßvögel. Neue Randglossen zu Zeit- und Streitfragen“ — unter diesem eigenthümlichen Titel ist vor Kurzem ein höchst beachtenswerthes Büchlein von Richard Treitschke erschienen. Im Gegensatz zu den vielen aus gesammelten Zeitungsartikeln bestehenden Büchern, welche mehr durch die prickelnde Mannigfaltigkeit des Inhalts als durch die geistreiche Erschließung neuer Gesichtspunkte zu fesseln suchen, haben wir es hier einmal mit einem Buche zu thun, dessen eigentlicher Reiz trotz des reichen Inhalts nicht in der pikanten Leichtigkeit des Leeren, sondern in der ungekünstelten Leichtigkeit des Gefälligen in durchaus wissenschaftlicher Form besteht. Vor Allem zu loben ist an diesem Werkchen der darin waltende deutsche Gehalt. Nicht als ob der Inhalt lediglich Deutschthum und die Deutschen beträfe; im Gegentheil erstreckt er sich mit gleicher Liebe auf englische, französische, italienische und antike Cultur und Literatur, und eben darum erscheint uns alles aus deutsch-kosmopolitischem Geist und aus deutscher Gemüthsart geflossen. Mag immerhin mancher Leser einen oder den andern Aufsatz weniger skizzenhaft wünschen, Alles in diesem Buche wird vermöge seines absonderlichen Gegenstandes und seiner ungewöhnlichen Beleuchtung gefallen, zumal der Charakter des Gediegenen überall streng gewahrt ist. Eine frische Anregung zu weiterem Denken ist der Hauptgewinn, auf welchen der ernstere Leser bei jedem dieser Aufsätze sicher rechnen darf, und so bleibt nur zu wünschen, daß dem Fluge dieser „literarischen Stoßvögel“ die allgemeine Aufmerksamkeit zu Theil werden möge.
W. B.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 51. Die Gartenlaube. 1881.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Ein Friedensstörer.

Erzählung von Victor Blüthgen.

(Fortsetzung.)

Die Unruhe des alten Herrn mehrte sich unterwegs. Er trieb Jochen wiederholt zur Eile an, fragte auch, ob dieser wohl glaube, daß „der auf Pelchow“ in seiner Abwesenheit sich in seine Stube gewagt habe? Er erhielt aber nur ein Achselzucken als Antwort: denn Jochen war eben beschäftigt, die riesigen gewitterhaften Wolkenballen zu mustern, welche sich so schnell durch den Himmel wälzten, während in der Schwüle unten kein Lüftchen sich regte. Plötzlich zeigte er mit der Peitsche hinauf.

„Das bedeutet was, Herr! Ein schweres Wetter.“

In der Nähe von Pelchow legte der alte Baron die Hand über die Augen und spähte geradeaus; am Dorfausgange war eine helle Frauengestalt sichtbar.

„Jochen, ist das nicht Anne-Marieken? Im bloßen Kopf?“

„Das soll wohl sein.“

„Was hat das Kind da zu stehen?“ murmelte er.

Anne-Marie kam ihnen entgegen geschritten.

„Onkel, mache Dich darauf gefaßt: es sind zwei Beamte vom Gericht da,“ sagte sie verstört. „Mein Gott, sie werden Dich doch nicht festnehmen? Ich bin in Todesangst und warte schon lange auf Dich.“

„Das sollen sie wohl bleiben lassen, mein Anne-Marieken; da sei nur ganz ruhig!“

„Ach, Onkel, thue doch nichts, was Dich mit ihnen in Streit bringt! Wir wollen lieber von hier fortziehen und irgendwo in Frieden weiter leben. Du wirst so leicht heftig.“

Der Baron besann sich.

„Weißt Du was, Döchting? Du könntest Dir den Spaß machen und gleich so, wie Du bist, nach Branitz fahren. Ich will nur zu Fuß auf das Gut gehen. So'ne Geschichte ist nichts für Frauensleute.“

„Nein — nein,“ wehrte sie angstvoll ab. „Ich verlasse Dich nicht, Onkel; ich könnte die Ungewißheit nicht ertragen — lieber will ich das Schrecklichste mit ansehen.“

„Na, dann will ich Dir was sagen: dann geh' mal neben her! Wir wollen langsam fahren. Hast Du gehört, Jochen?“

„Ja, Herr!“

Der Baron erkundigte sich unterwegs genauer nach dem, was seiner wartete; Anne-Marie aber wußte nicht viel mehr, als die schon berichtete Thatsache. Endlich lenkten sie durch das Thor in den Gutshof. Dort kam der Mann mit dem Blechschilde auf der Brust am Hause her und blickte den Dreien entgegen. Scheinbar unbekümmert um ihn stieg der Baron vom Wagen.

„Jochen, spann mal noch nicht aus!“

Damit ging er neben Anne-Marie zu seinem Fenster hin. Vor dem Fenster aber hielt ruhig der Beamte.

„Na? Wollen Sie mich nicht 'rein lassen?“

Das graurothe Gesicht des alten Herrn spielte in hundert Falten kaum verhaltenen Ingrimms.

„Ich bedaure, Herr Baron“ — der Mann legte militärisch höflich die Hand an die Mütze — „ich bin leider beauftragt, Sie am Eintreten zu verhindern.“

„Was? Ich soll nicht in mein eigenes Zimmer gehen dürfen? Du bist wohl ungesund, mein Sohn?“

Der Beamte zuckte die Achseln.

„Wenn Sie die Güte haben wollten, Jemand mit Ausräumung des Zimmers zu betrauen —“

„Ich pruste auf Dich, Du Affe —“ rief der alte Herr in maßloser Wuth; da trat Anne-Marie plötzlich zwischen die Männer und hob flehend die Hände auf.

„Onkel, bedenke was Du thust! Der Mann ist ein Beamter —“

Einen Fluch auf den Lippen, schoß der Baron an der jungen Dame vorüber und zur Eingangsthür hin. Sie war verschlossen. Der Wüthende trat mit dem Stiefelabsatz dagegen, daß der Sporn klirrte; dann machte er Kehrt, rannte wieder vorbei, um das Haus herum und nach der entgegengesetzten Eingangsthür. Auch da ein Beamter! Er ballte die Fäuste, und plötzlich lief er in den Garten. Ein triumphirendes, giftiges Lachen verkündigte, daß er ein Fenster des Speisezimmers offen gefunden.

„Verdammte Pogge, jetzt will ich mal ein Wort als Edelmann mit Dir reden.“

Curt saß tief bekümmert, aber gefaßt vor seinem Schreibtische. Er hatte das deutliche Gefühl der Nothwendigkeit des gethanen Schrittes und hoffte zuversichtlich, jetzt entweder den Alten zu zähmen, oder jede weitere Berührung mit ihm abgeschnitten zu haben. Ein armseliges vergessenes Fenster zerstörte seine ganze Berechnung. Er horchte auf: die Thür des Speisezimmers flog in's Schloß; es kam herüber; auch seine Thür wurde aufgerissen, und herein trat, vor Wuth bebend, der alte Baron.

„So, mein Sohn, da bin ich, und nun will ich Dir mal was klar machen. Siehst Du, ich bin ein pommerscher Edelmann, und Du auch, und Du, mein Sohn, hast mich wie 'nen räudigen Hund aus meinem eigenen Hofe geworfen und mir zwei solche Kerle hergestellt, daß sie mich draußen halten sollen. So

was aber läßt sich ein Edelmann nicht gefallen, und wenn er noch so'n alter Kerl ist — am wenigsten von so 'nem dummen grünen Jungen, wie Du bist —"

„Onkel!" fuhr Curt auf und erhob sich finster.

„Gieb Dich nur, mein Sohn; Du sollst Deine Revanche haben, indem daß ich mich mit Dir schießen will; denn mit der Reitpeitsche kann ich nicht gegen Dich losgehen; Du bist zwar 'n ganz dummer Junge, aber Du bist zum wenigsten ein Boddin. Hast Du mich verstanden?"

Curt blickte sprachlos auf den alten Mann nieder. Es lag zuviel Ernstes in diesem elementaren Zorn und zuviel Charakter und Nerv in der Forderung, sich mit ihm zu duelliren, als daß er das Auftreten des Barons von der komischen Seite zu nehmen vermocht hätte, obwohl diese sich dem Auge fast unwiderstehlich aufdrängte. Auf der andern Seite aber: es war ja ein Ding der Unmöglichkeit, dem Verlangen des Erbitterten nachzugeben. Jede Faser in ihm sträubte sich gegen den Gedanken. Mochte der alte Mann ihn in dieser Stunde beleidigen! Er wollte so wenig an eine Genugthuung dafür denken, wie jener ein Recht an eine solche hatte, und er sprach das mit bewegter Stimme aus.

„Sie haben genau so viel Ursache, mir ein Duell aufzudrängen, wie Einer gegenüber dem Richter, der ihn wegen irgend eines Vergehens verurtheilt. Daß Sie mich beschimpfen, verzeihe ich dem Bruder meines Vaters, dem alten Mann und der Aufregung dieser Stunde. Seien Sie um Gotteswillen vernünftig, Onkel!"

„Du willst Dich nicht mit mir schießen?"

„Nein!"

Der Baron war dunkelroth im Gesicht; er taumelte und faßte nach einem Stuhl, sank indessen neben demselben zu Boden. Curt stürzte erschrocken zu einer Wassercaraffe; er schenkte ein Glas voll Wasser und trug es herzu, um ihm zu trinken zu geben; der Baron rührte sich nicht und biß die Zähne zusammen; kurz entschlossen goß sich jener die hohle Hand voll und schüttete es auf den Kopf des alten Herrn, dem die Mütze entfallen war. Nachdem er das ein paarmal wiederholt hatte, fing der Baron an sich zu bewegen, richtete sich auf und nahm die Jockeymütze vom Boden.

„Du hast mich zum Spott für alle Leute gemacht, mein Sohn," waren die ersten Worte, die er mühsam fand, „und Du willst Dich nicht mit mir duelliren. Nun, daß Du's weißt: ein alter Edelmann geht nicht mit Schimpf und Schande in der Welt herum und läßt mit Fingern auf sich weisen. Da muß ich sehen, wo's 'nen Schuß für meinen alten Kopf giebt. Da grüß mal Deinen Vater und sag ihm: die Frucht, die er sich aufgezogen hätte, taugte den Teufel nichts, indem daß sie nicht mal so viel Muth hätte, sich mit 'nem alten Mann zu schießen; das wäre keine Edelmannsart; er soll sie nach Holland schicken, damit daß sie da einen Pfefferhandel anfängt. Adschüs, mein Sohn, und wenn Du mir 'nen Gefallen thun willst, dann bleibst Du von meiner Leiche weg, wenn sie mich begraben."

Damit schwankte der Baron unsicheren Fußes zur Thür hinaus. Curt folgte in größter Aufregung; denn daß es diesem rabiaten alten Manne mit seinem Vorhaben Ernst war, ließ sich nicht bezweifeln. In sein Zimmer, wo er Waffen liegen hatte, durfte er auf keinen Fall gelangen.

Ein Blick in den Hausflur beruhigte Curt: der Beamte hatte sich vor den Eingang zu Anne-Marie's Zimmer postirt. Der Baron starrte den Wächter des Gesetzes ein paar Secunden an und verließ dann plötzlich, Unverständliches murmelnd, das Haus.

„Er wird nach Branitz fahren und dort besänftigt werden. Die Medicin war stark, aber vielleicht hilft sie," sagte sich Curt, in die Stube zurückkehrend. Ihm war nicht wohl zu Muthe.

Draußen rollte ein Wagen ab. Die Hausthür wurde aufgerissen, und mit weit geöffneten Augen, völlig außer sich, stürzte Anne-Marie von Lebzow in das Zimmer.

„Um Gotteswillen, helfen Sie, retten Sie! Sie müssen nach Branitz, so schnell wie möglich. Onkel will sich erschießen; er will sich von Herrn von Pannewitz ein Pistol geben lassen — allmächtiger Gott, ich kann ihm ja nicht zuvorkommen, aber Sie! Sie haben ein Pferd — auf den Knieen flehe ich Sie an — Curt — Sie sind sein Neffe —"

„Curt," hatte sie gesagt. „Curt!" Diesem Curt schoß es heiß durch die Adern. Da lag sie vor ihm am Boden; er schaute auf den blonden Kopf, auf die weiche, süße Gestalt; er trank in bebendem Rausch die Angstblicke der braunen Augen, den tiefen Metallton ihrer Worte, den Duft, das Knistern und Rauschen um sie — gewaltsam mußte er sich zusammennehmen; dies war nicht der Moment, um für sich zu sprechen. Nur wie ein rasch zerflatterndes Rauchwölkchen stieg für Secunden der Einfall in ihm auf, eine Bedingung zu stellen, die ihm das Seligste gesichert hätte — nein, nicht das Seligste: liebte sie ihn denn? Haßte sie ihn nicht vielmehr? War seine Gegenwart nicht eine Qual für sie? Er stand vor einer rohen Gewaltthat mit diesem Einfall.

„Stehen Sie auf, Cousine Lebzow!" sagte er, und durch seine Stimme klang etwas von dem, was er fühlte, und als sie seine Hand annahm, um sich aufzurichten, hielt er sie einen Augenblick fest und preßte die Lippen darauf. „Ich wähle den Waldweg — der ist kürzer — und will reiten, als hätte ich die Absicht, mein Pferd zu Schanden zu jagen. A revoir!"

„Liebster, Liebster!" kam es von ihren Lippen, als er draußen war. Sie hielt die Hände gefaltet, indem sie zu dem Bilde über dem Schreibtische aufblickte, und in dem Klang dieser Worte sprach alles, was sie erschüttert hatte gestern und heute: Liebe, Angst, Sorge, Verzweiflung — ein Hülferuf der Liebe aus dem Vorhof der Hölle. Aber der Druck wollte nicht von ihr weichen. Der Onkel stand im Geiste wieder vor ihr, als er das Furchtbare vor sich hin sprach, indeß sie mit ihm den Wagen besteigen wollte. Sie hielt es nicht aus hier in der langen, bangen Ungewißheit. Namenlose Unruhe erfaßte sie und trieb sie hinaus in den Hof, wo Curt auf dem mit einer Decke statt des Sattels versehenen Engländer, nur den Kappzaum in der Hand, rasch grüßend vorübersauste; ihr geängstigtes Herz trieb sie weiter, durch das Thor, auf den Weg nach Branitz. Sie schritt wie beflügelt. Vor dem Walde wandte der Reiter den Kopf und sah, daß sie ihm nachkam, auf demselben Wege, den er durchmessen. Dann tauchte er zwischen die Bäume, und die Staubwolke, die er zurückgelassen, senkte sich schwerfällig langsam in der dicken schwülen Luft des Tages zu Boden.

Barhäuptig kam er in Branitz an; ein Ast hatte ihn am Kopfe gestreift und ihm den Hut entrissen. Er konnte nicht mehr als eine Viertelstunde gebraucht haben; es war vollauf Zeit, Alles zu ordnen, ehe der Baron im Wagen anlangte.

Gott sei Dank: Herr von Pannewitz war daheim. Der Wagewächter am Thore, welcher ihm das schaumbedeckte Thier abnahm, versicherte es. Er kam ihm sogar in der Thür entgegen, heftig erschrocken — Fräulein Leonore hatte am Fenster die Ankunft Curt's mit angesehen.

„Es ist doch kein Unglück geschehen in Pelchow? Oder ist Ihnen das Pferd durchgegangen, Herr von Boddin?"

„Keines von Beiden. Kommen Sie in Ihr Zimmer hinauf! Ich muß in aller Eile ein paar Worte mit Ihnen reden. Es gilt, ein Unglück abzuwenden."

Curt wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er konnte sogar lächeln, als er sagte, daß ein tückischer Ast ihn um seine Kopfbedeckung gebracht und daß er wohl eine aus dem Vorrathe des Herrn von Pannewitz werde erbitten müssen. Oben standen die Damen, die er höflich begrüßte.

„Ohne Sorge, meine Damen! Es ist nichts Schlimmes geschehen, und wird auch, so Gott will, nichts geschehen."

„Geht hinein, Kinder! Wir kommen nachher zu Euch."

Der junge Mann war bald mit seinem Berichte fertig, und der Andere athmete erleichtert auf.

„Das ist doch ein alter Donnerskerl. Er hätte sich wahrhaftig erschossen, wenn er gleich etwas zum Schießen gehabt hätte, und ich werde hier höllisch aufpassen müssen. Wenn wir ihn nicht aussöhnen können, bringen wir ihm die Idee nicht aus dem Kopfe; da kenne ich ihn zu gut. Na, vorläufig will ich wohl sorgen, daß er nichts anrichten kann. Aber Sie darf er nicht hier finden, wenn er kommt; er würde Kehrt machen und anderwärts einsprechen, und dann steht Alles auf dem Spiel."

„Ich will und muß auch fort," sagte Curt entschlossen. „Ich muß Cousine Lebzow entgegen gehen, welche durch den Wald nachkommt; ich muß sie beruhigen. Sie darf sich keine Minute länger ängstigen. Wollen Sie mir einen Hut leihen, Herr von Pannewitz, und mich einstweilen bei den Damen entschuldigen?"

Herr von Pannewitz zog nachdenklich den Schlüssel zum Gewehrschranke ab.

„Ich werde Ihnen den Schlüssel zur Parkthür geben. Sie gehen hinaus und halten sich da immer rechts; da kommen Sie

dem Waldwege gegenüber heraus. Nehmen Sie diesen Hut! Ich sorge, daß Ihr Pferd ungesehen bleibt."

Bald darauf wanderte Curt den angedeuteten Weg. Seine Gedanken beschäftigten sich mit der von Herrn von Pannewitz hingeworfenen Bemerkung: „Wenn wir ihn nicht aussöhnen können, bringen wir ihm die Idee nicht aus dem Kopfe." Aussöhnen — das war leicht gesagt. Welches Mittel gab es, um den alten Eisenkopf zu einer Versöhnung zu stimmen?

Eines — vielleicht. Wie gern Curt zu diesem einen gegriffen hätte! Vor einer halben Stunde hatte es vor ihm auf den Knieen gelegen; er hätte es vielleicht an sein Herz nehmen können, wäre er weniger gewissenhaft gewesen. Es war auf dem Wege zu ihm. Die Versuchung kam zum zweiten Male; wenn er zu Anne-Marie von Lebzow sagte: Nur so kann das Drohende abgewendet werden, daß Du mich eng neben Dich stellst, so eng, daß er um Deinetwillen — —

Fort damit! Keine erzwungene Ehe! Es wäre eben wieder eine Vergewaltigung gewesen.

Als er aus der Parkthür auf die Straße hinaus trat, fesselte eine eigenthümliche Erscheinung am Himmel sein Auge. Der Weg führte in nordwestlicher Richtung. Dort hatte sich über dem Horizonte eine einzige lange, weißliche Wolke erhoben, deren Enden rechts und links fernab hinter den Bäumen verschwanden. Diese Wolke hatte das Aussehen eines der Länge nach zusammengerollten Schleiers von weißer Seide und flimmerte in so wunderlicher Weise, daß es schien, als wälze eine unsichtbare Kraft sie über den Wald herauf. Droben war der Himmel dunkelblau, unter ihr von einer fremdartigen glasigen Farbe, welche vom lichten Grün sich bis in's Gelbliche abstufte.

Die Schwüle ringsum war beängstigender als zuvor — seltsam still Alles ringsum. Kein Vogellaut war zu vernehmen. Die Bäume schienen erstarrt zu stehen, um etwas Ungeheuerliches über sich ergehen zu lassen.

Curt schüttelte besorgt den Kopf. Das Phänomen war ihm freilich völlig unverständlich. So schloß er denn die Parkthür ab, ließ den Schlüssel in die Tasche gleiten und betrat den jenseitigen Wald. In diesem Augenblicke vernahm er ein Rollen zur Rechten, welches ihn anfangs vermuthen ließ, daß der Wagen des Onkels angelangt sein möchte. Dann rechnete er nach — es war unmöglich. Wenn Jochen leidlich fuhr, so brauchte es noch eine Viertelstunde, ehe sie in Branitz sein konnten. Dabei fiel ihm etwas Beunruhigendes ein: der Zufall, welchen der alte Herr in seiner Stube gehabt.

Er hatte im Drange der letzten halben Stunde nicht ernstlicher über denselben nachgedacht. Ein alter Körper ist Schlagflüssen ausgesetzt; eine Blutüberfüllung des Gehirns war es doch gewesen, was sein rasches Eingreifen, wie es schien, rechtzeitig beschwichtigt hatte. Nun die holprige, stockernde Fahrt — wenn das Traurige geschehen wäre, der Onkel vielleicht gar — —

Nein, das konnte, das durfte nicht sein. Anne-Marie von Lebzow würde ihn als den Mörder des Onkels betrachtet haben. Dann war das Tafeltuch erst völlig zwischen ihm und ihr zerschnitten.

Aber hatte er denn noch Hoffnung? Wer hatte denn an jenem Abend — gestern Abend — gesagt: Für immer? Welch ein hoffnungsseliger Thor er war!

Er ging eine Viertelstunde und länger, so rasch ausschreitend, wie es ihm möglich war. Plötzlich stutzte er. Zur Linken kam weit aus dem Walde her ein unheimlicher Ton; er blieb einen Moment stehen und horchte, indem er sich die Stirn unter dem Hute trocknete. Ein Aechzen, Pfeifen, Rasseln; dazwischen dumpfe Schläge. Der Ursprung war nicht hier, nicht da; der Schall lief weit gedehnt von Westen nach Osten — oder von Osten nach Westen; jedenfalls war eine ganze lange Raumstrecke daran betheiligt. Sein Auge hob sich unwillkürlich zum Himmel empor, und da gewahrte er denn, daß jene Wolke, deren Aufsteigen er beobachtet, fast über ihm stand und den Himmel in zwei Hälften schied, eine blaue und eine grün-gelb glasige. Er bemerkte deutlich, wie die langgestreckte seidig glänzende Wulst droben um sich selbst gedreht wurde.

Zugleich aber näherte sich jenes schauerlich-unerklärliche Geräusch mit rasender Schnelligkeit; es verstärkte sich zu einem anrückenden Höllenconcert. Dieses Getöse hatte Aehnlichkeit mit einer gewaltigen Brandung, welche der Sturm aufpeitscht — so donnerte, prasselte, gischte und zischte, pfiff und heulte es durch einander; dazu immer wieder jene abgebrochenen, dröhnenden, kurzen Schläge, die sich schließlich anhörten, als bräche in einiger Entfernung ein Thurm zusammen und schlage schmetternd auf den Boden.

„Ein Sturm," sagte Curt, dessen Antlitz alle Farbe verloren hatte. „Ein Sturm im Walde — und was für einer! Das geht um's Leben."

Er verlor die Besinnung nicht, sondern betrachtete prüfend den Waldbestand. Riesige alte Buchen breiteten die nackten Aeste aus, dazwischen hier und da ein gewaltiger Eichenstamm knorrige Arme reckend, schwächlicher Nachwuchs, halb verdeckt durch Unterholz aller Art. Wenn einer dieser Bäume stürzte, wenn nur ein Ast seinen Kopf traf — —

Herr Gott — und Anne-Marie! Anne-Marie von Lebzow jetzt im Walde! Sie konnte nicht weit entfernt sein; es war eigentlich kaum zu begreifen, daß er ihr noch nicht begegnet war.

„Anne-Marie! Cousine Lebzow!"

War es ihr Gegenruf, was er gehört hatte? Er wußte es nicht, aber er stürzte selbstvergessen noch ein Stück vorwärts. Wer unterschied jetzt noch den Laut einer menschlichen Stimme? Es war da; es brach zwischen allen Bäumen zugleich hervor, eine wahnsinnig, tobsüchtig gewordene ungeheure Kraft, welche blind vorwärts stürmte, um sich schlug, heulte, brüllte. Diese strömende Luft, welche sich gegen alles warf, was ihr im Wege stand, war förmlich hart; Curt hatte eine Empfindung, als drängten eiskalte Hände, so viel an seinem Körper Platz hatten, auf ihn ein, und mit so unwiderstehlicher Gewalt, daß er im nächsten Augenblick erwarten müsse, wie ein Ball auf hundert Schritte durch die Luft geschleudert zu werden. Sein Hut war beim ersten Anprall davongegangen; auf dem Kopfe prickelte es wie von eindringenden Eisnadeln: er taumelte über den Weg, ward ein paar mal um sich selbst gewirbelt und stemmte sich dann mit Händen und Füßen gegen eine Buche, sah sich indessen sofort mit dem ganzen Körper an den Stamm gedrückt, als wäre er festgenagelt. Ein Regen von abgerissenen Zweigen prasselte nieder; dann und wann krachte ein brechender Ast, und das klang wie der dumpfe Aufschrei eines zu Tode Getroffenen. Die riesigen Bäume schwankten unheimlich; die Aeste der eigentlichen Krone griffen wie Arme über den Stamm herüber. Die ganze Luft war ein Chaos, ein wüstes Durcheinander von schlagendem, fliegendem, quirlendem Astwerk und Blättermassen; denn die tiefen Lagen vermorschender Blätter im Waldgrunde wurden aufgewühlt und schwirrten wie unzählige Flocken verdüsternd durch den Gesichtskreis. Dazu brausten Töne durch die Luft, deren Ensemble das Ohr kaum zu ertragen vermochte. Was bedeutete der Lärm einer Schlacht gegen dieses entsetzliche Getöse! Langgezogene Disharmonien wie von Tausenden von Orgeln, bald diese, bald jene Stimme vorgedrängt, manchmal ein Geheul wie von sämmtlichen Bestien eines Urwaldes, dazwischen Schnellfeuer einer ganzen Armee und das erschütternde Krachen von Batteriesalven. Ein Mensch, der das zwei Stunden lang hätte anhören müssen, würde taub oder wahnsinnig geworden sein.

Curt wäre gern um den Stamm herumgegangen, aber er mußte fürchten, auf der Stelle fortgerissen und mit tödtlicher Gewalt gegen einen anderen Baum geschleudert zu werden. Und doch preßte es ihm die Brust zusammen, als wollte es ihn zerquetschen, und nur mit Mühe vermochte er zu athmen. Er machte einen Versuch, die Arme zu heben, um sich die Ohren zuzuhalten; diese Arme waren wie Blei, und er fühlte eine solche Müdigkeit, daß er den Versuch einstellte. Die Augen dauernd offen zu halten war unmöglich; nur ab und zu ließ er blinzelnd das schauerliche Bild auf sich wirken. Zweige und Blätter schlugen gegen seinen Körper, jene oft schmerzhaft genug, aber dies war ja ein Kinderspiel gegen das, was ihm bereits hätte geschehen können. Da — er riß die Augen weit auf: eine alte Buche senkte sich schwerfällig — links drüben stand sie — vielleicht dreißig Schritt seitwärts, und plötzlich stürzte die gewaltige, alles unter sich niederbrechend. Es war wie ein Donnerschlag. Wo ihre Wurzel sich hob, stieg es geisterhaft, kolossal aus der Erde, als höbe sich ein begrabener Mammuth der Auferstehung entgegen. Ueber ihren Fall hin wüthete die Zerstörung weiter; der Sturm sauste in die Lücke, fuhr über den Weg, welchen die Aeste der Krone überstarrten, brach auf Curt's Seite ein halb Dutzend junger Stämme um oder riß sie mit den Wurzeln aus, daß die Erde weit herum flog — ein ganzes Stück hin vernahm sein Ohr das Krachen und Knattern.

Heiliger Gott! Ihm gerade gegenüber schüttelte sich eine Eiche, wie ein Mensch sich gegen den Griff einer übermächtigen Faust wehrt. Sie erschlug ihn, wenn sie fiel.

Er ließ sich auf die Erde nieder und kroch auf Händen und Füßen, so platt wie möglich an den Boden gedrückt, durch das Gestrüpp am Wege. Seine Handschuhe platzten, zerrissen. Seine Hände bluteten. So ging's nicht weiter; er mußte auf den Weg hinaus, und er bewegte sich schräg hinüber auf die andere Seite. Noch war die Eiche nicht gestürzt; vielleicht hielt sie sich doch. Etwas geschützter kam es ihm hier drüben vor, als jenseits vor dem offenen Wege.

Ein anderer Eichenstamm, auf den sein Auge fiel, erweckte ihm Vertrauen. Breit wie eine dorische Säule stand er da, die geringe Zahl seiner Aeste bot dem Winde wenig Angriffsfläche. Er schleppte sich bis zum Fuße des Baumes und richtete sich dann auf.

Seine Lage war damit wesentlich verbessert. Der Sturm traf ihn nicht mehr direct; er war gegen fallendes Holz geschützt. Sein ganzer Körper schmerzte ihn. Aber einen Moment nur genoß er das Gefühl der Erleichterung, dann brach es mit der Last eines dieser stürzenden Kolosse auf seine Seele nieder: Anne-Marie! In der Athemlosigkeit der letzten Minuten war der Gedanke an sie wie verschüttet worden; jetzt war er plötzlich das Einzige, was ihm Entsetzen einflößte. Was galt ihm die Zerstörung, die um ihn tobte! Was war er sich selber!

Er ließ sich wieder hinab und kroch auf's Neue am Boden hin. Mochte ihn ein Stamm zerschmettern — er wollte wissen, wie es um sie stand. Eine wahnsinnige Angst beflügelte seine Kraft. Minuten brauchte er, bevor er die Biegung des Weges erreichte, welche bisher dessen weiteren Verlauf seinem Auge entzogen hatte. Als er drüben war, schärfte er den Blick auf's Aeußerste; denn das Sehen war nicht eben leicht. Die ganze Luft schien körperlich geworden zu sein, wie strömendes Wasser, das Erde, Blatt- und Astwerk mit sich fortriß.

Er unterschied endlich einen mächtigen Baumstamm, welcher in einiger Entfernung quer über den Weg gestürzt war. Nirgends ein menschliches Wesen. Aber er mußte weiter.

„Anne-Marie!" schrie er auf.

Bei dem gestürzten Baume lag es, lichtgraue Frauenkleidung, — diesen Moment hatte er weiter nichts gesehen. Er war niedergesunken, vergrub den Kopf in die Arme und stöhnte.

„Laß sie am Leben sein, Herr, der du im Sturme mächtig bist, laß sie leben — sie ist mein. Niemand hat ein Recht auf sie außer mir."

Er nahm alle Seelen- und Körperkraft zusammen, und nun kauerte er neben ihr. Er nahm ihren Kopf auf die Hand; das schöne blonde Haar war halb aufgelöst. Die Wange fühlte sich todtkalt an — das konnte vom Winde sein. Er beugte das Ohr nieder — athmete sie oder nicht? In diesem Getöse war absolut nichts zu entscheiden. Die Augen waren geschlossen, die blassen Lippen leise geöffnet, daß die Zähne hindurchschimmerten; sie mußte ohnmächtig sein — mußte! Er wollte es so. Es war ja auch wahrscheinlich. Drei Schritt von ihr war eine Buche gestürzt, und der Stamm bis fast über den Weg hin glatt, ehe die Aeste begannen. Der Sturz konnte Anne-Marie nicht gestreift haben. Ueber ihr neigte sich dichtes Gestrüpp von Haselruthen, so dicht, daß ein mächtiger Ast, der dahinter aufragte, durch sie aufgefangen und festgehalten war. Wie Peitschenschnuren schlugen die Ruthen nieder und reichten doch nicht zu ihr hinab. Sonst war es nur schwaches Astwerk, was jenseits im Unterholze hing, fortwährend aufgejagt wurde und wieder zu Boden sank.

Sein verstörter Blick musterte die Riesenleiche der Buche. Die ausgerissenen Wurzeln mit dem durch sie zusammengehaltenen Erdreich ragten hinter dem Haselgestrüpp empor; sie mußten eine Scheibe bilden, aus deren Centrum der Stamm sich streckte; denn dieser lag nicht direct auf dem Wege, sondern etwas über ihm, allmählich und erst drüben im Unterholz völlig sich der Erde nähernd. Diese Scheibe aus Wurzeln und Erdreich war wie ein sicherer Schirm zu verwerthen.

Curt nahm Anne-Marie mit beiden Armen, ihren Kopf an seiner Brust bergend, und begann rückwärts sich durch das Gestrüpp zu stemmen. Ließ der Sturm nach oder hatte sich seine Kraft verdoppelt? Er drang durch die wirre Schicht am Rande; weiterhin standen die Stauden nur vereinzelt. Unter unsäglicher Anstrengung hielt er sich mit der geliebten Last aufrecht, bis er am Ziele war. Dann ließ er Anne-Marie niedergleiten und sank erschöpft und keuchend, kalten Schweiß auf der Stirn, neben ihr in den Blattmoder.

Im Bereiche dieser Erdwand war es paradiesisch gegen draußen; sie und der kolossale Fuß der Buche über dem Paare schlossen vor allem jede ernste Gefahr aus. Curt wand ein Taschentuch um die rechte, am meisten verwundete Hand, nachdem er die Handschuhfetzen bei Seite geschleudert.

Nun nahm er die Bewußtlose wieder in seine Arme und bettete ihren Kopf so bequem wie möglich. Er hätte sie erdrücken können vor Wonne, als er sie athmen fühlte. Der Sturm sauste weiter — er wurde stumpf gegen die Wirkungen und Aeußerungen desselben; in tiefer Erschöpfung schloß er die Augen.

Er schlief nicht; seine Gedanken und Empfindungen tauchten nur in einer weichen, geheimnißvollen Fluth von Glück unter.

Nach einiger Zeit blickte er plötzlich auf. Das war doch nicht der vorige Sturm mehr? Ein starker Wind, weiter nichts. Dieser Wind riß keine Baumkronen mehr herunter und entwurzelte keine Eichen. Näherte das Schrecknis sich seinem Ende?

Er fühlte sich stärker. Von seiner Brust herauf klangen die Athemzüge der Geliebten.

„Anne-Marie, meine süße Anne-Marie!"

Er rührte sich nicht. Noch hielt er das holde, ungelöste Räthsel in den Armen; noch durfte er glauben, sie sei die Seine. Wie lange? Wenn sie die Augen aufschlug, weinte sie vielleicht vor Scham und Schrecken — und Entrüstung.

„Mein Gott, gieb sie mir!"

Er faltete die Hände über der tiefer und tiefer Athmenden. Dabei glitt ihr Kopf zurück in den Nacken; und der feine, noch immer ein wenig geöffnete Mund glänzte wie von Rubin verführerisch zu ihm herauf. Er konnte nicht widerstehen.

„Vergieb mir, Anne-Marie!"

Der ernste bebende Mann neigte das Antlitz nieder, und seine Lippen berührten diese kühlen, thaufrischen Rosenblätter.

Da hob sich ihre Brust mit einem tiefen Athemzuge, und die aufgeschlagenen braunen Augen blickten wie aus einer andern Welt in die seinen.

„Ein Traum!" flüsterte sie, und die Lider schlossen sich. Und dann sagte sie mit stillem Lächeln:

„Liebster!"

Ueber Curt riß der Himmel von einander. Was er an Seligkeit und Glanz besaß, überstürzte ihn, durchrieselte ihn, hüllte ihn in eine Glorie von Licht.

„Anne-Marie," brachte er mit halb erstickter Stimme heraus und preßte sie an sich, und nahm ihren Kopf und küßte sie noch einmal. Sie küßte ihn wieder; sie schlang die Arme um seinen Hals, sah ihn trunken von Glück an.

„O Du liebster Mann! Du hast mich doch lieb."

Und nun hing sie eine Weile schluchzend an seinem Halse.

Der Aufregung war zuviel gewesen in diesen Tagen.

Dann ward Anne-Marie ruhiger. Sie dachte nicht an den Sturm, der wie unter einem Zauber in sanftem Wehen erstarb. Sie lächelte Curt glückselig zu, und er küßte ihr die Thränen von den Augen. Es fiel ihr nicht ein, sich aus seinen Armen zu lösen — und er hatte ein Gefühl, als müsse er ewig so sitzen. Dieser Becher ist da und kehrt nie wieder; warum ihn hastig leeren?

„Boddin! Fräulein von Lebzow!" rief es an der Biegung des Weges drüben.

Es war die Stimme des Herrn von Pannewitz.

„Wollen wir antworten, Geliebte?" lächelte Curt.

„Ja," nickte sie und hob sich schämig erröthend, indem sie sanft seinen Arm zurück drängte. Aber er nahm sie erst noch einmal fest an sich und küßte sie lange.

„Herr von Boddin!"

„Hier, Herr von Pannewitz!"

„Hurrah! Einen hätten wir."

„Nein, gleich ein Paar! Hier haben Sie uns, Herr von Pannewitz, im Sturm zusammengeschleudert, zwei glückliche Leute, und da wäre denn auch wohl das Mittel gefunden, um den Onkel zu versöhnen —"

Sie waren draußen auf dem Wege angelangt, und Herr von Pannewitz streckte ihnen beide Hände mit einem Jodler entgegen; bei der Wegecke standen ein paar Gutsleute mit zwei Tragbahren.



Ein Wanderlager vor Weihnachten.
Nach dem Oelgemälde von L. Bokelmann.

„Ach, der Onkel!“ fiel es Anne-Marie plötzlich ein.

„Sei ruhig, Kind, ich hoffe, es ist alles geordnet,“ versicherte Curt.

„Gott sei gelobt! — Curt, Du bist ja verwundet!“

„Schrammen — das hat nichts zu bedeuten. Nun, da sehen Sie ein Brautpaar, Herr von Pannewitz.“

„Kinder, Kinder, wir haben lange gewußt, daß es so kommen würde; nun könnt Ihr Euch unsere Angst denken, daß einem von Euch etwas passiren möchte bei diesem schauderhaften Orkan. Ich pfeife auf alle Windbrüche, da ich Euch heil wieder habe und die Hülfsinstrumente dort unbenutzt wieder nach Branitz schicken kann. Und nun gratulire ich; Ihr habt's Euch saurer werden lassen, als weiland ich und meine Alte.“

„Wie geht's dem Onkel, Herr von Pannewitz?“

„Vorläufig denkt er an nichts, als an sein Anne-Mariechen; meine Frauensleute haben ihn zu sich genommen und trösten ihn, was ein hartes Stück Arbeit sein wird. Na, na, und Ihr seid endlich so vernünftig geworden! Das wird wohl das einzige Vernünftige sein, was dieses sackermentsche Wetter angerichtet hat. Sie hat's übrigens gehörig mitgenommen, Herr von Boddin, wie's scheint —“

„Ihr Hut wird sich inzwischen wohl auch mit dem meinigen verlobt haben, Herr von Pannewitz,“ lachte Curt.

„Und unser Anne-Mariechen wird bald wie 'ne Loreley aussehen; ja, Haarnadeln habe ich nicht mitgebracht. So ist's recht — immer fallen lassen, was sich nicht halten läßt! Kind, was bist Du hübsch!“

Anne-Marie hatte ihrem schönen Haare erröthend die volle Freiheit gegeben, und Curt betrachtete sie mit heimlichem Entzücken.

„Ja, nun wird's wohl das Beste sein, Ihr kommt gleich Beide mit zu dem Alten. Nun wird unser Anne-Mariechen wohl ihre ganze Macht üben, um ihn mit dem Friedensstörer da auszusöhnen, und der eclatante Abfall seiner besten und einzigen Verbündeten muß ihn mürbe machen.“

Es war ein mühsamer Weg bis Branitz. Grauenhafte Verwüstungen gab es da, und dieselben hatten zuweilen Hindernisse aufgethürmt und verstreut, die nur vermittelst equilibristischer Kunststückchen zu überwinden waren. Mehr als ein Dutzend Baumriesen versperrten den Pfad, und stellenweise mußten die Leute Aeste und Reisig wegräumen, bevor Anne-Marie vorwärts schreiten konnte. Ganze Straßen hatte der Sturm in den Wald gerissen; ein großer Windbruch sah, mit den Erdmassen an den herausgekehrten Wurzeln und den tiefen, gähnenden Höhlen darunter, wie ein Schlachtfeld aus, auf dem Riesen einen Kampf mit hundertjährigen Baumstämmen ausgefochten hatten. Herr von Pannewitz konnte einige Stoßseufzer bei solchen Bildern nicht unterdrücken, ohne indeß auf länger als ein paar Secunden seine gute Laune einzubüßen. Curt hob und trug die Geliebte, wo er irgend konnte.

„‚Denkst Du daran?‘ — und ‚Darf ich jetzt?‘“ fragte er neckend dazu. Und sie sah ihn mit liebem Lächeln an und nickte verständnißvoll.

Die Erlebnisse während des Sturmes wurden ausgetauscht. Anne-Marie war auf dem Platze von dem Unwetter überrascht worden, wo Curt sie gefunden. Seinen Ruf hatte sie gehört und in der That beantwortet, aber sich nicht von der Stelle gewagt; dann war der Baum neben ihr gefallen, und die Ohnmacht entzog sie wohlthätig allem Uebrigen bis zu seligem Erwachen. In Branitz hatte man in sicherer Stube die schreckliche Naturerscheinung vorüber ziehen lassen. Auf dem Hofe war, was nicht niet- und nagelfest, fortgeschleudert worden, bis es an Gebäuden den sichern Halt gefunden; ein paar Tränkeimer hatte der Wind hoch durch die Luft entführt und einen Knecht, den er im Gehen gepackt, ohne Gnade auf den Boden hingestreckt. Im Garten aber lag die ganze Orangerie, lagen die Oleander und Kirschlorbeer umgeschlagen und zumeist vernichtet am Boden; schwer war der Schaden an jungen Zierbäumen, und auch der Park hatte gelitten; ein stürzender Baum hatte ein Stück des Eisengitters nach der Straße zu eingebrochen, und ein Schornstein, eine beträchtliche Anzahl Ziegel von den Dächern, ja, sogar ein ganzes ausgerissenes Fenster waren ihm an den Gebäuden zum Opfer gefallen.

Wie mochte es in dem offenen Pelchow aussehen, wo die Widerstandskraft der Baulichkeiten eine so zweifelhafte war? Die Männer sprachen mit schwerer Besorgniß davon.

An der Parkthür hielt Curt an.

(Schluß folgt.)

Literaturbriefe an eine Dame.

Von **Rudolf von Gottschall.**

XXVIII.

Ich habe Ihnen, verehrte Freundin, in meinem letzten Briefe drei deutsche Romandichter vorgeführt, deren Physiognomien so verschiedenartig sind, wie dies nur bei Schriftstellern derselben Zeit und derselben Nation der Fall sein kann; ich will Sie heute auf drei lyrische oder lyrisch-epische Dichter aufmerksam machen, die ebenfalls keinerlei Familienähnlichkeit haben.

Es ist ja Weihnachtszeit, und wenn im deutschen Dichterwald soviel durch einander gezwitschert, gewirbelt und geschmettert wird, daß man es ganz verlernt hat, sich um den einzelnen Sänger zu kümmern, so giebt es doch noch einen Baum, den die Weihe des deutschen Gemüthes geheiligt hat, sodaß man auf seine Sänger hört: es ist der Christbaum, und wenn ein solcher Sänger noch ein schmuckes, buntes Gefieder hat, so darf er in diesem bevorzugten Wunderbaume sein Nest bauen. Für das schmucke, bunte Gefieder der deutschen Lyriker sorgt aber der Buchhandel und die Buchbinderei mit den elegantesten farbigen, goldschimmernden Einbänden, und das leuchtet und funkelt, als wären es Kolibris und Paradiesvögel — und es sind doch nur unsere schlichten heimathlichen Sänger in dem Prunkgewande, wie es der kerzenhelle Christabend verlangt. Ihnen, verehrte Freundin, würden sie auch willkommen sein in ihren Alltagsumschlägen, wenn's nur drinnen leuchtet und glänzt wie Zauberschimmer echter Poesie.

Da tritt zunächst vor Sie hin ein fahrender Gesell mit leichtgeschürzten Liedern; sein Name ist Rudolf Baumbach, und dieser Name hat in kurzer Zeit einen guten Klang gewonnen. Die Lieder sind klein, zart, niedlich; sie haben nicht nur artige Geberden und ein feines Mienenspiel, sie sind auch so zierlich gebaut und gegliedert, daß das Auge mit Wohlgefallen auf ihnen ruht. Da stört nirgends ein „zuviel“ das rechte Ebenmaß, keins dieser Lieder wächst unschön in die Länge; keins zeigt eine zu üppige Fülle; alle Bewegungen sind anmuthig und graziös, und was uns an ihnen erfreut, ist ihr niedliches Nippen vom Quell der Dichtung. Es ist Miniaturpoesie von der liebenswürdigsten Art. Ihr Grundzug ist ein schäkernder Volkston, aber oft weht ein Hauch sinniger Poesie darüber hin.

Rudolf Baumbach hat auch eine epische Dichtung verfaßt, eine Alpensage: „Zlatorog“, die jetzt in dritter Auflage vorliegt. Der Titel wird Sie fremdartig gemahnen, verehrte Freundin. Zlatorog ist ein wundersamer Gemsbock mit goldenem Gehörn, der im besonderen Schutz der weißen Frauen steht, aber leider ist Zlatorog ein slovenischer Bock, und es will uns nicht gefallen, daß diese Alpensage in ein slavisches Gewand gehüllt ist. Die Namen klingen doch gar zu barbarisch: die schönen weißgekleideten Frauen, die Schicksalsgöttinnen der Slovenen, heißen Rojenice; es ist dies kein Wort, unter dem wir uns etwas Schönes und Verlockendes denken können; ein kleiner rauhhaariger Kobold heißt der Skoot, und so rauhhaarig gemahnen uns alle diese slovenischen Alpengötter und Alpengöttinnen, den goldhörnigen Bock mit eingeschlossen, welcher den Zaubergarten dieser Dichtung „auf dem Titelblatt“ bewacht.

Doch dies uns wenig sympathische Slaventhum, das dem Märchenstoffe anhaftet, ist auch das Einzige, was Sie, verehrte Freundin, an dem Gedicht aussetzen werden; desto sympathischer ist die dichterische Einkleidung, das landschaftliche Colorit: in der That, dieser Zlatorog trägt das Gold echter Poesie an seinen Hörnern. Mit diesen hat es eine eigenthümliche Bewandtniß; es sind Zauberschlüssel, welche den großen im Bogatin tiefverborgenen

Schatz erschließen. Das ist keiner von den Böcken, wie sie die Börsenspeculanten und Staatsmänner oft schießen, wenn sie goldene Schätze heben wollen; das ist ein solider, zuverlässiger Bock, und seine goldenen Hörner würden alle Reformen der Wirthschaftspolitik überflüssig machen. Der Bock allein würde indeß mit seinem Rudel Gemsen nicht der Held einer Dichtung sein können. Dazu bedarf es eines Jägers, und ohne Liebeshandel geht es auch in den Julischen Alpen nicht ab. Der schmucke Jäger liebt die „holde blonde Jerica", doch sie ist mit den Blumen nicht zufrieden, die der Freier von den Alpen aus dem Zaubergarten der weißen Frauen mitten im Winter bringt; sie meint, er könne ihr, da er in jenem Reiche so gute Connexionen habe, auch Gold und Schätze von dorther bringen. Dazu genüge ja schon ein Splitter vom Goldgehörne des Wunderbockes, der wie eine Wünschelruthe die Pforte erschließt, die zu den verborgenen Schätzen führt. Unzufrieden mit ihrem Liebsten, läßt sich die schöne Jerica von reichen Venetianern, welche durch jene Gegend kamen, den Hof und auch Geschenke machen. Da beschließt der Jäger, den goldenen Schatz zu erringen, ihn vor sie hinzustreuen und dann sein Roß weiter zu lenken. Er steigt die Alpen hinauf, schießt auf den Zauberbock und trifft ihn, doch aus den rothen Blutstropfen des schwergetroffenen Thieres erwachsen purpurfarbene Blumen, die rothen Triglavrosen; aber wenn der Gemsbock an ihnen äßt, dann heilen seine Wunden. Bis zu schwindelnder Höhe folgt ihm der Jäger: da tritt ihm auf steilem Pfade der genesene Zlatorog entgegen.

Blitze zucken um den gold'nen Hauptschmuck
Und geblendet steht der Trentajäger.
Kreisend drehen sich um ihn die Felsen,
Kreisend alle schneegekrönten Gipfel.
„Jerica!" ertönt's von seinem Munde;
„Jerica!" erschallt es tausendstimmig
Aus den Felsen — und dann wird es stille.
Stolz und langsam zieht der goldgekrönte
Zlatorog bergab. Der Weg ist frei.

Da ziehen die weißen Frauen von dannen; die grünen Almen des Triglav aber waren plötzlich in ein Meer von Felsentrümmern verwandelt.

In wechselnden Versmaßen, welche hin und wieder ein kurzathmiges Lied hinhauchen, wird diese Alpensage von dem Dichter erzählt, schlicht und anspruchslos; nirgends Pomp und Glanz, nirgends Ueberladung der Diction, aber das bezeichnende Wort steht immer an der rechten Stelle, und so ist das Colorit lebendig, ohne gerade farbenreich zu sein.

Einfach in Ton und Haltung, wie Rudolf Baumbach, ist auch Martin Greif, dessen „Gedichte" vor Kurzem in zweiter, stark vermehrter Auflage erschienen sind, doch die Einfachheit Greif's ist eine andere; sie ist nicht so volksthümlich naiv; sie hat den vornehmeren Gestus der Goethe'schen Muse. Goethe ist das unverkennbare Vorbild des Dichters, sowohl im sangbaren Liede, wie im reimlosen Hymnus; dort sucht er besonders durch stimmungsvolle Beiwörter jenen eigenartigen Duft hervorzuzaubern, der über den Liederklängen des großen Meisters schwebt; hier weiß er die Verstoga in dieselben antik-würdevollen Falten zu schlagen, wie Goethe in seinen Hymnen. Und so feiert er auch den großen Dichter in einer Tonart, welche an die Sangesweise desselben anklingt:

„Schreitet dem sterblichen
Menschengeschlechte
Einmal ein Seher
Deutend voran,
Nimmer vergessen
Werden die Züge,
Denen die Gottheit
Sprache verlieh'n.
Spät noch die Enkel
Sehen ihn wallen
Mit der erhob'nen
Lyra im Arm.
Ewige Jugend
Rollt ihm die Locken;
Ewiges Feuer
Nährt ihm den Blick.
Seine Gesänge
Rauschen hernieder,
Frei wie die Ströme
Nieder in's Land."

Eine Gefahr liegt indeß der goethisirenden Dichtweise nahe: verfehlt sie im einfachen Liede den rechten Ton, so fällt sie unfehlbar in's Triviale. Es ist nicht leicht, den Morgen und Abend und die vier Jahreszeiten, Veilchen und Rosen, Meerfahrten und Bergtouren, Sonnenauf- und Untergänge, den Mond und die Sterne in schlichten Versen zu besingen, ohne in die ausgetretenen Gleise des alltäglichen Singsangs zu gerathen.

Und auch Martin Greif hat das nicht immer vermieden; es finden sich unter den Liedern und Naturbildern einzelne nichtssagende Gedichte oder wenigstens in einzelnen Gedichten nichtssagende Wendungen. Dies gilt sowohl von den Liedern wie auch von den „Naturbildern", obschon sich unter den letzteren einige farbenreiche Vedüten befinden; denn hier schickt der Dichter seine Muse auf die Wanderschaft, und sie greift zuweilen zur Brieftasche und Zeichenmappe des Touristen. Eine einfache Liederblüthe muß würzigen Duft haben: die bloße schlichte Färbung genügt nicht, um einen dichterischen Eindruck hervorzurufen. Dieser würzige Duft ist indeß vielen Liedern Martin Greif's eigen; man kann ihn nicht analysiren; man muß ihn genießen. Sie werden ihn, verehrte Freundin, gewiß in dem folgenden kleinen Gedichte nicht vermissen:

Juninächte.

„Juninächte, sternenlose,
In dem Blüthenmond der Rose!
Da das bange Herz dazu
Lieb' durchstürmte ohne Ruh.

Blitzgezuck und Wetterleuchten!
Und die Nachtigall im feuchten,
Thaubenetzten Busche tief
Wunderbare Laute rief.

Hatten uns so viel zu sagen,
Ließen hoch die Wolken jagen,
Blickten in den Flammenschein
Wie im tiefen Traum hinein."

Unter den Balladen Greif's findet sich viel Mittelgut: es giebt eine gewisse Balladenschablone, besonders für altdeutsche und ritterthümliche Stoffe, welche auch von unserem Dichter wie von anderen namhaften Poeten der Jetztzeit in ausgiebiger Weise benutzt wird. Die Ballade sollte den Minnegesang und den ganzen Ritterplunder einmal bei Seite lassen und moderne Stoffe wählen. Wo Greif dies gethan, da ist ihm auch mancher Wurf gelungen.

Lesen Sie, verehrte Freundin, „Des Zöllners Tochter"! Die geisterhafte Schlittenfahrt im Schneegestöber ist reizend geschildert; die Winterlandschaft bildet die passende Umrahmung, und man sieht gleichsam des Zöllners Töchterlein altern im eisigen Schnee, der ihr in den Locken haften bleibt, im flockigen Puder, in den Spitzen von Brabant, mit denen das Schneegestöber galant Schönliebchen umwebt; man wundert sich nicht, wenn dasselbe als Altmütterlein auf dem Kirchhofe ankommt.

Der dritte Dichter, der sich zum Christfest meldet, ist Hermann Oelschläger, der erst vor Kurzem durch eine sehr gewandte Uebersetzung der Liebesgesänge des Ovid sein schönes Formtalent bewährt hat. Eigenartig ist die Gabe, die er jetzt bietet: „Novellen in Octaven". Früher, verehrte Freundin, galten die Octaven für sehr stolze Strophen, mit ihrem Stimmvollklang geeignet für das romantische Epos, wenn es à la Tasso mit vollen Segeln in See stach; jetzt aber benutzt man die volltönende Strophe gern zu plauderhaften, humoristischen Gedichten, die den oft wenig bedeutsamen Kern einer Erzählung mit allerlei ernsten und scherzhaften Reflexionen überspinnen.

Noch auf eine kleine frische Dichtung möchte ich Sie hinweisen, liebe Freundin! Es ist dies „Aennchen von Tharau", ein Lied aus alter Zeit von Franz Hirsch, dem Dichter der Vagantenlieder. Das ostpreußische Mädchen, welchem Simon Dach sein bekanntes Gedicht gewidmet hat, ist die Heldin dieser poetischen Erzählung, die in anmuthigem Fluß der Darstellung kecken Studentenhumor und herzige Liebespoesie verbindet und sich durch ein sehr treues Königsberger Localcolorit auszeichnet, das jeden Freund der Pregelstadt besonders anmuthen muß. Die Erzählung selbst wird durch manches treffliche eingelegte Lied unterbrochen.

Land und Leute.

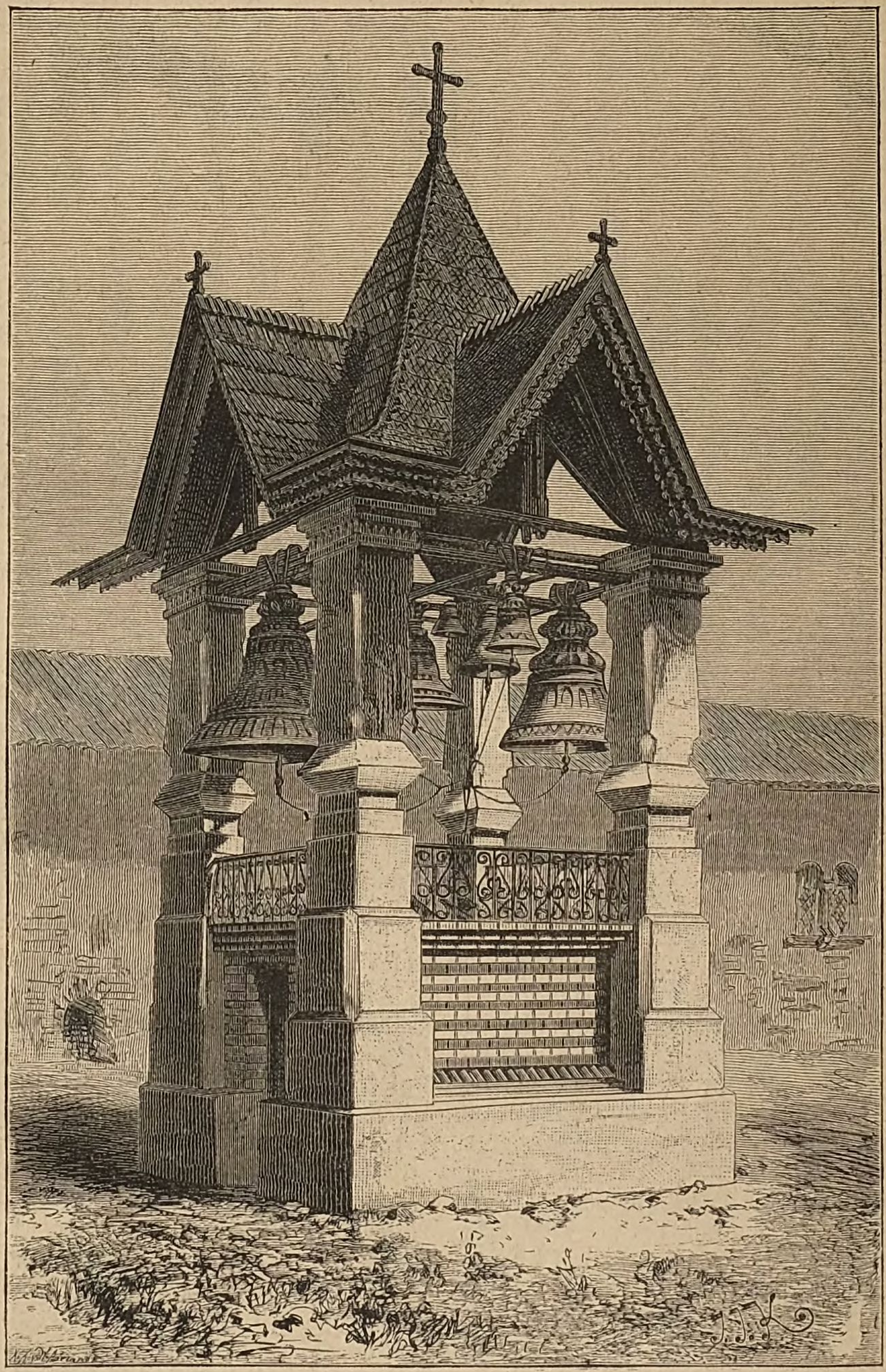
Nr. 46. Wanderungen durch Bulgarien.

Von A. C. Wiesner.

Bulgarien, welches in der Jüngstzeit wieder in den Vordergrund der Tagesereignisse getreten, ist fast noch immer ein halbunbekanntes Land — um so interessanter ein Blick auf bulgarisches Land und bulgarische Leute.

Ueberaus anregend ist die Reise in dieses entlegene Ländergebiet auf einem der großen Donaudampfer, die mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet sind. Nachdem man das „Eiserne Thor“ passirt, beginnt die Uferlandschaft sich allmählich zu verändern. Zur Rechten des gewaltigen Stromes steigt das Land, oftmals in beträchtlicher Höhe, steil empor, während das linke rumänische Ufer sandig und völlig flach ist. Hier beginnt die große, endlose Ebene, die an schönen Sommertagen im blauen Duft der Ferne verschwimmt und nur durch vereinzelte Baumgruppen und Grenzwächterhütten unterbrochen wird. Die Donau durchströmt nun in mehreren großen Krümmungen das Land.

Inzwischen hat sich das Verdeck des Dampfers von den bereits zurückgelegten Uferstationen immer mehr mit interessanten Gestalten und Typen gefüllt, welche in der sonderbarsten Mischung Occident und Orient vertreten: Die Türken drücken sich stumm und theilnahmslos in eine Ecke, während die lebhaften Serben, Rumänen und Bulgaren sich laut und zwanglos unterhalten. Man hört hier alle Sprachen der osteuropäischen Völkermischung: Ungarisch, Serbisch, Rumänisch, Bulgarisch und Türkisch. Es pflegt auch nicht an deutschen, englischen, italienischen und russischen Reisenden zu mangeln, die, falls sie diese Fahrt zum ersten Male unternehmen, mit Interesse und Verwunderung auf ihre Umgebung blicken.



Der Glockenthurm der Hauptkirche in Sofia.

Originalzeichnung von J. J. Kirchner.

Die Donau beschreibt nun abermals einen Bogen, hinter dem alsbald hohe, schlanke Minarets und die Stadt Rustschuk sichtbar werden. Wie alle orientalischen Städte, scheint Rustschuk durch die zerstreuten Häusergruppen und die dazwischen liegenden Gärten eine viel größere Ausdehnung zu haben, als es in Wirklichkeit hat. Nachdem wir uns mit der bulgarischen Zollrevision abgefunden, wobei noch, eigenthümlich genug, an der türkischen Ueberlieferung „Bakschisch“ (Trinkgeld) festgehalten wird, betreten wir das Innere der Stadt. In den engen, halbdunklen Straßen geht es überaus lebhaft her. Die Ladenbesitzer in den kleinen, zumeist ein Stockwerk hohen Häusern, sowie umherwandernde Verkäufer bieten uns alle möglichen Waaren an. Dazwischen drängen sich Obst- und Gemüsehändler, Fuhrwerke mit knarrenden Rädern, Reiter, russische Officiere, bulgarische Soldaten und allerlei Volk in charakteristischer, buntfarbiger Tracht. Von der Straße gelangen wir auf einen großen Platz, wo wir mehrere Zoll tief im Staube versinken. Jeder Reiter oder Wagen wirbelt deshalb förmliche Samumwolken auf, die das Athmen erschweren, die Einheimischen aber kaum zu belästigen scheinen.

Ein Ziehbrunnen in der Mitte des Platzes, sowie ein neues Café nach europäischer Art sind hier die Hauptdecorationen. Vor dem Café, dessen Veranda von russischen und bulgarischen Officieren sowie Rustschuker Honoratioren gefüllt ist, singt ein bulgarischer Rhapsode, von einer lauschenden Volksgruppe umgeben, seine Heldenlieder, sie mit der Gusla begleitend, dem uralten musikalischen Instrumente sämmtlicher Südslaven.

In der Nähe des Platzes befindet sich eine Moschee, die durch den jüngsten Krieg arg gelitten hat. Auch eine ganze Häusergruppe in der Nachbarschaft ist durch die Geschosse in eine große Ruine verwandelt worden.

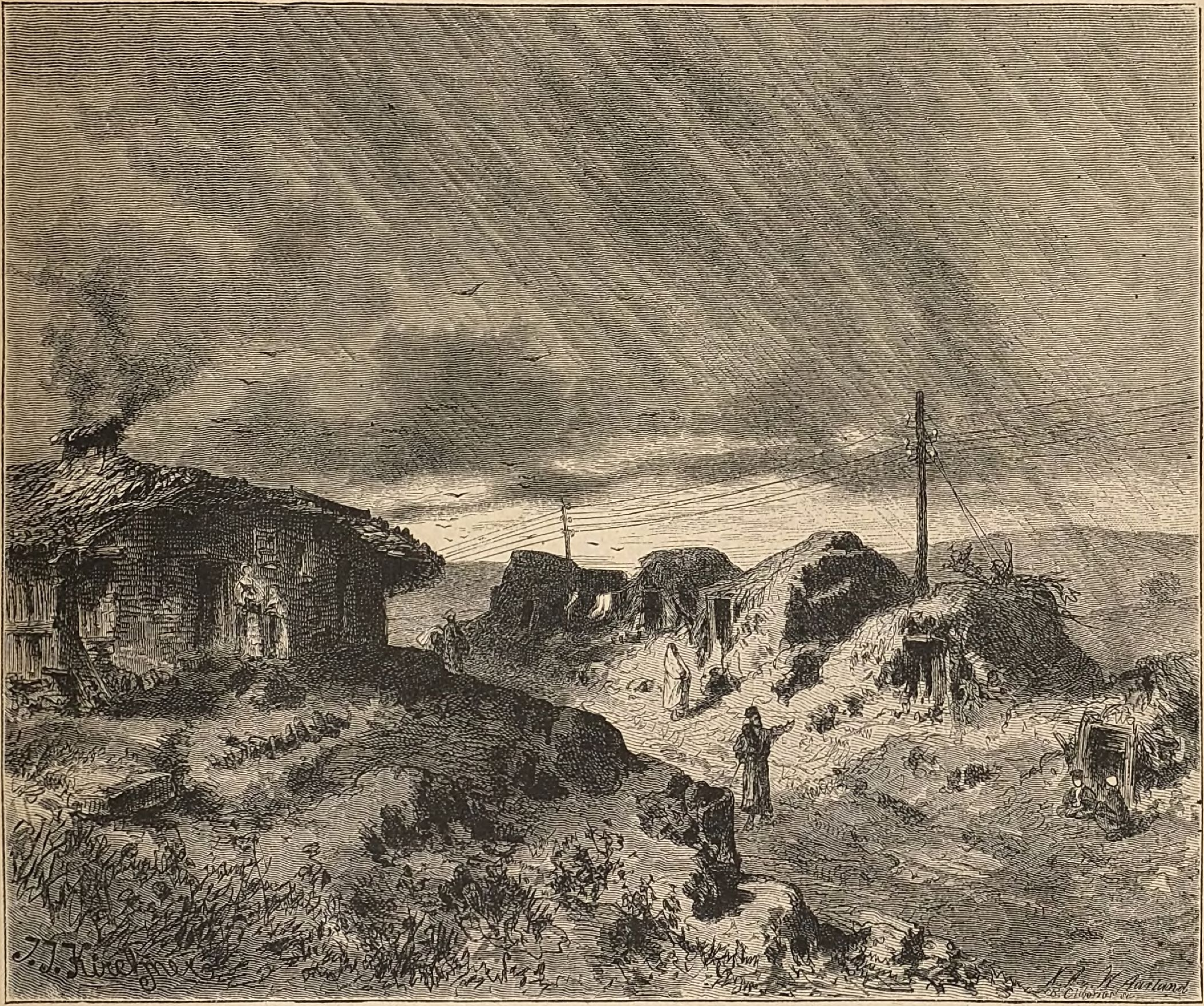
Der Landweg von Rustschuk nach der alten Bulgarenhauptstadt Tirnowo, den man entweder im Wagen oder zu Pferde zurücklegen kann, ist in landschaftlicher oder sonstiger Beziehung weniger bemerkenswerth. Erst nachdem man die hohen, imposanten Berge der Samowodakette im Angesichte hat, weicht die bisherige Einförmigkeit der Landschaft einem überaus anziehenden Gebirgscharakter. Zu beiden Seiten der Straße erheben sich hohe, zumeist mit üppigen Eichen oder anderem Laubgehölz bedeckte Bergrücken, von deren Gipfeln ab und zu schmucke Klöster oder die Trümmer einstiger Befestigungen in das Thal blicken. Aus den Schluchten stürzen über Felsen und Gerölle schäumende Giesbäche, um sich mit der Jantra zu vereinigen, welche uns später bis Tirnowo das Geleite giebt. Die Straße führt nun nach einem engen, bewaldeten Bergkessel, in dem die alte Bulgarenhauptstadt in überaus malerischer Lage amphitheatralisch emporsteigt. Der Ausblick von Tirnowo auf die Ausläufer des Balkangebirges und dieses selbst kann unbedingt prachtvoll genannt werden. Auch die Vegetation in der Umgebung der Stadt ist eine überaus üppige, kurz, Tirnowo darf ohne Widerrede als einer der schönsten landschaftlichen Punkte Bulgariens gelten.

Das Innere der Stadt sticht freilich von ihrem vortheilhaften Aeußeren gewaltig ab. Wir finden wieder, wie in allen orientalischen Städten, ein enges, krummes Straßengewirr, ruinenartige Häuser, viel Schmutz und Verkommenheit, ja nicht einmal den primitivsten Anfang westeuropäischer Gesittung und Cultur. — Für die Bulgaren ist indeß Tirnowo reich an historischen Erinnerungen. Es war die Residenz ihrer mächtigen Zaren, die von hier aus ihre siegreichen Kriegszüge gegen Constantinopel unternahmen. Daß Bulgarien einst ein mächtiges südslavisches Reich gewesen, darüber herrschen keinerlei Zweifel. Die Geschichte meldet uns, daß zur Zeit des oströmischen Kaiserthums mächtige Bulgarenheere wiederholt vor den Mauern Constantinopels erschienen und die griechischen Kaiser zu Friedensschlüssen und Tributzahlungen zwangen. Bei Tirnowo sollte aber auch das Verhängniß über das bulgarische Reich und Volk hereinbrechen; denn hier war es, wo das wild anströmende, Alles vor sich niederwerfende Türkenheer die Bulgaren zur Hauptschlacht nöthigte, in der Letztere ihre Unabhängigkeit und Freiheit verloren, um Jahrhunderte lang von ihren Bezwingern als rechtlose Sclaven behandelt zu werden. Wohl im Hinblicke auf diese geschichtliche Erinnerung ist auch noch heute der Haß der Bewohner Tirnowos gegen die Türken ein überaus heftiger. Deshalb haben auch seit dem jüngsten Kriege, der die Errichtung des gegenwärtigen selbstständigen Fürstenthums zur Folge hatte, fast alle Türken Tirnowo verlassen; nur ein geringer Rest, den untersten Volksschichten angehörig, ist geblieben und hat sich in die neue Ordnung der Dinge gefügt.

Von Tirnowo gelangt man in einem Tage nach Grabowo. Der Weg dahin führt abwechselnd durch wilde Felsschluchten, ödes Gestein und üppige Thalgründe, in denen Maulbeerbäume und köstliche Trauben reifen. Je mehr man sich Grabowo nähert, desto häufiger werden die Weinberge. Einen höchst freundlichen, ja im Vergleiche zu den bisher geschauten bulgarischen Städten und Ortschaften geradezu überraschenden Eindruck macht das am Wege gelegene Städtchen Trenowo, das zumeist aus nettgebauten, reinlichen, von wohlgepflegten Gärten umgebenen Holzhäusern besteht. Wenn man diese Civilisationsoase erblickt, so glaubt man gar nicht in Bulgarien oder überhaupt im europäischen Orient zu sein, und es wäre vielleicht interessant nachzuforschen, warum gerade die Bewohner Trenowos in so auffälliger Weise den modernen Culturideen geneigt sind.

Grabowo, das im jüngsten Kriege als Zugangspunkt zum Schipkapasse eine hervorragende Rolle gespielt, ist bezüglich seines Aeußeren zwar weniger freundlich, aber man findet dort ganz gute Unterkunft und mancherlei Bequemlichkeiten, die den übrigen bulgarischen Städten fremd sind. Das erklärt sich vielleicht daraus, daß Grabowo ein bedeutender Industrie-Ort Bulgariens ist, in welchem zu gewissen Zeiten sich viele fremde Kauf- und Geschäftsleute einzufinden pflegen. Unter den industriellen Erzeugnissen der Stadt steht namentlich die Fabrikation von blanken Waffen, zumal Säbel- und Handscharklingen obenan, welche im ganzen europäischen Orient gesuchte Artikel sind.

Von Grabowo aus ist der durch die jüngsten Kriegsereignisse historisch gewordene Schipkapaß leicht zu ersteigen. Die Straße, die seit dem Kriege besser geworden, aber noch immer Vieles zu wünschen übrig läßt, steigt in fortwährenden Krümmungen an steilen Felsabhängen und durch wilde, oft beträchtlich tiefe Schluchten hinan.



Eine Vorstadtstraße in Sofia.
Originalzeichnung von J. J. Kirchner.

Kurz vor der Paßhöhe bemerkt man auf einem vorspringenden Felsplateau die Reste einer Befestigung und unfern davon eine Reihe verfallener Holzhütten, welche wohl den Russen zur Unterbringung von Mundvorrath, Munition und anderem Kriegsmaterial gedient haben mochten. Bald nachher erreicht man den höchsten Punkt der Straße, von dem sich plötzlich ein prachtvolles Landschaftsbild entrollt. Man erblickt Kasanlik, umgeben von allen Reizen einer farbenprächtigen südlichen Vegetation. Die weißen Häuser der Stadt blicken aus üppigen Gärten und dem dunklen Grün mächtiger Buchen, Eichen, Cypressen, Platanen und Lorbeerbäume hervor, zwischen denen ausgedehnte blühende Rosenpflanzungen sich hinstrecken, die zur Erzeugung des berühmten orientalischen Rosenöles dienen, das bekanntlich ein wichtiger Handelsartikel ist. Mit einem Worte, der Anblick Kasanliks und seiner entzückenden Umgebung entschädigt reichlich für das mühsame Ersteigen des Schipkapasses.

Sofia, die gegenwärtige Hauptstadt Bulgariens, ist jüngsthin vielfach genannt worden. Auch Sofia hat sich noch wenig verändert. Die Straßen sind bei trockenem Wetter mit tiefem Staub bedeckt, der sich, sobald Regen eintritt, in ein grundloses Kothmeer verwandelt. Noch schlimmer sieht es in den entlegenen, ausgedehnten Vorstädten aus, wo die armen Leute in elenden Erdhütten, wahren Troglodytenhöhlen, hausen (siehe das Bild unseres Künstlers) und in kümmerlichster Weise ihr Dasein fristen. Indeß ist auch hier die türkische Bevölkerung, wie in anderen bulgarischen Städten, auf ein Minimum herabgeschmolzen.

Dafür haben sich seither in Sofia viele fremde Gewerbetreibende und Geschäftsleute, zumal Serben und Rumänen, niedergelassen, deren Geschäfte in kurzer Zeit einen günstigen Aufschwung genommen. So entstanden auch mehrere neue Gasthöfe nach westeuropäischer Art, Restaurants, Cafés, Kaufläden und manche andere Unternehmen, an deren Spitze Fremde stehen. An hervorragenden Gebäuden ist Sofia arm, etwa die Hauptkirche ausgenommen, von deren charakteristischem Glockenthurm unser Künstler ein anschauliches Bild liefert. Selbst für Fürst Alexander und seine Umgebung war kein für seine Residenz passendes Gebäude vorhanden, weshalb er die frühere türkische Caserne beziehen mußte, die indeß in ihrem Inneren ganz wohnlich eingerichtet wurde. Von neu errichteten Gebäuden sind nur die Schulen bemerkenswerth. Daß man damit den Anfang gemacht, scheint auf die Erkenntniß hinzuweisen, daß dem Lande vor Allem die Hebung der Volksbildung noth thut. Unter der türkischen Herrschaft gab es im Lande keine einzige bulgarische Schule, sondern nur höhere mohammedanische („Medrissen").

In Sofia herrscht reges Leben, namentlich Sonntags, wo das Landvolk in seinen malerischen Trachten in die Stadt strömt. Alsdann sind die Straßen von einer festlich geputzten Menge gefüllt; dazwischen drängen sich mit Büffeln bespannte Bauernwagen, Reiter, die mit lauten Zurufen die Menge zum Ausweichen mahnen, elegante Equipagen, den Vertretern der europäischen Mächte gehörig, russische Officiere in goldstrotzenden Uniformen auf feurigen Pferden — kurz das Bild ist ein überaus belebtes und wechselvolles.

Wenn es dunkelt, füllen sich die Cafés und Gasthäuser, von denen manche einen schon völlig europäischen Anstrich haben und zumeist von russischen Officieren besucht werden. Während im Inneren jener Locale lustig die Champagnerpfropfen knallen und die Gläser an einander klingen, steht draußen in lauer Sommernacht eine lauschende Volksgruppe, in deren Mitte ein graubärtiger, erblindeter Guslaspieler seine schon unzählige Male wiederholten, aber vom Volke immer wieder gern gehörten altbulgarischen Heldenlieder singt. Erwähnt er in seinem Liede irgend einen alten Nationalhelden, der da oder dort die Türken geschlagen, so wird der Zuruf der Menge sofort ein enthusiastischer, in den sich auch wohl Verwünschungen der „asiatischen Teufel", der Türken, mischen — eine patriotische Entrüstung, die freilich unter der Herrschaft des Halbmondes nicht laut werden durfte.

Das ist in kurzen Zügen ein Abend in Sofia.

Beschließen wir nun unsere Wanderungen durch Bulgarien mit einem Blick auf seine gegenwärtigen politischen Zustände und Verhältnisse, die allerdings wenig erfreulicher Natur sind! So viel ist gewiß, daß der russische Einfluß auf alle politischen Handlungen des Fürsten der ausschließlich maßgebende ist. Daß unter solchen Umständen von einem Verfassungsleben nicht die Rede sein kann, liegt auf der Hand. Wie kann constitutionelles Wesen gedeihen, wie sollen die Landesinteressen öffentlich und freimüthig besprochen werden, nachdem der Fürst das türkische Preßgesetz wieder eingeführt hat? Leider werden diese autokratischen Regierungstendenzen von der großen Masse des bulgarischen Volkes unbewußt unterstützt.

Wir müssen hier der geistigen Verkümmerung gedenken, der das bulgarische Volk während der Jahrhunderte langen Türkenherrschaft verfallen, wodurch es allein erklärlich wird, daß die Volksmassen alle dem Landeswohle zuwiderlaufenden Regierungsmaßnahmen zu unterstützen bereit sind. Und welches Urtheil, welches politische Verständniß könnte man auch von einem Volke wie das bulgarische verlangen, dessen große Massen des Lesens und Schreibens unkundig und darum außer Stande sind, auch nur die Hauptbedingungen eines freien geregelten Staatswesens zu erfassen und im Interesse ihres Landes zu befürworten?

Das bulgarische Volk scheint vorläufig damit zufrieden, daß es von den verhaßten Türken befreit ist, und glaubt dies ausschließlich dem russischen Kaiser danken zu müssen, dem es deshalb auch den Beinamen „Czar-Befreier" gegeben hat. Was nun weiter geschehen, wie das Land sich entwickeln soll, darüber zerbricht sich der gewöhnliche Bulgare nicht den Kopf.

Aus dem bisher Gesagten erhellt, daß die liberale Partei, wenn sie auch über mehrere tüchtige, im Auslande gebildete Männer, wie Karawelow, Slawejkow und Zankow, verfügt, bezüglich ihrer Zahl und ihres Einflusses noch von keiner allzu großen Bedeutung sein kann. Ob aber Fürst Alexander mit Ausschluß des intelligenten, den Landesinteressen ergebenen liberalen Elements mit den russischen Officieren und Beamten auf die Dauer weiter zu regieren vermag, dürfte auch kaum zu bejahen sein. Vorläufig beabsichtigen die liberalen Führer, wie zur Zeit der türkischen Bedrückung, ihr Vaterland zu verlassen, um in dem benachbarten Rumänien Zuflucht und Schutz zu suchen. Ueberhaupt ist Rumänien für die Liberalen Bulgariens das Vorbild eines freiheitlichen, von weisen Gesetzen regierten Staates, der sich unter König Carol aus dem Hause Hohenzollern glücklich fühlt; denn ein größeres Maß von Freiheit, als es Rumänien besitzt, liegt nicht in der Absicht der bulgarischen Liberalen. Sollten nun die unerschrockenen Vorkämpfer der guten Sache Bulgariens wirklich ihre Selbstverbannung nach Rumänien ausführen, so mögen sie den Trost und die Ueberzeugung mitnehmen, daß früher oder später auch ihrem Vaterlande ein besseres Loos winken wird. Haben doch auch die übrigen Donaustaaten lange gekämpft und viele Drangsale erlitten, bevor sie ihre Selbstständigkeit auf wirklich liberalen Grundlagen erlangt, die untrennbar sind von dem Geiste unseres Jahrhunderts.

Zur Literaturgeschichte des Neuen Testaments.

Von Dr. Kalthoff.

III.

Der Sieg des Katholicismus im Neuen Testament.

> Motto: Luther, Du! — Großer verkannter Mann! — Du hast uns vom Joche der Tradition erlöst: wer erlöst uns von dem unerträglicheren Joche des Buchstabens? Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie Du es jetzt lehren würdest, wie es Christus selbst lehren würde?
>
> Lessing, „Theologische Streitschriften".

Jede Tendenz, die eine bestimmte Zeit beherrscht, bedarf, um zu ihrer Verwirklichung zu kommen, des äußeren Anstoßes. Wie lange hatten schon die Besten unserer Nation eine Einigung des in sich so vielgetheilten Deutschland erstrebt! Aber erst der Krieg der Jahre 1870 und 1871 brachte unser Volk an das Ziel seiner edelsten Wünsche. Auch in den zerklüfteten Gemeinden der ältesten Kirche war das Bestreben nach Vereinigung der bestehenden Gegensätze längst lebendig. Aber erst die gemeinsame Noth der Christenverfolgungen brachte es zuwege, daß der häusliche Zwist beigelegt wurde und die Parteien sich enger zusammenschlossen.

Die neronische Verfolgung des Jahres 64 war auf Rom beschränkt geblieben. Wohl waren die Christen unter den nächstfolgenden Kaisern einzelnen Quälereien ausgesetzt gewesen, aber erst unter Trajan (98 bis 117) nahm die Verfolgung einen bedrohlicheren Charakter an. Der im Jahre 111 nach Bithynien entsandte Statthalter Plinius fand dort, wie er sich in einem Briefe ausdrückt, daß die Seuche des christlichen Aberglaubens sich nicht nur über die Städte, sondern auch über das Land und die Dörfer verbreitet, sodaß die Tempel leer standen und der Handel mit Opferthieren aufgehört hatte. Er hielt sich für berufen, der Seuche zu steuern. Dabei aber kam er in Conflict mit seinem Rechtsbewußtsein und schrieb an den Kaiser um Instruction. Die kaiserliche Antwort lautete, man solle die Christen nicht aufsuchen, anonyme Anzeigen auch nicht berücksichtigen, aber förmliche Anklagen untersuchen und die, welche des verbotenen Glaubens schuldig befunden würden und von demselben nicht zurücktreten wollten, bestrafen. Damit war der Rechtsboden für das Einschreiten des Proconsuls gegeben; die Verfolgung hatte eine legale Form erhalten.

Die neutestamentlichen Schriften, in denen sich das Bild dieser Zeit wiederspiegelt, sind der erste Petrus-Brief und die Apostelgeschichte. Die erste dieser Schriften ist von Rom, dem Sitze des Judenchristenthums, an die bedrängten kleinasiatischen Gemeinden, in denen noch vor etwa vierzig Jahren der Kampf der Parteien am heftigsten brannte, gerichtet. Aber dieses Schreiben gehört zu den versöhnlichsten des Neuen Testaments. Es ermahnt die Christen, im Leiden festzustehen, das Böse mit Gutem zu vergelten und dahin zu trachten, daß Jeder nur um der Gerechtigkeit, Keiner um der Bosheit willen leide.

Der Verfasser dieses Briefes hat aus seinem Herzen jeden Groll gegen den Apostel Paulus ausgetilgt. Er bedient sich sogar der Worte und der Gedanken des Paulus, was dem Briefe jedenfalls um so sicherer einen Platz im Herzen der kleinasiatischen Gemeinden verschaffte. Daß der Brief, trotz der darin enthaltenen paulinischen Gedanken, den Namen des Petrus trägt, ist ebenfalls ein Beweis dafür, daß die Christen über die Zeit, in der die Einen riefen: „ich bin petrisch", die Anderen: „ich bin paulisch", hinaus waren.

Einen ähnlichen Charakter hat die Apostelgeschichte. Auch sie ist unter Trajan verfaßt worden und recht eigentlich das classische Denkmal der zwischen den Petrinern und Paulinern vollzogenen Einigung. Mit peinlicher Sorgfalt sind aus der Lebensgeschichte des Paulus alle herben, gegen das Gesetzeschristenthum gerichteten Züge ausgetilgt. Jener tiefgehende Conflict, den Paulus mit Petrus in Antiochien hatte, als Petrus zuerst mit den Heidenchristen aß, dann aber, sobald Vertreter der Jerusalemgemeinde dazu kamen, plötzlich den Verkehr mit den Heidenchristen abbrach, ist vollständig übergangen. Dafür soll Paulus, im directen Gegensatze gegen seine im Galaterbriefe behauptete Position, sich bei einem Congresse in Jerusalem dazu verstanden haben, seine Gemeinden auf die Innehaltung der sogenannten noachischen Gebote zu verpflichten. Petrus erscheint in der Apostelgeschichte auf einmal als ein durchaus freisinniger Pauliner. Er geht nach einer Vision in das Haus des heidnischen Hauptmanns, um dessen ganze Familie zu taufen. Die Institution der Taufe hat die der Beschneidung völlig verdrängt. Die Taufe ist dafür aber nun ebenso nothwendig geworden, wie früher die Beschneidung. Petrus verkündigt in Jerusalem die paulinische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, und da doch einmal in der Tradition fortlebte, daß die Judenchristen eine Unterstützung, die Paulus nach Jerusalem gebracht hatte, zurückgewiesen, so erfand die Apostelgeschichte einen eigenen Magier Simon, dem nun anstatt dem Paulus das Wort entgegengeschleudert wird: „Daß du verdammt seiest mit deinem Gelde!" Dabei wägt der Verfasser der Apostelgeschichte sorgfältig ab, daß keiner der beiden Apostel in der Bewunderung der Leser zu kurz komme. Jeder Wunderthat des Einen wird eine analoge Wunderthat des Andern zur Seite gesetzt.

So schien der Streit zwischen Paulinern und Petrinern vorläufig beigelegt. Wer hatte denn aber in diesem Streite gesiegt, Paulus oder Petrus? Der ideale Sieg war entschieden auf Seiten der Paulus-Partei; denn sie hatte es fertig gebracht, daß die Gegner ihre particularistischen Gesetzesansprüche hatten fallen lassen müssen. Den Löwenantheil des Sieges trug indessen die Petrus-Partei davon. Ueber den Verlust der Beschneidung konnte man sich trösten, nachdem in der Taufe, dem Zeichen der Aufnahme in den göttlichen Bund, ein Ersatz für dieselbe geschaffen war. Jetzt hatte ja ihr Führer doppelten Ruhm: einmal den Ruhm des Apostelfürsten, und dann noch denjenigen, zugleich auch als der Vertreter der universellen Ideen des Paulus zu erscheinen. Rom hatte seinen ersten entscheidenden Sieg errungen, indem es sich zum Vertreter des kirchlichen Einheitsgedankens aufwarf. Es sollte später Gelegenheit zu einem zweiten, noch größeren Siege erhalten.

Wie einst in Kleinasien der Streit um die Verbindlichkeit der Beschneidung begonnen hatte, der erst vor Kurzem durch die allgemeine Einführung der Taufe seine Erledigung gefunden hatte, so entstand jetzt ebendaselbst der Streit um die Verbindlichkeit des zweiten mosaischen Sacraments, des Passahmahls. In Kleinasien befand sich eine christliche Partei, welche, streng an der jüdischen Passahfeier festhaltend, das österliche Fasten am 14. Nisan abbrach, um an diesem Tage das gesetzliche Passah zu genießen. In der abendländischen Kirche hatte man sich längst von dieser strengen Praxis losgelöst. Man kümmerte sich nicht um den 14. Nisan, sondern richtete sich, wie es noch heute kirchlicher Gebrauch ist, lediglich nach dem Sonntage, dem der Erinnerung an die Auferstehung Jesu geweihten Tage, und weihte danach den Freitag ein- für allemal als Erinnerungstag an den Tod Jesu. Die Differenz kam zuerst in Rom bei Gelegenheit eines Besuches des Bischofs Polycarp von Smyrna bei dem römischen Bischofe Anicet im Jahre 160 zur Sprache, ohne daß die beiden Bischöfe sich verständigt hätten. Zehn Jahre später brach der Streit in Laodicaea jedoch von Neuem aus. Dabei zeigte sich, daß in Kleinasien selbst sowohl die freiere römische als auch die gesetzliche Praxis vertreten war. Der Kampf nahm immer größere Dimensionen an, sodaß er bald die ganze Kirche des Abend- und Morgenlandes erschütterte. Die strengere Partei der Kleinasiaten hielt entschieden daran fest, daß das Passah nur am 14. Nisan, wie es jüdischer Ritus war, gefeiert werden dürfe. Sie berief sich dafür auf keine geringere Autorität, als auf die des Apostels Johannes, der ja in Kleinasien seine Apokalypse geschrieben hatte, und auf die gesammte, auch in den synoptischen Evangelien niedergelegte Ueberlieferung, welche dahin lautete, daß Jesus ebenfalls am 14. Nisan das gesetzliche Passah gefeiert habe und Tags darauf gekreuzigt sei. Hier war von Neuem das Einheitsinteresse der Kirche gefährdet, besonders als nun der römische Bischof Victor den Schritt that, daß er die Gemeinden von Kleinasien von der Kirchengemeinschaft abzuschneiden und als Ketzer zu brandmarken versuchte.

Wer sollte hier nachgeben? Rom hat niemals nachgegeben. Schon war ihm ja auch ein Beistand geworden, mit dessen Hülfe ihm der Sieg nicht fehlen konnte, nämlich in dem vierten unserer neutestamentlichen Evangelien. Dieses Evangelium macht den eigenthümlichen Versuch, die Autorität des geschichtlichen Johannes und der ganzen altkirchlichen Ueberlieferung durch die Neubildung einer Evangelienschrift zu bekämpfen. Dieses vierte Evangelium, das auch wir, dem gewöhnlichen Sprachgebrauche folgend, immerhin das Johanneische Evangelium nennen mögen, stellt sich die Aufgabe, für die römische Praxis in der Behandlung der Passahfrage einen bestimmten Beleg beizubringen. Christus, so argumentirt diese Schrift, ist das wahre Passahlamm. Jene seltsame und unnatürliche Erzählung, daß aus der mit der Lanze der Kriegsknechte durchbohrten Seite des gekreuzigten Jesus Blut und Wasser geflossen sei, hat nur den Zweck, auf Grund eines alttestamentlichen Citats den Beweis führen zu können, daß Jesus das Passahlamm gewesen. Ist diese Voraussetzung richtig, so mußte Jesus am 14. Nisan, am Tage, an dem das Passahlamm geschlachtet wurde, getödtet worden sein. War er selbst das Passahlamm, so konnte er das Passah nicht noch gegessen haben. Haben die Christen aber ein anderes Passahlamm, als die Juden, so sind sie an die gesetzlichen Bestimmungen über das Passahfest nicht gebunden. Diese künstliche Verschiebung des Todestages Jesu, die der Tradition so durchaus entgegen war, konnte nur in einer Schrift, welche, wie das vierte Evangelium, so durchaus von einer großen und neuen Gesammtanschauung des Christenthums getragen war, Aussicht auf Erfolg haben. Die ja auch schon von Paulus flüchtig berührte Idee, daß Christus das wahre Passahlamm sei, erscheint hier im Zusammenhange eines großartigen, in sich einheitlichen theologischen Systems.

Das vierte Evangelium hat eine zu bedeutsame Stelle in der kirchlichen Entwickelung eingenommen, als daß wir nicht der Theologie dieses Evangeliums unser Interesse zuwenden sollten.

Der Leser erinnert sich wohl der Scene im „Faust", in der der Philosoph nach dem Spaziergange am ersten Osterfeiertage in sein Studirzimmer zurückgekehrt ist. Beim Scheine der Lampe erwacht in ihm die alte ungestüme Sehnsucht nach den Urquellen alles Lebens und nach der Erkenntniß der letzten Gründe alles Seins. Er greift nach dem Neuen Testament, um hier Offenbarung, Aufschluß über die Räthsel des Daseins zu finden. Als er das Buch im Urtexte aufschlägt, trifft sein Blick auf den ersten Vers unseres Evangeliums: „Im Anfang war das Wort". Allein das „Wort" erscheint ihm zu wesenlos, als daß es als Anfangsprincip der Welt dienen könnte. Er übersetzt deshalb: „Im Anfang war der Sinn", darauf: „Im Anfang war die Kraft", und endlich, als er beide Uebersetzungen verworfen hat: „Im Anfang war die That".

Was hat es mit dieser Stelle für eine Bewandtniß, daß sie einen Faust so tief zu bewegen und doch seine Gelehrsamkeit in Verwirrung zu bringen vermochte? Die Beantwortung dieser Frage wird uns zugleich in das Verständniß des vierten Evangeliums überhaupt einführen.

Wir sehen, daß das Evangelium eingeleitet wird durch einen Prolog, der für unser modernes Denken in ein mystisches Dunkel gehüllt ist. „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort." Um das zu verstehen, müssen wir für einen Augenblick in die Geschichte der griechischen Philosophie zurückgehen. Während bekanntlich die Volksphantasie in Hellas ein ganzes Heer Götter geschaffen, hatte sich, im Unterschied zu den volksthümlichen, sinnlich religiösen Vorstellungen, unter den Philosophen die Lehre von einer Einheit des göttlichen Wesens herausgebildet. Aber diesem göttlichen Wesen, dem allein wahres Sein zukam, das nach Plato schöner als das Schöne, besser als das Gute, unveränderlich, allwissend, allgütig war, stand die sinnliche Welt der Erscheinung, die Materie in ihren unendlich vielen Formen, als Gegensatz gegenüber. Es galt nun, zwischen den beiden, dem reinen Ansichsein und dem materiellen Dasein, eine Vermittelung zu finden. Die Welt ist ein Kosmos, ein geordnetes, nach Gesetzen sich bewegendes Ganze. Diese Gesetze sind durch die Vernunft erkennbar. Also scheint die Vernunft das zwischen der materiellen Welt und dem reinen göttlichen Wesen vermittelnde Princip zu sein. Dieses vernünftige Princip der Welt nannten nun die Philosophen bald Geist, bald Vernunft, bald bezeichneten sie es mit dem Begriff, dessen Uebersetzung dem Faust so viel Schwierigkeiten macht, mit dem Begriff des „Logos", der im ursprünglichsten Sinne jedenfalls ganz richtig mit „Wort" übersetzt wird, aber, sofern das Wort eben der Ausdruck des vernünftigen Gedankens ist, überhaupt die in die Erscheinung tretende und sich bethätigende Vernunft bezeichnet. So gebraucht schon Heraklit den Begriff „Logos" als Ausdruck für die gesetzmäßige Bewegung der Welt. Bei den Stoikern findet sich derselbe Begriff neben dem des Geistes, um das der Welt innewohnende ordnende Princip zu bezeichnen.

Als die Juden sich mehr und mehr über die engen Grenzen ihres Landes ausbreiteten, kamen sie nothwendiger Weise auch mit der Gedankenwelt der hellenischen Philosophie in Berührung. Dies geschah besonders in Alexandrien, einem Hauptsitz der außerpalästinensischen Judenschaft. Dort bildete sich eine berühmte Schule, welche die griechische Weisheit mit der hebräischen Weltanschauung verschmolz. Eine ganz außerordentliche Rolle spielte hierbei jener Begriff des „Logos". Da in der griechischen Uebersetzung des Alten Testaments das hebräische Reden und Sprechen Gottes als „Logos" Gottes wiedergegeben war, so war ja dieser Begriff vor allem geeignet, als Einigungspunkt für die griechische und jüdische Weltanschauung zu dienen.

Besonders war es der vornehme alexandrinische Jude Philo, der diese Logoslehre weiterbildete. Bei Philo ist der Logos ausdrücklich das vermittelnde Princip zwischen Gott und Welt. Er ist die Kraft, die alle Kräfte in sich faßt, der in Gott ruhende Weltgedanke, das Urbild der Welt, der Stellvertreter Gottes, der Dolmetscher, welcher ihr seinen Willen auslegt, daneben aber auch wieder der Vertreter der Welt in ihrem Verhältniß zur Gottheit, der Hohepriester, der Fürbitte für sie einlegt.

Wie Philo die jüdische Religion und die griechische Philosophie zur alexandrinischen Religionsphilosophie zusammenschloß, so verband nun das vierte Evangelium hinwiederum die alexandrinische Religionsphilosophie mit dem Christenthum. Es übertrug die Prädicate, welche die Philosophie dem Logos zutheilte, auf Christus, den es als den fleischgewordenen Logos auffaßt. Ein so kühnes Unternehmen konnte natürlich nur auf Erfolg rechnen, wenn ihm die ganze Strömung der Zeit, in der dasselbe erschien, entgegenkam und wenn der Logosbegriff überhaupt schon in die christliche Literatur eingedrungen war. Beides war zur Zeit, als das vierte Evangelium erschien, der Fall.

Seit Anfang des zweiten Jahrhunderts kämpfte die Kirche gegen eine Richtung, welche die Religion in philosophische Speculation aufgehen zu lassen drohte, gegen den sogenannten Gnosticismus. Dieser Richtung bricht nun das vierte Evangelium die gefährlichste Spitze ab, indem es die Gnosis, die philosophische, speculative Erkenntniß, in den Dienst der Kirche nimmt. In den paulinisch gesinnten Kreisen Kleinasiens war ja überhaupt die Religionsphilosophie nichts Fremdes mehr. Paulus selbst hatte sich als von platonischen Gedanken beeinflußt gezeigt, und schon der Hebräerbrief wendet die Prädicate des Logos auf Christus an, indem er ihn den Abglanz der göttlichen Herrlichkeit und den Abdruck des göttlichen Wesens nennt, der alle Dinge mit seinem kräftigen Worte trage.

Besonders die Briefe an die Colosser und Epheser, in denen wir wahrscheinlich spätere Ueberarbeitungen eines verloren gegangenen paulinischen Briefes vor uns haben, und die dem Johannes zugeschriebenen Briefe stehen mitten in der religionsphilosophischen Bewegung ihrer Zeit. Und doch ist das vierte Evangelium die erste und einzige unserer canonischen Schriften, welche systematisch und consequent die Logosidee für das Christenthum verwendet.

Die Religion wird in dieser Schrift vorwiegend zu einem intellectuellen Proceß. Als die Hauptsache, auf die Alles ankommt, erscheint die rechte Gotteserkenntniß: „Das ist das ewige Leben, daß sie dich, und den du gesandt hast, den Christ, erkennen." Die Mission des fleischgewordenen Logos besteht eben darin, ganz wie bei den Gnostikern, das geheimste Wesen der Gottheit zu enthüllen, und dadurch wird auch das johanneische Christus-Bild bestimmt. Dieser Jesus des vierten Evangeliums hat kein menschliches, sondern ein absolutes, göttliches Selbstbewußtsein. Er erklärt, er und der Vater seien eins; er nennt sich selbst die Wahrheit, das Leben, das Licht der Welt und behauptet von sich, daß ihm alle Dinge vom Vater übergeben seien, daß er vom Himmel gekommen sei, zum Himmel fahre und im Himmel sei. Faßt man diese Worte als Selbstaussagen eines Menschen, so läßt sich nichts Triftiges gegen die von David Strauß gemachte Bemerkung einwenden, daß ein Mensch, er möge gewesen sein, wer er wolle, solche Reden bei gesundem Kopf und Herzen nicht könne geführt haben.

Aber das vierte Evangelium giebt eben keine Biographie des geschichtlichen Jesus, sondern ein bestimmtes, in Form der Erzählung niedergelegtes theologisches System. Es führt aus, wie sich das Christenthum vom Standpunkt der Logosidee betrachtet ausnimmt, und ist nichts als eine Umgestaltung der evangelischen Geschichte im Geiste der alexandrinischen Religionsphilosophie.

Dieses Evangelium war ganz dazu angelegt, einer Kirche, die schon anfing sich an dem Gedanken der *einen* Heerde unter *einem* römischen Hirten zu berauschen, die wirksamste Handhabe für die Realisirung ihres Ideals zu bieten. Es schnitt dem noch vorhandenen Rest des Judaismus die letzte Berechtigung ab, indem es die letzte Burg desselben, die Passahfeier, niederwarf und dafür die Juden als Kinder des Teufels, als die personificirten Mächte der Finsterniß hinstellte. Es machte mit einem Male den Discussionen, ob Jesus der Sohn Joseph's oder der Sohn der jungfräulichen Maria sei, ein Ende, indem es ihn als den vom Himmel herniedergestiegenen, fleischgewordenen Logos Gottes auffaßte. Es überwand den damals gefährlichsten Feind der Kirche, einen die historischen Voraussetzungen des Christenthums zu philosophischen Speculationen verflüchtigenden Gnosticismus, indem es die Gnosis selber zu einem wesentlichen Factor des Christenthums machte.

So hatte Rom seinen zweiten Sieg errungen. Doch um welchen Preis waren diese beiden Siege erkauft worden!

Die Kirche hatte, um ihre Einheit festzuhalten, die Erinnerung an die zwischen den ältesten Aposteln und Paulus bestehenden Differenzen auslöschen müssen. Dies war aber nur möglich auf Kosten der geschichtlichen Wahrheit. Man hatte dem Paulus, dem



Kloster Göß in Steiermark.

Nach der Natur gezeichnet von Richard Püttner.

Petrus, ja dem Stifter der christlichen Religion selber andere Züge geben müssen, als sie in der Wirklichkeit hatten. So hatte die Kirche schon gezeigt, daß sie bei ihrer Auffassung des Katholicismus den Reichthum individueller Gestaltungen nicht in sich zu ertragen vermöge. Die Einförmigkeit der Lehrmeinungen war an die Stelle der im Urchristenthum vorhandenen lebensvollen Einheit des Geistes getreten. In denjenigen neutestamentlichen Schriften, die noch später als das Johannes-Evangelium oder höchstens mit ihm gleichzeitig entstanden sind, den sogenannten Pastoralbriefen (den beiden an Timotheus und dem an Titus) tritt deshalb die Sorge für die eine rechte und heilsame Lehrmeinung in den Vordergrund. Was hatte Jesus von einer Einheit der Lehre gewußt! Die von der Orthodoxie der Schriftgelehrten ausgestoßenen Ketzer, die Samariter, die Zöllner, die sich mit heidnischer Berührung befleckt hatten — das war ja sein liebstes Publicum gewesen. Nicht die reine Lehre, sondern das reine Herz gab den Ausschlag. Das war jetzt anders geworden. „Ein jeglicher Geist, der nicht bekennt, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist der Geist des Widerchrists," so heißt es nun in dem ersten der sogenannten Johannes-Briefe. Die Religion war katholische Theologie, eine bestimmte, alleinseligmachende Bekenntnißweise geworden.

Wahrlich, ein theurer Preis! Doch was hilft es uns, heute um den Preis zu rechten! Was geschichtlich geworden ist, das ist auch kraft innerer Nothwendigkeit geworden. Und der Preis ist gar nicht einmal zu theuer, wenn er uns, den nachgeborenen Geschlechtern, wenigstens die Einsicht verschafft, daß eine solche Einheit, die nur entstehen kann auf Kosten der Wahrheit, der Freiheit, der lebendigen Mannigfaltigkeit, weder der Religion, noch der Kirche angemessen ist.

Das Neue Testament ist ja nicht nur ein Erzeugniß des Katholicismus. Es ist ebenso sehr auch ein wesentlicher Factor bei der Entstehung des Protestantismus; denn es enthält nicht nur die ersten Ansätze zu einer Versteinerung der Religion zum Dogma, sondern ebenso wohl die unaustilgbaren Spuren eines freien, innerlichen religiösen Lebens. Lernen wir die Schlacken vom edlen Golde unterscheiden, damit wir nicht thörichter Weise Beides mit einander verwerfen!

Wenn die Kirche die alten Urkunden ihrer Religion jedem ihrer Glieder mit der Aufforderung in die Hand giebt, frei darin zu forschen, zu prüfen und nur das Gute zu behalten, wird auch das Neue Testament, anstatt eine Fessel für den denkenden Menschengeist zu sein, ein Sporn für den Wahrheitsdrang, eine Quelle der Belehrung und Erbauung, ein Mittel zur Belebung der Religiosität werden.

Blätter und Blüthen.

Ilmenauer Goethe-Erinnerungen. Von den Reliquien, welche in der Umgegend Ilmenaus an Goethe und die frohen Tage der Genie-Periode erinnern, ist bekanntlich die interessanteste, das Goethe-Häuschen auf dem Kickelhahn, durch Unvorsichtigkeit von Beeren-Suchern, die darin übernachtet hatten, am 12. August 1870 vom Brande vernichtet worden. Am Morgen nach der Katastrophe stand ich an den wüsten, rauchenden Trümmern des Häuschens und suchte das Holz, auf welches Goethe am 7. September 1783 sein innig wehmüthiges Lied „Ueber allen Gipfeln ist Ruh' ꝛc." geschrieben hatte, zu retten. Leider war es mit vernichtet worden. Aber ein Bild des alten Bretterhäuschens, sowie eine Photographie des Goethe'schen Gedichtes existirte noch, und nach diesen Bildern ist auf Betrieb und unter Mitwirkung zahlreicher Goethe-Verehrer, vor Allem unseres hierfür begeisterten Ernst Keil, auf der alten Grundmauer das neue Häuschen als getreue Nachbildung des alten entstanden. Wenn auch das ringsum aufgewachsene Holz die Fernsicht über die Gipfel des Thüringer Waldes unmöglich macht, bietet doch der Aufenthalt in dem bescheiden kleinen Raume noch jetzt jene Stimmung, wie das am ursprünglichen Platze neben einem Fenster wieder angebrachte Gedicht unseres großen Dichters sie athmet.

Unfern davon, an dem Wege nach dem schönen Manebacher Grunde, ragt, aus üppig grüner Fichtenwaldung sich imposant erhebend, der große Hermannstein, eine zweite Erinnerung an Goethe. Schon im ersten Sommer seines weimarischen Lebens, am 19. Juli 1776, weilte er, von Manebach kommend, am Hermannstein. Am 22. Juli bestieg er ihn abermals und erklomm auch die kleine, in dem mächtigen Porphyrfelsen befindliche Höhle. In ihrer romantischen Waldeinsamkeit gefiel sie ihm ausnehmend; sie war „sein geliebter Aufenthalt, wo er wohnen und bleiben möchte", und von dieser Höhle aus schrieb er an Frau von Stein:

„Wenn Du nur einmal hier sein könntest! Es ist über alle Beschreibung und Zeichnung. — Es bleibt ewig wahr: sich zu beschränken, einen Gegenstand, wenige Gegenstände recht bedürfen, sie auch recht lieben, an ihnen hängen, sie auf alle Seiten wenden, mit ihnen vereinigt werden, das macht den Dichter, den Künstler — den Menschen."

Am 5. August traf dann auch Frau von Stein in Ilmenau ein, und schon am folgenden Tage führte er sie an seinen Lieblingsplatz, zum Hermannstein und in die Höhle. Ueber ihren Aufenthalt dort schrieb er am 8. August: „Wenn ich so denke, daß sie mit in meiner Höhle war, daß ich ihre Hand hielt, indeß sie sich bückte und ein Zeichen in den Staub schrieb — es ist wie in der Geisterwelt."

Nach ihrer Abreise war er am 8. August wieder auf dem Hermannstein; er zeichnete die Höhle und grub zur Erinnerung an die Stunde vom 6. August ein S in den Felsen. An der Wand, dem Eingange gegenüber, war dieses S als eine interessante Goethe-Erinnerung noch vor Kurzem zu sehen. Neuerdings ist dasselbe aber von frevelhafter Hand (die nicht bedachte, daß solche Reliquie eben nur an diesem Orte und in dieser Umgebung eine Bedeutung haben kann) abgestemmt und entwendet worden. Doch die alte Bank in der jetzt durch Stufen bequem zugänglich gemachten Höhle ist noch geblieben, und am Eingang zu letzterer ist (dem Vernehmen nach auf Anregung des Herrn Bergmeisters Mahr in Ilmenau) eine Erztafel angebracht, mit den schönen Goethe'schen Versen:

„Was ich leugnend gestehe und offenbarend verberge,
Ist mir das einzige Wohl, bleibt mir ein reichlicher Schatz.
Ich vertrau es dem Felsen, damit der Einsame rathe,
Was in der Einsamkeit mich, was in der Welt mich beglückt."

So ehrte Ilmenau unsern großen Dichter, es hat ihm aber nicht nur da oben auf der waldigen Höhe an „seiner" Höhle ein Erinnerungszeichen, sondern jetzt auch in nächster Nähe der Stadt ein einfach-schönes Denkmal gestiftet. Es ist das Werk des Ilmenauer Verschönerungsvereins und vor Allem des Herrn Oberamtsrichters Schwanitz in Ilmenau, der — als Vorsitzender des genannten Vereins — um die Verschönerung der Ilmenauer Umgegend sich hohe Verdienste erworben hat. Der Ertrag einer sinnigen Gedächtnißfeier, welche in Ilmenau zu Ehren der großen Künstlerin Corona Schröter an dem Tage stattfand, als an der Stätte ihrer Wohnung und ihres Todes eine Gedenktafel angebracht wurde, ist zu dem Denkmal für den Dichter mit verwendet worden. Am Eingange zum idyllischen Manebacher Grunde, rechts oberhalb des „Pindar-Brunnens", wurde ein „Goethe-Platz" angelegt; aus dem Felsen rauscht ein frischer Brunnen, und über diesem Brunnen ist ein nach der Rauch'schen Büste meisterhaft gefertigtes, großes bronzenes Portraitmedaillon Goethe's in den Felsen eingefügt. Ruhebänke gegenüber, links und rechts, laden zur stillen Betrachtung ein. Es war ein schöner, heller Tag, als ich den von duftigem Grün umgebenen Platz betrat und mich dem Eindrucke hingab, den das ebenso schöne wie einfache Denkmal auf jedes Herz üben muß. Medaillon und Brunnen waren mit frischen Kränzen geschmückt; in den Büschen und Bäumen rauschte es; von dem Felsen schauten die markigen, genialen Züge Goethe's, und durch die Seele gingen mir Schiller's köstliche Verse:

„Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset,
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!"

Robert Keil.

Die Anwendung der sogenannten Leuchtfarben, über welche wir im vorigen Jahrgange wiederholt (S. 10 und 544) berichtet haben, tritt immer mehr aus dem Kreise der Spielereien heraus in's praktische Leben. Sie lassen sich in zwei Hauptgruppen theilen, je nachdem bestimmte Gegenstände bei stockfinsterer Nacht selbstleuchtend gemacht werden, oder ausgedehntere, derartig bestrichene Flächen zur Erleuchtung ganzer Räume dienen sollen. Zu der ersteren Gruppe der selbstleuchtenden Gegenstände gehören Hausgeräthe und Einrichtungen: die leuchtenden Schlüsselloch-Umrahmungen, Feuerzeugbehälter, Leuchter, Stiefelknechte ꝛc.

Alle diese Gegenstände erfordern aber, um wirklich ihrem Zwecke zu genügen, gewisse Vorbedingungen, als z. B. daß sie vorher genügend vom Tageslichte getroffen werden und daß es an dem Orte, wo sie des Nachts leuchten sollen, auch wirklich hinreichend finster sei. So haben sich dem Vernehmen nach die leuchtenden Pferdebahn-Aufschriften, die auf einer Berliner Linie versuchsweise eingeführt worden waren, gar nicht bewährt, weil es eben auf den Berliner Straßen dazu nicht finster genug ist.

Ganz praktisch dürften dagegen die leuchtenden Rettungsbojen sein, die sich den des Nachts auf Schiffen in Gefahr befindlichen Personen dauernd sichtbar machen sollen. Ueber ihren Werth und über sonstige Anwendungen der leuchtenden Farben für Schifffahrtszwecke sucht unter Anderen auch die Swinemünder Hafenbaudirection zur Zeit Erfahrungen zu sammeln. Einen originellen, wenn auch nicht gerade künstlerischen Effect machen die von der Thonwaarenfabrik Seegerhall in der Neumark hergestellten leuchtenden Büsten, Statuen und Statuetten. Sie leuchten zwar recht schön und sind wetterbeständig, aber da die Wirkung eines plastischen Kunstwerkes ohne Schatten keine vollständige sein kann, und hier Alles Licht ist, so sind die Züge einer solchen Büste kaum zu erkennen, und man gewahrt in geringer Entfernung nicht viel mehr als eine unbestimmte Lichtmasse von der ungefähren Gestalt einer menschlichen Büste. Es soll nicht geleugnet werden, daß eine derartig leuchtende Statue in einer Grotte oder einem dunklen Gartenbosquet eine ganz überraschende Wirkung erzielen kann, indessen immerhin keine künstlerische.

Viel weniger Bedeutung und Zukunft können wir der Idee einer Zeitschrift mit leuchtenden Schriftzügen für Nachtlectüre, wie

sie unter dem Titel „Merlino Coccajo“ in Turin erscheinen sollte, zugestehen; schon beim Betrachten eines einfachen leuchtenden Gegenstandes flimmern Einem nach wenigen Secunden die Augen. Wie würde es erst sein, wenn man leuchtende Schrift lesen sollte!

Noch weniger allgemeine Anwendung scheint die Beleuchtung ganzer Räume durch Sonnenphosphore, wie sie schon Noah in seiner Arche gehabt haben soll (siehe „Gartenlaube“ 1880, S. 10) finden zu können. Deutsche und schweizerische Eisenbahndirectionen stellen zur Zeit Versuche an, ob man in Eisenbahnwaggons, deren Decken mit Leuchtfarbe bestrichen sind, Petroleum oder Gas sparen könne. Für Waggons, welche lange Tunnels zu passiren haben, scheint die Idee nicht übel. Die schon erwähnte Thonwaarenfabrik zu Seegerhall hat sich eine sogenannte Lichtmagnetlampe patentiren lassen, die zur Erleuchtung feuergefährlicher Räume als Scheunen, Petroleumlager, Spritfabriken 2c. dienen soll, um bei deren Scheine gröbere Arbeiten verrichten zu können. Dieselbe besteht einfach aus einem möglichst großen, aus Pappe oder Blech angefertigten, trichter- oder hohlspiegelförmigen Schirm, dessen Innenseite mit der Leuchtfarbe überzogen ist. Das von dieser „Lampe“ ausgestrahlte Licht ist immerhin ein sehr schwaches und kommt dem Vollmondscheine bei Weitem nicht gleich. Uebrigens kann man sich derartige Schirme und sonstige Leuchtgegenstände leicht selbst anfertigen, da die Balmain'sche Leuchtfarbe durch die Firma Wirth u. Comp. in Frankfurt am Main — freilich nicht ganz billig! — zu beziehen ist. Im Oelanstrich ist dieselbe gegen Feuchtigkeit so wenig empfindlich, daß man damit sogar leuchtende Taucheranzüge hergestellt hat.

Gegenüber dem blauleuchtenden Balmain'schen ist von dem Chemiker Gäde in Berlin auch ein grünleuchtendes Schwefelcalcium bereitet worden, und da man auch gelb und roth leuchtende Varietäten erzielen kann, so sollte man statt der leuchtenden Büsten lieber leuchtende Sträuße mit grünen Blättern und mit rothen und blauen Blumen anfertigen.

„Reise um die Pariser Welt“ von Theophil Zolling (Stuttgart, Spemann). Der durch seine Feuilletons über Paris und die Pariser rühmlich bekannte Verfasser will in diesem Buche „ein getreues und möglichst umfassendes Bild des materiellen und geistigen Pariser Lebens unter der dritten Republik“ geben — und er giebt es in der That: der Pariser und die Pariserin, der Provinzler und der Fremde, die Armen und die Elenden, das Leben auf der Straße und im Salon, auf den Auctionen und im Bazar, in den Cafés und in den Spielhöllen — all dies führt uns Theophil Zolling in oft äußerst realistisch, oft pikant und fast blendend farbig gemalten Bildern aus der Seinestadt vor, und was seinen Schilderungen und Genrebildern einen besonderen Reiz verleiht, das ist die glückliche Vereinigung von zweierlei, das man so selten beisammen findet: er vermählt den kecken frischen Ton des Feuilletonisten mit der gediegenen Gründlichkeit des Psychologen und Ethnographen. Man folge ihm in die französische Akademie, die er so anmuthig und scharf zu schildern weiß, in das Theater, das er so gründlich kennt, oder in die Ateliers der ersten großen Pariser Maler, wo sein kunstverständiges Auge das Charakteristische und Schablonenmäßige so fein zu sondern weiß — überall wird man ihn als einen geistvollen Mentor erproben. Unter allen hier vereinigten ernsten und heitern Feuilletons möchten wir indessen den Preis den Studien über das politische Leben von Paris ertheilen, Studien über die Abgeordnetenkammer, den Senat 2c. und besonders den mit großer Feinheit und Subtilität entworfenen Portraits aus der Welt des Tageskampfes und der stillen Studirstube. Wer die Artikel über Henri Rochefort, Louise Michel, Emile Zola und Sarah Bernhard gelesen, der wird uns beistimmen, wenn wir in ihnen wahre Cabinetstücke einer mit sicheren Strichen agirenden geistigen Portraitmalerei erblicken. Namentlich dieser Theil von Theophil Zolling's „Reise um die Pariser Welt“ ist es, welcher dem Buche die Anwartschaft auf einen hervorragenden Platz in der deutschen Feuilletonliteratur über und aus der Seinestadt sichert.

Ein Wanderlager vor Weihnachten. (Mit Abbildung S. 845.) St. Jürgen in Hannover ist ein merkwürdiges Stück Landes, welches, dicht an der Weser gelegen, durch die regelmäßigen Herbstüberschwemmungen allwinterlich in eine Insel verwandelt wird. Hier wurde der nunmehr rühmlich bekannte Maler Ludwig Bokelmann, von dessen künstlerischen Erzeugnissen wir heute unseren Lesern eines vorführen (vergl. S. 845!), am 4. Februar 1844 geboren, und in dieser Einsamkeit, welche von dem Menschenverkehr nur selten berührt wird, wuchs er heran, indem er trotz strenger Verwarnung seines Vaters, des Hauptlehrers in dem genannten Orte, sich die Zeit mit Zeichnen und Schnitzereien vertrieb. Als fünfzehnjähriger Knabe wurde er, da er für die Wissenschaft nicht begabt genug erschien, zu einem Lüneburg'schen Kaufmann in die Lehre gegeben und ging nach absolvirter fünfjähriger Lehrzeit als Commis nach Harburg. Ein glücklicher Zufall führte hier Bokelmann mit dem Zeichenlehrer Früauff aus Hamburg zusammen, der bald die hohe künstlerische Begabung des jungen Mannes erkannte und ihn zum Eintritte in die Düsseldorfer Kunstakademie veranlaßte. In wenigen Jahren brach sich das lang unterdrückte künstlerische Genie Bokelmann's Bahn, und nachdem er für sein erstes größeres Gemälde „Im Trauerhause“ in Wien die Medaille für Kunst erhalten hatte, war sein Ruf begründet. Von jener Zeit an schuf L. Bokelmann eine Reihe größerer Gemälde, welche seinen Ruhm weit über die Grenzen Deutschlands trugen und von denen wir das lebenswahre Bild „Im Leihhause“ erst vor Kurzem (Nr. 46) in Holzschnittreproduction unseren Lesern vorgeführt haben.

Das heutige Bokelmann'sche Bild ist gleichfalls aus dem menschlichen Leben heraus gegriffen und ragt durch die höchst charakteristische Gruppirung einzelner Personen besonders hervor. Es schildert uns, wie uns der Maler selbst mittheilt, das heute leider nur allzu sehr in Schwung gerathene Gebahren der Rammsch- und Schleuderverkäufe, bei welchen gute Waaren, die meistens aus Concursmassen stammen, neben schlechtem, beschädigtem Zeuge zu Spottpreisen losgeschlagen werden. In dem Zwielichte der Gaslampen und der Abenddämmerung blüht dieses Geschäft am besten, weil dann die Täuschung am leichtesten erzielt werden kann. Auf unserem Bilde hat in den weiten Hallen eines ehrwürdigen, nunmehr zu allen möglichen Zwecken vermietheten Patricierhauses eine derartige Handlung ihre Ladentische aufgeschlagen, und einer dieser Geschäftsleute bietet nun ein fragliches Gewebe für „echtes Bielefelder“ aus. In dem Fenster links steht eine Bauersfrau gar betroffen da; denn die kundigere Städterin erklärt ihr nach einem kurzen prüfenden Blicke, daß das, was sie soeben als Leinen gekauft hat, nur grobes Baumwollengewebe ist. In dem Fenster rechts bemerken wir dagegen einige Leute, die den „Rummel kennen“ und sich über die „Geprellten“ amüsiren oder eine günstige Gelegenheit abwarten, um ein Geschäftchen zu machen.

Vor dem Hause geht es gleichfalls lebhaft her. Zwei junge Damen überlegen sich, ob sie dort hineingehen sollen; denn sie trauen dem Frieden nicht recht, während eine andere Frau der Verlockung nicht widerstehen kann und schnell eine kleine Anleihe bei ihrer Bekannten contrahirt. Ein allgemeines Staunen und Aufsehen unter den Weibern hat aber eine junge Frau erregt, die soeben für einen Spottpreis sehr hübsche Puppen gekauft hat. Das kleine Mädchen in der Mitte schaute sehnsüchtig nach diesen lieben Puppen hinüber, und ihre bittenden Blicke scheint der Weihnachtsengel rasch zu erfüllen; denn die alte Dame im Vordergrunde fragt das Kind, ob es eine solche Puppe haben möchte, und da die Antwort bejahend ausfällt, so wird die Dame — wir wollen es hoffen — dem Kinde sofort bescheren. Ihr werden bald in dichter Schaar die andern Weiber folgen, um den kleinen Mädchen daheim auch so eine schöne Puppe für den Weihnachtstisch zu besorgen, und der Ruf der billigen Puppen wird bald dem Geschäfte in dem alten Patricierhause neue Kunden aus der Stadt zuführen. Die „Rammschverkäufer“ reiben sich alsdann vergnügt die Hände; denn die aus einer Concursmasse kommenden und für einen Spottpreis verkauften Puppen bildeten ja unter Anderem den Köder, um das Publicum heranzulocken und es gelegentlich mit schlechter Waare zu bedienen.

Heute, kurz vor Weihnachten, kommt das fesselnde Bild nebst diesen wenigen Worten zu recht gelegener Zeit für unsere Leserinnen. Mögen sich unsere schönen Freundinnen dadurch zur Vorsicht bei den Weihnachtseinkäufen in derartigen billigen Rammschgeschäften mahnen lassen!

Lessing's Leben von Heinrich Düntzer. Mit authentischen Illustrationen. (Leipzig, Ed. Wartig's Verlag [Ernst Hoppe].)

Es erscheint fast wie ein glücklicher Zufall, daß kurze Zeit, nachdem die neue Auflage des Danzel-Guhrauer'schen Werkes erschienen, diese neue Biographie Lessing's auf den Büchermarkt gebracht wird, die eine nothwendige und unentbehrliche Ergänzung zu dem eben genannten Werke bildet. Der Schwerpunkt der Danzel-Guhrauer'schen Schrift liegt in der Besprechung der Werke des Dichters; Düntzer hingegen richtet sein Hauptaugenmerk darauf, die Einzelheiten des Lessing'schen Lebens in möglichster Vollständigkeit zu geben, ohne die Besprechung von dessen Werken ganz zu vernachlässigen. Auf diese Weise gewinnt Düntzer's Buch einen besondern Werth; in weit größerer Vollständigkeit und Genauigkeit, und setzen wir hinzu, auch mit größerer Zuverlässigkeit, als dies bisher in irgend einem andern Werke der Fall war, entwickelt der Verfasser seine auf den fleißigsten und eingehendsten Forschungen beruhenden Angaben, die nicht wenige bisher allgemein angenommene irrthümliche Ansichten richtig stellen.

Für manche Perioden, z. B. für die Zeit des Aufenthaltes Lessing's in Berlin und in Hamburg, dürfte in Düntzer's Buche jetzt wohl alles gegeben sein, was an Material überhaupt noch erhalten ist, sodaß die Acten, was positive Ansichten betrifft, hier als geschlossen erscheinen können. Wenn die Zeit des trübseligen Aufenthaltes Lessing's in Wolfenbüttel auch noch einige nicht unerhebliche Nachträge gestatten wird, so findet sich doch auch hier eine Genauigkeit der Angaben, die, wie schon gesagt, alles vorher Erschienene hinter sich läßt. — Die zahlreichen Illustrationen bieten sehr Werthvolles. Außer Lessing's Büste von Krüll, seinem Jugendbildnisse und seinen Portraits von Tischbein, von May und von Graff finden wir in dem Werke die Bildnisse von allen bedeutenden Zeitgenossen, Freunden wie Gegnern des großen Mannes. Die Facsimiles zeigen Schriftstücke aus den verschiedensten Zeiten seines Lebens; da ist ein Brief Lessing's an seine Schwester von 1743, die erste Seite der Handschrift des Laokoon, einige Briefe aus seinen letzten Lebensjahren. Auch ein Brief der Wolfenbütteler Bibliothek fehlt nicht, und erwünscht wäre nur noch eine Abbildung des jetzt so sorgsam gepflegten und geschmückten Grabes Lessing's gewesen. — Das ganze Werk Düntzer's erscheint als eine äußerst tüchtige, zuverlässige Arbeit, die wir hiermit auf's Beste empfehlen wollen.

Sg.

Noch einmal die Seelöwen. Mit Bezugnahme auf den Schlußpassus eines in Nr. 37 der „Gartenlaube“ erschienenen sehr interessanten Artikels über die Seelöwen möchte ich mir einige Bemerkungen erlauben. Es heißt dort:

„Das Anziehende dieser Thiere hat sogar bei der californischen Regierung so viel Anerkennung gefunden, daß sie eine Heerde derselben, gegen achtzig Stück, unter ihren besonderen Schutz genommen hat. Diese Heerde wohnt auf einer steilen Felsgruppe am Eingange der Bucht von San Francisco, wo ihnen keine verderbliche Kugel nahen darf.“

Dies hatte bis voriges Jahr seine Richtigkeit, und es gereicht mir zur Genugthuung, daß der geehrte Herr Verfasser mit dem Wörtchen „sogar“ die oberste Staatsbehörde des Goldlandes trotz des schlechten Weltrufs, den dies vermeintliche Dorado aller Schlechtigkeit nun einmal nicht loszuwerden vermag, auf die humane Stufe anderer civilisirten Regierungen gestellt hat. Seit dem vorigen Jahre sind die lustigen Seelöwen am „Goldenen Thor“ für vogelfrei erklärt worden, und es hat sich

die in das Barbarenthum zurückgesunkene Legislatur Californiens genüßigt gesehen, ihnen den Freibrief zu nehmen. Die Veranlassung hierzu gab eine Petition seitens der zahlreich in San Francisco vertretenen italienischen Fischer, welche behaupteten, daß jene Seelöwen die Fische im hiesigen Hafen durch ihre Gefräßigkeit auf eine nichtswürdige Weise zerstörten und ihnen — den Fischern — dadurch ihre rechtmäßige Erwerbsquelle arg beeinträchtigten.

Die Zeitungen in San Francisco nahmen in langen Leitartikeln energisch Partei pro und contra, wobei die Seelöwen entschieden mehr Freunde fanden, als die Italiener. Die Gesetze von Californien entschieden endlich zu Gunsten der Italiener. Diese haben aber bis jetzt wenig Freude von ihrem Erfolg gehabt; denn die Seelöwen wohnen nach wie vor ungestört auf den Felsklippen am „Goldenen Thor“, unterhalten die fremden Weltenbummler, welche das berühmte „Cliffhouse“ besuchen, dort ebenso sehr wie die einheimische Bevölkerung durch ihre unaufhörlichen Katzbalgereien und fangen ihr Futter an leckeren Fischen, wo und wie es ihnen beliebt.

Bis jetzt ist noch kein Schuß auf jene Seelöwenfamilie gefallen, obgleich ihr der Schutz der Regierung bereits vor Jahresfrist entzogen wurde. Der ungeschlachte Ben Butler, der Störenfried jenes Gemeinwesens, wirft die kleinen Seelöwen noch immer mit hämischer Lust von der hohen Klippe in die Brandung hinunter, blickt, trotzig brüllend, nach den auf der Veranda des „Cliffhouse“ versammelten Fremden hinüber und fürchtet sich durchaus nicht vor feindlichen Kugeln, obgleich diese ihn vom Ufer aus leicht erreichen könnten. Er scheint recht gut zu wissen, daß er auf seinem wogenumspülten Felsen vor dem tückischen Blei der Italiener sicher ist und daß diese es nicht wagen werden, ihm und seiner Familie, den Lieblingen der Goldstadt, dort auf irgend eine Weise zu nahe zu treten.

San Francisco, im November 1881. Theodor Kirchhoff.

„Die deutsche Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts“ von Rudolf von Gottschall (Breslau, Trewendt) hat in den letzten zehn Jahren zwei neue Auflagen — die dritte und die vierte — erlebt und ist soeben in der fünften zur Versendung gekommen. Wir begrüßen diese Thatsache als ein erfreuliches Symptom des wachsenden literarhistorischen Interesses in Deutschland, als einen Beweis dafür, daß die Antheilnahme des deutschen Leserpublicums speciell an der zeitgenössischen literarischen Production nach wie vor eine rege und nachhaltige ist und daß gerade die Anschauungen und Ueberzeugungen, für welche das vorliegende bedeutsame Werk eintritt, im literarischen Zeitbewußtsein eine immer breitere Basis gewinnen. Diese Anschauungen und Ueberzeugungen der Gottschall'schen Literaturgeschichte gipfeln bekanntermaßen in zwei Forderungen, in dem Hochhalten des Idealismus und in dem „modernen Princip“; denn fordert Gottschall einerseits auf allen Gebieten des geistigen Schaffens das Ausgehen von idealistischen Gesichtspunkten, so stellt er andererseits dem schaffenden Dichter die Aufgabe, aus dem Geiste seiner Zeit heraus zu produciren und alles akademische Experimentiren bei Seite zu lassen. Neben diesen beiden Forderungen, die in so ausgesprochener und überzeugend begründeter Weise kaum in einer anderen Geschichte der Literatur unseres Jahrhunderts zum Ausdruck kommen, ist es besonders eine ungemein geist- und lichtvolle Darstellungsart, welche dieses Werk charakterisirt. Gottschall erweist sich in seiner „Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts“ ebenso geschickt in der Charakterisirung großer geistiger Strömungen, wie in der Portraitirung der einzelnen Vertreter solcher Strömungen — er ist ebenso glücklich in der scharfsinnigen Interpretirung der Zeit wie in derjenigen ihrer Menschen. Die jüngste Auflage des hervorragenden Werkes bietet dem Leser ein erschöpfendes Bild der Entwickelung unserer Nationalliteratur vom Beginn dieses Jahrhunderts an bis in unsere Tage und zieht — ein nicht hoch genug anzuschlagender Vorzug — auch das wissenschaftliche Leben der Gegenwart, namentlich die philosophische und historische Literatur, in den Kreis seiner Betrachtung, sodaß es mit Recht ein Gesammtgemälde des modernen deutschen Geisteslebens genannt werden kann.

Göß in Steiermark. Unser heutiges Bild (Seite 853) stellt das älteste, bereits im Jahre 1004 gegründete Stift Steiermarks dar. Göß, ein ehemaliges Benedictinerinnenkloster, liegt an der rechten Seite der Mur, etwa eine halbe Stunde von der Stadt Leoben entfernt. Besonders schön ist die Kirche dieses Stifts, an deren Außenseite die Denkmäler der Aebtissinnen sich befinden. Später wurde das Kloster die Residenz des Bischofs von Leoben, und einmal — im Jahre 1797 — wohnte in demselben Napoleon der Erste.

Wir führen die Illustration unseren Lesern als ein wahres Meisterstück einer winterlichen Landschaftszeichnung vor, welches unser vielbewährter, langjähriger Mitarbeiter Richard Püttner bereitwillig für die „Gartenlaube“ entworfen hat.

Kleiner Briefkasten.

H. Dr. in Wesselburen. Wer Ihnen gesagt hat, daß er für einen in der „Gartenlaube“ erlassenen Aufruf wegen eines Vermißten 100 Mk. Kosten bezahlt habe, der hat uns die ihm erwiesene Wohlthat mit Verleumdung gelohnt. Die Vermißtenlisten in unserem Blatte werden aus Humanitätsrücksichten gratis veröffentlicht, Berücksichtigung finden darin aber nur solche Fälle, bei denen alle sonst vorhandenen Mittel zur Aufsuchung der Vermißten, also ein Appell an Polizei-, Gerichts- und Consulat-Aemter, ohne Erfolg geblieben sind. — Bei dieser Gelegenheit sei gleich bemerkt, daß jede in der „Gartenlaube“ zum Abdruck gelangende Zeile dem Verfasser anständig honorirt wird und daß wir niemals für den Abdruck irgend welchen Artikels oder Aufrufs Kosten, Gebühren oder gar — pfui! — Reclamengelder beansprucht haben.

B. G. in Triest. Die Tanagra-Figuren haben ihren Namen von der an der Grenze von Attika liegenden böotischen Stadt Tanagra erhalten, in deren Gräbern die kunstvoll gearbeiteten Figuren im Jahre 1872 zum ersten Male gefunden wurden. Diese zierlichen plastischen Werke bilden einen reizenden Schmuck unserer Museen, und auch das königliche Museum in Berlin ist im Besitz einer größeren Anzahl derselben. In Folge der dankenswerthen Bemühungen der Kunsthandlung von Fritz Gurlitt in Berlin dürften diese Meisterwerke der griechischen Kunst aus dem dritten und vierten Jahrhundert vor Christo jetzt zu einem vielverbreiteten Schmuck moderner Häuser werden; denn die genannte Kunsthandlung hat sechs der schönsten weiblichen Tanagra-Figuren in Terracotta, mit Wachsfarben bemalt, in Originalgröße nachbilden lassen und also die höchst gelungenen antiken Bildwerke zu verhältnißmäßig billigem Preise auf den Markt gebracht.

B. L. in Lübeck. Sie haben Recht. Die einzige deutsche Diamantschleiferei besteht nicht in Pforzheim, wie in unserem Artikel „Das Diamantgeschäft“ (vergl. Nr. 46) irrthümlich berichtet wurde, sondern in Hanau. Dieselbe ist Eigenthum der Firma Gebrüder Houy und Comp., beschäftigt 170 Arbeiter und wird mit 2 Dampfmaschinen von je 20 Pferdekräften betrieben.

Ein Schlittschuhläufer in Bremen. So ist es in der That. Wenn der diesjährige Winter günstiges Frostwetter bringt, so wird in Wien am 14., 15., und 16. Januar 1882 ein „Internationales Preis-, Figuren- und Wett-Eislaufen“ abgehalten werden. In Folge einer im October dieses Jahres vom Wiener Eislaufvereine an alle Eisclubs und erfahrenen Schlittschuhläufer des nördlichen Europa und Nord-Amerikas gerichteten Einladung zu diesem Wettkampfe, sind bereits zahlreiche Zuschriften aus Oesterreich-Ungarn, Deutschland, Frankreich, England, Holland und Nord-Amerika, ganz besonders aber aus Schweden und Norwegen eingetroffen, die eine rege Betheiligung der Schlittschuh-Virtuosen aus aller Welt an dem eigenartigen Feste in Aussicht stellen. Die Ehrenpreise sind gar nicht so unbedeutend und bestehen unter Anderem in goldenen Medaillen am Bande, außer welchen der glückliche Sieger noch 500 und 1000 Franken in Gold erhalten wird. Daß bei günstiger Witterung der Verlauf des Festes recht glänzend werden kann, dafür bürgt genügend der bei solchen Anlässen stets bewährte Ruf der österreichischen Kaiserstadt.

A. F. Sch. in Eitorf. Leider ungeeignet! Das Manuscript steht zu Ihrer Verfügung; wir bitten Sie aber, Ihren Namen deutlich zu schreiben.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 52. **Die Gartenlaube.** 1881.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von **Ernst Keil** 1853.

Wöchentlich $1^1/_2$ bis **2** Bogen. Vierteljährlich **1** Mark **60** Pfennig. — In Heften à **50** Pfennig.

An unsere Leser.

Um die Nummern-Bezeichnung unserer Zeitschrift in genauen Einklang mit der Wochenzahl des Jahres zu bringen, lassen wir, statt der üblichen 13, in diesem Quartale ausnahmsweise 14 Nummern erscheinen, und wird daher dieser Nr. 52 in nächster Woche noch eine Nr. 53 folgen, welche alle Abonnenten des 4. Quartals gratis zu beanspruchen haben. — Nr. 1 des neuen Jahrgangs wird am 5. Januar 1882 ausgegeben werden.

Die Verlagshandlung von Ernst Keil.

Der schwarze Fritz.

Weihnachtserzählung aus dem Handwerkerleben. Von **Zoë von Reuß.**

1.

Immer näher rückt die Weihnacht. — Als die Kleinen heute Morgen vom Schlafe erwachten mit der seit Wochen gewöhnlichen Frage: „Wie oft müssen wir nun noch schlafen?“ hatte die Mutter beruhigend geantwortet: „Nur noch ein einziges Mal — morgen schon ist heiliger Abend.“

Aber auch die Spannung der Erwachsenen stieg, und mit ihr jene fieberhafte Thätigkeit, der die Tagesstunden nicht lang genug sind und welche darum längst die Nacht zur Hülfe genommen hat. Auf den Straßen und Plätzen rennt man in lauter Uebergeschäftigkeit hin und her, und in den Läden und Gewölben drängen sich seit gestern förmlich die Käufer. Am dichtesten aber war das Gedränge doch wohl dort an der Marktecke. Das alte, etwas rauchgeschwärzte Giebelhaus war aber auch ganz besonders günstig gelegen — man fiel sozusagen ordentlich hinein. Auch strahlte der stattliche, kürzlich renovirte Bäckerladen des Parterregeschosses in bunter festlicher Licht- und Farbenfülle bis weit auf den Marktplatz hinaus, und wo sonst die liebe, schlichte Gottesgabe in wohlgerathenen braunen Laiben neben den zierlichen frischen Semmelreihen aufgepflanzt stand — wie junge stramme gutgeschulte Recruten — da thürmten sich augenblicklich den kommenden Festtagen zu Ehren wahre Berge von Leckereien in allerlei verführerisch buntem Süßkram; denn das Weihnachtsfest macht ja die Spiel- und Naschfreuden fast zur Pflicht. Wenn man an dem unscheinbaren Hause vorüberging, war's wohl wie ein warmer würziger Odem, der Einem entgegenzog und sogar die Eiszapfen zu schmelzen versuchte, die oberhalb der Ladenthür und Fenster hingen. Drinnen drängten sich auch förmlich die Käufer; selbst die Ladenstube war ausgeräumt worden und beinahe zu einem gaumenreizenden Kunstgewölbe umgestaltet — auch hier stand die kaufende Menge Kopf an Kopf gedrängt. Der stattliche Bäckermeister, der aus der daneben gelegenen Wohnstube durch's Ladenfensterchen in den bunten Trubel hinübersah, strich sich auch immer von Neuem das Bürgermeisterlinn und schmunzelte gar vergnüglich — der Jahresabschluß versprach gut zu werden.

Stetig hatte sich das Geschäft gehoben, so klein es begonnen. Es sind just fünfundzwanzig Jahre, daß des Meisters seliger Alter mit Weib und Kind aus der Vorstadt draußen in das rauchgeschwärzte Haus an der Marktecke gezogen. Damals standen die Kunden in erster Morgenfrühe noch draußen auf der Straße unter dem braunen Wetterdache, und die Mutter reichte ihnen das frische Gebäck zum Fenster hinaus. Aber der auf den saubern Verkaufstisch hineinstiebende Schnee konnte unmöglich weißer und weicher sein, als die duftenden Semmeln des Bäckermeisters. Das hatten die Reichen der Stadt bald gemerkt und kamen jeden Morgen in den netten Laden. Die Armen aber stellten sich von weit und breit ein, weil an dem auf dem ausgehangenen Zettel verzeichneten Gewichte niemals ein einziges Quent fehlte. Und so mehrte sich der Wohlstand langsam, aber sicher. Ohne Kampf freilich ist's auch nicht abgegangen. Es gab eine böse Zeit, wo die rissigen altersgrauen Mauern des Hauses ungleich fester standen, als drinnen der Friede der Familie!

Es werden nun bald ein zwanzig Jährchen sein, da brannte es drinnen lichterloh — Vater und Sohn lagen mit einander in Hader und Streit. Der älteste Sohn und heimliche Liebling des Bäckermeisters sollte eine reiche Bürgerstochter freien, damit man die kostbare Schmeer- oder vielmehr Mehlgrube hier an der Marktecke käuflich erwerben könne; denn bisher hatte sie der Meister nur in Pacht gehabt. Dann wollte ihm der Vater das aufblühende Geschäft überlassen und sich mit der Mutter auf den Altentheil zurückziehen.

Aber der Wilhelm hatte von jeher seinen eigenen Kopf und ging seinen eigenen Weg. Die dunstige Backstube war ihm zu eng, und vor dem Backofen war es ihm zu heiß. Am liebsten

saß er und zeichnete und wäre gern ein Baumeister geworden. Weil aber sein Vater das sauererworbene Geld zum Studium nicht hergeben wollte, so ward er, vielleicht aus Trotz, ein Zimmermann. Und mit seinem Herzen war's just ebenso wie mit dem Kopfe. Er hätte allerorten die reichste Bürgerstochter haben können; denn er ging stolz aufrecht wie ein Gardist und sah im Gesichte aus wie Milch und Blut. Und doch hatte er sein Herz einem blutarmen Mädchen geschenkt, der braven Eva, die sich und ihr altersschwaches Mütterchen kümmerlich von ihrer Hände Arbeit ernährte. Freilich sahen die Beiden aus wie das erste gotterschaffene Menschenpaar, wenn sie so bei einander standen — schön, frisch, gesund und fröhlich. Es war eine Lust, sie anzuschauen.

Aber der Meister sträubte sich mit Hand und Fuß und wollte die ungleiche Heirath nicht zugeben. Allein der Kopf des Jungen war nicht minder hart, als der des Alten. Er erklärte rund weg, nicht von seinem Evchen lassen zu wollen; sein Arm sei ebenso stark und fest wie sein Muth; darum koste es was es wolle — selbst das Erbtheil!

Ganz so schlimm ward's glücklicher Weise freilich nicht. Der Alte gab dem Sohne auf Zureden der Mutter, mit der's dazumal gerade zum Sterben ging, ein kleines Capital zum Anfang. Damit war er abgefunden.

Inzwischen war der zweite Sohn des Alten, der jetzige Meister, auch zum Manne herangewachsen. Er, der bis jetzt immer in der Backstube gesteckt hatte, war nun plötzlich Hahn im Korbe — um so mehr, als er wirklich bald dem Vater die Schwiegertochter zuführte, mit deren Mitgift das eigene Capital ergänzt und die Mehl- und Schmeergrube erworben werden konnte.

Der Wilhelm und das Evchen aber durften dem Alten nicht „unter die Augen kommen“ — so hatte er ihnen beim Abschiede erklärt — über das eigene Herz hinaus! Aber der böse Tod wartet leider nicht, bis wir uns eines Andern, Bessern besonnen haben; er nimmt am liebsten aus vollem Leben heraus — auch das Lebenslicht des starken Bäckermeisters erlosch plötzlich, unter einem einzigen Hauch! So kam es, daß der immer noch hellodernde Zorn des Vaters gegen den ältern Sohn den jüngern um so weicher bettete. Der Wilhelm war wirklich durch das Testament mit dem ausbezahlten Pflichttheil abgefunden worden, so nöthig er jetzt pecuniäre Hülfe im Geschäft gehabt hätte; denn dem jungen Ehepaare dort draußen, weit in der Vorstadt, fehlte es an Allem, am Gelde und am Segen. Die Projecte des jungen Bauunternehmers gediehen nicht, und von den Kindern, die ihm Evchen geschenkt hatte, blieb ein einziges am Leben.

Es war kein geringer Triumph für den jungen Meister, als ihn der früher tausendmal beneidete Bruder um Hülfe — oder Gerechtigkeit, wie er sagte — ansprach, und natürlich war derselbe nicht Thor genug, sich die kaum gefüllten Taschen zu erleichtern. Da hielt sich der Wilhelm nicht mehr; es gab bitterböse Worte von Betrug und Erbschleicherei, und im Groll schieden die beiden Brüder, um sich niemals wiederzusehen; denn das einmal siedende Blut des ältern Bruders trieb diesen plötzlich fort, weit in die Welt hinaus. Er wollte anderwärts ein neues Haus gründen und neues besseres Glück suchen.

Ob er's ernstlich gesucht? Es ist möglich — gefunden aber hat er's sicher nicht.

Schon nach einem Jahre tauchte ein Gerücht auf, daß der Wilhelm Klauer, der Bruder des reichen Bäckermeisters an der Marktecke, an den Folgen eines Sturzes vom Baugerüst gestorben sei. Draußen im Laden wurde es von den klatschmäuligen Kundinnen nach allen Seiten hin besprochen, und auf die Weise erreichte es auch das Ohr des Meisters. Etwas Genaueres wußte aber Niemand zu sagen; auch von Weib und Kind schien jede Spur verweht, und der von unvergessenem wildem Groll erfüllte Bruder war der Letzte sich um sie zu kümmern.

Darüber ist nun auch schon wieder ein halb Mandel Jahre hingegangen, und der Grund des Hauses festete sich unter den jungen Leuten jährlich mehr — wo Tauben sind, fliegen Tauben zu. Selbst die Ehre ist zuweilen käuflich, wenigstens das, was die Leute gewöhnlich so nennen. Wenn der Meister in der Bierstube zu dem Bekanntenkreis trat, so wurde er halb im Spaß, halb im Ernst „Herr Stadtvertrockneter“ angeredet. Dazu war er Mitglied und Vorstand verschiedener Vereine, und seit kurzem sogar Kirchenrath, was die junge Meisterin veranlaßte, sich von dem Dienstmädchen, welches sie Sonntags allemal Frau Kirchenräthin zu nennen pflegte, lieber schlechtweg „Frau Räthin“ nennen zu lassen — der Kürze wegen. — —

„Guten Abend, Papa!“ sagt hinter dem Rücken des Meisters plötzlich eine frische Kinderstimme und erschreckt den starken Mann ein wenig. Er hatte nämlich ganz gegen seine Gewohnheit ein Weilchen wie sinnend dagestanden. Woher kamen ihm mit einem Male die Gedanken? Es ist doch sonst seine Sache nicht, sich mit dergleichen viel abzugeben. Ist's das Weihnachtsfest, was die Erinnerungen wachruft, besonders die Jugenderinnerungen? Er wendet sich auch sogleich nach der Störung um, um seinen Fehler zu verbessern, und erblickt die Gustel, die eben aus der Nachmittagsschule kommt, das letzte Mal vor den Ferien. Und das breite schwammige Gesicht des Mannes gewinnt an Ausdruck und Leben, als die Kleine herantritt; denn die Gustel ist Meister Klauer's einziges Kind und sein Augapfel. Verspricht sie doch ein hübsches Mädel zu werden, und daß sie ein liebes Mädel ist, davon ist die ganze Hausgenossenschaft überzeugt — selbst Hofhund und Hauskater sind über diesen Punkt einig. Wie sie so neben dem Vater steht, reicht sie ihm fast bis an's Kinn. Zärtlichkeit ist natürlich nicht die Sache eines gesetzten Mannes und wohlbestallten Meisters; dennoch fährt ihr der Vater, wohlgelaunt wie er in Hinblick auf das Wachsthum des Geschäftes nun einmal ist, fast liebkosend über das Haupt, und der feine Mehlstaub, der dabei dem Arbeitscamisol und der blüthenweißen Schürze entfällt, legt sich auf das blonde, krause Haar des Mädchens wie Puder. Dazu nimmt er sich im Stillen vor, dem Töchterchen gegenüber morgen auch in seinen tiefsten Schubsack zu greifen. Die Weihnachtskunden gehen aus und ein, und vergnügt tritt der Meister in den dämmerigen Flur und streckt sogar das behagliche, wohlgenährte, aber ein bischen blasse Gesicht bis auf die Straße hinaus, um sich etwas zu verpusten und sich der lieben Abwechselung wegen den reinen kalten Winterodem einmal um die Nase ziehen zu lassen.

„Meister Hallmsleben schickt mich zum Fegen,“ tönt es ihm plötzlich entgegen, Die Stimme klingt fast noch kindlich, und als er aufblickt, sieht er einen Schornsteinfegerjungen mit Leiter und Besen, der soeben in's Haus tritt, um im Auftrage seines Herrn an die unsaubere, beschwerliche Arbeit zu gehen.

Die sonst alltägliche Nachricht lautet dem Ohre des Meisters heute wie eine Störung; denn die unangenehme, aber nothwendige Arbeit des Essenkehrens wird immerhin einigen Aufenthalt verursachen, und die Zeit ist kostbar. Doch läßt sich nichts dagegen machen. Aergerlich und der Ordnung wegen fragt der Meister kurz:

„Ist's gemeldet worden?“

„Gestern Abend —“

„So hat's der Geselle vergessen — Kreuzmillionenelement! Unsereins muß sich einmal um Alles kümmern! Scher' Dich in's Haus, Junge, und warte!“ Mit diesen Worten schlurft der Meister den dämmerigen Hausflur entlang; vermuthlich giebt's drinnen im Backhaus ein neues Donnerwetter.

2.

Der kleine Essenkehrer duckt sich indessen scheu und still in einen Seitenwinkel des großen feuchten Hausflurs, zwischen die Mehlsäcke, die rings an den Wänden stehen. Es ist bitterkalt draußen, und er klopft den Schneestaub von den Holzpantoffeln der nackten Füße. Dann liebkost er flüchtig den auf ergiebiger Mäusejagd befindlichen Kater, der auf den hochaufgerichteten Mehlsäcken umhersteigt und sich schnurrend und buckelnd an ihn herandrängt. Der Hinz hätte gewiß nicht mit ihm getauscht: er hatte es besser als „der schwarze Fritz“. Ja, „der schwarze Fritz“ — so nennen ihn nämlich höhnend die Cameraden und Genossen, mit denen zusammen er ehemals die Schule besuchte — ehe Vater und Mutter starben und er in's Waisenhaus kam. Ja, ja, der Hinz hatte es gut. Alltäglich war ihm der Tisch mit übriggebliebener Milch und altbackenen Semmelbrocken vollauf gedeckt, und der liebe Gott hatte ihm selbst den warmen, bunten, dauerhaften Rock gemacht, während Fritz in seiner dünnen rauchgeschwärzten Kleidung wie ein Espenlaub zitterte. Er pustet in die Hände — ach, wenn er sich doch einmal tüchtig auswärmen könnte! Halt, dort steht ja die Thür zur Back- und Knetstube offen, und ein Duft von allerlei feinen kostbaren Gewürzen weht ihn appetitreizend an. Dort drinnen ist's gewiß mollig warm. Ob er wohl nicht ein bischen eintreten könnte, bis er in die zugige Esse hinaufsteigen

muß? Schüchtern tritt er näher. Der Raum scheint ja leer zu sein ... doch — die kleine Bäckerstochter ist drinnen.

Gustel schiebt sich an den großen, teiggefüllten Trögen und Mulden entlang und scheint stark gelangweilt zu sein. Sie hat sich hierher geflüchtet, weil die Räume der Familienwohnung, deren Fenster auf die Straße zu gehen, fast sämmtlich jetzt zu Geschäftszwecken benutzt werden. Um sich die Zeit passend zu vertreiben, fängt sie endlich an, die aufgespeicherten Berge von Schaumconfect und Marzipan knabbernd einer gründlichen Mundprüfung zu unterziehen und dabei sich selbst die Devisen der Bonbons und Pfefferkuchenherzen laut vorzulesen.

Jetzt bemerkt die Gustel aber die schwarze Gestalt und fährt erschrocken zusammen. Aber gar bald gewinnt das runde freundliche Gesichtchen seinen ruhigen Ausdruck zurück. In dem geschwärzten Antlitz hat sie mit einem Male zwei blaue Augen erblickt, die sie bekannt ansprechen. Sie erinnert sich mit voller Bestimmtheit, gerade diesen kleinen Schornsteinfeger schon einmal hier im Hause gesehen zu haben — einmal oder zweimal — das eine Mal weiß sie's ganz gewiß. Es ist im letzten Sommer gewesen, als die Eltern mit den Nachbarn Nachmittags eine Partie machten, die Gustel aber zu Hause bleiben mußte, der Schule wegen. Damals war der kleine Schornsteinfegerjunge auch gekommen, um im Backhaus die Esse zu kehren, und war vom Hofe aus einen Augenblick auf den Gartenfleck draußen getreten, um sich die Blumen in der Nähe zu betrachten. Die Gustel aber hatte gerade zufällig in der Laube gesessen und die römischen Könige gelernt — oder vielmehr lernen wollen; die alten hohen Herren wollten nämlich durchaus nicht in Gustel's Kopf, obgleich sie sich Nachts das Geschichtsbuch unter das Kopfkissen gelegt hatte. Da — mit einem Male hatte der kleine Essenkehrer die ganze Reihe hergeschnurrt, vom seligen Romulus bis zum Tarquinius Superbus. Das hatte der Gustel natürlich sehr imponirt und ein Gespräch vermittelt, aus dem sie erfuhr, wie der kleine Schornsteinfeger — ach so lebensgern! — ein großer Schüler geworden und alle Tage mit buntumränderter Mütze zur Schule gegangen wäre, um so recht, recht viel zu lernen, besonders Zeichnen, was der Vater auch so gut gekonnt habe. Wer zeichnen könne und ordentlich Geld dazu habe, der könne nämlich studiren und Baumeister werden und schöne Kirchen und Thürme bauen. Wäre er Baumeister, würde er aber der Gustel zuerst ein schönes Haus bauen — das solle ihr schon gefallen. Nun, das that schon das Luftschloß; die Gustel lachte bereits mit dem ganzen Gesichte. Sie hatte mitleidigen Herzens oft an den armen kleinen Schornsteinfegerjungen denken müssen. Und nun sah sie ihn wieder, und er stand wie ein Häufchen Unglück frierend dort an der Thür. Vielleicht hatte er Hunger — da konnte sie ja helfen.

„Willst Du nicht ein paar Brödchen?" fragte sie freundlich.

Fritz nickte leise und nahm dankend ein paar altbackene Semmeln, die der Geselle verächtlich abseits gelegt hatte, und schob sie in die Tasche.

„Komm doch ordentlich herein und wärme Dich!" fuhr Gustel eifrig fort; „mache aber die Thür zu — so!"

Nur zögernd trat der Knabe näher, als fürchte er, daß bald ein Anderer kommen werde, um ihn hinauszuwerfen. Da hörte er die Gustel plötzlich von Neuem fragen:

„Möchtest Du nicht auch eine Frau zum Weihnachten?"

Fritz traute seinen Ohren nicht und sah verdutzt in die Höhe. Eine Frau? Sonderbar! Ja, wenn's ein schönes Geschichtenbuch gewesen wäre!

„Ich meine eine aus Pfefferkuchen, wie sie dort oben auf den Börden stehen, mit Rosinenaugen und einer Nase von Mandelkern," gab Gustel Personalbeschreibung.

Jetzt freilich lachte der Fritz und liebäugelte zärtlich nach seinem braunen Schatz hinauf. Erfreut und verlegen stotterte er seinen Dank für das zukünftige Liebesglück. Gustel aber war noch nicht zufrieden.

„Nimm lieber ein Lebkuchenherz!" gab sie guten Rath. „Sie schmecken viel schöner; es sind Nürnberger und werden drüben in der Conditorstube gebacken. Die häßlichen braunen Puppen dort sind nur für die Kinder," setzte sie altverständig hinzu. „Ich suche Dir eins aus, mit einem schönen Spruch —

‚Dies süße Herz, ich schenk es Dir,
Doch gieb das Deine mir dafür!'"

las sie von einem quer über einen riesigen Lebkuchen geklebten Papierstreifen ab. „Gefällt Dir das?"

„Sehr schön!"

„Oder weißt Du was," fuhr die kleine Plaudertasche fort, „der Geselle soll Dir mit Zuckerguß Deinen Namen daraufschreiben. Nicht wahr?" Dabei schob sie sich an den langen blankgescheuerten Tischen entlang, auf welchen der Brodteig zu zierlichen Laiben ausgeformt wurde und auf welchen darum der Mehlstaub so dicht verstreut lag, wie draußen auf den Dächern der erste Schnee. „Wie heißt Du eigentlich?"

„Ich? Friedrich Wilhelm Klauer."

Gustel traute ihren Ohren nicht und sagte:

„Du machst Spaß. Friedrich Klauer? So heißt ja mein Vater."

„Doch — ganz gewiß!" versicherte Fritz.

„Buchstabire einmal!" befahl die ungläubige Gustel und schrieb alsbald die Buchstaben mit den tintenbeklexten Fingerchen in den Mehlstaub nieder, wie um sich selbst zu überzeugen. Da öffnete sich schnell die Thür, und der Altgeselle trat ein, um nach dem Brodteig zu sehen. Der „schwarze Fritz" aber erinnerte sich noch zu guter Stunde, daß er nicht in den geheiligten Raum gehöre und daß es hohe Zeit, sich zu drücken und an die Arbeit zu gehen. Darum schlüpfte er blitzschnell hinaus und trat in's Backhaus. Dort hob er sofort den Eisenschieber in die Höhe, welcher die neben dem Backofen belegene viereckige, zum Einsteigen bestimmte Oeffnung des Schornsteins verschloß, paßte die kleine Leiter hinein und streifte die Holzpantoffeln von den Füßen, um mit dem Handwerkszeug in den Orkus hinaufzusteigen. Von den letzten Sprossen der Leiter klimmt er dann weiter, indem er einen vorspringenden Stein gewinnt, oder in der steil herabfallenden Brandmauer, mit Händen und Füßen tastend, eine kleine Lücke erspäht, in welcher der nackte Fuß haften kann. Und so ist er bis zur Höhe der ersten Etage emporgeklommen. — Da, o Schreck und Grausen! sitzt er plötzlich fest! — War bei einer kürzlich vorgenommenen Ausbesserung des Mauerwerks die Schornsteinöffnung enger geworden, hatte er, was wahrscheinlich, beim Aufsteigen die Kniee zu sehr angezogen: er sitzt mit dem Handwerkszeuge wie eingekeilt, und kann weder vor- noch rückwärts. Umsonst bemüht er sich immer von Neuem — und so tritt ihm bald der Angstschweiß auf die Stirn. Vielleicht kann er Hülfe errufen? Er strengt die Stimme an — klingt nicht von unten herauf unausgesetzt das verworrene Geräusch von Menschenstimmen? Richtig, jetzt vernimmt er sogar deutlich die rauhe Baßstimme des dicken Bäckermeisters, welcher seinen Leuten befiehlt, den Ofen am Abend noch einmal zu heizen; die Arbeit soll die Nacht hindurch weiter gehen. Und mit steigendem Entsetzen erkennt Fritz die neue Gefahr: der neu aufsteigende Rauch muß ihn ja unfehlbar ersticken. Noch einmal strengt er alle seine Kraft an. Aber seine Worte verhallen nach oben, wenigstens werden sie in all der Geschäftigkeit und Unruhe dort unten nicht vernommen. Da, o da beginnt sich schwer und bleiern auf die Seele des armen Knaben die — Todesangst zu legen. So soll er also wirklich hier sterben, einsam und verlassen? Ach, verlassen freilich ist er auch im Leben. Und dennoch klammert sich die junge Seele mit allen Fasern verzweifelnd an das Licht, an das Leben. Unwillkürlich blickt er zur Höhe auf und sieht, wie zum Troste, hoch über sich im Aether schimmernd, ewig, treu, wachsam wie das Auge Gottes selbst — den hellen Abendstern.

3.

„Kleine Hexe, was machst Du da?" fragt der dicke Bäckermeister drinnen in der Backstube die Gustel.

Die Kleine hat sich von all den feinen appetitlichen Sächelchen dort ein ansehnliches Häuflein zusammengelesen, welches sie soeben etwas verstohlen in den weiten Schooß einer viereckigen, weißen Papierdüte zu bergen versucht.

„Ich — ich — Nichts!" stotterte aus der Gustel, trotz der unschuldigen Blauaugen, das böse Gewissen.

„Heraus mit der Sprache! Was soll damit? Giebt's vielleicht wieder eine sogenannte ‚Weihnachtsbescherung für arme Kinder' in der Schule? Auch eine neue Mode! — Nun meinetwegen! Nimm aber von dem bunten, billigen Kram dort!"

Seit die Brühe des Wohlstandes, in welcher der Meister schwamm, so fett geworden war, hatte er zuweilen nichts dagegen, wenn auch die Armuth ihr Stücklein Brod hineintauchte. Er hatte mitunter weiche Anwandlungen — so auch heute.

„Also pack' Dir nur etwas zusammen für die Weihnachtsbescherung in der Schule, mein Kind!" sagte er.

„Für die Weihnachtsbescherung in der Schule?" rief Gustel entsetzt. „Wo denkst Du hin, Papa, dafür würde es doch nicht langen — das ist auch schon besorgt." Dazu warf sie als kleine Feinschmeckerin einen Blick voll tiefer Verachtung auf die empfohlenen unscheinbaren Pfeffernüsse. „Nein, die Tüte hier und das Lebkuchenherz will ich dem kleinen Schornsteinfegerjungen schenken, der draußen die Esse kehrt. Denke Dir nur: er heißt auch Klauer, wie wir. Friedrich Wilhelm Klauer, gerade wie auf dem Schilde über unserer Ladenthür steht. Ist er vielleicht ein Verwandter von uns?"

„Wir haben keine Verwandte, wenigstens keine, die uns etwas angehen. Du faselst wohl, Mädel?"

„Ich, ich dachte nur so — 's ist doch ganz kurios. Ich wollt's erst auch nicht glauben, aber er hat's mir selbst gesagt, und ganz im Ernst. Dort steht's, der Geselle soll ihm seinen Namen nämlich mit Zuckerguß auf das Herz schreiben. Wisch nicht mit dem Aermel darüber weg, Papa! Hier, hier steht's." Dabei wies die Gustel auf das hölzerne, wohlbeschriebene Albumblatt der Tischplatte.

„Wie? Was?" machte verdutzt der dicke Bäckermeister und starrte auf die bezeichnete Stelle.

„Frag' ihn doch selbst, wenn er wieder kommt, um sein Herz zu holen! Wo bleibt er nur so lange?"

Der Meister wird immer aufmerksamer. Das blasse, aufgedunsene Gesicht erhält einen gespannten Ausdruck und die großen, runden, wasserblauen Augen blicken fragend.

„Was spricht die Gustel da? Sonderbar und unerklärlich! Aber potztausend, wo steckt denn der verdammte Junge?"

Er erinnert sich mit einem Mal, daß er denselben ja gar nicht wieder gesehen hat, auch hat ihm Niemand Bezahlung abverlangt. Plötzlich packt ihn ein Gedanke. — Am Ende ist der Schornsteinfeger noch gar nicht fertig geworden mit seiner Arbeit, und er — der Meister — hat dem Gesellen befohlen, den Backofen von Neuem zu heizen.

„Da soll doch gleich . . ."

Der Meister ist hinaus, so schnell es seine Corpulenz erlaubt; denn es läuft ihm eiskalt über den Rücken, und als er in's Backhaus tritt, rührt ihn vor Entsetzen fast der Schlag.

Neben dem geöffneten Schornsteine stehen ja noch die abgestreiften Holzpantoffeln des kleinen Essenkehrers, des armen Jungen — der seinen Namen trägt. Der Meister schwankt; ein Blick auf den vorhin gescholtenen trägen Gesellen, der vermuthlich die Arbeitspause benutzt und ein paar Augen voll Schlaf genommen hat und darum erst jetzt das Holz zum Heizen herbeiträgt, giebt ihm glücklich die Fassung einigermaßen zurück. Noch ist's hoffentlich nicht zu spät. Er eilt an die Maueröffnung und ruft mit Stentorstimme hinauf — schwache Antwort hallt zurück.

Und die breite Brust des Meisters athmet befreit, auch hat er alsbald glücklich seine Ruhe und Geistesgegenwart vollends wiedergefunden und commandirt nun wie ein Feldmarschall. Zuerst schickt er zum Meister des Verunglückten und läßt ihm den Vorfall melden. Aber die Gefahr und die eigene Ungeduld sind zu groß — er muß selbst Hand anlegen. Er holt Axt und Beil herbei und eilt mit dem Gesellen zur ersten Etage hinauf. Dort wird durch Klopfen und Rufen bald die Stelle festgestellt, wo der kleine Schornsteinfeger eingeklemmt ist. Dann schlägt man die Mauer ein, um den Knaben herauszuziehen.

Er ist ganz erschöpft und vermag nur einzelne abgebrochene Worte zu sprechen, aber, obgleich der eigentliche Zusammenhang vorläufig noch unaufgeklärt bleibt, lassen Name, Alter und eine gewisse Familienähnlichkeit den Meister nicht mehr zweifeln, daß der arme, vor Kälte und überstandener Todesangst zitternde Knabe dort hier in's warme Nest gehört, weil er das hinterlassene Kind seines einzigen, elend zu Grunde gegangenen Bruders ist.

Armes trotziges — wunderbares Menschenherz! Wer vermißt sich, dich auszukennen? Bist du hart wie Stein, so zermalmt dich plötzlich ein gewaltsamer Eingriff des Schicksals; bist du kalt wie Eis, so schmilzt dich glücklich die Reue und die Liebe. Denn dicht neben Neid und Geiz, Rachsucht und ungeahnter Leidenschaft, die deine Tiefen bergen, schläft sanft und leise auch der Gottesfunken, den ein gütiger Schöpfer als schönstes Erbtheil in dich legte und glücklicher Weise so stark und kräftig erschuf, daß es oft nur eines Luftzuges bedarf, um ihn zu neuem Leben zu erwecken. —

Der heilige Abend war im Bäckerhause wie alljährlich in vorbereitender Uebergeschäftigkeit vergangen, und der Meister hatte wegen des aufregenden Vorfalles nur mit seiner Frau unmittelbar nach demselben stille Rücksprache genommen.

Als aber die Schatten der heiligen Nacht erbleichten und im Osten der kurze späte Wintertag erglühte, als die purpurn durchleuchteten Rauchsäulen gleich stillen, frommen Dankopfern über den schneebedeckten Dächern emporwallten und dazu das „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden!" aus den gefüllten Kirchen erklang, da stand der Meister stattlich geputzt und mit Hut und Stock zum Ausgehen bereit. Und als er nach einer Stunde von seinem Ausgange zurückkehrte, führte er einen hübschen, festtäglich geputzten Knaben an der Hand, dessen kluger bescheidener Ausdruck unendlich sympathisch berührte. Aus seinem Munde hatte er alles Wissenswerthe vernommen — es fehlte kein Glied mehr in der Kette. Der in Haß und Groll geschiedene Bruder war wirklich in der Fremde verunglückt, seine Frau aber, das Evchen, die immer zart gewesen und lange gekränkelt, hatte nur eine Sehnsucht gekannt: zurückzukehren nach der Vaterstadt, wo sie einst glücklich gewesen war und hoffen durfte, weniger verlassen zu sein. So hatten Mutter und Kind wieder eine Wohnung in der Vorstadt bezogen, mitten unter den alten Nachbarn. Aber schon nach sehr kurzer Zeit war die Mutter gestorben — an Lungenblutung, wie der Arzt gemeint. Der Fritz aber war in das Waisenhaus gekommen und später einem braven Meister überantwortet worden.

Die Gustel machte natürlich große glückliche Augen, als ihr der Vater den Bruder zuführte. Aber auch die Meisterin nahm ihn mit aufrichtiger Freundlichkeit auf. Er saß Mittags zwischen ihr und der Gustel, als ob er immer da gesessen und an den Platz gehöre. Er fühlte sich ganz zu Hause in dem warmen Bäckerheim. Der jüngste Lehrbube aber, der unten an der Tafel saß, sah über den überladenen Teller hinweg bis hinauf zu dem Platze seines heut so freundlich dreinschauenden Herrn und dachte pfiffig vor sich hin lächelnd:

„Ich möchte nur wissen, was unser Meister eigentlich Schönes zu Weihnachten erhalten hat?"

Und als nach all den winterlichen Festtagen das neue Jahr alles in's alte Geleis gelenkt hatte, ging der Fritz in sauberer Alltagskleidung und rothumränderter Mütze wieder in die Schule, wie ehemals, als Vater und Mutter noch lebten — sein Herzenswunsch war ihm plötzlich, wie über Nacht, erfüllt worden.

Heute ist er ein ganzer Mann geworden und dazu wirklich ein tüchtiger Baumeister, wie er sich gewünscht hat. Die Gustel aber ist seine Frau, und das schöne Haus hat er ihr längst gebaut.

Die traurig-glückliche Katastrophe seiner frühen Jugendjahre pflegt er in vertrautem Freundeskreise gern zu erzählen. Auch ich erlauschte sie einst aus seinem eigenen Munde.

Für das Enkelchen.

Es dunkelt schon — kaum ward es heute Tag;
Am Berghang liegt der Schnee mit schwachem Blinken.
Großvater steigt hernieder durch den Hag
Und sieht vom Thal des Dorfes Lichter winken.
Die Luft ist feucht und kalt; gemächlich wallen
Die Flocken durch das dürre Astwerk her;
Sein Pfeichen dampft — vorsichtig schreitet er,
In schneebegrabner Wegspur nicht zu fallen.

Ein Tannenbaum auf seiner Schulter liegt,
Ein Prachtstück, rund geformt und ohne Lücken;
Der Ast, der Fink und Meise sonst gewiegt,
Soll sich mit Licht und buntem Naschwerk schmücken.
'S ist hohe Zeit — der Weihnachtsabend dämmert;
Großvater lächelt heimlich vor sich hin;
Zum warmen Stübchen eilt voraus sein Sinn
In jener Schmiede, wo es drunten hämmert.



Für das Enkelchen.

Originalzeichnung von J. R. Wehle.

„Was für 'ne Freude wohl der Junge hat —
Wenn ihm der Baum so in die Augen flimmert!
Zwei Jahre zählt nun unser Karlchen glatt;
Als ob sich's da nicht um den Baum bekümmert!
'S war ein Stück Arbeit für mich alten Knaben.
Doch wenn sein Vater unverständig ist,
Muß ich schon zuseh'n, was der Schnee hier mißt:
Denn seinen Christbaum muß der Junge haben.

Er wär' zu klein noch. Ei warum nicht gar!
So 'n Pfiffikus wie der, so schlau und munter!
Was er für Augen macht, so quick und klar,
Und was für Reden führt er schon mitunter!
Der dankt mir's noch, wenn sie mich längst begraben,
Daß ich auf seinen Vater nicht gehört.
Und mir — mir wär' das ganze Fest gestört — —
Nein — seinen Christbaum muß der Junge haben.

So 'n süßer Flachskopf! Wie er auf mich hält!
Was kann er schmeicheln, daß ich ihn mal schwenke!
So 'n Junge war noch niemals auf der Welt —
Mich wärmt's im Schnee hier, wenn ich sein gedenke.
Ich wollte gern noch Stunden Weges traben,
Gält's drum, daß er 'ne rechte Weihnacht hat.
Er kriegt's nicht, wie die Kinder in der Stadt —
Doch seinen Christbaum soll das Karlchen haben."

Großvater steigt fürbaß. Es schneit so dicht:
Was kümmert's ihn, wie sich die Kleider feuchten!
Längst ging die Pfeife aus — er weiß es nicht;
Sein Herz ist warm, und seine Augen leuchten.
Und als das Festgeläut durchzieht die Fluren,
Da strahlt sein Christbaum, und der Enkel lacht,
Und auf dem Berghang küssen still zur Nacht
Der Liebe Engel seiner Füße Spuren.

Die erste elektrische Weltausstellung.

II.*

Der Congreß der Elektriker und die elektrischen Conferenzen.

Vor einigen Wochen haben wir ein möglichst anschauliches Bild der interessanten elektrischen Welt-Ausstellung zu Paris vor den Augen unserer Leser zu entrollen versucht. Wir haben gesehen, daß der elektrische Strom heutigen Tages bereits, wie er dies bisher in den Verkehrsrichtungen that, auch in sämmtlichen industriellen Gebieten als neue wohlthätige Kraft von erstaunlicher Vielseitigkeit und Tragweite auftritt. Aber nicht allein jene nach Tausenden zählenden sinnreichen Maschinen und Mechanismen, welche durch die seltene Exactheit ihrer Functionen das Herz jedes Ingenieurs erfreuten, waren der Magnet für die Besucher des Palais de l'Industrie, nein, zwei andere Factoren wetteiferten mit ihnen in fast gleichem Maße, um die Gunst des Publicums für die Ausstellung rege zu halten. Das waren der Congreß der Elektriker und die elektrischen Conferenzen.

Oben in den Salons der ersten Etage des Ausstellungspalastes unter mehreren langen Glaskästen ruhen kostbare werthvolle Reliquien. Neben Nobili's erster Säule steht hier die weltberühmt gewordene erste Originalsäule Volta's, daneben befinden sich Autogramme Galvani's und viele andere theuere und werthe Erinnerungen an die Jugendjahre der elektrischen Forschung. Es ist ein unsagbares Gefühl, welches aus diesen, meist in primitivster Form gebauten, aber doch so unendlich großartige Gedanken offenbarenden Mechanismen zu uns spricht. Eine wehmüthige Erinnerung an die Todten erfüllt uns diesen Denkmälern geistigen Forschens und Ringens gegenüber. Aber neben den Tod trat das Leben, als am 15. September im Palais de l'Industrie eine Versammlung von Männern der Wissenschaft und Technik sich entfaltete, wie sie gewiß selten in gleicher Würde und gleichem Range bisher zu finden war, eine Gesellschaft von Größen des Geistes, welche darthat, daß die Neuzeit Vertreter der wissenschaftlichen Forschung aufweist, die den glanzvollsten Namen der Vergangenheit völlig ebenbürtig zu erachten sind.

Wohl an zweihundert Gelehrte, Ingenieure und Techniker aus allen civilisirten Staaten waren dem Rufe Cochery's gefolgt und begannen hier ihre gemeinsamen Besprechungen und Arbeiten zur Förderung und Befestigung der elektrotechnischen Wissenschaft und ihrer Anwendung für Industrie und Gewerbe. Wenn auch die Anzahl der aus allen Welttheilen herbeigeeilten Mitglieder eine verhältnißmäßig große war, so waren doch, wie leicht begreiflich, eine Reihe berühmter Namen in Paris nicht vertreten. Da fehlte vor Allen der greise Professor Weber aus Göttingen, der am 24. September d. J. sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum als Professor feierte. Ihn ehrte der Pariser Congreß damit, daß er an jenem Tage an den verdienstvollen deutschen Gelehrten ein in hoher Weise anerkennendes Telegramm sandte.

Unter dem Präsidium des Ministers Cochery und der Leitung der drei Vicepräsidenten Govi (Italien), Thomson (England) und Helmholtz (Deutsches Reich) hielt der elektrische Congreß seine Berathungen in der Zeit vom 15. September bis 15. October. Er beschäftigte sich in eingehender Weise mit der Erörterung wichtiger Fragen des elektrischen Gebietes, und zwar in Plenarsitzungen an jedem Dienstag, sowie in Berathungen für Fachabtheilungen an den übrigen Tagen. Der Sitzungssaal dieser auserlesenen Versammlung war allabendlich von 500 elektrischen Glühlichtern in angenehmster Weise erleuchtet. Vollkommen mathematisch ruhige kleine Flammen, in duftige Vacuumgläser gehüllt, waren an den Wänden angebracht, und die Wände selbst machten in ihrer pompejanisch-rothen und blaßgrünen Gobelinumkleidung einen ernsten und würdigen Eindruck.

Eine der Hauptaufgaben der Congreßmitglieder bestand darin die ausgestellten elektrischen Apparate genauer Prüfung und Beurtheilung zu unterziehen und die würdigsten durch eine äußere Auszeichnung zu belohnen. Diese internationale Jury, welche ihre Arbeiten in der Zeit vom 26. September bis 26. October vollendete, setzte sich aus 150 Mitgliedern zusammen, und als Präsident derselben fungirte Herr Teisserenc de Bort, dem die Vicepräsidenten Barker (Vereinigte Staaten), Rosetti (Italien), Belpaire (Belgien), de la Rue Warren (England) und Professor Dr. Wiedemann (Deutsches Reich) zur Seite standen.

Die Auszeichnungen bestanden in 50 goldenen, 200 silbernen und 500 bronzenen Medaillen, sowie in Ueberreichung von Ehrendiplomen. Es war keine leichte Aufgabe, in dem zahllosen Gewirre complicirter Apparate das wahrhaft Gute vom Unbrauchbaren zu scheiden, die Jury aber, in einzelne Gruppen getheilt, vollzog diese Function zu allgemeinster Befriedigung.

Begleiten wir heute eine solche Jurygruppe nach mehreren Abtheilungen der Ausstellung!

Interessantes bietet die elektrische Ausstellung auf dem Gebiete des Eisenbahn-Signalwesens. Es ist daher sehr begreiflich, daß die Augen der Jurymitglieder beim Passiren der deutschen Abtheilung sich besonders auf die interessanten Signalapparate des Professors Wittwer und Mechanikers Wetzer richteten. Das Princip dieser neuen Signalvorrichtungen beruht darauf, daß die gegenwärtigen sogenannten „Omnibuslinien" der Eisenbahnen in der Art eingerichtet sind, daß ein Leitungsdraht eine kleinere oder größere Anzahl von Stationen unter sich und mit einer einem größeren Netze angehörigen Hauptstation verbindet. Die nothwendige Folge davon ist, daß alle diese Stationen die nämlichen Zeichen erhalten. Correspondiren zwei Stationen mit einander, so bewegen sich nicht nur die Apparate dieser beiden, sondern auch sämmtlicher übrigen, und es ergiebt sich hieraus, daß, wenn der Apparat einer Station in Bewegung ist, damit noch nicht darauf hingedeutet wird, daß mit dieser Station gesprochen werden soll. Würde man an irgend einer Station an dem Telegraphen eine Glocke anbringen, so würde diese stets läuten, wenn auf der Linie überhaupt gesprochen wird, und das wäre nicht nur unnütz, sondern in kürzester Zeit unerträglich. Es bleibt also bei der gegenwärtigen Einrichtung nichts anderes übrig, als fortwährend in dem Telegraphenbureau zu warten, bis man angerufen wird.

Das Läutewerk von Wittwer und Wetzer hat nun die Bestimmung, von den verschiedenen Stationen einer Linie jede beliebige andere mit Umgehung der übrigen durch eine Glocke

* Vergleiche Nr. 43.

anzurufen. Es läutet nur an der angerufenen Station, läutet aber dort so lange, bis der Beamte kommt und den Wecker stellt. Der Telegraphist braucht hier also nicht den ganzen Tag in seinem Bureau zu bleiben; denn wenn man ihn braucht, wird ihm geläutet. Es kann sogar der Telegraph in der Nacht zur Verfügung gestellt werden, was oft von außerordentlicher Bedeutung ist.

Die Behandlung des Läutewerkes ist eine sehr einfache; an der Vorderseite gewahrt man ein Zifferblatt nebst Zeiger, der im Ruhezustande auf Null weist. Jede Station hat ihre bestimmte Ziffer. Drückt man nun an irgend einer Station den Taster nieder, so bewegen sich die Zeiger aller Stationen und ebenso der eigenen, und dauert der Druck ununterbrochen fort, bis der Zeiger eine bestimmte Zahl erreicht hat (worauf man den Taster auslöst), so läutet es an der der Ziffer entsprechenden Station. Dieses Signalsystem ist in Baiern bereits auf mehreren Bahnlinien in Anwendung gebracht worden und hat sich als vollkommen sicher bewährt. Die allgemeine Einführung für Baiern steht bevor.

Das Bereich des Eisenbahnwesens hat sich in dem kurzen Zeitraume eines halben Jahrhunderts zu so ungeahnter Höhe gehoben — wir erinnern nur daran, daß zur Zeit in dem Eisenbahnnetze unserer Staaten über 100,000 Locomotiven und eineinhalb Millionen Waggons cursiren — und ist mit der Entwickelung unseres modernen Culturlebens so eng verknüpft, daß es sich wohl lohnt, an dieser Stelle noch eines zweiten wichtigen Punktes zu gedenken, der eine nicht minder einflußreiche Rolle in der Wahl der Mittel für die Sicherung des reisenden Publicums spielt. Es sind dies die verschiedenen Systeme der Bremsvorrichtungen. Wir beabsichtigen nicht, eine eingehende Beschreibung oder Auseinandersetzung dieser oft sehr sinnreichen Constructionen zu geben, sondern wollen nur den Vorgang des Bremsactes uns einmal näher betrachten. Die Hauptaufgabe der Eisenbahn-Ingenieure bei Erfindung neuer, rationell wirkender Bremsvorrichtungen gipfelt stets darin, den Zug so schnell wie möglich, aber auch so sanft wie möglich zum Stehen zu bringen.

Wohl zur Genüge bekannt ist die immense Geschwindigkeit unserer Bahnzüge, die im Verein mit dem Gesammtgewicht aller fahrenden Waggons die sogenannte „lebendige Kraft“ des ankommenden Bahnzuges repräsentirt. Diese Kraft, oder wenn wir wollen, die Gewalt, welche jeder zu bremsende Zug in sich trägt und welche durch die Bremsoperation erst vernichtet werden muß, damit der Zug zum Stillstand kommt, ist, wie leicht ersichtlich, sehr bedeutend. Summirt man diese lebendige Kraft aller fahrenden Bahnzüge unseres irdischen Eisenbahnnetzes, so braucht man keineswegs Fachkenner zu sein, um zu dem Resultat zu gelangen, daß sich in einem Zeitraume von fünfzig Jahren, bei progressiver Steigerung des Verkehrs, eine ganz erstaunliche Gesammtkraftleistung ergeben muß, die wir durch unsere Eisenbahnbremsen bisher leider stets vernichtet haben. In der That, stellt man in dieser Richtung eine genauere Rechnung an, so stoßen wir auf einen Verlust von „Milliarden“, die in national-ökonomischer Hinsicht besser hätten verwerthet werden können.

Es ist das Verdienst der Elektricitäts-Ausstellung, auch auf diesem, wie wir sehen, interessanten Gebiete wiederum einen bedeutsamen Schritt vorwärts gethan zu haben. Das Gebiet der „Accumulatoren“ hat in dem System Planté-Faure (vergl. Nr. 29) einen sehr wesentlichen Fortschritt erfahren. Während Planté den Besuchern der Ausstellung in seiner Abtheilung auf das Instructivste die Art und Weise vor Augen führt, wie und in welchem Zeitraume er die Erfindung seiner „Secundär-Batterie“ — bestehend aus Blei-Elementen von großer Oberfläche mit verdünnter Säure, welche die empfangene Elektricität in sich aufstapeln und nach beliebiger Zeit und an beliebigem Orte wiederum abgeben — gemacht, zeigt uns Faure in seiner Abtheilung das Wesen dieser elektrischen Kraftsammler in höchst anschaulicher Weise. Hier stehen solche Blei-Elemente in sehr beträchtlicher Anzahl und werden den ganzen Tag über durch die Rotations-Elektricität der aufgestellten dynamo-elektrischen Maschinen gespeist. Beim Beginn des Abends bemerkt man das Auslösen einiger Elemente; dieselben werden auf einen Schubkarren geladen und fort an einen entfernten Ort der Ausstellung gefahren, um dort, eingeschaltet in die Drahtleitung eines Glühlichtcomplexes, die zur elektrischen Erleuchtung nöthige Kraft abzugeben. Ein Element Faure wiegt 25 Kilogramm und kostet 100 Franken. Was die Kraft und die Dauer dieser Elektricitätssammler anlangt, so haben sorgfältig angestellte Ermittelungen, welche Thomson in Paris, Glasgow und London sammelte, ergeben, daß beispielsweise

4 Elemente	treiben	können	1 Nähmaschine	während	1 Woche,
6 „	„	„	1 Velociped oder 1 Boot mit 2 Personen	„	6 Stunden,
8 „	„	„	1 Wagen mit 2 Rädern	„	6 „
16 „	„	„	1 Wagen mit 4 Rädern	„	6 „
40 „	„	„	1 Omnibus v. 24 Plätzen	„	3 „
60 „	„	„	1 Omnibus v. 40 Plätzen	„	3 „

Die Elemente Faure kann man jetzt bereits bis zu einer Intensität mit Elektricität füllen, daß man mit einem einzigen Elemente ein kleines Glühlicht zum Leuchten zu bringen vermag, und was die Verwendung dieser elektrischen Accumulatoren im Bereiche des Bahnbremsens anlangt, so wird dieselbe dahin zielen, durch geeignete Vorrichtungen die schnelle Rotation der Räder während der bisherigen Bremsdauer zur Erzeugung von Elektricität zu benutzen, dieselbe sodann in den Elementen aufzuspeichern und nach Belieben vermittelst Drahtleitung nach den Glühlicht-Vacuumglocken der einzelnen Coupés zu führen, um dieselben zu beleuchten.

Eine weitere vielverheißende Richtung der Verwendung der elektrischen Kraft, welche sowohl für die gesammte Industrie wie auch für eine große Reihe anderer Zweige von gleichem Werthe sein dürfte, eröffnete sich aus jenem merkwürdigen Experiment, welches in der letzten Zeit der Ausstellung vor einer zahlreichen Versammlung der Congreßmitglieder in der Siemens'schen Abtheilung ausgeführt wurde. Ein unscheinbares Gefäß von Graphit, durch einen Deckel lose verschlossen, in den ein Bündel starker Kohlenstäbe führte, wurde mit einer Menge einzelner Stahlstücke in der Größe einer Wallnuß angefüllt. Die Kohlenstäbe, sowie der Boden des Graphitgefäßes waren in elektrischer Verbindung mit einer dynamo-elektrischen Maschine. Sobald der Strom geschlossen wurde, stieg sofort aus dem Graphitgefäß ein dicker, weißer Rauch auf. Durch ein gefärbtes Glas konnte man, sowie der Deckel aufgehoben wurde, erkennen, daß die einzelnen Stahlstücke zusammensanken und bald eine flüssige Masse bildeten. Der elektrische Strom hatte also hier auf höchst einfachem Wege durch seine Intensität den festen „Stahl“ in schneller Zeit geschmolzen. Daß dieses so vollendete interessante Experiment als der Ausgangspunkt einer völlig neuen Aera unserer zukünftigen Schmelz-, Heiz- und Kochmethoden anzusehen ist, darüber kann nur derjenige im Zweifel sein, welcher diesen in jeder Weise gelungenen Untersuchungen nicht beigewohnt hat.*

Wie wir uns heute in unseren Häusern und Wohnungen der Annehmlichkeiten der Wasser- und Gasleitungen, sowie der elektrischen Signal-Vorrichtungen erfreuen und sich schon das elektrische Telephonnetz in großen Zügen zu entfalten beginnt, so wird die nächste, zum Theil auch schon die jetzige Generation die unleugbaren Vortheile der elektrischen Kraftleitung, der elektrischen Lichtleitung und der elektrischen Heiz- und Kochleitung genießen. Die Speisen, welche unsere Nachkommen verzehren werden, werden in Wahrheit durch „Elektricität“ zubereitet sein, die Theater und Concerte, die wir dann hören, per Elektricität in unser Ohr gelangen; denn schon besitzt, um ein Beispiel anzuführen, der Präsident der französischen Republik, Mr. Grevy, seit einiger Zeit drei Telephon-Theater in seinem Hause.

Das Gebiet der sogenannten „directrotirenden Maschinen“, welches bisher schon manchem Erfinder erwartungsvolle Stunden, aber auch oft getäuschte Hoffnungen gebracht, wird in nächster Zeit auf elektrischem Felde eine bedeutende Rolle spielen. In der russischen Abtheilung, System Zveritinow, sowie auch in der deutschen von Siemens, nach dem System Dolgoruki, waren kleine rotirende Maschinen ausgestellt, welche direct ohne jede Vermittelung von Riementransmission die Achse der dynamo-elektrischen Maschine in Rotation versetzten. Ein ähnliches Princip, die Vermeidung der Riementransmission, liegt auch der großen elektrischen Kraftmaschine von Edison zu Grunde, welche allabendlich unter großer Präcision bei der rapiden Kurbelumdrehung von 350 Mal in der Minute circa 1000 bis 1200 Glühlichter der gesammten elektrischen Ausstellung mit Elektricität versorgte. Edison läßt aber den Dampf nicht auf einen rotirenden Kolben, sondern auf einen in gerader Linie hin- und hergehenden wirken. Jedenfalls ist aber die hier eingeschlagene Richtung, sich möglich von jeglicher Riementransmission zu emancipiren, als eine sehr gerechtfertigte zu bezeichnen, und wird dieselbe den elektrischen Anlagen nur zum Vortheil gereichen. — —

* Ob unser Herr Berichterstatter sich hier nicht allzu sanguinischen Hoffnungen hingiebt? D. Red.

Wir wollen nun zum Schluß unserer Elektricitäts-Betrachtungen noch einige Worte über die „elektrischen Conferenzen" anführen. Die große Reichhaltigkeit der Ausstellung, die meist außergewöhnliche Complicirtheit der functionirenden Apparate, ferner die Erkenntniß der hohen Wichtigkeit aller elektrischen Vorgänge für sämmtliche Gesellschaftsclassen, sowie das rege Interesse, welches das Publicum besonders während der Abende für die Ausstellung zeigte, bestimmten eine Anzahl Männer der Elektrotechnik, in kurzen Tagesintervallen, gewöhnlich dreimal in der Woche, erklärende öffentliche Vorträge im Palais de l'Industrie über eine Reihe elektrischer Zweige zu halten. Der Besuch dieser Vorträge, da dieselben stets von zahlreichen und meist noch nie gesehenen Experimenten begleitet waren, war daher, zumal die Redner dem Kreise der höchsten technischen Elite angehörten, ein sehr reger und auch lohnender.

In gleichem Maße, wie hier in dem Congreßsaale dem zahlreich versammelten Auditorium das Wesen und die Organisation der neueren Telephonie vorgeführt wurden, enthüllten sich vor unsern Blicken jene merkwürdigen Räthsel, welche vereint die volle Tragweite der elektrischen Kraft darthaten: Photographien in natürlich erhaltenen Farben, die sogenannten „Photo-Relief-Bilder", welche durch einen Proceß erzeugt werden, bei welchem das elektrische Licht vermittelst einer natürlichen Photographie auf eine eigenartige Gelatinmasse wirkt und in letzterer eine negative plastische Form erzeugt, durch welche man äußerst wirkungsvolle und getreue Relief-Bilder des Originals erhält; ferner die sinnreichen automatischen Apparate Meyer's, welche beliebige Zeichnungen und Schriftstücke mit schärfster Genauigkeit und ohne technische Mitwirkung, lediglich durch elektrische Ströme vollkommen getreu auf beliebige Entfernungen übermitteln; sodann das wunderbare Pyrophon Friedrich Kastner's, das uns durch elektrische Kraft, von unsichtbarer Hand geleitet, die Zauberklänge der Aeolsharfe in voller Harmonie aus einem Flammenmeer ertönen läßt, das sind nur Beispiele aus der Reihe zahlreicher glänzender Errungenschaften der Elektricitätswissenschaft.

So steht der elektrische Strom heutigen Tages als eine Macht da, welche wir im höchsten Maße achten, werth halten und fördern müssen. Wie Telegraphen und Telephone in immer dichteren Maschen unseren Erdball umspannen, so ist die Elektricität dazu berufen, in gleichem Grade veredelnd auf Geist und Körper der Menschheit einzuwirken; sie wird nicht verfehlen, die Gesittung, die Bildung und den Sanitätsstand der Völker einer wesentlichen Besserung entgegenzuführen.

Paris, im November 1881. E. Hinkefuß.

Die Schlacht von Unter-Sendling.

(Christnacht 1705.)

Eine Weihnachtsgeschichte ist es, von der wir in Nachfolgendem unsern Lesern berichten. Aber sie gehört nicht zu den üblichen Erzählungen von dem Glanz und Duft der strahlenden, wunderherrlichen Christnacht, welche die frohe Feststimmung läutern und erhöhen; denn nicht vom „Frieden auf Erden" vernehmen wir in ihr, sondern nur von dem Elende des Krieges, und nicht von dem verheißenen Glücke der Menschheit weiß sie zu berichten, sondern nur von dem Jammer eines durch fürstlichen Uebermuth schwergeprüften Volkes. Ihre Haupthandlung fand einen blutigen Abschluß auf den Gefilden Unter-Sendlings, und eine rachgierige Henkerarbeit in den Straßen Münchens bildete ihr grausiges Nachspiel: Mit Recht hat man diesen Christtag von 1705 „Eine Mordweihnacht" genannt.

Das vorige Jahrhundert war gerade angebrochen, als unter den Herrschern Europas ein Streit über die spanische Thronfolge entstand. Das deutsche Reich hatte zwar kein besonderes Interesse an dem Ausgange dieser Zwistigkeiten, ein Theil desselben wurde aber durch die kurzsichtige Politik einiger Fürsten in die verderblichen Kriegswirren verwickelt. Max Emanuel, der damalige Kurfürst von Baiern, schlug sich auf die Seite der Franzosen, und sein Heer stand nun den kaiserlich österreichischen Truppen feindlich gegenüber.

Nach der Entscheidungsschlacht bei Höchstädt am 13. August 1704 wurde Baiern von dem siegreichen kaiserlichen Heere als ein mit Waffen erobertes Land mit unerhörter Grausamkeit behandelt.

Der Friede zu Ilbesheim ließ nur das Rentamt München der Gemahlin des nach Flandern verjagten Kurfürsten, während alle anderen Städte des unglücklichen Landes gezwungen wurden, kaiserliche Truppen als Besatzung aufzunehmen. So kam es, daß bald in jedem Hause und in jeder Hütte Soldaten lagen, welche das Hab und Gut des Bauern und Bürgers verpraßten, und daß die vom Kaiser eingesetzten Minister das Volk außerdem mit Steuern und Lasten bedrückten, welche jeder Menschlichkeit spotteten.

Um nun dieses unerträgliche Joch der Eroberer abzuwerfen, hatten sich, während auch die Kurfürstin aus dem schwergeprüften Lande nach Venedig entfloh, entschlossene baierische Männer zu einem geheimen Bunde zusammengethan, welcher den Plan verfolgte, an einem gewissen Tage, dem Himmelfahrtstage, die ganze österreichische Besatzung niederzumachen, sich der Städte und Festungen zu bemächtigen und an einem der Donaupässe die Ankunft eines französischen Hülfsheeres abzuwarten. Durch die Verhaftung eines der Mitverschworenen wurde jedoch dieser Plan von den Oesterreichern entdeckt, welche nunmehr in München einrückten und in den baierischen Landen um so ärger wütheten.

Das Maß der Grausamkeit wurde schließlich durch einen kaiserlichen Befehl erschöpft, in Baiern zwölftausend Mann auszuheben, um sie in Italien oder Ungarn für den Krieg zu verwenden. Da inzwischen der Adel und die Geistlichkeit sich allgemein dem Kaiser angeschlossen, der Kurfürst fern von dem Lande weilte und keine Hülfe bringen konnte, sa sah sich das unmenschlich geknechtete Volk auf sich selbst angewiesen, und es faßte auch alsbald den Beschluß, sich gegen seine Bedrücker mit den Waffen in der Hand zu erheben.

Unter dem Ruf: „Lieber baierisch sterben, als in des Kaisers Unfug verderben!" rotteten sich Bürger und Bauern zum hellen Widerstande zusammen.

Nachdem bei Neunburg vor'm Wald und bei Retz in der Oberpfalz 500 bewaffnete Bauern den Oesterreichern einen Rekruten-Transport entrissen hatten, tauchten überall im Lande aufständische Haufen auf, und in wenigen Wochen war das Heer der baierischen „Landesvertheidiger" auf 30,000 Mann angewachsen. Es begann ein blutiger Guerillakrieg, in welchem Tausende von Bauern im offenen Kampfe fielen und zahlreiche Gefangene von den Oesterreichern an den nächsten Bäumen aufgeknüpft wurden. Hier und dort entschied jedoch das Schlachtenglück zu Gunsten der Aufständischen; sie erstürmten Burghausen, Braunau und Schärding. Die Erhebung griff weiter um sich, und vom Inn und der Isar pflanzte sie sich an die Donau fort.

Es war aber ein ungleicher Kampf, den die baierische „Landesdefension" in der äußersten Noth unternommen hatte. Sie verfügte nur über regellose, schlecht bewaffnete und schlecht geführte Haufen, während der Feind in den Winterquartieren kriegsgeübte Truppen besaß. Es war also leicht vorauszusehen, daß der Heldenmuth der aufständischen Bauern bald unter dem regelrechten Feuer der kaiserlichen Musketiere verbluten werde.

Trotz alledem beschlossen die Bauern im Isarwinkel, als die Erhebung auch in Oberbaiern durchgedrungen war, einen verwegenen Streich auszuführen: die Stadt München zu überrumpeln, sie den Oesterreichern zu entreißen und die dort unter kaiserlicher Obhut befindlichen kurfürstlichen Prinzen zu befreien.

Heimliche, nächtliche Zusammenkünfte erfolgten zu diesem Zwecke bereits zu Anfang December 1705 in den verschiedenen Gebirgsdörfern, und man setzte sich durch vertraute Leute mit den Münchener Bürgern in Verbindung. Es wurde verabredet, daß die niederbaierischen und die oberbaierischen Bauern in der Christnacht gleichzeitig vor der Stadt erscheinen und die Bürger selbst auf ein gegebenes Zeichen die kaiserliche Besatzung überfallen und entwaffnen sollten.

Inzwischen aber wurde durch den Pflegemeister von Starnberg, Johann Joseph Oettlinger, der Feldzugsplan an den Feind verrathen, der seinerseits sofort gegen das starke Heer der niederbaierischen Landesdefension einige Regimenter schickte, um dessen

Erscheinen vor München zu verhindern, und außerdem andere Truppen nach München berief.

Unter diesen Umständen riethen die besonneneren Führer, als sich thatsächlich am 24. December gegen 2800 Oberbaiern in Schäftlarn zum Zuge gegen München versammelt hatten, von dem ganzen Vorhaben ab, da man keine Aussicht auf Erfolg haben konnte. Der vernünftige Rath schien auch dem undisciplinirten Haufen schon im Vorrücken einzuleuchten, und man beschloß im Allgemeinen nach Schäftlarn zurückzumarschiren. Da schickten die Tölzer Schützen, welche sich schon beim Aufmarsch des Zuges auf der Schäftlarner Brücke postirt hatten und Jeden, der zurückginge, zu erschießen drohten, Abgeordnete an die Commandanten des Zuges Mayr und Huy mit der Erklärung, sie würden sie „in Stücke zerhauen", wenn sie auf den Rückzug beständen; denn die Schützen „seyen capabl ohnne der Minchener oder der Vnderlandts-defensoren Hilf die Keyserliche nit allein aus Minchen: sondern auch aus dem ganzen Landt zejagen". Als aber die Commandanten trotz dieser Drohung für schleunigen Rückzug stimmten, setzten die Schützen den Hauptmann Mayr ab mit der Bemerkung „er solle sich nicht mehr blicken lassen, wenn er nicht erschossen werden wolle". So rückten sie denn vorwärts unter Führung des Pflegers von Vallai, Maximilian Alram.



Schmied Balthes Mayr von Kochel ruft seine Landsleute zum Kampfe auf (Christnacht 1705).
Nach dem Oelgemälde von Th. Sporer.

Inzwischen ließen die Oesterreicher in der Stadt an den Plätzen, an welchen der Aufstand losbrechen sollte, Kanonen auffahren und verboten den Bürgern bei Todesstrafe, nur einen Schritt auf die Gasse zu thun.

Nach Mitternacht am 25. December erschien die oberbaierische Landesdefension vor München, und da sie auf das mit den Bürgern verabredete Zeichen und das Eintreffen der niederbaierischen Bauern vergebens wartete, griff sie bald auf eigene Faust den „rothen Thurm“ an der Isarbrücke an, den sie auch nach kurzer Gegenwehr eroberte. Von hier aus beschossen die Belagerer die Stadt bis acht Uhr Morgens, das heißt bis zu dem Augenblicke, an welchem der zum Entsatz Münchens commandirte General Kriechbaum mit seinem Corps von Anzing her auf dem Kampfplatze erschienen war. Während dieser die Belagerer im Rücken angriff, machten die Oesterreicher einen Ausfall aus der Stadt, und die von allen Seiten vom Feinde umringten Oberländer mußten trotz der heldenmüthigsten Gegenwehr der Uebermacht weichen, bis sie, gegen Sendling zurückgedrängt, die Waffen streckten. Es ward ihnen Begnadigung zugesagt, aber die kaiserlichen Soldaten drangen nun gegen die Wehrlosen ein, und „so wurde der Geburtstag des Herrn nicht so fast durch ein Kriegsgefecht, als vielmehr durch Hinmordung der unglücklichsten Menschen entehrt und gebrandmarkt“.

Nachmittags am ersten Feiertag wurden fünfhundert Schwerverwundete in die Stadt geschleppt und zum Schrecken der Bevölkerung „lang auf denen Gassen liegent gelassen worden, bis man sie hin und wieder in die Spitäler vertheilt hat“. Aber die Wuth der Soldateska begnügte sich nicht mit dieser scheußlichen Grausamkeit; später wurden die Verwundeten aus den Spitälern hervorgeholt und auf dem Blutgerüste zu München hingerichtet.

Das ist in gedrängter Darstellung die Geschichte der oberbaierischen Landeserhebung im Jahre 1705, wie sie August Schäffler in seiner auf Quellenstudien beruhenden Abhandlung in meisterhafter Weise darstellt. (Vergl. auch „Gartenlaube“ 1869, S. 769.)

Aber in dieses blutige Weihnachtsfest hat das oberbaierische Volk noch eine sagenhafte Heldengestalt hineingewoben, von der die Geschichte nichts zu berichten weiß, die aber von Dichtern besungen und von Malern in Bildern verherrlicht wurde. An der Außenwand der Sendlinger Kirche befindet sich ein schönes Schlachtgemälde von Lindenschmitt, eine Erinnerung an das Sendlinger Blutbad. In dem Mittelpunkt desselben ragt eine Hünengestalt hervor, die mit gewaltiger Stachelkeule Leichname der Feinde um sich her thürmt. Sie stellt den Helden der Sage dar, den Schmied von Kochel, Balthes Mayr genannt. Er ist keineswegs identisch mit dem von den Tölzer Schützen abgesetzten Commandanten „Hauptmann Mayr“, der später in München von den Oesterreichern hingerichtet wurde.

„Dieser Balthasar Mayr ist vielmehr der Ueberlieferung zufolge in Waakirchen auf dem sogenannten ‚Chrisamgütel‘ von armen, aber redlichen Bauersleuten geboren. Er erlernte in seiner Jugend das Schmiedehandwerk, trat aber in der Folge als Flügelmann der baierischen Leib- und Grenadier-Abtheilung in die kurbaierische Armee. In den Türkenkriegen, die er unter Max Emanuel mitmachte, zeichnete er sich durch seine Tapferkeit, Stärke und Größe aus und erwarb sich den Beinamen des baierischen Riesengrenadiers. Acht Schuh drei Zoll soll er groß gewesen sein. Vor Wien schlug er mit dem geschwungenen Gewehrkolben ganz allein mehr denn zwei Dutzend Ungläubige zu Boden; in der Schlacht bei Siclos sprang ihm seine ‚Wehr‘; er riß die Deichsel eines Wagens ab und zerschellte damit einen ganzen Schwarm berittener Türken. Als Max Emanuel die hohe Belgradmauer stürmte, war es Baierns Riesengrenadier, der sich mit seinem Rücken an das Hauptthor stemmte, dasselbe sprengte, als der Erste hineinstürzte und zu Boden schlug, was ihm Widerstand bot. Nach Beendigung der Türkenkriege, in denen er auch ehrenvolle Wunden erhalten hatte, zog er sich nach Kochel zurück und lebte dort, bis ihn die Erhebung der Bauern nochmals unter die Waffen rief, als Schmied. Auch in dieser Function gab er wiederholte Proben seiner Kraft. Das stärkste Hufeisen z. B. brach er mit einem Riß entzwei; das unbändigste Pferd warf er zu Boden und beschlug es. Wegen dieser seiner Stärke wurde er zum Anführer in der Christnacht-Expedition gewählt. Die von der Gräfin Arco gestickte Löwenfahne in der einen, die mehr als einen Zentner schwere Stachelkeule in der andern Hand, stürmte er Allen voran. Wie vor Belgrad, so sprengte der Schmiedbalthes auch am ‚rothen Thurm‘ vor München die festgeschlossene Pforte, schlug mit seiner Keule achtzehn Mann zu Boden, und als die Landesvertheidiger nach Sendling zurückgedrängt wurden, war der Schmiedebalthes der letzte Kämpfer über hochgethürmten Leichenhaufen. Ihm zur Seite waren sein Vetter Reisenstuhl aus Gmund und seine beiden Söhne, Lorenz und Paul, gefallen; er hatte schon viele Verwundungen empfangen, und dennoch stand er noch und kämpfte wie ein Löwe. Da durchbohrte eine Lanze seine Brust; er sank und starb. Seine Hand umfaßte im Tode noch das Löwenbanner.“ *

Nach einer andern Variante dieser Sage war Balthes Mayr der Urheber der oberbaierischen Landeserhebung, indem er in dem Dorfe Kochel am Kochelsee seine Landsleute in feuriger Rede zu dem Zuge nach München bewog. Diese Scene stellt auch das dieser Skizze beigegebene lebensvolle Bild Th. Sporer's dar; die Bedeutung der einzelnen Personen auf demselben wird der Leser nach dem Obengesagten sich leicht erklären.

Es ist hier nicht der Ort, auf die widerstreitenden Meinungen über die eigenartige Erfindung dieser Sage näher einzugehen; sie ist aber interessant und erwähnenswerth als eine der jüngsten in der langen Kette deutscher Heldengeschichten, als eine volksthümliche dichterische Schöpfung des so oft wegen seiner Poesielosigkeit gescholtenen neunzehnten Jahrhunderts.

* Vergl. „Die oberbayerische Landeserhebung in Jahre 1705“ von August Schäffler. Sybel's „Historische Zeitschrift“, Jahrg. 1861.

Drei Tribunen der Presse.

Ein Blick in's New-Yorker Zeitungswesen.

Während der letzten Jahrzehnte haben drei Männer den allergrößten Einfluß auf die Geschicke der Menschheit jenseits des Weltmeeres ausgeübt, von denen in Deutschland nur wenig bekannt geworden ist: Greeley, Bennett und Raymond, die Gründer und Erhalter der drei größten New-Yorker Journale. Als sie vor vierzig Jahren ihre Laufbahn antraten, da waren noch kindliche Zustände im New-Yorker Zeitungswesen. Damals richtete sich noch der Ehrgeiz der New-Yorker Blätter auf die Frage, wer wohl die frühesten Nachrichten von einem einlaufenden Segler erhalten könne; denn es gab zu jener Zeit noch keine Telegraphen, keine unterseeischen Kabelverbindungen, die mit der Schnelligkeit des Blitzes das Neueste im Augenblick um schweres Geld über den Erdboden jedem zutrugen, der es zu bezahlen vermochte, sondern der strebsame Zeitungseigenthümer brauchte nur seine Laurer auf den Höhen der New-York-Bai bei den Lootsenführern zu wissen, um ruhig zu sein, und brachte er es bis zu einer eigenen schnellbeflügelten Yacht, so war er sicher, daß ihm keiner zuvorkommen werde mit den neuesten Nachrichten. So gelangten die Nachrichten von der Julirevolution, von den Märztagen, ja noch von Garibaldi und seinen Heldenthaten in die Hände der unternehmenden Zeitungsredacteure. Die Arbeit, die jetzt der Telegraph verrichtet, der sich wie ein weitverzweigtes Netzwerk über das Unionsgebiet ausbreitet, lag in den Händen geringbesoldeter Correspondenten, und die Eisenbahnen kamen nur auf den Hauptverkehrscentren in Betracht. Da mußte oftmals noch die langsame Postkutsche erwartet werden, und der Wetteifer beschränkte sich häufig auf die Geschicklichkeit, mit der das Neueste und Interessanteste mit der Scheere aus den Spalten eingelaufener Zeitungen herausgeschält wurde.

In diese Zeiten fallen die Uranfänge der drei großen Organe der öffentlichen Meinung in den Vereinigten Staaten. Die merkwürdigste, in der Geschichte der Presse fast ohne Gleichen dastehende Erscheinung unter den Gründern dieser Zeitschriften ist ohne Frage Bennett, der Redacteur des „New-Yorker Herald“. Er war der gewiegteste Zeitungsmann von den Dreien, wenn man ihre Werke vom finanziellen Standpunkte aus betrachtet. Nach dieser Seite hin ragte er um eines Kopfes Höhe über seine beiden Rivalen, Greeley und Raymond,

empor; sein ganzes Sinnen und Trachten, der Zweck seines Blattes, war ihm nur der Geldpunkt, dem er sich selbst, sein Privatinteresse und sein zeitliches Wohl opferte. Er war ein Original und machte im Leben Alles anders als andere Leute; so erzählt man sich über seine Heirath Folgendes:

„Bill!“ sagte er eines Morgens zu Atree, einem seiner vornehmsten Reporter, „würdest Du wohl am Sonntag eine Fahrt nach Coney Island machen?“

„Ja, Herr,“ antwortete jener erstaunt.

„Und Bill!“ fuhr Bennett fort, „Du kannst Deine Frau mitbringen.“

„Jawohl, Herr,“ entgegnete Atree verwirrt.

„Und Bill! Du kannst einen Wagen bestellen, uns an's Dampfschiff zu bringen.“

„Ja, Herr,“ war die einzige Antwort, welche Atree zu geben wagte.

Er wollte sich eben zurückziehen, als er durch die weitere Bemerkung noch mehr in Staunen versetzt wurde:

„Und Bill! Du kannst auch das junge Frauenzimmer mitbringen, welches ich neulich in Deinem Hause gesehen habe.“

Dieses junge Frauenzimmer, deren Mädchenname Krean war, wurde die spätere Frau Bennett's.

Er hatte nicht nach Geld geheirathet; sein „Herald“ mußte ihm seinen Reichthum schaffen, und nur das Geld, welches ihm dieses Blatt einbrachte, hatte für ihn Werth. Daher war er mit Bezug auf seinen „Herald“ ebenso sehr Autokrat, wie er im gewöhnlichen Leben dem demokratischsten Gleichheitsgrundzuge huldigte.

Der „Herald“ war sozusagen das Klatschtagebuch der Nation. Sein Gründer, obwohl an Fähigkeiten und Bildung tief unter Greeley und Raymond stehend, war ihnen an Tact und Fertigkeit weit überlegen. Während sie ihr Augenmerk auf politische Vortheile und auf die Erlangung von Einfluß und Würden im Staatsleben richteten, lebte Bennett ausschließlich seinem „Herald“ und den durch denselben zu erlangenden pecuniären Vortheilen. Keine Versuchung war stark genug, ihn aus dieser Lebensstellung heraus zu drängen, und selbst der von Lincoln ihm angetragene französische Gesandtschaftsposten war nicht im Stande, ihn wankend zu machen. Natürlich wirkte er bei dieser Beharrlichkeit Gutes, indem er keine Kosten und keine Mühe scheute, stets das Allerneueste seinen Lesern zu bringen, koste es, was es wolle. So nahmen in seinem Blatte alle Raub- und Mordgeschichten aus beiden Welttheilen natürlich einen hervorragenden Rang ein, und der „Herald“ ersetzte auf diese Weise das Bedürfniß einer besonderen Criminalbibliothek, wie wir sie nun schon seit vielen Jahren in Deutschland haben, vollständig.

Die Berichte dieses Blattes waren stets sorgfältig gearbeitet und die Gerichtsverhandlungen stenographisch nachgeschrieben. In diese letzteren dictirte Bennett selbst während vieler Jahre allen seinen Mitarbeitern kurze vernichtende Ausrufe sittlicher Entrüstung hinein, welche jene dann nach bestem Gutdünken an geeigneter Stelle in ihre Berichte woben. Das war auch lange Zeit seine Gewohnheit mit Bezug auf Leitartikel und andere wichtige Aufsätze, wie er denn bis in seine späten Tage nicht ohne geistigen Einfluß auf den Ton und die Haltung des gesammten Blattes blieb. Aber dasselbe enthielt nie einen Aufsatz, der mit Bezug auf seine äußere Gestalt mustergültig genannt werden konnte, und kein Blatt von der Verbreitung des „Herald“ hat jemals einen so geringen politischen Einfluß ausgeübt, wie gerade er.

Es kam vor, daß der „Herald“ factisch in einer Woche die Farbe drei- und viermal änderte. Was kümmerte es Bennett, ob vor seinem Locale ein patriotischer Volksauflauf das Heraussstecken einer Unionsfahne auf der „Herald“-Expedition verlangte? Warum sollte er nicht den bunten Lappen an die Lüfte setzen, den Jene sehen wollten, weil er in seinen letzten Nummern mit aller Macht gegen den „Bruderkrieg“ gedonnert hatte? Hoch flatterte die Fahne, und am nächsten Morgen erschien der „Herald“ mit einem patriotischen Artikel, der fanatisch das Gegentheil von dem verlangte, was erst gestern den Volksauflauf verursacht hatte.

Bennett, der Tribun des wetterwendischen Volkswillens, hatte mit nichts angefangen. In einem Kellergewölbe begann er seine Laufbahn; dort schrieb er seine eigenen Leitartikel; dort war er sein eigener Berichterstatter und Laufbursche; dort verrichtete er auch alle Geschäftsarbeiten selbst auf einem improvisirten Ladentische, der aus einem Brett bestand, das über zwei umgestülpte Fässer gelegt war. Er erwarb sich mit seinem Systeme ein Vermögen von über fünf Millionen und hinterließ seinem Sohne ein Blatt, das, wie man allgemein behauptet, eine jährliche Revenue von 700,000 Dollars abwirft.

Ein anderer als Bennett war Greeley, der Besitzer der „New-Yorker Tribune“; er starb als ein verhältnißmäßig armer Mann; denn sein ganzes Besitzthum wird nicht über einige hunderttausend Dollar werth gewesen sein, als er das Zeitliche segnete, und doch, ja vielleicht deshalb war er bei Weitem der größere Mann von den Beiden; ein weites, edles Herz schlug in seiner Brust; er fühlte mehr den Beruf, in der Welt zu wirken, als den, Geld zusammen zu scharren, und er hat seinen Beruf erfüllt. Es dauerte lange, ehe er nur die große Bedeutung begriff, welche die schnelle und zuverlässige Veröffentlichung von Tagesneuigkeiten für sein Blatt, „Die Tribune“, haben mußte, und ehe es ihm klar wurde, daß das Publicum nicht in erster Reihe tiefgedachte Abhandlungen wünsche, sondern daß es ihm um das Neueste und Interessanteste zu thun sei. Dabei war Greeley mindestens ebenso selbstbewußt und herrisch in der Führung seiner Zeitungsredaction, wie Bennett es nur je sein konnte. Wenn er früh in seinem Redactionslocale erschien, mit welcher kreischenden Wuth rief er da manchmal, indem er das Redactionswerk des vorhergehenden Tages in seinem Blatte las:

„Wer ist der verdammte Narr gewesen, der einen solchen infernalischen Blödsinn in mein Blatt geschrieben hat?“

Bei solchen Anlässen trat oft seine zwar bedeutende, aber auch schroffe Persönlichkeit empfindlich in den Vordergrund. Jeder Spalte des Blattes war sie in unverkennbarer Weise aufgeprägt, und dies mußte bei einer Tageszeitung von dem Umfange der seinigen eine Einseitigkeit herbeiführen, die den Leser ermüdete, abgesehen davon, daß unvermeidlicher Weise seine persönlichen Schwächen und Launen dabei ebenso wohl zum Ausdrucke kamen, wie seine großen und erhabenen Eigenschaften. Seine Liebe zur Menschheit steigerte sich wie diejenige des älteren Mirabeau zu einer ausgebildeten Schwärmerei; sie schwang sich über die Köpfe seiner kleinlichen alltäglichen Umgebung hinweg, gegen die er oft herrisch und hart erschien, auch wo sie es nicht verdiente, und dies führte ihn jener Lebensaufgabe entgegen, in der seine Menschenliebe sich ganz ideal bethätigen konnte, der Aufgabe der Befreiung des Negers von den Fesseln der Sclaverei. Er kämpfte für den Gedanken und nur für den Gedanken dieser Negeremancipation mit einer Kraft, Zähigkeit und Unermüdlichkeit, die endlich alle wahrhaft menschlich gesinnten Elemente der Union mit sich fortriß. Hierin, wie in seinem ganzen Wesen als Redacteur, war er mehr ein Volksheros, mehr ein Tribun, als ein gewöhnlicher Zeitungsmann. Er blieb auch als solcher stets derselbe freimüthige Vorkämpfer des Ideals und trieb seinen rücksichtslosen Feuereifer oft allzu weit, sodaß der vorsichtige Lincoln gewiß nur in seinem und des Staates Interesse Greeley's Wunsch, in eine höhere Staatsstellung einzutreten, nicht erfüllte. Und war es nicht eine Rechtfertigung dieses Lincoln'schen Vorgehens, ist es nicht bezeichnend für Greeley's Charakter, wie für seine ideale Größe, daß er seinen Namen unter die Bürgschaftsurkunde für den Ex-Präsidenten der Conföderation, Jefferson Davis, setzte und dadurch seine gegründete Aussicht auf den Posten eines Senators für den Staat New-York in den Wind schlug? Wahrlich, mit solchen Köpfen ist sicherlich gut Kirschen essen — aber schlecht regieren.

Dasselbe Urtheil, wie Lincoln, hat übrigens das amerikanische Volk über diesen seinen gefeiertsten Tribunen jener Tage gesprochen, als es sich darum handelte, Greeley zum Präsidenten der Vereinigten Staaten zu wählen. Was waren aber auch diesem Manne, der durch ein Jahrzehnt von seinem unscheinbaren Redactionstische aus das Schicksal der Union lenkte, was waren ihm Geld und hohe Stellung? Was hätte er seinem Kranze an Ehren noch für ein Blatt hinzufügen können, er, mit seiner Tribunennatur, umlauert von den Intriguen des Weißen Hauses? Besser für ihn, er ruhte auf seinem lauteren Ruhme, der seinen Namen untrennbar mit einer der größten Epochen der amerikanischen Geschichte verknüpft; denn wer weiß, ob sein Ruhm so lauter geblieben wäre, wenn er in das Staatsleben direct eingegriffen hätte! Es schlummerten aber in seiner Seele Leidenschaften, die Keiner aus seinen ruhigen, freundlichen und vorwiegend liebenswürdigen Zügen herausgelesen hätte. Mit dem idealen Sinne verband er einen gewissen Grad praktischer Klugheit und feurigen Ehrgeizes, und dieser Ehrgeiz hätte dem Staatsmann gefährlich werden können. Uebrigens war

er ein Geist von ausgezeichneter Art und zeigte oft eine humoristische Ader von genialer Frische und Liebenswürdigkeit.

Raymond, der Letzte des großen Zeitungstriumvirats der Stadt New-York, war, so zu sagen, aus Greeley und Bennett zusammengesetzt, aber er besaß weder des Einen noch des Anderen große Eigenschaften und war weniger selbstständig als seine beiden Vorgänger. Seine ursprüngliche Idee, als er mit seiner „New-York Times" auftrat, war, dieses Blatt wie einen Keil zwischen die Blätter Greeley's und Bennett's hineinzutreiben. Er wollte weniger dem Irrthum unterworfen erscheinen als Greeley und würdiger dastehen als Bennett. Nicht ohne politischen Ehrgeiz, jedoch ohne die große ideale Anschauung Greeley's, suchte er sein Glück für und für in der Geschicklichkeit, mit der er seine Stellung behauptete und seine Sache führte, und kam dadurch in die Gefahr des Seiltänzers, der ohne Balancirstange seine Kunst ausübt; er erregte mehr Staunen und Bewunderung, als daß er sich dauernde Sympathien zu erwerben vermochte. Die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, war eine so schwierige, daß seine größte That darin bestand, daß er ihr nicht unterlag. Der kleine energische Mann, der unermüdlich wie eine Infusorie zwischen den beiden Riesen hin- und herfuhr, dessen unermüdliches Bestreben es war, sich mit der größtmöglichsten Gewandtheit durch die Klippen, welche ihn bedrohten, hindurchzuwinden, erwarb sich daher bei seinen Zeitgenossen den Beinamen „das kleine Ungeheuer". Auch ihm glückte es nie, zu einer Staatsstellung zu gelangen, obschon er darnach begehrte, und zwar in noch höherem Maße als Greeley. Er starb, wie Letzterer, verhältnißmäßig arm, obschon die Zeitung, welche er geschaffen hatte, ein werthvolles Besitzthum vorstellte. Aber er wie Greeley sahen sich genöthigt, die Hülfe des fremden Capitals in Anspruch zu nehmen, um mit den Ereignissen und den gesteigerten Anforderungen der Zeit Schritt zu halten, während der nur auf den Gelderwerb bedachte Bennett bis zu seinem Tode alleiniger Redacteur und Besitzer des „Herald" blieb.

Erst nach Raymond's Tode stieg der Glücksstern der „Times" plötzlich empor, indem eines Tages James O'Brien, Ex-Sheriff von New-York County, sehr gelegen in den Redactionszimmern mit einer Zusammenstellung der erschreckendsten Zahlen erschien, welche jemals der Welt vorgelegt worden sind. Er war von dem berüchtigten, später erschossenen Tweed (vergl. Nr. 1, 1874) in seinen eigenen Plänen hintergangen worden und suchte Rache und eine Belohnung von fünftausend Dollars für seine Enthüllungen. Diese Enthüllungen enthoben die „Times" mit einem Schlage der Sorge um ihre weitere Existenz.

Aber nicht Alles, was in den drei großen Zeitungen erschien, war die Arbeit der drei eigenthümlichen Männer, welche ihnen die Seele einhauchten. Es gab in den Redactionsbureaus eines jeden derselben Unterredacteure, aus deren Federn viele der Leitartikel flossen, die den Ruhm der Blätter begründen halfen; namentlich Bennett überließ in seinen späteren Jahren einen großen Theil der Führung seines Blattes jüngeren Kräften, und nur in finanzieller Beziehung behauptete er bis zuletzt seine autokratische Selbstherrlichkeit.

Greeley, in Allem sein Gegenstück, bewahrte sich indessen seine intellectuelle Oberherrschaft unwandelbar bis zuletzt und überließ umgekehrt nur die finanzielle Leitung den Actionären seines Blattes. Mochten sie darin im Sinne ihrer Parteizwecke nach Gutdünken schalten!

Beide Herren, Bennett und Greeley, zogen sich später, müde und überarbeitet, auf's Land zurück. Es giebt in der Welt eben kaum einen Beruf, der so aufreibend wäre, wie die Redactionsführung eines großen Blattes — andauernde Aufregung und stets angespannte Geistesarbeit verzehren frühzeitig auch eine eiserne Kraft.

Soviel über die drei Tribunen der amerikanischen Presse! Die Zeit der allmächtigen Triumvirn im amerikanischen Zeitungswesen ist heute, wo das Capital sich der Publicistik in Amerika bemächtigt hat, dahin — mit ihr auch die Möglichkeit, daß ein einzelner Mann, wenn auch noch so vielseitig befähigt, im Stande wäre, wie Greeley, durch die Presse die Macht eines Imperators auszuüben. Das Gebiet des Tribunenthums ist heute nicht mehr die Presse, sondern vorwiegend das Parlament. **Hermann Riotte.**

Ein Friedensstörer.

Erzählung von **Victor Blüthgen.**

(Schluß.)

„Es ist doch wohl besser," meinte der glückliche Bräutigam, „Anne-Marie spricht zunächst mit Onkel und ich vermeide vorläufig, ihm unter die Augen zu treten. Er könnte im ersten Zorn wieder Entschlüsse fassen, welche alles verderben, da ihm sein Starrsinn nachher nicht erlaubt, sie zu widerrufen. Ich werde mit Ihrer Erlaubniß wieder den Parkweg wählen, Herr von Pannewitz, und Ihre Mittheilung im Garten abwarten."

Man stimmte zu, und Herr von Pannewitz verfolgte mit Anne-Marie den Weg allein weiter.

„Hurrah, Papa bringt Anne-Marie!" rief Hedwig am offenen Fenster. Das schrumpflige Gesicht des alten Barons erschien, und er bog sich weit heraus.

„Ist es gut abgegangen? Mein liebes Anne-Mariecken, nun sieh mal, das ist mir doch 'ne rechte Herzensfreude."

„Wo ist Curt?" fragten die Frauen oben, Herrn von Pannewitz bei Seite nehmend.

„Alles gut!" sagte er augenzwinkernd.

„Ja, wo ist die Pogge, Pannewitz? Hast Du sie nicht gefunden? Hat sie der Teufel geholt? Ich hätte da nichts dawider."

„Leider ist sie heil und gesund, Franz, und nun denk Dir mal, was der Kerl angestiftet hat: der hat sich mit Anne-Mariechen — verlobt."

Wie eine Bombe fielen diese Worte in den Kreis. Die Mädchen schrieen laut auf, faßten die glühende Anne-Marie um und erstickten sie beinahe mit Zärtlichkeiten. Der Baron aber wurde aschfahl; nur die Nase hielt Farbe. Er stierte Herrn von Pannewitz wie ein Gespenst an. Mit heiserer Stimme rief er:

„Fritz, auf Ehre und Gewissen: das ist nicht wahr."

„Das ist doch wahr, Franz —"

„Onkel, lieber Onkel, ich habe ihn lieb — ich konnte doch nicht anders. Ich wäre vielleicht doch gestorben ohne ihn."

Anne-Marie lag vor dem Alten auf den Knieen und bedeckte seine runzlige Hand mit Küssen. Aber er entriß ihr dieselbe und bedeckte die Augen.

„Mein Anne-Mariecken nimmt doch den Kerl!" sagte er mit unverstelltem Schmerz. „So 'nen Kerl, der sich nicht mal mit mir duelliren will! So 'nen Hasenfuß! Nun hat mir der Hund auch noch mein Anne-Mariecken gestohlen."

„Onkel!" schrie Anne-Marie verzweifelt, „stoße mich nicht fort, mache mich nicht unglücklich —"

Der Baron befreite seine Kniee von ihren Händen, rauh, wie er nie gegen sie gewesen. Dann stiefelte er unsicher zur Thür hin. Herr von Pannewitz winkte beruhigend zurück, ehe er, ihm auf den Hacken, das Zimmer verließ.

„Pannewitz, hast Du 'ne Stube für mich? Mir ist schlecht zu Muthe," sagte der alte Herr draußen.

„Natürlich, alter Freund! Komm', und laß uns ein vernünftiges Wort reden! Wir wollen mal zusehen, was wir mit dem Kerl anfangen."

„Nein, Fritz; das muß ich erst mit mir allein abmachen."

Herr von Pannewitz schloß ihm schweigend ein Fremdenzimmerchen auf und wollte gehen. Der Alte stand verlegen, wie mit einem Entschluß ringend.

„Bleib mal hier, Fritz! Sieh mal, Du bist mein alter Freund, und auch 'n Edelmann. Mir ist meine ganze Ehre abgeschnitten von dem Kerl, und er will sich nicht mal mit mir schießen. Du hast von Brandow'n so schöne lütte Pistolen gekauft. Es wäre ja doch möglich, daß er sich noch mit mir schösse, und da möchte ich so 'n bischen Uebung abhalten. Gieb mir eine in die Stube hier! Das knallt ja nicht sehr."

„Lieber Franz," meinte Herr von Pannewitz ernst, „ich glaube, Du könntest Dich mal verschießen und machen, daß Dir selber was passirte, und unser Herrgott will davon nichts wissen."



Die himmlische Weihnachtspost.

Original-Zeichnung von Paul Heydel.

„Ja, wenn ich Dir denn das offen sagen soll: ich will und will das nicht überleben. Ich bin ein alter Kerl —"

„Aber, alter Freund, damit thust Du ja den Teterowern den größten Gefallen! Nachher sitzen sie in Pelchow als Herren."

„Das ist wahr — da hast Du Recht," knurrte der Baron, aber dann fiel er wieder in seine elegische Stimmung zurück. „Ja, das hilft doch nichts, Franz; wenn der Kerl sich nicht mit mir duelliren will, ist meine Ehre abgeschnitten, und das darf ich als rechtschaffener Edelmann nicht überleben."

„Dann ist Anne=Marie zeitlebens unglücklich. Das arme Ding hat Dich so lieb —"

„Aber die verfluchte Pogge ist dann auch unglücklich!"

„Ja, das ist bei jungen Leuten nicht anders. So 'n alter Junggeselle, wie Du, versteht das nicht —"

„Das sage nicht, Fritz!" fiel der alte Herr eifrig ein; „als ich noch jung war, da war ich ein Schwernothskerl mit den Mädchen, und da bin ich auch verliebt gewesen, zum Beispiel in die jüngste Maltzan, von den Prebitzer Maltzan's, die nachher fortgezogen sind in's Mecklenburgische: das war 'n lütter Teufel, und ich hätt' sie auf ein Haar zu meiner Braut gemacht; ich glaube aber, sie hat mich nur zum Besten gehabt; denn nachher hat sie sich mit 'nen Lieutenant verlobt."

„Na, wenn nun aber Dein Vater nicht gewollt hätte, daß Du sie heirathetest?"

„Nein, Fritz, so was hätte bei mir gar nicht aufkommen können; ich hatte 'nen harten Kopf schon dazumal und war höllisch scharf auf das Mädchen."

„Das sind eben Anne=Marie und Deine Pogge auch auf einander."

Der Baron starrte vor sich hin.

„Er taugt aber nichts, und er hat mir meine Ehre abgeschnitten und ist 'n Duellflüchter."

„Geh' mal hinein, Franz," sagte Herr von Pannewitz kurz entschlossen, „und halt Dich mal 'ne Weile drinnen! Ich komme gleich wieder."

Er nickte dem Baron zu und stieg in den Garten hinab, wo er Curt auf einer Bank zwischen Taxushecken fand, wie er eben mit besserem Verbinden der zerschrammten Rechten fertig geworden. Sein Auge hob sich gespannt und fragend; er sagte aber nur:

„Ich möchte Sie nachher um Leinzeug und Schwamm bitten; ich kann mich so vor Ihren Damen nicht sehen lassen."

„Alles sollen Sie haben, aber zuerst hören Sie etwas Anderes! Der Alte ist also von der Verlobung unterrichtet, gerieth erst völlig aus dem Häuschen, wurde dann gänzlich lebensüberdrüssig, bis ich ihn besänftigt habe, und nun steht die Sache so: wenn Sie sich entschließen können, sich mit ihm zu duelliren, haben wir meiner Ansicht nach gewonnenes Spiel."

„Aber wie kann ich das, Herr von Pannewitz!"

„Thun Sie's, auf meine Verantwortung! Es hilft, und daß er es ernstlich auf Sie absehen wird, glaube ich nicht. Er meint es seiner Ehre schuldig zu sein, ein paar Kugeln mit Ihnen zu wechseln, und ist augenblicklich nur darüber wüthend, daß Sie ihm Satisfaction verweigern."

„Nun meinethalben!" lachte Curt. „Ich habe mich nie vor einem Duell gefürchtet. — Aber," setzte er ernster hinzu, „bedenken Sie, daß ich Bräutigam bin!"

„Schon gut!" rief Herr von Pannewitz im Abgehen. „Das ist Ihr sicherster Schutz."

Oben berichtete er sehr ernsthaft dem Baron, Curt bedauere die Duellverweigerung und wolle Genugthuung geben. Der alte Herr, welcher die ganze Zeit über in schwerer Herzensnoth vor sich hingebrütet hatte, athmete auf.

„Nun, siehst Du, Fritz, das freut mich von dem Menschen; er ist denn doch nicht so schlecht, wie ich gedacht habe. Nun wollen wir das aber bald anstellen — morgen früh, damit daß die Frauensleute nichts gewahr werden; denn die Art ist mit ihren Nerven auf so was nicht eingerichtet. Wenn unser Herrgott will, daß einer von uns Beiden todt bleibt, dann werden sie ja das auch noch immer zeitig genug merken. Mein Testament hab' ich gemacht. Nun wollte ich blos noch eins sagen, Fritz. Bleibe ich todt, dann will ich nicht ausgezogen werden; das habe ich mir nie von 'nem anderen Menschen thun lassen; ausgenommen, als ich noch in den unvernünftigen Jahren war. Die Blumen und das grüne Zeug will ich auch nicht haben; ich mag nicht als 'n aufgeputzter Schweinskopf auf der Schüssel liegen; das ist mir zuwider. Jochen soll mich bei Nacht nach Langsdorf zum Herrn Pastor fahren und da können mich drei oder vier Menschen einpuddeln, daß nicht so 'ne Affaire mit Weinen und Geschrei gemacht wird, indem daß mir das schon bei Lebzeiten ein Gräuel gewesen ist. Und was aus meiner Verlassenschaft übrig bleibt, das kriegt das Anne=Mariecken."

„Na, nun laß nur gut sein, Franz! Es wird schon so abgehen. Wenn Einer den Anderen todt schösse, dann wäre der einzige Mensch, der unglücklich würde, das Anne=Mariechen; das wißt Ihr ja wohl alle Beide. Willst Du Deinen Neffen heute sehen? Er ist unten im Garten und getraut sich nicht herauf."

„Sieh, er hat doch 'n bischen Respect vor mir," meinte der Baron geschmeichelt, und in seine Leichenbitter=Miene stahl sich ein Schmunzeln. „Ein verfluchter Kerl ist er doch, Fritz; er hat den Boddin'schen Kopf, und das Gut hat er höllisch im Zuge. Aber ich mag noch nichts von ihm wissen, indem daß er mir die Ehre abgeschnitten hat, was noch nicht reparirt ist."

„Vielleicht geht er selber lieber erst noch mal nach Pelchow und sieht zu, wie's da mit dem Winde abgegangen ist."

„Das wär' wohl das Beste; Du kannst ihn ja auf den Gedanken bringen."

Als Herr von Pannewitz das Zimmer verlassen hatte, schritt der Baron auf seinen kurzen Beinchen sporenklirrend auf und nieder. Die Aussicht, daß er sich am nächsten Morgen duelliren solle, gab ihm eine höchst gewichtige Haltung; er runzelte die Stirn, war aber offenbar in zufriedener Stimmung. Einmal blieb er stehen, bohrte die Blicke in den Teppich und sagte plötzlich:

„Nein, mein liebes Anne=Mariecken, ich will da nicht schuld d'ran sein, daß Du unglücklich wirst. Ich für mein Theil nicht."

Und nach langer Pause setzte er hinzu:

„Und er ist ja wohl auch 'n ganz guter Kerl sonst. — Aber daß er mich hat aus meinem Hause mit zwei solchen — das werde ich Pannewitzen sagen, das muß er mir erst abbitten."

Alsdann bückte er sich energisch, hob den Teppich auf und drückte ihn unter den Tisch, worauf er über die blanke Diele hin seinen Marsch fortsetzte. — —

Am nächsten Morgen fanden sich die beiden Gegner in der That ganz früh gegenüber. Niemand außer Herrn von Pannewitz war noch zugegen. Der Ort war einer der Windbrüche von gestern.

Bevor Herr von Pannewitz das Zeichen gab, senkte der Baron plötzlich die Pistole und rief hinüber:

„Sag mal erst, mein Sohn: willst Du mir auch das abbitten, daß Du Deinen leiblichen Onkel mit zwei Kerlen vom Gericht aus seiner Wohnung gesperrt hast?"

In Curt's Gesicht zuckte es, aber der Ernst behielt den Sieg, und das war gut; denn der Alte beobachtete ihn scharf.

„Das will ich, Onkel, aber erst nach dem Schießen, vorausgesetzt, daß ich am Leben bleibe."

„Das ist Dein Glück. Nun los, Fritz!"

Die Schüsse knallten. Sie waren beide in die Luft gezielt worden. Mit gravitätischem Gesicht lud Herr von Pannewitz noch einmal; endlich zum dritten Male. Die vier Schüsse hatten dieselbe Richtung, wie die ersten.

„Bist Du zufrieden, Franz?" fragte Herr von Pannewitz.

„Jawohl. Nun komm mal her, mein Sohn, und gieb Deinem alten Onkel die Hand. So! Du bittest mir also ab?"

„Seien Sie vernünftig, Herr von Boddin!" mahnte der Zeuge drüben zu Curt hin.

„Ich will meinetwegen abbitten, aber nur unter der Bedingung, daß Sie ruhig bei uns in Pelchow bleiben und mich wirthschaften lassen, wie ich muß, damit Sie die Demminer Juden vom Halse bekommen."

„Will ich, mein Sohn — will ich," nickte der alte Baron. „Aber das sage ich Dir: bei meinem Anne=Mariecken bedankst Du Dich; denn wenn das Kind nicht wäre, dann wäre das ganz anders gekommen. Daß Du nicht besonders schießen kannst, habe ich nun gemerkt, und es ist ja gut wegen des Kindes, daß Du mich nicht getroffen hast. Ich aber, ich habe 'n Bischen daneben gezielt, indem daß ich Dich schonen wollte. Und nun reden wir nicht mehr davon."

Sie gingen durch die Gräuel der Verwüstung zurück; der alte Herr wurde ganz vergnügt unterwegs und begann Schnurren zu erzählen. Herr von Pannewitz hatte Pistolenkästchen und Munition in seine Jagdtasche geborgen und schlenkerte diese nicht minder ver-

gnügt hin und her, zuweilen einen lustigen Blick mit Curt austauschend. Es war ein höchst gemüthlicher Duellausgang.

Endlich fiel es dem Baron ein, zu fragen, wie es denn eigentlich in Pelchow stehe.

„Erträglich, Onkel. Auf der Windseite sind freilich die Strohdächer meist zerstört, und die Störche werden viel Arbeit dieses Jahr haben. Hinter der Koppel sind die letzten Pappeln gestürzt. Auch im Dorfe ist Einiges beschädigt, aber im Ganzen können wir zufrieden sein.“

Das „wir“ schmeichelte dem Alten, und er nickte beifällig.

In Branitz mußten sie noch eine Weile warten, bevor die Damen sichtbar wurden. Der Baron benutzte die Zeit, um die Angelegenheit seiner „Compagnie“ zu ordnen. Von Amerika war nun keine Rede mehr; er wollte den Leuten noch eine Rede halten und sie feierlich an Curt verweisen, der ohne sonderliches Zuthun von seiner Seite von Minute zu Minute in der Gunst des alten Herrn stieg. Den Höhepunkt erreichte dessen gute Laune, als Herr von Pannewitz die Geschichte vom Eistanz auf's Tapet brachte und weidlich belachte.

Später wurde förmlich Verlobung gehalten. Weder Curt noch Anne-Marie gab sich besonders zärtlich; nur ihre Augen hielten Zwiesprach, und zuweilen die Hände. Die heimlichen Fragen seiner Familie: wie die Versöhnung zu Stande gekommen, konnte Herr von Pannewitz endlich nicht umhin mit ein paar ebenso heimlich hingeworfenen Bemerkungen über das Duell zu beantworten; indeß führte das Munkeln schließlich doch zu einem offenen Bekenntniß gegen die Damen, welche nicht wenig erschraken. Anne-Marie blickte entsetzt vom Onkel auf ihren Verlobten, bis Letzterer sie umschlang und ihr in's Ohr flüsterte:

„Es war eine Komödie, liebes Herz!“

Der Baron indessen sagte überlegen:

„Mit seinem Schießen macht er keinen Staat, liebes Anne-Marieken, wohl weil er so kurzsichtig ist. Was mich anbetrifft, so habe ich denn auch ein paar Fuß höher gezielt, indem daß ich doch meinem Anne-Marieken ihren Schatz nicht wegputzen wollte. Na, es ist ja gut so, und es hat Jeder sein Recht, und ich will nun auch mit Euch zusammen auf Pelchow leben. Aber das sage ich Dir, mein Sohn: wenn ich zu Hause bin, dann spielst Du nicht auf Deinem Pianoforte; denn das ist 'ne höllisch dünne Musik, und ich habe was auf meinen Ohren, daß ich das nicht gut ausstehen kann. Und nun wären wir da durch, sagt Hewelmann, wie der Küster durch den Sonntag, Kinnings!“

Blätter und Blüthen.

Eine Fälschung vorhistorischer Steingeräthe. Die Geschichte der Naturwissenschaften weiß von einem deutschen Professor zu berichten, welcher sich eingehend mit Studien über Petrefacten (Versteinerungen) beschäftigte und dessen gutgemeinter Eifer von seiner lustigen studentischen Zuhörerschaft in witziger Weise zum Schaden seiner Katheder-Autorität ausgenutzt wurde. Die akademischen Bürger hatten Abdrücke verschiedenartiger ungeheuerlicher Thiere in Thon u. dergl. einbrennen lassen, gruben dieselben in die Erde ein und führten alsdann ihren Professor zu diesen „Fundstätten“. Nachdem sie ihn einmal in die Falle gelockt, trieben sie ihr tolles Spiel auf die Spitze und ließen nun Thonstücke mit hebräischen Buchstaben in die Erde eingraben. Nach der damals landesüblichen Anschauung hielt der biedere Herr alle diese Abdrücke thierischer Formen und auch die Buchstaben der Sprache, in welcher das Buch der Bücher ursprünglich geschrieben war, für Ueberreste mißlungener Versuche, welche der Weltschöpfer bei der Erschaffung der Thierarten angestellt, also für stümperhafte Werke aus „Gottes Lehrjahren“.

Heute verzeichnet wiederum die Geschichte der Wissenschaft, in der, wie in allen irdischen Geschichten, der Ernst des Lebens mit dem Humor abwechselt, eine ähnliche Fälschung in ihren Annalen, aber der Schauplatz derselben ist nicht mehr Deutschland, sondern Frankreich; ihr Gegenstand sind nicht versteinerte Thiere und semitische Buchstaben, sondern vorhistorische Geräthe aus der Steinzeit, und ihr Zweck ist kein schlechter Witz, sondern, dem Geist der Zeit entsprechend, der materielle Nutzen.

Im vorigen Jahre fand man in der Umgegend von Beauvais beim Ausbeuten eines Steinbruchs eine große Anzahl anscheinend vorhistorischer Gräber mit verschiedenartigsten steinernen Waffen und Geräthen. Eine aus Alterthumsforschern des Landes zusammengesetzte Commission wurde sofort beauftragt, diese Grabstätten zu untersuchen, wie auch die in denselben gefundenen Gegenstände zu prüfen und zu bergen. Die Commission erfüllte sorgsamst ihre Aufgabe und legte das Resultat ihrer langwierigen Arbeit der französischen anthropologischen Gesellschaft vor.

Die Zahl der Fundstücke betrug mehr als tausend; ihre Anordnung in den Gräbern war wunderbar symmetrisch, und die Bearbeitung der steinernen Beile, Messer und Pfeilspitzen überstieg alles, was bis jetzt dagewesen. Sorgfältige Zeichnungen, welche die Commission angefertigt hatte, erklärten genau die Lage und Beschaffenheit der seltenen Grabstätte. Die anthropologische Gesellschaft theilte indessen keineswegs den Enthusiasmus der Herren aus der Provinz. Fachleute wendeten diese Prachtstücke aus der Vorzeit in ihren Händen nach allen Seiten um; der Eine behauptete, hier fehle etwas, der Andere dagegen meinte, dort sei es des Guten zu viel, bis schließlich die Erklärung abgegeben wurde, die prähistorischen Funde von Beauvais wären — gefälscht.

Aber die Archäologen von Beauvais dachten nicht im Geringsten daran, so leichten Kaufes den soeben erworbenen Ruhm fahren zu lassen. Sie forderten die Einsetzung einer neuen Sachverständigen-Commission, an welcher jetzt auch die Weisen von Paris theilnehmen sollten, und diese Commission brachte auch bald unter dem Vorsitze des Herrn de Mortillet die Wahrheit zu Tage: sie fand in der Umgebung von Beauvais nicht nur noch andere sehr antik angelegte Gräber mit den oben beschriebenen angeblich vorhistorischen Geräthen, sondern auch, was das Wichtigste war, den Menschen, welcher dieselben fabricirt hatte. Es war nunmehr kein Wunder, daß die Fundstücke im Vergleich mit anderen Geräthen aus der Steinzeit so auffallend künstlerisch gearbeitet waren; denn ihr Erzeuger war kein vorhistorischer Vorfahr der Einwohner von Beauvais, sondern ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts, ein gewisser Polydore, ein Zuckerraffineur, welcher seine Muße zur Herstellung der oben erwähnten Steinwaffen benutzte. Den einen Theil seiner Fabrikate vergrub er in künstlich angelegten „alterthümlichen Gräbern“, um ihn dort durch die Gelehrten von Beauvais auffinden zu lassen, den andern und zwar weit größeren behielt er aber bei sich auf Lager in der Hoffnung, mit den berühmten „Beauvaiser Funden“ einst einen ergiebigen Handel betreiben zu können. Doch die Pariser Gelehrten haben sich findiger erwiesen als er und ihm das Handwerk gelegt.

Fürst Bismarck. Von Wilhelm Müller (Krabbe, Stuttgart). Das anerkennenswerthe Werk des bekannten Tübinger Geschichtsschreibers enthält eine eingehende Betrachtung der staatsmännischen Wirksamkeit des Reichskanzlers und stützt sich auf parlamentarische und diplomatische Actenstücke, die zum Theil bisher noch der größeren Publicität entbehrten. Das Bild Bismarck's als Abgeordneter, als Botschafter in Frankfurt, Petersburg und Paris, als Ministerpräsident, Bundeskanzler und Reichskanzler — kurz ein Gesammtbild der Wirksamkeit des großen Staatsmannes wird dem Leser hier in lichtvoller Darstellung vorgeführt, und wenn dabei die persönlichen Verhältnisse des seltenen Mannes hinter der Würdigung seiner politischen Thätigkeit zurücktreten, so lag dies von vornherein in dem Plane des Buches, welches eben, gegenüber den bisher erschienenen Biographieen des Fürsten, mehr den Staatsmann als den Menschen zu seinem Gegenstand macht. Dieses Lebensbild Bismarck's stellt sich würdig neben die vor einigen Jahren erschienenen und mit so großem Beifall aufgenommenen Biographieen des Kaisers Wilhelm und des Grafen Moltke aus der Feder desselben Verfassers, ein Lob, das wir ihm freudig ertheilen, wenn wir auch nicht in allen Punkten den Standpunkt des Werkes theilen können, namentlich nicht in Bezug auf die Würdigung der letzten und allerletzten Maßnahmen Bismarck's in inneren Fragen der Reichsregierung. Am Schlusse des Buches hat der Verfasser einen „Historischen Rückblick“ gegeben, in dem die Zustände des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation“ und diejenigen des neuen deutschen Reiches in Parallele gestellt werden, womit dem Gegenstande des Werkes ein passender Hintergrund geschaffen wird.

Aufruf für den „Deutschen Schulverein“. Ueber den Ursprung des „Deutschen Schulvereins“ in Oesterreich haben wir Seite 742 des vorigen Jahrganges der „Gartenlaube“ unseren Lesern alles Wesentliche mitgetheilt und sie schon damals zu werkthätiger Theilnahme an demselben aufgefordert. Um den patriotischen Beistand, den wir unseren von allen nichtdeutschen Nationen des Kaiserstaats an der Donau bedrohten Stammesgenossen schuldig sind, in feste Bahnen zu leiten, gründeten deutsche Männer am 15. August dieses Jahres zu Berlin den „Allgemeinen deutschen Schulverein“. Wenn nun auch die Bemühungen desselben nicht ohne Erfolg blieben, so entsprechen sie doch in keiner Weise Dem, was die deutsche Nation in der Gegenwart bedeutet und was man von den Bürgern des „deutschen Reichs“ verlangen kann. Eben deshalb erläßt der Vorstand des bezeichneten Vereins in Berlin abermals einen Aufruf zur praktischeren Organisation dieser keiner politischen Partei, sondern nur der Vaterlandsliebe dienenden Bestrebungen. Die sieben Berliner Herren, bei welchen der Beitritt angemeldet und durch die das Statutenheft bezogen werden kann, sind: Dr. Falkenstein, Vorsitzender (NW, Louisenstraße 45), Dr. Richard Böckh (Charlottenburg, Hardenbergstraße 11b), Dr. Vormeng (W, Köthenerstraße 31), G. Kolb (W, Mauerstraße 65). Dr. Bernard (C, Kurstraße 34 und 35), Professor Dr. Wattenbach (W, Königin-Augustenstraße 51) und Professor Dr. Zupitza (SW, Kleinbeerenstraße 7).

Es ist ein wahrhaft empörender Vernichtungskrieg, der namentlich in Ungarn und Siebenbürgen gegen das Deutschthum geführt wird. Es ist, als ob einzig von der Entnationalisirung der etwa zwei Millionen Deutscher der Fortbestand des Magyarenthums abhinge, ein Rassenkampf, dessen Ende noch Niemand absehen kann.

Um so mehr aber sollten wir Alle, die wir uns des Segens deutscher Bildung erfreuen und sie mit Stolz unseren Kindern bewahren, auch Alles aufbieten, um den deutschen Geistesschatz unseren Stammesgenossen außerhalb des Reichs nicht rauben zu lassen. Wir sind leider noch immer nicht gewohnt, unsere nationale Größe zu fühlen und darnach unsere Opferpflicht zu bemessen. Erheben wir uns für den vorliegenden Fall auf den uns gebührenden Standpunkt! Die Statuten werden Jedermann belehren, daß das verlangte Opfer wirklich nicht so groß ist und daß leicht an jedem Ort im Reich ein Zweig des großen allgemeinen Vereins zu pflanzen und zu gedeihlicher Blüthe zu bringen wäre.

Johnston's „Chemie des täglichen Lebens" hat durch Fr. Dornblüth eine Neubearbeitung in deutscher Sprache erfahren und ist in dieser Form geeignet, ein Familienbuch im besten Sinne des Wortes zu werden. Der Titel entspricht eigentlich nicht vollständig dem Inhalte; denn die mit 118 Abbildungen geschmückte Schrift enthält die wichtigsten Capitel aus der Physiologie und giebt zugleich eine Lehre von den Nahrungs- und Genußmitteln, aber nicht blos von ihrer chemischen Zusammensetzung, sondern auch von ihrer ganzen Beschaffenheit, ihrer Wirkung auf den Menschen, ihrer Bereitungsweise, ihrer Geschichte, ihren Verfälschungen &c. Die Schrift ist durchaus in wissenschaftlichem Sinne gehalten, aber so geschrieben, daß jeder Gebildete sie zu verstehen vermag. Es ist dringend zu wünschen, daß sie wirklich populär werde.

Die himmlische Weihnachtspost. (S. 869.) Endlich ist eine der größten Schöpfungen der Neuzeit, nicht nur der That, sondern auch dem Namen nach, Wahrheit geworden. Konnten wir früher nicht umhin, beim Anblick jenes Namens bedenklich das Haupt zu schütteln, weil Derjenige, welcher ihn erdacht, das Wort der Welterschaffung: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde" ganz vergessen zu haben schien, so fühlen wir uns durch den Anblick unseres Bildes von jedem Zweifel geheilt: wie zur Welt Himmel und Erde gehören, so ist durch die außerordentliche Thatsache unserer Illustration nun auch das bisher nur an der Erde klebende Riesenunternehmen zu dem erhöhet worden, was sein Name besagt, zum wahrhaftigen und wirklichen Weltpostverein.

Wir freuen uns, unserm hochverehrten Generalpostmeister Stephan zuerst unsern Dank für diese reizende Vollendung seines großen Gedankens aussprechen zu können, und sind ihm noch besonders dankbar dafür, daß er in Paul Heydel den rechten Mann gefunden, der uns diese himmlische Weihnachtspost so getreu nach dem Leben darzustellen vermochte: nach dem Leben muß ja das Bild gezeichnet sein; denn alle diese Postengel vor, hinter, neben und auf den Christbescherungsschlitten sprechen uns mit so freudestrahlenden Augen aus den lieben Gesichtchen an, daß wir nur Bekannte wiederzusehen glauben, die einst von uns gegangen sind.

Möge ihre Post in dieser fröhlichen Weihnachtszeit unzählige Freuden auf Erden bereitet haben!

„Cultur- und Literaturgeschichte der französischen Schweiz und Savoyens, in ihrer selbstständigen Entwickelung zum ersten Male dargestellt". Unter diesem Titel läßt H. Semmig (bei Trübner in Zürich) ein Werk erscheinen, welches geeignet ist, eine längst gefühlte Lücke auszufüllen. Es will ein Wegweiser durch die Literatur und Geschichte der französischen Schweiz und Savoyens sein und führt ebensowohl in das geistige Leben wie in den geschichtlichen und landschaftlichen Charakter jener Gegenden ein. In erster Linie wird es allen Denen, welche die französische Schweiz und Savoyen im Sommer besucht haben oder zu besuchen gedenken, eine willkommene Unterlage zu den nöthigen Reisestudien bieten. Wir gedenken demnächst etwas eingehender auf das Werk zurückzukommen.

Die Ringtheater-Katastrophe. Soeben, kurz vor Schluß dieser Nummer (9. December), geht uns die telegraphische Nachricht von dem entsetzlichen Brandunglücke zu, welches so tiefe Trauer, so schweres Elend über das herrliche Wien gebracht hat. Wenn diese Zeilen in die Hände unserer Leser gelangen, haben die Organe der Tagespresse Schilderungen der Einzelheiten jener schrecklichen Katastrophe und Beleuchtungen ihrer Folgen längst in alle Welt getragen. Es kann nicht unseres Amtes sein, auch unsererseits die herzbewegenden Schreckensbilder zu entrollen, welche das beklagenswerthe Brandunglück in Scene setzte. Eine Erwägung aber ist es vor allem, welche die erschütternde Kunde von Wien neben tief gefühltem Antheil an dem unaussprechlich schmerzlichen Ereignisse in uns wach ruft, die Erwägung: es muß im Interesse der gefährdeten Menschheit etwas Eingreifendes geschehen zur Verhinderung ähnlicher Massenunfälle, und die Presse ist es vor allem, welche hier zu richten, zu rathen und anzuregen hat. Wir hoffen, in Kürze nach dieser Seite hin unsere Pflicht thun zu können.

D. Red.

Kleiner Briefkasten.

K. Sch. in Titelshof. Der englische „Mastiff Prinz" war unter Nr. 405 in der Hunde-Ausstellung zu Cleve von Herrn A. Laymann in Aachen, Hôtel zum „Elephanten" verkäuflich ausgestellt und erhielt den zweiten Preis. Auch wird Herr Rudolf Müller in Draunfels diese Hunde entweder besitzen oder doch nachweisen können.

G. L. in L. Ihrem Zwecke dürfte am besten ein kleines Buch dienen, das unter dem Titel „Aus dem Zauberland, Märchen von Tantchen Ungenannt", eine Reihe frisch und farbig erzählter Geschichten für die Kinderwelt enthält. Kleinmichel und Bartsch haben zu diesen Märchen anmuthige Illustrationen geliefert. Das Buch ist durch jede beliebige Buchhandlung gegen verhältnißmäßig geringen Preis zu beziehen.

F. B. 20 in Fr. und Frieda. Wie oft sollen wir wiederholen, daß wir auf eingesandte Gedichte eine Antwort nicht ertheilen können? Senden Sie nichts weiter!

Abonnent in Afrika. Dr. F. A. Petermann in Lauenstein (Erzgebirge).

G. R. M. Ungeeignet! Das Manuscript steht zu Ihrer Verfügung.

H. K. in Astrachan. In der Empfindung und Stimmung sehr ansprechend — eine hübsche Talentprobe! Trotzdem wegen des bekannten embarras de richesse nicht verwendbar!

Wanda S. in Riga. Wir bedauern, Ihnen ein derartiges zuverlässiges Bureau nicht nennen zu können.

Erich B. in Ch. Sie finden die gewünschte Auskunft in jedem Conversationslexicon.

B. L. Die von Ihnen erwähnte Section der drei in Paris gestorbenen Eskimos hat ergeben, daß die Gehirne derselben von dem europäischen Typus merklich verschieden sind. Weniger entwickelt waren bei ihnen vor allem die vorderen Partien. Das Gehirn der Eskimofrau näherte sich dagegen mehr dem europäischen Typus als die Gehirne der beiden Männer.

Abonnent in Bc. Communale Sparcasse!

Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das vierte Quartal des laufenden Jahrgangs. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das erste Quartal des neuen Jahrgangs schleunigst aufgeben zu wollen.

Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche **nach Beginn des Vierteljahrs** aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig statt 1 Mark 60 Pfennig). Auch wird bei derartigen verspäteten Bestellungen die Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern eine unsichere.

Die Verlagshandlung.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 53. **Die Gartenlaube.** 1881.



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von **Ernst Keil** 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

An unsere Leser.

Wie wir schon an der Spitze unserer vorigen Nummer mittheilten, lassen wir, um die Nummern-Bezeichnung unserer Zeitschrift in genauen Einklang mit der Wochenzahl des Jahres zu bringen, statt der üblichen 13, in diesem Quartale ausnahmsweise 14 Nummern erscheinen, und ist daher die gegenwärtige als eine Extra- und Gratis-Nummer zu betrachten. — Nr. 1 des neuen Jahrganges wird am 5. Januar 1882 ausgegeben werden.

Mit dieser Nummer schließt der neunundzwanzigste Jahrgang unserer Zeitschrift. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten ihre Bestellungen auf das erste Quartal 1882 schleunigst aufgeben zu wollen und bringen denselben zugleich zur Kenntniß, daß wir den neuen Jahrgang mit der fesselnden Erzählung:

„Der heimliche Gast“ von **Robert Byr**

eröffnen werden. Derselben wird sich eine Reihe von novellistischen Beiträgen aus der Geisteswerkstatt unserer bedeutendsten Autoren anschließen, und zwar in erster Linie:

„Recht und Liebe“ von **Levin Schücking**, **„Bob Bellina“** von **Karl Theodor Schultz**,

sowie die hervorragenden kleineren Erzählungen **„Zwischen Vater und Sohn“** von **E. del Negro**, **„Erkannt“** von **A. Burchard** u. a. m.

Auch auf den übrigen Gebieten der Unterhaltung und Belehrung werden wir im neuen Jahrgange unsere alten Ziele treu im Auge behalten und stets bestrebt sein, den Lesern in geschmackvoller Form einen gediegenen Inhalt zu bieten, vor Allem aber für den deutschen Vaterlandsgedanken und die Kräftigung gesunder Freiheitsbestrebungen, sowie für die gemeinnützige Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse und die vernunftgemäße Pflege des öffentlichen Wohlfahrtssinnes energisch eintreten. Auch werden wir dem illustrativen Theil unseres Blattes, wie immer, unsere besondere Sorgfalt widmen.

Unter der Zahl demnächst erscheinender, besonders interessanter Artikel heben wir hier nur hervor: „Mohammed und sein Werk“ von Johannes Scherr, „Zum hundertjährigen Geburtstage Friedrich Fröbel's“ von Wichard Lange, „Das Neue Wien“ von Balduin Groller, „Die Herrschaft des französischen Geistes“ von Rudolf Elcho und „Die moderne höhere Bildungskrankheit“ von einem bewährten Schulmanne. Zur Länder- und Völkerkunde liegen uns in den „Bildern aus dem Stillen Ocean“ von O. Finsch sowie in zahlreichen zeichnerischen und schriftstellerischen Erzeugnissen Rudolf Cronau's eine Reihe fesselnder Beiträge vor, und werden namentlich die Berichte unseres letzterwähnten Specialartisten, je mehr er in bisher wenig bekannte Regionen der Neuen Welt vordringt, in Wort und Bild des Eigenartigen und Interessanten eine große Fülle bieten, sodaß die Rubrik „Um die Erde“ von jetzt ab eine der beachtenswerthesten unseres Blattes bilden wird.

Redaction und Verlagshandlung der „Gartenlaube“.

Meister Jeremias.

Eine Sylvestergeschichte.

Von Josef Schrattenholz.

Der Schneidermeister Jeremias Lump saß am Sylvesterabend in seiner engen Dachstube auf dem gelb gestrichenen, tannenen Werktisch und bemühte sich eifrig, beim trüben Scheine der alten, mit einem zerbrochenen Cylinder geschmückten Petroleumlampe das letzte Knopfloch eines dicken, braunen Winterüberziehers einzufassen. Es war noch ziemlich früh; in der Schneiderwohnung aber würde es, wenn die Lampe nicht gebrannt hätte, stockfinstere Nacht gewesen sein. Das machten die hohen Giebel der engen Gasse, auf welche die kleine Lebensbühne des Meisters Jeremias hinausschaute. Er hatte sie oft verwünscht, diese blauschindeligen Dächer, diese qualmenden, rußbedeckten Schornsteine, die ihm das liebe, goldene Sonnenlicht so unerbittlich einkerkerten und nur zuweilen einen dünnen, flüchtigen Strahl auf seinen Werktisch springen ließen. Ja, er hatte diese dunkelnden Dächer oft verwünscht, zumal im Winter, wo er durch den großartigen Petroleumconsum zu einer Mehrausgabe gezwungen wurde, die seinem Verdienst eine empfindliche Wunde schlug. Manchmal aber hatte er sich auch über sie gefreut: wenn er im Frühling oder Sommer durch das enge, von den Händen seiner Tochter Lieschen mit duftenden Geranium- und Epheugardinen behangene Fenster auf die alten Dächer schaute, wie

wohl that ihm dann das milde, durch das saftige Grün der Blätter gedämpfte Licht, wie wohl der Anblick der Spatzen und Tauben, die sich auf dem glänzenden Spielplatz herumtrieben und von den wurmstichigen Gesimsen die ausgestreuten Brodkrumen wegnaschten! Und erst des Nachts, wenn der Mond die blanken Schindeln in eine flüssige, bläulichweiße Metallmasse zu verwandeln schien — wie gern blickte er dann durch das kleine, enge Fenster hinaus und sah Hitzepitz, seinen getreuen Kater, lustige schwindlige Promenaden ausführen!

Jeremias Lump hatte sich in allen Fährlichkeiten des Lebens eine gewisse humoristische Ader zu wahren gewußt. In den letzten Tagen aber schien ihn dieselbe zur großen Betrübniß Lieschen's gänzlich verlassen zu haben. Der Rock, den er da vor sich hatte, gehörte dem Küster von St. Agatha, der morgen, am heiligen Neujahrstage, in diesem neuen Kleidungsstück Gott seine würdige Persönlichkeit beim Hochamte als wohlgefälliges Brandopfer entgegenbringen wollte. Der Rock mußte also heute noch abgeliefert werden. Schon zweimal vierundzwanzig Stunden hatte der alte Meister seine runzligen, kunstfertigen Finger ununterbrochen über den braunen Tüffel gleiten lassen. Eine Nähmaschine besaß er nicht, und würde er auch, selbst wenn er sie besessen, nicht angewendet haben — „aus Princip nicht!" wie er zu sagen pflegte. Jeremias war ein geschworener Feind der Nähmaschinen. Er hielt es mit der alten, soliden Handarbeit, und damit hielt es der Küster ebenfalls — darum hatte der ihm auch den neuen Winterüberzieher in Auftrag gegeben.

Zu jeder anderen Kalenderzeit würde Jeremias durch seine gelungene Kunstleistung entschieden beglückt gewesen sein. Aber heute! — Die letzten zwei Thaler, die er von den Ersparnissen des verstrichenen Sommers erübrigt, waren vor ein paar Tagen heimlich dazu verwendet worden, Lieschen, die mit dem Neujahrstage auch ihren Geburtstag feierte, Stoff zu einem neuen Sonntagskleide zu kaufen. Er mußte ihm doch etwas zum Geburtstage schenken, dem guten, treuen Kinde, und das Kleid hatte es schon lange nöthig, so nöthig wie Brod. Die große Flasche Punschsyrup, die er seit der Verheirathung mit seiner lieben Frau — sie lag nun schon sieben Jahre auf dem Kirchhof, die Selige! — in Gesellschaft seines geliebten Töchterleins und einiger guten Freunde am Sylvesterabend regelmäßig leerte, stand diesmal noch im Schaufenster des gegenüberwohnenden Colonialwaarenhändlers, der Gänsebraten, den Lieschen so schmackhaft mit Kastanien und Aepfelschnitzeln zu schmoren wußte — das hatte sie von ihrer Mutter gelernt! — lag noch beim Geflügelverkäufer, und er, Jeremias Lump, der ehrbare Schneidermeister, der sich ordnungsmäßig vom Lehrling zum Gesellen, vom Gesellen zum Meister emporgeschwungen, der seine vorgeschriebenen drei Jahre in ehrlicher Arbeit auf der Wanderschaft zugebracht und noch nie eine Naht genäht hatte, die von selbst wieder aufgegangen, er hatte nur noch sieben- und einen halben Silbergroschen — nach Mark und Pfennigen rechnete er nie — baares Geld in der oberen Kommodenschublade liegen. Der Küster bezahlte sehr unpünktlich; auf den Arbeitslohn für den Ueberzieher konnte er also nicht rechnen.

Jeremias warf über die runden Gläser seiner uralten, auf der Spitze seiner knochigen Nase hockenden Hornbrille einen verstohlenen, flüchtigen Blick auf seine blonde Tochter. Die saß am unteren Ende des Werktisches auf einem rohen Holzstuhl und stickte an einem Teppich für das Tapisseriegeschäft, für das sie, seit sie aus der Elementarschule entlassen war, beständig arbeitete. Einen Augenblick stieg in Lump der gottlose Gedanke auf, sein Kind zu fragen, wie viel es für die Arbeit erhalte und wann es den Lohn verlangen könne, aber entrüstet über sich selbst, drängte er diese Idee sofort wieder zurück. Wußte er doch, daß das Mädchen mit jedem Stich, den es da machte, auch ein lange ersehntes Glück zusammennähte; hatte er doch selbst ihm ein- für allemal gesagt, daß jeder Groschen, den es durch eigene Arbeit verdiene, zu seiner Aussteuer benutzt werden solle. Er selber hatte ja nichts außer dem Wenigen, was er mit Nähnadel, Scheere und Bügeleisen erwarb, und Fritz, der Steinhauergeselle, Lieschen's Bräutigam, hatte auch nichts. Mit schmerzlich verzogenem Munde kraute Meister Jeremias sich mit der mageren Linken hinten in dem grauen Haarbüschel, der wie ein altes verwittertes Strohdach über seine schäbige Cravatte herunterhing, und wischte sich mit dem wachs- und staubgeschwärzten Zeigefinger der Rechten unter seiner Hornbrille über die Augendeckel. Er wußte nicht, wie es eigentlich kam, aber der Gedanke an den Punschsyrup, den Gänsebraten und Lieschen's Stickerei machte ihn so confus, daß er den Ueberzieher wie in einen wogenden Nebel gehüllt erblickte. Gewaltsam raffte er sich empor und nähte das Knopfloch fertig. Dann schritt er zum feurig leuchtenden Ofen, nahm den glühenden Bolzen heraus, schob diesen mit der verbogenen Feuerzange in das Bügeleisen, bügelte die Knopflöcher, nachdem er sie mit einem Mund voll Wasser etwas angefeuchtet, glatt, hing den Rock, mit dem Futter nach außen, an das Kleiderreck und legte sich, so lang er war — er war aber nicht sehr lang, der Alte — mitten unter die Tuchabfälle und Flicklappen auf den Werktisch.

„Weck' mich um sieben Uhr, Lieschen!" sagte er.

„Soll ich Dir ein Kopfkissen holen, Vater?"

„Nein."

Jeremias krümmte die dünnen Beine zusammen, legte den Kopf, gegen die Tischplatte geneigt, auf die beiden Vorderarme, sodaß Lieschen sein Gesicht nicht sehen konnte, und weinte.

Das kam von den schlechten Geschäftsverhältnissen, von der fabrikmäßigen Nähmaschinenarbeit, die einem ehrlichen, soliden Handwerksmann den letzten Bissen Brod fortschnappt! Hatte er jemals in einem Winter so wenig Arbeit gehabt, jemals in seinem Leben in einem ganzen lieben langen Jahre so wenig erübrigt? Flickarbeit, ja die kam vollauf, aber ein neuer Anzug oder ein neuer Ueberzieher, Sachen, an denen noch etwas zu verdienen war, die konnte er zählen. Hätte er mehr zu thun gehabt, er würde etwas Anderes gethan haben, als dem frommen Wühlhuber seinen Paletot zu machen. Er hatte auf den Küster nie besonders viel gehalten. Seit vorigem Herbst aber, wo er im „Goldenen Lümmel" mit ihm so hart an einander gerathen, war seine Abneigung gegen ihn noch gewachsen. Jeremias hatte an dem betreffenden Abende eines seiner politischen Lieblingsthemata: die ungerechte Vertheilung der Glücksgüter, erörtert, worauf der dicke Küster, ein salbungsvolles Gesicht schneidend, mit einer Lieblingsphrase des städtischen Wochenblättchens bemerkte: Jeremias sei „socialdemokratisch angehaucht" und werde wohl auch einmal, wie Bebel und Liebknecht, mit dem Zuchtpolizeigefängniß Bekanntschaft machen. Jeremias war darauf in eine entrüstete Philippica ausgebrochen. Er hatte betheuert, daß das Zuchtpolizeigefängniß in unserer Zeit für einen ehrlichen Kerl gar keine Schrecken mehr besitze, hatte es für eine Ehre erklärt, „socialdemokratisch angehaucht" zu sein, und sich dann über Berechtigung und Ziele der deutschen Socialdemokratie in einer so beredten, bierbegeisterten Weise ausgesprochen, daß die Mäuler der friedliebenden Stammgäste sich immer weiter öffneten, der Küster, ohne sein Glas zu leeren, mit einer bezeichnenden, auf Jeremias gemünzten Handbewegung nach der Stirn heimwärts eilte und der Henkel des Bierseidels, womit Jeremias seine Rede-Absätze laut aufklopfend interpunktirte, schließlich bei einem gar zu pathetisch auf den Tisch gestoßenen Ausrufungszeichen zerbrochen in seiner Hand stecken blieb.

Unrecht hatte der fromme Wühlhuber mit seiner Bemerkung nicht. Er hatte Recht. Jeremias aber hatte auch Recht. Jeremias, der im Jahre Achtundvierzig, eine alte Vogelflinte von seinem seligen Vater in der Hand, auf einer leibhaftigen Barricade gestanden, der Lassalle vor Gericht gesehen und den herrlichen Professor Gottfried Kinkel in einer Volksversammlung sprechen gehört — Jeremias war jetzt der Socialdemokratie mit Leib und Seele ergeben, und wenn er keinem socialdemokratischen Vereine angehörte oder den „Vorwärts" nicht hielt, so lag das lediglich daran, daß ein solcher Verein in Schwatzhausen nicht existirte und er für das genannte Partei-Organ das Abonnementsgeld nicht erschwingen konnte. Dafür hingen aber über seiner Kommode um den zerbrochenen Rasirspiegel in säuberlichen Lithographien — er hatte sie vom Schulmeister Mager gegen ein paar Flickarbeiten in Zahlung genommen — die Portraits von Kinkel, Freiligrath, Struve, Hecker und Lassalle. Dafür standen aber auf seinem Kleiderspind neben Schiller's sämmtlichen Werken — die „Phantasie an Laura" konnte er noch von seinem Brautstand her wörtlich auswendig — dem Gebetbuch seiner seligen Frau und Lieschen's Schulbüchern drei ganze Jahrgänge der Kölner „Rheinischen Zeitung" von 1847, 1848 und 1849, sowie ein dicker, mit starker schwarzer Knopfseide zusammengehefteter Band revolutionärer Flugschriften, Aufrufe, Reden und Gedichte. Dafür aber lag in der mittleren Kommodenschublade, wozu er den Schlüssel stets in seiner linken Westentasche trug, unter den Hemden

seiner seligen Frau, neben der sorglich in einem Schächtelchen geborgenen Nationalcocarde, ein fleckenlos gehaltenes Heft, von dessen Existenz selbst Lieschen nie etwas erfahren hatte. „Das Unrecht des Rechts!" so stand in langen altfränkischen Lettern auf dem Umschlag. Jeremias hatte die Vorarbeiten zu diesem verborgenen Geistesschatz schon seit 1849 begonnen, wo sein bester Freund und Wandergenosse, Peter Flink, unter der Anklage des Widerstandes gegen die Staatsgewalt zwei Jahre festgesetzt, dadurch in seinem Handwerke ruinirt und schließlich ohne Entschädigung, wegen Beweismangels, wieder entlassen und zur Auswanderung nach Amerika gezwungen wurde. Keine ungerechte Anklage, keine Inconsequenz und Härte des Strafgesetzes, wovon die im „Goldenen Lümmel" gehaltenen beiden Zeitungen Meldung brachten, entging seit jener Zeit den Augen Lump's. Er sammelte diese Nachrichten so gewissenhaft, wie ein Goldgräber den Goldstaub, eine Braut die Liebesbriefe des Bräutigams und ein zum ersten Male amtirender Pfarramtscandidat seine Gedanken. In unbewachten Stunden suchte er dann aus der Fülle des vorliegenden Materials die schroffsten Fälle aus, klebte dieselben auf und versah sie mit säuberlich geschriebenen Randbemerkungen. Das Endresultat dieser Sammlungen bildete eine: „Der Zukunftsstaat im Rechtszeitalter" betitelte Abhandlung, eine Arbeit, die niemals fertig wurde und sich aus einzelnen, abgerissenen, monatelang von einander entfernten, zwar confusen und barocken, aber unstreitig neuen und eigenartigen Gedanken und Einfällen zusammensetzte. Dieses Manuscript war Jeremias' bestes Eigen. Was dem Geizhals sein Arnheim, dem Minister sein Portefeuille, dem Bischof sein Krummstab, das war Jeremias Lump sein „Unrecht des Rechts". Er bewahrte das Manuscript nicht in einem Secretär oder Pulte auf — es schlummerte friedlich unter den Hemden seiner Seligen — er bot es auch keinem Verleger zum Druck an, und doch war er vernarrter in dasselbe, als ein Poet in sein erstes Bändchen halbflügger Jugendgedichte.

Von der Existenz des Heftes wußte, wie gesagt, außer ihm selbst keine sterbliche Seele; der Inhalt desselben war aber nichtsdestoweniger in Lump's Umgangskreisen mehr oder minder bekannt; denn Jeremias fielen die guten Gedanken nicht von selbst in den Schooß; wie Lessing mußte er sie „durch allerlei Röhren und Druckwerk" aus sich herauspressen, aber gerade die Schwierigkeit der Geburt machte ihm seine Geisteskinder noch lieber, prägte sie seinem Gedächtniß nur noch fester ein, und häufig genug brachte ihn das Citiren seines geliebten revolutionären Gedankenschatzkästleins bei den abendlichen Sitzungen im „Goldenen Lümmel", die er namentlich in den letzten Wochen übermäßig lange ausdehnte, mit seinen Freunden und Bekannten heftig an einander. Des Meisters Schwiegersohn in spe hatte sich sogar vor drei Wochen bei ähnlichem Anlaß zu der verwegenen Aeußerung hinreißen lassen, mit einem so verbissenen alten Socialdemokraten wolle er nichts mehr zu schaffen haben. Fritz hatte sich seitdem auch wirklich ganze vierzehn Tage nicht auf der Werkstatt sehen lassen.

Alle diese Thatsachen, Erinnerungen und Erlebnisse, gewürzt und durchzogen von dem Dufte des mangelnden Gänsebratens, tanzten Jeremias jetzt durch den trüben, müden, duselnden Kopf, und, halb ungewiß, ob er das letzte Knopfloch an dem neuen Ueberzieher fertig eingefaßt habe oder nicht, entschlief er.

Ihm träumte, er sei gestorben und er flöge nun glattrasirt, wie es nur an besonders hohen Feiertagen bei ihm vorkam, im weißen Leichenhemde, sein „Unrecht des Rechts" unter dem Arme, gen Himmel, dem heiß ersehnten Ideallande der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit entgegen. Er flog gerade über Schwatzhausen, seiner Vaterstadt, empor und blickte erstaunt auf die blauen Dächer, die grünen Alleen und den breiten, klaren Strom, der an der Stadtmauer vorbeifloß. Wie oft hatte er an seinem Ufer gesessen und geangelt! Und die Kirchthurmspitze von St. Agatha, mit dem angrenzenden Treppengiebel des „Goldenen Lümmel", wo er so manchen Schoppen Bier geleert — wie merkwürdig herrlich sich das Alles von oben ausnahm! Es that ihm ordentlich leid, daß das Schöne ihm so schnell aus den Augen schwand. Aber mit Blitzesschnelle ging's aufwärts, an der Sonne und den Sternen vorbei durch eine, wie ein umgekehrter erweiterter Trichter sich emporspitzende prächtige Waldschlucht, deren Bäume — das Wasser lief ihm im Munde zusammen! — dicht mit Braunschweiger Würsten, Schinken, Aachener Printen, gebratenen Gänsen und Punschsyrupflaschen belaubt waren, bis unter ein zweites, schöneres, anscheinend größeres, helleres Himmelsdach. Die Sterne und Planeten dieses Firmamentes hatten die buntesten Farben und Formen. Sie flammten gelb, grün, roth, blau, braun, schwarz und weiß, violett und bronzen, in Quadrat-, Dreieck-, Ring-, Raketen- und Guirlandengestalt, ein Feuerwerk, wie Jeremias so herrlich es nie gesehen, selbst nicht vor fünfundzwanzig Jahren, bei dem ersten und letzten Schwatzhausener großen Sängerfeste. Immer weiter, wohl eine halbe Stunde, flog der todte Schneidermeister durch diesen Zauberhimmel, bis er schließlich in einen Strom blendend rothen, wie vom Winde bewegten Lichtes kam, dessen Wellen ihn sanft emportrugen vor eine riesige, von oben bis unten mit glänzenden, nagelneuen Ducaten beschlagene Thür.

Prüfend betastete er das Ducatenthor mit den Händen. Es waren leibhaftige, echte Ducaten; er merkte es genau, wenn er auch nur einmal in seinem Leben, und das war an seinem Hochzeitstage, wo die Mutter ihm das Stück als Heckepfennig schenkte, einen solchen besessen hatte. Lange blieb ihm aber zur Bewunderung des Goldthores nicht Zeit; denn kaum hatte er es ein paarmal prüfend auf- und abbetastet, als es mit einem gewaltig dröhnenden Tone, welcher aus einer mächtigen Baßtuba zu kommen schien, aufsprang und sich sofort wieder hinter ihm schloß. Jeremias stand in einer mit tausend Engeln gefüllten, edelsteinbesäeten, säulengetragenen, hochgewölbten Vorhalle. Sie war wohl zwanzigmal so hoch, wie das Chor der St. Agatha-Kirche. Am Eingange saß auf einem rothen Plüschstuhle an einem kleinen, perlmuttereingelegten Tischchen, wie sie der Schreinermeister Burr, Jeremias' Nachbar, so theuer verkaufte, ein alter, verschrumpfter Greis mit einem mächtigen Schlüsselbunde vor sich.

„Ah, Jeremias Lump!" sagte der Greis, „bist Du auch da?"

„Zu dienen!" erwiderte Jeremias unter tiefer Verbeugung, als ob er den Hut lüften wollte, nach seinem Kopfe greifend. „Habe ich die Ehre, Seine Gnaden Herrn Sanct Peter — —"

„So ist mein Name!"

„Wo ist denn meine Frau, gnädiger Herr Petrus?"

„Deine Frau? Ja, die ist im Frauenhimmel."

„Im Frauenhimmel?" echote Jeremias erstaunt. „Giebt es denn hier für die Weiber einen besondern Himmel?"

„Natürlich!" versetzte Petrus. „Sonderbar, daß Du das nicht weißt. Wenn Du aber Dein Weib einmal sehen willst, so soll's Dir vergönnt sein."

Der Heilige winkte einem nebenan stehenden Engel, welcher Jeremias unverzüglich beim Arme nahm und ihn durch die Halle über eine hohe Marmortreppe an eine kleine Thür führte, in deren Mitte ein Schiebfenster sich befand.

„Sieh' hin!" sagte der Engel. Jeremias guckte durch das kleine Fenster und erblickte in einem endlosen, mit starkem Gänsebratenduste gewürzten Saal tausend und abertausend weißgekleidete Frauen auf goldenen Bänken, phantastische Handarbeiten machend, wozu sie Lieder sangen, so seltsam hell, so überirdisch kräftig, daß er fast betäubt davon wurde. Je länger er hinschaute, desto unermeßlicher schien ihm der Raum, desto zahlreicher die versammelten Weiberschaaren. Die letzten Reihen erblickte er nur als weißen Nebel, woraus hier und da, wie aus einer Weihrauchwolke, ein paar verschwommene Köpfe sichtbar wurden. Die Unendlichkeit des Saales erfüllte ihn mit einem gewissen Grauen, welches nur durch die stumme Befriedigung darüber gemildert wurde, daß die himmlischen Arbeiterinnen keine einzige Nähmaschine benutzten. In einer der mittleren Reihen saß auch seine Frau.

„Evchen!" rief Jeremias. „Evchen! Evchen!" rief er noch einmal aus Leibeskräften. Aber Evchen hörte und sah nicht.

„Die kennt mich ja gar nicht mehr," sagte Jeremias, dem Engel zugewendet.

„Das darf Dich nicht wundern," versetzte dieser. „Die seligen Geister dieser Orte sind aller Erinnerung an die Erdenwelt bar."

„In welchen Himmel komme ich denn?" fragte Jeremias.

„Du? — Du kommst wahrscheinlich in den Armenhimmel."

„Wie viele Himmel giebt es denn eigentlich hier?"

„Das weißt Du auch nicht? Sechs Himmel haben wir. Einen für die genialen Menschen, einen für die Talentvollen und einen für die Armen im Geiste, und zwar für beide Geschlechter immer einen besonderen — das macht zusammen: sechs."

„Und ich soll in den letzten?!" rief nun Jeremias etwas gereizt.

„Ja, es sei denn, daß Du auf Erden eine besonders hervorragende geistige That vollbracht hättest."

„Eine besondere That, Herr Erzengel?!“ schmunzelte Jeremias. „Na, dann schauen Sie einmal her!“ und mit einer energischen Bewegung hielt er dem seligen Geiste sein Manuscript unter die Nase. „Da glaube ich denn doch, daß ich mindestens unter den Talentvollen ein Plätzchen bekomme.“

„Ich kann irdische Handschriften nicht lesen,“ erwiderte der Engel, nachdem er einen flüchtigen Blick auf das Heft geworfen hatte. „Kennst Du hier Jemanden, der Deine Schrift zu beurtheilen vermöchte?“

„I natürlich!“ rief Jeremias. „Führen Sie mich nur zu Ferdinand Lassalle oder zum Professor Gottfried Kinkel — doch nein, **der** ist noch nicht todt. Also zu Herrn Lassalle, wenn ich bitten darf — der ist auch gewiß der Beste.“

Stillschweigend schwebte der Engel mit unserem Meister durch einen weiten Park, aus dessen Gebüschen Paradiesvögel und Papageien flatterten und herrliche Fontainen Punschsyrup in die Höhe spritzten, bis zu einer dichten Laube. Diese bildete den Eingang zu einem andern Saale, der ebenfalls mit seligen Geistern angefüllt war. Statt aus Gold waren die Bänke hier aus Rubinen, aus faustgroßen Smaragden und Topasen zusammengesetzt, und die darauf Sitzenden sangen nicht, sondern declamirten in einer unverständlichen Sprache. Der Engel schritt hinein. Jeremias wollte ihm folgen, wurde aber wie von einem unüberwindlichen Drucke an der goldenen Schwelle zurückgehalten.

Nach einer kurzen Weile trat der Himmelsbote wieder heraus in die Laube, hinter sich Lassalle. Sonderbar, so lange Lassalle noch im Saale war, trug er ein ebenso blaues Gewand wie alle anderen dort Anwesenden, leuchteten seine Züge und seine Hände ebenso weiß. Kaum aber hatte er die Schwelle überschritten, als er dieselben schwarzen Beinkleider und denselben tadellosen Frack trug, welche schon bei der Gerichtsverhandlung in Düsseldorf, wo Jeremias ihn zuerst erblickte, dessen bekleidungskünstlerische Bewunderung in so hohem Maße erregt hatten. Ein penetranter, merkwürdig natürlicher Gänsebratenduft schien an Stelle des Lichtstromes getreten zu sein, welcher den berühmten Agitator eben umfloß.

„Etwas Neues?“ fragte Lassalle.

„Jawohl!“ sagte der Engel und überreichte ihm Jeremias' Manuscript. „Ich erbitte mir Dein Urtheil darüber.“

Lassalle durchblätterte das Heft flüchtig und versetzte dann:

„Das ist crasser Unsinn. Du mußt den Mann in's Purgatorium sperren. Er hat sich eine verrückte Grille in den Kopf gesetzt.“

„Was?“ schrie Jeremias; „Unsinn? Verrückte Grille? Einsperren? — Wie können Sie so etwas sagen, Herr Lassalle? Wollen Sie denn vielleicht leugnen, daß unsere gegenwärtigen Rechtszustände im Allgemeinen total unhaltbar sind, daß dem unschuldigen, durch das Gesetz geschädigten Staatsbürger noch immer keine Entschädigung wird, daß die Herrschaft des Capitals, die Classenwirthschaft, das Fabrikwesen, die Nähmaschinen jeden ehrlichen Handwerker, der es mit der soliden Handarbeit hält, in's Elend stürzen? Haben Sie nicht selbst in Düsseldorf —“

Lassalle gab dem Engel das Manuscript zurück und sagte:

„Laß es verschwinden!

Der Engel trat mit dem Fuße leicht auf den Boden. Durch den Tritt entstand ein Loch, woraus eine lodernde Flamme emporschlug, sodaß Jeremias entsetzt zur Seite sprang, aus den Flammen aber tauchte das lachende Gesicht eines gehörnten Teufels hervor, dem der Engel das „Unrecht des Rechts“ in den weit aufgesperrten Rachen schleuderte. Dem Schneidermeister wankten die Kniee. Lassalle wandte sich zum Fortgehen.

„Aber erlauben Sie, Herr Lassalle!“ kreischte Jeremias auf und faßte den Davonschreitenden mit dem Muthe der Verzweiflung am Frackzipfel. „Das ist denn doch ein Bischen stark! Wenn das Recht sein soll —“

„Laß mich in Ruhe!“ rief Lassalle. „Du bist hier im Himmel und nicht auf der Erde. Was kümmern mich Deine verrückten Allotria? Meinest Du vielleicht, Du könntest Deine dummen Gleichheitsideen und Rechtsbegriffe auch hier an den Mann bringen und mit Socrates, Dante, Goethe und Luther an einem Tische sitzen? Da irrst Du Dich doch gewaltig. Ungenügsame Menschen! Wollt Ihr auf der Erde schon einen Himmel haben, so begehrt Ihr hier noch einen besseren, und gäbe man ihn Euch, Ihr würdet bald wieder nach einem angenehmeren verlangen. Ach, auch ich strebte leider einmal, Euch zu helfen, Eure wirklichen und, was noch mehr, Eure eingebildeten Leiden zu mildern — aber sehr mit Unrecht! Euch Menschenkindern ist nie geholfen, weil Ihr meist Euch selbst nicht helft, weil Ihr keine Selbstbeschränkung, kein Pflichtbewußtsein, keine Erkenntniß besitzt. Thörichter Mann Du! Hättest Du, anstatt Deine Zeit mit den dummen Schmierereien zu vertrödeln und im ‚Goldenen Lümmel‘ Deine Hosen durchzurutschen“ — Jeremias, an seine Schneiderehre gefaßt, schaute unwillkürlich nach seinem hinteren Menschen, erblickte aber nur sein Leichenhemd — „hättest Du in all den schönen, unbenutzten Stunden Flickarbeit gemacht, so könntest Du Dir jetzt zwei Gänse kaufen und eine Flasche Punschextract dazu. Dann brauchtest Du heute, am heiligen Sylvesterabend, nicht Pellkartoffel mit Häringen zu essen. Es ist ja eine Schande. Ein ordentlicher Arbeiter, der tüchtige, solide Handarbeit macht, und dann auf Sylvesterabend Pellkartoffel mit Häringen!“ —

Lassalle verschwand. Dem armen Schneidermeister waren die Thränen in die Augen gestiegen. Er schämte sich vor dem Engel und wollte sein Taschentuch herausziehen, um sich die Nase zu putzen, suchte aber wieder vergebens nach seinem Beinkleide.

„Komm in's Purgatorium!“ sagte der Engel.

Jeremias trat drei Schritte zurück. Er wußte zwar nicht ganz genau, was das Purgatorium war, aber er verband mit dem Worte instinctiv den Begriff eines abgeschlossenen, Freiheitsentziehung bedingenden Raumes.

„Fällt mir gar nicht ein,“ sagte er entschlossen. „Heute ist Sylvesterabend und morgen Lieschen's Geburtstag, und ich muß Lieschen ein neues Kleid schenken und muß auch noch die Knopflöcher glatt bügeln. Zudem, Herr Engel, gestehe ich Ihnen, daß es mir hier durchaus nicht gefällt. Wo einen die Frau nicht einmal wieder erkennt und so merkwürdig mit fremdem Eigenthum umgegangen wird, wo alles, was im Wochenblättchen steht, so schnurstracks herumgedreht wird und man nicht einmal seines Lebens sicher ist, da soll doch lieber gleich ein heiliges Schockmillionen —“

Aber er konnte den Fluch nicht aussprechen; denn kaum hatte er ihn auf den Lippen, als alles um ihn her in stockfinstere Nacht versank und er aus unmeßbarer Höhe in sausender Courierzugsschnelligkeit herunterwirbelte, immer tiefer, tiefer und tiefer, bis er mit seinen bloßen Füßen am Schwatzhausener Stromufer mitten in einem Distelstrauch zur Erde gelangte und mit einem lauten „Au!“ in die Höhe fuhr.

„Was ist Dir, Vater?“ hörte er die silberne Stimme Lieschen's in sein Ohr klingen.

Schwer aufathmend schaute Jeremias mit blinzelnden Augen um sich. Wahrlich, da lag er auf seinem geliebten Werktisch, mitten unter den Flicken, auf seinen Füßen der Kater, sein zärtlicher Hitzepitz, der im Uebermaß animalischen Wohlbehagens nochmals seine spitzen Krallen in des Meisters Socken hatte, an einer Wiederholung seines Liebesbeweises aber durch einen wohlgezielten Fußtritt gehindert wurde.

Da lag er — da stand das wackelige Kleiderspind, die Kommode und der geborstene Ofen, und hinter dem Ofen das hölzerne Ellenmaß. Da hingen noch die altersgelben Lithographien der Revolutionshelden und die grünen Laubgardinen an dem kleinen Fenster; da waren die Schindeldächer und schwarzen Schornsteine, die das Wintermondlicht jetzt mit einem magischen, wunderbar sanften Glanze überschüttete. O, wie schön war es doch! Wie schön! Wahrhaftig, es war schöner als im Himmel!

„Du hast lange geschlafen, Vater,“ sagte Lieschen. „Ich wollte Dich eben wecken; denn es ist beinahe acht Uhr, und Du weißt, heut ist Sylvesterabend. Ich muß doch den Werktisch noch etwas abräumen!“

„Ja, natürlich, Kind,“ murmelte Lump verwirrt, wischte sich den Schweiß von der Stirn und krabbelte sich mit seinen mageren Armen und Beinen vom Tische.

„Der Küster hat seinen Rock schon holen lassen. Die Magd hat fünf Thaler auf Abschlag mitgebracht. Den Rest bekämest Du nach Neujahr, ließ der Küster sagen.“

„Fünf Thaler?!“ rief Meister Lump. „Wo sind sie?“

„Hier, auf der Kommode!“

In einem Sprunge war Jeremias an dem alten Möbel und bedeckte mit einer raubthierartigen Bewegung die aufgezählten Thalerstücke mit beiden Händen. Nie hatte ihm ein Tagelohn



Sepp's Brief.

Nach dem Oelgemälde von F. Defregger.

solche Freude gemacht. Ueberwältigt von den durch einander fluthenden Empfindungen, die ihm fast den Athem in der Brust zusammenpreßten, mußte er sich ein paar Secunden an die alte Kommode lehnen, dann aber entrang sich seinem Munde ein lautes:

„Hurrah, Kind! Nun können wir heute Abend doch unsere Gans essen und unseren Punsch trinken! Nun will ich aber doch gleich —“

Und hastig nach seiner Kappe greifend, wollte der alte Meister mit Jünglingseile zum Zimmer hinaus.

Aber welch eine Zaubergewalt nagelte ihn auf einmal an den Boden und ließ ihn mit aufgesperrten Augen nach der offenen Thür des anstoßenden Wohnzimmers starren? Waren es nicht Männerstimmen, die daraus hervordrangen? —

„Vater,“ sagte Lieschen leise und legte ihren runden Arm um seine Schulter, „der Gänsebraten ist fertig, und auch der Punsch, und Fritz und Fritzens Vater sind auch da. Und der Fritz hat auch drei Flaschen Brauneberger mitgebracht; denn Fritz ist gestern Meister geworden und —“

Aber Lieschen wurde am Weitersprechen verhindert; denn Fritz trat mit seinem Vater in die Werkstätte und nahm den alten Schneidermeister bei der Hand und schüttelte diese so herzlich, daß Jeremias vor Schmerz und Freude die Augen überliefen. Und nachdem dann das wichtige Tagesereigniß und die daraus folgenden Consequenzen mit lauter Stimme wirr durch einander dem Alten in die Ohren posaunt worden und er Fritz und das liebe Töchterchen geküßt und dem letzteren sein Geburtstagsgeschenk, das neue Kleid, überhändigt hatte, schritten die vier armen, glücklichen Menschen in's Wohnzimmer und bewunderten die dort von Fritz und seinem Vater aufgestapelten Herrlichkeiten.

Jeremias aber, bevor er sich zu Tische setzte, schritt unter dem Vorwande, eine andere Jacke anziehen zu wollen, in die Werkstätte, nahm aus der mittleren Kommodenschublade — er fand es blindlings — sein „Unrecht des Rechts“ heraus und überlieferte es resignirt dem Feuermunde des geborstenen Arbeitsofens. Weder an jenem Abende, noch bei anderen Gelegenheiten hat er seine geliebten oppositionellen Weltverbesserungsideen wieder ausgekramt. Jenen Sylvestertraum aber hat er desto häufiger erzählt, und der Küster — mit welchem er in der Folge ganz gut Freund wurde — bezeichnete denselben stets als einen Finger Gottes.

Er hatte ihn nicht vergebens geträumt, den sonderbaren Traum, der socialdemokratische Schneidermeister. In emsiger, unverdrossener Thätigkeit, die nur durch's Alter und die von Lieschen ihm geschenkten munteren Enkel manchmal unterbrochen wurde, füllte er sein Leben bis an sein seliges Ende mit solider Handarbeit aus, und eine besondere Freude gewährte es ihm, wenn er den Pfahlbürgern Schwatzhausens Sonntags Abends im „Goldenen Lümmel“ sozusagen aus eigener Anschauung versichern konnte, daß es im Himmel keine Nähmaschinen gäbe.

Der Vorläufer des St. Gotthardtunnels.

Eine Parallele zwischen Sonst und Jetzt.

Unsere Zeit liebt das Außergewöhnliche, das Gigantische. Die Bauwerke der Gegenwart, mögen es hochgethürmte Viaducte oder unterirdisch gesprengte, langhin sich ausdehnende Felsentunnels sein, sie haben nur dann sich einer Beachtung zu erfreuen, wenn ihre Dimensionen das Gepräge des Großartigen und mit diesem zugleich die Grenzen des jetzt Erreichbaren aufweisen.

Seit längerer Zeit erfreut sich die Anlage und Ausführung des großen St. Gotthardtunnels der Beachtung der ganzen civilisirten Welt.

Angesichts solcher allgemeinen Beachtung, welche das bewunderungswürdige Bauwerk findet, dürfte ein Blick auf dessen Vorläufer nicht uninteressant sein. Derselbe, das Urner Loch, markirt eine entlegenere Zeit, eine bescheidenere Verkehrstechnik.

Wenn wir von dem Orte Göschenen bergaufwärts schreiten und somit über die nördliche Mündung des großen St. Gotthardtunnels hinweg, durch die Höllenschlucht der Schöllinen marschiren, gelangen wir in etwa dreiviertel Stunden zur Teufelsbrücke, um ungefähr fünf Minuten später das einstmals vielbewunderte Urner Loch zu erreichen.

Als im Jahre 569 n. Chr. die Longobarden von Süden her über den St. Gotthard zogen und nordwärts in die Thäler hinabsteigen wollten, fanden sie, am Nordende des weiten, ebenen Urseren Thales angelangt, eine wildromantische Felsschlucht, in die, in jähem Falle, rauschend und tosend, die Reuß sich hinabstürzte. An den Felswänden entlang wurde von den Longobarden eine theilweise Ueberbrückung der Schlucht angebracht, die, in Ketten hängend, Jahrhunderte hindurch den Weg in's Reußthal hinab ermöglichte.

Erst im Jahre 1707 beschlossen die Bewohner des Urseren Thales, den Durchbruch des den Weg versperrenden Felsens ausführen zu lassen. Pietro Moretini aus dem Meyenthale (jetziger Canton Tessin) übernahm die Ausführung des Unternehmens, und am 10. October 1707 wurde mit den Arbeiten begonnen, und schon am 10. August 1708 konnte man den fertigen Tunnel passiren, sodaß die Longobardenbrücke nun überflüssig geworden war. Die Bewohner des Urseren Thales zahlten dem Pietro Moretini 8149 Münzgulden, und der Canton Uri gab die Bewilligung, daß von den Passirenden ein Wegegeld zu fordern sei, „bis die Unkosten wieder bezahlet“.

Der damals vielbewunderte und schnell berühmt gewordene Tunnel wurde zuerst das Urseler, dann aber allgemein das Urner Loch genannt. Die Dimensionen dieses Felsendurchbruchs werden mit zweiundvierzig Klafter und vier Schuh Länge, acht Schuh Höhe und sieben Schuh Breite angegeben. In der Mitte befand sich eine mit einem eisernen Gitter verwahrte Oeffnung, die gleich einem Fenster den Blick in die Reußschlucht hinab ermöglichte.

Ein friedliches Dasein war dem Urner Loch während eines Zeitraumes von einundneunzig Jahren beschieden, und in buntem Wechsel durchzogen im Laufe der Jahrzehnte Kaufleute und Wanderer, Säumer und sonstige Reisende das Felsenthor.

Im Jahre 1799 marschirten dagegen österreichische, französische und russische Heeresmassen durch dieses Felsenthor, um die Schrecken des Krieges in die sonst so friedlichen und stillen Hochthäler zu tragen. Vom Mai bis August 1799 bekämpften sich Franzosen und Oesterreicher mit wechselndem Erfolge an den nördlichen und südlichen Abhängen des St. Gotthard; die Generäle Soult, Suchet, Lecourbe und Haddik erschöpften alle taktischen Künste, und die gänzlich verödeten Hochgebirgsthäler bezeichneten den Schauplatz des in seiner Art seltenen Gebirgskrieges.

Im September des Jahres 1799 erschien am südlichen Fuße des St. Gotthard der hochbejahrte Marschall Suwarow mit einem russischen Heere, das circa 25,000 Mann und 5000 Pferde in seinen Reihen zählte. In verwegenen Angriffen theuere Erfolge erringend, drangen die Russen siegreich vor, um schließlich, vor dem Urner Loche angelangt, dasselbe verstopft zu finden. Die fliehenden Franzosen hatten, um ihren Verfolgern das weitere Vordringen zu erschweren, einen Theil des Loches durch Sprengung und Verstopfung unwegsam gemacht.

Das Werk des Pietro Moretini, der erste Tunnel, der am St. Gotthard sich befand, war jetzt ein strategisch wichtiger Punkt geworden, und gutgezielte Flintenschüsse, welche die Franzosen zwischen den Spalten der im Tunnel errichteten Steinbarricade hindurch abfeuerten, streckten dort manchen Russen zu Boden. Die Russen räumten den Schutt und die aufgeschichteten Steinblöcke hinweg und marschirten, das Urner Loch passirend, nordwärts in das Reußthal hinab, um in neuen mörderischen Kämpfen das trügerische Waffenglück zu erproben.

Obwohl schon am 25. Juli 1775 der englische Mineralog Greville per Kutsche die erste Fahrt über den St. Gotthard gewagt und 1793 ein anderer Engländer dasselbe Experiment wiederholt hatte, war der Weg über den Berg bis in die Zeit von 1820 bis 1830 im Großen und Ganzen doch nur ein Saumpfad zu nennen. Als in jenen Jahren die heutige kunstvolle Straße über den St. Gotthard gebaut und gebahnt wurde, hat man auch das Urner Loch erweitert und vergrößert, und 1827 wird es als eine Felsengallerie von 210 Fuß Länge und von 12 bis 15 Fuß Höhe geschildert.

Daß dieser in der Gegenwart unbedeutend erscheinende Tunnel ehemals eine außerordentliche Berühmtheit und Wichtigkeit erlangte, wird uns erklärlich, wenn wir bedenken, daß über den St. Gott-

hard und mithin durch diesen Tunnel die am meisten zwischen Italien und der Schweiz beziehungsweise Deutschland benützte Verkehrsstraße sich hinzog. Ehe noch die Straße vervollkommnet wurde, passirten jährlich mehr denn 16,000 Menschen und 9000 Pferde, den Unbilden und den mannigfachen Gefahren der Hochgebirgswelt trotzend, den St. Gotthard und in Folge dessen auch das Urner Loch.

Seit circa einem halben Jahrhundert durcheilten eidgenössische Postkutschen und Postschlitten das Urner Loch, und Tausende von Menschen erfreuten sich alljährlich an dem jähen Wechsel der Scenerie, den dieser kurze Tunnel an seinen Ausgangspunkten in höchst überraschender Weise gewährt. Der unsterbliche Sänger Tell's erwähnt auch in seinem Meisterwerke die grauenvolle Höllenschlucht der Schöllinen, die, von jeder Vegetation entblößt, von der nördlichen Mündung des Urner Lochs sich nordwärts zu den weiteren und anmuthigeren Thalgeländen hinabsenkt, und gedenkt des stillen, freundlichen Hochthales, der weiten, anmuthigen und grünen Hochebene von Andermatt und Hospenthal, indem er seinen schweizerischen Volkshelden begeistert von dem „Thal der Freude" sprechen läßt. Tief unter dem Urner Loche und diesem „Thal der Freude" durchbohrt heute den Riesenleib St. Gotthards der 14,920 Meter lange St. Gotthardtunnel, eine der stolzesten Leistungen unseres Jahrhunderts.

Wenn aber nach der Eröffnung desselben für den Eisenbahnverkehr in der dunklen Tiefe da unten das Dampfroß auf glattem Schienenwege mit Windeseile seinen Weg zurücklegt, wird keine eidgenössische Postkutsche mehr über den St. Gotthard rollen. Der Transitverkehr im hochgelegenen Urserenthale, seit Jahrhunderten die Haupterwerbsquelle der Bewohner, wird dann gänzlich versiegen, und nur während des Hochsommers werden vereinzelte Touristen das weite stille Thal besuchen, um vielleicht vorübergehend oder während kurzer Wanderrast sich an der nahen großartigen Hochgebirgsscenerie zu erfreuen. Die Bewohner des Urseren Thales werden, ihren jetzigen Haupterwerb einbüßend, zum großen Theil entweder auswandern oder zu anderem bis jetzt ungewohntem Erwerbe greifen müssen.

Karl Stichler.

Um die Erde.

Von Rudolf Cronau.

Fünfter Brief: Baltimore.

Die Eisenbahn, welche New-York mit Philadelphia und Baltimore verbindet, führt durch zwei Reihen Bretterzäune und Holzbaracken, auf denen abwechselnd die Worte: „Iron Bitters, a true tonic" („Eisen-Bitter, ein wahres Stärkungsmittel") — „Use Blood Pills, good for all pains" („Blutpillen, gut gegen alle Schmerzen") und ähnlich lautende Ankündigungen in riesengroßen Lettern, bald gelb und grün, bald roth und schwarz zu lesen sind. Nur ab und zu ist dieser Spießruthengang unterbrochen, und der Reisende gewahrt, daß er durch eine wirkliche Landschaft fährt, eine Landschaft mit Wäldern und Wiesen, mit Dörfern und Städten und Strömen, von welch letzteren einige weltbekannte Namen tragen wie: Delaware, Susquehanna, Brandywine 2c. Nach Hesse-Wartegg, der bekanntlich über die Vereinigten Staaten ein umfangreiches Buch geschrieben hat, soll die Gegend sogar eine der fruchtbarsten der Welt sein, und wahrlich, wenn die Industrie und Agricultur mit dem üppigen Stande der Reclame nur annähernd gleichen Schritt hält, sind die Länder an der Pennsylvania-Bahn ein zweites Canaan.

„Lookout for the locomotive" (Hab' Acht auf die Locomotive!") ist das zweite charakteristische Avis, das dem Auge des Europäers begegnet. Der sich immer wiederholende einfache Satz auf der weißgestrichenen Planke belehrt uns, daß wir im Lande der Selbsthülfe sind, wo Bahnwärter, Barrieren und Warnungstafeln nicht zu den gewöhnlichen Institutionen gehören; wir befinden uns in einem Lande, wo die Züge, unbekümmert um das, was etwa ihren Weg kreuzen könnte, in die Welt hinausdampfen, wo der cow-catcher die einzige „sanfte Mahnung" ist, die uns daran erinnert, daß wir die Augen offen zu halten und bei Seite zu gehen haben. Der cow-catcher, wörtlich „Kuhfänger", ist nämlich eine pflugartige Vorrichtung am Kopfe der Locomotive, die alle nicht auf das Schienengeleise gehörigen Gegenstände rücksichtslos bei Seite wirft. Dem Umstande, daß seine Belehrung besonders zahlreich den frei umherlaufenden Kühen zu Theil wird, verdankt das Instrument seinen eigenthümlichen Namen.

Der cow-catcher ist so recht das Wahrzeichen Amerikas und sollte von Rechtswegen mit der Umschrift: „Lookout!" in das Staatswappen aufgenommen, zum wenigsten aber in Riesendimensionen an den großen Hafenplätzen angebracht werden, als erste Mahnung an die Einwanderer, die Augen in jeder Weise offen zu halten. Das Leben in Amerika ist nämlich eine unausgesetzte Schlacht; die Siegenden schreiten unbarmherzig und unaufhaltsam über die Strauchelnden hinweg, und man hat sich darum wohl vorzusehen, daß man nicht falle; denn nur in den seltensten Fällen findet sich Jemand, der einem wieder auf die Beine hilft. Also „Lookout" — sonst kommt der „cow-catcher".

Auf den Bahnen Amerikas giebt es außer den Emigranten-Waggons nur „Erste Classe", und mit dieser Einführung ist dem armseligen Kastengeist, der in Europa das Reisen manchmal so unangenehm macht, Thor und Thür verschlossen. Ob aber wohl für ewige Zeiten das Gleichheitsgefühl in Amerika so vorherrschend sein wird, daß der Staatsmann, der Senator sich dazu versteht, mit seinem Diener dieselbe Sitzbank zu theilen, daß die reiche, diamantenstrotzende Gemahlin eines Börsenkönigs gewillt ist, dieselbe Luft zu athmen mit der einfachen Handwerkerfrau im Kattunkleide?

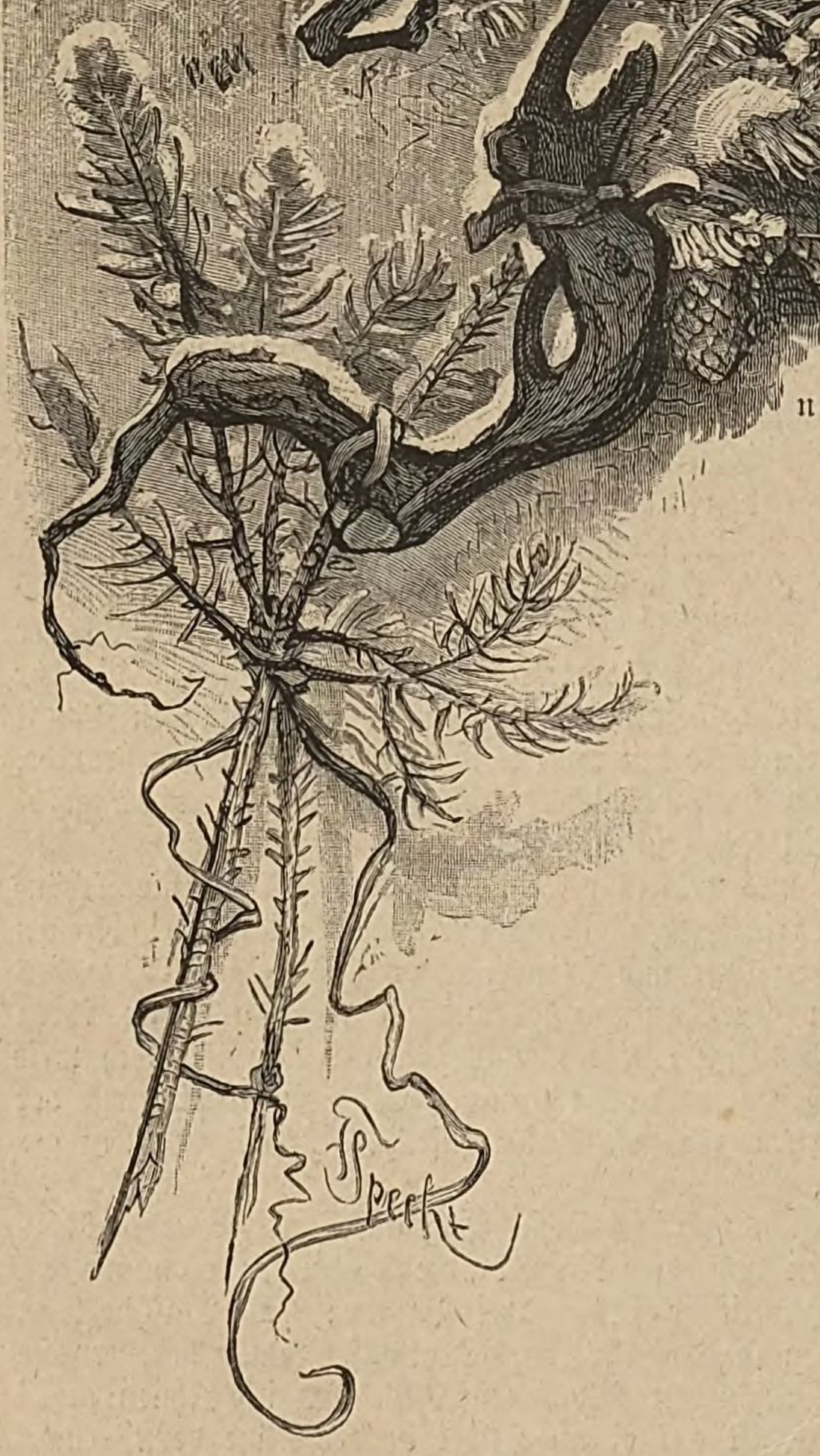
Aber trotz Allem ist das Reisen in Amerika leicht und angenehm; nirgends begegnen wir der leidigen Bevormundung des Publicums durch das Bahnpersonal; nirgends ist eine allein reisende Dame den Zudringlichkeiten eines Musterreisenden ausgesetzt. Der Bequemlichkeiten einer amerikanischen Eisenbahnfahrt sind viele — aber davon später vielleicht einmal! Heute will ich Sie in die Stadt führen, die stolz auf die Schönheit ihrer Frauen ist — nach Baltimore. Und fürwahr, man braucht im Staate Maryland nicht mit der Diogeneslaterne zu gehen, um „weibliche Ideale" zu suchen. Wären unsere Sitten noch die der alten Römer und hauste neben den Maryländern das frauenbedürftige Volk der Latiner, wer weiß, ob ich nicht auch ein — Latiner würde. Die naiven Tage aber sind vorbei; sie kehren nicht wieder. Seitdem die leidigen Statistiker herausgerechnet, daß jetzt die Zahl der Frauen im amerikanischen Staatenbunde fast so groß, wie die der Vertreter des starken Geschlechts, hat man den Glauben längst aufgegeben, daß ein Mädchen „nur nach Amerika" zu gehen brauche, um sich unter dem halben Hundert ihm zu Füßen knieender, goldsackumgebener Millionäre „den besten" heraus zu suchen.

Die Damen von Maryland sind — doch soll ich die Schönheit derselben mit kritischem Messer seciren? Wahrlich nein! Freuen wir uns lieber derselben und sagen nur noch, daß die Töchter des Tabakstaates von der Natur besser bedacht sind, als von ihren Modistinnen, und daß sie, wie alle Schönen Amerikas, noch weit reizender sein würden, wenn sie weniger Essig zur Vertilgung der Röthe ihrer Wangen, weniger Quittensaft für ihre Scalplocken gebrauchen wollten.

Baltimore ist aber nicht allein stolz auf seine Frauen, es beansprucht auch den pompösen Namen „die Stadt der Monumente", und zwar im Hinblick auf die drei Bauten: das Washington-, das Schlachten- und das Wildey-Denkmal. Das bedeutendste derselben, das Washington-Monument, welches ich Ihnen anbei im Bilde vorführe, ist auf einem Hügel in der Nähe der Vernon-Kirche und der Peabody-Librairie gelegen und besteht aus einer mächtigen, 160 Fuß hohen Säule von weißem Marmor, die von einer 15 Fuß hohen Statue Washington's gekrönt wird. Eine Wendeltreppe führt im Innern bis zu der Plattform des Capitäls empor, und soll man von derselben aus einen herrlichen Blick über Stadt, Land und Hafen genießen, den ich mir aber leider versagen mußte, da ich noch unter der Knieprobe der Besteigung des Thurmes der Trinity-Church von New-York zu leiden hatte.

Wohl der schönste Zug im Charakter des amerikanischen Volkes ist die Freigebigkeit bezüglich der Errichtung von Schulen, Spitälern, Waisenhäusern, Bibliotheken u. dergl. Baltimore, die





Die Tannenmeise.

In Wald und Feld ist's kahl geworden;
Verstummet ist der Lieder Schall.
Es hat der rauhe Wind aus Norden
In's Grab gelegt die Blumen all'.

Er ließ der Flocken wilden Reigen
Aus grauen Wolken niedersprüh'n.
Nur Eines blieb: An Tannenzweigen
Erglänzt und prangt das dunkle Grün.

Und in den dicht beschneiten Aesten
Ein Vöglein singt, sobald es tagt.
Das schied nicht mit den Sommergästen;
Das hat's mit Eis und Schnee gewagt.

Die Tannenmeise hat vertrieben
Nicht Sturm und Frost. Ihr lust'ger Laut
Sagt, daß dem Baum sie treu geblieben,
Drinn sie das Nest im Lenz gebaut.

Das Vöglein hat im Zweig gesessen;
Es sang so frisch und frühlingsfroh.
Da hat's der alte Baum vergessen,
Daß längst schon Lenz und Sommer floh.

Daß Winter herrscht ringsum im Lande
Mit harter Hand, er ahnt es kaum,
Und träumt im weißen Schneegewande
Noch weiter seinen Sommertraum.

Emil Rittershaus.

Stadt der Monumente, darf besonders stolz sein auf die Namen seiner Menschenfreunde; denn keine Stadt des Landes hat Namen aufzuweisen von so gutem Klange, wie: J. Patterson, John Hopkins, George Peabody, Thom. Wilson und Mac Donogh.

Dem Gemeinsinne dieser Männer verdankt die Stadt die trefflichsten Anstalten: das Gebäude der Peabody-Bibliothek mit seinen Bücherschätzen, eines der prächtigsten und bestbestellten seiner Art, die John Hopkins-Universität, welche trotz ihrer Jugend einen hervorragenden Rang unter den Hochschulen des Landes einnimmt, und das von demselben Manne gegründete Hospital. Auch das Deutschthum hat seine gemeinnützigen Bestrebungen durch Errichtung einer vortrefflichen Waisenanstalt bekundet. Die Perle Baltimores aber ist der Druid-Hill-Park. Der amerikanische Maler braucht nicht, wie in Europa, meilenweit nach Motiven zu laufen oder tagelang nach einem seinen Wünschen entsprechenden Baumaste zu suchen: der Park ist reich an auserlesenen alten Baumgruppen, deren Aufbau und Farbenpracht das Auge jedes Künstlers mit Wonne erfüllt; er ist reich an schönen Anlagen, Quellen, Seen und Fontainen, an belebten Wegen wie an Pfaden, die tiefer und tiefer in das verschwiegene



Das Washington-Denkmal in Baltimore.

Nach der Natur gezeichnet von dem Specialartisten der „Gartenlaube" Rudolf Cronau.

Waldesdunkel führen. Nichts ist da zu hören von dem Knirschen der zahllosen den Park durcheilenden Wagen, nichts vom Hufschlage der Pferde, nichts von dem fröhlichen Kreischen der Kinder, die allenthalben auf dem grünen Rasen ihrer Spiele pflegen. Denselben reizenden Anlagen, natürlich in kleinerem Maßstabe, begegnen wir auch in der Stadt, und sie bilden die einzigen Oasen inmitten der sonst erschreckend langweiligen Ziegelwüste. Die Gleichförmigkeit, in welcher die Wohnhäuser, einige Paläste der Aristokratie ausgenommen, der beiden Städte Philadelphia und Baltimore errichtet sind, hat hoffentlich in der ganzen Welt nicht wieder ihres Gleichen. Bar jeder ästhetischen Regung, bar jedes künstlerischen Schmuckes zeigt sich die Außenseite des Heims der Bewohner der beiden Nachbarstädte. Jeder Häuserblock bietet dieselben trostlosen rothen Backsteinwände, dieselben unzähligen, einander aber äußerst ähnlichen Fensterbänke, Thüreinfassungen und Treppen von — weißem Marmor, dieselben schmalen Boudoirfenster im Handtuchformat, welche sechs Wochentage hindurch tief verhangen sind, um am siebenten, dem Sonntage, das stereotype, mit der Regelmäßigkeit eines Perpendikels hin- und hergehende Bild einer „Lady auf dem Schaukelstuhl“ zu zeigen, die mit der Langeweile der Straße um die Wette gähnt.

Es ist wahr, die amerikanische Nation hat bisher nicht viel Zeit erübrigen können, um an Kunst zu denken. Alles, Alles ist ja Geschäft, aber nicht allzu lange mehr wird es dauern, und die Kunst wird mit vollen Segeln ihren Einzug halten in das Land, dem die Zukunft gehört; sie wird und muß das „home“ und die Städte der Amerikaner schöner gestalten, und ihrem Siegeszuge werden die Ausgeburten der Geschmacklosigkeit und Nützlichkeit weichen. Nach fünfzig Jahren werden die Städte Amerikas sicherlich ein ganz anderes Gepräge haben; denn überall schon beginnt sich das Verlangen nach Kunst, nach künstlerischer Umgebung zu regen; die Grundbedingung, das Geld, ist in reichstem Maße vorhanden — und der Amerikaner ist zu intelligent, um sich auf die Dauer dem erquickenden, belebenden Luftstrome der Kunst zu verschließen.

Der herrlich gelegenen Metropole des frauenberühmten Maryland ist eine höchst interessante Geschichte eigen. Der Schriftsteller, welcher es unternimmt, die Chronik amerikanischer Städte zu schreiben, kommt nicht in Versuchung, seine Zeilen durch seltsame Sagen und Wunder aus dem grauen Alterthum herauszuputzen; denn das größte Wunder sind ja eben die Städte selbst mit ihrer schnellen Blüthe und rapiden Entwickelung. Hat doch Baltimore, die fünfte Stadt der Union, z. B. erst vor wenigen Monden seinen 150. Geburtstag gefeiert.

Aus bescheidenen Anfängen entwickelte sich am oberen Patapsco ein Ort, der zu Ehren des damaligen Grundherrn von Maryland, Lord Baltimore, „Baltimore Town“ genannt wurde. So primitiv die ersten Anfänge aber auch waren, in der kleinen Stadt steckte ein Unternehmungsgeist, der mit der Zeit den größeren Häfen und Nachbarstädten viel zu schaffen machte. Die Geschichte Baltimores hat viel Paralleles mit derjenigen Venedigs. Wie dort, so wuchs auch hier ein stolzes, unternehmendes Geschlecht tüchtiger Kaufleute und Seefahrer heran, die auf ihren selbsterbauten schnellsegelnden „Klippern“ alle Meere durchstreiften, zur Zeit der Continentalsperre zu den verwegensten Blockadebrechern gehörten, den ganzen westindischen, mexicanischen und südamerikanischen Handel an sich rissen und das kleine Baltimore noch vor Ablauf des achtzehnten Jahrhunderts zu einer Metropole des Seehandels der Neuen Welt machten. Nicht geringen Antheil an diesem Aufblühen der Stadt hatte der deutsche Theil der Bevölkerung; eine Reihe der achtbarsten Firmen war in ihren Händen, und wie sehr man ihre Intelligenz zu schätzen wußte, geht aus dem Umstande hervor, daß, als 1782 die ersten Stadtväter Baltimores, sieben an der Zahl, ernannt wurden, fünf derselben Deutsche waren.

Auch als die Revolution der dreizehn Colonien ausbrach, standen die Deutschen nicht zurück, und als das Doppelgefecht von Lexington und Concord geschlagen war und der Continental-Congreß Truppen verlangte, bildete sich in Maryland ein vollständig deutsches Regiment und eine deutsche Artillerie-Compagnie, welche beide Truppenkörper mit großer Auszeichnung unter General Smallwood fochten und in mancher Schlacht ihr Blut für ihr Adoptiv-Vaterland vergossen.

Mit dem Jahre 1796 zur „City“ erhoben, wuchs Baltimore immer mehr empor, und wohl verstanden es seine Handelsherren, sich Ansehen zu verschaffen. Im Kriege von 1812 liefen in drei Wochen allein vierundvierzig Kaperschiffe aus dem Hafen der Stadt, und die Heldenthaten derselben bilden eines der glorreichsten Capitel der Geschichte jenes Krieges. Wie sehr die kleine Stadt den Engländern zu schaffen machte, beweist, daß die britischen Befehlshaber 1814 besonders angewiesen wurden, das „Piratennest am Patapsco“ ganz exemplarisch zu züchtigen, aber die Bevölkerung Baltimores, unter Leitung des deutschen Artillerie-Officiers Armstädt, heizte den britischen Linienschiffen dermaßen ein, daß sie vorzogen, sich aus dem Staube zu machen. In bedeutender Zahl fochten die Deutschen Baltimores in dem entscheidenden Kampfe bei North Point mit, wo wieder Oberst Armstädt den Oberbefehl führte und die Engländer schlug. Interessant ist ferner die Notiz, daß innerhalb dieser Kämpfe in Baltimore Amerikas wunderschöne Nationalhymne entstand, das Lied vom Sternenbanner.

Nach Beendigung des zweiten Unabhängigkeitskrieges schwang sich Baltimore erst recht empor, und zahlreiche bahnbrechende Neuerungen sprechen von dem regen Geiste, der die Bewohner der jungen Stadt beseelte.

Hier wurde der erste Flußdampfer gebaut, hier das Kohlenleuchtgas zuerst als Stadtbeleuchtung angewendet. Baltimore ist ferner die erste Stadt, welche eine Eisenbahn anlegte, die erste, in welcher Eisengebäude errichtet wurden, die erste, welche Cylinderformpressen benutzte und die erste Telegraphenleitung des Continentes fertig stellte. Zwar trat im zweiten Viertel des jetzigen Jahrhunderts ein entschiedener commercieller Rückgang ein, aber die Calamität, die den Handel der Stadt zu vernichten drohte, ward überwunden, und heute erfreut sich dieselbe einer Blüthe, wie nie zuvor.

Baltimore ist jetzt eine der hervorragendsten Städte Amerikas, und man darf derselben kühn eine rein deutsche Bevölkerung von hunderttausend Seelen zuschreiben. Wie die deutsche Handelswelt noch heute durch die achtbarsten Firmen vertreten ist, so unterhalten die Deutschen Baltimores ferner zwei Tageblätter und mehrere andere Zeitschriften, eigene, auf Gemeindekosten erhaltene englisch-deutsche Schulen und zahlreiche gesellige und wohlthätige Vereine.

Blätter und Blüthen.

Die Vererbung des Accents. Man erkennt in der Regel den Ausländer an dem „fremden Accent“ seiner Aussprache; denn es ist viel leichter, in den Geist einer Sprache einzudringen, als sich die richtige Wiedergabe der jedem Dialekte eigenthümlichen Modulationen der menschlichen Stimme anzueignen. Bei Leuten, die erst in ihren Jugendjahren fremde Sprachen erlernen, ist dieses Vorhandensein des fremden Accents leicht erklärlich. Der in dem Kindesalter empfangene Eindruck der Muttersprache behält in der Regel den neu einwirkenden Einflüssen gegenüber die Oberhand. Diese allgemein bekannte Thatsache wird jedoch noch verständlicher, wenn man die merkwürdigen Erscheinungen in Betracht zieht, die bei Taubstummen, welche die articulirte Sprache erlernt haben, beobachtet wurden. So berichtete vor Kurzem eine englische gelehrte Fachzeitschrift von einem jungen, von seiner Geburt an taubstummen Schottländer Folgendes: In seinem siebenzehnten Lebensjahre erlangte derselbe in Folge wiederholter Fieberanfälle sein Gehör wieder. Er begann sofort zu sprechen, aber die Hausgenossen konnten ihn nur mit Mühe verstehen und bemerkten bald, daß der junge Schottländer, dessen Eltern aus dem schottischen Gebirge stammten, das Englische mit demselben fremden Accente aussprach, welcher den Hochländern jener Gegend, wenn sie Englisch lernen, eigen ist. Der junge Mann hat aber den gaelischen Dialekt seiner Eltern niemals gekannt, da er das Gehör erst während seines Aufenthaltes in Nieder-Schottland, wo jener Dialekt nicht gesprochen wird, wiedererlangte. Dieser interessante Fall, welcher nur durch die Macht der Vererbung zu erklären ist, steht keineswegs vereinzelt da. Ein Sachverständiger aus Manchester, Joseph Alley, berichtet gleichfalls von einem Taubstummen, der erst in seinem siebenzehnten Jahre das Sprechen lernte. Derselbe hielt sich von seiner frühesten Kindheit in der Grafschaft Lancashire auf, und dennoch verrieth seine Aussprache deutlich den in seinem Geburtsorte, der Grafschaft Stafford, üblichen Accenct.

Noch interessanter ist schließlich die Wahrnehmung, welche der berühmte Kenner der spanischen Literatur G. Tickner in der Taubstummenanstalt zu Madrid gemacht hatte: Keiner von den dort aufgenommenen Schülern hat jemals in seinem Leben einen Laut vernommen, und ihre Aussprache war nur das Resultat der Nachahmung der äußeren Bewegungen ihrer Lehrer. Diese Lehrer aber waren ohne Ausnahme Castilianer, und trotzdem sprachen die einzelnen Taubstummen stets mit dem Accente ihrer Provinz das Spanische aus. Man unterschied bei denselben ganz deutlich die eigenthümlichen Accente der Catalonier, der Basken und der Castilianer, ja sogar die selteneren von Andalusien und Malaga. Diese Thatsachen bilden einen interessanten Beitrag zum Capitel von der Vererbung physiologischer Fähigkeiten und bewahrheiten den alten Spruch, daß eben Jeder sprechen muß, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.

Redacteur: Dr. Ernst Ziel in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

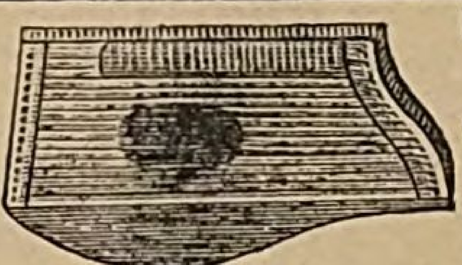
Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube.
№. 417. XVI. Jahrg

Wer schön schreiben will,
verlangt gratis und franco meine Probe-Lection.

Ferdinand Simon
Magdeburg
vereidigter Sachverständiger etc.

Universal-Reisschiene und Universal-Winkel [3208
zum Verstellen mit Transporteur
D. R.-Patent Nr. 9491.
Beides zusammen 4 Mark mit Packung **franco** gegen **franco** in Deutschland.
Halle a/Saale. **Paul Colla.**

Eigne Arbeit Preis-gekrönt.



Düsseldorf 1880 für hervorragende Leistung.

Zithern

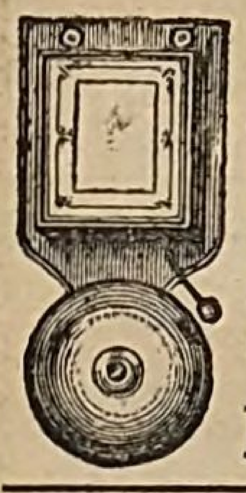
3241] (13210)
liefert in anerkannt vollendeter Arbeit, Güte und mit großer Tonfülle gut besaitet, schon von M. 16 an, feinere Qualitäten 22, 28, 36—150 M. Schulen zum Selbsterlernen. **Preiscourant franco.**
Die Saiten-Instrumenten-Fabrik von
Gebrüder Wolff in Creuznach.

Miniatur-

Dampfmaschinen, Locomotiven 2c. zum Betriebe von kleinen Maschinen für Private und als Lehrmittel für technische Anstalten liefert in äußerst correcter Ausführung nach jeder Construction im Preise von 50 bis 1200 Mark, u. vers. illustr. Prospecte gratis u. fro.
Louis Heinrici, Zwickau i/S.

PINCENEZ
für jede Nase passend in Talmi-Gold
mit den feinsten Cristallgläsern à Mark 4
R. TREUER BRILLEN-FABRIK 41 Mohrenstr. 41 BERLIN W.

Selbstspuler f. Wh. & Wils. Nähmasch.; während d. Nähens spult sich die Spule von selbst voll. Nicht nur allein an Familien-Nähm., sondern bereits i. gröss. Fabriken eingf. Preis M. 1,20 geg. fr. Zusdg. **L. Hentschel**, Berlin, Krautstrasse 49. [3262



Haus-telegraphen,

sowie alles dazugehörige en gros für Wiederverkäufer. Anleitung und illustrirten Preiscourant gratis. [3055
Chemnitzer Telegraphenbauanstalt,
Herm. Pöge, Chemnitz.

Die Ledermanufactur.
von
Georges Hauenstein,
Verviers, Belgien,
empfiehlt: **Treibriemen**, **Riemchen** und **Hosen** für **Continue Lederband** und **Volant-Blätter für Kratzen.** [3126

Privat-Entbindungs-Anstalt
eines verh. Arztes. Liebevollste Pflege. R. R. R. Weimar postlagernd frei. [3191] (B. 3752)

Das Mikrotelephon.

Dieser Apparat in eine Telephonleitung eingeschaltet ergiebt schon bei Telephonen der billigsten Sorte die überraschendsten Resultate, leise einen halben Meter vom Mikrotelephon gesprochene Worte werden im Telephon genau und deutlich verstanden, eine auf den Apparat gelegte Taschenuhr hört man ticken u. s. w. Ich versende diese Apparate gegen Einsendung von 10 Mark oder Nachnahme. Wiederverkäufer Rabatt.
3243] **C. F. A. Wagner, Annaberg i. S.**

Spielwerke

4—200 Stücke spielend; mit oder ohne Expression, Mandoline, Trommel, Glocken, Castagnetten, Himmelsstimmen, Harfenspiel 2c. [3039

Spieldosen

2—16 Stücke spielend; ferner Necessaires, Cigarrenständer, Schweizerhäuschen, Photographiealbums, Schreibzeuge, Handschuhkasten, Briefbeschwerer, Blumenvasen, Cigarren-Etuis, Tabaksdosen, Arbeitstische, Flaschen, Biergläser, Portemonnaies, Stühle 2c, alles mit Musik. Stets das Neueste und Vorzüglichste empfiehlt
J. H. Heller, Bern. (Schweiz.)
☞ Nur direkter Bezug garantirt Aechtheit; **fremdes Fabrikat** ist jedes Werk, das nicht meinen Namen trägt. Fabrik im eigenen Hause.
100 der schönsten Werke im Betrage von 20,000 Francs kommen unter den Käufern von Spielwerken vom November bis 30. April als Prämie zur Vertheilung. Illustr. Preislisten sende franco.

Ausführung von Musterbüchern und illustrirten Preiscouranten für

Möbelfabriken

durch **Ph. Niederhöfer**, Architekt für Kunstgewerbe, Herausgeber und Verleger des Frankfurter Möbel-Bazar, in **Frankfurt a./M.** [3031
Illustrirte Prospecte zum Möbelbazar auf Verlangen gratis u. franco.

Bewährteste
Brütapparate

sicher arbeitend, **Wärmeregulirung selbstthätig**, sowie alle Utensilien zur **Geflügelzucht** empfehlen [3098
Grünhaldt & Co.
in **Oberlössnitz** bei **Dresden.**

Eltern

von Söhnen unter 12 Jahren werden auf die **Deutsche Militairdienst-Versicherungs-Anstalt in Hamburg** aufmerksam gemacht. Dieselbe bezweckt die Verminderung bezw. leichtere Beschaffung der für die Dienenden zu bringenden Geldopfer durch theilweise, nicht fühlbare Mitbelastung der Befreiten, Versorgung von Invaliden 2c. Tausende v. Deutschen Familienvätern haben bereits in d. Benutzung der hier gebotenen Einrichtungen eine weise Fürsorge für die Zukunft ihrer Söhne getroffen. Prospecte, Antragsformulare 2c. unentgeltlich durch die Direction und die Herren Vertreter. [3081

Noch nie dagewesen.
Erst Heilung, dann Bezahlung!
Flechtenkranke

werden in **C. Möllhoff's** Kurpensionat in **Schwerin** in Mecklenb. **schnell** und **gefahrlos** geheilt. Der Erfolg ist so sicher, daß Kurkosten **nur erst nach** vollständiger Heilung beansprucht werden. Mein Flechtenheilsystem dürfte in Europa das einzige sein, durch welches **dauernde Heilung** erzielt wird. In geeigneten Fällen auch briefl. Behandlung. Näheres durch Prospecte. [3252



Rowlands'

Macassar-Oel erhält das Haar, schützt vor dem Ausfallen und ist zur Haarpflege bei Kindern äußerst nützlich.
Odonto gibt den Zähnen eine blendende Weiße und verhindert Fäulniß; es ist das beste Zahnpulver für Jedermann.
Man fordere die Fabrikate von [3240
A. Rowland & Sons,
20 Hatton Garden London
und vermeide billige Nachahmungen. Zu haben bei allen Parfümeuren. (12321

CHOCOLADE
Hartwig & Vogel
Dresden
UND CACAO

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Vorräthig in den meisten Apotheken und Bandagen-Geschäften:

Verband-Paquete
à M. 1.20 à 80 Pf.,

welche alles Nöthige zur Blutstillung und zum Verbinden von Wunden und Verletzungen in unübertrefflicher Qualität nebst klarer, illustrirter Gebrauchsanweisung enthalten, sollten in keiner Haushaltung, Werkstätte, Fabrik, auf keinem Bauplatz fehlen; Niemand sollte ohne ein solches, bequem überall placirbares, kleines Paquet auf die Jagd gehen, reisen, auswandern. Tausende von Fällen beweisen, wie äusserst wichtig es ist, frische Wunden durch sofortigen Verband mit geeignetem, reinlichstem Material vor Schädlichkeiten zu schützen und wie sehr dies zur raschen Heilung beiträgt. — Man achte auf Firma und Fabrikmarke. Vor Nachahmungen wird dringendst gewarnt.
Internationale Verbandstoff-Fabrik
Schaffhausen (Schweiz) u. **Thiengen** (Baden)
Inhaberin der grossen goldenen Ehrenmedaille von Ihrer Majestät der Deutschen Kaiserin.

☞ Eine Dame in discr. Verhältn. findet bei geb. Dame fr. Aufnah., liebevolle Pflege M. P. 8. Leipzig postlagernd. [3215

Schreibkrampf

Durch eine 2—3 wöchentl. Kur wird der Schreib- u. Klavierkrampf radikal und andauernd geheilt. (Briefl. Heilung unmöglich). Atteste der Herren Professoren Dr. **A. Bardeleben**, Berlin, Dr. **Bamberger**, Dr. **Benedikt**, Dr. **Billroth** in Wien; Dr. **F. Esmarch**, Kiel, Dr. **Hertz**, Amsterdam, Dr. **von Nußbaum**, München, Dr. **Wagner**, Leipzig, werden auf Verlangen eingesandt. **J. Wolff**, Specialist, **Frankfurt** a. M., Elkenbachstr. 7.

Sicher von Erfolg begleitetes Mittel
Rothe Hände

zu beseitigen und diese in **ganz kurzer** Zeit **zart** und **weiss** zu machen durch
Crême de Pinard.
Vollständiger Erfolg garantirt. Preis 4 Mk.
Nur echt zu haben in Leipzig bei C. Berndt & Co., Hamburg: Apoth. Neuer Wall 25, Köln: Dom-Apotheke, Breslau; Univers.-Apoth, Wien: Apotheke A. Moll, Tuchlauben 9, Apotheker I. Pserhofer, Sänperstr. 15., Augsburg: Hof-Apoth. St. Afra. [3256

Damen find. freundl. Aufn bei Frau W . . . . Hebamme, Hannover, Kirschenstr. 10, I.

Bad Kreuznach.

Damen f. in m. conc. Entbgs-Anst. freundl. Aufnahme. **Wittwe Oppermann**, Heb.

Für Hausfrauen, zumal auf dem Lande.
Gegen Einsend. von 3 M. wird ein Recept mitgetheilt, Blut- u. Leberwurst ohne Kosten und ohne sie zu räuchern ein Jahr u. länger so aufzubewahren, daß sie in Geschmack, Geruch u. Geschmeidigkeit d. frisch. vollkommen gleicht. **Hottewitzsch, Leipzig-Lindenau**, Josephstr. 24.

F. Geschäftssuch. | **Magdeburger Vermittelungsblatt.** [Erwerbs- und Vacanzenliste für alle Stände] zu bez. d. jed. Postanst. unt. No. 2768a, zu 4 M. ¼ jährl. od. p. Couv. fr. i. H. z. 4 M. 50 Pf. d. **Preussers Comt. Fortuna**, Magdeburg, Bahnhofstr. 2 | Für Stellensuch.

Gedichte finden sofort Verwendung. Offerten und Retourmarke sub. A. 26. **Halle a. S.** postlagernd erbet. [3255

☞ Ein Hôtel ☜

in einer belebten Mittelstadt Sachsens, 30 Fremdenzimmer, Weinstube und Restaurant, Speisesaal, außerdem 5 Kaufläden im Grundstück ist auf eine Reihe von Jahren zu **verpachten**, eventuell auch zu **verkaufen**. Reflectirende wollen ihre werthen Adressen unter der Chiffre R. S. 15 in der Expedition dieses Anzeige-Blattes niederlegen. [3245

Heirath.
Ein gebild. Protestant in den besten Jahren, Besitzer fruchtb. Ländereien in schöner Gegend u. in der Nähe der Eisenb. u. v. Städten, sucht eine seelenverw. Lebensgefährtin von Herzensgüte, Häuslichkeit u., mindest. etwas, Schulbildung. Geeign. Damen, nicht zu jung, wollen sich gef. selbst od. mittels ihnen Nächststehender binnen 4 Woch. unt. A. Z. in versiegeltem Briefe fr. d. d. Exp. d. Anz.-Bl. vertrauensv. melden. Photogr. u. Ang. d. Verh. erb. Anonyme Adr. verb. Verschwiegenheit Ehrens. — Auch die Aermste ist eingeladen.

Heirathsgesuch.

Ich suche für einen Verwandten, Fabrikbesitzer in einer norddeutschen Provinzialst. 30 Jahre alt, passables Aeussere, im Auslande gereist, ein junges Mädchen als Lebensgefährtin. Einfach, häuslich erzogene junge Damen werden gebeten, sich mit Angabe ihrer näheren Verhältnisse sowie Vermögenslage womöglichst Photographie vertrauensvoll an mich zu wenden sub. R. F. 30 an Haasenstein & Vogler, Stettin. [3249

Walter K. a. R. Du würdest Deine Eltern durch eine Nachricht glücklich machen. [3264

Schw. Dom. Wie geht's D.? Ich b. vers. u. bedr. b. z. T. Willst D. d. ew. Reise mit m. m.? Ja o. nein?

Zur gefälligen Beachtung.

Inserate, welche durch unser Blatt die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung finden, erbitten wir uns stets so zeitig wie möglich, da die Herstellung einer jeden unserer Nummern, der hohen Auflage wegen, 12 Tage in Anspruch nimmt.

Wir berechnen die viergespaltene Zeile von ca. 35 Nonpareille-Buchstaben mit 1½ Mark und nehmen gefl. Insertions-Aufträge sowohl direct als durch jede Annoncen-Expedition entgegen.

Leipzig. **Expedition der Allgemeinen Anzeigen zur Gartenlaube.**

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube.

№. 418. XVI. Jahrg.

In allen Buchhandlungen zu haben:
Beachtenswerth für junge Männer.
Ueber den Umgang mit dem
weiblichen Geschlecht
oder die **Kunst**, sich die **Neigung** des weiblichen Geschlechts zu **erwerben** und zu **erhalten**, mit **24 Klugheits-Umgangsregeln**. — Von **A. Eberhard.** Zehnte Auflage. — **Preis 2 Mark.**
NB. Enthält 36 Anweisungen, wie man durch richtigen Takt in der Liebe und durch ein kluges Benehmen die Herzen der Damen gewinnen kann. [3165
Ernst'sche Buchhandlg. in Quedlinburg.

So eben völlig neu bearbeitet erschienen und in jeder Buchhandlung vorräthig:
L. A. ALBERT,
Englischer Dollmetscher.
Anweisung, die engl. Sprache schnell und ohne Lehrer zu erlernen.
Mit ganz genauer (deutscher) Bezeichnung der Aussprache jeden Wortes.
10. Auflage.
Eleg. gbd. 2 M. 40 Pf.
LEIPZIG. Baumgärtner's Buchhandlung.

Die Tonkunst.
Zeitschrift für den Fortschritt in der Musik. Monatlich 2 Nr., 1—1½ Bogen stark. Billigste und populairste Musikzeitung. Preis pro Quartal **nur M. 1,20 Pf.** Probenummern liefern alle Buchhandlungen gratis.
3277] Verleger: A. Frantz in Demmin.

Durch alle Postanstalten (Postzeitungsliste No. 98) sowie durch die Buchhandlungen zu beziehen:
Allgemeine Zeitung d. Judenthums
von
Dr. L. PHILIPPSON.
45. Jahrgang. Vierteljährl. 3 M.
Gegenwärtig das bedeutendste jüdische Wochenblatt und besonders lesenswerth wegen seiner objectiven und freisinnigen Besprechungen der berüchtigten sogen. Antisemitenbewegung. [3286

In allen Buchhandlungen zu haben:
Alvensleben, [3163
100 Polterabendscherze
zum Vortrage für **einzelne Damen** und **Herren**, wie auch zur **Aufführung größerer Polterabend-Scenen.** Fünfte Auflage. — 1 Mark 50 Pf.
Der Mensch u. sein Geschlecht
oder Belehrungen über **physische Liebe,** über **Ehe** und über **Fortpflanzung.** Von Doctor Albrecht. 1 Mark 50 Pf.
Ernst'sche Buchhdlg. in Quedlinburg.

2 wichtige und lehrreiche Werke à 50 Pfg.

Katechismus
der
Buchführung
mit Kalender für 1881
Preis eleg. geb.
50 Pfg.
Katechismus
der
Briefschreibekunst
nebst
Schönschrift
Preis eleg. geb.
50 Pfg.
Gegen Einsendung des Betrages (Nachnahme nicht) liefert diese werthvollen Werke
Ferdinand Simon Magdeburg,
gerichtlicher Bücher-Revisor p. p.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:
A. F. Frehse's — bewährte
Fang- und Jagdmethoden
gegen **Füchse, Marder, Wiesel, Dachse, Wildkatzen, Raubvögel.** Nebst Anweisung, **Hasen** und **Wildpret** aus der Ferne herbeizulocken. Verbesserter durch **v. Ehrenkreutz.** [3164
Fünfte Auflage. Preis 1 Mk. 50 Pf.
Ernst'sche Buchhandlung. Quedlinburg.

Eine Dame in discr. Verhältn. findet bei geb. Dame fr. Aufnahr., liebevolle Pflege M. P. 8. Leipzig postlagernd. [3215

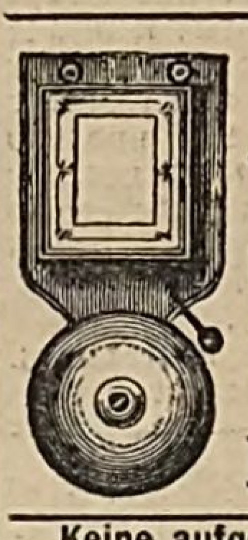
Gratis 6 hum. 5-Markscheine
Für jeden den es angeht.
Meine so bel. Packete mit echten Briefmarken sind wieder i. folg. No. vorräthig:
No. 1. 100 versch. als Queensland etc. —.50.
„ 2. 50 „ „ Cap. Victoria etc. —.50.
„ 3. 25 „ „ Aegypten etc. —.50.
„ 4. 100 „ „ Finnld. Serbien 1.—.
„ 5. 50 „ „ Chili, Jamaica etc. 1.—.
„ 6. 25 „ „ Azoren Brasil. etc. 1.—.
Versandt gegen Cassa oder Nachnahme.
G. Buck, Ulm a/D.
Neue Preisliste gratis u. franco.
Jedem Abnehmer eines Packet's

Höhere Töchterschule und Pensionat
zu Homburg v. d. Höhe.
Schöne, gesunde Lage, angenehmes Familienleben, gediegener Unterricht m. besonderer Berücksichtigung der französischen und engl. Sprache. Anleitung z. häuslichen Arbeiten. Prospecte durch die Vorsteherinnen [3289
E. & L. Stohmann.

Erstes kaufmännisches Unterrichts-Institut,
Magdeburg, Steinstr. 14.
Tages-Cursus, täglich 6 Stunden Unterricht.
Gründliche Ausbildung zum perfecten
Das Ziel ist in 4 Monaten zu erreichen.
Buchhalter, Correspondenten, Rechner, Comtoirist und Schönschreiber.
Nachrichten über d. Institut gratis.
Pension auf Wunsch.
Stellen-Vermittelung.
Reife-Diplom.
Ferdinand Simon,
Magdeburg,
gerichtl. vereidigt. Sachverständ. f. Buchführg. etc.

Töchter-Pensionat
3082
v. Dir. G. W. C. Schmidt, Dresden.
Prospect u. Zeugnisse gratis u. franko.

PINCENEZ
für jede Nase passend
in Talmi-Gold
mit den feinsten Cristallgläsern
à Mark 4
BRILLEN-FABRIK
R. TREUER
41 Mohrenstr. 41
BERLIN W.


Haus-telegraphen,
sowie alles dazugehörige en gros für Wiederverkäufer. Anleitung und illustrirten Preiscourant gratis. [3263
Chemnitzer Telegraphenbauanstalt,
Herm. Pöge, Chemnitz.

Keine aufgerissenen Knopflöcher mehr!
Theilbare Chemisett-Knöpfe für jedes Hemd passend à Dtz. 1,50 u. 2 M. frco. geg. frco.
Crimmitschau. Louis Benner.

Otto W. Röber,
Dresden, [3276
liefert zur **Seifenfabrikation** alle nöthigen Maschinen. — Inhaber von drei Patenten.

J. A. Hietel, Leipzig,
Königl. Hoflieferant.
Kunststickerei & Fahnen-Manufaktur.


Specialität f. Fahnen jeder Art. Altarbekleidungen und Ausstattung f. Synagogen. Skizzen, Materialproben, Prospekte gratis.
Beste Referenzen.
[3200

Schwarze Cachemirs
Specialität reine Wolle — Außergewöhnlich billige Preise. — Collection bereitwilligst.
Siegfried Schlesinger,
Dresden.

Die Tabakfabrik
von **Gebr. Maack, Husum,**

versendet als Specialität frc. ihren beliebten, stengelfreien
„Petit-Kanaster"
aus den besten nicotinfreisten Tabaken v. feinsten Geschmack u. lieblich milden Aroma, in Cabusen von 5 u. 10 Pfd. gegen Baar oder Nachnahme von 7 resp. 14 Mark.
Strengste Reellität garantirt.

Vorräthig in den meisten Apotheken und Bandagen-Geschäften:
Verband Paquete
à M. 1.20 à 80 Pf.,
welche alles Nöthige zur Blutstillung und zum Verbinden von Wunden und Verletzungen in unübertrefflicher Qualität nebst klarer, illustrirter Gebrauchsanweisung enthalten, sollten in keiner Haushaltung, Werkstätte, Fabrik, auf keinem Bauplatz fehlen; Niemand sollte ohne ein solches, bequem überall placirbares, kleines Paquet auf die Jagd gehen, reisen, auswandern. Tausende von Fällen beweisen, wie äusserst wichtig es ist, frische Wunden durch sofortigen Verband mit geeignetem, reinlichstem Material vor Schädlichkeiten zu schützen und wie sehr dies zur raschen Heilung beiträgt. — Man achte auf Firma und Fabrikmarke. Vor Nachahmungen wird dringendst gewarnt.
Internationale Verbandstoff-Fabrik
Schaffhausen (Schweiz) u. **Thiengen** (Baden)
Inhaberin der grossen goldenen Ehrenmedaille von Ihrer Majestät der Deutschen Kaiserin.

Täglicher Post- Personen- und Güter-Dienst.
Vlissingen-Queenboro'-London.
Abfahrt von Cöln 1 Uhr 40. N., von Vlissingen 9 Uhr 25. N., in London 7 Uhr 55. V.
„ „ London 8 „ 25. „ „ „ 7 „ 25. V., „ Cöln 2 „ 34 N.
Directe Billetausgabe und Gepäckeinschreibung auf allen Haupt-Stationen.
Die Räderdampfer der Gesellschaft „Zeeland" sind die grössten, schönsten und comfortabelst eingerichteten Dampfer, wirkliche See-Hôtels, welche zwischen dem Continent und England fahren und bieten allen erdenklichen Schutz gegen Seekrankheit. Unbedingt beste und billigste Route von und nach England. Eil- und Frachtgüter finden prompteste Beförderung. Bei der Gepäckrevision in Kaldenkirchen, Richtung London—Continent, leistet das Personal des Herrn J. J. Niessen in Kaldenkirchen den Reisenden auf Wunsch Assistenz. [3138
Auskunft ertheilen: Cours- und Reisebücher; die Direction der Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Zeeland" Vlissingen; Niederländische Staatsbahn, Bureau „Zeeland" Utrecht; die London, Chatham und Dover Eisenbahn, London, sowie die bekannten Herren Agenten: BEST RYLEY & Co., London; THOs. COOK & SON, London; J. J. NIESSEN, Cöln und Kaldenkirchen BRASCH & ROTHENSTEIN in Berlin, Leipzig, Düsseldorf und Wien, Universal-Reise-Bureau in Frankfurt a/M.

Reelle Geschäftsleute, speciell Laden-Inhaber, die über ihre Solvenz sichersten Nachweis liefern können, erhalten von einer bekannten Hamburger Cigarren Firma unter günstigen Bedingungen Commission-Lager. Reflektanten wollen sich sub. **C. G. 141 an G. L. Daube & Co., Hamburg** wenden. [3269

Zur gefälligen Beachtung.
Inserate, welche durch unser Blatt die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung finden, erbitten wir uns stets so zeitig wie möglich, da die Herstellung einer jeden unserer Nummern, der hohen Auflage wegen, **12 Tage** in Anspruch nimmt.
Wir berechnen die viergespaltene Zeile von ca. 35 Nonpareille-Buchstaben mit 1½ Mark und nehmen gefl. Insertions-Aufträge sowohl direct als durch jede Annoncen-Expedition entgegen.
Leipzig. **Expedition der Allgemeinen Anzeigen zur Gartenlaube.**

Die Ledermanufactur.
von
Georges Hauenstein,
Verviers, Belgien,
empfiehlt: **Treibriemen, Riemchen** und **Hosen für Continue Lederband** und **Volant-Blätter für Kratzen.** [3126

Stottern
wird schnell und sicher entfernt und eine gewandte Sprache erzielt. Keine Tactmethode, kein langsames Sprechen. Jeder Sprachleidende wird **seinem** Uebel entsprechend behandelt. Preise niedrig. Nichtgeheilten werden alle Kosten erstattet. Prospecte und Atteste-Auszug gratis. [3281
Fr. Kreutzer,
Lehrer in **Rostock i/M.**

Bad Kreuznach.
Damen f. in m. conc. Entbgs-Anst. freundl. Aufnahme. **Wittwe Oppermann,** Heb.

Privat-Enbindungs-Anstalt
eines verh. Arztes. Liebevollste Pflege. **R. B. R. Weimar** postlagernd frei. [3191] (B. 3752)

Eine frühere Oberhebamme a. d. kgl. Entbindgs-Anstalt z. Hannover nimmt Damen b. sich auf. Offerten **S. W. 18.** postlagernd **Aegidienthorplatz, Hannover.** [3275

Privat-Entbind. bei einer gebild. Dame (Geburtshelferin) liebevolle Pfl. pp. **L. verw. Klauer, Dresden,** Mathildenstr. 29. I. [3279

Gesucht Ima **Agenten** für prima Fabrikant von **Sardines à l'huile.** Adressen unter **H. 059 an Haasenstein & Vogler in Hamburg.**

Für den ersten Unterricht zweier Knaben wird unter günstigen Bedingungen ein
Elementar-Lehrer
gesucht. Adressen unter H. G. postlagernd Grambow in Pommern erbeten. [3272

Von einem Agenten, welcher mit den ersten Exporteuren Hamburgs arbeitet, werden Agenturen, hauptsächlich der Lebensmittelbranche, aus **erster** Hand gesucht. Ima Referenzen zur Disposition. Adr. unter **H. 060 an Haasenstein & Vogler in Hamburg.**

Repräsentantinen, Gesellschafterinen, Erzieherinen, Wirthinen u. Stützen gewissenhaft empfohlen. Die Agentin **Friederike Cahn, Magdeburg.** [3267

Ein junger Mann (Abiturient mit academischer Bildung) Unteroffz. d. Reserve, sucht unter bescheidenen Ansprüchen **Stellung** als **Erzieher,** resp. **Aufseher** in einer Familie oder Anstalt. Offerten sub. **H. B. 126** an **Rudolf Mosse, Hamburg** erbeten. [3278

Erzieherinnen, Bonnen, Haushälterinnen empfiehlt Frau **Böttger, Taunusstraße 49. Wiesbaden.** [3285

Um meine verbesserte Kochmaschine mit Kochgeschirr einzuführen, resp. auszunützen suche mit einer größeren Eisengießerei in Verbindung zu treten. Näheres durch [3296
A. Wende in Stargard i. Pom.

Ein im Weichbild hiesiger Stadt gelegenes Wohnhaus neu mit Anbauten, 9 Morgen Obstgarten — für Gärtnerei, Fabrik oder Pensionat — will Besitzer unter günstigen Bedingnissen verkaufen od. verpachten. Auskunft ertheilt [3288
G. K. Merle, Homburg, v. d. Höhe.

Ein Kind (discreter Geburt) wird gegen eine einmalige Zahlung (nach Uebereinkunft) zu adoptiren ges. Gef. Adr. unt. **M. B. 743** an **Rudolf Mosse, Leipzig** erbeten. [3293

Eine Dame wünscht ein kl. Mädchen gegen einmalige mäßige Vergütigung zu sich zu nehmen. Gef. Offerten unter **A. Z. 96.** an **J. Barck & Co., Halle a/S.** [3266

Ein j. Geschäftsm. wünscht d. Bekanntsch. e. j. geb., etwas verm. Dame m. häusl. Sinn beh. Verheir. z. m. Nicht anonyme Adr. m. Photogr. u. Ang. d. n. Verh. a. d. Exp. d. Bl. H. S. 40 erb.

Für Damen.
Ein Rheinländer, 27 J. alt, Theilhaber u. Leiter des elterl. Weingesch., von einnehmendem Aeußeren u. einem jährlichen Einkommen von ca. M. 8000.— sucht behufs Verehlichung d. Bekanntschaft einer jungen, anmuthigen, häuslich erzogenen evangelischen Dame mit entsprechendem Vermögen. Ernstgem. Offert. sub. **M. 3415** befördert die Annoncen-Exped. v. **Rud. Mosse** in **Frankfurt a/M.** Strengste Diskretion zugesichert. [3292

Steckbrief.
Gegen den am 14. April 1851 in Culm an der Weichsel in Preußen gebornen, bis gegen Ende Juni 1880 als Inhaber einer Stahl-, Schrauben- und Mutternhandlung in Leipzig aufhältlich gewesenen, zu letzteren Zeitpuncte aber von hier flüchtig gewordenen Kaufmann **Wilhelm Markiewicz,** zu dessen Vermögen das Concursverfahren eröffnet worden, ist wegen betrügerischen und einfachen Bankerutts, sowie wegen Betrugs die Untersuchungshaft verhängt worden. Es wird ersucht, denselben zu verhaften, und in die Königliche Gefangenanstalt allhier einzuliefern, bez. von dessen erfolgter Verhaftung Nachricht anher zu geben, damit wegen seiner Abholung das Erforderliche verfügt werden kann.
Leipzig, den 17. Januar 1881
Der Untersuchungsrichter [3300
beim Königlichen Landgerichte daselbst.
Oertel, L.-G.-Rath.

Walter K. a. R. Du würdest Deine Eltern durch eine Nachricht glücklich machen. [3264

R. Soll sich mir nicht Alles gleich einem Traum entrück., so vergönne m. ein Wiederf. n. e. einz. glckl. St. o. wenigst. e. Lebenszeich S.

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur

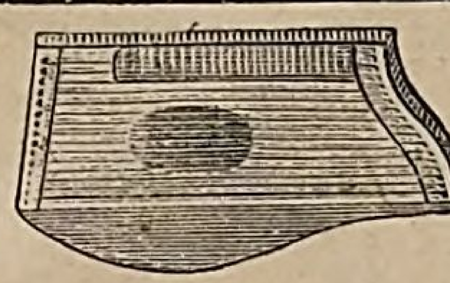
Gartenlaube.

№ 419. XVI. Jahrg.

Miniatur=

Dampfmaschinen, Locomotiven 2c. zum Betriebe von kleinen Maschinen für Private und als Lehrmittel für technische Anstalten liefert in äußerst correcter Ausführung nach jeder Construction im Preise von 50 bis 1200 Mark, u. vers. illustr. Prospecte gratis u. fro.
Louis Heinrici, Zwickau i/S.

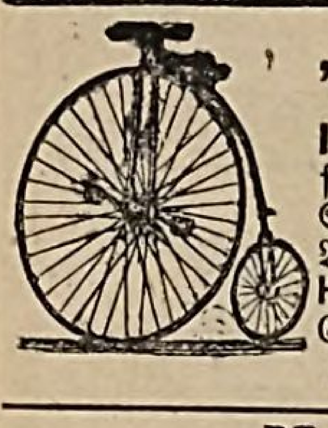
Eigne Arbeit Preis-gekrönt.



Düsseldorf 1880 für hervorragende Leistung.

Zithern

3241] (13210)
liefert in anerkannt vollendeter Arbeit, Güte und mit großer Tonfülle gut besaitet, schon von M. 16 an, feinere Qualitäten 22, 28, 36—150 M. Schulen zum Selbsterlernen. **Preiscourant franco.**
Die Saiten=Instrumenten=Fabrik von
Gebrüder Wolff in Creuznach.



„Herald Bicycle".

Original Englisches Velociped neuster, bester Construction z. Zurücklegen gr. Strecken in kurz. Zeit ohne Anstrengung. Prosp. gratis.
Heinr. Kleyer, Frankfurt a. M.
Generalvertreter für den Continent von Europa.

Neuheit!
Doppel-Glanzier-Plätteisen.

Mit diesem Eisen erzielt man einen politurartigen Glanz auf der Wäsche und es wird derselb. alles Kratzende u. Brettige genommen. Preis à Stück mit Gebr.=Anwsg. 1½ Mark
Stärkeglanz=Präparat z. Rohstärken à Pck 1 Mark, 4 Pck. 3 Mark.
Zum Gebrauch fertig präp. Glanzstärke z. Rohstärken und Glanziren in 1 Pfd. Pack. à 55 Pf. Versandt gegen Nachnahme. Wiederverkäufern Vorzugspreise. [3329
Herzberg a. H. Jul. Rahte.

Champagner-Apparate

für den Groß= und Klein=Betrieb [3303
Max Isensee, Halle a/S.

Schwarze Cachemirs

Specialität reine Wolle — Außergewöhnlich billige Preise. — Collection bereitwilligst.
Siegfried Schlesinger,
Dresden. [3280

Wollene Corsets
für Magenleidende à Stück 6 Mk. versendet nach Maaß die Corsetfabrik [3328
F. Recke. Mühlhausen i. Th.

Die Wollfilzmanufactur von **Gustav Müller in Fulda** fabricirt und liefert en gros alle Gattungen Filze für Confection, Hut= und Schuhfabrikation, für Sattler= und Kürschnerbedarf, Kratzenfabrikation und technische Zwecke. [3244

Die feinsten Harzer [3271
Kanarienvögel
der besten Stämme St. Andreasbergs empfiehlt W. Köhler, Handlung u. Züchterei in St. Andreasberg i./H.

Gliricin.

unfehlbares Mittel zur Vertilgung von **Ratten** und **Mäusen.**
Kein Gift. [3332
Nur tödtlich für Nagethiere.
Zu beziehen von der Königl. privilegirten
Adler-Apotheke
(C. Heinersdorff,)
Culm i. Westpreußen.
Preis der Büchse (ca. 700 Gramm) 3 Mark.

Finnen, Wimmerln

im Gesichte, entfernt mein, an mir selbst erprobtes Schönheits=Wasser. Mit Gebrauchsanweisung und Verhaltungsmaßregeln à Flac. 3 M. 50 Pf. franco. „Betrag in Briefmarken einsenden." [3[illegible]5
Römhild, i/Thür. J. Rottmanner, Apotheker.
Depôt: Wien bei Hrn. Apoth. Ph. Neustein.
Depôt: München Bonifazius=Apotheke.

Privat=Entbind. bei einer gebild. Dame (Geburtshelferin) liebevolle Pfl. pp. L. verw. Klauer, **Dresden,** Mathildenstr. 29. I. [3279

Damen find. freundl. Aufn. bei Frau Wahrmann, Hebamme, Hannover, Birkenstraße 18, I. (Früher Oberhebamme am Königl. Entbindungshause. [3313

Herzogl. Baugewerkschule Holzminden

Errichtet — Fachschule für: — 1831/32
Bauhandwerker, Mühlen- und Maschinenbauer.
Sommers. 2. Mai. Winters. 1. Nov. Voruntorr. April-Oct. Pensionat.
Director: G. Haarmann.

Thermometrographen

(Self registering maxima and minima thermometers) (Thermomètres à maxima et à minima)
Eine der interessantesten Erfindungen auf dem Gebiete der Physik ist der Maximum-Minimum-Thermometer oder das Thermometrograph, welches den höchsten Wärmegrad des Tages und den geringsten Temperaturstand der Nacht — von selbst genau anzeigt.
Der Mangelhaftigkeit der bisher construirten Systeme ist durch die sinnreiche Erfindung eines Engländers vollkommen abgeholfen worden. Nach demselben werden diese verbesserten Thermometrographen
Six-Thermometer (mit Magnet)
genannt und werden solche von England aus zu hohen Preisen in alle Welttheile versandt.
Der deutschen Industrie hat es lange Zeit nicht glücken wollen, dieses neue System anzufertigen und sind auch heute nur ganz wenige Fabrikanten in der Lage, etwas wirklich Vorzügliches in diesem Artikel herzustellen.
Ich erlaube mir daher auf mein anerkannt außerordentlich gutes Fabrikat von Sixthermometern ergebenst aufmerksam zu machen, und zu bemerken, daß die von mir unter Garantie der Vorzüglichkeit gelieferten Stücke mit meinem Firmen=Stempel: „Eduard Bufleb, Gotha", versehen sind. [3327
Zu beziehen durch alle Optiker des In= und Auslandes. **Six-Thermometer** auf Holz getheilt M. 16.—, auf ff. geschliffenem Spiegelglas M. 18.—
EDUARD BUFLEB, Gotha (früher Saalfeld. Thüring.).
Fabrik für Glas Instrumente der Physik, Chemie und Chirurgie.

WIEN 1873 — SYDNEY 1880 — LONDON 1862 PRIZE MEDAL — PARIS 1867

Da uns vielseitig bekannt geworden, daß **Schuhe** und **Stiefel** von geringeren Qualitäten fälschlich als unser Fabrikat verkauft werden, sehen wir uns veranlaßt, bekannt zu machen, daß alle unsere Fabrikate nebenstehende **Schutzmarke** auf der Sohle tragen.

Otto Herz & Co.

Erste und älteste deutsche Schuhfabrik mit Maschinen und Dampfbetrieb in **Frankfurt a. M.**

Täglicher Post- Personen- und Güter-Dienst.

Vlissingen-Queenboro'-London.

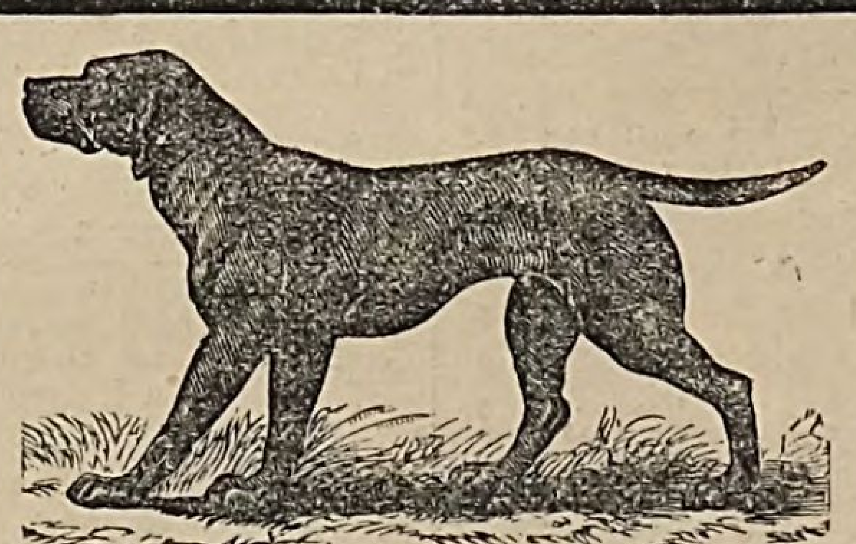
Abfahrt von Cöln 1 Uhr 40. N., von Vlissingen 9 Uhr 25. N., in London 7 Uhr 55. V.
" " London 8 " 25. " " " 7 " 25. V., " Cöln 2 " 34 N.
Directe Billetausgabe und Gepäckeinschreibung auf allen Haupt-Stationen.
Die Räderdampfer der Gesellschaft „Zeeland" sind die grössten, schönsten und comfortabelst eingerichteten Dampfer, welche zwischen dem Continent und England fahren und bieten allen erdenklichen Schutz gegen Seekrankheit. Unbedingt beste und billigste Route von und nach England. Eil- und Frachtgüter finden promptste Beförderung. Bei der Gepäckrevision in Kaldenkirchen, Richtung London—Continent, leistet das Personal des Herrn J. J. Niessen in Kaldenkirchen den Reisenden auf Wunsch Assistenz. [3138
Auskunft ertheilen: Cours- und Reisebücher; die Direction der Dampfschiffahrts-Gesellschaft „Zeeland" Vlissingen; Niederländische Staatsbahn, Bureau „Zeeland" Utrecht; die London, Chatham und Dover Eisenbahn, London, sowie die bekannten Herren Agenten: BEST RYLEY & Co., London; THOs. COOK & SON, London; J. J. NIESSEN, Cöln und Kaldenkirchen BRASCH & ROTHENSTEIN in Berlin, Leipzig, Düsseldorf und Wien, Universal-Reise-Bureau in Frankfurt a/M.

K Nach allen Ländern Europas versende meine vorzüglichen Hohlroll-Kanarienvögel unt. Garantie lebenden Eintreffens und der Güte. Meine Broschüre I u. II à 50 Pf.
R. Maschke,
St. Andreasberg im Harz. [3307

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner sehr gesund gelegenen Anstalt vollständigen Familienanschluß, individualisirenden Unterricht und, wenn möglich, Heranbildung zu einem Lebensberufe. Dresden, Blasewitz, Waldpark, Marschallallee.
3334] E. Foerster.

Raçe-Hunde — Raçe-Hunde



Die große
Raçe-Hunde-Züchterei
und Dressur-Anstalt
Koestritz (Reuss)

empfiehlt in reichster Auswahl ihre weltberühmten vielfach prämiirten Raçe-Hunde unübertroffenen Genres, als div. **Jagd- und Vorstehhunde, Brackier-, Dachs- und Windhunde** in selbstthätiger Dressur. Ferner als besondere Specialitäten meiner Zuchtstationen **Bernhardt. Berghunde und Deutsche Doggen,** worunter Riesenthiere bis ca. 1 Mtr. hoch, in den wunderschönsten Zeichnungen. Dergleichen **Newfoundländer, Dänische Doggen, Engl. Bulldoggen, Terriers Rattler, Wolfshunde, Hof- und Wachthunde, Eleganteste Salon- und Damenhündchen,** als **Angora-Pudel, Seidenspitzer, Engl. Möpse, Java-Pintscher** und kleinste **Löwenhündchen** 2c. 2c. 2c. [3322

Hunde

der Köstritzer Züchtung haben sich durch unübertroffene Größe, Eleganz, Racenreinheit und vorzügliche Schule ein **Welt-Renommée** erworben und verweise auf die günstigen Urtheile berühmter Kynologen und Referate der in- und ausländischen Presse. Versand in alle Welttheile auf eigene Gefahr unter Garantie. Illustrir. Catalog gratis, mit Photogr. 1 M. Retourmarke erbeten.
Adresse: **Arthur Seyfarth, Köstritz (Reuss).**

Raçe-Hunde — Raçe-Hunde

Reelle Geschäftsleute, speciell Laden-Inhaber, die über ihre Solvenz sicheren Nachweis liefern können, erhalten von einer bekannten Hamburger Cigarren Firma unter günstigen Bedingungen Commissions-Lager. Reflektanten wollen sich sub. C. G. 141 an G. L. Daube & Co., Hamburg wenden. [3269

Carl Koch's Nachfolger
Papier=Waaren=Fabrik
Frankfurt a/M.

sucht tüchtige Agenten für den Verkauf seiner Fabrikate:
Geprägte Etiquettes in hochfeiner Ausführung, Musterbüten und Anhäng=Etiquettes in den neuesten Stoffen, Neuheiten in Briefcouverts, Briefpapier, Memoranden, Wechseln und allen sonstigen Drucksachen.
Mustercollectionen in 7 Serien in eleganter Ausstattung. [3335
Hohe Provision.

Frisches Obst im Winter

Reifes Obst

mit Zucker nach eigener Methode conservirt von
Emil Teitge, Leipzig.
Specialität von Autoritäten begutachter. Postcolli von 5 Glas div. frco. geg. Eins. v. 6 M. 50 Pf. oder Nachnahme.

Familienpension Leipzig
f. j. **Mädchen,** Ausb. wirthschaftl. u. gesellsch. Prospecte grat. **Leipzig,** Elsterstr. 28 Frorm

Für Stotterer!

Gestatte man mir vielen Leidenden zu verkünden: „Mein Sohn Friedrich ist von Herrn **Paul Kuschla,** (Heilanstalt Guben) im Monat Juli v. Jahres vom Stottern geheilt worden und spricht heut noch **gut.** [3331
Flatow bei Cremmen, d. 26 Jan. 1881.
Karl Plessow, Gutsbesitz.

Hock'scher Motor.

Firmen in Deutschland, welche im Besitz eines Hock'schen Motors sind oder waren, oder einen solchen anschaffen wollen, werden höfl. gebeten, mir ihre werth. Adresse anzugeben.
Leo Meller, Metallgießerei,
Ludwigshafen a/Rh.

Von einem Agenten, welcher mit den ersten Exporteuren Hamburgs arbeitet, werden Agenturen, hauptsächlich der Lebensmittelbranche, aus **erster** Hand gesucht. Ima Referenzen zur Disposition. Adr. unter H. 060 an **Haasenstein & Vogler in Hamburg.**

Tüchtige Agenten

zum Verkaufe von in Deutschland gesetzlich erlaubten **Staats- und Prämienloosen** in monatlichen Theilzahlungen, werden gegen gute Provision und fixes Gehalt angestellt. [3315
Franco=Offerten zu richten an:
Filiale der Bankvereeniging
Grün & Co.,
Frankfurt a/M., neue Kräme 26.

Gesucht Ima Agenten für prima Fabrikant von **Sardines à l'huile.** Adressen unter H. 059 an **Haasenstein & Vogler in Hamburg.**

Für den ersten Unterricht zweier Knaben wird unter günstigen Bedingungen ein

Elementar=Lehrer

gesucht. Adressen unter H. G. postlagernd Grambow in Pommern erbeten. [3272

Ein j. geb. Mann, d. sich als Opernsgr. auszubilden wünscht, bittet, da es ihm an hierzu erford. Mitt. fehlt, edle Herzen um güt. Unterst. Gef. Off. w. s. K. V. a. d. Exp. d. Bl. erb.

Ein in Dresden ansässiger Fabrikbesitzer sucht ein **Kind** (am liebsten Knabe), weil selbst kinderlos, gegen einmalige Entschädigung **jetzt** oder **später** zu **adoptiren.** Offert. erbeten sub. **L. F. 327.** an **Rudolf Mosse,** **Dresden.** [3300

Für einen soliden Juwelier in Thüringen in den 30er Jahren, eigenes Geschäft. Haus- und Grundbesitzer, wird eine vermögende, ehrenhafte junge Dame von angenehmen Aeußeren, sanften Character, Sinn für Häuslichkeit und zu dieser Branche passend, als zukünftige Gattin gesucht. Gef. Off. bittet man unter **X. Z.** an die Exped. d. Bl. zur Weiterbeförderung einzusenden. [3317
Discretion Ehrensache, Photogr. erwünscht.

Heirath. Ein Lehrer (i. e. Stadt) sucht d. Bekanntsch. e. gebild., vermög. Dame i. Alt. v. 20—28 J.) z. machen. Adr. m. Ang. d. Verh. unt. Chiff. O. P. 312 frco. an dies. Blatt erb.

S. H. Weihnachtssendg., Briefe Neujahr erh., innigsten Dank. Besprech. Wiederf. erwünscht, wenn auch unt. obwalt. Umständen schmerzlich. Erwarte s. Zt. ganz genaue Mittheilg. darüber. Glaube an meine stets unveränderte, heiße Liebe. Tausend Grüße und Küsse v. Deinem F. J. [3319

Meine S! Mein liebes, gutes Weib! Habe ich mich auch wieder bangen, schweren Herzens losreißen müssen von Dir, meine S., so kann doch nichts mich hindern, allzeit bei Dir zu sein mit meinen besten Gedanken, mit all meinem Fühlen, Empfinden! Unter Gottes Schutz wird ja auch diesmal wieder die trübe Trennungszeit entschwinden, werden wieder die sonnigen Tage nahen, die sich mir durch Dich, S! in unnennbar hohe Festtage wandeln. So leb' denn wohl, lieb Leben, süß u. wohl, ich grüße Dich aus tiefster Seele vieltausendmal; Will's Gott, bin ich bald wieder bei Dir. Dein R. Dein a. s. T. [3311

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube.

№ 420. XVI. Jahrg.



Friedrich Spielhagen's neueste Dichtung Angela,

welche gegenwärtig im Feuilleton des **„Berliner Tageblatt"** erscheint, wird **neu hinzutretenden** Abonnenten gegen Einsendung der Abonnements-Quittung **gratis** und **franco** nachgeliefert.

Für den Monat März

werden Abonnements auf das **täglich zweimal** in einer **Morgen-** und **Abend-Ausgabe** erscheinende

Berliner Tageblatt

nebst seinen 3 Beiblätter:

illustrirtes Witzblatt „ULK", belletristische Wochenschrift **„Deutsche Lesehalle"** und „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft"**,

zum Preise von nur **1 Mk. 75 Pf.** für alle 4 Blätter zusammen

von allen Reichspostanstalten jederzeit entgegen genommen.

Man beliebe das Abonnement bei der nächstgelegenen Postanstalt schleunigst anzumelden, damit die Zusendung des Blattes von Beginn des nächsten Monats ab prompt erfolge.

Probe-Nummern versendet auf Verlangen **gratis** und **franco** die Expedition des **„Berliner Tageblatt"**, **Berlin SW.**, Jerusalemerstr. 48.

Unentbehrliches Supplement
zu jedem Konversations-Lexikon
(ältere und neuere Auflagen).

Otto Spamer's illustrirtes

Konversations-Lexikon d. Gegenwart in 2 Bänden.

Mit 1500 Text-Abbildungen, Tonbildern, Porträtgruppentafeln, Karten, Plänen 2c.

☞ Das Werk ist in Heften à 50 Pf., in Lieferungen à 3 M. oder in 2 Bänden **durch alle Buchhandlungen beziehbar.**

Der erste Band liegt bereits vollständig vor und kostet geheftet M. 20; elegant gebunden M. 24.

☞ Das erste Heft nebst ausführlichem Prospekt versendet die Unterzeichnete überallhin gratis und portofrei.

Verlagbuchhandlung von Otto Spamer in Leipzig u. Berlin.

Der neu erschienene Catalog der

Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franko zu beziehen. [3046

H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

Von Musikzeitungen auf's wärmste empfohlen.

Von Wilhelm Streit's Verlag in Dresden u. alle Buch- u. Musikhandlungen zu beziehen:

Das Reich der Töne.

Ein **Musikheft** in Royal Notenformat **reich gebunden** in engl. Leinen m. Gold **Mark 7.50,** brochirt M. 5.—, enthaltend **300** historisch geordnete photographische Portraits von **Musikern, Virtuosen, Sänger** und **Sängerinnen** aller Zeiten und Völker bis auf die Gegenwart nebst kurzen Lebensbeschreibungen. **Eine lebendige Musikgeschichte und bequemes Nachschlagebuch.**

Soeben in **Fr. Karafiat's** Verlag in Brünn erschienen und dort wie durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Geheimnisse d. Spielberges.

Romantische Enthüllungen über Trenck, Pellico Förster, Anton, Serutay, Babinski 2c. 2c. Sage, Geschichte und Beschreibung. Kaiser Josef als Reformator. [3352

2. Auflage, 216 Seiten mit 20 Illustrat. Preis fl. 1.— oder M. 2.—, bei Francozusendung unter Kreuzband fl. 1.05 kr. oder Mark 2. 10 Pf.

---

20 komische Vorträge

alle sehr beliebt, zusammen f. 1 M. versendet **H. Haake,** Buchhandlung, **Bremen.**

Kataloge der [3357

Edition Steingräber

durch jede Musikhandlung gratis u. franco.

„Wir kennen keine

bessere, lusterregendere u. lusterhaltendere, ja Lust u. Fleiß steigerndere Schule."*)

Signale f. d. musikal. Welt, Leipzig.

*) **G. Damm,** Klavierschule u. Melodienschatz. 24. Doppel-Aufl. M. 4.—.

Die Geheimpolizisten,
komisches Duett

für Tenor und Bass mit Klavierbegleitung von **Hermann Kipper** op. 59 nebst aparten Singstimmen, 2. Auflage 3 Mk.

Hans Theuerlich,

humoristischer Männerchor

von **Jacob Blied,** op. 38, Part. u. Stim. 2 M.

P. J. Tonger, Köln a. Rh.

Durch jede Musikalienhandlung zu beziehen:

Ballklänge der Jugend

Ein Cyclus von 14 Tänzen in leichtester Spielbarkeit für Pianoforte von **F. A. Scholz. Preis 1 Mk.**

Dies Heft dürfte durch seine frischen, melodiösen Tanzweisen bald der Liebling jeder Familie werden. [3304

H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

Der Katalog der

Edition Peters

ist durch alle Musikalienhandlungen gratis und franco zu beziehen. [3141

Passendstes Geschenk für Jagdliebhaber.

Geheftet M. 4. 50. — Elegant gebunden M. 6.

Wild u. Wald.

Vademecum für Jäger und Jagdfreunde.

Von **Karl Ph. v. Thüngen.**

Mit 50 Text-Illustrationen und Titelbild von Albert Richter

Verlag v. Otto Spamer in Leipzig und Berlin.

So eben völlig neu bearbeitet erschienen und in jeder Buchhandlung vorräthig:

L. A. ALBERT,

Englischer Dollmetscher.

Anweisung, die engl. Sprache schnell und ohne Lehrer zu erlernen. Mit ganz genauer (deutscher) Bezeichnung der Aussprache jeden Wortes.

10. Auflage.

Eleg. gbd. 2 M. 40 Pf.

LEIPZIG.

Baumgärtner's Buchhandlung.

Durch alle Postanstalten (Postzeitungsliste No. 98) sowie durch die Buchhandlungen zu beziehen:

Allgemeine Zeitung d. Judenthums

von

Dr. L. PHILIPPSON.

45. Jahrgang. Vierteljährl. 3 M.

Gegenwärtig das bedeutendste jüdische Wochenblatt und besonders lesenswerth wegen seiner objectiven und freisinnigen Besprechungen der berüchtigten sogen. Antisemitenbewegung. [3286

Alle Buch- und Musikalienhandlungen, sowie Postanstalten nehmen Bestellungen an auf

Die musikalische Welt

Monatshefte ausgewählter Clavier-Compositionen unserer Zeit. **10. Jahrgang.**

Abonnementspreis: 1 M. 50 Pf. vierteljährlich.

Jedes Heft enthält in elegantester Ausstattung 5—6 vorügliche, leicht spielbare Clavierpiecen, die [d]urch ihre Gediegenheit u. Neuheit das Interesse jedes Clavierspielers fesseln werden.

Heft 1 zur Ansicht franco! [3305

H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

Im Verlage von **Otto Spamer** in **Leipzig** und **Berlin** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Nachgenannte weitverbreitete Lehrbücher:

Dr. Ed. Amthor's Quintessenz d. kaufmänn. Rechnens.

Vierte Auflage. Geheftet M. 4. In Ganzleinen gebunden M. 4. 50.

Auflösungen hierzu. Geheftet M. 1. 50. Gebunden M. 1. 80.

Taschenbuch der Handelskorrespondenz.

Englisch. Neunte Auflage. Zwei Theile geheftet à M. 1. 75.

Französisch. Zehnte Auflage. Zwei Theile geheftet à M. 1. 75. [3314

Italienisch. Zwei Theile. Geheftet à M. 2.

Dr. R. Thum's Sprachlehrbücher:

Englische Grammatik. Vierte Auflage. Geheftet M. 2.

Französische Grammatik. Dritte Auflage. Geheftet M. 2.

Englische und französische Geschäftsgespräche leichtere und schwerere. Vier Bändchen geheftet à M. 2.

Locella's Italienische Grammatik. Geheftet M. 2. 50.

☞ **In Ganzleinen gebunden kostet jedes Bändchen 50 Pf. mehr.** ☜

Wer Schönes und Geschmackvolles in ansprechenden Bildern, jeder Art und Größe und für jeden erdenklichen Zweck, wünscht; wer die **größte Auswahl** sucht und wer dabei **reell** und **billigst** bedient sein will, der verlange unseren über 1500 Nr. und 300 Illustrationen enthaltenden Katalag **neuster Chromos,** welchen wir überall hin gratis und franco versenden. [3268

L. BAUMANN & Co.

in **Düsseldorf.**

Lithographische Kunstanstalt gegründet 1816.

Spezialgeschäft für Oelfarbendruck.

Für Kunstfreunde. (3310)

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galleriewerke 2c.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, Van Dyck ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube

№. 421. XVI. Jahrg.



Friedrich Spielhagen's neueste Dichtung **Angela**,

welche gegenwärtig im Feuilleton des „**Berliner Tageblatt**“ erscheint, wird **neu hinzutretenden** Abonnenten gegen Einsendung der Abonnements-Quittung **gratis** und **franco** nachgeliefert.

Für den Monat März

werden Abonnements auf das **täglich zweimal** in einer **Morgen-** und **Abend-Ausgabe** erscheinende

Berliner Tageblatt

nebst seinen **3** Beiblätter:

illustrirtes Witzblatt „ULK“, belletristische Wochenschrift „**Deutsche Lesehalle**“ und „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft**“,

zum Preise von nur **1 Mk. 75 Pf.** für alle 4 Blätter zusammen

von allen Reichspostanstalten jederzeit entgegen genommen.

Man beliebe das Abonnement bei der nächstgelegenen Postanstalt schleunigst anzumelden, damit die Zusendung des Blattes von Beginn des nächsten Monats ab prompt erfolge.

Probe-Nummern versendet auf Verlangen **gratis** und **franco** die Expedition des „**Berliner Tageblatt**“, **Berlin SW.**, Jerusalemerstr. 48.

Der Katalog der

Edition Peters

ist durch alle Musikalienhandlungen gratis und franco zu beziehen. [3141

Von Musikzeitungen auf's wärmste empfohlen.

Von **Wilhelm Streit's Verlag** in **Dresden** u. alle Buch- u. Musikhandlungen zu beziehen:

Das Reich der Töne.

Ein **Musikheft** in Royal Notenformat reich **gebunden** in engl. Leinen m. Gold **Mark 7.50**, brochirt M. 5.—, enthaltend **300** historisch geordnete photographische Portraits von **Musikern, Virtuosen, Sänger** und **Sängerinnen** aller Zeiten und Völker bis auf die Gegenwart nebst kurzen Lebensbeschreibungen. **Eine lebendige Musikgeschichte und bequemes Nachschlagebuch.**

So eben völlig neu bearbeitet erschienen und in jeder Buchhandlung vorräthig:

L. A. ALBERT,

Englischer Dollmetscher.

Anweisung, die engl. Sprache schnell und ohne **Lehrer** zu erlernen. Mit ganz genauer (deutscher) Bezeichnung der Aussprache jeden Wortes.

10. Auflage.

Eleg. gbd. 2 M. 40 Pf.

LEIPZIG.

Baumgärtner's Buchhandlung.

In **allen** Buchhandlungen zu haben:

Gustav Wartenstein,

Briefsteller für Liebende

beiderlei Geschlechts. [3169

Enthält 100 Musterbriefe über alle Liebesverhältnisse in blühendstem Styl u. in den elgantesten Wendungen.

Dreizehnte Aufl. 1 Mk. 50 Pf.

Ernst'sche Buchhandlung, Quedlinburg.

„Wir kennen keine

bessere, lusterregendere u. lusterhaltendere, ja Lust u. Fleiß steigerndere Schule.“*)

Signale f. d. musikal. Welt, Leipzig.

*) **G. Damm**, Klavierschule u. Melodienschatz, 24. Doppel-Aufl. M. 4.—.

Die Geheimpolizisten, komisches Duett

für Tenor und Bass mit Klavierbegleitung von **Hermann Kipper** op. 59 nebst aparten Singstimmen, 2. Auflage 3 Mk.

Hans Theuerlich,

humoristischer Männerchor

von Jacob Blied, op. 33, Part. u. Stim. 2 M.

P. J. Tonger, Köln a. Rh.

In **allen** Buchhandlungen zu haben:

Unterricht für Liebhaber der

Canarienvögel,

der **Nachtigallen, Buchfinken, Stieglitze, Hänflinge, Zeisige** &c. Dieselben zu pflegen, zu zähmen u. zu unterrichten.

9. Auflage mit **Abbildungen.**

Preis 1 Mark. [3171

Ernst'sche Buchhdlg. in Quedlinburg.

Durch alle Postanstalten (Postzeitungsliste No. 98) sowie durch die Buchhandlungen zu beziehen:

Allgemeine Zeitung d. Judenthums

von

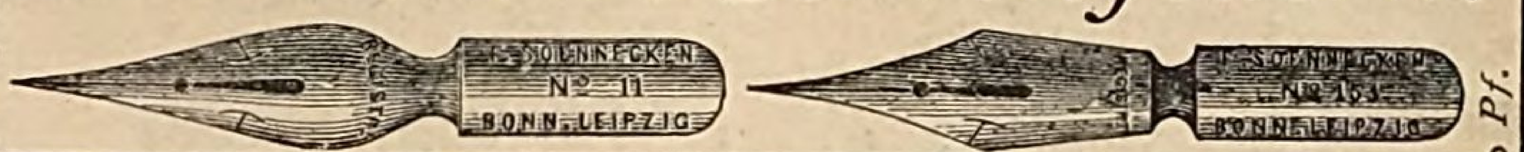
Dr. L. PHILIPPSON.

45. Jahrgang. Vierteljährl. 3 M.

Gegenwärtig das bedeutendste jüdische Wochenblatt und besonders lesenswerth wegen seiner objectiven und freisinnigen Besprechungen der berüchtigten sogen. Antisemitenbewegung. [3286

Soennecken's Schreibfedern.

Fein pol. Holzhalter: 10 12, oder 20 Pf.



PLAN FÜR DIE AUSWAHL DES SORTIMENTS

Federhaltung: steil									Federhaltung: gestreckt								
Kleine Schrift			Mittelgr. Schrift			Grosse Schrift			Kleine Schrift			Mittelgr. Schrift			Grosse Schrift		
dünn	mittelstark	dick	dünn	mittelstark	dick	dünn	mittelstark	dick	dünn	mittelstark	dick	dünn	mittelstark	dick	dünn	mittelstark	dick
Sortiment									Sortiment								
A	B	C	D	E	F	G	H	I	K	L	M	N	O	P	Q	R	S

1 Sortiment (15 Federn) 30 Pf.

Jedes Sortiment enthält 15 verschiedene Federn, die alle für die betreffende Schreibgewohnheit berechnet sind; man wird darunter unbedingt eine für die Hand vollständig passende *Feder finden.*

In allen Schreibwarenhandlungen vorrätig, *wo nicht, liefern wir direkt und bei Bestellungen von über 1 Mark franko gegen franko.* [3318

F. Soennecken's Verlag, Bonn und Leipzig.

Lager für Oesterr.-Ungarn in Wien I bei **A. A. Kölbl**, *Seilerstätte 2.*

Jedem Kaufmann zur Anschaffung empfohlen!

Ein wichtiges Ergänzungswerk zu dem in weit über **150,000 Exempl.** verbreiteten „**Rothschild's Taschenbuch**“ bildet das soeben erschienene Werk:

Rothschild's Hand- und Kontor-Lexikon.

2 Bände. Geh. *M.* 8. In 1 Band geb. *M.* 9.

Als **Vorzüge von Rothschild's Handlexikon vor anderen derartigen Werken** seien nur folgende namhaft gemacht, von deren Vorhandensein man sich sofort und ohne Zeitverlust überzeugen kann:

1) die Wohlfeilheit;
2) die statistischen Uebersichten, die nicht allein die politischen Verhältnisse, sondern auch die landwirthschaftlichen und kommerziellen tabellarisch und zwar größtentheils in Prozentsätzen darstellen, so daß man sich nicht nur über die Länder als solche, sondern auch (wenigstens bei den wichtigsten) über die Verhältnisse ihrer Bestandtheile (Provinzen, Departements &c.) orientiren kann;
3) die ungemeine Erleichterung der Orientirung durch Anwendung der vergleichenden Statistik;
4) die Angaben der jährlichen Produktionsmengen bei allen wichtigen Naturerzeugnissen und Fabrikaten, sowie auch die regelmäßige Angabe der Produktionsorte und Produktionscentren;
5) die konsequent durchgeführte Angabe der Verkehrsverhältnisse bei den Staaten sowol als bei den Städten;
6) die Angabe der deutschen Konsulate bei Ländern und Städten;
7) ein das Handlexikon innerlich zergliederndes Register, welches das Ganze um circa 2200 Stichwörter bereichert, so daß es alle ähnl. Handelslexika weit hinter sich läßt;
8) der neue deutsche Zolltarif.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig und Berlin.

Kataloge der [3357

Edition Steingräber

durch jede Musikhandlung gratis u. franco.

Wer Schönes und Geschmackvolles in ansprechenden Bildern, jeder Art und Größe und für jeden erdenklichen Zweck, wünscht; wer die **größte Auswahl** sucht und wer dabei **reell** und **billigst** bedient sein will, der verlange unseren über 1500 Nr. und 300 Illustrationen enthaltenden Katalag **neuster Chromos**, welchen wir überall hin gratis und franco versenden. [3268

L. BAUMANN & Co.
in Düsseldorf.

Lithographische Kunstanstalt gegründet 1816.
Spezialgeschäft für Oelfarbendruck.

Für Kunstfreunde. (3310)

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin**, (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Gallerieweke &c.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, Van Dyck ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Adressen aller Stände auf Streifen zum Aufkleben. [3324
Preisverzeichn. frco. d. **F. Schneider & Co., Trier.**

Glückwunsch f. intimste Kreise. Neu! Muster versendet gegen 40 Pf. in Marken. **H. J. Rode, Frankfurt a/M.**

Loose gegen **baar** u. **Theilz.** Verzeichniß erb. gr. u. fr. v. **W. Langen, Rheydt.**

„Kautschukwaaren“ ff. **Qualité.**
R. Schumann, **Leipzig, Südstraße 52.**

Kanarien- Edelroller vers. unter Garantie
F. Wischmeyer, Osnabrück, Großestr. 77.

Der neu erschienene Catalog der

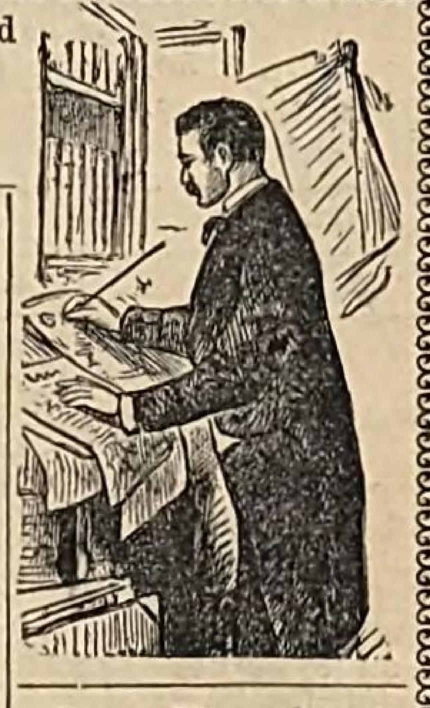
Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franko zu beziehen. [3046

H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

---

2 wichtige und lehrreiche Werke à 50 Pfg.



Katechismus der Buchführung

mit Kalender für 1881

Preis eleg. geb. **50 Pfg.**

Katechismus der Briefschreibekunst

nebst Schönschrift

Preis eleg. geb. **50 Pfg.**

Gegen Einsendung des Betrages **(Nachnahme nicht)** liefert diese werthvollen Werke

Ferdinand Simon
Magdeburg,
gerichtlicher Bücher-Revisor p. p.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Anweisung zur Oelmalerei

zur **Aquarell-**, **Miniatur-** und **Holzmalerei**, über **Portrait-** und **Landschaftsmalerei**, nebst 26 Geheimnissen f. **Zeichner** u. **Maler**. Von Dietrich. Neunte Auflage. 2 Mark. [3170
Ernst'sche Buchhandlung, Quedlinburg.

Miniatur-

Dampfmaschinen, Locomotiven 2c. zum Betriebe von kleinen Maschinen für Private und als Lehrmittel für technische Anstalten liefert in äußerst correcter Ausführung nach jeder Construction im Preise von 50 bis 1200 Mark, u. vers. illustr. Prospecte gratis u. fro.
Louis Heinrici, Zwickau i/S.



„Herald Bicycle".
Original Englisches Veloclped neuster, bester Construction z. Zurücklegen gr. Strecken in kurz. Zeit ohne Anstrengung. Prosp. gratis.
Heinr. Kleyer, Frankfurt a. M. Generalvertreter für den Continent von Europa.

Für Maskenbälle

Züge, Tableaux, Theater u. Quadrillen 2c. verleihe elegante Costüme aller Genres und Zeitalter für Damen, Herren und Kinder. Verzeichnisse gratis u. franco.
Adolph Dressel, Darmstadt.
Bitte Adresse zu notiren [3386

Schwarze Cachemirs

Specialität reine Wolle — Außergewöhnlich billige Preise. — Collection bereitwilligst.
Siegfried Schlesinger, Dresden. [3280

Bewährteste

Brütapparate

sicher arbeitend, **Wärmeregulirung selbstthätig**, **Mastkäfige**, sowie alle Utensilien zur **Geflügelzucht** empfehlen [3098
Grünhaldt & Co.
in **Oberlössnitz** bei **Dresden.**

Die feinsten Harzer [3271

Kanarienvögel

der besten Stämme St. Andreasbergs empfiehlt **W. Köhler**, Handlung u. Züchterei in **St. Andreasberg i./H.**



FLEISCHZWIEBACK

von

F. KRIETSCH, Wurzen i/S.

alleinig. Inhaber des Fabrikationsrechtes nach Prof. Dr. Metzdorf's **neuestem** Recept.
Probepackete von 5 Kilo zum Preise von M. 2. 50, sowie Prospekte über Zusammensetzung, Bereitungsweise und Anleitung zur zweckmäßigsten Verfütterung der Zwiebacke werden auf Wunsch franko übersandt.

Stotternde

werden gründlich geheilt in der Anstalt von
A. Gauschemann
zu **Idstein** im Taunus, Station der Hess. Ludwigs-Bahn. [3366
☞ Zahlung des Honorars ein halbes Jahr nach **beendeter** Kur, damit der Klient von seiner vollständigen Heilung vorher auch selbst sich überzeugen kann.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Anstalt gewissenhafte Pflege und Ausbildung, Familienanschluß und, wenn möglich, Heranbildung zu einem Lebensberufe.
Dresden-N. Oppelstr. 44. [3344
W. Schröter, Dir.

Dr. med. Zacharias, Berlin, Taubenstr. 43.
Special-Arzt für **Nierenstein-** und **Blasenstein-Leiden.** Eigene Methode, eigene Erfindung, Operation überflüssig.

BARON LIEBIG'S
MALTO-LEGUMINOSEN-CHOCOLADEN-
und-MEHL von **STARKER & POBUDA**, K. Hoflieferanten in **STUTTGART.**

Schutz-Marke

Die Malto-Leguminosen-Chocolade

gibt nach Ausspruch erster medicinischer Autoritäten für an schwacher Verdauung leidende Personen, scrophulöse, blutarme Kinder, stillende Frauen, schwächliche Mädchen etc. ein vorzüglich nährendes, angenehm schmeckendes Getränk.

Das Malto-Leguminosen-Mehl

bewährt sich als stärkende und leicht verdauliche Suppe in vorstehend genannten Fällen ebenfalls als ganz ausgezeichnetes Nährmittel, sowie als vortreffliche Kindernahrung von dem ersten Lebensjahre an.
Die Detailpreise sind auf sämmtlichen Packungen aufgedruckt. Niederlagen in Apotheken, Conditoreien und Spezereihandlungen.

ENGLISCHE BISCUITS

von

F. Krietsch, Wurzen i/S

anerkannt vorzüglichster Qualität in 100 verschiedenen Sorten.
Mustersortimente zu 3, 6 und 9 Mark empfohlen. Preiskarten sowie Prospekte über Beschaffenheit, Nützlichkeit und Verwendung der Biscuits werden auf Wunsch franko übersandt.

Vom feinsten Dalmatiner
Honig, 80er Ernte
habe noch eine Parthie
in 5 Pfd. Post-Probe-Büchsen à 80 Pf.
„ 10 „ „ „ „ à 75 „
per Pfund.
bei Orig.-Faß v. 1⅔ Centner à M. 60.
per Centner abzugeben. [3371
Friedrich Carl Ott in Würzburg.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner sehr gesund gelegenen Anstalt vollständigen Familienanschluß, individualisirenden Unterricht und, wenn möglich, Heranbildung zu einem Lebensberufe.
Dresden, Blasewitz, Waldpark, Marschallallee.
3334] E. Foerster.

Cigarren

und Tabake liefern auch Privaten. Nervös Leidenden ärztlich empfohlene, garantirt nicotinfreie Cigarren [3360
R. Hahne & Co., Bremen.
Tabak- und Cigarrenfabrik.



Rowlands'

Macassar-Oel erhält das Haar, schützt vor dem Ausfallen und ist zur Haarpflege bei Kindern äußerst nützlich.
Odonto gibt den Zähnen eine blendende Weiße und verhindert Fäulniß; es ist das beste Zahnpulver für Jedermann.
Man fordere die Fabrikate von [3240
A. Rowland & Sons,
20 Hatton Garden London
und vermeide billige Nachahmungen. Zu haben bei allen Parfümeuren. (12321

Privat-Entbindungs-Anstalt eines verh. Arztes. Liebevollste Pflege. **R. R. R. Weimar** postlagernd frei. [3191] (B. 3752

☞ Eine Dame in discr. Verhältn. findet bei geb. Dame fr. Aufnahm., liebevolle Pflege. **M. P. 8.** Leipzig postlagernd. [3370

Privat-Entbind. bei einer gebild. Dame (Geburtshelferin) liebevolle Pfl. pp. **L.** verw. **Klauer, Dresden,** Mathildenstr. 29. I. [3279

Pädagogium Lähn.

Beginn des Sommersemesters am **21. April.** Aufnahmebedingung: **Reife für Secta;** Lehrziel: **Prima des Gymnasiums** und **der Realschule**, sowie Vorbereitung zur **Freiwilligenprüfung.** Durchschnittsfrequenz der Klassen **je 10 Schüler**, daher **individuellste Behandlung** und **gründliche Erfolge;** für **überalterte, zurückgebliebene** und **schwachbegabte** Schüler außerdem noch **Specialkurse** z. schnellster **Förderung.** Die Anstalt — **weil völliges Internat** — sichert gründlichste Ueberwachung, u. durch ihre Lage in frischer Gebirgsluft des herrlichen Hirschberger Thales, ihre sanitären Einrichtungen, — durchweg große Räume, Bade- Schwimmanstalt u. s. w., vor allem **durch gute und kräftige Verpflegung**, körperliches Gedeihen. [3373
Prospecte, Referenzen durch den unterzeichneten Dirigenten.
Lähn b. Hirschberg i. Schl. Dr. PFEIFFER, Pastor.

Städtisches Technikum Rinteln a/W. für Bau- u. Maschinenwesen, Mühlenbauer, Geometer, Kunstgewerbe, Maler. Schnelle Vorbereitung z. Freiw. Examen. Meister- und Ingenieurprüfung. Wohnung u. volle Kost im Logirhause 27 M. per. Monat, bei Bürgern von 36 M. an. Progr. grat. Meldungen an das Directorium. Außer demf. ertheilen Auskunft die Herren: Gymnasialdirector Schmelzer in **Hamm**, Realschuldirector I. O. Dr. Schuster in Hannover.

Täglicher Post- Personen- und Güter-Dienst.

Vlissingen-Queenboro'-London.

Abfahrt von Cöln 1 Uhr 40. N., von Vlissingen 9 Uhr 25. N., in London 7 Uhr 55. V.
„ „ London 8 „ 25. „ „ „ 7 „ 25. V., „ Cöln 2 „ 34 N.

Directe Billetausgabe und Gepäckeinschreibung auf allen Haupt-Stationen.

Die Räderdampfer der Gesellschaft „Zeeland" sind die grössten, schönsten und comfortabelst eingerichteten Dampfer, wirkliche See-Hôtels, welche zwischen dem Continent und England fahren und bieten allen erdenklichen Schutz gegen Seekrankheit. Unbedingt beste und billigste Route von und nach England. Eil- und Frachtgüter finden prompteste Beförderung. Bei der Gepäckrevision in Kaldenkirchen, Richtung London—Continent, leistet das Personal des Herrn J. J. Niessen in Kaldenkirchen den Reisenden auf Wunsch Assistenz. [3138
Auskunft ertheilen: Cours- und Reisebücher; die Direction der Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Zeeland" Vlissingen; Niederländische Staatsbahn, Bureau „Zeeland" Utrecht; die London, Chatham und Dover Eisenbahn, London, sowie die bekannten Herren Agenten: BEST RYLEY & Co., London; THOs. COOK & SON, London; J. J. NIESSEN, Cöln und Kaldenkirchen BRASCH & ROTHENSTEIN in Berlin, Leipzig, Düsseldorf und Wien, Universal-Reise-Bureau in Frankfurt a/M.

Feinste homöopathische Korke fabriciren **Anhalt & Knopf, Dresden.**

Bitte zu lesen.

Nachdem ich zu wiederholten Malen zwei bekannte Stotterheilanstalten besucht, ohne von meinem Uebel geheilt zu werden, obgleich ich in jeder Beziehung, wie die betreffenden Inhaber bezeugen müssen, gewissenhaft die Regeln befolgt habe, bin ich endlich (im 30. Jahre) durch Herrn Spracharzt **Gerdts** in **Bingen** vollständig v. Stottern geheilt worden und habe durch dessen rationelles Heilverfahren eine gute natürliche Sprache erhalten.
Es war mir, wie so vielen Anderen nicht möglich, die in den Anstalten gelernte Sprechmethode im gewöhnlichen Leben anzuwenden. [338[illegible]
Jetzt habe ich eine gute, natürliche Sprache und halte es für meine Pflicht, dies im Interesse der Leidenden hiermit öffentlich anzuerkennen.
Actuar **Wilhelm Roth,** in **Rastatt.**

Höhere Töchterschule und Pensionat
zu **Homburg** v. d. Höhe.
Schöne, gesunde Lage, angenehmes Familienleben, gediegener Unterricht m. besonderer Berücksichtigung der französischen und engl. Sprache. Anleitung z. häuslichen Arbeiten. Prospecte durch die Vorsteherinnen [328[illegible]
E. & L. Stohmann.

Es wird **2 jung. Mädch.** aus g. Famili. Geleg. geb. sich gegen reducirtes Honorar o. unentgeltlich in einen **feinen Institut auszubilden.** Off. u. **T. 3641** an **Rud. Mosse, Frankfurt a. M.** erbeten. [3383

E. j. strebs. Cartonnagefabrik empf. s. Fabrikate bestens bei bill. u. g. Waare. Falls rentabel können der Frachtspes. wegen, Filialen erricht. werd. Off. u. E. T. a. d. Exp. d. Bl. erw.

Herzliche Bitte.

Ein Landwirth, welcher als Pächter unverschuldet sein Vermögen verloren, gegenwärtig ohne Stellung, der größten Noth preisgegeben, bittet um eine Anstellung in irgend welchem Geschäft. Bei Uebertragung eines Vertrauens-Postens bin ich gern bereit Caution f. denselben zu leisten. Edle Menschen, welche einem Unglücklichen hülfreich die Hand zu bieten vermögen, bitte ich dringend, sich gütigst an mich wenden zu wollen. [3368
Rittergut **Kaimberg** b. Gera. (Reuß.)
Lantz, Ritterguts-Pächter.

„Junger Musiker, Violinist, sucht unter bescheidenen Ansprüchen Stelle in e. Orchester." Adressen sub. E. W. d. d. Exped. d. Bl. erb.

Stellungsuchenden aller Stände zu empfehlen: **„Magdeb. Vermittlungsblatt"** Erwerbs- und Vacanzenliste, viertelj. 4 M. 50 Pf. fr. ins Haus, einz. Nr. 50 Pf. **Preussers Compt. „Fortuna" Magdeb.**

Geeignete, achtbare Persönlichkeiten werden zum Verkauf von Caffee an Private gegen Provision gesucht. [3379
Offerten sub. **H. H.** postlagernd Hamburg, Postamt 7.

Tüchtige Vertreter werden an allen Orten für den Verkauf von staatlich erlaubten Prämien-Loosen gegen gute **Provision** und **festes Gehalt** angestellt. Franco Offerten an **H. Agular**, Staats-Loose- und Effecten-Handlung, **Breslau**, Schweidnitzerstraße 34/35 I.

Der Besitzer eines bedeutenderen industriellen Etablissements Sachsens, seit 16 Jahren kinderlos verheirathet, wünscht einen Knaben an Kindesstatt gegen einen einmaligen Erziehungsbeitrag anzunehmen.
Anerbieten befördert unter S. A. 22. die Exp. des Allgem. Anzeigers zur Gartenlaube.
Discretion beiderseits Bedingung.

Mein theurer R! Du stiller Begleiter auf Allen meinen Wegen. Ueber Berg u. tiefe Thale, mit den Wolken, mit dem Wind; Täglich, stündlich, tausendmale grüß ich Dich, geliebtes Kind. O! wärest Du geblieben, ein Engel zur Seite mir! ich sähe mich bangen Ahnungen eines glücklichen? - - W. - - - nicht preisgegeb. Der Wunsch der in seel'gen Zeiten unerfüllbar gewesen; u. nun sich das Firmament dunkel u. dunkler umzogen, sollte sich jetzt verwirklichen können? — zürnen Sie nicht mein Lieb, wenn ich mich diesem starken Glanben nicht anschließen kann. In unveränderter treuer Liebe ein herzl. Lebewohl S.

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube.

№. 422. XVI. Jahrg.

Der neu erschienene Catalog der

Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franko zu beziehen. [3403

H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

So eben völlig neu bearbeitet erschienen und in jeder Buchhandlung vorräthig:

L. A. ALBERT,

Englischer Dollmetscher.

Anweisung, die engl. Sprache schnell und ohne Lehrer zu erlernen. Mit ganz genauer (deutscher) Bezeichnung der Aussprache jeden Wortes.

10. Auflage.

Eleg. gbd. 2 M. 40 Pf.

LEIPZIG.

Baumgärtner's Buchhandlung.

Kataloge der [3357

Edition Steingräber

durch jede Musikhandlung gratis u. franco.

Wer Schönes und Geschmackvolles in ansprechenden Bildern, jeder Art und Größe und für jeden erdenklichen Zweck, wünscht; wer die **größte Auswahl** sucht und wer dabei **reell** und **billigst** bedient sein will, der verlange unseren über 1500 Nr. und 300 Illustrationen enthaltenden Katalag **neuster Chromos**, welchen wir überall hin gratis und franco versenden. [3268

L. BAUMANN & Co.
in Düsseldorf.

Lithographische Kunstanstalt gegründet 1816.
Spezialgeschäft für Oelfarbendruck.

---

2 wichtige und lehrreiche Werke à 50 Pfg.



Katechismus der Buchführung mit Kalender für 1881
Preis eleg. geb. 50 Pfg.

Katechismus der Briefschreibekunst nebst Schönschrift
Preis eleg. geb. 50 Pfg.

Gegen Einsendung des Betrages (Nachnahme nicht) liefert diese werthvollen Werke

Ferdinand Simon
Magdeburg,
gerichtlicher Bücher-Revisor p. p.

Hannover.

Höhere Töchterschule und Pensionat

der Geschwister Frl. Brendecke.
22 Rautenstraße. [3330

Prospecte u. Referenzen d. die Vorsteherinnen.

Täglicher Post- Personen- und Güter-Dienst.

Vlissingen-Queenboro'-London.

Abfahrt von Cöln 1 Uhr 40. N., von Vlissingen 9 Uhr 25. N., in London 7 Uhr 55. V.
" " London 8 " 25. " " " 7 " 25. V., " Cöln 2 " 34 N.

Directe Billetausgabe und Gepäckeinschreibung auf allen Haupt-Stationen.

Die Räderdampfer der Gesellschaft „Zeeland" sind die grössten, schönsten und comfortabelst eingerichteten Dampfer, wirkliche See-Hôtels, welche zwischen dem Continent und England fahren und bieten allen erdenklichen Schutz gegen Seekrankheit. Unbedingt beste und billigste Route von und nach England. Eil- und Frachtgüter finden prompteste Beförderung. Bei der Gepäckrevision in Kaldenkirchen, Richtung London—Continent, leistet das Personal des Herrn J. J. Niessen in Kaldenkirchen den Reisenden auf Wunsch Assistenz. [3138

Auskunft ertheilen: Cours- und Reisebücher; die Direction der Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Zeeland" Vlissingen; Niederländische Staatsbahn, Bureau „Zeeland" Utrecht; die London, Chatham und Dover Eisenbahn, London, sowie die bekannten Herren Agenten: BEST RYLEY & Co., London; THOs. COOK & SON, London; J. J. NIESSEN, Cöln und Kaldenkirchen BRASCH & ROTHENSTEIN in Berlin, Leipzig, Düsseldorf und Wien, Universal-Reise-Bureau in Frankfurt a/M.

Städtisches Technikum Rinteln a/W. für Bau- u. Maschinenwesen, Mühlenbauer, Geometer, Kunstgewerbe, Maler. Schnelle Vorbereitung z. Freiw. Examen. Meister- und Ingenieurprüfung. Wohnung u. volle Kost im Logirhause 27 M. per Monat, bei Bürgern von 36 M. an. Progr. grat. Meldungen an das Directorium. Außer dems. ertheilen Auskunft die Herren: Gymnasialdirector Schmelzer in Hamm, Realschuldirector I. O. Dr. Schuster in Hannover.



„Herald Bicycle".

Original Englisches Veloциped neuster, bester Construction z. Zurücklegen gr. Strecken in kurz. Zeit ohne Anstrengung. Prosp. gratis. **Heinr. Kleyer, Frankfurt a. M.** Generalvertreter für den Continent von Europa.

Bad Kreuznach

Pensionat geleitet von Frau Steuerrat **zum Busch.** [3362

Wissenschaftliche, häusliche und gesellige Ausbildung. Sorgfältige Gesundheitspflege. Soolbäde im Hause. Vorzügliche Referenzen.

Kautschukstempel

billigste Bezugsquelle [3402

Aug. Paul, Frankfurt a/M.

Der Katalog der

Edition Peters

ist durch alle Musikalienhandlungen gratis und franco zu beziehen. [3141

„Wir kennen keine bessere, lusterregendere u. lusterhaltendere, ja Lust u. Fleiß steigerndere Schule."*)

Signale f. d. musikal. Welt, Leipzig.

*) **G. Damm,** Klavierschule u. Melodienschatz, 24. Doppel-Aufl. M. 4.—.

Durch alle Postanstalten (Postzeitungsliste No. 98) sowie durch die Buchhandlungen zu beziehen:

Allgemeine Zeitung d. Judenthums

von

Dr. L. PHILIPPSON.

45. Jahrgang. Vierteljährl. 3 M.

Gegenwärtig das bedeutendste jüdische Wochenblatt und besonders lesenswerth wegen seiner objectiven und freisinnigen Besprechungen der berüchtigten sogen. Antisemitenbewegung. [3286

Für Kunstfreunde. (3310

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galleriewerke 2c.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, Van Dyck ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Militär-Pädagogium

Leipzig (Dr. Killisch)

Vorber. f. alle Mil.-Ex. u. für alle Klassen höherer Schulen incl. Abit.-Exam. [3261

Goldne Medaille.



1. Preis.

Franz Mosenthin.

Eutritzsch-Leipzig.

Silberne Medaille.



1. Preis.



Fabrik eiserner Gewächshäuser, Eisenbaufabrik und Eisengiesserei.

Specialitäten

Gewächshäuser vom kleinsten Culturhaus bis zum größten **Wintergarten, Veranden, Balcons, Dachconstructionen, Fenster, Schmiedeeiserne Thore** und **Gitter**

Dampf und Wasserheizungen in Kupfer und Eisen nach bewährtesten eigenen Systemen unter jeder Garantie für Dauerhaftigkeit und Heizkraft.

Zahlreichste Referenzen. Kostenanschläge und Zeichnungen stets gern zu Diensten.

Die verschiedenen Mischungen der

(Kraft-Suppen-Mehl.) **Hartenstein'schen Leguminose** (Kraft-Suppen-Mehl.)

werden, wie durch viele erste medicinische Autoritäten attestirt, mit dem günstigsten Erfolg in folgenden Krankheiten und Zuständen angewendet:

Mischung No. I im Verlauf fieberhafter Krankheiten, namentlich im Verlauf des Typhus, bei Schwindsuchten, bei der Kinderzehrung (Paedatrophie), bei bleichsüchtigen Zuständen.

Mischung No. II bei chronischen Magenleiden (Magenkrebs, Magengeschwür), Neigung zu Diarrhöen, Brechneigung bei Unterleibsleiden, bei nicht fiebernden Schwindsüchtigen, bei Gesunden als sehr nahrhaftes Suppenmehl.

Mischung No. III bei der Ernährung kleiner Kinder vom 2. Lebensmonat an, sowohl im gesunden Zustande derselben an Stelle der Ammenmilch, als im kranken Zustande und hier ganz insonderheit bei den Sommerdiarrhöen und bei Brechdurchfall der Kinder.

Mischung No. IV bei den verschiedensten leichteren Störungen der Magen- und Darmverdauung, in Lazarethen bei Reconvalescenten, in Irrenanstalten bei Nahrungsverweigerung der Kranken, auf Schiffen als nahrhaftes leichtverdauliches Suppenmehl 2c. 2c.

Preis pro Pfund-Packet 1½ M. Versandt durch *Hartenstein & Co., Chemnitz.* Von 9 Pfund an portofrei innerhalb **Deutschland** und **Oesterreich.**

☞ Niederlagen in den größeren Städten des In- und Auslandes. ☜

Wir warnen hierbei vor den vielen Nachahmungen der Leguminose, welche damit nur den unserem Fabrikate entlehnten Namen gemein haben. [3294

Chemnitz in Sachsen. HARTENSTEIN & CO.

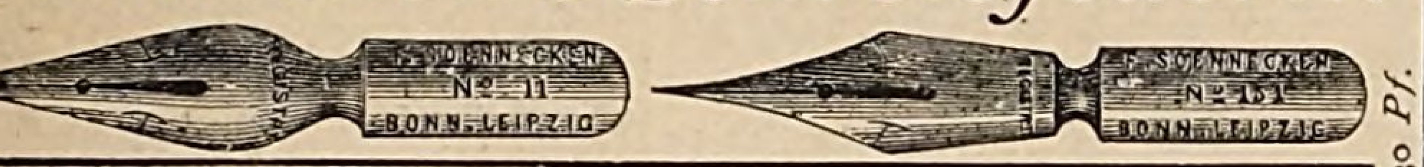
Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube.

№. 423. XVI. Jahrg.

Soennecken's Schreibfedern.

Fein pol. Holzhalter: 10, 12, oder 20 Pf.



1 Sortiment (15 Federn) 30 Pf.

PLAN FÜR DIE AUSWAHL DES SORTIMENTS

Federhaltung	steil									gestreckt								
	Kleine Schrift			Mittelgr. Schrift			Grosse Schrift			Kleine Schrift			Mittelgr. Schrift			Grosse Schrift		
	dünn	mittelstark	dick	dünn	mittelstark	dick	dünn	mittelstark	dick	dünn	mittelstark	dick	dünn	mittelstark	dick	dünn	mittelstark	dick
Sortiment	A	B	C	D	E	F	G	H	I	K	L	M	N	O	P	Q	R	S

Jedes Sortiment enthält 15 verschiedene Federn, die alle für die betreffende Schreibgewohnheit berechnet sind; man wird darunter unbedingt eine für die Hand vollständig passende *Feder finden.*

In allen Schreibwarenhandlungen vorrätig, *wo nicht, liefern wir direkt und bei Bestellungen von über 1 Mark franko gegen franko.* [3318

F. Soennecken's Verlag, Bonn und Leipzig.

Lager für Oesterr.-Ungarn in Wien I bei A. A. Kölbl, *Seilerstätte 2.*

Zum 22. März. — Kaisers Geburtstag.

Kaiser Wilhelm der Siegreiche.

Von **Ferdinand Schmidt** und **Franz Otto.**

Mit 350 Illustrationen v. *L. Burger, H. Lüders F. W. Heine* u. A., 12 Tonbildern und dem Porträt des Kaisers in Stahlstich.

Die soeben neu veranstaltete **Volksausgabe in einem Bande** unterscheidet sich von der grösseren zweibändigen Ausgabe lediglich nur durch kleineres Format u. weniger prunkvolle Ausstattung des Einbandes.

Das bereits in weiteren Kreisen bekannte Werk darf in Bezug auf Darstellung und Behandlung des Stoffes als ein Volksbuch im edelsten Sinne des Wortes betrachtet werden. — Empfohlen wurde dasselbe durch *Kais. Kabinetsschreiben* vom 31. Jan. 1878, von *Preuss. Kultusministerium* mittels Erlass v. 23. Febr. 1878, sowie seitens der angesehensten Organe der *Deutschen Presse.*

Dritte wohlfeile Volks-Ausgabe.

(Es sind von dieser nur eine mäßige Anzahl hergestellt worden, und dürfte sich später kaum wieder Gelegenheit bieten, dieses schöne Werk zu so überaus billigem Preise anzuschaffen!)

Preis M. 10. — Preis M. 10.

Leipzig u. Berlin, Otto Spamer.

Gedenkbuch für das deutsche Volk.

Zur Confirmation für Knaben, wie Mädchen.

Rosenmüllers Mitgabe

für das ganze Leben.

24. Auflage.

Mit Widmungsblatt u. Stahlstichen. Eleg. gbd. 4 M.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Leipzig. **Baumgärtners Buchhandlung.**

Der Katalog der

Edition Peters

ist durch alle Musikalienhandlungen gratis und franco zu beziehen. [3424

In **allen** Buchhandlungen zu **haben:**

Die Kunst

ein vorzügliches Gedächtniß

zu erlangen, so daß man **Alles,** was man **hört** und **liest, besser behalten kann.** — Auf Wahrheit, Vernunft u. Erfahrung begründ. Von Dr. **Hartenbach.** 13. Auflage. — 1 Mark. [3172

Ernst'sche Buchhandlung, Quedlinburg.

In **allen** Buchhandlungen zu haben:
(Ein zuverlässiger Zimmergärtner ist:)

Der Blumenfreund

oder die **Pflanzenkultur im Zimmer.** **270** der beliebtesten **Blumen** u. Zwiebelgewächse im **Zimmer** zu kultiviren und zu vervielfältigen. [3173

Von **A. Fahldieck,** Kunstgärtner. Dritte verb. Auflage. 1 Mk.

Ernst'sche Buchhdlg. in Quedlinburg.

Adressen aller Stände auf Streifen zum Aufkleben. [3324
Preisverzeichn. frco. b. F. Schneider & Co., Trier.

Loose gegen **baar** u. **Theilz.** Verzeichniß erb. gr. u. fr. v. W. Langen, Rheydt.

Soeben erschien:

Politischer Briefwechsel des **Deutschen Kaisers** mit dem **Prinz-Gemahl** von England.

Preis 2 Mark

Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Miniatur-

Dampfmaschinen, Locomotiven ꝛc. zum Betriebe von kleinen Maschinen für Private und als Lehrmittel für technische Anstalten liefert in äußerst correcter Ausführung nach jeder Construction im Preise von 50 bis 1200 Mark, u. vers. illustr. Prospecte gratis u. fro.

Louis Heinrici, Zwickau i/S.

K J. Häger, St. Andreasberg i. Harz. liefert von seiner großen Auswahl brillanter **Kanarienvögel** nach allen Gegenden unter Garantie. Preiscour. grat. Schönsten Sommerrübsamen billigst. [3409

---

2 wichtige und lehrreiche Werke à 50 Pfg.



Katechismus der Buchführung mit Kalender für 1881. Preis eleg. geb. **50 Pfg.**

Katechismus der Briefschreibekunst nebst Schönschrift. Preis eleg. geb. **50 Pfg.**

Gegen Einsendung des Betrages (**Nachnahme nicht**) liefert diese werthvollen Werke

Ferdinand Simon Magdeburg, gerichtlicher Bücher-Revisor p. p.

Der neu erschienene Catalog der

Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franko zu beziehen. [3403

H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

In **allen** Buchhandlungen zu haben:
In siebenter Auflage

Praktischer Unterricht in der einfachen und doppelten Buchführung.

Neueste u. einfachste Methode für **Kaufleute** und **Gewerbtreibende,** um ihre **Handlungsbücher** als: **Journal, Cassabuch, Hauptbuch** u. s. w. **deutlich** und **übersichtlich zu führen.** Nebst Anweisung zur gerichtlichen **Einklagung** von **Buchschulden.** Von W. Trempenau. **7. Auflage.** 3 M. 50 Pf. [3174

Das Fundament eines jeden kaufmännischen Geschäftes ist eine gute Buchführung und hierzu giebt obiges **Handbuch** die beste Anweisung.

Ernst'sche Buchhandlg. in Quedlinburg.



„Herald Bicycle". Original Englisches Veloçiped neuster, bester Construction z. Zurücklegen gr. Strecken in kurz. Zeit ohne Anstrengung. Prosp. gratis. **Heinr. Kleyer, Frankfurt a. M.,** Generalvertreter für den Continent von Europa.

Cigarren

und Tabake liefern auch Privaten. Nervös Leidenden ärztlich empfohlene, garantirt nicotinfreie Cigarren [3360

R. Hahne & Co., Bremen.

Tabak- und Cigarrenfabrik.

Wer Schönes und Geschmackvolles in ansprechenden Bildern, jeder Art und Größe und für jeden erdenklichen Zweck, wünscht; wer die **größte Auswahl** sucht und wer dabei **reell** und **billigst** bedient sein will, der verlange unseren über 1500 Nr. und 300 Illustrationen enthaltenden Katalag **neuster Chromos,** welchen wir überall hin gratis und franco versenden. [3268

L. BAUMANN & Co. in Düsseldorf.

Lithographische Kunstanstalt gegründet 1816.
Spezialgeschäft für Oelfarbendruck.

Für Kunstfreunde. (3310)

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galleriewerke ꝛc.) mit 4 Photographien nach Bautier, Schirmer, Savoldo, Van Dyck ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

---

250 echte Briefmarken, alle verschieden 30 ungest. z. B. Jamaica, Tasmania, Aegypten etc. nur 3 M. **Otto Wiering, Hamburg.** [3426

Täglicher Post- Personen- und Güter-Dienst.

Vlissingen-Queenboro'-London.

Abfahrt von Cöln 1 Uhr 40. N., von Vlissingen 9 Uhr 25. N., in London 7 Uhr 55. V.
„ „ London 8 „ 25. „ „ „ 7 „ 25. V., „ Cöln 2 „ 34 N.

Directe Billetausgabe und Gepäckeinschreibung auf allen Haupt-Stationen.

Die Räderdampfer der Gesellschaft „Zeeland" sind die grössten, schönsten und comfortabelst eingerichteten Dampfer, wirkliche See-Hôtels, welche zwischen dem Continent und England fahren und bieten allen erdenklichen Schutz gegen Seekrankheit. Unbedingt beste und billigste Route von und nach England. Eil- und Frachtgüter finden prompteste Beförderung. Bei der Gepäckrevision in Kaldenkirchen, Richtung London—Continent, leistet das Personal des Herrn J. J. Niessen in Kaldenkirchen den Reisenden auf Wunsch Assistenz. [3422

Auskunft ertheilen: Cours- und Reisebücher; die Direction der Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Zeeland" Vlissingen; Niederländische Staatsbahn, Bureau „Zeeland" Utrecht; die London, Chatham und Dover Eisenbahn, London, sowie die bekannten Herren Agenten: BEST RYLEY & Co., London; THOs. COOK & SON, London; J. J. NIESSEN, Cöln und Kaldenkirchen BRASCH & ROTHENSTEIN in Berlin, Leipzig, Düsseldorf und Wien, Universal-Reise-Bureau in Frankfurt a/M.



Gartenschaukeln! Von Tausenden in angenehmer Erinnerung von der Ausstellung in Düsseldorf, transportabel, ungefährlich, selbstthätig, für Erwachsene u. für Kinder 75 M., für Kinder bis 15 Jahre 50 M.

Adolph Pieper in Moers a. Rh.

Stettin — Kopenhagen.

A. I. Postdampfer **„Titania"**, Kapt. Ziemke, von **Stettin** jeden **Sonnabend** 12 Uhr Mtg., von **Kopenhagen** jeden **Mittwoch** 3 Uhr Nm. I. Kajüte 18 M., II. Kajüte 10 M. 50 Pf., Deck 6 M. **Hin-** u. **Retour-** sowie **Rundreise-Billets** (30 Tage gültig) zu ermäßigten Preisen am Bord der „Titania" erhältlich.

Rud. Christ. Gribel.

Unter Adminiſtration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig

Allgemeine Anzeigen
zur
Gartenlaube.

№ 424. XVI. Jahrg.

Abonnements-Einladung
auf die

Staatsbürger-Zeitung.

Die nationale Bewegung der letzten Monate hat eine sehr bedauerliche Erscheinung in der Tagespresse hervortreten lassen, nach welcher man annehmen möchte, als ob die liberale Presse ausschließlich in jüdischen Händen wäre. Daß dem nicht so ist, hat die Haltung der „Staatsbürger-Zeitung“ bewiesen, welche von ihrem entschieden freisinnigen, allerdings keiner Partei unterthänigen Standpunkt dem von beiden Seiten entbrannten wüsten Gehetz energisch entgegentrat und die Entwickelung eines gesunden nationalen Selbstgefühls zu fördern suchte — ebenso sehr die Selbstüberhebung auf deutscher, wie die häßlichen Auswüchse eines entarteten Judenthums in Presse, wie im öffentlichen Leben der Gegenseite bekämpfend. Die um viele Tausende sich steigernde Zahl unserer Leser hat die Richtigkeit unserer Stellung erwiesen, sie hat gezeigt, daß ein entschieden freisinniges Organ mit diesen Tendenzen ein Bedürfniß des deutschen Volkes ist.

Die „Staatsbürger-Ztg.“ erscheint täglich, mit Ausnahme der Montage, morgens mit mindestens zwei Bogen in großem Format in Berlin; sie behandelt in täglichen Leitartikeln die Tagesfragen in freiheitlichem Sinne und populärer Schreibweise; die politischen Ereignisse werden dem Leser in gedrängter und übersichtlicher Form dargelegt; den Local-Ereignissen, Gerichtsverhandlungen und Provinzialnachrichten wird eingehende Aufmerksamkeit gewidmet. Im „Feuilleton“ der Zeitung gelangen spannende Romane der besten Schriftsteller zum Abdruck, während die am Sonntag als Gratis-Beilage erscheinende Novellen-Zeitung:

„Die Frauenwelt“

außer der Unterhaltung auch der Belehrung gewidmet ist.

Man abonnirt auf die „Staatsbürger-Zeitung“ mit „Frauenwelt“ zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. bei allen Postanstalten des In- und Auslandes, sowie in der

Expedition, SW. Berlin, Lindenstraße 69.

Der neu erschienene Catalog der

Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franko zu beziehen. [3403

H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

Höchst eleg. Gelegenheitsgeschenk f. **junge Mädchen u. Frauen**, von der Presse **warm** empfohlen: „**Diclytra**“ von F. Wönig. Preis: Geb. m. Goldsch. 2 M. 25 Pf. Verlag von P. Ehrlich, Leipzig. [3433

Für kaufmännische Kreise.

L. Rothschild's Taschenbuch für Kaufleute. 26. Auflage. Geh. M. 6. 50; gebunden M. 7. 50.

L. Rothschild's Hand- u. Kontor-Lexikon. 2 Theile. Geheftet M. 8. In einen Band gebunden M. 9.

Dr. Ed. Amthors Quintessenz d. kaufm. Rechnens. 4. Auflage. Geh. M. 4; geb. M. 4. 50. (Auflösungen hierzu Geh. M. 1. 50; geb. M. 1 80.)

H. Schmitz, Neuer kaufm. Bücherabschluss. 2. Auflage. Geh. M. 2. 50.

Dr. J. Engelmann's Geschichte des Handels u. Weltververkehrs. 4. Auflage. Geheftet M. 4. 50; gebunden M. 5. 50.

Th. Piening, Praxis des Geschäftslebens. 3. Aufl. Geh. M. 3.

Dr. R. Thum's Sprachlehrbücher zum Selbstunterricht:
Englische Grammatik. 4. Auflage. Geb. M. 2; gebunden M. 2. 50.
Französische Grammatik. 3. Auflage. Geheftet M. 2; gebunden M. 2. 50.
Englische und französische Geschäftsgespräche (leichtere u. schwerere). 2. Auflage. Vier (einzeln käufliche) Bändchen geheftet à M. 2.

Locella's italienische Grammatik. Geheftet M. 2. 50; geb. M. 3.

Taschenbuch der Handelskorrespondenz.
Englisch u. Deutsch. 9. Auflage. 2 Theile geh. à M 1. 75; geb. M. à 2. 25.
Französisch u. Deutsch. 10. Aufl. 2 Theile geh. à M. 1. 75; geb. à M. 2. 25.
Italienisch u. Deutsch. 2 Theile geh. à M. 2; gebunden à M. 2. 50.

Der Weltverkehr u. seine Mittel. 3. Auflage. 2. Bände M. 11. 50. Gebunden 14. 50.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig und Berlin.

In allen Buchhandlungen ist in **zwölfter verbess. Auflage** zu haben: [3472

☞ **Der industriöse**

Geschäftsmann

oder **400** Anweisungen zur Fabrikation vieler Handelsartikel: 1) Künstliche **Weine, Rum, Aquavite, Essige,** 2) **Delikateßwaaren, Extrakte,** 3) **Chocoladen, Hefen, Mostriche, Stiefelwichsen,** ferner zur **Lebensessenz, Hühneraugen-Pflaster** &c.

Von **Alb. Simon.** — Preis 3 Mark.

Enthält **400** der bewährtesten Recepte für den **Handel, Hauswirthschaft** und **Gesundheitskunde.**

Ernst'sche Buchhdlg. in Quedlinburg.

Zur Confirmation für Knaben, wie Mädchen.

Rosenmüllers Mitgabe

für das ganze Leben.

24. Auflage.

Mit Widmungsblatt u. Stahlstichen. Eleg. gbd. 4 M.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Leipzig. **Baumgärtners Buchhandlung.**

Der Katalog der

Edition Peters

ist durch alle Musikalienhandlungen gratis und franco zu beziehen. [3424

Augen u. Brille v. Sanitätsrath Dr. Florschütz. 3. Aufl. Mit Abb. 1.50, geb. 2. zu bez. durch alle Buchhandl. oder direkt frc. von der Verlagshandl. J. G. Riemannsche Hofbuchh. in Coburg

Aufs Günstigste beurtheilt!

Allen, welchen die Schonung u. Erhaltung ihrer Augen am Herzen liegt, eine reiche Quelle der Belehrung.

Hofr. Dr. G. Seydel,

Die Harnbeschwerden,

ihre Ursachen und Wirkungen, sowie ihre Behandlung. Zur Belehrung für Kranke. 4. Aufl. bearb. von **Dr. Edm. Güntz.** 2 M.

Arnoldische Buchhandlung in Leipzig.

Echte Briefmarken für Sammler und Händler empfiehlt billigst **A. Bestelmeyer, Hamburg.** Neueste Preisliste Nr. 13 gratis u. franco.

---

250 echte Briefmarken, alle verschieden 30 ungest. z. B. Jamaica, Tasmania, Aegypten etc. nur 3 M. **Otto Wiering, Hamburg.** [3426



„Herald Bicycle“. **Original Englisches Velociped** neuster, bester Construction z. Zurücklegen gr. Strecken in kurz. Zeit ohne Anstrengung. Prosp. gratis. **Heinr. Kleyer, Frankfurt a. M.** Generalvertreter für den Continent von Europa.

In der Ernst'schen Buchhandlung in **Quedlinburg** und in **allen** Buchhandlungen zu haben: Baron von Ehrenkreutz, Das Ganze der **Angelfischerei** — um dieselbe mit dem **glücklichsten Erfolge** auszuführen, wie auch von der **Kunst, Krebse zu fangen;** mit **Abbildungen.** — [3451

Zehnte Auflage. — 2 Mk. 50 Pf.

---

150 verschied. echte Briefmarken, worunt. viele Raritäten, z. B. Costa Rica, Ecuador M. 1.20. A. Pardo 12 Rotherbaum, **Hamburg.**

Für Kunstfreunde. (3310)

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Gallerieweke &c.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, Van Dyck ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

---

2 wichtige und lehrreiche Werke à 50 Pfg.



Katechismus der Buchführung mit Kalender für 1881. Preis eleg. geb. **50 Pfg.**

Katechismus der Briefschreibekunst nebst Schönschrift. Preis eleg. geb. **50 Pfg.**

Gegen Einsendung des Betrages (Nachnahme nicht) liefert diese werthvollen Werke **Ferdinand Simon Magdeburg,** gerichtlicher Bücher-Revisor p. p.

Die besondere Aufmerksamkeit aller liberalen Zeitungsleser

dürfte die Mittheilung erregen, daß eine große Zahl hervorragender Politiker Deutschlands sich vereinigt haben, durch umfassende Erweiterung der „Tribüne“ dem zeitungslesenden Publikum

eine wirklich liberale Zeitung im großen Stil

zu bieten, welche die gerechten Ansprüche der politischen und geschäftlichen Leser befriedigen soll, ohne darüber das Bedürfniß der Familie nach Bildung und Unterhaltung zu vernachlässigen.

„**Die Tribüne** wird bereits von Ende Februar ab in bedeutend vergrößertem Format und sehr wesentlicher Inhaltsvermehrung **täglich zweimal und auch Montags** (also wöchentlich 13 mal) erscheinen. Dem neuen Unternehmen die größte Verbreitung zu sichern, ist für die folgenden Quartale der **Abonnementspreis auf nur 7 Mark pro Quartal** inclusive Postprovision, festgestellt, für welchen Preis alle Zeitungsämter Deutschlands **Abonnements entgegennehmen.**

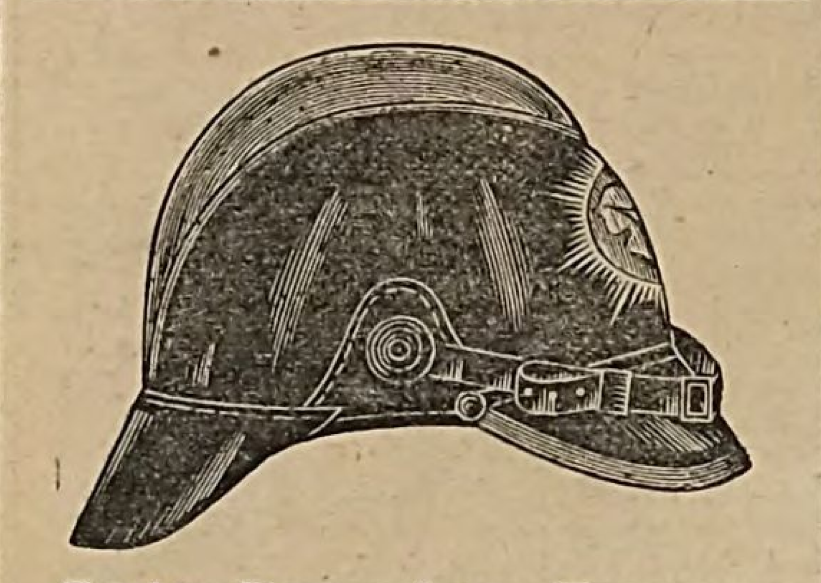
In allen Buchhandlungen zu haben u. bei den beginnenden Garten-Arbeiten als sehr nützlich zu empfehlen:
☞ Der praktische [3175

Gartenfreund.

Eine gründliche Anweisungen zur Erziehung sämmtlicher **Blumen**, und **Gemüse, Obstbaumzucht, Weinbau**, und **Fruchtsträucher** und die **Cultur der Topfgewächse** im **Wohnzimmer.**
Ein wichtiges Buch für jeden Gartenbesitzer. — Von H. Fahldieck, Obergärtn. — Preis 3 Mark.
Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg

Kautschukstempel
billigste Bezugsquelle [3402
Aug. Paul, Frankfurt a/M.

Keine aufgerissenen Knopflöcher mehr!
Theilbare Chemisett-Knöpfe für jedes Hemd passend à Dtz. 1,50 u. 2 M. frco. geg. frco.
Crimmitschau. Louis Benner.

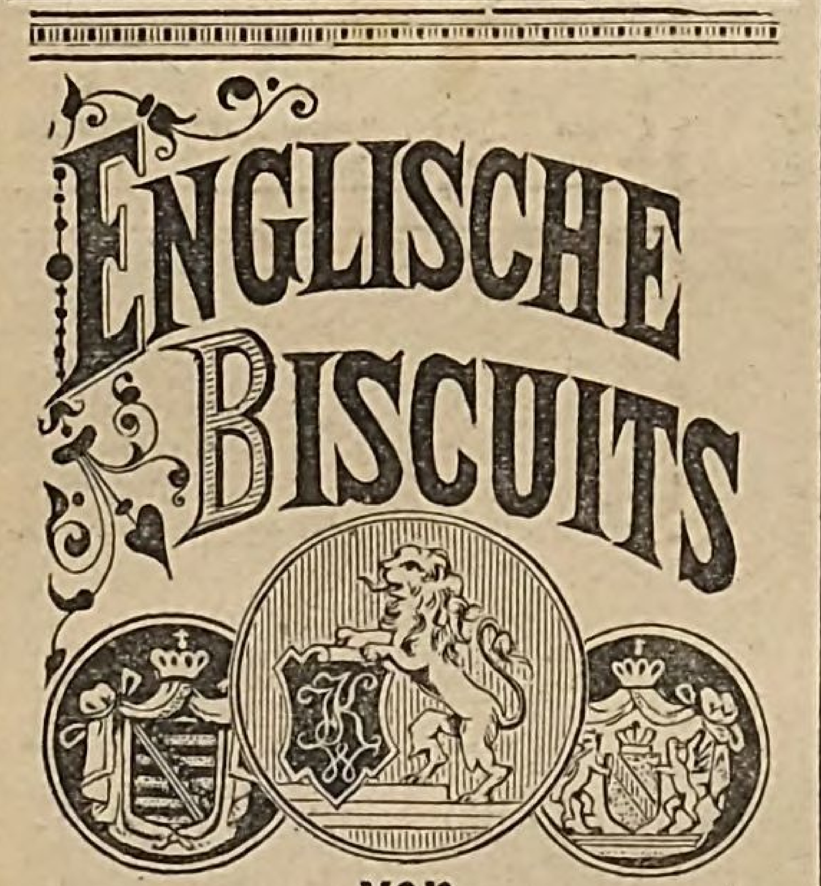


Gustav Rannenberg, Hannover,
Feuerwehr-Requisiten-Fabrik.
Illustrirte Preisverzeichnisse franco.

Bewährteste
Brütapparate

sicher arbeitend, **Wärmeregulirung selbstthätig, Mastkäfige**, sowie alle Utensilien zur **Geflügelzucht** empfehlen [3405
Grünhaldt & Co.
in **Oberlössnitz** bei **Dresden.**

K J. Häger, St. Andreasberg i. Harz liefert von seiner großen Auswahl brillanter
anarienvögel
nach allen Gegenden unter Garantie Preiscour. grat. Schönsten Sommerrübsamen billigst. [3409



von
F. Krietsch, Wurzen i/S

anerkannt vorzüglichster Qualität in 100 verschiedenen Sorten.
Mustersortimente zu 3, 6 und 9 Mark empfohlen. Preiskarten sowie Prospekte über Beschaffenheit, Nützlichkeit und Verwendung der Biscuits werden auf Wunsch franko übersandt.



empfehlen ihre große Auswahl von Chocoladen zu den verschiedensten Preisen. Diese Chocoladen verdanken ihre allgemeine Verbreitung über alle Gegenden Deutschlands der sorgfältigsten Herstellung aus den feinsten Rohmaterialien, unter Benutzung der im höchsten Grade vervollkommneten mechanischen Hilfsmittel.
☞ Niederlagen in allen grösseren Städten Deutschlands.

Täglicher Post- Personen- und Güter-Dienst.
Vlissingen-Queenboro'-London.

Abfahrt von Cöln 1 Uhr 40. N., von Vlissingen 9 Uhr 25. N., in London 7 Uhr 55. V.
„ „ London 8 „ 25. „ „ „ 7 „ 25. V., „ Cöln 2 „ 34 N.

Directe Billetausgabe und Gepäckeinschreibung auf allen Haupt-Stationen.

Die Räderdampfer der Gesellschaft „Zeeland" sind die grössten, schönsten und comfortabelst eingerichteten Dampfer, wirkliche See-Hôtels, welche zwischen dem Continent und England fahren und bieten allen erdenklichen Schutz gegen Seekrankheit. Unbedingt beste und billigste Route von und nach England. Eil- und Frachtgüter finden prompteste Beförderung. Bei der Gepäckrevision in Kaldenkirchen, Richtung London—Continent, leistet das Personal des Herrn J. J. Niessen in Kaldenkirchen den Reisenden auf Wunsch Assistenz. [3422

Auskunft ertheilen: Cours- und Reisebücher; die Direction der Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Zeeland" Vlissingen; Niederländische Staatsbahn, Bureau „Zeeland" Utrecht; die London, Chatham und Dover Eisenbahn, London, sowie die bekannten Herren Agenten: BEST RYLEY & Co., London; THOs. COOK & SON, London; J. J. NIESSEN, Cöln und Kaldenkirchen BRASCH & ROTHENSTEIN in Berlin, Leipzig, Düsseldorf und Wien, Universal-Reise-Bureau in Frankfurt a/M.



Dr. Frerichs'
Deutsches Kindermehl.

Nahrhaftester Ersatz der Muttermilch
für Kinder jeden Alters.
Die Kinder nehmen bei dieser Nahrung regelmässig an Körpergewicht zu.
In Blechdosen à 1 *M* 20 *Pfg.* in den Apotheken zu haben.
Ausführlicher Bericht hierüber gratis und franco.
Dr. F. Frerichs & Co. in Leipzig (Reudnitz).

für Russland: **Edw. Frischmuth in St. Petersburg.**
für Norwegen: **Morten Nyegaard in Christiania.** [3364
für Dänemark: **G. Lotze in Odense.**

---

9 Pfd. feinen
Guatemala-Caffee
versendet franco und verzollt gegen Nachnahme von 10 M. — [3401
H. H. Schmidt, Bremen.

Chocolade Hartwig & Vogel Dresden und Cacao

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Feinste Bratheringe u. feinste pikante Delicatessheringe, sofort nach dem Fange frisch u. sauber zubereitet u. ff. marin. versendet unter Garantie als
hochfeine Delicatessen
täglich frisch in groß. Waare, à Faß über 9 Pfd. schwer, mit über 30 Inhalt, gegen 3 M. 50 Pf. Nachnahme franco, u. 1 Kiste mit ca. 60 frischen, geräucherten Fettheringen ebenfalls geg. 3 M. 50 Pf. Nachn. frc. nach allen Orten Deutschlands u. Oesterreichs. Wiederverkäufern engros-Tagespreise.
Cröslin, Reg.-Bez. Stralsund.
Aug. Schroeder, Ostseefischerei p.p.



Rowlands'

Macassar-Oel erhält das Haar, schützt vor dem Ausfallen und ist zur Haarpflege bei Kindern äußerst nützlich.
Odonto gibt den Zähnen eine blendende Weiße und verhindert Fäulniß; es ist das beste Zahnpulver für Jedermann.
Man fordere die Fabrikate von [3240
A. Rowland & Sons,
20 Hatton Garden London
und vermeide billige Nachahmungen. Zu haben bei allen Parfümeuren. (12321

Caffee- und Thee-Versandt

Ceylon-Caffee 145, 150, 155 Pfg. pro Pfd.
Java-Caffee gelb. Preanger 140, 145 Pfg. pr. Pfd. grün 115, 120, 130 Pfg
Santos-Caffee 110, 115 Pfg. pr. Pfd.
China Congo-Thee, schwarz 240—325 Pfg. pr. Pfd.
Hysant-Thee, grün 295—305 Pfg. pr. Pfd. — zollfrei u. portofrei von 10 Pfund an, gegen vorherige Einsendung des Betrages oder Nachnahme. —
Wilh. Gutersohn, Nymwegen.
(Holland) Briefporto nach Holland 20 Pfg. Postkarte 10 Pfg. [3399

Gelben Java —

vorzüglichsten Geschmacks-Kaffee
pr. Pfd. 50 Netto à Mk. 52. —.
pr. Pfd. $9^1/_2$ do. à „ 10. 85
incl. Zoll, Porto resp. Fracht und Emballage, also frei ins Haus resp. nächste Bahnstation. [3432
Kaffee-Import von
A. K. Reiche & Co.,
Hamburg.
Das langjährige Renommé des Hauses bürgt f. reellste Bedienung.

Rothe Hände

werden in 5 Tagen zart und weiß durch **Crême Pinard.** Vollständiger Erfolg garantirt. Preis 4 Mark.
Köln: Dom-Apotheke. Leipzig: C. Berndt & Co.

Frühlingskuren.

Methodische Diät u. Wasserkuren nach Steinbacher's System. **Neuer Prospect** mit Berichten gratis durch
Dr. Loh's Naturheilanstalt
3441] Cannstatt b. Stuttgart.

Pension „Daheim"

für ältere alleinstehende Personen resp. Reconvalescenten. [344?
Niederlößnitz bei **Dresden.**
E. Hübner, Apotheker.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Anstalt gewissenhafte Pflege und Ausbildung, Familienanschluß und, wenn möglich, Heranbildung zu einem Lebensberufe.
Dresden-N. Oppelstr. 44. [3344
W. Schröter, Dir.

Damen find. freundl. Aufn. bei Frau **Wahrmann, Hannover,** Birkenstraße 18, I.
(Früher Oberhebamme in der Königl. Entbindungs-Anstalt zu Hannover.)

Concentrirter Blumendünger

für Topfgewächse u. Blattpflanzen in eleganten Originalblechdosen à 50 Pf. Wiederverkäufern entsprechenden Rabatt. [3438
Von Autoritäten als das Beste anerkannt. Zu beziehen durch
AUMANN & Co., Leipzig.

Stotternde

werden gründlich geheilt in der Anstalt von
A. Gauschemann
zu **Idstein** im Taunus, Station der Hess. Ludwigs-Bahn. [3366
☞ Zahlung des Honorars ein halbes Jahr nach beendeter Kur, damit der Klient von seiner vollständigen Heilung vorher auch selbst sich überzeugen kann.

Dr. med. Zacharias, Berlin, Taubenstr. 43.
Special-Arzt für **Nierenstein- und Blasenstein-Leiden.** Eigene Methode, eigene Erfindung, Operation überflüssig.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner sehr gesund gelegenen Anstalt vollständigen Familienanschluß, individualisirenden Unterricht und, wenn möglich, Heranbildung zu einem Lebensberufe.
Dresden, Blasewitz, Waldpark, Marschallallee.
3334] E. Foerster.

Erstes kaufmännisches Unterrichts-Institut,
Magdeburg, Steinstr. 14.
Tages-Cursus, täglich 6 Stunden Unterricht.
Gründliche **Ausbildung** zum perfecten Buchhalter, Correspondenten, Rechner, Comtoirist und Schönschreiber.
Pension auf Wunsch.
Stellen-Vermittelung.
Reife-Diplom.
Ferdinand Simon, Magdeburg,
gerichtl. vereidigt. Sachverständ. f. Buchführg. 2c.

Das Ziel ist in 4 **Monaten** zu erreichen.

Nachrichten über d. Institut **gratis.**

Eltern und Erziehern

empfiehlt d. Unterzeichnete d. **Pädagogium Lähn** bei Hirschberg i/Schl. als eine nach wissenschaftlicher und sanitärer Seite **vortreffliche Bildungsanstalt.** Früher selbst Lehrer a. d. Anstalt, kennt er ihre Prinzipen: **geringe Schülerfrequenz** in den einzelnen Klassen, **tüchtige und zahlreiche Lehrer** — **auf je 6 Schüler eine Lehrkraft — gründl. Ueberwachung,** namentlich **auch außer** d. Unterrichtszeit, **ländliche Stille** fern von **Zerstreuungen** u. **Gefahren** der **Großstadt,** dazu **herrliche Lage** am Fuß der schlesischen Berge. Die Anstalt verfügt über selten schöne Räume u. vortreffliche Einrichtungen: Bade-Schwimmanstalt, **sie ruht auf christlicher Grundlage; Lehrziel die Prima** und **Vorbereitung z. einj. Freiwilligenprüfung.**
Deutsch b. Pollitz i. d. Altmark. [3373
L. Fenger,
Pastor und Königl. Schulinspector.

Best frequ. Fach-Schule im Königr. Preussen
Buxtehude
b. Hamburg f. Maschinen- u. Bau-Techniker, Tischler und Maler. — Billige Pensionen. — Prüfungen. — Eintritt April, Mai, Octbr. u. Novbr. Monatl. Extrakurse jederzeit. Programme gratis.
Director HITTENKOFER.

Militär-Pädagogium

Leipzig (Dr. Killisch)
Vorber. f. alle Mil.-Ex. u. für alle Klassen höherer Schulen incl. Abit.-Exam. [3261

Spa, Belgique.
Institut superieur de demoiselles.
Vorsteherin Frl. H. Lecoq.
Gründlicher französ.- englisch.- italienisch.- Musik-, Mal- 2c. Unterricht. Angenehmes Familienleben. Mäßige Preise. Beste Refer.

Technicum der STADT RHEYDT Rheinpreussen	Fachschule für **Bau- u. Maschinenwesen u. Chemie.** Programm kostenfrei.

Privat-Entbind. bei einer gebild. Dame (Geburtshelferin, Tochter eines Arztes) liebevolle Pflege pp. verw. Kaufmann **Klauer, Dresden,** Mathildenstr. 29. I. [3279

Privat-Entbindung b. einer gebild. Dame (Geburtshelferin) **Martha Luschnath, Altona** b. Hamburg, gr. Mühlenstr. 82, I. [3449

Eine neuerbaute hübsche Villa in einer Stadt von über 25000 Einw., Landgericht, Gymnasium, Realschule 2c. auf einem $4^1/_2$ Morgen großen Obst- und Weinberge (ca. 2000 Stöcke) **mit entzückender Aussicht** ist mit oder ohne Mobiliar zu verkaufen. Dieselbe eignet sich zum Herrschaftssitz, sowie zu einem feinen Restaurant. Näheres unter Ziffer: **H. U.** postlagernd **Guben.** [3440

Heirath.

Ein junger Kaufmann mit bester Vergangenheit, gegenwärtig in Stellung mit 2700 M. Gehalt, wünscht, um sich später selbstständig machen zu können (da er kein Vermögen besitzt) die Bekanntschaft einer vermögenden jungen Dame zu machen.
Briefe mit der Aufschrift T. 15. an die **Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse in Magdeburg erbeten.** [3453

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube.

№ 425. XVI. Jahrg.

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig

Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube.

№ 426. XVI. Jahrg.

Billige und solide Bezugsquelle für sämmtliche **Turngeräthe** und vollständige **Turnhallen Ausrüstungen** nach verschiedenen Systemen. **Turngeräthe für Privatgärten,**



vorzügliche **Zimmerturnapparate.** Chemnitzer Turn u. Feuerwehr-Geräthe-Fabrik von Julius Dietrich & Hannak, Chemnitz, Sachsen — empfohlen von

allen turnerischen Autoritäten Deutschlands.

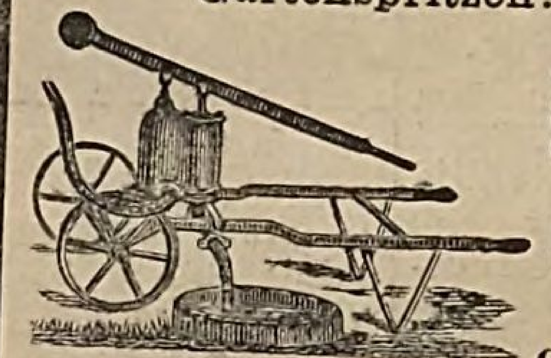


Geruchlose Closets.
A. Toepfer,
Hoflieferant.
Closet-Fabrik Stettin.
Die Firma bürgt für Solidität der bewährten Closets
Ill. Prs. Crt. fro.

Preis geg. Nachnahme incl. Verpack. **38,00 M.**

Für Auswanderer!
Gewehre (Lancaster-Hinterlader) wie solche in **Amerika** gebräuchlich, offerirt zu 18 M. die Waffenfabrik von [3477
F. W. Ortmann, Solingen.
Abbildung und Preisliste über alle Arten Waffen 2c. versende franco und gratis.

Gartenspritzen!



solche, die nicht allein f. den Verkauf, sondern für den practischen Gebrauch gemacht sind, empfehle zu civilen Preisen nach illustrirter Preisliste. Düsseldorf Einzige Staatmedaille für diese Specialität. Leipzig, Bromberg Goldene Medaille, Cöln, Altona, Berlin Silberne Medaille [3419
Adolph Pieper. Mörs a. Rhein.



empfehlen ihre große Auswahl von Chocoladen zu den verschiedensten Preisen. Diese Chocoladen verdanken ihre allgemeine Verbreitung über alle Gegenden Deutschlands der sorgfältigsten Herstellung aus den feinsten Rohmaterialien, unter Benutzung der im höchsten Grade vervollkommneten mechanischen Hilfsmittel.
☞ Niederlagen in allen grösseren Städten Deutschlands.

Gelben Java —
vorzüglichsten Geschmacks-Kaffee
pr. Pfd. 50 Netto à Mk. 52. —.
pr. Pfd. 9½ do. à „ 10. 85.
incl. Zoll, Porto resp. Fracht und Emballage, also frei ins Haus resp. **nächste Bahnstation.** [3432
Kaffee-Import von
A. K. Reiche & Co., Hamburg.
Das langjährige Renommé des Hauses bürgt f. reellste Bedienung.

Zur Beachtung der Herren Rentner, Officiere und Beamten a. D.

Als bestes Mittel, ihre Einkünfte ohne die geringste Gefahr irgendwelcher Verluste zu vermehren, empfehlen wir den genannten Herren die Uebernahme der Vertretung eines alten, ersten Bordeaux-Hauses, welches ausgedehnte Weinberge in den besten Lagen der Côtes, im Médoc u. in Sauternes besitzt und seine Weine in jeder Beziehung garantirt.
Gefl. Offerten werden unter **M. D. G.** poste restante **Bordeaux** erbeten. [3497

Au Petit St-Thomas

rue du Bac, PARIS.

Die GRANDS MAGASINS DU PETIT St-THOMAS, die ältesten von Paris, beehren sich die geschätzte Damenwelt zu benachrichtigen, dass ihr ILLUSTRIRTER CATALOG der Sommer-Nouveautés 1881 soeben erschienen ist.

*Dieses Pariser Mode-Album wird gegen frankirte Briefe Jedermann **GRATIS** und **FRANCO** sofort zugesandt werden.*

Jede 25 Francs übersteigende Bestellung wird nach ganz Deutschland gegen 10% Zuschlag zum Rechnungsbetrag PORTO und ZOLLFREI expedirt.

[3498

Pädagogium Lähn.

Beginn des Sommersemesters am **21. April.** Aufnahmebedingung: **Reife für Secta;** Lehrziel: **Prima des Gymnasiums** und **der Realschule,** sowie Vorbereitung zur **Freiwilligenprüfung.** Durchschnittsfrequenz der Klassen **je 10 Schüler,** daher **individuellste Behandlung** und **gründliche Erfolge;** für **überalterte, zurückgebliebene** und **schwachbegabte** Schüler außerdem noch **Specialkurse** z. schnellster **Förderung.** Die Anstalt — **weil völliges Internat** — sichert gründlichste Ueberwachung, u. durch ihre Lage in frischer Gebirgsluft des herrlichen Hirschberger Thales, ihre sanitären Einrichtungen, — durchweg große Räume, Bade- Schwimmanstalt u. s. w., vor allem **durch gute und kräftige Verpflegung,** körperliches Gedeihen. [3373
Prospecte, Referenzen durch den unterzeichneten Dirigenten.
Lähn b. Hirschberg i. Schl. **Dr. PFEIFFER,** Pastor.

Bruxelles N., rue rogier 295.
Pensionat de demoiselles,
français, anglais, dirigé par Mlle. **Marie Gatti deGamond.** Maison de premier ordre.

Technicum der STADT RHEYDT Rheinpreussen.	Fachschule für **Bau- u. Maschinenwesen u. Chemie.** Programm kostenfrei.

Rationellstes, bestes und daher billigstes Hunde-Futter



FLEISCHZWIEBACK
von
F. KRIETSCH, Wurzen i/S.
alleinig. Inhaber des Fabrikationsrechtes nach Prof. Dr. Metzdorf's **neuestem** Recept.
Probepackete von 5 Kilo zum Preise von M. 2. 50, sowie Prospekte über Zusammensetzung, Bereitungsweise und Anleitung zur zweckmäßigsten Verfütterung der Zwiebacke werden auf Wunsch franko übersandt.

Erstes kaufmännisches Unterrichts-Institut,
Magdeburg, Steinstr. 14.
Tages-Cursus, täglich 6 Stunden Unterricht.
Gründliche **Ausbildung zum perfecten Buchhalter, Correspondenten, Rechner, Comtoirist und Schönschreiber.**
Pension auf Wunsch.
Stellen-Vermittelung.
Reife-Diplom.
Ferdinand Simon, Magdeburg,
gerichtl. vereidigt. Sachverständ. f. Buchführg. 2c.

Das Ziel ist **in 4 Monaten** zu erreichen.

Nachrichten über d. Institut **gratis.**

Staats-Prämien-Loose verkauft z. Tagescours. Ziehlisten und Prospekte gratis und frco. Bankhaus **Gebrüder Thiel, Frankfurt a. M.**

Feinste Bratheringe u. feinste pikante **Delicatessheringe,** sofort nach dem Fange frisch u. sauber zubereitet u. ff. marin. versendet unter Garantie als
hochfeine Delicatessen
täglich frisch in groß. Waare, à Faß über 9 Pfd. schwer, mit über 30 Inhalt, gegen 3 M. 50 Pf. Nachnahme franco, u. 1 Kiste mit ca. 60 frischen, geräucherten Fettheringen ebenfalls geg. 3 M. 50 Pf. Nachn. frc. nach allen Orten Deutschlands u. Oesterreichs. Wiederverkäufern **engros-Tagespreise.**
Cröslin, Reg.-Bez. Stralsund.
Aug. Schroeder, Ostseefischerei p. p.

Concentrirter Blumendünger
für Topfgewächse u. Blattpflanzen in eleganten Originalblechdosen à 50 Pf. Wiederverkäufern entsprechenden Rabatt. [3438
Von Autoritäten als das Beste anerkannt. Zu beziehen durch
AUMANN & Co., Leipzig.

Dr. med. Zacharias, Berlin, Taubenstr. 43.
Special-Arzt für **Nierenstein-** und **Blasenstein-Leiden.** Eigene Methode, eigene Erfindung, Operation überflüssig. [3374

Damen find. freundl. Aufn. bei Frau **Wahrmann,** Hebamme, Hannover, Kirschenstr. 10, I. (Früh. Oberheb a. Kgl. Entbdgshause.)

Privat-Entbind. bei einer gebild. Dame (Geburtshelferin, Tochter eines Arztes) liebevolle Pflege pp. verw. Kaufmann **Klauer, Dresden,** Mathildenstr. 29. I. [3279

„E. Obersekundaner e. westfäl. Gymnasiums bittet u. e. kl. Unterst. z. Fortsetz. s. Studien, da sein. Vater die nöthigen Mittel fehlen."
Gefl. Off. sub. R. D. d. d. Exp. d. Bl. erb.

Kennt Jem. Ort, wo gründl. geb. Dame, die m. best. Erf. 15 J. in Paris u. Engl. Lehr. gew., d. Privatst. od. a. Schule ihr kl. Eink. vergr. kann?
Gefl. Off. sub. E. W. d. d. Exp. dss. Bl. erb.

Heirath.

Ein junger Kaufmann, Besitzer eines rentablen Geschäftes wünscht sich mit einer Dame im Alter von 18—24 Jahren, gutem Gemüthe und häuslichen Sinnes zu verheirathen. Vermögen von 30,000 M. wünschenswerth.
Briefe unter Chiffre **Glücklichsein 4581** an **Rudolf Mosse, Leipzig. Discretion** auf Ehrenwort. [3186

Streng reelles

Heirathsgesuch.

Ein fein gebildeter Kaufmann, evangelisch, von angenehmer Erscheinung u. braven guten Charakter, Mitte der Dreißiger, nicht unbemittelt, mit einem jährlichen Einkommen von 6000 Mark, sucht eine Lebensgefährtin, welche Sinn für Häuslichkeit hat u. guten Charakter besitzt, zur Gründung eines gediegnen und gemüthlichen Hausstandes.
Damen mit Vermögen, die auf mein gewissenhaftes Gesuch einzugehen gewillt sind, werden höflichst gebeten, ihre werthe Adresse möglichst mit Photographie unter Chif. G. A. Berlin, Hauptpostamt niederzulegen.
Brief und Photographie werden im nicht convenirenden Falle sofort zurückgeschickt und versichre ich auf Ehrenwort, daß die strengste Discretion obwalten wird. Derselbe ist auch nicht abgeneigt vorerst in anonyme Correspondenz zu treten. [3485

Mein geliebtes Weib, meine S! Hab' innigen Dank f. Deine Zeilen. O, wenn Du wüßtest, wie Du mich mit ihnen erfreut hast! Das war wieder einmal ein glücklicher Tag! Sei mir nicht bös, lieb' Leben, daß ich Dir erst heut' Nachricht gebe, — bald, bald bin ich ja nun wieder bei Dir! So leb denn wohl, leb' süß u. wohl u. sei gegrüßt aus tiefster Seele viel tausendmal von Deinem R. Deinem a. s. T.

Mein vielgeliebter T.! Aus treuem Herzen sende ich Dir meine allerbesten Glückwünsche zu D. Geburtstage. Könnte ich doch mündl. sie Dir sagen! Vielleicht fügt sich b. glückl. Wiedersehen, ich sehne mich unendl. nach Dir, geliebtes Herz, bin oft traurig. Sei Gott befohlen, mein s. Leben. T. Gr. v. D. tr. S.

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube.

№ 427. XVI. Jahrg.

Der neu erschienene Catalog der

Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franko zu beziehen. [3403

H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

Für **Feldmesser, Forstbeamte** und **höhere Militärpersonen** brauchbar, ist in **allen** Buchhandlungen zu haben: [3505

Lehrbuch der gesammten

Feldmesskunst.

1. Die **Aufnahme, Berechnung** und **Theilung** aller **Felder, Gärten** u. **Forste**, 2. vom **Höhenmessen**, 3. vom **Nivelliren** und **Drainiren**, 4. **Terrain-Aufnahme** und **Planzeichnenkunst**. — Herausgegeben von Hofrath v. Schlieben, verbessert von F. B. Montag. — **Mit zehn Tafeln Abbildungen in 1000 Zeichnungen** bestehend. **Achte Auflage. Preis 8 Mark.**

Ernst'sche Buchhandlung. Quedlinburg.

Neu! 1881 Neu!

Brauerei-Adressbuch.

zum ersten Mal wirklich

amtliche Adressen.

Berlin N.W., Wilsnakerstrasse 32 und durch alle Buchhandlungen. [3549

Adressen aller Stände auf Streifen zum Aufkleben. [3324

Preisverzeichn. frco. d. F. Schneider & Co., Trier.

Bibliotheken

u. einz. Werke kaufen z. höchst. Preisen baar **Glogau & Co., Leipzig**, Neumarkt. Catalog 1 Naturw. u. Reisen geg. 20 Pf.-Marke franco.

In **allen** Buchhandlungen ist zu haben:

A. F. Frehse's — bewährte

Fang- und Jagdmethoden

gegen **Füchse, Marder, Wiesel, Dachse, Wildkatzen, Raubvögel.** Nebst Anweisung, **Hasen** und **Wildpret** aus der Ferne herbeizulocken. Verbessert durch v. Ehrenkreutz. [3507

Fünfte Auflage. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Ernst'sche Buchhandlung. Quedlinburg.

Stettin — Kopenhagen.

A. I. Postdampfer **„Titania"**, Kapt. Ziemke, von **Stettin** jeden **Sonnabend** 12 Uhr Mtg., von **Kopenhagen** jeden **Mittwoch** 3 Uhr Nm.

I. Kajüte 18 M., II. Kajüte 10 M. 50 Pf., Deck 6 M. **Hin-** u. **Retour-** sowie **Rundreise-Billets** (30 Tage gültig) zu ermäßigten Preisen am Bord der „Titania" erhältlich.

Rud. Christ. Gribel.

Für Auswanderer!

Gewehre (Lancaster-Hinterlader) wie solche in **Amerika** gebräuchlich, offerirt zu 18 M. die Waffenfabrik von [3477

F. W. Ortmann, Solingen.

Abbildung und Preisliste über alle Arten Waffen 2c. versende franco und gratis.

J. A. Hietel, Leipzig,

Königl. Hoflieferant.

Kunststickerei & Fahnen-Manufaktur.



Specialität f. Fahnen jeder Art. Altarbekleidungen und Ausstattung f. Synagogen. Skizzen, Materialproben, Prospekte gratis.

Beste Referenzen.

Neu

Spitzen-Wasch-Apparate

einfach, praktisch à 1 Mk. u. **1 Mk.** 20

Schnellbrater.

Ueber Letztere Preiscour. gratis und franco. **F. Bernh. Lange, Dresden**, Amalienstraße.

Das Atelier

künstlicher Stopferei

f. Points und Gardinen, auch Applicatio sowie Points- und Spitzen-Wäscherei empfiehlt Frau **M. Bartusch, Berlin W.**, Magdeburgerstraße 7. — Aufträge werden promp und bestens ausgeführt.

Zur Confirmation für Knaben, wie Mädchen.

Rosenmüllers Mitgabe

für das ganze Leben.

24. Auflage.

Mit Widmungsblatt u. Stahlstichen. Eleg. gbd. 4 **M.**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Leipzig. **Baumgärtners Buchhandlung.**

Als Ergänzung zu jedem Konversations-Lexikon älterer Auflage.

Als Ergänzung zu jedem Konversations-Lexikon älterer Auflage.

Vor Kurzem erschien:

Supplement-Band I

zu

Otto Spamer's

Illustrirtem Konversations-Lexikon

für das Volk.

(Orbis pictus für die Jugend.)

Geheftet *M.* 20; gebunden *M.* 23; gebunden in Halbfranz *M.* 24.

(Der **II. Supplement-** (Schluss-) **Band** wird im Herbst d. J. ausgegeben!

Die Verlagsbuchhandlung von **Otto Spamer** in **Leipzig** u. **Berlin.**

Täglicher Post-, Personen- und Güter-Dienst.

Vlissingen-Queenboro'-London.

Abfahrt von Cöln 1 Uhr 40. N., von Vlissingen 9 Uhr 25. N., in London 7 Uhr 55. V.
„ „ London 8 „ 25. „ „ „ 7 „ 25. V., „ Cöln 2 „ 34 N.

Directe Billetausgabe und Gepäckeinschreibung auf allen Haupt-Stationen.

Die Räderdampfer der Gesellschaft „Zeeland" sind die grössten, schönsten und comfortabelst eingerichteten Dampfer, wirkliche See-Hôtels, welche zwischen dem Continent und England fahren und bieten allen erdenklichen Schutz gegen Seekrankheit. Unbedingt beste und billigste Route von und nach England. Eil- und Frachtgüter finden prompteste Beförderung. Bei der Gepäckrevision in Kaldenkirchen, Richtung London—Continent, leistet das Personal des Herrn J. J. Niessen in Kaldenkirchen den Reisenden auf Wunsch Assistenz. [3422

Auskunft ertheilen: Cours- und Reisebücher; die Direction der Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Zeeland" Vlissingen; Niederländische Staatsbahn, Bureau „Zeeland" Utrecht; die London, Chatham und Dover Eisenbahn, London, sowie die bekannten Herren Agenten: BEST RYLEY & Co., London; THOs. COOK & SON, London; J. J. NIESSEN, Cöln und Kaldenkirchen BRASCH & ROTHENSTEIN in Berlin, Leipzig, Düsseldorf und Wien, Universal-Reise-Bureau in Frankfurt a/M.

Schweiz. Giessbach **Berner Oberland.**

Hôtel **Beau-Site-Giessbach** Pension.

Drittes und neuestes Etablissement am Gießbach.

Comfortable, reinlichst. **Reelle Preise.**

Nebelfrei, windgeschützt, von Tannenwald umgeben; feucht-warme, immer erneuerte Luft, daher in dieser Höhe kaum übertroffen als

Prima Luftkurort für Frühling und Herbst.

Besitzer: Gebrüder Flück.

Exactes Passen garantirt.	Oberhemden im Rücken zu schliessen beste Qualität à 66 M. per Dutzend.	Probehemd auf Wunsch.

Wir fabriciren nur eine Sorte Oberhemden

Die Besten.

Der Rumpf von amerik. Shirting „Wamsutta Mills", welcher bei fast allen Weltausstellungen den Preis erhalten hat. Einsätze (rein Leinen dreifach, obere Lage **bestes** Irisches) in stets neuen Mustern.



Anleitung zum Selbstmaassnehmen.

1. Maass des Kragens, welchen man trägt. Wünscht man die Hemden niedrig im Hals, so bitten wir extra anzugeben, wieviel cm tief von der gewöhnlichen Halsweite angerechnet. (Wie es nebenstehende Zeichnung veranschaulicht).
2. Maass der Brust.
3. Maass der Aermel (von A bis B zu C).
4. Körperlänge.
5. Grösse der Knopflöcher im Einsatz.

NEWYORK 613 Broadway u. 35 Great Jones Str.	Amerikanische Wäschefabrik Just Brothers.	LEIPZIG 29 Grimm. Strasse I. Etage.

T. O. Weigel in Leipzig.

Bei mir erscheint:

Murad Efendi,

Dramatische Werke.

= Erste Gesammtausgabe =

3 Bände. Geheft. 15 M., fein geb. 18 M. 60 Pf. Inhalt: Band I: Selim der Dritte. Marino Faliero. Auf dem Kreuzhof. — Band II: Ines de Castro. Mirabeau. Johanna Gray. — Band III: Durch die Vase. Bogadil. Professors Brautfahrt. Mit dem Strom. [3538

Für Kunstfreunde. (3310)

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Gallerieweke 2c.) mit 4 Photographien nach Bautier, Schirmer, Savoldo, Van Dyck ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

In **allen** Buchhandlungen zu haben:
(Ein zuverlässiger Zimmergärtner ist:)

Der Blumenfreund

oder die **Pflanzenkultur im Zimmer.** **270** der beliebtesten **Blumen** u. Zwiebelgewächse im **Zimmer** zu kultiviren und zu vervielfältigen. [3506

Von **A. Fahldieck**, Kunstgärtner.

Dritte verb. Auflage. 1 Mk.

Ernst'sche Buchhdlg. in Quedlinburg.

---

250 echte Briefmarken, alle verschieden 30 ungest. z. B. St. Vincent, Guiana, Aegypten etc. nur 3 M. **Otto Wiering, Hamburg.** [3552

Staats-Prämien-Loose verkauft z. Tagescours. Zuglisten und Prospekte gratis und frco. Bankhaus **Gebrüder Thiel, Frankfurt a M**

Jean Fränkel,

Bankgeschäft. [3536

Berlin SW., Kommandantenstr. 15.

Cassa-, Zeit- und Prämiengeschäfte zu coulanten Bedingungen, Couponseinlösung provisionsfrei. **Genaueste** Auskunft über **alle Werthpapiere** ertheile gratis und bereitwilligst.

Meinen Börsenwochenbericht, sowie meine **Brochüre:** Capitalsanlage und Speculation in Werthpapieren mit besonderer Berücksichtigung der **Prämiengeschäfte** (Zeitgeschäfte mit beschränktem Risico) versende gratis.

Schweizer Stickereien

liefert den verehrlichen Damen direct und zu erstaunlich billigen Fabrikpreisen

die Mechanische Stickereifabrik

in Zurzach, Schweiz,

Auswahlsendungen werden den Damen, welche dieselben wünschen, porto- und zollfrei gemacht. [3448

FRANZENS-BAD

in Böhmen.

Die Versendung der **Eger-Franzensbader** Mineralwässer (**Franzens-, Salz-, Wiesen-, Neuquelle und kalter Sprudel**) für die Saison 1881 hat begonnen und werden dieselben nur in Glasbouteillen versendet. Bestellungen hierauf, sowie für **Franzensbader Mineralmoor und Moorsalz** werden sowohl direct bei der unterzeichneten Direction, als auch bei den Depôts natürlicher Mineralwässer in allen grösseren Städten des Continents angenommen und prompt effectuirt. Broschuren über die eminenten Heilwirkungen der weltberühmten **Eger-Franzensbader Mineralwässer** werden gratis verabfolgt.

Stadt Egerer Brunnen-Versendungs-Direction

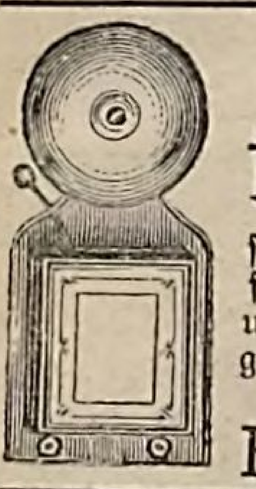
in Franzensbad.



Vom „Bazar“ empfohlen
Brüssel-Teppiche
gesetzlich geschützt sind nur v. der Teppich-Manufaktur
D. R. Halemeyer, Potsdam
à 27½, 50, 77½ M. zu bez.



Gartenschaukeln! Von Tausenden in angenehmer Erinnerung von der Ausstellung in Düsseldorf, transportabel, ungefährlich, selbstthätig, für Erwachsene u. für Kinder 75 M., für Kinder bis 15 Jahre 50 M.
Adolph Pieper in Moers a. Rh.



Haus-telegraphen,

sowie alles dazugehörige en gros für Wiederverkäufer. Anleitung und illustrirten Preiscourant gratis. [3494
Chemnitzer Telegraphenbauanstalt,
Herm. Pöge, Chemnitz.

Bruteier v. Prima Land- u. Wasser-Geflüg. Specialität: d. weltberühm. Houdanhühner. **Heinr. Aug. Mastny, Lomnic,** Jiciner Kreis, **Böhmen.** Ex- u. Import v. Bienen, Canarien, Geflügel, Kaninchen, Tauben überseeischen Vögeln. Anfragen m. Retourmarke.

Kanarien-Edelroller vers. unter Garantie
F. Wischmeyer, Osnabrück, Großestr. 77.

Gemüsesamen Prima Qualité

Für 4 Mark versende frco. eine sorgfältig ausgewählte vollständige Collection meiner vorzüglichen selbstgeernteten Gemüsesamen
Gustav Wolff, jun. Samenzüchter
Neinstedt b. Quedlinburg.

---

9 Pfd. feinen
Guatemala-Caffee
versendet franco und verzollt gegen Nachnahme von 10 M. — [3401
H. H. Schmidt, Bremen.

Bester Rauchtabak!
Predigertabak pro 10 Pfd. 7 M. 75 Pf.
Jagdtabak pro 10 Pfd. 10 M. 75 Pf. portofrei gegen Nachnahme. Aufträge an
3502] **C. Marowsky, Minden.**

Gelben Java — vorzüglichsten Geschmacks-Kaffee
pr. Pfd. 50 Netto à Mk. 52. —.
pr. Pfd. 9½ do. à „ 10. 85.
incl. Zoll, Porto resp. Fracht und Emballage, also frei ins Haus resp. **nächste Bahnstation.** [3432
Kaffee-Import von
A. K. Reiche & Co., Hamburg.
Das langjährige Renommé des Hauses bürgt f. reellste Bedienung.

Feinste homöopathische Korke fabriciren **Anhalt & Knopf, Dresden.**

Eltern

von Söhnen unter 12 Jahren werden auf die **Deutsche Militairdienst-Versicherungs-Anstalt in Hamburg** aufmerksam gemacht. Dieselbe bezweckt die Verminderung bezw. leichtere Beschaffung der für die Dienenden zu bringenden Geldopfer durch theilweise, nicht fühlbare Mitbelastung der Befreiten, Versorgung von Invaliden 2c. Tausende v. Deutschen Familienvätern haben bereits in d. Benutzung der hier gebotenen Einrichtungen eine weise Fürsorge für die Zukunft ihrer Söhne getroffen. Prospecte, Antragsformulare 2c. unentgeltlich durch die Direction und die Herren Vertreter. [3404

Stottern

wird schnell und sicher entfernt und eine gewandte Sprache erzielt. Keine Taktmethode, kein langsames Sprechen. Jeder Sprachleidende wird **seinem** Uebel entsprechend behandelt. Preise niedrig. Nichtgeheilten werden alle Kosten erstattet. Prospekte und Atteste-Auszug gratis. **Fr. Kreutzer,**
Lehrer in Rostock i. M.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Anstalt gewissenhafte Pflege und Ausbildung, Familienanschluß und, wenn möglich, Heranbildung zu einem Lebensberufe.
Dresden-N. Oppelstr. 44. [3542
W. Schröter, Director.

Finnen, Wimmerln

im Gesichte, entfernt mein, an mir selbst erprobtes Schönheits-Wasser. Mit Gebrauchsanweisung und Verhaltungsmaßregeln à Flac. 3 Mark franco. „Betrag in Briefmarken einsenden.“ [3325
Römhild, i/Thür. **J. Rottmanner,** Apotheker.
Depôt: Wien bei Hrn. Apoth. **Ph. Neustein.**
Depôt: München Bonifazius-Apotheke.

Au Petit St-Thomas

rue du Bac, PARIS.

Die GRANDS MAGASINS DU PETIT St-THOMAS, die ältesten von Paris, beehren sich die geschätzte Damenwelt zu benachrichtigen, dass ihr ILLUSTRIRTER CATALOG der Sommer-Nouveautés 1881 soeben erschienen ist.

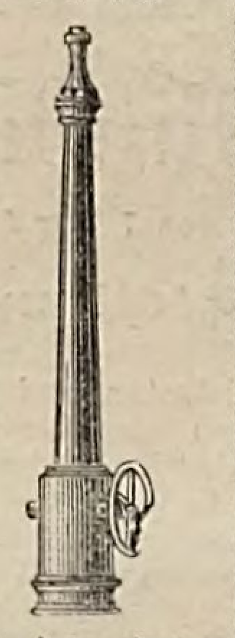
*Dieses Pariser Mode-Album wird gegen frankirte Briefe Jedermann **GRATIS** und **FRANCO** sofort zugesandt werden.*

Jede 25 Francs übersteigende Bestellung wird nach ganz Deutschland gegen 10% Zuschlag zum Rechnungsbetrag PORTO und ZOLLFREI expedirt.

[3498

Stoysche Erziehungsanstalt zu Jena.
Tüchtige Lehrkräfte. Gewissenhafte Sorge für die körperliche Erziehung. — Unterricht in Realschul- und Gymnasialfächern. **Dr. Heinrich Stoy,** [3535
Privatdozent an der Universität Jena.

Deutsches Reichspatent No. 10159.



Prämirt mit der Silbernen Medaille vom Landesverein badischer Feuerwehren 1880.

Neues
Patent-Strahlrohr
mit Ventilverschluß
von
Friedr. Liebtreu, Frankfurt am Main.

Für Schläuche von 20—50 m/m l. W. zur Benützung beim Besprengen von Straßen und Gärten, insbesondere empfehlenswerth den verehrl. Feuerwehren.

Als besonders beachtenswerth bemerke ich, daß in Folge des langsamen Schlusses des Ventiles jeder Stoß und somit das Springen der Schläuche vermieden wird.

Preislisten gratis. [3555

Dr. med. Zacharias, Berlin, Taubenstr. 43.
Special-Arzt für **Nierenstein- und Blasenstein-Leiden.** Eigene Methode, eigene Erfindung, Operation überflüssig. [3374

Privat-Entbindungs-Anstalt
eines verh. Arztes. Liebevollste Pflege. **R. R. R. Weimar** postlagernd frei. [3469] (B. 3752

Bad Kreuznach.
Damen f. in m. conc. Entbgs-Anst. freundl. Aufnahme. Wittwe **Oppermann,** Heb.

Privat-Entbind. bei einer gebild. Dame (Geburtshelferin, Tochter eines Arztes) liebevolle Pflege vp. verw. Kaufmann **Klauer, Dresden,** Mathildenstr. 29. I. [3541

Schwerhörige und Sprachkranke
finden Heilung. **Wo?**
Siehe Broschüre von **P. Kuschla's** Anstalt in **Guben** (für 30 Pfennige in Briefmarken)
Prinzip: Gehör- und Sprachorgane sind eng miteinander verbunden. [3547

Zur gefälligen Beachtung.

Inserate, welche durch unser Blatt die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung finden erbitten wir uns stets so zeitig wie möglich, da die Herstellung einer jeden unserer Nummern der hohen Auflage wegen, **12 Tage** in Anspruch nimmt.

Wir berechnen die viergespaltene Zeile von ca. 35 Nonpareille-Buchstaben mit 1½ Mark und nehmen gefl. Insertions-Aufträge sowohl direct als durch jede Annoncen-Expedition entgegen.

Leipzig. **Expedition der Allgemeinen Anzeigen zur Gartenlaube.**

Pension „Daheim“

für ältere alleinstehende Personen resp. Reconvalescenten. [3442
Niederlößnitz bei **Dresden.**
E. Hübner, Apotheker.

Briefmarkensammlung 1800 St. versch. tadell. Exemp. (500 alte Deutsch. u. viel. Narit.) M. 200. Off. fco. Hannover post. rest. H. W.

Für eine an fixen Ideen (Verfolgungswahn) leidende Dame, die übrigens in aller Art v. Haushaltungsgeschäften sehr tüchtig ist, wird in einer Familie auf dem Lande (Pfarre, Landgut, Försterei) Unterkunft ges. Off. mit Angabe der finanziellen Bedingungen unt. **J. B...** an die Exp. der Allg. Anz. z. Gartenlaube.

Eine der leistungsfähigsten **Senffabriken** Elsass-Lothringens, deren Erzeugnisse überall Beifall gefunden, **sucht** bei hoher Provision gut empfohlene **Vertretungen.** Gefl. Offert. unter **L. W. 564** an **Haasenstein & Vogler, Leipzig,** erbeten. [3539

Zur Beachtung der Herren Rentner, Officiere und Beamten a. D.

Als bestes Mittel, ihre Einkünfte ohne die geringste Gefahr irgendwelcher Verluste zu vermehren, empfehlen wir den genannten Herren die Uebernahme der Vertretung eines alten, ersten Bordeaux-Hauses, welches ausgedehnte Weinberge in den besten Lagen der Côtes, im Médoc u. in Sauternes besitzt und seine Weine in jeder Beziehung garantirt.

Gefl. Offerten werden unter **M. D. G.** poste restante **Bordeaux** erbeten. [3497

Ein junger Schweizer, 18 Jahre alt, französischer Sprache, wünscht bei einem tüchtigen Zahnarzte Deutschlands in die Lehre zu treten und sich nebenbei in der deutschen Sprache auszubilden. [3548
Gefl. Offerten mit Bedingungen an Herrn
Apotheker **Bührer**
in **Clarens Montreux** (Schweiz).

E. strebs. Gesch. M. Künstler 32. ev. v. ang. Aeuß. verträgl. Charact. nicht unbem. i. e. frdl Städtch. i. d. Prov. s. d. Bekanntsch. e. fleiß. brav. evangl. musik. geb. Dame m. e. disp. Verm. v. 4000 Rth. welch. a. I. Hyp. eingetr. w. Gefl. Off. m. Phot. w. vertrauensv. u. B. E. 108 i. d. Exp. d. Bl. niederl. str. Dis. zuges. Br. m. Ph. w. zurück.

Eine geb. Dame, 30 J. alt, mit 4—5000 M. Verm. sucht d. Bek. eines gut situirten Mannes v. 30—40 J. um sich b. gegenseit. Neigung zu heirathen. Photographie erwünscht. Discr. Ehrens. Adr. unt. T. R. bef. d. Exp. d. Bl.

Um gütige genaueste Auskunft über Herrn **Georg D. Bossard von Zug,** der sich seit langem in Californien, N.-Amerika, aufhält und von dem gegen Gewohnheit seit Jahren keine Nachrichten mehr wurden, ungeachtet vieler Nachfragen, bittet höflichst gegen verbindlichsten Dank [3550
Die besorgte Familie **Bossard**
in der **Solituds, Zug,** Schweiz.

Herzinnigen Glückwunsch zu Deinem Geburtstage am 5ten April. **A...** [3554

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Readcteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube.

№ 428. XVI. Jahrg.

Der neu erschienene Catalog der

Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franko zu beziehen. [3403

H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

T. O. Weigel in Leipzig.

Bei mir erscheint:

Murad Efendi,

Dramatische Werke.

= Erste Gesammtausgabe =

3 Bände. Geheft. 15 M., fein geb. 18 M. 60 Pf.

Inhalt: Band I: Selim der Dritte. Marino Faliero. Auf dem Kreuzhof. — Band II: Ines de Castro. Mirabeau. Johanna Gray. — Band III: Durch die Vase. Bogadil. Professors Brautfahrt. Mit dem Strom. [3538

In **allen** Buchhandlungen zu haben:

für den gesellschaftlichen Umgang

Galanthomme,

enthaltend 20 Regeln des **feinen Tones** und des **Anstandes, 30 Liebesbriefe, 20 komische Vorträge, 28 Gesellschaftsspiele, 16 Kartenkunststücke, 100 Anekdoten** und **Toaste.**

Von **F. Schuster,** Professor.

Sechszehnte Auflage. 2 Mk. 50 Pf.

Es ist dies in 16. verb. Aufl. ein in jeder Hinsicht vorügliches Bildungs- und Gesellschaftsbuch. [3510

Ernst'sche Buchhandlung, Quedlinburg.

Eine sehr werthvolle, reichhaltige

Ethnologisch - Chinesische - Sammlung

ist im Ganzen event. getheilt zu verkaufen. Ferner sind zu verkaufen c. ca. **300 Blatt** vorzüglicher Photographien [3573

Suez Canal — Indien — China und Japan

meist 25 × 32 Centimeter groß.

Adressen erbeten **Ed. Wartig,** Buchhandlung, **Leipzig.**

In **allen** Buchhandlungen zu haben:

(Zur Erlernung des Schachspiels:)

☞ Praktisches [3509

Schachbüchlein.

Zur regelrechten **Erlernung** des Schachspiels mit Darstellung der **sinnreichsten Züge** und 14 Musterpartien **berühmter Schachspieler.**

Von **Alf. v. Breda.** 6. Auflage. 1 Mk.

Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

Oelfarbendruck-Gemälde, vorzüglich den Oelgemälden täusch. ähnl. nach berühmt. Meistern, lief. d. Oelfarbendruck-Verein **Concordia, Berlin,** Poststrasse 17. Illustr. Katal. z. Ansicht fr.

Weber Demokritos.

Hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. Auswahl. Neue Ausg. m. Biographie u. neu bearb. Anmerk. Erscheint in 10 vierzehntäg. Lief. à 40 Pf. Lief. 1 in jeder Buchhandlung zur Ansicht zu haben.

Massenhaft einlaufende Bestellungen beweisen d. Interesse, m. d. diese neue Ausg. des beliebten u. interessant. Buches erwart. w.

Berlin S. J. Klönne & G. Müller.

Neu! 1881 Neu!

Brauerei - Adressbuch.

zum ersten Mal wirklich

amtliche Adressen.

Berlin N.W., Wilsnakerstrasse 32 und durch alle Buchhandlungen. [3549

---

2 wichtige und werthvolle Werke, hübsch gebunden à 50 Pfennig.

Buchführungs-Katechismus m. Wechselstempel-Gesetz, Geschäftskalend. Ferdinand Simon, Magdeburg.

Katechismus der deutschen Briefschreibekunst u. Schönschrift. Ferdinand Simon, Magdeburger. Bücher-Revisor

50 Pfennig in Marken. Nachnahme nicht.



In allen Buchhandlungen zu haben.

Dr. C. Caspari's homöopathischer

Haus- und Reisearzt.

11. Aufl. Eleg. gebdn. 2 M. 40 Pf.

Mit besonderer Berücksichtigung der Frauen- u. Kinderkrankheiten, sowie der Unfälle, welche sofortige Hülfe erfordern.

LEIPZIG. **Baumgärtners Buchhandlung.**

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen, durch die Expedition, sowie durch sämmtliche Postämmter ohne Aufschlag zu beziehen die erste Nummer der:

Ausstellungs-Zeitung

der Allgemeinen Deutschen Patent- und Musterschutz-Austellung, verbunden mit Austellungen für Balneologie, Gartenbau, Kunst und Lokal-Industrie

in Frankfurt a. M. 1881.

Dieselbe wird herausgegeben vom **Preß-Ausschuß.** Der **Abonnementspreis** für das ganze Unternehmen, ca. 46 Nummern à 1 Bogen umfassend, beträgt M. 7.50.

Mittheilungen für die Redaction sind zu richten an den verantwortlichen Redacteur **Franz Graf.**

Adresse der Expedition: Dr. **Dronke,** Kirchnerstraße Nr. 3.

Die alleinige **Annoncen-Annahme** ist der Firma **Haasenstein & Vogler** übertragen. [3571

Frankfurt a. M., 30. März 1881.

Der Preß-Ausschuß.

In allen Buchhandlungen zu haben und bei den beginnenden Garten-Arbeiten als sehr nützlich zu empfehlen:

☞ Der praktische [3508

Gartenfreund.

Eine gründliche Anweisung zur Erziehung sämmtlicher **Blumen,** und **Gemüse, Obstbaumzucht, Weinbau,** und **Fruchtsträucher** und die **Cultur der Topfgewächse** im **Wohnzimmer.**

Ein wichtiges Buch für jeden Gartenbesitzer. — Von **H. Fahldieck,** Obergärtner.

— Preis 3 Mark.

☞ Gartenbesitzer erhalten hierdurch die Anweisung, wie **Blumen-** und **Gemüsezucht, Fruchtsträuche-** und **Baumzucht** richtig zu behandeln sind. —

Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

Für Kunstfreunde. (3310)

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Gallerieweerke 2c.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, Van Dyck ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen

---

250 echte Briefmarken, alle verschieden 30 ungest. z. B. St. Vincent, Guiana, Aegypten etc. nur 3 M. **Otto Wiering, Hamburg.** [3552

Landsitz,

in einer Provinzialstadt Oesterreichs, **billig,** unter sehr günstigen Zahlungs-Bedingungen und gleich beziehbar, **zu verkaufen.** Der Besitz besteht aus einer Villa mit circa einem Joch gleich 60 Acres Garten, Wirthschafts-Lokalitäten, Glashaus 2c. 2c. Fahrzeit von Wien und Prag per Eisenbahn fast genau egal circa 7 Stunden.

Anfragen zu richten sub.

U. O. 1270

an **Haasenstein & Vogler, Wien.** [3565

TRADE-MARK TRADE-MARK

Das Versand-Geschäft

Mey & Edlich Plagwitz-Leipzig

Hoflieferanten Sr. Maj. des Königs von Sachsen

versendet nachstehende Waarengattungen **direct** nur an Consumenten, selbst vom kleinsten Quantum an in **bester** Qualität zu den **billigsten** Preisen **nach allen Ländern Europa's.**

Es liegt im Interesse eines Jeden, welcher Bedarf in einem oder dem anderen angebotenen Artikel hat, sich den **illustrirten Preis-Courant** von dem Versand-Geschäft **Mey & Edlich, Leipzig, kommen zu lassen,** welcher auf frankirtes Verlangen **gratis** und **franco an Jedermann gesand wird.**

☞ **Specialitäten** ☜

des Versand-Geschäfts MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig:

Mey's Stoffkragen, Manschetten und Vorhemdchen für Herren, Damen und Kinder,
Stoffrüschen,
Rüschen in Batist, Tüll, Mull, Gaze etc. für Damen.

Schwarzseidene Cravatten für Herren und Knaben,
Weisse Batist- und Atlas-Cravatten für Herren,
Bunte Satin-Cravatten,
Schwarzseidene Bindeshlipse.

Manschettenknöpfe mit Eindrehfuss und Feder,
Kragen- und Vorhemdchenknöpfe.

Leinene Handtücher, leinene Wischtücher, Hausleinen und Prima geklärt Creas-Leinen im Stück und per Meter.

Rein leinene Taschentücher für Damen, Herren und Kinder,
Leinene Oberhemden-Einsätze,
Herren und Knaben-Oberhemden,
Nachthemden für Herren.

Shirtings, Chiffons und Hemdentuch.

Baumwollene Strumpfwaaren f. Frauen, Herren u. Kinder.

Parfums; Toilette-Seifen.

Japanischer und Chinesischer Thee,
Chocoladen; Mey's Cacao pulverisirt,
Kaffee-Ersatz,
Biscuits und Waffeln. [3583

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei geliefert und zwar innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.

Illustrirte Preis-Courante werden auf Verlangen an Jedermann gratis und franco versand.

Das Versand-Geschäft **MEY & EDLICH,** Plagwitz-Leipzig garantirt und verschickt nur beste Waare zu den billigsten Preisen. Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Briefe, Anfragen und Aufträge sind zu richten an das

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig und 9 Neumarkt Leipzig.

Verlangen gratis **GRATIS** Sie und franco

Prospect und Probebrief meines prämiirten brieflichen

Unterricht für gründliche Ausbildung zum perfecten Buchhalter, Correspondenten, Comtoiristen und Schnellrechner.

Garantirt bestes Resultat.

Ferdinand Simon Magdeburg gerichtl. Bücher-Revisor

Verlangen gratis **FRANCO** Sie und franco.

Staats-Prämien-Loose verkauft z. Tagescours Zuglisten und Prospekte gratis und frco. Bankhaus Gebrüder Thiel, Frankfurt a M

Jean Fränkel,

Bankgeschäft. [3536

Berlin SW., Kommandantenstr. 15.

Cassa-, Zeit- und Prämiengeschäfte zu coulanten Bedingungen, Couponseinlösung provisionsfrei. **Genaueste** Auskunft über **alle Werthpapiere** ertheile gratis und bereitwilligst.

Meinen Börsenwochenbericht, sowie meine **Brochüre:** Capitalsanlage und Speculation in Werthpapieren mit besonderer Berücksichtigung der **Prämiengeschäfte** (Zeitgeschäfte mit beschränktem Risico) versende gratis.

Mottensichere Koffer,

Patent Weidenbusch

zum **absolut sicheren Schutz** der Pelze, Federn, Wollstoffe, Stickereien 2c. gegen Mottenschaden empfehlen in 3 Größen zu resp. M. 40, 35 u. 28, **Julius Helff & Co.** in **Leipzig.** Prospecte gratis.

Wiederverkäufer gesucht. [3489

R. Maschke,

St. Andreasberg im Harz.

Kanarienvögel-

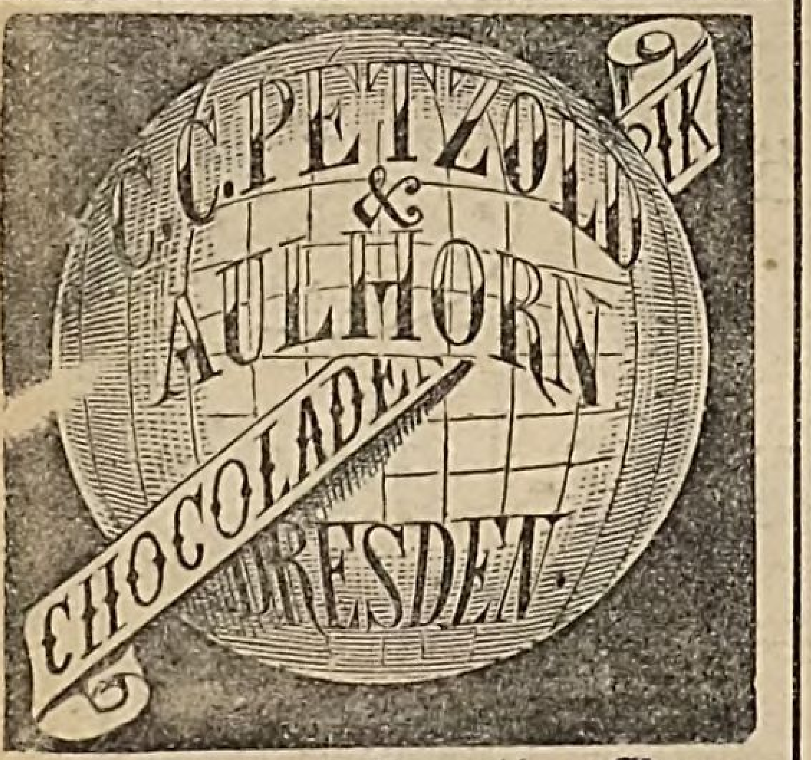
Züchtereien nur am hiesigen Plätze, erste und nachweislich grösste Postversandhandlung. [3559

Hausschwamm.

Zum Beginn des Frühjahrs empfehle ich mein „**Apatotium**" als vorzüglich bewährtes, geruch- und farbloses Mittel zur gänzlichen Vertilgung des Holz- und Mauerschwammes. Zehnjährige Garantie. Gebrauchsanweisung und Atteste stehen gratis zu Diensten.

Hirschberg in Pr. Schlesien.

Robert Maiwald.



empfehlen ihre große Auswahl von Chocoladen zu den verschiedensten Preisen. Diese Chocoladen verdanken ihre allgemeine Verbreitung über alle Gegenden Deutschlands der sorgfältigsten Herstellung aus den feinsten Rohmaterialien, unter Benutzung der im höchsten Grade vervollkommneten mechanischen Hilfsmittel.

☞ Niederlagen in allen grösseren Städten Deutschlands.

Käserei Günther, Altenburg.

Fette große **Ziegenkäse**	6 Stück	Mark 3.—
Delicate **Bierkäse**	60 „	„ 3.—

Gelben Java —

vorzüglichsten Geschmacks-Kaffee

pr. Pfd. 50 Netto à Mk. 52. —.

pr. Pfd. $9\frac{1}{2}$ do. à „ 10. 85.

incl. Zoll, Porto resp. Fracht und Emballage, also frei ins Haus resp. **nächste Bahnstation.** [3432

Kaffee-Import von

A. K. Reiche & Co., Hamburg.

Das langjährige Renommé des Hauses bürgt f. reellste Bedienung.

Bester Rauchtabak!

Predigertabak pro 10 Pfd. 7 M. 75 Pf. **Jagdtabak** pro 10 Pfd. 10 M. 75 Pf. portofrei gegen Nachnahme. Aufträge an

3502] C. Marowsky, Minden.

„Roznau am Radhost"

klimatischer und Molken-Kurort in Mähren,

Nordbahnstation Pohl.

k. k. Post- und Telegraphen-Amt. Lohnwägen zu allen Zügen. Täglich zweimalige Fahrpostverbindung.

Saison-Eröffnung 15. Mai.

Bade-Broschüren in allen Buchhandlungen. Prospekte versendet gratis, jede gewünschte Auskunft ertheilt bereitwilligst [3569

das städtische Cur-Comité.

Soolbad Rothenfelde

Post. bei Osnabrück, **Telegraph.**

tägliche Postverbindung mit **Osnabrück, Melle,** und **Bielefeld. Soolquelle** mit freier **Kohlensäure, Eisen, Jod** und **Brom,** bewährt gegen Störungen der **Blutmischung** 2c. Saison vom **16. Mai** bis ultimo September. Offizieller Badearzt ist Herr Dr. med. **Kanzler,** außerdem fungiren noch als Aerzte am hiesigen Platze die Herren Dr. med. **Stohlmann** und Dr. med. **Agnete. Mutterlaugen-Versendung** und jede andere Auskunft durch die [3580

Bade-Verwaltung.

Täglicher Post-, Personen- und Güter-Dienst.

Vlissingen-Queenboro'-London.

Abfahrt von Cöln 1 Uhr 40. N., von Vlissingen 9 Uhr 25. N., in London 7 Uhr 55. V.
„ „ London 8 „ 25. „ „ „ 7 „ 25. V., „ Cöln 2 „ 34 N.

Directe Billetausgabe und Gepäckeinschreibung auf allen Haupt-Stationen.

Die Räderdampfer der Gesellschaft „Zeeland" sind die grössten, schönsten und comfortabelst eingerichteten Dampfer, wirkliche See-Hôtels, welche zwischen dem Continent und England fahren und bieten allen erdenklichen Schutz gegen Seekrankheit. Unbedingt beste und billigste Route von und nach England. Eil- und Frachtgüter finden prompteste Beförderung. Bei der Gepäckrevision in Kaldenkirchen, Richtung London—Continent, leistet das Personal des Herrn J. J. Niessen in Kaldenkirchen den Reisenden auf Wunsch Assistenz. [3422

Auskunft ertheilen: Cours- und Reisebücher; die Direction der Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Zeeland" Vlissingen; Niederländische Staatsbahn, Bureau „Zeeland" Utrecht; die London, Chatham und Dover Eisenbahn, London, sowie die bekannten Herren Agenten: BEST RYLEY & Co., London; THOs. COOK & SON, London; J. J. NIESSEN, Cöln und Kaldenkirchen BRASCH & ROTHENSTEIN in Berlin, Leipzig, Düsseldorf und Wien, Universal-Reise-Bureau in Frankfurt a/M.

Aeolsharmonika.



Ertönt schon bei schwachem Winde in harmonischen Accorden, bei stärkerm Winde **weithin hörbar.** Originelle Zierde für Gärten. Anlagen Parke, Balkone, Terrassen und für Gartenrestaurationen. Pr. Std. Rm. 6.— = fl. 3.50, mit verstärktem Ton Rm. 8.— = fl. 4.75, mit vergoldeter Windfahne Rm. 4.— = fl. 2.40 mehr. [3461

Adolf Klinger, **Reichenberg,** Böhmen.

Gardinen-Fabrik

von Gustav Wieland, Leipzig und Falkenstein i/V.

hält ihre **streng soliden** Fabrikate angelegentl. empfohlen. Muster nach außerhalb frco.

Billige und solide Bezugsquelle für sämmtliche **Turngeräthe** und vollständige **Turnhallen Ausrüstungen** nach verschiedenen Systemen. **Turngeräthe** für **Privatgärten,**



vorzügliche **Zimmerturnapparate.** Chemnitzer-Turn u. Feuerwehr-Geräthe-Fabrik von Julius Dietrich & Hannak, Chemnitz, Sachsen — empfohlen von

allen turnerischen Autoritäten Deutschlands.

Concentrirter Blumendünger

für Topfgewächse u. Blattpflanzen in eleganten Originalblechdosen à 50 Pf. Wiederverkäufern entsprechenden Rabatt. [3438

Von Autoritäten als das Beste anerkannt. Zu beziehen durch

AUMANN & Co., Leipzig.

WIEN 1873 — SYDNEY 1880 — LONDON 1862 — PRIZE MEDAL — PARIS 1867

Da uns vielseitig bekannt geworden, daß **Schuhe** und **Stiefel** geringerer Qualität fälschlich als unser Fabrikat verkauft werden, sehen wir uns zu der Erklärung veranlaßt, daß alle unsere Fabrikate nebenstehende **Schutzmarke** auf der Sohle tragen.

Otto Herz & Co.

Erste und älteste deutsche Schuhfabrik mit Maschinen- und Dampfbetrieb in Frankfurt a. M.

Sehr wichtig für Hausfrauen, Wäscher und Wäscherinnen

ist die

kais. königl. ausschl. priv.

Waschmethode

des Franz Palme in Trautenau, Böhmen,

in welcher enthalten ist, wie man binnen 4 Stunden im Stande, mit leichter Manier, ohne sich dabei anzustrengen, zwei gediegene Tragkörbe voll Wäsche, ob bunte oder weiße, und nur durch ein einziges Mal leichtes Durchwaschen von einer Person ganz tadellos, wie gebleicht, ohne Waschmaschine und bei noch so geringem Lichtschein Abends, ohne Soda oder Lauge und sonstige scharfe, ätzende Präparate, welche ganz entbehrlich sind und die Hände und Wäsche ruiniren, mit jedem reinen Brunnen- oder Flußwasser rein auszuwaschen ohne zu kochen und ohne Wasserglas.

Denjenigen P. T. Hausfrauen, welche gesonnen sind, von meinem Recept Gebrauch machen zu wollen, garantire ich, daß bei jeder Wäsche, wäre dieselbe auch noch so vernachlässigt — was bei gewöhnlichem Waschgebrauch, besonders bei Winterwäsche oft vorkommt, meine Methode ganz sicher geeignet ist, selbe in Anwendung zu bringen.

Die Vorrichtung nach meinem Recepte, welches nur die Einsendung der Bagatelle von 2 M. kostet, bewährt sich derartig, daß die Wäsche noch einmal so lange hält, an Farbe und Qualität nicht verliert und viel Zeit erspart wird, im Entgegengehalt der sonstigen üblichen Wäschanwendung.

Diese meine Methode ist so sicher, daß ich mich verpflichten kann, einem jedem P. T. Besteller, das mir gesandte Honorar von 2 M. zurückzustellen, wenn in meinem gesandten Recept, welches sich bei zwei- oder dreimaligem Waschen bezahlt haben muß, nur die geringsten, für die Hände oder Wäsche schädlichen **scharfen** Ingredienzen gefunden werden. [3375

Soolbad Nauheim

b. Frankfurt a/M. Stat. d. Main-Weser-Bahn

Naturwarme, kohlensäurereiche und **gewönliche Soolbäder, salinische Trinkquellen** und **alkalische Säuerlinge. Inhalations-Salon,** ozonhaltige **Gradirluft, Ziegenmolke. Sommersaison** vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dieser Zeit.

Grossherz. Hess. Bade-Direction Bad Nauheim.

Jäger.

Pension „Daheim"

für ältere alleinstehende Personen resp. Reconvalescenten. [3442

Niederlößnitz bei **Dresden.**

E. Hübner, Apotheker.

Bruxelles N., rue rogier 295.

Pensionat de demoiselles, français, anglais, dirigé par Mlle. **Marie Gatti de Gamond.** Maison de premier ordre.

Stottern

wird schnell und sicher entfernt und eine gewandte Sprache erzielt. Keine Taktmethode, kein langsames Sprechen. Jeder Sprachleidende wird **seinem** Uebel entsprechend behandelt. Preise niedrig. Nichtgeheilten werden alle Kosten erstattet. Prospekte und Atteste-Auszug gratis. **Fr. Kreutzer,**

Lehrer in Rostock i. M.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Anstalt gewissenhafte Pflege und Ausbildung, Familienanschluß und, wenn möglich, Heranbildung zu einem Lebensberufe.

Dresden-N. Oppelstr. 44. [3542

W. Schröter, Director.

Für Stotternde.

Mit Freude bezeuge ich Herrn Instit. Vorst. Mosetter in Karlsruhe i. B., daß er durch s. rationelles Heilverfahren m. Söhnchen Fritz im vergang. Sommer nach wenigen Wochen vom Stottern **völlig** geheilt hat. [3566

J. Weisser, Großh. O./A. Richt. i. Schopfheim i. B.

Privat-Entbind. bei einer gebild. Dame (Geburtshelferin, Tochter eines Arztes) liebevolle Pflege pp. verw. Kaufmann **Klauer, Dresden,** Rietschelstr. 15. [3544

Dr. med. Zacharias, Berlin, Taubenstr. 43.

Special-Arzt für **Nierenstein- und Blasenstein-Leiden.** Eigene Methode, eigene Erfindung, Operation überflüssig. [3374

Cosmetique Poudre

allerfeinster Qualität rosa u. weiß, versendet bei Einsendung von 1 Mark in Briefmarken franco i. Doppelbrief [3417

Römhild in Thüringen.

J. Rottmanner, Apoth. Chemiste Cosmetique.

ENGLISCHE BISCUITS



von

F. Krietsch, Wurzen i/S

anerkannt vorzüglichster Qualität in 100 verschiedenen Sorten.

Mustersortimente zu 3, 6 und 9 Mark empfohlen. Preiskarten sowie Prospekte über Beschaffenheit, Nützlichkeit und Verwendung der Biscuits werden auf Wunsch franko übersandt.

---

9 Pfd. feinen

Guatemala-Caffee

versendet franco und verzollt gegen Nachnahme von 10 M — [3401

H. H. Schmidt, **Bremen.**

Ein geb. j. Mädch. i. Alt. v. 24 J. aus gut. Fam. s. Stelle als Stütze d. Hausfr. o. a. Gesellsch. ein. ält. Dame. W. Off. u. M. G. 100 d. d. Exp. d. Bl.

„Zwei feine Damen Mutter und Tochter wünschen gegen einmalige Vergütigung ein Kind discr. Geburt zu adoptiren. Offerten unter **R. M. 38.** Berlin Krausen-Str 38.

Für eine an fixen Ideen (Verfolgungswahn) leidende Dame, die übrigens in aller Art v. Haushaltungsgeschäften sehr tüchtig ist, wird in einer Familie auf dem Lande (Pfarre, Landgut, Försterei) Unterkunft ges. Off. mit Angabe der finanziellen Bedingungen unt. **J. B...** an die Exp. der Allg. Anz. z. Gartenlaube.

Unter Administration von Camillo Trache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube.

№ 429. XVI. Jahrg.

Eine schöne Handschrift durch meinen briefl. prämiirten Lehr-Cursus.

Schlechtschreiber

Probe-Lection gratis **Ferdinand Simon** Lehrer d. Handelswissenschaft Magdeburg.

Schweizer Stickereien

liefert den verehrlichen Damen direct und zu erstaunlich billigen Fabrikpreisen

die Mechanische Stickereifabrik in Zurzach, Schweiz.

Auswahlsendungen werden den Damen, welche dieselben wünschen, porto- und zollfrei gemacht. [3448

Feinste homöopathische Korke fabriciren **Anhalt & Knopf, Dresden.**

Keine aufgerissenen Knopflöcher mehr!
Theilbare Chemisett-Knöpfe für jedes Hemd passend à Dtz. 1,50 u. 2 M. frco. geg. frco. Crimmitschau. **Louis Benner.**

Einlegesohlen und Korkfabrik
Trüschel & Schubert Waldheim i/S.
30 erwärm. ventil. Qual. rch. Korksohl., Keile, Insectentaf., Hut-Einlagen u. s. w. Billige Bezugsquelle für **Grossisten. Export-Verbindungen erwünscht.** [3597

Bewährteste

Brütapparate

sicher arbeitend, **Wärmeregulirung selbstthätig, Mastkäfige,** sowie alle Utensilien zur **Geflügelzucht** empfehlen [3405

Grünhaldt & Co. in Oberlössnitz bei Dresden.

G. Sebold in Durlach im Großherzogthum Baden liefert seit 20 Jahren als ausschließliche Specialität praktisch bewährte, solid und kräftig gebaute patentirte Hülfsmaschinen zur

Zündhölzerfabrikation,

als Einleg- und Auslegmaschinen, Hobelmaschinen für viereckigen Holzdraht, Sägen, Spanhobelmaschinen 2c. und übernimmt die ganze Einrichtung neuer Zündhölzerfabriken nach bestem System. [3467

ENGLISCHE BISCUITS



von

F. Krietsch, Wurzen i/S

anerkannt vorzüglichster Qualität in 100 verschiedenen Sorten.

Mustersortimente zu 3, 6 und 9 Mark empfohlen. Preiskarten sowie Prospekte über Beschaffenheit, Nützlichkeit und Verwendung der Biscuits werden auf Wunsch franko übersandt.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao. 1 Pfd. = 100 Tassen.

Preis: per	2/1	1/1	1/2	1/4 = Pfd.-Dose
	850	300	150	80 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL Dresden

9 Pfd. feinen

Guatemala-Caffee

versendet franco und verzollt gegen Nachnahme von 10 M. — [3401
H. H. Schmidt, Bremen.

Privat-Entbind. bei einer gebild. Dame (Geburtshelferin, Tochter eines Arztes) liebevolle Pflege pp. verw. Kaufmann Klauer, **Dresden,** Rietschelstr. 15. [3541

PEINTURE-BOGAERTS.

Neue Erfindung, patentirt in Europa und Amerika.

Herr Henri Bogaerts, in Herzogenbusch, (Holland) hat eine neue Methode des Bilderdrucks erfunden, welche nach den Proben, die wir gesehen haben, wirklich Erstaunliches leistet und die Oelmalerei in so täuschender Weise nachahmt, wie es mit dem bisherigen Verfahren, dem sogenannten Oelfarbendruck (Chromolithographie) auch bei der besten und sorgfältigsten Behandlung und mit allen Kunststücken des Anfziehens, Firnissens u. s. w. nicht möglich war. Diese „Peinture Bogaerts," wie der Erfinder sie betitelt hat, wird ohne Unterschied auf Malleinwand und auf Holz ausgeführt, nicht wie früher auf Papier, und was das merkwürdigste daran ist, sie gibt die Behandlung, die freieste Pinselführung und das Impasto wieder, so dass stark impastirte Stellen sichtbar und fühlbar hervortreten. Wie dieses Ergebniss erzielt wird, ist nicht bekannt, dass es abererzielt wird, beweisen sämmtliche, bis jetzt erschienenen Bilder. Der Unterschied zwischen dem Orignalgemälde und dieser mechanischen Copie ist für ein ungeübtesAuge gar nicht zu sehen und für ein kunstgeübtes kaum. Der Preis ist sehr mässig. (20 Mark jedes Gemälde.) [3610
Kölnische Zeitung, 19. März 1881.

Der ill. Katalog wird gegen frankirte Briefe Gratis und Franco zugesandt.
Jede Bestellung wird für ganz Deutschland - Oesterreich - portofrei expedirt.



Unentbehrlich für feine Wäsche: **Johnson's engl. Patent-Stärke-Glanz** in Originalpack. à 25 und 50 Pfge. Der Stärke zugesetzt wird die Wäsche **blendend weiss, glänzend, steif und elastisch.**
Engl. **Brillant-Glanz-Stärke** in Originalcartons à 50 Pfg., sowie in Originalpaqueten à 20 Pfge., 4 kleine Päckchen enthaltend (bekannte rothe Packung). Wiederverkäufern hoher Rabatt, feine Plakate gratis durch das
Generaldepôt von **AUMANN & Co.,** Leipzig.
Niederlage in fast allen Droguen-, Materialwaaren- und Seifengeschäften.

Man achte genau auf obige Schutzmarke, da in neuerer Zeit ein **werthloses Pulver** in **täuschend nachgemachter Verpackung** in den Handel gebracht wird.
William Johnson & Co., London.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Anstalt gewissenhafte Pflege und Ausbildung, Familienanschluß und, wenn möglich, Heranbildung zu einem Lebensberufe.
Dresden-N. Oppelstr. 44. [3542
W. Schröter, Director.

Pension „Daheim"

für ältere alleinstehende Personen resp. Reconvalescenten. [3442
Niederlößnitz bei **Dresden.**
E. Hübner, Apotheker.

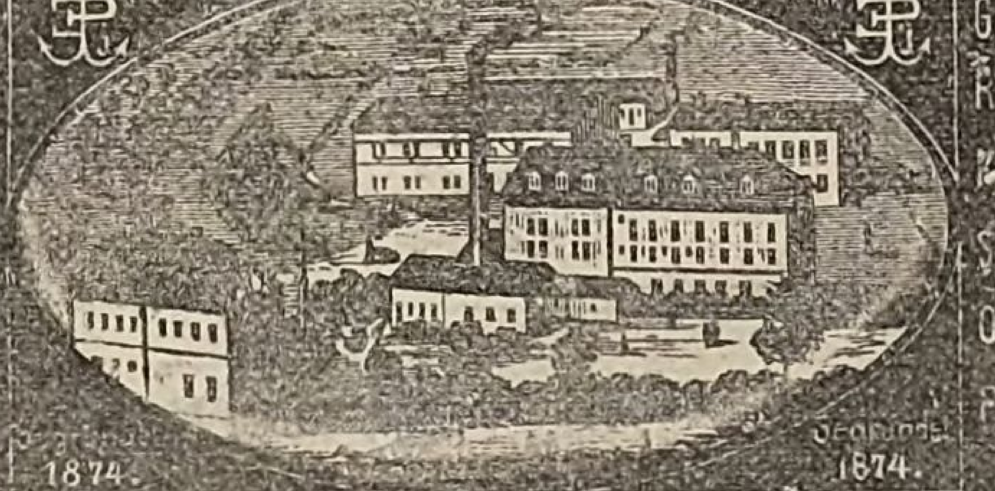
1881er Carlsbader Mineral-Wasser Sprudel-Salz Sprudel-Pastillen

Vorräthig in allen Mineralwasser-Handlungen und Apotheken. [3607
Carlsbader Mineralwasser-Versendung.
Löbel Schottländer, Carlsbad.

Stotternde, welche andere Anstalten ohne Erfolg besuchten, finden Heilung in der Sprachheilanstalt von **Rudolf Denhardt** in **Burgsteinfurt, (Genaue Adresse.)** Prospect mit amtl. Atteste gratis. Heilverfahren mehrfach staatlich ausgezeichnet **nicht** Tactmethode. (Siehe Aufsatz in Nr. 13 und 35 (pag. 580) der Gartenlaube, Jahrg. 1878 und Nr. 5 Jahrg. 1879.) **Honorar nach der Heilung.** [3578

Ernst Petzold jun. Chemnitz

Fabrik von Röhrenbürsten, Flammenrohrbesen, Feilenbürsten, Gussbürsten, Schornsteinbürsten, ...rbesen



Fabrik von Gewehrbürsten, Russbürsten, Kesselsreinb., Strassenbesen, Obstbaumb., Pferdebürsten

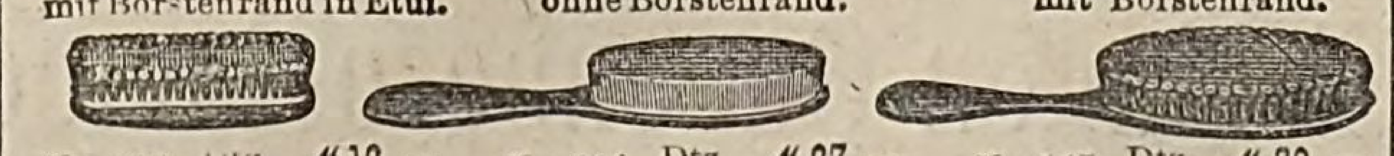
Fabrik v. Stahldraht Bürsten.

Stahl-Kopf- und Bart-Bürsten.



Petzold's verbesserte Stahl-Kopf-Bürsten reinigen u. stärken die Kopfhaut in vollkommener Weise, so daß dieselben Jedermann aufs Wärmste empfohlen werden können. Dabei erzeugen sie beim Gebrauch eine so angenehme Empfindung, daß man sich derselben mit Wohlbehagen bedient.





Taschen-Bürste mit Borstenrand in Etui.	Kopf-Bürste ohne Borstenrand.	Kopf-Bürste mit Borstenrand.
Nr. 100 Dtz. ℳ 12. — Stück „ 1.25	Nr. 114 Dtz. ℳ 27. — Stück „ 2.50	Nr. 117 Dtz. ℳ 30. — Stück „ 2.75

Von 3 Stück an Dutzend-Preis. Verpackung in eleganten Cartons.



Versand von 1 Stück an gegen Nachnahme oder Vorher-Einsendung des Betrages.

— Wiederverkäufern entsprechenden Rabatt. —
Reich illustrirter Haupt-Catalog sämmtlicher Draht-Bürsten-Fabrikate versende auf Verlangen gratis und franco.
Ernst Petzold jun., Chemnitz. Fabrik aller Sorten Drahtbürsten.



Rowlands'

Macassar-Oel erhält das Haar, schützt vor dem Ausfallen und ist zur Haarpflege bei Kindern äußerst nützlich.
Odonto gibt den Zähnen eine blendende Weiße und verhindert Fäulniß; es ist das beste Zahnpulver für Jedermann.
Man fordere die Fabrikate von [3491
A. Rowland & Sons,
20 Hatton Garden London
und vermeide billige Nachahmungen. Zu haben bei allen Parfümeuren. (12321

Gelben Java —

vorzüglichsten Geschmacks-Kaffee
pr. Pfd. 50 Netto à Mk. 52. —.
pr. Pfd. 9½ do. à „ 10. 85
incl. Zoll, Porto resp. Fracht und Emballage, also frei ins Haus resp. nächste Bahnstation. [3432
Kaffee-Import von
A. K. Reiche & Co., Hamburg.
Das langjährige Renommé des Hauses bürgt f. reellste Bedienung.

Bad Kreuznach.

Damen f. in m. conc. Entbgs-Anst. freundl. Aufnahme. **Wittwe Oppermann,** Heb.

Für Stotternde!

Mit Freude bezeuge ich Herrn Instit. Vorst. **Mosetter in Karlsruhe i. B.,** daß er durch s. rationelles Heilverfahren m. Söhnchen Fritz im vergang. Sommer nach wenigen Wochen vom Stottern **völlig** geheilt hat. [3566
J. Weisser, Großh. O./A. Richter
in **Schopfheim i. B.**

Privat-Entbindungs-Anstalt eines verh. Arztes. Liebevollste Pflege. **R. R. R. Weimar** postlagernd frei. [3469] (B. 3752

Stotternde

werden gründlich geheilt in der Anstalt von
A. Gauschemann
zu **Idstein** im Taunus, Station der Hess. Ludwigs-Bahn. [3599
☞ Zahlung des Honorars ein halbes Jahr nach beendeter Kur, damit der Klient von seiner vollständigen Heilung vorher auch selbst sich überzeugen kann.

Eine frühere Oberhebamme a. d. Kgl. Entbindungsanstalt zu Hannover nimmt Damen bei sich auf. Offert. unter **S. W. Kirschenstraße 10. Hannover.** [3604

Tüchtige Agenten

zum Verkaufe von im Deutschen Reiche gesetzlich erlaubten **Staats-** und **Prämienloosen** in monatlichen Theilzahlungen werden gegen gute Provision und fixen Gehalt angest. Fr. Offert. zu richten an Filiale der Bankvereinigung **Grün & Co., Frankfurt a. M,** neue Kräme 26. [3582

Wirthschafterin gesucht.

Eine gebildete Dame, die mit der Küche vollständig vertraut ist und dieser selbstständig vorstehen kann, wird für ein größeres Privathaus zum baldigen Antritt gesucht. Gute Referenzen nöthig. Nur solche, die diesen Anforderungen wirklich entsprechen können, wollen sich melden unter **B. S. 102 postlagernd Chemnitz.** [3584

Für eine an fixen Ideen (Verfolgungswahn) leidende Dame, die übrigens in aller Art v. Haushaltungsgeschäften sehr tüchtig ist, wird in einer Familie auf dem Lande (Pfarre, Landgut, Försterei) Unterkunft ges. [illegible] mit Angabe der finanziellen Bedingungen unt. J. B... an die Exp. der Allg. Anz. z. Gartenlaube.

Ein junger Kaufmann, Besitzer eines altrenomirten größeren Fabriketablissemts, in reizender Gegend u. nahe einer süddeutschen Residenz, dem wenig Gelegenheit geboten, in Damenkreisen zu verkehren, wünscht sich

zu verheirathen.

Hierauf reflektirende junge Damen aus guter Familie, von offenem heiterem Gemüth und Sinn für häusliches Familienleben, im Besitz eines disponiblen Vermögens von mindestens Mk. 30,000, welche sich ein trautes Heim wünschen, werden gebeten, Briefe, jedoch mit wahrer Schilderung ihrer äheren Verhältnisse, vertrauensvoll unter Chiffre **A 7161** an **Rudolf Mosse, Stuttgart** einzusenden. Photographie erwünscht, solche, sowie Briefe werden auf Wunsch sofort zurückgegeben. Discretion selbstredend. [3609

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube.

№ 430. XVI. Jahrg.

Der neu erschienene Catalog der

Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franko zu beziehen. [3403

H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

T. O. Weigel in Leipzig.

Bei mir erscheint:

Murad Efendi,

Dramatische Werke.

= Erste Gesammtausgabe =

3 Bände. Geheft. 15 M., fein geb. 18 M. 60 Pf. Inhalt: Band I: Selim der Dritte. Marino Faliero. Auf dem Kreuzhof. — Band II: Ines de Castro. Mirabeau. Johanna Gray. — Band III: Durch die Vase. Bogadil. Professors Brautfahrt. Mit dem Strom [3538

(Bester Briefsteller in 25. Auflage.)

W. Campe's **vollständiger**

Briefsteller,

oder **Anweisungen, Briefe aller Art** nach hierin enthaltenen **230 Muster-Briefen im besten Styl** schreiben und **einrichten zu lernen.** Ferner 100 Formulare zu **Eingaben, Gesuchen und Klageschriften.**

Fünfundzwanzigste Auflage **1 M. 50 Pf.**

Verlag der **Ernst**'schen Buchhandlung in **Quedlinburg** und durch **jede Buchhandlung** zu beziehen. [3514

Für Kunstfreunde. (3590)

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Gallerieswerke ꝛc.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, Van Dyck ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

---

250 echte Briefmarken, alle verschieden 30 ungest. z. B. St. Vincent, Guiana, Aegypten etc. nur 3 M. **Otto Wiering, Hamburg.** [3552

Landsitz,

in einer Provinzialstadt Oesterreichs, billig, unter sehr günstigen Zahlungs-Bedingungen und gleich beziehbar, **zu verkaufen.** Der Besitz besteht aus einer Villa mit circa einem Joch gleich 60 Acres Garten, Wirthschafts-Lokalitäten, Glashaus ꝛc. ꝛc. Fahrzeit von Wien und Prag per Eisenbahn fast genau egal circa 7 Stunden.

Anfragen zu richten sub.

U. O. 1270

an **Haasenstein & Vogler, Wien.** [3565

In allen Buchhandlungen zu haben.

Dr. C. Caspari's homöopathischer

Haus- und Reisearzt.

11. Aufl. Eleg. gebdn. 2 M. 40 Pf.

Mit besonderer Berücksichtigung der Frauen- u. Kinderkrankheiten, sowie der Unfälle, welche sofortige Hülfe erfordern.

LEIPZIG. **Baumgärtners Buchhandlung.**

Durch alle Kunsthandlungen zu beziehen:

Angenehmste und überraschendste Unterhaltung für Jung und Alt!

Werners Chromophotographie

Verfahren, um ohne Vorkenntnisse im Malen und Zeichnen jede beliebige Porträt- oder Landschaftsphotographie in ein wirksames Oelbild umzuwandeln.

Apparate, welche alle Requisiten und Gebrauchsanweisungen enthalten

- à M. 30.—, 20.—, und 15.—; ö. fl. 18.—, 12.—, und 9.—.

3579] **Sämmtliche Requisiten auch einzeln!**

Herausgeber: **Franz Werner, Leipzig,** Peterstrasse 2.

Depot für Oesterreich-Ungarn: **R. Lechner, Wien,** Graben 31.

Täglicher Post-, Personen- und Güter-Dienst.

Vlissingen-Queenboro'-London.

Abfahrt von Cöln 1 Uhr 40. N., von Vlissingen 9 Uhr 25. N., in London 7 Uhr 55. V.
" " London 8 " 25. " " " 7 " 25. V., " Cöln 2 " 34 N.

Directe Billetausgabe und Gepäckeinschreibung auf allen Haupt-Stationen.

Die Räderdampfer der Gesellschaft „Zeeland" sind die grössten, schönsten und comfortabelst eingerichteten Dampfer, wirkliche See-Hôtels, welche zwischen dem Continent und England fahren und bieten allen erdenklichen Schutz gegen Seekrankheit. Unbedingt beste und billigste Route von und nach England. Eil- und Frachtgüter finden prompteste Beförderung. Bei der Gepäckrevision in Kaldenkirchen, Richtung London—Continent, leistet das Personal des Herrn J. J. Niessen in Kaldenkirchen den Reisenden auf Wunsch Assistenz. [3422

Auskunft ertheilen: Cours- und Reisebücher; die Direction der Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Zeeland" Vlissingen; Niederländische Staatsbahn, Bureau „Zeeland" Utrecht; die London, Chatham und Dover Eisenbahn, London, sowie die bekannten Herren Agenten: BEST RYLEY & Co., London; THOs. COOK & SON, London: J. J. NIESSEN, Cöln und Kaldenkirchen BRASCH & ROTHENSTEIN in Berlin, Leipzig, Düsseldorf und Wien, Universal-Reise-Bureau in Frankfurt a/M.

Le

SOUVENIR DU PENSIONNAT.

Journal destiné à l'étude de langue française paraissant à **Lausanne** (Suisse). Pr.-Nr. gratis durch jede Buchhandlung u. durch **B. Benda, Lausanne.** [3612

R. Maschke,

St. Andreasberg im Harz.

Kanarienvögel-

Züchtereien nur am hiesigen Platze, erste und nachweislich grösste Postversandhandlung. [3559

In allen Buchhandlungen zu haben:

Als **Geschenk** für **Handlungs-Lehrlinge** empfiehlt sich: Die

Handelswissenschaft.

Zur leichten Erlernung der **Correspondenz,** des kaufmännischen **Rechnens;** der einfachen und doppelten **Buchführung,** der **Waarenkunde; Münz-, Maaß, und Gewichts-Erklärung,** mit Anweisung zur **Schönschreibekunst** nebst **12 Biographien** berühmter **Kaufleute.** Von **Fr. Bohn.** [3515

16. verbesserte Auflage. Preis 5 Mark.

Zur Aneignung merkantilischer Kenntnisse können wir kein besseres, als dieses praktische u. zeitgemäße Buch empfehlen.

Ernst, Buchhandlung in **Quedlinburg.**

---

2 wichtige und werthvolle Werke, hübsch gebunden à 50 Pfennig.

Buchführungs-Katechismus m. Wechselstempel-Gesetz, Geschäftskalend. **Ferdinand Simon,** Magdeburg.

Katechismus der deutschen **Briefschreibekunst u. Schönschrift. Ferdinand Simon,** Magdeburg ger. Bücher-Revisor



50 Pfennig in Marken. Nachnahme nicht.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Der Leibarzt,

oder **500 bewährte Hausarzneimittel** gegen 145 Krankheiten der Menschen, nebst der Kunst, **ein langes Leben zu erhalten,** von den Wunderkräften des kalten Wassers und **Dr. Hufeland's Haus- und Reise-Apotheke.**

14. verbesserte Auflage. 1 Mk. 50 Pf.

Bei allen vorkommenden Krankheiten bietet dieses Buch Rath und Hülfe.

Ernst'sche Buchhandlg., Quedlinburg.

Alle zur **Haustelegraphie** erforderlichen **Apparate, Elemente, besponnene Dräthe** u. s. w. liefert zu äußerst billigen Preisen [3608

C. F. A. Wagner, Annaberg i/S.

Preis-Courant gratis und franco.

Allg. deutsche Patent- u. Musterschutz-Ausstellung

in Verbindung mit

Ausstellung für Balneologie, Gartenbau, Kunst- u. Lokal-Industrie

Frankfurt a. M. 1881.

Geöffnet von Anfang Mai bis Ende September 1881.

(Der Eröffnungstag wird noch besonders bekannt gemacht.)

Die Patent und Musterschutz-Ausstellung im Hauptpalast, **die erste ihrer Art in Deutschland,** veranschaulicht, zum Theil im Betrieb, das **Neueste und Beste** auf dem Gebiete der Erfindungen und Muster. Die internationale balneologische Ausstellung in einem besonderen Gebäude, bietet eine Darstellung der **europäischen Kur- und Bade-Einrichtungen,** die reichhaltig beschickte deutsche **Gartenbau-Ausstellung,** sowie Ausstellungen für Frankfurter **Kunstwerke** und **Lokal-Industrie** vollenden das großartige Gesammtbild.

Der **Ausstellungsplatz,** 70 Morgen, unmittelbar am Palmengarten in der **schönsten Gegend von Frankfurt** gelegen, ist durch reizende Garten-Anlagen zum angenehmsten Aufenthaltsort umgeschaffen.

Im **Ausstellungspalast,** 18000 qm groß, **Correspondenz-** und **Lesezimmer** mit 200 Zeitschriften. Im Eingangsportal **Post, Telegraphie** und **Verkehrsbüreau,** Verbindung mit der Stadt durch Trambahn und Omnibus.

Eine erste Restauration, eine altdeutsche Weinstube, Bierhallen renommirter Brauereien, Conditoreien, Caffé's, Aepfelweinhalle etc. **electrische Eisenbahn, Aussichtsthurm mit electrischem Aufzug, natürliche Eisbahn, Riesenfernrohr.**

Täglich Nachmittags und Abends **Concerte der berühmten Capelle des Königlichen und Hofmusikdirektors Bilse vom Berliner Concerthaus.**

Ausstellungszeitung erscheint zweimal wöchentlich, Auflage 5000, Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten, in Commission bei Hch. Keller in Frankfurt a. M. Alleinige Annoncen-Annahme Haasenstein & Vogler. Reich **illustrirter Katalog** von dauerndem Werth.

Eintrittspreis von 10 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends 1 Mark pro Person.

Familienkarten für die ganze Dauer der Ausstellung 30 M., Abonnements werden jetzt schon angenommen im Büreau der Ausstellung Kirchnerstraße 3, Frankfurt a. M.

Frankfurt a. M., Mitte April 1881.

Der Ausstellungsvorstand.

In kurzer Zeit eine gediegene Fachbildung durch das Handels-Lehr-Institut Ferdinand Simon Magdeburg. Nachrichten, welche alles Nähere enthalten, franco und gratis.

Alte echte italienische Violinen
sind zu mäßigem Preis zu verkaufen. [3605
Pabst, Musikalienhandlung, Leipzig.

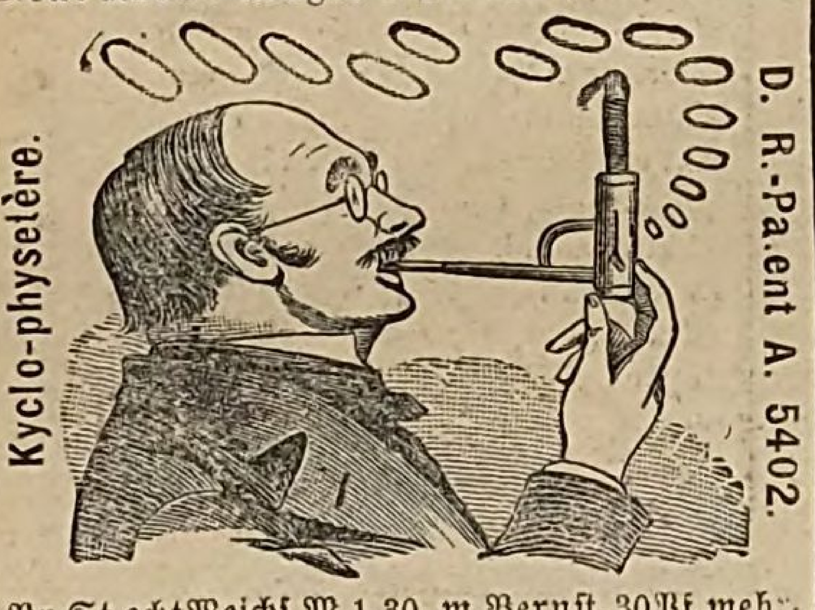


Aeolsharmonika.
ertönt schon bei schwachem Winde auf das Harmonischste, bei starkem Winde weithin hörbar, für Gärten, Anlagen, Parke, für Balkone und Terrassen. Pr. Stück M. 6.— = fl. 3.50, mit verstärktem Ton M. 8.— = fl. 4.75. Mit vergoldeter Windfahne M. 4.— = fl. 2.40 mehr.

Aeolsglocken,
zum Aufhängen in die Bäume oder auf Stellagen, erklingen im Winde mit sympathischem Geläute. In Accorden von 4, 7, 9, 12 bis x Stücken, pr. St. M. 1.50 = fl. —.90. Stellagen dazu billigst.

Beide Instrumente auf eine Stellage vereint u. mit den Windrichtungen versehen, wirken zusammen äußerst effectvoll, offerirt laut Preis-Courant, auch Aeolsharfen und Aeolszithern [3588
Adolf Klinger,
Reichenberg in Böhmen.

Neu! Rauch-Ringel-Cigarrenspitzen. Neu!



Pr. St. echt Weichs. M. 1.30, m. Bernst. 30 Pf. mehr.
Neu! Wunder-Cigarrenspitzen. Neu!
Pr. St. echt Weichsel 80 Pf., Bernstein 35 Pf. mehr. 100 Stück Wunder-Rauchbildchen M. 1. Porto 20 Pf. **H. Gessner in Halberstadt.**



Billige und solide Bezugsquelle für sämmtliche **Turngeräthe** und vollständige **Turnhallen Ausrüstungen** nach verschiedenen Systemen. **Turngeräthe für Privatgärten,** vorzügliche **Zimmerturnapparate.** Chemnitzer-Turn u. Feuerwehr-Geräthe-Fabrik von Julius Dietrich & Hannak, Chemnitz, Sachsen — empfohlen von
allen turnerischen Autoritäten Deutschlands.



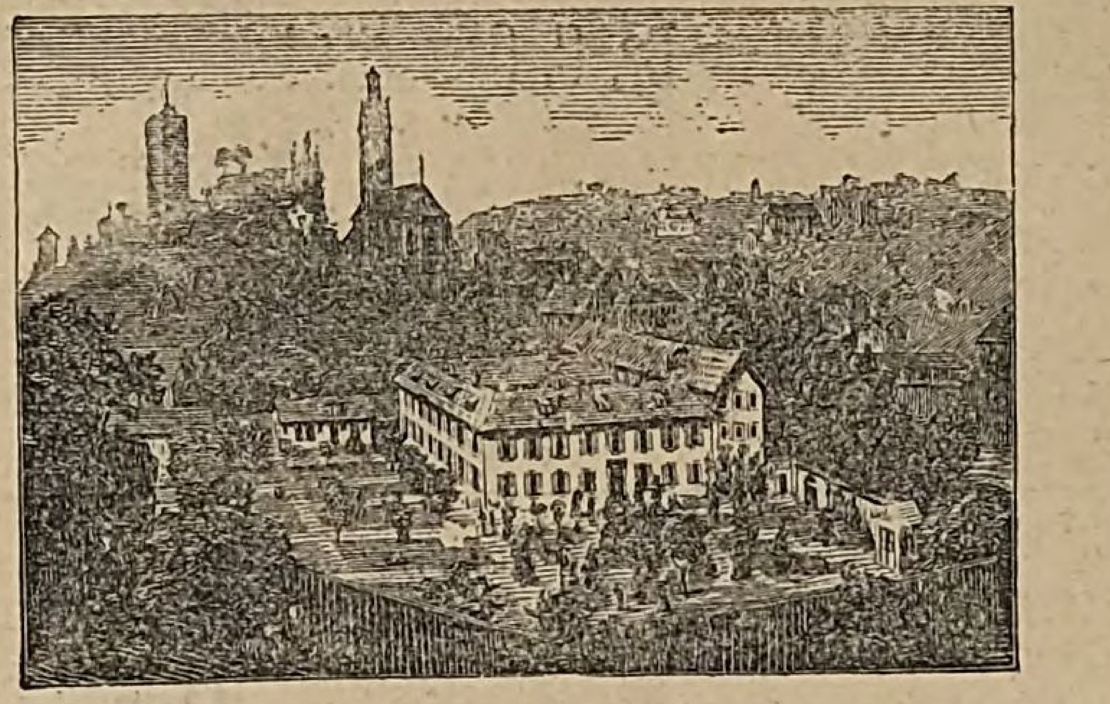
von
F. Krietsch, Wurzen i/S
anerkannt vorzüglichster Qualität in 100 verschiedenen Sorten.
Mustersortimente zu 3, 6 und 9 Mark empfohlen. Preiskarten sowie Prospekte über Beschaffenheit, Nützlichkeit und Verwendung der Biscuits werden auf Wunsch franko übersandt.

PEINTURE-BOGAERTS.

Neue Erfindung, patentirt in Europa und Amerika.

Herr Henri Bogaerts, in Herzogenbusch, (Holland) hat eine neue Methode des Bilderdrucks erfunden, welche nach den Proben, die wir gesehen haben, wirklich Erstaunliches leistet und die Oelmalerei in so täuschender Weise nachahmt, wie es mit dem bisherigen Verfahren, dem sogenannten Oelfarbendruck (Chromolithographie) auch bei der besten und sorgfältigsten Behandlung und mit allen Kunststücken des Anfziehens, Firnissens u. s. w. nicht möglich war. Diese „Peinture Bogaerts," wie der Erfinder sie betitelt hat, wird ohne Unterschied auf Malleinwand und auf Holz ausgeführt, nicht wie früher auf Papier, und was das merkwürdigste daran ist, sie gibt die Behandlung, die freieste Pinselführung und das Impasto wieder, so dass stark impastirte Stellen sichtbar und fühlbar hervortreten. Wie dieses Ergebniss erzielt wird, ist nicht bekannt, dass es aber erzielt wird, beweisen sämmtliche, bis jetzt erschienenen Bilder. Der Unterschied zwischen dem Orignalgemälde und dieser mechanischen Copie ist für ein ungeübtes Auge gar nicht zu sehen und für ein kunstgeübtes kaum. Der Preis ist sehr mässig. (20 Mark jedes Gemälde.) [3510
Kölnische Zeitung, 19. März 1881.

Der ill. Katalog wird gegen frankirte Briefe Gratis und Franco zugesandt.
Jede Bestellung wird für ganz Deutschland - Oesterreich - portofrei expedirt.



Institut Suter.

Internationales Erziehung- und Unterrichts-Haus in Laufenburg a/Rhein, Schweiz.
Eisenbahnlinie: Basel — Zürich.
Direktor: E. Suter.

Die Erziehung und der Unterricht sind tüchtigen Pädagogen und patentirten Lehrern verschiedener Nationalitäten anvertraut.
Vorbereitung für Polytechnikum und Universität. Einführung in die Handelswissenschaften, nebst praktischer Anleitung in der mit der Anstalt verbundenen Bankabtheilung. Gründlicher Unterricht in den modernen Sprachen. Deutsch, Französisch, Italienisch, Englisch sind täglich gesprochen. — Russisch, Spanisch und alte Sprachen faculiativ.
Aeltere Zöglinge, die sich nur dem Studium einzelner Fächer, hauptsächlich moderner Sprachen widmen, bilden einen Separat-Kursus. [3618
Für Programme und Referenzen sich zu wenden an die Direktion.

Bruxelles N., rue rogier 295.
Pensionat de demoiselles, français, anglais, dirigé par Mlle. Marie Gatti de Gamond. Maison de premier ordre.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Anstalt gewissenhafte Pflege und Ausbildung, Familienanschluß und, wenn möglich, Heranbildung zu einem Lebensberufe.
Dresden-N. Oppelstr. 44. [3542
W. Schröter, Director.

Königl. Bad Nenndorf

Stat: Nenndorf. Hannov. Altenbeken: Haste, Hannov. Staatsbahn. Schwefel-, Soole-, Schlamm-, Dampf-, Douche-, Russische, Römische Bäder, Inhalations-Salons, Molken, Electricität. 15. Mai bis 15. Sept.

Für Stotternde!

Mit Freude bezeuge ich Herrn Instit. Vorst. **Mosetter in Karlsruhe i. B.,** daß er durch s. rationelles Heilverfahren m. Söhnchen Fritz im vergang. Sommer nach wenigen Wochen vom Stottern **völlig** geheilt hat. [3566
J. Weisser, Großh. O./A. Richter in Schopfheim i. B.

Bad Kreuznach.

Damen f. in m. conc. Entbgs-Anst. freundl. Aufnahme. Wittwe **Oppermann,** Heb. [3462

Privat-Entbind. bei einer gebild. Dame (Geburtshelferin, Tochter eines Arztes) liebevolle Pflege pp. verw. **Kaufmann Klauer, Dresden,** Rietschelstr. 15. [3544

Eine frühere Oberhebamme a. d. Kgl. Entbindungsanstalt zu Hannover nimmt Damen bei sich auf. Offert. unter **S. W. Kirschenstraße 10. Hannover.** [3604

Post. **Soolbad Rothenfelde** Telegraph.
am Teutoburger Walde,

tägliche Postverbindung mit Osnabrück, Melle und Bielefeld, wird am 16. Mai eröffnet, Schluß ultimo September. Als **Soolquelle mit freier Kohlensäure, Eisen, Jod und einem Reichthum an Brom,** ist das Bad anerkannt bewährt gegen **Störungen der Blutmischung, Scropheln, Bleichsucht, Rachitis,** sowie **Krankheiten der weiblichen Geschlechtsorgane, Schwächezustände** und bei **chronischem Rheumatismus.** Trinkhalle mit Rothenfelder und anderem Mineralwasser. Die Spaziergänge an den Gradierwerken der Saline sind berühmt wegen des **starken Ozon-Gehaltes der Atmosphäre** und bieten somit ausgezeichnete Gelegenheit zu **Inhalationen** für Brustkranke. Hübsche Parkanlagen in den unmittelbar an den Badeort anschließenden Wäldern. Morgens und Abends Concert im Curgarten von der Badekapelle. Der offizielle Badearzt ist Herr Dr. med. Kanzler, außerdem fungiren noch als Aerzte am hiesigen Platze die Herren Dr. med. Stohlmann und Dr. med. Agnete. **Mutterlaugen-Versendung** und jede andere Auskunft durch
3581] **Die Bade-Verwaltung.**

Nordseebad Helgoland.

Eröffnung der Saison am 10. Juni, Schluß am 10. October.
Telegraphische Verbindung mit dem Festlande.
Regelmäßige Verbindung mit dem Festlande: Von Hamburg pr. Dampfboot „Cuxhaven", 3 Mal wöchentlich, und von Bremerhaven pr. Dampfboot „Nordsee" 2 Mal wöchentlich. — [3621
Die Königl. Bade-Direction.

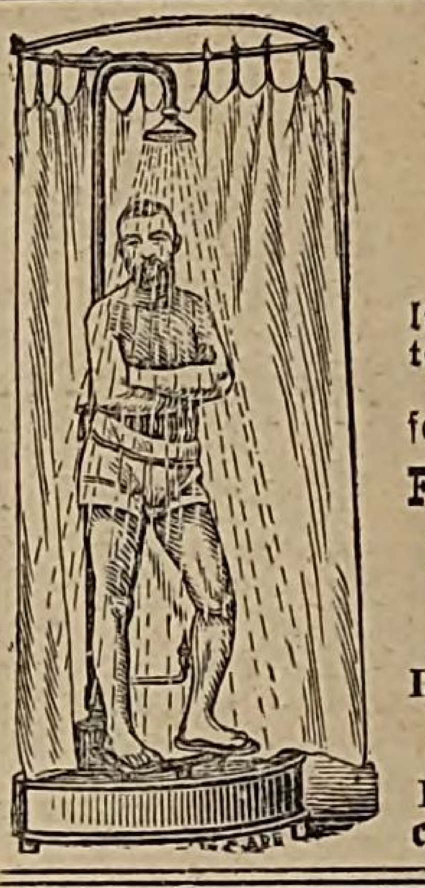
Friedrichshaller

natürliches **Bitterwasser,** unersetzlich wegen seines Gehalts an Chloriden, von den ersten ärztlichen Autoritäten als mild eröffnendes und kräftig auflösendes **Heilmittel** empfohlen, verdient namentlich bei längerem Gebrauch den Vorzug. Besonders bewährt bei:
Verstopfung, Trägheit der Verdauung, Verschleimung, Hämorrhoiden, Magen- und Darmkatarrh, Frauenkrankheiten, Verstimmung, Leberleiden, Fettsucht, Gicht, Blutwallungen zc.
In allen Apotheken u. Mineralwasserhandlungen zu haben. Gebrauchsanweisung ebendaselbst.

Jean Fränkel,

Bankgeschäft. [3536
Berlin SW., Kommandantenstr. 15.

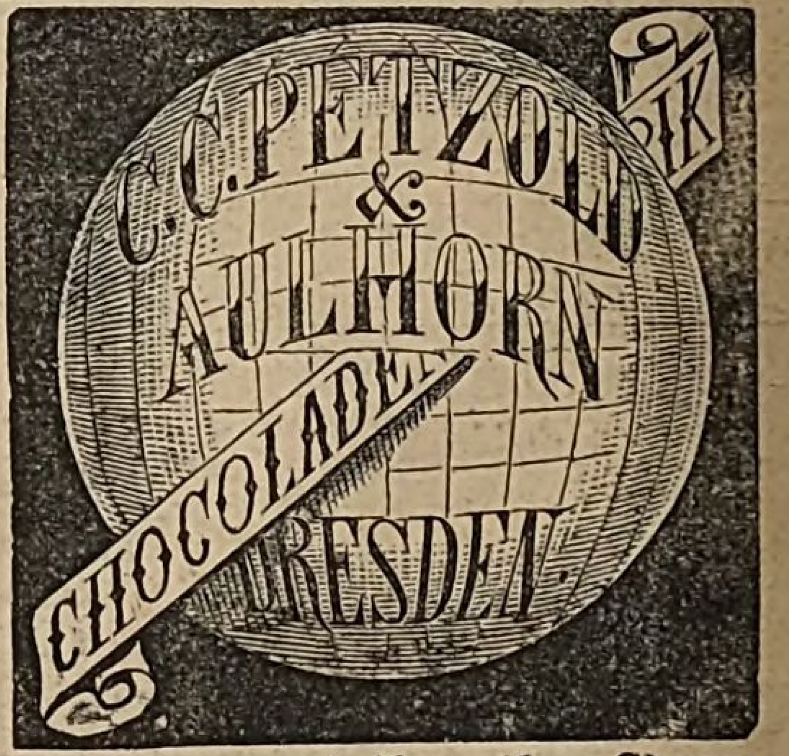
Cassa-, Zeit- und Prämiengeschäfte zu coulanten Bedingungen, Couponseinlösung provisionsfrei. **Genaueste** Auskunft über **alle Werthpapiere** ertheile gratis und bereitwilligst.
Meinen Börsenwochenbericht, sowie meine **Brochüre:** Capitalsanlage und Speculation in Werthpapieren mit besonderer Berücksichtigung der **Prämiengeschäfte** (Zeitgeschäfte mit beschränktem Risico) versende gratis.



Zimmer-Bade-Apparate, Douchen
liefert in anerkannter Güte die Sanitätsapparatenfabrik [3611
Fischer & Comp. Heidelberg,
Sandgasse.
Fabriklager in Heidelberg und bei **R. H. Paulcke,** Engelapotheke **Leipzig. Preiscourante gratis.**

Gelben Java —

vorzüglichsten Geschmacks-Kaffee
pr. Pfd. 50 Netto à Mk. 52. —.
pr. Pfd. 9½ do. à „ 10. 85
incl. Zoll, Porto resp. Fracht und Emballage, also frei ins Haus resp. nächste Bahnstation. [3432
Kaffee-Import von
A. K. Reiche & Co., Hamburg.
Das langjährige Renommé des Hauses bürgt f. reellste Bedienung.



empfehlen ihre große Auswahl von Chocoladen zu den verschiedensten Preisen. Diese Chocoladen verdanken ihre allgemeine Verbreitung über alle Gegenden Deutschlands der sorgfältigsten Herstellung aus den feinsten Rohmaterialien, unter Benutzung der im höchsten Grade vervollkommneten mechanischen Hilfsmittel.
☞ Niederlagen in allen grösseren Städten Deutschlands.

Für Lungenkranke.

Heilanstalt und Stahlbad.
Sommer- und Winterkur.
Günstigste Erfolge bei Lungenschwindsucht, Katarrhen, Blutarmuth, Reconvalescenz, leichten Nervenkrankheiten.
Prospecte und Broschüre durch
Dr. Driver.
Reiboldsgrün i. Voigtl.
Klimatischer Höhenkurort (2120').

Eine in guten Verhältnissen lebende **gebildete Familie wünscht 1 Mädchen** von 3—6 J., aus achtbar. Fam. **anzunehmen.** Bedingung: **Vollwaise,** evang Conf. u. gesunde Constitution. Adressen mit genauer Angabe der näheren Verhältnisse werden erbeten unt. **H. c. 01773** an die Annoncen-Expedition v. **Haasenstein & Vogler in Hamburg.**

Mein geliebter R. mich ruft das Geschick, ich muß Sie auf einige Zeit wieder verlassen! leben Sie wohl: der Schmerz! aber — auch die Liebe zieht mit mir, und lebe ich einzig der Hoffnung eines glücklichen Wiedersehen's. S.

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube.

№. 431. XVI. Jahrg.

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube.

№ 432. XVI. Jahrg.

Der neu erschienene Catalog der

Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franko zu beziehen. [3644

H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

In allen Buchhandlungen zu haben:

In siebenter Auflage

☛ Praktischer Unterricht in der

einfachen und doppelten Buchführung.

Neueste u. einfachste Methode für Kaufleute und Gewerbtreibende, um ihre Handlungsbücher als: Journal, Cassabuch, Hauptbuch u. s. w. deutlich und übersichtlich zu führen. Nebst Anweisung zur gerichtlichen Einklagung von Buchschulden. [3519

Von W. Trempenau.

7. Auflage. 3 M. 50 Pf.

Das Fundament eines jeden kaufmännischen Geschäftes ist eine gute Buchführung und hierzu giebt obiges Handbuch die beste Anweisung.

Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

☛ Wichtig u. interessant für Jedermann!

STATISTISCHE NOTIZEN

für das Deutsche Reich. 1881.

Das Wichtigste der amtlichen Erhebungen im Deutschen Reiche nach den neuesten Veröffentlichungen von A. Thomaschewsky, Secr. im Kais. Stat. Amt.

Kl. 16° (Briefasch.-Form.) Preis 50 Pf.

50 Pf. Verlag von Julius Springer in Berlin N. Zu beziehen durch jede Buchhandlung. 50 Pf.

Lateinisch, Griechisch, Italienisch, Spanisch und Russisch in kürzester Zeit ohne Lehrer nach der berühm. Meth. Toussaint-Langenscheidt. Probebriefe sämmtl. Sprachen à 50 Pf. gegen Einsendung von Briefmarken an G. Knapp, Verlagsbuchhandlg. Leipzig.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Um eine Gesellschaft durch Kunststücke zu unterhalten: [3518

Louis le petit,

oder:

Der immer gern gesehene Gesellschafter. Enthaltend 28 Taschenspielerkünste, 25 Kartenkunststücke, 24 Gesellschaftsspiele, 58 Räthsel und 12 humoristische Gedichte. — 1 M. 25 Pf.

Ernst'sche Buchhandlung, in Quedlinburg.

Für Kunstfreunde. (3590)

Der vollständige Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin, (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galleriewerke 2c.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, Van Dyck ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

---

2 wichtige und werthvolle Werke, hübsch gebunden à 50 Pfennig.

Buchführungs-Katechismus m. Wechselstempel-Gesetz, Geschäftskalend. Ferdinand Simon, Magdeburg.

Katechismus der deutschen Briefschreibekunst u. Schönschrift. Ferdinand Simon, Magdeburg, ger. Bücher-Revisor

50 Pfennig in Marken. Nachnahme nicht.

In jeder Buchhandlung in der soeben ausgegebenen neuen Auflage vorräthig:

Correspondance commerciale

par P. Brée.

8. Aufl. Gbdn. 2 M. 40 Pf.

In 9 Abtheilungen alle nur denkbaren Vorfälle berücksichtigend und mit einem terminologischen Wortverzeichniss in beiden Sprachen.

LEIPZIG. Baumgärtners Buchhandlung.

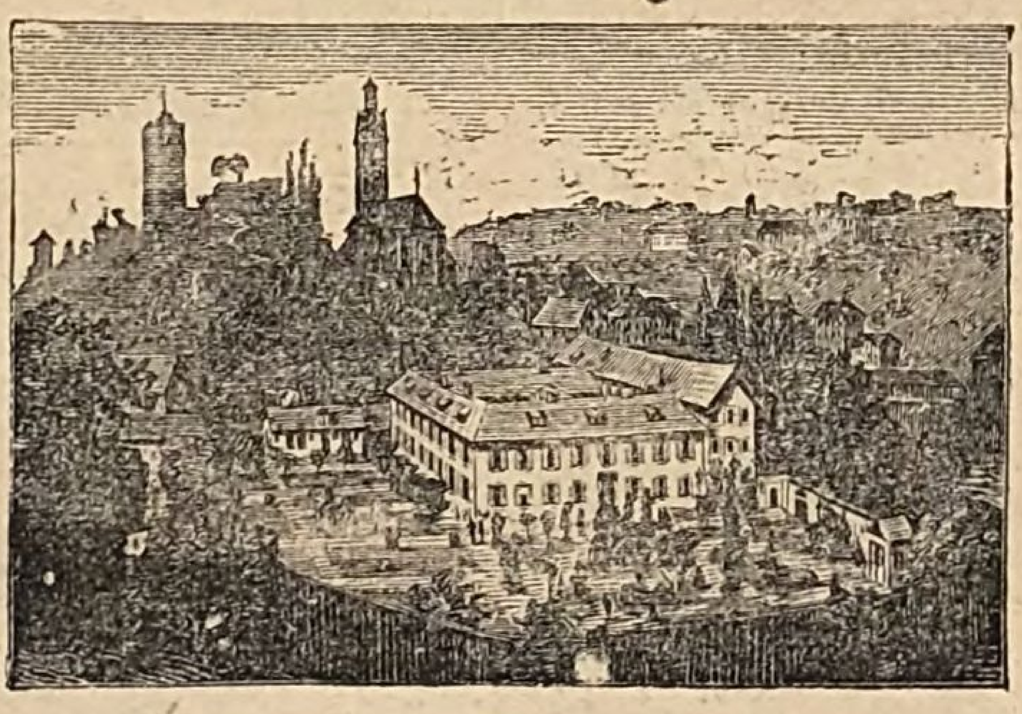
PEINTURE-BOGAERTS.

Neue Erfindung, patentirt in Europa und Amerika.

Herr Henri Bogaerts, in Herzogenbusch, (Holland) hat eine neue Methode des Bilderdrucks erfunden, welche nach den Proben, die wir gesehen haben, wirklich Erstaunliches leistet und die Oelmalerei in so täuschender Weise nachahmt, wie es mit dem bisherigen Verfahren, dem sogenannten Oelfarbendruck (Chromolithographie) auch bei der besten und sorgfältigsten Behandlung und mit allen Kunststücken des Anfziehens, Firnissens u. s. w. nicht möglich war. Diese „Peinture Bogaerts,“ wie der Erfinder sie betitelt hat, wird ohne Unterschied auf Malleinwand und auf Holz ausgeführt, nicht wie früher auf Papier, und was das merkwürdigste daran ist, sie gibt die Behandlung, die freieste Pinselführung und das Impasto wieder, so dass stark impastirte Stellen sichtbar und fühlbar hervortreten. Wie dieses Ergebniss erzielt wird, ist nicht bekannt, dass es aber erzielt wird, beweisen sämmtliche, bis jetzt erschienenen Bilder. Der Unterschied zwischen dem Orignalgemälde und dieser mechanischen Copie ist für ein ungeübtes Auge gar nicht zu sehen und für ein kunstgeübtes kaum. Der Preis ist sehr mässig. (20 Mark jedes Gemälde.) [3610

Kölnische Zeitung, 19. März 1881.

Der ill. Katalog wird gegen frankirte Briefe Gratis und Franco zugesandt. Jede Bestellung wird für ganz Deutschland - Oesterreich - portofrei expedirt.



Institut Suter.

Internationales Erziehung- und Unterrichts-Haus in Laufenburg a/Rhein, Schweiz.

Eisenbahnlinie: Basel — Zürich.

Director: E. Suter.

Die Erziehung und der Unterricht sind tüchtigen Pädagogen und patentirten Lehrern verschiedener Nationalitäten anvertraut.

Vorbereitung für Polytechnikum und Universität. Einführung in die Handelswissenschaften, nebst praktischer Anleitung in der mit der Anstalt verbundenen Bankabtheilung. Gründlicher Unterricht in den modernen Sprachen. Deutsch, Französisch, Italienisch, Englisch sind täglich gesprochen. — Russisch, Spanisch und alte Sprachen facultativ.

Aeltere Zöglinge, die sich nur dem Studium einzelner Fächer, hauptsächlich moderner Sprachen widmen, bilden einen Separat-Kursus. [3618

Für Programme und Referenzen sich zu wenden an die Direktion.

Bei Ambr. Abel in Leipzig erschien soeben u. ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Betrachtungen

über unser classisches Schulwesen.

Preis 1 M. 50 Pf.

Die gerade jetzt so vielseitiges Interesse erregenden Fragen über unser Schulwesen werden hier in über 100 Thesen beleuchtet von einem Gelehrten, dessen eigener Bildungsgang ihm Gelegenheit zu genauer, kritischer Beobachtung gab. Nicht nur für den Fachmann, sondern auch für Jeden wird die Lectüre der Broschüre angenehm sein, da der Verfasser es sich angelegen sein liess, jede trockene Pedanterie zu vermeiden. [3655

Billige und originelle Novität.

Bautechnische Bilderbogen

Ein Heft von 10 Bogen 1 Mk. 50 Pf.

Leipzig, G. Knapp, Verlagsbuchhandlg.

In allen Buchhandlungen zu haben:

(Ein zuverlässiger Zimmergärtner ist:)

Der Blumenfreund

oder die Pflanzenkultur im Zimmer.

270 der beliebtesten Blumen und Zwiebelgewächse im Zimmer zu kultiviren und zu vervielfältigen. [3517

Von A. Fahldieck, Kunstgärtner.

Dritte verb. Auflage. 1 Mk.

Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

Le

SOUVENIR DU PENSIONNAT.

Journal destiné à l'étude de langue française paraissant à Lausanne (Suisse). Pr.-Nr. gratis durch jede Buchhandlung u. durch B.Benda, Lausanne. [3612

☛ Bücher-Einkauf!

stets zu höchsten Preisen baar. [3667

in Hamburg: L. M. Glogau Sohn, in Leipzig: S. Glogau & Co.

Echte Briefmarken

für Sammler und Händler empfiehlt billigst A. Bestelmeyer, Hamburg.

Neueste Preisliste Nr. 13 gratis u. franco

---

250 echte Briefmarken, alle verschieden 30 ungest. a. B. St. Vincent, Guiana, Aegypten etc. nur 3 M. Otto Wiering, Hamburg. [3676

Praktisches Confirmandengeschenk!

Chinesische Cassette in hochelegantar Ausstattung, enthaltend: [3653

100 Bogen schwer feinst. weiß Briefpapier,
100 Bogen feinste Billetpost m. chines. Schnitt,
100 Stück feinst passende Couverts,
1 eleg. Büchse mit Stahlfedern und Gummi,
3 Stück feinste sechseckige Bleistifte
3 Stück hochelegante Federhalter
1 Blaustift und 1 Rothstift
1 Stange feinst roth Siegellack
1 chines. magisches Tintenfaß
1 chines. Tintenreiniger in chines. Cart.
1 chines. Gratulationskarte
1 Portemon.-Kalend., Umschlag in chines. Styl

Alles m. chines. Gepräge.

versendet gegen Baar oder Nachnahme von 6 Mark

Georg Hof in Darmstadt.

Hofpapierhandlung.

Agenturgeschäft für Schweden.

Referenzen nach Verlangen.

Axel Josephson, Stockholm,

3670] Gamla Norrbro 1.

Schlesische Gewerbe- und Industrie-Ausstellung in Breslau

verbunden mit der Gemälde-Ausstellung des Schlesischen Kunst-Vereins

geöffnet vom 15. Mai bis 30. September 1881.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao. 1 Pfd. = 100 Tassen.

Preis: per $^{2}/_{1}$ $^{1}/_{1}$ $^{1}/_{2}$ $^{1}/_{4}$ = Pfd.-Dose
850 300 150 80 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Colonial- Delicatess- und Droguengeschäften.

---

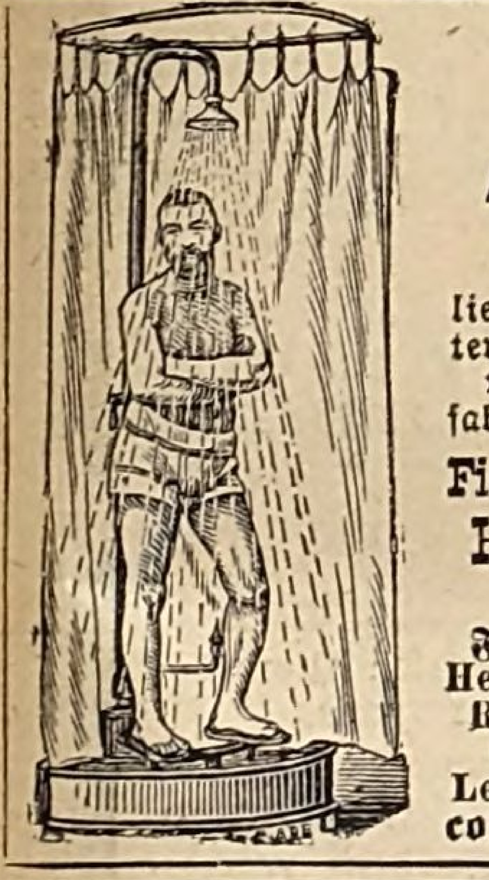
9 Pfd. feinen
Guatemala-Caffee
versendet franco und verzollt gegen Nachnahme von 10 M. — [3643
H. H. Schmidt, **Bremen.**

Bruteier v. Prima Land- u. Wasser-Geflüg. Specialität: d. weltberühm. Houdanhühner. **Heinr. Aug. Mastny, Lomnic**, Jiciner Kreis, **Böhmen.** Ex- u. Import v. Bienen, Canarien, Geflügel, Kaninchen, Tauben überseeischen Vögeln. Anfragen m. Retourmarke.



Rowlands'

Macassar-Oel erhält das Haar, schützt vor dem Ausfallen und ist zur Haarpflege bei Kindern äußerst nützlich.
Odonto gibt den Zähnen eine blendende Weiße und verhindert Fäulniß; es ist das beste Zahnpulver für Jedermann.
Man fordere die Fabrikate von [3491
A. Rowland & Sons,
20 Hatton Garden London
und vermeide billige Nachahmungen. Zu haben bei allen Parfümeuren. (1239?



Zimmer-Bade-Apparate, Douchen
liefert in anerkannter Güte die Sanitätsapparatenfabrik [3611
Fischer & Comp. Heidelberg,
Sandgasse.
Fabriklager in Heidelberg und bei **R. H. Paulcke,** Engelapotheke **Leipzig. Preiscourante gratis.**

Adoption. [3656

Ein gut sit. Kaufm. kinderlos, wünscht ein Kind zu adoptiren. Einmal. Alimente 10,000 M. Gef. Off. u. L. Gerloff, Magdeburg, Johannisb. 17.

Repräsentantinnen

für vornehmste Häuser empfiehlt die Agentin Friederike Cahn, Magdeburg.

AU PRINTEMPS

PARIS

AN UNSERE KUNDSCHAFT

MADAME,

Wir können Ihnen zu unserer Genugthuung mittheilen das unser Expeditionsdienst für Frankreich und das Ausland vollständig reorganisirt ist und wir von heute ab wieder in der Lage sind alle uns zugehenden Aufträge sowie Ersuchen um Einsendung von Proben oder Katalogen in derselben Weise wie früher zu erledigen.

In der Hoffnung, auch ferner mit Ihren geschätzten Orders beehrt zu werden, deren sorgfältigsten und gewissenhaftesten Ausführung Sie sich versichert halten dürfen, sagen wir Ihnen dafür zum Voraus unseren Dank und begrüssen Sie mit aller Hochachtung.

JULES JALUZOT

N.B. — *Alle Briefe sind zu adressiren:*

A M. JULES JALUZOT

GRANDS MAGASINS DU PRINTEMPS
PARIS.

Geschwindigkeit u. Schönheit.
Ein Knopfloch per Minute.
Sechzig Knopflöcher p. Stunde.

Webster's Patent-Knopfloch-Arbeiter.

Für das stärkste Tuch



oder den feinsten Batist.

Es ist unmöglich, durch Annoncen eine vollkommene Idee von dieser wunderbaren und in ihrer Art einzigen Erfindung zum **Ausstechen und Besäumen von Knopflöchern** zu geben, trotzdem dieselbe eine so einfache ist, daß ein Kind mit diesem Hülfsmittel ein **besseres Knopfloch** zu fertigen im Stande ist, als eine geübte Nähterin ohne dasselbe. Jeder Nadelstich wird mit mathematischer Genauigkeit ausgeführt. **Kein Verletzen der Finger, keine Ueberanstrengung der Augen**, und ein unvollkommen ausgeführtes **Knopfloch** bei Gebrauch desselben **ein Ding der Unmöglichkeit.** Geschwindigkeit und Brauchbarkeit sind erstaunenswerth und giebt dieser **Knopfloch-Arbeiter** allgemeine Befriedigung. Jeder, der denselben kennt, bezeugt, daß er sein Gewicht in Gold werth ist. Kein Arbeitstisch ist ohne denselben vollkommen. Er wird ganz unabhängig von der Nähmaschine gebraucht, und hält so lange wie ein Fingerhut.

Ein Knopfloch-Arbeiter, bestehend aus einem Stecher und Besäumer, in eleganter Schachtel verpackt, wird nach Empfang von Post-Anweisung im Betrage von 3 Mark franco zugesandt.

Adresse: Webster Manufacturing Compagnie London und Paris. [3615
Comptoir Berlin: Leipzigerstraße 103, Ecke Friedrichstraße, I. Etage.

Ein Wittwer, Mitt. 30, Inh. ein. feinen Geschäfts u. baaren Vermögens ist willens, sich wieder zu verheirathen. Hierauf refl. Damen mit einigem Vermög. werden gebeten, ihre Adresse nebst Photogr. sowie Angabe näherer Verhältnisse unt. **R. F. N. 36.** in die Exped. d. Allg. Anz. der Gartenlaube gelangen zu lassen. Strengste Discretion Ehrensache.

Für den Verkauf **frisch conservirter Fische,** (neue Erfindung von großer Tragweite, durch Patente geschützt) werden leistungsfähige Agenten gesucht. [3662
Offerten mit Referenzen unter **H. 01980** an **Haasenstein & Vogler in Hamburg.**

Rationellstes, bestes und daher billigstes Hunde-Futter



FLEISCHZWIEBACK

von

F. KRIETSCH, Wurzen i/S.

alleinig. Inhaber des Fabrikationsrechtes nach Prof. Dr. Metzdorf's **neuestem Recept.**

Probepackete von 5 Kilo zum Preise von M. 2. 50, sowie Prospekte über Zusammensetzung, Bereitungsweise und Anleitung zur zweckmäßigsten Verfütterung der Zwiebacke werden auf Wunsch franko übersandt.

Billige und solide Bezugsquelle für sämmtliche **Turngeräthe** und vollständige **Turnhallen Ausrüstungen** nach verschiedenen Systemen. **Turngeräthe** für **Privatgärten,**



vorzügliche **Zimmerturnapparate.**
Chemnitzer-Turn u. Feuerwehr-Geräthe-Fabrik
von
Julius Dietrich & Hannak,
Chemnitz, Sachsen
— empfohlen von
allen turnerischen Autoritäten Deutschlands.

Eltern

von Söhnen unter 12 Jahren werden auf die **Deutsche Militairdienst-Versicherungs-Anstalt in Hamburg** aufmerksam gemacht. Dieselbe bezweckt die Verminderung bezw. leichtere Beschaffung der für die Dienenden zu bringenden Geldopfer durch theilweise, nicht fühlbare Mitbelastung der Befreiten, Versorgung von Invaliden 2c. Tausende v. Deutschen Familienvätern haben bereits in d. Benutzung der hier gebotenen Einrichtungen eine weise Fürsorge für die Zukunft ihrer Söhne getroffen. Prospecte, Antragsformulare 2c. unentgeltlich durch die Direction und die Herren Vertreter. [3645

Adoption.

Ein den besseren Ständen angehöriges Elternpaar wünscht zu ihren einzigen 8 Jahre alten Knaben ein **Mädchen** von 3—4 Jahren von angenehmem Aeußeren und Charakter zu **adoptiren.** Gleiche Vermögensverhältnisse erwünscht. Offerten mit Photographie befördert die Annoncen-Expedition „**Invalidendank**", **Leipzig**, unter Chiffre **G. G. 993.** Discretion Ehrensache. [3654

Carl Leonhard Friedrich Röckner, Sohn des Büchsenmachers **Röckner** zu **Spandau,** seit Januar 1880 seinem Aufenthalt nach unbekannt, wird gebeten, sich bei dem Unterzeichneten schriftlich oder mündlich zu melden Behufs Empfangnahme seines Vermögens.

Spandau, den 1. Mai 1881 [3663
Schultze, Justiz-Rath.

Zur gefälligen Beachtung.

Inserate, welche durch unser Blatt die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung finden, erbitten wir uns stets so zeitig wie möglich, da die Herstellung einer jeden unserer Nummern, der hohen Auflage wegen, 12 Tage in Anspruch nimmt.

Wir berechnen die viergespaltene Zeile von ca. 35 Nonpareille-Buchstaben mit $1^{1}/_{2}$ Mark und nehmen gefl. Insertions-Aufträge sowohl direct als durch jede Annoncen-Expedition entgegen.

Leipzig. Expedition der Allgemeinen Anzeigen zur Gartenlaube.

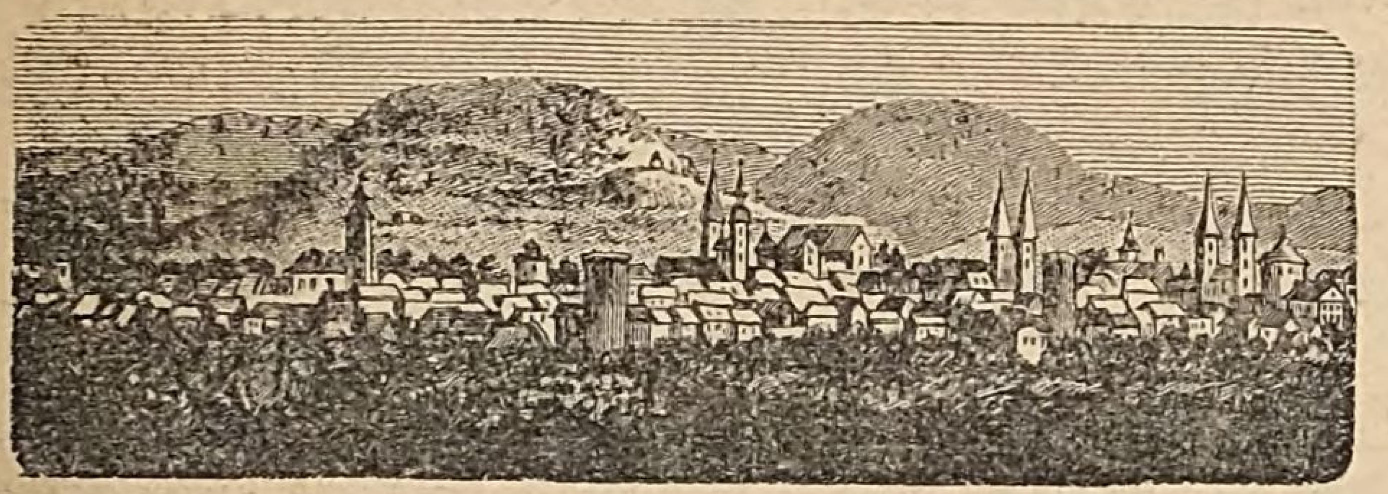
Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube.
№. 433. XVI. Jahrg.

Der neu erschienene Catalog der
Collection Litolff
ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franko zu beziehen. [3644
H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

250 echte Briefmarken, alle verschieden
30 ungest. z. B. St. Vincent, Guiana, Aegypten etc. nur 3 M. Otto Wiering, Hamburg. [3676

Für Kunstfreunde. (3590)
Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Gallerieweke ꝛc.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, Van Dyck ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.



Goslar am Harz,
900 Fuß über der Nordsee, theils von Bergen umgeben,
angenehmer Sommeraufenthalt — klimatischer Kurort.
Kräuter-Kuranstalt, Harzer Sauerbrunnen, Harzer Königsbrunnen, Rammelsberger Bergwerk.
Historisch denkwürdig **reich an Alterthümern:** Kaiserhaus, Rathhaus ꝛc.
Gute Hôtels, Pensionate, Privatlogis mit und ohne Beköstigung, Concertgarten. Schöne Promenaden — **Herrliche Umgebung — Fichtenwälder.**
Ausflüge nach dem nahegelegenen Okerthal, Harzburg ꝛc.
Nähere Auskunft und Prospecte durch die [3677
Commission für den Fremdenverkehr, Bureau: Breitestraße Nr. 5. Goslar.

Heilanstalten
von Dr. med. Averbeck in Baden-Baden
vis à vis der protestantischen Kirche.

Pneumatische Cabinette für kompirimirte und verdünnte Luft, **Inhalationssäle** für **Dampf- und Stickstoff-Inhalationen** (desoxydirte Luft) **Galvanocaustische Behandlung.**

Krankheiten der Brustorgane, des Kehlkopfs, des Schlundes und der Nase (insondere chronische Catarrhe, Emphysem, schleichende Lungenentzündung, Heiserkeit, Stockschnupfen.)

Die Stickstoffinhalationen sind als das einzig anwendbare und wirksame Mittel in den vorgeschritteneren Stadien der Schwindsucht zu bezeichnen.

Massage und Heilgymnastik
(orthopädische Gymnastik)
Douche-Elektrotherapie.

Muskel-, Gelenk- u. Nervenkrankheiten, allgem. Körperschwäche (insbesondere Rückgratsverkrümmungen, mangelhafte Entwicklung des Brustkorbes, vorzeitiges Alter, Krankheiten der Organe des Unterleibes, verspätete Entwicklung.) [3698

Durch die Combination der verschiedenen Heilfactoren sind die besten Resultate zu erlangen. Anmeldungen nimmt das Bureau der Anstalt entgegen.

Richard C. van Haagen's
Cacaopuder
ist garantirt **rein**, betreffs des Aromas ausgezeichneter und **kräftiger als jede andere Sorte;** der leichten Verdaulichkeit wegen schwachen Personen sehr zu empfehlen. [3694
Fabrik in Utrecht (Holland).
Zu bekommen in jeder Materialwaarenhandlung.

Englische Biscuits



von
F. Krietsch, Wurzen i/S
anerkannt vorzüglichster Qualität in 100 verschiedenen Sorten.
Mustersortimente zu 3, 6 und 9 Mark empfohlen. Preiskarten sowie Prospekte über Beschaffenheit, Nützlichkeit und Verwendung der Biscuits werden auf Wunsch franko übersandt.

Soennecken's



Schreibfedern,
in systematisch geordneten Probe-Sortimenten (30 Pf.) in allen Schreibwarenhandlungen vorrätig. [3678

AU PRINTEMPS
PARIS

AN UNSERE KUNDSCHAFT

MADAME,

Wir können Ihnen zu unserer Genugthuung mittheilen das unser Expeditionsdienst für Frankreich und das Ausland vollständig reorganisirt ist und wir von heute ab wieder in der Lage sind alle uns zugehenden Aufträge sowie Ersuchen um Einsendung von Proben oder Katalogen in derselben Weise wie früher zu erledigen.

In der Hoffnung, auch ferner mit Ihren geschätzten Orders beehrt zu werden, deren sorgfältigsten und gewissenhaftesten Ausführung Sie sich versichert halten dürfen, sagen wir Ihnen dafür zum Voraus unseren Dank und begrüssen Sie mit aller Hochachtung.

JULES JALUZOT

N.B. — *Alle Briefe sind zu adressiren:*
A M. JULES JALUZOT
GRANDS MAGASINS DU PRINTEMPS
PARIS.

In jeder Buchhandlung **in der soeben ausgegebenen** neuen Auflage vorräthig:
Correspondance commerciale
par **P. Brée.**
8. Aufl. Gbdn. 2 M. 40 Pf.
In 9 Abtheilungen alle nur denkbaren Vorfälle berücksichtigend und mit einem terminologischen Wortverzeichniss in beiden Sprachen.
LEIPZIG. **Baumgärtners Buchhandlung.**

Schlesische
Gewerbe- und Industrie-Ausstellung in Breslau
verbunden mit der Gemälde-Ausstellung des Schlesischen Kunst-Vereins
geöffnet **vom 15. Mai bis 30. September 1881.**

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube.

№. 434. XVI. Jahrg

Der neu erschienene Catalog der

Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franko zu beziehen. [3644

H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

In allen Buchhandlungen ist in Zwölfter verbess. Auflage zu haben:

Der industriöse [3522

Geschäftsmann

oder 400 Anweisungen zur Fabrikation vieler Handelsartikel: 1) Künstliche Weine, Rum, Aquavite, Essige, 2) Delikateßwaaren, Extrakte, 3) Chocoladen, Hefen, Mostriche, Stiefelwichsen, ferner zur Lebensessenz, Hühneraugen-Pflaster rc.

Von Alb. Simon. — Preis 3 Mark.

Enthält 400 der bewährtesten Recepte für den Handel, Hauswirthschaft und Gesundheitskunde.

Ernst'sche Buchhdlg. in Quedlinburg.

Wichtig u. interessant für Jedermann!

Statistische Notizen für das Deutsche Reich. 1881.

Das Wichtigste der amtlichen Erhebungen im Deutschen Reiche nach den neuesten Veröffentlichungen von A. Thomaschewsky, Secr. im Kais. Stat. Amt.

Kl. 16° (Brieftasch.-Form.) Preis 50 Pf.

Verlag von Julius Springer in Berlin N. Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

50 Pf. 50 Pf.

Wegen Geschäfts-Aufgabe liefere

für nur 4 Mark

20 der interessantesten u. gelesensten

Romane, Novellen etc. gebd.

C. Birn, Cöln a. Rh.

Für Kunstfreunde. (3590)

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galleriewerke rc.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, Van Dyck ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen

---

250 echte Briefmarken, alle verschieden 30 ungest. z. B. St. Vincent, Guiana, Aegypten etc. nur 3 M. Otto Wiering, Hamburg. [3676

Jean Fränkel,

Bankgeschäft. [3536

Berlin SW., Kommandantenstr. 15.

Cassa-, Zeit- und Prämiengeschäfte zu coulanten Bedingungen, Couponseinlösung provisionsfrei. **Genaueste** Auskunft über **alle Werthpapiere** ertheile gratis und bereitwilligst.

Meinen Börsenwochenbericht, sowie meine **Brochüre:** Capitalsanlage und Speculation in Werthpapieren mit besonderer Berücksichtigung der Prämiengeschäfte (Zeitgeschäfte mit beschränktem Risico) versende gratis.

---

150 verschied. echte Briefmarken, worunt. viele Raritäten, z. B. Costa Rica, Ecuador M. 1.20. A Pardo 12 Rotherbaum, Hamburg

---

Weiße, echte

Straußfedern,

40 Centimeter lang, tadellose Waare, liefert das Stück für M. 7 — franco unter Nachnahme die

Blumen- u. Federnfabrik [3624

A. Wolz, Frankfurt a. M.

In jeder Buchhandlung in der soeben ausgegebenen neuen Auflage vorräthig:

Correspondance commerciale

par **P. Brée.**

8. Aufl. Gbdn. 2 M. 40 Pf.

In 9 Abtheilungen alle nur denkbaren Vorfälle berücksichtigend und mit einem terminologischen Wortverzeichniss in beiden Sprachen.

LEIPZIG. **Baumgärtners Buchhandlung.**

Soeben erschien:

Neuestes anerkannt bestes

Illustrirt. Briefmarken-Album



mit 36 Staatsoberhäupter Portraits, 90 Wappen und 1000 Marken-Abbildungen für alle Briefmarken, Couverts, Streifbänder und Postkarten eingerichtet.

50 Bogen stark auf holzfreiem Papier.

Preis 6, 7½, 12 und 36 Mark.

Echte Briefmarken verkauft billigst. Kataloge 90 Pf.

Preiscourant gratis. [3606



Alwin Zschiesche, Leipzig, Bahnhofstrasse 2.

Schlesische Gewerbe- und Industrie-Ausstellung in Breslau im Jahre 1881.

verbunden mit der Gemälde-Ausstellung des Schlesischen Kunst-Vereins.

Der Ausstellungsplatz von über 80000 □ Meter Grundfläche, von welchem mehr als die Hälfte mit Ausstellungsgebäuden besetzt sind, liegt in der Stadt am Oderthor-Bahnhofe der Rechte Oder Ufer Eisenbahn und ist durch Schienengeleise der Straßen-Eisenbahn mit allen Stadtgegenden in directe Verbindung gebracht.

Am 15. Mai 12½ Uhr feierliche Eröffnung.

Besuchszeit:

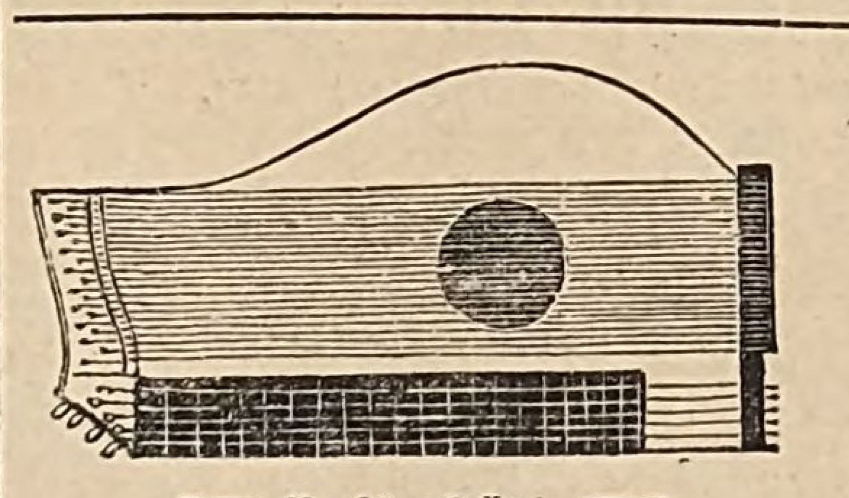
vom 16. Mai ab bis 30. September täglich von 8 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends.

Eintrittspreise:

Am Eröffnungstage 3 Mark, an allen Donnerstagen 1 Mark, an allen übrigen Tagen der Woche 50 Pf. pro Person. Eintritt von 8—10 Uhr Vormittags bei doppeltem Tagespreise.

Von 6 Uhr Abends täglich Concert, Eintrittspreis 20 Pf., Donnerstag 30 Pf., von den hiesigen Militär-Kapellen in den großartigen Gartenanlagen. Electrische und Gas-Beleuchtung in den verschiedensten Ausführungen. Verpflegung durch 11 vorzüglich eingerichtete Restaurationen, worunter Maurische Kaffee, griechische Weinhalle, altdeutsche Bier- u. Weinstuben. Lese- u. Correspondenz-Zimmer mit Aussicht, Gallerie.

Großartiges Panorama des Riesengebirges, aufgenommen von der Bismarkhöhe durch den Landschaftsmaler Dressler. Electrische Bahn. — Fahrten mit der Bolléschen Dampfdroschke nach der Umgegend. — Eine Ausstellungs-Zeitung erscheint täglich, Druck im Ausstellungsgebäude, ebenso werden daselbst Inseratenblätter gedruckt und gratis vertheilt. Elegante Hotels in der Stadt billigst. Eisenbahnfahrt nach dem Waldenburger, Glatzer und Riesengebirge täglich zu ermäßigten Preisen. [3716



Preisgekrönt.

Xaver Thumhart,

Instrumenten- und Saiten-Fabrikant.

München.

Spezialität: [3691

Konzert-Zithern.

Preiscourant gratis und franko.

Heilanstalten

von Dr. med. Averbeck in Baden-Baden

vis à vis der protestantischen Kirche.

Pneumatische Cabinette für kompirimirte und verdünnte Luft, **Inhalationssäle** für **Dampf- und Stickstoff-Inhalationen** (desoxydirte Luft) **Galvanocaustische Behandlung.**

Krankheiten der Brustorgane, des **Kehlkopfs, des Schlundes und der Nase** (insbesondere chronische Catarrhe, Emphysem, schleichende Lungenentzündung, Heiserkeit, Stockschnupfen.)

Die Stickstoffinhalationen sind als das einzig anwendbare und wirksame Mittel in den vorgeschritteneren Stadien der Schwindsucht zu bezeichnen.

Massage und Heilgymnastik (orthopädische Gymnastik)

Douche-Elektrotherapie.

Muskel-, Gelenk- u. Nervenkrankheiten, allgem. Körperschwäche (insbesondere Rückgratsverkrümmungen, mangelhafte Entwicklung des Brustkorbes, vorzeitiges Alter, Krankheiten der Organe des Unterleibes, verspätete Entwicklung.) [3698

Durch die Combination der verschiedenen Heilfactoren sind die besten Resultate zu erlangen. Anmeldungen nimmt das Bureau der Anstalt entgegen.

In allen Buchhandlungen zu haben und bei den beginnenden Garten-Arbeiten als sehr nützlich zu empfehlen:

Der praktische [3520

Gartenfreund.

Eine gründliche Anweisung zur Erziehung sämmtlicher **Blumen,** und **Gemüse, Obstbaumzucht, Weinbau,** und **Fruchtsträucher** und die **Cultur der Topfgewächse** im **Wohnzimmer.**

Ein wichtiges Buch für jeden Gartenbesitzer. — Von H. Fahldieck, Obergärtner. — Preis 3 Mark.

Gartenbesitzer erhalten hierdurch die Anweisung, wie **Blumen-** und **Gemüsezucht, Fruchtsträuche-** und **Baumzucht** richtig zu handhaben sind. —

Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

Trübe Biere

ist ein Werkchen, das jeder Brauerei-Besitzer oder Braumeister **unbedingt haben muss, wenn er sich vor Schaden bewahren u. dem consumirenden Publikum ein klares, gesundes Bier vorsetzen will.** Die 8. Aufl. kann gegen Einsend. von einer Mark in Briefmarken vom Redakteur der „Hopfenlaube“ (Fachzeitung für das Deutsche Brauwesen, pro Quartal 5 M) Maximilian Georg Schmidt in Nürnberg franco bezogen werden.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Gustav Wartenstein, Briefsteller für Liebende

beiderlei Geschlechts. [3521

Enthält 100 Musterbriefe über alle Liebesverhältnisse in blühendstem Styl u. in den elgantesten Wendungen.

Dreizehnte Aufl. 1 Mk. 50 Pf.

Ernst'sche Buchhandlung, Quedlinburg.

Briefmarken aller Länder

zu den anerkannt billigsten Preisen, garantirt echt u. in tadellosen Exemplaren halte ich in meinem Lager, sowie auch in meinen in fast allen Städten Deutschlands und im Auslande befindlichen Niederlagen angelegentlichst empfohlen.

Umfassende Preislisten für Sammler versende ich gratis und franco.

Wiederverkäufern

als Inhabern von passenden Ladengeschäften liefere ich in Commission und gewähre hohen Rabatt. Aufgabe genügender Referenzen ist erforderlich. Geschäftsbedingungen stehen gern frc. zu Diensten. [3709

Goslar a/H. **Carl Jacobs,** Briefmarkenhandlung.

Gegründet 1862.

Agenturgeschäft für Schweden.

Referenzen nach Verlangen.

Axel Josephson, Stockholm,

3670] Gamla Norrbro 1.

---

2 wichtige und werthvolle Werke, hübsch gebunden à 50 Pfennig.

Buchführungs-Katechismus m. Wechselstempel-Gesetz, Geschäftskalend. **Ferdinand Simon,** Magdeburg.

Katechismus der deutschen Briefschreibekunst u. Schönschrift. Ferdinand Simon, Magdeburger. Bücher-Revisor



50 Pfennig in Marken. Nachnahme nicht.

Zur gefälligen Beachtung.

Inserate, welche durch unser Blatt die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung finden, erbitten wir uns stets so zeitig wie möglich, da die Herstellung einer jeden unserer Nummern, der hohen Auflage wegen, **12 Tage** in Anspruch nimmt.

Wir berechnen die viergespaltene Zeile von ca. 35 Nonpareille-Buchstaben mit $1^1/_2$ Mark und nehmen gefl. Insertions-Aufträge sowohl direct als durch jede Annoncen-Expedition entgegen.

Leipzig. Expedition der Allgemeinen Anzeigen zur Gartenlaube.

BARON LIEBIG'S MALTO-LEGUMINOSEN-CHOCOLADE & -MEHL.

Beste blutbildende Nahrungsstoffe aus der Fabrik von *Starker & Pobuda K. Hoflief. Stuttgart.* Die Malto-Leguminosen-Chocolade gibt nach Ausspruch erster medicinischer Autoritäten für an schwacher Verdauung leidende Personen, scrophulöse, blutarme Kinder, stillende Frauen, schwächliche Mädchen etc. ein vorzüglich nährendes, angenehm schmeckendes Getränk. Das Malto-Leguminosen-Mehl bewährt sich als stärkende und leicht verdauliche Suppe in vorstehend genannten Fällen ebenfalls als ganzausgezeichnetes Nährmittel, sowie als vortreffliche Kindernahrung von dem ersten Lebensjahre an. Die Detailpreise sind auf sämmtlichen Packungen aufgedruckt. Niederlagen in Apotheken, Conditoreien und Spezereihandlungen. Wo noch nicht vertreten, Niederlagen gesucht. [3717

Maiwein-Essenz

aus frischem **Waldmeister** u. **Apfelsinen** bereitet. Ein Theelöffel voll genügt auf 1 Flasche Wein, um zu **jeder Jahreszeit** eine köstliche armatische

Mai-



Bowle

herzustellen. Ist selbst in angebrochenen Gläsern Jahre lang haltbar. Gewinnt, wie Wein, durchs Alter. Preis per Flacon, ausreichend auf ca. 10—12 Fl. Wein, in eleganten Cartons mit Schutzmarke, 75 Pf.

Zu beziehen durch **alle größeren Delikatessen-Handlungen**, sowie direct gegen Einsendung von 1 Mark per 1 Flacon franco durch Deutschland u. Oesterreich-Ungarn od. gegen Nachnahme durch die **Apotheke in Dingelstedt**, Reg.-Bez. Erfurt. Niederlagen gegen Bewilligung hohen Rabatts gesucht. [3567

Wiesbadener Kochbrunnen-Wasser

1881er amtlicher Versandt in täglich frischer Füllung. Zu beziehen: Durch **alle Apotheken und Droguerien.** — En gros: Durch die **Cur- und Brunnen-Verwaltung Wiesbaden, u. Türk & Pabst,** General-Agenten in **Frankfurt a. M.**

Für Lungenkranke.

Heilanstalt und Stahlbad.
Sommer- und Winterkur.

Günstige Erfolge bei Lungenschwindsucht, Katarrhen, Blutarmuth, Reconvalescenz, leichten Nervenkrankheiten. Prospecte und Broschüre durch

Dr. Driver, Reiboldgrün i. V.
Klimatischer Höhencurort (2120').

Die Naturheilanstalt „Obere Waid" bei St. Gallen, Schweiz,

gewährt sichere Heilung in allen chronischen Krankheiten nach den Grundsätzen naturgemäßer Heil- und Gesundheitspflege. Winter und Sommer geöffnet. Milde Lage, prachtvolle Aussicht. Pension von 4½ M. an incl. Bäder und Bedienung. 34jährige Erfahrung des dirigirenden Arztes **Th. Hahn.** (S. das Paradies der Gesundheit, das verlorene und wie es wieder zu gewinnen. Köthen, P. Schettler). [3705

Bad Elster.

Logishaus Apollo empfiehlt sich den werthen Badegästen bei guten Betten zur geneigten B[illegible] F. Schmieder.

Soolbad Nauheim

b. Frankfurt a/M. Stat. d. Main-Weser-Bahn

Naturwarme, kohlensäurereiche und **gewönliche Soolbäder, salinische Trinkquellen** und **alkalische Säuerlinge. Inhalations-Salon,** ozonhaltige **Gradirluft, Ziegenmolke. Sommersaison** vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dieser Zeit.

Grossherz. Hess. Bade-Direction Bad Nauheim
Jäger.

St. Andreasberg im Harz. [3724

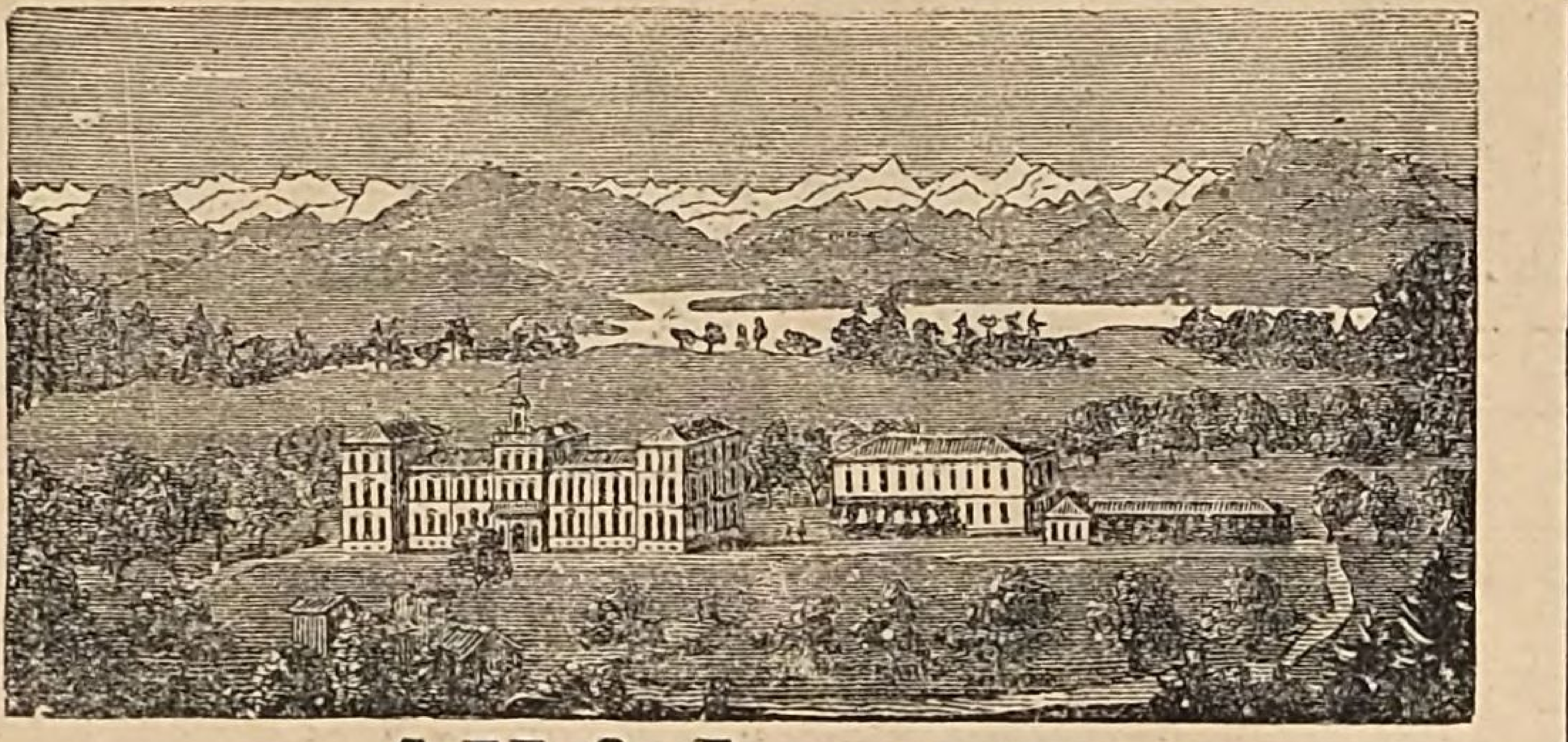
1800 Fß. hoch. Klimatischer Höhenkurort für Brustkranke, Scrophulöse, Bleichsüchtige, Nervenschwache und Reconvalescenten. Herrliche Gebirgs- u. Waldluft. **Pneumatische Kammer** (großer Luftcompressionsapparat) Fichtennadelbäder, Fichtennadelinhalationscabinet, Kaltwasserbäder, Douchen, Milchkuren. Prospect gratis-franko. Postverbindung mit den Bahnhöfen **Scharzfeld-Lauterberg u. Harzburg.** Auskunft ertheilt

Das Bade-Comité.

Ein echter **Bernhardiner Hund,** sehr gutmüthig, wachsam und treu, ferm dressirt, Prachtexemplar, ist für 200 Mark zu verkaufen. Offerten sub. **F. O. 10412 Rudolf Mosse, Halle.** [3708

Tüchtige Agenten

zum Verkaufe von im Deutschen Reiche gesetzlich erlaubten **Staats- und Prämienloosen** in monatlichen Theilzahlungen werden gegen gute Provision u. fixen Gehalt angestellt. Fr. Offert. zu richten an: Filiale der Bankvereinigung **Grün & Co., Frankfurt a/M.,** neue Kräme 26.



Albisbrunn.

Wasserheilanstalt, Canton Zürich

Das älteste Etablissement dieser Art in der Schweiz. Wasserkuren, Gymnastik, Electrotherapie, klimatischer Aufenthaltsort. Post und Telegraph Haussen a/A. Nächste Bahnstation: Mettmenstetten, Linie Zürich-Luzern. Prospecte und nähere Auskunft ertheilen bereitwilligst [3707

Dr. W. Brunner. **Dr. R. Wagner.**

MARIENBAD in Böhmen.

Station der Kaiser Franz-Josefs-Bahn, in einem von bewaldeten Bergen umschlossenen, nur gegen Süden offenen Thale, völlig geschützte Lage, prachtvolle, meilenlange Promenadewege durch Gebirgshochwald, mit 2 geräumigen Badehäusern zu Mineralwasser-, Moor-, Douche- und Gasbädern und 7 Heilquellen; ist der Hauptrepräsentant der kalten, alkalisch-salinischen Heilwässer.

Der **Kreuzbrunnen** und **Ferdinandsbrunnen,** die kräftigsten aller bekannten Glaubersalzwässer, erweisen sich als vorzüglich heilkräftig bei den verschiedensten Erkrankungen der Verdauungsorgane, der Harnorgane, der weiblichen Geschlechtsorgane, für Leiden in den kritischen Jahren, gegen Ernährungsstörungen, als: Gicht, Fettsucht, Zuckerharnruhr 2c.

Die **Waldquelle** bewährt sich bei chronischen Krankheiten der Athmungsorgane.

Die **Rudolfsquelle** wirkt besonders heilkräftig bei chronischen Katarrhen der Harnwege 2c. Der **Ambrosius-** und **Carolinenbrunnen** sind heilkräftige reine Eisenwässer. Die **Moorbäder Marienbads** sind die kräftigsten aller bekannten Eisenmoorbäder.

Die Stadt hat elegant eingerichtetete Hotels und Logirhäuser, ein Post-, Telegraphen- und Zollamt, ein reichhaltiges Lesekabinet. Täglich dreimal Concerte der Curcapelle, häufig andere Concerte, Bälle und Tanzreunionen, täglich Theatervorstellungen. —

Katholische, evangelische und englische Kirche (auch russ. und schwed. Gottesdienst) und eine Synagoge.

Saisondauer 1. Mai bis letzten September. Jährliche Frequenz 12,000 Personen (die Touristen und Passanten nicht mitgerechnet). Alle fremden Mineralwässer in den Trinkhallen.

Die **Versendung** der Mineralwässer, welche nur in Glasflaschen zu ¾ Liter stattfindet, des Quellensalzes, der daraus bereiteten Pastillen und des Moores besorgt die **Brunnen-Inspection,** bei welcher, wie auch in den Niederlagen, Gebrauchsanweisungen gratis zu haben sind. [3673

Bürgermeisteramt — Brunnen-Inspection
Marienbad.

Niederlagen in Leipzig: bei Herren C. Lössner & Sohn, Löwen-Apotheke, **Samuel Ritter, Otto Meissner & Co.,** in **Reudnitz in der Johannis-Apotheke.**

Jod-Bad Bad HALL

im Kaiserthum Oesterreich, Provinz Ober-Oesterreich.

Bedeutendste Jodquelle des Continentes, von eminenter Heilkraft bei **Scrophulose, Rachitis,** allen **Krankheiten der Geschlechtsorgane, chronischen Knochen- und Gelenks-Entzündungen** und ihren Folgen u. s. w.

Eisenbahnstationen **Steyr, Wels** und **Rohr** (Kremsthalbahn). [3651

Eröffnung der Badesaison **15. Mai. — Schluss 30. September.**

Nähere Auskunft ertheilt die **Landes Bade-Verwaltung in Bad Hall.**

Linz, im April 1881. **Vom o. ö. Landes-Ausschusse.**

Nordseebad Helgoland.

Eröffnung der Saison am 10. Juni, Schluß am 10. October.

Telegraphische Verbindung mit dem Festlande.

Regelmäßige Verbindung mit dem Festlande: Von Hamburg pr. Dampfboot **„Cuxhaven"**, 3 Mal wöchentlich, und von Bremerhaven pr. Dampfboot **„Nordsee"** 2 Mal wöchentlich. — [3621

Die Königl. Bade-Direction.

Bad Helmstedt.

45 Min. von der Stat. Helmstedt, der Berlin-Potsdam-Magdeb. u. Braunschweig. Eisenbahn.

Saison vom 15. Mai bis 1. October 1881.

Badearzt Physikus **Doctor Hampe** in Helmstedt. Alt bekannte Stahlquellen, verbunden mit Stahl-, Fichtennadel-, Salz- und Schwefel-Bädern. Ausgezeichneter Luft-Kurort. Schönste Wald-Promenade. Feine Logirzimmer. Theater (Mitglieder des Dessauer Hof-Theaters). Postverbindungen täglich zwei Mal Omnibus zu jedem Zuge. Eigene Badecapelle, Morgens und Nachmittags Concerte. Auch ist mir die Vermiethung der beiden Villen Waldfried und Cottage vom Herrn Commerzienrath Schöttler übertragen worden.

Anmeldungen und Anfragen bei [3610

Ferdinand Plathner,
Besitzer des Bades Helmstedt.

Friedrichshaller

natürliches **Bitterwasser,** unersetzlich wegen seines Gehalts an Chloriden, von den ersten ärztlichen Autoritäten als mild eröffnendes und kräftig auflösendes **Heilmittel** empfohlen, verdient namentlich bei längerem Gebrauch den Vorzug. Besonders bewährt bei:

Verstopfung, Trägheit der Verdauung, Verschleimung, Hämorrhoiden, Magen- und Darmkatarrh, Frauenkrankheiten, Verstimmung, Leberleiden, Fettsucht, Gicht, Blutwallungen 2c.

In allen Apotheken u. Mineralwasserhandlungen zu haben. Gebrauchsanweisung ebendaselbst.

Beachtenswerther Nebenverdienst.

Personen jeden Ranges, die sich mit dem commissionellen Verkaufe gesetzlich gestatteter **Staats-Papiere, Lose** u. s. w. gegen monatliche Theilzahlungen befassen wollen, werden gegen Provision engagirt. [3693

Bankhaus J. Löry,
Budapest (Ungarn).

Tüchtige Vertreter

werden an allen Orten für den Verkauf von staatlich erlaubten Prämien-Loosen gegen **gute Provision** und **festes Gehalt** angestellt. Franko Off. an **H. Agular,** Staats-Loose- und Effecten-Handlung, **Breslau,** Carlstr. 3.

Für e. vorzügl. empfohl. feingebild.

alleinst. Dame mittl. Alt., Wittw. evang. aus angeseh. Fam. s. gediegn. liebensw. Charakt., gründl. erfahr. i. gesammt. Haushalt. u. Kindererz. mit feinst. gesell. Umgangsform. außerord. angeneh. Vorleserin u. Krankenpfleg. w. Stellung gesucht in angeseh. Hause. Würde a. Stell. als Reisebegleit. annehm. Off. erb. unt. **J. L. Htz., Düsseldorf,** Schumannstraße 8. [3719

Adoption. [3656

Ein gut sit. Kaufm. kinderlos, wünscht ein Kind zu adoptiren, geg. ihm zu zahlend. 10,000 M. Gef. Off. u. **L. Gerloff, Magdeburg,** Johannisb. 17.

Adoption.

Ein **Fabrikant in Dresden,** sucht, weil selbst kinderlos, ein Kind vornehmer, wenn auch discreter Abkunft jetzt oder später zu adoptiren. Dem Kinde ist eine sorgenlose Zukunft sicher, doch muß eine größere Summe als Erziehungsbeitrag sofort gezahlt werden. Suchender kann Prima Referenzen beibring. Gefl. Offerten sub. **K. L. 2948** an Herrn **Rudolf Mosse in Dresden** erbeten. [3722

Für junge Damen!

Ein solider, junger Mann (26 Jahre alt) sucht wegen Mangel an Damenbekanntschaft mit einem Fräulein aus guter Familie in Correspondenz zu treten. Beansprucht wird Jugend (nicht über 22 Jahre alt), häuslicher Sinn und Herzensgüte. Vermögen Nebensache, da der Betreffende einer Frau mit bescheidenen Ansprüchen eine sorgenfreie Existenz bieten kann. [3689

Anträge mit Beischluß der Photographie, welche auf Verlangen retournirt wird — erbeten unter der Chiffre

C. P. 500

an die Annoncenexpedition von **Haasenstein & Vogler in Zittau.**

Diskretion Ehrensache.

Eine Dame Anf. d. 30., evg. m. ca. M. 15000 Vermög. wünscht m. einem Herrn v. 30—45 J. beh. Verehelichung in Bebind. zu tret. Gefl. Off. u. L. H. 30 m. Ang. d. Verh. bef. d. Exp. d. Bl.

Heirathsgesuch.

Ein gebild. junger Mann in den dreißiger Jahren, von nicht unangenehmen Aeußern, im Besitz eines schuldenfreien Rittergutes, sucht, da es ihm an Damenbekanntsch. fehlt, auf diesem Wege eine Lebensgefährtin, welche einen gutmüthigen Character und Sinn für Häuslichkeit besitzt. Behufs Anknüpfung einer Correspondenz wollen Reflectantinnen vorläufig nur ihre Adressen vertrauensvoll sub. **V. U. 352** an die Ann.-Exped. von **Haasenstein & Vogler, Berlin SW.** einsenden.

Meine innig geliebte S! Mein süßes Weib! Vorüber sind nun wieder die heißersehnten Tage, vorüber die Stunden, in denen das Schicksal mir all mein Glück vor Augen führt, nach dem mein Herz so sehnsuchtsvoll verlangt! Still in das Unabänderliche mich fügend, in tiefster, innigster Liebe Dein gedenkend, ziehe ich nun wieder meine einsamen Bahnen, vertraue ich Dich dem Schutze Gottes an, bete ich zu Gott, daß Er Dir alles Gute gebe! Leb wohl [illegible], sei innigst gegrüßt, vieltausendmal, von Deinem R. von Deinem a. s. T. Bald, bald kann ich ja, will's Gott nur, wieder zu Dir eilen! Aus ganzer Seele Dein R.

Am 15. December v. J. entfernte sich der 16jährige

Herman Zickoll,

Schüler des Gymnasiums zu Gleiwitz, aus seiner Wohnung und ist nicht wieder zurückgekehrt. — Bekleidet war derselbe mit braunem Ueberzieher mit schwarzem Sammetkragen, grau-braunen Beinkleidern, schwarzer Mütze mit weißem Streifen und Gamaschen. Derselbe ist von schlankem Wuchs, hat blondes Haar, kleines, längliches Gesicht, große Augen, lange starke Nase, spitzes Kinn und unterhalb der rechten Kniehöhle ein braunes Mal.

Ich bitte dringend Jeden, der über den Verbleib oder Aufenthalt meines Sohnes eine Auskunft geben kann, dies der nächsten Polizeibehörde zur weiteren Veranlassung oder mir mittheilen zu wollen. [3629

Antonienhütte OS., 20. April 1881.

Zickoll.

Um. Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube.

№ 435. XVI. Jahrg.

BARON LIEBIG'S MALTO-LEGUMINOSEN-CHOCOLADE & -MEHL.

Beste blutbildende Nahrungsstoffe aus der Fabrik von *Starker & Pobuda K. Hoflief. Stuttgart.* **Die Malto-Leguminosen-Chocolade** gibt nach Ausspruch erster medicinischer Autoritäten für an schwacher Verdauung leidende Personen, scrophulöse, blutarme Kinder, stillende Frauen, schwächliche Mädchen etc. ein vorzüglich nährendes, angenehm schmeckendes Getränk. **Das Malto-Leguminosen-Mehl** bewährt sich als stärkende und leicht verdauliche Suppe in vorstehend genannten Fällen ebenfalls als ganzausgezeichnetes Nährmittel, sowie als vortreffliche Kindernahrung von dem ersten Lebensjahre an. Die Detailpreise sind auf sämmtlichen Packungen aufgedruckt. Niederlagen in Apotheken, Conditoreien und Spécereihandlungen. Wo noch nicht vertreten, Niederlagen gesucht. [3717

DAS SUEZ-WASSER (Mund-Impfstoff) beseitigt augenblicklich und für immer das ZAHNWEH

und macht folglich die Goldfüllungen und das Ausziehen der Zähne unnöthig. Der tægliche Gebrauch des **SUEZ-WASSERS**, welches durch einen grünen Seidenfaden kenntlich gemacht ist, hat das Problem der Erhaltung der Zähne gelöst. — Die *Orangenhaltige Suez-Latwerge* gewährleistet ihre Weisse. — Man adressire: **M. SUEZ**, 10, rue Ampère, Paris. — DEPOT BEI GUSTAV LOHSE, K. K. HOFLIEFERANTEN, JÆGERSTRASSE, N° 46, BERLIN; J. B. JCKRATH, BAZAR für HERREN, LUDWIGSTRASSE, MAINZ-AM-RHEIN; A. MOLL, HOFLIEFERANTEN, TUCHLAUBEN, N° 9, WIEN.

Verlangen gratis **GRATIS** Sie und franco

Prospect und Probebrief meines prämiirten brieflichen

Unterricht für gründliche Ausbildung zum perfecten Buchhalter, Correspondenten, Comtoiristen und Schnellrechner.

Garantirt bestes Resultat.
Ferdinand Simon Magdeburg
gerichtl. Bücher-Revisor

Verlangen gratis **FRANCO** Sie und franco.



Amerikanische
„Excelsior" Rasen-Mähmaschinen

ohne und mit Walzen für Pferde- u. Handbetrieb. Anerkannt bestes Fabrikat mit den neuesten Verbesserungen. Preise von 45 M. an. Illustrirte Preislisten franco. Zu beziehen durch Maschinen- u. Eisenw.-Geschäfte, oder vom General-Agenten der Fabrik
Ernst Schneider, Berlin C., Gertraudtenstr. 18/19



Rowland's

Macassar-Oel erhält das Haar, schützt vor dem Ausfallen und ist zur Haarpflege bei Kindern äußerst nützlich.
Odonto gibt den Zähnen eine blendende Weiße und verhindert Fäulniß: es ist das beste Zahnpulver für Jedermann.
Man fordere die Fabrikate von [3491
A. Rowland & Sons,
20 Hatton Garden London
und vermeide billige Nachahmungen. Zu haben bei allen Parfümeuren. (12213)

CHOCOLADE Hartwig & Vogel Dresden UND CACAO

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten Colonial- Delicatess- und Drognengeschäften.

St. Andreasberg im Harz.

[3724
1800 Fß. hoch. Klimatischer Höhenkurort für Brustkranke, Scrophulöse, Bleichsüchtige, Nervenschwache und Reconvalescenten. Herrliche Gebirgs- u. Waldluft. **Pneumatische Kammer** (großer Luftcompressionsapparat) Fichtennadelbäder, Fichtennadelinhalationscabinet, Kaltwasserbäder, Douchen, Milchkuren. Prospect gratis-franko. Postverbindung mit den Bahnhöfen **Scharzfeld-Lauterberg** u. **Harzburg**. Auskunft ertheilt
Das Bade-Comité.

1881er Carlsbader Mineral-Wasser Sprudel-Salz Sprudel-Pastillen

Vorräthig in allen Mineralwasser-Handlungen und Apotheken. [3607
Carlsbader Mineralwasser-Versendung.
Löbel Schottländer, Carlsbad.

Nordseebad Helgoland.

Eröffnung der Saison am 10. Juni, Schluß am 10. October.
Telegraphische Verbindung mit dem Festlande:
Regelmäßige Verbindung mit dem Festlande: Von Hamburg pr. Dampfboot „Cuxhaven", 3 Mal wöchentlich, und von Bremerhaven pr. Dampfboot „Nordsee" 2 Mal wöchentlich. — [3621
Die Königl. Bade-Direction.

Interlaken.
Grand Hôtel Beaurivage.

Eröffnung mit 16. Mai 1881.
[3703 **H. Regli.**

Bad Lippspringe.

Station Paderborn (Westf. Bahn) am Teutoburger Walde.
Stickstoffreiche Kalttherme (17 R°) mit Glaubersalz und Eisen, feuchtwarme beruhigende Luft, Bäder, Douchen, Inhalationen, dem bewährtesten Standpunkte der Wissenschaft entsprechend in neuen comfortablen baulichen Anlagen. Erfolgreiches Bad bei **chron. Lungensucht, pleuritischen Exsudaten, quälenden trocknen Katharren der Athmungsorgane, Congestionen dahin, nervösem Astma, reizbarer Schwäche, Dyspepsie.** Frequenz 2500. Saison vom 15. Mai bis 15. September. Die Kurhäuser in den prachtvollen Anlagen gewähren Comfort und vortreffliche Verpflegung. Orchester 18 Mann stark. Gut ausgestattetes Lesezimmer. Den Wasserversandt bewirkt und Anfragen beantwortet
3666] **Die Brunnen Administration.**

Richard C. van Haagen's
Cacaopuder

ist garantirt **rein**, betreffs des Aromas ausgezeichneter und **kräftiger als jede andere Sorte;** der leichten Verdaulichkeit wegen schwachen Personen sehr zu empfehlen. [3694
Fabrik in Utrecht (Holland).
Zu bekommen in jeder Materialwaarenhandlung.

Schreibkrampf

Durch eine 2—3wöchentliche Behandlg. wird der Schreib- und Klavierkrampf radical und andauernd geheilt. (Briefl. Heilung unmöglich.) Atteste der Herren Professoren Dr. Bardeleben, Berlin, Dr. Billroth, Dr. Bamberger, Dr. Benedikt in Wien, Dr. Esmarch, Kiel, Dr. Hertz, Amsterdam, Dr. v. Nussbaum, München, Dr. Wagner in Leipzig werden auf Verlangen zugesandt. **J. Wolff,** Spezialist i. **Frankfurt a/M.,** Elkenbachstr. 7.



Aeolsglocken,

zum Aufhängen in die Bäume oder auf Stellagen, erklingen im Winde mit harmonischem Geläute. In Accorden von 4, 7, 9, 12 bis x Stücken, pr. Stck. M. 1 50 = fl. —.90. Stellagen dazu billigst empfiehlt [3587
Adolf Klinger,
Reichenberg in Böhmen.

Harzer Kümmelkäse

äußerst fett, fein und pikant, 100 St. M. 3,50 in Posten billiger, versendet gegen Nachnahme oder Cassa die Harzer Käserei von [3683
F. Rienäcker, Minsleben b. Wernigerode a/H.

Die Naturheilanstalt
„Obere Waid" bei St. Gallen, Schweiz,

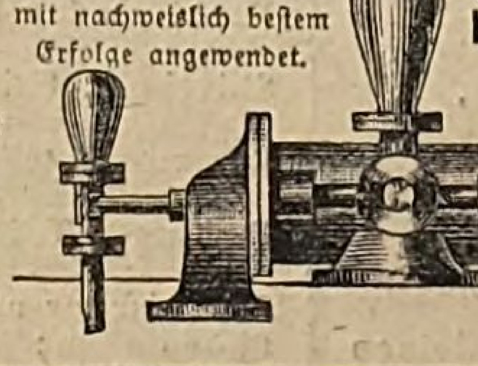
gewährt sichere Heilung in allen chronischen Krankheiten nach den Grundsätzen naturgemäßer Heil- und Gesundheitspflege. Winter und Sommer geöffnet. Milde Lage, prachtvolle Aussicht. Pension von $4\frac{1}{2}$ M. an incl. Bäder und Bedienung. 34jährige Erfahrung des dirigirenden Arztes **Th. Hahn.** (S. das Paradies der Gesundheit, das verlorene und wie es wieder zu gewinnen. Köthen, P. Schettler). [3705

Töchterpensionat.

In **Dresden** find. noch 2—3 junge Mädchen in guter Pens. zu d. ermäß. Preis von **500 M.** jährl. Aufnahme. Offerten unter **N. N. 145** Haasenstein & Vogler, Dresden erbeten.

Vertreter gesucht.

Für Staatsbauten mit nachweislich bestem Erfolge angewendet.



Selbstthätige Wasserförderungsanlagen.

Für kleinere Städte, Landgemeinden, einzelne Güter, Landhäuser, Fabriken 2c. liefere ich (unter Garantie) **selbstthätig arbeitende** Wassermotore zum Fördern von Wasser auf jede beliebige Höhe und Entfernung. — Leistungsfähigkeit 1000 bis 100,000 Liter pro Tag. **Merkel jun.,** Dresden.

WIEN 1873 — SYDNEY 1880 — LONDON 1862 — PRIZE MEDAL — PARIS 1867

Da uns vielseitig bekannt geworden, daß **Schuhe** und **Stiefel** geringerer Qualität fälschlich als unser Fabrikat verkauft werden, sehen wir uns zu der Erklärung veranlaßt, daß alle unsere Fabrikate nebenstehende **Schutzmarke** auf der Sohle tragen.

Otto Herz & Co.

Erste und älteste deutsche Schuhfabrik mit Maschinen- und Dampfbetrieb in Frankfurt a. M.

FRANZENSBAD in Böhmen.

Die Versendung der **Eger-Franzensbader** Mineralwässer (**Franzens-, Salz-, Wiesen-, Neuquelle und kalter Sprudel**) für die Saison 1881 hat begonnen und werden dieselben nur in Glasbouteillen versendet. Bestellungen hierauf, sowie für **Franzensbader Mineralmoor** und **Moorsalz** werden sowohl direct bei der unterzeichneten Direction, als auch bei den Depôts natürlicher Mineralwässer in allen grösseren Städten des Continents angenommen und prompt effectuirt. Broschuren über die eminenten Heilwirkungen der weltberühmten **Eger-Franzensbader Mineralwässer** werden gratis verabfolgt.

Stadt Egerer Brunnen-Versendungs-Direction in Franzensbad.

Privat-Entbind. bei einer gebild. Dame (Geburtshelferin, Tochter eines Arztes) liebevolle Pflege pp. verw. Kaufmann **Klauer, Dresden,** Rietschelstr. 15. [3544

Privat-Entbindung b. einer gebild. Dame (Geburtshelferin) **Martha Luschnath, Altona** b. Hamburg, gr. Mühlenstr. Nr 18.

Damen find. freundl. Aufn bei Frau Wahrmann, früh. Oberheb. i. Kgl. Entbdgs-Anst. z. Hannover, Kirchenstr. 10, Hannover.

Für In- und Ausland!
Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen 2c. gewissenhaft empfohlen. Die Agentin
3733] **Friederike Cahn, Magdeburg.**

Gouvernant., Bonnen, Erzieher., Gesellsch. u. Wirthsch. Damen etc. placirt
G. H. Pelz, Breslau, Malergasse 29

Tüchtige Vertreter

werden an allen Orten für den Verkauf von staatlich erlaubten Prämien-Loosen gegen **gute Provision** und **festes Gehalt** angestellt. Franko Off. an **H. Aguiar,** Staats-Loose- und Effecten-Handlung, **Breslau,** Carlstr. 3.

Beachtenswerther Nebenverdienst.

Personen jeden Ranges, die sich mit dem commissionellen Verkaufe gesetzlich gestatteter **Staats-Papiere, Lose** u. s. w. gegen monatliche Theilzahlungen befassen wollen, werden gegen Provision engagirt. [3693
Bankhaus J. Löry,
Budapest (Ungarn).

Tüchtige Agenten

zum Verkaufe von im Deutschen Reiche gesetzlich erlaubten **Staats- und Prämienloosen** in monatlichen Theilzahlungen werden gegen gute Provision u. fixen Gehalt angestellt. Fr. Offert. zu richten an: Filiale der Bankvereenigung **Grün & Co., Frankfurt a/M.,** neue Kräme 26.

Ich bin beauftragt, eine hier belegene Villa wegen Kränklichkeit des Besitzers bedeutend unter dem Herstellungspreise baldmöglichst zu verkaufen. [3730
Weimar. Rechtsanwalt **Bachmann.**

Adoption.

[3656
Ein gut sit. Kaufm. kinderlos, wünscht ein Kind zu adoptiren, geg. ihm zu zahlend. 10,000 M. Gef. Off. u. **L. Gerloff, Magdeburg,** Johannisb. 17.

Ein kinderloses Ehepaar wünscht ein gesundes Kind in Pflege oder gegen einmalige Entschädigung eventl. Adoption gewünscht, anzunehmen. Gefl. Offerten bittet man in der Exped. d. Bl. unt. **E. T.** niederzulegen

Ehegatten ohne Kinder wünschen ein Kind, discreter Geburt an Kindesstatt, oder Erziehung gegen einmalige Vergütung. Gefl. Offerten sub. **A. F.** in der Expedition dieses Blattes niederzulegen. [3728

Alexander de Salisch wünscht die Adresse seiner anno 32 aus Rußland emigrirten Onkel der Herren **Ferdinand, Theodor u. Adolph de Salisch** zu erfahren. Zu adressiren an die Exped. der Allg. Anzeig. z. Gartenlaube.

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube.

№ 436. XVI. Jahrg.

DAS SUEZ-WASSER (Mund-Impfstoff) beseitigt augenblicklich und für immer das ZAHNWEH

und macht folglich die Goldfüllungen und das Ausziehen der Zähne unnöthig. Der tægliche Gebrauch des **SUEZ-WASSERS**, welches durch einen grünen Seidenfaden kenntlich gemacht ist, hat das Problem der Erhaltung der Zähne gelöst. — Die *Orangenhaltige Suez-Latwerge* gewährleistet ihre Weisse. — Man adressire: **M. SUEZ**, 10, rue Ampère, Paris. — DEPOT BEI GUSTAV LOHSE, K. K. HOFLIEFERANTEN, JÆGERSTRASSE, Nº 46, BERLIN; J. B. JCKRATH, BAZAR für HERREN. LUDWIGSTRASSE, MAINZ-AM-RHEIN; A. MOLL, HOFLIEFERANTEN, TUCHLAUBEN, Nº 9, WIEN.

Schlechtschreiber

Eine schöne Handschrift durch meinen briefl. prämiirten Lehr-Cursus. Probe-Lection gratis **Ferdinand Simon** Lehrer d. Handelswissenschaft Magdeburg.



Photographischer Apparat für Kinder zum wirklichen Photographieren, einfach zu behandeln und sämmtliche Präparate giftfrei, empfiehlt **A. Wahnschaffe, Nürnberg.** Preis 15 M. p. Stck. Preis-Ct. über Nürnberger Spielwaaren sende überall hin grat. u. fco.



Billige und solide Bezugsquelle für sämmtliche **Turngeräthe** und vollständige **Turnhallen Ausrüstungen** nach verschiedenen Systemen. **Turngeräthe für Privatgärten,** vorzügliche **Zimmerturnapparate.** Chemnitzer-Turn u. Feuerwehr-Geräthe Fabrik von Julius Dietrich & Hannak, Chemnitz, Sachsen — empfohlen von

allen turnerischen Autoritäten Deutschlands.



Zimmer-Bade-Apparate, Douchen liefert in anerkannter Güte die Sanitätsapparatenfabrik [3611

Fischer & Comp. Heidelberg, Sandgasse. **Fabriklager** in Heidelberg und bei **R. H. Paulcke,** Engelapotheke **Leipzig. Preiscourante gratis.**

G. Sebold in Durlach im Grossherzogthum Baden liefert seit 20 Jahren als ausschliessliche Spezialität praktisch bewährte, solid u. kräftig gebaute patentirte Hülfsmaschinen zur

Zündhölzerfabrikation,

als Einleg- und Auslegmaschinen, Hobelmaschinen für viereckigen Holzdraht, Sägen, Spanhobelmaschinen etc. und übernimmt die ganze Einrichtung neuer Zündhölzerfabriken nach bestem System. [3712

Schreibkrampf

Durch eine 2—3 wöchentliche Behandlg. wird der Schreib- und Klavierkrampf radikal und andauernd geheilt. (Briefl. Heilung unmöglich.) Atteste der Herren Professoren Dr. Bardeleben, Berlin, Dr. Billroth, Dr. Bamberger, Dr. Benedikt in Wien, Dr. Esmarch, Kiel, Dr. Hertz, Amsterdam, Dr. v. Nussbaum, München, Dr. Wagner in Leipzig werden auf Verlangen zugesandt. **J. Wolff,** Spezialist i. Frankfurt a/M., Elkenbachstr. 7.

Für Lungenkranke.

Heilanstalt und Stahlbad.

Sommer- und Winterkur.

Günstige Erfolge bei Lungenschwindsucht, Katarrhen, Blutarmuth, Reconvalescenz, leichten Nervenkrankheiten. Prospecte und Broschüre durch **Dr. Driver, Reiboldgrün i. V.** Klimatischer Höhencurort (2120′).

Bad Kreuznach.

Damen f. in m. conc. Entbgs-Anst. freundl. Aufnahme. **Wittwe Oppermann,** Heb. [3711

Herzogl. Baugewerkschule Holzminden

Errichtet — **Fachschule für:** — 1831/32

Bauhandwerker, Mühlen- und Maschinenbauer.

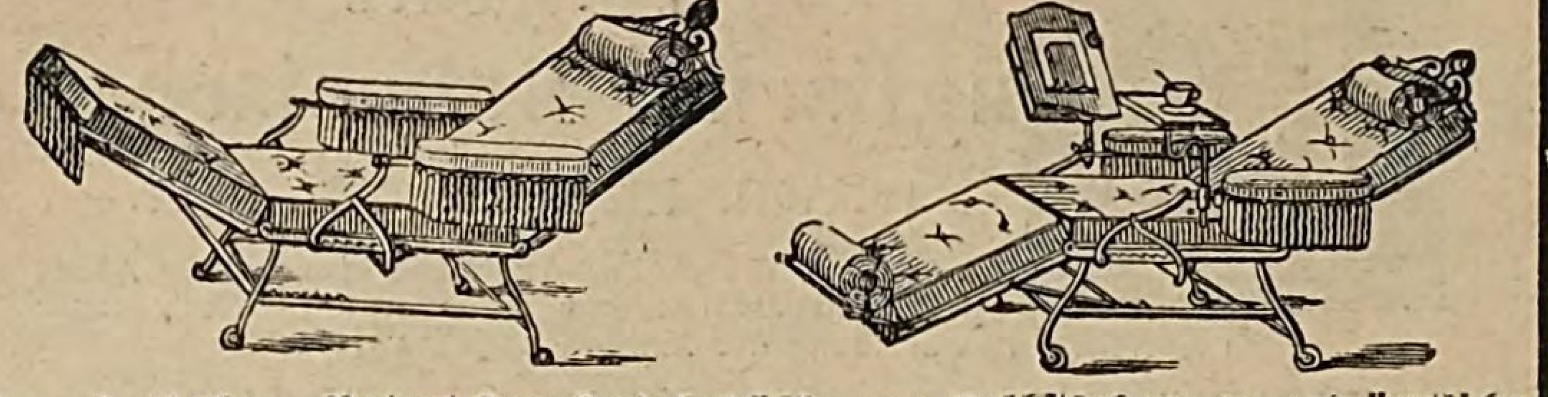
Sommers. 2. Mai. Winters. 1. Nov. Vorunterr. April-Oct. Pensionat.

Director: **G. Haarmann.**

Prämiirt auf der Sydney Weltausstellung.

Eckermann's weltberühmte Patentstühle.

— **Deutsches Reichspatent** —



Specialität: Patent-Krankenfahrstühle zum Selbstfahren 2c. **und ärztliche Stühle, in verschiedenenen Preisabstufungen.**

Versand zollfrei. Illustrirte Preiskataloge in allen Sprachen **gratis.**

Ferdinand Eckermann, Neuerwall 44, **Hamburg.**

Filialen: **Wien,** Parkring 4, **Paris,** Rue de Lafayette 59.

Generalvertretungen: Für **Schlesien:** Adolf Sturm, Breslau;

" Provinz **Posen:** S. Kronthal u. Söhne, Posen.

Musterstühle befinden sich in der Patent- und Musterschutz-Ausstellung in Frankfurt a/Main. [3757

Geschwindigkeit u. Schönheit. Ein Knopfloch per Minute. Sechzig Knopflöcher p. Stunde.

Webster's **Patent-Knopfloch-Arbeiter.**



Für das stärkste Tuch oder den feinsten Batist.

Es ist unmöglich, durch Annoncen eine vollkommene Idee von dieser wunderbaren und in ihrer Art einzigen Erfindung zum **Ausstechen und Besäumen von Knopflöchern** zu geben, trotzdem dieselbe eine so einfache ist, daß ein Kind mit diesem Hilfsmittel ein **besseres Knopfloch** zu fertigen im Stande ist, als eine geübte Nähterin ohne dasselbe. Jeder Nadelstich wird mit mathematischer Genauigkeit ausgeführt. **Kein Verletzen der Finger, keine Ueberanstrengung der Augen,** und ein unvollkommen ausgeführtes **Knopfloch** bei Gebrauch desselben **ein Ding der Unmöglichkeit.** Geschwindigkeit und Brauchbarkeit sind erstaunenswerth und giebt dieser **Knopfloch-Arbeiter** allgemeine Befriedigung. Jeder, der denselben kennt, bezeugt, daß er sein Gewicht in Gold werth ist. Kein Arbeitstisch ist ohne denselben vollkommen. Er wird ganz unabhängig von der Nähmaschine gebraucht, und hält so lange wie ein Fingerhut.

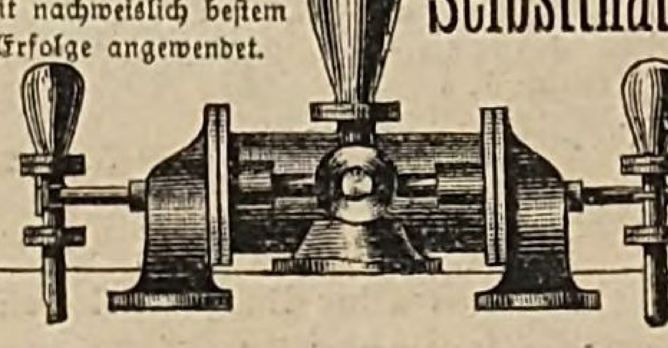
Ein Knopfloch-Arbeiter, bestehend aus einem Stecher und Besäumer, in eleganter Schachtel verpackt, wird nach Empfang von Post-Anweisung im Betrage von 3 Mark franco zugesandt.

Adresse: Webster Manufacturing Compagnie London und Paris. [3743

Comptoir Berlin: **Leipzigerstraße 103, Ecke Friedrichstraße, I. Etage.**

Vertreter gesucht.

Für Staatsbauten mit nachweislich bestem Erfolge angewendet.



Selbstthätige Wasserförderungsanlagen.

Für kleinere Städte, Landgemeinden, einzelne Güter, Landhäuser, Fabriken 2c. liefere ich (unter Garantie) **selbstthätig arbeitende** Wassermotore zum Fördern von Wasser auf jede beliebige Höhe und Entfernung.— Leistungsfähigkeit 1000 bis 100,000 Liter pro Tag. **Merkel jun.,** Dresden.

Harzer Kümmelkäse

äußerst fett, fein und pikant, 100 St. M. 3,50 in Posten billiger, versendet gegen Nachnahme oder Cassa die Harzer Käserei von [3683
F. Rienäcker, Minsleben b. Wernigerode a/H.

Damen find. freundl. Aufn. bei **Frau Wahrmann,** früh. Oberheb. i. Kgl. Entbdgs-Anst. z. Hannover, Kirschenstr. 10, Hannover,

Interlaken.

Grand Hôtel Beaurivage.

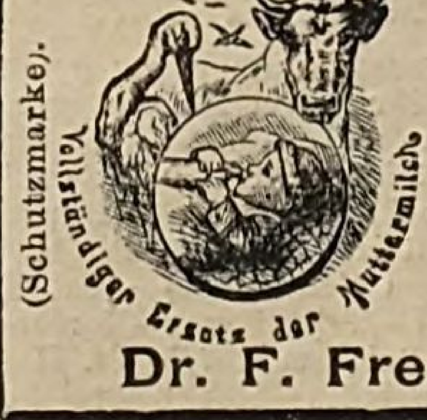
Eröffnung mit 16. Mai 1881.

H. Regli.

[3703

Dr. Frerichs'

Deutsches Kindermehl.



Nahrhaftester Ersatz der Muttermilch für Kinder jeden Alters.
Die Kinder nehmen bei dieser Nahrung regelmässig an Körpergewicht zu.
In Blechdosen à 1 *M* 20 *Pfg.* in den Apotheken zu haben.
Ausführlicher Bericht hierüber gratis und franco.
Dr. F. Frerichs & Co. in Leipzig (Reudnitz).

für Russland: Edw. Frischmuth in St. Petersburg.
für Norwegen: Morten Nyegaard in Christiania. [3598
für Dänemark: G. Lotze in Odense.
Nach Orten ohne Niederlagen bei 3 Dosen Franko-Versandt ab Fabrik.

Englische Biscuits



von

F. Krietsch, Wurzen i/S

anerkannt vorzüglichster Qualität in 100 verschiedenen Sorten.

Mustersortimente zu 3, 6 und 9 Mark empfohlen. Preiskarten sowie Prospekte über Beschaffenheit, Nützlichkeit und Verwendung der Biscuits werden auf Wunsch franko übersandt.

Gesichts-Haare

zu entfernen, bei Damen, neuestes Präparat, giftfrei, unschädlich, und reizt nicht zarte Haut. à Flac. 2 Mark 50 Pf. franco. Betrag in Briefmarken einsenden. [3594
Römhild i. Th. J. Rottmanner, Apoth.
Depôt: Wien bei Hrn. Apoth. Ph. Neustein
" Berlin b. Max Fabian, Dresdnerstraße.
" Berlin Drog. z. Mohren, Dresdnerstr. 52.
" München, Bonifazius-Apotheke.

Jeder **Bandwurm** wird in 2 Stunden durch die ärztlicherseits empfohlenen **geschmacklosen Radlauerschen Bandwurmkapseln** sicher und gefahrlos entfernt. Preis des Mittels 4 Mark franco. Prospecte gratis. Nur echt in Radlauers **Kgl. privilegirte Rothe Apotheke in Posen.** [3748

Stottern

wird schnell und sicher entfernt und eine gewandte Sprache erzielt. Keine Tactmethode, kein langsames Sprechen. Jeder wird **seinem** Uebel gemäß behandelt. Nichtgeheilten werden alle Kosten erstattet, eine Garantie, die mehr Werth hat, als die glänzendsten Zeugnisse. Prospect u. Atteste-Auszug gratis. [3758
S. & Fr. Kreutzer, Rostock i/M.

Privat-Entbind. bei einer gebild. Dame (Geburtshelferin, Tochter eines Arztes) liebevolle Pflege pp. verw. Kaufmann Klauer, **Dresden,** Rietschelstr. 15. [3544

Privat-Entbindungs-Anstalt eines verh. Arztes. Liebevollste Pflege. **R. R. R. Weimar** postlagernd frei. [3714] (B. 3752)

Tüchtige Vertreter

werden an allen Orten für den Verkauf von staatlich erlaubten Prämien-Loosen gegen gute Provision und festes Gehalt angestellt. Franko Off. an **H. Agular,** Staats-Loose- und Effecten-Handlung, **Breslau,** Carlstr. 3.

Beachtenswerther Nebenverdienst.

Personen jeden Ranges, die sich mit dem commissionellen Verkaufe gesetzlich gestatteter **Staats-Papiere, Lose** u. s. w. gegen monatliche Theilzahlungen befassen wollen, werden gegen Provision engagirt. [3693

Bankhaus J. Löry, Budapest (Ungarn).

Ein französischer **Champignon-Züchter** sucht Stellung. [3746
Offerten sub. **E. B. No. 1787** befördern **G. L. Daube & Co., Braunschweig.**

Adoption. [3656

Ein gut sit. Kaufm. kinderlos, wünscht ein Kind zu adoptiren, geg. ihm zu zahlend. 10,000 M. Gef. Off. u. **L. Gerloff, Magdeburg,** Johannisb. 17.

Ein Lehrer a e. höh. Schule (30 J. a.) w. sich mit einer gebil. Dame, welche Sinn für häusl. Glück hat **verheirath.** Offerten unt. J. V. 2291 an die Exped. d. Berliner Tagebl.

Ein Beamter wünscht d. Bekanntsch. e. j. geb., etw. vermög. Dame m. häusl. Sinn beh. Verh. z. m. Nicht anonyme Adr. m. Photog. u. Ang. d. näh. Verh. an d. Exp. d. Bl. F. O. 55 erb.

Alexander de Salisch wünscht die Adresse seiner anno 32 aus Rußland emigrirten Onkel der Herren **Ferdinand, Theodor u. Adolph de Salisch** zu erfahren. Zu adressiren an die Exped. der Allg. Anzeig. z. Gartenlaube.

A. G. in B. Bitte Briefe unter bekannter Adresse vom Oktober. Hochzeit den 4. Juni. Es geht soweit alles nach Wunsch. [3756

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube.

№ 437. XVI. Jahrg.

Der neu erschienene Catalog der

Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franko zu beziehen. [3644

H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

In allen Buchhandlungen zu haben:
Weber — vollständig erklärendes

Fremdwörterbuch.

Zur Erklärung und Rechtschreibung **von 14,000 fremden Wörtern**, welche in Zeitungen und Schriften vorkommen. **Dreizehnte Auflage.** — Preis 1 Mark.

Ein nützliches Nachschlagebuch für Jedermann. [3773

Ernst'sche Buchhandlung, Quedlinburg.

LE SOUVENIR DU PENSIONNAT.

Journal destiné à l'étude de la langue française paraissant à **Lausanne** (Suisse). Probe-Nr. gratis durch jede Buchhandlg. u. durch **B. Benda, Lausanne.** [3612

Für Kunstfreunde. (3590)

Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin,** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galleriewerke 2c.) mit 4 Photographien nach Vautier, Schirmer, Savoldo, Van Dyck ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen

---

Billigste u. werthvollste Bibliothek für Handel u. Gewerbe.

Jeder Band einzeln u. franco zu beziehen von **Ferdinand Simon,** Magdeburg, vereid. Sach-verst. etc.

Katechismus der Briefschreibekunst und Schönschrift. Eleg. geb. 50Pf.

Wechselwesen und Wechselrecht. Eleg. geb. 75 Pf.

Buchhalter-Katechismus mit Schlechtschulden-Register, Verfallbuch. Eleg. geb. Preis 50 Pf.

Beträge erbitte in Baar oder in Marken. (Nachnahme nicht.)

Für Lungenkranke!

Die

pneumatische Heilmethode

oder

Die Anwendung verdichteter und verdünnter Luft bei Lungenkrankheiten.

Gemeinverständlich dargestellt von Sanitätsrat **Dr. Speck,** Kreisphysikus zu Dillenburg.

4 Bogen, brosch. M. 1.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Dillenburg. C. Seel.

In allen Buchhandlungen zu haben:
Beachtenswerth für junge Männer.
Ueber den Umgang mit dem

weiblichen Geschlecht

oder die **Kunst,** sich die **Neigung** des weiblichen Geschlechts zu **erwerben** und zu **erhalten, mit 24 Klugheits-Umgangsregeln.** — Von **A. Eberhard.** Zehnte Auflage. — Preis **2 Mark.**

NB. Enthält 36 Anweisungen, wie man durch richtigen **Takt** in der Liebe und durch ein **kluges Benehmen** die Herzen der **Damen** gewinnen kann. [3774

Ernst'sche Buchhandlg. in Quedlinburg.

Die Mackinnon-Feder

(siehe polytechn. Mitth. in Nr. 1946 der Leipz Illustr. Zeitung), ein auf ganz neue Art aus Hartgummi, Silber, Gold und Iridium hergestelltes **Schreibinstrument für die Tasche,** welches die Vortheile der Tintenschrift mit der Annehmlichkeit des Bleistifts vereinigt, empfiehlt à Stück 20 M., excl. Porto. Garantie 3 Jahre. Prospecte gratis. [3740

F. H. Mylius, Leipzig.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen:

L. A. Albert's

Englischer Dolmetscher

10. Aufl. Eleg. gbdn. 2 M. 40 Pf.

Anweisung, die englische Sprache binnen kurzer Zeit leicht und ohne Lehrer zu erlernen. Mit genauer (deutscher) Beschreibung der Aussprache jedes Wortes.

LEIPZIG. **Baumgärtners Buchhandlung.**

Allgemeine

Deutsche Patent- u. Musterschutz-Ausstellung

in Verbindung mit

Ausstellungen f. Balneologie, Gartenbau, Kunst u. Local-Industrie

Frankfurt a. M. 1881.

Auf dem **Ausstellungsplatze,** 70 Morgen gross, unmittelbar am Palmengarten in der schönsten Gegend von Frankfurt gelegen, über 100 Gebäude und Ausstellungshallen. Im **Ausstellungspalast,** 18,000 Quadratmeter gross, 1700 Aussteller, in der balneologischen Halle 400 Bade-Ausstellungen, in Villa Grüneburg **Gartenbau-Ausstellung** zu jeder Jahreszeit, in der **Kunsthalle** zahlreiche Kunstwerke. Restaurationen, Bierhallen, Kaffees, **electrische Eisenbahn, natürliche Eisbahn, Riesenfernrohr. — Täglich 2 Concerte der 65 Künstler starken berühmten Kapelle des Hof-Musikdirectors Bilse.**

Ausstellungszeitung, Abonnement bei **Heinrich Keller,** Frankfurt a. M., sowie allen Postanstalten. Annoncen-Annahme: Haasenstein & Vogler. Reich illustrirter **Katalog. — Grosse Verloosung, Hauptgewinn: ein Werthstück von Mk. 30,000,** der Werth sämmtlicher Gewinne: Mk. 160,000; General-Debit: Bankhaus **Magnus,** Bureau im Ausstellungspalast, **Preis pr. Loos Mk. 1.** [3747

Jeden Mittwoch von allen Stationen der in **Frankfurt einmündenden Bahnen** (bis 150 km Entfernung), sowohl für Eisenbahnfahrt, als Ausstellung **50 pCt. Ermässigung.** Ausstellungskarten bei den Eisenbahn-Billet-Expeditionen. In den entfernteren Stationen **achttägige Retourbillets;** desgleichen Dauerkarten für siebenmaligen Besuch der Ausstellung für 3 Mark. Im Laufe des Sommers wiederholte Extrazüge von Berlin (Potsd. Bahnh.), via Nordhausen und anderen Städten, mit ca. 50 pCt. Preisermässigung. **Gelegenheit zu Ausflügen, in die an Natur und Schönheit ausserordentlich reiche Umgebung Frankfurt's.** Vereine, Gesellschaften und Arbeiter-Colonnen von mindestens 30 Personen, sowie **Schüler** mit **Lehrern** (mindestens 10 Personen an allen Wochentagen für die Ausstellung **50pCt. Ermässigung,** desgleichen auf Antrag erhebliche Preisermässigung auf den Preussischen Staatsbahnen. Die Eisenbahn-Billet-Expeditionen geben nähere Auskunft.

Heilanstalten

von Dr. med. Averbeck in Baden-Baden

vis à vis der protestantischen Kirche.

Pneumatische Cabinette für komprimirte und verdünnte Luft, **Inhalationssäle** für **Dampf- und Stickstoff-Inhalationen** (desoxydirte Luft) **Galvanocaustische** Behandlung.

Krankheiten der Brustorgane, des **Kehlkopfs,** des **Schlundes** und **der Nase** (insbesondere chronische Catarrhe, Emphysem, schleichende Lungenentzündung, Heiserkeit, Stockschnupfen.)

Die Stickstoffinhalationen sind als das einzig anwendbare und wirksame Mittel in den vorgeschritteneren Stadien der Schwindsucht zu bezeichnen.

Massage und Heilgymnastik (orthopädische Gymnastik)

Douche-Elektrotherapie.

Muskel-, Gelenk- u. Nervenkrankheiten, allgem. Körperschwäche (insbesondere Rückgratsverkrümmungen, mangelhafte Entwicklung des Brustkorbes, vorzeitiges Alter, Krankheiten der Organe des Unterleibes, verspätete Entwicklung.) [3698

Durch die Combination der verschiedenen Heilfactoren sind die besten Resultate zu erlangen. Anmeldungen nimmt das Bureau der Anstalten entgegen.

Echt importirte Cigarren.

Die 9. u. 10. Sendung meiner Specialmarke „America Legitimos" ist eingetroffen. 10 versch. Façons à Mille 120—400 Mk. Qualität mild und angenehm. — Proben stehen zu Diensten.

A. Silze, Cigarren-Importeur, Leipzig.

Arbeitshosen billig d. Massenabsatz. Preiscourant z. D. **W. Schmidt, Dresden-Löbtau.**

Das echte Edelweiß der Alpen

in nur noch starken blühbaren Pflanzen von 1 Mk. pr. Stück empfiehlt in Töpfen gezogen

Hector Eck, Blasewitz b. Dresden.

Franz Meusel, Chemnitz

exportirt in spec. Vertret. bewährt. Fabriken Werkzeugmasch. und andre techn. Producte. Waarencontrole. Solide Verpackung. [3745

In allen Buchhandlungen zu haben
Alvensleben, [3775

100 Polterabendscherze

zum Vortrage für **einzelne Damen** und **Herren,** wie auch zur **Aufführung** größerer **Polterabend-Scenen.** Fünfte Auflage. — 1 Mark 50 Pf.

Der Mensch u. sein Geschlecht

oder Belehrungen über **physische Liebe,** über **Ehe** und über **Fortpflanzung.** Von **Doctor Albrecht.** 1 Mark 50 Pf.

Ernst'sche Buchhdlg. in Quedlinburg.

Adressen aller Stände auf Streifen zum Aufkleben. [3592

Preisverzeichn. frco. d. **F. Schneider & Co., Trier.**

---

250 echte verschiedene Briefmarken 20 ungest. z. B. Natal, Guiana etc. nur 3 M. **Otto Wiering, Hamburg.**

Jean Fränkel,

Bankgeschäft. [3780

Berlin SW., Kommandantenstr. 15.

Cassa-, Zeit- und Prämiengeschäfte zu coulanten Bedingungen, Couponseinlösung provisionsfrei. **Genaueste** Auskunft über **alle Werthpapiere** ertheile gratis und bereitwilligst.

Meinen Börsenwochenbericht, sowie meine **Brochüre:** Capitalsanlage und Speculation in Werthpapieren mit besonderer Berücksichtigung der **Prämiengeschäfte** (Zeitgeschäfte mit beschränktem Risico) versende gratis.



Patentsch. Neu, bewährt.
Ing. **E. Fischers** selbstthätigen

Zimmer-Springbrunnen

☛ ohne beweglichen Mechanismus. Springdauer: 2 bis 3 St. Mit 3 Griff. neu in Gang zu setzen. Größte Einfachheit. 2 Jahre Garant. **Preis Mk. 30, resp. Mk. 40.** (Bronz. groß. Blumentisch mit Aquar., geschmackv. Oelgemälde mit Goldrahm., Hähne 2c. compl.) Prosp. versendet die Fabrik [3769

E. Lieding,
Berlin, Lindenstrasse 69.
Thätige Vertr. in all. Städt. ges.

Passagier-Dampfschifffahrt
Lübeck—Stockholm

vermittelst der großen schnellfahrenden, mit äußerstem Comfort eingerichteten **Räder-**Dampfschiffe „**Gauthiod**" und „**Svithiod**" bis Ende August von **Lübeck** jeden **Mittwoch** und **Sonnabend** 4 Uhr Nachmittags abgehend. Reisedauer ca. 45 Stunden.

Passagepreis I. Kajüte M. 56. 25 Pf.
Tour- und Retourbillete mit 2monatlicher Gültigkeit M. 90. —.

Ausgezeichnete Restauration.

Nähere Anfragen beantworten [3766

Lüders & Stange
in Lübeck.

Schlesische
Gewerbe- und Industrie-Ausstellung in Breslau

verbunden mit der Gemälde-Ausstellung des Schlesischen Kunst-Vereins

geöffnet **vom 15. Mai bis 30. September 1881.**

In kurzer Zeit eine gediegene Fachbildung durch das Handels-Lehr-Institut
Ferdinand Simon
Magdeburg.
Nachrichten, welche alles Nähere enthalten, franco und gratis.



Photographischer Apparat für Kinder zum wirklichen Photographieren, einfach zu behandeln und sämmtliche Präparate giftfrei, empfiehlt **A. Wahnschaffe, Nürnberg.** Preis 15 M. p. Stck. Preis-Ct. über Nürnberger Spielwaaren sende überall hin grat. u. fco

Aeolsharmonika.



Ertönt schon bei schwachem Winde in harmonischen Accorden, bei stärkerm Winde **weithin hörbar.** Originelle Zierde für **Gärten, Anlagen, Parke, Balkone, Terrassen** und für **Gartenrestaurationen.** Pr. Stck. Rm. 6.— = fl. 3.50, mit verstärktem Ton Rm. 8.— = fl. 4.75, mit vergoldeter Windfahne Rm. 4.— = fl. 2.40 mehr. [3586
Adolf Klinger, Reichenberg, Böhmen.

J. A: Hietel, Leipzig,

Königl. Hoflieferant.
Kunststickerei & Fahnen-Manufaktur.



Specialität f. Fahnen jeder Art. Altarbekleidungen und Ausstattung f. Synagogen. Skizzen, Materialproben, Prospekte gratis.
Beste Referenzen.

Man lasse sich vor Bestellung von
Oberhemden,
Nachthemden, Kragen, Manschotten,
das eben erschienene Preisverzeichniß über
Herren-Wäsche



welches mit vielen photographischen Abbildungen, Stoff-Proben jeden Artikels, Maaß-Angabe versehen ist, kostenfrei und franco zusenden.
Hermann Schöbel,
Berlin C., Roßstr. 29
Etablirt 1863.
Bitte auf **vollen** Namen zu achten



von
E. Krietsch, Wurzen i/S

anerkannt vorzüglichster Qualität in 100 verschiedenen Sorten.
Mustersortimente zu 3, 6 und 9 Mark empfohlen. Preiskarten sowie Prospekte über Beschaffenheit, Nützlichkeit und Verwendung der Biscuits werden auf Wunsch franko übersandt.

Stottern

wird schnell und sicher entfernt und eine gewandte Sprache erzielt. Keine Tactmethode, kein langsames Sprechen. Jeder wird seinem Uebel gemäß behandelt. Nichtgeheilten werden alle Kosten erstattet, eine Garantie, die mehr Werth hat, als die glänzendsten Zeugnisse. Prospect u. Atteste-Auszug gratis. [3758
S. & Fr. Kreutzer, Rostock i/M.

Die beste, billigste und sicherste
Verbindung zwischen dem Kontinent u. England
bietet der tägliche Post-, Personen- und Güter-Dienst
via Vlissingen-Queenboro'-London,

Berlin — London	**London — Berlin**
Hamburg — London	**London — Hamburg**

in ca. 24 Stunden.
via Oberhausen-Wesel-Boxtel

ab Berlin	8[10] Vorm.	**ab London**	8[25] Nachm.
„ Hamburg	6[45] „	in Köln (via Venlo)	2[00] „
„ Köln (via Venlo)	1[40] Nchm.	„ Hamburg	9[15] „
in London	8[00] Vorm.	„ Berlin	10[15] „

Direkte Billetausgabe und Gepäckeinschreibung auf allen Hauptstationen — auch Retourbillets mit 30tägiger Giltigkeit —.

Die Räderdampfer der Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Zeeland" sind die grössten, schönsten und komfortabelst eingerichteten Schiffe, welche zwischen dem Kontinent und England fahren. [3744

Sie sind wahre See-Hôtel mit prächtigen Salons, Damensalon, Rauchsalon, grossem Promenade-Deck, sowie vorzüglichen Betten u. bieten den besten Schutz gegen Seekrankheit.

Auch Sonntags-Dienst.

Eil- und Frachtgüter finden prompteste Beförderung.

Nähere Auskunft ertheilen: Cours- und Reisebücher; die Direction der Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Zeeland" Vlissingen; die Niederländische Staatsbahn, Utrecht; die London, Chatham und Dover Eisenbahn, London, sowie die bekannten Herren Agenten: BEST RYLEY & Co., London; THOs. COOK & SON, London; J. J. NIESSEN, Cöln; das Universal-Reise-Bureau in Frankfurt a/M.; BRASCH & ROTHENSTEIN in Berlin, Leipzig, Düsseldorf und Wien.

Ernst Petzold jun., Chemnitz (Sachsen),
Draht-Bürsten-Fabrik.
Stahl-Kopf- und Bart-Bürsten.

Petzold's neue verbesserte Draht-Kopfbürsten (von Autoritäten zur Pflege des Kopfhaares warm empfohlen), in Qualität und Eleganz von keinem anderen Fabrikate übertroffen haben in kurzer Zeit im In- u. Auslande eine überaus günstige Aufnahme gefunden.

Preise der beliebtesten Nummern der Stahl-Kopf-Bürsten.

Nr. 113 schwarz polirt ohne Borstenrand Dtz. M. 24. —. St. „ 2. 25.



Nr. 114 schwarz polirt ohne Borstenrand Dtz. M. 27. —. St. „ 2. 50.

Taschen-Bürsten mit Jacaranda-Deckel und Borstenrand in Calico-Futteral.	Toiletten-Bürsten mit Citronholz-Deckel und 1 Borstenrand.	Feinste Toiletten-Bürsten, Nussb. m. Jacaranda-Deckel und 2 Borstenr.
Nr. 110 pr. Dtz. M. 12. —. pr. St. „ 1. 25. sehr beliebt bei Herren	**Nr. 117** pr. Dtz. M. 30. —. pr. St. „ 2.75.	**Nr. 121** pr. Dtz. M. 51. —. pr. St. „ 4 50.
	Nr. 118 pr. Dtz. „ 36. —. pr. St. „ 3. 25.	**Nr. 122** pr. Dtz. „ 60. —. pr. St. „ 5.50.

Versand schon von 1 Stck. an. Bei Abnahme von 3 Stck. einer Nr. wird Dtz.-Preis berechnet.
Der reich illustrirte Preis-Courant wird auf Verlangen gratis und franco versand.
Wieder-Verkäufern und Exporteuren wird entsprechender Rabatt bewilligt.
Briefe und Aufträge bitte zu adressiren:
Draht-Bürsten-Fabrik von Ernst Petzold jun., Chemnitz (Sachsen).
Die Fabrik liefert noch folgende Specialitäten und versendet davon Preis-Courants:
Draht-Kardätschen, Draht-Siederöhren-Bürsten, Draht-Flammenrohr-Besen, Draht-Feilen-Bürsten, Draht-Gussputz-Bürsten, Draht-Dampfkessel-Bürsten, Draht-Obstbaum-Bürsten, Draht-Strassenbesen, Draht-Bürsten für Gold, Silber und Nickel etc. s. Preis-Courant.

Prämiirt auf der Sydney Weltausstellung.
Eckermann's weltberühmte Patentstühle.
— Deutsches Reichspatent —

Specialität: Patent-Krankenfahrstühle zum Selbstfahren 2c. und ärztliche Stühle, in verschiedenenen Preisabstufungen.
Versand zollfrei. Illustrirte Preiskataloge in allen Sprachen **gratis.**
Ferdinand Eckermann, Neuerwall 44, **Hamburg.**
Filialen: **Wien,** Parkring 4, **Paris,** Rue de Lafayette 59.
Generalvertretungen: Für **Schlesien:** Adolf Sturm, Breslau;
„ Provinz **Posen:** S. Kronthal u. Söhne, Posen.
Musterstühle befinden sich in der Patent- und Musterschutz-Ausstellung in Frankfurt a/Main. [3757

PATENTE
aller Länder besorgt und verwerthet
OTTO WOLFF DRESDEN
Schlossstr. 12 I.
Patent- und Techn. Bureau.

Deutsches Patentgesuch incl. Staatsprüfungsgebühr M. 60.



Haus-telegraphen,
sowie alles dazugehörige en gros für Wiederverkäufer. Anleitung und illustrirten Preiscourant gratis. [3753
Chemnitzer Telegraphenbauanstalt,
Herm. Pöge, Chemnitz.

Geschwindigkeit u. Schönheit.
Ein Knopfloch per Minute.
Sechzig Knopflöcher p. Stunde.

Webster's Patent-Knopfloch-Arbeiter.

Für das stärkste Tuch



oder den feinsten Batist.

Es ist unmöglich, durch Annoncen eine vollkommene Idee von dieser wunderbaren und in ihrer Art einzigen Erfindung zum **Ausstechen und Besäumen von Knopflöchern** zu geben, trotzdem dieselbe eine so einfache ist, daß ein Kind mit diesem Hilfsmittel ein **besseres Knopfloch** zu fertigen im Stande ist, als eine geübte Nähterin ohne dasselbe. Jeder Nadelstich wird mit mathematischer Genauigkeit ausgeführt. **Kein Verletzen der Finger, keine Ueberanstrengung der Augen,** und ein unvollkommen ausgeführtes **Knopfloch** bei Gebrauch desselben **ein Ding der Unmöglichkeit.** Geschwindigkeit und Brauchbarkeit sind erstaunenswerth und giebt dieser **Knopfloch-Arbeiter** allgemeine Befriedigung. Jeder, der denselben kennt, bezeugt, daß er sein Gewicht in Gold werth ist. Kein Arbeitstisch ist ohne denselben vollkommen. Er wird ganz unabhängig von der Nähmaschine gebraucht, und hält so lange wie ein Fingerhut.

Ein Knopfloch-Arbeiter, bestehend aus einem Stecher und Besäumer, **in eleganter** Schachtel verpackt, wird nach Empfang von Post-Anweisung im Betrage **von 3 Mark** franco zugesandt.

Adresse: Webster Manufacturing Compagnie London und Paris. [3786
Comptoir Berlin: Leipzigerstraße 103, Ecke Friedrichstraße, I. Etage.

Harzer Kümmelkäse

äußerst fett, fein und pikant, 100 St. M. 3,50 in Posten billiger, versendet gegen Nachnahme oder Cassa die Harzer Käserei von [3683
F. Rienäcker, Minsleben b. Wernigerode a/H.

Finnen, Wimmerln

im Gesichte, entfernt mein, an mir selbst erprobtes kosmetisches Toilettenwasser. Mit Gebrauchsanweisung und Verhaltungsmaßregeln à Flac. 3 Mark franco. „Betrag in Briefmarken einsenden." [3764
Römhild, i/Thür. J. Rottmanner, Apotheker.
Wien: Apoth. **Ph. Neustein,** Plankengasse 6.
Posen: Rothe Apotheke.
München: Bonifazius-Apotheke.

Privat-Entbind. bei einer gebild. Dame (Geburtshelferin, Tochter eines Arztes) liebevolle Pflege pp. verw. Kaufmann **Klauer, Dresden,** Rietschelstr. 15. [3781

Ein Kaolin-
(China clay) **Schlemmwerk** mit Calcinir-Ofen bei Pilsen mit feiner Kundschaft in Deutschland, **sehr gut rentirend,** ist Umstände halber für den billigen Preis von 28,000 Mk. unter äußerst günstigen Zahlungsbedingungen zu **verkaufen.** Ein alter erfahrener Werkführer würde event. mit übertreten. Jungen Anfängern ist durch den Kauf Gelegenheit geboten, sich mit wenig Mitteln eine sichere Existenz zu schaffen. Anfragen sub. **M. M. 111.** an **G. L. Daube & Co., Dresden,** erbeten. [3762

„Ein junger gebildeter Franzose, der sich in der deutschen Sprache vervollkommen möchte, wünscht in einer anständigen Familie in Dresden eine freundliche Aufnahme zu finden. Gef. Offerten an Herrn LOUIS LAUMONIER, 1 rue Joubert à Angers (Maine et Loire) France. [3767

Tüchtige Vertreter

werden an allen Orten für den Verkauf von staatlich erlaubten Prämien-Loosen gegen **gute Provision** und **festes Gehalt** angestellt. Franko Off. an **H. Agular,** Staats-Loose- und Effecten-Handlung, **Breslau,** Carlstr. 3.

Beachtenswerther Nebenverdienst.

Personen jeden Ranges, die sich mit dem commissionellen Verkaufe gesetzlich gestatteter **Staats-Papiere, Lose** u. s. w. gegen monatliche Theilzahlungen befassen wollen, werden gegen Provision engagirt. [3693
Bankhaus J. Löry,
Budapest (Ungarn).

Gelegenheitsdichter-Adr.: **F. 1** Exp. d. Bl.

Zur Beaufsichtigung und körperlichen Pflege von zwei Kindern 10 und 8 Jahre alt, welche die Schule besuchen, wird zum baldigen Antritt **ein gut empfohlenes Fräulein** gesucht, am liebsten Französin, oder doch der französischen Sprache mächtig und musikalisch, welche die Anfertigung der Schulaufgaben beaufsichtigen kann, in weiblichen Arbeiten Erfahrung hat und sich nöthigenfalls auch häuslichen Verrichtungen unterzieht. Gefl. Anerbietungen wolle man mit Abschrift der Zeugnisse und Angabe der Gehaltforderung unter **R. O. 158** an die Annoncen-Expedition v. **Haasenstein & Vogler in Leipzig** richten.

Ein zuverlässiger Gärtner, zur selbstständigen Leitung einer Handelsgärtnerei, womöglich verheirathet, in Topflanzen-Cultur und Binderei erfahren, findet baldige und dauernde Stellung. [3784
Bewerber wollen ihre Zeugniß-Abschriften nebst Bedingungen einsenden an
G. Hahne's Gärtnerei Cottbus.

Adoption. [3656

Ein gut sit. Kaufm. kinderlos, wünscht ein Kind zu adoptiren, geg. ihm zu zahlend. 10,000 M. Gef. Off. u. L. **Gerloff, Magdeburg,** Johannisb. 17.

„**Kind** wird gegen Vergütung erzogen. — Offert. unt. **Y. Z. 33.** a. d. Exped. d. Bl."

Der am 23. Februar 1840 zu Steinsdorf, Kreis Goldberg Haynau Provinz Schlesien in Preußen geborene Schmied **Hermann Göbel,** welcher am 7. November 1866 von hier nach Amerika auswanderte, ist seit dem Monat September 1872 verschollen.

Göbel wird, im Fall er noch lebt, aufgefordert, sich Behufs Empfangnahme eines ihm nach dem Tode seiner Mutter der Getreidehändler **Wätzold** zugefallenen Erbantheiles von mehreren hundert Mark, sofort schriftlich bei dem unterzeichneten Abwesenheits-Vormunde zu melden.

Sollte Göbel gestorben sein, so bitte die geehrten Behörden oder sonstigen Personen welche von dessen Tode Kenntniß haben, ich ganz ergebenst mir hierüber Nachricht geben eventl. mir Sterbeurkunde übersenden zu wollen. [3789
Haynau, den 7. Juni 1881.
Bender, Polizei-Inspector.

Mein innig gelieb. R.! Wenn auch jene sch., glückl. Stunden vorüber sind — die süße Erinnerung u. die Hoffnung auf d., fr. Wiederf. beglückt und tröstet st. D. Dich tr. L. S.

Unter Administration von Camillo Trache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube.

№ 438. XVI. Jahrg.

Der neu erschienene Catalog der

Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franko zu beziehen. [3614

H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

In allen Buchhandlungen zu haben:
Um in allen Lebensverhältnissen besser fortzukommen, empfiehlt sich:

Fr. Meyer, — Neues

Complimentirbuch.

Enthaltend: **94 Glückwünsche** bei **Namens- und Geburtstagen, 15 Liebesbriefe, 13 Anreden beim Tanz, 20 Gedichte** bei **Hochzeits- u. Geburtstags-Feierlichkeiten, 72 Toaste** und **20 belehrende Abschnitte** über **Anstand, Feinsitte** und den **gesellschaftlichen Umgang.**

Dreißigste Aufl. Preis 1 Mark 25 Pf.
Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen:

L. A. Albert's

Englischer Dolmetscher

10. Aufl. Eleg. gbdn. 2 M. 40 Pf.

Anweisung, die englische Sprache binnen kurzer Zeit leicht und ohne Lehrer zu erlernen. Mit genauer (deutscher) Beschreibung der Aussprache jedes Wortes.

LEIPZIG. Baumgärtners Buchhandlung.

Echt importirte Cigarren.

Die 9. u. 10. Sendung meiner Specialmarke „America Legitimos" ist eingetroffen. 10 versch. Façons à Mille 120—400 Mk. Qualität mild und angenehm. — Proben stehen zu Diensten.

A. Silze, Cigarren-Importeur, Leipzig.

LE SOUVENIR DU PENSIONNAT.

Journal destiné à l'étude de la langue française paraissant à **Lausanne** (Suisse). Probe-Nr. gratis durch jede Buchhandlg. u. durch **B. Benda, Lausanne.** [3612

In allen Buchhandlungen zu haben und bei den beginnenden Garten-Arbeiten als sehr nützlich zu empfehlen:

☞ Der praktische [3778

Gartenfreund.

Eine gründliche Anweisung zur Erziehung sämmtlicher **Blumen**, und **Gemüse, Obstbaumzucht Weinbau**, und **Fruchtsträucher** und die **Cultur der Topfgewächse** im **Wohnzimmer.**

Ein wichtiges Buch für jeden Gartenbesitzer. — Von H. Fahldieck, Obergärtner.
— Preis 3 Mark.

☞ Gartenbesitzer erhalten hierdurch die Anweisung, wie **Blumen- und Gemüsezucht, Fruchtsträucher- und Baumzucht** richtig zu behandeln sind. —

Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

☞ **Catalog 3** ☜

Werke aus allen Wissenschaften 1520 Nos. erschien und versenden für 20 Pf. Marke frco. Uebernahme v. Bibliotheken u. einz. Werken fortwährend zu höchsten Baarpreisen.

S. Glogau & Co., Leipzig, Neumarkt.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Anweisung zur Oelmalerei

zur **Aquarell-, Miniatur- und Holzmalerei**, über **Portrait- und Landschaftsmalerei**, nebst 26 Geheimnissen f. **Zeichner** u. **Maler.** Von Dietrich.
Neunte Auflage. 2 Mark. [3776
Ernst'sche Buchhandlung, Quedlinburg.

---

250 echte verschiedene Briefmarken 20 ungest. z. B. Natal, Guiana etc. nur 3 M. Otto Wiering, Hamburg.

Weit über **70 Tausend** Abonnenten.	Die einzige Berliner Zeitung, welche ein illustr. Witzblatt **gratis** ihren Abonnenten als Beigabe liefert.	Auf Wunsch **Probe-Nrn.** gratis u. franco.

Berliner Tageblatt

mit seinen 3 werthvollen Beiblättern:
illustrirtes Witzblatt: „**ULK**", belletristisches Wochenblatt: „**Deutsche Lesehalle**" und „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft**"

ist in Anerkennung der Reichhaltigkeit, Vielseitigkeit und Gediegenheit seines Inhalts

die gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands

geworden, indem es sich seit **mehreren Jahren einen festen** Stamm von weit über **70 Tausend** Abonnenten dauernd erhalten hat. Die Vorzüge des „**Berliner Tageblatt**" bestehen vornehmlich in Folgendem: „Täglich zweimaliges Erscheinen als Abend- und Morgenblatt, wodurch das „B. T." in der Lage ist, alle Nachrichten **stets 12 Stunden früher** als jede nur ein Mal täglich erscheinende Zeitung zu bringen. Gänzlich unabhängige, freisinnige, politische Haltung. Special-Correspondenten an allen wichtigen Plätzen und in Folge dessen rascheste u. zuverlässige Nachrichten; bei bedeutenden Ereignissen umfassende **Special-Telegramme.** Ein eigenes parlementarisches Bureau liefert dem B. T. schnelle und zuverlässige Berichte. Umfassende Handelszeitung und Courszettel der Berliner Börse. Vollständige Ziehungslisten der Preußischen und Sächsischen Lotterie, sowie Ausloosungen der wichtigsten Loospapiere. Ausgedehnte Anwendung des Telegraphendrahts und in Folge dessen frühzeitigste Meldung von allen wichtigen Ereignissen. Reichhaltige und wohlgesichtete Tages-Neuigkeiten aus der Reichshauptstadt und den Provinzen. Sorgfältig gepflegtes Feuilleton unter Mitarbeiterschaft der ersten Schriftsteller. Das Roman Feuilleton des III. Quartals bringt folgende vier interessante und spannende Erzählungen:

Otto Girndt, „Cato". Ludw. Ziemssen, „Die Preisbewerbung." „Luttra". Crimin.-Nov. v. Dr. Lortzing. **„Ein Irrlicht".** Von L. Westerfeld.

Ermuntert durch die bereits erreichten großen Erfolge ist das „**Berliner Tageblatt**" bestrebt, seinen Inhalt stets zu erweitern und zu vervollkommnen, um seinen Lesern die thunlichst beste Zeitungslectüre zu bieten ungeachtet des **enorm billigen** Abonnementspreises von nur

5 Mark 25 Pfg.

für das Vierteljahr für **alle 4 Blätter zusammen.**

Man abonnire **schleunigst** bei dem nächsten **Postamt**, damit die Uebersendung vom Beginn des Quartals ab pünktlich erfolge. [3814

Billigste u. werthvollste Bibliothek für Handel u. Gewerbe.

Jeder Band einzeln u. franco zu beziehen von **Ferdinand Simon,** Magdeburg, vereid. Sachverst. etc.

Katechismus der Briefschreibekunst und Schönschrift. Eleg. geb. 50 Pf.

Wechselwesen und Wechselrecht. Eleg. geb. 75 Pf.

Buchhalter-Katechismus mit Schlechtschulden-Register, Verfallbuch. Eleg. geb. Preis 50 Pf.

Beträge erbitte in Baar oder in Marken. (Nachnahme nicht.)

Verlangen Sie gratis und franco **GRATIS**

Prospect und Probebrief meines prämiirten brieflichen

Unterricht für gründliche Ausbildung zum perfecten Buchhalter, Correspondenten, Comtoiristen und Schnellrechner.

Garantirt bestes Resultat.
Ferdinand Simon Magdeburg gerichtl. Bücher-Revisor

Verlangen Sie gratis und franco. **FRANCO**



Aeolsharmonika.

ertönt schon bei schwachem Winde auf das Harmonischste, bei starkem Winde weithin hörbar, für **Gärten, Anlagen, Parke,** für **Balkone** und **Terrassen.** Pr. Stück M. 6.— = fl. 3.50, mit verstärktem Ton M. 8.— = fl. 4.75. Mit vergoldeter Windfahne M. 4.— = fl. 2.40 mehr.

Aeolsglocken,

zum Aufhängen in die Bäume oder auf Stellagen, erklingen im Winde mit sympathischem Geläute. In Accorden von 4, 7, 9, 12 bis x Stücken pr. St. M. 1.50 = fl. —.90 Stellagen dazu billigst.

Beide Instrumente auf eine Stellage vereint u. mit den Windrichtungen versehen, wirken zusammen äußerst effectvoll, offerirt laut Preis-Courant, auch **Aeolsharfen** und **Aeolszithern** [3809

Adolf Klinger,
Reichenberg in Böhmen.

Ferien-Pension für Knaben.

In der Lehr- u. Erziehungsanstalt **Lauenstein im Erzgebirge** (500 Meter über der Meeresfläche) finden Knaben während der Sommerferien Pension. Bei dem Hause Berggarten und Wald mit Spielplätzen. Excursionen in die nahe Teplitzer Gegend, sächsische und böhmische Schweiz. Für **Schwächliche** und **Kränkliche** besondere Pflege nach Vorschrift des Arztes. **Prospecte** durch den Director der Anstalt [3800

Dr. F. A. Petermann.

Die beste, billigste und sicherste

Verbindung zwischen dem Kontinent u. England

bietet der tägliche Post-, Personen- und Güter-Dienst

via Vlissingen-Queenboro'-London,

Berlin — London | London — Berlin
Hamburg — London | London — Hamburg
in ca. 24 Stunden.
via Oberhausen-Wesel-Boxtel

ab Berlin	8^{10} Vorm.	ab London	8^{25} Nachm.
„ Hamburg	6^{45} „	in Köln (via Venlo)	2^{00} „
„ Köln (via Venlo)	1^{40} Nchm.	„ Hamburg	9^{15} „
in London	8^{00} Vorm.	„ Berlin	10^{15} „

Direkte Billetausgabe und Gepäckeinschreibung auf allen Hauptstationen — auch Retourbillets mit 30tägiger Giltigkeit —.

Die Räderdampfer der Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Zeeland" sind die grössten, schönsten und komfortabelst eingerichteten Schiffe, welche zwischen dem Kontinent und England fahren. [3744

Sie sind wahre See-Hôtel mit prächtigen Salons, Damensalon, Rauchsalon, grossem Promenade-Deck, sowie vorzüglichen Betten u. bieten den besten Schutz gegen Seekrankheit.

Auch Sonntags-Dienst.

Eil- und Frachtgüter finden prompteste Beförderung.

Nähere Auskunft ertheilen: Cours- und Reisebücher; die Direction der Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Zeeland" Vlissingen; die Niederländische Staatsbahn, Utrecht; die London, Chatham und Dover Eisenbahn, London, sowie die bekannten Herren Agenten: BEST RYLEY & Co., London; THOs. COOK & SON, London: J. J. NIESSEN, Cöln; das Universal-Reise-Bureau in Frankfurt a/M.; BRASCH & ROTHENSTEIN in Berlin, Leipzig, Düsseldorf und Wien.

Geschwindigkeit u. Schönheit.
Ein Knopfloch per Minute.
Sechszig Knopflöcher p. Stunde.

Für das stärkste Tuch



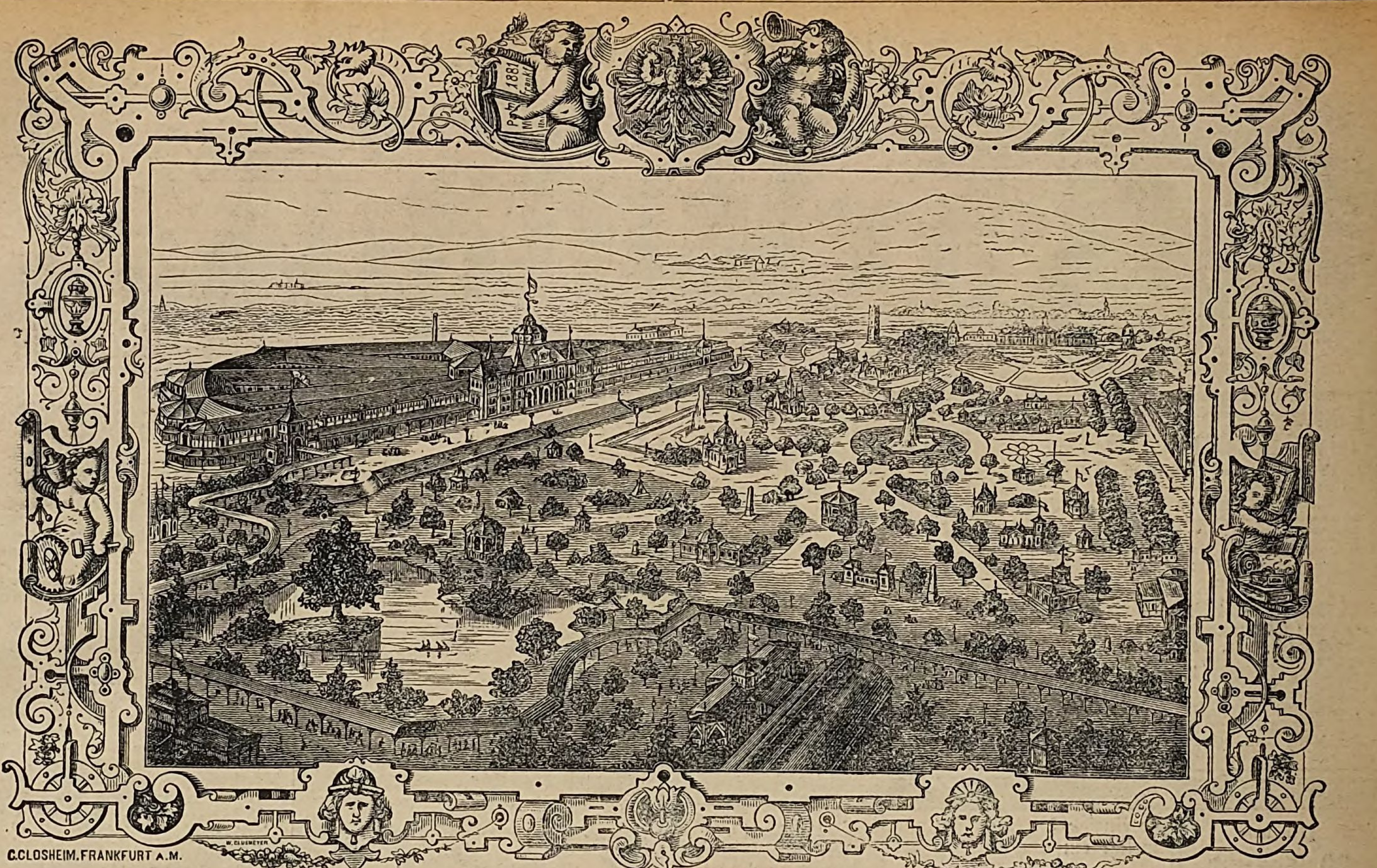
oder den feinsten Batist.

Webster's Patent-Knopfloch-Arbeiter.

Es ist unmöglich, durch Annoncen eine vollkommene Idee von dieser wunderbaren und in ihrer Art einzigen Erfindung zum **Ausstechen und Besäumen von Knopflöchern** zu geben, trotzdem dieselbe eine so einfache ist, daß ein Kind mit diesem Hilfsmittel ein **besseres Knopfloch** zu fertigen im Stande ist, als eine geübte Nähterin ohne dasselbe. Jeder Nadelstich wird mit mathematischer Genauigkeit ausgeführt. **Kein Verletzen der Finger, keine Ueberanstrengung der Augen**, und ein unvollkommen ausgeführtes **Knopfloch** bei Gebrauch desselben **ein Ding der Unmöglichkeit.** Geschwindigkeit und Brauchbarkeit sind erstaunenswerth und giebt dieser **Knopfloch-Arbeiter** allgemeine Befriedigung. Jeder, der denselben kennt, bezeugt, daß er sein Gewicht in Gold werth ist. Kein Arbeitstisch ist ohne denselben vollkommen. Er wird ganz unabhängig von der Nähmaschine gebraucht, und hält so lange wie ein Fingerhut.

Ein Knopfloch-Arbeiter, bestehend aus einem Stecher und Besäumer, in eleganter Schachtel verpackt, wird nach Empfang von Post-Anweisung im Betrage von 3 Mark franco zugesandt.

Adresse: Webster Manufacturing Compagnie London und Paris. [3786
Comptoir Berlin: Leipzigerstraße 103, Ecke Friedrichstraße, I. Etage.



Allgem. deutsche Patent- und Musterschutz-Ausstellung

in Verbindung mit

Ausstellung für Balneologie, Gartenbau, Kunst und Lokal-Industrie

Frankfurt a. M. 1881.

Eröffnet vom 10. Mai bis Ende September 1881.

Die Patent und Musterschutz-Ausstellung im Hauptpalast, **die erste ihrer Art in Deutschland**, veranschaulicht, zum Theil im Betrieb, das **Neueste** und **Beste** auf dem Gebiete der Erfindungen und Muster. Die internationale balneologische Ausstellung in einem besonderen Gebäude, bietet eine Darstellung der **europäischen Kur-** und **Bade-Einrichtungen**, die reichhaltig beschickte deutsche **Gartenbau-Ausstellung**, sowie Ausstellungen für Frankfurter **Kunstwerke** und **Lokal-Industrie** vollenden das großartige Gesammtbild.

Der **Ausstellungsplatz**, 70 Morgen, unmittelbar am Palmengarten in der **schönsten Gegend von Frankfurt** gelegen, ist durch reizende Garten-Anlagen zum angenehmsten Aufenthaltsort umgeschaffen.

Im **Ausstellungspalast**, 18000 qm groß, **Correspondenz-** und **Lesezimmer** mit 200 Zeitschriften. Im Eingangsportal **Post, Telegraphie** und **Verkehrsbüreau**, Verbindung mit der Stadt durch Trambahn und Omnibus.

Eine erste Restauration, eine altdeutsche Weinstube, Bierhallen renommirter Brauereien, Conditoreien, Caffé's, Aepfelweinhalle etc. **electrische Eisenbahn, Aussichtsthurm mit electrischem Aufzug, natürliche Eisbahn, Riesenfernrohr.**

Täglich Nachmittags und Abends **Concerte der berühmten Capelle des Königlichen und Hofmusikdirektors Bilse vom Berliner Concerthaus.**

Ausstellungszeitung erscheint zweimal wöchentlich, Auflage 5000, Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten, in Commission bei Hch. Keller in Frankfurt a. M. Alleinige Annoncen-Annahme Haasenstein & Vogler. Reich **illustrirter Katalog** von dauerndem Werth. [3817

Eintrittspreis von 10 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends 1 Mark pro Person.

Familienkarten für die ganze Dauer der Ausstellung 30 M.

Frankfurt a. M, Mai 1881.

Der Ausstellungsvorstand.

ENGLISCHE BISCUITS



von

F. Krietsch, Wurzen i/S

anerkannt vorzüglichster Qualität in 100 verschiedenen Sorten.

Mustersortimente zu 3, 6 und 9 Mark empfohlen. Preiskarten sowie Prospekte über Beschaffenheit, Nützlichkeit und Verwendung der Biscuits werden auf Wunsch franko übersandt.

„Adoption.“

Ein gut sit. Maschinenfabrikant in Anhalt wünscht, weil selbst kinderlos, ein Kind wenn auch discreter Abkunft zu adoptiren, gegen entsprechende einmalige Entschädigung, welche bei der Annahme denselben zu zahlen ist. Gefl. Offert. bitte man sub. F. 100 in der Exp. d. Bl. niederzulege Discretion Ehrensache.

Klimat. Station in Soloth. Jura 667 Met. ü. M.

Fridau

bei Olten, Schweiz.

Gäubahnstation Egerkingen Saison vom 1. Juni bis 15. Oktober.

Angezeigt für **Brustleidende, Schwächliche** und **Reconvalescenten.** Badeeinrichtungen. Kurarzt. Pensionspreis 3 Mark, Zimmer von 1 Mark an. [3795

Harzer Kümmelkäse

äußerst fett, fein und pikant 100 St. 3 M. in Posten billiger, versendet gegen Nachnahme oder Kasse die Harzer Käserei von [3797
Fr. Bergmann, Wernigerode a/H.

Arzt.

Eine Praxis in der Nähe einer großen Stadt, in 10 Min. per Pferdebahn erreichbar, ist wegen phtis. incip. des Inhabers an einen Collegen (am besten einen verheiratheten) zu **verkaufen.** Die Einnahmen belaufen sich auf 6800 bis 7500 Mark jährlich. Praxis sehr bequem, ohne Pferd, außerdem sehr erweiterungsfähig. Für die Kinder die Schulen der Großstadt, mehrere Gymnasien, Universität. Billiger Unterhalt, schöne waldreiche Gegend. Uebernahme kann sofort stattfinden. Discretion auf gegenseitiges Ehrenwort. Offerten mit Gebot sub. 8988 an **Rudolf Mosse, Berlin S.W.** [3798

„Ein junger gebildeter Franzose, der sich in der deutschen Sprache vervollkommen möchte, wünscht in einer anständigen Familie in Dresden eine freundliche Aufnahme zu finden. Gef. Offerten an Herrn LOUIS LAUMONIER, 1 rue Joubert à Angers (Maine et Loire) France. [3767



Jeder Consument lasse sich den illustr. Preiscourant der **Gravatten-Fabrik von Arthur Petasch, Görlitz** (Schlesien), welcher **gratis und franco** versandt wird, zustellen.

Bitte!

Mein Sohn **Karl Erb** hat sich nach einem Aufenthalt von 9 Tagen im **Hôtel Germania** in **Karlsruhe**, woselbst er als Oberkellner thätig war, am 28. September 1880 unter Umständen entfernt, welche das Vorhandensein von Geistesstörung wahrscheinlich machten.

Da ich seither jede weitere Spur von demselben verloren habe, und annehmen muß, daß ihm ein schweres Unglück zugestoßen ist, so richte ich an alle Diejenigen, welche etwa über den Vermißten Auskunft zu geben im Stande sind, die dringende Bitte, mir darüber alsbald Nachricht zukommen lassen zu wollen. [3796

Signalement.

Alter, 31 Jahre.
Größe 1,70.
Statur, kräftig.
Haare, blond.
Schnurrbart, blond.
Augen, blau.

Lahr i. B., den 18. März 1881.

Karl Erb, Güterbestätter.

Eine Lehrerin m. **bestem** Prüfungszeugniß u. Referenzen w. für Michaeli oder früher Stellung öffentlich o. privat u. bittet g. Reflektanten u. gütige Berücksichtigung resp. Mittheilung unt. Chiffre A. Z. No. 12 d. d. Exp. d. Bl.

„Damen finden billg. Aufnahme. Discretion gesichert. Adr. unt. C. S. 77 a. d. Exp. d. Bl.“

Ein kinderloses Ehepaar wünschen ein kl. Kind, discreter Geburt, gegen einmalige Vergütung an Kindesstatt anzunehmen. Gefl. Off. bittet man **unter A. O. 100** Postlagernd **Werdau** i. Sachsen niederzulegen. [3793

„Anonyma, Saarlouis.“

Ihr Brief hat seine Wirkung nicht verfehlt. Behufs Beantwortung ersuche um Angabe Ihrer Adresse oder Chiffre auf dem Ihnen bekannten Wege. [3791

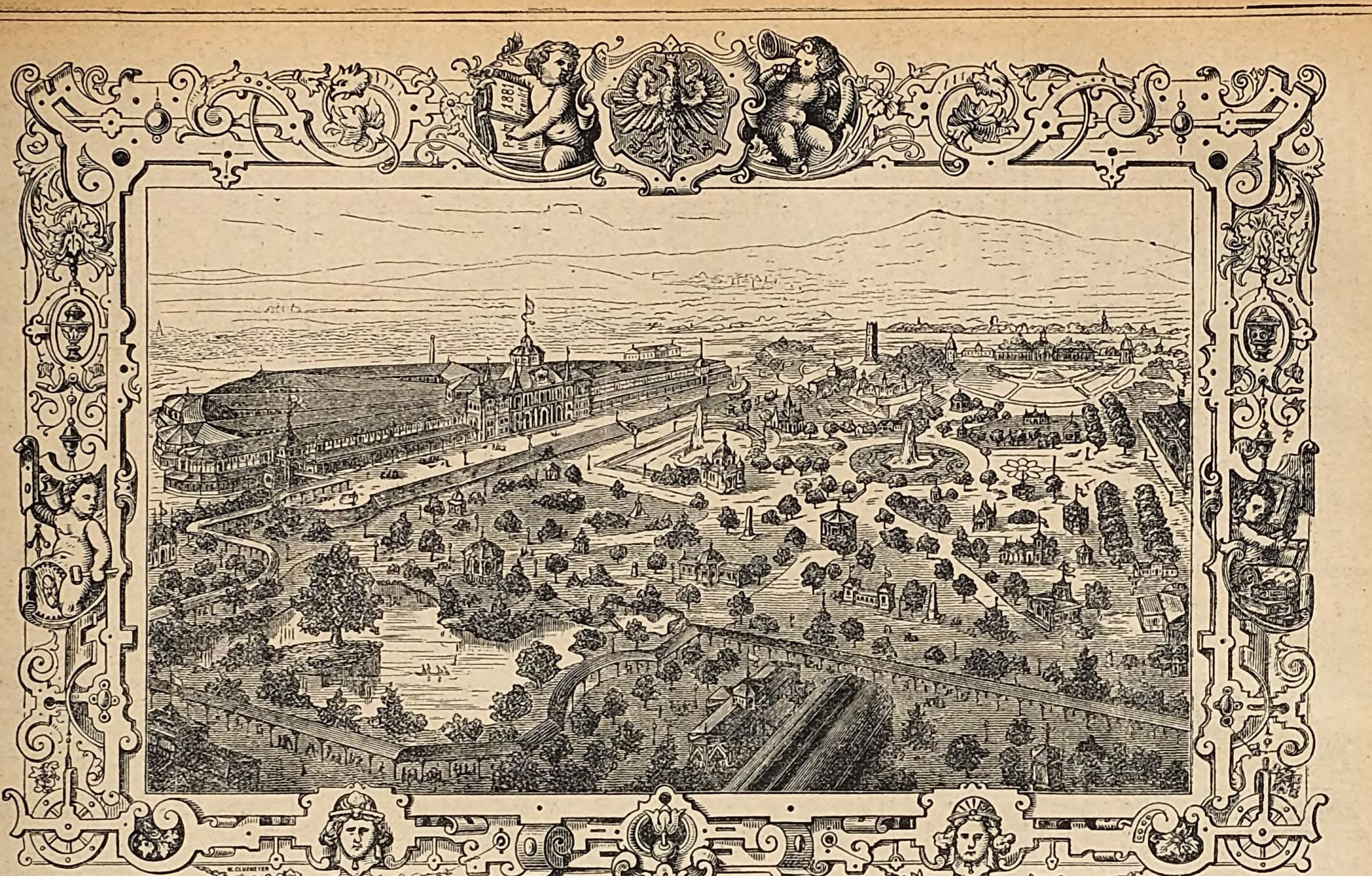
L. M. Vertr. auf D. M. Herz geh. D. Gott schütze D.!

Meine S.! Mein geliebtes, süßes, mein herziges Weib! Ich sende Dir aus der Ferne meines Herzens innigste Grüße und meine Seele küßt die Deine! Wie schwer, o wie schwer mir wieder der Abschied von Dir geworden, Geliebte, das wirst Du mir nachfühlen, mein Liebling, im Hinblick auf die troslos lange Zeit, die wir nun wieder von einander getrennt, beide einsam u. allein, werden leben müssen! Doch, unverhofft kommt oft, ich vertraue auf Gottes Güte, vielleicht sehen wir uns dennoch früher wieder, als wir Beide wohl heut noch hoffen dürfen! Und nun noch Eines, geliebtes Leben! Sollte ich Dir, unbewußt, vielleicht mit einem schnellen Worte wehe gethan haben, o, dann vergieb Deinem R., meine S.! Vergieb mir S., denk, wie so innig, wie so aus ganzer Seele lieb ich Dich hab', und wie ich nur immer das Beste für Dich thun möchte, wenn ich nur schon frei zu handeln vermöchte! S! mein Leben, ich hab' ja nur Gott und Dich, mein bestes Fühlen, Empfinden, gehört Dir! Darum, Du Einzige, o zürne mir nicht! Und nun leb' wohl, leb' süß und wohl, meine S! Mag Gott Dich schirmen und Dir alles Gute geben! Leb wohl, Liebling meiner Seele, ich grüße Dich herzinniglich vieltausendmal! Ach so ganz Dein R. Dein a s. T. [3818

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube.

№ 139. XVI. Jahrg.



Allgem. deutsche Patent- und Musterschutz-Ausstellung

in Verbindung mit

Ausstellung für Balneologie, Gartenbau, Kunst und Lokal-Industrie

Frankfurt a. M. 1881.

Geöffnet vom 10. Mai bis Ende September 1881.

Die Patent und Musterschutz-Ausstellung im Hauptpalast, **die erste ihrer Art in Deutschland**, veranschaulicht, zum Theil im Betrieb, das **Neueste** und **Beste** auf dem Gebiete der Erfindungen und Muster. Die internationale balneologische Ausstellung in einem besonderen Gebäude, bietet eine Darstellung der **europäischen Kur-** und **Bade-Einrichtungen**, die reichhaltig beschickte deutsche **Gartenbau-Ausstellung**, sowie Ausstellungen für Frankfurter **Kunstwerke** und **Lokal-Industrie** vollenden das großartige Gesammtbild.

Der **Ausstellungsplatz**, 70 Morgen, unmittelbar am Palmengarten in der **schönsten Gegend von Frankfurt** gelegen, ist durch reizende Garten-Anlagen zum angenehmsten Aufenthaltsort umgeschaffen.

Im **Ausstellungspalast**, 18000 qm groß, **Correspondenz-** und **Lesezimmer** mit 200 Zeitschriften. Im Eingangsportal **Post, Telegraphie** und **Verkehrsbüreau**, Verbindung mit der Stadt durch Trambahn und Omnibus.

Eine erste Restauration, eine altdeutsche Weinstube, Bierhallen renommirter Brauereien, Conditoreien, Caffé's, Aepfelweinhalle etc. **electrische Eisenbahn, Aussichtsthurm mit electrischem Aufzug, natürliche Eisbahn, Riesenfernrohr.**

Täglich Nachmittags und Abends **Concerte der berühmten Capelle des Königlichen und Hofmusikdirektors Bilse vom Berliner Concerthaus.**

Ausstellungszeitung erscheint zweimal wöchentlich, Auflage 5000, Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten, in Commission bei Hch. Keller in Frankfurt a. M. Alleinige Annoncen-Annahme Haasenstein & Vogler. Reich **illustrirter Katalog** von dauerndem Werth. [3817

Eintrittspreis von 10 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends 1 Mark pro Person.

Familienkarten für die ganze Dauer der Ausstellung 30 M.

Der Allein-Verkauf der Frankfurter Ausstellungs-Loose ist dem Herrn **B. Magnus** in **Frankfurt a. M.** übertragen, an den sich auch Wiederverkäufer wegen näherer Bedingungen wenden wollen. Preis des Looses 1 Mark.

Frankfurt a. M., Mai 1881.

Der Ausstellungsvorstand.

Passagier-Dampfschifffahrt Lübeck—Stockholm

vermittelst der großen schnellfahrenden, mit äußerstem Comfort eingerichteten **Räder-Dampfschiffe „Ganthiod"** und **„Svithiod"** bis Ende August von **Lübeck** jeden **Mittwoch** und **Sonnabend** 4 Uhr Nachmittags abgehend. Reisedauer ca. 45 Stunden.

Passagepreis I. Kajüte M. 56. 25 Pf.

Tour- und Retourbillete mit 2monatlicher Gültigkeit M. 90. —.

Ausgezeichnete Restauration.

Nähere Anfragen beantworten [3821

Lüders & Stange in Lübeck.

Stettin—Kopenhagen.

A. I. Postdampfer **„Titania"**, Kapt. Ziemke, von **Stettin** Mittwoch u. Sonnabend 1½ U. Ntg., „ **Kopenhagen** Montag u. Donnerst. 2 U. Nm. I. Kajüte 18 M., II. Kajüte 10 M. 50 Pf., Deck 6 M. **Hin-** u. **Retour-** sowie **Rundreise-Billets** (30 Tage gültig) zu ermäßigten Preisen am Bord der „Titania" erhältlich.

Rud. Christ. Gribel.

Professor Mass' neu verbesserter Atremograph.

Bewährter Apparat.

Für Schreibekrampfkranke, Zitternde und an ähnlichen, beim Schreiben störenden Uebeln Leidende. Preis 6 Mark incl. Gebrauchs-Anweisung. [3842

Berlin. **S. Roeder,** Neue Friedrichstraße 60.

Franz Meusel, Chemnitz exportirt in spec. Vertret. bewährt. Fabriken Werkzeugmasch. und andre techn. Producte. Waarencontrole. Solide Verpackung. [3745

Für Touristen

Rundreisen im Norden.

Kopenhagen—Stockholm—Kristiania.

Für Touristen

Rundreisebillets zwischen Deutschland, Dänemark, Schweden und Norwegen.

Im Interesse des reisenden Publikums wird besonders darauf aufmerksam gemacht, dass Rundreise-Eisenbahn-Billets durch die an **grossartigen Naturschönheiten reichen nordischen Länder**, zwei Monate gültig und zu billigen Preisen, vom 1. Mai d. J. an, in **Berlin** und **Hamburg** an den Stationen der Berlin-Hamburger- und Altona-Kieler-Eisenbahn zu haben sind.

Tour I: Preis: Reichsm. 111,80 Pf. II. Klasse.

Hamburg—Frederikshavn—Gothenburg—Stockholm—Malmö—Kopenhagen—Korsör—Kiel—Hamburg.

Tour II: Preis: Reichsm. 147,60 Pf. II. Klasse.

Hamburg—Frederikshavn—Gothenburg—Trollhättan (der Niagara Schwedens) —Kristiania (event. Drontheim) —Kil—Falun (Dalecarlien) —Upsala—Stockholm—Malmö—Kopenhagen—Korsör—Kiel—Hamburg.

Tour III: Preis: Reichsm. 137,70 Pf. II. Klasse.

Hamburg—Frederikshavn—Gothenburg—Trollhättan—Kristiania—Stockholm—Malmö—Kopenhagen—Korsör—Kiel—Hamburg.

Zur Beachtung! Von oder nach Stockholm bis Motala können die resp. Reisenden die Seereise über den vielbesungen Mälar-See (das „Auge Schwedens" genannt) und durch den grossartig angelegten Göta-Kanal wählen.
Die Monate Juni bis September bieten dem Reisenden im Norden den unschätzbaren Vortheil einer angenehmen Wärme, reiner Luft und heller Nächte. [3739

Prämiirt auf der Sydney Weltausstellung.

Eckermann's weltberühmte Patentstühle.

— Deutsches Reichspatent —

Specialität: **Patent-Krankenfahrstühle zum Selbstfahren** ꝛc. und **ärztliche Stühle, in verschiedenenen Preisabstufungen.**

Versand zollfrei. Illustrirte Preiskataloge in allen Sprachen **gratis.**

Ferdinand Eckermann, Neuerwall 44, **Hamburg.**

Filialen: **Wien,** Parkring 4, **Paris,** Rue de Lafayette 59.

Generalvertretungen: Für **Schlesien:** Adolf Sturm, Breslau;
„ Provinz **Posen:** S. Kronthal u. Söhne, Posen.

Musterstühle befinden sich in der Patent- und Musterschutz-Ausstellung in Frankfurt a/Main. [3757

Elegante Uhrkette, von **echt Gold** nicht zu unterscheiden, versendet franco für 2 Mark in Briefmarken **die Artistische Anstalt** Oberdorfgasse 4 in **Zürich.**

Gartenspritzen

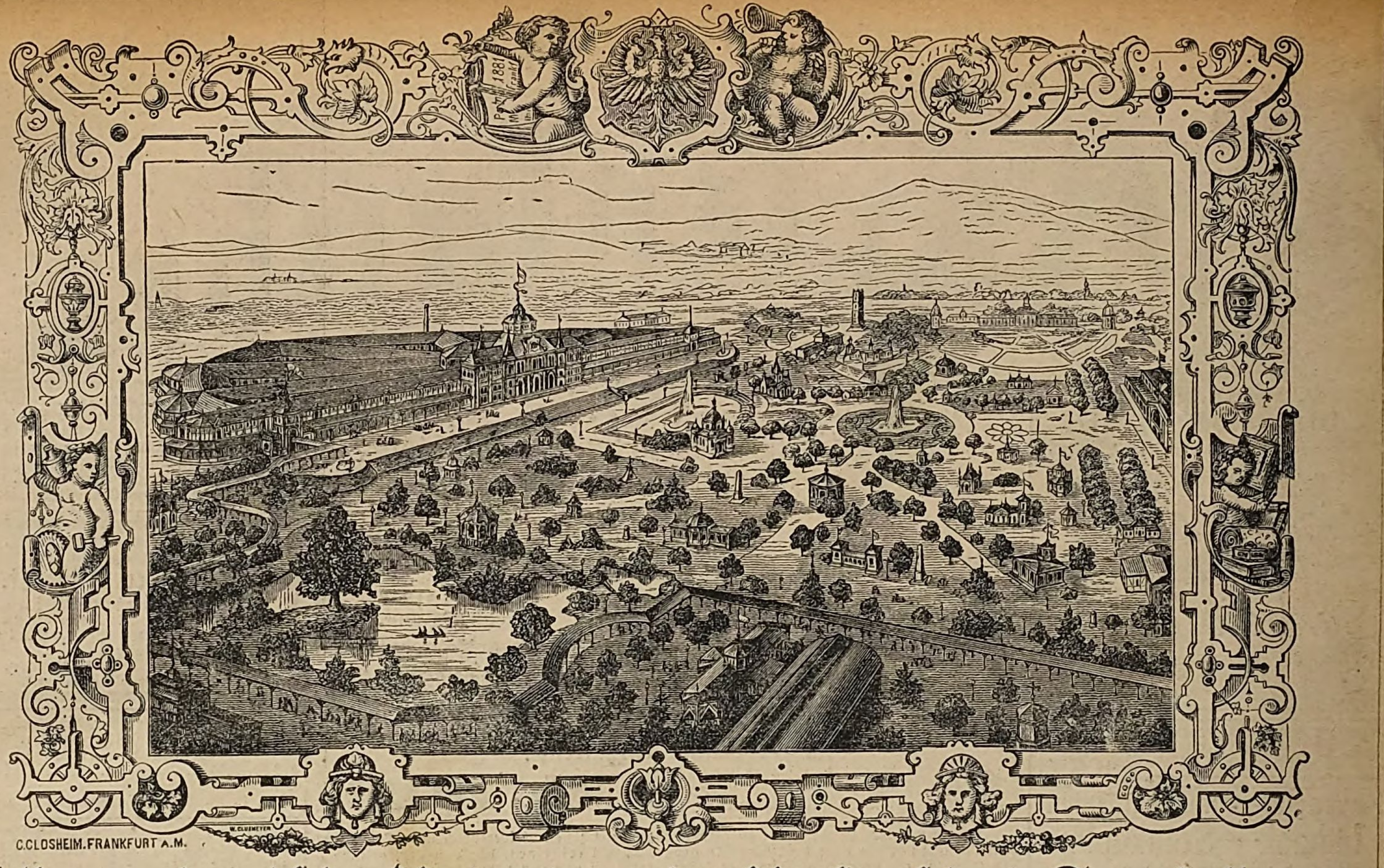


in 30 verschiedenen Arten von 40 Mark an für den kleinsten wie den größten Bedarf empfiehlt **Adolf Pieper, Moers** a/Rhein. 1880. Bromberg, Goldene Medaille, Düsseldorf Staatsmedaille, 1881. Frankfurt a/M. Silberne Medaille. [3849

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube.

№ 440. XVI. Jahrg.



Unter Administration von Camillo Trache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig

Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube.

№ 441. XVI. Jahrg.

Der neu erschienene Catalog der

Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franko zu beziehen. [3614

H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

Adressen aller Stände auf Streifen zum Aufkleben. [3811

Preisverzeichn. frco. d. F. Schneider & Co., Trier.

Billigste u. werthvollste Bibliothek für Handel u. Gewerbe.

Jeder Band einzeln u. franco zu beziehen von Ferdinand Simon, Magdeburg, vereid. Sachverst. etc.

Katechismus der Briefschreibekunst und Schönschrift. Eleg. geb. 50 Pf.

Wechselwesen und Wechselrecht. Eleg. geb. 75 Pf.

Buchhalter-Katechismus mit Schlechtschulden-Register, Verfallbuch. Eleg. geb. Preis 50 Pf.

Beträge erbitte in Baar oder in Marken. (Nachnahme nicht.)

---

250 echte verschiedene Briefmarken 20 ungest. z. B. Natal, Guiana etc. nur 3 M. Otto Wiering, Hamburg.

Englische Biscuits



von

F. Krietsch, Wurzen i/S

anerkannt vorzüglichster Qualität in 100 verschiedenen Sorten.

Mustersortimente zu 3, 6 und 9 Mark empfohlen. Preiskarten sowie Prospekte über Beschaffenheit, Nützlichkeit und Verwendung der Biscuits werden auf Wunsch franko übersandt.

Abonnement bei allen Postämtern. Inserate durch R. Mosse, Leipzig.

Der practische Maschinen-Constructeur.

Zeitung für Maschinen- und Mühlenbauer, Ingenieure und Fabrikanten.

Unter Mitwirkung bewährter Ingenieure herausgegeben von [3822

W. H. UHLAND.

Auflage 2200. Jährlich 24 reich illustrirte Nummern.

Mitte Juli Beginn des III. Quartals.

Preis desselben inclusive Generalregister zu sämmtlichen Jahrgängen: 8 M.

LEIPZIG. **Baumgärtner's Buchhandlung.**

Gustav Kirst,

Berlin NW., Schiffbauerdamm 3.

Etablirt 1856. Corporirte Firma.

empfiehlt sich zum Einkauf resp. Lieferung aller Berliner Fabrikate zu den billigsten Preisen gegen mäßige Provision. Anfragen finden prompte Erledigung.

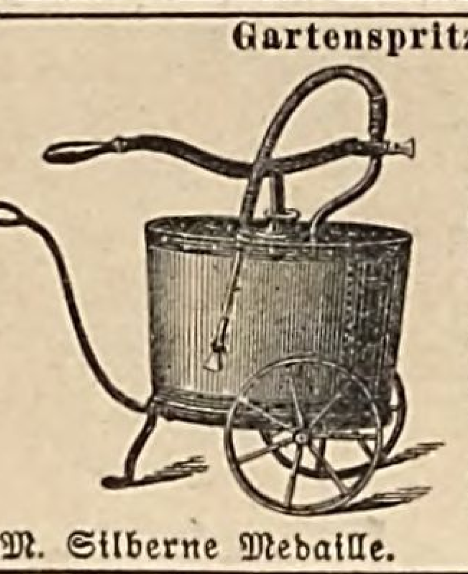
Leipziger Theaterschule.

Oper und Schauspiel

Eintritt jeder Zeit. Prospecte gratis.

Bureau: Elsterstr. 32. Die Direction.

Gartenspritzen



in 30 verschiedenen Arten von 40 Mark an für den kleinsten wie den größten Bedarf empfiehlt **Adolph Pieper, Moers a/Rhein.** 1880. Bromberg, Goldene Medaille, Düsseldorf Staatsmedaille, 1881. Frankfurt a/M. Silberne Medaille. [3840

Lehr- und Erziehungs-Anstalt Lauenstein (Erzgebirge).

Unterricht in allen Gymnasial- und Realschulfächern (ohne Ueberbürdung der Schüler). **Besondere Rücksichtnahme** auf **Schwache** und **Zurückgebliebene.** Beim Hause **Berggarten** und **Wald** mit Spielplätzen; **ozonreiche** Luft. **Pensionspreis** 400—600 Mark. Schrift über Zweck und Ziel der Anstalt gratis durch den Director Dr. F. A. Petermann. [3865

Echt importirte Cigarren.

Die 9. u. 10. Sendung meiner Specialmarke „America Legitimos" ist eingetroffen. 10 versch. Façons à Mille 120—400 Mk. Qualität mild und angenehm. — Proben stehen zu Diensten.

A. Silze, Cigarren-Importeur, Leipzig.

Musikinstrumente aller Art, special **Accordeons und Mundharmonika.**

Aeolsharmonika

à 2,50, 5,00 u. 7,00 Mark. Windfahne extra. Billigste Preise bei [3824

J. C. Seydel in Untersachsenberg i/S.

G. Sebold in Durlach im Grossherzogthum Baden liefert seit 20 Jahren als ausschliessliche Spezialität praktisch bewährte, solid u. kräftig gebaute patentirte Hülfsmaschinen zur

Zündhölzerfabrikation,

als Einleg- und Auslegmaschinen, Hobelmaschinen für viereckigen Holzdraht, Sägen, Spanhobelmaschinen etc. und übernimmt die ganze Einrichtung neuer Zündhölzerfabriken nach bestem System. [3712

Passagier-Dampfschifffahrt
Lübeck—Stockholm

vermittelst der großen schnellfahrenden, mit äußerstem Comfort eingerichteten **Räder-**Dampfschiffe „Gauthiod" und „Svithiod" bis Ende August von **Lübeck** jeden **Mittwoch** und **Sonnabend** 4 Uhr Nachmittags abgehend. Reisedauer ca. 45 Stunden.

Passagepreis I. Kajüte M. 56. 25 Pf.

Tour- und Retourbillete mit 2monatlicher Gültigkeit M. 90. —.

Ausgezeichnete Restauration.

Nähere Anfragen beantworten [3821

Lüders & Stange in Lübeck.

Gewerbe- und Industrie-Ausstellung 1881.

Halle a. S.

Eröffnet: 15. Mai. **Schluß: 1. Oktober a. c.**

Ausstellungsgebiet: Königreich und Provinz Sachsen, Anhalt und die Thüringischen Staaten.

Entfernung vom Central-Bahnhof 5 Minuten.

Eintrittspreise: Sonntags und Donnerstags 50 Pf. an allen übrigen Tagen 1 M. — 50 % Preisermäßigung auswärtigen Vereinen von 100 Personen, sowie auswärtigen Arbeitergesellschaften von 50 Personen. Klassen höherer Lehranstalten zahlen à Person 30 Pf., Elementarschulklassen à Person 20 Pf., nach 5 Tage vorhergegangener Anmeldung. — Vormittags von 8—10 Uhr 1 M. Zuschlag.

1700 Aussteller. Ausstellungsplatz 100,000 □Meter groß, davon 28,000 □Meter bebaut; zahlreiche Pavillons, glänzende forstwirthschaftliche Ausstellung der hohen Staatsregierungen und Privater, großartige Ausstellung landwirthschaftlicher Lehr-Anstalten, Vereine und der **ersten** Fabrikanten landwirthschaftlicher Maschinen. Künstlerisch durchgeführter Pavillon mit berühmten Werken mittelalterlicher Kunst (Lucas Cranach u. s. w.)

Lesezimmer mit 200 politischen und Fachzeitschriften. Geschmackvolle Gartenanlagen. Elektrische Beleuchtung. Aussichtsgallerie. Tägliche Concerte renommirter Kapellen. Gute u. preiswerthe Verpflegung.

Eigene Post- und Telegraphenstation. — Wohnungsnachweisung auf dem Platze.

Bis Ende August: Hervorragende Gemälde-Ausstellung.

Zum Schluß Verloosung zahlreicher Ausstellungsobjecte — Preis der Loose 1 Mark.

In nächster Umgebung die reizenden Saalufer, **Ruine Giebichenstein, Bad Wittekind.** Lohnende Gebirgspartien nach dem nahen **Harz, Thüringen** und dem **Kyffhäuser,** in einem Tage ausführbar.

Eisenbahnverbindungen nach sieben Richtungen, häufige Extrazüge mit Preisermäßigung. [3866

„Bewerbungen um Agenturen der Haller Gewerbe und Industrie Ausstellungs-Lotterie sind zu richten an das General-Debit von 3872] A. Molling Halle a/S. und Hannover.

Franz Meusel, Chemnitz exportirt in spec. Vertret. bewährt. Fabriken Werkzeugmasch. und andre techn. Producte. Waarencontrole. Solide Verpackung. [3745

Die beste, billigste und sicherste

Verbindung zwischen dem Kontinent u. England

bietet der tägliche Post-, Personen- und Güter-Dienst

via Vlissingen-Queenboro'-London,

Berlin — London	London — Berlin
Hamburg — London	London — Hamburg

in ca. 24 Stunden.

via Oberhausen-Wesel-Boxtel

ab Berlin	8[10] Vorm.	ab London	8[25] Nachm.
„ Hamburg	6[45] „	in Köln (via Venlo)	2[00] „
„ Köln (via Venlo)	1[40] Nchm.	„ Hamburg	9[15] „
in London	8[00] Vorm.	„ Berlin	10[15] „

Direkte Billetausgabe und Gepäckeinschreibung auf allen Hauptstationen — auch Retourbillets mit 30tägiger Giltigkeit —.

Die Räderdampfer der Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Zeeland" sind die grössten, schönsten und komfortabelst eingerichteten Schiffe, welche zwischen dem Kontinent und England fahren. [3744

Sie sind wahre See-Hôtel mit prächtigen Salons, Damensalon, Rauchsalon, grossem Promenade-Deck, sowie vorzüglichen Betten u. bieten den besten Schutz gegen Seekrankheit.

Auch Sonntags-Dienst.

Eil- und Frachtgüter finden prompteste Beförderung.

Nähere Auskunft ertheilen: Cours- und Reisebücher; die Direction der Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Zeeland" Vlissingen; die Niederländische Staatsbahn, Utrecht; die London, Chatham und Dover Eisenbahn, London, sowie die bekannten Herren Agenten: BEST RYLEY & Co., London; THOs. COOK & SON, London; J. J. NIESSEN, Cöln; das Universal-Reise-Bureau in Frankfurt a/M.; BRASCH & ROTHENSTEIN in Berlin, Leipzig, Düsseldorf und Wien.

Ernst Petzold jun., Chemnitz (Sachsen),

Draht-Bürsten-Fabrik.

Stahl-Kopf- und Bart-Bürsten.

Petzold's neue verbesserte Draht-Kopfbürsten (von Autoritäten zur Pflege des Kopfhaares warm empfohlen), in Qualität und Eleganz von keinem anderen Fabrikate übertroffen haben in kurzer Zeit im In- u. Auslande eine überaus günstige Aufnahme gefunden.

Preise der beliebtesten Nummern der Stahl-Kopf-Bürsten.

Nr. 113 schwarz polirt ohne Borstenrand Dtz. M. 24. —. St. „ 2. 25.



Nr. 114 schwarz polirt ohne Borstenrand Dtz. M. 27. —. St. „ 2. 50.

Taschen-Bürsten mit Jacaranda-Deckel und Borstenrand in Cali co-Futteral.	Toiletten-Bürsten mit Citronholz-Deckel und 1 Borstenrand.	Feinste Toiletten-Bürsten, Nussb. m. Jacaranda-Deckel und 2 Borstenr.
Nr. 110 pr. Dtz. M. 12. —. pr. St. „ 1. 25. sehr beliebt bei Herren	**Nr. 117** pr. Dtz. M. 30. —. pr. St. „ 2.75.	**Nr. 121** pr. Dtz. M. 51. —. pr. St. „ 4 50.
	Nr. 118 pr. Dtz. „ 36. —. pr. St. „ 3. 25.	**Nr. 122** pr. Dtz. „ 60. —. pr. St. „ 5.50.

Versand schon von 1 Stck. an. Bei Abnahme von 3 Stck. einer Nr. wird Dtz.-Preis berechnet.

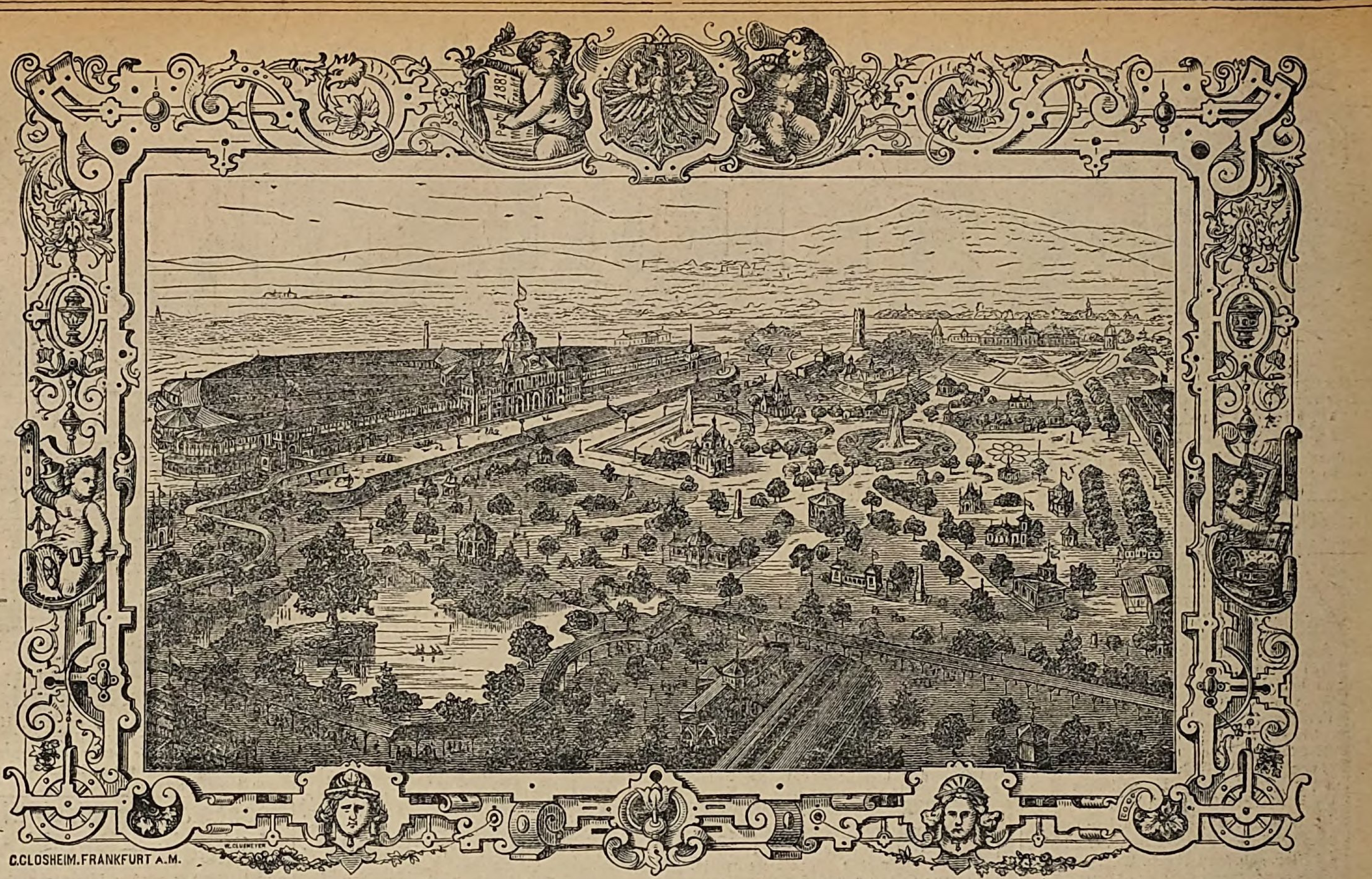
Der reich illustrirte Preis-Courant wird auf Verlangen gratis und franco versand.

Wieder-Verkäufern und Exporteuren wird entsprechender Rabatt bewilligt.

Briefe und Aufträge bitte zu adressiren:

Draht-Bürsten-Fabrik von Ernst Petzold Jun., Chemnitz (Sachsen).

Die Fabrik liefert noch folgende Specialitäten und versendet davon Preis-Courants: **Draht-Kardätschen, Draht-Sioderöhren-Bürsten, Draht-Flammenrohr-Besen, Draht-Feilen-Bürsten, Draht-Gussputz-Bürsten, Draht-Dampfkessel-Bürsten, Draht-Obstbaum-Bürsten, Draht-Strassenbesen, Draht-Bürsten für Gold,** Silber und Nickel etc. s. Preis-Courant.



Allgem. deutsche Patent- und Musterschutz-Ausstellung

in Verbindung mit

Ausstellung für Balneologie, Gartenbau, Kunst und Lokal-Industrie

Frankfurt a. M. 1881.

Geöffnet vom 10. Mai bis Ende September 1881.

Die Patent und Musterschutz-Ausstellung im Hauptpalast, **die erste ihrer Art in Deutschland**, veranschaulicht, zum Theil im Betrieb, das **Neueste** und **Beste** auf dem Gebiete der Erfindungen und Muster. Die internationale balneologische Ausstellung in einem besonderen Gebäude, bietet eine Darstellung der **europäischen Kur-** und **Bade-Einrichtungen**, die reichhaltig beschickte deutsche **Gartenbau-Ausstellung**, sowie Ausstellungen für Frankfurter **Kunstwerke** und **Lokal-Industrie** vollenden das großartige Gesammtbild.

Der **Ausstellungsplatz**, 70 Morgen, unmittelbar am Palmengarten in der **schönsten Gegend von Frankfurt** gelegen, ist durch reizende Garten-Anlagen zum angenehmsten Aufenthaltsort umgeschaffen.

Im **Ausstellungspalast**, 18000 qm groß, **Correspondenz-** und **Lesezimmer** mit 200 Zeitschriften. Im Eingangsportal **Post, Telegraphie** und **Verkehrsbüreau**, Verbindung mit der Stadt durch Trambahn und Omnibus.

Eine erste Restauration, eine altdeutsche Weinstube, Bierhallen renommirter Brauereien, Conditoreien, Caffé's, Aepfelweinhalle etc. **electrische Eisenbahn, Aussichtsthurm mit electrischem Aufzug, natürliche Eisbahn, Riesenfernrohr.**

Täglich Nachmittags und Abends **Concerte der berühmten Capelle des Königlichen und Hofmusikdirektors Bilse vom Berliner Concerthaus.**

Ausstellungszeitung erscheint zweimal wöchentlich, Auflage 5000, Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten, in Commission bei **Hch. Keller** in **Frankfurt a. M.** Alleinige Annoncen-Annahme Haasenstein & Vogler. Reich **illustrirter Katalog** von dauerndem Werth. [3817

Eintrittspreis von 10 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends 1 Mark pro Person.

Familienkarten für die ganze Dauer der Ausstellung 30 M.

Der Allein-Verkauf der Frankfurter Ausstellungs-Loose ist dem Herrn **B. Magnus** in **Frankfurt a. M.** übertragen, an den sich auch Wiederverkäufer wegen näherer Bedingungen wenden wollen. Preis des Looses 1 Mark.

Frankfurt a. M., Mai 1881.

Der Ausstellungsvorstand.

Ferdinand Simon,
gerichtlicher Bücher-Revisor **Magdeburg.**

Brieflicher, prämiirter Lehr-Cursus.
Verlangen Sie sofort **gratis**

Prospect und Probebrief

Buchführung, Correspondenz, Rechnen etc. Schönschrift.

Chinesisches **Poho-Oel** gegen **Kopfschmerz** und **Migraine** à Fl. 1, 2 u. 3 Mk. empfiehlt **Theodor Dietrich**, Chinesisch. Japanes. Bazar, **Berlin W.**, Leipzigerstraße 42.

Privatentbind.Anstalt e. geb. Dame (Heb.) Liebevolle Pflege, strengst. Discr. **Dresden A. C. L.** postlag. Postamt No. 10. [3835

Eine in flottem Betriebe befindliche

Papierfabrik,

mit Dampf- und Wasseranlage, in einer reizenden Gegend Thüringens nahe einer Bahnstation gelegen, ist Familienverhältnisse halber sofort zu verkaufen. Zur Fabrik gehören daranliegende ca. 20 Morgen Feld, Wiesen und Holz, sowie Weinberg und ausgiebige Forellenfischerei. Zur Uebernahme circa 40,000 M. erforderlich. Reflectanten wollen Adressen sub. **D. 6833** an **Rud. Mosse, Erfurt** einsenden. [3873

Unterhändler verbeten.

Richard C. van Haagen's

Cacaopuder

ist garantirt **rein**, betreffs des Aromas ausgezeichneter und **kräftiger als jede andere Sorte**; der leichten Verdaulichkeit wegen schwachen Personen sehr zu empfehlen. [3694

Fabrik in Utrecht (Holland).

Zu bekommen in jeder Materialwaarenhandlung.

MARIENBAD in Böhmen.

Station der Kaiser Franz-Josefs-Bahn, in einem von bewaldeten Bergen umschlossenen, nur gegen Süden offenen Thale, völlig geschützte Lage, prachtvolle, meilenlange Promenadewege durch Gebirgshochwald, mit 2 geräumigen Badehäusern zu Mineralwasser-, Moor-, Douche- und Gasbädern und 7 Heilquellen; ist der Hauptrepräsentant der kalten, alkalisch-salinischen Heilwässer.

Der **Kreuzbrunnen** und **Ferdinandsbrunnen**, die kräftigsten aller bekannten Glaubersalzwässer, erweisen sich als vorzüglich heilkräftig bei den verschiedensten Erkrankungen der Verdauungsorgane, der Harnorgane, der weiblichen Geschlechtsorgane, für Leiden in den kritischen Jahren, gegen Ernährungsstörungen, als: Gicht, Fettsucht, Zuckerharnruhr 2c.

Di e **Waldquelle** bewährt sich bei chronischen Krankheiten der Athmungsorgane.

Die **Rudolfsquelle** wirkt besonders heilkräftig bei chronischen Katarrhen der Harnwege 2c. Der **Ambrosius-** und **Carolinenbrunnen** sind heilkräftige reine Eisenwässer. Die **Moorbäder Marienbads** sind die kräftigsten aller bekannten Eisenmoorbäder.

Die Stadt hat elegant eingerichtetete Hotels und Logirhäuser, ein Post-, Telegraphen- und Zollamt, ein reichhaltiges Lesekabinet. Täglich dreimal Concerte der Curcapelle, häufig andere Concerte, Bälle und Tanzreunionen, täglich Theatervorstellungen. —

Katholische, evangelische und englische Kirche (auch russ. und schwed. Gottesdienst) und eine Synagoge.

Saisondauer 1. Mai bis letzten September. Jährliche Frequenz 12,000 Personen (die Touristen und Passanten nicht mitgerechnet). Alle fremden Mineralwässer in den Trinkhallen.

Die **Versendung** der Mineralwässer, welche nur in Glasflaschen zu 3/4 Liter stattfindet, des Quellensalzes, der daraus bereiteten Pastillen und des Moores besorgt die **Brunnen-Inspection**, bei welcher, wie auch in den Niederlagen, Gebrauchsanweisungen gratis zu haben sind. [3673

Bürgermeisteramt — Brunnen-Inspection

Marienbad.

Niederlagen in Leipzig: bei Herren **C. Lössner & Sohn**, Löwen-Apotheke, **Samuel Ritter, Otto Meissner & Co.**, in **Reudnitz in der Johannis-Apotheke.**

Damen find. freundl. Aufn. bei Frau Wahrmann, Heb. Hannover, Kirschenstr. 10, I.

Repräsentantin des Hauses

in gesetzten Jahren sucht ein in guten Verhältnissen lebender Wittwer mit 5 Kindern im Alter von 1 bis 15 Jahren. Adressen bittet man unter **W. 5** an den „**Invalidendank**“ **Zwickau i. Sachsen** zu richten.

Pflegerin. [3861

Gesucht in der Familie eines Professors an süddeutscher Universität eine gebildete, nicht zu junge Dame zunächst zur Gesellschaft und Pflege der zeitweise gemüthskranken Hausfrau. Eventuelle Bewerberinnen müssen mit körperlicher Gesundheit, Energie u. Ausbauer freundliche Herzensgüte verbinden und das Geschick haben, ohne Herrschsucht sich durch die Gesammtheit ihres Wesens die Achtung und Zuneigung nicht nur der Kranken, sondern auch der übrigen Familienglieder der erwachsenen und jüngeren (bis herab zu 13 Jahren) Kinder zu gewinnen. Die Konfession ist gleichgültig, vollkommene religiöse Toleranz aber erforderlich, da die Familie einer freisinnigen Richtung angehört, in welcher treue Pflichterfüllung und selbstlose Liebe von je die leitenden Grundsätze waren. Mit diesen würde die Dame in dem wohlsituirten Hause eine befriedigende und dankreiche Stellung gewinnen. Anerbietungen mit Angabe der Personalien und Referenzene, womöglich mit Photographie, erbeten untr der Adresse **J. W. W.** durch

A. Stuber's Annoncen-Expedit. in Würzburg.

Eine geb. Dame, Anf. 30, kath. ohne Vermögen, wünscht mit einem Herrn beh. Verehelichung in Verb. zu tret. Gefl. Offert. u. **R. B.** m. Ang. der Verh. bef. d. Exp. d. Bl.

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube.

№ 442. XVI. Jahrg.

Der neu erschienene Catalog der

Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franko zu beziehen. [3644
H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Die Blumenzucht im Zimmer

oder Anweisungen **270 der beliebtesten Blumen und Ziergewächse** im **Zimmer** auf beste Weise zu **kultiviren** und zu **vervielfältigen.** Von Aug. Fahldiek. —
Dritte Auflage. — 1 Mark. [3877
Ernst'sche Buchhandlung, Quedlinburg.

Auf frank. Verlangen erh. jeder Gutsbesitzer uns. Offertenzeitung, Abth. f. Land u. Forstwirthe gratis u. fr. zugeschickt von [3899
B. Thalacker, Gohlis-Leipzig.

Billigste u. werthvollste Bibliothek für Handel u. Gewerbe.

Jeder Band einzeln u. franco zu beziehen von Ferdinand Simon, Magdeburg, vereid. Sach-verst. etc.

Katechismus der Briefschreibekunst und Schönschrift. Eleg. geb. 50 Pf.

Wechselwesen und Wechselrecht. Eleg. geb. 75 Pf.

Buchhalter-Katechismus mit Schlechtschulden-Register, Verfallbuch. Eleg. geb. Preis 50 Pf.

Beträge erbitte in Baar oder in Marken. (Nachnahme nicht.)

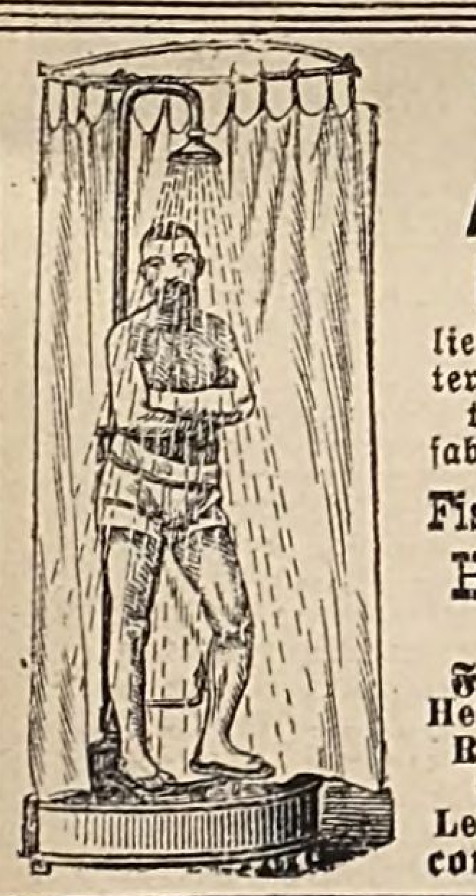
In jeder Buchhandlung zu haben:

Die Kopfschmerzen.

Die **Heilung** der **verschiedenen Arten** des **Kopfschmerzes** und die **Methode**, es dahin zu bringen, daß **dieselben nicht wieder zurückkehren.** [3376
Von Dr. Albrecht, Arzt in Hamburg.
Siebente Auflage. — 1 Mark.

---

250 echte verschiedene Briefmarken 20 ungest. z. B. Natal, Guiana etc. nur 3 M. Otto Wiering, Hamburg.



Zimmer-Bade-Apparate, Douchen

liefert in anerkannter Güte die Sanitätsapparatenfabrik [3833
Fischer & Comp. Heidelberg, Sandgasse.
Fabriklager in Heidelberg und bei R. H. Paulcke, Engelapotheke Leipzig. **Preiscourante gratis.**

Passagier-Dampfschifffahrt Lübeck—Stockholm

vermittelst der **großen** schnellfahrenden, mit äußerstem **Comfort** eingerichteten **Räder-**Dampfschiffe „**Gauthiod**" und „**Svithiod**" bis Ende August **von Lübeck** jeden **Mittwoch** und **Sonnabend** 4 Uhr Nachmittags abgehend. Reisedauer ca. 45 Stunden.
Passagepreis I. **Kajüte** M. 56. 25 Pf.
Tour- und **Retourbillete** mit 2monatlicher Gültigkeit M. 90. —.
Ausgezeichnete Restauration.
Nähere Anfragen **beantworten** [3821
Lüders & Stange in Lübeck.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Anstalt gewissenhafte Pflege und Ausbildung, Familienanschluß und, wenn möglich, Heranbildung zu einem Lebensberufe.
Dresden-N. Oppelstr. 44. [3875
W. Schröter, Director.

Abonnement bei allen Postämtern. Inserate durch R. Mosse, Leipzig.

Der practische Maschinen-Constructeur.

Zeitung für Maschinen- und Mühlenbauer, Ingenieure und Fabrikanten.
Unter Mitwirkung bewährter Ingenieure herausgegeben von [3822
W. H. UHLAND.
Auflage 2200. Jährlich 24 reich illustrirte Nummern.
Mitte Juli Beginn des III. Quartals.
Preis desselben inclusive Generalregister zu sämmtlichen Jahrgängen: 8 M.
LEIPZIG. **Baumgärtner's Buchhandlung.**

Peinture-Bogaerts.

Freunde der Kunst werden auf diese Alles dagewesene überteffende, direct auf Leinwand und auf Holz gearbeitete

Copien berühmter Meister

aufmerksam gemacht.
Vorgelegt wurden die Peinture-Bogaerts bei den Directionen der **Akademien der bildenden Künste zu Berlin, Wien und München.**

Nicht zu unterscheiden vom Originalgemälde.

Prächtiger Zimmerschmuck.

Deutsche und französische Cataloge gratis u. franco.

Preis pro Tableau in reich vergoldeten Brüsseler Rahmen à 40 M. = 25 fl. Ö. W.
Zu beziehen durch das
General-Depôt von J. M. Grob, Leipzig-Eutritzsch, Haupt-Depôt für Oesterreich-Ungarn Fr. Rödl, Wien I, Bäckerstraße 20, Haupt-Depôt für Süddeutschland u. Schweiz: Th. König, Herzogl. Bayer. Hoflieferant, München, Karlsstraße 27 und durch alle soliden Buch- und **Kunsthandlungen.** [3903

Heilanstalten von Dr. med. Averbeck in Baden-Baden

vis à vis der protestantischen Kirche.

Pneumatische Cabinette für komprimirte und verdünnte Luft, **Inhalationssäle** für **Dampf- und Stickstoff-Inhalationen** (desoxydirte Luft) **Galvanocaustische Behandlung.**

Krankheiten der Brustorgane, des Kehlkopfs, des Schlundes und der Nase (insondere chronische Catarrhe, Emphysem, schleichende Lungenentzündung, Heiserkeit, Stockschnupfen.)

Die Stickstoffinhalationen sind als das einzig anwendbare und wirksame Mittel in den vorgeschritteneren Stadien der Schwindsucht zu bezeichnen.

Massage und Heilgymnastik (orthopädische Gymnastik)

Douche-Elektrotherapie.

Muskel-, Gelenk- u. Nervenkrankheiten, allgem. Körperschwäche (insbesondere Rückgratsverkrümmungen, mangelhafte Entwicklung des Brustkorbes, vorzeitiges Alter, Krankheiten der Organe des Unterleibes, verspätete Entwicklung.) [3698

Durch die Combination der verschiedenen Heilfactoren sind die besten Resultate zu erlangen. Anmeldungen nimmt das Bureau der Anstalten entgegen.



Dr. Frerichs'

Deutsches Kindermehl.

Nahrhaftester Ersatz der Muttermilch für Kinder jeden Alters.
Die Kinder nehmen bei dieser Nahrung regelmässig an Körpergewicht zu.
In Blechdosen à 1 *M* 20 *Pfg.* in den Apotheken zu haben.
Ausführlicher Bericht hierüber gratis und franco.
Dr. F. Frerichs & Co. in Leipzig (Reudnitz).

für Russland: Edw. Frischmuth in St. Petersburg.
für Norwegen: Morten Nyegaard in Christiania. [3831
für Dänemark: G. Lotze in Odense.
Nach Orten ohne Niederlagen bei 3 Dosen Franko-Versandt ab Fabrik.

Für Touristen

Rundreisen im Norden.

Kopenhagen—Stockholm—Kristiania.

Für Touristen

Rundreisebillets zwischen Deutschland, Dänemark, Schweden und Norwegen.

Im Interesse des reisenden Publikums wird besonders darauf aufmerksam gemacht, dass Rundreise-Eisenbahn-Billets durch die an **grossartigen Naturschönheiten reichen nordischen Länder**, zwei Monate gültig und zu billigen Preisen, vom **1. Mai d. J.** an, in **Berlin** und **Hamburg** an den Stationen der Berlin-Hamburger- und Altona-Kieler-Eisenbahn zu haben sind.

Tour I: Preis: Reichsm. 111,80 Pf. II. Klasse.
Hamburg—Frederikshavn—Gothenburg—Stockholm—Malmö—Kopenhagen—Korsör—Kiel—**Hamburg.**

Tour II: Preis: Reichsm. 147,60 Pf. II. Klasse.
Hamburg—Frederikshavn—Gothenburg—Trollhättan (der Niagara Schwedens) —Kristiania (event. Drontheim) —**Kil—Falun (Dalecarlien)** —Upsala—Stockholm—Malmö—Kopenhagen—Korsör—Kiel—Hamburg.

Tour III: Preis: Reichsm. 137,70 Pf. II. Klasse.
Hamburg—Frederikshavn—Gothenburg—Trollhättan—Kristiania—Stockholm—Malmö—Kopenhagen—Korsör—Kiel—Hamburg.

Zur Beachtung! Von oder nach Stockholm bis Motala können die resp. Reisenden die Seereise über den vielbesungen Mälar-See (das „Auge Schwedens" genannt) und durch den grossartig angelegten Göta-Kanal wählen.
Die Monate Juni bis September bieten dem Reisenden im Norden den unschätzbaren Vortheil einer angenehmen Wärme, reiner Luft und heller Nächte. [3739

In der Ernst'schen Buchhandluung in **Quedlinburg** und in **allen** Buchhandlungen zu haben: Baron von Ehrenkreutz, [3878

Das Ganze der **Angelfischerei** —

um dieselbe mit dem **glücklichsten Erfolge** auszuführen, wie auch von der **Kunst, Krebse zu fangen; mit Abbildungen.** —
Zehnte Auflage. — 2 Mk. 50 Pf.

Gründliche und schnelle Aneignung einer schönen Handschrift durch den prämiirten **brieflichen** *Cursus. Gratis liefert Probe-Lection*
Ferdinand Simon,
vereid. Sachverständiger
Magdeburg.

Zur II. Kl. 100 K. S. Lotterie,
Ziehung den 1. u. 2. August 1881. Hauptgewinne: 40,000 — 30,000 — 25,000 — 20,000 15,000 — 10,000 — 5 à 5000 — 10 à 3000 — 30 à 1000 Mk. empfiehlt sich mit Kaufloosen in 1/1 à 80 M., 1/2 à 40 M., 1/5 à 16 M., 1/10 à 8 M., u. versendet dieselben gegen Einzahlung des Betrags, sowie Portovergütung mit Listen überall hin
die Lotterie-Collection von [3910
August Hunger in Waldheim i. Sachs.

— Für jeden Geschäftsmann! —

Kaufmänn. Bibliothek

aus dem Verlage von

Otto Spamer

in

Leipzig und Berlin.

Rothschilds Taschenbuch. Rothschilds Kontorlexikon

— Kataloge und Prospekte kostenfrei! —



Jnhib. d. Ausdunst. d. Körpers nicht! Eleg. bess. u. bil. w. Gummir 18 u 20 M. Mtr 2,75 nat. Jgrün f Jagd Reise Militair. Für Damentoil. unentbehrl.
D. R. Halemeyer, Potsdam
Fabr. Chem. prä. wassd. Gew. [3902

Franz Meusel, Chemnitz
exportirt in spec. Vertret. bewährt. Fabriken Werkzeugmasch. und andre techn. Producte. Waarencontrole. Solide Verpackung. [3745

Technicum der STADT RHEYDT Rheinpreussen.	Fachschule für **Bau- u. Maschinenwesen u. Chemie.** Programm kostenfrei.

Leipziger Theaterschule.
Oper und Schauspiel
Eintritt jeder Zeit. Prospecte gratis.
Bureau: Elsterstr. 32. **Die Direction.**

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube.

№ 443. XVI. Jahrg

Der neu erschienene Catalog der

Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franko zu beziehen. [3919
H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

In jeder Buchhandlung zu haben:

Der Lustfeuerwerker,

oder gründliche Anweisung zur **Lustfeuerwerkerei**, als: **Schwärmer, Raketen, Leuchtkugeln, bengalische Flammen, Feuerräder** und **Kanonenschläge.**
Von A. Loden. — 1 Mk. 50 Pf.
Der Text ist noch mit 30 Abbildungen, wie auch einer Anleitung zum Arrangement eines vollständigen Feuerwerks erweitert.

Verlag der Fr. Wagner'schen Buchh. Freiburg i/Baden.

Wiel, Dr. med. Diätet. Kochbuch für Gesunde und Kranke.

Fünfte vermehrte Auflage.
Preis broschirt M. 4.80, geb. 5.50.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Dotr. Dr. G. Seydel,
Die Harnbeschwerden,
ihre Ursachen und Wirkungen, sowie ihre Behandlung. Zur Belehrung für Kranke.
4. Aufl. bearb. von Dr. Edm. Güntz. 2 M.
Arnoldische Buchhandlung in Leipzig.

Vom 15. Juli ab erscheint: Der

Kanarienzüchter,

Zeitschrift für Zucht und Pflege des Harzer Kanarienvogels.
— Monatlich eine Nummer. —
Preis halbjährlich, incl. Franko-Zusendung 1 Mark.
Inserate pro Zeile 20 Pfennig, Probenummer gratis und franko.
Die Expedition d. Kanarienzüchter
Leipzig, Bayersche Str. 140.

In allen Buchhandlungen zu haben und bei den beginnenden Garten-Arbeiten als sehr nützlich zu empfehlen:
☛ Der praktische [3881

Gartenfreund.

Eine gründliche Anweisung zur Erziehung sämmtlicher **Blumen**, und **Gemüse, Obstbaumzucht, Weinbau**, und **Fruchtsträucher** und die **Cultur der Topfgewächse** im **Wohnzimmer.**
Ein wichtiges Buch für jeden Gartenbesitzer. — Von H. Fahldieck, Obergärtner.
— Preis 3 Mark.
☛ Gartenbesitzer erhalten hierdurch die Anweisung, wie **Blumen-** und **Gemüsezucht, Fruchtsträucher-** und **Baumzucht** richtig zu behandeln sind. —
Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

Billigste u. werthvollste Bibliothek für Handel u. Gewerbe.

Jeder Band einzeln u. franco zu beziehen von Ferdinand Simon, Magdeburg, vereid. Sachverst. etc.

Katechismus der Briefschreibekunst und Schönschrift. Eleg. geb. 50Pf.

Wechselwesen und Wechselrecht. Eleg. geb. 75 Pf.

Buchhalter-Katechismus mit Schlechtschulden-Register, Verfallbuch. Eleg. geb. Preis 50 Pf.

Beträge erbitte in Baar oder in Marken. (Nachnahme nicht.)

Adressen aller Stände auf Streifen zum Aufkleben. [3811
Preisverzeichn. frco. d. F. Schneider & Co., Trier.

Musikinstrumente aller Art, special **Accordeons** und **Mundharmonika.**
Aeolsharmonika
à 2,50, 5,00 u. 7,00 Mark. Windfahne extra.
Billigste Preise bei [3824
J. C. Seydel in Untersachsenberg i/S.

Abonnement bei allen Postämtern. Inserate durch R. Mosse, Leipzig.

Der practische Maschinen-Constructeur.

Zeitung für Maschinen- und Mühlenbauer, Ingenieure und Fabrikanten.
Unter Mitwirkung bewährter Ingenieure herausgegeben von [3822
W. H. UHLAND.
Auflage 2200. Jährlich 24 reich illustrirte Nummern.
Mitte Juli Beginn des III. Quartals.
Preis desselben inclusive Generalregister zu sämmtlichen Jahrgängen: 8 M.
LEIPZIG. Baumgärtner's Buchhandlung.

Jean Fränkel,

Bankgeschäft.
Berlin SW., Kommandantenstraße 15.
Cassa-, Zeit- und Prämiengeschäfte zu coulanten Bedingungen, Couponseinlösung provisionsfrei. **Genaueste** Auskunft über **alle Werthpapiere** ertheile gratis und bereitwilligst.
Meinen **Börsenwochenbericht**, sowie meine **Broschüre:** Capitalsanlage und Speculation in Werthpapieren mit besonderer Berücksichtigung der **Prämiengeschäfte**
(Zeitgeschäfte mit beschränktem Risico) versende gratis. [3900

Die beste, billigste und sicherste

Verbindung zwischen dem Kontinent u. England

bietet der tägliche Post-, Personen- und Güter-Dienst

via Vlissingen-Queenboro'-London,

Berlin — London | London — Berlin
Hamburg — London | London — Hamburg
in ca. 24 Stunden.
via Oberhausen-Wesel-Boxtel

ab Berlin	8^{10} Vorm.	ab London	8^{25} Nachm.
„ Hamburg	6^{45} „	in Köln (via Venlo)	2^{00} „
„ Köln (via Venlo)	1^{40} Nchm.	„ Hamburg	9^{15} „
in London	8^{00} Vorm.	„ Berlin	10^{15} „

Direkte Billetausgabe und Gepäckeinschreibung auf allen Hauptstationen — auch Retourbillets mit 30tägiger Giltigkeit —.
Die Räderdampfer der Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Zeeland" sind die grössten, schönsten und komfortabelst eingerichteten Schiffe, welche zwischen dem Kontinent und England fahren. [3744
Sie sind wahre See-Hôtel mit prächtigen Salons, Damensalon, Rauchsalon, grossem Promenade-Deck, sowie vorzüglichen Betten u. bieten den besten Schutz gegen Seekrankheit.

Auch Sonntags-Dienst.

Eil- und Frachtgüter finden prompteste Beförderung.
Nähere Auskunft ertheilen: Cours- und Reisebücher; die Direction der Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Zeeland" Vlissingen; die Niederländische Staatsbahn, Utrecht; die London, Chatham und Dover Eisenbahn, London, sowie die bekannten Herren Agenten: BEST RYLEY & Co., London; THOs. COOK & SON, London: J. J. NIESSEN, Cöln; das Universal-Reise-Bureau in Frankfurt a/M.; BRASCH & ROTHENSTEIN in Berlin, Leipzig, Düsseldorf und Wien.

Passagier-Dampfschifffahrt Lübeck—Stockholm

vermittelst der großen schnellfahrenden, mit äußerstem Comfort eingerichteten **Räder-Dampfschiffe „Gauthiod"** und **„Svithiod"** bis Ende August von **Lübeck** jeden **Mittwoch** und **Sonnabend** 4 Uhr Nachmittags abgehend. Reisedauer ca. 45 Stunden.
Passagepreis I. Kajüte M. 56. 25 Pf.
Tour- und Retourbillete mit 2monatlicher Gültigkeit M. 90. —.
Ausgezeichnete Restauration.
Nähere Anfragen beantworten [3821
Lüders & Stange
in Lübeck.

Beehren uns den geehrten Kunden des In- und Auslandes erg. anzuzeigen, daß wir seit 1. Juni cr. die früher Schröersche Pianoforte-Fabrik unter der Firma

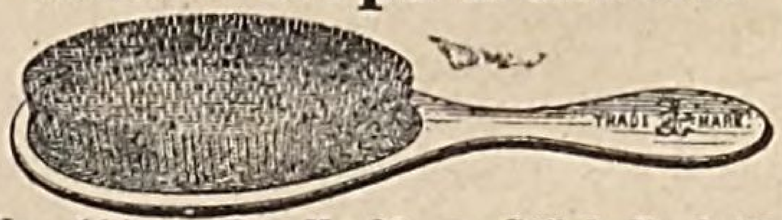
Schröer & Nordmann

(Berlin S., Moritzstraße 14/15.)
weiter führen. Specialität: Pianinos für wärmeres Klima. [3907
Export nach allen Erdtheilen.

Stettin — Kopenhagen.

A. I. Postdampfer **„Titania"**, Kapt. Ziemke, von **Stettin** Mittwoch u. Sonnabend $1\frac{1}{2}$ U. Ntg., „ **Kopenhagen** Montag u. Donnerst. 2 U. Nm.
I. Kajüte 18 M., II. Kajüte 10 M. 50 Pf., Deck 6 M. **Hin-** u. **Retour-** sowie **Rundreise-Billets** (30 Tage gültig) zu ermäßigten Preisen am Bord der „Titania" erhältlich.
3922] **Rud. Christ. Gribel.**

Stahl-Kopf-Bürsten



No. 114. p. Dz. M. 27. p. Stück M. 2,50.
Außerdem 21 verschiedene andere Nummern Illustr. Preis-Courant gratis und franco.
Wieder-Verkäufern Rabatt. [3901
Ernst Petzold jr. Chemnitz, Sachs.
Fabrik aller Sorten Draht-Bürsten.

---

250 echte verschiedene Briefmarken 20 ungest. z. B. Natal, Guiana etc. nur 3 M. Otto Wiering, Hamburg.

Städtisches Technikum Rinteln a/W.

für Bau- u. Maschinenwesen, Mühlenbauer, Geometer, Kunstgewerbe, Maler. Schnelle Vorbereitung z. Freiw. Examen. Meister- und Ingenierprüfung. Wohnung u. volle Kost im Logirhause 27 M. per Monat, bei Bürgern von 36 M. an. Progr. grat. Meldungen an das Directorium. Außer demf. ertheilen Auskunft die Herren: Gymnasialdirector Schmelzer in Hamm, Realschuldirector I. O. Dr. Schuster in Hannover.

Lichtdrucker! als Comp. oder guten Gehalt gesucht v. Richard Zang, Sonneberg i/Th.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Vorstadt-Idyll

von
K. R. W. Uschner.
Preis elegant broschirt 1 Mk. 50.
„Einkehr aus dem Saalparquete
In die Kammer schlicht und klein
Wird mal en passant, ich wette
Dienlich und pläsirlich sein." [3923

Auf frank. Verlangen erh. jeder Gutsbesitzer uns. Offertenzeitung, Abth. f. Land u. Forstwirthe gratis u. fr. zugeschickt von [3899
B. Thalacker, Gohlis-Leipzig.

= Für jeden Geschäftsmann! =

Kaufmänn. Bibliothek

aus dem Verlage von

Otto Spamer

in
Leipzig und Berlin.

Rothschilds Taschenbuch. — Rothschilds Kontorist.

= Kataloge und Prospekte kostenfrei! =

Um in allen Lebensverhältnissen besser fortzukommen, empfiehlt sich:
Fr. Meyer, — Neues

Complimentirbuch.

Enthaltend: **20 Abschnitte** über **Anstand, Feinsitte** und den **gesellschaftlichen Umgang, 94 Glückwünsche** bei **Neujahrs-, Namens-** und **Geburtstagen, 15 Liebesbriefe, 13 Anreden beim Tanz, 20 Gedichte** bei **Hochzeits-** und **Geburtstagen** und **70 Toaste.** —
Dreißigste Aufl. Preis 1 Mark 25 Pf.
Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

Echte Briefmarken
für Sammler und Händler empfiehlt billigst
A. Bestelmeyer, Hamburg.
Neueste Preisliste Nr. 13 gratis u. franco.

Prämiirt „für hervorragende Leistung" Düsseldorf 1880 und Melbourne Weltausstellung 1880/81 erster Preis (höchste Auszeichnung) und III. Preis.

Violinen

Specialität in Musterformen nach bew. System, das **Beste und Billigste der Neuzeit,** von 6—30 M.; berühmte Meister ausgesp. 30—200 M, **Bogen** $1\frac{1}{4}$—30 M., **Etuis** $3\frac{1}{2}$—40 M., **Bratschen** 8—100 M., **Celli** 18—300 M., **Bässe** 40—300 M., **Reparaturatelier** f. a. Instr. **Saiten** von vorzügl. Haltbarkeit, Garantie! **Guitarren** 6—50 M. **Zithern** 16—300 M. Die patent. **Stumme Violine** z. Studiren (eigene Erfindung). Wiederverk. Rabatt. Lager v. Blech- u. Holzblase-Instr. — Empfohl. von Wilhelmj, Sarasate, Sauret, Singer, Jean Becker etc. Preiscourante franco.
Gebrüder Wolff, [3838
Musikinstrumenten-Fabrik (Specialität: Saiten-Instrumente) Kreuznach.

Export! — En gros!



Aeolsglocken,
zum Aufhängen in die Bäume oder auf Stellagen, erklingen im Winde mit harmonischem Geläute. In Accorden von 4, 7, 9, 12 bis x Stücken, pr. Stck. M. 1 50 = fl. —.90. Stellagen dazu billigst, empfiehlt [3914
Adolf Klinger,
Reichenberg in Böhmen.

Soolbad Nauheim

b. Frankfurt a/M. Stat. d. Main-Weser-Bahn.

Naturwarme, kohlensäurereiche und gewönliche Soolbäder, salinische Trinkquellen und alkalische Säuerlinge. Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft, Ziegenmolke. Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dieser Zeit.
Grossherz. Hess. Bade-Direction Bad Nauheim
Jäger.

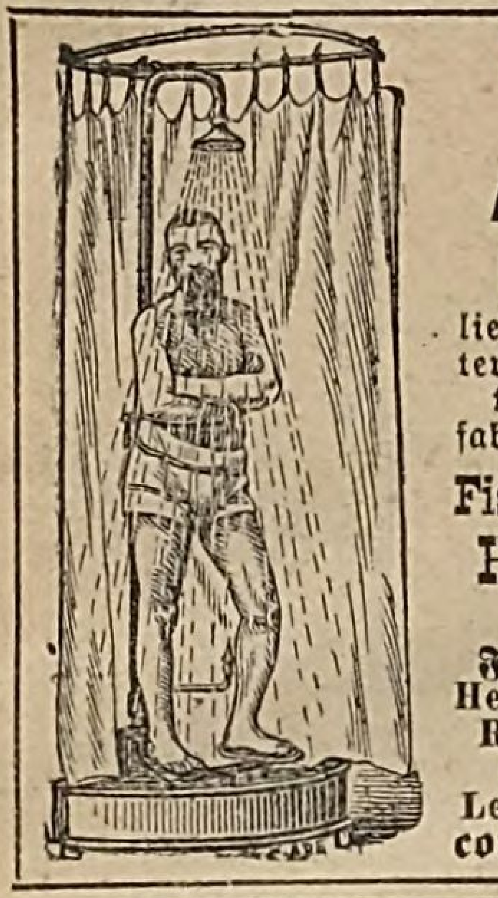
Ferdinand Simon,

gerichtlicher Bücher-Revisor **Magdeburg.**

Brieflicher, prämiirter Lehr-Cursus.
Verlangen Sie sofort gratis

Prospect und Probebrief

Buchführung, Correspondenz, Rechnen etc. Schönschrift.



Zimmer-Bade-Apparate, Douchen

liefert in anerkannter Güte die Sanitätsapparatenfabrik [3833

Fischer & Comp. Heidelberg,
Sandgasse.

Fabriklager in Heidelberg und bei **R. H. Paulcke,** Engelapotheke Leipzig. **Preiscourante gratis.**

Elektro-galvanischer Apparat.



Dieser von den berühmtesten Professoren empfohlene Apparat (welcher sozusagen eine Haus-Apotheke bildet) ist von Jedermann leicht zu handhaben und wirkt bei nachstehenden **Krankheiten** äusserst wohlthätig u. heilkräftig, so dass der Kranke in kürzester Zeit von seinem Leiden befreit wird.

Elektrische Curen werden mit Erfolg angewendet bei: **Rheumatismus und Lähmungen jeder Art, Nervenschwäche, Hirn- und Rückenmarkleiden, Epilepsie, Zuckungen, Zittern, zur Stärkung der Seh-, Gehör- und Sinnesnerven, Krämpfe-Zustände, Neuralgie, Magen-Krankheiten etc., selbst veraltete Uebel werden schnell behoben.**

Ein solcher in jeder Familie unentbehrlicher elektrischer Apparat, exact ausgeführt, complet sammt Gebrauchs-Anweisung, früherer Preis 40 M., jetzt durch Massenconsum nur 10 M.

Dieser Apparat eignet sich auch zu wissenschaftlichen Zwecken und ist daher allen höheren Schülern, Lehrern u. Lehr-Anstalten zum Anschauungs-Unterricht, sowie allen Aerzten zum praktischen Gebrauch besonders zu empfehlen. [3860



Für Exporteure!

Die so praktische, schnell beliebt gewordene **elektrische Zündmaschine** verkaufe ich verbessert, verlässliches Fabrikat gegen Cassa per Dutzend 40 M., Musterstücke 5 M.

A. Friedmann's Fabrik elektrischer Apparate.
Wien, II., Praterstrasse 26.

Mädchen-Pensionat.

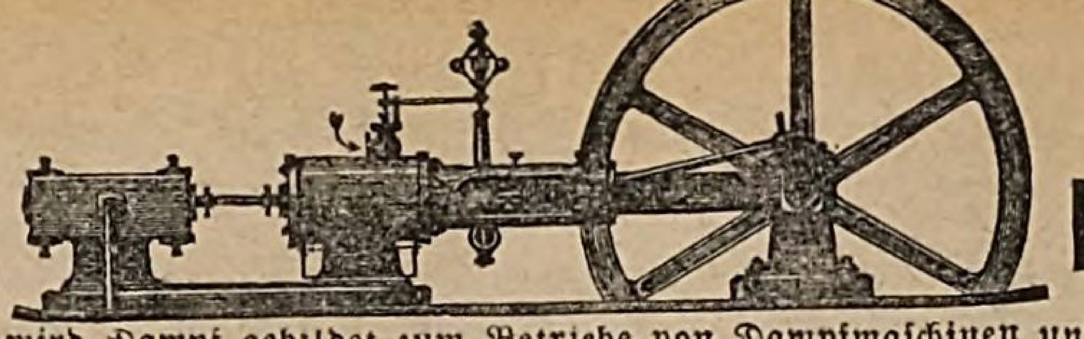
Auf langjährige Erfahrung gestützt, verfolge ich mit meinem Pensionat in erster Linie das Ziel, jungen Mädchen gründliche Ausbildung in allen Zweigen des Hauswesens und der weiblichen Handarbeiten zu gewähren.

Unterricht in Wissenschaften und Musik nach Neigung und Begabung.

Gesunde und freundl. Wohnung in Kassels schönster Umgebung, dabei die Bildungsmittel und Kunstgenüsse der Großstadt. Außer der eigenen Wäsche und Garderobe haben die jungen Mädchen nichts mitzubringen. [3912

Pensionssumme für Alles 700 Mk.
Prospecte wie Referenzen stehen zu Diensten.

Edeline Kain in Kassel,
Wilhelmshöher-Allee.



Ohne Dampfkessel

wird Dampf gebildet zum Betriebe von Dampfmaschinen und zu anderen Zwecken durch

Hock's patentirte Dampföfen.

Wohlfeile Anlage. Aeußerst geringer Brennstoffverbrauch. Unbedingte Gefahrlosigkeit. Kein Dampfschornstein. Kein Kesselstein. Keinerlei Wandung zwischen Feuer und Wasser. Geringer Raumbedarf. Allgemeine Anwendbarkeit.

Die Dampföfen werden mit oder ohne Dampfmaschinen und Compressoren geliefert.
Prospecte gratis.

Leobersdorfer Maschinenfabrik und Eisengießerei [3853
Leobersdorf bei Wien.

Richard C. van Haagen's
Cacaopuder

ist garantirt **rein**, betreffs des Aromas ausgezeichneter und **kräftiger als jede andere Sorte;** der leichten Verdaulichkeit wegen schwachen Personen sehr zu empfehlen. [3694

Fabrik in Utrecht (Holland).
Zu bekommen in jeder Materialwaarenhandlung.



ROWLAND'S

KALYDOR kühlt und erfrischt das Gesicht bei heißem Wetter und vertreibt Röthe, Sommersprossen &c.

MACASSAR-OEL verhindert das Ausfallen u. Austrocknen des Haares bei heißem Wetter.

Man fordere die Fabrikate von:

A ROWLAND & SONS,
20 Hatton Garden LONDON.

Zu haben bei allen Parfümeuren.

CHOCOLADE
Hartwig & Vogel Dresden
UND CACAO

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten Colonial- Delicatess- und Droguengeschäften.

Gesichts-Haare

zu entfernen bei Damen, neues Präparat Poudre ist giftfrei, unschädlich, u. reizt nicht zarte Haut. Wird geschickt franco i. Doppelbrief bei Einsendung von 2 M. 50 Pf. in in- und ausl. Briefmarken. [3765

Römhild i/Thür. J. Rottmanner, Apotheker.
Wien: Apoth. Ph. Neustein, Plankengasse 6.
Posen: Rothe Apotheke,
München: Bonifacius-Apotheke.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Anstalt gewissenhafte Pflege und Ausbildung, Familienanschluß und, wenn möglich, Heranbildung zu einem Lebensberufe.

Dresden-N. Oppellstr. 44. [3875
W. Schröter, Director.

„Damen finden freundl. Aufnahme. Adr. u. L. S. 37 a. d. Exp. d. Bl."

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner sehr gesund gelegenen Anstalt vollständigen Familienanschluß, individualisirenden Unterricht und, wenn möglich, Heranbildung zu einem Lebensberufe.

Dresden, Blasewitz, Waldpark, Marschallallee.
3924] E. Foerster.

! ! ! !

Ein junger Mann, 25 Jahre alt, mittlerer Statur und kräftig gebaut, mit schwarzen Haaren, blasser Gesichtsfarbe, schwarzem Vollbarte und dunklen Augen, von elegantem Benehmen und intelligentem Aussehen, gekleidet mit einem hellen, mit engen, schmalen, braunen Querstreifen versehenen Rocke, schwarzer Hose, schwarzer Weste, schwarzer Halsbinde, schwarzem, niederem Hute, Stiefeletten von Kalbsleder mit elastischen Einsätzen, wahrscheinlich auch mit schwarzem Ueberzieher, und schwarz und weiß quadrillirtem Plaid versehen, — der deutschen Sprache ganz, der böhmischen und französischen Sprache weniger mächtig, — **entfernte sich am 2. Juni l. J. von Prag** und ist seitdem **nicht wieder zurückgekehrt.** Ein Unglücksfall wird vermuthet.

Der junge Mann hatte schadhafte Zähne, weil in oberer Reihe vorn ein Zahn abgebrochen, und trug zur Zeit seines Abganges eine starke goldene Remontoiruhr mit Secundenzeiger, an kurzer, goldener mit dem mit einem Achat versehenen Uhrschlüssel durch's Knopfloch der Weste gesteckten Uhrkette, sowie am vierten Finger einen kleinen goldenen Ring mit rothem Steine, ferner eine versilberte, schon etwas abgenützte, von außen auf den Deckel gravirte Dose für Cigarettentabak, auch trug er in seiner Brieftasche immer einen von der k. k. Bezirkshauptmannschaft Tetschen im Monate August 1879 für die österreichisch-ungarische Monarchie und die deutschen Staaten ausgestellten Reisepaß bei sich.

Jedermann, der über das Erscheinen oder über das Verbleiben dieses jungen Mannes eine Auskunft zu geben in der Lage ist, wird inständig gebeten, dieselbe zur Tröstung seiner tiefgeängstigten Angehörigen unter **Q. Z. 364 an Haasenstein & Vogler in Prag** mit Beschleunigung leiten zu wollen, und es wird im Falle richtiger Eruirung von Seiten der tief betrübten Eltern, die mit Sehnsucht glücklichen Nachrichten entgegensehen, auch gern eine **angemessene Belohnung** geleistet werden.

J. A. Hietel, Leipzig,

Königl. Hoflieferant.
Kunststickerei & Fahnen-Manufaktur.



Specialität f. Fahnen jeder Art. Altarbekleidungen und Ausstattung f. Synagogen. Skizzen, Materialproben, Prospekte gratis.

Beste Referenzen.

Man lasse sich vor Bestellung von

Oberhemden,

Nachthemden, Kragen, Manschetten, das eben erschienene Preisverzeichniß über

Herren-Wäsche



welches mit vielen photographischen Abbildungen, Stoff-Proben jeden Artikels, Maaß-Angabe versehen ist, kostenfrei und franco zusenden. [3720

Hermann Schöbel,
Berlin C., Roßstr. 29.
Etablirt 1863.

Bitte auf **vollen** Namen zu achten.

Bewährteste

Brütapparate

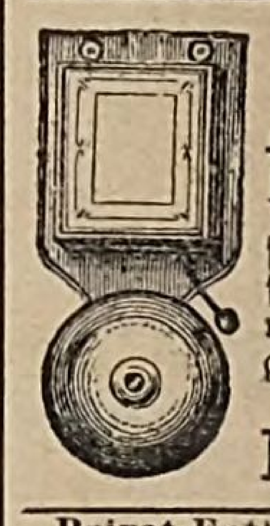
sicher arbeitend, **Wärmeregulirung selbstthätig, Mastkäfige,** sowie alle Utensilien zur **Geflügelzucht** empfehlen [3920

Grünhaldt & Co.
in **Oberlössnitz** bei **Dresden.**

Gartenspritzen



in 30 verschiedenen Arten von 40 Mark an für den kleinsten wie den größten Bedarf empfiehlt **Adolph Pieper, Moers a/Rhein.** 1880. Bromberg, Goldene Medaille, Düsseldorf Staatsmedaille, 1881. Frankfurt. a/M. Silberne Medaille. [3840



Haus-telegraphen,

sowie alles dazugehörige en gros für Wiederverkäufer. Anleitung und illustrirten Preiscourant gratis. [3753

Chemnitzer Telegraphenbauanstalt,
Herm. Pöge, Chemnitz.

Privat-Entbindung b. einer gebild. Dame (Geburtshelferin) **Martha Luschnath, Altona** bei Hamburg, gr. Mühlenstraße No. 18 I.

Privat-Entbind.-Anstalt für Damen der besseren Stände. Frau verw. **Klauer** (Geburtshelferin, Tochter eines Arztes) **Dresden,** Rietschelstr. 15. [3925

Wein!

Eine leistungsfähige reelle Weingroßhandlung bezw. Weingutsbesitzerin am Mittelrhein

sucht tüchtige solide Vertreter

gegen lohnende Provision, zur Cultivirung der feineren und feinsten Privatkundschaft. Gute Referenzen unerläßlich. Offerten unter **M 4723 an Rudolf Mosse in Frankfurt a/M.** erbeten. [3916

Von Eheleuten ohne Kinder wird ein Kind als Eigen anzunehmen gesucht, gegen einmalige Zahlg. Adr. unt. L. & M. 20 postlagernd **Leipzig.**

Eine geb. Dame, Anf. 30, kath. ohne Vermögen, wünscht mit einem Herrn beh. Verehelichung in Verb. zu tret. Gefl. Offert. u. R. B. m. Ang. der Verh. bef. d. Exp. d. Bl.

Bitte an Menschenfreunde.

Für einen j. Mann, der taub ist, sonst aber in jeder Hinsicht empfohlen werden kann, mit guter Schulbildung, 21 Jahre alt, wird irgend welche Stelle, als Hilfsschreiber, oder Bote, Diener &c. gesucht. Die Expedition der Allg. Anz. z. Gartenl. ist gern bereit, Offerten entgegenzunehmen, da es sich in diesem Falle um Unterbringung eines der Unterstützung würdigen jungen Mannes handelt.

Zur gefälligen Beachtung.

Inserate, welche durch unser Blatt die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung finden, erbitten wir uns stets so zeitig wie möglich, da die Herstellung einer jeden unserer Nummern, der hohen Auflage wegen, 12 Tage in Anspruch nimmt.

Wir berechnen die viergespaltene Zeile von ca. 35 Nonpareille-Buchstaben mit 1½ Mark und nehmen gefl. Insertions-Aufträge sowohl direct als durch jede Annoncen-Expedition entgegen.

Leipzig. Expedition der Allgemeinen Anzeigen zur Gartenlaube.

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube.

№ 444. XVI. Jahrg.

BARON LIEBIG'S MALTO-LEGUMINOSEN-CHOCOLADE & -MEHL.

Beste blutbildende Nahrungsstoffe aus der Fabrik von *Starker & Pobuda K. Hoflief. Stuttgart.* **Die Malto-Leguminosen-Chocolade** gibt nach Ausspruch erster medicinischer Autoritäten für an schwacher Verdauung leidende Personen, scrophulöse, blutarme Kinder, stillende Frauen, schwächliche Mädchen etc. ein vorzüglich nährendes, angenehm schmeckendes Getränk. **Das Malto-Leguminosen-Mehl** bewährt sich als stärkende und leicht verdauliche Suppe in vorstehend genannten Fällen ebenfalls als ganz ausgezeichnetes Nährmittel, sowie als vortreffliche Kindernahrung von dem ersten Lebensjahre an. Die Detailpreise sind auf sämmtlichen Packungen aufgedruckt. Niederlagen in Apotheken, Conditoreien und Spezereihandlungen. Wo noch nicht vertreten, Niederlagen gesucht. [3717

Die beste, billigste und sicherste

Verbindung zwischen dem Kontinent u. England

bietet der tägliche Post-, Personen- und Güter-Dienst

via Vlissingen-Queenboro'-London,

Berlin — London	London — Berlin
Hamburg — London	London — Hamburg

in ca. 24 Stunden.

via Oberhausen-Wesel-Boxtel

ab Berlin	8.10	Vorm.	ab London	8.25	Nachm.
„ Hamburg	6.45	„	in Köln (via Venlo)	2.00	„
„ Köln (via Venlo)	1.40	Nchm.	„ Hamburg	9.15	„
in London	8.00	Vorm.	„ Berlin	10.15	„

Direkte Billetausgabe und Gepäckeinschreibung auf allen Hauptstationen — auch Retourbillets mit 30tägiger Giltigkeit —.

Die Räderdampfer der Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Zeeland" sind die grössten, schönsten und komfortabelst eingerichteten Schiffe, welche zwischen dem Kontinent und England fahren. [3744

Sie sind wahre See-Hôtel mit prächtigen Salons, Damensalon, Rauchsalon, grossem Promenade-Deck, sowie vorzüglichen Betten u. bieten den besten Schutz gegen Seekrankheit.

Auch Sonntags-Dienst.

Eil- und Frachtgüter finden prompteste Beförderung.

Nähere Auskunft ertheilen: Cours- und Reisebücher; die Direction der Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Zeeland" Vlissingen; die Niederländische Staatsbahn, Utrecht; die London, Chatham und Dover Eisenbahn, London, sowie die bekannten Herren Agenten: BEST RYLEY & Co., London; THOs. COOK & SON, London: J. J. NIESSEN, Cöln; das Universal-Reise-Bureau in Frankfurt a/M.; BRASCH & ROTHENSTEIN in Berlin, Leipzig, Düsseldorf und Wien.

Städtisches Technikum Rinteln a/W. für Bau- u. Maschinenwesen, Mühlenbauer, Geometer, Kunstgewerbe, Maler. Schnelle Vorbereitung z. Freiw. Examen. Meister- und Ingenierprüfung. Wohnung u. volle Kost im Logirhause 27 M. per Monat, bei Bürgern von 36 M. an. Progr. grat. Meldungen an das Directorium. Außer dems. ertheilen Auskunft die Herren: Gymnasialdirector Schmelzer in Hamm, Realschuldirector I. O. Dr. Schuster in Hannover.

WIEN 1873 · SYDNEY 1880 · LONDON 1862 · PRIZE MEDAL · PARIS 1867

Da uns vielseitig bekannt geworden, daß **Schuhe** und **Stiefel** geringerer Qualität fälschlich als unser Fabrikat verkauft werden, sehen wir uns zu der Erklärung veranlaßt, daß alle unsere Fabrikate nebenstehende **Schutzmarke** auf der Sohle tragen.

Otto Herz & Co.

Erste und älteste deutsche Schuhfabrik mit Maschinen- und Dampfbetrieb in **Frankfurt a. M.**

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Anstalt gewissenhafte Pflege und Ausbildung, Familienanschluß und, wenn möglich, Heranbildung zu einem Lebensberufe.
Dresden-N. Oppellstr. 44. [3875
W. Schröter, Director.

Gegen nervösen Kopfschmerz

Gesicht- u. Zahnschmerz, Migräne &c. empfehlen Dr. O. Diruf sen., kgl. bayr. Hofrath in Kissingen u. viele berühmte Aerzte und Professoren als wirksamstes Mittel das von mir allein ächt u. direct importirte **chines. Poho-Oel. — Fälschungen zu vermeiden, beachte man mein Siegel! Ernst Ihl, Ludwigs-Apotheke, Bad Kissingen.** [3944

Gründliche und schnelle Aneignung einer schönen Handschrift durch den prämiirten **brieflichen** *Cursus. Gratis liefert Probe-Lection*
Ferdinand Simon,
vereid. Sachverständiger
Magdeburg.

G. Sebold in Durlach im Grossherzogthum Baden liefert seit 20 Jahren als ausschliessliche Spezialität praktisch bewährte, solid u. kräftig gebaute patentirte Hülfsmaschinen zur

Zündhölzerfabrikation,

als Einleg- und Auslegmaschinen, Hobelmaschinen für viereckigen Holzdraht, Sägen, Spanhobelmaschinen etc. und übernimmt die ganze Einrichtung neuer Zündhölzerfabriken nach bestem System. [3712

Die grosse

Race-Hunde-Züchterei und Dressur-Anstalt

Köstritz (Reuss)

Race-Hunde. Race-Hunde.

beehrt sich die Eröffnung der neu errichteten Kennels ergebenst anzuzeigen und offerirt in reichster Auswahl ihre weltberühmten, vielfach prämiirten

Race-Hunde!

unübertroffenen Genres, als diverse **Jagd- und Vorsteh-, Brackier, Dachs-, Wind- und Hasenhunde** in feldtüchtiger Schule. [3935

Ferner als besondere Specialitäten meiner Zuchtstationen **Bernhardiner Berghunde und deutsche Doggen,** worunter Riesenthiere bis ca. **1 Meter hoch,** in den wundervollsten Zeichnungen. Desgleich. **Neufundländer, Dänische Doggen, Engl. Bulldoggen, Terriers, Rattler, Wolfshunde, Hof- und Wachthunde,** Eleganteste **Salon- und Damenhündchen, als Angora-Pudel, Seidenspitzer, Engl. Möpse, Java-Pinscher, und kleinste Löwenhündchen pp.**

Originalzucht 30 diverse Racen.



Hunde

der Köstritzer Züchtung haben sich durch unübertroffene Größe, Eleganz, und vorzügliche Schule ein **Welt-Renommée** erworben und können viele tausend Anerkenntnißschreiben der hohen Aristokratie vorgelegt werden; ferner verweise auf die günstigen Urtheile berühmter Kynologen u. Referate der In- u. Ausländischen Presse. **Versandt in alle Welttheile auf eigene Gefahr unter Garantie.** Illustrir. Katalog franco mit Photographie 1 Mark Retourmarke!

Für persönliche Besucher sei noch bemerkt, daß sich meine Villa „Elsterthal", sowie die Kennels und Zwinger unweit des Bahnhofs Köstritz befinden. Adresse:

Arthur Seyfarth, Köstritz (Reuss),
Station der Thüring. E.-Bahn.

Race-Hunde. Race-Hunde.

Eine hochherrschaftliche Besitzung im Elbthal bei Dresden, durch bezaubernde Rundschau eine der schönsten Deutschlands, ist zu verkaufen. Auskunft und Photograhie durch Kunsthändler **Fr. Axt in Dresden.** [3942

Mein Schloß in Mittelfranken (Hohenzollernschloß) erbaut vom Markgraf Friedrich von Ansbach-Bayreuth-Brandenburg, in reizendster Naturlage, renovirt von der kgl. Regierung 1864/66 und später mit einem Kostenaufwand von ca. 200,000 Mark, enthaltend ca. 80 Zimmer, gr. Säle, 1 Betsaal mit Orgel und Sakristei, große Oeconomiegebäude umgeben von ca. 30 Morgen altem Park und Obstgarten mit ca. 2000 Obstbäumen, will ich Familienverhältnisse halber für den äußerst billigen Preis von 55,000 Thalern verkaufen. Das Schloß als hochherrsch. Wohnsitz würde sich event. auch vorzügl. zur Einrichtung einer Kuranstalt eignen, da vor einiger Zeit eine Stahlquelle entdeckt, welche armstark aus der Erde springt; Luftverhältnisse brillant; ringsherum starke Tannenwaldungen; Ort mit Doctor, Apotheker und Postanstalt unmittelbar an das Schloß anschließend. Nähere Beschreibung erhält man durch **H. Schönfeldt,** Bankgeschäft, **Berlin** Unt. d. Linden Nr. 66.

Englische Biscuits



von

F. Krietsch, Wurzen i/S

anerkannt vorzüglichster Qualität in 100 verschiedenen Sorten.

Mustersortimente zu 3, 6 und 9 Mark empfohlen. Preiskarten sowie Prospekte über Beschaffenheit, Nützlichkeit und Verwendung der Biscuits werden auf Wunsch franko übersandt.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner sehr gesund gelegenen Anstalt vollständigen Familienanschluß, individualisirenden Unterricht und, wenn möglich, Heranbildung zu einem Lebensberufe.
Dresden, Blasewitz, Waldpark, Marschallallee.
[3924] E. Foerster.

Alle Annoncen

sowohl für politische Zeitungen, Provinzialblätter, als für Fachzeitschriften werden ohne Kostenerhöhung am **billigsten** und **promptesten** befördert durch die Zeitungs-Annoncen-Expedition von

Rudolf Mosse, Leipzig.

Zeitungs-Verzeichniß (Insertions-Tarif) sowie Kosten-Anschläge gratis und franco.
Bei größeren Aufträgen höchster Rabatt.

Privat-Entbindungs-Anstalt eines verh. Arztes. Liebevollste Pflege. **R. R. R. Weimar** postlagernd frei. [3714] (B. 3752)

Privat-Entbind.-Anstalt für Damen der besseren Stände. Frau verw. **Klauer** (Geburtshelferin, Tochter eines Arztes) **Dresden,** Rietschelstr. 15. [3925

Eine Dame aus guter Familie wünscht eine Stellung als Repräsentantin eines feinen, wohl situirten Hauses, wo sie mutterlosen Kindern eine treue liebevolle Hüterin und Pflegerin sein dürfte. Gute Referenzen stehen zur Seite. Gefl. Offerten in **Dresden,** Blasewitzer Straße 38 ptr.

Gesuch!

Vertretung solider Häuser für ganz Frankreich. Beste Garantie. [3946

Adress. **Otto Rupp à Vichy (Allier).**

Ein gebildetes junges

Mädchen, welches in sämmtlichen feineren Arbeiten gut unterrichtet ist, große Vorliebe für Kinder hegt, sucht eine Stellung als Hülfe der Hausfrau per sofort oder 1. October.

Gefl. Offerten erbittet man unter Chiffre
B. S. 11356
an Herrn **Rudolf Mosse in Leipzig.**

Eine Dame, luth. geprüfte Kindergärtnerin, welche seit 8 Jahren einen Volkskindergarten zur vollsten Zufriedenheit ihres Vorstandes geleitet und ein sehr gutes Zeugniß aufzuweisen hat, vorher von Jugend auf in Haushaltungen thätig war, worüber sie ebenfalls die besten Zeugnisse besitzt, sucht, eingetretener Verhältnisse wegen bis Michaelis, od. später eine pass. selbstständ. Stelle. Off. erb. unt. **A. Z. 100** post rest. **Lingen,** Hannov.

In einer der größten Städte der Schweiz wünschen gut sit. kinderlose Eheleute ein gesundes Kind sofort oder später zu adoptiren gegen einmalige entsprechende Entschädigung. Offerten unter Chiffre **M. R. No. 111** a. d. Exp. d. Allg. Anzeigen z. Gartenlaube.

Diejenigen Studirenden, welche gegenwärtig sich auf einer Hochschule, Gymnasium, Real- oder Handelsschule befinden u. das Kircher-Gruner'sche Familienstipendium beanspruchen wollen, haben ihre Legitimation als perceptionsberechtigt bis zum 15. August 1881 nebst beigelegten Schulzeugniß bei Unterzeichneten einzureichen. **Tobias Kircher, Römhild.**

Zur gefälligen Beachtung.

Inserate, welche durch unser Blatt die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung finden, erbitten wir uns stets so zeitig wie möglich, da die Herstellung einer jeden unserer Nummern, der hohen Auflage wegen, **12 Tage** in Anspruch nimmt.

Wir berechnen die viergespaltene Zeile von ca. 35 Nonpareille-Buchstaben mit $1\frac{1}{2}$ Mark und nehmen gefl. Insertions-Aufträge sowohl direct als durch jede Annoncen-Expedition entgegen.

Leipzig. Expedition der Allgemeinen Anzeigen zur Gartenlaube.

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube.

№ 445. XVI. Jahrg.

Der neu erschienene Catalog der

Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franko zu beziehen. [3919

H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

Auf frank. Verlangen erh. jeder Gutsbesitzer uns. Offertenzeitung, Abth. f. Land u. Forstwirthe gratis u. fr. zugeschickt von [3899

B. Thalacker, Gohlis-Leipzig.

Hofr. Dr. G. Seydel,

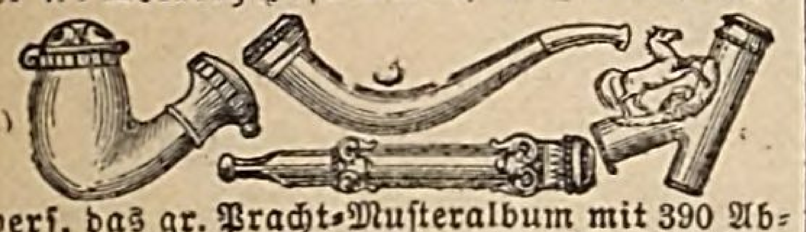
Die Harnbeschwerden,

ihre Ursachen und Wirkungen, sowie ihre Behandlung. Zur Belehrung für Kranke. 4. Aufl. bearb. von Dr. Edm. Güntz. 2 M.

Arnoldische Buchhandlung in Leipzig.

Das Maiabendfest in Bochum, gegr. 1388 (siehe Gartenlaube No. 23). Zu haben für 1 M. franco beim Verfasser Max Seippel, Bochum.

C. W. Möller, Hofl. Berlin, Alexanderstr. 40.



vers. das gr. Pracht-Musteralbum mit 390 Abbildung. über alle Rauchrequisit., sowie Stöcke, Schildpatt- u. Elfenbeinwaaren geg. Einsend. von 50 Pf. Briefmarken aller Länder franko nach allen Himmelsgegenden der Welt!

Elektro-galvanischer Apparat.



Dieser von den berühmtesten Professoren empfohlene Apparat (welcher sozusagen eine Haus-Apotheke bildet) ist von Jedermann leicht zu handhaben und wirkt bei nachstehenden **Krankheiten** äusserst wohlthätig u. heilkräftig, so dass der Kranke in kürzester Zeit von seinem Leiden befreit wird.

Elektrische Curen werden mit Erfolg angewendet bei: **Rheumatismus und Lähmungen jeder Art, Nervenschwäche, Hirn- und Rückenmarkleiden, Epilepsie, Zuckungen, Zittern, zur Stärkung der Seh-, Gehör- und Sinnesnerven, Krämpfe-Zustände, Neuralgie, Magen-Krankheiten etc., selbst veraltete Uebel werden schnell behoben.**

Ein solcher in jeder Familie unentbehrlicher elektrischer Apparat, exact ausgeführt, complet sammt Gebrauchs-Anweisung, früherer Preis 40 M., jetzt durch Massenconsum nur 10 M.

Dieser Apparat eignet sich auch zu wissenschaftlichen Zwecken und ist daher allen höheren Schülern, Lehrern u. Lehr-Anstalten zum Anschauungs-Unterricht, sowie allen Aerzten zum praktischen Gebrauch besonders zu empfehlen. [3860



Für Exporteure!

Die so praktische, schnell beliebt gewordene **elektrische Zündmaschine** verkaufe ich verbessert, verlässliches Fabrikat gegen Cassa per Dutzend 40 M., Musterstücke 5 M.

A. Friedmann's Fabrik elektrischer Apparate.

Wien, II., Praterstrasse 26.

Abonnement bei allen Postämtern. Inserate durch R. Mosse, Leipzig.

Der practische Maschinen-Constructeur.

Zeitung für Maschinen- und Mühlenbauer, Ingenieure und Fabrikanten.

Unter Mitwirkung bewährter Ingenieure herausgegeben von [3822

W. H. UHLAND.

Auflage 2200. Jährlich 24 reich illustrirte Nummern.

Mitte Juli Beginn des III. Quartals.

Preis desselben inclusive Generalregister zu sämmtlichen Jahrgängen: 8 M.

LEIPZIG. **Baumgärtner's Buchhandlung.**

Jean Fränkel,

Bankgeschäft.

Berlin SW., Kommandantenstraße 15.

Cassa-, Zeit- und Prämiengeschäfte zu coulanten Bedingungen, Couponseinlösung provisionsfrei. **Genaueste** Auskunft über **alle Werthpapiere** ertheile gratis und bereitwilligst.

Meinen **Börsenwochenbericht,** sowie meine **Broschüre:** Capitalsanlage und Speculation in Werthpapieren mit besonderer Berücksichtigung der **Prämiengeschäfte** (Zeitgeschäfte mit beschränktem Risico) versende gratis. [3900

Ferdinand Simon,

gerichtlicher Bücher-Revisor **Magdeburg.**

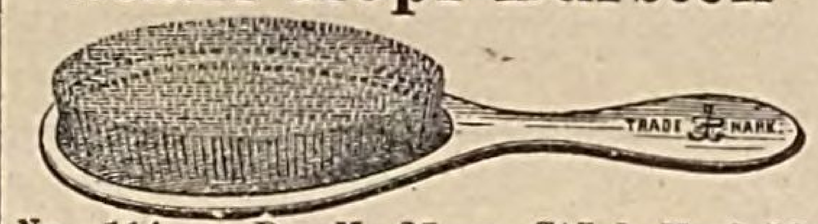
Brieflicher, prämiirter Lehr-Cursus.

Verlangen Sie sofort gratis

Prospect und Probebrief

Buchführung, Correspondenz, Rechnen etc. Schönschrift.

Stahl-Kopf-Bürsten



No. 114. p. Dz. M. 27. p. Stück M. 2,50.

Außerdem 21 verschiedene andere Nummern Illustr. Preis-Courant gratis und franco. Wieder-Verkäufern Rabatt. [3901

Ernst Petzold jun. Chemnitz, Sachs.

Fabrik aller Sorten Draht-Bürsten.

Adressen aller Stände auf Streifen zum Aufkleben. [3811

Preisverzeichn. frco. b. F. Schneider & Co., Trier.

Jedes Stück muss mit

Netzunterjacken.

Mez'sche Pat. Filet [3955

Schutz gegen Erkältungen fördern die Thätigkeit der Haut und gesunden dieselbe. Depôt für Wiederverkäufer

M. Stadthagen jr. Berlin, Krausenstr. 10.

Fabrikmarke gestempelt sein.

Heilanstalten

von Dr. med. Averbeck in Baden-Baden

vis à vis der protestantischen Kirche.

Pneumatische Cabinette für komprimirte und verdünnte Luft, **Inhalationssäle** für **Dampf- und Stickstoff-Inhalationen** (desoxydirte Luft) **Galvanocaustische Behandlung.**

Krankheiten der Brustorgane, des Kehlkopfs, des Schlundes und der Nase (insondere chronische Catarrhe, Emphysem. schleichende Lungenentzündung, Heiserkeit, Stockschnupfen.)

Die Stickstoffinhalationen sind als das einzig anwendbare und wirksame Mittel in den vorgeschritteneren Stadien der Schwindsucht zu bezeichnen.

Massage und Heilgymnastik (orthopädische Gymnastik)

Douche-Elektrotherapie.

Muskel-, Gelenk- u. Nervenkrankheiten, allgem. Körperschwäche (insbesondere Rückgratsverkrümmungen, mangelhafte Entwicklung des Brustkorbes, vorzeitiges Alter, Krankheiten der Organe des Unterleibes, verspätete Entwicklung.) [3941

Durch die Combination der verschiedenen Heilfactoren sind die besten Resultate zu erlangen. Anmeldungen nimmt das Bureau der Anstalten entgegen.

Meyers

Conversat.-Lexicon, Brehms Thierleben, nachgelaß. Bibliothek. u. einz. Werke kaufen bar

S. Glogau & Co., Leipzig.

Billigste u. werthvollste Bibliothek für Handel u. Gewerbe.

Jeder Band einzeln u. franco zu beziehen von Ferdinand Simon, Magdeburg, vereid. Sachverst. etc.

Katechismus der Briefschreibekunst und Schönschrift. Eleg. geb. 50 Pf.

Wechselwesen und Wechselrecht. Eleg. geb. 75 Pf.

Buchhalter-Katechismus mit Schlechtschulden-Register, Verfallbuch. Eleg. geb. Preis 50 Pf.

Beträge erbitte in Baar oder in Marken. (Nachnahme nicht.)

---

250 echte verschiedene Briefmarken, 20 ungeit. z. B. Natal, Guiana etc. nur 3 M. **Otto Wiering, Hamburg.**

Man lasse sich vor Bestellung von

Oberhemden,

Kragen, Manschetten, Nachthemden, das eben erschienene Preisverzeichniß über

Herren-Wäsche



welches mit vielen photographischen Abbildungen, Stoff-Proben jeden Artikels, Maaß-Angabe versehen ist, kostenfrei und franco zusenden. [3932

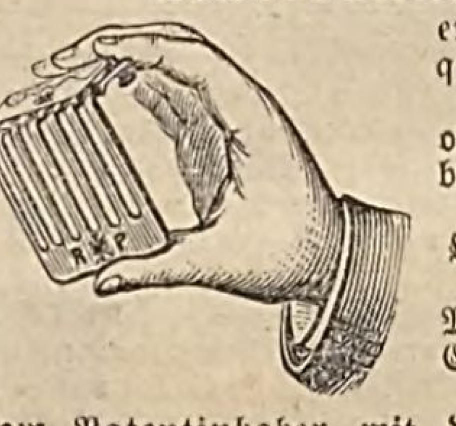
Hermann Schöbel,

Berlin C., Roßstr. 29.

Etablirt 1863.

Bitte auf **vollen** Namen zu achten.

Patent-Sicherheits-Rasirmesser



ermöglichen ein bequemes u. schnelles **Selbstrasiren,** ohne fürchten zu brauchen, sich zu schneiden. Gute Qualität garant. Detailpreis für Messer in Leder-Etuis mit Spiegel M. 10.—.

Vom Patentinhaber mit dem Alleinverkauf beauftragt **Ernst Schneider,** Gertraudtenstraße 18/19 Berlin C. [3951

Privat-Entbind.-Anstalt für Damen der besseren Stände. Frau verw. Klauer (Geburtshelferin, Tochter eines Arztes) Dresden, Rietschelstr 15. [3925

Frankfurt Main Ausstellung

Allgem. Deutsche Patent- & Musterschutz-Ausstellung.

Eingetheilt in die nachstehenden Gruppen I. Textil- und Bekleidungs-Industrie. II. Kautschuk, Gummi und Leder. III. Papier-Industrie. IV. Holz- und Möbel-Industrie. V. Thon- und Glaswaaren. VI. Kurz- und Galanterie-Waaren. VII. Metall-Industrie (Eisen, Zink, Nickel, Kupfer 2c.) Edel-Metalle und Juwelier-Erzeugnisse. VIII. Dampfkessel- und Feuerungs-Anlagen: Motoren: Dampf-, Gas- Heißluftmaschinen, Wind- und Wassermotoren; Maschinen und Apparate für Mühlenwesen, Brauerei, Spritfabrikation, Zuckerfabrikation, Berg- und Hüttenwesen 2c.: Transport-Maschinen und Geräthe: Werkzeuge, Pumpen, Wagen, Ventilatoren, Wassermesser; Land- und Hauswirthschaftliche Maschinen; Armaturen, Maschinen-Elemente, Dichtungs-Material. IX. Bau- und Ingenieur-Wesen. X. Chemische Industrie, Nahrungs- und Genuß-Mittel. XI. Wissenschaftliche Instrumente. XII. Musikalische Instrumente. XIII. Graphische Künste. **Local-Industrie-Ausstellung** mit gleicher Gruppen-Eintheilung. **Internationale Balneologische Ausstellung** (Badewesen und Bädereinrichtung). **Internationale Gartenbau-Ausstellung. Frankfurter historische Kunst-Ausstellung.** — Laie und Fachmann werden viel Außergewöhnliches finden. Der Aufenthalt auf der Ausstellung ist durch die verschiedensten großartigen Einrichtungen ein sehr angenehmer und unterhaltender. Entrée 1 Mark. Gesellschaften und Vereine von mindestens 30 Personen à Person 50 Pfennige. — Elektrischer Aufzug und Eisenbahn. — Natürliche Eisbahn. — [3954

Beehren uns den geehrten Kunden des [In]= und Auslandes erg. anzuzeigen, daß wir [seit] 1. Juni cr. die früher Schröersche [P]ianoforte-Fabrik unter der Firma

Schröer & Nordmann

(Berlin S., Moritzstraße 14/15.)

[we]iter führen. Specialität: Pianinos für [wä]rmeres Klima. [3907

Export nach allen Erdtheilen.

Gartenspritzen



in 30 verschiedenen Arten von 40 Mark an für den kleinsten wie den größten Bedarf empfiehlt **Adolph Pieper, Moers** a/Rhein. 1880. Bromberg, Goldene Medaille, Düsseldorf Staatsmedaille, 1881. Frankfurt. [a.] M. Silberne Medaille., [3840

[P]assagier-Dampfschifffahrt

Lübeck—Stockholm

[v]ermittelst der großen schnellfahrenden, mit [ä]ußerstem Comfort eingerichteten **Räder-[D]ampfschiffe „Gauthiod" und „Svithiod"** [bi]s Ende August von Lübeck jeden **Mitt[w]och und Sonnabend** 4 Uhr Nachmittags [a]bgehend. Reisedauer ca. 45 Stunden.

Passagepreis I. Kajüte M. 56. 25 Pf.

Tour- und Retourbillete mit 2monatlicher [G]iltigkeit M. 90. —.

Ausgezeichnete Restauration.

Nähere Anfragen beantworten [3821

Lüders & Stange
in Lübeck.

ENGLISCHE BISCUITS



von

F. Krietsch, Wurzen i/S

anerkannt vorzüglichster Qualität in 100 verschiedenen Sorten.

Mustersortimente zu 3, 6 und 9 Mark empfohlen. Preiskarten sowie Prospekte über Beschaffenheit, Nützlichkeit und Verwendung der Biscuits werden auf Wunsch franko übersandt.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Anstalt gewissenhafte Pflege und Ausbildung, Familienanschluß und, wenn möglich, Heranbildung zu einem Lebensberufe.

Dresden-N. Oppellstr. 44. [3875
W. Schröter, Director.

Mein Schloß in Mittelfranken (Hohenzollernschloß) erbaut vom Markgraf Friedrich von Ansbach-Bayreuth-Brandenburg, in reizendster Naturlage, renovirt von der kgl. Regierung 1864/66 und später mit einem Kostenaufwand von ca. 200,000 Mark, enthaltend ca. 80 Zimmer gr. Säle, 1 Betsaal mit Orgel und Sakristei, große Oeconomiegebäude umgeben von ca. 30 Morgen altem Park und Obstgarten mit ca. 2000 Obstbäumen, will ich Familienverhältnisse halber für den äußerst billigen Preis von 55,000 Thalern verkaufen. Das Schloß als hochherrsch. Wohnsitz würde sich event. auch vorzügl. zur Einrichtung einer Kuranstalt eignen, da vor einiger Zeit eine Stahlquelle entdeckt, welche armstark aus der Erde springt; Luftverhältnisse brillant; ringsherum starke Tannenwaldungen; Ort mit Doctor, Apotheker und Postanstalt unmittelbar an das Schloß anschließend. Nähere Beschreibung erhält man durch **H. Schönfeldt, Bankgeschäft, Berlin Unt. d. Linden Nr. 66.**

Erzieherinnen, Repräsentantinnen, Wirthschafterinnen 2c. gewissenhaft engagirt und empfohlen durch die Agentin [3934
Friedr. Cahn, Magdeburg.

TRADE-MARK TRADE-MARK

Das Versand-Geschäft

Mey & Edlich Plagwitz-Leipzig

Hoflieferanten Sr. Maj. des Königs von Sachsen

versendet nachstehende Waarengattungen **direct** nur an Consumenten, selbst vom kleinsten Quantum an in **bester** Qualität zu den **billigsten Preisen nach allen Ländern Europa's.**

Es liegt im Interesse eines Jeden, welcher Bedarf in einem oder dem anderen angebotenen Artikel hat, sich den **illustrirten Preis-Courant** von dem Versand-Geschäft **Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig, kommen zu lassen,** welcher auf frankirtes Verlangen **gratis u. franco an Jedermann gesand wird.**

Specialitäten

des Versand-Geschäfts MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig:

Mey's Stoffkragen, Manschetten und Vorhemdchen für Herren, Damen und Kinder,
Stoffrüschen,
Rüschen in Batist, Tüll, Mull, Gaze etc. für Damen.

Schwarzseidene Cravatten für Herren und Knaben,
Weisse Batist- und Atlas-Cravatten für Herren,
Bunte Satin-Cravatten,
Schwarzseidene Bindeshlipse.

Manschettenknöpfe mit Eindrehfuss und Feder,
Kragen- und Vorhemdchenknöpfe.

Leinene Handtücher, leinene Wischtücher, Hausleinen und Prima geklärt Creas-Leinen im Stück und per Meter.
Rein leinene Taschentücher für Damen, Herren und Kinder,
Leinene Oberhemden-Einsätze,

Herren und Knaben-Oberhemden,
Nachthemden für Herren.

Leinene Kragen und Manschetten für Damen, Herren und Kinder.

Shirtings, Chiffons und Hemdentuch.

Baumwollene Strumpfwaaren f. Frauen, Herren u. Kinder.

Gesundheits-Jacken für Damen und Herren.

Parfums; Toilette-Seifen.

Japanischer und Chinesischer Thee,
Chocoladen; Mey's Cacao pulverisirt,
Kaffee-Ersatz,
Biscuits und Waffeln. [3807
Cigarren.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei geliefert
und zwar innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.

Illustrirte Preis-Courante werden auf Verlangen an Jedermann gratis und franco versand.

Das Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig garantirt und verschickt nur beste Waare zu den billigsten Preisen. Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Briefe, Anfragen und Aufträge sind zu richten an das

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig und 9 Neumarkt Leipzig.

Rundreisen im Norden.

Für Touristen — Für Touristen

Kopenhagen—Stockholm—Kristiania.

Rundreisebillets
zwischen Deutschland, Dänemark, Schweden und Norwegen.

Im Interesse des reisenden Publikums wird besonders darauf aufmerksam gemacht, dass Rundreise-Eisenbahn-Billets **durch die an grossartigen Naturschönheiten reichen nordischen Länder,** zwei Monate gültig und zu billigen Preisen, vom **1. Mai d. J. an,** in **Berlin** und **Hamburg** an den Stationen der Berlin-Hamburger- und Altona-Kieler-Eisenbahn zu haben sind.

Tour I: Preis: Reichsm. 111,80 Pf. II. Klasse.
Hamburg—Frederikshavn—Gothenburg—Stockholm—Malmö—Kopenhagen—Korsör—Kiel—Hamburg.

Tour II: Preis: Reichsm. 147,60 Pf. II. Klasse.
Hamburg—Frederikshavn—Gothenburg—Trollhättan (der Niagara Schwedens) —Kristiania (event. Drontheim) —Kil—Falun (Dalecarlien) —Upsala—Stockholm—Malmö—Kopenhagen—Korsör—Kiel—Hamburg.

Tour III: Preis: Reichsm. 137,70 Pf. II. Klasse.
Hamburg—Frederikshavn—Gothenburg—Trollhättan—Kristiania—Stockholm—Malmö—Kopenhagen—Korsör—Kiel—Hamburg.

Zur Beachtung! Von oder nach Stockholm bis Motala können die resp. Reisenden die Seereise über den vielbesungen Mälar-See (das „Auge Schwedens" genannt) und durch den grossartig angelegten Göta-Kanal wählen.
Die Monate Juni bis September bieten dem Reisenden im Norden den unschätzbaren Vortheil einer angenehmen Wärme, reiner Luft und heller Nächte. [3739

Die beste, billigste und sicherste

Verbindung zwischen dem Kontinent u. England

bietet der tägliche Post-, Personen- und Güter-Dienst

via Vlissingen-Queenboro'-London,

Berlin — London	London — Berlin
Hamburg — London	London — Hamburg

in ca. 24 Stunden.
via Oberhausen-Wesel-Boxtel

ab Berlin	8^{10} Vorm.	ab London	8^{25} Nachm.
„ Hamburg	6^{45} „	in Köln (via Venlo)	2^{00} „
„ Köln (via Venlo)	1^{40} Nchm.	„ Hamburg	9^{15} „
in London	8^{00} Vorm.	„ Berlin	10^{15} „

Direkte Billetausgabe und Gepäckeinschreibung auf allen Hauptstationen — auch Retourbillets mit 30tägiger Giltigkeit —.

Die Räderdampfer der Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Zeeland" sind die grössten, schönsten und komfortabelst eingerichteten Schiffe, welche zwischen dem Kontinent und England fahren. [3744

Sie sind wahre See-Hôtel mit prächtigen Salons, Damensalon, Rauchsalon, grossem Promenade-Deck, sowie vorzüglichen Betten u. bieten den besten Schutz gegen Seekrankheit.

Auch Sonntags-Dienst.

Eil- und Frachtgüter finden prompteste Beförderung.

Nähere Auskunft ertheilen: Cours- und Reisebücher; die Direction der Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Zeeland" Vlissingen; die Niederländische Staatsbahn, Utrecht; die London, Chatham und Dover Eisenbahn, London, sowie die bekannten Herren Agenten: BEST RYLEY & Co., London; THOs. COOK & SON, London; J. J. NIESSEN, Cöln; das Universal-Reise-Bureau in Frankfurt a/M.; BRASCH & ROTHENSTEIN in Berlin, Leipzig, Düsseldorf und Wien.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner sehr gesund gelegenen Anstalt vollständigen Familienanschluß, individualisirenden Unterricht und, wenn möglich, Heranbildung zu einem Lebensberufe.
Dresden, Blasewitz, Waldpark, Marschallallee
3924] **E. Foerster.**

Privat-Entbindungs-Anstalt

eines verh. Arztes. Liebevollste Pflege. **R. R. B. Weimar** postlagernd frei. [3714] (B. 3752)

Reisebegleiterin.

Eine junge und gebildete Dame sucht eine Stelle als Gesellschafterin im Hause oder auf der Reise. Gehalt wird nicht beansprucht. Offerten werden unter „Cléante" postlagernd **Oldenburg** (Großh.) erbeten. [3952

Ein exam. Lehrer s. St. als Hausl., Vorles. od. Reisebegl.; auch w. ders. Stelle als Lehr. d. **ital.** Spr., resp. Uebers. a. d. Ital. übern., d. wiss. Stud. in Italien u. Autoritäten empfohl. Adr. K. M. an d. Exp. d. Bl.

Ein pens. preuß. Officier sucht Stellung als Schloß-Verwalter, Rendant, Bibliothekar, Correspondent, od. Inspect. irg. eines Instit., gleichviel ob in Deutschland od. im Ausl. — Off. mit Angabe der Beding. unt. V. W. 277 an die Exp. der Allg. Anz. z. Gartenlaube.

Städtisches Technikum Rinteln a/W. für Bau- u. Maschinenwesen, Mühlenbauer, Geometer, Kunstgewerbe, Maler. Schnelle Vorbereitung z. Freiw. Examen. Meister- und Ingenierprüfung. Wohnung u. volle Kost im Logirhause 27 M. per Monat, bei Bürgern von 36 M. an. Progr. grat. Meldungen an das Directorium. Außer dems. ertheilen Auskunft die Herren: Gymnasialdirector Schmelzer in Hamm, Realschuldirector I. O. Dr. Schuster in Hannover.

Gesuch!

Vertretung solider Häuser für ganz Frankreich. Beste Garantie. [3946

Adress. Otto Rupp à Vichy (Allier).

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur
Gartenlaube.
№ 446. XVI. Jahrg.

Königliches Conservatorium der Musik zu Leipzig

unter dem allergnädigsten Protectorate Sr. Majestät des Königs Albert von Sachsen.

Mit Michaelis d. J. beginnt im Königlichen Conservatorium der Musik ein neuer Unterrichtscursus, und **Montag, den 3. October** d. J. findet die regelmässige halbjährliche Prüfung und Aufnahme neuer Schülerinnen und Schüler statt. Diejenigen, welche in das Conservatorium eintreten wollen, haben sich bis dahin schriftlich oder persönlich bei dem unterzeichneten Directorium anzumelden und am vorgedachten Tage Vormittags 9 Uhr vor der Prüfungscommission im Conservatorium einzufinden. Zur Aufnahme sind erforderlich: musikalisches Talent und eine wenigstens die Anfangsgründe übersteigende musikalische Vorbildung.

Das Königliche Conservatorium bezweckt eine möglichst allgemeine, gründliche Ausbildung in der Musik und den nächsten Hilfswissenschaften. Der Unterricht erstreckt sich theoretisch und praktisch über alle Zweige der Musik als Kunst und Wissenschaft (Harmonie- und Compositionslehre; Pianoforte, Orgel, Violine, Violoncell, Contrabass u. s. w., im Solo-, Ensemble-, Quartett-, Orchester- und Partitur-Spiel; Directions-Uebung, Solo- und Chorgesang und Lehrmethode, verbunden mit Uebungen im öffentlichen Vortrage; Geschichte und Aesthetik der Musik: italienische Sprache und Declamation) und wird ertheilt von den Herren: Dr. **R. Papperitz**, Organist zur Kirche St. Nicolai, Capellmeister **C. Reinecke**, Concertmeister **Henry Schradieck, Fr Hermann, Theodor Coccius**, Prof. Dr. **Oskar Paul**, Musikdirector **S. Jadassohn, Leo Grill, Friedrich Rebling, Johannes Weidenbach, Alfred Richter, Carl Piutti**, Organist zur Kirche St. Thomä, **Julius Lammers, Bruno Zwintscher, Heinrich Klesse**, k. Musikdirector Dr. **Wilhelm Rust**, Cantor an der Thomasschule, **Alois Reckendorf, Otto Dresel, Albert Eibenschütz, Julius Klengel, Alwin Schröder, Robert Bolland, Oswald Schwabe**, Dr. **Fr. Werder.**

Das Honorar für den gesammten Unterricht beträgt jährlich 300 Mark, welches in 3 Terminen: Michaelis, Weihnachten und Ostern, mit je 100 Mark pränumerando an die Institutscasse zu entrichten ist. Ausserdem sind bei der Aufnahme 9 Mark Receptionsgeld, ein für alle Mal, und 3 Mark alljährlich für den Institutsdiener zu bezahlen.

Die ausführliche gedruckte Darstellung der inneren Einrichtung des Instituts u. s. w. wird von dem Directorium unentgeltlich ausgegeben, kann auch durch alle Buch- und Musikalienhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden. [3959

Leipzig, im Juli 1881.

Das Directorium des Königlichen Conservatoriums der Musik.
Dr. **Otto Günther.**

Der neu erschienene Catalog der

Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franko zu beziehen. [3919
H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

Auf frank. Verlangen erh. jeder Gutsbesitzer uns. Offertenzeitung, Abth. f. Land u. Forstwirthe gratis u. fr. zugeschickt von [3899
B. Thalacker, Gohlis-Leipzig.

In jeder Buchhandlungen zu haben:

Anweisung zur Oelmalerei,

zur **Aquarell-, Miniatur-** u. **Holzmalerei**, über **Portrait-** und **Landschaftsmalerei**, nebst 26 Geheimnissen f. **Zeichner** u. **Maler**.
Von Dietrich.
Neunte Auflage. 2 Mark. [3886

Billigste u. werthvollste Bibliothek für Handel u. Gewerbe.

Jeder Band einzeln u. franco zu beziehen von **Ferdinand Simon,** Magdeburg, vereid. Sachverst. etc.

Katechismus der Briefschreibekunst und Schönschrift. Eleg. geb. 50 Pf.

Wechselwesen und Wechselrecht. Eleg. geb. 75 Pf.

Buchhalter-Katechismus mit Schlechtschulden-Register, Verfallbuch. Eleg. geb. Preis 50 Pf.

Beträge erbitte in Baar oder in Marken. (Nachnahme nicht.)

Echte Briefmarken
für Sammler und Händler empfiehlt billigst
A. Bestelmeyer, Hamburg.
Neueste Preisliste Nr. 13 gratis u. franco.

So eben ausgegeben und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Kalender für Maschinen-Ingenieure

von
W. H. UHLAND,
Chefredacteur des „Practischen Maschinen-Constructeur" etc.
Achter Jahrgang 1882. Eleg. gbdn. 3 M.

Behandelt neu u. A. Compounddampfm., Rider-Collmann- und Riedinger-Steuerung, Kettengetriebe etc. Mit nunmehr 441 Textfiguren und diesmal in ganz neuer origineller Ausstattung. Gleichzeitig in franz. u. schwed. Ausgabe erscheinend.

LEIPZIG. **Baumgärtners Buchhandlung.**

Peinture-Bogaerts.

Freunde der Kunst werden auf diese Alles dagewesene überteffende, direct auf Leinwand und auf Holz gearbeitete

Copien berühmter Meister

aufmerksam gemacht.

Vorgelegt wurden die Peinture-Bogaerts bei den Directionen der **Akademien der bildenden Künste zu Berlin, Wien und München.**

Nicht zu unterscheiden vom Originalgemälde.

Prächtiger Zimmerschmuck.

Deutsche und französische Cataloge gratis u. franco.

Preis pro Tableau in reich vergoldeten Brüsseler Rahmen à 40 M. = 25 fl. O. W.
Zu beziehen durch das
General-Depôt von **J. M. Grob, Leipzig-Eutritzsch**, Haupt-Depôt für Oesterreich-Ungarn **Fr. Rödl, Wien I**, Bäckerstraße 20, Haupt-Depôt für Süddeutschland u. Schweiz: **Th. König**, Herzogl. Bayer. Hoflieferant, **München**, Karlsstraße 27 und durch alle soliden Buch- und Kunsthandlungen. [3903

In jeder Buchhandlung zu haben: [3885
(Innere und äußere Krankheiten zu behandeln und zu heilen:)

Der Leibarzt,

oder **500 bewährte Hausarzneimittel** gegen 145 Krankheiten der Menschen; nebst der Kunst, **ein langes Leben zu erhalten**, von den Wunderkräften des kalten Wassers und **Dr. Hufeland's Haus- und Reise-Apotheke.**
14. verbesserte Auflage. 1 Mk. 50 Pf.
Bei allen Krankheitsfällen bietet dieses Buch Rath und Hülfe.

Die 100. K. S. Landes-Lotterie, wovon die 3. Classe den 5. u. 6. Septbr. d. J. gezogen wird, enthält noch unter 43000 Gewinnen, die Haupttreffer: 500,000 — 300,000 200,000 — 150,000 — 100,000 — 60,000 — 3 mal 50,000 — 2 à 40,000 — 7 à 30,000 — 2 à 25,000 2 à 20,000 — 22 à 15,000 — 2 à 10,000 — 75 à 5000 — 835 à 3000 Mk. 2c. Kaufloose hierzu in $^1/_1$ à 120 M., $^1/_2$ à 60 M., $^1/_5$ à 24 M., $^1/_{10}$ à 12 M., vers. geg. Eins. des Betrags u. Portovergüt. überall hin die Lotterie-Collection v. **August Hunger in Waldheim** in S. Obermarkt 212.

In allen Buchhandlungen zu haben:
☞ **Die Kunst**

ein vorzügliches Gedächtniß

zu erlangen, so daß man **Alles**, was man **hört** und **liest, besser behalten kann.** — Auf Wahrheit, Vernunft und Erfahrung begründ. Von Dr. **Hartenbach.**
13. Auflage. — 1 Mark. [3887
Ernst'sche Buchhandlung, Quedlinburg.

Das Maiabendfest in Bochum, gegr. 1388 (siehe Gartenlaube No. 23). Zu haben für 1 M. franco beim Verfasser **Max Seippel, Bochum.**

---

250 echte verschiedene Briefmarken, 20 ungest. z. B. Natal, Guiana etc. nur 3 M. **Otto Wiering, Hamburg.**

Deutsch-amerikanisches Auskunftsbüreau

C. Hilberg.
114 West 18 Street, [3964
Chicago, Ills.

Auskunft über alle amerik. Verhältnisse, Landangelegenheiten u. s. w. Besorgung von Commissionen, sowie Nachweis von Beschäftigung aller Art. Anfrage 3 Mark, 1 Fl. 50 Kr. in Postmarken. Vertreter gesucht.

Gründliche und schnelle Aneignung einer schönen Handschrift durch den prämiirten **brieflichen** *Cursus. Gratisliefert Probe-Lection*
Ferdinand Simon,
vereid. Sachverständiger
Magdeburg.

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Anstalt gewissenhafte Pflege und Ausbildung, Familienanschluß und, wenn möglich, Heranbildung zu einem Lebensberufe.
Dresden-N. Oppellstr. 44. [3875
W. Schröter, Director.

Frankfurt Main Ausstellung

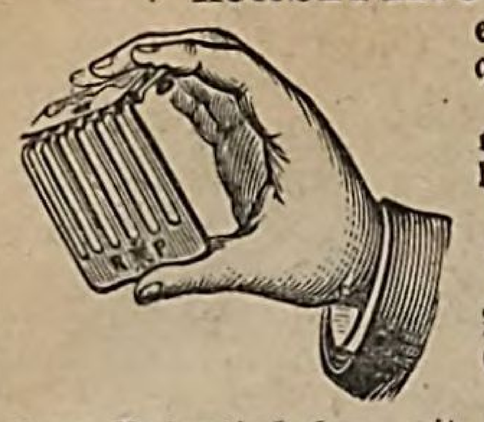
Allgem. Deutsche Patent- & Musterschutz-Ausstellung.

Eingetheilt in die nachstehenden Gruppen I. Textil- und Bekleidungs-Industrie. II. Kautschuk, Gummi und Leder. III. Papier-Industrie. IV. Holz- und Möbel-Industrie. V. Thon- und Glaswaaren. VI. Kurz- und Galanterie-Waaren. VII. Metall-Industrie (Eisen, Zink, Nickel, Kupfer 2c.) Edel-Metalle und Juwelier-Erzeugnisse. VIII. Dampfkessel- und Feuerungs-Anlagen; Motoren: Dampf-, Gas- Heißluftmaschinen, Wind- und Wassermotoren; Maschinen und Apparate für Mühlenwesen, Brauerei, Spritfabrikation, Zuckerfabrikation, Berg- und Hüttenwesen 2c.: Transport-Maschinen und Geräthe: Werkzeuge, Pumpen, Wagen, Ventilatoren, Wassermesser; Land- und Hauswirthschaftliche Maschinen; Armaturen, Maschinen-Elemente, Dichtungs-Material. IX. Bau- und Ingenieur-Wesen. X. Chemische Industrie, Nahrungs- und Genuß-Mittel. XI. Wissenschaftliche Instrumente. XII. Musikalische Instrumente. XIII. Graphische Künste. **Local-Industrie-Ausstellung** mit gleicher Gruppen-Eintheilung. **Internationale Balneologische Ausstellung** (Badewesen und Bädereinrichtung). **Internationale Gartenbau-Ausstellung. Frankfurter historische Kunst-Ausstellung.** — Laie und Fachmann werden viel Außergewöhnliches finden. Der Aufenthalt auf der Ausstellung ist durch die verschiedensten großartigen Einrichtungen ein sehr angenehmer und unterhaltender. Entrée 1 Mark. Gesellschaften und Vereine von mindestens 30 Personen à Person 50 Pfennige. — Elektrischer Aufzug und Eisenbahn. — Natürliche Eisbahn. — Bureau des Wohnungs-Ausschusses (zur Vermittelung von Privatlogis) Götheplatz 5. [3954

BARON LIEBIG'S MALTO-LEGUMINOSEN-CHOCOLADE & -MEHL.

Beste blutbildende Nahrungsstoffe aus der Fabrik von *Starker & Pobuda K. Hoflief. Stuttgart.* **Die Malto-Leguminosen-Chocolade** gibt nach Ausspruch erster medicinischer Autoritäten für an schwacher Verdauung leidende Personen, scrophulöse, blutarme Kinder, stillende Frauen, schwächliche Mädchen etc. ein vorzüglich nährendes, angenehm schmeckendes Getränk. **Das Malto-Leguminosen-Mehl** bewährt sich als stärkende und leicht verdauliche Suppe in vorstehend genannten Fällen ebenfalls als ganz ausgezeichnetes Nährmittel, sowie als vortreffliche Kindernahrung von dem ersten Lebensjahre an. Die Detailpreise sind auf sämmtlichen Packungen aufgedruckt. Niederlagen in Apotheken, Conditoreien und Specereihandlungen. Wo noch nicht vertreten, Niederlagen gesucht. [3979

Patent-Sicherheits-Rasirmesser

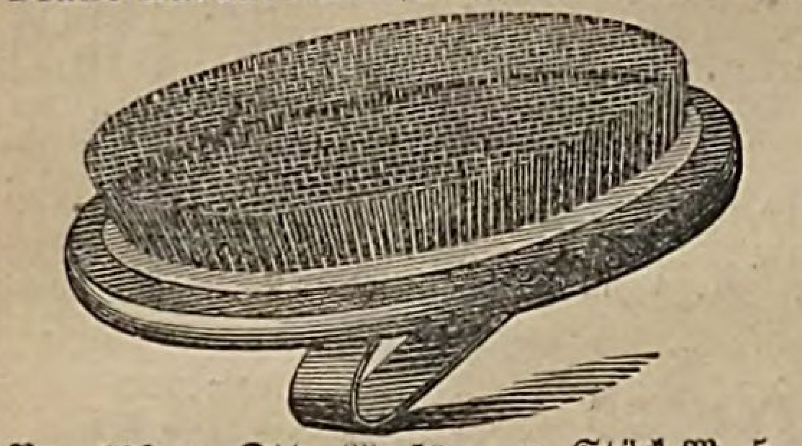


ermöglichen ein bequemes u. schnelles **Selbstrasiren,** ohne fürchten zu brauchen, sich zu schneiden. Gute Qualität garant. Detailpreis für Messer in Leder-Etuis mit Spiegel M. 10.—.
Vom Patentinhaber mit dem Alleinverkauf beauftragt **Ernst Schneider,** Gertraudtenstraße 18/19 **Berlin C.** [3951

Für Magenleidende

verf. **gestrikte Corsets** in Baumwolle und Wolle à 4½ und 6½ Mark nach Maaß die Corsetfabrik **F. Recke, Mühlhausen** in Thüringen. [3963

Draht-Kardätschen für Pferde u. Rindvieh.



No. 106. p. Dtzd. M. 50.— p. Stück M. 5.—
Ernst Petzold jun., Chemnitz, Sachs.
Fabrik aller Sorten Drahtbürsten. [3948

Pferdedecken

125 Ctmt. breit 175 Ctmt. lang das Stück **3 Mk.,** schwerste Doppeldecken, gleichzeitig als Schlafdecken zu empfehlen das Stück **5 Mk.** versendet gegen Nachnahme. [3982
A. Dresel, Chemnitz in Sachsen.



ROWLAND'S

KALYDOR kühlt und erfrischt das Gesicht bei heißem Wetter und vertreibt Röthe, Sommersprossen 2c.
MACASSAR-OEL verhindert das Ausfallen u. Austrocknen des Haares bei heißem Wetter.
Man fordere die Fabrikate von:
A ROWLAND & SONS,
20 Hatton Garden **LONDON.**
Zu haben bei allen Parfümeuren.

Gegen nervösen Kopfschmerz

Gesicht- u. Zahnschmerz, Migräne 2c. empfehlen Dr. O. Diruf sen., kgl. bayr. Hofrath in Kissingen u. viele berühmte Aerzte und Professoren als wirksamstes Mittel das von mir allein ächt u. direct importirte **chines. Poho-Oel. — Fälschungen zu vermeiden, beachte man mein Siegel! Ernst Ihl, Ludwigs-Apotheke, Bad Kissingen.** [3944

Adoption.
Ein kinderloses gut situirt. Ehepaar wünscht ein Mädchen von circa 2 Jahren von vornehmer, wenn auch discreter Abkunft zu adoptiren. Das Kind muß gesund u. von hübschem Aeußeren sein. Briefe mit Photographie des Kindes unter Chiffre **B. B. 99** erbeten Postlagernd **Bremen.** [3987

Jean Fränkel,

Bankgeschäft.

Berlin SW., Kommandantenstraße 15.

Cassa-, Zeit- und Prämiengeschäfte zu coulanten Bedingungen, Couponseinlösung provisionsfrei. **Genaueste** Auskunft über **alle Werthpapiere** ertheile gratis und bereitwilligst.
Meinen **Börsenwochenbericht,** sowie meine **Broschüre:** Capitalsanlage und Speculation in Werthpapieren mit besonderer Berücksichtigung der **Prämiengeschäfte**
(Zeitgeschäfte mit beschränktem Risico) versende gratis. [3900

Die beste, billigste und sicherste

Verbindung zwischen dem Kontinent u. England

bietet der tägliche Post-, Personen- und Güter-Dienst

via Vlissingen-Queenboro'-London,

Berlin — London	London — Berlin
Hamburg — London	London — Hamburg

in ca. 24 Stunden.
via Oberhausen-Wesel-Boxtel

ab Berlin	8¹⁰ Vorm.	ab London	8²⁵ Nachm.
„ Hamburg	6⁴⁵ „	in Köln (via Venlo)	2⁰⁰ „
„ Köln (via Venlo)	1⁴⁰ Nchm.	„ Hamburg	9¹⁵ „
in London	8⁰⁰ Vorm.	„ Berlin	10¹⁵ „

Direkte Billetausgabe und Gepäckeinschreibung auf allen Hauptstationen — auch Retourbillets mit 30tägiger Giltigkeit —.
Die Räderdampfer der Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Zeeland" sind die grössten, schönsten und komfortabelst eingerichteten Schiffe, welche zwischen dem Kontinent und England fahren. [3980
Sie sind wahre See-Hôtel mit prächtigen Salons, Damensalon, Rauchsalon, grossem Promenade-Deck, sowie vorzüglichen Betten u. bieten den besten Schutz gegen Seekrankheit.

Auch Sonntags-Dienst.

Eil- und Frachtgüter finden prompteste Beförderung.
Nähere Auskunft ertheilen: Cours- und Reisebücher; die Direction der Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Zeeland" Vlissingen; die Niederländische Staatsbahn, Utrecht; die London, Chatham und Dover Eisenbahn, London, sowie die bekannten Herren Agenten: BEST RYLEY & Co., London; THOs. COOK & SON, London: J. J. NIESSEN, Cöln; das Universal-Reise-Bureau in Frankfurt a/M.; BRASCH & ROTHENSTEIN in Berlin, Leipzig, Düsseldorf und Wien.

Herzogliche technische Hochschule zu Braunschweig.

Ausführliche Programme für das nächste Studienjahr sind gratis von der Kanzlei zu beziehen.

Königl. Technische Hochschule zu Aachen.

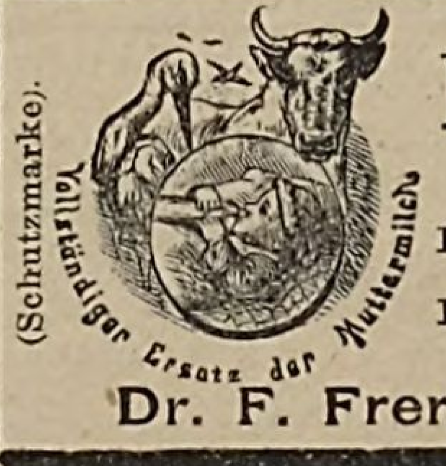
Beginn der Semester: Anfang October und nach Ostern. Bergbau-Abtheilung eröffnet am 1. October v. J. [3966
Programm von Rectorat.

Technicum der STADT RHEYDT Rheinpreussen.	Fachschule für Bau- u. Maschinenwesen u. Chemie. Programm kostenfrei.

Privat-Entbind.-Anstalt für Damen der besseren Stände. Frau verw. **Klauer** (Geburtshelferin, Tochter eines Arztes) **Dresden,** Rietschelstr. 15. [3925

Richard C. van Haagen's Cacaopuder

ist garantirt **rein,** betreffs des Aromas ausgezeichneter und **kräftiger als jede andere Sorte;** der leichten Verdaulichkeit wegen schwachen Personen sehr zu empfehlen. [3940
Fabrik in Utrecht (Holland).
Zu bekommen in jeder Materialwaarenhandlung.



Dr. Frerichs'

Deutsches Kindermehl.

Nahrhaftester Ersatz der Muttermilch
für Kinder jeden Alters.
Die Kinder nehmen bei dieser Nahrung regelmässig an Körpergewicht zu.
In Blechdosen à 1 *M* 20 *Pfg.* in den Apotheken zu haben.
Ausführlicher Bericht hierüber gratis und franco.
Dr. F. Frerichs & Co. in Leipzig (Reudnitz).

für Russland: **Edw. Frischmuth in St. Petersburg.**
für Norwegen: **Morten Nyegaard in Christiania.** [3831
für Dänemark: **G. Lotze in Odense.**
Nach Orten ohne Niederlagen bei 3 Dosen Franko-Versandt ab Fabrik.

Finnen, Wimmerln

im Gesichte, entfernt mein, an mir selbst erprobtes kosmetisches Toilettenwasser. Mit Gebrauchsanweisung und Verhaltungsmaßregeln à Flac. 3 Mark franco. „Betrag in Briefmarken einsenden." [3764
Römhild, i/Thür. **J. Rottmanner,** Apotheker.
Wien: Apoth. **Ph. Neustein,** Plankengasse 6.
Posen: Rothe Apotheke.
München: Bonifazius-Apotheke.

Damen

find. freundl. Aufn. bei Frau **Wahrmann,** Hebamme, **Hannover,** Kirschenstr. 10. (Früher Oberhebamme in der Königl. Entbindungsanstalt.) [3970

Ein gebildetes, junges Mädchen, (eventuell Kindergärtnerin) zur Erziehung von drei Kindern im Alter von 3½ bis 6½ Jahren gesucht. Offerten unter **E. P. 65** bef. die Exped.

St. Bernhardthund 3 J., löwengelb Houdanhühner, 81, überseeische Vögel, Nymphensittiche, Italienerhühner, Wolkenstechertauben Autograph. Apparat, hochf. Aquariumgestell, Orgelpedalharmonium, Gewehre verkauft **Heinr. Aug. Mastny, Lomnic,** Jiciner Kreis, Böhmen. Anfragen mit Retourmarke.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao. 1 Pfd. = 100 Tassen.

Preis: per	3/1	1/1	1/2	1/4 = Pfd.-Dose
	850	300	150	80 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL Dresden
Zu haben in den meisten Colonial- Delicatess- und Droguengeschäften.

Rationellstes, bestes und daher billigstes Hunde-Futter



FLEISCHZWIEBACK

von

F. Krietsch, Wurzen i. S.

alleinig. Inhaber des Fabrikationsrechtes nach Prof. Dr. Metzdorfs neuestem Recept.
Probepackete von 5 Kilo zum Preise von M. 2. 50, sowie Prospekte über Zusammensetzung, Bereitungsweise und Anleitung zur zweckmäßigsten Verfütterung der Zwiebacke werden auf Wunsch franko übersandt.

„Eine **Dame,** feingebildet, unterhaltend, häuslich s. erfahren, u. praktisch, w. Stelle z. Seite der Hausfrau, od. a. Vertreterin ders. Beste Referenz. Off. u. **E. H. 17** bef. d. Exp. d. Bl.

Zur Erziehung eines einzigen Knaben von 5 Jahren, der seine Mutter verloren hat, und selbständigen Führung des kleinen Haushalts wird eine alleinstehende Wittwe von 25—30 J. aus geb. Stande, evang. gesucht. Gewünscht wird, daß dieselbe gut französisch spricht, einen heit. Char. besitzt u. womöglich etwas musikal. ist. Anmeldungen m. Referenz. u. Gehaltsanspruch, nebst Photogr., die zurückgesandt wird, nimmt die Annoncen-Exp von **Rudolf Mosse** (Staudt & Sapp) **Homburg** v. d. Höhe sub. **H. S. 67** entgegen.

Ein gebildet. Mädchen aus guter Familie sucht Stellung als Stütze der Hausfrau. Es w. weniger a. Gehalt a. a. freundl. Behandl. gesehen. Off. erb. **G. S. Deutschossig** b. Görlitz.

2—3 Waisen klein u. Geschw. w. v. e. ält. geb. kinderl. Ehep. um d. K. d. verlorne Heimat z. ersetz. u. s. selbst versagte Fam. z. gründen, i. Pension z. n. gesucht. Ref. vorh. w. bezeugen d. Verw. u. Vorm. d. Kind. k. liebev. u. sorgf. Händ. anvertr. können. Adr. Exp. d. Bl. u. „Waisen."

Meine S! Mein süßes, geliebtes Leben! Ich gr. Dich herzinnigst vieltausendmal! Vielleicht ist es Dir mögl., mich wieder einmal m. einigen Zeilen z. erfreuen, ich warte sehnsuchtsv. auf e. Nachricht von Dir! In Liebe Dein R. Dein a.s.T.

Anonymus F. G. in E. Briefe erh.? Bitte br. um bald. Nachricht u. bekannt. Adresse.

Nordseebad Norderney.

Bremer Logirhäuser.

In dem Etablissement stehen für den Herbst und Winteraufenthalt vollständig eingerichtete, heizbare und mit Doppelfenstern versehene Zimmer mit Pension zur Verfügung. Nähere Auskunft ertheilt und Anmeldungen nimmt entgegen. [3962
Norderney, im Juli 1881.
der Administrator
W. Rettig.

Alle Annoncen

sowohl für politische Zeitungen, Provinzialblätter, als für Fachzeitschriften werden ohne Kostenerhöhung am **billigsten** und **promptesten** befördert durch die Zeitungs-Annoncen-Expedition von

Rudolf Mosse, Leipzig.

Zeitungs-Verzeichniß (Insertions-Tarif) sowie Kosten-Anschläge gratis und franco.
Bei größeren Aufträgen höchster Rabatt.

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur

Gartenlaube

№ 447. XVI. Jahrg.

Herzogliche technische Hochschule
zu Braunschweig.

Das Programm für das Studienjahr 1881/82, welches von der Kanzlei gratis zu beziehen ist, enthält die officiellen Bekanntmachungen über die zwischen der Königl. **Preußischen** und Herzoglich **Braunschweigischen** Regierung vereinbarte **Gleichstellung** und **gegenseitige staatliche Anerkennung** der **ersten Staats-Prüfungen** im **Hochbau-, Ingenieurbau- und Maschinenbau-Fache,** welche einerseits von den Königlichen Prüfungs-Commissionen zu Berlin, Aachen und Hannover, andererseits von der Herzoglichen technischen Prüfungs-Commission zu Braunschweig abgehalten werden.

3973] Der Director: Professor Dr. H. Sommer.

Grossh. technische Hochschule zu Darmstadt

mit folgenden Abtheilungen: Bauschule, Ingenieurschule, Maschinenbauschule, Chemisch-technische Schule, Mathematisch-naturwissenschaftliche Schule. — **Anmeldungen bis zum 12. October.** Beginn der Vorlesungen 17. October. **Programme gratis vom Secretariat.**

4000] Die Direction: H. Wagner.

Dr. Frerichs'

Deutsches Kindermehl.

(Schutzmarke). Vollständiger Ersatz der Muttermilch

Nahrhaftester Ersatz der Muttermilch
für Kinder jeden Alters.
Die Kinder nehmen bei dieser Nahrung regelmässig an Körpergewicht zu.
In Blechdosen à 1 *M* 20 *Pfg.* in den Apotheken zu haben.
Ausführlicher Bericht hierüber gratis und franco.

Dr. F. Frerichs & Co. in Leipzig (Reudnitz).

für Russland: Edw. Frischmuth in St. Petersburg.
für Norwegen: Morten Nyegaard in Christiania. [3831
für Dänemark: G. Lotze in Odense.
Nach Orten ohne Niederlagen bei 3 Dosen Franko-Versandt ab Fabrik.

Polytechnikum Karlsruhe.
Studienjahr 1881—82.

Das Studienjahr zerfällt in zwei Semester. Das Wintersemester beginnt mit dem 1. Oktober und schließt mit dem 15. März. **Die Vorlesungen beginnen am 10. Oktober.** Das Sommersemester beginnt mit dem 15. April und schließt mit dem 31. Juli.

Honorarzahlung. Aufnahme in die Fachschulen und Einweisung in die Vorträge und Uebungen sollen **längstens** bis zum 15. Oktober beziehungsweise 1. Mai vollzogen sein.

Das Programm, welches die Aufnahmebedingungen, das Verzeichniß der Vorlesungen und die Studirpläne der einzelnen Fachschulen enthält, ist gegen Einsendung von 1 Mark durch den Hausmeister des Polytechnikums portofrei zu beziehen, und auch auf dem Wege des Buchhandels zu haben. [3989

Karlsruhe, den 4. August 1881.

Direction der Großh. polytechnischen Schule.
Hart.

Seidel & Naumann, Dresden

erhielten für ihre Nähmaschinen auf der Gewerbe- und Industrie-Ausstellung in Halle a. S. [3994

die goldene Medaille,

die einzige auf Nähmaschinen ertheilte. Jede Maschine ist mit unserer Fabrikmarke versehen.
Seidel & Naumann's Nähmaschinen findet man in jeder Stadt bei allen grösseren Nähmaschinen-Händlern.

VERBESSERTE SINGER-NÄHMASCHINE · SEIDEL & NAUMANN. DRESDEN.
Fabrik-Marke für Singer A u. Medium.

ORIGINAL SAXONIA REGIA · SEIDEL & NAUMANN. DRESDEN.
Fabrik-Marke für Saxonia-Regia

Töchterschule u. Pensionat v. E. Schönfeld, Breslau, Neue Taschenstr. 28. Günstige Zeit zur Anmeldung neuer Zöglinge. [3993

Baugewerkschule
Eckernförde.

Beg. d. **Wintersemesters 1. Nov.,** des Vorcursus **3. Octbr.** d. J. Abgangsprüf. d. Regierungscommiss. Auskunft durch die **Direction.**

Stettin—Kopenhagen.

A. I. Postdampfer **„Titania"**, Kapt. Ziemke, von **Stettin** jeden **Sonnabend** 12 Uhr Mtg., „ **Kopenhagen** jeden **Mittwoch** 3 Uhr Nm.
I. Kajüte 18 M., II. Kajüte 10 M. 50 Pf., Deck 6 M. **Hin- u. Retour-** sowie **Rundreise-Billets** (30 Tage gültig) zu ermäßigten Preisen am Bord der „Titania" erhältlich.

3922] **Rud. Christ. Gribel.**

Elektro-galvanischer Apparat.



Dieser von den berühmtesten Professoren empfohlene Apparat (welcher sozusagen eine Haus-Apotheke bildet) ist von Jedermann leicht zu handhaben und wirkt bei nachstehenden **Krankheiten** äusserst wohlthätig u. heilkräftig, so dass der Kranke in kürzester Zeit von seinem Leiden befreit wird.

Elektrische Curen werden mit Erfolg angewendet bei: **Rheumatismus und Lähmungen jeder Art, Nervenschwäche, Hirn- und Rückenmarkleiden, Epilepsie, Zuckungen, Zittern, zur Stärkung der Seh-, Gehör- und Sinnesnerven, Krämpfe-Zustände, Neuralgie, Magen-Krankheiten etc., selbst veraltete Uebelwerden schnell behoben.**

Ein solcher in jeder Familie unentbehrlicher elektrischer Apparat, exact ausgeführt, complet sammt Gebrauchs-Anweisung, früherer Preis 40 M., jetzt durch Massenconsum nur 10 M.

Dieser Apparat eignet sich auch zu wissenschaftlichen Zwecken und ist daher allen höheren Schülern, Lehrern u. Lehr-Anstalten zum Anschauungs-Unterricht, sowie allen Aerzten zum praktischen Gebrauch besonders zu empfehlen. [3860



Für Exporteure!
Die so praktische, schnell beliebt gewordene **elektrische Zündmaschine** verkaufe ich, verbessert, verlässliches Fabrikat gegen Cassa per Dutzend 40 M., Musterstücke 5 M.

A. Friedmann's Fabrik elektrischer Apparate.
Wien, II., Praterstrasse 26.

K. K. ausschl. priv.
med. Dr. Peter Pfeffermann's
Zahnpasta

seit 34 Jahren bestehend **nur echt** mit dieser in jeder Dose eingebrannten Schutzmarke. **Wien,** I. Bezirk, Lobkowitzplatz Nr. 1, 1. Stock. Auch vorräthig in allen größeren Apotheken und Parfumerien. [3991

Damen

find. freundl. Aufn. bei Frau Wahrmann, Hebamme, **Hannover,** Kirschenstr. 10. (Früher Oberhebamme in der Königl. Entbindungsanstalt.) [3970

Jean Fränkel,
Bankgeschäft.
Berlin SW., Kommandantenstraße 15.

Cassa-, Zeit- und Prämiengeschäfte zu coulanten Bedingungen, Couponseinlösung provisionsfrei. **Genaueste** Auskunft über **alle Werthpapiere** ertheile gratis und bereitwilligst.

Meinen **Börsenwochenbericht,** sowie meine **Broschüre:** Capitalsanlage und Speculation in Werthpapieren mit besonderer Berücksichtigung der **Prämiengeschäfte** (Zeitgeschäfte mit beschränktem Risico) versende gratis. [3900

Nordseebad Norderney.
Bremer Logirhäuser.

In dem Etablissement stehen für den Herbst und Winteraufenthalt vollständig eingerichtete, heizbare und mit Doppelfenstern versehene Zimmer mit Pension zur Verfügung. Nähere Auskunft ertheilt und Anmeldungen nimmt entgegen. [3962

Norderney, im Juli 1881. der Administrator W. Rettig.

„AEOLUS"
transportabler Wasserstrahl-Ventilator.

D. R. P. No. 13492. D. R. P. No. 14827.
Geschützt in allen Staaten.



Von größter Wirksamkeit zur **Luftfrischung** eventuell bis zur größten Luftkühlung besonders für Räume, die durch zahlreiche Gasflammen erhitzt sind, ferner für Wohn- u. Geschäftsräume, Gewächshäuser, Buchdruckereien, Krankenhäuser, Krankenstuben, für Pferdeställe, überhaupt für die Landwirthschaft von größter Wichtigkeit.

Der „Aeolus" ist mit größter Leichtigkeit überall aufzustellen, die Bedienung ist die denkbar **einfachste und können Betriebsstörungen** nicht vorkommen.

Empfohlen und zur Anwendung gebracht von unseren bedeutendsten Technikern in Ministerial- und Postgebäuden, Krankenhäusern, Buchdruckereien, unzähligen Büreaus und Privathäusern.

Bei Verwendung heißen Wassers ist der Apparat zur raschen Erzeugung von Schwitzbädern geeignet.

Wasserverbrauch nur **sehr gering.**

Ferner empfohlen durch unsere bedeutendsten medicinischen Autoritäten. Eingehend wird diese wichtige **Erfindung** in der „Deutschen Rundschau" 7. Jahrgang, Heft 8. Mai 1881, herausgegeben von Herrn **Jul. Rodenberg** und in der „Deutschen medicinischen Wochenschrift" No. 22, 1881, herausgegeben von **Dr. P. Börner** durch den Königlichen Geheimen Sanitätsrath, Docent der Universität Herrn **Dr. med. A. Tobold** beleuchtet.

Mestern's [3968
Technisches Institut für Ventilation.
133 Leipziger Strasse 133 BERLIN W.

Privat-Entbind.-Anstalt für Damen der besseren Stände. Frau verw. **Klauer** (Geburtshelferin, Tochter eines Arztes) **Dresden,** Rietschelstr. 15. [3925

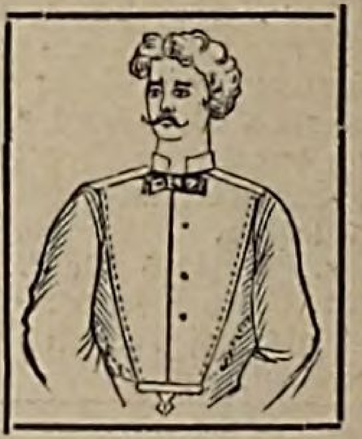
Privat-Entbindungs-Anstalt eines verh. Arztes. Liebevollste Pflege. **R. R. R. Weimar** postlagernd frei. [3977] (B. 3752)

Richard C. van Haagen's
Cacaopuder

ist garantirt **rein,** betreffs des Aromas ausgezeichneter und **kräftiger als jede andere Sorte;** der leichten Verdaulichkeit wegen schwachen Personen sehr zu empfehlen. [3940

Fabrik in Utrecht (Holland).
Zu bekommen in jeder Materialwaarenhandlung.

Man lasse sich vor Bestellung von
Oberhemden,
Kragen, Manschetten, Nachthemden etc., das eben erschienene Preisverzeichniß über



Herren-Wäsche

welches mit vielen photographischen Abbildungen, Stoff-Proben jeden Artikels, Maaß-Angabe versehen ist, kostenfrei und franco zusenden. [3932

Hermann Schöbel,
Berlin C., Roßstr. 29.
Etablirt 1863.
Bitte auf **vollen** Namen zu achten.

Bewährteste
Brütapparate

sicher arbeitend, **Wärmeregulirung selbstthätig, Mastkäfige,** sowie alle Utensilien zur **Geflügelzucht** empfehlen [3920

Grünhaldt & Co.
in **Oberlössnitz** bei **Dresden.**

Wachs.
weisses reines Bienenwachs und Wachskerzen offeriren billigst [3990
Friedrich Schubuth & Sohn,
Lemberg in Galizien.
Ein Werkführer wird auch gesucht.

Gegen nervösen Kopfschmerz

Gesichts- u. Zahnschmerz, Migräne ꝛc. empfehlen Dr. O. Diruf sen., kgl. bayr. Hofrath in Kissingen u. viele berühmte Aerzte und Professoren als wirksamstes Mittel das von mir allein ächt u. direct importirte **chines. Poho-Oel. — Fälschungen zu vermeiden, beachte man mein Siegel! Ernst Ihl, Ludwigs-Apotheke, Bad Kissingen.** [3944

Repräsentantin des Hauses gesucht,

in die mütterlicherseits verwaiste Familie eines in guten Verhältnissen lebenden Kaufmannes, dessen älteste Tochter sich demnächst verheirathet. — Event. Bewerberinnen müssen mit körperlicher Gesundheit, geistiger Frische, richtig haushälterischem Sinn, ächter Herzensgüte entspringendes, sanftes, freundl. Wesen verbinden u. das Geschick haben, ohne Herrschsucht sich durch die Gediegenheit ihres Wesens die Achtung u. Zuneigung der Familienglieder (Kinder gut geartet bis zu 7 Jahren herab), zu gewinnen. Bei solchen Eigenschaften wäre Wirken u. Stellung so angenehm als dankreich. — Anerbietungen mit Angabe der Personalien u. Referenzen, womöglich mit Photographie, wenn gewünscht unter Zusicherung strengster Diskretion unter Chiffre W. 71616 erbeten durch **Haasenstein & Vogler in Stuttgart.** [3988

Aufrichtiges
Heiraths-Gesuch.

Ein junger gebildeter Kaufmann (Premier-Lieutenant der Reserve) 31 Jahre alt, von angenehmen Aeußern, solidem Charakter und nicht ohne Vermögen, sucht, da es ihm an Damenbekanntschaft fehlt, die einer gebildeten vermögenden jungen Dame zu machen. — Hierauf ernstlich reflectirende junge Damen wollen vertrauensvoll Photographie, sowie ihre Adresse unter **A. von C.** an die Exped. dss. Blattes einsenden! [4001

Discretion Ehrensache.

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube.

№ 448. XVI. Jahrg.

Gründliche und schnelle Aneignung einer schönen Handschrift durch den prämiirten **brieflichen** *Cursus. Gratisliefert Probe-Lection*
Ferdinand Simon,
vereid. Sachverständiger
Magdeburg.

Für Magenleidende

verſ. gestrikte Corsets in Baumwolle und Wolle à 4½ und 6½ Mark nach Maaß die Corſetfabrik **F. Recke,**
Mühlhausen in Thüringen. [3963

ENGLISCHE BISCUITS



von
F. Krietsch, Wurzen i/S

anerkannt vorzüglichſter Qualität in 100 verſchiedenen Sorten.

Muſterſortimente zu 3, 6 und 9 Mark empfohlen. Preiskarten ſowie Proſpekte über Beſchaffenheit, Nützlichkeit und Verwendung der Biscuits werden auf Wunſch franko überſandt.

Privat-Entbind.-Anſtalt für Damen der beſſeren Stände. Frau verw. **Klauer** (Geburtshelferin, Tochter eines Arztes) **Dresden**, Rietſchelſtr. 15. [3925

TRADE-MARK

Das Versand-Geschäft

Mey & Edlich Plagwitz-Leipzig

Hoflieferanten Sr. Maj. des Königs von Sachsen

versendet nachstehende Waarengattungen **direct** nur an Consumenten, selbst vom kleinsten Quantum an in **bester** Qualität zu den **billigsten** Preisen **nach allen Ländern Europa's.**
Es liegt im Interesse eines Jeden, welcher Bedarf in einem oder dem anderen angebotenen Artikel hat, sich den **illustrirten Preis-Courant** von dem Versand-Geschäft **Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig, kommen zu lassen,** welcher auf frankirtes Verlangen **gratis** u. **franco an Jedermann gesand wird.**

Specialitäten
des Versand-Geschäfts MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig:

Mey's Stoffkragen, Manschetten und Vorhemdchen für Herren, Damen und Kinder,
Stoffrüschen,
Rüschen in Batist, Tüll, Mull, Gaze etc. für Damen.

Schwarzseidene Cravatten für Herren und Knaben,
Weisse Batist- und Atlas-Cravatten für Herren,
Bunte Satin-Cravatten,
Schwarzseidene Bindeshlipse.

Manschettenknöpfe mit Eindrehfuss und Feder,
Kragen- und Vorhemdchenknöpfe.

Leinene Handtücher, leinene Wischtücher, Hausleinen und Prima geklärt Creas-Leinen im Stück und per Meter.
Rein leinene Taschentücher für Damen, Herren und Kinder,
Leinene Oberhemden-Einsätze,

Herren und Knaben-Oberhemden,
Nachthemden für Herren.

Leinene Kragen und Manschetten für Damen, Herren und Kinder.

Shirtings, Chiffons und Hemdentuch.

Baumwollene Strumpfwaaren f. Frauen, Herren u. Kinder.

Gesundheits-Jacken für Damen und Herren.

Parfums; Toilette-Seifen.

Japanischer und Chinesischer Thee,
Chocoladen; Mey's Cacao pulverisirt,
Kaffee-Ersatz,
Biscuits und Waffeln. [3807
Cigarren.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei geliefert
und zwar innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.
Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.
Illustrirte Preis-Courante werden auf Verlangen an Jedermann gratis und franco versand.
Das Versand-Geschäft **MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig** garantirt und verschickt **nur beste Waare** zu den billigsten Preisen. Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.
Briefe, Anfragen und Aufträge sind zu richten an das

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig und 9 Neumarkt Leipzig.

Die beste, billigste und sicherste

Verbindung zwischen dem Kontinent u. England

bietet der tägliche Post-, Personen- und Güter-Dienst

via Vlissingen-Queenboro'-London,

Berlin — London | **London — Berlin**
Hamburg — London | **London — Hamburg**
in ca. 24 Stunden.
via Oberhausen-Wesel-Boxtel

ab Berlin	8^{10} Vorm.	ab London	8^{25} Nachm.
„ Hamburg	6^{45} „	in Köln (via Venlo)	2^{00} „
„ Köln (via Venlo)	1^{40} Nchm.	„ Hamburg	9^{15} „
in London	8^{00} Vorm.	„ Berlin	10^{15} „

Direkte Billetausgabe und Gepäckeinschreibung auf allen Hauptstationen — auch Retourbillets mit 30tägiger Giltigkeit —.

Die Räderdampfer der Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Zeeland" sind die grössten, schönsten und komfortabelst eingerichteten Schiffe, welche zwischen dem Kontinent und England fahren. [3980

Sie sind wahre See-Hôtel mit prächtigen Salons, Damensalon, Rauchsalon, grossem Promenade-Deck, sowie vorzüglichen Betten u. bieten den besten Schutz gegen Seekrankheit.

Auch Sonntags-Dienst.

Eil- und Frachtgüter finden prompteste Beförderung.

Nähere Auskunft ertheilen: Cours- und Reisebücher; die Direction der Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Zeeland" Vlissingen; die Niederländische Staatsbahn, Utrecht; die London, Chatham und Dover Eisenbahn, London, sowie die bekannten Herren Agenten: BEST RYLEY & Co., London; THOs. COOK & SON, London: J. J. NIESSEN, Cöln; das Universal-Reise-Bureau in Frankfurt a/M.; BRASCH & ROTHENSTEIN in Berlin, Leipzig, Düsseldorf und Wien.

Richard C. van Haagen's

Cacaopuder

iſt garantirt **rein**, betreffs des Aromas ausgezeichneter und **kräftiger als jede andere Sorte;** der leichten Verdaulichkeit wegen ſchwachen Perſonen ſehr zu empfehlen. [3940
Fabrik in Utrecht (Holland).
Zu bekommen in jeder Materialwaarenhandlung.

Nordseebad Norderney.
Bremer Logirhäuser.

In dem Etablissement stehen für den Herbst und Winteraufenthalt vollständig eingerichtete, heizbare und mit Doppelfenstern versehene Zimmer mit Pension zur Verfügung. Nähere Auskunft ertheilt und Anmeldungen nimmt entgegen. [3962
Norderney, im Juli 1881.
der Administrator
W. Rettig.

Gesuch!
Vertreter in allen Staaten

für eine in Deutſchland patentirte Sicherheits-Vorrichtung: Schutz gegen Exploſion bei Petroleum-Lampen. Dieſe Sicherheitsvorrichtung läßt ſich in jedem Cosmos-Rundbrenner einſchieben (ob alt oder neu). Eingeführt von Kaiſerl. Königl. Behörden. Alles Nähere durch den Erfinder und Fabrikanten **Oskar Walter,**
4010] **Frankfurt a/Oder**, Gubenerſtr. 18, Deutſchland.

Privat-Entbindung bei einer gebildeten Dame (Geburtshelferin) **Martha Luschnath, Altona** b. Hamburg, gr. Mühlenſtr. Nr. 18 I.

Pensionat-Taubstummenvorschule zu Zittau Proſpekte gratis. [4012

Königliche Technische Hochschule zu Hannover.

Eröffnung des Studienjahres 1881/82 am 1. Oktober 1881. Einschreibungen erfolgen nur vom 1. bis 28. Oktober 1881 und für Vorlesungen des Sommersemesters nur vom 1. bis 21. April 1882.
Programme von dem Rektorate zu erhalten.
Hannover, im August 1881. **Der Rektor: Launhardt.**

Aechter
Alpenbienenhonig

pa. Qualit. verſendet gegen Nachnahme in Blechbüchſen von Kil. 4½ netto (Frankatur und Verpackung inbegriffen):
1. **Honig** von **Poſchiavo** (1011 Mr. üb. M.) à Kilo 3 M. [4003
2. **Honig** von **La Roſa** (1900 Mr. über M.) à Kilo 4 M.

Johs Michael,
Pfarrer in Poschiavo (Graubünden).

Der
„Invalidendank"

unter dem Protectorat Sr. Majeſtät des Königs Albert, Verein zur Förderung der Erwerbsthätigkeit deutſcher **Invaliden,** beſorgt **prompt** und **billigſt Annoncen in ſämmtliche** Zeitungen des **In-** und **Auslandes.**
Bureau in Leipzig, Nikolaiſtraße Nr. 1.

Institut Suter.
Internationales Erziehungs- und Unterrichtshaus

in Laufenburg am Rhein, Schweiz.
(Unter ſtaatlicher Protektion und Aufſicht.)

Beginn des neuen Schuljahres: 15. Oktober.

Die Erziehung und der Unterricht ſind tüchtigen Pädagogen und patentirten Lehrern verſchiedener Nationalitäten anvertraut. Gründlicher Sprachunterricht. Tägliche Converſation in Deutſch, Franzöſiſch, Engliſch, Italieniſch, Ruſſiſch.

A. Primarabtheilung.
B. Fachabtheilungen.

I. Sprachlich-merkantile Abtheilung mit praktiſcher Anleitung in dem mit dem Inſtitute verbundenen Bankgeſchäfte.
II. Technische Abtheilung: Vorbereitung auf das Polytechnicum.
III. Gymnasial-Abtheilung: Vorbereitung auf die Univerſität.
IV. Freie Abtheilung für Studirende vorgerückteren Alters, welche ſich nur in einzelnen Fächern: Modernen Sprachen, Handelswiſſenſchaften ꝛc. ausbilden wollen. [4006

Programme und Referenzen ſtehen jederzeit zu Dienſten.
Anmeldungen ſind rechtzeitig zu richten an den Direktor: E. Suter.

Vorbereitungs-Anstalt für das Abiturienten-examen der Realſchulen u. Gymnaſien. Proſpecte ſendet gratis und franco der Vorſt. der Anſtalt Dr. Neumark, Hannover.

Herren von Distinction

können ſich durch Vertretung eines Weingroßhauſes einen ſoliden leichten Erwerb ſchaffen. Briefe unter A. Z. 100 Bremen poſtlagernd erb.

Welche edle Herzen würden ein junges Mädchen, das weder Vermögen noch Angehörige hat und dazu durch Krankheit verhindert iſt ihrem Beruf als Sprachlehrerin nachzugehen, in den Stand ſetzen, im Süden ſich wieder herzuſtellen? Gefällige Anfragen n. d. näh. Verhältniſſen w. geb. unter M. G. in der Exp. d. Allg. Anz. z. Gtl. niederzulegen.

Mein vielgelieb. R! Mein Alles! Ich erwidere D. Grüße herzinnigl., denke Dein in unwandelb. tr. Liebe! Hoffe auf d. Wiederſ., biſt ja mein einz. Glück, d. ſüße Leben D. tr. S.

Mein R! Du biſt m. Gram, m. Glück; m. th. Lieb, wo Du auch wieder weilen magſt - ich bin bei Dir alle Zeit, u. immer in gleicher Seligk. Trotz allem Schmerz der ſo oft wiederkehrenden Trennung beruhigt mich der Glaube an D. aufrichtige Liebe, u. dieſe D. Liebe iſt m. Wonne, m. Glück, u. dies wohlthuende Gefühl, kann ſelbſt durch jene Schmerzen nicht vermindert werden; denn auch in der freudeloſen Einſamkeit in der ich lebe, bleibt mir ja meine Liebe, u. die Ueberzeugung der Deinigen; und ſo fühle ich den Zauber Deiner mich beſeligenden Nähe die unzertrennbar von mir, in tr. Liebe D. S.

Unter Adminiſtration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube.

№ 449. XVI. Jahrg.



SOENNECKEN'S SCHREIBFEDERN

Düsseldorf 1880



Fabrik-Marke.

F. Soennecken's *Schreibfedern-System* bietet zum ersten Male, seitdem Schreibfedern fabriziert werden, in wenigen Sorten — 5 Grundformen, jede in 3 Grössen und jede Grösse in 3 Spitzenbreiten — eine vollständige, geordnete Auswahl für alle Schreibzwecke und alle Eigenartigkeiten der Hand

Spitze EF, F od. M.
Preis für 1 Gros

Grundformen:



No. 13 M. 2.25.
No. 43 M. 1.75.
No. 73 M. 2 25
No. 153 M. 2.25.
No. 111 M. 1.30.

Damit jeder schnell und sicher eine für Seine Hand passende Feder findet, haben wir Probeschachteln (Sortimente) angefertigt, welche man nach nebenstehendem Plane auswählt.

Preis eines Sortiments (15 Federn) 30 Pf.

Holzfederhalter zu diesen Federn passend
No. 502 naturpolirt: 1 Dutz. M. 1.20
„ 505 „ 1 „ „ 1.45
„ 505 fein schwarz 1 „ „ 2 40

PLAN FÜR DIE AUSWAHL DES SORTIMENTS

Federhaltung: steil									Federhaltung: gestreckt									
Kleine Schrift			Mittelgr. Schrift			Grosse Schrift			Kleine Schrift			Mittelgr. Schrift			Grosse Schrift			
dünn	mittelstark	dick	dünn	mittelstark	dick	dünn	mittelstark	dick	dünn	mittelstark	dick	dünn	mittelstark	dick	dünn	mittelstark	dick	
Sortiment									Sortiment									
A	B	C	D	E	F	G	H	I	K	L	M	N	O	P	Q	R	S	

Jedes Sortiment enthält 15 verschiedene Federn, die alle für die betreffende Schreibgewohnheit berechnet sind; man wird darunter unbedingt eine für die Hand vollständig passende *Feder finden.*

Urteile: „*Leipz. Illustr. Ztg.* v. 5. Mai 1880 . . . Es ist wol überflüssig, erst noch hervorzuheben, wie sehr Soennecken als Autorität in diesem Fach anzuerkennen ist; die Vorzüge des von ihm aufgestellten Systems werden ohnehin von selber einleuchten."

Papier-Zeitung v. 1. Januar 1880 (das erste Fachorgan dieser Branche in Deutschland): . . . „Zuerst das Wesen der Krankheit auf diesem Gebiete erkannt zu haben, ist ein Verdienst, das wir unbestritten und gern dem Herrn F. Soennecken in Bonn zuerkennen.

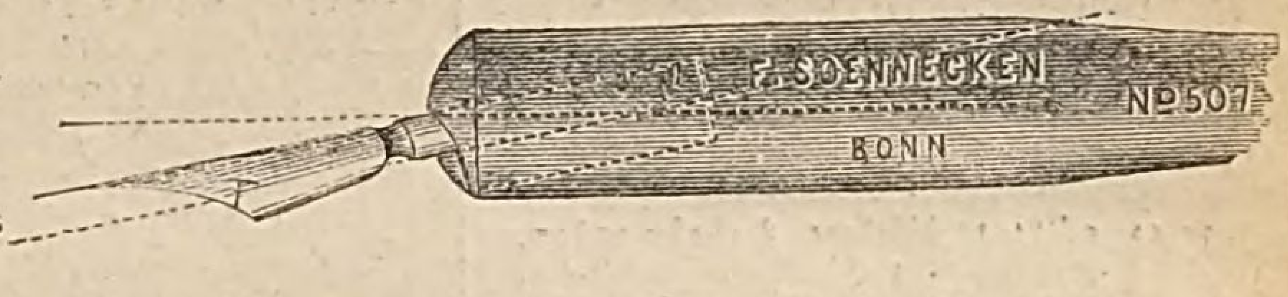
Vielfältiger Federhalter
No. 507



Für besonders flotte Schrift

(D. R. Patent)
Naturpolirt 15 Pf.
Fein schwarz 25 Pf.

Für besonders feine Schrift



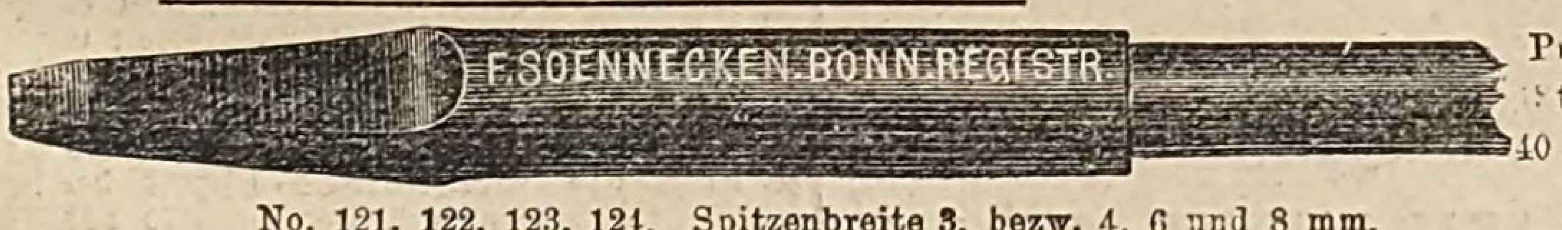
Kurrentschrift-Federn
1 Probeschachtel, 12 Stück in 12 Sorten 30 Pf.



(Gesetzlich geschützt).

Diese Federn erleichtern das Schreiben, verschönern eine schlechte Schrift und spritzen nie. Niemand sollte diese Federn unversucht lassen.

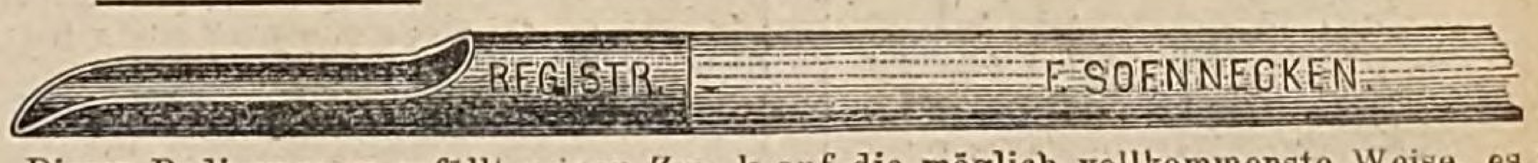
Paketfedern aus Hartgummi *(Ges. geschützt)*



Preis 1 Stück 10 Pf.

No. 121, 122, 123, 124. Spitzenbreite 3, bezw. 4, 6 und 8 mm.

Radiermesser No. 61. *(Ges. geschützt)* Preis 1 Stück 50 Pf.



Dieses Radiermesser erfüllt seinen Zweck auf die möglich vollkommenste Weise, es ist leichter zu schärfen als jedes andere Messer und überaus bequem zu handhaben. Dieses Messer sollte auf keinem Schreib- oder Zeichentische fehlen.

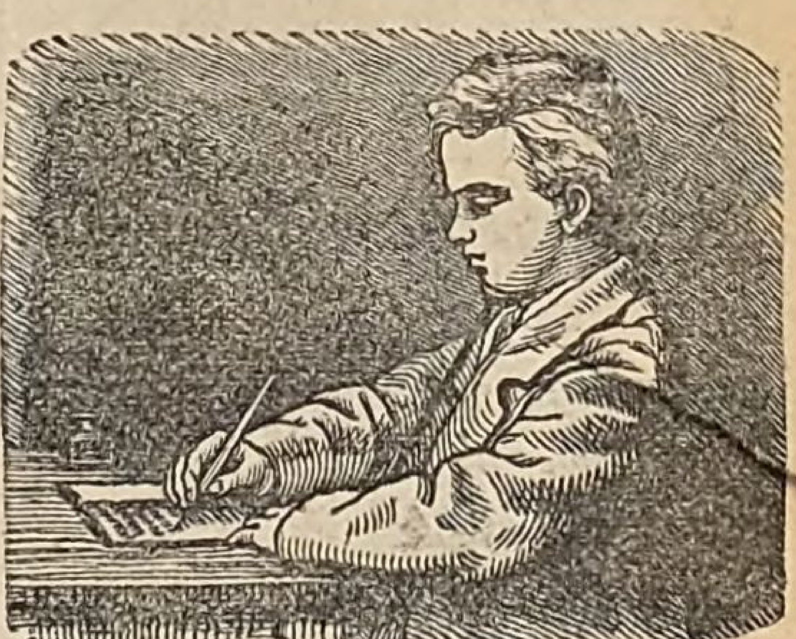


Die SCHREIB- UND LESESTÜTZE *(D. R.-Patent)*

verhindert auf ebenso einfache als bequeme Weise das gebückte Sitzen beim Schreiben und Lesen und verhütet somit alle durch schlechte Körperhaltung während der Schulzeit entstehenden Brust- und Unterleibsleiden, sowie namentlich die **Kurzsichtigkeit**.

Es ist statistisch nachgewiesen, dass, abgesehen von anderen körperlichen Gebrechen, die **Kurzsichtigkeit** meist in den Schuljahren entsteht und sich während derselben progressiv verschlimmert. Elementarschulen haben etwa 17%, Töchterschulen 25%, Realschulen und Gymnasien 55 bis 60%, Universitäten sogar 70% Kurzsichtige. Der Kernpunkt aller Abhülfebestrebungen muss nach der Ansicht von Prof. Dr. Cohn in Breslau und anderen darin liegen, das Auflegen beim Schreiben und Lesen zu verhindern. Die **Schreib- und Lesestütze** erfüllt diesen Zweck in möglich vollkommenster Weise und erscheint deshalb als eines der **notwendigsten Bedürfnisse der Schule, auf welches die Schulbehörden, Lehrer und Eltern nicht dringend genug aufmerksam gemacht werden können.**

Schreibstütze im Gebrauche:



Preise: **No. 1, verstellbar.** Für Kinder bis zu 8 Jahren und solche Schüler, die bereits an Kurzsichtigkeit leiden. M. 1.50
No. 2, verstellbar. Für Schüler über 8 Jahren und für Erwachsene. M. 1.50

Die verstellbaren Stützen sind allen höheren Schulen, namentlich den Töchterschulen, Realschulen und Gymnasien zu empfehlen.

No. 3, nicht verstellbar. Vorräthig in Höhe von 10—30 cm. — Das richtige Mass für die einzelnen Schüler erhält man, wenn man die Entfernung misst von dem Kinn bis zur Tischkante.

Bei Bestellung von	1—19,	20—39,	40—59,	60—99,	100 Stück und mehr
	50	40	37	34	30 Pf. für 1 Stück.

Soeben erschien: „Das deutsche Schriftwesen und die Notwendigkeit seiner Reform" von F. Soennecken. Mit Abbildungen. 4°, fein broch. 3 Mark. Dieses Werk repräsentirt eine auf Quellenstudien beruhende Entwicklungsgeschichte und Kritik des lateinischen Schriftstammes (wozu auch die sogen. deutschen Alphabete gehören) und gibt über das Wesen und den Wert unserer Schriftformen bisher fehlende wichtige Aufschlüsse, die nicht nur den Schulmann, sondern jeden gebildeten Deutschen interessiren werden. [4025

F. SOENNECKEN'S VERLAG, BONN UND LEIPZIG.

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur

Gartenlaube.

№ 450. XVI. Jahrg.

Baugewerkschule
Eckernförde.
Beg. d. **Wintersemesters 1. Nov.**, des **Vorcursus 3. Octbr.** d. J. Abgangsprüf. d. Regierungscommiss. Auskunft durch die **Direction.**

Technicum der STADT RHEYDT Rheinpreussen.	Fachschule für **Bau- u. Maschinenwesen u. Chemie.** Programm kostenfrei.

Gründliche und schnelle Aneignung einer schönen Handschrift durch den prämiirten **brieflichen** *Cursus. Gratis liefert Probe-Lection*
Ferdinand Simon, vereid. Sachverständiger **Magdeburg.**

Elektro-galvanischer Apparat.



Dieser von den berühmtesten Professoren empfohlene Apparat (welcher sozusagen eine Haus-Apotheke bildet) ist von Jedermann leicht zu handhaben und wirkt bei nachstehenden **Krankheiten** äusserst wohlthätig u. heilkräftig, so dass der Kranke in kürzester Zeit von seinem Leiden befreit wird.

Elektrische Curen werden mit Erfolg angewendet bei: **Rheumatismus und Lähmungen jeder Art, Nervenschwäche, Hirn- und Rückenmarkleiden, Epilepsie, Zuckungen, Zittern, zur Stärkung der Seh-, Gehör- und Sinnesnerven, Krämpfe-Zustände, Neuralgie, Magen-Krankheiten etc., selbst veraltete Uebel werden schnell behoben.**

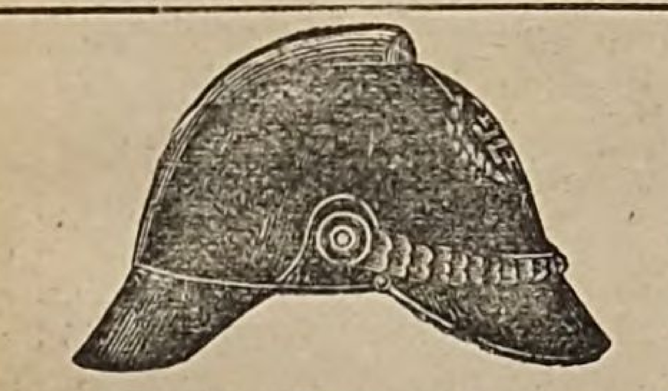
Ein solcher in jeder Familie unentbehrlicher elektrischer Apparat, exact ausgeführt, complet sammt Gebrauchs-Anweisung, früherer Preis 40 M., jetzt durch Massenconsum nur 10 M.

Dieser Apparat eignet sich auch zu wissenschaftlichen Zwecken und ist daher allen höheren Schülern, Lehrern u. Lehr-Anstalten zum Anschauungs-Unterricht, sowie allen Aerzten zum praktischen Gebrauch besonders zu empfehlen. [3860



Für Exporteure!
Die so praktische, schnell beliebt gewordene **elektrische Zündmaschine** verkaufe ich verbessert, verlässliches Fabrikat gegen Cassa per Dutzend 40 M., Musterstücke 5 M.

A. Friedmann's Fabrik elektrischer Apparate.
Wien, II., Praterstrasse 26.



Gustav Rannenberg, [4054
Hannover.
Feuerwehr-Requisiten-Fabrik.
Specialität: Helme, Gurten, Beile, Carabiner 2c. Jllustr. Preisverzeichnisse frc. u. gratis.

Schneider's
Präserve-Binden
gewähren sichersten Schutz geg. jede **Erkältung des Unterleibes und des Magens,** sowie Heilung der vielfachen, in Folge dieser Erkältungen auftretenden Krankheitserscheinungen, selbst in den hartnäckigsten Fällen. Von ärztlichen Autoritäten angewendet und empfohlen; sollten in keiner Familie fehlen. Tausende in Gebrauch; mit feinstem versilb. Drahtgewebe. Für Kinder Stück 7,50 Mk.; für Erwachsene Stück 10 Mk. gegen Nachnahme oder Einsendung zu beziehen von
M. Schneider, Berlin, Elisabeth-Ufer 30

Pferdedecken
125 Ctmt. breit 175 Ctmt. lang das Stück **3 Mk.**, schwerste Doppeldecken, gleichzeitig als Schlafdecken zu empfehlen das Stück **5 Mk.** versendet gegen Nachnahme. [3982
A. Dresel, **Chemnitz** in Sachsen.

Für Magenleidende
v[illegible]f. **gestrikte Corsets** in Baumwolle und [illegible]olle à 4½ und 6½ Mark nach Maaß die [illegible]orsetfabrik F. Recke,
Mühlhausen in Thüringen. [3963

Pädagogium Lähn.
Beginn d. Wintersemesters **10. Oktober.** Aufnahmebedingung: **Reife f. Secta; Ziel: Prima d. Gymnasiums u. d. Realschule,** sowie Vorbereitung z. **Freiwilligenprüfung. Geringe Klassenfrequenz;** daher **individuellste Behandlung** u. **gründliche Erfolge.** Für **überalterte, zurückgebliebene** u. **schwachbegabte** Schüler noch **Specialcurse** zu schnellster **Förderung.** Die Anstalt — völliges **Internat** — sichert gründliche Ueberwachung und durch ihre Lage in frischer Gebirgsluft des herrlichen Hirschberger Thales, ihre Einrichtungen — durchweg große Räume, Bade-Schwimmanstalt, Exerzierhaus, vor allem durch **gute** u. **kräftige Verpflegung** körperliches Gedeihen. **Prospecte, Referenzen** durch den unterzeichneten Dirigenten. [4027
Lähn bei Hirschberg i/Schlesien. Dr. Pfeiffer, Pastor.

Heussi's
weltberühmte Kaiserlampen
gewähren allein Sicherheit gegen Explosion, für Leben und Gesundheit der Hausgenossen.

Ich versende meine Lampen in zahlreichen Variationen:
Familienlampen per Stück M. 6 — M. 18., **Studirlampen** sehr praktisch M. 8—M. 10, **Gesellschaftslampen** M. 15 — M. 70. **Hängelampen** einfach M. 6 — M. 12. **Hängelampen** für Speisezimmer M. 20 — M. 30. **do.** für Salon M. 25 — M. 70. gegen vorherige Einsendung oder Nachnahme des Betrages.

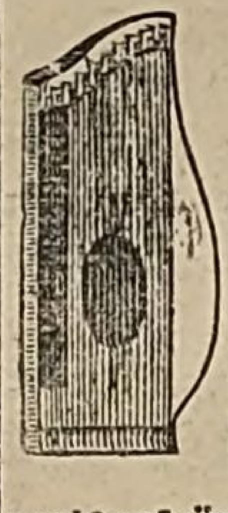
Vor meist werthlosen Nachahmungen wird gewarnt.

Jede meiner Lampen trägt meine volle Firma am Brenner. Für prompte und tadellose Lieferung leiste ich Garantie. Wiederverkäufer erhalten hohen Rabatt.
4061] **Paul Heussi, Leipzig, Königsstraße 22.**

Richard C. van Haagen's
Cacaopuder
ist garantirt **rein**, betreffs des Aromas ausgezeichneter und **kräftiger als jede andere Sorte;** der leichten Verdaulichkeit wegen schwachen Personen sehr zu empfehlen. [3940
Fabrik in Utrecht (Holland).
Zu bekommen in jeder Materialwaarenhandlung.

Neu! ZOËKREN **Neu!**
(Brause-Limonade-Bonbon)
Zur augenblicklichen Herstellung einer **moussirenden Limonade,** in verschiedenem Aroma, als bequemes Erfrischungsmittel auf Reisen, Landpartien, auch im Winter bei Bällen, Concerten 2c., empfiehlt dies Fabrikat in Carton à 1 M., welche sich in Briefform für 20 Pf. versenden lassen, die **Bonbonfabrik** von [4042
Berlin C., Jüden-Straße 10. Franz Schulz.

Eigenes Fabrikat. Preisgekrönt.
Münchener
Zithern

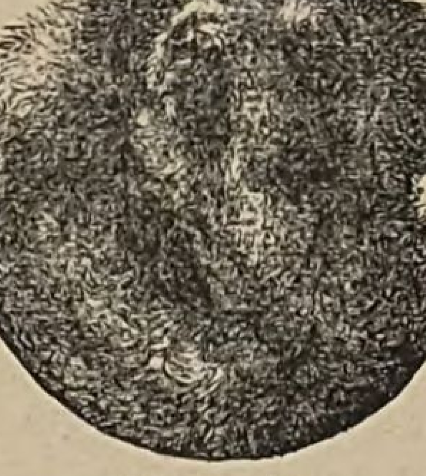


m. 30—33 Saiten, m. **Schulen zum Selbsterlernen** des Jnstruments, à 24, 30, 45—400 M. Diese Jnstrumente wurden wegen ihrer Klangfülle und wegen der Reinheit des Tones auf der **deutschen Kunst- u. Kunstgewerbe-Ausstellung zu München 1876 preisgekrönt. Große goldene Medaille 1869. Beste Zithersaiten auf Saite und Metall.** Preiscourant gratis.
Xaver Thumhart, Instrumentenfabrik und Seitenspinnerei in **München.**
Die Versendung erfolgt gegen vorherige Einsend. des Betrags oder Postnachnahme.

ENGLISCHE BISCUITS



von
F. Krietsch, Wurzen i/S
anerkannt vorzüglichster Qualität in 100 verschiedenen Sorten.
Mustersortimente zu 3, 6 und 9 Mark empfohlen. Preiskarten sowie Prospekte über Beschaffenheit, Nützlichkeit und Verwendung der Biscuits werden auf Wunsch franko übersandt.



Die große
Race-Hunde-Züchterei
Köstritz (Reuß)
empf. unübertroffenen Genrs: Bernhardiner, Neufoundl. Deutsche Ulmer, Dänische, Engl. Doggs, Jagd-, Vorsteh-, Dachs-, Brakier- und Windhunde. Alle Salon- und Damenhündchen: Terrier's, Angora-Pudel, Seidenspitzer, Engl. Möpse, Java-Pintscher, Löwenhündchen 2c. **„Permanente Ausstellung."**
Auswahl unter ca. 100 Stück.
Jllustr. Prospekte gratis, mit Photographie 1 Mk. Retourmarke. [4015

Conserven.
Sehr schönen, reinen Erdbeersaft, Himbeersaft, in Zucker eingekochte Früchte, sowie alle Büchsengemüse empfiehlt unter Garantie und versendet zu soliden Preisen gegen Nachnahme [4044
Marie Knocke, Braunschweig, Wabestr. 1.

Damen finden freundl. Aufnahme bei Frau Schillinger, Hebamme in **Bergedorf** b. Hamb.

Gegen nervösen Kopfschmerz
Gesichts- u. Zahnschmerz, Migräne 2c. empfehlen Dr. O. Diruf sen., kgl. bayr. Hofrath in Kissingen u. viele berühmte Aerzte und Professoren als wirksamstes Mittel das von mir allein ächt u. direct importirte **chines. Poho-Oel. — Fälschungen zu vermeiden, beachte man mein Siegel! Ernst Ihl, Ludwigs-Apotheke, Bad Kissingen.** [3944

Damen- und Herren-
Tuchstoffe, Flanells, in den neusten Mustern u. großer Auswahl, vers. in jedem beliebigen Quantum zu Fabrikpreisen. Reichhaltige Mustersend. frc.
R. Rawetzky, Sommerfeld i. Preußen.

Alle Annoncen
sowohl für politische Zeitungen, Provinzialblätter, als für Fachzeitschriften werden ohne Kostenerhöhung am **billigsten** und **promptesten** befördert durch die Zeitungs-Annoncen-Expedition von
Rudolf Mosse, Leipzig.
Zeitungs-Verzeichniß (Jnsertions-Tarif) sowie Kosten-Anschläge gratis und franco.
Bei größeren Aufträgen höchster Rabatt.

Fr. Henning, Pfeifenfabrik in **Ruhla.**
Specialitäten in kurzen Jagd- **und langen** echten Weichselpfeifen mit und ohne **Nicotin**einsauger per Stück von 2 Mark **an unter** Nachnahme. [4060



Rowland's
Macassar-Oel erhält das Haar, schützt vor dem Ausfallen und ist zur Haarpflege bei Kindern äußerst nützlich.
Odonto gibt den Zähnen eine blendende Weiße und verhindert Fäulniß; es ist das beste Zahnpulver für Jedermann.
Man fordere die Fabrikate von [4008
A. Rowland & Sons,
20 Hatton Garden London
und vermeide billige Nachahmungen. Zu haben bei allen Parfümeuren.

Stottern
wird schnell und sicher entfernt und eine gewandte Sprache erzielt. Keine Tactmethode, kein langsames Sprechen. Jeder wird **seinem** Uebel entsprechend behandelt. Würde Jemand ungeheilt entlassen, so hat er weder Honorar noch Kostgeld zu zahlen. — Prospect und Atteste-Auszug gratis. [4040
S. & Fr. Kreutzer, Rostock i/M.

Privat-Entbind.-Anstalt für Damen der besseren Stände. Frau verw. **Klauer** (Geburtshelferin, Tochter eines Arztes) **Dresden,** Rietschelstr. 15. [3925

Unglücklicher Verhältnisse u. großer Noth wegen wird ein Knabe von 5 Jahr oder ein Mädchen v. bald 2 Jahr an gut situirte Leute nach Umständen auch für eigen abgegeben. Offerte unt. Ch. M. No. 21 Karlsruhe postlagernd.

Druckerei-Leiter.
Für eine große Luxus-Etiquetten-Druckerei (Buch- und Steindruckerei) wird eine **erste Kraft** als Druckereileiter gegen **hohes Gehalt** und zu **dauernder Stellung** gesucht.

Der Betreffende muß große Erfahrungen namentlich in Buchdruck besitzen, **selbst Drucker sein,** Vorzügliches in **Stereotyp- Platten- und Buntdruck leisten** und möglichst auch practische Anleitung zum Prägen und ähnlichen Arbeiten des feinen Etiquetten-Gebiets geben können. Nur solche Reflectanten, die **hervorragende Leistungen nachweisen** können, wollen sich melden. Offerten unter H. 23311 befördert die Annoncen-Expedition von **Haasenstein & Vogler, Breslau.**

Ein **junges Mädchen** aus gebildeter Familie, heiteren Temperaments, das in jeder Hinsicht eine sorgfältige Erziehung genossen, **sucht** eine **Stelle als Gesellschafterin.** Anerbietungen unter **J. K. 5322** an **Rudolf Mosse, Berlin S.W.** erbeten. [4051

Eine Engländerin und eine Französin zur Conversation gegen freie Station in ein feines Pensionat gesucht. Offerten unter D. C. 2745 an G. L. Daube & Cie., Cöln.

Repräsentantin-Stelle
betreffend: (H. 71852)
Die unter Chiffre **W. 71616** ausgeschriebene Stelle bleibt bis auf Weiteres durch die seitherige Jnhaberin besetzt. [4048
Haasenstein & Vogler, Stuttgart.

Ein älterer Herr höheren Standes wünscht, wenn d. Herzen sich finden, m. einer edl. ebenb. Dame sich zu vermählen. Vermittelung durch Herrn **N. A. D. postl. Gotha.** [4046

Vertraulich.
Ein junger gebildeter Mann in einem reizend gelegenen Residenzstädchen Thüringens wohnend, mit einem disponiblem Vermögen von M. 40,000, sowie einem feinen u. flotten Geschäft, wünscht mit einer gebildeten jungen Dame behufs Annäherung in Correspondenz zu treten und erbittet Briefe mit Angabe der Verhältnisse unter **A. C. 170** postlagernd **Gotha.** Verschwiegenheit wird zugesichert, aber auch erbeten. [4045
NB. Etwa gewünschte Geschäftsverlegung nach einer anderen Gegend leicht ausführbar.

Bremen M. A. 30.
Antwort auf m. Brief vom 1. Febr. a. c. u. Fortsetzung der Corresp. wäre mir sehr angenehm. A. E.

Dame die postlagernd **Bamberg H. R. 132** Antwort erbat, bitte ihre Adresse **P.** nach **Dresden, Blasewitzer Straße 14 d, II.** zu senden. [4059

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube.

№ 451. XVI. Jahrg.

Der neu erschienene Catalog der

Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franko zu beziehen. [3919

H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

Als die einzige

Klavierschule,

die den Lehrstoff logisch geordnet bringt, durch stufenmäßiges Voranschreiten dem Schüler das Lernen und dem Lehrer das Unterrichten erleichtert, u. durch 250 lustanregende Uebungsstücke Spielfertigkeit gleichzeitig mit Lesefertigkeit erzielt, gelten die in der ganzen Welt verbreiteten [4085

Hennes'schen Klavierunterrichtsbriefe.

a) Ausgabe mit erklärendem Texte, **broschirt,**
b) Ausgabe ohne erklärenden Text (für routinirte Klavierlehrer) **gebunden.**

Kursus I (31. Auflage) Pr. 3 M. Kursus II—V Pr. 4 M. jeder. Letztere Ausgabe ist eingeführt beim Conseratorium des Hospianisten Xaver Scharwenka in Berlin, und in zahlreichen Musikinstituten. Desgl. in französischer und englischer Ausgabe. Leipzig, **C. A. Haendel, Berlin, A. Hennes,** W. Lützowstraße 27 u. in allen Musikhandlungen.

In **allen** Buchhandlungen zu haben:
(Zur Feier von Familienfesten:)
F. Schellhorn, 120 auserlesenene,
Geburtstags-, Namens- und Abschieds-Gedichte, 28 Stammbuchsverse und 29 schöne Toaste.
Zwölfte Auflage. — 1 M. 50 Pf.
Die hierin enthaltenen Gedichte sind von vorzüglicher Art. [3897
Ernst'sche Buchhandlung, Quedlinburg.

Edition Steingräber.

Katalog durch jede Musikhandlung gratis.

„Was ist Charakter und wie kann er durch die Erziehung gebildet werden?“ von **Dr. Aug. Hagemann.** III. Aufl. — Verlag von **Karl Krüger in Dorpat.** — Preis 75 Pf.
Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Billigste u. werthvollste Bibliothek für Handel u. Gewerbe.

Jeder Band einzeln u. franco zu beziehen von **Ferdinand Simon,** Magdeburg, vereid. Sachverst. etc.

Katechismus der Briefschreibekunst und Schönschrift. Eleg. geb. 50 Pf.

Wechselwesen und Wechselrecht. Eleg. geb. **75** Pf.

Buchhalter-Katechismus mit Schlechtschulden-Register, Verfallbuch. Eleg. geb. Preis **50** Pf.

Beträge erbitte in Baar oder in Marken. (Nachnahme nicht.)

C. Dom Loose u. Liste 4 M. letzte Lott. Basch, Berlin, Moltenm. 14 I. Porto 15 Pf.

---

250 echte verschiedene Briefmarken, **20** ungebr. z. B. Natal, Guiana etc. nur 3 M. **Otto Wiering, Hamburg.**

Man lasse sich vor Bestellung von

Oberhemden,

Kragen, Manschetten, Nachthemden etc., das eben erschienene Preisverzeichniß über



Herren-Wäsche

welches mit vielen photographischen Abbildungen, Stoff-Proben jeden Artikels, Maaß-Angabe versehen ist, kostenfrei und franco zusenden. [4049

Hermann Schöbel,
Berlin C., Roßstr. 29.
Etablirt 1863.

Bitte auf **vollen** Namen zu achten.

Soeben erschien: **Das deutsche Schriftwesen und die Notwendigkeit seiner Reform.** Von **F. Soennecken.** Mit Abbildungen. 4°, fein broch. **vier Mark.**
F. SOENNECKEN'S Verlag, Bonn und Leipzig.

So eben ausgegeben und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Kalender für Maschinen-Ingenieure

von

W. H. UHLAND,

Chefredacteur des „Practischen Maschinen-Constructeur“ etc.

Achter Jahrgang 1882. Eleg. gbdn. 3 M.

Behandelt neu u. A. Compounddampfm., Rider-Collmann- und Riedinger-Steuerung, Kettengetriebe etc. Mit nunmehr 441 Textfiguren und diesmal in ganz neuer origineller Ausstattung. Gleichzeitig in franz. u. schwed. Ausgabe erscheinend.

LEIPZIG. **Baumgärtners Buchhandlung.**

Pädagogium Lähn.

Beginn d. Wintersemesters **10. Oktober.** Aufnahmebedingung: **Reife f. Secta;** Ziel: **Prima d. Gymnasiums u. d. Realschule,** sowie Vorbereitung z. **Freiwilligenprüfung. Geringe Klassenfrequenz;** daher **individuellste Behandlung** u. **gründliche Erfolge.** Für **überalterte, zurückgebliebene** u. **schwachbegabte** Schüler noch **Specialcurse** zu schnellster **Förderung.** Die Anstalt — völliges **Internat** — sichert gründliche Ueberwachung und durch ihre Lage in frischer Gebirgsluft des herrlichen Hirschberger Thales, ihre Einrichtungen — durchweg große Räume, Bade-Schwimmanstalt, Exerzierhaus, vor allem durch **gute** u. **kräftige Verpflegung** körperliches Gedeihen. **Prospecte, Referenzen** durch den unterzeichneten Dirigenten. [4027

Lähn **bei** Hirschberg i/Schlesien. Dr. Pfeiffer, **Pastor.**

JUDLINsche

Chemische Wasch-Anstalt.

F. GRUNER.

Potsdamerstr. 123a. (Alt Carlsbald.) **BERLIN** Friedrich-Strasse. (Central-Hôtel.)

Oranienstr. 157. 46. Leipziger-Strasse 46. Alexanderstr. 57.

Appretur. **Färberei.** Decatur.

Specialität:

Reinigung
aller Art unzertrennter
Herren- und Damen-Garderobe
seidener und wollener Kleider.
Uniformen
sowie sämmtlicher Equipirungsstücke
durch das chemische Verfahren
SYSTEM JUDLIN.
Points und Spitzen-Wäsche auf Neu.
SAMMET
in unzertrenntem Zustande wiederhergestellt.
Stich- und Besatzstellen vollständig entfernt.
Meubles und Teppiche
im Ganzen.
Tüll- und Mull-Gardinen
werden auf das Schonendste gewaschen und auf der patentirten Appretur-Maschine auf Neu appretirt, auf Wunsch unverbrennlich hergestellt.
Satin, Cretonne und Cattun-Gardinen
gereinigt resp. gewaschen und geglättet.
Wasserdicht
werden Garderoben-Gegenstände, sowie Stückstoffe hergestellt.
Färberei à Ressort
für seidene Kleider und verlegene Stoffe.

Appretur. **Druckerei.** Decatur.

Aufträge von Ausserhalb erbitte direkt

Fabrik: **CHARLOTTENBURG,** Lützow 5.

L'Instructeur.

Französisch.

Wochenschriften für Deutsche.

Beide Blätter haben den Zweck, denen, welche französische oder englische Sprache studiren oder sich darin weiter vervollkommnen wollen, als Unterhaltung und Unterrichtsmittel zu dienen.

Quartal je 1 M. 85 Pfg.
Prospect u. Probenummer gratis.
Verlag von *Louis Senf* in *Leipzig.*

The Instructor.

Englisch.

„Wir kennen keine bessere, lusterregendere, und lusterhaltendere ja Lust und Fleiß steigerndere Schule.“*)
Signale f. d. musikal. Welt, Leipzig.
*) **G. Damm,** Klavierschule. 25. Aufl.

Verlag der **Fr. Wagner'schen** Buchh. Freiburg i/Baden.

Wiel, Dr. med. **Diätet. Kochbuch** für Gesunde und Kranke.

Fünfte vermehrte Auflage.
Preis broschirt M. 4.80, geb. 5.50.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

In **jeder** Buchhandlung zu haben:

Rabener — Knallerbsen,

oder: **Du sollst und mußt lachen. 365 interessante Anekdoten** und **12 komische Vorträge.** 20. Auflage 1 Mark. [3898
Diese Anekdoten und komischen Vorträge erwecken eine frohe Laune.

Ferdinand Simon,
gerichtlicher Bücher-Revisor Magdeburg.

Brieflicher, prämiirter Lehr-Cursus.
Verlangen Sie sofort gratis
Prospect und Probebrief

Buchführung, Correspondenz, Rechnen etc. Schönschrift.



Bade-apparate, Douchen

Das Neueste und Practischste

Fischer & Co.,
Sanitätsapparatenfabrik
Heidelberg
Preiscourante gratis.

Schätze aus der Rumpelkammer.

Schöne Alterthümer, als: **Porzellane, Glassachen, Stoffe, Metallsachen, Waffen, Uhren, Schmuck's, Möbels, kirchliche Sachen, Innungsgegenstände** 2c. werden gekauft oder als Zahlung gegen Uhren, Gold- und Silberwaaren angenommen. [4057
F. F. Jost, Leipzig, Grimmaischersteinweg 4.
P. S. Näheres siehe den Artikel in No. 36 der Gartenlaube.

BARON LIEBIG'S MALTO-LEGUMINOSEN-CHOCOLADE & -MEHL.

Beste blutbildende Nahrungsstoffe aus der Fabrik von *Starker & Pobuda K. Hoflief. Stuttgart.* Die Malto-Leguminosen-Chocolade gibt nach Ausspruch erster medicinischer Autoritäten für an schwacher Verdauung leidende Personen, scrophulöse, blutarme Kinder, stillende Frauen, schwächliche Mädchen etc. ein vorzüglich nährendes, angenehm schmeckendes Getränk. Das Malto-Leguminosen-Mehl bewährt sich als stärkende und leicht verdauliche Suppe in vorstehend genannten Fällen ebenfalls als ganz ausgezeichnetes Nährmittel, sowie als vortreffliche Kindernahrung von dem ersten Lebensjahre an. Die Detailpreise sind auf sämmtlichen Packungen aufgedruckt. Niederlagen in Apotheken, Conditoreien und Specereihandlungen. Wo noch nicht vertreten, Niederlagen gesucht. [3979

Die beste, billigste und sicherste

Verbindung zwischen dem Kontinent u. England

bietet der tägliche Post-, Personen- und Güter-Dienst

via Vlissingen-Queenboro'-London,

Berlin — London	London — Berlin
Hamburg — London	London — Hamburg

in ca. 24 Stunden.

via Oberhausen-Wesel-Boxtel

ab Berlin	8^{10} Vorm.	ab London	8^{25} Nachm.
„ Hamburg	6^{45} „	in Köln (via Venlo)	2^{00} „
„ Köln (via Venlo)	1^{40} Nchm.	„ Hamburg	9^{15} „
in London	8^{00} Vorm.	„ Berlin	10^{15} „

Direkte Billetausgabe und Gepäckeinschreibung auf allen Hauptstationen — auch Retourbillets mit 30tägiger Giltigkeit —.

Die Räderdampfer der Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Zeeland" sind die grössten, schönsten und komfortabelst eingerichteten Schiffe, welche zwischen dem Kontinent und England fahren. [3980

Sie sind wahre See-Hôtel mit prächtigen Salons, Damensalon, Rauchsalon, grossem Promenade-Deck, sowie vorzüglichen Betten u. bieten den besten Schutz gegen Seekrankheit.

Auch Sonntags-Dienst.

Eil- und Frachtgüter finden prompteste Beförderung.

Nähere Auskunft ertheilen: Cours- und Reisebücher; die Direction der Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Zeeland" Vlissingen; die Niederländische Staatsbahn, Utrecht; die London, Chatham und Dover Eisenbahn, London, sowie die bekannten Herren Agenten: BEST RYLEY & Co., London; THOs. COOK & SON, London: J. J. NIESSEN, Cöln; das Universal-Reise-Bureau in Frankfurt a/M.; BRASCH & ROTHENSTEIN in Berlin, Leipzig, Düsseldorf und Wien.

Neu! ZOËKREN **Neu!**

(Brause-Limonade-Bonbon)

Zur augenblicklichen Herstellung einer **moussirenden Limonade**, in verschiedenem Aroma, als bequemes Erfrischungsmittel auf Reisen, Landpartien, auch im Winter bei Bällen, Concerten etc., empfiehlt dies Fabrikat in Carton à 1 M., welche sich in Briefform für 20 Pf. versenden lassen, die **Bonbonfabrik** von [4042
Berlin C., Jüden-Straße 10. Franz Schulz.

Richard C. van Haagen's

Cacaopuder

ist garantirt **rein**, betreffs des Aromas ausgezeichneter und **kräftiger als jede andere Sorte**; der leichten Verdaulichkeit wegen schwachen Personen sehr zu empfehlen. [3940
Fabrik in Utrecht (Holland).
Zu bekommen in jeder Materialwaarenhandlung.

Heussi's

weltberühmte Kaiserlampen

gewähren allein Sicherheit gegen Explosion, für Leben und Gesundheit der Hausgenossen.

Ich versende meine Lampen in zahlreichen Variationen:
Familienlampen per Stück M. 6 — M. 18., **Studirlampen** sehr praktisch M. 8—M. 10, **Gesellschaftslampen** M. 15 — M. 70. **Hängelampen** einfach M. 6 — M. 12. **Hängelampen** für Speisezimmer M. 20 — M. 30. **do.** für Salon M. 25 — M. 70. gegen vorherige Einsendung oder Nachnahme des Betrages.

Vor meist werthlosen Nachahmungen wird gewarnt.

Jede meiner Lampen trägt meine volle Firma am Brenner. Für prompte und tadellose Lieferung leiste ich Garantie. Wiederverkäufer erhalten hohen Rabatt.
4061] **Paul Heussi, Leipzig, Königsstraße 22.**

Damen- und Herren- Tuchstoffe, Flanells, in den neusten Mustern u. großer Auswahl, verf. in jedem beliebigen Quantum zu Fabrikpreisen. Reichhaltige Mustersend. frc.
R. Rawetzky, Sommerfeld i. Preußen.

Vorbereitungs-Anstalt
für das Abiturientenexamen der Realschulen und Gymnasien. Prospecte sendet gratis u. franco der Vorst. der Anstalt [4086
Dr. Neumark Hannover.



Selbstthätige Zimmerfontaine mit Aquarium.

Neu! Originell!!

Vorzüglichste Leistung, Eleganteste Ausführung! Triebwerke zu schon vorhandenen Aquarien gebe ich ab.

Illustrirte Prospecte gratis und franco.

Louis Heinrici, Zwickau i. S.

Stahl-Kopf-Bürsten



No. 114. p. Dz. M. 27. p. Stück M. 2,50
Außerdem 21 verschiedene andere Nummern Illustr. Preis-Courant gratis und franco. Wieder-Verkäufern Rabatt. [3901
Ernst Petzold jun. Chemnitz, Sachs.
Fabrik aller Sorten Draht-Bürsten.

Bewährteste

Brütapparate

sicher arbeitend, **Wärmeregulirung selbstthätig, Mastkäfige,** sowie alle Utensilien zur **Geflügelzucht** empfehlen [3920
Grünhaldt & Co.
in **Oberlössnitz** bei **Dresden.**

Für Magenleidende

verf. gestrikte Corsets in Baumwolle und Wolle à 4½ und 6½ Mark nach Maaß die Corsetfabrik **F. Recke,**
Mühlhausen in Thüringen. [3963

Beste Vigognia-Strumpfgarne
div. Mel. versende einzeln gewogen Zollpfd. à M. 1.70. gegen Nachnahme ab Fabrik
Otto Dinter, Vigognia-Spinnerei,
4076] **Crimmitschau** (Sachsen).

Prima fette Harzkäse

versendet gegen Nachnahme, 100 Stck. 3 Mk., bei Abnahme von 300 à 2,80 Pf. incl. Kiste
Wilhelm Rienäcker,
4081] **Stiege b/Hasselfelde i/Harz.**

Stottern

wird schnell und sicher entfernt und eine gewandte Sprache erzielt. Keine Tactmethode, kein langsames Sprechen. Jeder wird **seinem** Uebel entsprechend behandelt. Würde Jemand ungeheilt entlassen, so hat er weder Honorar noch Kostgeld zu zahlen. — Prospect und Atteste-Auszug gratis. [4040
S. & Fr. Kreutzer, Rostock i/M.

Privat-Entbind.-Anstalt für Damen der besseren Stände. Frau verw. **Klauer** (Geburtshelferin, Tochter eines Arztes) **Dresden,** Rietschelstr. 15. [3925

Damen finden freundl. Aufnahme bei Frau **Schillinger,** Hebamme in **Bergedorf** b. Hamb.

Jean Fränkel,

Bankgeschäft.

Berlin SW., Kommandantenstraße 15.

Cassa-, Zeit- und Prämiengeschäfte zu coulanten Bedingungen, Couponseinlösung provisionsfrei. **Genaueste** Auskunft über **alle Werthpapiere** ertheile gratis und bereitwilligst.

Meinen **Börsenwochenbericht,** sowie meine **Broschüre:** Capitalsanlage und Speculation in Werthpapieren mit besonderer Berücksichtigung der **Prämiengeschäfte**
(Zeitgeschäfte mit beschränktem Risico) versende gratis. [3900

Cäsar und Minca,

Hunde-Züchterei,

Zahna, Provinz Sachsen,



empfehlen diverse Racen Jagd- und Vorstehhunde, altdeutsche, deutsche u. engl. Kreuzungen, Schweiß-, Dachs-, Brackier- u. Windhunde unter **Garantie** vorzüglichster **Feld-,** als auch **Parforce-Dressur.** Die Hunde sind ferm abgeführt u. werden den verehrten Reflectanten auf Wunsch in **Zahna** vorgeführt. (Atteste vieler hoher bekannter Sports- u. Waidmänner, welche Jagd-, Vorsteh-, Parforce-, Brackier- und Dachshunde von mir bezogen, werden gern vorgelegt, auch den Preiscouranten beigefügt.)

Ferner empfehle Renommir- und Nutzhunde als ganz besondere Specialitäten meiner Züchtereien, **Ulmer Doggs** und **Berghunde,** auch Newfoundländer, Leonberger, Dänische, Hatz- und Bulldoggs, Ungarische und Königswolfshunde, englische Möpse u. Mastiffs, Spitzer, Pudel, Pintscher, Rattler und King-Charles.

Die Luxus- und Renommirhunde sind in meinen Instituten **Schweinitz, Annaburg,** Bahnhof **Jessen** oder **Holzdorf** der B.-A. B. zu besichtigen und werden von einem meiner Piqueurs auf Verlangen vorgeführt.

In meiner permanenten Ausstellung zu **Schweinitz** sind nur größere Hunde ausgestellt und wolle man sich zur Besichtigung derselben an meinen dortigen Inspector **W. Bohm** wenden und, um nicht Schwindlern, die trotz großer Annoncen kaum einige Hunde besitzen, verwechselt zu werden, zahle ich

100 Mark Reiseentschädigung

demjenigen, welcher nicht allein in Schweinitz 75 große Hunde vorfindet.

Versandt auf meine eigene Gefahr bis zur entferntesten Bahnstation aller Länder, nach überseeischen Plätzen wird die Vermittelung von Dampf- und Segelschiffen gratis besorgt, auch Versicherung und Fütterung der Hunde übernommen.

Preiscourante incl. 20 verschiedener Abbildungen der beliebtesten Hunderacen sind in deutscher, französischer und holländischer Sprache franco gratis abgebbar.

Meine Broschüre: „Pflege und Aufzucht des edlen Hundes incl. Angabe von Heilmitteln für die am häufigsten vorkommenden Krankheiten" und eines Kunstblattes 30 verschiedener Hunderacen, à 2 M., Hundekuchen, Fleisch-Erbsenmehl-Biscuits eigener Fabrik, äußerst bequem, billiges und ganz vorzügliches Hundefutter, 50 kg 22 M., 12½ kg 6 M.

Adresse für Postsendungen und Telegramme: [4070

Otto Friedrich, Zahna.

1000 gut. gem. echte **Briefmarken** für nur **70 Pf.** franco. [3936
Georg Buck, Ulm a. D.
Neueste Preisliste No. 7 gratis.

Privat-Entbindungs-Anstalt
eines verh. Arztes. Liebevollste Pflege. **R. R. R. Weimar** postlagernd frei. [3977] (B. 3752

Man sucht für ein junges gebildetes Fräulein, welches durchaus im Haushalte erfahren ist, Stellung in vornehmer Familie, als Gesellschafterin und Stütze. Ueber eine bereits bekleidete ähnliche Stellung vorzügliche Referenzen. Fr. Offerten sub. **S. K. 104** an die Exp. d. Anz.-Blattes. [4088

„Ein durch lange Krankheit in seinen Verhältnissen zurückgek. Kaufmann, bittet edle Menschenfreunde um ein Darlehn von 1000 Thlr. gegen Zinsen zur Begründung oder Kauf eines Geschäftes, da er seinem seitherigen Amte nicht mehr vorstehen kann. [4066
Gefl. Offerten bitte unter J. O. 100 in der Expedition d. Bl. niederzulegen."

Agenten gewünscht f. Amerikanische Cottage Orgeln vorzüglicher Qualität bei billigsten Preisen. Nur Reflectanten mit Prima Referenzen finden Berücksichtigung. — Offerten sub. **O. 395** bef. **Rudolf Mosse, Berlin S.W.**

Ein leistungsfähiges Greizer Wollenwaaren-Manufacturgesch. in Cachemires u. Nouveautes sucht zum kleiderweisen Verkauf tüchtige Agentinnen. Offerten werden unter Chiffre D. M. 963 an die Annoncen-Expedition von **Haasenstein & Vogler** in **Leipzig** erbeten.

Vertretungen

jeder Art

für **Hamburg, Schleswig** und **Meklenburg** sucht ein sehr thätiger, umsichtiger Agent und erbittet gefl. Offerten sub. **H. S. 1017** an **Rudolf Mosse, Hamburg.** [4069

Eine evangelische Dame, 29 Jahr alt, sucht Stellung als Gesellschafterin u. Pflegerin eines älteren Herrn oder einzelnen Dame. Dieselbe würde auch die Führung des Haushaltes übernehmen, oder eventuell auch als Reisebegleiterin mit ins Ausland gehen. Offerten unter **C. M. 13** besorgt die Expedition des Blattes [4067

Ein gebild. Mann v. 28 J., Besitzer e. fein. rentab. Geschäfts w. sich bald z. verheirath.: es fehl. ihm beff. Bekanntsch. Gew. w. Bildung, Herzensgüte, e. Vermög. v. ca. 30,000 M. Off. m. Photogr. G. M. No. 17 a. Exped. d. Anz.-Bl.

Veritas.

Uns. heutige Bildung, zu der sich noch die kalten Förmlichk. d. Gesellsch. u. die Regeln der Etikette gesellen, legt sowohl Herren wie Damen eine solche Zurückhalt. auf, die oft eine Annäherung unmögl. macht. Namentl. ist d. Dame ihrer social. Stellung nach auf d. Verschweig. ihrer innersten Gefühle angewiesen, die ganz dazu geschaff. wäre ihren Gatten glückl. zu machen. Sollte aus obigem Grunde eine etwas vermögend Dame häusl. Sinn. wohlwoll. Charakt. (grande âme) deren Sinn weniger auf d. Oberflächl. d. Gesuch. als auf dessen ernst. Tiefen gerichtet bei ideal. Anschauung, gewillt sein, mit einem edeld. Herrn 45 J. alt (of a good family) welcher in s. Musestunden neben s. kl. Geschäft, Literatur, Sentiments, Musik pflegt, eine ernst gemeinte (no Flictátion) Correspondenz, wenn möglich u. annonym behufs Verehl. anknüpfen zu w. so bittet er dies zu thun unter der Adresse: **Fideliter et Constantor** u. Briefe zur Weiterbef. an Herren **Rudolf Mosse, Dresden** zu senden. [4079

Heiraths-Gesuch.

Eine Dame aus gebildeter, vornehmer Familie, 30 Jahr alt, evangelisch, sucht, da sie allein und ohne Vermögen dasteht, sich mit einem älteren Herren, auch Wittwer, am liebsten Gutsbesitzer zu verbinden. Sie würde demselben eine treue, sorgsame Pflegerin sein. Etwaige Offerte an die Expedition des Blattes unter W. K. 14 zu richten.

Z. **Langensalza.** 7 M. — Pf.

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube.

№ 452. XVI. Jahrg.

„Berliner Tageblatt“

mit seinen 3 werthvollen Beiblättern:

illustrirtes Witzblatt: **„ULK“**, belletrist. Sonntagsblatt:

„Deutsche Lesehalle“ und, Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft“**

Man abonnire **schleunigst** bei dem nächst gelegenen **Postamt**, damit die Uebersendung vom Beginn des Quartals ab pünktlich erfolge. **Probe-Nummern** gratis und franco.

ist in Anerkennung der Reichhaltigkeit, Vielseitigkeit und Gediegenheit seines Inhalts

die gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands

geworden, indem es sich **seit einer Reihe von Jahren einen festen Stamm** von ca. **70 Tausend** Abonnenten dauernd erhalten hat. Die Vorzüge des **„Berliner Tageblatt“** bestehen vornehmlich in Folgendem: „Täglich zweimaliges Erscheinen als Abend- und Morgenblatt, wodurch das „B. T.“ in der Lage ist, alle Nachrichten **stets 12 Stunden früher** als jede nur ein Mal täglich erscheinende Zeitung zu bringen. Gänzlich unabhängige, freisinnige, politische Haltung. Spezial-Korrespondenten an allen wichtigen Plätzen und daher rascheste und zuverlässige Nachrichten; bei bedeutenden Ereignissen umfassende **Spezial-Telegramme.** Ein eigenes parlamentarisches Bureau liefert dem „B. T.“ schnelle u. zuverlässige Berichte. Umfassende Handelszeitung u. Courszettel der Berliner Börse. Vollständige Ziehungslisten der Preußischen und Sächsischen Lotterie, sowie Ausloosungen der wichtigsten Loospapiere. Ausgedehnte Anwendung des Telegraphendrahts u. deßhalb frühzeitigste Meldung aller wichtigen Ereignisse. Reichhaltige und wohlgesichtete Tages-Neuigkeiten aus der Reichshauptstadt u. den Provinzen. Sorgfältig gepflegtes Feuilleton unter Mitarbeiterschaft der ersten Schriftsteller. Im Roman-Feuilleton des IV. Qartals erscheint u. A.:

„Der neue Ahasver“, Roman von Fritz Mauthner.

Dieser erste größere Roman des bekannten Verfassers von: **„Nach berühmten Mustern“** ist dem bewegten Treiben unserer Tage entnommen und schildert mit scharfer Satyre und dichterischer Kraft mancherlei wunde Stellen unserer heutigen Berliner Gesellschaft.

Einzige Berliner Zeitung, welche ein **illustrirtes Witzblatt ihren Abonnenten als Beigabe gratis liefert.**

Ermuntert durch die bereits erreichten großen Erfolge ist das **„Berliner Tageblatt“** bestrebt, seinen Inhalt stets zu erweitern und zu vervollkommnen, um seinen Lesern die thunlichst beste Zeitungslektüre zu bieten ungeachtet des **enorm billigen** Abonnementspreises für das Vierteljahr für alle 4 Blätter zusammen, von nur

5 Mark 25 Pfg.

Der neu erschienene Catalog der

Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franko zu beziehen. [3919

H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

---

250 verschiedene **Briefmarken,** darunter Japan, Peru, Chile, nur 3 Mark.



Ausverkaufs-Preisliste gratis vom **Literarischen Museum** in Leipzig.

SENF'S Antiqu. Bücher Katalog Gratis!

Ein Verzeichniss von **Geschenkliteratur** zu enorm billigen Preisen. Senf's **Export-Buchhdlg.** in Leipzig.

In M. Kellerer's Verlag (F. de Crignis) in München ist erschienen:

Das Kartenzeichnen in der Schule.

Methodisch dargestellt von G. Wenz. Mit einem Musterkärtchen und zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen.

Preis M. 1,60 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. auch vom Verleger gegen Einsendung des Betrages in Briefmarken. [4110

Um genaue Beachtung der Firma wird gebeten.

„Was ist Charakter und wie kann er durch die Erziehung gebildet werden?“ von Dr. Aug. Hagemann. III. Aufl. — Verlag von Karl Krüger in Dorpat. — Preis 75 Pf. Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Allen Frauen,

denen Schönheit, Reiz und Jugendfrische theuer sind, sendet das neueste Toilettenbuch: **„Rationelle Verschönerungskunst“** gegen Einsendung oder Nachnahme von M. 2.— Die Kosmetische Anstalt in Baden-Baden.

H. B. Albrecht, Leipzig, Königs Str. 24. Xylograph-Anstalt, Galvanoplastik. Lager von Cliches für alle Geschäfte passend. Muster-Abdrücke auf Verlangen franco.

Goldfische

schön sortirt versendet franco nach allen Post- und Bahnstationen Deutschlands pr. 100 St. M. 25.— gegen Nachnahme oder Vorhereinsendung des Betrags. [4090

Frankfurt a/M. Friedrich Schmitt.

Militär-Pädagogium

(Dr. J. Killisch) Berlin, Schönhauser Allee 29. Gewissenhafte Vorber. f. alle Milit.-Ex., sowie für alle Klassen v. Schulen incl. Abit.-Exam. — Gute Pension. [4004

1–2 j. Mädchen find. i. Familie g. Pension. Ausbildg. wirthschaftl. u. gesellschftl. jährl. 600 M. Leipzig, Sebastian-Bachstr. 56 part. Louise Fromm. Beste Referenzen. [4094

So eben ausgegeben und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Kalender für Maschinen-Ingenieure

von

W. H. UHLAND,

Chefredacteur des „Practischen Maschinen-Constructeur“ etc.

Achter Jahrgang 1882. Eleg. gbdn. 3 M.

Behandelt neu u. A. Compounddampfm., Rider-Collmann- und Riedinger-Steuerung, Kettengetriebe etc. Mit nunmehr 441 Textfiguren und diesmal in ganz neuer origineller Ausstattung. Gleichzeitig in franz. u. schwed. Ausgabe erscheinend.

LEIPZIG. Baumgärtners Buchhandlung.

Peinture-Bogaerts.

Freunde der Kunst werden auf diese Alles dagewesene überteffende, direct auf Leinwand und auf Holz gearbeitete

Copien berühmter Meister

aufmerksam gemacht.

Vorgelegt wurden die Peinture-Bogaerts bei den Directionen **der Akademien der bildenden Künste zu Berlin, Wien und München.**

Nicht zu unterscheiden vom Originalgemälde.

Prächtiger Zimmerschmuck.

Deutsche und französische Cataloge gratis u. franco.

Preis pro Tableau in reich vergoldeten Brüsseler Rahmen à 40 M. = 25 fl. Oe. W.

Zu beziehen durch das

General-Depôt von J. M. Grob, Leipzig-Eutritzsch, Haupt-Depôt für Oesterreich-Ungarn Fr. Rödl, Wien I, Bäckerstraße 20, Haupt-Depôt für Süddeutschland u. Schweiz: Th. König, Herzogl. Bayer. Hoflieferant, München, Karlsstraße 27 und durch alle soliden Buch- und Kunsthandlungen. [3903

---

250 echte verschiedene Briefmarken, **20** ungebr. z. B. Natal, Guiana etc. nur 3 M. Otto Wiering, Hamburg.

1000 ff. sort. echte Briefmarken, worunt. Equator, Peru, Chili, Salvator 2c. 2 50 u. Por. C. Stägemann, 10 alte Rabenstr. Hamburg.

---

50 Pfg. vierteljährlich.

Der Kapitalist.

50 Pfg. vierteljährlich.

Finanzblatt für Jedermann.

Erscheint jeden Sonntag.

Herausgegeben von der Redaction der **„Ziehungsliste sämmtlicher auslosbaren Effecten“**, begründet in Grünberg 1855.

Inhalt jeder Nummer: Leitartikel über alle finanziellen Tagesfragen, über neue Emissionen 2c. — Wochenschau der deutschen Börsen. — Mittheilungen über alle wissenswerthen Vorgänge auf dem Effectenmarkte. — Dividenden-Tabellen. — General-Versammlungen. — Coupons-Ausreichungen. — Briefkasten (finanzielle Raths-Ertheilung für alle Abonnenten). — Courszettel der Berliner und Frankfurter Börse. — Inserate.

Dieses im Interesse des Privatpublikums herausgegebene Journal wird streng unparteiisch und objectiv gehalten und seinen Lesern ein solider und zuverlässiger Wegweiser auf dem schwierigen Gebiete der Kapital-Anlage sein.

Man abonnirt bei allen Postämtern (Postzeitungs-Preisliste XI. Nachtrag Nr. 2234a) für nur **50 Pfg. vierteljährl.**

Redaction und Expedition des „Kapitalist“,

Berlin W., Magdeburgerstr. 22.

Edition Steingräber.

Katalog durch jede Musikhandlung gratis.

Billigste u. werthvollste Bibliothek für Handel u. Gewerbe.

Jeder Band einzeln u. franco zu beziehen von Ferdinand Simon, Magdeburg, vereid. Sachverst. etc.

Katechismus der Briefschreibekunst und Schönschrift. Eleg. geb. 50 Pf.

Wechselwesen und Wechselrecht. Eleg. geb. 75 Pf.

Buchhalter-Katechismus mit Schlechtschulden-Register, Verfallbuch. Eleg. geb. Preis 50 Pf.

Beträge erbitte in Baar oder in Marken. (Nachnahme nicht.)

C. Dom { Loose u. Liste 4 M. letzte Lott. Basch, Berlin, Molkenm. 14 I. Porto 15 Pf.

Prämiirt „für hervorragende Leistung“ Düsseldorf 1880 und Melbourne Weltausstellung 1880/81 erster Preis (höchste Auszeichnung) und III. Preis.

Violinen

Export! En gros!

Specialität in Musterformen nach bew. System, das **Beste und Billigste der Neuzeit,** von 6–30 M.; berühmte Meister ausgesp. 30–200 M, **Bogen** 1¼–30 M., **Etuis** 3½–40 M., **Bratschen** 8–100 M., **Celli** 18–300 M., **Bässe** 40–300 M., **Reparaturatelier** f. a. Instr. **Saiten** von vorzügl. Haltbarkeit, Garantie! **Guitarren** 6–50 M. **Zithern** 16–300 M. Die patent. **Stumme Violine** z. Studiren (eigene Erfindung). Wiederverk. Rabatt. Lager v. Blech- u. Holzblase-Instr. — Empfohl. von Wilhelmj, Sarasate, Sauret, Singer, Jean Becker etc. Preiscourante franco.

Gebrüder Wolff, [4075

Musikinstrumenten-Fabrik (Specialität: Saiten-Instrumente) Kreuznach.

ELECTR. & PNEUMATISCHE HAUSTELEGRAPHEN. MIX & GENEST. BERLIN S, PRINZESSINNENST. 23. EN GROS. EXPORT. PREISC. GRAT.

Ein Wort über die echte und unechte Nähmaschine.

Echte Grover und Baker, echte Wheeler und Wilson, echte Singer-Nähmaschinen! Echt und nur echt! Allein echt! Ausschließlich echt! Einzig echt! Einzig Original! Nur Original! So gehts in allen Tonarten, so muß sich nunmehr seit Jahrzehnten das deutsche Volk von den amerikanischen Nähmaschinen-Compagnien anschreien so muß sich die deutsche Nähmaschinen-Industrie in ihrer Gesammtheit als eine unechte, so müssen sich die Fabrikanten und ihre 10 000 Arbeiter als eine Gesellschaft von Nachpfuschern verdächtigen lassen. Der unterzeichnete Verein deutscher Nähmaschinenfabrikanten und Händler ist zusammengetreten, um gegen diesen moralisch unwürdigen und auch die Nationalwohlfahrt gewiß nicht fördernden Zustand Front zu machen.

Fragen wir zunächst:

Was ist gerecht
An diesem **Echt**?

So lautet die Antwort: Nichts, als einzig die **echt** amerikanische Ueberhebung und Arroganz.

Ist es einem Stephenson, dem Erfinder der Locomotive, jemals beigekommen zu sagen: Die Welt fährt mit unechten Locomotiven, weil diese nicht aus seiner Fabrik stammen?

Wird irgend ein Deutscher so toll sein und behaupten: Die Oesterreicher, die Russen, die Franzosen, die Amerikaner schießen mit unechtem Pulver aus unechten Zündnadelflinten, tragen unechte Uhren in der Tasche oder experimentiren mit unechten Spectral-Analysen, weil diese nicht im Lande der Erfindung, in Deutschland, erzeugt wurden?

Gewiß nicht, dazu sind wir doch zu vernünftig! Dem Geburtsland des Herrn Barnum war es vorbehalten, den geistreichen Begriff von der echten und unechten, von der Original- und Nicht-Original-Nähmaschine zu erfinden und damit leider ganze Bevölkerungsschichten zu verblüffen, die nicht in der Lage sind, der Wahrheit nachspüren zu können.

Die Namen der Erfinder Singer, Wilson und Grover sind heute der Welt gegenüber nebenher nur noch Firmen-Namen, sie sind in der Hauptsache Bezeichnungen für gewisse Nähmaschinensysteme, ebenso wie das Wort „Bessemer" eine gewisse Stahlsorte bezeichnet. Diese einzig vernunftgemäße Auffassung suchen nun die Amerikaner mit ihrem „Echt" und „Unecht" zu verdunkeln und niederzuschreien, obgleich dieselbe von englischen, amerikanischen und deutschen Gerichtshöfen der Prozeßwuth der Amerikaner gegenüber längst als zu Recht und Gesetz bestehend anerkannt worden ist. Ja sogar den Landsleuten des Herrn Barnum ist diese Sorte von Humbug denn doch zu stark gewesen. Die Singer-Compagnie mußte vom Gerichtshof zu Muscatine in Jowa ein Urtheil hinnehmen, nach welchem für sie der moralische Bankrott perfect geworden ist. Der Richter entschied: Nicht jene von euch verläumdeten und als unecht ausgeschrieenen Maschinen sind die nachgeäfften, sondern die eurigen selbst; seit eure Patente erloschen, sind eure Maschinen endlich von anderen Fabriken verbessert worden und ihr selbst habt euch zur Annahme einiger dieser Verbesserungen verstehen müssen, also sind eure sogenannten echten Maschinen die nachgemachten.

In Wirklichkeit, die Nähmaschinen, wie sie von den Erfindern Singer, Wilson und Grover ihrer Zeit gebaut wurden und die noch das meiste Recht auf die Bezeichnung „echt" hätten, sind jetzt soweit überholt, daß sie für moderne Ansprüche geradezu unbrauchbar sein würden. Man kann hier in der That im Sinne des Richters zu Muscatine sagen: **Je echter, Je schlechter,**

Hundertfach hat man die eiserne Nähmamsell im Laufe der Zeit variirt und verbessert, namentlich in Deutschland, und die Statistik des deutschen Reichspatentamtes zu Berlin legt ein glänzendes Zeugniß dafür ab, daß man in Deutschland unablässig bemüht gewesen, alle Nähmaschinensysteme zu vervollkommnen. Daraus erklärt sich auch das Geheimniß, wie bei diesem Riesen-Humbug in Deutschland die zweitgrößte Nähmaschinen-Industrie der Welt aufblühen konnte; freilich muß diese zwei Drittel ihrer Erzeugnisse in's Ausland schicken, weil sie bei den unwürdigen Verdächtigungen trotz billigerer Preise und durchschnittlich besserer Qualität noch nicht das wohlverdiente Vertrauen beim Publikum und darum keinen entsprechenden Markt finden konnte.

Auch auf diese objective Darlegung werden die Amerikaner wahrscheinlich nur krampfhafter antworten, aber, man lasse sich nicht verblüffen. Jede Maschine ist echt, sofern sie solid gearbeitet ist und ihrem Zweck tadellos entspricht. Man prüfe mit echt deutscher Gründlichkeit die deutschen Erzeugnisse und man wird finden, wie jener Richter, daß die verdächtigen unechten Maschinen echter sind, wie die echten.

Wir bitten das deutsche Volk, einen großen Zweig der deutschen Industrie nicht ferner in echt germanischer Gutmüthigkeit von den Fremdlingen so zu sagen im eigenen Hause ungestraft verläumden zu lassen, das Interesse des Einzelnen, wie das nationale Wirthschaftsinteresse wird dabei nur gewinnen können. In der Qualität sind die Amerikaner geschlagen, sie hinken in allen Neuerungen nach, — sie justigen schlecht und statten unansehnlich aus, kurz, „Außen dürftig, Innen klapprig" und im Preis können sie uns kaum Stand halten, das wird jede Nachfrage in den Magazinen bestätigen, nur mit ihrem leider sehr capitalmächtigen Humbug stehen sie unerreicht da und diesen lahmzulegen, kann nur gelingen, wenn ihm das deutsche Volk nach Gebühr den Glauben versagt.

Man lasse sich nicht verblüffen! Man prüfe!

Die Concordia.

Vereinigung deutscher Nähmaschinen-Fabrikanten und Händler.

[4089

Gründliche und schnelle Aneignung einer schönen Handschrift durch den prämiirten **brieflichen** *Cursus. Gratisliefert Probe-Lection*

Ferdinand Simon,
vereid. Sachverständiger
Magdeburg.



Selbstthätige Zimmerfontaine mit Aquarium.

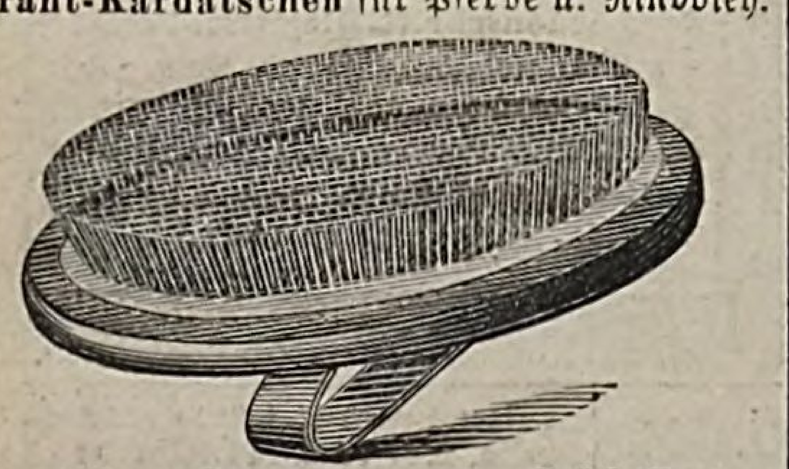
Neu! Originell!!

Vorzüglichste Leistung, Eleganteste Ausführung! Triebwerke zu schon vorhandenen Aquarien gebe ich ab.

Illustrirte Prospecte gratis und franco.

Louis Heinrici, Zwickau i. S.

Draht-Kardätschen für Pferde u. Rindvieh.



No. 106. p. Dtzd. M. 50.— p. Stück M. 5.—
Ernst Petzold jun., Chemnitz, Sachs.
Fabrik aller Sorten Drahtbürsten. [3948

Gegen nervösen Kopfschmerz

Gesicht- u. Zahnschmerz, Migräne &c. empfehlen Dr. O. Diruf sen., kgl. bayr. Hofrath in Kissingen u. viele berühmte Aerzte und Professoren als wirksamstes Mittel das von mir allein ächt u. direct importirte **chines. Poho-Oel. — Fälschungen zu vermeiden, beachte man mein Siegel! Ernst Ihl, Ludwigs-Apotheke, Bad Kissingen.** [3944

Die beste, billigste und sicherste

Verbindung zwischen dem Kontinent u. England

bietet der tägliche Post-, Personen- und Güter-Dienst

via Vlissingen-Queenboro'-London,

Berlin — London	**London — Berlin**
Hamburg — London	**London — Hamburg**

in ca. 24 Stunden.

via Oberhausen-Wesel-Boxtel

ab Berlin	8^{10} Vorm.	ab London	8^{25} Nachm.
„ Hamburg	6^{45} „	in Köln (via Venlo)	2^{00} „
„ Köln (via Venlo)	1^{40} Nchm.	„ Hamburg	9^{15} „
in London	8^{00} Vorm.	„ Berlin	10^{15} „

Direkte Billetausgabe und Gepäckeinschreibung auf den meisten Hauptstationen — auch Retourbillets mit 30tägiger Giltigkeit —.

Die Räderdampfer der Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Zeeland" sind die grössten, schönsten und komfortabelst eingerichteten Schiffe, welche zwischen dem Kontinent und England fahren. [3980

Sie sind wahre See-Hôtel mit prächtigen Salons, Damensalon, Rauchsalon, grossem Promenade-Deck, sowie vorzüglichen Betten u. bieten den besten Schutz gegen Seekrankheit.

Auch Sonntags-Dienst.

Eil- und Frachtgüter finden prompteste Beförderung.

Nähere Auskunft ertheilen: Cours- und Reisebücher; die Direction der Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Zeeland" Vlissingen; die Niederländische Staatsbahn, Utrecht; die London, Chatham und Dover Eisenbahn, London, sowie die bekannten Herren Agenten: BEST RYLEY & Co., London; THOs. COOK & SON, London; J. J. NIESSEN, Cöln; das Universal-Reise-Bureau in Frankfurt a/M.; BRASCH & ROTHENSTEIN in Berlin, Leipzig, Düsseldorf und Wien.

Mikroskop mit Loupe und Spiegel

700malige Vergrösserung

zum Gebrauch für Aerzte, Apotheker, Oeconomen, Schulen, Naturfreunde &c. liefert gegen Einsendung oder Nachnahme von M. 5.—, wenn gewünscht 12 naturw. Präparate dazu für weitere M. 2.50. [4087

Julius Frölich in Aschaffenburg.

Heussi's weltberühmte Kaiserlampen

gewähren allein Sicherheit gegen Explosion, für Leben und Gesundheit der Hausgenossen.

Ich versende meine Lampen in zahlreichen Variationen:
Familienlampen per Stück M. 6 — M. 18., **Studirlampen** sehr praktisch M. 8—M. 10, **Gesellschaftslampen** M. 15 — M. 70. **Hängelampen** einfach M. 6 — M. 12. **Hängelampen** für Speisezimmer M. 20 — M. 30. **do.** für Salon M. 25 — M. 70. gegen vorherige Einsendung oder Nachnahme des Betrages.

Vor meist werthlosen Nachahmungen wird gewarnt.

Jede meiner Lampen trägt meine volle Firma am Brenner. Für prompte und tadellose Lieferung leiste ich Garantie. Wiederverkäufer erhalten hohen Rabatt.

4061] **Paul Heussi, Leipzig, Königsstraße 22.**

Fabrikgrundstück

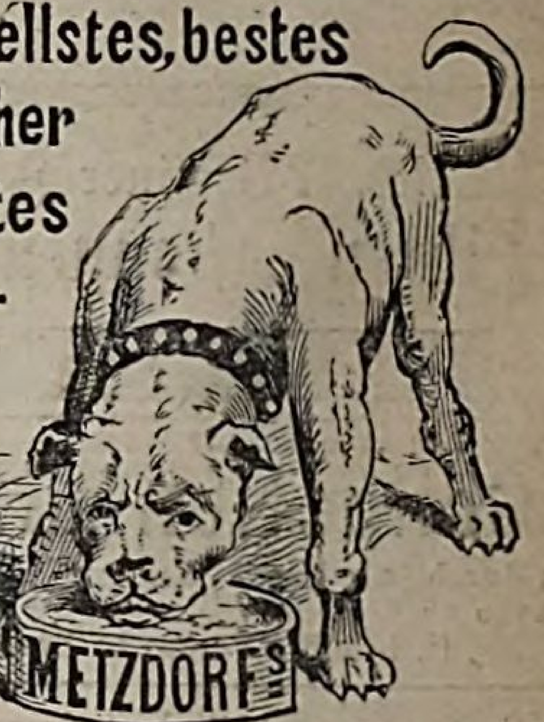
von cr. 1½ Morgen mit 2stöck. Fabrikgebäude (überall Doppellicht) zu verkaufen. Auf Anfragen versende Pläne von Grundstück und Gebäude gratis u. franco. [4112

P. Schneitler, Civil-Ingenieur, Berlin N., Müllerstr. 179 B.

Prima fette Harzkäse

versendet gegen Nachnahme, 100 Stck. 3 Mk., bei Abnahme von 300 à 2,80 Pf. incl. Kiste

Wilhelm Rienäcker,
4081] **Stiege b/Hasselfelde** i/Harz.



Rationellstes, bestes und daher billigstes Hunde-Futter

FLEISCHZWIEBACK

von

F. Krietsch, Wurzen i. S.

alleinig. Inhaber des Fabrikationsrechtes nach Prof. Dr. Metzdorfs neuestem Recept. **Probepackete** von 5 Kilo zum Preise von M. 2. 50, sowie Prospekte über Zusammensetzung, Bereitungsweise und Anleitung zur zweckmäßigsten Verfütterung der Zwiebacke werden auf Wunsch franko übersandt.

Damen finden freundl. Aufnahme bei Frau **Schillinger,** Hebamme in **Bergedorf** b. Hamb.

Agenten.

Eine leistungsfähige **Anilinfarbenfabrik** sucht Vertreter zum Vertrieb ihrer Fabrikate, Reflectanten wollen, unter Angabe von Referenzen, ihre Offerten einreichen unter **J. W. 5936** an **Rudolf Mosse, Frankfurt** am Main. [4114

Ein leistungsfähiges Greizer Wollenwaaren-Manufacturgesch. in Cachemires u. Nouveautes sucht zum kleiderweisen Verkauf tüchtige Agentinnen. Offerten werden unter Chiffre D. M. 963 an die Annoncen-Expedition von **Haasenstein & Vogler** in **Leipzig** erbeten.

Ein geb. häusl. erzog. Mädchen wünscht d. Bakanntschaft eines gutsit. Herrn zu machen. Offerten erbeten unter S. 14328 an **Rudolf Mosse, Leipzig.** [4113

Pädagogium Lähn.

Beginn d. Wintersemesters **10. Oktober.** Aufnahmebedingung: **Reife f. Secta; Ziel: Prima d. Gymnasiums u. d. Realschule,** sowie Vorbereitung z. **Freiwilligenprüfung. Geringe Klassenfrequenz;** daher **individuellste Behandlung u. gründliche Erfolge.** Für **überalterte, zurückgebliebene u. schwachbegabte** Schüler noch **Specialcurse** zu schnellster **Förderung.** Die Anstalt — völliges **Internat** — sichert gründliche Ueberwachung und durch ihre Lage in frischer Gebirgsluft des herrlichen Hirschberger Thales, ihre Einrichtungen — durchweg große Räume, Bade-Schwimmanstalt, Exerzierhaus, vor allem durch **gute u. kräftige Verpflegung** körperliches Gedeihen. **Prospecte, Referenzen** durch den unterzeichneten Dirigenten. [4027

Lähn bei Hirschberg i/Schlesien. **Dr. Pfeiffer, Pastor.**

Jean Fränkel,

Bankgeschäft.

Berlin SW., Kommandantenstraße 15.

Cassa-, Zeit- und Prämiengeschäfte zu coulanten Bedingungen, Couponseinlösung provisionsfrei. **Genaueste** Auskunft über **alle Werthpapiere** ertheile gratis und bereitwilligst.

Meinen **Börsenwochenbericht,** sowie meine **Broschüre:** Capitalsanlage und Speculation in Werthpapieren mit besonderer Berücksichtigung der **Prämiengeschäfte** (Zeitgeschäfte mit beschränktem Risico) versende gratis. [3900

Damen- und Herren- Tuchstoffe, Flanells, in den neusten Mustern u. großer Auswahl, vers. in jedem beliebigen Quantum zu Fabrikpreisen. Reichhaltige Mustersend. frc. R. Rawetzky, Sommerfeld i. Preußen.

Unter Administration von Camillo Tracte, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube.

№ 453. XVI. Jahrg.

Der Katalog der

Edition Peters

ist durch alle Musikalienhandlungen gratis und franco zu beziehen. [4021

Von Wilhelm Streit's Verlag in Dresden u. alle Buch- u. Musikhandlungen zu beziehen:

Das Reich der Töne.

Ein Musik-Album in Royal Notenformat in engl. Leinen mit Gold Mark 7.50, enthaltend 300 historisch geordnete photographische Portraits von Musikern, Virtuosen, Sänger und Sängerinnen aller Zeiten und Völker bis auf die Gegenwart nebst kurzen Lebensbeschreibungen. Eine lebendige Musikgeschichte und bequemes Nachschlagebuch. [4127

---

250 verschiedene Briefmarken, darunter Japan, Peru, Chile, nur 3 Mark.

Ausverkaufs-Preisliste gratis vom Literarischen Museum in Leipzig.

Senf's Antiqu. Bücher Katalog

Ein Verzeichniss von **Geschenkliteratur** zu enorm billigen Preisen. Senf's Export-Buchhdlg. in Leipzig.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Die Blumenzucht im Zimmer

oder Anweisungen 270 der beliebtesten Blumen und Ziergewächse im Zimmer auf beste Weise zu kultiviren und zu vervielfältigen. Von Aug. Fahldiek. — Dritte Auflage. — 1 Mark. [4099

Ernst'sche Buchhandlung, Quedlinburg.

Verlag von Ed. Kummer in Leipzig.

Klencke,

Hauslexikon der Gesundheitslehre. Siebente Aufl.

Preis geh. 14 M., eleg. geb. 16 M. 50 Pf. ist anerkannt das vollständigste, billigste u. praktischste aller Gesundheitsbücher; es giebt in 2 starken Bänden alle Krankheiten des Menschen an und führt dafür die bewährtesten Heilmittel auf. Infolge der Reichhaltigkeit und der lexikalischen Anordnung des Stoffes erspart es die Anschaffung aller ähnlichen theilweise viel theueren Werke. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Das neueste Preisverzeichniß von [4142

H. Alexander's

spottbilligen Musikalien

ist gratis und franco zu beziehen jetzt durch Hermann Lau, Musikalienhdlg. in Danzig (früh. H. Alexander) Leipzig.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.) mit 4 Photographien nach Meyer-Bremen, Rembrandt, Grützner, Rubens ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen. [4144

Die 100. Königl. Sächs. Landes-Lotterie. wovon die 5. Haupt-Klasse vom 1. bis 22. November d. J. gezogen wird, enthält unter 86000 Nummern nachstehende 36000 Gewinne: 500,000 — 300,000 — 200,000 — 150,000 — 100,000 — 50.000 — 5 à 30,000 — 20 à 15000 50 à 5000 — 800 à 3000 — 900 à 1000 — 1000 à 500 — 1119 à 400 — 2041 à 300 — 30059 à 250 Mark. Kaufloose hierzu in 1/1 à 200 M., 1/2 à 100 M., 1/5 à 40 M., 1/10 à 20 M. versendet gegen Einsendung des Betrages und Portovergütung überall hin [4136

die Lotterie-Collection von **August Hunger in Waldheim i. Sachs,** Obermarkt Nr. 212.

Edition Steingräber.

Katalog durch jede Musikhandlung gratis.

---

250 echte verschiedene Briefmarken, 20 ungest. z. B. Natal, Guiana etc. nur 3 M. Otto Wiering, Hamburg.

Abonnem. bei allen Postämtern u. Buchhandlungen. Inserate durch R. Mosse, Leipzig.

Der practische Maschinen-Constructeur.

Zeitung für Maschinen- und Mühlenbauer, Ingenieure und Fabrikanten.

herausgeg. von [4130

W. H. UHLAND.

Auflage 2200. Jährlich 24 reich illustrirte Nummern.

Mitte Oktober Beginn des IV. Quartals. Preis 8 M.

Mit ausführlichen Originalberichten über die Ausstellungen in Frankfurt a/M., Stuttgart und Halle a/S.

LEIPZIG. Baumgärtner's Buchhandlung.

In jeder Buchhandlung zu haben:

Die Kopfschmerzen.

Die Heilung der verschiedenen Arten des Kopfschmerzes und die Methode, es dahin zu bringen, daß dieselben nicht wieder zurückkehren. [4098

Von Dr. Albrecht, Arzt in Hamburg.

Siebente Auflage. — 1 Mark.

1000 gut. gem. echte Briefmarken für nur 70 Pf. franco. [3936

Georg Buck, Ulm a. D.

Neueste Preisliste No. 7 gratis.

Militär-Pädagogium

(Dr. J. Killisch) Berlin, Schönhauser Allee 29. Gewissenhafte Vorber. f. alle Milit.-Ex., sowie für alle Klassen v. Schulen incl. Abit.-Exam. — Gute Pension. [4004

Für 50 Pfg. also fast umsonst.

Der Buchhalter-Katechismus

Handel. Wissenschaft.

für 1881 und 1882.

Gegen Einsendung des Betrages in Marken (Nachnahme nicht) liefert dieses wichtige Werk franco

Ferdinand Simon, Magdeburg, gerichtlich vereidigter Bücher-Revisor.

1000 ff. sort. echte Briefmarken, worunt. Equador, Peru, Chili, Salvador 2c. 2.50 u. Por. C. Stägemann, 10 alte Rabenstr. Hamburg.

Der neu erschienene Catalog der

Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franko zu beziehen. [3919

H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

Schätze a. d. Rumpelkammer.

Schöne Alterthümer, als: Porzellane, Glassachen, Stoffe, Metallsachen, Waffen, Uhren, Schmuck's, Möbels, kirchliche Sachen, Innungsgegenstände 2c. werden gekauft oder als Zahlung gegen Uhren, Gold- und Silberwaaren angenommen. [4143

F. F. Jost, Leipzig, Grimmaischersteinweg 4.

P. S. Näheres siehe den Artikel in No. 36. der Gartenlaube.

Gratis und franko

jedoch nur auf Verlangen versende mein soeben erschienenes Verzeichniß No. I.

antiquarischer Musikalien

Leipzig. J. H. Robolsky.

In der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg und in allen Buchhandlungen zu haben: Baron von Ehrenkreutz, [4100

Das Ganze der **Angelfischerei** — um dieselbe mit dem glücklichsten Erfolge auszuführen, wie auch von der Kunst, Krebse zu fangen; mit Abbildungen. — Zehnte Auflage. — 2 Mk. 50 Pf.

TRADE-MARK

Das Versand-Geschäft

Mey & Edlich Pagwitz-Leipzig

Hoflieferanten Sr. Maj. des Königs von Sachsen

versendet nachstehende Waarengattungen **direct** nur an Consumenten, selbst vom kleinsten Quantum an in **bester** Qualität zu den **billigsten** Preisen **nach allen Ländern Europa's.**

Es liegt im Interesse eines Jeden, welcher Bedarf in einem oder dem anderen angebotenen Artikel hat, sich den **illustrirten Preis-Courant** von dem Versand-Geschäft **Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig, kommen zu lassen,** welcher auf frankirtes Verlangen **gratis** u. **franco an Jedermann gesand wird.**

Specialitäten

des Versand-Geschäfts MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig:

Mey's Stoffkragen, Manschetten und Vorhemdchen für Herren, Damen und Kinder,
Stoffrüschen,
Rüschen in Batist, Tüll, Mull, Gaze etc. für Damen.

Schwarzseidene Cravatten für Herren und Knaben,
Weisse Batist- und Atlas-Cravatten für Herren,
Bunte Satin-Cravatten,
Schwarzseidene Bindeshlipse.

Manschettenknöpfe mit Eindrehfuss und Feder,
Kragen- und Vorhemdchenknöpfe.

Leinene Handtücher, leinene Wischtücher, Hausleinen und Prima geklärt Creas-Leinen im Stück und per Meter.
Rein leinene Taschentücher für Damen, Herren und Kinder,
Leinene Oberhemden-Einsätze,

Herren und Knaben-Oberhemden,
Nachthemden für Herren.

Leinene Kragen und Manschetten für Damen, Herren und Kinder.

Shirtings, Chiffons und Hemdentuch.

Baumwollene Strumpfwaaren f. Frauen, Herren u. Kinder.

Gesundheits-Jacken für Damen und Herren.

Parfums; Toilette-Seifen.

Japanischer und Chinesischer Thee,
Chocoladen; Mey's Cacao pulverisirt,
Kaffee-Ersatz,
Biscuits und Waffeln. [4029
Cigarren.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei geliefert und zwar innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.

Illustrirte Preis-Courante werden auf Verlangen an Jedermann gratis und franco versand.

Das Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig garantirt und verschickt nur beste Waare zu den billigsten Preisen. Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Briefe, Anfragen und Aufträge sind zu richten an das

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig und 9 Neumarkt Leipzig.

Stettin — Kopenhagen.

A. I. Postdampfer „**Titania**“, Kapt. Ziemke, von **Stettin** jeden **Sonnabend** 12 Uhr Mtg., „ **Kopenhagen** jeden **Mittwoch** 3 Uhr Nm. I. Kajüte 18 M., II. Kajüte 10 M. 50 Pf., Deck 6 M. **Hin-** u. **Retour-** sowie **Rundreise-Billets** (30 Tage gültig) zu ermäßigten Preisen am Bord der „Titania“ erhältlich.

3921] **Rud. Christ. Gribel.**

C. Dom { Loose u. Liste 4 M. letzte Lott. Basch, Berlin, Moltenm. 14 I. Porto 15 Pf.

H. B. Albrecht LEIPZIG, Königs Str. 24. **XYLOGRAPH-ANSTALT, GALVANOPLASTIK.** LAGER von CLICHÉS für alle Geschäfte passend. Muster-Abdrücke auf Verlangen franco.

Gründlicher brieflicher Unterricht unter Garantie des besten Resultates.

Verlangen Sie Prospect und Probebrief für gründliche Ausbildung z. tüchtigen Buchhalter & Comtoiristen.

Keinerlei Vorherbezahlung

Prospect u. Probebrief gratis u. frco.

Erstes kaufmännisches Unterrichts-Institut
FERDINAND SIMON, MAGDEBURG.

Münzen.

Mein neuestes Verzeichniß, ca. 2000 versch. Münzen enthaltend, ist soeben erschienen u. gratis zu haben. [4129

Jul. Belmonte jr.,
Hamburg.

Salon-Magie!

Wer Interesse hat für **ganz neue, brillante**
Karten- und Salon-Kunststücke,
beliebe seine Adresse sub. T. D. 796 an die **Central-Annoncen-Expedition** von **G. L. Daube & Co. in Frankfurt a/Main** einzusenden, wonach ihm ausführliche Liste zugesandt werden wird. [4128
Neueste Erfindungen! Billigste Preise!



Selbstthätige Zimmerfontaine mit Aquarium.

Neu! Originell!!

Vorzüglichste Leistung, Eleganteste Ausführung! Triebwerke zu schon vorhandenen Aquarien gebe ich ab.
Illustrirte Prospecte gratis und franco.
Louis Heinrici, Zwickau i. S.

Stahl-Kopf-Bürsten



No. 114. p. Dz. M. 27. p. Stück M. 2,5
Außerdem 21 verschiedene andere Nummern Illustr. Preis-Courant gratis und franco. Wieder-Verkäufern Rabatt. [3901
Ernst Petzold jun. Chemnitz, Sachs.
Fabrik aller Sorten Draht-Bürsten.

Aquarien



solid u. elegant, von 3 M. an. **Goldfische,** Thiere, Muscheln, Pflanzen, Grotten und Grottensteine. [4133
Aquarientische m. selbstthät. Springbrunnen.
— dto. — mit drehbaren Platten
— dto. — mit feststehenden Platten.
Illustr. Preiscourant gegen Einsendung v. 30 Pf., welche bei Kauf zurück vergütet werden.
Friedrich Schmitt, Frankfurt a/M.

Große fette Harzkäse

fein und pikant im Geschmack in Kisten von 100—400 St. pr. 100 St. 3 M. Große Posten bill.
Prima Harzer Domainen-Käse
für jedes Geschäft passend 100 Stück 540 Pf versendet unter Nachnahme oder Cassa.
F. Unger, [4134
Timmenrode b. Blankenburg a. Harz.

Heussi's weltberühmte Kaiserlampen

gewähren allein Sicherheit gegen Explosion, für Leben und Gesundheit der Hausgenossen.

Ich versende meine Lampen in zahlreichen Variationen:
Familienlampen per Stück M. 6 — M. 18., **Studirlampen** sehr praktisch M. 8—M. 10, **Gesellschaftslampen** M. 15 — M. 70. **Hängelampen** einfach M. 6 — M. 12. **Hängelampen** für Speisezimmer M. 20 — M. 30. **do.** für Salon M. 25 — M. 70. gegen vorherige Einsendung oder Nachnahme des Betrages.

Vor meist werthlosen Nachahmungen wird gewarnt.

Jede meiner Lampen trägt meine volle Firma am Brenner. Für prompte und tadellose Lieferung leiste ich Garantie. Wiederverkäufer erhalten hohen Rabatt.
4061] **Paul Heussi, Leipzig, Königsstraße 22.**

Richard C. van Haagen's

Cacaopuder

ist garantirt **rein**, betreffs des Aromas ausgezeichneter und **kräftiger als jede andere Sorte;** der leichten Verdaulichkeit wegen schwachen Personen sehr zu empfehlen. [3940
Fabrik in Utrecht (Holland).
Zu bekommen in jeder Materialwaarenhandlung.

Damen- und Herren-

Tuchstoffe, Flanells, in den neusten Mustern u. großer Auswahl, vers. in jedem beliebigen Quantum zu Fabrikpreisen. Reichhaltige Mustersend. frc.
R. Rawetzky, Sommerfeld i. Preußen.

WIEN 1873 — SYDNEY 1880 — LONDON 1862 — PRIZE MEDAL — PARIS 1867

Da uns vielseitig bekannt geworden, daß **Schuhe** und **Stiefel** geringerer Qualität fälschlich als unser Fabrikat verkauft werden, sehen wir uns zu der Erklärung veranlaßt, daß alle unsere Fabrikate nebenstehende **Schutzmarke** auf der Sohle tragen.

Otto Herz & Co.

Erste und älteste deutsche Schuhfabrik mit Maschinen- und Dampfbetrieb in Frankfurt a. M.



Bade-apparate, Douchen

Das Neueste und Practischste
Fischer & Co.,
Sanitätsapparatenfabrik
Heidelberg
Preiscourante gratis.

Für Magenleidende
gestrickte, wollene Corsets à 6,50 versendet nach Maaß die Corsetfabrik [4115
Mühlhausen i. Th. F. Recke.



Jnhib. d. Ausdunst. d Körpers nicht! Eleg. bess. u. bil. w. Gummir ntr 18 dkl 20 M. Mtr 2,75
D. R. Halemeyer, Potsdam
Fab. chem. prä. wassd. Gew.

Meine Tep-Manut. lief. v. „Bazar“ empfohl.



EchtPr. Brüssel-Teppicheges geschtzt 26. 48. 75 M. mtr 6 M.

G. Sebold in Durlach im Grossherzogthum Baden liefert seit 20 Jahren als ausschliessliche Spezialität praktisch bewährte, solid u. kräftig gebaute patentirte Hülfsmaschinen zur

Zündhölzerfabrikation,

als Einleg- und Auslegmaschinen, Hobelmaschinen für viereckigen Holzdraht, Sägen, Spanhobelmaschinen etc. und übernimmt die ganze Einrichtung neuer Zündhölzerfabriken nach bestem System. [3976

Damen finden freundl. Aufnahme bei Frau Schillinger, Hebamme in Bergedorf b. Hamb.

Cäsar und Minea,

Hunde-Züchterei,

Zahna, Provinz Sachsen,



empfehlen diverse Racen Jagd- und Vorstehhunde, altdeutsche, deutsche u. engl. Kreuzungen, Schweiß-, Dachs-, Brackier- u. Windhunde unter **Garantie** vorzüglichster **Feld-**, als auch **Parforce-Dressur.** Die Hunde sind ferm abgeführt u. werden den verehrten Reflectanten auf Wunsch in **Zahna** vorgeführt. (Atteste vieler hoher bekannter Sports- u. Waidmänner, welche Jagd-, Vorsteh-, Parforce-, Brackier- und Dachshunde von mir bezogen, werden gern vorgelegt, auch den Preiscouranten beigefügt.)

Ferner empfehle Renommir- und Nutzhunde als ganz besondere Specialitäten meiner Züchtereien, **Ulmer Doggs** und **Berghunde,** auch Newfoundländer, Leonberger, Dänische, Hatz- und Bulldoggs, Ungarische und Königswolfshunde, englische Möpse u. Mastiffs, Spitzer, Pudel, Pintscher, Rattler und King-Charles.

Die Luxus- und Renommirhunde sind in meinen Instituten **Schweinitz, Annaburg,** Bahnhof **Jessen** oder **Holzdorf** der B.-A. B. zu besichtigen und werden von einem meiner Piqueurs auf Verlangen vorgeführt.

In meiner permanenten Ausstellung zu **Schweinitz** sind nur größere Hunde ausgestellt und wolle man sich zur Besichtigung derselben an meinen dortigen Inspector **W. Bohm** wenden und, um nicht Schwindlern, die trotz großer Annoncen kaum einige Hunde besitzen, verwechselt zu werden, zahle ich

100 Mark Reiseentschädigung

demjenigen, welcher nicht allein in Schweinitz 75 große Hunde vorfindet.

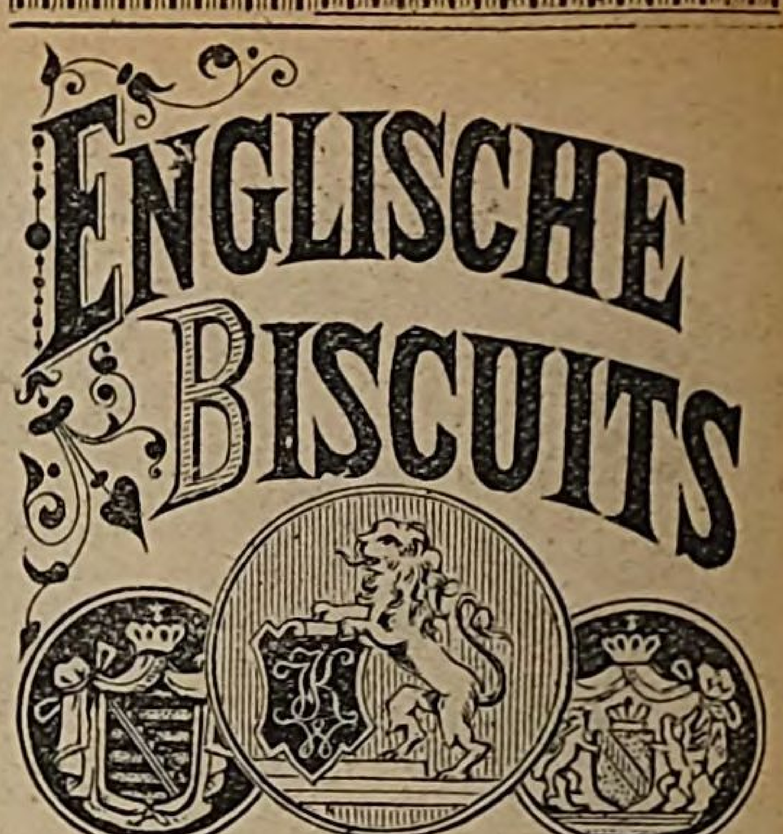
Versandt auf meine eigene Gefahr bis zur entferntesten Bahnstation aller Länder, nach überseeischen Plätzen wird die Vermittelung von Dampf- und Segelschiffen gratis besorgt, auch Versicherung und Fütterung der Hunde übernommen.

Preiscourante incl. 20 verschiedener Abbildungen der beliebtesten Hunderacen sind in deutscher, französischer und holländischer Sprache franco gratis abgebbar.

Meine Broschüre: „Pflege und Aufzucht des edlen Hundes incl. Angabe von Heilmitteln für die am häufigsten vorkommenden Krankheiten“ und eines Kunstblattes 30 verschiedener Hunderacen, à 2 M., Hundekuchen, Fleisch-Erbsenmehl-Biscuits eigener Fabrik, äußerst bequem, billiges und ganz vorzügliches Hundefutter, 50 kg 22 M., 12½ kg 6 M.

Adresse für Postsendungen und Telegramme: [4070

Otto Friedrich, Zahna.



von

F. Krietsch, Wurzen i/S

anerkannt vorzüglichster Qualität in 100 verschiedenen Sorten.

Mustersortimente zu 3, 6 und 9 Mark empfohlen. Preiskarten sowie Prospekte über Beschaffenheit, Nützlichkeit und Verwendung der Biscuits werden auf Wunsch franko übersandt.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao. 1 Pfd. = 100 Tassen.

Preis: per	3/1	1/1	1/2	1/4 = Pfd.-Dose
	850	300	150	80 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Colonial- Delicatess und Droguengeschäften.

Privat-Entbindungs-Anstalt eines verh. Arztes. Liebevollste Pflege. R. R. R. Weimar postlagernd frei. [3977] (B. 3752

Privat-Entbind.-Anstalt für Damen der besseren Stände. Frau verw. **Klauer** (Geburtshelferin, Tochter eines Arztes) **Dresden,** Rietschelstr. 15. [3925

Rothe Hände

werden in 5 Tagen zart und weiß durch **Crême Pinard.** Vollständiger Erfolg garantirt. [4137
Preis 4 M. Depôts: C. Berndt & Co., Leipzig, Ap. Moll, Wien Tuchlauben.

Danksagung.

Dankend bezeuge ich, daß Herr **Dr. J. Killisch in Berlin** (Schönhauser Allee 29) früh. in Leipzig) meinen mit dem Primaner-Zeugniß vom Gymnasium abgegangenen Sohn in kürzester Zeit (3½ Monate) und mit gutem Erfolge z. Fähnrichs-Examen vorbereitet hat.
Glatz, den 22. Sept. 1881.
4141] **Schenck, Hauptmann a. D.**

Ein **geb.** mus. **Frl.** 20 Jahr, **sucht Stellung** als **Gesellsch.** u. **Stütze d. H.** in e. f. Haushalt, od. z. **Unterr.** der **Kinder** auch in **Franz., Engl.** u. **Musik.** Sehr ger. Gehaltsanspr. Gef. Off. erbitte sub. **O. L. 20 postl. n. Senftenberg n/L.** [4116

Agenten.

Eine leistungsfähige **Anilinfarbenfabrik** sucht Vertreter zum Vertrieb ihrer Fabrikate. Reflectanten wollen, unter Angabe von Referenzen, ihre Offerten einreichen unter **J. W. 5936** an **Rudolf Mosse, Frankfurt** am Main. [4114

Eine gebildete Familie wünscht eine Waise oder ein Kind jeden Alters für ein mäßiges einmal zu zahlendes Kostgeld in Pension zu nehmen. Dasselbe wird auf Verlangen abgeholt. Offerten unter [4139
O. E. 258
an **Haasenstein & Vogler, Magdeburg.**

Kinderlose Eltern suchen ein Kind, wenn auch discreter Geburt, gegen einmalige Entschädigung zu adoptiren. Offerten unter
H. H. 10.
an **Rost's** Buchhandlung, **Sulza.** [4125

Ein f. gebld. Mann, 29 J. a. v. vorzgl. Char., einnehm. Aeuß. w. f. m. e. f. gebld., jedoch einf. erzog., wenn auch ganz unvermög. Mädchen v. heit. Temp. u. imp. Statur, w. ihr Glück i. e. gemüthl. Häuslichk. sucht z. verh. Off. m. Photogr. bis 15/11 vorlf. anonym A. R. postl. Plauen i. V. erb.

Mein liebes, liebes Weib! Meine S.! Ich grüße Dich innigst, herzinnigst vieltausendmal! Mein Herz sehnt sich nach Dir; o, daß ich einen Blick, einen Händedruck von Dir erlangen, wieder einmal in Deiner Nähe weilen könnte! O, ich bin so allein ohne Dich! Leb' herzlich wohl, mein gutes Weib! Dein R. D. a. s. T.

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur

Gartenlaube.

№ 454. XVI. Jahrg.

Die Hausfrau.

Praktisches Lehrbuch
für deutsche Mädchen und Frauen.
über
die Kenntnisse und Verwaltungsregeln des wirthschaftlichen und bürgerlichen Hauswesens.
Dritte gänzlich umgearbeitete und bedeutend erweiterte Auflage.
Octav. Geh. Preis M. 6.60, elegant in Leinwand geb. M. 7.80.
Die gesammte Frauenwelt wird diese neue dritte Auflage als ein unentbehrliches Handbuch nur mit Freuden begrüßen.
Leipzig. Ed. Kummer.

In jeder Buchhandlung zu haben:
(Bester **Briefsteller** in 26. Auflage.)
W. G. Campe's vollständiger

Briefsteller,

oder **Anweisungen, Briefe aller Art** nach den darin enthaltenen **230 Musterbriefen im besten Styl** schreiben und **einrichten zu lernen.** Ferner 100 Formulare zu **Eingaben, Gesuchen und Klageschriften.**
Sechsundzwanzigste Auflage. **1 Mk. 50 Pf.**
NB. Es ist dies unbedingt einer der besten Briefsteller, wovon mehr als 125,000 Expl. in 25 Auflagen abgesetzt wurden. [4103

Nach Berlin zurückgekehrt

Militair-Pädagogium

Dr. J. Killisch, Schönhauser Allee 29.
Neue Curse Anfang October. Schon 3500 vorbereitet. Glänzende Erfolge. [4093

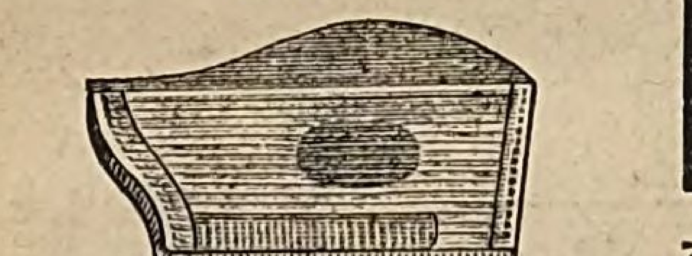
Selbst die schlechteste Schrift wird dauernd schön	durch die neue briefliche Lehr-Methode	Prospect und Probe Lection gratis	Ferdinand Simon Magdeburg vereid. Sachverständg.

C. W. Möller, Hofl. Berlin, Alexanderstr. 40.



vers. das gr. Pracht-Musteralbum mit 390 Abbildung. über alle Rauchrequisit., sowie Stöcke, Schildpatt- u. Elfenbeinwaaren geg. Einsend. von 50 Pf. Briefmarken aller Länder franko nach allen Himmelsgegenden der Welt!

Preisgekrönt: **Düsseldorf 1880**; Weltausstellung Melbourne 1880/81: **I. und III. Preis.**



Export! En gros!

Zithern

liefert in anerkannt vollendeter Arbeit, Güte, mit grosser Tonfülle, reinem Griffbrett besaitet von 16 M. an; feinere Qual. 22, 28, 36—150 M. Graeter-Bielfeld's anerkannt beste Zitherschule z. Selbstlernen 5 M. Preiscour. franco.
Die Musik-Instrumenten-Fabrik (Specialität: Saiten-Instrum.) von
Gebrüder Wolff, Kreuznach.

Neu! Neu!
Photographischer

Dilettanten-Apparat.

zur Aufnahme von **Portraits** und **Landschaften** vermittelst der neuen hochempfindlichen **Gelatine-Trockenplatten.**
Beschreibung und Preisliste gratis u. franco.
Max Fritz,
4173] **Wilhelmsplatz 3, Görlitz i/Schl.**

J. A. Hietel, Leipzig,

Königl. Hoflieferant.
Kunststickerei & Fahnen-Manufaktur.



Specialität f. Fahnen jeder Art. Altarbekleidungen und Ausstattung f. Synagogen. Skizzen, Materialproben, Prospecte gratis.
Beste Referenzen.

Teltower Rübchen!

10 Pfd. für 2 Mark incl. Säckchen franco nach allen Gegenden des deutschen Reiches versendet bis zum Frühjahr [4145
Hermann Thiele in Zehlendorf,
½ Stunde vor Teltow.

Jean Fränkel,

Bankgeschäft.

Berlin SW., Kommandantenstraße 15.
Cassa-, Zeit- und Prämiengeschäfte zu coulanten Bedingungen, Couponseinlösung provisionsfrei. **Genaueste** Auskunft über **alle Werthpapiere** ertheile gratis und bereitwilligst.
Meinen **Börsenwochenbericht,** sowie meine **vollständig umgearbeitete** und **erweiterte Broschüre:**
Capitalsanlage und Speculation in Werthpapieren mit besonderer Berücksichtigung der **Prämiengeschäfte**
(Zeitgeschäfte mit beschränktem Risico) versende gratis. [4152

Paedagogium zur Vorbereitung für das Einjährig-Freiwilligen-Examen. Beginn des Wintersemesters: Anfang October. — Pension. — Prospecte gratis und franco. Seit Jahren die günstigsten Resultate. [4146
F. Meyer, Magdeburg, Berlinerstr. 1a. I.

Heussi's weltberühmte Kaiserlampen

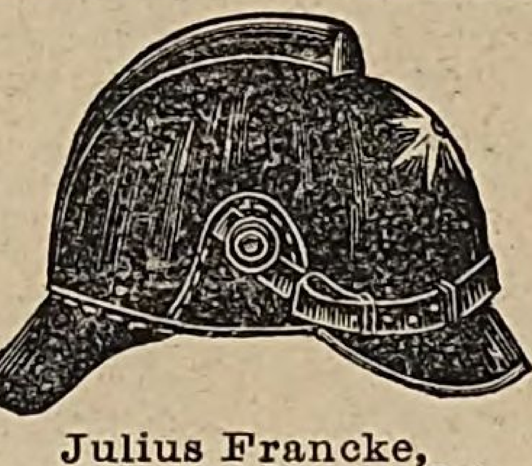
gewähren allein Sicherheit gegen Explosion, für Leben und Gesundheit der Hausgenossen.
Ich versende meine Lampen in zahlreichen Variationen:
Familienlampen per Stück M. 6 — M. 18., **Studirlampen** sehr praktisch M. 8—M.10. **Gesellschaftslampen** M. 15 — M. 70. **Hängelampen** einfach M. 6 — M. 12. **Hängelampen** für Speisezimmer M. 20 — M. 30. **do.** für Salon M. 25 — M. 70. gegen vorherige Einsendung oder Nachnahme des Betrages.
Vor meist werthlosen Nachahmungen wird gewarnt.
Jede meiner Lampen trägt meine volle Firma am Brenner. Für prompte und tadellose Lieferung leiste ich Garantie. Wiederverkäufer erhalten hohen Rabatt.
4061] **Paul Heussi, Leipzig, Königsstraße 22.**



Inhib. d. Ausdunst. d. Körpers nicht
Eleg. bess. u. bil. w. Gummir
ntr 18 dkl 20 M. Mtr 2,75
D. R. Halemeyer, Potsdam
Fab. chem. prä. wassd. Gew.
Meine Tep-Manuf. lief. v. „Bazar" empfohl.



Echt Pr. Brüssel-Teppichegeschtzt 26.48. 75 M. mtr 6 M.



Julius Francke,
Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers und Königs, Hannover, [4150
Feuerwehrrequisiten- u. Militaireffecten-Fabrik. Specialität: Feuerwehr-Helme, Gurten, Latern., Beile, Röcke, Joppen ꝛc.ꝛc. Präm. a. viel. Ausstell. mit ersten Preisen. Illustrirter Preiscourant gratis und franco.

Sanitaire!

Wer staubfreie, reine den richtigen Feuchtigkeitsgrad enthaltende Zimmerluft wünscht, wer seinen Lieblingen, den Zimmerpflanzen neue Frische zuführen und den schönsten Blumenflor selbst im geheizten Zimmer haben will, wer Liebhaber von Aquarien u. Zimmerfontainen ist, wer ein elegantes, angenehmes und nützliches, das Wohlbehagen in der Häuslichkeit, die Gesundheit beförderndes Geschenk braucht, lasse sich meinen illustrirten Prospect, **der gratis und franco versandt wird,** kommen [4162
Louis Heinrici in Zwickau.

ELECTR. & PNEUMATISCHE
HAUSTELEGRAPHEN.
MIX & GENEST.
BERLIN S, PRINZESSINNENST. 23
EN GROS. EXPORT. PREISC. GRAT.

Dr. Kles' Diätetische Heilanstalt.

Dresden, Bachstrasse 8.
Aerztliche Behandlung chron. Krankheiten jeder Art, besonders Magen-, Herz-, Unterleibsleiden, Gicht, Hautkrankheiten, Nervenleiden und namentlich auch Frauenkrankheiten. Das Diätetische Heilverfahren führt selbst in den schwierigsten Fällen zur sicheren Heilung. Aufnahme zu jeder Jahreszeit. Mäßige Preise. Prospecte frei. — Neueste Schrift: Dr. Kles' Diätetische Kuren, Schroth'sche Kur etc. 2. Aufl. Preis 2 Mark. Durch jede Buchhandlung, sowie direct.

CHOCOLADE
Hartwig & Vogel Dresden
UND CACAO

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.
Zu haben in den meisten Colonial- Delicatess- und Droguengeschäften.

Gegen nervösen **Kopfschmerz**
Gesicht- u. Zahnschmerz, Migräne ꝛc. empfehlen Dr. O. Diruf sen., kgl. bayr. Hofrath in Kissingen u. viele berühmte Aerzte und Professoren als wirksamstes Mittel das von mir allein ächt u. direct importirte **chines. Poho-Oel. — Fälschungen zu vermeiden, beachte man mein Siegel! Ernst Ihl, Ludwigs-Apotheke, Bad Kissingen.** [3944

Weintrauben fco. 5 Kilo Postkorb 2 M. 70 Pf. deutscher Zoll 14 Pf. per Kilo.
Wall-Nüsse, zollfrei franco 5 Kilo Postkorb 3 M. 30 Pf.
Pfirsiche zollfrei franco 5 Kilo Postkorb 3 M. —
Aepfel & Birnen zollfrei franco 5 Kilo Postkorb 2 M. 60 Pf.
Ung. Weine, 12 Liter Flaschen sortirt 11 Mark, nur gegen vorherige Einsendung des Betrages. [4175
Anton Tohr & Co., Werschetz. Südungarn.

Damen finden freundl. Aufnahme bei Frau Schillinger, Hebamme in Bergedorf b. Hamb.

Richard C. van Haagen's

Cacaopuder

ist garantirt **rein,** betreffs des Aromas ausgezeichneter und **kräftiger als jede andere Sorte;** der leichten Verdaulichkeit wegen schwachen Personen sehr zu empfehlen. [3940
Fabrik in Utrecht (Holland).
Zu bekommen in jeder Materialwaarenhandlung.

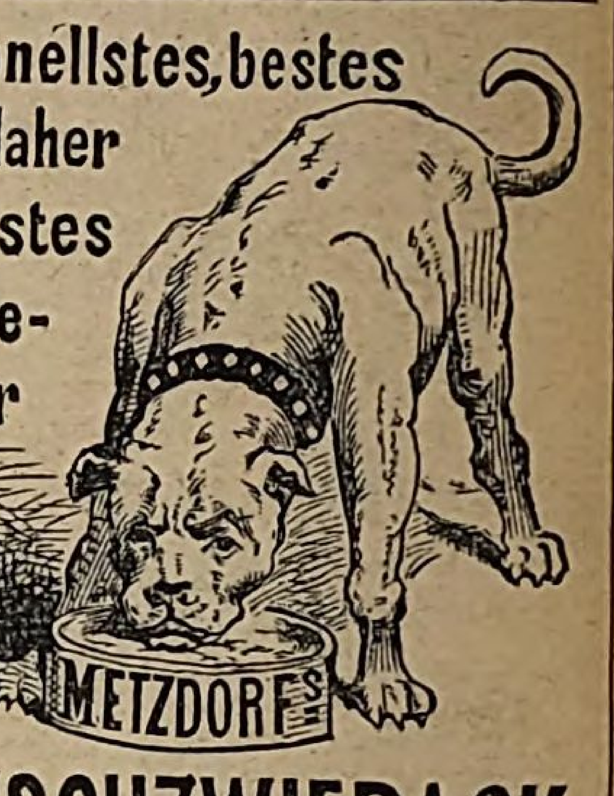
Damen- und Herren-

Tuchstoffe, Flanells, in den neusten Mustern u. großer Auswahl, vers. in jedem beliebigen Quantum zu Fabrikpreisen. Reichhaltige Mustersend. frc.
R. Rawetzky, Sommerfeld i. Preußen.

Große fette Harzkäse

fein und pikant im Geschmack in Kisten von 100—400 St. pr. 100 St. 3 M. Große Posten bill.
Prima Harzer Domainen-Käse
für jedes Geschäft passend 100 Stück 540 Pf. versendet unter Nachnahme.
F. Unger, [4134
Timmenrode b. Blankenburg a. Harz.

Rationellstes, bestes und daher billigstes Hunde-Futter



FLEISCHZWIEBACK

von

F. Krietsch, Wurzen i. S.

alleinig. Inhaber des Fabrikationsrechtes nach Prof. Dr. Metzdorfs neuestem Recept.
Probepackete von 5 Kilo zum Preise von M. 2. 50, sowie Prospekte über Zusammensetzung, Bereitungsweise und Anleitung zur zweckmäßigsten Verfütterung der Zwiebacke werden auf Wunsch franko übersandt.



Die große
Race-Hunde-Züchterei
Köstritz (Reuß)
empf. unübertroffenen Genres: Bernhardiner, Neufoundl. Deutsche, Ulmer, Dänische, Engl. Doggs, Jagd-, Vorsteh-, Dachs-, Brakier- und Windhunde. Alle Salon- und Damenhündchen: Terrier's, Angora-Pudel, Seidenspitzer, Engl. Möpse, Java-Pintscher, Löwenhündchen ꝛc. **„Permanente Ausstellung."**
Auswahl unter ca. 100 Stück.
Illustr. Prospekte gratis, mit Photographie 1 Mk. Retourmarke. [4015

Danksagung.

Dankend bezeuge ich, daß Herr **Dr. J. Killisch in Berlin** (Schönhauser Allee 29) früh. in Leipzig) meinen mit dem Primaner-Zeugniß vom Gymnasium abgegangenen Sohn in kürzester Zeit ($3\frac{1}{2}$ Monate) und mit gutem Erfolge z. Fähnrichs-Examen vorbereitet hat.
Glatz, den 22. Sept. 1881.
4141] **Schenck, Hauptmann a. D.**

Kinderlose Eltern suchen ein Kind, wenn auch discreter Geburt, gegen einmalige Entschädigung zu adoptiren. Offerten unter
H. H. 10.
an **Rost's** Buchhandlung, **Sulza.** [4125

Geb. kinderl. u. in gut. Verh. lebende Eheleute w. e. Kind (ev. discr. Geb.) zu adopt. Einmal. Zahl. e. festen Summe erwünscht, diese würde d. K. unverkürzt z. Gute k. Adr. u. C. S. erb.

1000 Fcs.
Belohnung.

Am 9. September d. J. ist
Herrmann Abeles,
Gesellschafter der Firma **„Abeles & Cie."** in **Prag,** mit Hinterlassung eines bedeutenden Schuldenstandes flüchtig geworden und wird wegen Verbrechens des Betruges vom k. k. Landes- als Strafgerichte Prag steckbrieflich verfolgt. Derselbe ist 45 Jahre alt, Israelit, klein von Statur und korpulent, hat ein ovales Gesicht, dichten bräunlichen Schnurbart, starkes Doppelkinn, u. schwarzes, mit grauem melirtes Haar, fleischige Hände mit sehr kurzen Fingern. Abeles spuckt auffallend oft aus. [4153
Wer dem gefertigten Concursmassa-Verwalter bezüglich des flüchtigen Herrmann Abeles solche Angaben macht, die zur Habhaftmachung desselben führen, erhält aus der Concursmassa laut Beschluß des Gläubiger-Ausschusses obige Belohnung.
Prag, den 30. September 1881.
Dr. Ferdinand Eger,
Verwalter der Concursmassa Abeles & Cie.

Bitte Brief: **L. H. 4.** abzuholen.

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube.

№. 456. XVI. Jahrg.

Eine schöne Festgabe für Frauen und Jungfrauen ist:

A. Godin

Der Magdborn.

Eine Sage aus dem Rheinthale.
7 Bog. cart. mit Goldschn. 1, 50 Mrk.
Reinheit und Innigkeit weht aus dem Büchlein entgegen. [4212
Verlag v. R. Herrosé in Wittenberg.

Der neu erschienene Catalog der

Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franko zu beziehen. [4156
H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

Von Wilhelm Streit's Verlag in Dresden u. alle Buch- u. Musikhandlungen zu beziehen:

Reich der Töne.

Ein Musik-Album in Royal Notenformat in engl. Leinen mit Gold Mark 7.50, enthaltend 300 historisch geordnete photographische Portaits von Musikern, Virtuosen, Sänger und Sängerinnen aller Zeiten und Völker nebst kurzen Lebensbeschreibungen. Eine lebendige Musikgeschichte und bequemes Nachschlagebuch.

Neuer kaufmännischer Bücherabschluss

Von Heinrich Schmitz, Buchhalter.
Zweite Auflage, vermehrt durch den Bücherabschluss f. Bankgeschäfte. Mit zahlr. Formularen.
Geheftet ℳ 2.50.
Verlag von
G. A. Gloeckner in Leipzig.

Edition Steingräber.
Katalog durch jede Musikhandlung gratis

Für 50 Pfg. also fast umsonst.

Der Buchhalter- Katechismus
Handel. Wissensch.
für 1881 und 1882.

Gegen Einsendung des Betrages in Marken (Nachnahme nicht) liefert dieses wichtige Werk franco
Ferdinand Simon, Magdeburg,
gerichtlich vereidigter Bücher-Revisor.

Zu Weihnachtsgeschenken.
empf. m. jo bel. Pack. m. echt. Briefm
No. 1. 100 versch. als Queenland ꝛc. —.50.
„ 2. 50 „ „ Cap. Victoria ꝛc. —.50.
„ 3. 25 „ „ Aegypten ꝛc. —.50
„ 4. 100 „ „ Finnld. Serbien 1.—.
„ 5. 50 „ „ Chili, Jamaica ꝛc. 1.—.
„ 6. 25 „ „ Azoren Brasil. ꝛc. 1.—.
4184] Georg Buck, Ulm a/D.
Preisl. 7 gratis.

---

letzte **Cölner** letzte

Dombau-Lotterie

Ziehung 12. 13. und 14. Januar 1882.
1372 Geld-Prämien.
1 à 75,000 Mk.
1 à 30,000 „
1 à 15,000 „
2 à 6000, 5 à 3000, 12 à 1500, 50 à 600, 100 à 300, 200 à 150, 1000 à 60 Mk.
Ausserdem Kunstwerke von 60,000 Mk.
Original-Loose à 3,50 Mk. (auch in Briefmarken) empfiehlt und versendet
Carl Heintze,
Lotterie- und Bankgeschäft,
Berlin W., 3. Unter den Linden 3.

Gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands.

„Berliner Tageblatt"

mit seinen 3 werthvollen Blättern:
illustrirtes Witzblatt: **„ULK"**, belletrist. Sonntagsblatt: **„Deutsche Lesehalle"**, „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft"**
Probe-Nummern gratis und franco.
Im Roman-Feuilleton des nächsten Monats beginnt:
„Ein neuer Ahasver", Roman von **Fritz Mauthner**

Dieser erste größere Roman des bekannten Verfassers von: **„Nach berühmten Mustern"** ist dem bewegten Treiben unserer Tage entnommen und schildert mit scharfer Satyre und dichterischer Kraft mancherlei wunde Stellen unserer heutigen Berliner Gesellschaft. [4210

Unkenntniss des Gesetzes

schützt Niemand vor rechtlichen Nachtheilen! Wer daher solche vermeiden will, suche sich einen Rathgeber. Denselben findet er in der soeben bei G. A. Gloeckner in Leipzig erschienenen: [4199

Kaufmännische Rechtskunde von R. Fischer, Geh. Oberregierungsrath in Gera. Zweite Auflage. Preis M. 3.50.

Aus vorstehendem Werk ist das Wechselrecht sowie das Handelsrecht für je M. 1. 75 apart zu haben. — Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Abonnem. bei allen Postämtern u. Buchhandlungen. Inserate durch R. Mosse, Leipzig.

Der practische Maschinen-Constructeur.

Zeitung für Maschinen- und Mühlenbauer, Ingenieure und Fabrikanten.
herausgeg. von [4130
W. H. UHLAND.
Auflage 2200. Jährlich 24 reich illustrirte Nummern.
Mitte Oktober Beginn des IV. Quartals. Preis 8 M.
Mit ausführlichen Originalberichten über die Ausstellungen in Frankfurt a/M., Stuttgart und Halle a/S.
LEIPZIG. Baumgärtner's Buchhandlung.

Peinture-Bogaerts.

Freunde der Kunst werden auf diese Alles dagewesene überteffende, direct auf Leinwand und auf Holz gearbeitete

Copien berühmter Meister

aufmerksam gemacht.

Vorgelegt wurden die Peinture-Bogaerts bei den Directionen der **Akademien der bildenden Künste zu Berlin, Wien und München.**

Nicht zu unterscheiden vom Originalgemälde.

Prächtiger Zimmerschmuck.

Deutsche und französische Cataloge gratis u. franco.

Preis pro Tableau in reich vergoldeten Brüsseler Rahmen à 40 M. = 25 fl. Ö. W.
Zu beziehen durch das
General-Depôt von J. M. Grob, Leipzig-Eutritzsch, Haupt-Depôt für Oesterreich-Ungarn Fr. Rödl, Wien I, Bäckerstraße 20, Haupt-Depôt für Süddeutschland u. Schweiz: Th. König, Herzogl. Bayer. Hoflieferant, München, Karlsstraße 27 und durch alle soliden Buch- und Kunsthandlungen. [4155

Richard C. van Haagen's

Cacaopuder

ist garantirt **rein**, betreffs des Aromas ausgezeichneter und **kräftiger als jede andere Sorte**; der leichten Verdaulichkeit wegen schwacher Personen sehr zu empfehlen. [4216
Fabrik in Utrecht (Holland).
Zu bekommen in jeder Materialwaarenhandlung.

Der Katalog der

Edition Peters

ist durch alle Musikalienhandlungen gratis und franco zu beziehen. [4021

Für jeden Geschäftsmann!

Kaufmännische Bibliothek

aus dem Verlage von
G. A. Gloeckner
Leipzig.

Rothschild's Taschenbuch. Dr. E. Amthor, Quintessenz.

Verzeichnisse kostenfrei!

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das ABC des Schachspiels.

Anleitung z. raschen Erlernung d. edlen Spiels. Von J. Minckwitz, Red. d. Deutschen Schachzeitung. Preis 2 Mk. 40 Pf. — Anerkannt beste Anleitung zur Erlernung des königlichen Spiels und zur Problemcomposition. [4207
Verlag von Veit & Comp. in Leipzig.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galeriewerke ꝛc.) mit 4 Photographien nach Meyer-Bremen, Rembrandt, Grützner, Rubens ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen. [4144

Wichtig für jeden Geschäftsmann!

Die Praxis des Geschäftslebens.

Von Th. Piening.
Ein Wegweiser zu Erfolg und Wohlstand.
Zweite Aufl. Geheftet ℳ 3.—.
Verlag von
G. A. Gloeckner in Leipzig.

Kleine Guitarre-Schule

oder bildliche Darstellung

aller Dur- u. Moll-Accorde wie sie auf der Guitarre gespielt werden mit Angabe des Fingersatzes, z. Selbstunterr. od. welche das Spiel oder die Begleitung von Liedern erlernen wollen. [4200

Bei Einsendung von 80 Pf. in Briefmarken erfolgt Franco-Zusendung von A. Böhm und Sohn in Augsburg.

Oelfarbendruck-Gemälde vorzügl. d. Oelgemälde täusch. ähnl. v. berühmt. Meistern, lief. d. Oelfarbendruck-Verein Concordia, Berlin, Brüderstr. 34. Illustr. Katal. z. Ansicht fco.

1000 ff. sort. echte Briefmarken, worunt. Equador, Peru, Chili, Salvador ꝛc. 2.50 u. Por. C. Stägemann, 10 alte Rabenstr. Hamburg.

Loose zur Königl. Sächs. Landeslotterie in 1/1, 1/2, 1/5 und 1/10 offerirt zu planmäßigen Preisen [4186
C. Grabner, Haupt-Collecteur in Reichenbach i. V.

!!Spielwaaren!!

Cataloge an Private gratis bei
Carl Quehl, Fabrikant,
Nürnberg. [4193
Geschäft besteht über 30 Jahre.

ELECTR. & PNEUMATISCHE
HAUSTELEGRAPHEN.
MIX & GENEST.
BERLIN S. PRINZESSINNENST. 23.
EN GROS. EXPORT. PREISC. GRAT.

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Alfred Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube.

№ 457. XVI. Jahrg.

Der Katalog der

Edition Peters

ist durch alle Musikalienhandlungen gratis und franco zu beziehen. [4021

Von Wilhelm Streit's Verlag in Dresden u. alle Buch- u. Musikhandlungen zu beziehen:

Reich der Töne.

Ein Musik-Album in Royal Notenformat in engl. Leinen mit Gold Mark 7.50, enthaltend 300 historisch geordnete photographische Portaits von Musikern, Virtuosen, Sänger und Sängerinnen aller Zeiten und Völker nebst kurzen Lebensbeschreibungen. Eine lebendige Musikgeschichte und bequemes Nachschlagebuch.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galeriewerke ꝛc.) mit 4 Photographien nach Meyer-Bremen, Rembrandt, Grützner, Rubens ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen. [4144

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.
Soeben erschien Lfg. I. von

Biedermann, Karl,
Dreissig Jahre deutscher Geschichte 1840—1870.

Mit einem Rückblick auf 1815—1840
Complet in 10 Lieferungen á 1 Mark oder in 2 Bänden, Preis pro Band 5 Mark.
Vorräthig in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Enorme

Preisherabsetzung!

Eine ganze klassische
Bibliothek für 30 Mark
in sehr eleganten, reich mit Gold verziert n Einbänden:

1. **Schiller's** sämmtl. Werke, 12 Bände
2. **Göthe's** Werke, 16 Bände
3. **Lessing's** sämmtl. Werke, 6 Bände
4. **Körner's** sämmtl. Werke in 1 Bande
5. **Hauff's** sämmtl. Werke in 2 Bänden
6. **Shakespeare's** säm. Werke, 12 Bände
7. **Zschokke's** säm. hum. Novellen. 3 Bd.
8. **Bodenstedt,** aus meinem Leben. 1 Bd.
9. **Kleist's** dramat. Meisterwerke. 2 Bd.

Alle neun anerkannt vorzüglichen Werke in schönem grossen Format und in den prachtvollsten Einbänden zusammen

für nur 30 Mark!

liefert unter Garantie für neu und fehlerfrei
Selmar Hahne's Buchhandlung,
Berlin S., Prinzenstrasse 54.
NB. Die Besichtigung steht Jedermann tägl. frei. Versandt geg. Eins. od. Nachn.
Andere Werke gleichf. auffallend billig.

Zimmerturnen.

Kurze Anleitg. zur Ausführg. zweckentsprechender Körperbewegung. ohne Geräth behufs Wiedererlangung u. Erhaltg. d. Gesundheit. Von E. Lausch. 2. Aufl. 1882. Mit 10 Abbild. geb. 50 Pf. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verleger [4221
Th. Hofmann,
Berlin S.W., Tempelh. Ufer 23.

Das Heidelberger Schloß. [4185
4 Modellirbg. Farbdr. vers. fr. g. Eins. v. 120 Pf. in Brfm. d. Druck. v. C. Herrmann, Heidelberg.

Selbst die schlechteste Schrift wird dauernd schön | durch die neue briefliche Lehr-Methode | Prospect und Probe Lection gratis | Ferdinand Simon Magdeburg vereid. Sachverständg.

Bewährte Hand- und Lehrbücher.

4. Auflage. 4. Auflage.

Dr. Ed. Amthor Quintessenz des kaufmänn. Rechnens.

Geheftet ℳ 4.—. Gebunden ℳ 4.50.
Auflösungen hierzu: Geh. ℳ 1.50; geb. ℳ 1.80.

H. Neumann Quintessenz der einfachen und doppelten Buchhaltung zum Selbstunterricht.

Geheftet ℳ 2.50; gebunden ℳ 3.—.

Verlag von **G. A. Gloeckner** in Leipzig.
Verzeichnisse der kaufmänn. Bibliothek gratis und portofrei.

Abonnem. bei allen Postämtern u. Buchhandlungen. Inserate durch R. Mosse, Leipzig.

Der practische Maschinen-Constructeur.

Zeitung für Maschinen- und Mühlenbauer, Ingenieure und Fabrikanten.
herausgeg. von [4130
W. H. UHLAND.
Auflage 2200. Jährlich 24 reich illustrirte Nummern.
Mitte Oktober Beginn des IV. Quartals. Preis 8 M.
☞ **Mit ausführlichen Originalberichten über die Ausstellungen in Frankfurt a/M., Stuttgart und Halle a/S.** ☜
LEIPZIG. **Baumgärtner's Buchhandlung.**

Schülerleben,

Großes humoristisches Potpourri für Pianoforte zu 2 Händen mit **untergelegtem Text** von Ed. Schrader Op. 18.
Preis 2 Mk.
vierte Doppelauflage.
Dieses **kaum mittelschwere** Potpourri schildert durch eine Reihe glücklich aneinandergefügter **beliebter** Melodien und durch den untergelegten Text das Leben des Schülers von der **A. B. C. Schule bis zur Universität** auf das **amüsanteste.** Zu beziehen durch jede Buch- und Musikalienhandlung auch gegen Einsendung von 2 M. in Briefmarken direkt vom Verleger **Albert Rathke in Magdeburg.**
Gegenstück hierzu: „Backfischens Leiden und Freuden.“
Eine musikalische Erzählung. Preis 2 Mark. [4233



Neueste Illustrirte (4192)

Briefmarken-Albums

zu 1, 1½, 6, 7½, 12 und 36 Mark.
Echte Briefmarken billigst. Preiscourant gratis Kataloge 90 Pf.
Alwin Zschiesche in Leipzig.

Jean Fränkel,
Bankgeschäft.
Berlin SW., Kommandantenstraße 15.

Cassa-, Zeit- und Prämiengeschäfte zu coulanten Bedingungen, Couponseinlösung provisionsfrei. **Genaueste** Auskunft über **alle Werthpapiere** ertheile gratis und bereitwilligst.
Meinen **Börsenwochenbericht,** sowie meine **vollständig umgearbeitete** und **erweiterte Broschüre:**
Capitalsanlage und Speculation in Werthpapieren mit besonderer Berücksichtigung der **Prämiengeschäfte**
(Zeitgeschäfte mit beschränktem Risico) versende gratis. [4152

Damen- und Herren- Tuchstoffe, Flanells, in den neusten Mustern u. großer Auswahl, vers. in jedem beliebigen Quantum zu Fabrikpreisen. Reichhaltige Mustersend. frc.
R. Rawetzky, Sommerfeld i. Preußen.

Der neu erschienene Catalog der

Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franko zu beziehen. [4156
H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

Historische Gedichte.

Ausgewählt von **Fr. Polack** 1881. geb. **60 Pf.** Enthält eine reiche Sammlung der schönsten geschichtlichen Gedichte von unseren vorzüglichsten Dichtern. Für jung und alt eine stets anregende und erhebende Lektüre. — Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verleger [4220
Th. Hofmann,
Berlin S.W., Tempelh. Ufer 23.

Meinen soeben erschienenen
Musikalien-Verlags-Katalog
versende ich auf Verlangen gern gratis und franco. [4226
Adolph Brauer, Dresden,
Hauptstrasse 2.

In meinem Verlage erschien soeben:
Küchler, F., Pfarrer in Unterseen b. Interlaken. **Zur Freiheit des Gewissens.** Eine religionsphilosophisch-kirchenpolitische Studie 8° 306 S. Preis: 5 M. — geb. 6 M.
Leipzig. Johannes Lehmann.

Für 50 Pfg. also fast umsonst.



Handel.

Katechismus
der Briefschreibekunst und Schönschrift.



Wissensch.

Gegen Einsendung des Betrages in Marken (Nachnahme nicht) liefert dieses werthvolle Werk franco.
Ferdinand Simon, Magdeburg,
gerichtlich vereideter Bücher-Revisor.

250 verschiedene **Briefmarken,** darunter Japan, Peru, Chile, nur 3 Mark.



Ausverkaufs-Preisliste gratis vom **Literarischen Museum** in Leipzig.

SENF'S Antiqu. Bücher Katalog gratis

Ein Verzeichniss von
Geschenkliteratur
zu enorm billigen Preisen.
Senf's **Export-Buchhdlg.**
in Leipzig.

letzte **Cölner** letzte

Dombau-Lotterie

Ziehung 12. 13. und 14. Januar 188[illegible]
1372 Geld-Prämien.
1 à 75,000 Mk.
1 à 30,000 „
1 à 15,000 „
2 à 6000, 5 à 3000, 12 à 1500, 50 à 600, 100 à 300, 200 à 150, 1000 à 60 Mk.
Ausserdem Kunstwerke von 60,000 Mk.
Original-Loose à 3,50 Mk. (auch in Briefmarken) empfiehlt und versendet
Carl Heintze,
Lotterie- und Bankgeschäft,
Berlin W., 3. Unter den Linden 3.

1000 gut. gem. echte **Briefmarken** für nur **70 Pf.** franco. [4215
Georg Buck, Ulm a. D.
Neueste Preisliste No. 7 gratis.

Stettin — Kopenhagen.

A. I. Postdampfer **„Titania“**, Kapt. Ziemke von **Stettin** jeden **Sonnabend** 12 Uhr Mtg.
„ **Kopenhagen** jeden **Mittwoch** 3 Uhr Nm.
I. Kajüte 18 M., II. Kajüte 10 M. 50 Pf., Deck 6 M. **Hin- u. Retour-** sowie **Rundreise-Billets** (30 Tage gültig) zu ermäßigten Preisen am Bord der „Titania“ erhältlich.
4158] **Rud. Christ. Gribel.**



Wundercamera, Laterna magica eigen. Fabrik. Auswahl von **5000** verschiedenen Bildern, Beleuchtungs- und Objectivlinsen etc. Preislisten mit Abbildungen gratis. en gros u. en détail. [4077
Gebr. Mittelstrass, Magdeburg.



Nebelbilder-Apparate
jeder Größe mit feinen Bildern, besonders **für Künstler. Glasphotographien z. Selbstmalen,** Anleitung und illustrirte Preiscourante gratis und franco.
W. Hagedorn, [4033
Berlin S., Ritterstraße 75

Sanitaire!

Wer staubfreie, reine den richtigen Feuchtigkeitsgrad enthaltende Zimmerluft wünscht, wer seinen Lieblingen, den Zimmerpflanzen neue Frische zuführen und den schönsten Blumenflor selbst im geheizten Zimmer haben will, wer Liebhaber von Aquarien u. Zimmerfontainen ist, wer ein elegantes, angenehmes und nützliches, das Wohlbehagen in der Häuslichkeit, die Gesundheit beförderndes Geschenk braucht, lasse sich meinen illustrirten Prospect, **der gratis und franco versandt wird,** kommen [4162
Louis Heinrici in Zwickau.

Spielwaaren

Cataloge an Private gratis bei
Carl Quehl, Fabrikant,
Nürnberg. [4193
Geschäft besteht über 30 Jahre.

Prämiirt Düsseldorf 1880, Melbourne Weltausstellung I. und III. Preis, Kreuznach silberne Med., Frankfurt a/M. Patent-Ausstellung silb. Med.

Violinen

Export! — En gros!

Specialität in Meisterformen nach bew. System, das **Beste und Billigste der Neuzeit,** von 6—30 M.: berühmte Meister ausgesp. 30—200 M, **Bogen** $1^{1}/_{4}$—30 M., **Etuis** $3^{1}/_{2}$—40 M., **Bratschen, Celli und Bässe. Reparaturatelier** f. a. Instr. Vorzügliche **Saiten-Guitarren** 6—50 M. **Zithern** von vorzügl. Ton 16, 22, 28—200 M. Die patent. **Stumme Violine** z. Studiren (eigene Erfindung). Lager von Blech- und Holzblase-Instrumenten. Garantie für Güte! Wiederverkäufern Rabatt. Empfohlen von Wilhelmj, Sarasate, Sauret, Singer, Jean Becker etc. [4203
Preiscourant franco.
Gebrüder Wolff,
Musikinstrumenten-Fabrik (Specialität: Saiten-Instrumente) **Kreuznach.**

Kanarienvögel
versendet stets unter Garantie [4197
C. Ulrich, St. Andreasberg im Harz.
Preis-Courante gratis und franco.



Jeder Consument lasse sich den illustr. Preiscourant der **Gravatten-Fabrik von Arthur Petasch, Görlitz** (Schlesien), welcher **gratis und franco** versandt wird, zustellen.

Für Magenleidende
gestrickte, wollene Corsets à 6,50 versendet nach Maaß die Corsetfabrik [4115
Mühlhausen i. Th. F. Recke.



Inhib. d. Ausdunst. d. Körpers nicht Eleg. bess. u. bil. w. Gummi hell 18 dkl 20 M. Mtr 2,75
D. R. Halemeyer, Potsdam Fab. chem. prä. wassd. Gew.
Meine Tep-Manuf. lief. v. „Bazar“ empfohl. echt Pr. Brussel-Tepp. cheges geschtzt 26. 48. 75 M. mtr 6 M.



Pumpernickel

Ia. westfälischer! Postcolli, franco M. 1. 75.
Pumpernickelfabrik (4178)
W. Fromme, Soest (Rose).

Das Versand-Geschäft

Mey & Edlich Plagwitz-Leipzig

Hoflieferanten Sr. Maj. des Königs von Sachsen

versendet nachstehende Waarengattungen **direct** nur an Consumenten, selbst vom kleinsten Quantum an in **bester** Qualität zu den **billigsten** Preisen **nach allen Ländern Europa's.**
Es liegt im Interesse eines Jeden, welcher Bedarf in einem oder dem anderen angebotenen Artikel hat, sich den **illustrirten Preis-Courant** von dem Versand-Geschäft **Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig, kommen zu lassen,** welcher auf frankirtes Verlangen **gratis** u. **franco an Jedermann gesand wird.**

Specialitäten
des Versand-Geschäfts MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig:

Mey's Stoffkragen, Manschetten und Vorhemdchen für Herren, Damen und Kinder,
Stoffrüschen,
Rüschen in Batist, Tüll, Mull, Gaze etc. für Damen.

Schwarzseidene Cravatten für Herren und Knaben,
Weisse Batist- und Atlas-Cravatten für Herren,
Bunte Satin-Cravatten,
Schwarzseidene Bindeshlipse.

Manschettenknöpfe mit Eindrehfuss und Feder,
Kragen- und Vorhemdchenknöpfe.

Leinene Handtücher, leinene Wischtücher, Hausleinen und Prima geklärt Creas-Leinen im Stück und per Meter.
Rein leinene Taschentücher für Damen, Herren und Kinder,
Leinene Oberhemden-Einsätze,
Herren und Knaben-Oberhemden,
Nachthemden für Herren.

Frauenhemden.

Leinene Kragen und Manschetten für Damen, Herren und Kinder.

Shirtings, Chiffons und Hemdentuch.

Baumwollene Strumpfwaaren f. Frauen, Herren u. Kinder.
Wollene Strumpfwaaren, Gamaschen, Hosen u. Jacken.
Gesundheits-Jacken für Damen und Herren.

Parfums; Toilette-Seifen, Pomaden, Haaroele und Zahnpasta.

Stearinkerzen.

Japanischer und Chinesischer Thee,
Chocoladen; Mey's Cacao pulverisirt,
Kaffee-Ersatz,
Biscuits und Waffeln. [4029
Cigarren.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei geliefert
und zwar innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.
Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.
Illustrirte Preis-Courante werden auf Verlangen gratis und franco versand.
Das Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig garantirt und verschickt **nur beste Waare zu den billigsten Preisen.** Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.
Briefe, Anfragen und Aufträge sind zu richten an das
Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig und 9 Neumarkt Leipzig.

Töchterpensionat

von
Frau Amalie verw. Leutritz,
Dresden, Christiansstraße No. 28 I.
In obigem Pensionat finden junge Mädchen vom 14. Lebensjahre an zu weiterer Fortbildung Aufnahme. Bester Unterricht in Wissenschaften, Sprachen, Musik, Malerei, weiblichen Arbeiten, Tanz u. s. w. Heiterer geselliger Umgangston, gute Gesundheitspflege, gewissenhafte Einwirkung auf Geistes- und Herzensbildung. [4231
Auskunft ertheilen in: **Dresden:**
Herr Archidiakonus **Dr. Frommhold,**
Frau Oberst **Bartcky,**
Frau **Schultze-Kurtz,**
Firma **Methe & Comp.,**
Zwickau: Frau Ob.-Staatsanwalt **Cubasch,**
Stuttgart: Frau Baron. von u. zu **Egloffstein,**
Düsseldorf: Frau **Emil Pönsgen,**
Bremen: Frau Consul **Bömers,**
Hamburg: Frau **Gustav Morgenstern.**
Prag: Herr Advokat **Dr. Anton Wellner.**

Stottern

wird schnell und sicher entfernt und eine gewandte Sprache erzielt. Keine Tactmethode, kein langsames Sprechen. Würde Jemand ungeheilt entlassen, so hat er weder Honorar noch Kostgeld zu zahlen. [4229
S. & Fr. Kreutzer, Rostock i/M.

In meinem Hause finden noch einige **Reconvalescenten, Nervenleidende** und **leichte Gemüthskranke** gute u. billige Aufnahme. Beste Verpflegung und liebevolle Behandlung werden zugesichert. [4223
Neuenbürg bei Wildbad im Schwarzwald. **Oberamtsarzt Fischer.**

Russischer Frostbalsam gegen **Frostbeulen** und **russische Frostsalbe** gegen offene aufgebrochene Frostschäden jedes 1 Mk.: Ferner empfehle ich meinen **Coniferen-Geist** zur Erzeugung der nervenstärkenden Fichtenwaldluft in Wohn- und Krankenzimmern. Flasche 1,25 Pf., 1 Zerstäubungs-Apparat $2^{1}/_{2}$ Mark. **Radlauers Rothe Apotheke in Posen.** [4227

Champagner.

Fleur de Sillery	M. 2. —,
Rheinwein-Champ.	„ 1. 70,
Hochheim. mousseux	„ 1. 50,
Mosel mousseux	„ 1. 40,
Cider-Sect	„ 1. 10,

unter Garantie der Reinheit und Güte.
Probekisten à 6 und 12 Fl. gegen Nachnahme.
Champagner-Fabrik von
Aug. Grote, Frankfurt a. M.
Rechneistraße 10. [4180

G. Sebold in Durlach im Grossherzogthum Baden liefert seit 20 Jahren als ausschliessliche Spezialität praktisch bewährte, solid u. kräftig gebaute patentirte Hülfsmaschinen zur

Zündhölzerfabrikation,

als Einleg- und Auslegmaschinen, Hobelmaschinen für viereckigen Holzdraht, Sägen, Spanhobelmaschinen etc. und übernimmt die ganze Einrichtung neuer Zündhölzerfabriken nach bestem System. [3976

Privat-Entbind.-Anstalt für Damen der besseren Stände. Frau verw. **Klauer** (Geburtshelferin, Tochter eines Arztes) **Dresden,** Rietschelstr. 15. [4159

Das wohlrenommirte Institut der Agentin **Friederike Cahn, Magdeburg** placirt und empfiehlt für In- u. Ausland **Repräsentantinnen, Erzieherinnen, Gesellschafter. 2c.**

Geschäfts-Verkauf.

Wegen Kränklichkeit des Besitzers ist ein Gürtler-Geschäft verbunden mit Schwertfegerei und Metall-Knopf-Fabrikation mit Inventar, welches seit 58 Jahren im Betrieb, an einen zahlungsfähigen Bewerber zu verkaufen. Näheres auf Offerten sub. H. G. 153 durch **Haasenstein & Vogler, Dresden.** [4230

Tüchtige Vertreter

werden an allen Orten für den Verkauf von staatlich erlaubten Prämien-Loosen gegen **gute Provision** und **festes Gehalt** angestellt. Franko Offerten an **H. Agular,** Staats-Loose- u. Effecten-Handlung, **Breslau,** Carlstr. 3.

Vertreter-Gesuch.
Eine Fabrik Lithographischer Schnellpressen, deren Fabrikat ein in jeder Beziehung mustergiltiges ist, sucht für alle größeren Plätze des In- und Auslandes geeignete Vertreter gegen lohnende Provision. — Offerten bittet man unter K. S. 500 an die Expedition des Allgem. Anzeigers zur Gartenlaube in Leipzig zu richten. [4198

Kinderlose, d. bess. Stänb. angeh. Eheleute wünschen **ein Kind,** w. auch diskr. Geb. geg. einmal. Entsch. **zu adoptiren.** Briefe unter **P. T. 122 „Invalidendank,“ Leipzig.**

$^{20}/_{7}$ $^{3}/_{10}$/9. 81. Gebet und Flehen erhört. Die L. d. A. u. W. ist d. sch. a. Erden. (d. Ad) d. w. d. meinige.“ [4225

Richard C. van Haagen's

Cacaopuder

ist garantirt **rein,** betreffs des Aromas ausgezeichneter und **kräftiger als jede andere Sorte;** der leichten Verdaulichkeit wegen schwach n Personen sehr zu empfehlen. [4216
Fabrik in Utrecht (Holland).
Zu bekommen in jeder Materialwaarenhandlung.

Heussi's weltberühmte Kaiserlampen

gewähren allein Sicherheit gegen Explosion, für Leben und Gesundheit der Hausgenossen.

Ich versende meine Lampen in zahlreichen Variationen:
Familienlampen per Stück M. 6 — M. 18., **Studirlampen** sehr praktisch M. 8—M 10. **Gesellschaftslampen** M. 15 — M. 70. **Hängelampen** einfach M. 6 — M. 12. **Hängelampen** für Speisezimmer M. 20 — M. 30. **do.** für Salon M. 25 — M. 70. gegen vorherige Einsendung oder Nachnahme des Betrages.
Vor meist werthlosen Nachahmungen wird gewarnt.
Jede meiner Lampen trägt meine volle Firma am Brenner. Für prompte und tadellose Lieferung leiste ich Garantie. Wiederverkäufer erhalten hohen Rabatt.
4061] **Paul Heussi, Leipzig, Königsstraße 22.**

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen
zur
Gartenlaube.
№ 458. XVI. Jahrg.

OBERHEMDEN nach MASS



Wir liefern zuerst Probehemd.
Prospecte mit Massangabe gratis u. Franco

Qual. I. M.66 p.Dtz. Qual. II. M.48 p.Dtz. Qual. III. M.42 p.Dtz.

NEW-YORK **GEBR. JUST** LEIPZIG
733 Broadway u. 35 Jones Str. — 29 Grim. Str. 1 Etage.

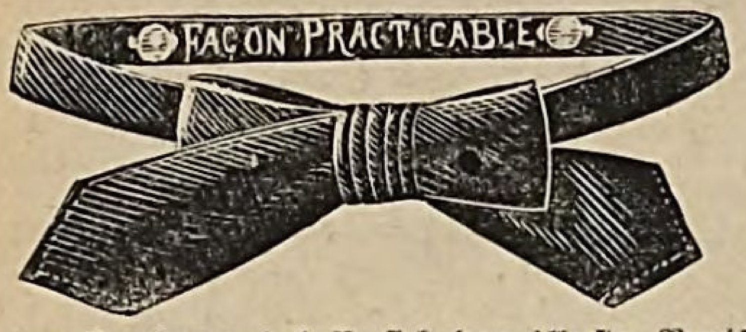
J. A. Hietel, Leipzig,

Königl. Hoflieferant.
Kunststickerei & Fahnen-Manufaktur.

SCHUTZMARKE



Specialität f. Fahnen jeder Art. Altarbekleidungen und Ausstattung f. Synagogen. Skizzen, Materialproben, Prospecte gratis.
Beste Referenzen.



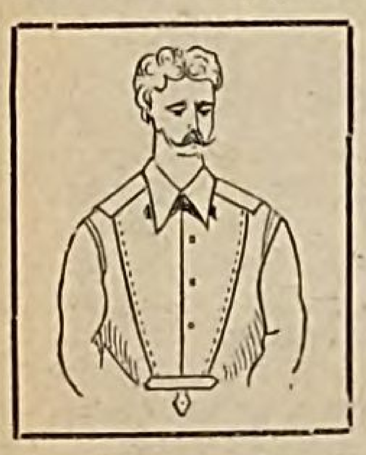
Jeder Consument lasse sich den illustr. Preiscourant der **Gravatten-Fabrik von Arthur Petasch, Görlitz** (Schlesien), welcher **gratis und franco** versandt wird, zustellen.

Man lasse sich vor Bestellung von

Oberhemden,

Kragen, Manschetten, Nachthemden, etc. das eben erschienene Preisverzeichniß über

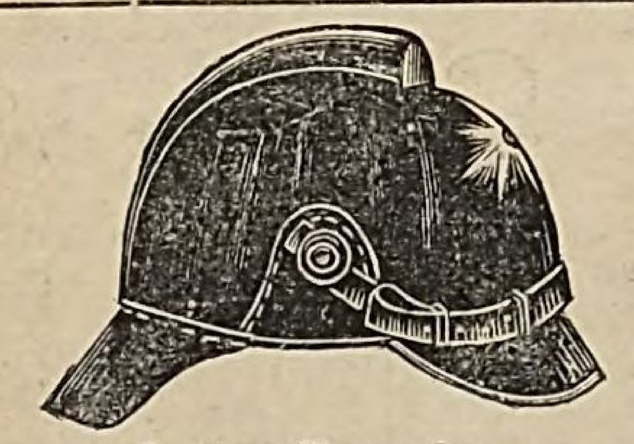
Herren-Wäsche



welches mit vielen photographischen Abbildungen, Stoff-Proben jeden Artikels, Maaß-Angabe versehen ist, kostenfrei und franco zusenden [4273

Hermann Schöbel,
Berlin C., Roßstr. 29.
Etablirt 1863.

Bitte auf **vollen** Namen zu achten.



Julius Francke,
Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers und Königs. Hannover, [415
Feuerwehrrequisiten- u. Militaireffecten-Fabrik. Specialität: Feuerwehr-Helme, Gurten, Latern., Beile, Röcke, Joppen 2c.2c Präm. a. viel. Ausstell. mit ersten Preisen Illustrirter Preiscourant gratis und franco

---

Sanitaire!

Wer staubfreie, reine den richtigen Feuchtigkeitsgrad enthaltende Zimmerluft wünscht, wer seinen Lieblingen, den Zimmerpflanzen neue Frische zuführen und den schönsten Blumenflor selbst im geheizten Zimmer haben will, wer Liebhaber von Aquarien u. Zimmerfontainen ist, wer ein elegantes, angenehmes und nützliches, das Wohlbehagen in der Häuslichkeit, die Gesundheit beförderndes Geschenk braucht, lasse sich meinen illustrirten Prospect, **der gratis und franco versandt wird,** kommen [4162

Louis Heinrici in Zwickau.



Nur echte Meerschaum- u. Bernsteinspitzen **Pracht-Muster-Album** m. ca. 300 Abbildung über Pfeifen, Elfenbein- u. Schildpattwaaren Schachfiguren 2c. versendet geg. Einsendg. v 50 Pf. Briefmark. all. Länder franco. Dieser Betrag wird b. Bestellg. v. 6 M. zurückerstattet.

Gegen nervösen **Kopfschmerz**

Gesicht- u. Zahnschmerz, Migräne 2c. empfehlen Dr. O. Diruf sen., kgl. bayr. Hofrath in Kissingen u. viele berühmte Aerzte und Professoren als wirksamstes Mittel das von mir allein ächt u. direct importirte **chines. Poho-Oel. — Fälschungen zu vermeiden, beachte man mein Siegel! Ernst Ihl, Ludwigs-Apotheke, Bad Kissingen.** [4217

Jean Fränkel,

Bankgeschäft.

Berlin SW., Kommandantenstraße 15.

Cassa-, Zeit- und Prämiengeschäfte zu coulanten Bedingungen, Couponseinlösung provisionsfrei. **Genaueste** Auskunft über **alle Werthpapiere** ertheile gratis und bereitwilligst.

Meinen **Börsenwochenbericht,** sowie meine **vollständig umgearbeitete** und **erweiterte Broschüre:**
Capitalsanlage und Speculation in Werthpapieren mit besonderer Berücksichtigung der **Prämiengeschäfte**
(Zeitgeschäfte mit beschränktem Risico) versende gratis. [4152

Die beste, billigste und sicherste

Verbindung zwischen dem Kontinent u. England

bietet der tägliche Post-, Personen- und Güter-Dienst

via Vlissingen-Queenboro'-London,

Berlin — London	London — Berlin
Hamburg — London	London — Hamburg

in ca. 24 Stunden.
via Oberhausen-Wesel-Boxtel

ab Berlin	8[10]	Vorm.	ab London	8[25]	Nachm.
„ Hamburg	6[45]	„	in Köln (via Venlo)	2[40]	„
„ Köln (via Venlo)	1[40]	Nchm.	„ Hamburg	9[15]	„
in London	8[00]	Vorm.	„ Berlin	10[15]	„

Direkte Billetausgabe und Gepäckeinschreibung auf den meisten Hauptstationen — auch Retourbillets mit 30tägiger Giltigkeit —.

Die Räderdampfer der Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Zeeland" sind die grössten, schönsten und komfortabelst eingerichteten Schiffe, welche zwischen dem Kontinent und England fahren. [4270

Sie sind wahre See-Hôtel mit prächtigen Salons, Damensalon, Rauchsalon, grossem Promenade-Deck, sowie vorzüglichen Betten u. bieten den besten Schutz gegen Seekrankheit.

Auch Sonntags-Dienst.

Eil- und Frachtgüter finden prompteste Beförderung.

Nähere Auskunft ertheilen: Cours- und Reisebücher; die Direction der Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Zeeland" Vlissingen; die Niederländische Staatsbahn, Utrecht; die London, Chatham und Dover Eisenbahn, London, sowie die bekannten Herren Agenten: BEST RYLEY & Co., London; THOs. COOK & SON, London; J. J. NIESSEN, Cöln; das Universal-Reise-Bureau in Frankfurt a/M.; BRASCH & ROTHENSTEIN in Berlin, Leipzig, Düsseldorf und Wien.

Lehr- und Erziehungs-Anstalt Lauenstein (Erzgebirge).

Unterricht in allen Gymnasial- und Realschulfächern (ohne Ueberbürdung der Schüler). **Besondere Rücksichtnahme** auf **Schwache** und **Zurückgebliebene.** Beim Hause **Berggarten** und **Wald** mit Spielplätzen; **ozonreiche** Luft. **Pensionspreis** 400—600 Mark. Schrift über Zweck und Ziel der Anstalt gratis durch den Director **Dr. F. A. Petermann.** [4095

Preise billigst **Spielwaaren** Bedienung prompt und reelst.

vollständiger Preiscourant hierüber wird gratis versandt von

A. Wahnschaffe, Nürnberg

größtes Etablissement Süddeutschlands. [4213

Spielwaaren

Cataloge an Private gratis bei

Carl Quehl, Fabrikant,
Nürnberg. [4193
Geschäft besteht über 30 Jahre.

Das rühmlichst bekannte optische Institut von **Paul Waechter, Berlin O.,** Grüner Weg 16, empfiehlt **Mikroskope** best. Constr. als schönstes u. praktischstes

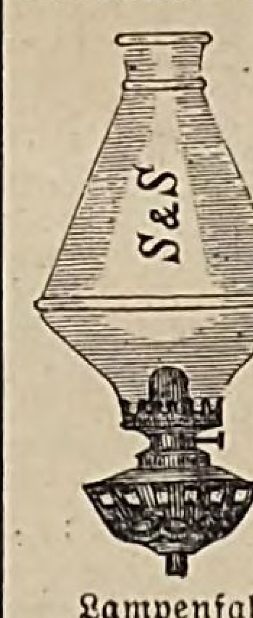
Festgeschenk [4259



2500 Vergrösserung (quadrat) zum Preise v. 6 M. Präparate 1 Dtz 2 M. Preislist. über größere Mikr. gratis u. franco.

Kanarienvögel versendet stets unter Garantie [4197
C. Ulrich, St. Andreasberg im Harz.
Preis-Courante gratis und franco

Kristall-Illuminator-Lampe.



Diese Petroleumlampe **ohne Cylinder** gewährt **allein Sicherheit gegen Explosionsgefahr, brennt weiß, ruhig, geruchfrei und bietet bei einer Leuchtkraft von 28 Kerzen vollkommenen Ersatz f. Gas.** Illustr. Catalog franco. **Probelampen** à M. 6, M. 8., M. 10. gegen Nachnahme oder vorheriger Einsendung.
Schubert & Sorge,
Lampenfabrik, Reudnitz-Leipzig.
Vor werthlosen Nachahmungen wird gewarnt! [4265

Meine wahrhaft schön singenden
Kanarienvögel
werden in einer Verpackung versandt, bei der Hungern, Dursten, Erfrieren der Vögel unmöglich ist. In der „Gartenlaube" warm empfohlen.
R. Maschke, St. Andreasberg i. Harz.

Heussi's weltberühmte Kaiserlampen

gewähren allein Sicherheit gegen Explosion, für Leben und Gesundheit der Hausgenossen.

Ich versende meine Lampen in zahlreichen Variationen:
Familienlampen per Stück M. 6 — M. 18., **Studirlampen** sehr praktisch M. 8—M. 10. **Gesellschaftslampen** M. 15 — M. 70. **Hängelampen** einfach M. 6 — M. 12. **Hängelampen** für Speisezimmer M. 20 — M. 30. **do.** für Salon M. 25 — M. 70 gegen vorherige Einsendung oder Nachnahme des Betrages.

Vor meist werthlosen Nachahmungen wird gewarnt.

Jede meiner Lampen trägt meine volle Firma am Brenner. Für prompte und tadellose Lieferung leiste ich Garantie. Wiederverkäufer erhalten hohen Rabatt.
4061] **Paul Heussi, Leipzig, Königsstraße 22.**

Damen- und Herren-

Tuchstoffe, Flanells, in den neusten Mustern u. großer Auswahl, vers. in jedem beliebigen Quantum zu Fabrikpreisen. Reichhaltige Mustersend. frc. R. Rawetzky, Sommerfeld i. Preußen.

ELECTR. & PNEUMATISCHE
HAUSTELEGRAPHEN.
MIX & GENEST.
BERLIN S., PRINZESSINNENST. 23.
EN GROS. EXPORT. PREISC. GRAT.

In kurzer Zeit eine gediegene Ausbildung durch den Besuch des ersten kaufmännischen Unterrichts-Institutes zu Magdeburg.

Nachrichten, welche alles Nähere enthalten gratis und franco. Ferdinand Simon, Magdeburg, gerichtlicher Sachverständiger, vereidigter Bücher-Revisor etc.

ENGLISCHE BISCUITS



von

F. Krietsch, Wurzen i/S

anerkannt vorzüglichster Qualität in 100 verschiedenen Sorten.

Mustersortimente zu 3, 6 und 9 Mark empfohlen. Preiskarten sowie Prospekte über Beschaffenheit, Nützlichkeit und Verwendung der Biscuits werden auf Wunsch franko übersandt.

Pumpernickel

Ia. westfälischer! Postcolli, franco M. 1. 75.
Pumpernickelfabrik (4178)
W. Fromme, Soest (Rose).

Rothe Hände

werden in 5 Tagen zart und weiß durch **Crême Pinard.** Vollständiger Erfolg. Preis 4 M. Zu haben: **Leipzig, C. Berndt & Comp., Wien, Apoth. Moll,** Hofl. Tuchlaub. 9. [4256

Stottern

wird schnell und sicher entfernt und eine gewandte Sprache erzielt. Keine Tactmethode, kein langsames Sprechen. Würde Jemand ungeheilt entlassen, so hat er weder Honorar noch Kostgeld zu zahlen. [4229
S. & Fr. Kreutzer, Rostock i/M.

Gymnasial-Unterricht!

Für einen Knaben, welcher die Quinta eines Gymnasiums besucht wird **Privat-Unterricht** und **Pension** gewünscht, das Fortschreiten im Schulziel muß gesichert sein, dabei aber die Pflege der Gesundheit besonders berücksichtigt werden. Offerten zu adressiren unt. **T. D. 936 an Haasenstein & Vogler, Chemnitz.**

Vertreter-Gesuch.

Eine Fabrik Lithographischer Schnellpressen, deren Fabrikat ein in jeder Beziehung mustergiltiges ist, sucht für alle größeren Plätze des In- und Auslandes geeignete Vertreter gegen lohnende Provision. — Offerten bittet man unter K. S. 500 an die Expedition des Allgem. Anzeigers zur Gartenlaube in Leipzig zu richten. [4195

Tüchtige Vertreter

werden an allen Orten für den Verkauf von staatlich erlaubten Prämien-Loosen gegen **gute Provision** und **festes Gehalt** angestellt. Franko Offerten an **H. Agular,** Staats-Loose- u. Effecten-Handlung, **Breslau,** Carlstr. 3.

Brief A. 500 l. postl. Traben a. d. Mosel.

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Weihnachts-Anzeiger zur Gartenlaube.

№ 459. XVI. Jahrg.

Der Katalog der

Edition Peters

ist durch alle Musikalienhandlungen gratis und franco zu beziehen. [4021

Von Wilhelm Streit's Verlag in Dresden u. alle Buch- u. Musikhandlungen zu beziehen:

Reich der Töne.

Ein Musik-Album in Royal Notenformat in engl. Leinen mit Gold Mark 7.50, enthaltend 300 historisch geordnete photographische Portraits von Musikern, Virtuosen, Sänger und Sängerinnen aller Zeiten und Völker nebst kurzen Lebensbeschreibungen. Eine lebendige Musikgeschichte und bequemes Nachschlagebuch.

Welt der Farben.

Album gleichen Formats und Ausstattung Mark 7.50 mit ca. 400 photograph. Malerportraits nebst Text von Giotto u. van Eyck an bis Meissonier, Defregger, Makart, Max. Bisher unerreichte Sammlung von hohem Interesse. Lexicon u. Kunstgeschichte zugleich.

Festgeschenk für junge Maler.
In allen Buchhandlungen zu haben:

Anweisung zur Oelmalerei

zur Aquarell-Miniatur- zur Holzmalerei über Portrait- und Landschaftsmalerei — Von Dietrich. [4240
Neunte Auflage — Preis 2 Mark.
Ernst'sche Buchhandlung Quedlinburg.

Neuer kaufmännischer Bücherabschluss

Von Heinrich Schmitz, Buchhalter.
Zweite Auflage, vermehrt durch den Bücherabschluss f. Bankgeschäfte. Mit zahlr. Formularen.
Geheftet ℳ 2.50.
Verlag von
G. A. Gloeckner in Leipzig.

Verlag von Gebrüder Borntraeger in Berlin.
Carus Sterne,

Werden und Vergehen.

Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage mit 392 Holzschnitten und 11 Tafeln. Preis brochirt 12 Mark, elegant gebunden 14 Mark.
Das Buch nimmt durch seine klare u. anziehende Darstellungsweise wie durch glänzende Ausstattung in der populären naturwissenschaftlichen Literatur einen hervorragenden Platz ein. [4271

In allen Buchhandlungen zu haben:
Bei guter Laune, [4242

82 komische Vorträge

Couplets und Declamationen. Enthält das Beste zu gesellschaftlichen Vorträgen. Von Fritz Lamprecht. — Preis 1 Mark.
Ernst'sche Buchhandlung, Quedlinburg.

Verlag von G. A. Gloeckner in Leipzig.

A. Kretzschmar:
Allgemeines

Fremdwörterbuch.

Zweite Auflage.
Bearbeitet v. Prof. Dr. K. Böttger, Baurath Dr. Mothes und J. Kalau vom Hofe.
Geheftet ℳ 2.50. — Gebunden ℳ 3.—
Verzeichnisse kaufmännischer Lehr- und Handbücher gratis.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.) mit 4 Photographien nach Meyer-Bremen, Rembrandt, Grützner, Rubens ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen. [4144

In allen Buchhandlungen zu haben:

Geographisches Lotto.

Ein Gesellschaftsspiel für 2—8 Personen.
3. Auflage. Preis 4 Mark.
Ein äusserst unterhaltendes Spiel, welches 8 sorgfältig ausgeführte Landkarten enthält und, gleicherweise Alt u. Jung interessirend, das beste Lehrmittel ist, um sich in kürzester Zeit eingehende Kenntnisse der bedeutendsten Städte, Länder, Flüsse, Gebirge, Meere, Inseln etc. zu verschaffen.
Leipzig. Baumgärtners Buchhandlung.

Hochinteressant

lehrreich für Jung und Alt ist das in diesem Jahre vollendete berühmte Pracht-Werk: Die [4301

Wunder der Schöpfung.

Gemeinverständliche Darstellung der Naturwissenschaften von Dr. H. Baeblich. 3 Abtheilungen in 3 starken Prachtbänden gr. 8°. Mit über 450 Illustrationen, 1. Abtheilung: Die Archive der Vorwelt, Darstellung der Entstehung und Entwickelung der Erde. 576 Seiten. 2. Abtheilung: Das Buch der Astronomie, Gemeinfaßliche Beschreibung des Weltalls, mit 1 Mond- u. 1 Sternkarte 608 S. 3. Abtheilung: Das Buch der Physik, Darstellung der Ziele und Ergebnisse physikalischer Forschung. 612 S. Dieses anerkannt vorzügliche Werk liefert statt 25 Mark für den bedeutend herabgesetzten Preis von

nur 15 Mark

unter Garantie für neu u. fehlerfrei
Selmar Hahne's Buchhdlg.
Berlin S. 54. Prinzenstraße 54.
Einzelne Bände dieses zu Weihnachtsgeschenken ganz vorzüglich geeigneten Werkes, von welchem ein jeder Band ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet, statt Mk. 8,50 für nur M. 5.50.
Versandt geg. Einsendung od. Nachnahme.

---

250 verschiedene Briefmarken, darunter Japan, Peru, Chile, nur 3 Mark.



Ausverkaufs-Preisliste gratis vom Literarischen Museum in Leipzig.



Ein Verzeichniss von
Geschenkliteratur
zu enorm billigen Preisen.
Senf's Export-Buchhdlg. in Leipzig.

Für 10 Pfennige.

Gegen Einsendung einer Zehnpfennig-Briefmarke verschicke ich portofrei: Verzeichniß von Jugendschriften für den Weihnachtstisch. Auch durch alle Buchhandlungen zu beziehen. [4261
Leipzig. Paul Beyer.

---

250 echte verschiedene Briefmarken, 20 ungebr. z. B. Natal, Guiana etc. nur 3 M. Otto Wiering, Hamburg.

---

100 garantirt echte sortirte ff. Briefmarken M. 1.20. Porto extra. A. Pardo, 12 Rotherbaum, Hamburg. [4309

Unser Heim im Schmuck der Kunst.
Ein Cyclus Zimmereinrichtungen in Prachtband 25 Mark. [4268
Verlag von Edwin Schloemp in Leipzig.

Historische Gedichte.

Ausgewählt von Fr. Polack 1881. geb. 60 Pf. Enthält eine reiche Sammlung der schönsten geschichtlichen Gedichte von unseren vorzüglichsten Dichtern. Für jung und alt eine stets anregende und erhebende Lektüre. — Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verleger [4220
Th. Hofmann,
Berlin S.W., Tempelh. Ufer 23.

Festgabe für junge Leute
in 18. Auflage durch jede Buchhandlung zu haben: [4241

Der Galanthomme,

enthält 20 Anweisungen zu Feinsitte und dem gesellschaftlichen Verkehre, 18 komische Vorträge, — 24 Gesellschaftsspiele, — 25 Kunststücke, 100 Anekdoten und Toaste. Von Professor. F. Schuster. — 2 Mk. 50 Pf.
Ernst'sche Buchhandlg. Quedlinburg.

Wichtig für jeden Geschäftsmann!

Die Praxis des Geschäftslebens.

Von Th. Piening.
Ein Wegweiser zu Erfolg und Wohlstand.
Zweite Aufl. Geheftet ℳ 3.—.
Verlag von
G. A. Gloeckner in Leipzig.

Zimmerturnen.

Kurze Anleitg. zur Ausführg. zweckentsprechender Körperbewegung. ohne Geräth behufs Wiedererlangung u. Erhaltg. d. Gesundheit. Von E. Lausch. 2. Aufl. 1882. Mit 10 Abbild. geb. 50 Pf. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verleger [4221
Th. Hofmann,
Berlin S.W., Tempelh. Ufer 23.

Wagneriana

Potp. der beliebtesten Mel. sämmtl. Wagner'scher Op. à 2 ms. 3 Mk. à 4 ms. 6 Mk. ersch. bei Georg Naumann in Dresden. [4307

Cölner Domloose, à 3 M. 50 Pfg. (mit Ziehungsliste). Cigarren, gut gelagert, alle Sorten von 3 Mk. ab bis zu den höchst. Preisen pr. 100 St. unter Garantie g. Waare, sow. Loose aller Art empfiehlt J. Rachor in Mainz.

Echte Briefmarken
für Sammler und Händler empfiehlt billigst
A. Bestelmeyer, Hamburg.
Neueste Preisliste Nr. 14 gratis u. franco.

Schülerleben,

Großes humoristisches Potpourri für Pianoforte zu 2 Händen mit untergelegtem Text von Ed. Schrader Op. 18.
Preis 2 Mk.
vierte Doppelauflage.
Dieses kaum mittelschwere Potpourri schildert durch eine Reihe glücklich aneinandergefügter beliebter Melodien und durch den untergelegten Text das Leben des Schülers von der A. B. C. Schule bis zur Universität auf das amüsanteste. Zu beziehen durch jede Buch- und Musikalienhandlung auch gegen Einsendung von 2 M. in Briefmarken direkt vom Verleger Albert Rathke in Magdeburg.
Gegenstück hierzu: „Backfischchens Leiden und Freuden.“ Eine musikalische Erzählung. Preis 2 Mark. [4233

Der neu erschienene Catalog der

Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franko zu beziehen. [4156
H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

Das geläufige Sprechen des Engl. u. Franz. ohne Lehrer sicher zu erreichen durch die seit 25 Jahr. in 29 Aufl. sorgfält vervollk. Orig. Unt.-Briefe n. d. Meth. Toussaint-Langenscheidt. Probebrf. à 1 M.
Langenscheidt'sche Verl.-Buchh. Berlin.

Für jeden Geschäftsmann!

Kaufmännische Bibliothek

aus dem Verlage von
G. A. Gloeckner
Leipzig.
Rothschild's Taschenbuch. — Dr. E. Amthor, Quintessenz.
Verzeichnisse kostenfrei!

Deutsches

Frauenleben

im deutschen Liede.
Von
Robert Koenig.
Cabinet-Format.
Prachtband Mk. 7.30 u. 7.50.
Oldenburg. Gerh. Stalling.
Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Das Heidelberger Schloß. [4185
4 Modellirbg. Farbdr. vers. fr. g. Eins. v. 120 Pf. in Brfm. d. Druck. v. C. Herrmann, Heidelberg.

Zu Fabrik-Preisen

versende nachfolgende Artikel gegen Nachnahme oder Vorhersendung des Betrages. Bei Vorhersend. d. Betr. sende Auftr. v. 60 Mk. an frco. zu.

Leinen Waaren

1 St. 5/4 weiße Hemden Leinw. 33⅓ Mtr.	M.	12.50
1 „ 6/4 gute weiß. Haus-Leinw. „	„	15 —
1 „ 6/4 rein-Lein fein od. stark „	„	20 —
1 „ 6/4 rein-Leinen Handgesp. „	„	25.—
1 Dtzd. abgepaßte Küchenhandtücher	„	2 40
1 „ „ do Prima	„	4.25
1 „ weiß ganz schwer lein Handtüch.	„	6 —
1 „ „ „ „ „ do Prima	„	8.—
1 Damast-Gedeck mit 6 Servietten	„	6.—
1 Leinen do „ do Prima	„	7 50
1 Dtz. Reinlein: ges. Taschentücher	„	2.75
1 „ „ „ do Prima	„	4.—

Gardinen

1 St. 8/4 Zwirn Gardinen pr. 22 Mtr.	M.	10
1 „ 10/4 do do „	„	13
1 „ 10/4 do do „ Prima	„	15

Teppiche

1 Velour Salon Teppich	M.	13.50
1 Salon Plüsch-Teppich	„	21.—
2 Plüsch Bettvorlagen	„	7.—
6/4 Läuferstoff gute Qualität Mtr.	„	— 80
1 Jute Tischdecke Stück	„	2.—

1 elegante engl. Reisedecke Stück M. 10, 12. 15.
1 elegante ganz mod. Damenkopfhülle M. 2.—
Wie seit langen Jahren bekannt, führe ich nur gediegenes reelles Fabrikat u. werden Aufträge auf das Sorgfältigste effectuirt.

A. Dresel, Chemnitz.
Größte Fabrikstadt Sachsens. [4288

Mein liebes, gutes Weib, meine S! Unter welchen traurigen Eindrücken wirst Du diesmal Deinen Geburtstag wieder begehen! Ich ermesse ganz Dein schweres Leid u. der innige Wunsch meines Herzens, den ich Dir heut darbringe, ist die gleichzeitige Bitte zu Gott, daß er Dir nach soviel Trauer u. Herzleid endlich reine, ungetrübte Freuden zu theil werden lasse, wie Du sie ja in so reichem Maße verdienst! Das gebe Gott, darum bitte ich täglich zu ihm, darum will ich vor Allem an Deinen Geburtstage bitten! Leb' wohl, mein gutes Weib, meine S!, sei tausendmal innigst gegrüßt von Deinem R. Deinem a. s. T. [4236

Es lauscht den frohen Tönen mein tief bewegt Gemüth, und meine ganze Seele zog heimlich mit Dir fort. — so glücklich! [4308

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Weihnachts-Anzeiger zur

Gartenlaube.

№ 460. XVI. Jahrg.

Ausserordentliche Weihnachts-Prämie.

Die in den letzten Jahren gebotenen „Prämien“ haben allseitige Anerkennung gefunden, weswegen wir uns veranlasst sahen, für den diesjährigen Weihnachtstisch **etwas ganz ausserordentlich Schönes und Gediegenes** gegen eine verhältnissmässig geringe Zahlung zu bieten. — Wir haben weder Mühe noch Opfer gescheut, dieses Ziel zu erreichen und so ist es uns denn schliesslich gelungen, die **weltberühmten beiden Kaulbach'schen Bilder** bekannt als erste Meisterwerke der modernen Malerei:

1. Die venetianische Edeldame, Bildgrösse 65×80 cm. **2. Das niederländische Edelfräulein,** Bildgrösse 65×80 cm. Pendant zu No. 1.

zu erwerben und zwar sind uns je 1500 Exemplare zur Verfügung gestellt worden. Die Ausführung der Bilder ist eine so ausserordentlich gediegene, wie sie bis jetzt nie besser erreicht worden ist und wohl schwerlich besser erreicht werden dürfte, und zwar so künstlerisch schön, dass selbst von Kennern das Original nicht von diesen Copien zu unterscheiden ist. — Wir dürfen wohl voraussetzen, dass die Sujets selbst in ihrer feinen decenten Ausführung allgemein bekannt sind, umsomehr, als ja der Name des Meisters **Kaulbach** nicht nur in deutschen Landen, sondern in der ganzen Welt, **speciell aber durch diese Bilder** seine **Berühmtheit** erlangte und wird Mancher schon längst den heimlichen Wunsch gehegt haben, diese Bilder, die ja in der That den herrlichsten Zimmerschmuck bilden, der sich denken lässt, sein eigen nennen zu dürfen, wenn ihn nicht der hohe Erwerbspreis, den diese Gemälde ihrer vorzüglichen Ausführung wegen im Kunsthandel repräsentiren, bis jetzt von der Erwerbung abgehalten hätte.

Wir freuen uns, in der angenehmen Lage zu sein, diese gediegenen Meisterwerke als **„ausserordentliche Weihnachts-Prämie“** gegen die äusserst geringe **Nachzahlung von nur 15 Mark für beide Bilder** bieten zu können, bemerken jedoch ausdrücklich, dass es uns nur gelungen ist, **je 1500 Exemplare** davon zu erhalten und müssen wir daher die verehrlichen Besteller bitten, wenn sie sicher sein wollen, dass ihnen diese Vergünstigung zu Theil werde, sich mit ihrem Auftrage zu beeilen. — Die Bestellungen werden **nach der Reihe des Eingangs expedirt und geschlossen,** sobald genannnte Anzahl erreicht ist.

Der Beitrag zu den Herstellungskosten, den wir für diese prächtigen Bilder beanspruchen, ist gegen den Werth derselben und deren mehr als viermal so hohen Preis im Kunsthandel ein verschwindend kleiner zu nennen und fordern wir alle Kunstkenner auf, sich von dem Werthe des Gebotenen in der hierfür extra eingerichteten Central-Expedition in **„Berlin, Mittelstrasse No. 24 parterre“** durch den Augenschein zu überzeugen.

Diejenigen, welche sich durch Einsendung des endstehenden Bestellscheins legitimiren und demselben den Betrag von 15 Mark beifügen, erhalten die Bilder prompt zugesandt, vorausgesetzt, dass die Bestellung eher eintrifft, als die genannten 1500 Exemplare absorbirt sind.

Alle Zuschriften und Geldsendungen, die diese Weihnachts-Prämie betreffen, sind **nur** zu adressiren an die zu diesem Zwecke in Berlin extra eingerichtete

Central-Expedition J. Telschow, Berlin NW., Mittelstrasse No. 24.

Bestell-Schein. (G.-L.)

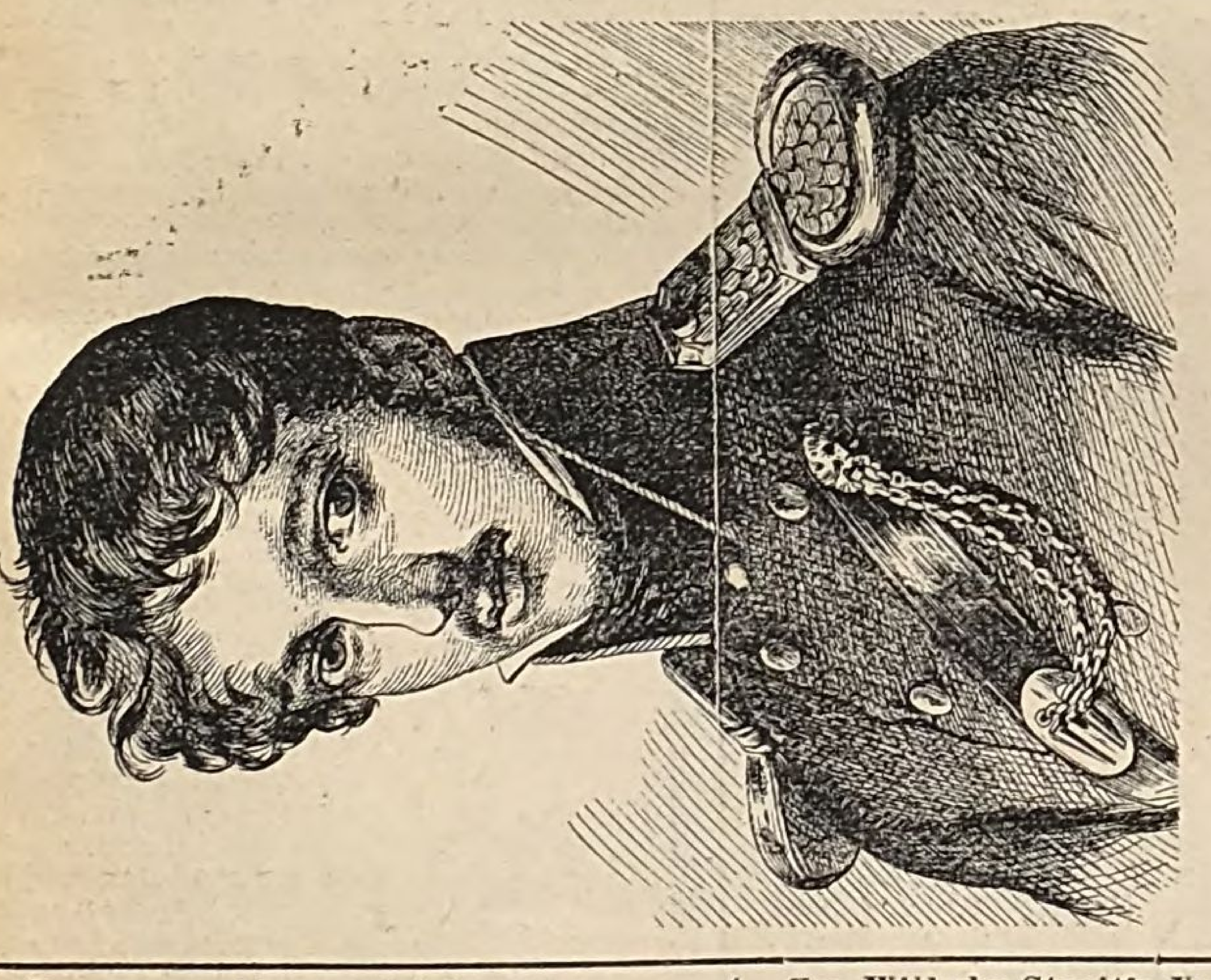
Der Unterzeichnete bestellt hiermit.............................Exempl.

1. Die venetianische Edeldame v. Kaulbach. 2. Das niederländische Edelfräulein v. Kaulbach.

und sendet den Betrag hierfür mit.............................Mark einliegend resp. pr. Post-Anweisung.

Name:.. Wohnort:..

Poststation:..



Nur unsere Original-Ausgaben von **Th. Körner's Werken** in Prachtband à 4 und 6 M. sind mit diesem Bildnis in Kupferstich geziert, worauf wir bei Geschenken für die Jugend zu achten bitten.
Nicolai'sche Verlags-Buchhandlung in Berlin.

Im Feuilleton des **„Berliner Tageblatt“** erscheint gegenwärtig:

„Ein neuer Ahasver“ Roman von **Fritz Mauthner.**

Dieser erste größere Roman des bekannten Verfassers von: **„Nach berühmten Mustern“** ist dem bewegten Treiben unserer Tage entnommen und schildert mit scharfer Satyre und dichterischer Kraft mancherlei wunde Stellen unser heutigen Berliner Gesellschaft. [4323

Allen neu hinzutretenden Abonnenten wird der bis zum 1. December abgedruckte Theil des Romans gegen Einsendung der Abonnements-Quittung gratis und franco nachgeliefert. — Probe-Nummern gratis und franco.

Man abonnirt für den Monat December auf das **„Berliner Tageblatt“** nebst seinen **drei** werthvollen Beiblättern: illustrirtes Witzblatt **„ULK“**, belletristisches Sonntagsblatt **„Deutsche Lesehalle“** und den „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft**“ bei allen Reichspostanstalten zum Preise von

1 Mark 75 Pfennig.

Der neu erschienene Catalog der

Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franko zu beziehen. [4156
H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.) mit 4 Photographien nach Meyer-Bremen, Rembrandt, Grützner, Rubens ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen. [4144

Chopins Briefe
Volksausgabe 5 Mk.
Ries & Erler in Berlin. [4319

Von **Wilhelm Streit's Verlag in Dresden** u. alle Buch- u. Musikhandlungen zu beziehen:

Reich der Töne.

Ein **Musik-Album** in Royal Notenformat in engl. Leinen mit Gold **Mark 7.50**, enthaltend **300** historisch geordnete photographische Portraits von **Musikern, Virtuosen, Sänger und Sängerinnen** aller Zeiten und Völker nebst kurzen Lebensbeschreibungen. **Eine lebendige Musikgeschichte und bequemes Nachschlagebuch.**

Welt der Farben.

Album gleichen Formats und Ausstattung Mark 7.50 mit ca. **400 photograph. Malerportraits** nebst Text von Giotto u. van Eyck an bis Meissonier, Defregger, Makart, Max. Bisher unerreichte Sammlung von hohem Interesse, Lexicon u. Kunstgeschichte zugleich.

Verlag von Theodor Hofmann in Berlin.
Soeben ist vollständig erschienen: [4339

Entwicklungsgeschichte des Geistes der Menschheit. In gemeinverständlicher Darstellung. Von **Dr. Gustav Diercks.** 2 Bände. I. Band. Das **Alterthum.** — II. Band: **Das Mittelalter und die Neuzeit.** Preis à Band M. 5.—, eleg. geb. M. 6.50.

Ein höchst interessantes Werk, dessen ausserordentlich reicher Inhalt eine **Fülle von Belehrung,** zugleich aber durch die Art der Behandlung des ungeheuren Stoffes und die schöne Darstellung eine **anregende und unterhaltende Lektüre** bietet. (Vgl. Besprechg. des I. Bandes in Nr. 11 der „Gartenlaube“ 1881).

Der Katalog der

Edition Peters

ist durch alle Musikalienhandlungen gratis und franco zu beziehen. [4341

Historische Gedichte.

Ausgewählt von **Fr. Polack** 1881. geb. **60 Pf.** Enthält eine reiche Sammlung der schönsten geschichtlichen Gedichte von unseren vorzüglichsten Dichtern. Für jung und alt eine stets anregende und erhebende Lektüre. — Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verleger [4220
Th. Hofmann,
Berlin S.W., Tempelh. Ufer 23.

In allen Buchhandlungen vorräthig:
Handbuch der Oelmalerei zum Selbstunterricht. Von **Alex. Elbinger.** Dritte Auflage, mit Beispielen. Preis 9 M. Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S. [4312

La Mara Musikal. Studienköpfe
Band 4: **Die Classiker.** Preis 4 M; geb. 5 M.
G. Knapp in Leipzig. [4206

BARON LIEBIG'S MALTO-LEGUMINOSEN-CHOCOLADE & -MEHL.

Beste blutbildende Nahrungsstoffe aus der Fabrik von *Starker & Pobuda K. Hoflief. Stuttgart.* Die Malto-Leguminosen-Chocolade gibt nach Ausspruch erster medicinischer Autoritäten für an schwacher Verdauung leidende Personen, scrophulöse, blutarme Kinder, stillende Frauen, schwächliche Mädchen etc. ein vorzüglich nährendes, angenehm schmeckendes Getränk. Das Malto-Leguminosen-Mehl bewährt sich als stärkende und leicht verdauliche Suppe in vorstehend genannten Fällen ebenfalls als ganz ausgezeichnetes Nährmittel, sowie als vortreffliche Kindernahrung von dem ersten Lebensjahre an. Die Detailpreise sind auf sämmtlichen Packungen aufgedruckt. Niederlagen in Apotheken, Conditoreien und Specereihandlungen. [4195

Hyatt

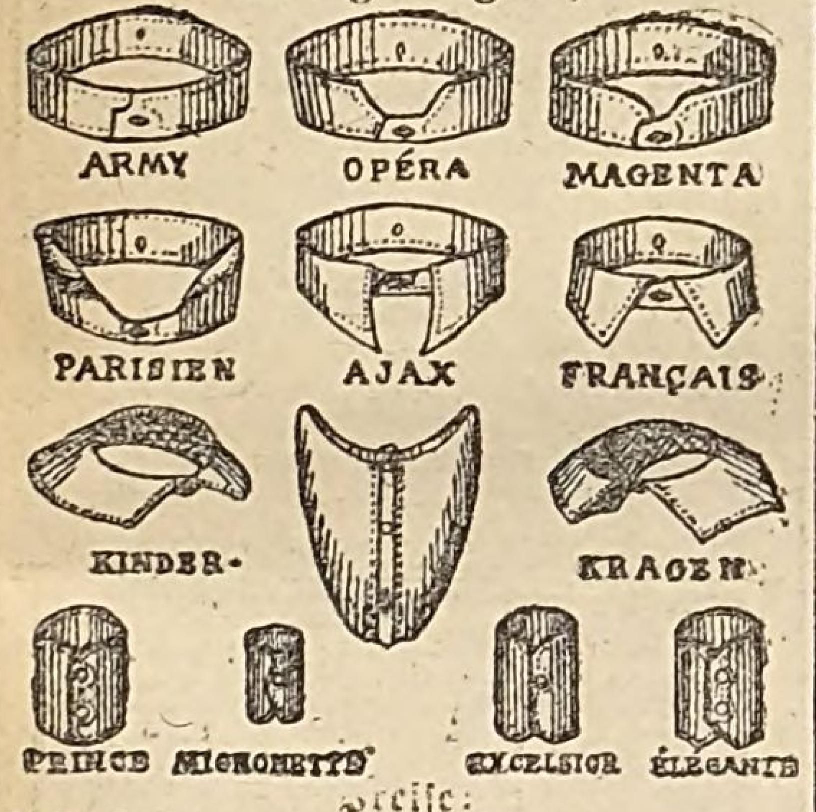
Americanische Patent-Wäsche

(wasserdichte Leinwand).



Diese wasserdichten Kragen und Manschetten **sind von Leinenwäsche nicht zu unterscheiden**, ebenso **blendend weiß** und **angenehm** im Tragen. Sie besitzen den Vorteil, daß sie lange nicht so sehr schmutzen wie Leinen und können bei **täglichem Gebrauch 5 bis 6 Monate lang getragen werden.** Unempfänglich gegen Feuchtigkeit, können sie unbedenklich dem stärksten Regen oder Schweiß ausgesetzt werden, ohne daß die Festigkeit darunter leidet und kann man sie mit Recht unzerstörbar nennen. Man reinigt dieselben in kaltem Wasser und bedient sich bei **starkem Schmutz** eines Bürstchens mit etwas Seife, trocknet den Gegenstand mit dem Handtuche und der **Kragen** oder die **Manschette** ist

sofort wieder wie neu gewaschen und gebügelt,



Preise:
*) Steh-Kragen per Stück M. 1,25.
*) Klapp-Kragen per Stück M. 2,00.
*) vorräthig von 35 bis 47 cm.
Manschetten per Paar M. 2,50.
Kinder-Manschetten per Paar M. 1,50.
Kinder-Kragen per Stück M. 2,50.
Serviteurs per Stück M. 2,50.
Hyatt-Seife M. 0,30.

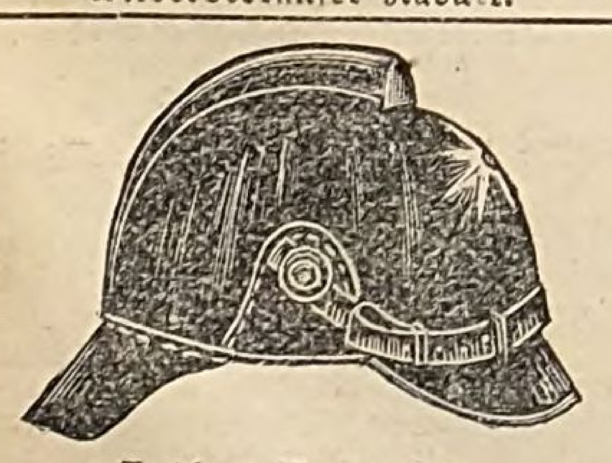
General-Depot und Allein-Verkauf

für Deutschland und Oesterreich

Alexander Brünell,

Köln, Friedrich-Wilhelmstraße 12, Berlin, Passage 14.

Sendungen nach auswärts unter Nachnahme. Wiederverkäufer Rabatt.



Julius Francke,
Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers und Königs. Hannover, [4150
Feuerwehrrequisiten- u. Militaireffecten-Fabrik. Specialität: **Feuerwehr-Helme, Gurten, Latern., Beile, Röcke, Joppen** 2c. 2c. Präm. a. viel. Ausstell. mit ersten Preisen Illustrirter Preiscourant gratis und franco.

Neu. Unübertroffen. Neu.



Kaiserin Augusta Ruhebett, als Stuhl, Ruhebett oder Chaiselong zu benützen. **Vorzüglichstes Ruhemöbel** für Gesunde, Kranke und Reconvalescente. **Mechanische Ruhestühle,** beliebig verstellbar, so dass man bequem sitzend, halbliegend oder liegend ruhen kann, nach 10 verschiedenen Modellen, allen Ansprüchen Rechnung tragend von der

Sanitätsapparatenfabrik

Fischer & Comp.,

Heidelberg, Sandgasse,

Hoflieferanten Ihrer Majestät der deutschen Kaiserin.

Fabriklager bei

R. H. Paulcke, Leipzig.

Preiscourante und Zeichnungen auf Verlangen. [4356

Die beste, billigste und sicherste

Verbindung zwischen dem Kontinent u. England

bietet der tägliche Post-, Personen- und Güter-Dienst

via Vlissingen-Queenboro'-London,

Berlin — London	London — Berlin
Hamburg — London	London — Hamburg

in ca. 24 Stunden.

via Oberhausen-Wesel-Boxtel

ab Berlin	8[10] Vorm.	ab London	8[25] Nachm.
„ Hamburg	6[45] „	in Köln (via Venlo)	2[40] „
„ Köln (via Venlo)	1[40] Nchm.	„ Hamburg	9[15] „
in London	8[00] Vorm.	„ Berlin	10[15] „

Direkte Billetausgabe und Gepäckeinschreibung auf den meisten Hauptstationen — auch Retourbillets mit 30tägiger Giltigkeit —.

Die Räderdampfer der Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Zeeland" sind die grössten, schönsten und komfortabelst eingerichteten Schiffe, welche zwischen dem Kontinent und England fahren. [4270

Sie sind wahre See-Hôtel mit prächtigen Salons, Damensalon, Rauchsalon, grossem Promenade-Deck, sowie vorzüglichen Betten u. bieten den besten Schutz gegen Seekrankheit.

Auch Sonntags-Dienst.

Eil- und Frachtgüter finden prompteste Beförderung.

Nähere Auskunft ertheilen: Cours- und Reisebücher; die Direction der Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Zeeland" Vlissingen; die Niederländische Staatsbahn, Utrecht; die London, Chatham und Dover Eisenbahn, London, sowie die bekannten Herren Agenten: BEST RYLEY & Co., London; THOs. COOK & SON, London: J. J. NIESSEN, Cöln; das Universal-Reise-Bureau in Frankfurt a/M.; BRASCH & ROTHENSTEIN in Berlin, Leipzig, Düsseldorf und Wien.

Neu. Keine Gummi-Regenmäntel mehr! Neu.
Neu i. m. Erfindung dicht gew. Stoffe.
Porös wasserdicht herz. Gesetzl. geschützt.
10 Präm. Garantirte Körper-Ausdünstung.

Kein Kleben! Kein Brechen! Kein Riechen! **wie** Gummi-Röcke!



Elegant. Wie! Besser Wie! Billiger Wie! Gummi-Röcke!

Metr. 2,75. Kaisermäntel 20—24 Mk.

D. R. Halemeyer, Potsdam, Fabr. porös. Geweb.



Tep-Manuf. D. R. Halemeyer, Potsdam lief. v. ‚Bazar' empfohl. Brüssel-Teppiche gesetzl. gesch. Soph. 26, Salon 48. 75 M. mtr. 6 M.

Bei Bedarf in

Damen-, Herren- und Kinder-Wäsche



lasse man sich mein Preisbuch für 1882 welches mit



26 Tafeln photographischer Abbildungen. 6 Tafeln **Stoff Proben** d. versch. Artikel sowie Maaßangaben versehen ist, kostenfrei und franco zusenden.

Hermann Schöbel

Berlin C, Rossstr. 29.

Etablirt 1863. [4274

Bitte auf **vollen** Namen zu achten.

Stotternde,

welche beim Singen nicht stottern, finden in meiner Anstalt vollständige Heilung und erhalten eine natürliche Sprache, wie sie jeder gesunde Mensch spricht. **Spracharzt Gerdts, Bingen a. Rhein.** [4355

Salon-Teppiche

mit kl. Fehlern versendet à 13 Mark unter Postvorschuß die Teppichagentur [4354 A. Dressel, Berlin, Charlottenstr. 63.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao. 1 Pfd. = 100 Tassen.

Preis: per	3/1	1/1	1/2	1/4 = Pfd.-Dose
	850	300	150	80 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL Dresden

Zu haben in den meisten Colonial- Delicatess und Droguengeschäften.

Wilhelm Fleischmann,

Offenbach a./M. (Gegr. 1757).

versendet seine echten **Pfeffernüsse** pr. 1/2 Kilo M. 1.70. gegen Nachnahme oder Einzahlung des Betrags. [4305

Gegen nervösen Kopfschmerz

Gesicht- u. Zahnschmerz, Migräne 2c. empfehlen Dr. O. Diruf sen., kgl. bayr. Hofrath in Kissingen u. viele berühmte Aerzte und Professoren als wirksamstes Mittel das von mir allein ächt u. direct importirte **chines. Poho-Oel. — Fälschungen zu vermeiden, beachte man mein Siegel!** Ernst Ihl, **Ludwigs-Apotheke, Bad Kissingen.** [4217

Naturheilanstalt „Untere Waid"

bei St. Gallen (Schweiz).

Das ganze Jahr geöffnet. — Herrliche und gesunde Lage. Sehr günstige Heilerfolge. — Im Winter reducirte Preise. Prospecte und Näheres durch die Besitzer 4347] Dr. med. Dock u. Frau Wittwe Fischer-Dock.

Frauenschutz Posen.

Gewerbl. Lehr-Institut mit Pensionat f. gebild. Stände. Anfang Januar beginnen die Curse für Buchführung, Schneiderei (theor. u. pract.) Wäsche, Putz. Maschin- und Handarb. Aufnahme im Pensionat unter günst. Beding. Auskunft u. Statuten d. obigen Verein. [4350

Dr. Kles' Diätetische Heilanstalt.

Dresden, Bachstrasse 8.

Aerztliche Behandlung chron. Krankheiten jeder Art, besonders Magen-, Herz-, Unterleibsleiden, Gicht, Hautkrankheiten, Nervenleiden und namentlich auch Frauenkrankheiten. Das Diätetische Heilverfahren führt selbst in den schwierigsten Fällen zur sicheren Heilung. Aufnahme zu jeder Jahreszeit. Mäßige Preise. Prospecte frei. — Neueste Schrift: Dr. Kles' Diätetische Kuren, Schroth'sche Kur etc. 2. Aufl. Preis 2 Mark. Durch jede Buchhandlung, sowie direct.

Bad Kreuznach.

Damen find. in m. conc. Entbgs.-Anstalt frdl. Aufnahme Wittwe **Oppermann**, Heb.

Damen find. freundl. Aufn. bei Frau **Wahrmann**, Hebamme, Hannover, Kirschenstr. 10. I. (Früher Oberhebamme in der Königl. Entbindungsanstalt.) [4275

Gesichts-Haare

zu entfernen bei Damen neuestes Präparat, giftfrei, unschädlich, und reizt nicht zarte Haut. à Flac. 2 M. 50 Pf. franco. Betrag in Briefmarken einsenden. [4332

Römhild i. Th. J. Rottmanner, Apoth.
Depôt: Wien bei Hrn. Apoth. Ph. Neustein,
„ Berlin b. Max Fabian, Dresdnerstraße.
„ Berlin Drog. z. Mohren, Dresdnerstr. 52.
„ München: Bonifacius-Apotheke.

Tüchtige Vertreter

werden an allen Orten für den Verkauf von staatlich erlaubten Prämien-Loosen gegen **gute Provision** und **festes Gehalt** angestellt. Franko Offerten an **H. Agular**, Staats-Loose- u. Effecten-Handlung, **Breslau**, Carlstr. 3.

Eine **ältere Dame** aus guter Familie, in der Haushaltung, auch auf dem Lande erfahren, **sucht** Stellung, wenn möglich zu **selbstständiger Führung** eines **Haushalts**, oder **als Gesellschafterin**. Adressen unter **Z. S. 991** an den „**Invalidendank**", **Leipzig** erbeten. [4352

Für Damen.

Ein junger **Mann** von 26 Jahren, stattlicher Figur, angenehmen Aeußern, guter Bildung und sehr verträglichen Charakter, Mitinhaber eines feinen **en gros** Geschäftes, **sucht**, zum Zwecke der späteren **Verheirathung**, die Bekanntschaft einer jungen nicht unbemittelten **Dame**. Nicht anonyme Briefe mit Photographie unter **W. A. 780.** „**Invalidendank,**" **Leipzig** erbeten. Briefe und Photographien zurückgesandt event. beantwortet. Discret. selbst Verständl. [4316

Ein Apotheker,

30ger, wünscht sich mit einer gebildeten Dame mit disponiblen Vermögen behufs Ankauf einer Apotheke zu verheirathen. Geehrte Damen werden gebeten, aufrichtige Offerten mit Angabe der Familienverhältnisse vertrauensvoll unter **B. R. 401.** an die Annoncen-Expedition von **Haasenstein & Vogler Leipzig** zur Weiterbeförderung senden zu wollen. Gegenseitige Discretion ist Bedingung. 14324

Adoptirung!

Wegen Sterbefall eines hübschen 3mon. Mädchens, welches von der Mutter selbst gestillt wurde, wird ein Kind aus vornehmer Herkunft gegen Zahlung von M. 20—30 000 für deren eigenes an Kindesstatt angenommen. Mittheilungen erbeten an **Otto Cermack**, Buchhändler in Prag (Böhmen). [4334

Mein lieber, g. R.! Mein Alles! Mir ist so bang nach Dir! O, könnte ich am Geburtst. bei D. sein, D. lieb. Gesicht schaun, D. sagen, was so innig m. Herz bewegt. Tausend Güße v. D. treuen S.

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Weihnachts-Anzeiger zur Gartenlaube.

№ 461. XVI. Jahrg.

Das geläufige Sprechen des Engl. u. Franz. ohne Lehrer sicher zu erreichen durch die seit 25 Jahr. in 29 Aufl. sorgfält. vervollk. Orig. Unt.-Briefe n. d. Meth. Toussaint-Langenscheidt. Probebrf. à 1 M.
Langenscheidt'sche Verl.-Buchh. Berlin.

Der Katalog der

Edition Peters

ist durch alle Musikalienhandlungen gratis und franco zu beziehen. [4341

Von Wilhelm Streit's Verlag in Dresden u. alle Buch- u. Musikhandlungen zu beziehen:

Reich der Töne.

Ein Musik-Album in Royal Notenformat in engl. Leinen mit Gold Mark 7.50, enthaltend 300 historisch geordnete photographische Portraits von Musikern, Virtuosen, Sänger und Sängerinnen aller Zeiten und Völker nebst kurzen Lebensbeschreibungen. Eine lebendige Musikgeschichte und bequemes Nachschlagebuch.

Welt der Farben.

Album gleichen Formats und Ausstattung Mark 7.50 mit ca. 400 photograph. Malerportraits nebst Text von Giotto u. van Eyck an bis Meissonier, Defregger, Makart, Max. Bisher unerreichte Sammlung von hohem Interesse, Lexicon u. Kunstgeschichte zugleich. Ansichtssendung per Post bereitwillig!

Verlag von **Gustav Fischer** in Jena.
Soeben erschien:

Herbert Spencer,

Die Erziehung

in geistiger, sittlicher und leiblicher Hinsicht.

Mit des Verfassers Bewilligung nach der dritten englischen Auflage in deutscher Uebersetzung herausgegeben [4374

von Dr. Fritz Schultze

Professor der Philosophie und Pädagogik an der technischen Hochschule zu Dresden.

Zweite verbesserte Auflage

der deutschen Uebersetzung.
Preis broschirt 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Das Heidelberger Schloß. [4185
4 Modellirbg. Farbdr. vers. fr. g. Eins. v. 120 Pf. in Brfm. d. Druck. v. C. Herrmann, Heidelberg.

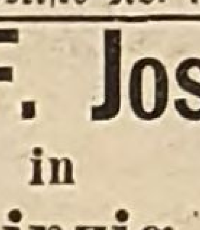
1000 gut. gem. echte **Briefmarken** für nur **70 Pf.** franco. [4215
Georg Buck, Ulm a. D.
Neueste Preisliste No. 7 gratis.



F. F. Jost

in

Leipzig,



Grimmaischer Steinweg 4, nahe der Post.

Durch günstige Einkäufe und Anspruch auf geringen Nutzen ist bei nach verzeichneten Preisen die Waare Jedermann empfehlenswerth.

Uhren unter 1 Jahr Garantie, als: Ancreuhren von Mk. 20.— Cylinderuhren v. M. 12.— Remontoiruhren v. M. 24.— do in Gold von M. 45.— Regulatoren v. M. 16.— an, Glashütter Uhren, Wecker, Stutzuhren, Spieldosen zu Fabrikpreisen.

Goldene Herrenuhren v. M. 36.— an. Goldene Damen-Cylinderuhren mit Quastenkette v. M. 34 an. Diamant-Ringe, zur Verlobung passend, v. M. 14.— an. Kleine Ohringe mit Diamanten v. M. 20.— an. Echte goldene Ketten v. M. 12 an. Echte goldene Ohrringe, Ringe, Medaillons, Nadeln, Schlüssel v. M. 3.— an. Vollständige Schmucksachen und Armbänder preiswürdig. Solide und gut gearbeitete Silberwaaren jeder Art in Auswahl.

Umtausch innerhalb 4 Wochen gestattet.

Jederzeit ist auch eine Auswahl gebrauchter Uhren, Goldwaaren, Silbersachen, aus Nachlaßschaften herrührend, gut u. billig zu haben.

Strenge **Gewissenhaftigkeit**, reelle Waare, billige Preise ist mein **Grundsatz**, denn hohe Preise und Verkauf geringer Waare schadet Käufer und Verkäufer.

Einkauf und Annahme: altes Gold u. Silber jeder Art, Uhren, Diamanten, Münzen, Perlen, feine Metallarbeiten und Pretiosen, alte Schmucksachen jeder Art u. dergl. mehr.

Feine alterthümliche Gegenstände von Großvater u. Großmutter herrührend. [4377



Nur unsere Original-Ausgaben von **Th. Körner's Werken** in Prachtband à 4 und 6 M. sind mit diesem Bildnis in Kupferstich geziert, worauf wir bei Geschenken für die Jugend zu achten bitten.
Nicolai'sche Verlags-Buchhandlung in Berlin.

Bei der geringen Auswahl an guten neuen Bilderbüchern, die sich in der heurigen Saison bemerkbar macht, wird die Anzeige gewiss erwünscht sein, dass im Verlage von **Moritz Perles in Wien u. Leipzig** (zu beziehen durch alle Buch u. Kunsthandlungen) zwei **Novitäten** erschienen sind, die als sorgsam vorbereitet und künstlerisch ausgeführt die Aufmerksamkeit des Publikums verdienen. Die Titel sind:

Th. von Pichler's GROSSE MENAGERIE Lebende Bilder aus der Thierwelt.

Enthält acht fein colorirte Bilder 24 × 34 cm. und Text mit folgenden Aufschriften: 1. Der Löwe. 2. Der Elefant. 3. Der Strauss und Kasuar. 4. Dromedar, Zebra und Giraffe. 5. Wasservögel (Waldvögel u. Schwimmvögel). 6. Affen. 7. Bären. 8. Der Tiger.
Preis: Mark 6.

Sechs bewegliche Bilder von Th. von Pichler.

Enthält sechs fein colorirte Bilder 24 × 34 cm. mit heiteren Gedichten unter folgenden Titel:
1. Zigeuner und Bär. 2. Pudel und Affe. 3. Das Schaukelpferd. 4. Der Akrobat. 5. Das Tänzerpaar. 6. Die Bäuerin am Brunnen.
Preis: Mark 5.

Beiden Bilderbüchern liegt das Princip zu Grunde, den Kindern in anschaulicher Weise Unterhaltung und Belehrung zu bieten. Th. v. Pichler's „Grosse Menagerie" bringt in **scenischer** Form die wichtigsten Thiere zur plastischen Anschauung und bildet eine originelle Naturgeschichte, während die „sechs beweglichen Bilder" der Heiterkeit in der Kinderstube dienen, dabei aber die Begriffe des Kindes erweitern.

Auf die Ausführung ist grosse Sorgfalt verwendet worden und alles Material aus gediegendster, dauerhafter Qualität, geradezu unzerreissbar. [4346

Fr. Chr. Schlosser's Weltgeschichte

Dritte Ausgabe (18. Stereotyp-Auflage), mit 26 historischen Karten in Farbendruck, fortgeführt bis 1880. 19 Bände brosch. 57 Mark, eleg. gebunden M 71,25. Auch in einzelnen Bänden oder in Lieferungen à 1 M. zu beziehen. **Dieses klassische Nationalwerk ist unerreicht geblieben** von seinen Nachfolgern, geblieben auf der Höhe seines Ruhms, geblieben **die Weltgeschichte für das deutsche Volk:** unparteiisch und gerecht, im Dienste der Wahrheit fesselnd und farbenfrisch geschrieben und die einzige Weltgeschichte, **die der Historiker mit gutem Gewissen dem nach Belehrung Strebenden empfehlen kann.**

Eine ausführliche Prospekt-Broschüre, die zugleich über Schlossers Leben und Schriften orientirt, ist auf Verlangen **gratis** und **franco** durch jede Buchhandlung zu beziehen. [4366

Verlag von Oswald Seehagen in Berlin, SW. Königgrätzstr. 65

La Mara Musikal. Studienköpfe
Band 4: Die Classiker. Preis 4 M; geb. 5 M.
G. Knapp in Leipzig. [4206

---

250 echte verschiedene **Briefmarken,** **20** ungest. z. B. Natal, Guiana etc. nur 3 M. **Otto Wiering, Hamburg.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Polychrome Meisterwerke

der monumentalen Kunst in Italien.

Herausgegeben von Baurath H. Köhler in Hannover.
In Prachtband 250 M. Ein Blatt einzeln 18 M.

Ein künstlerisch ausgeführtes Prachtwerk in Farbendruck. In äusserst getreuer Wiedergabe 12 der farbenprächtigsten Monumente Italiens (Sixtin. Kapelle, Rafael'sche Loggien, Peterskirche in Rom, Saal des Dogenpalastes in Venedig, Bibliothek in Siena, Dom von Orvieto etc.) umfassend.

Leipzig. **Baumgärtners Buchhandlung.**

Der neu erschienene Catalog der

Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franko zu beziehen. [4156
H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

Weihnachtsgeschenk für Damen. [4353
Gegen Eins. v. 5 M. Franco-Zusendung durch die Buchhan l. v. M. Schilp, Warburg.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.) mit 4 Photographien nach Meyer-Bremen, Rembrandt, Grützner, Rubens ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen. [4144

Historische Gedichte.

Ausgewählt von **Fr. Polack** 1881. geb. **60 Pf.** Enthält eine reiche Sammlung der schönsten geschichtlichen Gedichte von unseren vorzüglichsten Dichtern. Für jung und alt eine stets anregende und erhebende Lektüre. — Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verleger [4220
Th. Hofmann,
Berlin S.W., Tempelh. Ufer 23.

Dresdner Tanz-Alb. für Violine u. Piano.
71 beliebte Tänze im leichten Arrang. 4.80 Pf
Dasselbe für Violine allein 1.20 „
Verlag von **Bellmann & Thümer**
4361] in Potschappel.

Für 10 Pfennige

ist durch jede Buchhandlungen sowie direct von mir selbst gegen Einsendung einer Briefmarke zu beziehen: **Verzeichniß von Jugendschriften für den Weihnachtstisch.** [4371
Leipzig. Paul Beyer.

Hugo Voigt, Hofbuchhandlung **Leipzig.**
Weihnachtscatalog auf Verlangen gratis und franco. Ein grösserer, illustrirter Katalog, circa 250 Seiten umfassend, 1 Mark inclusive Frankatur, Lieferung prompt und solid.

---

250 verschiedene **Briefmarken,** darunter Japan, Peru, Chile, nur **3** Mark.



Ausverkaufs-Preisliste gratis vom **Literarischen Museum** in Leipzig.



Ein Verzeichniss von
Geschenkliteratur
zu enorm billigen Preisen.
Senf's **Export-Buchhdlg.** in Leipzig.

Zu Fabrik-Preisen

versende nachfolgende Artikel gegen Nachnahme oder Vorhersendung des Betrages. Bei Vorhersend. d. Betr. sende Auftr. v. 60 Mk. an frco. zu.

Leinen Waaren

1 St. 5/4 weiße Hemden Leinw. 33 1/3 Mtr.	M. 12.50
1 „ 6/4 gute weiß. Haus-Leinw. „	„ 15.—
1 „ 6/4 rein-Lein. fein od. stark „	„ 20.—
1 „ 6/4 rein-Leinen Handgesp. „	„ 25.—
1 Dtzd. abgepaßte Küchenhandtücher	„ 2.40
1 „ „ do Prima	„ 4.25
1 „ weiß ganz schwer lein Handtüch.	„ 6.—
1 „ „ „ „ „ do Prima	„ 8.—
1 Damast-Gedeck mit 6 Servietten	„ 6.—
1 Leinen do „ do Prima	„ 7.50
1 Dtz. Reinlein. ges. Taschentücher	„ 2.75
1 „ „ „ do Prima	„ 4.—

Gardinen

1 St. 8/4 Zwirn Gardinen pr. 22 Mtr.	M. 10
1 „ 10/4 do do „	„ 13
1 „ 10/4 do do „ Prima	„ 15

Teppiche

1 Velour Salon Teppich	M. 13.50
1 Salon Plüsch-Teppich	„ 21.—
2 Plüsch Bettvorlagen	„ 7.—
6/4 Läuferstoff gute Qualität Mtr.	„ —.80
1 Jute Tischdecke Stück	„ 2.—

1 elegante engl. Reisedecke Stück M. 10, 12. 15.
1 elegante ganz mod. Damenkopfhülle M. 2.—

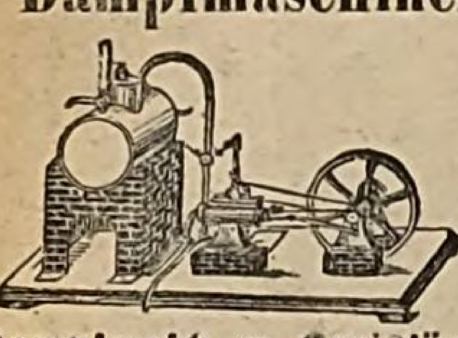
Wie seit langen Jahren bekannt, führe ich nur gediegenes reelles Fabrikat u. werden Aufträge auf das Sorgfältigste effectuirt.

A. Dresel, Chemnitz.
Größte Fabrikstadt Sachsens. [4288

Spielwaaren

Cataloge an Private gratis bei
Carl Quehl, Fabrikant,
Nürnberg. [4193
Geschäft besteht über 30 Jahre.

Dampfmaschinen-Modelle



m. Spiritus heizbar zu 2. 3. 4. 5. 6—150 Mark.
Locomotiven m. Tender zu 8. 12. 15. 20—60 M.
Locomobilen von 4—20 Mark.
Dampfmasch. m. Kreissäge, Hammerwerk v. 7—30 M. dito m. Fontaine v. 10—40 M. Schraubendampfer von 5—60 Mark. Ferner Neu construirte **Scheibenelectrisirmaschine** mit 12 verschied. **Neben-Apparaten** compl. in Kiste 40 Mark, empfehlen als belehrende Weihnachtsgeschenke. [4379
F. J. Kleist & Co., Mechaniker
Leipzig.
Illustr. Preisverzeichnisse gratis und franco.

Fabrik und Handlung von [4370
Laubsäge und Werkzeugkasten, Laubsäge Spezialitäten.



H. Bands Laubsäge-Vorlagen auf Holz u. Papier, sowie 96 andere neue gediegene Muster. Kataloge und Preislisten gratis u. franco.
M. Hoffmann,
Leipzig.
Grimm. Steinw. 11/12.

Neu! Neu!

Photographischer
Dilettanten-Apparat

zur Aufnahme von **Portraits** und **Landschaften** vermittelst der neuen hochempfindlichen **Gelatine-Trockenplatten.** Beschreibung und Preisliste gratis u. franco.
Max Fritz,
4315] Wilhelmsplatz 3, Görlitz i/Schl.

Schönste Zierde des Weihnachtstisches.

Christbaum-Untersatz

mit Dreh- und Musikwerk
Eckardt's Patent.



Dreh- u. Spielzeit ca. 1 St. Tragkr. 25 Kilo. Preis m. 1 Weihnachtslied 20 M. m. 2 Liedern 25 M. incl. Kiste geg. Nachnahme od. Vorauseinsendung d. Betrags. Frankatur in Deutschland u. Oesterreich 50 Pfg. Prospecte gratis.
Gutbrod & Co. Stuttgart.



Nur echte Meerschaum- u. Bernsteinspitzen. **Pracht-Muster-Album** m. ca. 300 Abbildung. über Pfeifen, Elfenbein- u. Schildpattwaaren. Schachfiguren 2c. versendet geg. Einsendg. v. 50 Pf. Briefmark. all. Länder franco. Dieser Betrag wird b. Bestellg. v. 6 M. zurückerstattet.

---

6 mal prämiirt mit ersten Preisen

Violinen

Exdort! — En gros.

Das Beste und Billigste der Neuzeit, v. 6—30 Mk., berühmte Meister 30—200 Mk. **Bratschen, Celli** und **Bässe. Bogen** 1½—50 Mk. **Etuis** 3½—40 M. **Zithern** 16—300 Mk. **Guitaren** 6—50 Mk. Vorzügliche **Saiten.** Alle **Blas-Instrum.** Die **patentirte Stumme Violine** z. Studiren (eigene Erfindung). **Reparaturatelier.** Empfehl. von Wilhelmj, Sarasate, Sauret, Singer etc. Garantie. Wiederverkäufer Rabatt. Preiscourant franco. [4204
Gebrüder Wolff, *Saiten-Instrumenten-Fabrik,* Kreuznach.

Die beste, billigste und sicherste

Verbindung zwischen dem Kontinent u. England

bietet der tägliche Post-, Personen- und Güter-Dienst

via Vlissingen-Queenboro'-London,

Berlin — London	London — Berlin
Hamburg — London	London — Hamburg

in ca. 24 Stunden.
via Oberhausen-Wesel-Boxtel

ab Berlin	8[10] Vorm.	ab London	8[25] Nachm.
„ Hamburg	6[45] „	in Köln (via Venlo)	2[40] „
„ Köln (via Venlo)	1[40] Nchm.	„ Hamburg	9[15] „
in London	8[00] Vorm.	„ Berlin	10[15] „

Direkte Billetausgabe und Gepäckeinschreibung auf den meisten Hauptstationen — auch Retourbillets mit 30tägiger Giltigkeit —.

Die Räderdampfer der Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Zeeland" sind die grössten, schönsten und komfortabelst eingerichteten Schiffe, welche zwischen dem Kontinent und England fahren. [4270

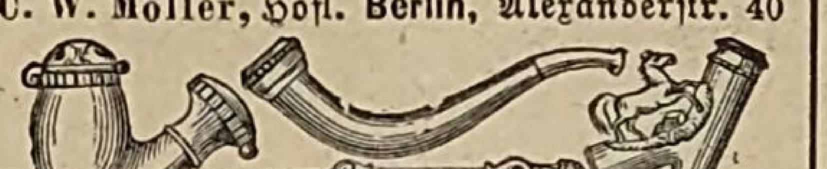
Sie sind wahre See-Hôtel mit prächtigen Salons, Damensalon, Rauchsalon, grossem Promenade-Deck, sowie vorzüglichen Betten u. bieten den besten Schutz gegen Seekrankheit.

Auch Sonntags-Dienst.

Eil- und Frachtgüter finden prompteste Beförderung.

Nähere Auskunft ertheilen: Cours- und Reisebücher; die Direction der Dampfschifffahrts-Gesellschaft „Zeeland" Vlissingen; die Niederländische Staatsbahn, Utrecht; die London, Chatham und Dover Eisenbahn, London, sowie die bekannten Herren Agenten: BEST RYLEY & Co., London; THOs. COOK & SON, London: J. J. NIESSEN, Cöln; das Universal-Reise-Bureau in Frankfurt a/M.; BRASCH & ROTHENSTEIN in Berlin, Leipzig, Düsseldorf und Wien.

C. W. Möller, Hofl. Berlin, Alexanderstr. 40



verl. das gr. Pracht-Musteralbum mit 390 Abbildung. über alle Rauchrequisit., sowie Stöcke, Schildpatt- u. Elfenbeinwaaren geg. Einsend. von 50 Pf. Briefmarken aller Länder franko nach allen Himmelsgegenden der Welt!

Cigaretten-Fabrik „Réunion"

Dresden, Trompeterstrasse 15.
empfiehlt zu directem Bezug ihre
Türkischen Cigaretten
in Preislagen von M. 6 per Tausend **an bis zu M. 100.** Besondere Neuheiten aus reinen, aromreichen **türkischen, syrischen u. arabischen Tabaken neuester Ernte** bis zu den schweren **bessarabischen Tabaken.** Verpackung hochfein. **Mustersendungen von M. 5 an u. höher, auch f. Weihnachtsgeschenke recht passend** bei Baarsend. od. geg. Nachnahme portofrei. Preiscourant gratis u. franco.

Als pass., den Kindern viel Freude bereitendes Weihnachtsgeschenk



empfiehlt die **Chemnitzer Turn u Feuerwehr-Geräthe-Fabrik** von **Julius Dietrich & Hannak** in Chemnitz i./Sachsen — empfohlen von allen turnerischen Autoritäten Deutschlands

Dr. Schreber'sche sehr elegante **Zimmer-Turnapparate** für Kinder und Erwachsene. Billige Bezugsquelle für **sämmtliche Turngeräthe.**

Das rühmlichst bekannte optische Institut von **Paul Waechter, Berlin O.,** Grüner Weg 16, empfiehlt **Mikroskope** best. Constr. als schönstes u. praktischstes

Festgeschenk

[4259



2500 Vergrösserung (quadrat) zum Preise v. 6 M. Präparate 1 Dtz. 2 M. Preislist. über grössere Mikr. gratis u. franco.

Weihnachtsgeschenk f. Herren

Elegante Cartons mit 350 Cigaretten verschied. vorzügl. Qualität. 500 Gramm türk. Tabak feinste Marken nebst Pfeifen versendet gegen Nachnahme von 20 Mark. **Cigaretten Manufactur Frank, Dresden.** [4260

Krystall-Illuminator-Lampe.



Diese Petroleumlampe **ohne Cylinder** gewährt **allein Sicherheit gegen Explosionsgefahr, brennt weiss, ruhig, geruchfrei und bietet bei einer Leuchtkraft von 28 Kerzen vollkommenen Ersatz f. Gas.** Illustr. Catalog franco. **Probelampen** à M. 6, M. 8., M. 10. gegen Nachnahme oder vorheriger Einsendung. **Schubert & Sorge,** Lampenfbr., Reudnitz-Leipzig. **Vor werthlosen Nachahmungen wird gewarnt!**

A. Toepfer's Fernschliesser

D. R. Patent No. 15009. Preis 5 Mark portofrei nach ganz Deutschland.

Wer bei verschlossener Thüre schlafen will, kann dieselbe vom Bett aus **öffnen** und auch wieder **schliessen. Jedes Kind** kann den Fernschliesser in wennigen Augenblicken an den Schlüssel jeder Thür befestigen.

A. Toepfer's Fernklingler

D. R. Pat. No. 16136. Preis 10 M. portofrei, ermöglicht von jeder Stelle des Zimmers auf den Knopf einer pneumat. oder electr. Klingel zu drücken und macht das Aufstehen bei Tisch zum Zweck des Klingelns ganz entbehrlich.

Geruchlose Closet's

für deren Zweckmässigkeit und Solidität die Firma volle Bürgschaft leistet. Preis 40 M. Illustrirte Preiscourante auf Wunsch gratis und franco. [4372

A. Toepfer, Hoflieferant.
Sr. K. K. Hoheit des Kronprinzen und Ihrer K. K. Hoheit der Frau Kronprinzessin.
Fabrik geruchloser Closets in Stettin.

Für Jagdfreunde

Von **Jagdgewehren, Revolvern, Pistolen, Salonwaffen u. Jagdrequisiten** haben wir in unserm neuen Local
Berlin W. Unt. d. Linden 13. I Etage.
b. grösster Auswahl d. erprobt. Construct. eigen. m. I. Preisen prämiirt. Arb. zu festen ausserordl. niedereren resp. Selbstk. Preisen einen **Weihnachts-Ausverkauf** eröffnet auf den ganz besonders aufmerksam machen.
H. Leue & Timpe, Kgl. Hofbüchsenm. etc.

Traugott Weiss, Warmbrunn i/Schl.

Fabrik chirurgisch. Spritzen, Zinnwaaren, Christbaumschmuck u. Sarg-Garnituren, Fabrikation von **Rafraichisseurs, Bierseidel- und Krugbeschlägen jeder Art;** — Bairische Maaskrüge mit altdeutscher Malerei auf **Emaille-Grund,** in edelster Ausführung. —
Gegründet 1844. — Prämiirt: Liegnitz 1880. **Bronzene Staats-Medaille** — Breslau 1881 **Silberne Medaille.** [4369

G. Sebold in **Durlach** im Grossherzogthum Baden liefert seit 20 Jahren als ausschliessliche Spezialität praktisch bewährte, solid u. kräftig gebaute patentirte Hülfsmaschinen zur

Zündhölzerfabrikation,

als Einleg- und Auslegmaschinen, Hobelmaschinen für viereckigen Holzdraht, Sägen, Spanhobelmaschinen etc. und übernimmt die ganze Einrichtung neuer Zündhölzerfabriken nach bestem System. [4278

Sanitaire!

Wer staubfreie, reine den richtigen Feuchtigkeitsgrad enthaltende Zimmerluft wünscht, wer seinen Lieblingen, den Zimmerpflanzen neue Frische zuführen und den schönsten Blumenflor selbst im geheizten Zimmer haben will, wer Liebhaber von Aquarien u. Zimmerfontainen ist, wer ein elegantes, angenehmes und nützliches, das Wohlbehagen in der Häuslichkeit, die Gesundheit beförderndes Geschenk braucht, lasse sich meinen illustrirten Prospect, **der gratis und franco versandt wird,** kommen [4162
Louis Heinrici in Zwickau.

J. Häger, St. Andreasberg i./H.
liefert stets unter Garantie die vorzügl.

Kanarien-Roll-Vögel.

Munterstes Ankommen, bei jeder Temperatur u. Entfernung, durch meine vortreffliche Verpackung gesichert. Preisliste frei. [4299

Melbourne 1881.
1 Preis — Silberne Medaille.

Spielwerke

4—200 Stücke spielend; mit oder ohne Expression, Mandoline, Trommel, Glocken, Castagnetten, Himmelsstimmen Harfenspiel etc.

Spieldosen

2—16 Stücke spielend; ferner Necessaires, Cigarrenständer, Schweizerhäuschen, Photographiealbums, Schreibzeuge, Handschuhkasten, Briefbeschwerer, Blumenvasen, Cigarren-Etuis, Tabaksdosen, Arbeitstische, Flaschen, Biergläser, Portomonaies, Stühle etc, Alles mit Musik. Stets das neueste und Vorzüglichste empfiehlt [4328
J. H. Heller, Bern (Schweiz)
Nur direkter Bezug garantirt Aechtheit; illustrirte Preislisten sende franco.

100 der schönsten Werke im Betrage von 20,000 Francs kommen unter den Käufern von Spielwerken vom November bis 30. April als Prämie zur Vertheilung.

Salon-Teppiche

mit kl. Fehlern versendet à 13 Mark unter Postvorschuß die Teppichagentur [4354
A. Dressel, Berlin, Charlottenstr. 63.

Meine wahrhaft schön singenden
Kanarienvögel

werden in einer Verpackung versandt, bei der Hungern, Dursten, Erfrieren der Vögel unmöglich ist. In der „Gartenlaube" warm empfohlen.
R. Maschke, St. Andreasberg i. Harz.

OBERHEMDEN nach MASS



Wir liefern zuerst Probehemd.
Prospecte mit Massangabe gratis u Franco

Qual. I	Qual. II.	Qual. III
M. 66 p. Dtz.	M. 48 p. Dtz.	M. 42 p. Dtz.

NEW YORK **GEBR. JUST** LEIPZIG
733 Broadway u. 35 G. Jones Str. — 29 Grim Str. I Etage

Cölner Dombauloose

Hauptgewinn 75000 Mark baar vers. à 3¼ M. frco. Zus. Loose u. amtl. Liste 20 Pfg. beifügen. Wiederverkäufer Rabatt.
A. Eulenberg, Elberfeld.

Kölner Dombauloose Mk. 3,30, In Part. mit Rabatt durch die Gen.-Agentur
D. Löwenwarter, Köln. [4378

In kurzer Zeit eine gediegene Ausbildung durch den Besuch des ersten kaufmännischen Unterrichts-Institutes zu Magdeburg.

Nachrichten, welche alles Nähere enthalten gratis und franco. Ferdinand Simon, Magdeburg, gerichtlicher Sachverständiger, vereidigter Bücher-Revisor etc.

Töchterpensionat

von
Frau Amalie verw. Leutritz,
Dresden, Christiansstraße No. 28 I.

In obigem Pensionat finden junge Mädchen vom 14. Lebensjahre an zu weiterer Fortbildung Aufnahme. Bester Unterricht in Wissenschaften, Sprachen, Musik, Malerei, weiblichen Arbeiten, Tanz u. s. w. Heiterer geselliger Umgangston, gute Gesundheitspflege, gewissenhafte Einwirkung auf Geistes- und Herzensbildung. [4231

Auskunft ertheilen in: **Dresden:**
Herr Archidiakonus **Dr. Frommhold,**
Frau Oberst **Bartcky,**
Frau **Schultze-Kurtz,**
Firma **Methe & Comp.,**
Zwickau: Frau Ob.-Staatsanwalt **Cubasch,**
Stuttgart: Frau Baron. von u. zu **Egloffstein,**
Düsseldorf: Frau **Emil Pönsgen,**
Bremen: Frau Consul **Bömers,**
Hamburg: Frau **Gustav Morgenstern.**
Prag: Herr Advokat **Dr. Anton Wellner.**

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Weihnachts-Anzeiger zur Gartenlaube.

№ 462. XVI. Jahrg.

Ausserordentliche Weihnachts-Prämie.

Die in den letzten Jahren gebotenen „Prämien“ haben allseitige Anerkennung gefunden, weswegen wir uns veranlasst sahen, für den diesjährigen Weihnachtstisch **etwas ganz ausserordentlich Schönes und Gediegenes** gegen eine verhältnissmässig geringe Zahlung zu bieten. — Wir haben weder Mühe noch Opfer gescheut, dieses Ziel zu erreichen und so ist es uns denn schliesslich gelungen, die weltberühmten beiden **Kaulbach'schen Bilder** bekannt als erste Meisterwerke der modernen Malerei:

1. Die venetianische Edeldame, Bildgrösse 65×80 cm. **2. Das niederländische Edelfräulein,** Bildgrösse 65×80 cm. Pendant zu No. 1.

zu erwerben und zwar sind uns je 1500 Exemplare zur Verfügung gestellt worden. Die Ausführung der Bilder ist eine so ausserordentlich gediegene, wie sie bis jetzt nie besser erreicht worden ist und wohl schwerlich besser erreicht werden dürfte, und zwar so künstlerisch schön, dass selbst von Kennern das Original nicht von diesen Copien zu unterscheiden ist. — Wir dürfen wohl voraussetzen, dass die Sujets selbst in ihrer feinen decenten Ausführung allgemein bekannt sind, umsomehr, als ja der Name des Meisters **Kaulbach** nicht nur in deutschen Landen, sondern in der ganzen Welt, **speciell aber durch diese Bilder** seine **Berühmtheit** erlangte und wird Mancher schon längst den heimlichen Wunsch gehegt haben, diese Bilder, die ja in der That den herrlichsten Zimmerschmuck bilden, der sich denken lässt, sein eigen nennen zu dürfen, wenn ihn nicht der hohe Erwerbspreis, den diese Gemälde ihrer vorzüglichen Ausführung wegen im Kunsthandel repräsentiren, bis jetzt von der Erwerbung abgehalten hätte.

Wir freuen uns, in der angenehmen Lage zu sein, diese gediegenen Meisterwerke als **„ausserordentliche Weihnachts-Prämie“** gegen die äusserst geringe **Nachzahlung von nur 15 Mark für beide** Bilder bieten zu können, bemerken jedoch ausdrücklich, dass es uns nur gelungen ist, **je 1500 Exemplare** davon zu erhalten und müssen wir daher die verehrlichen Besteller bitten, wenn sie sicher sein wollen, dass ihnen diese Vergünstigung zu Theil werde, sich mit ihrem Auftrage zu beeilen. — Die Bestellungen werden **nach der Reihe des Eingangs** expedirt und **geschlossen,** sobald genannnte Anzahl erreicht ist.

Der Beitrag zu den Herstellungskosten, den wir für diese prächtigen Bilder beanspruchen, ist gegen den Werth derselben und deren mehr als viermal so hohen Preis im Kunsthandel ein verschwindend kleiner zu nennen und fordern wir alle Kunstkenner auf, sich von dem Werthe des Gebotenen in der hierfür extra eingerichteten Central-Expedition in **„Berlin, Mittelstrasse No. 24 parterre“** durch den Augenschein zu überzeugen.

Diejenigen, welche sich durch Einsendung des endstehenden Bestellscheins legitimiren und demselben den Betrag von 15 Mark beifügen, erhalten die Bilder prompt zugesandt, vorausgesetzt, dass die Bestellung eher eintrifft, als die genannten 1500 Exemplare absorbirt sind.

Alle Zuschriften und Geldsendungen, die diese Weihnachts-Prämie betreffen, sind **nur** zu adressiren an die zu diesem Zwecke in Berlin extra eingerichtete

Central-Expedition J. Telschow, Berlin NW., Mittelstrasse No. 24.

Bestell-Schein. (G.-L.)

Der Unterzeichnete bestellt hiermit............................Exempl.

1. Die venetianische Edeldame v. Kaulbach. **2. Das niederländische Edelfräulein** v. Kaulbach.

und sendet den Betrag hierfür mit............................Mark einliegend resp. pr. Post-Anweisung.

Name:.. Wohnort:..

Poststation:..

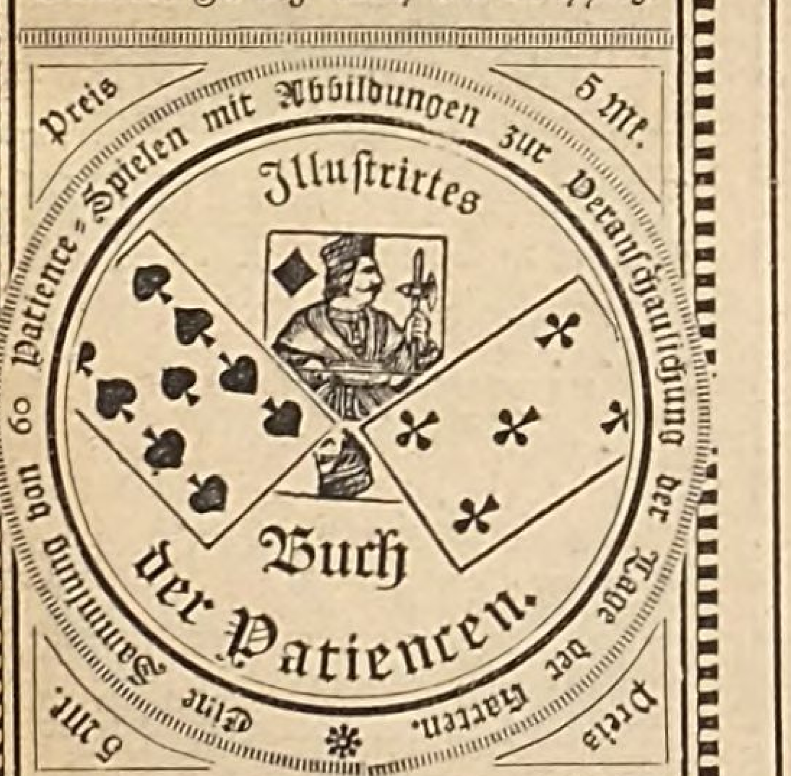
Der neu erschienene Catalog der

Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franko zu beziehen. [4156

H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

J. U. Kern's Verlag (Max Müller) in Breslau. Zu bez. durch alle Buchhdlg.



Eleganteste Ausstattung in schwarzem und rothem Druck. — Fein gebunden.

Soeben erschien in neuer (14). Auflage das [4394

schönste Festgeschenk für junge Kaufleute:

Feller u. Odermann,

Das Ganze der kaufm. Arithmetik.

500 S. gr. 8. brosch. 5 Mk., Prachtbd. 6 Mk.

Verlag von Otto Aug. Schulz in Leipzig.

Illustrirte Geschenk-Literatur! [4381

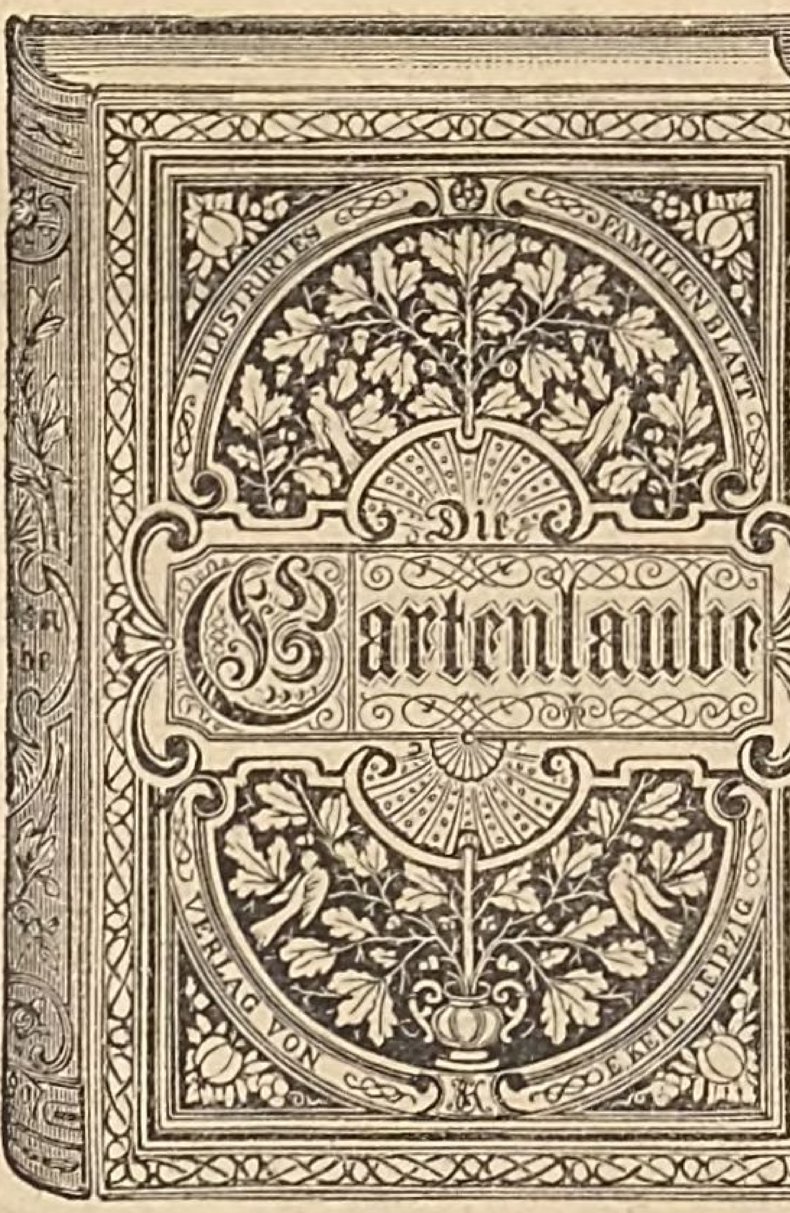
Hartwig, das Leben des Luftmeeres

eleg. geb. statt 8,25 nur **M. 5,50.**

Hartwig, die Inseln des grossen Oceans

eleg. geb. statt 10,25 nur **M. 5,50.**

Verlag von M. Bischkopff in Wiesbaden.



Einbanddecken u. Sammelkasten zur Gartenlaube.

Die seit 2 Jahren erscheinende **neue Decke** zur Gartenlaube ist mit so außerordentlichen Beifall aufgenommen worden, daß ich dieselbe auch in diesem Jahre den geehrten Abonnenten angelegentlichst empfehle.

Hervorgegangen aus der renommirten Buchbinderei der Herren **Hübel & Denck,** hier, ausgeführt in **braunem** englischem Calico mit reichster Gold- und Schwarzpressung nach einem Entwurf des Herrn Prof. **Graff in Dresden,** dürfte dieselbe sowohl in Bezug auf stylvolle Ornamentik, als auch hinsichtlich der äußerst soliden gediegenen Ausführung besondere Beachtung verdienen. Ferner habe ich mich vielfachen Wünschen zur Folge entschlossen, auch **Sammelkasten** zur Aufbewahrung der einzelnen Nummern der Gartenlaube anfertigen zu lassen. Bei gleicher äußerer Ausstattung wie die der Decke, kann ich dieselben als durchaus solid und dauerhaft gearbeitet bestens empfehlen. Der äußerst billig gestellte Preis beträgt für die Decke **M. 1.25** für die Sammlkasten **M. 3.—** Zu beziehen sind dieselben durch jede Buch- und Colportagehandlung. [4206

Leipzig. Rudolph Hartmann.

Von Wilhelm Streit's Verlag in Dresden u. alle Buch- u. Musikhandlungen zu beziehen:

Reich der Töne.

Ein **Musik-Album** in Royal Notenformat in engl. Leinen mit Gold **Mark 7.50,** enthaltend **300** historisch geordnete photographische Portraits von **Musikern, Virtuosen, Sänger und Sängerinnen** aller Zeiten und Völker nebst kurzen Lebensbeschreibungen. Eine lebendige Musikgeschichte und bequemes Nachschlagebuch.

Welt der Farben.

Album gleichen Formats und Ausstattung Mark 7.50 mit ca. **400 photograph. Malerportraits** nebst Text von Giotto u. van Eyck an bis Meissonier, Defregger, Makart, Max. Bisher unerreichte Sammlung von hohem Interesse, Lexicon u. Kunstgeschichte zugleich. **Ansichtssendung per Post bereitwillig!**

Verlag von **C. A. Haendel** in Leipzig.

Ludwig Richter-Album.

Landschaften nach Zeichn. von **L. Richter.** 1. 2. Liefg., Quart, à 6 Blatt in Umschlag 3 M.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galeriewerke ꝛc.) mit 4 Photographien nach Meyer-Bremen, Rembrandt, Grützner, Rubens ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen. [4144

---

250 echte verschiedene **Briefmarken,** 20 ungebr. z. B. Nat. 1, Guiana etc. nur 3 M. **Otto Wiering, Hamburg.**

Preiscourant gratis und franco.

Der Katalog der

Edition Peters

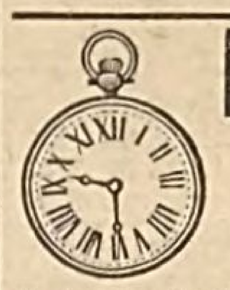
ist durch alle Musikalienhandlungen gratis und franco zu beziehen. [4341

Neue Lieblingsstücke für Pianoforte von H. Weiss!

op. 50, Auf der Bastei, Pizzicato-Polka, II. Aufl. —.60 Pfg.
op. 58, Alpenlieder 1,20 „
op. 62, Schützenliesl-Polka —,80 „

Reizende Musik! Eleganteste Ausstattung

Verlag von Bellmann & Thümer in Potschappel.



F. F. Jost in Leipzig,



Grimmaischer Steinweg 4, nahe der Post.

Durch günstige Einkäufe und Anspruch auf geringen Nutzen ist bei nach verzeichneten Preisen die Waare Jedermann empfehlenswerth.

Uhren unter 1 Jahr Garantie, als: Ancreuhren von Mk. 20.— Cylinderuhren v. M. 12.— Remontoiruhren v. M. 24.— do in Gold von M. 45.— Regulatoren v. M. 16.— an. Glashütter Uhren, Wecker, Stutzuhren, Spieldosen zu Fabrikpreisen.

Goldene Herrenuhren v. M. 36.— an. Goldene Damen-Cylinderuhren mit Quastenkette v. M. 34 an. Diamant-Ringe, zur Verlobung passend, v. M. 14.— an. Kleine Ohrringe mit Diamanten v. M. 20.— an. Echte goldene Ketten v. M. 12 an. Echte goldene Ohrringe, Ringe, Medaillons, Nadeln, Schlüssel v. M. 3.— an. Vollständige Schmucksachen und Armbänder preiswürdig. Solide und gut gearbeitete Silberwaaren jeder Art in Auswahl.

Umtausch innerhalb 4 Wochen gestattet.

Jederzeit ist auch eine Auswahl gebrauchter Uhren, Goldwaaren, Silbersachen, aus Nachlaßschaften herrührend, gut u. billig zu haben.

Strenge **Gewissenhaftigkeit,** reelle Waare, billige Preise ist mein **Grundsatz,** denn hohe Preise und Verkauf geringer Waare schadet Käufer und Verkäufer.

Einkauf und Annahme: altes Gold u. Silber jeder Art, Uhren, Diamanten, Münzen, Perlen, feine Metallarbeiten und Pretiosen, alte Schmucksachen jeder Art u. dergl. mehr.

Feine alterthümliche Gegenstände von Großvater u. Großmutter herrührend. 4377

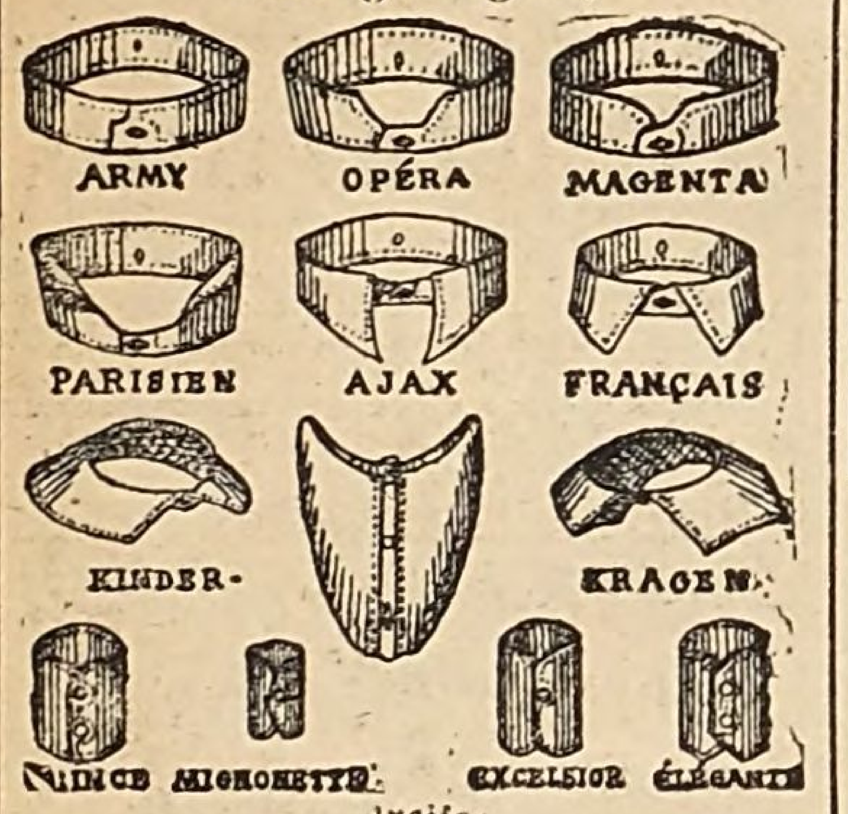
Hyatt

Americanische Patent-Wäsche
(wasserdichte Leinwand).



Diese wasserdichten Kragen und Manschetten **sind von Leinenwäsche nicht zu unterscheiden**, ebenso **blendend weiß** und **angenehm** im Tragen. Sie besitzen den Vorteil, daß sie lange nicht so sehr schmutzen wie Leinen und können bei **täglichem Gebrauch 5 bis 6 Monate lang getragen werden.** Unempfänglich gegen Feuchtigkeit, können sie unbedenklich dem stärksten Regen oder Schweiß ausgesetzt werden, ohne daß die Festigkeit darunter leidet und kann man sie mit Recht unzerstörbar nennen. Man reinigt dieselben in kaltem Wasser und bedient sich bei **starkem Schmutz** eines Bürstchens mit etwas Seife, trocknet den Gegenstand mit dem Handtuche und der **Kragen** oder die **Manschette** ist

sofort wieder wie neu gewaschen und gebügelt,



Preise:
*) Steh-Kragen per Stück M. 1,25.
*) Klapp-Kragen per Stück M. 2,00.
*) vorrätig von 35 bis 47 cm.
Manschetten per Paar M. 2,50.
Kinder-Manschetten per Paar M. 1,50.
Kinder-Kragen per Stück M. 2,50.
Serviteurs per Stück M. 2,50.
Hyatt-Seife per Stück M. 0,30.

General-Depot und Allein-Verkauf
für
Deutschland und Oesterreich
Alexander Brünell,
Köln, Friedrich-Wilhelmstraße 12,
Berlin, Passage 14.
Sendungen nach auswärts unter Nachnahme.
Wiederverkäufer Rabatt. [4357

Amerikanische Weihnachtsbaumhalter

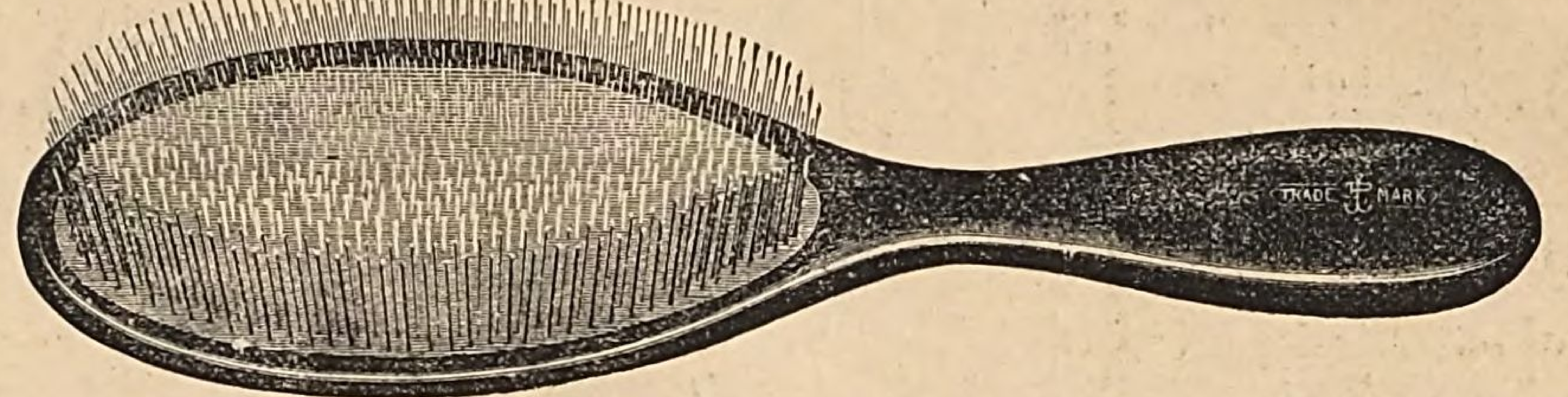


No. 2 für jeden Baum unter ... mm Dicke passend
No. 3 „ „ „ „ 75 „ „
Hammacher & Delius.
Hamburg & New-York.
Zu beziehen durch jede größere Eisenwaarenhandlung. [4348

Die Stahl-Kopfbürste

ist von ärztlichen Autoritäten zur Pflege der Kopfhaut warm empfohlen und als einziges wirksames Mittel gegen das Ausfallen der Haare anerkannt. Dieselbe ist ein

Practisches und Elegantes Festgeschenk.



Stahl-Taschenbürste	Stahl-Kopfbürste	Stahl-Kopfbürste	Prima Stahl-Kopfbürste
in Etui m. Stoffüberzug sehr beliebt bei Herren	wie obige Zeichnung, ohne Borstenrand schw. od. gelb pol.	mit einem Borstenrand hell polirt	mit 2 Borstenrändern Nussaumholz m. Jacarandadecke
No. 109 p. Dtz. M. 9. p. St. M. 1.—	No. 113 p. Dtz. M 24. p. St. M. 2.25	No. 117 p. Dtz. M. 30. p. St. M. 2.75	No. 121 p. Dtz. M. 51. p. St. M. 4.50
No. 110 „ „ 12 „ „ 1.25	No. 114 „ „ 27. „ „ 2.50	No. 118 „ „ 36. „ „ 3.25	No. 122 „ „ 60. „ „ 5.50

Von 3 Stück an Dutzend-Preis. Bei Abnahme von 6 Stück einer No. ein siebendes Exemplar derselben No. gratis. Aufträge von M. 30.—, u. mehr in Deutschland u. Oesterreich portofrei. Versandt geg. Nachnahme od. Vorhereinsendung des Betrages.

Illustrirter Weihnachts-Catalog gratis und franco. — Wiederverkäufern und Exporteuren entsprechenden Rabatt.

Ernst Petzold jun., Chemnitz,

Draht-Bürsten-Fabrik mit Dampfbetrieb. [4330

Weitere Specialitäten: Draht-Siederöhren-Bürsten, Draht-Gussputz-Bürsten, Draht-Strassenbesen, Draht-Kardätschen, Drahtbürsten für Vernickelungs-Anstalten, Gold- und Silberwaarenfabriken etc. etc. Illustrirter „Haupt-Catalog“ gratis und franco.

Prämiirt: Wien 1873, München 1876, Gent 1880.

Präm.: Waldenburg 1879.

Weihnachts-Geschenke
Porzellangegenstände [4338
mit eingebrannten, unvergänglichen Photographien

nach **eingesandten Bildern** jeder Art, **Portraits** Landschaften etc. Ovale und □Platten, Tassen (von 3.50 M. an), Service, Vasen, Schalen, Brocheplatten (2,25 M.), Manchettenknöpfe, Pfeifenköpfe, (2,50 M.), Seideldeckel (2,50 M.), compl. Seidel etc. etc. Für getreuste Aehnlichkeit wird Garantie geleistet. — Das Originalbild folgt unversehrt zurück. — Lieferzeit 10—14 Tage. — Illustrirte Preiscourante franco und gratis.

Photographisch-artistische Anstalt.
Waldenburg in Schlesien. **A. Leisner.**

Präm.: Amsterdam 1877.

Präm.: Teplitz 1879, Breslau 1878 u. 1881, Liegnitz 1880.

Preise billigst **Spielwaaren** Bedienung prompt und reelst.

vollständiger Preiscourant hierüber wird gratis versandt von
A. Wahnschaffe, Nürnberg
größtes Etablissement Süddeutschlands. [4213



Physique amusante.
Belehrende Unterhaltungen der Experimental Physique. [4294
Electrische Cabinets 10 u. 18 M.
Electrisirmaschinen à 15, 22½, 33 M.
Ruhmkorff'sche Apparate, Geislersche Röhren, Wunder- u. Farbenkreisel, Prachtkaleidoskope, Laternamagicas, Taschenspielerapparate, Scherzartikel etc.
Ano-Kato neuer electrischer Figurentanz.
Dampfmaschinen Modelle
durch Dampfkraft wirkend von 4—120 Mark, Locomobilen, Locomotiven, Fontainen, Rad- und Schraubendampfer, Bewegungsmodelle. Illustrirte Cataloge hunderte Novitäten enthaltend gratis. **Otto Moewig's Nachf.**
C. Radau,
Mechan. Institut Königsberg Pr.

Fabrik und Handlung von [4370
Laubsäge und Werkzeugkasten, Laubsäge Specialitäten.



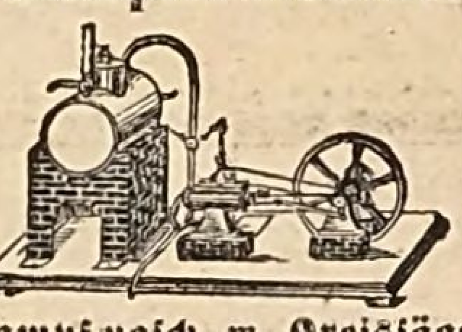
H. Bands Laubsäge-Vorlagen auf Holz u. Papier, sowie 96 andere neue gediegene Muster. Kataloge und Preislisten gratis u. franco.
M. Hoffmann,
Leipzig.
Grimm. Steinw. 11/12.

Die patentirte
Stumme Violine

zum Studiren, welche dem Spieler genügend hörbar ist, aber Andere nicht stört, wurde auf der Patent-Ausstellung in Frankfurt mit der Silber-Medaille prämiirt.

Nur allein zu beziehen durch die Erfinder **Gebrüder Wolff**, *Saiten-Instrumenten-Fabrik* Kreuznach. Preiscourante und Prospecte gratis u. franco. [4205

Dampfmaschinen-Modelle



m. Spiritus heizbar zu 2. 3. 4. 5. 6—150 Mark.
Locomotiven m. Tender zu 8. 12. 15. 20—60 M.
Locomobilen von 4—20 Mark
Dampfmasch. m. Kreissäge, Hammerwerk v. 7—30 M. dito m. Fontaine v. 10—40 M. Schraubendampfer von 5—60 Mark. Ferner Neu construirte **Scheibenelectrisirmaschine** mit 12 verschied. **Neben-Apparaten** compl. in Kiste 40 Mark, empfehlen als belehrende Weihnachtsgeschenke. [4379
F. J. Kleist & Co., Mechaniker
Leipzig.
Illustr. Preisverzeichnisse gratis und franco.

Für Jagdfreunde

Von Jagdgewehren, Revolvern, Pistolen, Salonwaffen u. Jagdrequisiten haben wir in unserm neuen Local
Berlin W. Unt. d. Linden 13. I. Etage.
b. grösster Auswahl d. erprobt. Construct. eigen. m. I. Preisen prämiirt. Arb. zu festen ausserordl. niedereren resp. Selbstk. Preisen einen **Weihnachts-Ausverkauf** eröffnet auf den ganz besonders aufmerksam machen.
H. Leue & Timpe, Kgl. Hofbüchsenm. etc.

„Weihnachtsgeschenk.“
1000 ff. sort. echte Briefmarken, worunt. Equador, Peru, Chili, Salvador rc. 2.50 u. Vor. C. Stägemann. 10 alte Rabenstr. Hamburg.

Heller'sche Spielwerke

werden alljährlich um diese Zeit angekündigt, um bald darauf als Glanzpunkt auf Tausenden von Weihnachtstischen die kostbarsten Sachen zu überstrahlen. Aus Ueberzeugung rufen wir einem Jeden zu: Was kann wohl der Gatte der Gattin, der Bräutigam der Braut, der Freund dem Freunde Schöneres und Willkommeneres schenken? Es vergegenwärtigt glücklich verlebte Stunden, lacht und scherzt durch seine bald heitern — erhebt Herz und Gemüth durch seine ernsten Weisen, verscheucht Traurigkeit und Melancholie, ist der beste Gesellschafter, des Einsamen treuester Freund; und nun gar für den Leidenden, den Kranken, den an das Haus Gefesselten! — mit einen Worte, ein **Heller'sches Spielwerk** darf und sollte in keinem Salon, an keinem Krankenbette, überhaupt in keinem guten Hause fehlen.

Für die **Herren Wirthe, Conditoren,** sowie Geschäfte jeder Art, gibt es keine einfachere und sichere Anziehungskraft als solch' ein Werk, um die Gäste und Kunden dauernd zu fesseln. Wie uns von vielen Seiten bestätigt wird, haben sich die Einnahmen solcher Etablissemente **geradezu verdoppelt;** darum jenen **Herren Wirthen** und **Geschäftsinhabern,** die noch nicht im Besitze eines Spielwerkes sind, nicht dringend genug anempfohlen werden kann, sich **dieser so sicher erweisenden Zugkraft ohne Zögern zu bedienen,** um so mehr, da auf Wunsch Zahlungserleichterungen gewährt werden. Den **Herren Geistlichen,** welche aus Rücksicht für ihren Stand, oder der Entfernung wegen, Concerten etc. nicht beiwohnen können, bereitet solch' ein Kunstwerk den schönsten, dauerndsten Genuss. Wir bemerken noch, dass die Wahl der einzelnen Stücke eine fein durchdachte ist; die neuesten, sowie die beliebtesten ältern Opern, Operetten, Tänze und Lieder finden sich in den **Heller'schen Werken** auf das Schönste vereinigt. Derselbe hat die Ehre, Lieferant vieler Höfe und Hoheiten zu sein, ist überdies auf den Ausstellungen preisgekrönt, neuerdings in Melbourne der einzige, der speciell für sich allein den ersten Preis — Diplom nebst silberne Medaille — erhielt. Eine für diesen Winter veranstaltete Prämienvertheilung von 100 Spielwerken im Betrage von Francs 20,000 dürfte zudem besondern Anklang finden, da jeder Käufer, selbst schon einer kleinen Spieldose, daduech in Besitz eines grossen Werkes gelangen kann; auf je 25 Francs erhält man einen Prämienschein. Reichhaltige illustrirte Preislisten nebst Plan werden auf Verlangen franco zugesandt.

Wir empfehlen **Jedermann,** auch bei einer kleinen Spieldose, sich stets direkt an die Fabrik zu wenden, da vielerorts Werke für Heller'sche angepriessen werden, die es **nicht** sind. Alle ächten Werke und Spieldosen tragen seinen gedruckten Namen, worauf zu achten ist. **Die Firma hält nirgends Niederlagen.** [4329

Ehrliche Arbeit oder — ?

Mußten wir nothgedrungen jüngst die mit unglaublicher Zähigkeit in die Welt hinein getrommelte fixe Idee bekämpfen, daß nur die Amerikanischen Nähmaschinen-Compagnien **echte** Grover, **echte** Singer ꝛc. zu erzeugen vermöchten, so sind es heute die großen **Paradeziffern** der Herren Yankees, die wir auf ihren wahren Werth zurückführen möchten. Da heißt es in den Reclamen: **Gesammtproduction drei Millionen Nähmaschinen! Jahresumsatz 300,000 ꝛc.** Die Frage ist nun, wie sind diese Zahlen entstanden, sind sie die Resultate ehrlicher Mühen, verdienen sie Vertrauen oder hat sich der Humbug ein wenig dabei betheiligt?

Geschützt durch einen Eingangs-Werthzoll von 45%, der seiner Höhe nach einem Sperrzoll gleichkommt, ferner geschützt durch ein Cartell **unter sich**, wie es nur die grimmigste Geldgier der neuen Welt construiren konnte, **mußten** die amerikanischen Nähmaschinen-Compagnien übermäßig dominiren und die Folgen waren: ein unnatürliches Wachsthum; zweitens: Jahresdividenden bis zu 60%, und drittens: mangelhafte Nähmaschinen. Fehlte doch Jahrzehntelang jeder Impuls zum Fortschritt. **Massenherstellung** war das einzige Ideal dieser Compagnien geworden und so mußten Riesenziffern entstehen, die dem Publikum allerdings leider imponiren können. Gegenüber den ungezählten Angriffen der Amerikaner auf die deutschen Nähmaschinenindustriellen, die sich in ihrer Noth zur Abwehr zu einem Verein zusammengethan, erlauben wir uns kurz die Grundlagen zu zeigen, auf denen die deutsche Nähmaschinenindustrie empor wuchs. Kein Schutzzoll hielt die Hand über ihre Wiege, ja vielmehr wurde im Jahre 1865, als eben die ersten winzigen Saatkörner einer deutschen Nähmaschinenindustrie zu keimen begannen, der deutsche Eingangszoll von 6 Thaler pro Centner auf ½ Thaler herabgesetzt und noch heute erhebt das deutsche Reich den rührenden Betrag von **nur 1 Mark** von der importirten Nähmaschine, während die Amerikaner etwa das **Fünfunddreißigfache** einheimsen und damit jede Concurenz von der Union fernhalten. Der erste Laut, den die junge deutsche Industrie vernehmen sollte, war der Lärm, die Verläumdung und die Schmähung der amerikanischen Reclame; keine eisernen Patentrechte spielten ihr gesetzliche, keine Cartells spielten ihr fragwürdige Hilfsmittel zu, und das deutsche Capital hat sich nur zu oft mehr für „Türkenloose" und „Rumänier" interessirt, als daß es einer jungen Branche beigesprungen wäre. —

Und **trotz alledem** blühte in Deutschland die zweitgrößte Nähmaschinenindustrie der Welt heran mit einem Anlagecapital von circa 25,000,000 Mark, und doch beschickt Deutschland im Jahre den Weltmarkt mit nahezu einer halben Million Nähmaschinen — und das Alles **ohne** Cartell, **ohne** Schutzzoll, **ohne** Privilegien. —
In einer neueren Verdächtigung war gesagt, die deutsche Nähmaschinenindustrie wisse nichts Neues zu schaffen. Nun, die heutigen Chefs der Singercompagnie haben die Singermaschine **auch nicht erfunden**, wohl aber wurden seit Bestehen des deutschen Reichspatentamtes zu Berlin (August 1877) 128 Patente an deutsche Nähmaschinenfabriken vergeben, während die Amerikaner sich mit 32 begnügen mußten, und davon fallen die Hälfte auch noch auf Deutschamerikaner.

Ein neuer Trumpf, ein verzweifeltes Kampfmittel gegen uns ist die plötzliche amerikanische Ankündigung einer sogenannten **Ringschiffchennähmaschine** mit dem stehenden Epitheton „Meisterwerk der Erfindung". Eine Kritik dieser Maschine würde uns als Parteileuten nicht wohl anstehen und am End auch überflüssig sein, da das „Meisterwerk der Erfindung" schwerlich je Boden fassen wird, aber verwahren müssen wir uns gegen die, der Reclame eingefügten Bemerkung, die Deutschen hätten nie ein eigenes Nähmaschinsystem erfunden. Wenn **diese** Maschine wirklich ein neues System aufwiese, wenn sie wirklich ein verdienstliches Werk wäre, dann fiele das Verdienst einer deutschen Firma zu. Die Maschine die trotz ihrem Ringschiffchen den Greifermaschienen angehört, hat ihr Vorbild in einer, den Herren Diehl und Müller bereits 1866 patentirten Umarbeitung der Weehler-Wilson-Maschine gefunden.

Die Behauptung, daß die Maschinen dieser Compagnie nur nachgeahmt würden, möge ein **amerikanisches** Urtheil entkräften: Der Gerichtshof zu Muscatine in Jowa entschied gegen die Singercompagnie wie folgt: Nicht jene von euch verleumdeten und als **unecht** ausgeschrieenen Maschinen sind die nachgeäfften, sondern die eurigen selbst; seit eure Patente erloschen, sind eure Maschinen **endlich von anderen Fabriken** verbessert worden und ihr selbst habt euch zur Annahme einiger dieser Verbesserungen verstehen müssen, also sind eure sogenannten echten Maschinen die nachgemachten.

Möchte sich das deutsche Volk weder durch die Bezeichnungen **Echt**, noch durch die **Riesenziffern**, noch durch das neue **„Meisterwerk der Erfindung"** blenden und verblüffen lassen. Es bleibt Thatsache, daß die Amerikaner sowohl in der Ausstattung als in der Ausführung der Nähmaschinen überflügelt sind. „Wie gerungen, so gelungen" sagt schon ein altdeutsches Sprichwort, man prüfe und man wird bald herausfinden, wo die **ehrliche Arbeit**, und wo der **Humbug** am Werk gewesen ist.

Möchte das deutsche Publikum bei Gelegenheit der bevorstehenden Jahreswende seine Blicke einer bis jetzt nur im Innlande nach Gebühr noch nicht anerkannten Industrie mehr als bisher zuwenden. Die deutsche Nähmaschinen-Industrie verlangt keine Protection, sie verlangt aber **die Berechtigung ehrlicher Mitbewerbung.**

[4402

Die Concordia.

Vereinigung deutscher Nähmaschinen-Fabrikanten und Händler.

Soeben erschienen:

Paul Heyse,
Troubadour-Novellen.
geh. 6 M., gebd. 7,20 M.

Gottfried Keller,
Das Sinngedicht. Novellen.
geh. 6 M., gebd. 7,20 M.

Theodor Fontane,
Ellernklipp. Novelle.
geh. 3 M., gebd. 4 M.

Ludwig Laistner,
Novellen aus alter Zeit.
geh. 6 M., gebd. 7,20 M.

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin W.
(Bessersche Buchhandl.) Behrenstr. 17.

Hugo Voigt, Hofbuchhandlung **Leipzig.**
Weihnachtscatalog auf Verlangen gratis und franco. Ein grösserer, illustrirter Katalog, circa 250 Seiten umfassend, 1 Mark inclusive Frankatur, Lieferung prompt und solid.

Hinterlassene Papiere eines
lachenden
Philosophen.

Munterer Scherz. — Sprudelnder Witz. — Beißende Satire. — Köstlicher Humor.

Weber, Demokritos. Berlin, J. Klönne & G. Müller.

Original-Prachtband 5 Mark.

So aber Einer ein fröhlich derb Wörtlein nit kunnt' vertragen, so möcht er uns bass gewogen bleiben; denn solcherley feindrahtige Leut' seynd des Teufels Spielgesind.

In **allen** Buchhandlungen vorräthig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Polychrome Meisterwerke

der monumentalen Kunst in Italien.

Herausgegeben von Baurath H. Köhler in Hannover.
In Prachtband 250 M. Ein Blatt einzeln 18 M.
Ein künstlerisch ausgeführtes Prachtwerk in Farbendruck. In äusserst getreuer Wiedergabe 12 der farbenprächtigsten Monumente Italiens (Sixtin. Kapelle, Rafael'sche Loggien, Peterskirche in Rom, Saal des Dogenpalastes in Venedig, Bibliothek in Siena, Dom von Orvieto etc.) umfassend.

LEIPZIG. **Baumgärtners Buchhandlung.**

Praktisches Weihnachtsgeschenk für Damen.

R. Morgenstern & Co., Frankfurt a. M. vers. gegen Nachn. od. Einsendung d. Betrags:

137 Abbildungen und Schnittmuster. — **Leichtfaßliches Lehrbuch** — 137 Abbildungen und Schnittmuster.

zum Selbstunterricht im

Anfertigen von Damenkleidern

von **Caroline Köhler**
Lehrerin am Frauen-Fortbildungsverein in Frankfurt a. M.
Preis Mk. 4.50. (III. Aufl.)

Der Beifall, den das Buch gefunden, spricht genügend für dessen Zweckmäßigkeit Dasselbe enthält 137 Abbildungen und Schnittmuster. Die Maaße der Schnittmuster und Zeichnungen sind nicht wie in den Modejournalen auf Mittelfiguren berechnet, sondern nach den beigedruckten Anweisungen auf jede Figur genau passend auszurechnen und umfassen alle Art Damengarderobe, Leibwäsche, Corset's ꝛc. ꝛc. [4391

Neueste Illustrirte (4192)

Briefmarken-Albums

zu 1, 1½, 6, 7½, 12 und 36 Mark.
Echte Briefmarken billigst. Preiscourant gratis Kataloge 90 Pf.
Alwin Zschiesche in Leipzig.

Für 10 Pfennige

ist durch jede Buchhandlungen sowie direct von mir selbst gegen Einsendung einer Briefmarke zu beziehen: **Verzeichniß von Jugendschriften für den Weihnachtstisch.** [4371
Leipzig. **Paul Beyer.**

Zu Weihnachtsgeschenken.
empf. m. so bel. Pack. m. echt. Briefm.

No. 1. 100 versch.	als Queenland ꝛc.	—.50.
„ 2. 50 „	„ Cap. Victoria ꝛc.	—.50.
„ 3. 25 „	„ Aegypten ꝛc.	—.50.
„ 4. 100 „	„ Finnld. Serbien	1.—.
„ 5. 50 „	„ Chili, Jamaica ꝛc.	1.—.
„ 6. 25 „	„ Azoren Brasil. ꝛc.	1.—.

M. Preisl. 7 gratis.

4184] Georg Buck, Ulm a/D.

Weihnachtsgeschenk für Damen. [4353
Gegen Eins. v. 5 M. Franco-Zusendung durch die Buchhandl. v. M. Schilp, Warburg.

Stereoskope

und Stereoskopbilder auf Papier und Glas, Vergrößerungs-Apparate für Photographien,

Nebelbilder-Apparate,

Nebelbilder, Sciopticon, **Wundercamera,** Laterna magica, Camera obscura.
Alles eigenes Fabrikat.
Fröbel'sche Beschäftigungsspiele,
Zauberkasten, [4296
empfiehlt zu den billigsten Preisen
C. Eckenrath,
Berlin W., Charlottenstr. 29. 1862.
Illustrirte Preislisten gratis und franco.

Peinture-Bogaerts.

Freunde der Kunst werden auf diese Alles dagewesene übertreffende, direct auf Leinwand und auf Holz gearbeitete

Copien berühmter Meister

aufmerksam gemacht.

Vorgelegt wurden die Peinture-Bogaerts bei den Directionen der **Akademien der bildenden Künste zu Berlin, Wien und München.**

Nicht zu unterscheiden vom Originalgemälde.

Prächtiger Zimmerschmuck.

Deutsche und französische Cataloge gratis u. franco.

Preis pro Tableau in reich vergoldeten Brüsseler Rahmen à 40 M. = 25 fl. Ö. W.
Zu beziehen durch das
General-Depôt von J. M. Grob, Leipzig-Eutritzsch, Haupt-Depôt für Oesterreich-Ungarn Fr. Rödl, Wien I, Bäckerstraße 20, Haupt-Depôt für Berlin, Großbeerenstraße 35 und durch alle soliden Buch- und Kunsthandlungen. [4155

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Paul Mosers Notizkalender 1882.

„Sollten auf keinem Schreibtische fehlen!"
Elegant — Praktisch — Wohlfeil!
1 Als Schreibunterlage in eleg. Ganzleinewandmappe mit grünem Tuchpapier überzogen
2. In schmal- / 3. Folio- / 4. Format. } mit { Löschpapier / Schreibpapier / Contobuchliniatur } durchschossen.
Preis à 2 Mark. Versandt gegen Einsendung oder Nachnahme des Betrages von 2 Exempl. an portofrei durch die Verlagsbuchhandlung
Berliner Lithogr. Institut Berlin W.
Potsdamerstr. 110.
„Die Kalender zeichnen sich durch ungemein praktische Einrichtung, elegante Ausstattung, reichhaltigen Inhalt und verhältnißmäßig billigen Preis in gleicher Weise aus. —"
4389] **Redaction der Breslauer Zeitung.**

Dresdner Tanz-Alb. für Violine u. Piano.
71 beliebte Tänze im leichten Arrang. 4.80 Pf
Dasselbe für Violine allein 1.20 „
Verlag von **Bellmann & Thümer**
4361] in **Potschappel.**

Enorme

Preisherabsetzung!

Eine ganze klassische
Bibliothek für 30 Mark,
in sehr eleganten, reich mit Gold verzierten Einbänden:
1. **Schiller's** sämmtl. Werke, 12 Bände
2. **Göthe's** Werke, 16 Bände
3. **Lessing's** sämmtl. Werke, 6 Bände
4. **Körner's** sämmtl. Werke in 1 Bande
5. **Hauff's** sämmtl. Werke in 2 Bänden
6. **Shakespeare's** säm. Werke, 12 Bände
7. **Zschokke's** säm. hum. Novellen. 3 Bd.
8. **Bodenstedt,** aus meinem Leben. 1 Bd.
9. **Kleist's** dramat. Meisterwerke. 2 Bd.

Alle neun anerkannt vorzüglichen Werke in schönem grossen Format und in den prachtvollsten Einbänden zusammen,

für nur 30 Mark!

liefert unter Garantie für neu und fehlerfrei
Selmar Hahne's Buchhandlung.
Berlin S., Prinzenstrasse 54.
NB. Die Besichtigung steht Jedermann tägl. frei. Versandt geg. Eins. od. Nachn. Andere Werke gleichf. auffallend billig.

Verlag von Theodor Hofmann in Berlin.
Soeben ist vollständig erschienen: [4339

Entwicklungsgeschichte des Geistes der Menschheit. In gemeinverständlicher Darstellung. Von **Dr. Gustav Diercks.** 2 Bände. I. Band. Das Alterthum. — II. Band: Das Mittelalter und die Neuzeit. Preis à Band M. 5.—, eleg. geb. M. 6.50.
Ein höchst interessantes Werk, dessen ausserordentlich reicher Inhalt eine Fülle von Belehrung, zugleich aber durch die Art der Behandlung des ungeheuren Stoffes und die schöne Darstellung eine anregende und unterhaltende Lektüre bietet. (Vgl. Besprechg. des I. Bandes in Nr. 11 der „Gartenlaube" 1881).

Unser Heim im Schmuck der Kunst.
Ein Cyclus Zimmereinrichtungen in Prachtband 25 Mark. [4268
Verlag von Edwin Schloemp in Leipzig.

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Weihnachts-Anzeiger
zur
Gartenlaube.
№. 463. XVI. Jahrg.

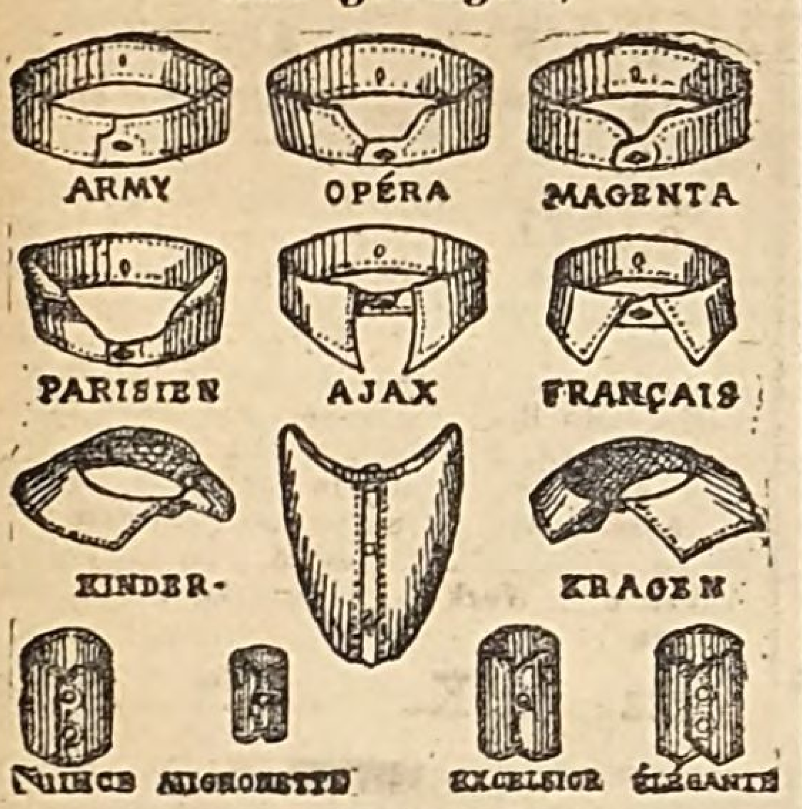
Hyatt

Americanische Patent-Wäsche
(wasserdichte Leinwand).



Diese wasserdichten Kragen und Manschetten **sind von Leinenwäsche nicht zu unterscheiden**, ebenso **blendend weiß** und **angenehm** im Tragen. Sie besitzen den Vorteil, daß sie lange nicht so sehr schmutzen wie Leinen und können bei **täglichem Gebrauch 5 bis 6 Monate lang getragen werden.** Unempfänglich gegen Feuchtigkeit, können sie unbedenklich dem stärksten Regen oder Schweiß ausgesetzt werden, ohne daß die Festigkeit darunter leidet und kann man sie mit Recht unzerstörbar nennen. Man reinigt dieselben in kaltem Wasser und bedient sich bei **starkem Schmutz** eines Bürstchens mit etwas Seife, trocknet den Gegenstand mit dem Handtuche und der **Kragen** oder die **Manschette** ist

sofort wieder wie neu gewaschen und gebügelt,

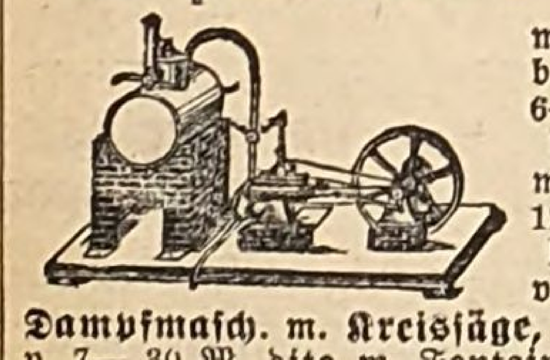


Preise:

*) Steh-Kragen per Stück M. 1,25.
*) Klapp-Kragen per Stück M. 2,00.
*) vorrätig von 35 bis 47 cm.
Manschetten per Paar M. 2,50.
Kinder-Manschetten per Paar M. 1,50.
Kinder-Kragen per Stück M. 2,50.
Serviteurs per Stück M. 2,50.
Hyatt-Seife per Stück M. 0,30.

General-Depot und Allein-Verkauf
für
Deutschland und Oesterreich
Alexander Brünell,
Köln, Friedrich-Wilhelmstraße 12,
Berlin, Passage 14.
Sendungen nach auswärts unter Nachnahme.
Wiederverkäufer Rabatt. [4357

Dampfmaschinen-Modelle



m. Spiritus heizbar zu 2. 3. 4. 5. 6—150 Mark.
Locomotiven m. Tender zu 8. 12. 15. 20—60 M.
Locomobilen von 4—20 Mark
Dampfmasch. m. Kreissäge, Hammerwerk v. 7— 30 M. dito m. Fontaine v. 10—40 M. Schraubendampfer von 5—60 Mark. Ferner Neu construirte **Scheibenelectrisirmaschine** mit 12 verschied. **Neben-Apparaten** compl. in Kiste 40 Mark, empfehlen als belehrende Weihnachtsgeschenke. [4379
F. J. Kleist & Co., Mechaniker
Leipzig.
Illustr. Preisverzeichnisse gratis und franco.

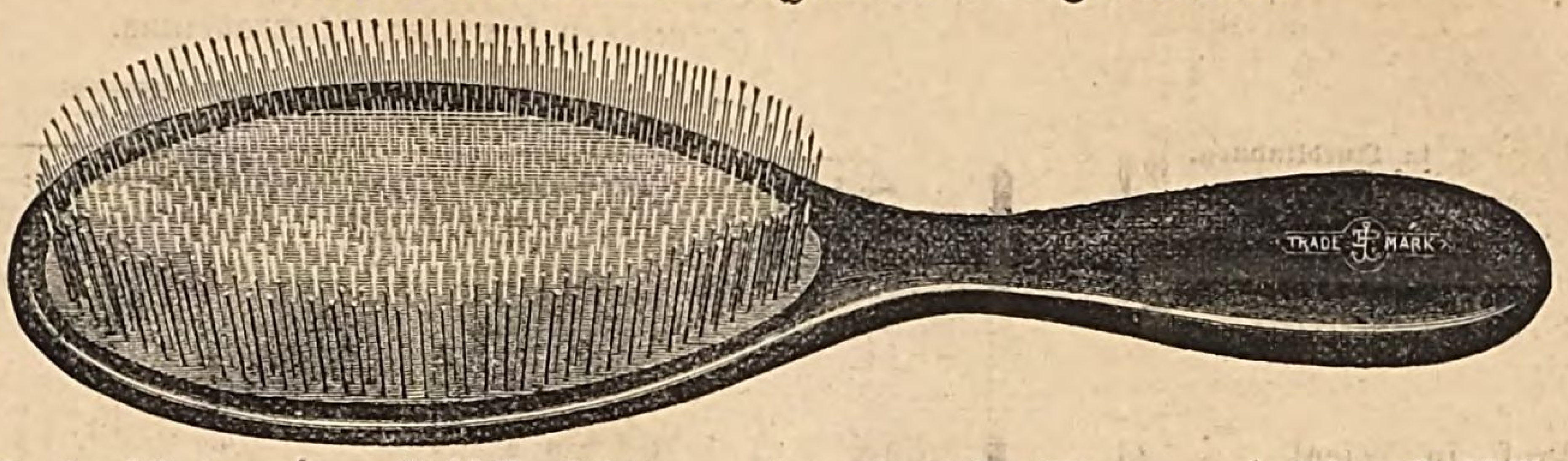
Operngläser [4390

verkaufe von jetzt ab auch **einzeln** zum en gros Preise; rein achromatisch à 12, 14, 15 Mk. In Nickel 18 bis 25 Mk. Marinegläser u. Krimmstecher 20 bis 50 Mk. Fernröhre 8 bis 100 M.
E. W. Adam, Berlin N. Friedrichstrasse 108.

Die Stahl-Kopfbürste

ist von ärztlichen Autoritäten zur Pflege der Kopfhaut warm empfohlen und als einziges wirksames Mittel gegen das Ausfallen der Haare anerkannt. Dieselbe ist ein

Practisches und Elegantes Festgeschenk.



Stahl-Taschenbürste	Stahl-Kopfbürste	Stahl-Kopfbürste	Prima Stahl-Kopfbürste
in Etui m. Stoffüberzug sehr beliebt bei Herren	wie obige Zeichnung, ohne Borstenrand schw. od. gelb pol.	mit einem Borstenrand hell polirt	mit 2 Borstenrändern Nussbaumholz m. Jacarandadecke
No. 109 p. Dtz. M. 9. p. St. M. 1.—	No. 113 p. Dtz. M 24. p. St. M. 2.25	No. 117 p. Dtz. M. 30. p. St. M. 2.75	No. 121 p. Dtz. M. 51. p. St. M. 4.50
No. 110 „ „ 12. „ „ 1.25	No. 114 „ „ 27. „ „ 2.50	No. 118 „ „ 36. „ „ 3.25	No. 122 „ „ 60. „ „ 5.50

Von 3 Stück an Dutzend-Preis. Bei Abnahme von 6 Stück einer No. ein siebendes Exemplar derselben No. gratis. Aufträge von M. 30.—, u. mehr in Deutschland u. Oesterreich portofrei. Versandt geg. Nachnahme od. Vorhereinsendung des Betrages.

Illustrirter Weihnachts-Catalog gratis und franco. — Wiederverkäufern und Exporteuren entsprechenden Rabatt.

Ernst Petzold jun., Chemnitz,
Draht-Bürsten-Fabrik mit Dampfbetrieb. [4330

Weitere Specialitäten: Draht-Siederöhren-Bürsten, Draht-Gussputz-Bürsten, Draht-Strassenbesen, Draht-Kardätschen, Drahtbürsten für Vernickelungs-Anstalten, Gold- und Silberwaarenfabriken etc. etc. Illustrirter „Haupt-Catalog" gratis und franco.

Preise billigst **Spielwaaren** Bedienung prompt und reelst.

vollständiger Preiscourant hierüber wird gratis versandt von
A. Wahnschaffe, Nürnberg
größtes Etablissement Süddeutschlands [4213

Direct aus unserer Fabrik,

zu Fabrikpreisen

und unter Garantie der Solidität versenden wir **Melodeons.** (Beliebte Musikwerke für Salons) auf Wunsch mit Nationalmusik.

No. 1. 4 Stück spielend mit 14 Tönen Mark 12.70
No. 3. 4 „ „ „ 22 „ „ 15.80
No. 7. 6 „ „ „ 24 „ „ 22.50
No. 8. 6 „ „ „ 28 „ „ 26.—
} In fein polirten Kästen incl. Verpackung ab Plagwitz.

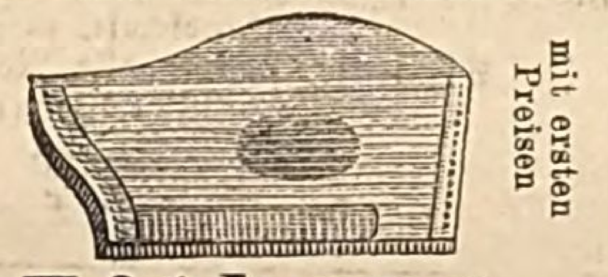
Extrawalzen mit beliebigen Stücken billigst.
Vereinen und Familien ersetzt ein Melodeon bei Festlichkeiten unter Umst. 15—20 Musiker Passendstes Weihnachtsgeschenk. Versandt unter Nachnahme, oder gegen vorherige Einsendung des Betrages. [4287

Just, Kachholz & Reuthner,
Fabrikanten Plagwitz bei Leipzig.

Waffen [4392

Revolver in allen Systemen u. Größen, **Jagdgewehre** in Perkussion, Lefaucheux u. Centralfeuer, (Lancaster) **Büchsflinten, Scheibenbüchsen, Flobert-Salonbüchsen,** geräuschlose **Techins, Wind- u. Bolzenbüchsen, Schiess-Spazierstöcke, Stockflinten Lefaucheux-Pistolen, Terzerole, Flobert-Pistolen. Revolver-Portomonnaies, Schlagringe, Todtschläger, Lebensvertheidiger, Dolch- u. Degenstöcke, Säbel, Hirschfänger, Waidmesser, Dolchmesser, Fechterklingen** und **Utensilien, Patronen** und **Munition** aller Art zu allen Schußwaffen, sowie sämmtliche **Jagdartikel u. Requisiten für Jäger** 2c. 2c. empfiehlt die Waffenfabrik
von
F. W. Ortmann in Solingen.
Ausführl. Preislisten vers. franko u. gratis.

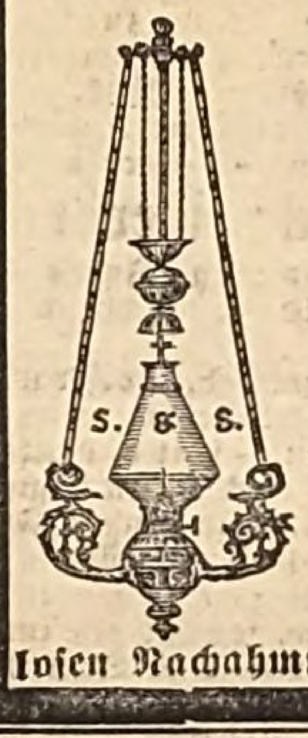
Export! 6 mal prämiirt mit ersten Preisen En gros!



Zithern

vollendeter Arbeit, grossem Ton und Güte, complet von Mk. 16—22—28—36—150 Mk. Graeter's beste Schule zum Selbstunterricht M. 5.—. Preiscourant franco. Violinen und alle Streich-Instrumente. [4203
Gebrüder Wolff, Instrumenten-Fabrik, Kreuznach.

Krystall-Illuminator-Lampe.



Diese Petroleumlampe **ohne Cylinder** gewährt **allein Sicherheit gegen Explosionsgefahr, brennt weiß, ruhig, geruchfrei und bietet bei einer Leuchtkraft von 28 Kerzen vollkommenen Ersatz f. Gas.** Illustr. Catalog franco. **Probelampen** à M. 6, M. 8., M. 10. gegen Nachnahme oder vorheriger Einsendung. **Schubert & Sorge,** Lampenfbr., Reudnitz-Leipzig. **Vor werthlosen Nachahmungen wird gewarnt!**

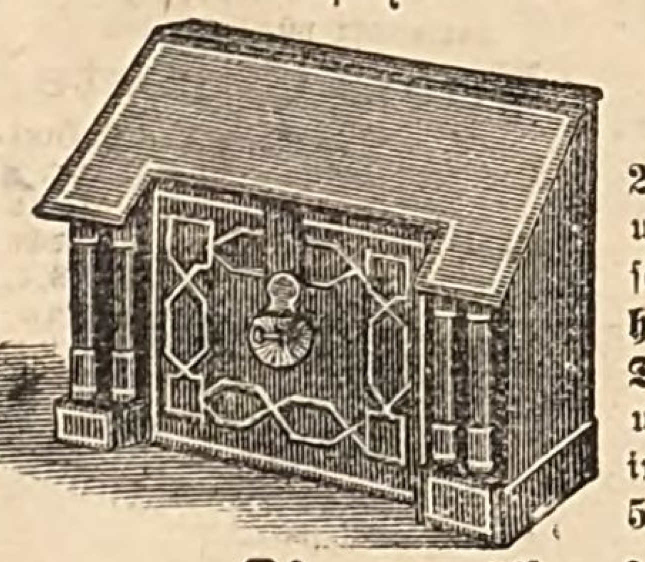


Geschützt durch Patent 9015
leichtester u. elegantester verstellbarer Stuhl von Holz mit festem Polster oder Rohr, ganz zusammenzulegen, für Damenarbeit sehr zu empfehlen. Illustrirte Prospekte gratis.
Barmen-Wichlinghausen, Fried. Menkel.

Cölner Dombauloose

Hauptgewinn 75000 Mark baar vers. à 3¼ M. frco. Zus. Loose u. amtl. Liste 20 Pfg. beifügen.
☞ Wiederverkäufer Rabatt.
A. Eulenberg, Elberfeld. [4362

Überraschende Weihnachtsgeschenke!



Universal-Schreibspind,

höchst elegant ausgestattet, enthält: **25 Bogen f. englisches farbiges Granitpost u. Couverts mit beliebigem Monogramm,** sämmtliches **Schreibmaterial,** als: **Federhalter, Bleifeder, Stahlfeder, Sand-** und **Dintefaß, Falzbein, Scheere, Siegelack** 2c. und **immerwährenden Kalender,** durchweg in guter Qualität, **Alles zusammen für nur 5 Mark.**

Zierde für jeden Salontisch:

Staffelei für **Album** oder **Prachtbände,** höchst elegant, ganz in **Metall** gearbeitet, mit Malerei versehen, Stück **2 Mark 50 Pfg. u. 3 Mark.**
Küchen-Abreisskalender mit **Datumzeiger,** enthält: **Speisezettel** für jeden Tag im Jahre, auf der Rückseite **Recepte** für Zubereitung der Speisen, Stück **1 Mk. 25 Pfg.**

Berliner Majolika-Waaren,
als: **Necessaires, Atrappen, Jardinièren,** Alles mit künstlichen **Blumen** reich decorirt, Stück **75 Pfg., 1,50, 2,75, 4 bis 8 Mark.**

Eduard Loewenthal,
ältestes und größtes Magazin der Schreibmaterialien- u. Lederwaaren-Branche,
Berlin, 11 Gertraudten-Strae 11. [4403
Aufträge erbi te recht frühzeitig, um noch vor dem Feste expediren zu können.

Melbourne 1881.
1. Preis — Silberne Medaille.

Spielwerke

4—200 Stücke spielend; mit oder ohne Expression, Mandoline, Trommel, Glocken, Castagnetten, Himmelsstimmen Harfenspiel etc.

Spieldosen

2—16 Stücke spielend; ferner Necessaires, Cigarrenständer, Schweizerhäuschen, Photographiealbums, Schreibzeuge, Handschuhkasten, Briefbeschwerer, Blumenvasen, Cigarren-Etuis, Tabaksdosen, Arbeitstische, Flaschen, Biergläser, Portomonaies, Stühle etc., Alles mit Musik. Stets das neueste und Vorzüglichste empfiehlt [43[illegible]

J. H. Heller, Bern (Schweiz)

☞ Nur direkter Bezug garantirt Aechtheit; illustrirte Preislisten sende franco.

100 der schönsten Werke im Betrage von 20,000 Francs kommen unter den Käufern von Spielwerken vom November bis 30. April als Prämie zur Vertheilung.

In allen Buchhandlungen zu haben
Alvensleben, [4359

100 Polterabendscherze

zum Vortrage für **einzelne Damen und Herren**, wie auch zur **Aufführung** größerer **Polterabend-Scenen.**
Fünfte Auflage. — 1 Mark 50 Pf.

Der Mensch u. sein Geschlecht

oder Belehrungen über **physische Liebe,** über **Ehe** und über **Fortpflanzung.**
Von Doctor Albrecht. 1 Mark 50 Pf.
Ernst'sche Buchhdlg. in Quedlinburg.

Gustav Freytag-Galerie.

Mit vier neuen (Schluss) Blättern
jetzt complett.
J. Fux (Prof. in Wien) Die Brautfahrt.
Jac. Leisten (Prof. i. Düsseldorf) Valentine.
G. Koch, Graf Waldemar (mit Portraits von Barnay u. Friedmann).
Frz. Skarbina, Ahnen, VI. Band (Dr. König, Henriette u. Oberst Dessalle).
In Formaten zu
M. **1.50,** *M.* **5,** *M.* **20.**
Vorräthig in allen Buch- u. Kunsthandlungen. [4419

In zweiter sehr erweiterter Auflage ist soeben erschienen:
Frauenschule. Schnittzeichnungslehre zu allen Frauen- u. Kinderkleidern nach neuer leichtfaßlicher Methode von **Elisab. Link,** Preis M. 4,50 Pf. Hieraus ein blos die Anleitung zum Taillenzeichen betreffenden Separatabdruck.

A. B. C. der Schneiderkunst. Preis M. 1,80 Pf. Selbstverlag. In Commission der **G. J. Giegler's** Buchhandlung **Schweinfurt** a/M.
Ueber d. schnell beliebt geword. in d. Frauenarbeitsschulen eingef. Methode liegen zahlr. Zeugnisse vor. Auch finden — sagt d. **deutsche Hausfrauenzeit.** d. Les. d. B. neben d. guten Methode in d. Winken ü. Erziehung e. Fülle guter Gedanken u. eingelegter Poesien edler Geister. **Die Hausfrau** (Wien) nennt ob. Werk ein Meisterwerk, w. sowohl als zuverläß. Führer in d. Geheimnisse d. Schneiderkunst, als auch weg. s. anmuthigen Plaudereien ü. d. wahren Frauenschmuck sich sehr zu Geschenken empfehle.
Zu bez. im Buchhdl. u. nach Eins. d. Betr. franco v. d. Verfasser **Schweinfurt,** Rückertstraße 13. Bayern. [4405

Verlag der **Fr. Wagner**'schen Buchh. Freiburg i/Baden.

Wiel, Dr. med. Diätet. Kochbuch für Gesunde und Kranke.

Fünfte vermehrte Auflage.
Preis broschirt M. 4.80, geb. 5.50.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bestes Geschenk für Frauen und Jungfrauen.

Die Hausfrau.

Practisches Lehrbuch
für deutsche Mädchen und Frauen
über
die Kenntnisse und Verwaltungsregeln des wirthschaftlichen und bürgerlichen Hauswesens.
Dritte gänzlich umgearbeitete u. bedeutend erweiterte Auflage.
8°. geh. Preis 6,60 Mk., in Leinwand geb. 7,80 M.
Leipzig. Ed. Kummer.

In allen Buchhandlungen zu haben und bei den beginnenden Garten-Arbeiten als sehr nützlich zu empfehlen:
☞ **Der praktische** [4251

Gartenfreund.

Eine gründliche Anweisung zur Erziehung sämmtlicher **Blumen,** und **Gemüse, Obstbaumzucht, Weinbau,** und **Fruchtsträucher** und die **Cultur der Topfgewächse im Wohnzimmer.**
Ein wichtiges Buch für jeden Gartenbesitzer. — Von **H. Fahldieck,** Obergärtner.
— Preis 3 Mark.
☞ Gartenbesitzer erhalten hierdurch die Anweisung, wie **Blumen- und Gemüsezucht, Fruchtsträucher- und Baumzucht** richtig zu behandeln sind. —
Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

Für Briefmarken-Sammler.

800 verschiedene, garantirt echte Briefmarken als Antigua, Argentina, Guina, Ecuador, Japan, Island, Sarawak, Natal, Manntin, Mexiko, Neu-Foundland etc. etc. für **nur Fünf Mark.** Porto extra bei **Friedrich Thomase,** Briefmarkengeschäft in **Nürnberg.** [4428

Schriften von Henriette Davidis.

Die Hausfrau	**Der Beruf der Jungfrau**
Praktische Anleitung zur sparsamen Führung von Stadt- und Landhaushaltungen. 10 verm. u. verb. Aufl. geb. 4 M. 50 Pf.	Eine Mitgabe für Töchter bei ihrem Eintritt in's Leben. Mit Anhang; Albumblätter für stille Stunden. 7. verb. Aufl. eleg. geb. 3 M. 80 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:
Die vierte Auflage von

Der Umgang in und mit der Gesellschaft.

Ein Handbuch

des guten Tons

von Emil Rocco.
Preis 3 Mark. — Elegant gebunden 4 Mark.
Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.



Neueste Illustrirte (4192)

Briefmarken-Albums

zu 1, 1½, 6, 7½, 12 und 36 Mark.
Echte Briefmarken billigst. Preiscourant gratis Kataloge 90 Pf.
Alwin Zschiesche in Leipzig.

Peinture-Bogaerts.

Freunde der Kunst werden auf diese Alles dagewesene übertreffende, direct auf Leinwand und auf Holz gearbeitete

Copien berühmter Meister

aufmerksam gemacht.
Vorgelegt wurden die Peinture-Bogaerts bei den Directionen der **Akademien der bildenden Künste zu Berlin, Wien und München.**

Nicht zu unterscheiden vom Originalgemälde.

Prächtiger Zimmerschmuck.

Deutsche und französische Cataloge gratis u. franco.

Preis pro Tableau in reich vergoldeten Brüsseler Rahmen à 40 M. = 25 fl. Ö. W.
Zu beziehen durch das
General-Depôt von **J. M. Grob, Leipzig-Eutritzsch,** Haupt-Depôt für Oesterreich-Ungarn **Fr. Rödl, Wien I,** Bäckerstraße 20, Haupt-Depôt für Berlin, Großbeerenstraße 35 und durch alle soliden Buch- und Kunsthandlungen. [4155

In allen Buchhandlungen vorräthig:
Handbuch der Oelmalerei zum Selbstunterricht. Von **Alex. Elbinger.** Dritte Auflage, mit Beispielen. Preis 9 M. Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S. [4312

Durch alle Buch- und Kunsthandlung zu beziehen:

Werner's Chromophotographie.

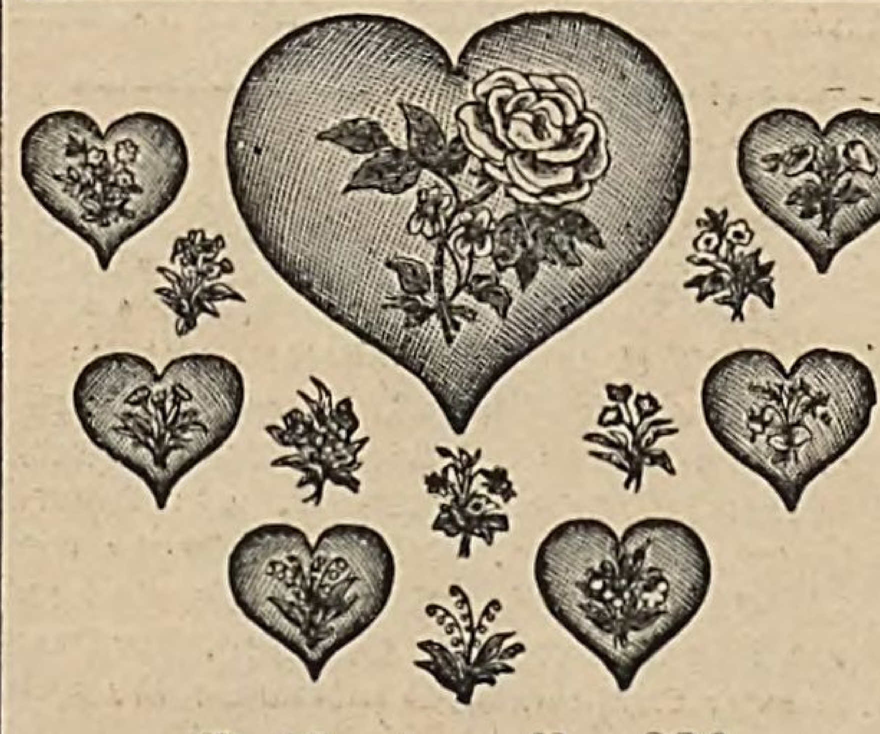
Angenehmste und überraschendste Unterhaltung für Jung und Alt! Verfahren, um ohne Vorkenntnisse im Malen und Zeichnen jede beliebige Photographie, Porträt, Genre oder Landschaft, in ein wirksames Oelaild umzuwandeln.
Apparate, welche alle Requisiten und Gebrauchsanweisung enthalten
á 30 M., 20 M. u. 15 M.
Sämmtliche Requisiten auch einzeln! [4424
Herausgeber: **Franz Werner,** Leipzig, Petersstraße 2.

Praktische Schreibunterlage

mit Mappe. 10. Jahrgang.
Für jede Woche des Jahres 1882 ein gutes Löschblatt mit Datumzeiger, den Tarifen für Packet- und Briefporto und für den deutschen Wechselstempel. 28 × 40 Ctm. Preis 2 M. incl. Verpackung, empfieht
4410] **August Seyfert in Chemnitz.**

Loose zur Kgl. Sächs. Landeslotterie für die Anfang Januar 1882 beginnende 101. Lotterie, offerirt in 1/1, 1/2, 1/5 und 1/10 zu planmäßigen Preisen. [4417
C. Grabner, Haupt-Collecteur in Reichenbach/Vogtld.

„**Weihnachtsgeschenk.**“
1000 ff. sort. echte Briefmarken, worunt. Equador, Peru, Chili, Salvador etc. 2.50 u. Por. **C. Stägemann,** 10 alte Rabenstr. **Hamburg.**



Cotillontour Nr. 230.
Herzensgeheimnisse oder
„Du kennst mein Herz noch lange, lange nicht“. Die neueste und eleganteste aller Cotillontouren, à Tour für 6 Paare 6 M.

Cotillon- und Ballartikel

in großartigster Auswahl u. billigsten Preisen
versendet pünktlich die Fabrik von
N. L. Chrestensen,
Hoflieferant, Erfurt.
Cotillonorden, sortirt, pr. Dtzd. 0,75, 1, 2, 3, bis 12 M.
Cotillonbouquets von getrockn. Blumen, per Dtzd. 1, 2, 3, 4, 6 bis 9 M.
do. von frischen Blumen, pr. Dtzd. 6, 9, 12 bis 30 M.
Cotillontouren, Knallpapiere, Attrapen, Papierlaternen, Kopfbedeckungen u. s. w. billigst.
Mein beschreibender Prachtkatalog über **Ball- und Cotillon-Gegenstände** mit über 500 musterhaften Illustrations-Erläuterungen für die neuen und neuesten Touren (über 150) und Gesellschafsspiele ist erschienen und steht auf Verlangen franco und gratis zu Diensten [4408

Alle Annoncen

sowohl für politische Zeitungen, Provinzialblätter, als für Fachzeitschriften werden ohne Kostenerhöhung am **billigsten** und **promptesten** befördert durch die Zeitungs-Annoncen-Expedition von

Rudolf Mosse, Leipzig.

Zeitungs-Verzeichniß (Insertions-Tarif) sowie Kosten-Anschläge gratis und franco.
Bei größeren Aufträgen höchster Rabatt.

In jeder Buchhandlung zu haben:
(Bester **Briefsteller** in 26. Auflage.)
W. G. Campe's vollständiger

Briefsteller,

oder **Anweisungen, Briefe aller Art** nach den darin enthaltenen **230 Musterbriefen im besten Styl** schreiben und **einrichten zu lernen.** Ferner 100 Formulare zu **Eingaben, Gesuchen und Klageschriften.**
Sechsundzwanzigste Auflage. **1 Mk. 50 Pf.**
NB. Es ist dies unbedingt einer der besten Briefsteller, wovon mehr als 125,000 Expl. in 2 [Auflagen abgesetzt wurden. [4250

Verlag von Hermann Costenoble, Jena.
Alfred Graf Adelmann's Roman
Schwert und Feder
wird seines patriotischen u. poetischen Inhaltes wegen als **Weihnachtsgabe** hiermit auf's Wärmste empfohlen. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen: broch. M 3.50, hocheleg. gebund. M 4.50

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Paul Mosers Notizkalender 1882.

„Sollten auf keinem Schreibtische fehlen!“
Elegant — Praktisch — Wohlfeil!
1 Als Schreibunterlage in eleg. Ganzleinewandmappe mit grünem Tuchpapier überzogen
2. In schmal- }
3. Folio- } mit { Löschpapier / Schreibpapier / Contobuchliniatur } durchschossen.
4. Format. }
Preis à 2 Mark. Versandt gegen Einsendung oder Nachnahme des Betrages von 2 Exempl. an portofrei durch die Verlagsbuchhandlung **Berliner Lithogr. Institut Berlin W.** Potsdamerstr. 110.
„Die Kalender zeichnen sich durch ungemein praktische Einrichtung, elegante Ausstattung, reichhaltigen Inhalt und verhältnißmäßig billigen Preis in gleicher Weise aus. —“
4389] **Redaction der Breslauer Zeitung.**

„Das beste Weihnachts-Geschenk ist ein gutes Buch.“

Marksteine

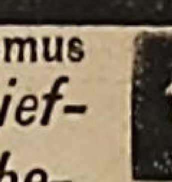
im Leben der Völker
1492 — 1880.
Von **Ch. F. Maurer,** Director der höheren Töchterschule in Landau.
Bei der bekannten Ueberproduktion auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung konnte das Wagniss der Herausgabe eines neuen Geschichtsbuches nur im Bewusstsein geschehen, dass dem gebildeten Leser etwas durchaus Gediegenes geboten werde. Bereits vorliegende Beurtheilungen von massgebendster Seite (A. Schmidt, S. Weber u. A.) sprechen sich denn auch in diesem Sinne aus. Die äussere Ausstattung entspricht dem trefflichen Inhalt. Jede solide Buchhandlung liefert das Werk eleg. geh. zu 12 M., eleg. geb. zu 14 M.
Verlag Ed. Kummer in Leipzig.

Für 50 Pfg. also fast umsonst.



Handel.

Katechismus
der Brief-
schreibe-
kunst und Schönschrift.



Wissensch.

Gegen Einsendung des Betrages in Marken (Nachnahme nicht) liefert dieses werthvolle Werk franco.
Ferdinand Simon, Magdeburg,
gerichtlich vereideter Bücher-Revisor.

Neueste [4425
Briefmarken-Preisliste No. 11.
versende für 20 Pf. welche zurückrechne, wenn die erste Bestellung über 2 Mark.
Goslar a/H. **Carl Jacobs.**

Fabrik und Handlung von [4370
Laubsäge und Werkzeugkasten, Laubsäge Spezialitäten.



H. Bands Laubsäge-Vorlagen auf Holz u. Papier, sowie 96 andere neue gediegene Muster. Kataloge und Preislisten gratis u. franco.
M. Hoffmann,
Leipzig.
Grimm. Steinw. 11/12.

Feinsten Dalmatiner Tafelhonig

in 10 Pfund-Büchsen 70 Pfg. pr. Pfund.
„ 5 „ „ 75 „ „ „
empfiehlt und versendet gegen Nachnahme od. Einsendung des Betrags [4434
Wilh. Weiss, Salzungen i/Th.

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur

Gartenlaube.

№. 464. XVI. Jahrg.

Circa 70 Tausend Abonnenten.	Einzige Berliner Zeitung, welche ein illustr. Witzblatt **gratis** ihren Abonnenten als Beigabe liefert	Auf Wunsch Probe=Nrn. gratis u. franco.

„Berliner Tageblatt“

mit seinen **3** werthvollen Beiblättern:

illustrirtes Witzblatt: „**ULK**“ belletristisches Sonntagsblatt: „**Deutsche Lesehalle**“ und „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft**“

ist in Anerkennung der Reichhaltigkeit, Vielseitigkeit u. Gediegenheit seines Inhalts

die gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands

geworden, indem es sich **seit mehreren Jahren einen festen Stamm** von circa **70 Tausend** Abonnenten dauernd erhalten hat. Die Vorzüge des „Berliner Tageblatt“ bestehen vornehmlich in Folgendem: „Täglich zweimaliges Erscheinen als Abend= und Morgenblatt, wodurch das „B. T.“ in der Lage ist, alle Nachrichten **stets 12 Stunden früher** als jede nur einmal täglich erscheinende Zeitung zu bringen Gänzlich unabhängige, freisinnige, politische Haltung. SpezialKorrespondenten an allen wichtigen Plätzen und daher rascheste und zuverlässige Nachrichten; bei bedeutenden Ereignissen umfassende **Special=Telegramme.** Ausführliche Parlamentsberichte. Umfassende Handelszeitung und Courszettel der Berliner Börse. Vollständige Ziehungslisten der Preußischen und Sächsischen Lotterie, sowie Ausloosungen der wichtigsten Loospapiere. Ausgedehnte Anwendung des Telegraphendrahts u. deshalb frühzeitige Meldung aller wichtigen Ereignisse. Graphische Wetterkarte nach telegraphischen Mittheilungen. Reichhaltige und wohlgesichtete Tages=Neuigkeiten aus der Reichshauptstadt u. den Provinzen. Sorfältig gepflegtes Feuilleton unter Mitarbeiterschaft der ersten Schriftsteller. Das Roman=Feuilleton des nächsten Quartals bringt einen **höchst fesselnden Roman**, das neueste Werk des berühmten Erzählers:

Levin Schücking: „Alte Ketten“.

Ermuntert durch die bereits erreichten großen Erfolge ist das „**Berliner Tageblatt**“ bestrebt, seinen Inhalt stets zu erweitern u. zu vervollkommnen, um seinen Lesern die thunlichst beste Zeitungslektüre zu bieten, ungeachtet des **enorm billigen** Abonnementspreises von nur **5 Mark 25 Pfg.** für das Vierteljahr für **alle 4 Blätter** zusammen.

Man abonnire **schleunigst** bei dem nächsten **Postamt**, damit die Uebersendung vom Beginn des Quartals ab pünktlich erfolge. [4437

Die Staatsbürger Zeitung

ist die einzige freisinnige Zeitung Berlins, welche, unabhängig von Capitalismus und Börsenthum, vor allem durch Entwickelung eines bewußten, jedoch von Ueberhebung freien deutsch=nationalen Selbstgefühls, dem überwuchernden Einfluß antinationaler Elemente in Presse wie im öffentlichen Leben entschieden entgegentritt. Seit ihrem siebenzehnjährigen Bestehen hat sie, frei von jeden Partereinfluß, vom Standpunkte der gesunden Vernunft für eine freiheitliche Entwickelung unseres Staatslebens und für eine Besserung der Lage der erwerbsthätigen Volksklassen unentwegt gekämpft und mit Genugthuung kann sie hervorheben, daß sie die seit dem Entstehen der Zeitung von ihr vertretenen Reformen auf sozialen Gebiete sich jetzt verwirklichen sieht. Die um viele Tausende sich steigernde Zahl unserer Leser hat die Richtigkeit unserer Stellung erwiesen, sie hat gezeigt, daß ein entschieden freisinniges Organ mit diesen Tendenzen ein Bedürfnis des deutschen Volkes ist.

Die „Staatsbürger=Ztg.“ erscheint 6 Mal wöchentlich morgens mit mindestes zwei Bogen in großen Format; sie enthält täglich Leitartikel, die politischen Ereignisse in gedrängter, übersichtlicher Form: den Lokal=Ereignissen, Gerichtsverhandlungen und Provinzialnachrichten wird eingehende Aufmerksamkeit gewidmet. Im „Feuilleton“ spannende Romane der besten Schriftsteller. Die als Sonntags=Gratis=Beilage erscheinende Novellen=Zeitung:

„Die Frauenwelt“, enthält auch Räthsel, Rösselsprünge, belehrende Aufgaben 2c.

Man abonnirt auf die „Staatsbürger=Zeitung“ mit „Frauenwelt“ zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. bei allen Postanstalten des In= und Auslandes, sowie in der

Expedition SW, Berlin, Lindenstr. 69.

Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.

Kunsthistorishe Bilderbogen

246 Tafeln in kl. Fol, mit 2016 Holzschnitten.

I. u. II. Sammlung. Antike Baukunst; Antike Plastik; Antike Kleinkunst; Altchristl. Baukunst und Bildnerei; Kunst des Islam. — III. u. IV. Romanischer und Gothischer Baustil; Mittelalterliche Plastik diesseits der Alpen. — V. u. VI. Architektur und Plastik der Renaissance. — VII. u. VIII. Decoration und Kunstgewerbe bei den orientalischen Völkern, im Mittelalter und in der neueren Zeit. — IX. X. Malerei des Alterthums, des Mittelalters und der neueren Zeit.

Preis des ganzen Werkes 20 M. 50 Pf.; geb. in 2 Bände 27 M. 50 Pf.

Hierzu erschien, einen vollständigen Leitfaden der Kunstgeschichte bildend, ein

Textbuch von Prof. Dr. Anton Springer

Zweite verbesserte Auflage. 1881. 26 Bogen 8. br. 3 M; geb. 4 M.

Die Kunst des 19. Jahrhunderts

I. Supplement zu den Kunsthistorischen Bilderbogen

No. 247—318. 72 Tafeln kl. Folio mit 420 Holzschnitten.

Mit Textbuch von Prof. Dr. Anton Springer.

Tafeln und Text einzeln br. 7 M.; geb. 10 M. 60 Pf.

II. Supplement zu den Kunsthistorischen Bilderbogen

Zur Ergänzung des Hauptwerks.

1. Lieferung; Antike Kunst. — 2. u. 3. Lieferung: Plastik und Malerei des Mittelalters und der Renaissance.

Jede Lieferung à 12 Tafeln kostet 1 M. — Das 2. Supplement wird 6—7 Lieferungen umfassen und im Jahre 1882 vollständig werden.

Der neu erschienene Catalog der

Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franko zu beziehen. [4156

H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht= und Galeriewerke 2c.) mit 4 Photographien nach Meyer=Bremen, Rembrandt, Grützner, Rubens ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen. [4144

In **allen** Buchhandlungen zu **haben:**

Die Kunst

ein vorzügliches Gedächtniß

zu erlangen, so daß man **Alles**, was man **hört** und **liest, besser behalten kann.** — Auf Wahrheit, Vernunft und Erfahrung begründ. Von Dr. **Hartenbach.**

13. Auflage. — 1 Mark. [4253

Ernst'sche Buchhandlung, Quedlinburg.

Operngläser [4390

verkaufe von jetzt ab auch **einzeln** zum en gros Preise: rein achromatisch à 12, 14, 15 Mk. In Nickel18 bis 25 Mk. Marinegläser u. Krimmstecher 20 bis 50 Mk. Fernröhre 8 bis 100 M.

E. W. Adam, Berlin N. Friedrichstrasse 108.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Praktischer Unterricht in der

einfachen und doppelten

Buchführung.

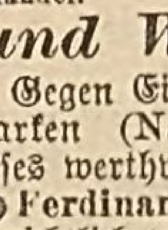
Neueste u. einfachste Methode für **Kaufleute** und **Gewerbtreibende**, um ihre **Handlungsbücher** als: **Journal, Cassabuch, Hauptbuch** u. s. w. **deutlich** und **übersichtlich zu führen.** Nebst Anweisung zur gerichtlichen **Einklagung** von **Buchschulden.** [4254

Von Wilh. Trempenau.

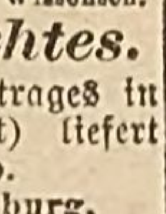
7. Auflage. 3 M. 50 Pf.

Das Fundament eines jeden kaufmännischen Geschäftes ist eine gute Buchführung und hierzu giebt obiges **Handbuch** die beste Anweisung.

Für 75 Pfg. also fast umsonst.


Handel.

Katechismus *des Wechselwesens*


Wissensch.

und Wechselrechtes.

Gegen Einsendung des Betrages in Marken (Nachnahme nicht) liefert dieses werthvolle Werk franco.

Ferdinand Simon, Magdeburg, gerichtlich vereidigter Bücher=Revisor.

250 echte verschiedene **Briefmarken, 20** ungeit. z B. Natal, Guiana etc. nur 3 M. **Otto Wiering, Hamburg.** Preiscourant gratis und franco.

Abonnem. bei allen Postämtern u. Buchhandlungen. Inserate durch R. Mosse, Leipzig.

Der practische Maschinen-Constructeur.

Zeitung für Maschinen- und Mühlenbauer, Ingenieure und Fabrikanten.

herausgeg. von [4439

W. H. UHLAND.

Auflage 2200. Jährlich 24 reich illustrirte Nummern.

Anfang Januar Beginn des I. Quartals 1882. Preis 8 M.

Mit ausführlichen Originalberichten über die Ausstellungen in Frankfurt a/M., Stuttgart, Mailand und Halle a/S.

LEIPZIG. **Baumgärtner's Buchhandlung.**

Der Katalog der

Edition Peters

ist durch alle Musikalienhandlungen gratis und franco zu beziehen. [4341

Neues Prachtwerk ersten Ranges!

Fremde Völker.

Ethnograph. Schilderungen aus der alten und neuen Welt von **Richard Oberländer.**

Mit über 200 Illustrat. compl. in 24 Lfg. à 1 M. 50. = 90 kr. ö. W.

Die Resultate älterer u. neuerer Forschungen a. d. Gebiete der Völkerkunde sind in diesem Werke anschaulich u. unterhaltend durch Wort u. Bild dargest.

Zu beziehen durch alle Buch- u. Kunsthandlg.

Julius Klinkhardt Leipzig & Wien.

Kölner Dombauloose Mk. 3,30, In Part. mit Rabatt durch die Gen.-Agentur **D. Löwenwarter, Köln.** [4378

BARON LIEBIG'S MALTO-LEGUMINOSEN-CHOCOLADE & -MEHL.

Beste blutbildende Nahrungsstoffe aus der Fabrik von *Starker & Pobuda K. Hoflief. Stuttgart.* Die Malto-Leguminosen-Chocolade gibt nach Ausspruch erster medicinischer Autoritäten für an schwacher Verdauung leidende Personen, scrophulöse, blutarme Kinder, stillende Frauen, schwächliche Mädchen etc. ein vorzüglich nährendes, angenehm schmeckendes Getränk. Das Malto-Leguminosen-Mehl bewährt sich als stärkende und leicht verdauliche Suppe in vorstehend genannten Fällen ebenfalls als ganz ausgezeichnetes Nährmittel, sowie als vortreffliche Kindernahrung von dem ersten Lebensjahre an. Die Detailpreise sind auf sämmtlichen Packungen aufgedruckt. Niederlagen in Apotheken, Conditoreien und Spezereihandlungen. [4195

In allen Buchhandlungen zu haben:

Die Blumenzucht im Zimmer

oder Anweisungen 270 der beliebtesten Blumen und Ziergewächse im Zimmer auf beste Weise zu kultiviren und zu vervielfältigen. Von Aug. Fahldiek. — Dritte Auflage. — 1 Mark. [4252

Ernst'sche Buchhandlung, Quedlinburg.

Loose zur Kgl. Sächs. Landeslotterie für die Anfang Januar 1882 beginnende 101. Lotterie, offerirt in 1/1, 1/2, 1/5 und 1/10 zu planmäßigen Preisen. [4417

C. Grabner, Haupt-Collecteur in Reichenbach/Vogtld.

Cölner Dombauloose

Hauptgewinn 75000 Mark baar vers. à 3 1/4 M. frco. Zus. Loose u. amtl. Liste 20 Pfg. beifügen.

Wiederverkäufer Rabatt.

A. Eulenberg, Elberfeld. [4362

In kurzer Zeit eine gediegene Ausbildung durch den Besuch des ersten kaufmännischen Unterrichts-Institutes zu Magdeburg.

Nachrichten, welche alles Nähere enthalten gratis und franco. Ferdinand Simon, Magdeburg, gerichtlicher Sachverständiger, vereidigter Bücher-Revisor etc.

Für Eltern und Vormünder

Im Taubald'schen Knaben-Erz. Inst. zu Coburg finden nächste Ostern 2—3 Knaben Aufnahme. Maximum 20 Zöglinge. Herzogl. Protektorat. Hohe Referenzen. Pension und Unterr. 900—1050 M. Prosp. gratis. [4436

Fabrik und Handlung von [4370

Laubsäge und Werkzeugkasten, Laubsäge Spezialitäten.



H. Bands Laubsäge-Vorlagen auf Holz u. Papier, sowie 96 andere neue gediegene Muster-Kataloge und Preislisten gratis u. franco.

M. Hoffmann, Leipzig. Grimm. Steinw. 11/12.

1881. Silb. Medaille Budapest

NOVITÄT!

Gratis, Gebrauchs-Anweisg. & Preis-Verz. für **20 verschiedene Arten der Vervielfältigung** von Schriften, Zeichnungen und Buchdruck-Originalen, Text oder Illustrationen, sowohl in beliebigen Anilin-, Lithografie-, Broncefarben, als auf Papier, Leinwand, Seide, Holz oder Leder, ausführbar mittelst der k. k. priv.

PHÖNIX Universal Vervielfält.-Blätter. (PATENT M. KOMAROMY, D. R. P.)

Ausgezeichnete schwarze Vervielfält.-Tinte.

Phönix-Vervielfältigungen geniessen Drucksorten-Postporto.

Apparate nach Grösse von 1 Rm. aufwärts.

Haupt-Niederlage bei J. L. SEEFEHLNER IV. Waitznergasse 9. BUDAPEST. Wiederverkäufer gesucht.

Zu haben in den grösseren Papierhandlungen.

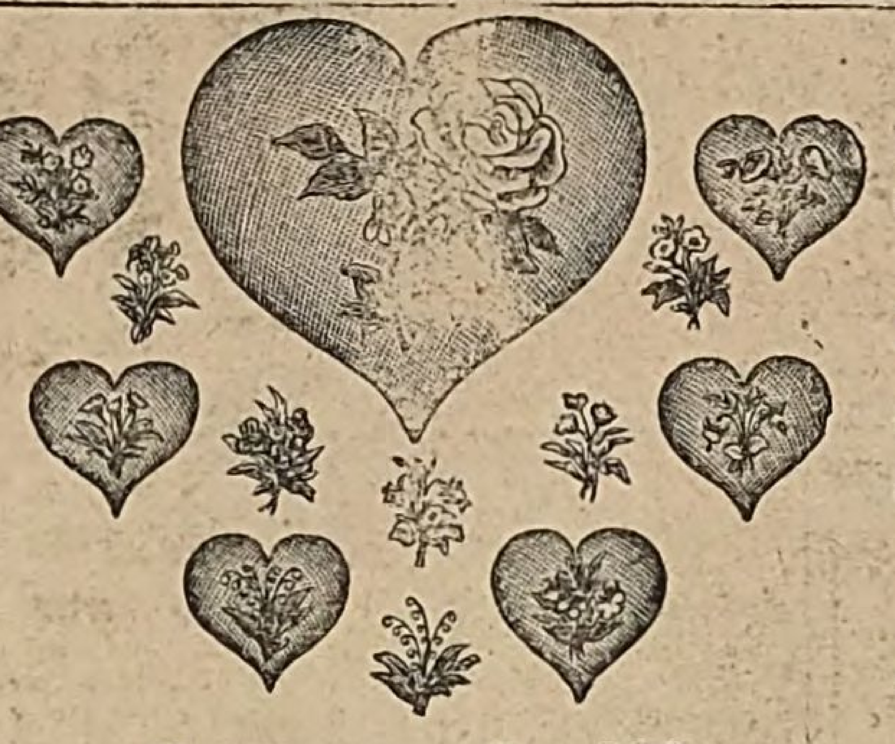
Sanitaire!

Wer staubfreie, reine den richtigen Feuchtigkeitsgrad enthaltende Zimmerluft wünscht, wer seinen Lieblingen, den Zimmerpflanzen neue Frische zuführen und den schönsten Blumenflor selbst im geheizten Zimmer haben will, wer Liebhaber von Aquarien u. Zimmerfontainen ist, wer ein elegantes, angenehmes und nützliches, das Wohlbehagen in der Häuslichkeit, die Gesundheit beförderndes Geschenk braucht, lasse sich meinen illustrirten Prospect, **der gratis und franco versandt wird,** kommen [4162

Louis Heinrici in Zwickau.

Für Feinschmecker!

Feinste Fürsten-Chocolade [4427 100 Tafeln 10 Mk. (Proben 30 Tafeln 3 Mk Nachnachme). Wiederverkäufer Extra Rabatt. Chocolad.-Fabrik Rich. Selbmann, Dresden.



Cotillontour Nr. 230.

Herzensgeheimnisse

oder „Du kennst mein Herz noch lange, lange nicht". Die neueste und eleganteste aller Cotillontouren, à Tour für 6 Paare 6 M.

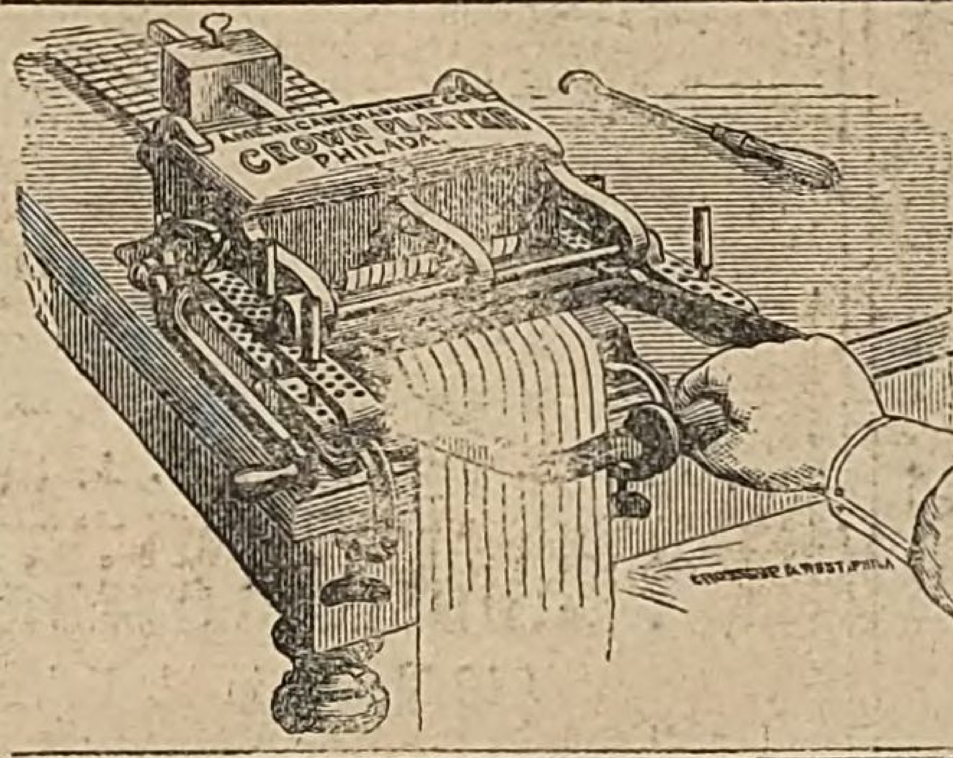
Cotillon- und Ballartikel

in großartigster Auswahl u. billigsten Preisen versendet pünktlich die Fabrik von

N. L. Chrestensen, Hoflieferant, Erfurt.

Cotillonorden, sortirt, pr. Dtzd. 0,75, 1, 2, 3, bis 12 M.
Cotillonbouquets von getrockn. Blumen, per Dtzd. 1, 2, 3, 4, 6 bis 9 M.
do. von frischen Blumen, pr. Dtzd. 6, 9, 12 bis 30 M.
Cotillontouren, Knallpapiere, Attrapen, Papierlaternen, Kopfbedeckungen u. s. w. billigst.

Mein beschreibender Prachtkatalog über **Ball- und Cotillon-Gegenstände** mit über 500 musterhaften Illustrations-Erläuterungen für die neuen und neuesten Touren (über 150) und Gesellschaftsspiele ist erschienen und steht auf Verlangen franco und gratis zu Diensten [4408



Wichtig für Damen!

Amerikanische

Plissé-Maschine

legt Falten von 1/16—3/4 Breite, einschließlich aller regelmäßigen und unregelmäßigen dazwischenliegenden Breiten, wobei irgend eine Aenderung im Nu gemacht werden kann. Illustrationen und Preislisten sowie auch von Toll-Maschinen stehen gratis zu Diensten.

Hammacher & Delius, Hamburg & New-York.

Zu beziehen durch jede größere Eisenwaarenhandlung. [4319



Cäsar & Minka

Hundezüchterei

Zahna, Prov. Sachsen Königreich Preussen

offeriren Jagd-, Dachs-, Brakier-, Luxus-, Renomir- und Wachhunde desgl. Salon-Hündchen jeden Genres.

Preiscourante in Deutscher- Französischer- u. Holländischer Sprache incl. der Abbildungen 20 der verschiedensten Hunderacen franco, gratis.

Die General-Agentur meiner Hundezüchterei desgleichen für meine Geflügelzucht-anstalt „Villa Breitenfeld Zahna" habe ich für Java Herrn W. H. Metzmacher in Djokja (Java Nied. Indien) übertragen.

Otto Friedrich, Zahna Prov. Sachsen.

4[illegible]]

Meine wahrhaft schön singenden

Kanarienvögel

werden in einer Verpackung versandt, bei der Hungern, Dursten, Erfrieren der Vögel unmöglich ist. In der „Gartenlaube" warm empfohlen.

R. Maschke, St. Andreasberg i. Harz.

Kanarien- Edelroller vers. unter Garantie

F. Wischmeyer, Osnabrück, Großestr. 77.

Als Neuheit!

Kassetten

zum Anschließen an jeden festen Platz empfiehlt in solider Ausführung billigst [4431

Chr. Wächter, Geldschrankfabrik, Erfurt, Augustinerstr. 25.

Echte französische [4438

Gebirgs-Wallnüsse

1881er Ernte pr. 10 Pfd. M 3,10 franco. Fritz Eggert in Schlettstadt im Elsass.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao. 1 Pfd. = 100 Tassen.

Preis: per	3/1	1/1	1/2	1/4 = Pfd.-Dose
	850	300	150	80 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL Dresden

Zu haben in den meisten Colonial- Delicatess und Droguengeschäften

---

Die aus dem Biliner Sauerbrunn gewonnenen

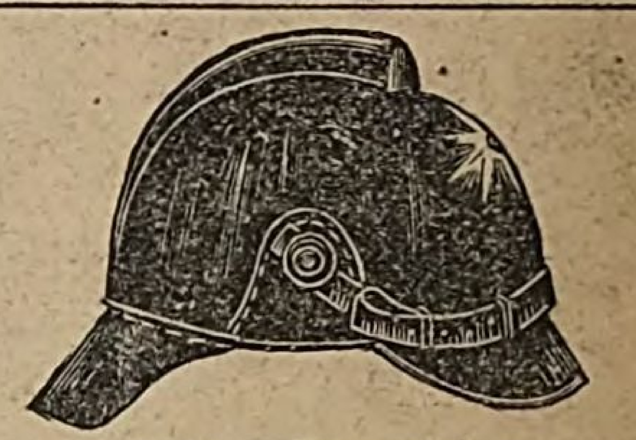
PASTILLES DE BILIN

(Biliner Verdauungszeltchen)

bewähren sich als vorzügliches Mittel bei Sodbrennen, Magenkrampf, Blähsucht und beschwerlicher Verdauung, bei Magenkatarrhen wirken überraschend bei Verdauungsstörungen im kindlichen Organismus, u. sind bei Atonie des Magens und Darmcanals zufolge sitzender Lebensweise ganz besonders anzuempfehlen.

Depôts in allen Mineralwasser-Handlungen, in den meisten Apotheken und Droguen-Handlungen.

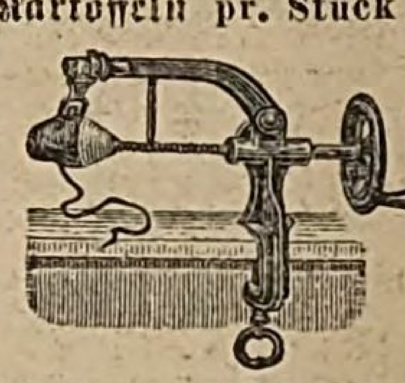
Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen)



Julius Francke, Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers und Königs, Hannover, [4150

Feuerwehrrequisiten- u. Militaireffecten-Fabrik. Specialität: Feuerwehr-Helme, Gurten, Latern., Beile, Röcke, Joppen etc. etc. Präm. a. viel. Ausstell. mit ersten Preisen. Illustrirter Preiscourant gratis und franco.

Patent-Schälmaschinen für Äpfel und Kartoffeln pr. Stück 10 Mark, sollten in keiner **großen** Küche fehlen, da man **in einer Stunde 300 Pfd. ganz fein schälen kann. Eingeführt in den Küchen der Diaconen-Anstalt, zu Kaiserswerth in den Krankenhäusern zu Mülheim, Hagen, Duisburg** etc. etc.



4317] Adolph Pieper, Moers a/Rhein.

ENGLISCHE BISCUITS



von

F. Krietsch, Wurzen i/S

anerkannt vorzüglichster Qualität in 100 verschiedenen Sorten.

Mustersortimente zu 3, 6 und 9 Mark empfohlen. Preiskarten sowie Prospekte über Beschaffenheit, Nützlichkeit und Verwendung der Biscuits werden auf Wunsch franko übersandt.



Die große

Race-Hunde-Züchterei

Köstritz (Reuß)

empf. unübertroffenen Genres: Bernhardiner, Neufoundl., Deutsche Ulmer, Dänische, Engl. Doggs, Jagd-, Vorsteh-, Dachs-: Brakier- u. Windhunde. Alle Salon- und Damenhündchen: Terrier's, Angora-Pudel, Seidenspitzer, Engl. Möpse, Java-Pintscher, Löwenhündchen etc. „Permanente Ausstellung."

Auswahl unter ca. 100 Stück.

Illustr. Prospekte gratis, mit Photographie 1 Mk. Retourmarke [1382

Eine feine Dame der franz. u. engl. Sprache vollkommen mächtig musikalisch und wissenschaftlich gebildet wird zur Erzieherin mehrerer Kinder im Alter von 6—13 Jahren, zum 1. April gesucht. Bedingung vorzügl. Referenzen, früherer langjähriger Thätigkeit.

Persönliche Meldung zwischen 1—3 Uhr, sowie Briefe i. d. Buchhandlung des Herr Liepmannssohn, Berlin W. Markgrafenstraße No. 52. [1430

E. Schriftst., d. es weg. s. freiheitl. Schiller'sch. Gesinn. a. Stell. fehlt, s. Zwecks Heir. Corresp. m. e. vermög. D. v. gleich. Gesinn. Off. T. P. befördert d. Expedition d. Bl. [1440

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Allgemeine Anzeigen zur

Gartenlaube.

№ 465. XVII. Jahrg.

Der Katalog dar

Edition Peters

ist durch alle Musikalienhandlungen gratis und franco zu beziehen. [4341

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.) mit 4 Photographien nach Meyer-Bremen, Rembrandt, Grützner, Rubens ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen. [4453

Max Hesse's Verlag in Leipzig.
Soeben erschien:

In Freud und Leid.

Sammlung leicht ausführbarer Lieder
für deutsche Männerchöre.
Herausgegeben v. **R. Palme,** kgl. Musikdir.
Partitur: 480 Seiten gr. 8°, br. 1,20 M.
geb. in sog. Palmeband 1,70 M.
Diese Sammlung enthält 200 ganz vorzügliche Lieder, darunter 150 Originalkompositionen von den besten Komponisten der Gegenwart. Alle leicht ausführbar, aber dennoch von durchschlagender Wirkung.
Eine wahre Mustersammlung, die jeder Verein, jeder Sänger anschaffen sollte.

Wilhelm

Jensen's

neuester Roman

„Ueber die Wolken"

erscheint soeben im

Hausfreund

begründet von H. Wachenhusen.
25. Jahrgang
Leipzig. **A. Bergmann.**

In allen Buchhandlungen zu haben:
Bei guter Laune, [4242

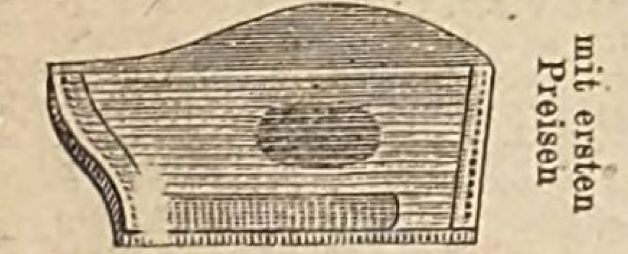
82 komische Vorträge

Couplets und **Declamationen.** Enthält das **Beste zu gesellschaftlichen Vorträgen.**
Von **Fritz Lamprecht.** — Preis 1 Mark.
Ernst'sche Buchhandlung, Quedlinburg.

Das Heidelberger Schloß. [4185
4 Modellirbg. Farbdr. vers. fr. g. Einf. v. 120 Pf. in Brfm. b. Druck. v. C. Herrmann, Heidelberg.

250 echte verschiedene **Briefmarken, 20** ungebr. z. B. Natal, Guiana etc. nur 3 M. **Otto Wiering, Hamburg.**
Preiscourant gratis und franco.

Export! 6 mal prämiirt



mit ersten Preisen — En gros!

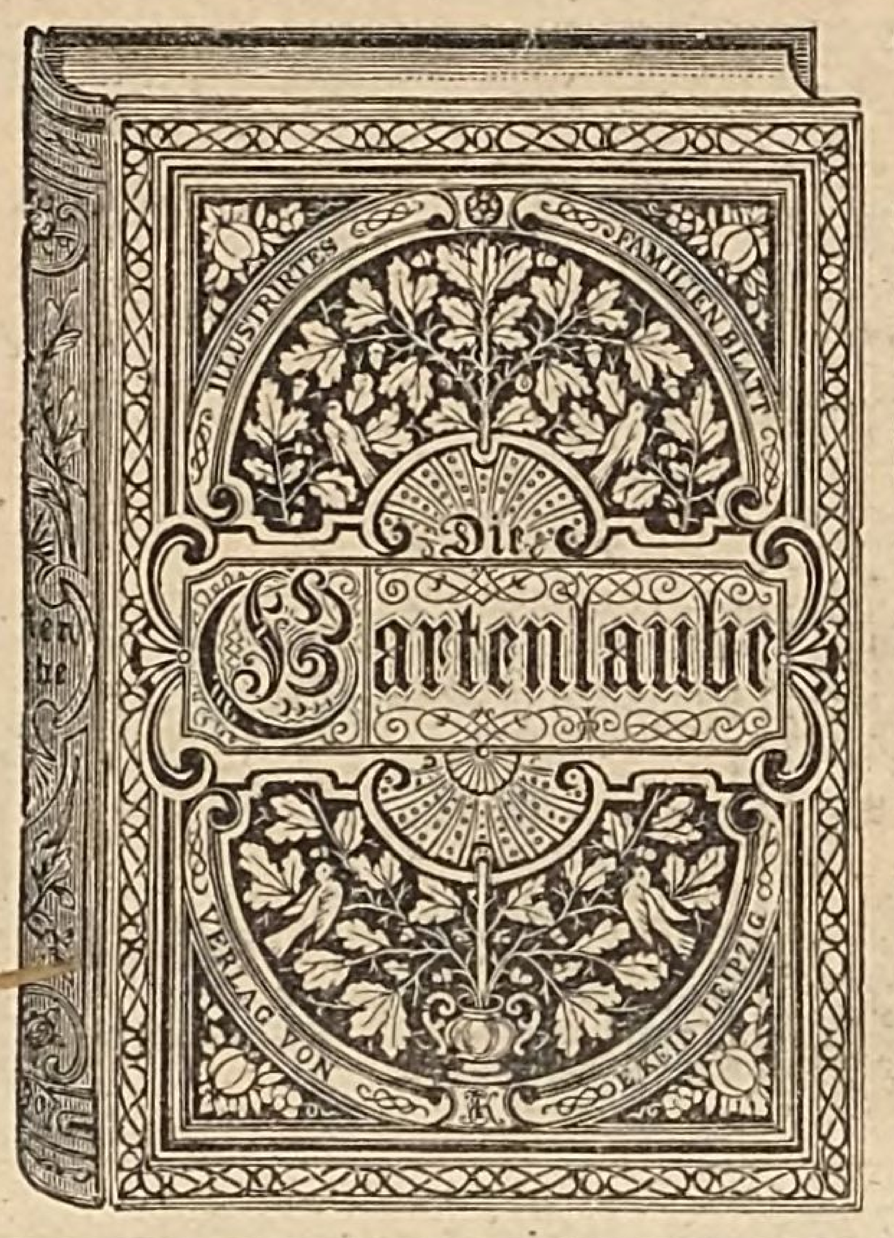
Zithern

vollendeter Arbeit, grossem Ton und Güte, complet von Mk. 16—22 - 28—36 — 150 Mk. Graeter's beste Schule zum Selbstunterricht M. 5.—. Preiscourant franco. Violinen und alle Streich-Instrumente. [4203
Gebrüder Wolff, Instrumenten-Fabrik, Kreuznach.

J. Häger, St. Andreasberg i./H.
liefert stets unter Garantie die vorzügl.

Kanarien-Roll-Vögel.

Munterstes Ankommen, bei jeder Temperatur u. Entfernung, durch meine vortreffliche Verpackung gesichert. Preisliste frei. [4299



Einbanddecken u. Sammelkasten zur Gartenlaube.

Die seit 2 Jahren erscheinende **neue Decke** zur Gartenlaube ist mit so außerordentlichen Beifall aufgenommen worden, daß ich dieselbe auch in diesem Jahre den geehrten Abonnenten angelegentlichst empfehle.

Hervorgegangen aus der renommirten Buchbinderei der Herren **Hübel & Denck,** hier, ausgeführt in **braunem** englischem Calico mit reichster Gold- und Schwarzpressung nach einem Entwurf des Herrn Prof. **Graff in Dresden,** dürfte dieselbe sowohl in Bezug auf stylvolle Ornamentik, als auch hinsichtlich der äußerst soliden gediegenen Ausführung besondere Beachtung verdienen. Ferner habe ich mich vielfachen Wünschen zur Folge entschlossen, auch **Sammelkasten** zur Aufbewahrung der einzelnen Nummern der Gartenlaube anfertigen zu lassen. Bei gleicher äußerer Ausstattung wie die der Decke, kann ich dieselben als durchaus solid und dauerhaft gearbeitet bestens empfehlen. Der äußerst billig gestellte Preis beträgt für die Decke **M. 1.25** für die Sammlkasten **M. 3.—** Zu beziehen sind dieselben durch jede Buch- und Colportagehandlung. [4306
Leipzig. Rudolph Hartmann.

Abonnem. bei allen Postämtern u. Buchhandlungen.
Inserate durch **R. Mosse, Leipzig.**

Der practische Maschinen-Constructeur.

Zeitung für Maschinen- und Mühlenbauer, Ingenieure und Fabrikanten.
herausgeg. von [4439
W. H. UHLAND.
Auflage 2200. Jährlich 24 reich illustrirte Nummern.
Anfang Januar Beginn des I. Quartals 1882. Preis 8 M.
☞ **Mit ausführlichen Originalberichten über die Ausstellungen in Frankfurt a/M., Stuttgart, Mailand und Halle a/S.** ☜

Neu. Zu beziehen durch alle Musikhandlungen:

Dr. Ihlenburg's musikalischer Taktmesser.

(Metronom.)
Billig, einfach, deutlich erkennbar, überallhin mitführbar und überall verwendbar, geräuschlos, in Grösse einer Taschenuhr.
(Rückseite als Metermass zu gebrauchen.)
A. **Kugelmetronom.** Preis 75 Pf.
B/D. **Kapselmetronome.** Pr. *B.* M. 2, *C.* M. 3, *D.* M. 4.
Durch musikalische Autoritäten approbirt, gegen Nachdildung geschützt. [4448
(18751) **Breitkopf & Härtel in Leipzig.**

Neueste [4425

Briefmarken-Preisliste No. 11.

versende für 20 Pf. welche zurückrechne, wenn die erste Bestellung über 2 Mark.
Goslar a/H. Carl Jacobs.

Loose zur Kgl. Sächs. Landeslotterie für die Anfang Januar 1882 beginnende 101. Lotterie, offerirt in 1/1, 1/2, 1/5 und 1/10 zu planmäßigen Preisen. [4417
C. Grabner, Haupt-Collecteur in Reichenbach/Vogtld.

1000 gut. gem. echte **Briefmarken** für nur **70 Pf.** franco. [4215
Georg Buck, Ulm a. D.
Neueste Preisliste No. 7 gratis.

Als Neuheit!

Kassetten

zum Anschließen an jeden festen Platz empfiehlt in solider Ausführung billigst [4431
Chr. Wächter,
Geldschrankfabrik, Erfurt, Augustinerstr. 15.

Peinture-Bogaerts.

Freunde der Kunst werden auf diese Alles dagewesene übertreffende, direct auf Leinwand und auf Holz gearbeitete

Copien berühmter Meister

aufmerksam gemacht.
Vorgelegt wurden die Peinture-Bogaerts bei den Directionen der **Akademien der bildenden Künste zu Berlin, Wien und München.**

Nicht zu unterscheiden vom Originalgemälde.

Prächtiger Zimmerschmuck.

Deutsche und französische Cataloge gratis u. franco.

Preis pro Tableau in reich vergoldeten Brüsseler Rahmen à 40 M. = 25 fl. Ö. W.
Zu beziehen durch das
General-Depôt von J. M. Grob, Leipzig-Eutritzsch, Haupt-Depôt für Oesterreich-Ungarn Fr. Rödl, Wien I, Bäckerstraße 20, Haupt-Depôt für Berlin, Großbeerenstraße 35 und durch alle soliden Buch- und Kunsthandlungen. [4155

Der neu erschienene Catalog der

Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franko zu beziehen. [4156
H. Litolff's Verlag in Braunschweig.

Max Hesse's Verlag in Leipzig.
In dritter Auflage ist erschienen:

Liederbuch für deutsche Männerchöre.

Herausgegeben v. **R. Palme,** klg. Musikdir.
Partitur: 480 Seiten br. 1,20 in Palmeband 1,70 M. 4 Stimmen br. à 80 Pf. in Palmeband à 1,30 M.
164 Lieder mit 84 Originalkompositionen.
In 2 Jahren wurden von dieser besten Sammlung über 60,000 Ex. abgesetzt. Weit über 1000 Empfehlungen liegen vor. Jede Buchhandlung liefert zur Ansicht.

Für **Feldmesser, Forstbeamte** und **höhere Militärpersonen** brauchbar, ist in **allen** Buchhandlungen zu haben: [4239

Lehrbuch der gesammten

Feldmesskunst.

1. Die **Aufnahme, Berechnung** und **Theilung** aller **Felder, Gärten** u. **Forste,** 2. vom **Höhenmessen,** 3. vom **Nivelliren** und **Drainiren,** 4. **Terrain-Aufnahme** und **Planzeichnenkunst.** — Herausgegeben von Hofrath v. Schlieben, verbessert von F. B. Montag. — **Mit zehn Tafeln Abbildungen in 1000 Zeichnungen** bestehend.
Achte Auflage. Preis 8 Mark.
Ernst'sche Buchhandlung. Quedlinburg.

3 billige und werthvolle Werke

50 Pfennig
Buchhalter-Katech.
50 Pf. Correspondenz und
Schönschrift
Wechsel-
Wesen- und Wechselrecht 75 Pfennig.
Gegen Einsendung des Betrages in Marken franco Expedition des ersten kaufmännischen Unterrichts-Institutes
Ferdinand Simon, Magdeburg.

Max Hesse's Verlag in Leipzig.
Jeder Vereinsdirigent wolle zur Ansicht bestellen:

Liederbuch für gemischten Chor.

Herausgegeben v. **R. Palme,** kgl. Musikdir.
Partitur: 480 Seiten br. 1,20 in Palmeband 1,70 M. 4 Stimmen br. à 80 Pf. in Palmeband à 1,30 M. Eine vorzügliche Sammlung. Durch Einführung derselben wird jeder Dirigent seinen Sängern eine große Freude bereiten.

Um in allen Lebensverhältnissen besser fortzukommen empfiehlt sich:
Fr. Meyer, — Neues

Complimentirbuch.

Enthaltend: **20 Abschnitte** über **Anstand, Feinsitte** und den **gesellschaftlichen Umgang, 94 Glückwünsche** bei **Neujahrs-, Namens-** und **Geburtstagen, 15 Liebesbriefe, 13 Anreden beim Tanz, 20 Gedichte** bei **Hochzeits-** und **Geburtstagen** und **70 Toaste.** — [4244
Dreißigste Aufl. Preis 1 Mark 25 Pf.
Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

☞ **Clubs** ☜

und **Vereine** wollen gefl. Adresse einsenden, um das neueste Verzeichniß komischer Scenen 2c. 2c. gratis u. franco zugesandt zu erhalten.
Hamburg, St. Pauli. **G. Kramer.**

Operngläser

[4230
verkaufe von jetzt ab auch **einzeln** zum en gros Preise; rein achromatisch à 12, 14, 15 Mk. In Nickel 18 bis 25 Mk. Marinegläser u. Krimmstecher 20 bis 50 Mk. Fernröhre 8 bis 100 Mk.
E. W. Adam, Berlin N. Friedrichstrasse 108.

Melbourne 1881.
1. Preis — Silberne Medaille.

Spielwerke

4—200 Stücke spielend; mit oder ohne Expression, Mandoline, Trommel Glocken, Castagnetten, Himmelsstimmen Harfenspiel etc.

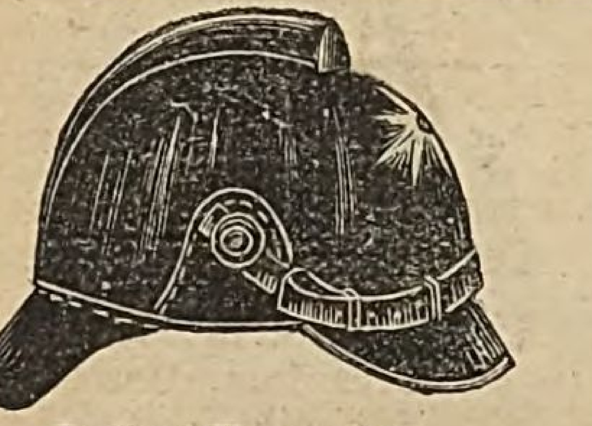
Spieldosen

2—16 Stücke spielend; ferner Necessaires, Cigarrenständer, Schweizerhäuschen, Photographiealbums, Schreibzeuge, Handschuhkasten, Briefbeschwerer, Blumenvasen, Cigarren-Etuis, Tabaksdosen, Arbeitstische, Flaschen, Biergläser, Portomonaies, Stühle etc., Alles mit Musik. Stets das neueste und Vorzüglichste empfiehlt [4328

J. H. Heller, Bern (Schweiz)

Nur direkter Bezug garantirt Aechtheit; illustrirte Preislisten sende franco.

100 der schönsten Werke im Betrage von 20,000 Francs kommen unter den Käufern von Spielwerken vom November bis 30. April als Prämie zur Vertheilung.



Julius Francke,
Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers und Königs, Hannover, [4454
Feuerwehrrequisiten- u. Militaireffecten-Fabrik. Specialität: Feuerwehr-Helme, Gurten, Latern., Beile, Röcke, Joppen 2c.2c. Präm. a. viel. Ausstell. mit ersten Preisen. Illustrirter Preiscourant gratis und franco

Roccocoleisten [4455

zu Harmonikazwecken **liefert sauber u. billig** Heinrich Keller, Altenburg i. Sachsen.

Sanitaire!

Wer staubfreie, reine den richtigen Feuchtigkeitsgrad enthaltende Zimmerluft wünscht, wer seinen Lieblingen, den Zimmerpflanzen neue Frische zuführen und den schönsten Blumenflor selbst im geheizten Zimmer haben will, wer Liebhaber von Aquarien u. Zimmerfontainen ist, wer ein elegantes, angenehmes und nützliches, das Wohlbehagen in der Häuslichkeit, die Gesundheit beförderndes Geschenk braucht, lasse sich meinen illustrirten Prospect, **der gratis und franco versandt wird,** kommen [4162

Louis Heinrici in Zwickau.

Bewährteste

Brütapparate

sicher arbeitend, **Wärmeregulirung selbstthätig, Mastkäfige,** sowie alle Utensilien zur **Geflügelzucht** empfehlen [4157

Grünhaldt & Co.
in **Oberlössnitz** bei **Dresden.**

G. Sebold in Durlach im Grossherzogthum Baden liefert seit 20 Jahren als ausschliessliche Spezialität praktisch bewährte, solid u. kräftig gebaute patentirte Hülfsmaschinen zur

Zündhölzerfabrikation,

als Einleg- und Auslegmaschinen, Hobelmaschinen für viereckigen Holzdraht, Sägen, Spanhobelmaschinen etc. und übernimmt die ganze Einrichtung neuer Zündhölzerfabriken nach bestem System. [4278

!Specialität!

Abstauber [4457
von Fuchsschweifen

liefert in **ausgezeichneter Qualität**
No. 0 pr. Groß à 42 Mk.
„ 1 „ „ à 36 „
Herm. **Starke, Leipzig,** Frankfurterstr. 52.

Für Feinschmecker!

Feinste Fürsten-Chocolade [4427
100 Tafeln 10 Mk. (Proben 30 Tafeln 3 Mk. Nachnachme). Wiederverkäufer Extra Rabatt.
Chocolad.-Fabrik Rich. Selbmann, Dresden.



Geflügelpark und Geflügel-Zuchtanstalt
Villa Breitenfeld-Zahna

Königr. Preußen

nimmt von jetzt Aufträge auf **Bruteier** von **Land- u. Wassergeflügel** an. Auch werden noch **Zucht-Stämme 1880er diverser Hühner, Enten** und **Gänse** in **nur prima Thieren** abgegeben.

Illustr. Preiscourante in **deutscher, französischer** und **holländischer Sprache** frco. gratis.

Die General-Agentur für Java (Niederländisch Indien) ist Herrn W. H. Metzmacher in Djokja, für Südamerika u. Brasilien Herrn Paulo Ottwil, R. 7 de Septbro 46 B. Rio de Janeiro, Brazil, übertragen.

Adresse für Correspondenzen u. Telegramme: [4461

„Geflügelzüchterei" Villa Breitenfeld, Zahna, Preussen.

Kanarien-Edelroller vers. unter Garantie
F. Wischmeyer, Osnabrück, Großestr. 77

Echte Coca-Pillen gegen Nervenleiden

und Schwäche-Zustände. Schachtel = $2\frac{1}{2}$ Mk. 2) **Comprimirte Lithion-Pillen** nach Professor Dr. Collas **gegen Blasen-, Harn-, Nierenleiden** und **Gicht,** außerordentlich wirksam durch schnelle Auflösung der Harnconcremente. Schachtel 3 Mk. 3) **Migraene-Pulver,** geschmacklos in Oblaten. Schachtel $1\frac{1}{2}$ Mk. 4) **Radlauer's Coniferen-Geist** von Professor Dr. Reclam in Leipzig, als das **wirksamste** und **angenehmste** Mittel zur **Reinigung der Zimmerluft** empfohlen. Flasche $1\frac{1}{4}$ Mk., 1 Zerstäuber 2 Mk. **Nur echt** durch **Radlauer's Kgl. privilegirte Rothe Apotheke** in Posen. [4465

Stottern

wird schnell und sicher entfernt und eine gewandte Sprache erzielt, Keine Taktmethode, kein langsames Sprechen. Würde jemand ungeheilt entlassen, so hat er weder Honorar noch Kostgeld zu zahlen. [4471
S. & Fr. Kreutzer, Rostock i. M.

Frische Spargel!

Grüne Erbsen, Bohnen, Früchte etc.
Genau wie frische Gemüse.
Riesenspargel, anerk. vorzüglichste Qual. n. Fabr.-Preis-Liste.
Man achte a. d. Firma
Herm. Böttcher & Co. Braunschweig
Preislisten gratis.

Frische Spargel!

Gegen nervösen Kopfschmerz

Gesicht- u. Zahnschmerz, Migräne 2c. empfehlen Dr. O. Diruf sen., kgl. bayr. Hofrath in Kissingen u. viele berühmte Aerzte und Professoren als wirksamstes Mittel das von mir allein ächt u. direct importirte **chines. Poho-Oel. — Fälschungen zu vermeiden, beachte man mein Siegel! Ernst Ihl, Ludwigs-Apotheke, Bad Kissingen.** [4217

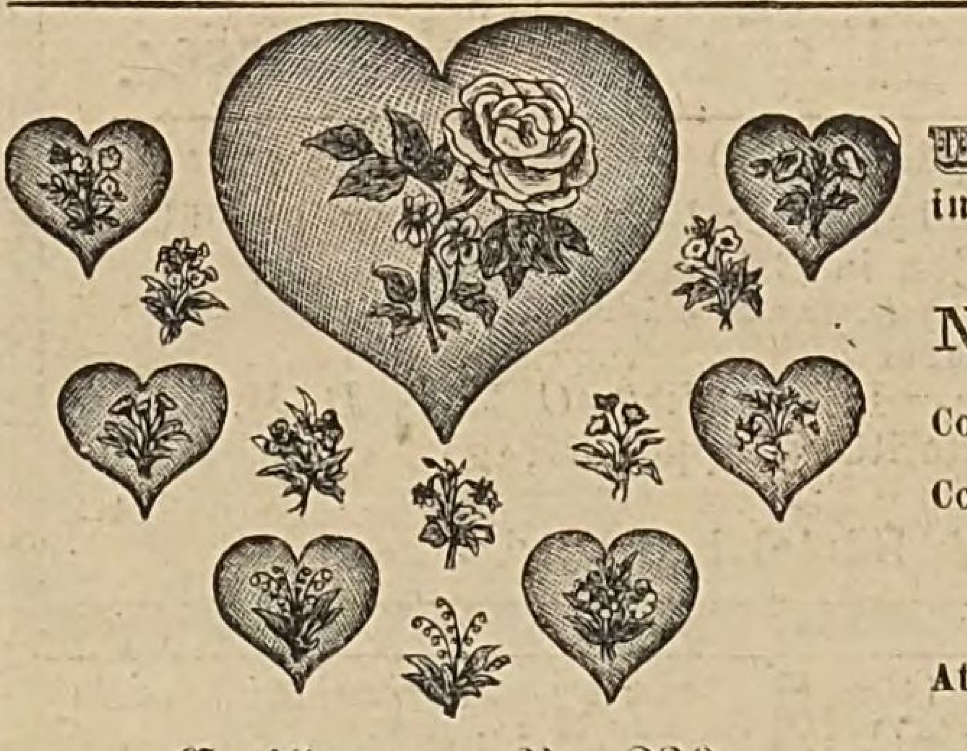
Die aus dem **Biliner Sauerbrunn** gewonnenen

PASTILLES DE BILIN
(Biliner Verdauungszeltchen)

bewähren sich als vorzügliches Mittel bei **Sodbrennen, Magenkrampf, Blähsucht** und **beschwerlicher Verdauung,** bei **Magenkatarrhen,** wirken überraschend bei **Verdauungsstörungen im kindlichen Organismus,** u. sind bei Atonie des Magens und Darmcanals zufolge sitzender Lebensweise ganz besonders anzuempfehlen

Depôts in allen Mineralwasser-Handlungen, in den meisten Apotheken und Droguen-Handlungen.

Brunnen-Direction in **Bilin** (Bohmen)



Cotillontour Nr. 230.

Herzensgeheimnisse

oder „Du kennst mein Herz noch lange, lange nicht". Die neueste und eleganteste aller Cotillontouren, à Tour für 6 Paare 6 M.

Cotillon- und Ballartikel

in großartigster Auswahl u. billigsten Preisen
versendet pünktlich die Fabrik von

N. L. Chrestensen,
Hoflieferant, Erfurt.

Cotillonorden, sortirt, pr. Dtzd. 0,75, 1. 2, 3, bis 12 M.
Cotillonbouquets von getrockn. Blumen, per Dtzd. 1, 2, 3, 4, 6 bis 9 M.
do. von frischen Blumen, pr. Dtzd. 6, 9, 12 bis 30 M.
Cotillontouren, Knallpapiere, Attrapen, Papierlaternen, Kopfbedeckungen u. s. w. billigst.

Mein beschreibender Prachtkatalog über **Ball- und Cotillon-Gegenstände** mit über 500 musterhaften Illustrations-Erläuterungen für die neuen und neuesten Touren (über 150) und Gesellschaftsspiele ist erschienen und steht auf Verlangen franco und gratis zu Diensten [4408



Cäsar & Minka

Hundezüchterei

Zahna, Prov. Sachsen Königreich Preussen

offeriren **Jagd-, Dachs-, Brakier-, Luxus-, Renomir- und Wachhunde** desgl. **Salon-Hündchen jeden Genres.**

Preiscourante in **Deutscher- Französischer- u. Holländischer Sprache incl. der Abbildungen 20 der verschiedensten Hunderacen franco, gratis.**

Die General-Agentur meiner Hundezüchterei desgleichen für meine Geflügelzucht-anstalt „Villa Breitenfeld Zahna" habe ich für **Java** Herrn W. H. Metzmacher in Djokja (Java Nied. Indien) übertragen.

Otto Friedrich,
Zahna Prov. Sachsen.

4409]



Briefliche, praktische Ausbildung zum tüchtigen Geschäftsmann.

Gediegene Sachbildung.
Buchführung, Correspondenz, Rechnen etc.
Gratis Prospekt u. Prob.-brief versendet
Ferdinand Simon, Magdeburg
gerichtl. vereideter Sachverständiger.

Für den Verkauf von: [4450
D. Decker's patentirten, in Frankfurt a/M. prämiirten

Kerzenhalter

werden in allen Städten Süddeutschlands u. der Schweiz Wiederverkäufer gesucht.
Näheres bei (D. F. 11518)
Friedr. Ilgen in Worms a/Rh., General-Agent.

Für Magenleidende gestrickte, wollene Corsets à 6,50 versendet nach Maaß die Corsetfabrik [4421
Mühlhausen i. Th. F. Recke.

Chocolade
Hartwig & Vogel Dresden
und Cacao

Zu haben in den meisten Colonial- Delicatess- und Droguengeschäften.

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von **Hartwig & Vogel,** welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

!Stottern! [4458

wird brieflich geheilt. Anfr. m. Ret.-Marke an **Arthur Heimerdinger, Straßburg i/E.**

Bad Kreuznach. [4181

Damen, d. einige Zeit zurückgezog. leben w., f. liebev. discr. Aufn. b. Wwe. **Oppermann,** Heb.

Einige erprobte Recepte zur Fabrikation tägl. Verbrauchsart. abzug. bei **J. Barck & Co.** (Friedrich Helbig),
4462] **Meiningen.**

Privatlehrer,

stud., für mehrere Kinder nach dem Harz ges. Off. mit Gehaltford. E. K. 12, Braunschweig. postlag. [4447

Ein Wittwer, Kaufmann, in einer großen Stadt Norddeutschlands sucht als **Repräsentantin** für sein Haus und als **Gesellschafterin** für seine 16- bis 20jährigen Töchter eine feingebildete Dame aus guter Familie. [4449

Eine Wittwe, die eigene Töchter erzogen hat und von katholischer Religion, würde den Vorzug erhalten. (B. 18711

Angenehmes Familienleben und hohes Salair können bei Convenienz in Aussicht gestellt werden.

Gef. Offerten mit Referenzen werden unter J. X. 8524 an die Adresse des Herrn Rudolf Mosse **Berlin,** erbeten.

Ein elternloses Kind (Mädchen von etwa 3 Jahren) wird anzunehmen gewünscht. Anerbietungen unter N. 5461 befördert die Expedition der Hessischen Morgenzeitung in Kassel. [4441

Ein jung. Kaufmann, d. i. Folge e. Herzleid. Ruhe verordn. ist, bittet **edle Menschenfreunde** um irg. e. leichte Anstell. Werthe Anerbiet. u. S. 50 a. d. Exp. d. Allg. Anz. erbeten.

Ein gebildeter Kaufmann, [4472
28 Jahre alt, evangelisch, von ruhigem Character und liebenswürdigem Aeußern, vermögend und Mitbesitzer eines flotten Fabrikgeschäftes, wünscht eine gebildete Dame sanften Characters, mit einem Vermögen von circa 30.000 Mark zu ehelichen, und bittet geehrte Reflectantinnen, Mittheilungen unter Beifügung ihrer Photographie vertrauensvoll u. Chiff. 1004. C C. i. d- Exp. d. Allg. Anz. niederl z. w. Strengste Diskret. ist Ehrensache.

E. Schrifst., d. es weg. s. freiheitl. Schiller'sch. Gesinn. a. Stell. fehlt, s. Zwecks Heir. Corresp. m. **e. vermög. D. v. gleich.** Gesinn. Off. T. P. befördert d. Expedition d. Bl. [4440

Caroline Bühring,

geb. zu **Ziegelmark** in **Mecklenburg,** wird aufgefordert, ihre Adresse dem Unterzeichneten mitzutheilen, damit ihr der Nachlaß ihrer Mutter ausgezahlt werde. [4456

Braunschweig, den 18. October 1881.

Pastor **Degering,**
Curator des Bühring'schen Nachlasses.

Unter Administration von Camillo Drache, Leipzig. — Verantwortlicher Redacteur Richard Hoffmann, Leipzig. — Druck von Leopold & Bär in Leipzig.